Europa.

Chronik der gebildeten Welt

für

das Jahr

1857.

Herausgegeben von F. G. Kühne.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1857.

Inhalt des Jahrgangs 1857.

I. Größere Aufsätze.

II. Chronik.

A. Geschichte.

B. Länder- und Völkerkunde.

C. Naturwissenschaften.

D. Litteratur, Kunst und Unterhaltung.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 1. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [3. Januar.

Inhalt.

Das Grab des Juden.

Zur Zeit der großen Judenverfolgung zu Antwerpen lebte daselbst ein Mann, der ein Gewerbe als Goldarbeiter trieb und eine gute Kundschaft hatte. Er war bei Jahren und um ihn blühte eine zahlreiche Nachkommenschaft. Die Söhne hatten geheirathet und deren Söhne waren ebenfalls schon in dem Alter, wo sie sich nach Gefährtinnen und Mitträgerinnen der Sorgen und Gefahren des Lebens umsahen. Denn es war keine friedliche Zeit. Die Städte standen miteinander in Kampf und während der Mann im Kriege lag, mußte die Hausfrau daheim oft Monatelang dem Hause und der Familie kräftige Stütze sein. Die Antwerpner Frauen wußten das gar wohl und es war kein Schwächling, keine Putznärrin unter ihnen; es war ein derber, gesunder Schlag von Weibern, tüchtig zu Rath und That und doch dabei dem Manne ein anmuthig Bild im Hause voll Reiz und Schönheit, wenn auch beides in etwas kräftiger Art. An die feinen Französinnen reichten sie freilich nicht heran; dafür hatten sie aber deren Schalkheiten und böse Listen nicht, die einem ehrlichen Mann die Stirn kraus zu ziehen im Stande sind. Der Enkel des alten Gottfried van Bryl, so hieß der Meister, hatte unter den Töchtern seiner Vaterstadt gerade eine herausgefunden, die die obigen Eigenschaften in höherm Grade als ihre Mitschwestern besaß, und somit hätte seine Ehe eine glückliche sein können, wenn nicht der leidige Zwist und der Hader der Zeit hindernd sich zwischengelegt hätten.

Der alte van Bryl galt als Haupt der Calvinisten und seine Familie und Verwandtschaft wüthete ganz besonders gegen die Juden. Der reiche Baruch Abraham Solim Abasi, der Stern Gottes, wie ihn seine Anhänger nannten, hatte Antwerpen verlassen und über die Stadt jenen alttestamentarischen Fluch ausgesprochen, der da gebot, die Mauern sollten ihre eigenen Bewohner erschlagen, die Flüsse zurückfluthen, um in ihrem tobenden Wasser alles Lebendige zu verschlingen. Mit diesem Fluche auf den Lippen war der weise Rabbi entflohen, und mit ihm zog der Stamm der Auserwählten, seine Freunde und Genossen. Die Verfolgung begann. Uralter Haß entzündete sich und jede kleine Unbill des Tages, jeder Grund geringfügiger Klage ward nun in doppelter und dreifacher Züchtigung den zurückgebliebenen Juden auf den Hals geworfen. Verbrechen war es, einem Juden Obdach nur auf eine Stunde zu geben, und die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, wurde selbst auf den Kanzeln und in den Klöstern als eine himmelschreiende Sünde ausgerufen. In den Familien gab es fessellosen Streit. Die Religionssecten hatten sich hineingemischt, und während die unglücklichen Juden den Haß aller Parteien auf sich ruhen fühlten, wühlten nebenbei diese Parteien unter sich, und beobachteten einander mit dem giftigen Auge der Zwietracht, des Verraths und des Neides. Bald hieß es, die Katholiken thäten den Juden Vorschub, bald machte man der neuen Lehre Luthers diesen Vorwurf, und die Calvinisten waren es, die auf diese Weise die Anhänger der Lehre, aus deren Schooße sie doch selbst hervorgegangen, verdächtigten. Die Spaltungen und der Zwist erreichten eine solche Höhe, daß zahlreiche Familien sich entschlossen, die Fremde zu suchen, und mit den flüchtigen Juden, die auf allen Heerstraßen dahinzogen, sah man auch Antwerpner Bürger sich in die Schweiz aus den Stürmen retten, die unaufhaltsam und wie es schien ohne Aussicht auf baldige Aufhör über die reiche Stadt und die gesegneten Fluren dahinbrausten.

Wir bleiben mit unserer Erzählung in der Stadt, ja wir haben es recht eigentlich mit dem Kampf und mit dem Streit innerhalb der Mauern zu thun. Die Partei der Calvinisten hatte dadurch, daß angesehene Mitglieder in den Rath gewählt worden, zeitweise die Obermacht gewonnen, und an der Spitze dieser Mächtigen stand die Familie van Bryl, deren Verwandten und Anhang. Wo der Name van Bryl genannt wurde, zitterte der Jude; er

klang ihm gleichbedeutend mit der Hetzpeitsche, der Kette, dem Hungerthurm. „Sie haben Gott gekreuzigt!“ rief ein van Bryl auf offenem Markte, „wie dürfen wir ihnen jemals vergeben!“ Und mit ihm schrie der Haufe: „Tod! Untergang den Verfluchten!“

Der junge Adrian van Bryl, dessen Heirath wir so eben mit einer derben Antwerpnerin verkündet haben, zeigte Lust, mit seinem jungen Weibe die Flitterwochen anderswo vergnügter zu verleben, als in dem Lärm und Toben seiner Vaterstadt. Allein es wurde ihm untersagt. Der Vater Adrians warb gerade ein Häuflein Söldner unter dem Namen des Grafen v. Lynd, und es galt einen Kriegszug gegen die benachbarte Stadt, die ihre Thore den Ausgewiesenen und Flüchtlingen geöffnet hatte, welche die Stadt Antwerpen verfolgte. Adrian machte einen Sommer über den Feldzug mit; dann aber fand er Gelegenheit, zu entschlüpfen, und mit Weib und Kind siedelte er sich in der guten Stadt Harlem an, berühmt wegen ihrer Tulpenzwiebeln und schönen Frauen. Beides eine bunte und eitle Waare. Hier in Harlem wurde unser Jacob geboren. Der Vater, um sich desto sicherer vor seinen Verwandten zu verstecken, änderte seinen Namen und nannte sich Ruisdael, was soviel als abwärts brausendes Wasser heißt. Und in der That, der Name paßte gut zu seinem Träger, denn das Leben desselben ließ sich mit dem Lauf eines in seinem Gange öfters gehemmten, daher unwillig niederstürzenden Waldstroms vergleichen. In Harlem legte sich Adrian auf die Kunst, seine Hölzer zu bearbeiten, sie zu allerlei kostbarem Hausgeräth zu verwenden, und dazu erfand er einen schönen, glänzenden Firniß, der dem Holze die Glätte und die Farbe der verschiedenen Marmorarten beizubringen befähigt war. Hierdurch war für seinen Unterhalt gesorgt.

Unterdessen nahmen in der Stadt Antwerpen die Händel ihren Fortgang. Die Familie van Bryl ward auf eine recht verdrießliche Weise mit hineingemischt. Sei es, daß der Hochmuth, zum dem einige der Mitglieder dieser so sehr begünstigten Familie sich hingerissen fühlten, sei es, daß ihr Ehrgeiz in der That in die Privilegien der übrigen vornehmen Bürger griff, oder schlechtweg war es die Laune des Glücks, das seine Kugel drehte, genug, die Familie wurde beschuldigt, es trotz aller öffentlichen Demonstrationen heimlich mit den verfolgten Israeliten zu halten, und namentlich ward gegen das greise Oberhaupt der Sippschaft die Verdächtigung erhoben, als habe er zu einer gewissen Zeit, wo er sich unbeachtet glauben konnte, einem Juden bei sich Obdach und Schutz verliehen. Die Sache machte ungemeines Aufsehen. Es traten Zeugen auf, die an dem Morgen des bezeichneten Tages den alten Meister Gottfried im Geleit eines verhüllten Mannes die Wohnung hatten verlassen sehen. Wenige Schritte von der Hausthür, da wo der Weg sich um die Mauer eines Gärtchens wendet, hatte der Fremde den Mantel verloren und man hatte in ihm den Rabbi Baruch Abraham erkennen wollen. Die Familie that ihr Möglichstes, den Gegenbeweis gegen diese Anklage zu führen, und es wurde dargethan, daß an dem Morgen, als Obiges sollte geschehen sein, der Meister Gottfried krank in seiner Kammer gelegen, unfähig sich zu rühren, von einem schweren Gichtleiden geplagt. Dies bezeugten die Frauen der Söhne, die an dem Bette gewacht; dies bezeugte auch der Arzt des Hauses, der gerade um die frühe Morgenstunde in der Nähe sich befunden und ohne Zweifel von einem solchen Ausgange des schwer Erkrankten würde benachrichtigt worden sein. Aber die Menge glaubte dennoch was sie glauben wollte, und die Stimmung für die Bryls war nach diesen Vorfällen lange nicht so günstig, als sie es vor denselben gewesen war.

Jahre vergingen. In der Stille, in dem Frieden des sichern Zufluchtorts wuchs der junge Ruisdael heran. Er wurde ein Knabe von ganz besonderer Schönheit. Die reizende Mutter sah in ihm ihr eigen Bild, und die Hoffnungen, die sie faßte, und die sich mit der Zukunft ihres Lieblings beschäftigten, ließen sie den Kummer vergessen, die Thürme der prächtigen Stadt Antwerpen nicht mehr schauen zu dürfen, und nicht das Antlitz ihres Vaters, der, den Drangsalen erliegend, einen raschen Tod gefunden, ehe es ihm gelungen, die geliebte Tochter, die ihm entflohen war, wiederzufinden.

Was sollte Jacob werden? Kunstschreiner wie sein Vater? Nein, die Mutter wollte ihn in Ansehn und Würden wieder in der Vaterstadt sehen, und sich dazu, auf ihre alten Tage, ausgesöhnt mit all den Muhmen und Basen, mit all den lieben Vettern und Oheimen, und vor allen Dingen wieder in gutem Vernehmen mit den Geldsäcken des alten Großpapa's, der für einen der reichsten Bürger der reichen Stadt gehalten wurde. Jacob wurde befragt, als er eben in sehr guter Laune war. Er stand vor einer sehr großen, schönen Tulpe, die ihren farbigen Pokal oben bis an den Rand zu mit dem klarsten Sonnenlichte gefüllt hatte und nun im Morgenwinde leise schwankte, wie der gefüllte Römer mit dem Blute der Traube schwankt in der zierlich emporgehobenen Hand des Trinkers. Jacob stand wie ein junger Bacchus da, dem dieser Pokal geweiht war. „Vater,“ sagte er, „laß mich Blumenhändler werden! Gib mir die Zwiebel der aschgrauen, mit Purpur gezeichneten Tulpe, die wir die Prinzessin von Oranien genannt haben, und laß mich damit in die Welt ziehen. Gib Acht, die schöne Prinzessin verläßt mich nicht, sie macht mich zum reichen Manne. Und dann komm ich zurück und kaufe mir die Hälfte dieses Nestes Harlem, und Du baust Dir daraus ein kleines Antwerpen, mit den Kirchthürmen, die der Mutter so sehr gefallen.“

„Das ist Narrheit, mein Sohn!“ entgegnete der Vater.

„Doch nicht so ganz,“ setzte die Mutter hinzu; „der Plan mit den Blumenzwiebeln —“

„Ist der Plan eines Narren! Wo wird der Junge die Klugheit und Verschmitztheit, die List und die Gewandtheit sich verschaffen, um den zahllosen Blumenhändlern, die diesen großartigen Handel jetzt betreiben, den Rang abzulaufen? Er wird bald genug am Hungertuche nagen und seine Tulpenzwiebel zuletzt auf einer Butterschnitte verspeisen.“

Jacob hatte unverwandt in den Kelch der Blume gesehen. „Wo sie nur diese Farben her hat? Wie schön das in einander geht! Vater, laß mich Maler werden!“

„Ja doch! Das wird man auch sogleich auf dem Platze!“

„Einer meiner Vettern malt Blumen, auf denen Käfer und Spinnen sitzen,“ sagte Frau Ruisdael. „Aehnlich dem Leben bis zum Täuschen. Schade daß er dem Glase zu oft zuspricht, und daß deshalb seine Hand zittert. Er wäre ein schöner Mann, wenn er nicht unglücklicherweise den Höcker hätte, und seine Beine gerader wären als sie es sind.“

„Nun ja, da gehts! Wenn die Mutter nur von ihrer Verwandtschaft sprechen kann, dann ist sie glücklich!“ rief der Sohn.

Die Berathung nahm ein Ende, indem der Vater erklärte, er wolle Jacobs wegen mit dem Gerichtsschreiber sprechen; es sei ja wohl in der Amtsschreiberstube ein Platz frei. Ein Gedanke, der dem Sohne höchst zuwider war; denn nichts behagte ihm weniger als eine dumpfe Stube, angefüllt bis oben an mit alten Scripturen, die für ihn gar keine Bedeutung hatten. Er liebte es, in Feld, Wald und Wiese umherzustreifen und wo möglich auch die Nächte im Freien zuzubringen, eine Liebhaberei, deren Ausübung ihm jedoch streng von den Eltern untersagt worden war.

Einst lag er an einem Sommerabend am Abhang eines Waldhügels und träumte von seiner schönen Prinzessin von Oranien, die in einem Reifrock von Goldbrokat als umgekehrte Tulpe zu ihm kam und ihn aufforderte, mit ihr in die Welt zu ziehen, — als ein Finger leise seinen Oberarm berührte. Er fuhr aus dem Schlafe auf und sah einen Mann von räthselhaftem Aussehen vor sich stehen. Ein langer, dunkelfarbiger Mantel deckte die Gestalt, ein schimmernd weißer Bart quoll daraus hervor und ein schwärzliches Gesicht, das stark gegen diesen Schnee des Bartes abstach, war mit unzähligen Runzeln bedeckt und zeigte zwei glühende Augen, ebenfalls unter einer weißen Schneedecke.

„Wer bist Du? Was willst Du?" fragte der Knabe.

„Hast Du Muth?" flüsterte die Gestalt und legte sich halb knieend, halb liegend zu dem Jungen ins Gras. „Wenn Du Muth hast, so soll reicher Lohn Dir werden."

Jacob setzte sich auf und starrte dem Fremden ins Gesicht. „Zu was willst Du meine Hülfe?" fragte er rasch.

„Zu etwas, das Dir Ehre bringen wird, Kleiner. Du sollst einem alten Manne wie ich bin, den seine Kräfte verlassen haben, die Deinigen borgen."

„Es ist doch ein christliches Werk, das Du verlangst?"

Der Alte schnitt ein häßliches Gesicht. „Christlich?" rief er, — „nun ja, wie Du willst, jedenfalls ists löblich und gerecht. Sieh, da liegt ein Todter, Du sollst mir helfen, ihn zu seiner Ruhestätte zu tragen. Bis hierher hab' ichs gethan, weiter kann ich nicht; meine Knie zittern und ich muß fürchten, daß ich die theure Last den Abhang hinabfallen lasse. Komm, mein Bürschchen, komm!"

Jacob erhob sich willig, folgte seinem Führer und faßte den in Tücher gehüllten Todten an den Füßen, der Alte unter die Arme. So ging es rasch vorwärts. Der Wald wurde immer dichter; sie kamen an eine Stelle, wo das Tageslicht verschwand und die dichten Gipfel der uralten Stämme im Sturme gegen einander rauschten, daß es ein wahrhaft betäubendes Brausen gab. Dabei lärmte ein vom Regen angeschwollener Waldbach über Steingeröll in die Tiefe hinab. Die Stelle war so wundersam wild, daß dem Knaben das Herz erbebte, aber der Schrecken war kein niederdrückender; im Gegentheil es hob sich die Brust in diesem Getobe der Naturlaute, als wollte sie freiere und kühnere Athemzüge thun. Beide Träger standen still und schauten sich um. Die Wolken thürmten sich immer höher und dichter und jetzt war der spärliche Abendschein, der bis hierher durch die Bäume geschimmert, völlig erloschen. Der Donner rollte und der Sturm raste. Es brachen Baumstämme und stürzten mit lautem Krachen nieder, Vogelstimmen, rufend und kreischend, ließen sich fern und nah hören, und mitten in diesem Getöne erhob der Alte seine Stimme und sang ein wundersames altes Lied mit solcher Anstrengung, daß sein ganzer Leib erzitterte und seine Hände sich krampfhaft ballten. Es kamen Stellen im Gesange vor, die wie Flüche klangen und in die der Donner grollend hineinrollte, als wollte er bestätigen was der Alte sagte. Als er das Lied geendet, schritt er dreimal eilig im Kreise um den auf der Erde liegenden Todten, indem er seinen Mantel weit ausbreitete, sodaß er wie ein ungeheurer Nachtvogel aussah. Im Schein der Blitze erblickte Jacob in der Tiefe der nächtlichen Baumschatten einige Grabdenkmale. Er starrte nach der Gegend hin und es wurde ihm immer herzerschütternder zu Muthe. Solch ein Gefühl hatte er noch nie erlebt; dabei entging ihm nichts von der furchtbaren, aber doch dabei wunderbaren Schönheit des Bildes. Auf einen Baumstamm sich niedersetzend, sah er bald auf die Gräber drüben, wenn sie in dem hellen Scheine sichtbar wurden, bald auf den Alten, der sich immer noch mit dem Todten beschäftigte. Die Gegenwart Jacobs schien er vergessen zu haben; plötzlich erinnerte er sich daran, oder er ward auch des Knaben hellbeleuchtete Gestalt ansichtig; genug er trat auf ihn zu, drückte ihm ein Beutelchen in die Hand und sagte befehlend: „Geh, Knabe, ich bedarf Deiner nicht mehr, was jetzt hier geschieht, das darfst Du nicht mit ansehen."

„Gut," sagte Jacob, „aber wie werde ich den Weg zurückfinden?"

Der Alte legte die Hand an die Stirn und sann nach. Du hast Recht; Du würdest in die Irre gehen und die Deinigen würden um Dich bekümmert sein, wenn Du nicht zur Nacht nach Hause kommst. Das darf nicht sein. Komm, gib mir die Hand — sei nicht furchtsam, ich bringe Dich in eine nahe Köhlerhütte, dort wartest Du bis ich komme und Dich mitnehme."

Sie gingen. Jacob wurde in eine kleine Kammer gebracht, die der Alte hinter sich zuschloß. Das Fenster war vergittert. In diesem Kerker harrte der Gefangene über eine Stunde aus; dann kam der Alte und Beide gingen schweigend durch den Wald. Das Wetter hatte nachgelassen, der Mond kam hinter zerrissenen Wolken hervor. Am Waldesrande, da wo sie sich getroffen, trennten sie sich wieder. Der Alte war mürrisch und sprach selbst beim Abschiede kein Wort. Als er den Hügel hinanschritt, flog wieder sein Mantel in seltsamen Schwingungen und wieder sang er die unverständlichen Liederverse. —

Als Jacob das Abenteuer daheim dem Vater erzählte, wußte er nicht anzugeben weder wer der Mann, der ihn zu dem nächtlichen Werke geworben, noch wer der Todte gewesen. Er hatte nach keinem Dinge gefragt. Auch der Ort im Walde fand sich nicht, obgleich Vater und Sohn einen Versuch machten, dahin zu gelangen. „Du hast wohl das Ganze geträumt," sagte der Vater. — „Nein; denn hier ist das Beutelchen, das mir der Alte im Walde gab," antwortete Jacob. Die kleine Ledertasche enthielt drei Goldstücke von altem Gepräge. —

Mittlerweile hatte sich eine Versöhnung zwischen Adrian und seinen Geschwistern und Verwandten eingeleitet. Er ließ die Frau und den Knaben zurück, und ging nach Antwerpen zum Besuch. Als er zurückkam, erzählte er ausführlich, wie er die Seinigen gefunden; zu ihnen zurückkehren wollte er jedoch nicht. Besonders viel sprach er von dem alten Großvater, der viel über die Neunzig alt war, und der in seinem Wesen den Eindruck eines Mannes

mache, der in einem kleinen Wirkungskreise vieles Große und Ruhmwürdige geleistet, und der jetzt dem Ende seiner Tage mit Ruhe entgegensah. Adrians Vater war des Greises Liebling, und somit auch Adrian und sein Sohn in dessen Gunst mit eingeschlossen. Von Jacob, seinem Urenkel, ließ er sich viel erzählen, und Alles was Adrian von dem Knaben — der jetzt schon zum Jünglinge heranreifte — vorbrachte, machte dem Alten Freude. „So war ich, wie ich jung war!" rief er, „ich erkenne mich in diesem Knaben! Macht, daß ich ihn schaue, ehe mein Auge bricht! Zögert nicht, — ich will den Knaben sehen — hört Ihr — ich will ihn in meinen Armen halten! Ueber sein Haupt will ich den Segen sprechen, der den Kindern Häuser baut und ihrem Gut Gedeihen schafft!" — Adrian versprach dieses Begehren sobald wie möglich zu erfüllen. Jacob hörte mit großem Stolze diesen Wunsch des Hauptes der Familie und er schickte sich an, mit seiner Mutter nach Antwerpen zu reisen. Aber zu dieser Reise kam es nicht.

Seit dem Vorfall im Walde waren zwei Jahre vergangen. Jacob besorgte jetzt kleine Geschäftsreisen für seinen Vater auf die benachbarten Dörfer. Auf einem dieser Wege traf er auf einen Handelsmann, der aus Antwerpen kann; es entspann sich ein Gespräch. „Nichts Neues aus der großen Stadt?" — „Nichts, außer daß der alte van Bryl gestorben ist." Jacob horchte auf. „Was sagt Ihr?" rief er athemlos, „der alte van Bryl?" — „Ja, und der Erbe des alten Mannes soll einer seiner Urenkel sein, ein Nichtsnutz, der sich im Lande herumtreibt, und dessen Vater schon den Seinigen entlaufen ist. Daß doch stets die Vagabunden in dieser Welt Glück haben!" Ueber die Wichtigkeit der Nachricht überhörte der junge Ruisdael die Schmähungen, die ihr beigefügt waren. Er suchte einen Vorwand, sich von dem Wanderer zu trennen und nach Hause zu eilen und diese Nachricht dort rasch zu verkünden. Der Handelsmann sah ihm erstaunt nach, als er mit seinem kleinen Fuhrwerk rasch um die Ecke des Feldwegs wieder zurück die Straße, die er eben gemacht, eilte. Aber noch hatte Jacob das kleine Gehölz nicht erreicht, das die Grenze des väterlichen Gebietes bildete, als aus dem Schatten des Gebüsches, beglänzt von den Strahlen der Morgensonne, ihm ein alter Mann entgegentrat, dessen Blicke und ganze Erscheinung sogleich ihm ein Gefühl einflößten, als suche dieser Mann ihn und als gehöre er zu diesem Greise.

„Jacob Ruisdael?" fragte der Fremde, gleichsam wie schon der bejahenden Antwort gewiß.

Jacob neigte bejahend das Haupt und grüßte ehrerbietig.

„An mein Herz!" rief der Greis und wankte auf den Jüngling zu. „Ich bin Gottfried van Bryl, der Großvater Deines Vaters."

Ein Schauer flog durch die Glieder Jacobs; der soeben Todtgesagte trat ihm entgegen. Er stand eine Weile unbeweglich. Der Blick des Greises übte eine gewaltige Macht aus. Dies war nicht das Auge eines Betrügers, nicht das Auge eines Trugbildes — der Urgroßvater selbst stand vor ihm.

Jüngling und Greis lagen einander in den Armen.

„Du bist nicht zu mir gekommen; ich aber suche Dich auf!" rief Gottfried van Bryl, indem er mit liebevoll schmeichelnder Hand die frische Wange des Jünglings berührte: „doch still, mein Besuch gilt nur Dir! Gelobe mir tiefes Schweigen! Deine Eltern dürfen nichts von meinem Hiersein erfahren. Deshalb stehe ich hier schon länger als eine Stunde und habe auf Dich gelauert. Man hat mir gesagt, Du seist des Weges gezogen, und würdest bald wieder heimkehren. Jacob, mein Kind, ich habe Wichtiges mit Dir zu reden. Der Aelteste kommt zum Jüngsten. Aber so geht es: Gott lenkt das Herz und den Willen, und mir hat er beides zu Dir gelenkt. Nochmals, gelobe dem Vater Deiner Väter ein redliches, treues und verschwiegenes Herz. Diese Stunde wird Dein Glück gründen oder Dein Glück zerstören. Beides ist in Deine Hand gegeben. Führe mich nun an einen Ort, wo wir ungestört das mit einander besprechen können, um dessenwillen ich alter Mann hierhergekommen."

Jacob mußte einen Eid schwören, seinen Eltern nichts von dem Vorfalle mitzutheilen.

„Aber, Urgroßvater," sagte er schüchtern; „wird das was Du mir zu sagen hast nicht viel besser passen, daß mein Vater es vernehme? Er, der Dich so liebt und so achtet?"

„Nein Du — mein Kind — Du allein sollst des alten Mannes schweres Geheimniß wissen!" sagte der Greis und seine Stimme zitterte. Er hielt die Hand vor die Augen als blendete ihn die Sonne. In seinem ganzen Wesen kämpfte etwas, gewaltsam an die Oberfläche zu dringen. Jacob sah sich um, ob Niemand ihm folgte; dabei unterstützte er den Alten und brachte ihn vorsichtig den kleinen Wiesenpfad hinab, der zu einem einsam stehenden Brunnen führte, den der Hirte mit seiner Heerde aufzusuchen pflegte, aber nicht um diese Stunde. Der Brunnen und die darum befindlichen Bänke standen einsam. Die Sonne war unter Wolken getreten; eine schwühle Hitze lagerte sich über die weite Fläche. Der Greis und der Jüngling gingen langsam ihres Weges; endlich war der Brunnen erreicht und unter dem Schatten eines Ahorngebüsches ließ sich der Alte auf die Bank nieder. Ehrfurchtsvoll blieb der Urenkel vor ihm stehen.

„Kind meiner Kinder!" rief der Alte. „Nicht vergebens heißt Du Jacob. Jacob war der Auserwählte des Herrn, Einer der Väter des Bundes! Jehova's Geist war mit ihm, und so sehr er auch irrte, er wich doch nie von dem alleinigen Gott. So will auch ich, daß Du dereinst seiest wie er war! Jacob! Jacob!"

„Jacob war Jude" —

„Das war er. Lange vor den Christen waren Juden die Bekenner Gottes und des Gesetzes. Willst Du den Sohn höher stellen als den Vater? Gebührt nicht dem Vater die Ehre? Also steht der Jude höher als der Christ."

„Da sei Gott für!" rief Jacob heftig. „Das darf nicht sein!"

Der Greis fuhr zornig in die Höhe; er stand im Begriff, heftige Worte auszustoßen, doch unterdrückte er sie, und indem er kummervoll das Haupt in die Hand stützte, seufzte er vor sich hin: „Wie will ich's anders haben? Er ist erzogen in der Lehre! Ich habe keine Zeit ihn zu bekehren! Meine Stunde naht. Gut denn; ich will alles auf einen glücklichen Wurf setzen!" Und den Jüngling zu sich heranziehend, ihn schmeichelnd um den Leib fassend, sprach er: „Liebst Du mich, mein Jacob? Liebst Du mich? Und wenn Du mich liebst, so folge mir nach. Wisse, daß ich Jude bin."

Jacob trat einige Schritte zurück und verhüllte sein Antlitz.

Der Greis fuhr fort, scheinbar ohne diese Zeichen des Schreckens und Abscheus zu bemerken. „Ja, der heilige Glaube dieses verbannten und verfolgten Volkes ist der meinige. Lange Jahre hab' ich

geheuchelt, öffentlich Moses und das Gesetz verleugnet und heimlich Buße gethan. Es ist mir schwer geworden, das weiß Gott. Aber die Welt forderte dies Opfer. Sollte ich die Meinen ins Unglück stürzen? nach den Begriffen ihrer Lehre Schande über sie bringen, ihr Leben, ihr Glück gefährden? Nein, lieber duldete ich, litt und kämpfte. Mehr als einmal war es nahe daran, daß mein Geheimniß verrathen wurde, doch die Klugheit meiner Familie und meine eigene deckte es geschickt wieder zu. Aber ich wollte nicht mit der Lüge aus der Welt gehen. Einer meines Stammes, ein Sprosse meines Blutes sollte um mein Geheimniß wissen, und nach allem, was Dein Vater mir von Dir erzählt, wählte ich Dich. Der weise Baruch ist von meinem Entschlusse unterrichtet; er wird Dich im Geheim in den Lehren des Talmud unterweisen, und Dich, wenn die Zeit da ist, aufnehmen in den Schooß der Gläubigen. Ich werde Dich im Lichte Jehova's, des einigen Gottes, dereinst wiedersehen. Mein Sohn, mein Sohn! Welch ein Entzücken für mich! Willst Du mir diesen Trost im Tode versagen? — Wenn sie Alle, die ich zeugte, vor mir gehen, ein langer Zug, um sich vor Maria's Sohn niederzuwerfen, so wirst Du allein, Du mein Jüngster, Du mein Liebling, zu mir eilen, und ich werde Dich mit Triumph den Vätern zeigen. Die Propheten des alten Bundes werden Dir ihre flammenden Segensgrüße spenden, über Dich werden die ewigen Harfen tönen und die Psalmen Davids Dich umrauschen. Kind! Was ist der Himmel der Christen gegen die uralte Herrlichkeit Salomos? Was ihr dürftiger Glaube gegen das Gesetz das einst vom Berge Sinai Gott selbst seinen Kindern verkündete?"

Jacob war noch immer stumm.

„Ich fordere nicht, daß Du Dich jetzt gleich entscheidest," fuhr der Greis fort. „Ich gebe Deiner Seele die Ruhe, deren sie bedarf um das Ueberraschende, Unerhörte zu fassen. Dann geh' zu Baruch. Er hat für Dich ein Geschenk in Händen, das meine Liebe für Dich bereit hält. Nimm es, genieße es als mein Kind. Und jetzt laß mich gehen! Die Sonne rückt höher; der Hirte mit der Heerde naht sich. Ich darf hier nicht erblickt werden."

Er erhob sich mühsam. Der Morgenwind wühlte in seinem weißen Barte. Unruhig und forschend blickte er auf das Antlitz des Jünglings, dessen Blicke noch immer von ihm abgewendet waren. „Er faßt nicht an! Er willigt nicht ein!" murmelte er vor sich hin.

Der geängstete Zuhörer erholte sich endlich und brach in die fast stürmisch hingeworfenen Worte aus: „So ist's doch gut, Vater, daß Du noch lebst — daß Du noch Deinen Sinn ändern kannst. Wenn Du nun todt wärst, wie man mir gesagt, so könnte nichts mehr geändert werden."

„Hoffe nichts!" rief der Greis. „Ich kenne das Uebel an dem ich sterbe, nur wenige Tage bleiben mir noch. Die Kunde von meinem Tode wird sich bald bewahrheiten."

Neuer Schrecken überkam Jacob. Er faßte krampfhaft die dürren Hände des Alten und preßte sie an seine Brust.

„Wenn ich todt bin," sagte der gebeugte Mann, „so werden Männer kommen und mich heimlich zu den Bekennern meines Volkes bringen. Du sollst ihnen folgen und Zeuge sein wie sie meinen Leib der Erde geben. Ich werde bei den Gebeinen Derer ruhen, die ich im Leben verfolgte. Die Buße ist gerecht. Der Jude zu den Juden! Wenn Du angeschaut wie sie mich bestatteten, so eile zu Baruch und bringe ihm meinen Segen und meine letzten Grüße. Und nun, mein Sohn, wiederhole nochmals den Eid, den Du mir geschworen, mein Geheimniß Niemand zu verrathen; Du würdest, wenn Du redetest, Dich und die Deinigen in endlose Gefahr stürzen und machen, daß mein Andenken verwünscht würde."

Jacob leistete den Eid und der Greis schloß ihn weinend in die Arme.

Vom nahen Kirchthurm tönten die Glocken, die den morgenden Festtag einläuteten. Der Alte wählte einen Seitenpfad, hieß den Enkel zurückbleiben und verschwand ihm aus dem Gesichte.

Es war wieder ein dunkler stürmischer Abend als drei Männer, von denen der mittelste noch jung war, dem Walde zuschritten, und sich in dessen Tiefen verloren. Angelangt an dem Platze den wir schon kennen, wurde die entseelte Hülle des Meisters Gottfried van Bryl von vermummten Gestalten in Empfang genommen und die Bestattung ging vor sich. Jacob stand in einiger Entfernung und schaute zu, andächtig die Hände gefaltet, und mit Thränen im Blick. Als alles geschehen, verließen die Männer den Ort. Ein Stein mit einer hebräischen Inschrift bedeckte die Ruhestätte.

Der junge Ruisdael hielt seinen Eid; von ihm erfuhr Niemand die Vorgänge dieser Nacht und das Ende des Hauptes der Familie. Den Unterricht den ihm der weise Baruch ertheilen wollte, wies er zurück; er blieb Christ, doch nahm er nicht Theil an dem Verfolgungseifer seiner Verwandten. Das Vermögen, das ihm der Alte unter der Bedingung seines Uebertritts vermacht, kam zu gleichen Theilen an die Erben. Ein großes, wundersames Geschenk hatte ihm, wider Wissen und Willen, der Alte durch seinen Tod vermacht: er hatte ihn zum Maler geschaffen. Nach Hause gekommen, wußte der junge Mann jene Eindrücke die ihm im Walde geworden, in einem Bilde zusammenzufassen. Es gelang ihm über Erwarten. Die geheimnißvolle Sprache, die die Natur zu den Eingeweihten spricht, war seinem Ohr schon längst verständlich; sie wurde es jetzt seinem Auge, und die Hand gewann die Geschicklichkeit, dieses Verständniß auszusprechen. So hatte ein großer Moment für sein ganzes Leben entschieden. Die erste, noch schülerhafte Skizze führte er viele Jahre später, als sein Name schon mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt wurde, in großem Style und mit der genialsten Kraft seines Pinsels aus. Es ist eines der schönsten Bilder, welche die Dresdener Gallerie von ihm besitzt. Wir sehen im Dunkel des Waldes die halbverfallenen Grabmonumente und Leichensteine schimmern, von denen eines, hebräische Inschriften trägt: es ist das Grab jenes Mannes, dessen Schicksale und Ende wir soeben geschildert. Dieses Andenken dem Greise zu stiften, konnte sich der Künstler nicht versagen. Doch wie gesagt, nur er wußte um das Geheimniß dieses Grabes.

Der Beschauer dieses herrlichen Bildes fühlt, wenn ihm poetische Begabung innewohnt, die düstern Räthsel der versteckten

Grabeswelt ihren kühlen Hauch ihm entgegensenden. Er hört die Bäume rauschen, die ihre Gipfel vereinigen über den irdischen Resten Derer, die das Geschick hier in geheimnißvolles Dunkel versinken ließ. Wer ruht unter jenem Sarkophage, zu dem die drei Stufen von schwarzem Marmor hinaufführen? Wir wissen es nicht. Vielleicht ebenfalls ein Verfolgter, ein Verbannter, dem heimlich Liebe und Verehrung dieses kostbare Andenken stiftete. Und dann die übrigen Steine die tief in den Boden schon eingesunken! Welche Gebilde verschwanden hier in die Schatten? Welche Schauer wehen über diesem Gottesacker im Walde! Wer nur eine Stunde an diesem Bache sitzen dürfte um seinem Rauschen zuzuhören, um seine klaren Wellen in Hast über das Steingeröll hingleiten zu sehen! Und dann die Stille! Die wahrhaft göttliche Stille dieses Ortes! Hier kann die Seele ihre ewigen Offenbarungen schöpfen, und wie der Durstige aus der Quelle, so kann sie aus der Fülle der Gottesstille Muth für die Kämpfe eines ganzen Lebens trinken. Dank dem Künstler, der uns dieses Bild dichtete! Noch Tausende werden nach uns vor dieser Schöpfung stehen, und in ihre aufmerksamen Seelen werden Gebilde des geheimnißvollen Jenseit ziehen, das hinter diesen Grabsteinen sich verbirgt. Wie Vielen, die da noch kommen werden, werden diese Bäume rauschen, dieses alte Gemäuer, im blassen Schein des Mondes, wird ihnen Schauer einflößen, und der Waldbach wird ihnen Träume bringen, ebenso tief, klar und erfrischend wie seine nächtlichen Wellen.

Ewige, heilige Schöpfungskraft, du, die du dich in die schwache Hand des Menschen legst und durch sie himmlische Gebilde in die Nacht unserer trüben Erdenwelt sendest — welch ein Lob wäre dir zu bringen, völlig würdig deiner Größe und Güte? Welch ein Segen wäre reich genug deinen Segen zu vergelten, der niederträufelt auf jeglich Herz, das empfängliche Pulse schlägt! Wenn die Mühen des Lebens, des staubigen, trockenen, angstdurchtönten Lebens uns welk hinwerfen auf unser Lager, dann geschieht es wohl, daß ein einst mit Inbrunst angeschautes Bild wieder wie Mondschein in unserer Erinnerung auftaucht, und fernab fliehen alsdann die bittern Leiden.

So wirkt die Kunst! — Beugt vor ihr Eure Kniee! Sie ist die Trösterin des Müden, die Verschönerin des ganzen Lebens. Ach, wer möchte ohne sie — in der Hütte wie im Palaste — wohnen! Sie ist's, die Licht in beide bringt. —

Jacob Ruisdael wurde nicht alt; er starb 1681 im Alter von 41 Jahren. Eine Fülle reicher Schöpfungen bezeichnet den Gang dieser Jahre; aber nicht alle tragen, wie das Bild, dessen Geschichte wir erzählt, den Stempel des Genies in diesem hohen Grade an sich, weil nicht alle sich an ein bedeutsames inneres Erlebniß anschließen. Viele Bilder malte er für die reichen Sammler und Liebhaber, und sie zeigen in schöner Ausführung nichts als einfache Gegenden, denen der Zauber innewohnt, den ein naturverstehendes und naturliebendes Künstlerauge auch über den unscheinbarsten Gegenstand hinzugießen vermag.

Die Dresdener Gallerie besitzt einige sehr werthvolle Landschaften von ihm.

Er heirathete nicht, um seinem alternden Vater um so unbeschränkter Sorge und Pflege angedeihen zu lassen. Je weniger ihn Familienbande fesselten, um so fester war das Band geschlungen, das edle Freundschaft und Genossenschaft in der Kunst um den Strebsamen knüpften. Doch war diese Freundschaft nicht ganz ohne Interesse was die Zwecke unseres Künstlers betraf. Er fühlte sich nicht sicher, wenn seine Hand das Feld der Landschaftsmalerei verließ, und das der menschlichen oder Thiergestalt betrat. In diesem Falle nahm er die Hülfe seiner Freunde in Anspruch. Wouverman, Ostade und van der Velde werden als Diejenigen genannt, die ihren Pinsel dem trefflichen Landschafts- und Naturdichter liehen, um seine Schöpfungen mit der passenden Staffage zu beleben. Es waren immer nur wenige Gestalten und Gruppen, und sie waren sehr einfach erfunden, sehr naiv zusammengestellt; so wollte es der Genius der Poesie Ruisdaels. Eine lebhaft decorirte Scene hätte ihn in seiner innigen Naturauffassung beeinträchtigt und verwirrt. Wouverman wußte dies, und wenn er daran ging, seines Freundes Landschaften zu beleben, so nahm er aus der Fülle seiner Gestalten nur die heraus, welche am wenigsten befähigt waren die Augen des Beschauers auf sich zu ziehen. Eine seltene freundschaftliche Discretion, eine zarte Enthaltsamkeit, dem Freunde zu Diensten! Dagegen gab Ruisdael wieder einige seiner schönsten Vorgründe, seine duftigsten Fernen den Freunden, wenn sie ihre Bilder landschaftlich verklären wollten. Mit dem Maler Nicolaus Berghem schloß Ruisdael eine dauernde Freundschaft für's ganze Leben. Die beiden Genossen sah man stets beisammen; sie machten Reisen miteinander, ja es wird sogar behauptet, daß Berghem seinen Freund zu einer Reise über die Alpen verleitete; allein über diese großartige Wanderschaft fehlen beglaubigende Nachrichten. Doch ist es gewiß, daß er Antwerpen und dann auch Amsterdam zu einem längeren Aufenthalte nutzte, und daß er daselbst für seine Bilder einen sehr einträglichen Markt fand. In Harlem starb er. Von der Familie van Broyl fehlen weitere Nachrichten; gewiß ist, daß der Künstler keinen Grund hatte seinen rühmlich sich erworbenen Namen mit jenem der ihm fremd gewordenen Sippschaft zu vertauschen.

A. v. St—g.

Cabet und sein Ikarien.

— Unlängst hieß es, Cabet, der Stifter der ikarischen Colonie zu Nauvoo im Staate Illinois, sei aus Ikarien verbannt, der Schöpfer aus seiner eigenen Schöpfung vertrieben. Nicht lange darauf kam die Kunde, daß er in St. Louis am 9. November, in Folge dieser Demüthigung, 69 Jahre alt, vom Schlage getroffen und gestorben. — Etienne Cabet war 1788 zu Dijon in Frankreich geboren. Er studirte die Rechte und war Advocat. Nach dem Sturze Napoleons ward er in Paris Mitglied des geheimen Ausschusses der Carbonari, nach der Julirevolution Generalprocurator von Corsica; 1831 saß er in der Deputirtenkammer auf der äußersten Linken. Drei Jahre darauf entzog er sich einem Preßproceß durch die Flucht nach England. 1839 amnestirt und zurückgekehrt, schrieb

er seine Historie populaire de la révolution française de 1789 et 1830 (4 Bände, 1840). Seine Voyages en Icarie und seine Wochenschrift Le Populaire ergaben seinen Bruch mit dem politischen Radicalismus und er ging als Communist an der Spitze seiner Anhänger nach Texas, um am Red River das Phantom einer Gütergemeinschaft zu verwirklichen. —

In der Revue suisse lasen wir vor einigen Monaten eine Reihe Beobachtungen über Ikarien, die den aus eigener Anschauung geschöpften Berichten eines Landsmannes entnommen sind, der in der Ueberzeugung, daß die Gütergemeinschaft ein in dem Evangelium aufgestelltes Princip sei, nach America gereist und in Cabets Gemeinde getreten war. Da uns dieser, durch eine bittere Erfahrung enttäuschte Proselyt als ein Mann von strenger Wahrhaftigkeit bezeichnet wird, der bereit sei, für die Treue seiner Berichte einzustehen, so dürfte eine auszügliche Mittheilung derselben auch für unsere Leser von Interesse sein.

Nauvoo, der Mittelpunkt von Cabets Communistencolonie, liegt auf dem linken Ufer des Missisippi in Illinois. Die hohe Lage des Orts, wodurch er die umliegende Gegend beherrscht, schien im Jahre 1844 den aus Ohio und Missouri vertriebenen Mormonen zur Gründung einer Stadt tauglich. Sie bauten daselbst einen prächtigen Tempel und richteten in dem zur Seite der Façade gelegenen Thurme große Taufbecken ein, wo die Eintauchung der Gläubigen vorgenommen wurde. Etwa 7000 Mormonen bewohnten die Stadt, als sie zum dritten Male Krieg mit den Americanern begannen. Trotz des verzweifelten Muthes der „Legion von Nauvoo" verloren sie ein entscheidendes Treffen. Vor diesen Ereignissen, im Jahre 1845, war Joseph Smith, ihr erster Führer, als Märtyrer gestorben, und zwar durch einen Schuß, den er bei seiner Flucht aus dem Gefängnisse in Carthago erhielt, wo er nach dem Meuchelmorde des Gouverneurs von Missouri durch einen seiner Anhänger eingesperrt war. Bevor man mit den Heiden ins Handgemenge kam, prophezeite einer der Mormonenapostel, der Tempel würde abbrennen, und er brannte wirklich ab. Denn der Prophet, versichert man, legte selbst Feuer daran, ohne zu ahnen, daß er bald ein Opfer der Seinen würde, die ihn tödteten. Nach ihrer Niederlage durch die Truppen von Illinois mußten die Mormonen den Boden im Frühjahr 1846 räumen.

„Die Heiligen der letzten Tage" wanderten gegen Norden, mit Ausnahme einer gewissen Zahl von Dissidenten, die sich den seltsamen Formalitäten und Ceremonien des Cultus nicht bequemten und in Nauvoo zurückblieben, wo sie Gott auf ihre Weise verehren. Es besteht außerdem daselbst gegenwärtig eine katholische Kirche, Gruppen von Anabaptisten und Methodisten; auch Lutheraner und Calvinisten in großer Zahl, der Mehrheit nach Deutsche; endlich die protestantische Kirche, mit geringen Modificationen der unseres Vaterlandes (der Schweiz) ähnlich. Dies sind also acht verschiedene Glaubensgemeinden in Nauvoo. Der Staat besoldet keinen Geistlichen; Jeder versieht sich mit seinem Prediger; fehlt es an einem angestellten Kirchendiener, besorgt der Bestunterrichtete die Geschäfte des Gottesdienstes. Keine Kirche hat Glocken, außer die katholische und die der Frères-unis; aber beide sind ohne Thürme, denn die meisten Kirchen auf dem Continent des nördlichen America sind, ausgenommen in den großen Städten, gewöhnliche Häuser von Holz oder rohen Backsteinen. Nauvoo enthält außerdem eine Freimaurergesellschaft, die für ihre Zusammenkünfte ein großes Gebäude besitzt. Dies sind die Elemente der Bevölkerung, die auf 800 Seelen geschätzt werden kann, abgesehen von den Fremden, welche auf 150 steigen, und den ziemlich zahlreichen Landleuten.

Nach der Erschütterung von 1848, welche in den beiden Hemisphären wie eine Appellation an unbekannte Geschicke widerhallte, verließ Cabet Europa, um auf einem noch jungfräulichen Boden einen Versuch mit seinem communistischen Systeme zu machen. Der Neuerer landete an den ersehnten Küsten. Er schickte einen Vortrupp nach Texas, um Ikarien zu gründen. Diese Unternehmung war nicht glücklich. Die Avantgarde gerieth in schreckliches Elend und war gezwungen, bis nach Neuorleans zurückzuweichen. Von 69 Colonen, die sich zuerst in jene halbwüsten Gegenden gewagt hatten, unterlagen die Einen in ihrem kühnen Versuche, die Anderen auf der Rückkehr, und nach dem Tode und der Desertion blieben von ihnen nur Zehn übrig. Cabet, getäuscht, aber nicht abgeschreckt, begab sich mit einem Trupp neuer Anhänger nach Neuorleans. Eine große Zahl trennte sich jedoch schon in letzterer Stadt von ihm. Mit den treugebliebenen Trümmern der Armee der Brüderlichkeit wendete er sich auf den Dampfschiffen des Missisippi nach Nauvoo. Er kaufte da für 15 — 16,000 Francs die Ruinen des abgebrannten Tempels, den er wieder aufbauen und in Wohnungen umwandeln wollte. Die äußere Seite des Tempels war in einer beträchtlichen Höhe vom Boden mit Sculpturen geschmückt, die aus großen Steinblöcken gearbeitet, Sterne, Monde, Sonnen, Trompeten, blasende Engel, Allegorien und Glaubenssymbole der Mormonen darstellten. Ohne die politische Verwandtschaft zu vermuthen, die zwischen ihm und Joë Smith besteht, dachte Cabet sich auf diese mysteriösen Figuren zu setzen, um den zwei Welten das Signal des Communismus zu geben. Aber siehe! die vier stehengebliebenen Mauern stürzten durch einen schrecklichen Sturm im Mai 1850 ein. Nahe bei diesen Ruinen besaß Cabet vier bis fünf Acres Land. Durch den Wegzug der Mormonen fehlte es nicht an Häusern. Das Haupt von Ikarien miethete um jährliche 10,000 Francs Wohnungen für die Colonie und kaufte ein anderes Gebäude, das er wiederherstellte und vergrößerte, sodaß 40 Haushaltungen darin Unterkunft finden konnten.

Wenn wir von einem Hause sprechen, in dem 40 Haushaltungen bestehen, so meinen wir damit 40 Personen, von denen jede auf einen Raum von einigen zwanzig Quadratfußen beschränkt ist, wo sich außer einem Bett, ein Stuhl und ein Kasten zum Kleiderschrank befindet. Jedes der gemietheten Häuschen kann 5—10 Personen fassen. In dem Haupthause findet sich ein großer Saal, der zugleich als Refectorium und als Gesellschaftszimmer dient. Bewegliche Tafeln, einfach auf zwei Böcke gelegt, werden für die Mahlzeiten gebraucht. Nach Wegräumung der Tafeln bleiben die Bänke allein zum Gebrauch aller activen Mitglieder, die den Versammlungen beiwohnen. Denn man fürchtet eine gegenseitige Beraubung des Eigenthums; ursprünglich hatte Cabet gehofft, Verbrechen und Strafen würden in seiner ikarischen Gemeinschaft gar nicht vorkommen. Die ikarischen Versammlungen finden nicht mehr in diesem Saale statt, der in ein Hospiz und in eine Schule verwandelt ist; eine etwas seltsame Verbindung, die sich indeß nur

auf das Essen und Schlafen der Kinder in der Schule zu beziehen scheint. Auf dem Gemäuer des Tempels hat man ein Gebäude von der nämlichen Größe beinahe wie das vorige errichtet, in diesem ist jetzt der Eßsaal, der zugleich für die Versammlungen dient; die Küche ist dicht daneben. Diese gemeinschaftliche Erwerbung hat die Summe für die Miethen vermindert. Die Colonie besitzt an dem großen Flusse eine Mühle, welche wie die americanischen mit Dampf geht, zwei Meilen von Nauvoo eine Druckerei, und drei oder vier Farmen in der Umgebung der Stadt. Weiterhin beginnt eine Prairie von mehr als 10 Meilen Ausdehnung, die schon mit Farmen übersäet ist und im Lande jenen poetischen Namen „Savane" führt, den die Schriften Chateaubriands bei uns heimisch gemacht haben.

Dies ist in Kürze die Ansicht von Nauvoo an den Ufern des Mississippi. Zur Vervollständigung des Bildes müssen wir jetzt einen Blick auf die Colonie selbst werfen, die interessante Einzelheiten liefert. Die Gesellschaftsglieder sitzen zu zehn am Tische. Das Frühstück besteht aus kaltem oder warmem Speck mit Bohnen oder Erdäpfeln; zum Getränk dient Kaffee; aber nicht der aromatische schwarze Kaffee: man thut die gerösteten und gepulverten Bohnen, die man mit einer Portion in gleicher Weise gerösteten und gemahlenen Korns vermischt, in einen Sack, steckt diesen in einen Topf und schüttet kochendes Wasser darüber. Dies ist der Kaffee der ikarischen Gemeinschaft. Reicht die zubereitete Menge nicht aus, so hilft die Köchin mit Wasser nach. Dieses Getränk hat in etwas die Farbe des Kaffee's, aber nicht dessen Geschmack. Es dient in gleicher Weise beim Mittagstisch; aus einer Kanne wird Jedem ein Becher davon eingeschenkt. Bei diesem Mittagsessen gibt es Rindfleisch oder Speck. Dieselben soliden Speisen beim Abendessen. Das Getränk wechselt: man nimmt dann Thee, mit Sassafras, einer Lorbeerart der neuen Welt, gemischt. Dieser armselige Thee schmeckt im Allgemeinen sehr stark wie heißes Wasser und zeichnet sich nicht durch Reinlichkeit aus. Die Frauen haben nur Morgens im Sommer Kaffee. Wer guten Appetit und eine robuste Gesundheit hat, kann sich nicht beklagen. Man kann nicht an der gemeinschaftlichen Tafel essen, noch sie verlassen, bevor die Schelle das Zeichen gegeben hat. Um so schlimmer für Den, dessen Zähne schlecht bestellt sind und der zu spät kommt. Es ist ihm indeß erlaubt, über das gegebene Zeichen zu bleiben; aber es ist nicht überflüssig, zu erwähnen, daß dies eine verdrießliche Wirkung bei den Leuten hervorbringen kann, welche Sklaven einer peinlichen Regelmäßigkeit sind.

Die Familie bleibt, dem Princip nach, in dem System Cabets bestehen; aber es ist klar, daß sie nicht vollständig besteht, da der Communismus eines der wesentlichen Attribute der Familie unterdrückt: das Eigenthum und dessen Folge: die Erblichkeit. Der Heerd der Voreltern, seine mächtigen Traditionen und seine süßen Erinnerungen fallen mit Einem Schlage, zu gleicher Zeit wie die Grundlagen der Bildung des Herzens. Logisch hervorgegangen aus der religiösen Freiheit, welche von den Ikariern geleugnet wird, erlöscht die Freiheit der Erziehung vor der Gleichförmigkeit des obligatorischen Unterrichts für die Kinder der Gesellschaftsglieder. Es fehlt der Vereinigungspunkt zwischen diesen beiden Freiheiten, von denen die letztere an der Abwesenheit der andern stirbt; und an diesem Punkte der Indifferenz angekommen, fordert der Mensch nur die Freiheit des Unglaubens für sich. Die Kinder gehören der Gemeinschaft von dem Alter an, von wo man die ersten Schimmer der Vernunft hervorbrechen und sich einige Kraft in diesen zarten Naturen entwickeln sieht. Sie sind die ganze Woche in der Schule, essen und schlafen daselbst. Sie gehen nur Sonntags zu ihren Eltern, um ein Uhr bis zum Abendessen, wenn nicht zur — Strafe. Die Lehrer sind Schuster, Tischler oder Graveure von Profession; Corsetmacherinnen aus Paris sind die Lehrerinnen von Ikarien. Von diesen Lehrern und Lehrerinnen muß man billigerweise einen fähigen Mann ausnehmen, der im Englischen, in der Mathematik, im Zeichnen und in der Astronomie bewandert ist; aber er hat wie eine Menge Andere quittiren müssen.

Was die Organisation der industriellen Arbeit betrifft, so bilden die Schneider, die Schuster, die Tischler, die Wagner, die Schmiede ebenso viel Werkstätten, von denen jede ihren Chef auf drei oder sechs Monate ernennt. Die Frauen wählen unter sich die Vorsteherinnen der für Wäsche und Näherei bestimmten Arbeitsstätten.

Lehrreich ist auch die Geschichte der ikarischen Agricultur. Im Jahre 1850 hatte die Gesellschaft nur eine Farm von 50 Acres, von denen ein großer Theil wegen seiner Abschüssigkeit gegen den Fluß unanbaubar war. Zu Ende des vorhergehenden Jahres hatten sich 60 Gesellschaftsglieder zurückgezogen, hauptsächlich wegen der absoluten Gewalt, welche Cabet bei der Verwirklichung der allgemeinen Brüderlichkeit übte; er wiederholte beständig, daß er Deputirter und Procurator am königlichen Gerichtshofe in Paris gewesen, und handelte danach. Die stürmischen Chicanen, welche in den Jahren 1850 und 1851 ausbrachen, haben sich theilweise auf dieser Farm vorbereitet, die man unter der Leitung eines alten, gänzlich unfähigen Gärtners aus der Umgebung von Paris auf die absurdeste Weise bearbeitete. Ueberhaupt fehlte es an Ackerbauern, und die Mehrzahl der Colonisten waren Handwerker, wie sie den Städten angehören, die mehr Enthusiasten für die socialen Neuerungen liefern, als die Dörfer. Zudem haben selbst die mehr oder weniger in ihrem Geschäfte bewanderten europäischen Ackerbauer bei der sehr verschiedenen Culturart Alles nachzulernen, wenn sie nach America gehen. Aber diese finden sich wenigstens bald in die vorzüglichere americanische Agricultur, oder werden dazu genöthigt. Nicht so ging es mit dem Director der Cabet'schen Farm. Er machte Alles verkehrt, und die Klagen der unter ihm Arbeitenden steigerten nur seine Brutalität und sein herrisches Wesen. Cabet wollte einen Günstling nicht absetzen, der zudem einer seiner Spione war, und dem kleinen König der Gemeinschaft Alles was sich ereignete und gesprochen wurde, zutrug. Schwierigkeiten ähnlicher Art erhoben sich in mehreren Werkstätten dadurch, daß die mit einiger Autorität und der Leitung der oder jener Arbeit Bekleideten, wenn auch nicht ungeschickt, doch Alle mindestens in verschiedenem Grade arrogant waren und das Talent hatten, sich unangenehm zu machen; denn sie drückten immer stärker auf ihre Kameraden, da sie sich von dem Haupte der Colonie gehalten und gestützt sahen. Gerechte Klagen von der einen Seite, denen von der andern kein Recht wurde: dies war die Situation. Vor Ausgang des Sommers, im Monat August, fand sich die nach und nach

zerstückelte Gesellschaft in zwei Lager getheilt: Unterdrücker und Unterdrückte. Die Opposition war indeß in der Mehrheit, und setzte mit großer Mühe und gegen Cabets Willen den Wechsel dreier Verwalter durch. Man verlangte die Errichtung von einem Dutzend Farmen, einen größeren Viehstand, statt der Presse, die man ein Laboratorium von Lügen nannte. Cabet rächte sich für die ihm aufgedrungenen Verwalter (gérants), daß er ihnen keine Einsicht in die gemeinsame Casse, in das Deficit und den Credit der Gesellschaft gestattete, und ihre Stellung auf alle Weise unhaltbar machte; sodaß auch einer der neuen Verwalter im Januar 1851 wieder abdankte. Aehnlich ist eine Reihe anderer Vorgänge aus der Geschichte dieser communistischen Verwaltung. So spielte der Kleiderverwalter den Despoten und verweigerte den Umtausch abgetragener Lumpen gegen bessere. Höchst bezeichnend aber ist es, zu sehen, wie Cabet die Fesseln der Centralisation, die in seiner Hand ruhten, um Alles nicht gelockert wissen wollte und jedem Reformvorschlage so entschieden wie der legitimste Herrscher des alten Continents die Phrase: „der Moment sei nicht günstig", entgegenzuhalten wußte. Manche Abtrünnige gewann er auch wieder durch die Furcht, die Subsidien aus Frankreich könnten aufhören, wo eine Zeitlang zur Unterstützung des communistischen Unternehmens durch Vermittelung des Journals „le Populaire" in Paris eine Collecte der Arbeiter von wöchentlich drei Sous unterhalten wurde. Es machte der Opposition Ehre, daß sie auf diese Insinuation erwiderte, es sei eine Schande, fortwährend die drei Wochensous von den armen Arbeitern über dem Meere zu erbetteln; die Gesellschaft von Nauvoo müsse Mittel finden, sich zu genügen und ihre Bedürfnisse zu bestreiten. Cabet beschäftigte sich lieber statt mit nothwendigen Reformen mit Musik und der Druckerei für seine Privatliebhabereien, und um seine Apologie in den unbescheidenen Spalten seines Journals, das den ikarischen Blättern Europa's den Ton angab, in die Ferne zu tragen. Und als er sich endlich genöthigt sah, besondere Commissionen für den Ackerbau und die Industrie zuzugeben, escamotirte er diese ganze Reform dadurch, daß er gleich ein Dutzend solcher Commissionen schuf und in jede derselben einen Verwalter brachte. Als man ihm vorwarf, daß er das System der Spionage billige, antwortete er, alle Regierungen hätten ihre Mittel, um zu erfahren was sich ereigne! Das Ergebniß war, daß die Mitglieder sich gegenseitig mißtrauten, haßten, und die Trennung immer tiefer wurde. Es wird hierauf ein dreitägiges Verhör geschildert, bei welchem Cabet die ihm mitgetheilten geheimen Rapporte benutzte. Es läßt sich denken, zu welchen gehässigen Erklärungen, Beschuldigungen und Recriminationen es hierbei kam; und doch versicherte Cabet, er habe diese drei anstrengenden und bittern Sitzungen nur gehalten, um die Geister zu versöhnen. Schließlich sollte ein Ja und ein Nein votirt werden, zu dem Zwecke, daß Cabet nach Frankreich schreiben könne, Alle wären entschlossen, die ikarische Gemeinschaft fortzusetzen, und die Sachen gingen gut; es hätte allerdings eine „Revolution der Ideen" stattgefunden, aber keine Zänkereien, und sie wären einig. Es wurden in die Heimathorte der Colonisten Collectivbriefe dieses Inhalts geschrieben, die dann jeder Einzelne unterzeichnen sollte. Unser Berichterstatter verweigerte seine Unterschrift, weil sein Gewissen ihm nicht erlaube, zu lügen, und weil er nicht begreife, wie man Freunde und Brüder ermuthigen könne, ihr Vaterland zu verlassen, um so fern Zank, Verdruß und Thränen zu suchen, und die Ihrigen, Weib und Kinder zu verlieren. Von da wurde er in aller Weise verfolgt, soweit, daß man selbst seine Kinder ungerechterweise strafte, um ihm das Leben zu verbittern. Das ikarische Zusammenleben muß natürlich solchen Scherereien miserabelster Art höchst förderlich sein! Eine weitere scandalöse Episode, während der es sogar zur Mißhandlung eines „Bruders" kam, bestimmte 30 Mitglieder, unter ihnen den Zeugen dieser Vorgänge, die Colonie zu verlassen.

In einer communistischen Gemeinde kann das Familienleben nur arg verstümmelt bestehen, und die Familie ist für uns ein Asyl der Religion und eine Stütze der Gesellschaft. Die Mutter in Ikarien kennt nicht den häuslichen Heerd. Sie besitzt ihr Kind nur, solange sie es säugt. Sobald es dem ersten Kindesalter entwachsen ist, gehört es den Lehrern und entflieht dem mündlichen Unterricht seiner Eltern. Die mütterlichen, so geschäftigen Sorgen, welche das häusliche Leben bilden und sichern, sind unterdrückt, sobald Ihr jene häusliche, innige, wirksame Erziehung vernichtet, die sich nach den jungen kaum erschlossenen Naturen richtet, abgemessen nach den zarten Kräften und immer im Verhältniß zu dem langsamen Wachsthum dieser Kräfte. Eine stufenweise Erziehung kann allein eine Mutter abwägen, anwenden und geben. Das Familienleben erregt und weckt durch treffende Beispiele die Fähigkeiten der Zuneigung, und prägt in das Herz des Kindes jenes Gefühl kindlicher Ehrfurcht, welche die Quelle jeder andern Tugend ist. Bei dem Mangel des häuslichen Lebens fallen die Triebfedern des Herzens eine nach der andern dahin; die Lehren der Pflicht und jene höheren Motive, das Gute zu üben, verschwinden; denn nichts ersetzt die Macht und die Salbung der mütterlichen Stimme. Die Familie, diese erste Harmonie, ist der Sitz, wo sich der Keim des bürgerlichen Muthes bildet, bestimmt, sich in dem weiteren Kreise des Vaterlandes zu entfalten. Die Republik der Familie hat Kämpfe zu bestehen und oft grausame Wechselfälle. In dieser harten Schule der Erfahrung entsteht das fruchtbare Mitleiden, jenes erste Gefühl der Solidarität, das unter dem Hauche des Christenthums zur allgemeinen Liebe werden kann. In Wahrheit, die aufrichtigen Neuerer begreifen sich selbst nicht, noch ihre Wünsche, wenn sie das Ideal der Brüderlichkeit durch das Attentat auf die Familie zu verwirklichen denken. Die Pflicht der Frauen, seien sie verheirathet oder nicht, besteht hier nur in der Arbeit, und deren Product fällt in die gemeinschaftliche Masse. Ihr Recht ist bestimmt, aber der Jurisdiction der Verwalter untergeordnet. Sie sind gehalten, den allgemeinen Versammlungen beizuwohnen, wenn sie nicht krank sind oder stillen; sie haben darin berathende Stimme, können aber nur über Gegenstände, welche ausschließlich sie betreffen, fragen und das Wort nehmen. Den außergewöhnlichen Versammlungen, d. h. denen, welche für die Aufnahme oder Abweisung neuer Mitglieder statthaben, können sie nicht anwohnen.

Cabet hatte in der Leitung der Gemeinschaft kein anderes regulatorisches Princip als den kühnen und unruhigen Geist des Jahrhunderts. Er unterdrückte in seinem System die Autorität des Glaubens, um sich gezwungen zu sehen, an ihre Stelle den despotischen Druck zu setzen, den er ausübte. Hätte er die menschliche Natur tiefer gekannt, so würde er gesehen haben, daß er sich verrechnete und seinen eigenen Ruin bereitete, weil es starker Bande

bedarf, um die Masse zu leiten, und der Geist zu stolz ist, sich auf Commando zu beugen, sobald er nicht höhere Beweggründe hat, einen freien Gehorsam zu leisten. So machte er denn seinen Weg mit jener vereinfachten Ordnung, welche weder eine religiöse Triebfeder, noch eine höhere Sanction der Gesetze zuläßt. Es blieben ihm nur die Leidenschaften übrig, und durch diesen gefährlichen Hebel bewegte er seine Anhänger. In Ermangelung der Leidenschaften beutete er die Vorurtheile und die Unwissenheit aus. Das Resultat dieser Bemühungen ist der Absolutismus und die Autokratie. Sein früherer Advocatenberuf gegenüber Proletariern, von denen ein guter Theil nicht zu schreiben versteht, kam Cabet vortrefflich zu statten. Seine Maxime war: „Man muß niemals sein Unrecht eingestehen, wenn man die Macht hat."

Die ikarische Gesellschaft wurde von dem Staate Illinois anerkannt. Um die Ermächtigung des Staats zur Leitung nach eigenen Gesetzen zu erhalten und der Gesellschaft eine besondere Marke zu verschaffen, welche ihre Producte im Handel unterscheide (so das Mehl, den Wisky ꝛc.) mußte Cabet erklären, daß er eine Religion habe. Das erste Mal, als er die gestellte Frage dahin beantwortete, daß er das wahre Christenthum anerkenne, bemerkte ihm der Präsident von Illinois, die Bestimmung, welche er der religiösen Grundlage der Gesellschaft gäbe, wäre nicht genügend. Der immer schlagfertige Advocat erwiderte darauf, er glaube an das Evangelium, wie es Jesus Christus in seiner Einfachheit gefaßt habe: „Thue Anderen nicht was Du nicht willst daß sie Dir thun ꝛc." Es ward darauf den Ikariern gestattet, sich zu einer Gesellschaft zu organisiren, unter der Bedingung, nicht unter einander zu zanken, noch der americanischen Behörden zu bedürfen. Diese lassen in ihrem Lande eine communistische Gesellschaft zu, die sich durch selbstgegebene Gesetze regiert. Die Gesellschaft ist übrigens nur ungefähr für die Dauer eines Jahrhunderts anerkannt. Selbst dieser Termin würde abgekürzt werden, wenn die Gesellschaft zu großem Reichthum gelangte, mehrere hundert Dollars auf den Kopf; welche Gefahr indeß nicht droht. Sie würde dann aufgelöst werden, nicht aus Furcht vor dem Communismus, sondern weil die Americaner glauben, es könnten sich Capitalisten zusammenfinden, die im Stande wären, hinreichend weite Ländereien zu kaufen, um einen ihrer Staaten zu bedecken, oder damit einen neuen zu errichten, sie mit Pächtern zu erfüllen, sich der Industrie zu bemächtigen und so mit einer unterthänigen oder Sklavenbevölkerung zu belästigen. Die Americaner sind sehr klug; und Diejenigen, welche zu ihnen gehen, um mit Freiheit ihr Ziel zu erreichen, trügen sich gewaltig.

Zu Ende des Jahres 1852 bestand die Gesellschaft aus ungefähr 300 Gliedern, etwa 40 Frauen und 60 Kindern einbegriffen. Das Mißverhältniß zwischen den beiden Geschlechtern ist auffallend. Auch versprach Cabet unaufhörlich eine Schiffsladung Pariserinnen, um das Gleichgewicht zwischen der Zahl der Weiber und Männer herzustellen. Von 1800 Mitgliedern, die nach und nach zu verschiedenen Zeiten in die Gesellschaft getreten, ist ungefähr das Sechstel geblieben. Diese Zahlen sind wenig günstig. Ikarien geht unter. Wenn eine Gesellschaft kein höheres Reizmittel, kein religiöses Fundament hat, wird sie immer fallen müssen; denn ihre Häupter werden genöthigt sein, zum Druck zu greifen, sobald sie die Idee der Pflicht, welche die Verwalteten freiwillig gehorchen macht, negirt oder verkannt haben. Die Agenten der ikarischen Rekrutirung machen in Europa unerhörte Anstrengungen, um Anhänger zu sammeln. Sie rühmen die Gemeinschaft, aber sie hüten sich wohl, dahin zu gehen. Sie nennen sie möglich und proclamiren sie als bestehend. Sie stellen sie als das einzig wirksame Mittel dar, um die Masse Elend zu zerstören, welche schwer auf der Menschheit liegt. Hört man sie, so sind Diejenigen, welche Ikarien verlassen, erkauft, den Jesuiten affiliirt! Die Colonie ist eine Beute kläglicher innerer Zwiste. Wenn sie plötzlich ausbrechen, wenn der Augenblick der Widerspenstigkeiten kommt, sagen und schreiben die Ikarier, sie hätten aufs neue Verräther unter sich entdeckt, sie müßten zu einer Säuberung schreiten, aber die Mehrzahl bliebe. Die Mehrzahl aber gerade geht fort. Die Gesellschaft kann indeß noch eine Zeitlang existiren, gerade aus dem Grunde, welcher ihre Auflösung beschleunigt. Wären ihre Glieder reich, so würden sie die Theilung verlangen; aber es gibt nichts zu theilen. Auch wissen sie bei ihrem Weggange von Ikarien, wenn sie ihre Hülfsquellen aufgezehrt haben, nicht wohin. Sie irren in den weiten Ländern der Union umher, unverstanden von den Americanern, deren Sprache sie nicht kennen, und sind aus Mangel dem Untergange ausgesetzt. Diese äußerste Entblößung und die unaussprechliche Besorgniß, nicht verstanden zu werden, hält die französischen Emigranten zusammen und vereinigt sie wieder durch eine gegenseitige Nothwendigkeit. Sonst würden sie bald davon fliegen und sich zerstreuen, ohne eine Spur von der ikarischen Gemeinschaft zu hinterlassen. Wollen sie nach Europa zurückkehren, so müssen sie zu diesem Zwecke arbeiten und für die Reise erwerben oder von den Ihrigen unterstützt werden.

Diese Nüchternheit der Betrachtungen ist uns von den Thatsachen selbst zum Gebote gemacht. Wer Cabet nur in seiner Fiction und in der Träumerei seiner Bücher gekannt hat: studire die Colonie von Nauvoo; das Utopien hat der Wirklichkeit Platz gemacht. Man muß das ideale Ikarien und das wirkliche Ikarien vergleichen; man muß die Verschiedenheit darthun, welche sie charakterisirt, und den Abstand, welcher sie trennt. So wahr ist es, daß die Verkennung aller menschlichen Gesellschaftsbedingungen sich unfehlbar rächt, und die Leichtigkeit, womit man irgend einen neuen Plan für die Constituirung der Gesellschaft entwirft, noch nicht der geringste Gewinn für die Vervollkommnung menschlicher Zustände ist! Ob die Mannichfaltigkeit und die Rechte des Individuums, die Bedingungen der Bildung, der Reichthum geistiger Errungenschaften in einer sogenannten legitimen Despotie oder in einem Cabet'schen Communistenstaate verkannt werden: — das Resultat ist das gleiche. Hier wie dort der Absolutismus und die Autokratie; nicht die ethische, nicht einmal die materielle Vervollkommnung des Menschengeschlechts, sondern die ethische Verschlechterung, selbst ohne den Ersatz, den anderswo noch die geistige Freiheit des Einzelnen gewähren kann. L—n.

Die blauen Tiefen.

I.

Trotz der Forschungen, welche geniale Männer im Laufe der Jahrtausende angestellt haben, ist uns oft das Nächste und Alltäglichste noch ein Geheimniß geblieben. Ja die ungeheure Mehrzahl der Menschen lebt auf der Erde, ohne zu ahnen, was um sie her vorgeht, welche unermeßlichen Kräfte um sie her arbeiten, welche Kunstwerke die göttliche Weisheit im Stein, in der Pflanze, im menschlichen Körper geschaffen hat. Sie gehen ihren Lebensweg durch die Finsterniß falscher Vorstellungen und thörichter Vorurtheile. Hastig eilen sie von der Wiege zum Grabe, sorgen und kümmern sich wegen des drohenden Todes und verkürzen durch Unkunde des eignen Körpers und verkehrte Lebensweise ihr Leben. Sind doch selbst dem gelehrten Forscher ganze Erdtheile noch unbekannt, reicht seine Kenntniß vom Erdboden nur einige tausend Fuß hinab, fallen nur einzelne Streiflichter in die Vergangenheit seines Geschlechts, besitzt er von früheren Culturperioden nur einige unvollständige Notizen. Dagegen sind Tausende einem blinden Aberglauben auf dem Scheiterhaufen, im Kerker und auf dem Schlachtfelde zum Opfer gefallen, haben sich große Nationen vor selbsterschaffenen Gespenstern, vor dem Teufel und dem Weltuntergange geängstigt, sperrte man den Erfinder der Dampfkraft ins Irrenhaus, beschuldigte den Columbus der Gotteslästerung, steinigte Apostel und Propheten!

Dies sind die blauen Tiefen des Culturlebens, über deren Oberfläche hin der Strom der Weltgeschichte treibt; aber so demüthigend das Dasein solcher Abgründe der Unerforschbarkeit auch sein mag, so ermuthigend ist das Bemühen des Menschen, jene Tiefen zu ergründen, in die großen Weltgeheimnisse einzudringen und die „blauen Wasser," wie der Seemann unergründbare Tiefen nennt, zu messen, ihre Natur und ihr Gesetz kennen zu lernen. Sinnreiche Methoden und kühne Schlußfolgerungen haben ihm da Licht und Einsicht verschafft, wo die Wahrheit in unnahbarer Ferne von ihm zu liegen schien. Den Ocean hat er ergründet, die Räume des Weltalls gemessen, den menschlichen Gedanken in seinem Entstehen erlauert und beobachtet. Von diesen blauen Tiefen soll das Nachfolgende Einiges mittheilen.

Man spricht wohl bildlich von der Stellung auf einem brennenden Vulkan; aber man bedenkt dabei nicht, daß wir Menschen buchstäblich die Rinde eines Vulkans bewohnen, wie wir uns etwa die Wölbungen des Erdinnern vorzustellen haben. Wie wir jedoch das Gefährliche unserer Lage nicht ahnen, da wir nicht wissen, wann und mit welchem Ernst die eingesperrten Gase die Decke zu sprengen bemüht sind: so vergißt auch der Seefahrer, der mit seinem Fahrzeug über unbekannte Tiefen und Höhen hingleitet, die Schrecken seines „Schwebens zwischen Himmel und Erde" über dem Meeresboden, der Jahrhunderte lang ein unerforschliches Geheimniß blieb. Gewöhnlich dachte man sich ihn als tiefe Mulde, bis in neuer Zeit ein Naturforscher die Ansicht aussprach, der auch Buffon sich anschloß, daß der Meeresboden uneben sei und da die tiefsten Stellen haben müsse, wo sich in der Nähe die höchsten Berge und schroffe Gebirgswände erheben. An vielen Küsten traf diese Voraussetzung ein, aber bei vielen andern fand sich das Gegentheil, so daß man auf Messungen angewiesen blieb, wenn man genaue Kunde über die Meerestiefe haben wollte. Theoretisch war diese Ansicht richtig, denn wenn die Erde im Uranfange ihrer Entstehung eine feurigflüssige Kugel gewesen ist, so mußte die Oberfläche derselben da am tiefsten einsinken, wo große Massen aus dem Innern hervor hoch emporgetrieben wurden. Aber man darf bei dieser Voraussetzung nicht vergessen, daß viele Bodenerhebungen nur Aufblähungen des Bodens sind, die nicht immer eine Senkung in der Nachbarschaft zur Folge haben.

Trotz der Wichtigkeit, welche die Messungen der Meerestiefe für die Schiffahrt und die Wissenschaft haben, geschah doch im Ganzen wenig, und was geschah, hat geringen Erfolg gehabt, weil man bei solchen Messungen falsche Methoden anwandte. Wohl mag es manchem Leser sonderbar klingen, wenn man ihm sagt, daß zu Messungen eine wohlberechnete Methode gehört, die selbst jetzt nur in annähernd richtiger Weise gefunden ist. Denn die Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerica's hat viel Geld darauf verwandt, eine richtige und bequeme Methode zur Messung der blauen Tiefen ausfindig zu machen, hat ihre Schiffe mit Messungsapparaten und Anweisungen über das Verfahren bei deren Gebrauch versehen und die Seeofficiere beauftragt, fleißig Messungen vorzunehmen.

Für geringe Tiefen von einigen hundert oder tausend Fuß reichte das gewöhnliche Senkblei hin; aber bei größeren Tiefen verursachten die unteren Strömungen, der Wasserdruck und die Beschaffenheit der Leine soviel Störungen, daß die Berechnung eine falsche werden mußte. Zur Meßleine nahm man bald Hanf, bald Seide, bald grobe zusammengedrehte Hanffäden, denn die Schnur mußte dauerhaft sein, sollte sich schnell und leicht abwinden, durfte aber durch ihre eigne Last sich nicht abwickeln. Dabei setzte man voraus, daß das Senkblei, welches bei großen Tiefen fast ½ Centner schwer war, beim Aufstoßen auf den Boden einen Ruck an der Leine geben werde, den man am Bord des Schiffes an der Leine bemerken konnte, und daß die Leine selbst schlaff werde, sobald das Senkblei den Boden erreicht hätte.

Viele blaue Wasser sind nach dieser Methode gemessen, wobei man 40—50,000 Fuß Tiefe wollte gefunden haben. Indeß in neuerer Zeit hat man die Irrthümer dieser Messungsweise gefunden, da bei solcher Tiefe der Ruck beim Aufstoßen des Senkbleis unmöglich am Bord kann bemerkt werden, und da die heftigen Strömungen unter der Oberfläche des Wassers die schlaffe Leine weit fortreißen. Mithin sind jene Messungen unzuverlässig, und man mußte auf andere Mittel denken, große Tiefen zu ergründen. Das sicherste Mittel schien der Schall und das Echo; denn man wußte ja, daß sich der Schall im Wasser viermal schneller verbreitet als in der Luft, wogegen seine Stärke wenig verliert. Wenn man also in großer Tiefe eine Pulverexplosion sich entzünden ließ, so mußte man nach dem Echo die Entfernung berechnen können. Indeß die Versuche, die man anstellte, waren ohne allen Erfolg, weil man weder einen Schall noch ein Echo hörte, da der ungeheure Druck der Wassermassen die Gesetze der Schallbewegung bedeutend ab-

ändert. Die blauen Tiefen blieben ohne Antwort, so ungestüm der Mensch auch seine Fragen an sie richtete.

Die mißlungenen Versuche reizten indeß nur die Forscherlust des Menschen, der seine Frage anders zu stellen beschloß. Ericsson kam auf den Gedanken, die Tiefe nach dem Drucke zu berechnen, den die Wassermasse auf eine Luftsäule ausüben würde. Er befestigte also ein Barometer an das Senkblei und ließ dieses in die Tiefe hinab. Doch auch dieser Versuch mißglückte gänzlich; denn einestheils war der Wasserdruck so ungeheuer, daß ihn kein Instrument messen konnte, anderntheils war das Heraufheben des schweren Senkbleis so umständlich, daß der Barometerstand sich während der Zeit änderte. Viel leichter schien es daher, stundenweite Tiefen durch den Mechanismus eines Uhrwerks am Senkblei zu messen, welcher an einem Zifferblatt die Umdrehungen einer Schraube zählte und notirte, durch deren Hülfe der Apparat hinabgelassen wurde. Aber die blauen Tiefen machten auch dies Instrument wirkungslos. Jetzt wurde aber die Aufgabe, die blauen Tiefen zu messen, für strebsame Seeofficiere um so interessanter; man stellte Versuche verschiedener Art an, doch die erfolgreichsten unternahm ein junger Americaner, welcher eine schwere Kanonenkugel an einer Hanfleine hinabließ, diese von 600 zu 600 Fuß mit einer Marke versah und sie auf eine Rolle aufgewunden hatte, die leicht ablief. Um ganz richtig zu messen und sich beim Messen auf derselben Stelle zu erhalten, nahm er Messungen nur im Boote vor. War die Kugel über Bord geworfen, so rollte sich die Leine schnell ab, und da man vorher berechnet hatte, wieviel Raum sie beim Fallen in jeder Minute zurücklegt, so konnte man aus der Geschwindigkeit der Rolle ersehen, ob die Kugel noch im Fallen begriffen war, oder ob die Strömung etwa die Leine seitwärts zog.

Erst jetzt konnte man ziemlich genaue Messungen vornehmen, und durchforschte zunächst den atlantischen Ocean, dessen tiefste Stellen man im Eismeer und südlich vom Aequator mitten im Meere fand, wo sie ziemlich zwei Meilen hinabgehen. Noch tiefere Stellen (gegen drei Meilen) sollen sich westlich von den Cordilleren Südamerica's finden. Diese Messungen geben uns erst ein vollständiges Bild der Erdoberfläche, denn nun weiß man mit Sicherheit, daß der Meeresboden durchaus der Erdoberfläche des Festlandes gleicht, da er aus Tiefen, Plateaux, Klippen, Gebirgen und Bergen besteht und großer Tangwaldungen nicht entbehrt, von denen der Sargassosee westlich von den canarischen Inseln 60,000 Q.-Meilen mißt. Als tiefe Furche zieht sich der atlantische Ocean von Norden nach Süden, doch streicht ein Plateau von Neufoundland herüber nach Irland, welches sich zur Anlegung einer unterseeischen Telegraphenlinie eignet, ähnlich wie das Plateau, welches vom Vorgebirge Trapani auf Sicilien hinüber nach dem africanischen Vorgebirge Bon reicht und das Mittelmeer in zwei tiefe Becken scheidet. Während die Ostsee im Durchschnitt nur bis 300 Fuß tief ist; während die Nordsee im Canal seicht wird und daher als Brücke einen Telegraphendraht bequem tragen kann: hat das Mittelmeer bei Gibraltar 6000 Fuß Tiefe, das Schwarze Meer 3000 Fuß, die Straße von Messina aber nur 600 Fuß. Die Inseln sind meist aufragende Bergspitzen, die durch tiefe Einschnitte von einander geschieden sind und dicht neben einander emporragen können, wie auch die Riesenberggipfel der Hochalpen sich nicht selten in mäßiger Entfernung von einander befinden.

Kaum hatte man glückliche Peilungen vorgenommen, welche für die Anlegung unterseeischer Telegraphen so nutzbare Erfolge hatten, so wollte man auch gern die Bodenbedeckung großer Tiefen kennen lernen. Bei geringeren Tiefen bediente man sich eines Senkbleis, dessen unteres Ende etwas hohl gegossen war, damit man die Höhlung mit Talg oder Seife füllte, in welche der Boden sich abdrückte oder kleine Gegenstände sich eindrückten und ans Tageslicht heraufgezogen wurden. Bei stundengroßen Tiefen dagegen konnte man die Kanonenkugel nicht wieder emporziehen, weil ihr Gewicht durch den Wasserdruck zu groß wurde; vielmehr schnitt man die Leine am Bord ab, und berechnete nach dem fehlenden Stück die Tiefe. Um aber mit dem Talg meilenweit hinabzukommen, erfand ein nordamericanischer Seecadett eine sinnreiche Vorrichtung. Er durchbohrte die Kanonenkugel, um einen Stab hindurchstecken zu können. Oben am Stabe sind zwei Arme angebracht, an deren Enden die Leine befestigt ist, so daß der Stab gabelförmig endigt, weil der eine Arm rechts, der andere links schräg emporgerichtet ist. Weiter hinab ist jeder Arm von oben her eingekerbt, um die Schlinge einer Leine zu tragen, an welcher die Kugel aufgehängt ist, so daß der Stab etwa ½—1 Fuß nach unten über die Kugel hinausragt. Stößt der Stab auf festen Grund, so senkt sich die Kugel an ihm hinab, zieht dabei die Arme des Stabes niederwärts, weil die Senkleine schlaff wird und nachgibt, worauf die Schlingen der Leine, an der die Kugel hängt, aus der Kerbe gleiten, die Kugel zu Boden sinkt, und der Stab emporgezogen wird. Da er in seiner Höhlung am unteren Ende Talg trägt, und da er heftig aufstößt, so kleben Schlamm und Steinchen an, die beim Heraufziehen an die Oberfläche gelangen. Solchen Schlamm hat man Sachkundigen zur Untersuchung zugeschickt, welche fanden, daß er aus den Kalkgehäusen mikroskopischer Schaalthiere besteht, die an der Oberfläche des Meeres leben, beim Sterben aber in die Tiefe sinken und große Ablagerungen bilden. Viele Gebirge und Felsarten der Erdoberfläche, ungeheure Landstriche bestehen bekanntlich aus den Resten mikroskopischer Muscheln, so daß man hieraus die Fortbildung der Erdoberfläche auf dem tiefsten Meeresgrunde folgern kann. Heben vulkanische Kräfte solche Lagerungsschichten, so erhärten und versteinern sie an der Luft.

Die blauen Tiefen haben also eine Sprache erhalten: eine Leine, eine Kanonenkugel und etwas Talg wußten ihnen Antworten zu entlocken, deren Folgerungen sich noch gar nicht absehen lassen. Schillers Wort:

> Was die schwelgende Tiefe da unten verhehle,
> Das erzählt keine lebende glückliche Seele,

ist durch jene Instrumente widerlegt, denn man weiß nun, mit welchen Mitteln man sie zum Sprechen bringt. Dem unscheinbarsten Instrumente verdanken wir vielleicht die überraschendsten Ergebnisse; denn der kühne Gedanke, die blauen Tiefen zu ergründen, ist ausführbar geworden, das Werden und Gestalten der Erdrinde in Meilentiefe wird uns bald kein Geheimniß mehr sein.

K—r.

Zur Chronik.

Der Krieg und seine Mittel.

— Dies die Ueberschrift des neuesten Buches von W. Rüstow. Zu den Mitteln des Krieges, den treibenden und hemmenden, rechnet der Verfasser wesentlich die Diplomatie. Sie schürt und löscht, sehr oft zur Unzeit, das Feuer des Krieges, ist also ganz wesentlich mit in Betracht zu ziehen, mehr noch als wenn weiland Blücher, als man ihn in Oxford zum Doctor machte, mit Hinweis auf Gneisenau sagte: „Na, wenn ich der Doctor bin, dann ist Der der Apotheker." Sonst war Blücher auf die Federfuchser am grünen Tische sozusagen fuchswild; sie hinderten ihn in der Kriegsführung. Die Unternehmungen in der Krim aber beweisen uns wie der Krieg, ein Cabinetskrieg, lediglich als Frucht der Herren von der Diplomatie erwachsen kann. Rüstow zieht also die diplomatische Stellung der Höfe ganz wesentlich als Mittel, sei's Hebel oder Hemmschuh, ins Bereich der Kriegsführung. — Rüstow ist nun nach der Reihenfolge seiner Schriften bald im Stande, von den alten Perserkriegen an bis zu den Schlachten des Jahres 1815 hin uns eine Geschichte des Krieges hinzustellen; so eng greifen beinahe schon die Bücher, die er einzeln gab, zusammen; seine Vorträge in Zürich geben zweifelsohne dazu den noch fehlenden Faden. Seine erste Schrift: „Der Militärstaat vor und während der Revolution" verschaffte dem damaligen preußischen Genieofficier einen kriegsrechtlichen Spruch, der auf nicht weniger als 31 Jahre Festung und 10 Jahre polizeiliche Aufsicht lautete. W. Rüstow entzog sich bekanntlich diesen 41 Jahren und lehrt und übt seitdem in Zürich, gleichzeitig als Professor auf dem Katheder und als Officier auf dem Exercierplatz. Er ist nach beiden Seiten hin gleich ausgezeichnet. Seine Schilderungen der Schlachten der alten Hellenen sind mustergültig; denn ein Mann von Fach, mit classischen Mitteln und Kenntniß des Alterthums ausgerüstet, gibt hier über Thucydides und Xenophon Commentare, wie sie — um mit Hamlet zu reden — unsere Schulweisheit bisher sich nicht träumte. Im vorigen Jahre erschienen von Rüstows Feder (Basel bei Schweighäuser) „Untersuchungen über die Organisation der Heere." Diese Schrift ist vielleicht das Tüchtigste, was Laien und Eingeweihten zur Kenntnißnahme der Waffengattungen und der Heeresbildung verhelfen kann. Rüstows Schreibweise ist ganz wie seine Ansichten, soldatisch und unumwunden fest. Er spricht als Soldat zu Soldaten, seine Bücher sind ein fortlaufender Gedankenaustausch mit Seinesgleichen, bald gewinnend, wo er positiv organisirt, bald herausfordernd, wo er die Finsterlinge des alten Systems widerlegt. Natürlich spricht Rüstow, den stehenden Satellitenheeren gegenüber, dem nationalen Milizsystem das Wort. Namentlich ist ihm die Schweiz und in dieser der Kanton Zürich mustergültig in militärischer Verfassung. Daß die Partei, welcher Rüstow angehört, nicht im Stande sei, aus der Negation herauszutreten und positiv zu schaffen, widerlegt sich vollständig mit seinem Entwurf, eine kriegstüchtige Nation herzustellen. Vom zehnten Jahre ab will Rüstow die Knaben militärisch erzogen haben, sie auf allen Schulen in Gebrauch und Handhabung der Waffen, in der einfachen Taktik bis zur Compagniestellung wöchentlich in zwei Stunden unterrichtet wissen; während Turnen, Schwimmen und Fechten im Nothfall auch durch Zwangsmittel von den Behörden zu erzielen ist. Der Schule entwachsen, bleibt Jedermann den Turn- und Fechtanstalten angehörig, und wird dann mit dem 20. Jahre, dafern er nicht entschieden als Krüppel anzusehen ist, als Soldat, resp. als Recrut, ausgebildet. Vierzehntägige Uebungen jährlich bei zwei Dritteln des ganzen mobilen Auszugs reichen bei solchen Vorbereitungen hin, eine kriegstüchtige Infanterie auszubilden und fertig zu erhalten, selbst Reiterei und Artillerie, wenn man nicht Zimmerleute, Maurer und Metallarbeiter wie bei den preußischen Aushebungscommissionen, absondert und für vorzugsweis reiter- und geschützfähig halten will.

Schiller als Romanheld.

— Seit Laube's Karlschülern ist Schiller schon mehrfach geschildert und auch novellistisch in Scene gesetzt. Hermann Kurtz machte die Episode der Flucht mit Streicher zum Inhalt eines culturgeschichtlichen Romans. Mit Hänle's trefflichen „Württembergischen Lustschlössern" sind wir auf Solitude, in Ludwigsburg und Stuttgart zu damaliger Zeit, ja im Schooß des Schillerschen Familienlebens sehr heimisch geworden. Die zusammengetragenen Denkwürdigkeiten und allerseits gesammelten Briefe setzen uns in den Stand so genauer Kenntnißnahme besonders der Jugendgeschichte des Dichters, daß wir nun bald wissen werden, was er täglich in jener Zeit gedacht, gefühlt oder zu denken und zu fühlen unterlassen. Dies fast allseitige Wissen in Documenten zusammenzutragen und diese Compilation einen culturgeschichtlichen Roman mit dem Titel „Schiller" zu nennen, lag nahe und Johannes Scherr hat (in 4 Bdchn. des Prager Albums deutscher Romane) diese Arbeit geleistet. Von Klencke in Braunschweig existiren schon ähnliche Compilationen in Bezug auf Lessing, Herder rc. Seitdem Strauß sein treffliches biographisches Werk über Schubart geliefert, besitzt man auch schon einen Roman Schubart, von Adolf Weisser. Diese unglücklich piquante Gestalt ließ sich Scherr nicht entgehen und hat sie für sein Gemälde von Schillers Zuständen ebenfalls ausgebeutet; sie lieferte das Vorspiel zu Schiller selbst. Leser, welche jene obengedachten Arbeiten nicht kennen, finden in Scherrs Schilderung bequem zusammengelegt, was hier resultirt. Einen besondern Gegensatz zwischen dem damaligen alten Europa und dem auftauchenden jungen America, in der Figur eines Raleigh veranschaulicht, hat der Verfasser nicht festgehalten. Im Nachwort spricht er von seiner Polemik des Spiritualismus gegen die Materialisten (die Kraftstoffel von heute), welche er im Buche bezweckt. Dies nebensächliche Interesse fällt nicht ins Gewicht.

Schwedische Volkslieder.

-nt-. Soeben erschienen bei F. A. Brockhaus in Leipzig: „Schwedische Volkslieder der Vorzeit." Aus der Sammlung von Erik Gustav Geijer und Arvid August Afzelius. Im Versmaße des Originals übertragen von R. Warrens. — Wenn uns in unserer nüchternen Zeit eine Gabe geboten wird wie vorgenanntes Buch, so zieht immer eine lebhafte Freude durch unsere Seele, daß es noch Männer gibt, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen, mit großer Anstrengung und mit wenig Aussicht auf Gewinn, einen solchen Schatz zu heben. Die Freude weicht aber bald dem Schmerze, wenn wir uns nach einem halben Jahre erkundigen, wie denn das Buch „gegangen" sei. — Wir brauchen uns aber gar nicht einmal zu erkundigen, denn es gehört wenig prophetische Gabe dazu, solch einem Werk sein Schicksal voraus zusagen, namentlich wenn man in neuester Zeit die Erfahrung gemacht hat, daß die treffliche Sammlung deutscher Volkslieder mit Melodien von Erk, die Arbeit eines halben Lebens, fast gar keine Theilnahme im Publicum gefunden hat, während die heutige Lyrik von mittlerem Werthe jährlich neue Auflagen macht. Obengenanntes Buch hat ein Recht auf die Theilnahme des Publicums, wie auf die Beachtung des Litterarhistorikers. Die größtentheils der Romanze angehörenden Volkslieder sind von nachgewiesener Aechtheit, wofür erstens die Namen Geijer und Afzelius bürgen und zweitens der Umstand, daß Text und Melodie zum großen Theil dem Volke abgelauscht sind. In diesen Liedern weht noch der ganze Zauber einer naturwüchsigen Poesie; sie blicken uns so ernst und so ehrlich, so göttlich naiv und wehmüthig in die Seele, daß Einem das Herz dabei aufgeht. In solchen Liedern lebt der Herzschlag des Volks, und wer selbst noch ein Herz hat, dem wird es davon gerührt. — Der Uebersetzer hat den Ton des Volksliedes meisterhaft getroffen; er

hat nicht allein das Wort übersetzt, sondern auch den Geist, der im Worte lebt.

Dalmatische Gelehrte und dalmatische Litteratur.

-d. Auch die slawischen Litteraturen werden uns in Folge politisch-socialer Umstände und Verhältnisse, sowie durch eigenes Verdienst, auf das sie Ansprüche haben, allmählich näher gerückt. Dies gilt nun auch von der Litteratur Dalmatiens. Sie ist nicht so dürftig und die Zahl seiner Gelehrten, in der Gegenwart und aus früheren Jahrhunderten, nicht so gering, als man meint, weil man — das Gegentheil nicht weiß. Schon Kaiser Franz I. sagte mit Recht: „Ich habe nirgends mehr Dichter gefunden, als in Dalmatien,“ und in Ragusa allein hatte der Dominicaner Serafino Cerva, welcher 1759 starb, in seinen Biographien berühmter Ragusaner nicht weniger als 437 Namen aufzuführen. Erst durch neuere Reisende, die Engländer Wilkinson und Paton, die Italiener Fortis und Concina, und die Deutschen Heinrich Stieglitz und Neigebaur, hat das Ausland von der Existenz einer dalmatischen Litteratur Kunde erhalten. Was in dieser Hinsicht jene Reisenden in ihren kurzen Notizen über einen, ihnen an sich nicht besonders nahe liegenden Gegenstand, oft nicht ohne Oberflächlichkeit und nur im Vorbeigehen bemerkt und was sie ahnen lassen, hat kürzlich durch die Bemühungen eines deutschen Gelehrten, des Freiherrn Otto v. Reinsberg-Düringsfeld, eine weitere Ausführung gefunden. Derselbe hat nämlich in dem zwölften Bande des in Brüssel erscheinenden „Bulletin du Bibliophile belge“ eine bibliographische Uebersicht über die dalmatischen Gelehrten und ihre Werke gegeben, die auch in einer Anzahl von Exemplaren besonders abgedruckt worden ist. In dieser mehr ins Einzelne gehenden, alphabetisch geordneten Uebersicht führt der Verfasser 359 Namen von dalmatischen Gelehrten, mit biographischen und litterarischen Angaben über ihre theils gedruckten, theils noch ungedruckten Werke, auf, — eine Uebersicht, die, wie wenig vollständig sie auch sein mag, doch jedenfalls genügt, damit wir anders, richtiger und besser über die litterarischen Zustände Dalmatiens urtheilen lernen, als bisher. Die Arbeit muß als besonders verdienstlich gelten. Was namentlich die Litteratur von Ragusa anlangt, über welche die sehr vollständige Geschichte des Piaristen Appendini in dessen „Notizie istorico-critiche sulle antichità, storia e letteratura de Ragusei“ (Ragusa, 1802) existirt, so führt v. Reinsberg nur diejenigen Schriftsteller auf, welche noch gegenwärtig leben, oder nach der Veröffentlichung jenes Werks gelebt haben. Ueber die von ihm in Betreff der Titel der Werke, welche er aufführt, benutzten Quellen, über die Bibliotheken ꝛc. gibt er ebenso lehrreiche Notizen, als über die Sammlungen, aus welchen er die biographischen Angaben von den Autoren und Gelehrten entlehnt hat. Unter diesen Letzteren findet man aus einer früheren Zeit den berühmten Reisenden Marco Polo, und aus der neuesten den Gelehrten und Politiker Nicolo Tommaseo, welcher gegenwärtig fast ganz blind, in Turin den Wissenschaften lebt.

Winckelmanns-Feier in Leipzig.

-d. Bekanntlich wird Winckelmanns Geburtstag (9. December 1717) seit längerer Zeit von der archäologischen Gesellschaft in Rom alljährlich gefeiert; Aehnliches geschieht auch auf einigen Universitäten Deutschlands. Die Universität Leipzig, d. h. die daselbst bestehende archäologische Gesellschaft, hat dies nun ebenfalls gethan und wir hoffen, daß eine solche Winckelmannsfeier auch fernerhin stattfinden möge. Denn sie ist in Rücksicht auf die Vergangenheit ein Act der Pietät und der Anerkennung, und also eine nationale Pflicht der Männer und Jünger der Wissenschaft; sie kann aber auch für Gegenwart und Zukunft in hohem Grade anregend wirken und fruchtbar werden in Ansehung weiterer Entwickelung der archäologischen Kunst und archäologischen Studien. Besonders müßte dies dann der Fall sein, wenn die sächsische Regierung in irgend einer Beziehung die Thätigkeit und Wirksamkeit der archäologischen Gesellschaft thatkräftig unterstützte und ihre Interessen wirksam förderte. Die gedachte Feier fand übrigens diesmal bereits am 7. December statt und bestand darin, daß der Director der archäologischen Gesellschaft, Professor Overbeck, und zwei Mitglieder derselben vor einem kleinen Kreise, unter Aufstellung der Büste Winckelmanns, archäologische Vorträge allgemeineren, specielleren Inhalts, theils über die Beziehungen der griechischen Kunst zur ägyptischen und asiatischen, theils über ein griechisches Vasengemälde und über den idealen Junokopf des Polyklet in der Villa Ludovisi in Rom, von welchem das Leipziger archäologische Museum einen Abdruck besitzt, hielten.

Das böhmische Erzgebirge.

st. Auf dem österreichischen Abhange des Erzgebirges sind die Verhältnisse ziemlich ebenso, wie in Sachsen. Die Bevölkerung lebt von der Hand in den Mund, und jede Theuerung ruft die größte Noth hervor. Man hat neue Industriezweige heimisch gemacht: das Stroh- und Roßhaarflechten, die Bordurenweberei, die Stickerei und die Anfertigung künstlicher Blumen. Für alle diese Zweige der Hausindustrie hat man an verschiedenen Punkten eigene Schulen gegründet, in denen Knaben und Mädchen ein halbes Jahr lang unentgeltlichen Unterricht erhalten. Nach ihrer Entlassung müssen diese Schüler und Schülerinnen für sich selbst sorgen. Eine kleine Zahl der geschicktesten wird von Handlungshäusern dauernd beschäftigt; die große Masse fällt in die Hände von Zwischenhändlern, die weder Capital noch ausgedehnte Verbindungen besitzen, heute sehr viel und morgen gar nichts arbeiten lassen. Eine Besserung der Zustände, die sich daraus ergeben, kann nur dann erfolgen, wenn sich größere Geschäftshäuser der Sache annehmen. Dies geschieht in der Schweiz und in Württemberg: warum nicht auch im österreichischen Erzgebirge?

Pater Matthew.

st. Die irische Bewegung, die unter O'Connell die ganze Welt beschäftigt hat, ist so ganz im Sande verlaufen, daß seit Jahren Niemand an einen ihrer wirksamsten Beförderer gedacht haben wird. Wir erinnern uns nicht, den Namen des irischen Mäßigkeitsapostels seit 1847 ein einziges Mal gelesen zu haben, bis vor kurzem die gleichgültige Notiz gekommen ist, daß Pater Matthew am 8. December zu Kingstown bei Dublin gestorben sei. Ja der einst mächtige Priester ist seinem Herrn und Meister O'Connell, dem Friedensstifter Tom Steele und der irischen Repeal ins Grab nachgefolgt. Seine Erfolge waren eine Zeitlang ebenso wunderbar schnell und ausgebreitet, wie die, deren O'Connell auf dem politischen und nationalen Felde sich rühmen konnte. Am 10. April 1838 gründete Matthew die erste Mäßigkeitsgesellschaft, und zwei Jahre später waren seine Vereine über die ganze grüne Insel verbreitet. Ohne die Nüchternheit, die er herrschend machte, würde es dem Repealverein unmöglich gewesen sein, das Volk von Aufständen abzuhalten. Die feindliche Partei erkannte die politische Bedeutung der Mäßigkeitsagitation auf der Stelle. Auf einem Meeting der Orangisten sagte Dr. Gregg, der eifrigsten einer unter den anglicanischen Geistlichen: „Die Temperanzreformation gilt für ein heiliges Werk, aber es gibt Zeiten, wo der Teufel es für nöthig hält, ein weißes Kleid anzuziehen. Diese Reformation hat die Massen, indem sie eine militärische Regelmäßigkeit unter sie brachte und ihnen Gewohnheiten der Mäßigung und Ordnung gab, zu gefährlichen Gegnern der englischen Macht umgeschaffen.“ Hatte Matthew keine politischen Zwecke im Auge und war es ihm um die Mäßigkeit selbst zu thun, so beging er durch seinen Bund mit den Repealern einen großen Fehler. Als ihr Schiff unterging, zog es seinen Nachen in das Wellengrab nach. Laut statistischen Ausweisen consumirt Irland wieder dieselben unglaublichen Massen starker Getränke, wie früher

und man möchte fast glauben, daß die Enthaltsamkeit der Mäßigkeitsjahre den irischen Durst um ein Ansehnliches vermehrt habe.

Dr. Livingstone.

st. Dieser berühmte africanische Reisende ist am 6. December in Marseille gelandet. Das Schiff „Frolic“ hat ihn von Mozambique nach Suez geführt, und von Alexandrien ist er dann nach Tunis gegangen, als ob es ihm schwer werde, sich von dem Welttheile zu trennen, dem er unvergänglichen Ruhm verdankt. Er ist von kleiner Gestalt, und in seinen einnehmenden, aber auch ernsten Zügen spricht sich eine eiserne Entschlossenheit aus. Seine Bescheidenheit ist so groß, daß er seine denkwürdigen Reisen nie berührt, wenn man nicht directe Fragen an ihn stellt. Seinen linken Arm kann er kaum gebrauchen. Auf einer seiner Reisen fielen mehrere Löwen über die Zugthiere des Lagers her, und seine africanischen Begleiter fürchteten sich zu sehr, um Hülfe zu bringen. Er ging ihnen mit seinem Beispiel voran und verwundete einen Löwen, der ihm am Arme eine furchtbare Wunde beibrachte. Das verletzte Glied ist langsam geheilt, aber steif geblieben. Livingstone ist siebzehn Jahre lang unter wilden Völkern gewesen, und wir dürfen daher wohl glauben, daß das Englischsprechen ihm, als er das Verdeck des „Frolic“ betreten, schwer geworden sei. Er ist übrigens nicht blos Glaubensbote, sondern auch Arzt, und sein Doctortitel ist der medicinische.

Die römische Propaganda.

-d. Es ist auffallend, aber es ist geschichtlich wahr, daß die Reformation seit den Tagen ihrer Blüthe von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf die Gegenwart mehr und mehr an Boden und an Seelen verloren hat. Man braucht aus früherer Zeit an Böhmen, Polen, Ungarn, Italien, Spanien und Frankreich nicht weiter zu erinnern: die Geschichte unserer Gegenwart ist betrübend und beschämend genug. Auf den Inseln Australiens unter den von evangelischen Missionären neubekehrten Insulanern, wie im Oriente unter Armeniern und Jakobiten, ist die Propaganda Roms im Fortschritt; sie ist es in England unter den Hohen in Kirche und Staat durch offenen Abfall, ebenso in Deutschland durch die stille, aber unfehlbare Propaganda der gemischten Ehen, bei der sträflichen Indifferenz protestantischer Väter, und unter der unfehlbaren Herrschaft des Beichtstuhls über schwache Mütter. (S. „Anna Magdalena v. Reibnitz, ein Kind aus gemischter Ehe und eine Frau in gemischter Ehe.“ Ein Beitrag zur Geschichte des Elends der gemischten Ehen, von Dr. Fr. Ahlfeld.) (Leipzig, 1854.) In Nordholland, dem ehemaligen Bollwerke der protestantischen Kirche im Norden, ist beinahe die Hälfte der Bevölkerung katholisch, — eine geschichtliche Merkwürdigkeit! — und Genf, die Metropole der Reformation im Süden, ist bereits zur Hälfte dem römischen Bekenntnisse anheimgefallen. Selbst aus dem Jahre 1848, dem Jahre des Umsturzes, ist die Kirche Roms mit größeren Eroberungen hervorgegangen, wie ja auch einst, nachdem im dreißigjährigen Kriege das Schwert zu Gunsten der Protestanten gesiegt hatte, die List der jesuitischen Propaganda unter den Hohen allein eine Königin, zwei Kurfürsten, zehn Prinzen, zwölf Herzöge und vier Markgrafen für die römische Kirche gewann. Man lese nur die ungemein anregende und kräftige „Predigt von Dr. A. Tholuck, am Jahresfeste der Reformation und des Gustav-Adolfvereines am 26. October 1856 zu Hamburg gehalten“ (Halle, 1856).

Die römische Inquisition.

st. Nach piemontesischen Zeitungen, denen freilich nicht immer zu glauben ist, hat das heilige Officium zu Ancona durch seinen Generalinquisitor Thomas Vincenz Airaldi ein Decret erlassen, welches die „guten“ Christen auffordert, der Inquisition alle diejenigen Vergehen, welche in deren Competenz fallen, anzuzeigen. Besonders sind solche Personen zu bezeichnen, welche Ketzer, oder der Ketzerei verdächtig, oder Anhänger des jüdischen Ritus sind, solche, aus deren Handlungen man auf bestimmte oder stillschweigende Verträge mit dem Teufel schließen kann, ferner alle Diejenigen, welche Gott oder die Heiligen gelästert haben, welche der heiligen Inquisition bei der Ausübung ihres Amtes Hindernisse in den Weg legen, oder Verfasser von Schriften sind, in denen Beleidigungen gegen Geistliche stehen, alle Die, welche ketzerische Schriften lesen oder verbreiten. Alle, welche in der Fastenzeit Fleisch, Eier oder Milch gegessen haben. Wer sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hat, darf nur dann auf die Milde der Inquisition rechnen, wenn er sich selbst anzeigt. Diese letzte Bestimmung erinnert uns an eine frühere Amnestie, deren blos Diejenigen theilhaftig wurden, die sich freiwillig entdeckten und alle ihre liberalen Sünden beichteten. Diese Amnestirten wurden dann unter die doppelte Aufsicht der Kirche und der Polizei gestellt. (Wir wiederholen nur obige Andeutung, daß piemontesischen Zeitungen nicht immer zu glauben ist!)

Die Mormonen.

st. Wir glaubten fast, daß die letzte Mißernte im Staate Utah die wunderlichen Heiligen des jüngsten Tages ausgehungert habe, erhalten jetzt aber von dort Nachrichten, die es außer Zweifel stellen, daß jene Gemeinschaft noch ganz lebendig ist. Ihr Haß gegen Andersdenkende und insbesondere gegen die Beamten der Vereinigten Staaten steigt mit jedem Jahre. Ihr Prophet Bingham-Young hat neuerdings den Gläubigen allen Verkehr mit den „Heiden“, deren bloße Berührung verunreinige, verboten. Auch Schulden von Gemeindemitgliedern an Heiden sollen nicht bezahlt werden. Verkauft ein Mormone an einen Heiden eine Waare, so hat er den Werth derselben an die Kirchencasse einzuzahlen. Fortgesetzter Handelsverkehr dieser Art wird mit Einziehung des Vermögens bestraft. Die Beamten der Vereinigten Staaten sind in Salt Lake Diby fortwährenden Beleidigungen ausgesetzt, einer derselben wurde vor kurzer Zeit von vier Mormonen meuchlings überfallen. Die Regierung von Washington wird kaum umhin können, Truppen nach Utah zu schicken.

Ein Kaffern-Heiliger.

st. Die britischen Behörden am Cap sind nicht ohne Besorgniß, daß ein Unsinn, der sich von Exeter Hall nach dem äußersten Saum der Civilisation hingefunden hat, Unheil stiften könne. Unter den Kaffern ist ein Prophet Namens Umlakaxa aufgestanden und predigt im besten Styl unserer Frommen die unmittelbare Nähe des jüngsten Tages. Die „Posaune des Weltgerichts,“ die er in seinen Anrufen unaufhörlich bläst, hat verschiedene Stämme so fanatisirt, daß sie für ihre Heerden nicht mehr sorgen. Umlakaza's jüngster Tag wird übrigens nicht blos beleben, sondern auch tödten. Die Kaffern erstehen aus den Gräbern, und die Weißen steigen statt ihrer hinein. Ferner geht die Auferstehung über die Menschen hinaus, auch das todte Vieh wird von der Posaune des jüngsten Gerichts erweckt werden und sich vervielfacht einstellen. Diesen Theil seiner Prophezeiung, der fast wie die Annahme einer physischen Fortpflanzung der todten Thiere aussieht, verdankt Umlakaxa offenbar nicht dem Erzdechanten Merriman, der ihm Taufwasser über den Kopf gegossen hat. Daß die Engländer die Dummheit mit Besorgniß ansehen, ist natürlich. Kehren die Kaffern zur Vernunft zurück, so fehlen ihnen die Heerden, und es wird abermals Viehdiebstähle und einen neuen Kafferkrieg (Marktpreis 4 Millionen Pf. Sterl.) geben.

Schlechte Zeitungsgeographie.

st. Die deutschen Zeitungen drucken dem Journal de Constantinople wetteifernd die famose Notiz nach, daß die Russen im Busen von Astrabad, der Einmündung des Oxus gegenüber, eine Insel besetzt hätten und außerdem das Gebiet Maku behufs Umzingelung des türkischen Asiens beanspruchten. Jene

Insel heißt Aschur Ada und liegt allerdings in der Nähe von Astrabad, aber nicht der Mündung des Oxus gegenüber, da der Oxus nicht im Caspischen Meer, sondern im Aralsee mündet. Auch ist die Besetzung keine neue, sondern datirt vielmehr von 1841. Sie erfolgte unter dem nicht unwahrscheinlichen Vorwande, Aschur Ada sei der geeignetste Platz, die turkomanischen Räuberbanden des östlichen Seerandes im Zaume zu halten. Was Maku betrifft, so kennen wir kein Gebiet und keinen Ort dieses Namens, wohl aber eine kleine befestigte Stadt Makon, die am Fuße des Ararat, hart an der Hauptstraße zwischen Tabriz und Bajasid und ein Paar Tagemärsche von Eriwan entfernt liegt. Was die Russen mit diesem persischen Neste wollen und wen sie von Makon aus mit einer Umzingelung bedrohen, ob die eben von ihnen aus der Kriegsgefangenschaft entlassene anatolische Armee der Türken, oder irgend einen geographischen Begriff deutscher Zeitungsschreiber, sind wir nicht im Stande anzugeben.

Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!

st. Die Wiener Creditbank hat sich den gerechten Vorwurf zugezogen, daß sie, die einen Aufschwung der Industrie hervorrufen wollte, im Gegentheil dem Gewerbwesen durch Entziehung von Capitalien sehr geschadet hat. Nach §. 4 lit. a ihrer Statuten, die am 31. October 1855 bestätigt worden sind, wollte sie „verzinsliche Vorschüsse auf Rohproducte und Waaren geben." Dieser Paragraph schien ein todter Buchstabe bleiben zu sollen, wenigstens gab die Wiener Creditbank in den fast fünf Vierteljahren ihres Bestehens nicht einen einzigen Vorschuß. Jetzt endlich hat sie einem Verein böhmischer Zuckerfabrikanten auf Rübenrohzucker Geld vorgeschossen, eine halbe Million Gulden, die sie sich mit 5 Procent und für je drei Monate mit ½ Procent Provision verzinsen läßt. Sie nimmt also im Ganzen 7 Procent und wird durch Rohzucker gedeckt, auf den sie bis zu ¾ des Schätzungswerthes geliehen hat. Und dieses einträgliche völlig sichere Geschäft ist das erste der Art, das die Wiener Creditbank macht.

Ein Held und doch ein Schwindler.

st. In Wertheimers Kalender für Israeliten von 1855 war eine pomphafte Lebensbeschreibung von Joachim Pollack zu lesen. Als junger Hausirer aufgegriffen und einem Dragonerregiment assentirt, geht er zum Infanterieregiment Kaiser Ferdinand über und marschirt als Corporal nach Italien. In der Revolution von Mailand wird seine Compagnie abgeschnitten. Er schleicht sich in Civilkleidern fort, fällt einem Insurgentenhaufen in die Hände, wird zum Hauptmann gewählt, stellt sich bei dem ersten Gefecht mit den Kaiserlichen todt, gelangt endlich zu Radetzky und führt seinen Cameraden Entsatz zu. Auf jenen Höhen von Custozza, von deren Besitz die Schlacht abhing, ist Pollack der Erste. Zu der silbernen Tapferkeitsmedaille, die ihm dafür zu Theil wird, erwirkt er sich die goldene, leistet überall merkwürdige Dienste und wird dafür nach hergestelltem Frieden zum Lieutenant der Gensdarmerie in Wien ernannt. Im December des Jahres 1854, als die Einzeichnung auf die Creditbankactien einen Sturm auf das Haus, vor dem er die Wache hat, hervorruft, erwacht in seiner Heldenbrust der Schachergeist. Er mißbraucht seine amtliche Stellung zur Erwerbung von Actien, verdient enormes Geld und nimmt seinen Abschied, um dem neuen Geschäft seine ganze Zeit widmen zu können. Nach den ersten Verlusten wird er „unrein", ein Schwindler und Betrüger. Wie sich bis jetzt ermittelt hat, steigen die Summen, um die er in einem einzigen Jahre seine Geschäftsfreunde gebracht hat, auf 165,000 Gulden. Seine Bräute, denn er besaß deren zu gleicher Zeit drei, haben an ihm nichts, durch ihn und an ihn aber 92,000 Gulden verloren. Ein theuer bezahlter Liebestraum!

Bibliographischer Anzeiger.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 2. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [10. Januar.

Inhalt.

Herders Nachlaß.

— Es wäre recht heilsam für unser Jahrzehend, stiege der weise Priester Herder mit seiner Humanitätslehre recht leibhaftig vor unser Antlitz und mitten hinein in unsere kirchlichen Zwiste, mitten unter die verknöcherten Pagoden und Zionswächter des Christenthums, um ihnen einzuschärfen, Fanatismus sei nicht Gotteseifer, Verfolgungssucht kein Christenthum, Buchstabendienst sei gleich mit Götzendienst, und der Formel des Katechismus gegenüber sei der Wahlspruch des ächten Christen wie Herders: Licht, Leben, Liebe!

Dieser sein Wahlspruch, den man ihm zu Weimar auf den Grabstein setzte, während dort sein ehern Bild vor der Kirche Wache hält, ist vielleicht das Beste in allem was er den kommenden Geschlechtern hinterlassen. Das ächte Christenthum will Licht über die Welt verbreiten, es will eine Leuchte sein, die just die Finsterlinge scheuen, indem sie wie Uhu und Eulengezücht krächzend mit blödem Flügelschlag sich gegen ihre Strahlen wehren. Das ächte Christenthum, d. h. die Lehre Christi will nicht das Leben knechten und tödten, denn Moloch- und Baldienst kann kein Christenthum sein; es will das Leben vergeistigen und mit einer Seele durchdringen, die Ewiges und Endliches menschlich eint. Das ächte Christenthum ist endlich ohne den Hauptsatz der Bergpredigt, ohne das Gebot der Menschenliebe nicht denkbar; der Mittelpunkt im Leben seines Meisters war Hingabe seines ganzen Ichs zum Wohl der Brüder.

Eine Mahnung an Herder thut doppelt noth. Erstlich den Finsterlingen gegenüber, welche die Religion benutzen um staatlich die Völker recht fest und gleichsam um Gottes willen zu knechten. In diesem Sinne faßte ein freisinniger deutscher Fürst, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, die Herausgabe von Herders brieflichem Nachlaß auf, indem er den Herausgeber mit seinem Hausorden schmückte, derselbe Fürst, welcher jüngst den freisinnigen Theologen Karl Schwarz aus Halle nach Gotha in sein Consistorium mit dem Worte berief: „Ich brauche Sie wider die Schwarzgläubigen und Finstersüchtigen!“ Ein Hinweis auf Herder thut zweitens umdeswillen allezeit noth, weil dieser Geist, wie er am litterarischen Horizont ein Stern der Morgenröthe war, so auch jedem neu heranwachsenden Geschlecht ein Hodeget, ein Führer und Wegweiser sein und bleiben sollte, um das Atrium und dann im Innern des Tempels deutscher Kunst, Litteratur und Wissenschaft den Altar zu finden. Die Auswahl aus Herders Werken in Einem Bande, welche die Cottasche Buchhandlung brachte, ist ein Familienbuch. Daneben thäte noch ein Katechismus aus seinen Bekenntnissen für die Jugend als Leitfaden für Schule und Haus noth. Was uns jetzt Heinrich Düntzer und F. G. v. Herder, Letzterer ein Enkel des Mannes, aus Herders Nachlaß an bisher ungedruckten Briefen von ihm selbst und seiner Gattin, von Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenossen zusammenstellten (in 3 Bdn. Frankfurt a. M. bei Meidinger) gibt zur Erkenntniß des großen Autors vielfache intime Ergänzungen, namentlich in den Beziehungen zu Goethe, zu Jean Paul und vor allem zu seiner Gattin, mit der ein Brautstand von zwei Jahren der brieflichen Ergüsse zwischen Bückeburg und Darmstadt, wo Beide getrennt lebten, gar viele hervorrief. Band 3 des Nachlasses enthält ausschließlich Herders Briefwechsel mit seiner Braut vom April 1771 bis zum April 1773.

Herders Stellung im großen Zusammenhang unserer Litteraturgeschichte ist wesentlich die des Hodegeten und Propädeutikers; er hat sein Volk in der Geschmacksbildung aus der Wüste herausgeführt, das gelobte Land aber, dem er es zuführen wollte, wie Moses, eigentlich nur von der Höhe des Berges, den er für sich selbst erklomm, gesehen, nicht betreten. Seine Vorgänger waren Lessing und Winckelmann. Jenen ließ die Nation im Stich und sein Stern erblich ziemlich einsam und verloren. Winckelmann hatte

eine plastische Schöpferepoche im Gebiet der bildenden Kunst eben so wenig, wie Lessing ein blühendes Theater, heraufbeschwören können. Vielmehr lag die Besorgniß vor Verknöcherung im Studium der Antike vor. Neuer Durchbrüche national gearteter Sturmgeister schien es zu bedürfen, um jenen klar und fest vorgezeichneten Classicismus mit dem warmen Leben des Volkes und der Massen zu befruchten. Sollte das Nationalleben nicht petrificiren, so mußten die in der antikisirenden Richtung nicht erledigten Elemente des Germanismus mit auf den Kampfplatz der ringenden Geister gezogen werden. Diese von Lessing und Winckelmann nicht erledigten Elemente waren christlich religiöser und mittelalterlicher Art. Herder, ein Schüler Hamanns in Königsberg, war der Vermittler zwischen den Richtungen Lessings und Klopstocks, der Vermittler zwischen der Antike und den Stimmen aller Völker. Von Hamann, dem Magus des Nordens mit seinem Golgatha und Scheblimini, hatte Herder in seiner ersten Periode sogar den ganzen vollseligen Ueberschwang einer altbiblisch morgenländischen poetischen Prosa, trotzdem er sich in Lessings Forschungen zu orientiren suchte und seine „Fragmente zur deutschen Litteratur" (1767) nur von Dessen Litteraturbriefen veranlaßt wurden. Auch in seiner 1770 gekrönten Preisschrift „über den Ursprung der Sprache," welchen er in der Vernunft nachwies, erörterte er und führte aus, was Hamann angedeutet. Und während seine „kritischen Wälder" (1769) nur eine Anbequemung dessen waren, was Lessing schärfer und bestimmter im Laokoon und in den antiquarischen Briefen erledigt, gab Klopstock dem vielseitig Empfänglichen die salbungsvolle Haltung und die Psalterstimmung, die er schon amtlich in seiner Lebensstellung nöthig hatte. Hätte er zur Zeit seiner Königsberger Studien auch den noch dunkeln und erst langsam aufsteigenden Kant in den Kreis seiner Interessen ziehen können, so würde er wahrhaft allseitig und universell seinen Standpunkt gestaltet haben. Hier war es ihm bei soviel sonstiger Empfänglichkeit versagt, Verständniß zu haben, zu verbreiten und zu vermitteln; sein späterer Haß gegen Kants Kritik der reinen Vernunft ward sogar Ursache zum entschiedenen Bruch mit Schiller, dessen aufsteigende Sonne Herder beim Niedergang des eignen Sterns nicht begriff. Ein Talent der Vermittelung, wie er nach vielen Seiten hin war und darin seinen schönsten Beruf erfüllte, ward er, wo ihm das Verständniß fehlte, schroff und abweichend, — oft genug das Symptom eines Zerfalls mit sich und einer Endschaft des eignen Vermögens.

Zu Morungen in Ostpreußen am 25. August 1744 geboren, ward Johann Gottfried von seinem Vater, Cantor und Mädchenschullehrer im Städtchen, streng orthodox nach Bibel und Gesangbuch erzogen. Er ward Schreiber bei einem Prediger, der ihn am Unterricht seiner Söhne theilnehmen ließ. Ein Augenübel machte ihn mit einem Wundarzte bekannt, der ihn mit nach Königsberg nahm und dort zu seinen Studien anhielt. Herder fiel jedoch am Sectionstisch in Ohnmacht und seine zarten Nerven wie sein zarter Sinn verboten ihm die Chirurgie. Neben der Theologie trieb er auf der Hochschule zu Königsberg seiner Neigung nach Geschichte, Sprachen und Litteraturen aller Völker, auch Philosophie; auf letztere weniger durch Kant hingewiesen, dessen Kritik der reinen Vernunft erst später (1781) erschien, als vielmehr durch Hamann, dessen sibyllinische Phantastik im Ossian und den Dichterstimmen des Orients gleich sehr wie in den altbiblischen Propheten Offenbarung suchte. Von Kant, der ihn seine Vorlesungen unentgeldlich besuchen ließ, gewann er sich eigentlich nichts als den Muth und die Zuversicht zu Reformen in der Theologie, ob sich schon sein gläubiger Sinn, der im eignen Leben eine persönliche Führung Gottes sah, von einer Vernunft die nicht Persönlichkeit war, mit Schrecken abwandte. Ein zwanzigjähriger Candidat, ging er als Lehrer und Prediger nach Riga, wo er fünf Jahre lang an der Domschule wirkte und wo auch die ersten seiner Schriften erschienen; die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands schied damals noch keine geistige Sperre vom Mutterlande. In Riga sprach er von Kanzel und Katheder wie ein Bote Gottes der nach der Ueberlieferung das Reich des Glücks und der Gnade verkündigte, aber an diesem Glück heiliger Beseligung alle Welt und alle Creatur theilnehmen ließ. Aus der Enge der Armseligkeit erwachsen, hatte ihn ein unsichtbarer Führer geleitet; zart und bei seinem Augenübel früh auf sorgsame Pflege gewiesen, setzte sich in ihm die Zuversicht fest, zu einer hohen Mission auserlesen und aufgespart zu sein. An solchem Segen einer Gottesführung wollte er Alle die sich um ihn schaarten, betheiligen; dies machte ihn beredt, zu einem Redner im großen Styl, dergestalt, daß die meisten seiner Werke wie gesprochene Vorträge erscheinen, in denen der Moment die Begeisterung gibt. Sein Vortrag in Schrift und Wort war salbungsvoll, aber voll freudigen Schwunges; in seinem priesterlichen Stolz lag zugleich die gewinnende Anmuth des Missionärs, der seines Berufes sicher ist, in die Welt gekommen zu sein, um sie zu beglücken und mit dem Licht der Liebe zu erleuchten. Lessing und Winckelmann waren die Größen seiner Zeit; er studirte beide, seine ersten Schriften sind ohne Studium beider gar nicht denkbar; aber voll Klopstockschen Geistes, suchte er den Gewinn, den die Welt Jenen verdankte, dem Christenthume zugutekommen lassen. Er hatte von Kant die Lust zur Aufklärung überkommen, erging sich aber, wo nicht in Hamanns blumenreichem, symbolsüchtigem Dithyrambenstyl, doch in einer poetisch schwunghaften Prosa, die daran gemahnte. Wo Lessing dialektisch war, declamirte Herder; er empfand nur, wo Andere dachten; aber sein Empfinden hatte Theil an der Helle der Denker, auch wenn sein Ausdruck die warme weiche Stimmung und die pathetische Salbung des Kanzelredners athmete. Er war ein Bote und ein Diener Christi, aber sein Christus war ein Allerweltbeglücker, zu dessen Herrlichkeit alle Welt berufen war; sein Christenthum war ein universelles Erbtheil der Menschheit, die Offenbarung war nicht im Buch der Bücher abgeschlossen, sondern hatte ihre Anfänge und ihre Fortsetzung in allem Menschenleben, in der Geschichte aller Völker, in der Entwickelung aller Creatur und in den Erscheinungen der Naturwelt. Daß er es sich zutraute, der Welt dies Evangelium zu bringen, das machte ihn zu dem Hohenpriester, für den er in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts wirklich galt. Seine Herrschaft war eine persönliche. Sie bestand in der Vermittelung und Versöhnung entgegenstehender Erbschaften und Heilswahrheiten, in der Ausgleichung zwischen Lessings und Klopstocks Richtungen, in der Zuversicht, in der Vermählung Beider den höchsten Triumph des Geistes zu feiern. Um die Macht, die Herders geschriebenes Wort übte, zu begreifen, muß man die Wirkungen auf Andere als Zeugnisse heranziehen. Und das lauterste Zeugniß gibt in den siebziger Jahren von Herders Machteinfluß der neun Jahre jüngere Goethe. Beim Erscheinen der Schrift über die älteste Ur-

kunde des Menschengeschlechts (1774) schrieb Goethe an Schönborn: „Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat dabei alle die hohe heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt, und führt sie nun im dämmernden, wetterleuchtenden, hier und da morgenfreundlich lächelnden orphischen Gesang, vom Aufgang herauf, über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten rc. mit Feuer und Schwefel und Fluthstürmen ausgetilgt."

Das war im Styl der Sturm- und Drangmänner empfunden und gesprochen. Das Zeitalter konnte nicht aushalten in der kühlen dünnen Luft der Bergeshöhe, zu welcher Lessing die Nation heraufbilden wollte. Aus der antiken Weltanschauung Winckelmanns gab es keine Brücke zum Schooß des heimischen Volkes. Oder wenn es eine Brücke gab, so war es die Herdersche Vermittelung. Er wollte Homer und Ossian in sich empfinden und durcharbeiten; auch die Nebel des Nordens, selbst die schwühlen Tiefen des Mittelalters, vor allem aber des alten verlorenen Germaniens Kraft und Größe wollte er mit der Helle und Formenfreiheit der Antike amalgamiren, jene nicht neben dieser aufgeben. Es ist nicht zufällig, daß Herder und Goethe sich in Straßburg fanden, Angesichts jenes Erwinschen stummen Zeugen von der Nationalkraft des germanischen Mittelalters. Herder sammelte die Stimmen aller Völker zur Bewahrheitung eines weltlichen und menschlichen Gottesreichs auf Erden. Er begeisterte den jüngeren Freund und sie verfaßten Beide das Buch von deutscher Art und Kunst.

Herder hatte in Riga seine Stelle freiwillig aufgegeben, selbst einen Ruf nach Petersburg als Prediger abgelehnt, um seiner sprachlichen Ausbildung wegen auf Reisen zu gehen. In Straßburg nöthigte ihn eine Augenoperation zum Verweilen. Wolfgang studirte dort in den Jahren 1770 und 71. Shakspeare und deutsches Alterthum machten den Inhalt ihrer schwärmerischen Entzückungen. Zwei Jahre darauf schrieb Goethe seinen Götz, und wie er für Ossian empfunden, bewies gleich darauf sein Werther. Der Form nach war in beiden Werken ein Abfall vom Lessingschen Style nur allzu sichtlich, einem Style, den Goethe und Schiller wohl in Clavigo und Cabale und Liebe kannten, aber nur um ihm untreu zu werden, statt ihn fortzubilden. — Herder hatte den Ruf erhalten, einen Prinzen von Holstein-Oldenburg auf der Reise zu begleiten; da sich dies zerschlug, ging er als Hofprediger nach Bückeburg, bis er 1776 in gleicher Eigenschaft und als Präsident des Consistoriums dem Rufe nach Weimar folgte.

Herders Gattin, Caroline geb. Flachsmann, berichtete schon in ihren „Erinnerungen," daß Goethe es war der zuerst vom December 1775 die Anfrage an ihn stellte wegen der Stelle eines Generalsuperintendenten. Bd. 1 des vorliegenden Nachlasses liefert uns nun die Briefe Goethe's in dieser Verhandlung, Briefe, die die ganze geniale Frische des jugendlichen Apollo, zugleich seine ächt menschliche, gutartige Treue, Offenheit und Redlichkeit des Herzens bezeugen. „Lieber Bruder," schreibt er im December jenes Jahres an Herder, „der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten. Hättest Du der Zeit Deinen Plan auf Göttingen geändert, es wäre hier wohl was zu thun. Schreib' mir ein Wort. Allenfalls ist auf die Veränderlichkeit der Zukunft ein Blick hierher. Leb' wohl, Grüß' das Weibele. Mir ists wohl hier, in aller Art. Wieland ist eine brave Seele und die Fürstenkinder edel, lieb und hold." Im Januar des nächsten Jahres heißt es: „Ich wünsche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird Euch Beiden wohlthun, und — ja, lieber Bruder, ich muß das stiften, eh' ich scheide." — Goethe hatte sich noch gar nicht entschlossen, in Weimar zu bleiben. Gleich darauf schreibt er: „Antworte mir schnell, wie stehst Du mit Jerusalem? (Kanzelredner und Vicepräsident des Consistoriums in Wolfenbüttel.) Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir habens von jeher mit den Sch... kerlen verdorben, und die Sch.... kerle sitzen überall auf dem Fasse. Der Herzog wünscht und will Dich, aber alles ist hier gegen Dich. Indeß ist hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Thlr. Einkünfte. Ich laß nit los, wenns nit gar dumm geht" rc. — — „Lieber Bruder, nenne mir einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und gut für Dich ist, der, wenn man ihn fragte, Guts von Dir sagte. Denn in meiner politischen Chrie gilt hier: Sum a testimonio. Befolge was ich Dir schreibe, pünktlich als Commando, und glaub', daß alles durchgedacht." — „Bruder sei ruhig, ich brauch' der Zeugnisse nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast Du den Ruf. Ich will Dir ein Plätzchen suchen, daß Du gleich hier sellst die Zügel zur Hand nehmen. Vielleicht bleib' ich auch eine Zeitlang da. — Wenn ich das ins rein' hab', dann ist mirs auf eine Weile wohl, denn mit mir ists aufgestanden und schlafen gangen, das Project, und durch die besten Wege. Eh' Du herkommst, Bruder, muß noch erst bellus modus vieler Sachen verabredet werden. Unser Herzog ist ein goldner Junge. Die Herzoginnen wünschen Dich auch" rc. Und mit nächstem Briefe bläst der Dichter des Werther dem Gesalbten des Herrn ein Trarrah auf der Trompete des Willkomms: „Hochwürdiger!

'S ist eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel gestift.
Sind also vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab gestiftet worden.
Es uns auch Allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitsche kommt —
Und wie dann unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundertundfünfzig Eseln reiten,
Die in Eurer Herrlichkeit Diöces
Erlauern sich die Rippenstöß'." rc.

Wieland schrieb, mit Benutzung des Goetheschen Witzwortes, an Merck: „Der Messias Herder wird am Palmarum auf 150 Eseln (seiner subordinirten Geistlichkeit) hier einreiten." Prächtig liebenswürdig ist der burschikose Wolfgang alsbald in einem nächsten Schreiben, wo er dem Berufenen Haus, Wohnzimmer bis auf Waschküche im Grundriß abconterfeit zusendet und selbst über das Mobiliar der Amtswohnung berichtet. „Schreib' mir doch, lieber Bruder, wie Dir's mit Meubles gehen wird. Du kommst in ein leer Haus. Es ist noch ganz gut gebaut, hat einen großen Garten, in dem aber die Igel bauten. Mit dem Detail der Reparatur schinden sie auch noch nach Ehrlich's. Da hat der Gotteskasten kein Geld, da sollen die alten Fenster bleiben, da ist Der ein Schlingel und Jener .... Und so gehts durch — der .... hat den besten Willen. — Gestern hatt' ich alles dort, und wird schon gehen. —

Und, Bruder, war auch zum ersten Mal in der Kirche. Ich dacht' schon, Dir wird's doch wohl werden, Alter, wenn Du da oben stehst, und rechts in dem Chor des unglücklichen Johann Friedrich Grab, und seinen Nachkommen, den besten Jungen, gegen Dir über, der wohl die Chur werth wäre, werth, daß das Schicksal Dem wieder gäb' was es Jenem nahm. Und Herzog Bernhards Grab in der Ecke und all der braven Sachsen Gräber herum. Auf dem Altarsblattflügel den Johann Friedrich wieder in Andacht und die Seinen von seinem Cranach und in der Sacristei Luther in drei Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer. Das wusch mich wieder von allem Staub, und so reinige uns der heilige Geist von allem Schwall, eh' er fingersdick auf uns hängt, wie auf den Gräbern der Helden. Addio. d. 10. Juli 76. Goethe."

Mit den achtziger Jahren stellte sich Herders religiöse Weltanschauung systematisch fest. Er entzog sich noch nicht den freien Umtrieben der poetischen und der philosophischen Geister, aber Styl und Auffassung setzten sich gleichsam, schieden in ihm selber die lyrisch declamatorischen Ausschweifungen seiner eigenen Jugendstimmungen vom Kern seines tiefen, festen und klaren Humanismus. Die Quintessenz und das Stichwort der Culturentwickelung hatten sich mit ihm geändert. Aus der Wielandschen Urbanität, einem Gemisch von französirtem Gräcismus und deutscher Spießbürgerlichkeit, war der Nationalgeist mit Herder zur Humanität fortgeschritten. Herder faßte die Summe der Bildung und Erleuchtung, er faßte das Christenthum selbst als Humanität, nicht als überlieferte Satzung auf; er sah in ihm eine Aufgabe, die sich die Menschheit selbst stellen müsse, nicht eine, die ihr gestellt sei, um Leben und Kräfte dafür zu opfern; er fand in Christi Lehre eine Mission für Gegenwart und Zukunft, nicht einen Katechismus der Vergangenheit, der uns unter der Hand als steinernes Gesetz verknöchert und dem wir doch Sinn, Verstand und alle Entfaltung unterordnen sollen. Christus war ihm mehr als den gemeinen Rationalisten, mehr als blos „ein guter Mann und Lehrer guter Moral," aber er hielt ihn nicht in dem Sinne für das Lamm Gottes, daß er die Sünden der Welt auf sich nehmen und durch sein Opfer und ohne unser Zuthun erlösen und glücklich machen könne. Neben den Spuren Gottes in der Bibel sah er auch Gottes Gang in der Weltgeschichte, in der Natur, in den Entwickelungsphasen jeder einzelnen Seele. Diese helle, freudige, offene Herzensweite und großsinnige Auffassung des Christenthums ist in Herder classisch geworden. An sie zu mahnen, thut heute doppelt noth. Denn wenn „die großen Heiden" Schiller und Goethe nicht genug Christenthum predigen, Lessing und Winckelmann in der That gegenüber allem mittelalterlichen Christenthum der Antike den Vorzug geben: — Herder war ein christlicher Prediger, ihm galten die mittelalterlichen Regungen als Stimmen der Völker hoch und heilig, und seine christliche Moral war streng ohne bigott, fest und stark ohne finster zu sein.

Der Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut versetzt uns in den Anfang der siebziger Jahre. Wir lernen hier nicht blos Caroline Flachsmann, sondern Herder den jungen Mann von einigen zwanzig Jahren kennen. Auch im Bräutigam kündigt sich der Priester schon vorherrschend an. War es doch wohl der Zauber der Kanzelberedtsamkeit, der zugleich auf Carolinens Herz gewirkt; mithin mischt sich in ihr Mädchengefühl die ganze Scheu und Ehrfurcht vor dem Gesalbten des Herrn, der, ein Bote Gottes, mit Engelzungen redet. Der volle dritte Band des Nachlasses giebt uns das schöne Seelengemälde solcher pastörlich gefärbten Liebe und Brautschaft. Eine eigenthümliche Weihe der zaghaften, jeder Zeit zum Entsagen bereiten Keuschheit liegt in dem Duo dieses Brautbriefwechsels. Herder z. B. schreibt aus Bückeburg: „Sie sind doch nicht krank, geliebtes, holdseliges Mädchen? Sie meine einige Freude und Aufmunterung und Trost der Gedanken! O lassen Sie mich das nicht denken, oder es wäre die Summe meines Elends, was ich haben könnte. Ich wandle hier überdem im Schatten und Dunkel der Erwartung wenigstens, wenn ich die Sache nicht anders nennen will; entziehen Sie mir doch also die Freude und den Trost ihres freien, guten Herzens nicht!" — — „Haben Sie Herz, gutes Mädchen, mich zu lieben, wie ich bin, auch mit Fehlern und Gebrechen, die nicht zu ändern wären, wenn Sie nur meine ganze Liebe und Redlichkeit des Herzens sähen? Ach, und die soll ewig Ihr sein" u. s. w. — Verräth sich hier nicht schon etwas hohenpriesterliches Bedürfniß, sich anbeten zu lassen? Caroline schreibt unter Anderm darauf: „O vergeben Sie mir, gutherziger Freund, daß ich so oft frage: War's nicht Ueberraschung, daß Sie mich liebten? Und haben Sie vielleicht aus Mitleiden, da Sie sahen, wie ich Sie liebte, mich wieder geliebt? Und ist es jetzt nicht mehr Edel- und Großmuth, daß Sie mich lieben? O gehen Sie aufrichtig mit Ihrem Herzen zu Rathe, es verdient nicht, daß es hintergangen wird und Sie es mit einem Mädchen tauschen wollen, das kein ander Verdienst hat als Gutheit. Vor Gott bitte ich Sie, seien Sie Ihr Freund hierinnen. Ach, daß Sie doch wüßten, was ich im Stand wäre, für Sie, Freund, Trauter meiner Seele, aufzuopfern, und lieber ewig Sie nicht wiederzusehen und nur glücklich zu wissen. Glauben Sie mir, Freund, es giebt unter Frauenzimmern auch Männerseelen! Nur müssen Sie mich nicht mehr betrüben und fragen, ob ich Herz hätte, Sie mit Ihren Fehlern zu lieben! Ob ich Dich mit Deinen Fehlern liebe, Du Engel Gottes? Hier liege ich an Deiner Brust, Thränen, heiße Thränen mögen es sagen, wie ich Dich liebe" u. s. w.

Unter den brieflichen Mittheilungen der späteren Freunde des Herder'schen Paares haben Jean Pauls Ergüsse den meisten Werth. Nachdem das wunderliche Liebesverhältniß mit Charlotte v. Kalb verglüht war, unter dessen Widerschein er den ersten Theil des Titan 1799 vollendete, machte er in Hildburghausen die Bekanntschaft der Hofdame Caroline v. Feuchtersleben. Er schrieb: „Ich kenne das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten — nein, ich will ein einfaches, stilleres Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme und Alles, was das erinnernde Herz ewig vormalt." Eine solche Seele glaubte er in Caroline v. Feuchtersleben gefunden zu haben. Herders begünstigten sehr dies Verhältniß ihres Lieblings; allein der Liebling hatte sich doch wiederholt getäuscht; ein flatternder, naschender Schmetterling, konnte er sich auf die Realität dieses Herzensbundes nicht einlassen, nicht verständigen, und in Berlin machte alsbald eine andere Caroline, eine Tochter des Tribunalrathes Meyer, den lieblichsten Eindruck auf sein Herz. Herder empfing

ihn sehr verstimmt und die lösende Antwort, welche Caroline von Feuchtersleben an Richter sandte, ging durch Herders Hand. Der Priester war sogar Pedant genug, ihr als Trost zu schreiben: „Seien Sie froh, daß Sie ihn losgeworden sind!"

Einen Abschnitt und Abschluß im Verhalten zwischen Goethe und Herder machte offenbar das Erscheinen des ersten Bandes von Wilhelm Meisters Lehrjahren, im Anfange des Jahres 1795. Herders Brief an die Gräfin Baudissin aus Knoop in Holstein documentirt den Beginn des Zerfalls. Er entschuldigt sich, den Roman so spät gelesen zu haben, gesteht, daß der Dichter vor Jahren ihm Stellen daraus vorgelesen, die uns gefallen, uns, d. h. seiner Gattin und ihm, „ob wir gleich schon damals die schlechte Gesellschaft bedauerten, in der sein Wilhelm war und so lange aushielt." Man erinnert sich hierbei an Bettina's Vorwurf und Mahnung, nicht sowohl moralischer, als vielmehr politisch patriotischer, höherer Art aus dem Jahre 1809: „Schick' doch Deinen Wilhelm hinaus in die Tiroler Berge, wo die Feuer der Freiheit lodern, statt daß Du ihn noch immer und so lange unter liederlichem Komödiantenvolk lässest!" Herder schrieb 1795: „Ich weiß, was ich auch damals dabei gelitten habe, daß der Dichter ihn so lange unter dieser Gattung Menschen ließ. Indessen war damals der Roman anders. Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessirte sich für ihn allmählich und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andere Form gegeben; wir sehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht sehen mögen, können uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären; interessirt hat er uns noch nicht so sehr, daß wir irgend mit ihm sympathisiren konnten. Ich habe dem Dichter darüber Vorstellungen gethan; er blieb aber bei seinem Sinn, und den zweiten Theil des ersten Bandes, wo die Philine vorkommt, habe ich im Manuscript gar nicht gelesen. Ueber alles dieses denke ich wie Sie, liebe, gnädige Gräfin, und jedes feine, moralische Gefühl, dünkt mich, fühlt also. Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Sinne *) ist ihm Alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften. Er hat sich also auch ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierinnen so verschieden denken. Ich kann es weder in der Kunst noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde, und jenes Alles sein soll; die Mariannen und Philinen, diese ganze Wirthschaft ist mir verhaßt; ich glaube, der Dichter habe sie auch verächtlich machen wollen (?), wie vielleicht die Folge zeigen wird. Es ist aber schlimm, daß er diese Folge nicht mitgab und den ersten Theil hinstellte. Aber auch hierinnen handelte Goethe nach seinem Willen. Wie die Folge auch sein mag, so bleibt dem Helden des Stücks (Werks?) immer sein Flecken; seine erste Liebe ist — auf welch ein Geschöpf geworfen! Machen Sie mir also keine Vorwürfe, liebe, gnädige Gräfin. Es kann Niemand mehr gegen diese Vorstellungsart haben als ich, da ich in mehreren Verhältnissen wirklich darunter leide. Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe, ich möchte sagen über die Grazie unserer Seele, in Manchem so weit weg als hier (in Weimar), und damit entgeht dem armen Menschen der größte Reiz seines Lebens und es erklingen sehr falsche Dissonanzen. Doch genug davon. Mir hat im ganzen Buche vorzüglich der alte Harfenspieler gefallen. Das ist mein Mann. Sonst sind sehr treffende, feine Bemerkungen darin; aber das Gewebe, worauf Alles liegt, kann ich nicht lieben."

*) Hr. Düntzer, berühmt wegen der Halsstarrigkeit, mit der er in Goethe's Werken Druckfehler jahrzehnlang duldete, läßt stehen: „Wahrheit der Scenen"; wir halten das für falsch. Th. I. S. 21.

Hiermit hat sich Herder sein Armuthszeugniß ausgestellt und den Scheidepunkt bezeichnet, wo in ihm der Mensch sammt Genie aufhörte und der Priester begann. In philosophischer Beziehung dachte und fühlte er ebenso eng. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen „abhorrescirte" er, wie Schiller gegen Körner schrieb, als „Kantische Sünden" und schmollte deswegen mit ihm. Schiller trat bei Goethe in den Vorgrund, Schiller ward für ihn die große Ergänzung seiner Natur, und Herders Herrschaft, ja Geltung und Beziehung zu Goethe wurde abgelöst durch das bei weitem tiefere, höhere und fruchtbare Verhältniß zum Dichter des Wallenstein. Im Sommer 1788 ging Herder nach Italien, und als er im nächsten Sommer nach Weimar zurückkehrte, hatte Schiller seine Professur in Jena bereits angetreten. Der Professor der Geschichte verkannte nicht den relativen Werth der Herder'schen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (4 Thle., zuerst 1784 in Riga erschienen). Herder leitete aus der Beschaffenheit der Erde und der Natur in ihrer Stufenfolge die Anlage des Menschen zur Humanität und zur Religion ab, versuchte die Mosaische Schöpfungsgeschichte mit den Ergebnissen der Naturforschung in Uebereinstimmung zu bringen. Das konnte Schiller als Historiograph gelten lassen, ohne damit die Kantischen Postulate der Vernunft und die freie Selbstbestimmung des Menschen gefährdet zu sehen. Herder aber blieb in seiner Verhärtung gegen die absolute Vernunft und ihre Vertreter. Ueber die im Herbst 1796 ausbrechenden Xenien fühlte er sich empört und der Bruch mit dem Dioskurenpaar, das seine Doppelkraft in dem geschlossenen Freundschaftsbunde bethätigte, blieb ein entschiedener. Herders „Kalligone" war gegen die Kantische Kritik der ästhetischen Urtheilskraft gerichtet; sein „Verstand und Erfahrung, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft," erschien 1799 (2 Thle. Leipzig). Herder verbitterte sich immer heftiger, je mehr er sich überholt, wo nicht beseitigt fühlte. Früher der Hort, zu dem Goethe sich wandte, um sich Antrieb und Bestätigung zu holen, wurde sein Haß ein persönlicher und er wandte sich voll schaudernden Unmuthes ab von „den beiden großen Säulen Jachin und Boas." Selbst als eine tödtliche Krankheit Goethe's just im Anfange des neuen Jahrhunderts Herders Seele weich und versöhnlich gestimmt hatte, verharrte er im Widerwillen gegen Schiller. „Mein Mann hat Goethe vorgestern besucht," schreibt Herders Gattin, „fand aber leider (!) den Herzog und Schiller da. Ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd, ungewohnt; er kam verstimmt nach Hause, bis die Nacht und der Schlaf die Saiten wieder stimmten." So sehr fühlte der Verkünder der Humanität sich schließlich befallen von einer Gespensterfurcht vor den großen Vertretern der wirklichen Freiheit des Geistes auf dem Gebiet des Denkens und Dichtens. Die „Adrastea"

(1801—3. 6 Bde.) war der letzte Ausdruck seines Wesens; am 18. December 1803 starb Herder. Licht — Liebe — Leben! war sein Wahlspruch geblieben; es war ihm nur nicht vergönnt gewesen, dies Gelübde dem neuen, urmächtigen Strome des Genius gegenüber bethätigen zu können. Ihm bleibt das unsterbliche Verdienst, als Vorarbeiter die Nation für das Große empfänglich gemacht zu haben, wenn er gleich vor den eigentlichen Kämpfern und Heroen zurücktreten mußte. Sein hoher Werth ist bleibend, wo es gilt, für Schönheit, Licht, Leben und Liebe zu befähigen. Somit ist seine Gültigkeit recht eigentlich für jedes heranwachsende Geschlecht festgestellt. Und in einer Zeit, wo die Schönheit in Carricatur zu verkümmern, Licht, Leben und Liebe durch eine neue Macht von Finsterlingen zu erlöschen drohen, ist es gar sehr heilsam, Herders Humanitätslehre als einen Hort für die Jugend beiderlei Geschlechts zu bezeichnen. K.

Auf offener See.

(Nach Chr. K. F. Molbech.)

Man steht auf und kleidet sich an, man macht eine Morgenpromenade und raucht eine Cigarre, man kommt nach Hause, trinkt Thee und nimmt sein Frühstück zu sich, man liest und schreibt, man macht wieder eine Promenade und speist sodann zu Mittag; man trinkt Kaffee und raucht abermals eine Cigarre im Freien oder zwischen seinen „vier Pfählen", ganz wie man Lust hat; man setzt seine Lectüre fort, schließt seine Bücher und ißt zu Abend; man sieht die Sonne untergehen, raucht die letzte Cigarre, geht zu Bett und schläft — und in soweit ist man ganz wie auf dem Lande. Aber es waltet denn doch ein Unterschied ob. Sowie ich am Morgen erwache, von der Traumwelt noch halb gefesselt und seit 25 Jahren jede Nacht friedlich in meinem Bette zu liegen gewohnt, werde ich auf eine fühlbare Weise daran erinnert, daß ich die Situation verändert habe; denn wenn ich mich aufrichte, stoße ich mich jedesmal mit der Stirn an einen Balken, den der Baumeister der Kajüte höchst unpassend eine halbe Elle über meine Koje gelegt hat. Dadurch werde ich vollends aufgeweckt, besinne mich und weiß, wo ich bin, oder weiß ich es nicht, so erfahre ich es, wenn ich die Füße hinausstrecke und vergebens Grund zu erreichen strebe, denn von der Koje bis zum Fußboden sind dritthalb Ellen. Ich lasse mich langsam und vorsichtig hinabgleiten, bis ich mit dem einen Fuß die Oeffnung des Bettes, welches unter dem meinigen angebracht ist, erreiche, nehme mich mit äußerster Vorsicht in Acht, um meinem unter mir schlafenden Mitmenschen nicht auf die Hand oder den Kopf zu treten, thue darauf einen raschen Sprung und stehe auf dem Fußboden. Das nennt man zur See: aufstehen. Ich taumele wie ein Berauschter einige Schritte rechts und links, um zu sehen, ob sich meine Kleidungsstücke etwa zufälliger Weise da finden, wo ich sie am Abend vorher hingelegt hatte; ich setze mich auf meinen Koffer und beginne sie anzuziehen. Nach den ersten vorbereitenden Schritten steh' ich auf, stelle mich mit dem Rücken an die Kajütenwand und hebe das eine Bein in die Höhe, um in das Kleidungsstück zu fahren, bei dessen Anziehen man nothwendigerweise auf einem Beine stehen muß. Ich bin schon beinahe fertig, da bekommt plötzlich das Schiff, die Kajüte, der Fußboden, die Wand und ich einen Stoß auf die andere Seite hinüber, und als das einzige bewegliche Stück von den fünf genannten Gegenständen, fliege ich an die gegenüberstehende Wand und muß froh sein, wenn ich nicht unmittelbar darauf durch einen neuen Stoß dahin zurückgeworfen werde, woher ich gekommen bin. Ich rufe den Kajütenjungen und befehle ihm, mir Wasser zu bringen. Endlich kommt er und setzt ein Waschbecken auf den Tisch, ich drehe mich um und öffne meinen Koffer, um ein Handtuch zu suchen: da erhält das Schiff wieder einen Stoß, und wenn ich zurückkomme, ist das Waschbecken umgeworfen und das Wasser fließt über Tisch und Fußboden. Ich will mich rasiren, allein das gebe ich, als Feind alles unnöthigen Blutvergießens, nach dem ersten Versuche auf; ich ziehe meinen Rock an und setze meine Mütze fest auf den Kopf — et me voilà! Das nennt man zur See: sich ankleiden. Ich gehe die Kajütentreppe hinauf, und während ich den Kopf zur Luke hinaus strecke, werde ich von den sausenden Morgenwinden mit Singen und Pfeifen begrüßt; einer reißt mir die Mütze vom Kopfe, der andere bläst mir den Rock auf, ein dritter pustet auf meine brennende Cigarre, daß die Funken wie aus einer Schmiedeesse umhersprühen. Bald nach dem Steuerbord, bald nach dem Backbord taumelnd, wanke ich langsam an den ungehobelten, aufgestapelten Brettern hin, welche auf dem Verdeck liegen. Hier spannt man eine Talje an, die mir den Weg versperrt, dort fällt eine andere polternd von der großen Raa herab, eine halbe Elle von mir, da ich in meinen Morgenbetrachtungen den Warnungsruf der Matrosen nicht beachtet habe; bald kollert beim Schlingern des Schiffs eine leere Tonne über meine Füße, bald läuft mir das Schiffsferkel grunzend zwischen den Beinen hindurch. So wandere ich auf der zehn Ellen langen Promenade auf und ab, bis eine boshafte Welle, die, sich wie eine Schlange windend, herangeschlichen ist, plötzlich an das Schiff schlägt und einen Regen von Salzwasser und Schaum über meinen Kopf ergießt. Da eil' ich wieder in die Kajüte hinab und schließe die Thür hinter mir, und das nennt man zur See: eine Morgenpromenade machen. In Gesellschaft des wackern Capitäns und eines der Steuermänner trink' ich Thee, und da ist es zur See endlich ebenso wie zu Lande, — nur daß man aus einer Art von großem Boote trinkt, welches Spülkumpf genannt wird, und Rum statt Rahm genießt. Der Tisch wird abgedeckt, Capitän und Steuermann gehen auf's Verdeck, ich bleibe allein und denke vergnügt: nun mag es droben blasen, soviel es will, hier sitz' ich warm und gemüthlich, nun will ich arbeiten, so lange ich Ruhe habe!

Ich setze mich auf's Sopha und nehme Papier, Feder und Tinte zur Hand; ich will ein Gedicht schreiben, ich rufe mir in Gedanken den Augenblick des Abschieds zurück, ich beginne:

Lebewohl.

Noch ein Lächeln durch Zähren, einen Druck noch der Hand,
Einen Kuß und noch einen, und ein schweigend Umfangen;
Und springe ins Boot, und ich lös' es vom Strand
Mit bebender Hand und thränenden Wangen.

Da hör' ich hinter mir einen Laut, einen langgezogenen, jammernden, pfeifenden, knirschenden Ton, wie wenn eine Katze miaut oder man mit einem Violinbogen vor dem Stege über die Saiten streicht, und ein anderer ähnlicher Ton antwortet auf der andern Seite; der erste wird wiederholt und ein förmliches Duett beginnt. Ich horche aufmerksam, verwundert, ärgerlich. Das Geräusch ist bald stark, bald leise, bald schneidend wie eine Feile auf Eisen, bald pfeifend wie der Wind in einem Schlüsselloche, bald knarrend wie eine Thür auf rostigen Angeln. Ich bin nicht im Stande, meine Gedanken zu sammeln, nicht im Stande, einen Reim zu finden. „Was ist denn das für ein Geräusch?" frage ich den Steuermann, welcher herabkommt, um Etwas ins Logbuch zu schreiben. „Oh, das sind die Planken drinnen im Schiffsraum, die nicht zusammen einig werden können; die eine schubt die andere, und da beklagt sich die, welche den Stoß bekommt!" antwortet er ernsthaft und geht wieder auf seinen Posten. Nach Verlauf einiger Zeit hört das Geräusch auf; vermuthlich haben die streitenden Parteien sich verglichen. Ich gebe mich zufrieden, lese die geschriebenen Zeilen wieder, sinne nach und will fortfahren. Auf einmal hör' ich einen Guß über meinem Kopfe, als ob eine Welle über das Skylight hinwegschlüge, unmittelbar darauf einen zweiten und einen dritten, und sodann ein Pfeifen, Kratzen und Klingen, wie wenn man eine Flasche mit einem nassen Stöpsel reibt, und zu gleicher Zeit beginnt Wasser in reichlicher Menge auf meinen Kopf, auf's Papier, auf den Tisch vor mir herabzuträufeln. Ich rufe hinauf, was denn droben los sei! „Wir waschen blos das Skylight ab, Herr Lieutenant, Sie brauchen nicht ängstlich zu werden!" antwortet mir eine grobe Stimme (troß aller meiner Versicherungen, daß ich zur studirenden Classe gehöre, haben es sich die Matrosen in den Kopf gesetzt, mir den Titel Lieutenant zu geben). Verdrießlich flüchte ich mich in die andere Sophaecke und warte, bis man mit der Reinigung zu Stande ist. Das geschieht endlich; man trocknet die Scheiben ab und hebt darauf das ganze Skylight in die Höhe, damit frische Luft in die Kajüte komme. Und nun zieht es so lustig durch Fenster und Thür, als säß' ich in einem Blasebalge; die Papiere flattern um mich her, und zu gleicher Zeit beginnen die Planken ihr Klagelied, und der Gesang der Mannschaft schallt, vermischt mit dem lauten Commando des Capitäns, dem Pfeifen der Kloben und dem Knacken des Steuerrads, zu mir herunter. Aber ich halte tapfer Stand, lese die zerstreuten Blätter zusammen, knöpfe den Rock fest zu, setze die Mütze auf, denke wiederum ein Weilchen nach und fahre alsdann fort:

In Gott will ich beten in jeglicher Stund',
Daß er huldvoll Trost aus der Höhe gewähre,
Und ein Lächeln Dir lasse erblühn um den Mund
Für jede um mich gefallene Zähre.

Während ich die Verse mit lauter Stimme lese, hör' ich ein leises Kichern über meinem Kopfe; ich blicke in die Höhe, und mein Auge begegnet dem schwarzen Gesichte des Kochs, dem grinsenden Kopfe des Kajütenjungen und noch ein Paar anderen verzerrten Gesichtern, die, über das Skylightsloch herabgebückt, der Vorlesung mit großem Interesse folgen. Verzweiflungsvoll pack' ich die Papiere zusammen, stecke sie ganz zu unterst in meinen Koffer, schließe denselben zu und eile auf's Verdeck. Das nennt man zur See: schreiben, und dies blieb mein erster und letzter Versuch, Verse zu machen, so lange ich an Bord war.

Inzwischen ist der Mittag herangekommen, die Glocke schlägt zur Ablösung, der Schiffsjunge bringt die Terrine mit Erbsen und rauchendem Speck in die Kajüte herab, und wir setzen uns zu Tische. Aber zu gleicher Zeit hat sich der Wind erhoben, die See geht hoch, das Schiff rollt auf die Seite und bildet einen Winkel von 30 Grad. Alles in der Kajüte ist in Aufruhr, Bretter und Balken knarren und knacken, pfeifen und jammern schlimmer als je zuvor, sodaß man kaum sein eignes Wort hören kann. Alle leblosen Gegenstände haben Leben bekommen und bewegen sich auf meine Kajütenthür zu. Stühle, Bücher, Teller, Messer, Löffel, Erbsen, Speck, Alles was nicht niet- und nagelfest ist, sucht zu Füßen meiner Koje Platz. Sogar die Seekarten in der Kabuse des Capitäns wandern aus und bewegen sich langsam durch das Zimmer. Von den Lebenden will ich nicht sprechen; denn setzt man sich in der einen Ecke der Kajüte auf einen Stuhl, so dauert es nur einen Augenblick und man ist in die andere hinabgerutscht. Und es kostet viele Mühe, wieder hinaufzukommen. Man bewegt sich Anfangs über den schrägen Fußboden mit nicht besserem Erfolg als eine Maus in einem sich unter ihren Füßen drehenden Cylinder von Stahldraht; man gibt bereits die Hoffnung, jemals vorwärts zu kommen, auf, da entgleitet einem plötzlich der Fußboden unter den Beinen, und man trappt mit Siebenmeilenstiefeln ab und rennt mit dem Kopfe an die Wand. In alle dem liegt etwas Verkehrtes und Plumpes; es ist gerade so, als wollten die Coulissen eine Rolle in einem Conversationsstück mitspielen. Die Wände, die Balken und die Holzladung, die gutmüthigen, soliden, aber ungehobelten Tannenbretter wollen sich in die Unterhaltung mischen, aber sie thun dies so unhöflich laut, daß man sich gar nicht darauf einlassen kann, ihnen zu antworten, sondern schweigen muß. Die Erbsen wollen sich selbst ausgießen, benehmen sich aber natürlicherweise dabei so unbeholfen, daß sie sich auf's Tischtuch schütten; die Pfefferbüchse will über den Tisch auf mich zu spazieren, versteht aber das Gehen nicht, stolpert über eine Gabel und kommt auf dem Kopfe einher gestürzt; der Fußboden will mir den Gang erleichtern, stellt sich aber so dumm dabei an, daß ich falle. Es liegt etwas den gesunden Menschenverstand Empörendes in dem Anblick dieser plumpen Bemühungen, auch mit dabei zu sein und mitzuthun, daß ich zuletzt in meine Koje hinaufkrieche, um die ganze Wirthschaft in den Armen eines Mittagsschläfchens zu vergessen. Aber auch mit der Koje ist es nicht ganz richtig. Sie will mich einwiegen, thut dies aber so verkehrt, daß ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über den Rand zu fallen, und dazu knurrt sie ein Wiegenlied, dessen Melodie zu den falschesten gehört, die ich mein Lebtag gehört. Ich steige wieder hinab, gehe auf's Verdeck hinauf, spaziere hin und her; — ich gehe wieder in die Kajüte hinunter, trinke Thee, lege mich nochmals in die Koje. Diesmal ist die Müdigkeit stärker als das Knarren der Planken und das Knacken der Balken: ich schlafe ein. Und ich träume, daß ich auf meinem gewohnten Lager liege und, im Begriff einzuschlummern, den Kopf an die Wand stütze,

um durch diesen Lautleiter die leisen Töne eines Fortepiano aufzufassen, das irgendwo im Hause an derselben Wand steht, und auf dem eine freundliche Hand — Gott weiß, wessen! — jeden Abend bis gegen Mitternacht spielt. Ich höre die schwachen, aus der Ferne kommenden, süß klingenden Töne, die wie gedämpfte Geisterstimmen die unruhigen Gedanken in den Schlaf einsingen; einer nach dem andern schließt seine Augen, und die Seele versinkt in den Alles vergessenden, dunenweichen, wollüstigen Schwebezustand zwischen Tod und Leben. Da werde ich durch einen gewaltsamen Schlag an die Wand, gleich als würde das Instrument zerschmettert, emporgeschreckt, und in demselben Augenblick hören die Töne auf. Wie jederzeit, wenn man plötzlich aus dem Schlafe geweckt wird, thut mein Herz einen Augenblick lang seinen Schlägen Einhalt, darauf klopft es wie in heftigem Fieber. Verstört seh' ich mich um: ich bin in einem engen Zimmer, die Decke liegt beklemmend auf meiner Brust, eine schläfrige Lampe wird vom kalten Nachtwind, der auf mein Gesicht bläst, hin und her geschaukelt; da erschallt noch ein Schlag, es ist die See, welche, nur zwei Zoll von meinem Lager, an die Seiten des Schiffs schlägt, es sind die Wellen, welche rauschen und seufzen und plätschern, und deren Stimmen sich mit meinen Träumen vermischt haben und wie Töne erklungen sind. Ich schlafe wieder ein und werde abermals durch ein ähnliches Getöse erweckt, oder ich wache auf, wenn der dienstthuende Steuermann, seiner Meinung nach schleichend, aber doch mit schweren Tritten, herabkommt, um etwas in das Logbuch zu schreiben, oder wenn die Wachtglocke ertönt und der einförmige Ruf: „Zwei Glas! Drei Glas!“ zu meiner Koje herabdringt, oder wenn das Schiff in früher Morgenstunde gleich über meinem Kopfe abgespühlt und gescheuert wird, und die Matrosen auf den Verdecksplanken umhertrampeln. Da ist mir zu Muthe, als läg' ich in einer Holzschachtel, während auf den Deckel getrommelt wird. Und das nennt man zur See: schlafen.

Sieh da, so lebt man am Bord — nämlich zu Anfang, in den ersten zwei, drei, höchstens vier Tagen der Reise. Aber dann — ja, dann ist es ganz anders. Dann erwacht man zeitig, vom Schlafe gestärkt, springt leicht aus seiner Koje, kleidet sich hurtig an und eilt auf das schaukelnde Verdeck hinauf, froh, sich im Luftbad des kühlen Morgenwindes erfrischen zu können; da fühlt man sich stark, gesund, frei, an Leib und Seele neugeboren. Man schreibt nicht, aber man denkt und träumt, genießt und lebt. Der lange Tag vergeht leicht und hurtig, denn das Seeleben hat auch seine Abwechselung, und das Geringste, was zur See geschieht, ist eine Begebenheit. Ein Vogel, der verstört vom fernen Lande geflogen kommt und sich ermüdet auf das Verdeck niederläßt, eine Fischmöve, die kreischend über die See hinfliegt, taucht nach ihrer Beute unter und erhebt sich wieder auf den nassen Schwingen; ein Delphin, der sich springend, spielend, schnaufend im Schaum vor der Brust des Schiffes umkugelt und mit dem hurtig segelnden „Herkules“ um die Wette läuft; ein Segler, der in der Ferne entdeckt, eingeholt und zurückgelassen wird: — auf Alles gibt man Acht, zumeist auf die fremden Schiffe. Diese figuriren wie Herren und Damen auf den großen Promenaden der Nordsee oder des atlantischen Meeres. Sieht man in weiter Ferne eine leichte kleine Brigg oder einen Schooner, der sich anmuthsvoll auf den Wellen schaukelt, so ist man aufmerksamer, als wenn man auf dem Hamburger Jungfernstieg eine eilende Dame gewahrt. Das Fernrohr wird hervorgesucht; man stellt Vermuthungen an, wer es wohl sein könne, man macht seine Bemerkungen über Rumpf und Takelwerk, man bewundert die leichte zierliche Haltung, die schwellende Brust, die weißen Segel, welche wie Schleier vom Winde gefüllt werden; man gleitet mit einem sehnsuchtsvollen Seufzer vorbei und denkt: Ach, wärst Du mein! Oder man sieht eine holländische Getreideschuyte wie eine dicke altmodische Matrone sich entgegenwatscheln; man lacht über den steifen Gang, die plumpen Formen, den spinatgrünen Kiel mit feuerrothen Kränzen und Buchstaben vorn. Oder man sieht ein ernstes Kriegsschiff langsam mit vollen Segeln wie einen altväterischen Kanzleirath sich entgegensteuern. Es kommt aus weiter Ferne und fragt nach dem Course. Hurtig werden die Längen- und Breitengrade mit Kreide auf ein schwarzes Brett gemalt, die Flagge wird aufgehißt, und wenn es nahe genug ist, steigt ein Mann in den Mastkorb hinauf und zeigt ihm die Zahlen; es grüßt und dankt und steuert weiter. Oder man begegnet einem Schiffe und erkennt in demselben einen Landsmann. Da klopft das Herz vor Freude, als begegnete man einem Freunde in einer menschenleeren Wüste; die Landesflagge wird aufgehißt und man begrüßt einander damit, daß man sie dreimal halb herabläßt; das Sprachrohr wird an den Mund gesetzt: Woher und wohin? Glückliche Reise! Darauf setzt jedes wieder seinen Lauf wie zuvor fort.

Aber wird nun einen ganzen Tag lang kein Segel, keine Seemöve, kein Delphin entdeckt? Da führ' ich ein stilles Leben, friedlich, ich könnte sagen, idyllisch, als wohnte ich auf einem einsamen Pfarrhofe, weit entfernt vom Streit und Getümmel der Welt, in einer von Jütlands abgelegensten Gegenden. Ich sitze den sonnenhellen Vormittag auf dem Verdeck im Schatten eines Segels, lese in Cervantes' Novellen und spreche mit mir selber spanisch, um mich auf meine Wanderung zwischen Andalusiens Bergen vorzubereiten; oder ich rufe die mich umflatternden zahmen Tauben herbei und lasse sie aus meiner Hand fressen; oder ich beobachte den Schiffshund, der sich mit seinem Cameraden, dem Ferkel, lustig im Sonnenscheine tummelt. Diese beiden Thierchen sind die Günstlinge Aller am Bord, vom Capitän bis zum Küchenjungen hinab. Mein Interesse haben sie nicht nur durch ihre eignen interessanten Eigenschaften, ihre stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit und ihren fröhlichen Jugendmuth, sondern auch dadurch gewonnen, daß sie, wie ich selbst, weder ganz- noch halbbefahren sind, sondern ihre erste Seereise machen. Ich betrachte sie beinahe als Freunde und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, in einigen wenigen Zügen ihr Bild aufzubewahren.

Sie stehen in ihrer ersten Jugend und sind von gleichem Alter, nämlich etwa ein halbes Jahr alt; aber Landsleute sind sie nicht; was sie einander genähert hat, ist die Nothwendigkeit und Gewohnheit, eine innere Sympathie, die sich ja zuweilen gerade zwischen den verschiedenartigsten Naturen findet. Der Hund ist ein Kopenhagener, das Ferkel ein Finne von Viborg. Ob die dänischen Matrosen den einen wegen der Landsmannschaft ausgezeichnet haben, weiß ich nicht; aber soviel ist gewiß, daß sie den Hund getauft und ihm den Namen: „Türk“ gegeben haben; das Ferkel heißt nicht anders als: Ferkel. Nur wenn die Leute es liebkosen, nennen sie es „Ferkelmagen“, „Ferkelschnauze“, oder wohl „Ferkeljunge“; das

letztere jedoch seltener, um es nicht mit dem Küchenjungen zu verwechseln, der auf denselben Namen hört. Türk ist von unbestimmter Race und ganz schwarz; rücksichtlich der Farbe des Ferkels kann man nur sagen, daß sie nicht ganz weiß ist, im Uebrigen wechselt es die Farbe je nach den Umgebungen. Was ihren ursprünglichen Charakter, ihre ererbten Gewohnheiten und Neigungen angeht, soweit Erziehung und Umgang das eigenthümliche Gepräge noch nicht verwischt haben: so ist Türk leichtsinnig, läppisch, muthwillig, zuweilen wild und in hohem Grade genußsüchtig, aber dabei mit einer ungewöhnlich schnellen Auffassungsgabe und einer nicht geringen Munterkeit und Laune, sowie mit entschiedener Anlage zum Seeleben und zur Ausfüllung seines Postens als Schiffshund ausgestattet. Das Ferkel dagegen ist schwerfällig an Leib und Seele, phlegmatisch und ziemlich bornirt, aber zugleich in einem unglaublichen Grade gutmüthig, ehrlich, nachgiebig, genügsam und seinem Cameraden in Leben und Tod ergeben. Ich glaube, daß es seine Laufbahn verfehlt hat und besser in eine ruhige Stellung auf dem Lande gepaßt haben würde, denn es hat eine unüberwindliche Scheu vor Wasser und Feuchtigkeit; aber jetzt ist es einmal in eine Carrière geschleudert und bestrebt sich ehrlich zu thun, was in seinen Kräften steht. So sind die beiden Freunde von der Natur ausgerüstet; aber auf dem einsamen Meere einander zur Seite gestellt und früh und spät einer auf die Gesellschaft des andern angewiesen, geht es hier wie überall, wo ein überlegener Geist und ein unbeugsamer, eigensinniger Charakter mit einem schwächern und fügsamern in Verbindung gebracht wird: das Ferkel erfährt nicht geringe Einwirkungen von Seiten seines Reisegesellschafters, richtet sich in jeder Beziehung nach ihm, ja nimmt sogar verschiedene seiner Unarten an, soweit sich dieselben mit seinem eignen gutmüthigen, rechtschaffenen Wesen vereinigen lassen. Was ist zum Exempel nach dem ganzen Bau, der angebornen Anlage und der ererbten Denkweise eines Ferkels unnatürlicher für dasselbe, als den Freßtrog und den wollüstig wärmenden Sonnenschein zu verlassen, um läppische Capriolen und Bocksprünge zu machen? Und doch seh' ich jeden Tag, wenn es Türk in leichten Sprüngen lockend und herausfordernd umtanzt, daß es sich aufrichtet, hoppt, so gut sein plumper Körper es erlauben will, mit den Hinterbeinen ausschlägt und wie toll auf dem Verdeck hin und her galoppirt, bis es endlich ermattet umsinkt. Und gerade während dieses Spiels zeigt sich seine heroische Gutmüthigkeit in einem schönen Gegensatze zu Türks Selbstsucht und Eigenliebe. Denn wenn es, freilich auf eine etwas plumpe Weise, das schäkernde Zuschnappen und Stoßen seines Freundes nachzuahmen sucht und ihn ins Ohr beißt oder mit dem Rüssel pufft, und Türk scheu und wild heult, oder auch unliebenswürdig genug ist, um ernsthaft wiederzubeißen, so ist doch das Ferkel soweit davon entfernt, darüber zornig zu werden, oder das Spiel einzustellen, daß es sich im Gegentheil geduldig darein ergibt, in die Hinterbeine gebissen und zuweilen ganz in die Höhe gehoben zu werden, ja daß es sogar — und einen stärkern Beweis von Gutmüthigkeit kann man sich wohl nicht denken — oft seine eigene Ferse herausgibt und Türk, der sie mit den Zähnen fest gepackt hält, über das ganze Verdeck hinschleppt. Leider nimmt es, wie ich gesagt habe, infolge des beständigen Umgangs mit dem Hunde, verschiedene Unarten desselben an, die es nur deshalb nachahmt, um flott und comme il faut zu erscheinen. Dazu gehört z. B. die Unsitte, den Tauben nachzujagen, die Hühner, die ich mit an Bord gebracht habe, zu erschrecken, in das Tauwerk zu beißen und aus dem Spundloche der Frischwassertonnen zu trinken. Ich hege indessen die Hoffnung, daß die häufigen Züchtigungen, welche es sich dadurch zuzieht, es wohl endlich bessern werden. Noch einen Zug, der den verschiedenen Charakter der beiden Thiere in das klarste Licht stellt, muß ich anführen, eh' ich sie verlasse. Als ich zuerst ihre Bekanntschaft machte, hatte das Ferkel einen Stall, wo es bei Nacht schlief und wohin es sich zurückzog, wenn es zuweilen bei Tage eine ruhige Stunde wünschte. Derselbe war nur klein und einfach, aber für die bescheidenen Ansprüche seines genügsamen Bewohners groß genug. Man hatte zwischen zwei Scheiten hinter der Kambüse ein leeres Faß aufgestellt und eine Bastmatte hineingelegt: — das war das Ganze; darin lebte unser Ferkel ruhig und zufrieden. Türk hatte keinen Stall, als er aber das Ferkel genauer kennengelernt hatte, legte er sich ohne Weiteres zu demselben hinein, und obgleich darin kaum für eine Person Platz genug war, so theilte es doch willig sein Faß und seine Bastmatte mit dem drängenden Freunde. Ja allmählich machte diese Gesellschaft dem Ferkel sogar Vergnügen, ob wegen der gegenseitigen Wärme oder aus anderen Gründen, weiß ich nicht, und nun ging es nie zu Bette, ohne Türk durch wiederholtes Grunzen gerufen zu haben; dauerte es zu lange, eh' er kam, so stand es auf und holte ihn. So ging es eine Zeitlang fort. Da wurde eines Tages ein neues Faß leer; man legte eine Matte hinein und band es vorn fest. Gegen Abend ward Türk hingeführt; er begriff die Sache sofort und legte sich höchst zufrieden in seine neue Hütte zur Ruhe nieder. Sein verlassener Freund lief grunzend umher und suchte, aber ohne zu finden, und legte sich endlich betrübt auf sein einsames Lager. Ich bin fest überzeugt, daß unser Ferkel in dieser Nacht kein Auge zugethan hat. Am nächsten Abend — ich erinnere mich dessen noch recht wohl, es war ein milder, stiller, sternenheller Sommerabend, der dem härtesten Gemüthe freundliche Gefühle einflößen mußte — lauerte das Ferkel auf Türk und sah ihn in seine neue Wohnung gehen. Es ging hin, stand davor still und betrachtete das Faß; alsdann grunzte es etwas, das vermuthlich bedeuten sollte: „Mit Erlaubniß!" und schickte sich an hineinzugehen. Aber kaum hatte es den Kopf durch die Thür gesteckt, als Türk, bösartig und mürrisch wie Jemand, der in Begriff ist einzuschlafen, es so nachdrücklich in die Schnauze biß und sein „Geh weg!" so zornig bellte, daß das Ferkel erschrocken den Kopf zurückzog und leise, wehmüthig grunzend in seinen Winkel ging, wo es sicherlich niederschlagende Betrachtungen über die Undankbarkeit der Welt anstellte. Inzwischen war es doch zu gutmüthig, um diesen Vorfall störend auf das freundschaftliche Verhältniß einwirken zu lassen; es geht nach wie vor mit Türk um, bittet ihn aber nie mehr zu Gaste. Und von diesem Abend an ist das Ferkel mein erkorener Günstling; ganze Stunden kann ich damit hinbringen, daß ich sein Wesen und seine Sitten, die es rückhaltlos, ohne sich zu verstellen oder sonst den Zuschauer zu beachten, mit offener Ehrlichkeit an den Tag legt, aufmerksam studire.

Aber wenn nun Regen oder Wind ist und man nicht auf dem Verdeck sein kann? — Da wird das Skylight aufgelegt und die Kajütenthür geschlossen; dann sitz' ich in dem Stübchen und lese in der spanischen Grammatik, oder ich rauche eine Cigarre und trinke

ein Glas Grog mit dem Capitän, während er von seinen Reisen und Fahrten, von den Engländern in der Capstadt und den Negern auf St. Domingo erzählt.

Aber langweilt man sich denn nie an Bord? — O ja, wenn Windstille ist, wenn die See ausruht und träge, in langen Rollwellen unter dem schaukelnden Schiffe dahingleitet, und die klare Morgensonne erstickend heiß am Himmel brennt. Da fühlt man sich unbehaglich, da fehlt einem etwas, man weiß selbst nicht was. Man geht auf und ab und treibt sich auf dem Verdeck umher; man blickt über das Wasser hin, kein Kräuseln bewegt es; stets dieselbe ebene Fläche. Man blickt nach den Segeln, sie hangen todt herab und schlagen schlaff an die Masten; man pfeift, man singt, man brennt sich eine Pfeife an und klopft sie wieder aus; man geht in die Kajüte hinab und öffnet ein Buch, schließt es wieder, macht ein Schläfchen, kurz, man weiß nicht, was man angeben soll. Es fehlt einem etwas: nämlich die frische, belebende Kühle, das leichte Schaukeln des Schiffs, das Plätschern des Wassers und Schaums gegen den Steven, die gefüllten Segel und der Gesang der sie aufhissenden Matrosen. Alles schläft an Bord; sogar das Schwein und der Hund liegen nicht zusammen, sondern strecken sich träg in der Sonne und die Tauben suchen in ihrer Tonne Schutz. Ringsherum auf dem Verdeck sitzen die Matrosen; einige flicken alte Segel, andere drehen Taljen aus Kabelgarn. Der Koch steht in der Kambüsenthür und raucht seine Pfeife, der Mann am Steuerrad nickt schläfrig mit dem Kopfe. Und selbst das sonst so reinliche Verdeck gleicht einer Rumpelkammer. Vorn steht der Zimmermann und hobelt; Spähne und aufgedrehtes Tauwerk liegen umhergestreut; hinten sind Segel zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, und die Kleider des Capitäns hangen auf der Leine, um gelüftet zu werden. — Da kräuselt sich die See schwach in der Ferne; man wird aufmerksam, späht und lauscht; sie kräuselt sich stärker, es weht aus Norden. Schnell ist Alles in Ordnung, es ist wie damals, als jener Prinz im Mährchen Dornröslein küßte. Die Segel werden zusammengerollt und mehrere aufgehißt, das Rad knackt wieder und die Kolben pfeifen, Spähne und Garn werden über Bord geworfen; der Küchenjunge bekommt vom Capitän eins hinter die Ohren und beeilt sich Feuer zu machen, die Kambüse raucht und der Rauch treibt nach Süden. Das Schiff wirft die Wellen zur Seite und schießt mit einer Geschwindigkeit von sieben Meilen in der Woche vorwärts; — und nun langweilt man sich nicht mehr.

Doch gibt es auch eine Meeresstille, bei der einem die Zeit nicht lang wird; das ist die, welche dem Sturme vorausgeht. Da ist zwar Alles still, kein Wind, keine Welle bewegt sich; aber es ist, als halte die Natur ihren Athem an, um sodann ihre wildesten Seufzer auszustoßen; es ist nicht eine Ruhe nach dem Streite, sondern es ist wie die finstere, gährende Stille vor dem Streite, wenn der Mund schweigt, aber auf der Stirn sich Wolken des Zornes sammeln. So liegen das Meer und der Himmel stillschweigend da und das Gewitter steht wie dicke Luft am Gesichtskreise. Capitän, Steuermann und Matrosen, Alle stehen in gespannter Aufmerksamkeit auf ihrem Posten und schauen unverwandt auf die See hinaus. Da kräuselt sich das Wasser in weiter Ferne, und nun erschallen Commandorufe auf dem Verdeck und die Planken hallen von den Tritten der Hinundherlaufenden wider. Die Topsegel werden gerefft; denn der Nebel verdichtet sich bereits zu Wolken, und hier und da schimmert ein schwaches, weißes Licht wie ein Mondstrahl durch die Finsterniß. Der Wind nimmt an Stärke zu und die Wolken entrollen sich, das Meer wird schwarz und drohend, es seufzt nicht mehr an der Seite des Schiffs, sondern die zerstäubten Wellen werfen wild ihren Schaum gegen den Vordersteven. Jetzt wird das große Segel und das Besansegel eingerefft, hurtig und behende laufen die Matrosen das Takelwerk hinauf, obgleich das Schiff sich mit der Steuerbordseite beinahe auf die See legt, und ihr einförmiger Gesang erschallt durch den Sturm. Alles ist klar. Da schreitet das Gewitter heran. Wie ein ungeheurer Tempel, dessen schwarzes Wolkendach auf Regenpfeilern ruht, wird es auf uns zugetragen und die Blitze erleuchten den Tempel von innen, aber nicht wie einzelne Feuerpfeile, sondern wie eine Mauer von weißen Flammen, die sich einen Augenblick zeigen, verschwinden und sich wieder zeigen. Sodann folgen die Donnerschläge, Anfangs schwach und fern, darauf stärker und näher, in einem hohlen, gedämpften Brummen endend. Das Unwetter ist mit ungestümer Schnelligkeit vorwärts geeilt; jetzt steht es über unserm Haupte und der Regen stürzt in Strömen herab. Aber lange währt es nicht, das Blitzen und Dröhnen läßt nach und der Regen hört auf, das Gewitter hat sich in die Ferne nach anderen Meergegenden gezogen und nur die Wolken, welche es in Bewegung gesetzt hat, treiben hierin und dorthin am klaren, hellblauen Himmel. Die Matrosen werfen ihre phantastische Regentracht, ihre Wachstuchjacken und getheerten Südwesthüte ab; das Unwetter ist vorüber.

Und nunmehr entfaltet sich jener Reichthum von Schönheit, der jederzeit im Wechsel begriffen und dennoch jederzeit derselbe ist, jenes „Meer von Schönheit", das in seiner Farbe und seiner Bewegung eine solche Mannichfaltigkeit birgt und eine derartige Pracht und Herrlichkeit ausstrahlt, daß der ganzen Welt Purpur und Hermelin und Gold und Edelsteine nicht gegen eine einzige Welle in Betracht kommen. Schwer und langsam, obschon vor einer „doppeltgerefften Marssegelkühlte", arbeiten wir uns durch die See vorwärts. Wie ein Festkleid liegt die veilchenblaue Fluth vor uns ausgebreitet, sich hebend und senkend, mit tausend silberweißen, glänzend in den Sonnenstrahlen tanzenden Schaumflecken überstreut. Welche Berge, die sich in der Ferne erheben und mit Schneelawinen auf der Spitze, an Größe und Schnelligkeit wechselnd und das Schiff wie einen Spahn auf ihrem Rücken schaukelnd, vorwärts rollen! Welche tiefen Thäler, die sich mit weißen Schaumfluthen in ihrem Schooße senken und wieder von den herabstürzenden Bergen bedeckt werden! Von Zeit zu Zeit scheint die Sonne durch die Spalten der Wolken; da werden die Berge durchsichtig wie hellgrünes Glas und der Schaum funkelt wie Diamanten. Wenn es einen Augenblick zwischen der einen und der andern großen See still ist, breitet sich ein ausgedehntes Schneefeld zu beiden Seiten des Vordersteven aus und wiegt sich leise hin und her, bis eine Woge herangewälzt kommt und es begräbt, um selbst einen neuen, weißschäumenden Springbrunnen zu bilden. Einen Augenblick taucht das Schiff wie eine Möve seinen Bugspriet tief hinab nach der Oberfläche des Meeres, sodaß alle anderen Fahrzeuge vor unsern Blicken verschwinden; den nächsten Augenblick zeigt es damit nach den Wolken und schwebt auf der Spitze einer ungeheuren Welle, mit freier Aussicht nach allen Seiten.

Woher sollte ich die Zeit bekommen, um mich zu langweilen, wo mich eine solche stets wechselnde Malerei begleitet, wo mich eine Tiefe umgibt, deren Geheimnisse gleich einer ewigen Frage sind, so unergründlich für das Auge, wie die Ewigkeit für den Gedanken, aber immer die Einbildungskraft rufend, lockend, verführend, um ihre Fittiche darüber zu entfalten! Ich sehne mich nur dann nach dem Lande, wenn ich mich der Küste nähere; bin ich auf dem großen Meere draußen, so spür' ich kein Verlangen mehr danach. Da ersetzt mir das Meer Berge und Thäler, Wälder und Fluren; das Meer ist mir ein Führer, dessen Stimme gleich den mannichfaltigen Stimmen des Lebens bald ernst mahnend, bald freundlich tröstend, bald sanft schmeichelnd, bald falsch lockend ist; das Meer ist eine Welt voll Kampf und Untergang und Sieg, voll getäuschter Sehnsucht und erfüllter Wünsche, Sturm und Sonnenschein; es zieht an, stößt ab und fesselt auf's neue, erschreckt und bethört. Da unten in der Tiefe sind Mächte verborgen, die bald mir drohen, bald mich versuchen, wenn ich auf dem Regeling sitze und hinabschaue. Wenn die Abenddämmerung anbricht und die finstern Wogen sich wie aus der See emportauchende Häupter mit langen, weißen, auf dem Wasser schwimmenden Haaren, oder wie pfeilschnell vorwärts schießende schwarze Schlangen rings um das Schiff erheben und verschwinden, da ist es ein unheimlicher Anblick. Es ist, als ob eine andere, eine fremde, tagscheue Welt sich zu regen begänne, wenn die Nacht kommt. Es flüstert und plätschert, gluckst und seufzt, schäumt und brummt, saust und braust, pfeift und heult in hundert Tönen um mich herum. Mit langen Armen greifen die Wellen nach dem Schiff, das wie ein vom Schrecken geschlagener Flüchtling vorbeifliegt; sie thürmen sie vor dem Steven auf, als wollten sie seinem Laufe Einhalt thun, sie rufen und sprechen beinahe mit menschlichen Stimmen. Und je länger ich dasitze und hinabschaue, desto stärker ergreift mich, ich weiß selbst nicht wovor, eine Angst, die das Herz zusammenpreßt. Es ist, als müßt' ich hinunter in die bodenlose, schwarze Tiefe; ich denke mich fortwährend drunten, auf jeder vorbeieilenden Welle glaub' ich mich selbst schaukelnd, untersinkend, mit ausgebreiteten Armen, um Hülfe rufend zu sehen. Aber das Schiff schießt mit einem gewaltigen Sprunge vorwärts und die Welle entschwindet dem Auge. Da kommt eine zweite und eine dritte Welle, und beständig seh' ich dasselbe, und stärker und immer stärker wird die überwältigende Angst: — da geht der Mond auf, wirft seinen Lichtschimmer über das Wasser und der Zauber ist gelöst.

Allein die verborgenen Mächte haben ihr Spiel nicht aufgegeben; nur wirken sie nicht länger durch Schrecken, sonder durch Wehmuth und Sehnsucht. Es wird still um mich; nur leise Seufzer und ein gedämpftes Schluchzen erklingen unten am Schiffskiel, als berge des Meeres Brust einen unnennbaren Schmerz, der sich zur Nachtzeit in unterdrückter Klage Luft macht. Die goldene Fluth winkt und blinkt mir entgegen und eine einzelne Woge erhebt sich in der Ferne wie eine Meerfrau mit flatternden Schaumschleiern, nickt und sinkt wieder in die Tiefe. Da ergreift die Seele eine Trauer und eine Sehnsucht, sie weiß selbst nicht worüber oder wonach. Es ist mir, als sei mein ganzes Leben ein schwerer Traum, ein unerfüllter Wunsch, als gäbe es nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu erstreben. Blick' ich zum Himmel empor: derselbe ist finster und mit Wolken bedeckt; nur der bleiche Mond scheint durch Spalten, aber kein Stern leuchtet droben, der meine Gedanken an die Ewigkeit binden könnte, und ich fühle mich verlassen und muß weinen. Da flüstert es leise im Schooße des Meeres, und seufzt und weint; es ist mir, als sei dort Jemand, der meine Trauer und meine Sehnsucht theilt, als verstehe er diese und rufe mich zu sich. Ohne es selbst zu wissen, breite ich die Arme aus und beuge mein Haupt nach der glänzenden Fläche hinab. Da verdeckt in demselben Augenblicke eine Wolke den Mond, das goldne Licht erlischt, der Zauber verschwindet, und über ihren vereitelten Vorsatz erbittert, schlägt die Welle schnaufend an den Steven.

Aber auch bei Tage kann ich diese wunderbare, fast magnetische Macht wahrnehmen. Wenn die Winde schweigen und die Sonne hoch am Himmel steht, wenn die Segel in der lauen Mittagsstunde schlaff herabhangen, wenn das Meer wie eine unbewegliche blaue, durchsichtige Glasfläche ausgestreckt daliegt, sitz' ich häufig im Schatten des aufgespannten Sonnensegels und schaue ins Wasser hinab. Und je länger ich hinunterblicke, desto tiefer kann ich sehen; es ist mir, als schaut' ich in ein träumendes, gedankenvolles, tiefblaues Mädchenauge, als säh' ich gleichsam bis auf den Grund einer Seele, als säh' ich die stillen, unnahbaren Sehnsuchtsgedanken, welche nie das Tageslicht schauen, wie Meerespflanzen da unten wachsen, schön, aber versteinert und an des Herzens unerforschliche Tiefe gekettet, die reinen, frommen jungfräulichen Wünsche wie kreideweiße Korallen, die starken, glühenden Leidenschaften wie blutrothe Steingewächse. Und kecke, jugendliche Phantasiegestalten steigen wie wunderbare Fische mit glänzenden Silberschuppen in allen Regenbogenfarben spielend ans Licht empor, schimmern einen Augenblick in den Sonnenstrahlen und verschwinden wie der Blitz. Es ist mir, als säh' ich mitten im stillen Leben der heimlichen Sehnsuchtsgefühle und Gedanken die weißschimmernde Perle der Liebe verzaubert und verzaubernd ruhen und auf den Taucher warten, welcher Muth hat sich hinaus in die tiefen Gewässer zu stürzen und mit dreister Hand den Schatz zu heben. Sanft, wie ein Tuch im Winde, hebt die See ihre Brust und holt tief Athem, ein sehnsuchtsvoller Seufzer bebt durch die stille Luft wie ein schweigendes Gebet um Erlösung, und klarer, wie ein betendes Auge, das von Thränen benetzt ist, schaut mich das dunkelblaue Meer an. Stärker als je zuvor werde ich von einem heimlichen Verlangen dahin gezogen: — da kommt ein Windstoß, kräuselt die glatte Fläche, und in einem Augenblicke sind alle Gedanken, Gefühle und Träume der Sehnsucht welche darauf standen, ausgewischt wie geschriebene Worte von einer Tafel. Aber wieder und immer wieder, bei Tag und bei Nacht gewaltsam drohend oder sonst lockend, erneut das Meer sein nie vergessenes Spiel, und ich begreife recht wohl, daß ein Seemann die stolze unruhige Braut, der er sich verlobt hat, mit Leidenschaft lieben kann, daß er auf dem Lande fern von ihr keine Ruhe findet, sondern stets zu ihr zurückkehrt bis das Schiff einmal an den Klippen scheitert und er in ihre nassen Arme sinkt; denn kein irdisches Weib kann locken und schmeicheln, trösten und drohen wie das Meer!

Zur Kenntniß der türkischen Zustände.

Es läßt sich nachweisen, daß diejenigen Türken, welche in Europa erzogen worden sind, unsere Fehler und Laster, außerdem aber eine Art der äußersten Verfeinerung in der Kunst der Verfolgung und Unterdrückung der unglücklichen Rajas gelernt und sich angeeignet haben, — eine Verfolgung, die bei weitem unsittlicher ist, als die brutale Tyrannei des alttürkischen Regiments. In der Broschüre: „Lettre sur la crise d'Orient et l'état actuel de la Turquie“ (Paris, 1853) finden sich eine Menge thatsächlicher Belege dafür zusammengestellt. Vor einigen Jahren unternahm es einer jener Türken, die griechische Liturgie des heiligen Chrysostomus einer Prüfung zu unterwerfen, und er fand darin das Gebet „um den Triumph der Könige gegen die Barbaren,“ welches bis zu den Zeiten der Söhne des Kaisers Theodosius hinaufreicht, und welches die Griechen noch gegenwärtig in Konstantinopel bei ihren Gottesdiensten sprechen, indem sie übrigens dasselbe „auf den Triumph der christlichen Könige über die Muselmänner“ anwenden. Der Türke machte davon Anzeige bei der Regierung, und die griechische Kirche hat in Folge dessen die Schmach einer Inquisition der türkischen Behörde in Betreff der Mysterien ihrer Liturgie über sich ergehen lassen müssen! — Ein anderer Türke, einer der Koryphäen der türkischen Civilisation, später Gouverneur von Bagdad, that während seines Armeebefehls in Kleinasien alles Mögliche zur gänzlichen Zerstörung der prächtigen Ruinen der Paläste der alten Könige von Armenien in der Stadt Ani, die bis zu Pompejus zurückgehen. Der aufgeklärte Pascha schrieb an die Regierung, daß es nöthig sei, diese Alterthümer zu vernichten, indem sie unter dem armenischen Volke die Erinnerung an seinen alten Ruhm und an seine Nationalität wach und lebendig erhielten und also gefährlich seien!

Vor dreißig Jahren besaßen die Städte Damascus und Aleppo mehr als dreißigtausend Werkstätten, wo die köstlichsten Seiden- und Baumwollenstoffe gefertigt wurden; nach Cannabichs Handbuch der Geographie, 1847, hatte allein Aleppo zwölftausend dergleichen Webstühle. Vor zwei Jahren gab es deren in den genannten beiden Städten nicht mehr als tausend bis zwölfhundert. Als der frühere türkische Finanzminister, Safvet-Pascha, welcher im Jahr 1846 Gouverneur von Damascus gewesen war, und welchem die traurige Lage dieser sonst so blühenden Stadt des Reichs zu Herzen ging, der Ursache davon auf den Grund zu kommen suchte, berechnete er, daß die Stadt Damascus allein an Manufacturerzeugnissen einen reinen Gewinn von ungefähr hundertzwanzigtausend Franken täglich eingebüßt habe. Das macht: England hat die dortigen Fabriken und die dortige Industrie zu Gunsten Manchesters ruinirt, und die Finanzen des türkischen Reichs sind durch die Manipulationen des englischen Handelsegoismus, verbunden mit den Wirkungen des letzten Kriegs und der schlechten Staatsverwaltung in der Türkei, in den kläglichsten Zustand versetzt worden, trotz dem, daß die Einfuhrzölle in der Türkei mehr als verdoppelt worden sind.

Bekanntlich hat Lord Palmerston einmal im Jahre 1853 im englischen Parlamente die Behauptung aufgestellt, daß während der letzten dreißig Jahre in keinem Staate mehr Fortschritte in der Civilisation gemacht worden seien, als in der Türkei. Wie wenig dies jedoch wahr sei, lehrt folgendes Beispiel. Nach dem türkischen Reichsgesetze müssen die Kinder aller Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie in den ersten vierzig Tagen nach ihrer Geburt getödtet werden, damit die Thronfolge für den Einen auserwählten Prinzen durch sie nicht gefährdet werde. Man weiß, daß der Vater des gegenwärtigen Sultan, nachdem er den Thron bestiegen, seinen Bruder erwürgen ließ, welcher seinerseits vorher auch seinen Onkel hatte erwürgen lassen. Mahmud hatte indeß von jenem Gesetze zu Gunsten eines Kindes seiner an Halil-Pascha verheiratheten Tochter eine Ausnahme gemacht; er hatte dieses Kind fast ein ganzes Jahr leben lassen, und ging sogar so weit, daß er, was in der Chronik des Serails als eine unerhörte Neuerung galt, diesen seinen Enkel zum Gegenstande seiner besondern Zärtlichkeit machte. Allein trotzdem konnte das Kind der Katastrophe, die das Gesetz über dasselbe verhängte, nicht entgehen. Die Scrupel des Hofes und der Ulemas verlangten es, und das Kind ward daher im Bade erstickt. Die Mutter des Kindes starb einige Tage darauf vor Kummer, und seitdem wird das Gesetz genau beobachtet. Abdul-Medjid hält selbst einen Bruder, Abdul-Azis, eingeschlossen; derselbe ist eventuell der muthmaßliche Thronerbe; er darf daher keine Kinder haben, und seine eigenen Tage sind nur durch die Unmündigkeit der Kinder des Sultans garantirt. (Siehe „La guerre d'Orient“, Brüssel, 1854, S. 121).

Eine gewissenhafte Prüfung der Geschichte lehrt, daß der Occident nicht hoffen darf, wenigstens nicht ohne die größten Opfer an Menschen, Geld und Zeit, der Erbe des türkischen Reichs zu werden. Namentlich ergiebt sich aus den geschichtlichen Zeugnissen des Orients und des Occidents über das lateinische Kaiserthum in Byzanz (1204—1263), daß eine geistliche oder weltliche Herrschaft des Occidents in den Gemüthern der christlichen Völkerschaften des Orients auf die Länge keine Sympathien finden kann. Der klägliche Jammer jenes Kaiserthums erscheint zwar zunächst als eine gerechte Sühne für die auf Ueberlistung beruhende Eroberung; allein seine kurze und stürmische Existenz hat kaum etwas anderes, als die Ueberlieferung jenes tief eingewurzelten Mißtrauens gegen jede Herrschaft des Occidents zurückgelassen. Dieses Mißtrauen zeigte sich namentlich in dem zähen Widerstande der orientalischen Kirche gegen das Symbol von Florenz im Jahre 1439, dessen Annahme vielleicht das griechische Kaiserthum vor der Katastrophe im Jahre 1453 zu retten vermocht hätte. Aber der Orient zog die Märtyrerkrone dem Verlust seiner religiösen Unabhängigkeit vor! Und auch später sind die Bemühungen der abendländischen Propaganda unter den griechischen und slavischen Völkerschaften der Türkei fast ganz erfolglos geblieben. Selbst insofern sie dem Abfalle vom Christenthum zum Theil nicht haben widerstehen können, und z. B. ein Theil der Bewohner Albaniens den Islam angenommen hat, haben sie doch, trotz der türkischen Herrschaft mehrerer Jahrhunderte, ihre eigenthümliche Nationalität entschieden und beharrlich sich erhalten. Eine Fusion der Racen, eine Vernichtung der Nationalitäten, eine

bleibende Eroberung des Orients auf Kosten der christlichen Völkerschaften ist unmöglich.

Im Jahre 1854 erschien in Brüssel eine höchst interessante und geistreiche Schrift unter dem Titel: „La guerre d'Orient, ses causes et ses conséquences par un habitant de l'Europe continentale.“ Es war für die Zeit, zu welcher, und für die Umstände, unter denen dieselbe erschien, in Bezug auf die orientalische Frage, in deren Interesse der damals bevorstehende Krieg, nach der bestimmten Absicht oder ohne den entschiedenen Willen der Mächte, eine Entscheidung herbeizuführen bestimmt war, Manches aus jener Schrift zu lernen, deren Verfasser, auch wenn er in Folge seiner Stellung nicht ganz unbefangen über Rußland, über dessen Pläne und Absichten, geurtheilt haben sollte, doch in Betreff der Eigenthümlichkeiten der orientalischen Frage und der allein richtigen Lösung derselben gesündere und richtigere Ansichten äußert als Diejenigen sind, von denen England und Frankreich sich haben leiten lassen, und auch jetzt, nachdem die Sache zum Theil anders gekommen als man gedacht, ist noch immer aus jener Schrift zu lernen. Der Verfasser verdammt natürlich den ganzen Krieg und dessen angebliche Beweggründe, sowie dessen vorgebliche Zwecke, und er weist das Falsche der westmächtlichen Politik, vornehmlich die Perfidie Englands, welches allein in seinem eigenen Interesse den Krieg provocirt habe, sowie dessen egoistische, theils offene, theils geheime, jedenfalls aber revolutionäre Interventionspolitik mit schlagenden Gründen nach. Aber der Verfasser ist auch zugleich eine Art Prophet, wenn wir nämlich die jüngsten Wendungen der Politik Frankreichs ins Auge fassen. Denn er sagt ausdrücklich gegen das Ende seines Buches: „Frankreich ist Rußlands natürlicher Verbündeter. Diese beiden Staaten sind die beiden Arme am politischen Körper des Continents. Im Namen der Interessen der christlichen Familie können Beide im Orient zum Werke der Civilisation und des Fortschritts sich die Hände reichen. Dort öffnet sich ihnen die edelste und schönste Laufbahn ihrer Thätigkeit. Diese Allianz allein, solange sie nämlich auf dem Grundsatze des Friedens und auf der Ueberzeugung beruht, daß eine jede Eroberung im Schooße der christlichen Familie ein Diebstahl und eine Schande ist, würde uns die Fortschritte der Civilisation sicher gewähren, auch wenn sie im Uebrigen leider nicht geeignet wäre, ganz Europa gegen die Angriffe Englands, und vor den Gefahren irgend einer neuen Anarchie sicherzustellen.“ — „Und zwar,“ setzt der Verfasser, jedoch gerade nicht mit prophetischem Geiste, weiter hinzu, „müßte diese Allianz unter den Auspicien Deutschlands, dieses Herzens von Europa, dessen Schläge das moralische und intellectuelle Leben dieses großen politischen Körpers sind, zu Stande kommen. Hierin läge das wahre und sichere Pfand des Friedens der Welt und des wirklichen Fortschrittes, die einzige wirksame und sichere Garantie gegen den Dämon der Eroberung und der Revolution, gegen die Einflüsse einer selbstsüchtigen Politik, die, um daheim einer Krisis zu entgehen, draußen Beschäftigung sucht und Eingriffe in die Angelegenheiten fremder Nationen sich erlaubt, — einer Politik, welche nur darauf ausgeht, für ihr eigenstes Interesse die ganze Welt verantwortlich zu machen.“ —d.

Gedankenspähne.

Man spricht viel von der jetzigen allgemeinen Reiselust; ich glaube, es ist mehr eine allgemeine Heimathsunlust. Für uns Zurückbleibenden ist keinesfalls damit etwas gewonnen. Zehn heimischen Narren sagen wir auf kurze Zeit bei dem einem Thore ein freudiges Lebewohl, und bei dem andern Thore müssen wir gleich darauf zehn andere, die noch dazu fremde Narren sind, mit tausend Complimenten empfangen.

Wie das Salz im Brote nebenbei die Schmackhaftigkeit desselben befördern, hauptsächlich aber das Ueberhandnehmen der Gährung verhindern soll, so werden gewissenhafte Kritiker, die es ehrlich mit der Sache meinen, den Witz keineswegs als Strafverschärfung, sondern im Gegentheil dazu anwenden, die allenfallsige Herbigkeit des Urtheils und den strengwissenschaftlichen Ernst zu mildern.

Es ist ein schöner Instinct der Wilden, daß sie den verwundenden Pfeil mit Federn und allerlei Zierrath schmücken. So mancher civilisirte Recensent steht in diesem Punkte *unter* dem Caraiben.

Die schauspielerische Laufbahn ist ein Kirchthurmrennen mit Hindernissen. Für *Einen*, der glücklich ans Ziel gelangt, liegen Zwanzig aus dem Sattel Geworfene rathlos am Wege umher.

Von der Freundschaft zur Liebe ist oft nur Ein Schritt; von der Liebe zur Freundschaft ist eine Tagereise, auf einem Weg, wo Gras wächst, weil er so wenig begangen wird.

Eine Coquette, die uns nach ihrem Gutdünken beglückt und nach ihrer Laune oft elend macht, die uns jetzt süß entgegenlächelt und im nächsten Augenblick die strengste Miene zeigt, uns begeistert und erschlafft, kräftigt und entmuthigt, niederdrückt und erhebt, aufhält und vorwärts treibt, eine Coquette, die gar nicht einmal hübsch ist, und nur manchmal ihren beau jour hat, die man so oft ernstlich aufzugeben denkt und der zu entfliehen man doch selten Stärke genug besitzt: — diese Coquette ist unser menschliches Leben.

Der maßlose Unwille mittelmäßiger Künstler gegen alle Kritik ist der instinctive Haß der Diebe gegen den Galgen; womit aber durchaus nicht in Abrede gestellt sein soll, daß es allerdings Galgenmacher gebe, die für ihre schlechte Arbeit selbst den Galgen verdienen.

Noch widriger als ein emancipirtes Weib mit Cigarre und Reitgerte ist ein Mann am Stickrahmen. Das erste ist ein unberechtigtes Avancement, das zweite ist eine freiwillige Degradation.

Sich ein Aphorismenbuch beilegen, ist eigentlich nichts Anderes als seine Gedanken, damit sie sich halten, gleich anatomischen Präparaten in Spiritus hängen, — aber viel Gedanken in Spiritus sind noch kein Beweis von viel Spiritus in Gedanken.

Frohsinn ohne Güte des Herzens ist Licht ohne Wärme.

L—r.

Zur Chronik.

Der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212.

— Leopold Schefers neuestes Buch heißt: „Der Hirtenknabe oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212" (Leipzig bei Brockhaus). Wir sprachen unlängst, bei Gelegenheit der Waldenser von Heinrich Koenig, von der Schwierigkeit, mittelalterliche, vom Geist fanatischer Gläubigkeit getränkte Stoffe zu behandeln, für uns glaubhaft hinzustellen, so daß sie uns mehr als bloße Fabel, so daß sie ein Stück unseres eignen Lebens zu sein scheinen. Wir haben keinen Theil mehr an jener Gläubigkeit, welche Ketzern den Bauch aufschlitzt, um ihnen oder der eignen Seele ein Plätzchen im Schooße Gottes zu verschaffen. Wer Witze darüber macht, Der ist eben hinweg über die Atmosphäre solcher befangenen Wahngläubigkeit. Um aber als Künstler einen Stoff zu behandeln, muß man so weit drinnen sein, um Stimmung und Geist desselben zu theilen. Heinrich v. Kleist ist unseres Bedünkens der Einzige, welcher das Alpdrücken des mittelalterlichen Banns, der auf den Gemüthern lag, zugleich mit der ganzen gebundenen Macht seiner plastischen Charakterkraft gegenwärtig zu machen wußte. Am schlimmsten fahren wohl mittelalterliche Stoffe, geht man mit Jeanpaulscher Stimmung an ihre Auffassung und Schilderung. Diese sentimentale pantheistische Ueberseligkeit, in welcher Sonne, Mond und Sterne mitreden und irre durcheinandergaukeln, richtet einen epidemischen Glaubensact rein zu Grunde. Leopold Schefer lebt und zehrt vom Jeanpaulschen Pantheismus; er hat diese Religion der Allliebe, die mit der Sonne ein Sphärenlied singt und mit dem Käfer im Rohre sympathisch brummt, in seinem „Laienbrevier" zu einem poetischen Katechismus ausgebildet. Daß er im Roman Märtyrer dieses Glaubens dem Fanatismus Roms gegenüber schildern, und mehr noch besingen und feiern kann, hat er in seiner „Göttlichen Komödie in Rom" bewiesen, diesem tiefsinnigen Bilde eines prachtvollen, in sich verzückten und doch bewußten Opfertodes auf dem Holzstoß. Allein Giordano Bruno, der Held in jener Novelle aus dem Jahre 1600, steht schon auf dem Boden des modernen Vernunftglaubens und einer Metaphysik, für die wir auch ohne Spinozisten zu sein, fühlen und mitleiden können. Die Henkergräuel des früheren Mittelalters geben selbst für Jeanpaulsche Farben zu einem Martyrium keinen Halt. Schlächterscenen aus stumpfem thierischen Blutgelüst sind selbst für eingefleischte Optimisten zu unfaßlich. Sie behelfen sich mit Humor. Allein wenn 20,000 Kinder im Rheinlande das Kreuz nehmen, 7000 allein im heiligen Cöln sammt Deutz und Weichbild, um zu 30,000 angewachsen unter dem Hirtenknaben Nikolas aus Vendôme das Grab des Heilandes zu erobern, und dort „Thränen Christi" zu trinken, so gehört dazu, soll es nicht als bloße Fabel erscheinen, ein fanatischer Glaube um es als menschenmögliche Thatsache zu schildern. Schefer erzählt es „nach den Chroniken," allein so werthvoll alte Chroniken sind, so ist poetisch ihre Gültigkeit doch so gering, wie eine Zeitungsnachricht, die uns erst der Erzähler ächt menschlich motiviren und begreiflich machen muß. Zu allerlei Seltsamkeit, die ich nicht verstehe, kann ein belesener Jeanpaulist in Arabeskenform viel Randglossen machen, allein der Text bleibt todt in der Mitte, er springe noch so behend mit seinem Farbenpinsel hin und her um die Initialen zum unverstandnen Buch zu schmücken. Der Witz hat schon aus manchem Stoff ein Monstrum gemacht. Vor einem Monstrum der Gläubigkeit wie der Kinderkreuzzug erweist er seine gänzliche Impotenz.

Russische geographische Expeditionen in Asien.

c. In Bezug auf die nähere Kenntniß der Geographie eines Landes ist Rußland bekanntlich das Reich in Europa, für das noch am allermeisten zu thun bleibt, was namentlich auch seinen Grund in der Größe des Landes und seiner spärlichen Bevölkerung hat. Man ist sich dieses Mangels in Petersburg recht gut bewußt, und um demselben abzuhelfen, hat sich daselbst eine kaiserlich geographische Gesellschaft gebildet, die sich sehr thätig beweist. Die Gesellschaft, welche ununterbrochen für ihren Zweck arbeitet, um Rußland unter allen Gesichtspunkten besser kennenzulernen, hielt am 8. November v. J. unter dem Vorsitz des Generals Murawieff, ihres Vicepräsidenten, eine Generalversammlung, der 82 wirkliche Mitglieder und Mitarbeiter beiwohnten. Aus dem verlesenen Berichte ergab sich, daß die wissenschaftliche Expedition nach dem östlichen Sibirien, die im Jahre 1854 von der Gesellschaft beschlossen wurde, bereits Früchte getragen hat. Im Frühlinge des verflossenen Jahres hatte der erste Astronom der Expedition, Herr Schwartz, seine Arbeiten angefangen und in der Provinz jenseit des Baikal und im Amurthale mehrere astronomische Bestimmungen ausgeführt. Als Ergänzung zu dieser Arbeit ist ein Journal der astronomischen Bestimmungen unter der Leitung des Admirals Grafen Putiatine während seiner Expedition nach den Quellen des Flusses Amur entworfen worden. Das Thal des Flusses Vitim und die angrenzenden Gegenden, dieser Theil des östlichen Sibiriens, der bisher am wenigsten erforscht ist, sind von der Expedition ganz besonders zum Zweck ihrer Studien gewählt. Die im Frühjahr 1855 daselbst begonnenen topographischen und astronomischen Arbeiten haben jetzt durch die Mitwirkung der Localbehörden einen neuen Aufschwung genommen. Die Forschungen dieses Jahres haben sich auf eine Oberfläche von ungefähr 4000 Wersten ausgedehnt; die Mitglieder der Expedition haben daselbst die Lage von 25 verschiedenen Punkten astronomisch bestimmt und zugleich über die Sitten der Bewohner und über das Klima jener bisher so wenig bekannten Gegenden interessante Angaben gesammelt. Die von ihnen entworfenen Karten und die darin angezeigten Straßen werden die Geographie mit ganz neuen Angaben bereichern und dazu dienen, viele Irrthümer, die bisher als ausgemachte Thatsachen angenommen wurden, zu berichtigen. Die individuellen Arbeiten der verschiedenen Mitglieder der Expedition sind noch nicht in ihren Einzelheiten bekannt; die ihnen ertheilten Instructionen schrieben ihnen vor, die Quellen des Amur und die Bergkette Jablonnoï Khrebett, die im Südosten die äußerste Grenze des östlichen Sibiriens bildet, ganz vorzüglich zum Schauplatz ihrer Forschungen zu wählen. Wenn sie ihre Aufgabe auch noch nicht ganz erfüllt haben, so kann man von denselben dennoch glückliche Erfolge für die Wissenschaft erwarten, da dieselben durch die Geschicklichkeit, die Erfahrung und den Eifer der Mitglieder der Expedition verbürgt werden. Der erste Astronom, der zugleich ein ausgezeichneter Naturforscher ist, hat die mathematischen und die physischen Wissenschaften Hand in Hand gehen lassen. Seine Forschungen haben die Naturgeschichte mit neuen und merkwürdigen Exemplaren bereichert, wie das spermophylus cricetus furunculus, syrrhaptes paradoxus und andere.

Eine andere nicht weniger interessante Expedition hat die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nämlich die des Herrn Semenoff in die Khirgisischen Steppen. Dieser unerschrockene Reisende ist zuerst bis an den See Issyk Kul vorgedrungen, über den er anziehende nähere Angaben mitgetheilt hat. Dieser See liegt in einem von zwei Bergketten gebildeten Bassin, von denen die nördliche, Kungui Tau genannt, die Schneeregion weit überragt und sich zwischen zwei Nebenflüssen des Ili, dem Kißkelene und dem Turgene, von Osten nach Westen zieht. Der mittlere Gipfel derselben, Namens Talgarnuk Tau, theilt sich in drei Bergspitzen und steht an Höhe dem Montblanc nicht nach. Um an den nördlichen Theil des Sees zu gelangen, muß man sich, wenn man die Stadt Almata verläßt, die im Norden jener Bergkette und mit Florenz und Pisa in gleichem Breitengrade liegt, nach dem östlichen Ende des Kungui Tau richten und in die Pässe des Assune Tau und Tabulga Su eindringen. Der Mussart, eine

Bergkette, die den südlichen Theil des Bassins des Issyk Kul begrenzt, wird durch das Thal des Tul, eines kleinen Flusses, welcher den See im Osten mit Wasser versorgt, von dem Kungui Tau getrennt. Ein Paß Namens Dscha-uki durchschneidet den Mussart und bildet die Verbindung mit der kleinen Bucharei und den chinesischen Städten Turpana und Ara.

Die im Jahre 1855 auf Kosten des Cabinets angeordnete Expedition nach dem Altaï ist jetzt in der Ausführung begriffen. Diese Expedition hat besonders den Zweck, Materialien für die physische Geographie des Landes zu sammeln. Da derselben treffliche Instrumente zur Verfügung stehen und da sie unter ihren Mitgliedern durch Kenntnisse und Eifer ausgezeichnete Männer besitzt, so wird sie sicher die Hoffnungen verwirklichen, welche die Gesellschaft auf sie gestellt hat.

Die kaiserliche Gesellschaft ist aber nicht blos in der erwähnten Richtung thätig; sie trägt auch dafür Sorge, daß die neu erlangten geographischen Kenntnisse durch Schriften zur Kenntniß des russischen Volks gebracht und Gemeingut der Nation werden, sowie sie sich auch mit ähnlichen Gesellschaften in und außer Europa in Verbindung gesetzt hat, um einen gegenseitigen Austausch der gemachten neuen Beobachtungen zu bewirken. Unter den zahlreichen Schriften, welche dieses Jahr durch die Gesellschaft veröffentlicht worden sind, kann sie mit Recht auf den ersten Band über Asien von Ritter stolz sein, den Semenoff ins Russische übersetzt und mit zahlreichen Bemerkungen und neuen Thatsachen, die er im mittleren Asien gesammelt, bereichert hat. Es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit erwarten, daß diese Bereicherungen bei einer neuen Ausgabe des deutschen Werks Berücksichtigung finden werden.

Franz von Florencourt.

* Nachdem dieser Publicist seine definitive Anstellung als preußischer Amtmann erhalten hat, ist er aus der Oeffentlichkeit geschieden, und wir wollen ihm den gebührenden Nekrolog nicht vorenthalten. Er ist ein Fünfziger und in Braunschweig geboren. Als Schüler des Helmstädter Gymnasiums erregte er durch ein romantisches Abenteuer und durch ein Duell Aufsehen. Studirt hat er mindestens zehn Jahre. Er war Mitglied der Burschenschaft und trieb sich so ziemlich auf allen Hochschulen umher. Seine widerspruchsvolle Natur verleugnete er schon damals nicht. In Jena der vorgeschrittenste der Fortschrittler, trat er unmittelbar nachher mit dem vertriebenen Herzog Karl von Braunschweig in diplomatischen Verkehr. Auf seinen Wanderungen nach Kiel verschlagen, wurde er dort von dem Fatum der Demagogenuntersuchungen ereilt. Nach seiner Freilassung verheirathete er sich und redigirte eine Zeitlang die „Literarischen Blätter der Börsenhalle" mit einem Verständniß für praktische Politik, das unter den deutschen Schriftstellern leider sehr selten gefunden wird. Ein literarischer Plan, der sich zerschlug, führte ihn nach Sachsen. Seine Aufsätze in den „Vaterlandsblättern" erinnerten die Regierung daran, daß er früher nach dem Bürgermeisteramt in Adorf gestrebt hatte und ausgewiesen worden war. Er wendete sich nun nach Preußen, wo er einflußreiche Verwandte hatte, und kaufte in der Nähe von Naumburg einen Weinberg. Zum Stadtverordneten gewählt, agitirte er für eine preußische Verfassung und schrieb über den Gegenstand ein dickes Buch, in dem eine meisterhafte Charakteristik des Königs von Preußen steht, die für die vielen unleidlichen Längen entschädigen muß. Es klang wunderbar, als es bald darauf hieß, daß er den „Verfassungsfreund," ein von sächsischen Adeligen gestütztes Blatt, übernommen habe, und es war doch so. Seine Laufbahn führte nun rasch abwärts bis zu dem Punkte, wo selbst der reactionärste der Reactionäre nicht weiter mehr kann. Von dem Verfassungsfreunde ging er zum Tippelskirchner Wochenblatt über, von diesem zu einer mecklenburgischen Junkerzeitung; er eiferte immer fanatischer gegen Alles, was das Kleid der Cultur und der Vernunft trägt. Ein Lichtblick in die Abgründe des Protestantismus führte ihn in die Arme der katholischen Kirche. In einem der katholischen Bezirke von Westfalen ist er dann nach kurzem Noviziat in den stillen Frieden der Amtsstube eingetreten. Pulvis fuit et in pulverem rediit. Möge ihm der Aktenstaub leicht sein!

Der Cheptel.

st. In Paris besteht seit einiger Zeit eine Viehleihanstalt, Cheptel genannt, welche, um die Viehzucht zu halten, dem Landwirthe Vieh ausleiht. Dieses Geschäft ist in Frankreich sehr alt und wird gewöhnlich unter den Bedingungen abgeschlossen, daß dem Verpächter die Hälfte oder der dritte Theil des Mehrwerthes, den das Vieh erlangt, der Nachzucht und der Wolle, dem Pächter aber der Rest nebst der Arbeit, der Milch und dem Dünger des Viehes gehört. Der Pariser Cheptel hat sich bereits über dreißig Departements ausgedehnt und kann jedes derselben eine Million Stück Vieh verleihen. Im Jahre 1855 hat er seinen Theilnehmern an Zinsen und Dividende 10½ Procent ausgezahlt. — Sollten sich nicht auch in Deutschland Capitalisten finden, welche Patriotismus genug besitzen, bei der Hebung der Landwirthschaft ihr Geld zu 10½ Procent auszuleihen? Zur Zeit besteht nur eine einzige deutsche Viehanstalt, und zwar zu Möhringen im württembergischen Neckarkreise. Sie beschränkt sich mit ihrem Capital von fünftausend Gulden auf ihre Gemeinde, macht sich nützlich und verdient Geld.

Irische Güterverkäufe.

st. Man erinnert sich der Noth- und Hungerjahre, welche Irland fast zu entvölkern drohten. Aus jener Zeit datirt ein Gesetz, das die zwangsweise Versteigerung aller Güter befahl, welche in der Art verschuldet seien, daß die Zinsen der Hypothekschuld das wirkliche Einkommen überstiegen. Die Zahl der Güter war so groß, daß dem Gerichtshof der verschuldeten Güter fast der fünfte Theil des irischen Grundeigenthums zur Verfügung stand. Nach einem jetzt veröffentlichten Bericht dieses Gerichtshofs sind seit 1849 für 18,299,350 Pfd. St. solcher Güter verkauft worden. Man hegte anfänglich den Glauben, daß dieser ganze ungeheure Besitz in die Hände von Schotten und Engländern übergehen werde. Dies ist nicht der Fall gewesen. Die „Sachsen" haben das kleinste Contingent von Käufern gestellt, so ziemlich 8/9 sind an Irländer zurückgegangen.

Sardinien zur See.

st. In Genua hat sich eine Gesellschaft gebildet, die am 20. October v. J. den ersten Dampfer nach der neuen Welt, nach Brasilien und Plata, abgeschickt hat. Jeden Monat soll ein Schiff abgehen und mit den beiden transatlantischen Linien eine Dampfschiffahrt auf dem Mittelmeer und dem Schwarzen Meere verbunden werden. Wohin die Compagnia generale Sarda di navigazione mit ihrem Plane zielt, versteht sich ohne Erläuterung. Wir fürchten nur, daß es ihr mit ihrem Angriff auf den Lloyd in Triest ergehen wird, wie vor Jahren der Spada d'Italia mit ihrem Angriff auf Oesterreich.

Der Handel mit Japan.

st. Nachdem Japan die drei Häfen Simoda, Nangasaki und Hakodadi dem europäischen Handel geöffnet hat, fragt es sich, wie man den gewährten Zutritt benutzen könne. Welche Waare werden unsere Schiffe bringen und welche holen? Der lohnenden Ausfuhrartikel gibt es in Japan nicht viele. Sie bestehen in Kupfer, lackirten Sachen und Porzellangeschirr. Aussicht auf Absatz in Japan haben höchstens süße Weine, Tücher, Wollenstoffe, Uhren, Krystalle, Gold- und Silberarbeiten, vielleicht auch Gewehre von ganz guter Beschaffenheit. Bei allen diesen Artikeln wird es darauf ankommen, den japanischen Geschmack genau zu treffen. Daß bei einer so beschränkten Auswahl von Gegenstän-

den der Ein- und Ausfuhr an einen schwunghaften Handel nicht gedacht werden darf, liegt auf der Hand. Jene drei Häfen sind gute Stationen für Walfischfänger, einen weiteren Nutzen als diesen wird die Aufschließung von Japan schwerlich bringen.

Gold und Silber.

st. Es ist ein altes Thema, das von der Golderzeugung der californischen und australischen Goldfelder, und doch müssen wir es noch einmal berühren, um den Beweis zu liefern, wie ganz ungegründet die Furcht vor einer Entwerthung des Goldes ist. Man hat in den beiden Goldländern binnen acht Jahren zusammen 2625 Millionen fl. Gold gewonnen. Auf den Goldwerth hat diese ungeheure Production keinen merklichen Einfluß geübt. Nach amtlichen Notizen der Frankfurter Börse kostete die Mark feinen Goldes in dem niedrigsten Jahreswerthe:

1844	373 fl.	1847	378 fl.	1850	382 fl.	1853	379 fl.
1845	378 „	1848	380 „	1851	372 „	1854	374 „
1846	378 „	1849	380 „	1852	370 „	1855	373 „
						1856	375 „

Somit behauptete das Gold 1855 einen höheren Werth als 1844 vor den ersten Entdeckungen. Jetzt hat das Gold im Minimum den 15⅓fachen, im Maximum den 15½fachen Werth des Silbers, und 1793 war das Verhältniß wie 15$^{20}/_{100}$: 1. Wie wenig hat sich also geändert!

Die Sternschnuppen von 1856.

p. Während der Laurentiusperiode sowohl als der derselben vorhergehenden Juliperiode wurde auch in diesem Jahre eine außergewöhnliche Zahl Sternschnuppen von größerer und geringerer Helligkeit beobachtet. Nach Dr. Heis in München nehmen die Sternschnuppen ihre Richtung aus dem Sternbilde des Perseus. In Elberfeld fielen am 6. August 30 Sternschnuppen; in Burgsteinfurt am 12. August 35; in Cassel am 6. August 38; in Bamberg am 11. August 15 meist helle Sternschnuppen; in Brüssel beobachtete Quetelet in der Mitternachtsstunde des 10. August 80; in Gent sah Duprez in der Nacht vom 10. auf den 11. August 23 Meteore. In Namur endlich wurde in der Nacht vom 1. auf den 2. August gleich nach Mitternacht von H. Lambotte eine Feuerkugel gesehen, ein Drittel so groß wie die Mondscheibe die von Süden nach Norden sich bewegte; sie mochte den wahren Durchmesser von nahe 300 Fuß haben. Erfahrungsgemäß erscheinen auch zwischen dem 10. und 13. November die Sternschnuppen jährlich in ungewöhnlicher Anzahl und die Astronomen werden auch über sie ihre Beobachtungen dieses Jahres nach einiger Zeit zusammenstellen. Einen der bedeutendsten Sternschnuppenschwärme sah man am 12. November 1833 in Nordamerica und nach Arago's Schätzung waren am Niagarafall während 9 Stunden die herabfallenden Sternschnuppen wie Schneeflocken zusammengedrängt in eine Anzahl von wenigstens 24,000. Die Astronomie unterscheidet nun mehrere Sternschnuppenströme, durch welche sich unsere Erde alljährlich hindurch bewegt; jener Auguststrom ist unter dem Namen „der Strom des heiligen Laurentius" bekannt.

Das Alumin.

st. Dieses Leichtmetall, das die Grundlage der Thonerde bildet, ist den Chemikern seit 1827 bekannt. Wöhler hat es in Berlin zuerst dargestellt. Es besitzt große Vorzüge, ist hämmerbar, klangvoll, läßt sich mit anderen Metallen legiren und hat dieselbe Weiße, denselben Glanz wie das Silber. Es übertrifft das letztere Metall an Leichtigkeit und dann auch darin, daß weder der in der Luft enthaltene Sauerstoff, noch selbst das Schwefelwasserstoffgas, von dem das Silber gebräunt und endlich sogar geschwärzt wird, ihm etwas anhaben können. Um dieser Eigenschaften willen haben die Chemiker sich vielfach mit dem Alumin beschäftigt. Unter andern ist St. Claire Deville von der französischen Akademie und vom Kaiser mit bedeutenden Geldsummen zu Arbeiten in Beziehung auf dieses Leichtmetall versehen worden. Man hat die Darstellung desselben vereinfacht, und es sind noch andere Fortschritte mehr gemacht worden, aber einen Uebelstand, die große Kostspieligkeit, hat man nicht heben können. Das Pfund Silber kostet 26, die gleiche Menge Alumin 45 Thaler. Jetzt endlich ist es dem Chemiker Dumas gelungen, das Kilogramm Alumin zu 100 Francs fabrikmäßig zu liefern. Dieser Preis stellt sich etwa doppelt so niedrig als der des Silbers. Wie die Zeitungen berichten, will man nun in Frankreich den großen Silbermünzen einen Zusatz von Alumin geben. In England soll zu gleicher Zeit die Entdeckung gemacht worden sein, daß das Alumin viel besser, achtmal besser als Kupfer leite, so daß ein Widerstand, wie ihn der Kupferdraht auf weite Entfernungen dem elektrischen Strome entgegensetzt, hier nicht zu befürchten wäre.

Der Cretinismus in Oesterreich.

— Oesterreich scheint jetzt ernstlicher an seine Cretinen denken zu wollen, an die Heilung jener Tausende und aber Tausende, welche in den Alpenthälern der Monarchie im thierischen Stumpfsinn hindämmern, Menschen heißen und doch nicht sind. Der Cretinismus gehört freilich an manchen Stellen zum genius loci, ist strichweise dort epidemisch seit Jahrhunderten. Es ist z. B. eine amtlich bestätigte Thatsache, daß das große Dorf Pechlarn an der Donau von seinen fünftausend Seelen nicht einen einzigen waffenfähigen Mann liefert. Auf gewissen Höfen in Kärnthen, die man Tostenhuben nennt, beginnen ganz gesund eingewanderte Leute noch im Alter von vierzig bis funfzig Jahren zu cretinisiren, werden geistesschwach, bekommen Kröpfe und steife Glieder. Die Halbcretins, die unter der relativ gesunden Bevölkerung mancher Landstriche Oesterreichs umherlaufen und sich fortpflanzen, sind gar nicht zu zählen; man hat z. B. kaum angefangen, statistisch zu berechnen, wieviel unter den Brandstiftern halbe Cretins vorkommen. — Es ist Guggenbühls Verdienst, in Wien zur Prüfung seiner Anstalt auf dem Abendberge aufgefordert zu haben. Die k. k. Regierung sandte die Aerzte Helm und Haller dorthin, und jetzt erschien auf Minister Bachs Anregung von Dr. Franz Köstl in Wien eine Denkschrift: „Der endemische Cretinismus als Gegenstand der öffentlichen Fürsorge." — Es sind auf diesem Felde noch immer Vorurtheile, sogar ärztliche, zu beseitigen. Noch 1850 erklärte ein Mediciner der Pariser Akademie den Cretinismus für eine unheilbare Monstruosität, ein deutscher Arzt für ein den niederen Menschenstämmen analoges Naturphänomen, den Cretin Europa's mitten in unserer Bildungswelt für einen Schicksalsbruder mit dem Papusneger. Die Heilversuche des Abendberges haben schon deshalb großen Werth, weil sie den Cretinismus als eine Krankheit nehmen, die immer mit Störungen der Ernährung beginnt, mithin von der vegetativen Sphäre ausgeht, dann das Cerebrospinalsystem in Mitleidenheit zieht und verschiedene Grade des Blödsinns bedingt. Merkwürdig ist, daß bei Cretinen unter leiblicher und geistiger Pflege nicht selten blos ganz einzelne Gaben und isolirte Talente sich entwickeln, ein bewundernswürdiges Gedächtniß, eine Erstaunen erregende Begabung zum Kopfrechnen, ungewöhnlich lebendig religiöses Gefühl, oder auch ein Talent für Musik, für Malerei. Der Katzenmaler Mind, der Doctor Odet und andere merkwürdige Persönlichkeiten gingen aus Cretinenanstalten hervor.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 3. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [17. Januar.

Inhalt.

Aus dem Leben einer Künstlerin.

— Agnes Schebest, seit ihrer Verheirathung mit Dr. Friedrich David Strauß von ihrer künstlerischen Laufbahn zurückgetreten, hat unter obigem Titel (Stuttgart bei Ebner und Seubert, mit dem Stahlstich der Verfasserin) ihre Memoiren veröffentlicht. Das liebenswürdige Buch, mit ebenso viel Offenheit und Treue wie Zartheit geschrieben, ist den beiden Kindern der Künstlerin, Georgine und Fritz Strauß, gewidmet. Sonst klingt aus dem ehelichen Leben der Erzählerin kein Ton, weder harmonisch, noch disharmonisch, in ihre öffentliche Beichte. Mit ihrer Verheirathung schloß sie persönlich ab mit der Welt der Oeffentlichkeit, und was sie in ihren Bekenntnissen mittheilt, hat nur einen Zweck zu Nutz und Frommen künstlerischer Genossen, auch des Publicums, das in so vielen Städten des Vaterlandes ein Jahrzehend lang der Sängerin so begeistert Jubel spendete und Kränze wand. Die edle Frau hat viel Scheu gehabt, ihre Tagebücher offen darzulegen; sie ließ sich von Freunden dazu nöthigen, die wohl fühlten, daß ein Schatz solcher Studien, ein Geständniß über soviel Ringen und Streben in einem sittlich schönen Künstlerleben nicht ungenutzt verloren gehen dürfe. „Und wenn," sagt die Verfasserin im Vorwort, „neben den freundlichen Erscheinungen reiner Geister bisweilen auch der Erdenstaub unreiner vor dem Auge des Lesers aufwirbelt, so möge Dieser dabei freundlich Nachsicht üben und bedenken, daß dem Künstler mancherlei entgegentritt, — nicht immer Gestalten von classischer Bedeutung, wie sie freilich im Audienzsaal und vor dem Throne eines gebildeten Publicums allein erscheinen sollten." — Sollten! Die Verfasserin ist in ihrem Idealismus so naiv, nicht zu ahnen, daß selbst ein „gebildetes" Publicum am liebsten Scandale vor seinen „Thron" zieht, ja solche erwartet. Dem entgegen, gibt sie den reinen Ertrag ihrer Studien in diesen Memoiren und daneben mit der rührenden Einfalt eines kindlichen Gemüthes den oft mühsamen Gang ihrer Entwickelung. Durch die Veröffentlichung dieser Bekenntnisse „wird mir," wie sie sagt, „die Freude, mit meinem Danke gegen Gott auch jenen edlen Menschen, die eine arme Waise wie Schutzgeister in Menschengestalt segnend geleitet haben, für alle empfangenen Wohlthaten meinen Dank aussprechen zu dürfen."

Wie sie sich ohne äußere Mittel, selbst ohne vorzugsweis glänzende Begabung in den Stimmmitteln, zur Höhe wahrhaft bedeutsamer dramatischer Gesangsleistung emporarbeitete: dies in menschlicher und künstlerischer Hinsicht der Werth ihrer Schilderungen. Am 15. Februar 1813 in Wien geboren, — der Vater war böhmischer, die Mutter deutscher Abkunft, — kam sie als junges Mädchen nach Dresden, um beim alten Vater Miksch, dem Böhmen, der dort jahrzehndelang für den besten deutschen Gesangslehrer galt, singen zu lernen; eine Schwester des alten Maestro nahm sie mit. Die Schilderung ihres Dresdener Jugendlebens ist ebenso reizend wie die Charakteristik des alten Miksch von biographischem Werth. Sein Vater war Cantor und Schulmeister zu St. Georgenthal in Böhmen gewesen. In seinem zwölften Jahre war der Knabe nach Dresden geschickt, um als Kapellknabe in den Kirchendienst der Messe zu treten. Nach der Mutation verwandelte sich sein Alt in einen Baryton; die Anstrengungen, seine Tenorhöhe für den Meßdienst festzuhalten, waren der Beginn seiner theoretischen Kenntnisse über Stimmbildung, bis eine gefährliche Hals- und Brustentzündung diesen gewaltsamen Uebungen Grenzen setzte. Miksch war dann 20 Jahre lang Mitglied der italienischen Oper, Chordirector, Gesangslehrer der Kapellknaben und Bibliothekar der musikalischen Sammlungen des Königs, sang noch mit 73 Jahren den Sarastro mit classischer Sicherheit und Macht und erwarb sich durch ein Requiem, mehrere Messen, Cantaten und Arien als Componist hohe Achtung. Miksch war wie weiland Meister Porpora zu Haydns Zeit ein Original von altem wunderlichem Musiker, nur nicht just in wälschem Styl. Er hatte die Kindlichkeit des Böhmen, der in der Musik eine Religion sieht, und die correcte Orthodoxie eines protestantischen Cantors à la Sebastian Bach. Er bildete die junge Agnes zunächst zum Chor aus. Als-

bald ward sie auch im Schau- und Singspiel verwendet. Die Dürftigkeit der Gage — sie hatte ihre Mutter mitzuernähren — zwang sie zu gewagten Gastspielversuchen. Von der Mutter Werdy in Dresden leihweise mit Garderobe ausgestattet, zog Agnes nach Pest und erwarb sich dort eine Stellung als Primadonna. Wie sie zum Besuch nach Dresden zurückkehrt und dem alten Miksch zum Beweise, daß sie nichts verlernt, gleich im Moment des Wiedersehens etwas vorsingen muß, springt der alte Maestro vom Piano auf und gibt ihr — einen Backenstreich, — nicht vor Zorn, sondern, wie es seine Art war, vor lauter ächter, wahrer, nur schlecht ausgedrückter Kunstbegeisterung.

Es war kein Organ ersten Ranges, was mit Agnes Schebest in der deutschen Oper Triumphe feierte. Ihr Mezzosopran war weder sehr ergiebig, noch in seiner Naturbedingung sehr dankbar bedacht für einen großen Rollencyklus. Um so mehr mußte die Sängerin durch Studium ersetzen, was ihr freiwillig von Hause aus versagt war. Und das ist der Hauptwerth dieser Bekenntnisse, uns aufzudecken, wie treuer Fleiß und reine Begeisterung für das Edle und Hohe selbst bei bedingter Begabung Hochpunkte in der Kunst zu erreichen vermögen. Sie ließ den dramatisch poetischen Accent über die bloße Wirkung des Klanges vorwiegen. Bellini's Romeo und Cherubini's Medea sind die zwei Gestalten, in denen Agnes Schebest ihre ganze Kunst zusammenfaßte und mit tiefster Empfindung meisterhafte, dramatisch vollendete Leistungen gab. Sie legt uns über beide Partieen treffliche Studien vor, die jedem angehenden Talent in Schauspiel und Oper als musterhafte Vorbereitungen für Auffassung und Darstellung einer Rolle empfohlen werden können. Von Kritikern und Philosophen sind Charaktere des Dramas so oft secirt, erläutert und erklärt. Schauspieler und Sänger dagegen sind seit Schröder ihre Bekenntnisse über den Gang ihrer Entwickelung und die Art ihrer Studien schuldig geblieben, obschon es so wesentlich von Gewinn wäre, erhielten Jünger der Kunst von Veteranen Confessionsschriften. Die Meisten haben sich doch mehr wie Naturalisten entwickelt, oder sich nach der Decke gestreckt, wie es eben ging; selbst ein Seydelmann, bei soviel Ernst des Strebens und fast demosthenischer Ueberwindung in Schwierigkeiten äußerer Begabung, hat uns keine Geständnisse über die mühsame Vorbereitung zu seinen Aufgaben hinterlassen. Agnes Schebest giebt in ihren Betrachtungen über Romeo und Medea treffliche Beiträge zur Dramaturgie. Sie ist offen eingeständig, daß sie ihre Triumphe nicht dem leichtgefügten Zufall blos natürlicher Begabung, sondern weit mehr ihren Studien verdankte. Sie schreibt z. B.: „Ich weiß heute noch nicht, wie es nur möglich war daß ich als Mezzosopran die hochliegende Gesangspartie der Medea zu singen vermochte, die denn doch nicht nur die höchsten Tonfiguren mit aller Zartheit und ineinanderschmelzender Milde executiren, sondern auch die größten und gewaltigsten Töne in der höchsten Region meiner Stimme erzeugen mußte. Dazu der umfangreiche Dialog, der in einer solchen Weise vorgetragen werden mußte, daß an irgend eine Erholung oder Ausruhen weit entfernt nicht zu denken war. Aber was kann man nicht Alles vollbringen, wenn Begeisterung unsere Kräfte beflügelt! Gern will ich jedoch glauben, daß nach so ernster Arbeit nicht viele Sängerinnen ein sonderliches Verlangen tragen mögen, und das Gros des Publicums auch nicht; denn beiden wird eine in Confituren übersetzte Leidenschaft immer weit besser munden; — das hab' ich in der Norma gemerkt. Obgleich dies Bellini's großartigste und vollendetste Oper ist, so kann die Seherin auch ohne großen Aufwand von geistiger Thätigkeit und mimisch plastischer Repräsentation dennoch einen glänzenden Erfolg erleben und das anmuthige Notengequirl in den modern tragischen Leidenschaften kann allerdings der Kehle des Sängers, sowie den Ohren des Zuhörers leicht ergötzlicher werden als der getragene Gesang in der einfach gehaltenen Cherubinischen Medea, die uns in jedem ihrer Gedanken einen so tiefen, geheimnißreichen Hintergrund zeigt, daß, wer sich vor Geistern fürchtet, wohl nicht gern tiefer hineinblicken mag. Auch Jason wäre das vielleicht weit rührender und gefälliger vorgekommen, wenn Medea mit Dirce — wie Norma mit Adalgisa — einen Freundschaftsbund im Galopprhythmus geschlossen haben würde, seine Sünden demüthig auf ihre Schultern genommen und ihren Nacken den Liebenden unter die Füße gebreitet hätte" 2c.

Biographisch von Werth im Buche sind auch die Mittheilungen über Leben und Fahrten des Ritters Sigmund Neukomm, des Landsmannes von Mozart und Schülers von Haydn, des tapfern Wanderers und Musikers beider Welten, der in Petersburg und Rio Janeiro den Tactstock geführt und im Katalog seiner Werke mehr als 1000 Nummern aufzuweisen hat. — Das Buch giebt uns neben den Schilderungen aus der dornen- und blüthenreichen Laufbahn einer Jüngerin und Meisterin vom wandernden Thespiskarren bei dem Reiseleben, das die Künstlerin einer festen Stellung vorzog, ganz anmuthig die Eindrücke mancher europäischen Stadt, neben den ernsten Studien einer wahrhaften Priesterin ihrer Kunst auch Einblicke in die Coulissenwelt ihres Handwerks und ihrer Handwerksgenossen. Von so sittlichem Standpunkt aus und mit soviel bescheidenem ächtem Bewußtsein gewaffnet, wie sich hier in diesen Bekenntnissen darlegt, hat Agnes Schebest in der That ein seltenes Buch mit diesen Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben geliefert. — Wir wünschen der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, falls sie mit ihren Memoiren heraustreten sollte, eine gleiche Offenheit und Treue, um mit ihren Mittheilungen vielleicht von ganz anderem Standpunkte aus ergänzende Beiträge zur Kenntnißnahme der Bühnenwelt zu liefern. K.

Die Lebenskraft und der neue Vitalismus.

Seit einem Vierteljahrhundert wendete man sich mehr und mehr von dem Glauben an das Vorhandensein einer vermeintlichen Lebenskraft ab, je tiefere Einsicht in unzählige Vorgänge im lebenden Körper Physik, Chemie und Mikroskopie gestatteten. Der Schutzgeist, der Archäus, welcher jedem Organismus beigegeben sein sollte, jenes Phantasiegebilde van Helmonts, war schon längst gefallen; jetzt scheint aber auch das „Lebensprincip" selbst in seinem Innersten erschüttert zu sein. Die „wunderbaren" Aeußerungen der Lebenskraft, die man früher als ebenso viele Offenbarungen anstaunte, existiren für uns nicht mehr; an ihre Stelle traten bere-

chenbare mechanische, chemische und physiologische Wirkungen der Stoffe auf einander. Es ist nicht mehr bloße Muthmaßung, sondern nachgewiesene Thatsache, daß die thierische Wärme durch rein chemische Vorgänge erzeugt wird und mit dem Chemismus des Athmens zu Stande kommt, daß die Aufsaugung von Flüssigkeiten im Körper durch organische Flächen hindurch nach rein physikalischen Gesetzen und Regeln der Endosmose vor sich geht, daß der Blutumlauf den Gesetzen der Hydrostatik folgt, die Gesichtseindrücke sich durch die optischen Erscheinungen der Lichtbrechung erklären lassen, daß wir die Muskelbewegung auf die Mechanik zurückführen müssen, und daß die Nerventhätigkeit in naher Verwandtschaft mit der Elektricität steht. Wie sich nun in dieser Weise die früher für ganz räthselhaft gehaltenen und nur durch die Beihülfe einer mystisch wirkenden Kraft, der Lebenskraft, für möglich gehaltenen Processe auflösen ließen in Erscheinungen, bei denen nur bekannte allgemeine Naturkräfte zur Aeußerung gelangen, so mußten letztere natürlich immer mehr an Bedeutung für fernere Erklärungen über die Erhaltungsweise des organischen Baus gewinnen, und man warf den Glauben an das unsichtbare Walten eines eigenthümlichen Lebensprincips im Organismus um so lieber weg, als ein solcher Glaube den weiteren Fortschritten auf dem Gebiete der noch nicht ganz begriffenen lebendigen Welt eher hinderlich als förderlich erscheinen mußte. Am entschiedensten gegen die Annahme einer Lebenskraft spricht sich in seiner Zeitschrift: „Die Natur" Otto Ule aus: „Der Materialist weiß nichts von einer besondern Kraft, welche das Reich des Lebendigen vom Reiche des Starren scheidet, nichts von einer empfindungslosen Pflanzenseele, oder einer überirdischen Menschenseele, welche gleichsam ein Leben in einen andern Leben führen soll." Die Lebenserscheinungen sind ihm nur der Ausdruck mannichfaltiger Bedingungen. Nur Modificationen der allgemeinen Gravitationsbewegung sind es, durch die er die Keime der Welten und Pflanzen, der beseelten Wesen und des Menschengeistes entstehen und wachsen sieht. Die kosmischen Welten, die chemischen Elemente, die organischen Keime, die Arten und Geschlechter, die Eigenthümlichkeiten lebender, beseelter und vernünftiger Wesen, Alles das fließt ihm im ewigen Urgrund zusammen und entwickelt sich nur allmählich durch Bewegungen, welche sich erforschen lassen durch Beobachtung, Erfahrung und Rechnung. Namentlich durch die Entdeckungen Schwann's in Löwen, daß der Thierkörper wie die Pflanzentheile aus Zellen bestehen, und daß sich alles Leben an die Existenz und Entwickelung von Zellen binde, erhielt jene frühere Annahme den Todesstoß, daß jedem Organismus eine Kraft zu Grunde liege, welche den Organismus nach einer ihr innewohnenden Idee formt und die Molecule so zusammenfügt, wie sie zu Erreichung gewisser, durch diese Idee gesetzter Zwecke nothwendig sei. Der frühern teleologischen Ansicht wurde eine rein physikalische entgegengestellt. Nach letzterer sind bei Pflanzen, Thieren und Menschen die einzelnen Zellen eigentlich die Organismen, und der Körper ist nur ein nach bestimmten Gesetzen geordnetes Aggregat dieser Organismen oder Elementartheile. Doch wurde von Einigen, z. B. von Eschricht (das physische Leben, Berlin 1856) die Idee gerettet, denn sie sehen in den Lebenserscheinungen nicht blos ein blindes Spiel von Kräften der Stoffe, ohne Rücksicht auf einen Zweck, sondern sie meinen, daß in ihm sich eine Idee verkünde, die sich der Stoffe mit deren blinden Kräften bemächtigt, um dadurch in die äußere Erscheinung zu treten. Auch ein anderer hervorragender Physiolog der neuen sogenannten physikalischen Schule, Ludwig in Wien, leugnet die Plan- und Zweckmäßigkeit bei allen Processen in der organischen Natur nicht, aber er glaubt nicht im Zwecke schon die unmittelbare Ursache eines Vorganges gefunden zu haben, vielmehr dringt er auf die Erforschung der mechanischen Ursachen im Einzelnen.

Der endliche Sieg der physikalischen Physiologie über den alten Vitalismus, der unerklärte Vorgänge im Organismus schnell auf die Wirkung seiner mystischen Lebenskraft bezog, ist nicht blos in rein theoretischer Hinsicht von Bedeutung; nachhallend wirken folgenschwer seine Triumphe auf ächt praktische Gebiete vieler Wissenschaften und Künste hinüber. Die ausübenden Künste werden, ohne ihre Aufgabe der ideellen Auffassung des Lebens aus dem Auge zu lassen, gewiß mächtig von den modernen Begriffen der Naturwissenschaften über die Lebensvorgänge berührt. Schon war es dem Professor E. Harleß bei Abfassung seiner namentlich für Künstler und Kunstliebhaber geschriebenen „plastischen Anatomie" darum zu thun, neben dem Gegebenen der sichtbaren Form, soweit es die Wissenschaft gestattet, einen Blick in das Getreibe der gestaltenden Kräfte werfen zu lassen und die endliche Form als das Resultat ihres Wirkens klar zu machen. Er versucht es, die Formen der menschlichen Gestalt in ihrem lebendigen Wechsel auf ihre Gesetze zurückzuführen. In den das Lebendige darstellenden Werken der Künstler soll sich mit vollem Bewußtsein die Idee einer ebenso mannichfachen als großartigen Wirksamkeit der Natur aussprechen; dies kann aber nicht geschehen, ohne daß der Künstler möglichst genaue Kenntnisse von den Wirkungen der Naturkräfte im lebenden Wesen mitbringt und bei seinen Arbeiten geistig verwerthet.

Der noch heute von Liebig und einigen Anderen schwach vertheidigte alte Vitalismus mit seiner Lehre von der Lebenskraft fand seine letzten und rüstigsten Gegner in Lotze zu Göttingen, Carl Vogt zu Genf, Moleschott zu Zürich, Büchner zu Tübingen, Czolbe, Du Bois-Reymond zu Berlin. Jeder kam und versetzte ihm einen Stoß, der ihm tief in das Herz eindrang. Den Versuch C. H. Schultz-Schultzensteins, jenen alten Vitalismus zu modernisiren, müssen wir trotz seiner weitläufigen und nicht ohne geistige Begabung vorgetragenen Deductionen als einen völlig verfehlten bezeichnen. Die Anerkennung desselben wäre in der That Umkehr der Wissenschaft. Der schon durch seine originelle Mausertheorie bekannte Schultz nimmt auch einen teleologischen Standpunkt bei seiner Lehre über „die Bildung des menschlichen Geistes durch Cultur der Verjüngung seines Lebens" ein. Seine Grundanschauung hierbei nennt er „anabiotisch." Die „Anabiotik", so sagt er, sieht die alte allgemeine Gegensetzung von Kraft (oder Geist) und Materie als künstliche, der Wahrheit nicht entsprechende Abstraction an, und setzt an die Stelle des darauf sich gründenden Gegensatzes von Idealismus und Materialismus in der Wissenschaft zuerst den sich ausschließenden Gegensatz von Leben und Tod als Grundwahrheit an die Spitze der Untersuchung, sodaß nur dann erst, wenn Leben und Tod unterschieden ist, in jedem von beiden für sich von Kraft und Materie die Rede sein kann, und von Grund aus zweierlei (lebende und todte) Kräfte und zweierlei (lebende und todte) Materie als concrete Grundprincipien unterschieden werden.

Als sich neulich die in letzter Zeit hauptsächlich von deutschen Physiologen und Philosophen besprochene Streitfrage über die Lebenskraft auch über den Rhein hinüber nach Frankreich spielte, zeigte es sich, daß es daselbst noch immer viele Anhänger des alten Vitalismus giebt. Dem an der Schule von Montpellier eine besondere Vertretung findenden **Vitalismus** gegenüber eröffnete die Schule von Paris mit ihrem **Organicismus** unter Piorry's und Bousquets Bannern den mehrere Monate des Jahres 1856 hindurch die französische Akademie beschäftigenden Streit, dessen Resultate freilich ziemlich unbefriedigend ausfielen. Die Pariser Schule vertheidigte den Gedanken Piorry's: „que l'âme, sous l'influence divine, est le promoteur de la formation organique." Der Spiritualismus und Materialismus der Deutschen ist jedoch noch nicht ganz im Organicismus und Vitalismus der Franzosen wiederzufinden, denn der Vitalist ist nicht Eins mit dem Spiritualisten.

In Deutschland tritt dem von Schultz und Anderen vertheidigten Dualismus Lotze's höchst sorgfältige Begründung einer mechanischen Anschauung vom Leben entgegen. Den Unterschied zwischen den Krystallbildungen und den organischen Gestaltungen findet Lotze darin, daß bei jenen der einfachste Fall der Wirkung immanenter Kräfte vorliegt, während diese nur entstehen und sich erhalten, sofern und solange den organischen Massentheilchen eine bestimmte Summe von Bewegungen von Außen mitgetheilt ist. An Lotze's Ansicht schließt sich zunächst die von Virchow in Berlin eng an, der durch seine Theorie zum Schöpfer eines neuen Systems werden zu wollen scheint, und mit derselben den Vitalismus und Organicismus der Franzosen auflösen will. Nach Virchow ist das Leben gegenüber den allgemeinen Bewegungsvorgängen der Natur etwas Besonderes, allein es bildet nicht einen diametralen dualistischen Gegensatz zu denselben, sondern nur eine besondere Art der Bewegung, welche von der großen Constante der allgemeinen Bewegung abgelöst neben derselben und in steter Beziehung zu derselben hinläuft. Dieser Begriff vom Leben ist die Grundlage einer durchgearbeiteten Theorie, die ihr Autor selbst den **neuen Vitalismus** oder den **Cellulismus** nennt. Es ist anzunehmen, daß diese Theorie nicht blos für die Dauer eines Jahres in Curs gesetzt ist, und daß sie vielleicht die durchschnittliche Lebensdauer aller physiologischen Theorien, welche Lotze auf fünf Jahre berechnet, überlebt. Sie trägt nicht blos in sich selbst das Gepräge der Originalität und des glücklichen Griffs, sondern der Vertreter derselben bietet auch durch seine großen geistigen Fähigkeiten, durch seine unermüdliche Thätigkeit in Verfolgung und Verbreitung seiner Ideen, sowie endlich durch seine günstige Stellung als Lehrer soviel Garantie für die Zukunft seines Lehrgebäudes, daß man demselben als einer höchst bedeutenden wissenschaftlichen Erscheinung schon jetzt eine ernste Betrachtung widmen muß. Schon hat sich um Virchow eine Schule herangebildet; ihre Jünger, die in seiner Werkstatt oder auch unter seiner Anleitung, ja theilweis nur in seinem Sinne arbeiteten, mehren sich täglich; ein medicinisches Journal, mit Leitartikeln aus des Meisters Feder, ist ihr Organ. Es kann nicht fehlen, daß in diesen Leitartikeln neben der scharfen Polemik gegen Andersdenkende sich das physiologische und pathologische System des **Cellulismus** fort und fort entwickelt, und daß es einen immer größer werdenden Einfluß auf die junge Generation der Aerzte nicht blos, sondern auch auf das ganze Gebiet der Naturwissenschaften und auf die Philosophie ausüben wird. Deshalb treten auch wir, die jede nahende Entwickelungsphase innerhalb dieser Wissenschaften aufmerksam zu beobachten gesonnen sind, jetzt an dieses werdende System heran, welches Virchow ursprünglich als **Cellularpathologie** bezeichnete, weil er es Anfangs vorzugsweise für die Pathologie, die Krankheitslehre, als das künftig Maßgebende darstellte, das er aber jetzt, weil es sowohl für das gesunde, als auch das kranke Leben gültig ist, besser **Cellulismus**, und weil es die Lebenskraft rehabilitiren will, den „**neuen Vitalismus**" nennt.

Der **Cellulismus** lehrt, daß die Zellen die eigentlichen Herde des Lebens und demnach auch der Krankheit, die Träger der lebendigen Function sind. Das Leben hat daher nicht seinen Sitz in den Säften als solchen, sondern nur in den zelligen Theilen derselben, und ebenso wenig in dem festen intercellulären Stoffe. Aus diesen vitalen Elementen bilden sich die Gewebe, die Organe, die Systeme und das ganze Individuum; unter ihnen ist nichts als Wechsel. Da sie das Ende der Reihe vitaler Gebilde darstellen, so ist es auch ersichtlich, daß wie groß auch immer die Bedeutung der physikalischen und chemischen Untersuchung sei, die Geschichte des Stoffwechsels nicht auf die Untersuchung der Abfälle des Organismus (Schweiß, Harn 2c.) sich beschränken dürfe, sondern auch auf die einzelnen activen Theile selbst zurückgeführt werde, kurz daß die Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten und Beziehungen der besondern Gewebselemente angestrebt werden müsse, ohne welche der Stoffwechsel in den gesunden oder krankhaft veränderten Theilen des Gewebes nicht richtig beurtheilt werden kann. In der Zelle ist es die mechanische Substanz, welche wirkt, und zwar nach chemischen und physikalischen Gesetzen. Eine Zelle überträgt die Bewegung des Lebens auf die andere, und die Kraft dieser Bewegung, die möglicherweise, ja wahrscheinlich eine sehr zusammengesetzte ist, heißt Lebenskraft. Der Grund der Thätigkeit aber, durch welche sich die Zellen unversehrt erhalten, kann nur in den durch die Lebenskraft in Bewegung gesetzten Moleculartheilchen liegen. Die Zelle kann den Stoff zu ihrer Ernährung nur in ihrer Nachbarschaft finden. Die Entziehung der innern Stoffe der Zelle nach Außen — der Stoffwechsel im Allgemeinen — beruht auf gleichen Verhältnissen zu anderen Zellen. Hiernach muß der Cellulismus nun die Ernährung der Zelle untersuchen, welche die Nervenpathologen fälschlich für abhängig von den Nerven hielten, dann die in unaufhörlichem Austausche bestehende Function derselben, ferner den Tonus, d. i. das normale Maß der vitalen Leistungsfähigkeit der Elemente, endlich die Fähigkeit der Reizbarkeit, welche die Solidarpathologen nur den Nerven zuerkennen, aber allen Zellen und Zellengebilden zukommt.

Alle Krankheiten, so lehrt die Cellularpathologie, müssen sich zuletzt in active und passive Störungen größerer Summen der vitalen Elemente auflösen, deren Leistungsfähigkeit von den physikalischen und chemischen Veränderungen ihres Inhalts abhängig ist. Alle pathologischen Formen sind entweder Rück- oder Umbildungen, oder Wiederholungen typischer physiologischer Gebilde, und man kann nicht, wie es die naturhistorische Anschauung will, den einzelnen Producten specifische Eigenschaften beilegen, welche denselben als solchen und abgesehen von dem physiologischen Typus der

Thierspecies zukämen, an welcher sie vorkommen. Da aber dieser Typus, das Leben, an die Existenz und die Entwickelung zelliger Elemente gebunden ist, so muß auch die medicinische Anschauung ihre Basis in der Cellularpathologie haben.

Die eigentlichen Vorläufer dieses Virchow'schen Cellulismus sind die Entdeckungen und Ansichten Schwanns. Kaum hatte dieser nachgewiesen, daß die sich in eigenthümlicher Weise entwickelnde, die lebende Zelle die Grundlage jedes organischen Gewebes im Körper der Pflanze und des Thieres bilde, so wurden auch für Schwann alle Constructionen der organischen Geschöpfe Producte von Zellenwirkungen, die Zellen waren ihm die Atome, die Kraftpunkte der Atomistiker. Und Virchow stellt sich fest auf diesen atomistischen Standpunkt, da er sich gleichfalls genöthigt sieht, bei der Zelle stehen zu bleiben, sobald er im System des Organismus bis zur letzten Grenze vorrückt, in welcher es noch Elemente mit dem Charakter der Einheit giebt. Die Einheit des Gesammt-Organismus ist das Product dieser Einzelwesen, welche die Atome der organischen Natur vorstellen.

Zuerst müssen die Einwände und Collisionen aus dem Wege geräumt werden, welche bei der Berührung dieser neuen Atomistik mit religiösen Glaubenssätzen große Schwierigkeiten zu bereiten scheinen. Allein der Gründer der mechanischen Cellulartheorie, Virchow, sucht die Harmonie herzustellen. Er schließt sich Fechner an, welcher in seiner „physikalischen und philosophischen Atomenlehre“ als beredtester Kämpfer der Atomistik den Beweis lieferte, daß Glaube und Wissenschaft sich in derselben Person vereinigen lassen, und daß die Atomistik sich mit Gott und Unsterblichkeit sehr wohl verträgt, wenn man sie in den Grenzen der Erfahrung und nicht transscendent behandelt. Die alte Doctrin von der Lebenskraft aber nennt er einen Aberglauben, der seine Verwandtschaft mit der Lehre vom Teufel und mit dem Suchen nach dem Stein der Weisen nicht zu verleugnen vermag. Die mechanische Auffassung der Natur findet darin Befriedigung, daß sie die ganze Welt in einer stetig zusammenhängenden Bewegung erkennt, deren Erscheinungen je nach der Beschaffenheit des Stoffes und nach den besonderen Verhältnissen der Uebertragung sich mannichfach gestalten. Die Ursache und Bedingung einer jeden Bewegungserscheinung sucht man durch das Wort Kraft zu bezeichnen; früher unterschied man dynamische, ursprüngliche Kräfte, wie Licht, Wärme, Elektricität, während diese jetzt zum Unterschied von sonst nur mitgetheilte Kräfte sind, d. h. sie sind eigentlich Bewegungen von Stoffen, welche durch Mittheilung von Bewegungen anderer Stoffe entstanden sind. Und ebenso, wie jetzt die Selbständigkeit dieser „Kräfte“ als solche weggefallen ist, so fiel auch nun die Lebenskraft des alten Vitalismus. — Wurzelt die neue Naturanschauung und insbesondere die neue Theorie vom Leben schon in Bacon von Verulams Logik, so ist es interessant, das Verhalten dieses Philosophen gegenüber der Religion zu betrachten, wie es gerade jetzt Kuno Fischer in seiner „Realphilosophie und ihr Zeitalter“ (Leipzig bei Brockhaus) sehr gut charakterisirt; allein die Unterschiede zwischen den religiösen Glaubensansichten der neuen Atomistiker und Bacons Stellung zur Religion hier verfolgen zu wollen, würde zu weit führen.

Unter anderen Gegnern tritt gegen Virchow mit gewichtigen Einwürfen Spieß auf: Kein vernünftiger Physiolog könne sich unterfangen, die erste Entstehung des Lebens aus blos physikalischen und chemischen Gesetzen herleiten zu wollen, während doch kein tiefer blickender Physiolog daran zweifeln dürfe, daß das einmal vorhandene Leben in allen seinen Aeußerungen und selbst in der ihm eigenthümlichen Wiedererzeugung nur von physikalischen und chemischen Gesetzen regiert werde. — Wie antwortet hier der Cellulismus? Welchen Anstoß erhielten nach ihm die Stoffe bei der ersten Bildung des Lebens, wo noch keine andere lebendige Bewegung, noch keine Zelle vorhanden war, um dem Stoffe neben ihr die ihr eigenthümliche Bewegung mitzutheilen? Kann die Schöpfung der ersten Zelle oder überhaupt einer neuen Zelle, also eines neuen, lebenden Individuums durch alleinige Wirkung physikalischer und chemischer Kräfte gedacht werden? — Virchow erinnert hier an die Fermentkörper und ihre katalytischen Kräfte. „Auch von der Lebenskraft in dem mechanischen Sinne, wie ich sie auffasse, bezweifle ich nicht, daß sie schließlich als der Ausdruck einer bestimmten Zusammenwirkung physikalischer und chemischer Kräfte gedacht werden muß. Aber in der Analyse der Lebenserscheinungen werden wir immer genöthigt sein, neben der Wirkung der dem Stoffe immanenten Molecularkräfte die Nachwirkung einer von einer früheren Stoffcombination übertragenen, immerhin mechanischen Kraft zuzulassen.“

Die große Streitfrage, ob jedes lebende Wesen durch ein anderes lebendes Wesen erzeugt werde — die Lehre von der Generatio aequivoca, — oder ob sich ein lebendes Wesen aus unorganischen Stoffen bilden könne: will also auch der Cellulismus abschließen. „Allerdings streiten auch wir gegen die Generatio aequivoca in heutiger Zeit und für die Erbfolge der Generationen in der Gattung. Aber selbst wenn wir die Erfolglosigkeit aller Versuche, einzelne Zellen zu erzeugen, in unserer Zeit zugestehen müssen, so können wir darin keinen Grund für ihre Ewigkeit finden. Das Gesetz, nach dem ihre Bildung erfolgte, muß nothwendig ein ewiges sein, so daß jedesmal, wenn im Laufe der natürlichen Vorgänge die Bedingungen für seine Offenbarung günstig werden, die organische Gestaltung sich verwirklicht. Die Mittel zu dieser Verwirklichung können daher nur in einer eigenthümlichen Anordnung natürlicher Verhältnisse, in einem ungewöhnlichen, nur zu gewissen Zeiten eintretenden Zusammenwirken der gewöhnlichen Stoffe gesucht werden, und der Vorgang des Lebens muß sich sowohl in seiner ersten Begründung, als in seiner Wiederholung auf eine besondere Art der Mechanik zurückführen lassen.“ Mit dieser Theorie ist nicht etwa der alte Vitalismus wieder heraufbeschworen; sie ist neu. Die mechanische Cellulartheorie mag nichts von einem neben den mechanischen Gesetzen existirenden eigenthümlichen Lebensprincip selbst bei der ersten Bildung lebender Geschöpfe wissen.

Zunächst bezieht sich Virchow auf Czolbe, welcher in seiner „Neuen Darstellung des Sensualismus“ zugesteht, daß man die Lebenskraft nur dadurch negiren könne, daß man die Ewigkeit der Organismen setze. Allein die neue Geologie verneint sehr entschieden die Ansicht Linné's, daß alle organische Gattungen von Ewigkeit her existirten; und die fortschreitende Entwickelung der Pflanzen und Thiere von der einfachsten Form zu der höchstentwickelten Organisation behaupten nur wenig Naturforscher aus der naturphilosophischen Schule. Unter Anderen legt K. H. Baum-

gärtner (der Mensch, Lebensprocesse, Schöpfung und Bestimmung, Freiburg 1856) seinen „Schöpfungsgedanken," die er als physiologische Studien für Gebildete giebt, das Naturgesetz als Grundlage unter, daß die Geschöpfe durch Metamorphosen der Keime in den verschiedenen Schöpfungsperioden emporsteigen. Um dies zu begründen, sucht Baumgärtner nachzuweisen, daß die Thierwelt in den verschiedenen Schöpfungsperioden während eines Zeitraums von Millionen von Jahren sich in verschiedenen neben einander laufenden Reihenfolgen aus Keimen zu höheren Entwickelungsstufen emporgehoben, der Mensch sich aber in gleicher Weise, wie die Thiere, entwickelt habe, nämlich aus Keimen, die ohne Zweifel von Säugethieren herstammen. Wir können es uns nicht versagen, Baumgärtners eigene Worte über die Entstehung des Menschen anzuführen: „Der Mensch entwickelte sich aus Säugethieren zuerst in Gestalt kleiner, kaum wenige Linien breiter Larven, welche mit Kiemen versehen und zum Schwimmen eingerichtet waren. Aber diese waren schon in verschiedenen Gegenden (z. B. am Himalaya, Kaukasus, Cordillerengebirg, in Africa) verschiedener Gestalt: daher die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenracen. Diese Larven wuchsen nämlich und verwandelten sich; die Gliedmaßen sproßten hervor; hatten aber zwischen Fingern und Zehen noch eine Schwimmhaut; die Kiemen zogen sich zurück und das Geschöpf mußte, um Athem zu holen, auf die Oberfläche des Wassers kommen. Allmählich nahm es das Ufer ein; die Kiemen verschwanden u. s. w. und der junge Mensch lernte gehen, seine Nahrung auf dem Lande suchen, endlich reden. Durch die Sprachfähigkeit schwang er sich über seine Mitgeschöpfe hervor." Also statt der bilderreichen Fabel der mosaischen Kosmogonie eine naturhistorische Larvendichtung! „So ist denn auch anzunehmen," sagt ferner Baumgärtner, „daß das durch so lange Zeiträume geltende Gesetz der fortschreitenden Entwickelung der Keime auch künftig seine Gültigkeit behaupten, das Menschengeschlecht aber in wiederholten Schöpfungsperioden der Keimgeber für künftige höhere, der Erde angehörende Geschöpfe sein werde. Aber auch nach dem wahrscheinlichen Untergange des Erdballs wird jenes Gesetz gewiß fortdauern und die menschliche Seele in anderen Weltkörpern zu höherer Entwickelung gedeihen." Die Naturphilosophie des Freiburger Physiologen Baumgärtner berührt sich hier mit den Phantasiegebilden des Socialisten Fourier und mit der Lehre von der Seelenwanderung. Allein es ist durchaus noch kein vollgültiger Beweis dafür geführt worden, daß sich aus allen Gattungen lebender Wesen neue erzeugt, oder daß sich aus antediluvianischen Thiergattungen die jetzt lebenden entwickelt haben. Allerdings bemerkte Agassiz ganz richtig, daß die Embryonen und Jungen aller gegenwärtig existirenden Thiere das lebendige Naturbild der fossilen Repräsentanten derselben Familien sind. Hieraus läßt sich aber ebenso wenig Bestimmtes schließen, als aus der Beobachtung William Edwards, welcher Quappen Licht und Luft entzog und dieselben hierdurch nicht in ihrem Wachsthum, wohl aber in ihrer Entwickelung und Umbildung zu Fröschen hinderte; wohl hätte William Edwards eine den antediluvianischen ähnliche Gattung erzeugt, wenn sich diese Quappen durch Laich fortgepflanzt hätten; dies ist jedoch nicht geschehen, und so ist es eben nicht gelungen, neue Thiergattungen zu erzeugen. Und da sich mit Thieren schwer experimentiren läßt, so hat man es mit Erzeugung neuer Pflanzengattungen versucht, und jetzt lebende Pflanzengattungen in Verhältnisse gebracht, die denen ähnlich sind, unter welchen sich die mächtige Vegetation der Vorwelt befand; diese lebte auf einem noch nicht durch verweste Organismen urbar gemachten Boden in einer an Kohlensäure, Wasser und Stickstoffgas reichen Atmosphäre, die wärmer und reicher an Elektricität war, als die heute den Erdball umgebende Luft. In seinem Laboratorium erzielte Ville unter dem Einflusse einer künstlich abgeänderten Composition der Atmosphäre auch wirklich bei einzelnen Pflanzen, z. B. bei einem Caladium, eine riesige Blätterentwickelung (Ville, Recherches experimentales sur la végétation. Paris 1855). So hofft Ville, der Meinung von Flourens gegenüber, daß alle gegenwärtigen Gattungen schon in der Vorwelt existirten, experimentell nachzuweisen, daß frühere Gattungen unter den gegebenen Bedingungen sich in neue umgewandelt haben, was schon Bacon und Geoffroy St. Hilaire behaupteten. Diese Theorie findet in allen lebenden Wesen Ansätze zu Organen, die möglicherweise unter anderen Verhältnissen sich auch ganz anders entwickelt hätten, als sie sich wirklich entwickelt haben. Lamarcu's Ideen, die aus dieser Theorie hervorgingen, und nach denen man aus einem Pferde eine Giraffe bilden könne, indem man die Futterkrippe allmählich höher hängt und dadurch dem Pferde allmählich Hals und Vorderbeine länger zieht, treiben diese Theorie auf die Spitze. Nur die Erziehung und die eigenthümliche körperliche Pflege könnte hiernach aus einem Individuum einen Repräsentanten einer neuen Gattung schaffen. Vor einiger Zeit suchte nach dieser Ansicht J. Engel in Wien alle Erblichkeit wegzuleugnen und zu behaupten, daß die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater in seinem Aeußern nicht durch einen angeborenen eigenthümlichen Formationstrieb nach einer besonderen Richtung hin, sondern vorzugsweise durch die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Lebensverhältnisse, unter denen Vater und Sohn sich entwickelten, bedingt sei; ähnliche Speise mache ähnlichen Körperbau und ähnliche geistige Anlagen. Allein die Theorie hat sich in dieser Anwendung auf das wirkliche Leben übergipfelt und wird mit Recht von nur Wenigen getheilt.

Doch auch mitten im Lager jener Physiologen, die sich viel mit den Eigenschaften der organischen Zellen beschäftigten, erstanden der neuen Cellulartheorie schon mächtige Gegner. Das Untersuchen des organischen Lebens führt ja schon durch die dabei angewendete zweifache Methode die Physiologen auseinander. Der atomistischen Auffassungsweise der organischen Natur, welche nächst Virchow auch Ludwig in Wien vertritt, stellt sich diejenige gegenüber, die ihre Begründung in dem systematischen Wesen der organischen Natur findet, und die Reichert in Breslau kurz die „systematische" nennt. Derselbe hält für erwiesen, daß die organische Natur im Ganzen wie in den Einzelheiten ihren Grundcharakter in dem systematischen Wesen offenbare. Die Zelle ist ihm nicht der Ausgangspunkt jeder weiteren Betrachtung, sie ist vielmehr das organisirte Endglied in der systematischen Gliederung der organischen Schöpfung überhaupt und seiner Einzelwesen im Besondern, und nur der Ausgangspunkt der Betrachtung für die in ihrer Einheit gegebenen Bestandtheile. Der ganze Unterschied zwischen den Atomistikern und Systematikern beruht aber nur in der morphologischen Analyse, durch welche die Letzteren sämmtliche Gebilde am lebenden Organismus genetisch

zergliedern, die Verhältnisse der Organe zu einander betrachten und bei der Zergliederung allmählich weiter nach der erkannten oder vermutheten Ordnung von Haupt- und Unterabtheilungen vorrücken. Da aber sowohl für die Atomistiker als auch für die Systematiker das organisirte Endglied der organischen Schöpfung, zugleich das Anfangsglied organisirter Bildung überhaupt, die Zelle ist, so müssen die beiderseitigen Ansichten über die Bedeutung der Zelle für den Organismus schließlich zusammentreffen, und der Differenzpunkt liegt lediglich in der Wahl der wissenschaftlichen Methode, durch welche diese Bedeutung gesucht und dargestellt wird. War aber die genetische Analyse schon zu einem Endglied der systematischen Gliederung, zur Zelle, gelangt, so hat auch die atomistische Betrachtung dieses Endgliedes als organische Einheit oder als letztes vitales Element ihre Berechtigung.

Wir konnten es uns nicht versagen, den bisher fast nur in rein wissenschaftlichen, für Naturforscher und Aerzte bestimmten Zeitschriften geführten Streit und seine Hauptfragen dem Laien vorzuführen, da er jetzt in ein Stadium getreten ist, das ihm allerdings noch nicht eine baldige Beendigung prophezeien läßt, in welchem jedoch der Kernpunkt der Discussion, die neue atomistisch-vitalistische Theorie, sich schon eine so feste Position erkämpft hat, daß sie sich der Herrschaft über eine nicht geringe Zahl strebender und an der Naturforschung thätigen Antheil nehmender Geister versichert halten kann. Ist dem aber so, so muß auch nach dem mehr oder weniger günstigen Einflusse, den diese Herrschaft in nächster oder späterer Zukunft auf das Streben und seine Resultate ausüben wird, beurtheilt werden, ob das Neue auch wirklich als ein Gewinn für den Fortschritt oder als ein Anlaß für den Rückschritt zu betrachten ist. Und jeder Gebildete mag sich nicht gern entgehen lassen, möglichst bald die Wege kennenzulernen, welche in seiner Zeit die einzelnen Wissenschaften einschlagen; denn trifft er sie später auf diesen eingeschlagenen Wegen einmal wieder an, so ist ihm mit dem früher erworbenen Verständniß des Ausgangspunktes auch das Verständniß des Ziels, sei es vorwärts oder rückwärts gelegen, erleichtert.

H. P.

Neuenburg.*

Was sie drüben in der Schweiz reden und schreiben, berathen und beschließen, und wie hüben die Berliner Zeughäuser und Montirungskammern auf dieses Treiben mit einer stilleren Thätigkeit antworten, davon sind alle Zeitungen voll. Auch von telegraphischen Depeschen und Courieren, von ordentlichen Gesandten, die täglich einen neuen Vermittelungsvorschlag in Bereitschaft haben, und von außerordentlichen Gesandten, die am Ort ihrer Bestimmung augenblicklich verschwinden, bekommen wir zur Genüge zu hören. Mais pourquoi tant de bruit pour une omelette? Denn daß Neuenburg mit Preußen verglichen nichts als ein Eierkuchen sei, darüber herrscht allgemeines Einverständniß.

Zwölf Stunden lang, vier Stunden breit, und von etwa 60,000 Menschen bewohnt, besitzt Neuenburg einige schöne Aussichten, schlechten Wein, vortreffliche Obstarten und eine ausgedehnte Uhrenfabrikation. Ursprünglich war es ein Bestandtheil des arelatischen Reichs, gelangte später als Lehn in die Hände verschiedener Familien (Chalons, Nidau, Freiburg, Hochberg ꝛc.) und blieb zuletzt den Longuevilles und Nemours. In dieser Zeit wechselnder Herrschaft hatten sich bereits durch Bündnisse Neuenburgs mit Solothurn (1369), Bern und Luzern Beziehungen zu der Eidgenossenschaft gebildet. Als die letzte Lehnsherrin, eine verwittwete Herzogin von Nemours, 1707 starb, meldeten viele Fürsten Erbansprüche an. Zu den Berechtigten gehörte auch, als Erbe des Hauses Chalons, der Oranier Wilhelm III. von England, der sein Recht aber 1694 an den damaligen Kurfürsten und spätern König Friedrich I. abgetreten hatte. Die Stände des Fürstenthums entschieden die Erbschaftsfrage und sprachen sich für den preußischen König aus. So kam Neuenburg mit Valengin, wenn auch nicht an Preußen, doch an das Haus Hohenzollern, das an seinen Neufchatellern nur dann ruhige Unterthanen hatte, wenn es sie in ihrem Verkehr, ihren Gewohnheiten und Rechten nicht störte. Als Friedrich II. seine Regie bei ihnen einführen wollte, jagten sie seine Beamten über die Grenze und ertrotzten von dem großen König neue Privilegien. Die preußische Herrschaft dauerte ein ganzes Jahrhundert fort. Nach dem Unglück von Jena konnte Friedrich Wilhelm III. dem Andringen Napoleons, der Neufchatel für Berthier forderte, keinen Widerstand entgegensetzen. Erst der Pariser Friede von 1814 gab das Fürstenthum seinem rechtmäßigen Herrn zurück, doch willigte Friedrich Wilhelm III. ein, der Wittwe Berthiers ein Jahrgeld zu zahlen. So hat das Haus Hohenzollern, wie die Schweizer Blätter aus leicht erkennbaren Gründen sagen, Neuenburg zweimal „gekauft," denn auch die erste Erwerbung von dem wirthschaftlichen Oranier war eine onerose.

Im Fürstenthum herrschten nach dem Rückfall Sympathien für Frankreich. Um diese zum Schweigen zu bringen und um einen Antheil an der ewigen Neutralität der Schweiz zu gewinnen, ließ Friedrich Wilhelm III. Neuenburg in den eidgenössischen Bund aufnehmen. So war denn das Ländchen zugleich ein Fürstenthum und ein Canton, und noch nicht genug damit, wurde es durch seine innere Verfassung zu einem aristokratisch gegliederten Staate mit allgemeinem Stimmrecht gemacht. Auf 14 Geviertmeilen kreuzten sich mithin der Widersprüche genug.

Die ältere Verfassung hat kein Interesse für uns, um so mehr aber die Aristokratie, die sich durch dieses Staatsgrundgesetz, das dem König die Ernennung von 45 der 75 Landstände zuwies, mehr denn je befestigte. Neuenburg hat einen Adel, dem wir wohl kein Unrecht thun, wenn wir annehmen, daß er mehr harte Thaler als Ahnen aufweisen kann. Die feste Burg dieser Geldaristokratie waren die bourgeoisies von Neufchatel, Valengin, Boudry und Landeron. Diese bourgeoisies bildeten Körperschaften, die, obgleich ihre politische Stellung durch das allgemeine Stimmrecht der Verfassung eine Abschwächung erlitten hatte, doch in ihrem Reichthum, ihren milden Stiftungen, den von ihnen zu vertheilenden Stellen und Aemtern wirksamste Mittel besaßen. Von ihnen

unterstützt, nahm der Adel die sämmtlichen höheren Stellen für sich. Inzwischen erhielt die untere Bevölkerung, und zwar unter eifrigster Mitwirkung der Regierung, demokratische Verstärkung. Um den abnehmenden Spitzenhandel durch ein anderes Erwerbsmittel zu ersetzen, sah die Statthalterschaft sich genöthigt, die Einwanderung von Schweizer Uhrmachern in einem solchen Grade zu unterstützen, daß die „Fremden" zuletzt ein volles Drittheil der Bevölkerung ausmachten.

Solange das Cantönli-Regiment dauerte, das überall von einer patricischen Spitze gekrönt wurde, konnte das Verbundensein so widersprechender Stoffe in der äußern und innern Lage Neuenburgs fortdauern, aber die erste politische Bewegung mußte einen Zusammenstoß erzeugen. Die Rückwirkungen der Julirevolution auf die ganze Schweiz stellten sich in Neuenburg in zwei Ausständen ein, von denen der erste glückte, aber doch in Folge von Versprechungen der Statthalterschaft und einer eidgenössischen Intervention sein Endziel verfehlte, der zweite gänzlich fehlschlug. Das gewöhnliche Nachspiel eines solchen Mißlingens, eine Reaction, blieb aus. Allerdings erhielt Neuenburg eine andere Verfassung, aber eine freisinnigere, welche die Zahl der vom König zu ernennenden Landstände auf zehn herabsetzte und den Volksvertretern die Initiative wie das Petitionsrecht einräumte. Da nach und nach alle Steuern bis auf die Handänderungsgebühr (eine Stempeltaxe) in Wegfall kamen, die kleine Civilliste des Königs im Ländchen selbst verausgabt wurde, Handel, Gewerbe und Ackerbau die gebührende Berücksichtigung fanden, das Erziehungswesen durch die Sorgfalt der Neuenburger Akademie einen musterhaften Charakter erhielt, so boten die inneren Verhältnisse kaum noch irgend einen Vorwand oder Anhalt zu Ruhestörungen.

Um so unglücklicher, ja unhaltbarer gestalteten sich die äußeren Verhältnisse zu der übrigen Schweiz. Beide Theile, der König von Preußen wie die Eidgenossenschaft, wurden durch die Parteikämpfe, deren Schluß der Sonderbundsfeldzug von 1847 war, in eine verdrießliche, feindliche, fast unmögliche Stellung gedrängt. Den Schweizern mußte es als unnatürlich, wenn nicht als schimpflich erscheinen, daß die Verhandlungen ihrer heimischen Tagsatzung durch einen preußischen Diplomaten, der sich unter dem Namen eines Gesandten des Cantons Neuenburg vorstellte, beaufsichtigt, beeinflußt, gestört und theilweise vereitelt wurden. Jeder andere Canton ließ sich möglicher Weise für dieses oder jenes gewinnen, Neuenburg nie. Die Stimme seines Gesandten lag regelmäßig in der Wagschale, an der das Volk die Inschrift: Reaction las. Sie sprach für das Baseler Patriciat, für den Sarner Bund, für die Klöster von Aargau, für die Jesuiten, für Luzern und den Sonderbund. Auf der andern Seite mußte der König von Preußen als Fürst von Neufchatel Dinge über sich ergehen lassen, die unter anderen Umständen nicht einmal einer Macht dritten Ranges geboten werden. Als er sich weigerte, die Tagsatzung ferner zu beschicken, wenn Basellandschaft nicht wieder mit Baselstadt vereinigt werde, drohte man ihm mit 10,000 Mann Executionstruppen, und er fügte sich; als er an dem Kriege gegen die Urschweiz nicht theilnahm, belegte man ihn mit einer Geldstrafe von 300,000 Schweizerfranken, und er fügte sich.

Dieser Lage der Sache nach war die Revolution vom 1. März 1848, die der preußischen Souveränetät factisch ein Ende machte, ein sehr erklärliches Ereigniß. Wir würden diese Lösung sogar eine nicht unerfreuliche nennen, wenn die Schweiz die Pflicht, welche ihr nun zu erfüllen der einfachste Rechtssinn vorschrieb, begriffen hätte. Dem fait accompli hatte ein Staatsvertrag zu folgen, dem die Krone Preußen auch nach dem November 1848 ihre Zustimmung nicht versagt haben würde. Dieser Pflicht zu genügen, kam der Schweiz nicht in den Sinn. Mit dem Selbstvertrauen, das man bei kleinen Menschen und bei kleinen Staaten findet, und mit brutalem Pochen auf die Revolutionsereignisse, garantirte die Tagsatzung von 1848 die neue rein republikanische Verfassung von Neuenburg. Schwyz war der einzige Stand, der es nicht für ganz ausgemacht hielt, ob eine einseitige Aufhebung einer Verfassung durch das Volk den bisherigen Herrscher ohne weiteres seiner Rechte entkleide.

Preußen ließ die Bundesbehörde nicht in Zweifel, daß es die Sache anders beurtheile. Mußte es sich anfangs auf Rechtsverwahrungen beschränken, deren deutliche Sprache übrigens kein Mißverstehen möglich machte, so benutzte es gleich die erste geeignete Gelegenheit, um die anderen Großmächte zu einer Anerkennung seines guten Rechts zu vermögen. In einer der Sitzungen der Londoner Conferenz, am 24. Mai 1852, unterzeichneten die Gesandten von England, Oesterreich, Rußland und Frankreich ein Protokoll, in dem sie Namens ihrer Mandanten deren Bereitwilligkeit aussprachen, „sich über die geeignetsten Mittel zu verständigen, um den Schweizer Bund zu vermögen, daß er sich den internationalen Verträgen füge, durch welche Neuenburg unter der Garantie Europa's zum Canton der Schweiz gemacht worden sei." Wir wollen nicht unbemerkt lassen, daß die Anregung zu dieser feierlichen Anerkennung der Rechte Preußens auf Neuenburg von England ausging. Lord Malmesbury erließ gemeinschaftlich mit dem preußischen Gesandten die Einladung zur Unterzeichnung des Protokolls vom 24. Mai.

Die Schweiz wird dieses Document zu den Actenstücken gerechnet haben, deren Bestimmung es ist, numerirt, in einem Schranke untergebracht und dann vergessen zu werden. Vatel, Puffendorf und Martens können im Erlacher Hofe zu Bern nicht dergestalt unbekannt sein, daß man factischen Besitz und Rechtstitel mit einander verwechselte, und auch von drei vitiis possessionis ist in den juristischen Hörsälen der Schweiz gewiß zuweilen die Rede. Man hielt sich aber für unangreifbar und vertraute dem Neuenburger Volk, bei dem, wie eine durch jenes Londoner Protokoll veranlaßte Probe herausstellte, die royalistische Gesinnung in der Minderheit war. Als nämlich die aristokratische Bourgeoisie generale de Valengin auf den 6. Juli 1852 eine allgemeine Volksversammlung ausschrieb, berief die Association patriotique die Republikaner für denselben Tag auf dieselbe Matte im Val de Ruz, und es kamen zu dieser Doppelversammlung 8000 Republikaner und nur 3000 Royalisten.

Bei dieser verunglückten Demonstration ließ die preußische Partei es für die nächsten Jahre bewenden. Sie zeigte sich erst am 2. September 1856 wieder im Felde, dieses Mal mit den Waffen in der Hand, um sich eine neue Niederlage zu holen. Dieser Putsch kann verborgene Entstehungsgründe haben. Ehe diese nachgewiesen werden, begnügen wir uns mit den offen vorliegenden. Unter den

Republikanern war wegen eines Verfassungsstreits und einer Eisenbahnfrage eine Spaltung eingetreten, und die Royalisten hofften daher nur mit einer der beiden Parteien zu thun zu bekommen, in welchem Falle der Sieg ihnen gewiß gewesen wäre. Die Rechnung war falsch, aber unvernünftig war sie nicht.

Dieser Aufstand vom 2. September 1856 rückt der Schweiz das Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 in eine fatale Nähe. Preußens sonnenklares Recht hat die formellste Anerkennung der Großmächte für sich, und für die Schweiz haben sich bis jetzt erst zehn württembergische Abgeordnete erklärt. Mit solcher winzigen Bundesgenossenschaft es auf einen Krieg ankommen zu lassen, wäre seitens der Schweiz um so thörichter, als Preußen, wie in französischen und englischen Journalen halbamtlich bekannt gegeben wird, Neuenburg nicht zurückfordert, sondern mit der Niederschlagung des Processes der dortigen royalistischen Gefangenen zufrieden ist. Für den Augenblick steht die Sache so, daß Preußen seines unnützen Besitzthums in der Schweiz ledig zu werden sucht, aber eine ehrenvolle Form, etwa die einer Schenkung, jedenfalls die der Freiwilligkeit, verlangt, und daß die Schweiz diese ehrenvolle Form nicht zugesteht. Auf einer unbedingten Freilassung der Gefangenen muß Preußen bestehen, denn jene Männer haben sich für ihren rechtmäßigen Souverän geschlagen, und ließe dieser ihnen von eidgenössischen Behörden den Proceß machen, so erkennte er an, daß der factische Besitz der Schweiz zu einem legitimen geworden sei.

Fr.

Die blauen Tiefen.*

II.

Wenn der wißbegierige Mensch die Tiefen des Meeres zu erforschen strebt, so dringt er in eine Welt der Wunder ein, welche auf der Oberwelt kaum ihres Gleichen haben dürfte. Drunten auf dem Meeresboden wurzeln unermeßliche Urwälder wundersamer Gewächse mit Luftblasen. Da werden Korallenbäume zu Blumenbeeten, die mit phosphorisch glänzenden buntfarbigen Blüthen prangen, und aus diesen Steinblumen wachsen lebende Polypenthierchen von winziger Kleinheit; da schimmert und schillert es in diesen Blumengärten von tausend anderen Lichtern, von Seesternen, Medusen und wie die leuchtenden Gallertthierchen sonst noch heißen, so daß dem dahingleitenden Schiffe ein langer Lichtstreifen im Meere nachzueilen scheint.

Zugleich entdeckt man aber bei den Messungen der Meerestiefe ein anderes Wunder, dessen wir schon im vorigen Aufsatze beiläufig gedachten. Die Oberfläche und die Tiefen des Meeres werden von verschiedenen Strömungen durchzogen. — Wie? Ein Strom im Meere, dessen Ufer Wasser ist, der seinen besondern Lauf hat, ja dessen Wasser eine von der Meerestemperatur verschiedene Wärme oder Kälte hat und so scharf sich von dem übrigen Wasser abgrenzt, daß man mit einem Boote auf der Grenzlinie hinfahren und auf der einen Seite des Bootes die Hand in warmes, auf der andern in kaltes Wasser tauchen kann? Diese große Meeresströmung begnügt sich aber nicht damit, ihre besonderen, weichlich schmeckenden Fische und besonders Milliarden von Weichthieren zu ernähren, sondern sie bestimmt für ganze Welttheile das Klima, macht große Strecken der Erde bewohnbar, bringt fruchtbare Regen und milde Winter und hindert es, daß Norddeutschland, England sowie Norwegen von Gletschern und Eiswüsten bedeckt werden, wie Labrador und Grönland, mit denen sie unter gleichem Breitengrade liegen. Jene Länder Europa's würden von frierenden und hungernden Fischern bewohnt sein, wenn nicht der Golfstrom seine warmen Dämpfe ihnen zusendete. Ohne diese würde es kein London, kein Hamburg, keine Docks und Börsen, keine Theater und Zeitungen, keine Paulskirche, kein Parlamentshaus, kein Stockholm, keine Eisenbahnen und Telegraphen geben. So tief greifen die physikalischen Gesetze der Meeres- und Luftströmungen in den Entwickelungsgang menschlicher Civilisation und Bildung ein!

Was Westeuropa ist und werden konnte, verdankt es zum Theil dem Golfstrom, der aus dem Meerbusen von Mexico als heißer Wasserstrom hervorstürzt und einen großen Kreislauf bis in die Breiten Mitteleuropa's hinauf unternimmt, um an den europäischen und africanischen Küsten bis in die Nähe des Aequators zurückzukehren, von wo er wieder nach seinem Ursprunge hinüberfluthet. Dabei hat er im Anfange eine Schnelligkeit, welche die der größten Ströme des Festlandes übertrifft, und was das Seltsamste ist: er fließt bergan und bildet eine flache Erhebung in der Mitte, so daß die Schiffe, die ihn durchschneiden wollen, auf- und abwärts fahren müssen.

Da die heiße Sonne des Aequators auf die indigoblaue Fläche des mexicanischen Golfs niederbrennt und da vielleicht auch der Boden, wie die Nähe der Vulcane vermuthen läßt, von unterirdischen Feuerherden bedeutend erwärmt wird, so empfängt das Golfwasser eine außerordentliche Wärme, von der es nicht nur sehr ausgedehnt wird, sondern auch wie die Brodeln eines Riesenkessels in heftigen Wallungen abfließt, so daß man die blauen Linien weit hinaus über die Küsten Carolina's deutlich erkennen kann, denn Golf- und Meerwasser widerstreben der Vermischung und Ausgleichung der Wärme. Andere Seekundige behaupten dagegen, daß das Meerwasser, welches der Ostpassat in das caraibische Meer treibt, im Golfstrom seinen Abfluß nach Norden finde.

Sobald man diese große Wasserströmung bemerkt hatte, suchte man deren Geschwindigkeit kennenzulernen; was seine Schwierigkeiten hat, da sich das Schiff mit dem Strome fortbewegt. Man theilte daher die Logleine in Knoten, deren Zwischenräume gerade $1/_{120}$ Seemeile betragen, so daß das Schiff in der Stunde soviel Meilen zurücklegt, als in einer halben Minute Knoten über Bord gehen. Der gewöhnliche Log ist nämlich ein Brettchen mit schweren Bleistreifen, so daß es weder sinkt noch schwimmt. Wirft man es über Bord und ist die Leine eine Schifflänge weit ausgelaufen, so dreht man eine Sanduhr um, welche gerade 15 Secunden läuft. In dem Augenblick, wo diese um sind, wird die Leine angehalten, damit man die abgelaufenen Knoten zähle, denn die Knoten verhalten sich zu 15 Secunden wie eine Seemeile zu einer Stunde. Um sich über den Kreislauf des Golfstroms zu vergewissern, hat man an verschiedenen Stellen Flaschen ins Meer geworfen, in die ein Zettel mit Angabe der Zeit und des Ortes, wann und wo sie ausgeworfen wurden, gesteckt war. Wo man solche Flaschen fand,

da muß auch der Strom gehen, und man fand Flaschen, die man an Africa's Küste auswarf, in Westindien und an der englischen Küste und umgekehrt.

Noch ist die Ursache nicht unbestritten festgestellt, welche den Golfstrom, d. h. eine Wassermasse von 200 Millionen Cubik-Meilen (wenn man seine durchschnittliche Tiefe mitrechnet) in der Stunde 4 Meilen, in der Secunde 7¼ Fuß forttreibt, so daß er in jeder Secunde mit dem Druck von 15 Millionen Pfd. wirkt. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß galvanische Einflüsse mitwirken, denn sorgfältige Untersuchungen haben erwiesen, daß der Salzgehalt des mexicanischen Golfes wie eine galvanische Batterie zerstörend auf den Kupferüberzug der Schiffe wirkt. Die große Salzhaltigkeit des caraibischen Meeres, von welchem der mexicanische Meerbusen nur ein Theil ist, läßt sich aus der großen Verdunstung erklären, der die Meere unterm Aequator ausgesetzt sind. Man berechnet, daß ein Flächenraum von 3 Millionen Q.-Meilen jährlich eine Wassermasse von 15 Fuß Höhe verliert. Das Salz, welches in dieser verdunstenden Masse enthalten ist und zu Boden sinkt, ist so beträchtlich, daß man Großbritannien 14 Fuß hoch damit bedecken könnte. Da nun das Wasser des caraibischen Meeres schwerer ist als die nordischen Meere, so entsteht aus dem Bestreben nach Ausgleichung dieser Verschiedenheit vielleicht jene Golfströmung, die 20—30 Grad wärmer ist als das angrenzende Meerwasser, und dabei in der Mitte 2 Fuß höher liegt als der atlantische Ocean, durch den sie fließt. Denn die Wärme macht das Golfwasser dennoch leichter, da sie es ausdehnt. Leichte Gegenstände vermögen daher nicht über diese „Dachströmung" zu gelangen, welche sich zu beiden Seiten des Golfstroms nach dem Meere absenkt. —

Wegen der großen Wärme ist der Golfstrom Anfangs eine Oberflächenströmung, denn sein Wasser wird in der Tiefe immer kälter. Die Umdrehung der Erde treibt nach Osten, weshalb er sich immer mehr von der Ostküste Nordamerica's entfernt, dabei aber immer breiter wird, indem er sich von 75 Meilen auf etwa 200 Meilen erweitert. Bei den Bänken von Neufundland wendet er sich aber östlich, denn hier begegnet er der Strömung kalten Wassers, welches von dem Eismeere dem Aequator zufließt. Das kalte schwere Wasser drängt von beiden Polen nach dem Aequator, so daß es das warme Wasser zusammenpreßt, zum Theil emporhebt und über sich hinfließen läßt, während das Polarwasser als Unterstrom bis unter die Breiten der heißen Zone vordringt. Wo sich die beiden Wasserströmungen begegnen, da ist das Endziel der schwimmenden Eisberge, die hier schmelzen, da sinken aber auch die Steine und Gerölle, welche dieselben mit sich führen, so daß die Bänke Neufundlands nach Süden zu in ungeheure Tiefen hinabsinken. Während der kalte Strom nach America's Küsten drängt und diesen kalte Winter bringt, fließt der warme nach England, einige Seitenströme nach Island und dem Nordcap Norwegens, und da unter dem Golfstrom eine Schicht kalten Wassers liegt, welches bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter ist, so bewahrt der Golfstrom einen Theil seiner Wärme, steigt dabei 5—6 Fuß auf die Meile, verdampft aber auch stark, kühlt sich ab, wird schwerer, und ein Theil folgt nun dem Zuge der Gewässer nach Süden und Südwesten, bis er seinen großen Kreislauf vollendet hat und im Golf von Mexico von Africa herüber ankommt.

Den Golfstrom vergleicht Maury („die physische Geographie des Meeres") mit einem ungeheuren Heizapparat für den Norden und das westliche Europa, da der Golfstrom wie eine Leitungsröhre die Hitze aus dem mexicanischen Golf nach Norden führt, so daß nicht nur der Golf vor Ueberheizung gesichert, sondern auch der Norden erwärmt wird, indem der Golfstrom wie ein warmer Mantel vom 40 Grad nördlicher Breite ab das Meer bedeckt. Die Wärme, welche er bringt, würde im Stande sein, die Luft Frankreichs und Englands vom Gefrierpunkt zur Sommerhitze zu bringen, weshalb ihn die Walfische vermeiden und an seiner Grenze umkehren, wogegen Corallen- und Schaalthiere ihn bewohnen, so daß Schiffe oft tagelang durch dichte Massen von Schaal- und Weichthieren fahren. Wo dagegen der kalte Strom geht, da allein fängt man schmack- und nahrhafte Fische; die fortgetriebenen Weichthiere dienen aber bekanntlich den Walfischen zur Nahrung. Da aber die Umdrehung der Erde und die tropische Wärme einen steten Luftzug von Mittelamerica nach Europa herüber erzeugen, so erhalten unsere Küsten feuchte Atmosphäre und warmen Regen; der kalte Luftstrom dagegen, welcher vom Norden nach dem Aequator geht, erregt oft große Störungen des Gleichgewichts, welche sich in furchtbaren Orkanen und Wirbelwinden ausgleichen. America erhält nur durch Ostwinde warme Dämpfe und Regen. Bei der Ueberfahrt von Europa nach Nordamerica müssen die Schiffe durch jene Striche, wo die beiden Luftströmungen einander regelmäßig begegnen, weshalb sie von Schneegestöbern und Windstößen viel zu leiden haben und oft weit nach Süden verschlagen werden. Im Winter erleiden täglich drei Schiffe in jenen Gegenden Havarie. Erst Ende des vorigen Jahrhunderts lernte man durch das Thermometer, welches man ins Wasser senkte, sich orientiren, und seitdem hat die Schiffahrt nach Neuyork sehr zugenommen, wogegen die nach den südlichen Häfen abnahm. In Folge der vom Golfstrom zugeführten Wärme haben Irland und England warmen Winter, viel Nebel, prachtvolle Wiesen, gedeiht an Norwegens Westküste weit hinauf Buche und Eiche, Roggen und Gerste, und erhält Deutschland warmen Regen. Seit man aber das Thermometer als Wegweiser über den Golfstrom benutzt, braucht man zur Ueberfahrt nach Nordamerica statt 8 Wochen nur 4 Wochen Zeit und sind Havarien seltener. Von solcher Wichtigkeit für Handel und Sicherheit sind die Beobachtungen der warmen Meeresströmungen geworden.

Außer dem Golfstrome giebt es noch andere Strömungen im Meere, welche meist durch starke Verdunstung eingeschlossener Meere verursacht werden, weil diese im Niveau abnehmen und aus dem Nachbarmeere kälteres Wasser als Unterstrom zufließt. Da der indische Ocean täglich 1 Zoll Wasser durch Verdunstung verliert, so muß die Wassermenge, welche binnen 50 Tagen das rothe Meer vom Anfang bis Ende durchströmt, mindestens um 2 Fuß abgenommen haben, wenn wir nur die Hälfte Verdampfung annehmen, also das Meer an der Landenge von Suez 2 Fuß tiefer stehen als an der Straße von Babelmandeb, das rothe Meer selbst aber sehr salzhaltig sein. Ins Mittelmeer fließt ein Salzwasserstrom bei Gibraltar als Oberstrom ein und ein wärmerer Strom unter demselben hinaus ins atlantische Meer, wie genaue Untersuchungen gelehrt haben, denn 1712 wurde sogar ein untergesunkenes Schiff in etlichen Tagen 3 Meilen weit nach Westen getrieben.

Da der große indische Ocean in der Tropenzone liegt, so entwickelt sich hier auch ein Golfstrom, welcher aber durch Küsten und Inseln mancherlei Störungen erfährt. Er geht um Hinterindien, die indischen Inseln an China entlang, wendet nach Osten, geht die americanische Westküste entlang und kehrt in der Gegend Mittelamerica's in der Breite von einigen hundert Meilen in westlicher Richtung nach seinem Ursprunge zurück, indem er Seitenströme hier und da zwischen Inseln hindurch sendet. Ein Strom kalten Wassers dringt die Behringsstraße herein und geht an Asiens Ostküste hin, wogegen America's Westküste durch den nahe vorüberfließenden Golfstrom ein milderes Klima erhält. Die Aleuten, in deren Nähe beide Wasserströme sich begegnen, sind daher wie Neufundland, häufig in dicke Nebel gehüllt, aus denen glänzende Blitze hervorzucken. Eine dünne Oberflächenströmung warmen Wassers dringt durch die Behringsstraße sogar ins nördliche Eismeer, um dort Wärme und Sommer zu bringen.

Noch andere Strömungen warmen Wassers durchziehen von America herüber den südlichen Theil des stillen Meeres, bringen den Inseln desselben Treibholz, wie die Aleuten, Island und Spitzbergen vom Golfstrome ihren Holzbedarf erhalten, da jene Inseln selbst baumlos sind. Der südindische Strom fließt sogar zwischen zwei kalten Gegenströmen, die vom Südpol kommen und seine Grenzen schwanken, je nachdem kalte oder mildere Winter eintreten. An Africa's Ostküste zieht eine rasche Strömung entlang, wendet um das Cap und fließt an der Westküste nach Norden, bis sie in den Golfstrom einmündet. Noch eine andere Strömung geht vom Südpol gegen Südamerica's Westküste, eilt dieselbe entlang und wendet sich unter den Tropen nach Westen, wogegen eine andere Strömung an der Ostküste hinabfließt.

Die Menge des verdampfenden Wassers ist ungeheuer; denn man berechnet, daß jährlich auf der Erde 186,240 Kubikmeilen Wasser als Regen fällt, wogegen Meere täglich 225 Kubikmeilen Wasser als Dampf aufsteigen lassen. Welche ungeheueren Kräfte sind hier wirksam, von denen wir kaum eine Ahnung haben!

Weil warmes Wasser nach dem Eismeere strömt, so muthmaßt man mit Recht, daß in demselben da offene Meere sein müssen, wo das warme Wasser emporsteigt. Dazu kommt, daß man in den americanischen Eismeeren Walfische fing, die Harpunen in der Haut stecken hatten, deren Stempel und eingebrannte Namen lehrten, daß sie in der Behringsstraße verwundet waren. Diese schnellschwimmenden Thiere mußten also eine offene Fahrstraße von Sibiriens Nordküste nach dem grönländischen Meere gefunden haben. Da man auch das Datum an der Harpune eingeschnitzt fand, so konnte man den Fischen sogar die kurze Reisezeit nachrechnen. Eisberge, welche reißend schnell troß der südlichen Strömung des kalten Oberwassers nach Norden schwimmen, beweisen, daß warmes Wasser als Unterstrom nach dem Nordpol fließt. Ebenso wandern Vögel und Thiere zu gewissen Zeiten nach dem hohen Pol. Weil aber der Hervorbruch des warmen Wassers bald hier, bald dort zu Tage tritt, so wechseln die offenen Wasserbecken ihre Lage.

Maury sucht die Ursachen dieser merkwürdigen Wasserbewegungen nicht allein in den Wirkungen der Winde und der Wärme, sondern in Seethieren, Seepflanzen und Salz. Das verdunstende Seewasser fällt als Regen auf die Erde, löst, indem es durch den Boden sickert, verschiedene Mineralien auf und führt sie mit den Flüssen ins Meer. Die Myriaden Schaalthiere und Seepflanzen entziehen dem Meere einen Theil dieser Stoffe, indem sie aus ihm Gehäuse und Stengel machen, stören dadurch das Gleichgewicht des Wassers und verursachen durch das Streben des Wassers, das Gleichgewicht wiederherzustellen, eine Stömung. Aehnlich verhält es sich mit dem Salz. Wo Wasser verdampft, wird die Oberfläche des Wassers salzreicher und schwerer. Das warme Wasser sinkt zu Boden und kälteres steigt. Dies verursacht eine verticale Strömung des Wassers. Im Norden ist das Meer weniger salzhaltig, da es weniger verdunstet; daher dringt es als leichteres Wasser nach dem Aequator vor, überwältigt das schwerere Salzwasser des Golfstroms, der sich nach und nach abkühlt, indem er als Unterstrom nach Norden fließt, und endlich mit geringer Wärme in den hohen Polargegenden auftaucht, um eisfreie Becken zu bilden.

F. K—r.

Gedankenspähne.

Das Leben ist eine aus den verschiedenartigsten Ingredienzen gemischte Speise; da muß der Mensch, wenn er den Appetit behalten will, nicht erst jeden Bissen chemisch untersuchen, sondern frisch zugreifen und sichs schmecken lassen, solange etwas in der Schüssel ist!

Wenn, wie Knigge sagt, der Tadel eine Abgabe ist, die man dafür zahlt, daß man es wagt, sich auszuzeichnen, so mag es wehthun, von Abgaben hart bedrückt zu werden, aber immer besser als Steuerfreiheit wegen gänzlicher Armuth.

„Brechen wir dies Gespräch ab!" — ist im Munde einer Frau bei gewissen Gesprächen eine offenbare Erklärung. Warum hat sie die Unterredung diese gefährliche Wendung nehmen lassen? Es will auch gewöhnlich nicht mehr sagen, als: Ruhen wir einen Augenblick aus, um dann desto frischer fortfahren zu können.

Das Sprüchwort einer gewissen Nationalität, die ich nicht nennen will: „Zahlen ist Hochmuth" — ist höchst psychologisch. Es ist gewöhnlich mehr Unabhängigkeitsgefühl als Rechtlichkeit und fast jeder Mensch hat eine feierliche Stimmung von Heroismus beim Bezahlen und betrachtet sich als halben Wohlthäter seines soeben befriedigten Gläubigers; vollends wenn der Letztere sehnsüchtig auf die Zahlung gewartet hat und sie dem Ersteren gar keine Anstrengung kostet.

In jeder Menschenbrust schlummert eine Anlage zum Menschenhaß; er ist wie der Schatten der Bäume; klein, wenn unsere Lebenssonne hochsteht, phantastisch groß, wenn sie sich abwärts neigt.

Jacob diente um Rahel 14 Jahre, und als er sie hatte, wer weiß, ob er nicht gern noch 14 Jahre gedient hätte, um sie wieder loszuwerden!

L—r.

Zur Chronik.

Demetrius, nach Schillers Entwurf.

— Die Leipziger Bühne eröffnete das neue Jahr mit der ersten Aufführung einer nach Schillers Plan ausgeführten Tragödie „Demetrius.“ Das gefüllte Haus hat sich über Werk und Darstellung vollständig ausgesprochen, und anderen Blättern liegt ob, die Leistungen zu besprechen. Unseres Amtes jedoch — da Verfasser des Stücks und Schreiber dieser Zeilen Eins sind — dürfte es sein, anzudeuten wie weit hier der Versuch gemacht, den Torso des großen Dichters zu vervollständigen, wie weit und wie weit nicht nach Schillers Entwurf sich hier ein Drama gestalten wollte und konnte. Der erste Schillersche Act mit dem polnischen Reichstag zu Krakau liegt in des Dichters Werken vor, ebenso von Act 2 die Scene im Kloster zwischen Marfa und Hiob, nebst Einleitung und Fortsetzung. Als der Dichter starb, lag Marfa's Monolog fertig auf seinem Pulte. Es war die letzte große Arbeit Schillers, und wenn jemand es unternimmt, das Fragment zu ergänzen, so handelt es sich darum, gleichsam ein Vermächtniß anzutreten, oder vielmehr der Nation zum Antritt dieser Erbschaft zu verhelfen. Die Gestalten des Demetrius und der Marfa sind so bedeutsam gewichtig, daß es theils ein Unrecht, theils eine Unverantwortlichkeit ist, sie der deutschen Bühne, die an Dramen im höhern Styl nicht allzu reich ist, für immer vorzuenthalten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Wagniß gerechtfertigt. Etwas Anderes ist dann, ob und wie es sich entschuldigen oder erklären läßt, bei aller Pietät vor dem großen Besitz dieses Nachlasses dennoch vom Entwurfe des Dichters abzuweichen. Die Gewissenhaftigkeit der Pietät darf, dünkt uns, nicht größer sein als die Gewissenhaftigkeit des Arbeitens, das sich auf Nothwendigkeiten stützt. Hier handelt es sich dann um Ueberzeugungen, die den Streit nicht herausfordern wollen, ihn aber auch nicht scheuen. Einen selbständigen Demetrius zu schaffen, wie Bodenstedt und Hermann Grimm, hieße Schillers Bruchstück für lebensunfähig erklären. Angesichts der Größe dieses Bruchstücks treten jedoch die Dramen beider Dichter, wie uns vorkommt, entschieden zurück. War es aber bisher ein mißlungenes Wagniß, Schillers Demetrius zu vollenden, so lag es daran, daß die Nöthigungen des dramatischen Schaffens im Kampf mit der Pietät vor dem Dichter unterlagen. Eine große Erbschaft antreten wollen um jeden Preis, selbst unter Bedingungen die den Segen derselben beeinträchtigen, heißt nicht im Sinne des Erblassers empfinden und handeln. Schillers Entwurf, daß wir's offen sagen, leidet an Ueberladungen. Wenn in einem gothischen Dom die Nebenschiffe dergestalt sich ausweiten, daß sie das Hauptschiff des Gebäudes drücken, so liegt ein Fehler im Plan und Grundriß vor. Wer den Bau weiter und zu Ende führen will, muß die Einsicht in diesen Fehler zur Ermöglichung des Ganzen vorwalten lassen. Schiller macht mit großen idealen Mitteln den Glauben seines Helden an sich selbst und seine Aechtheit zum Glauben des Publicums. Auf der Schwebe dieser Möglichkeit steht das Gerüst zum Bau bis in die Mitte und bis zur Höhe des dritten Actes, wo die Tücke des Verräthers plötzlich diesen Glauben stört und vernichtet. Trotz der Nothwendigkeit, dem Helden diesen Credit möglichst lange und bis zur Wendung der Dinge zu erhalten, stellt Schiller seinem Demetrius eine Marina zur Seite, nicht blos eine Liebende dem für Freiheit und für seine Mission begeisterten Jüngling, sondern eine lauernde Intriguantin, die ihm im Polen Odowalsky einen Spion beiordnet, weil der Zweifel an der Aechtheit des Prinzen in ihr aufsteigt. Das heißt den Helden gleich zu Anfang discreditiren, den Glauben an ihn entkräften, ihm die Pulsader unterbinden. Der Zuschauer, dünkt uns, darf nicht aus dieser Schwebe gehoben, nicht auf platte Erde gesetzt werden, bevor Demetrius selbst — und zwar mit der Raserei der Verzweiflung — sich um den Glauben an sich selbst gebracht sieht. Schiller ist schwach in der Genesis des Bösen; mit Ausnahme des Franz Moor der doch nur aus Abbildern Shakspeare'scher Gestalten besteht, sind seine Domingo, Alba, Geßler entweder Schatten oder episodische Beiläufer. Schiller ist schwach in der Intrigue, und im Plan zum Demetrius hat er sich in der Intrigue übernommen, indem er die Seele des liebenden Weibes damit erfüllt. Den eigentlichen Machinator des Bösen dagegen, Denjenigen der durch Intrigue einen falschen Demetrius hinstellt, der Welt diesen ungeheuren Betrug spielt, hat Schiller sehr nebensächlich hingeworfen, im Entwurf nur so angedeutet, als sei diese Schraube, um die sich das Ganze als Thatsache dreht, sehr beiläufig einzufügen. Während dort also Ueberladung, ist hier Schwäche im Schillerschen Entwurfe. Der neue Dichter des Demetrius, der Vollender des Schillerschen Bruchstücks, hat dort weggeräumt und hier geschaffen. Die Pietät vor dem Vorfund durfte nicht größer sein als die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Construction des Dramas zu ändern. Während auf der einen Seite also der Schwerpunkt anders zu fassen war, erschien die Concentration des allzu weitschichtigen Entwurfs als Bedingung, sollte überhaupt aus dem Fragment ein Ganzes erstehen, der große Torso für das deutsche Theater lebendig werden. Soviel zur vorläufigen Erklärung und Rechtfertigung.

Erinnerungen einer Großmutter.

— Unter diesem Titel hat Julie Burow, Frau Pfannenschmidt in Bromberg, in zwei Bändchen (im Prager Album) einen kleinen Roman componirt. Die Preisnovelle: „Das Pfarrhaus von Nathangen“ und ein Cyclus von Erzählungen, der uns das preußische Ermland schildert, ist noch in bestem Andenken. Ebenso ein Buch der Verfasserin über weibliche Erziehung. Das Feld des Pensionsromans, ein Feld, das die schwedische Frederike Bremer mit soviel Glück anbaut, würde von Frau Julie Burow auf das beste angebaut werden, wenn in ihren Darstellungen nicht stellenweis etwas Geschmacklosigkeit und Kleinstädterei zwischenliefe. Sonst ist hier bei eingestandenem Mangel an Weltkenntniß und gesellschaftlichem Tact alles beisamen, was der weiblichen Jugend von der Schulstube zur Familienexistenz, vom Mährchen zur Herzensgeschichte den sichersten Uebergang bahnt: treuherzige Tüchtigkeit der Gesinnung, westpreußische Derbheit und Tapferkeit, Familiensinn und Wohlgefallen am engen, aber trauten Schauplatz zwischen den vier Pfählen und am Sitz beim Kamin. Daß eine Großmutter auf ihr Leben zurückblickt, die Geschichte ihres Herzens und der Weltbegebenheiten ihrer Zeit zusammenstellt, führt zum besten Styl eines anmuthigen und lehrreichen Erzählungstones. Diesmal sind es die Ufer der Oder, wo wir uns heimisch machen, und die Frau Trenfeld schwärmt mit rührendem Entzücken von jener Kette lieblicher Hügel und der Neumark um Crossen herum, wo „seit drei Jahrhunderten,“ sagt sie, „ein trinkbarer, wenngleich schlimm verrufener Wein“ wächst. Selbst bei ihrer Citation des alten Wortes von Luther: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang &c., wird harmlos vorausgesetzt, daß ebenfalls „sein Lebelang ein Narr bleibe“, wer nicht Grüneberger liebt. Es gehört das zur Geschmackssache und auch zu der eingefriedigten Begnügsamkeit, welche die Erzählerin als Krone des Glücks predigt. „Mit leisem Schritt,“ sagt die Matrone, „geh' ich einfach und unbemerkt durchs Leben, unscheinbar wie die Biene, aber wie diese begabt mit der Fähigkeit, in allen Blumen, ja auch selbst in giftigen Kräutern die Süßigkeit, die die Natur ihnen verlieh, zu entdecken und mit treuem Fleiße zu sammeln.“ — Nutzanwendung und Moral: Lerne auch im Grüneberger Wein Süßigkeiten finden! — „Das ist das Glück meines Lebens,“ fährt die Bekenntnißgeberin fort, „das ist mein Talent. Ich sehe das Gute und Schöne, ich weiß es zu benutzen, und des Guten und Schönen ist überall genug, wenigstens weiß ich es überall zu finden. Mein Platz ist nicht in der großen Welt. Fremd bin ich dem Treiben der Gesellschaft; in der Natur und

mit ihr lebend ist mein Familienkreis, mein Alles, und die enge heilige Grenze meines Hauses auch die Grenze meiner Wirksamkeit." Doch glücklicherweise — setzt die Erzählerin alsbald hinzu — ist das Gefühl der Heimathlichkeit nicht an Ort und Raum gebunden, es liegt im Herzen, und das Zelt des Beduinen, das bewegliche Boot des armen chinesischen Fischers ist darum ebenso gut — eigentlich weit mehr — eine traute Heimath als der stattliche Palast des reichen Grundbesitzers. Auch hält die gerühmte Sentimentalität, sich an die Scholle mit so süßen und ewigen Gefühlen gebunden zu sehen, bei der Heldin des Romans nicht Stich. Die Weltgeschichte dringt in die Hütte, selbst wenn der Mann der Hütte sie nicht sucht, und mit der Scholle, die die Pflugschar allgemeiner Bewegung umwühlt, wird auch der glebae adscriptus aufgerüttelt und umhergeworfen. Die Familiengeschichte des kleinen Romans wendet sich von der Oder über die Weichsel bis nach Memel und nimmt da Theil an der Welthistorie mit Preußens Schicksalen von anno 1807 bis 15; wir werden Zuschauer von der ebenso denkwürdigen wie betrübten und beklommenen Scene der Zusammenkunft der drei Männer Napoleon, Alexander und Friedrich Wilhelm III., von welchem letztern die Verfasserin eine liebenswürdige Schilderung macht, während der Corse in seinen Erinnerungen sagt, er sei ihm etwas gauche erschienen. Der Strom der Familiengeschichte geht mit dem Strom der Weltbegebenheiten wechselnd weiter; die Heldin liebt einen Jüngling, der als Lützower den Krieg mitmacht, und hin- und hergeschleudert wie alle Familienexistenz von damals, sehen wir auch den der Frau Trenfeld zugehörigen Kreis lieber Menschen in Sturm und Unglück auf- und abgetrieben; ein starker Sinn getreuer Zuversicht hält das Steuerruder, auch wo das Lebensschiff scheitern will, fest. Ein garstiger Schmutzfleck in der Geschichte ist die Situation eines Blinden, auf den die Dichterin alle sittlichen Gräuel häuft, zu denen ein Bösewicht sonst alle fünf Sinne nöthig hat. Blindheit ist sonst für die Pietät ein Gegenstand des zartesten Mitgefühls. Es ist also mehr als blos ästhetische Geschmacklosigkeit, einen Blinden, wie hier geschieht, zum Gegenstand des moralischen Abscheus zu machen. Wir begreifen nur nicht wie die Erzählerin, die sonst alle Gaben beisammen hat, um Jugendlectüre zu geben, sich dazu verstehen konnte, einen so scheußlichen blinden Mädchenverführer zu schildern.

Athenienſiſche Nächte.

— Unter diesem Titel erschien von Demeter Dudumi ein Heftchen Gedichte (München, bei Palm). Unsere Leser begegneten in unserem Blatte dem Verfasser mit Berichten über Volksleben, Kunst und Theater in Pest. Dudumi lebt in dieser Stadt Ungarns, aber wie sein Name griechisch, so ist Hellas das Land seiner Väter, die vor Zeiten nach Oesterreich wanderten. Der Enkel machte eine poetische fromme Wallfahrt nach den Stätten seiner alten Familienheimath, mit der Leier in der Hand und der Empfindung deutscher Elegie im Herzen einen Wandel durch die Ruinen des alten Hellas und nach den Punkten, wo im letzten Freiheitskriege der Griechen mit Held Bozaris bei Missolunghi, mit Miaulis und den Brandern der Hydrioten ꝛc. glorreiche Anfänge zu einem neuhellenischen Leben historisch sich feststellten. Der Sänger gedenkt auch der politischen Noth der Gegenwart, der Schmach der Fremdherrschaft, die das Land seiner Väter bedrückt. Er verweist die Griechen auf ihr Wappenbild, das weiße Kreuz im blauen Felde, um in „treuer Brust ihren alten Ruhm „unbefleckt und rein" zu erhalten. Die Tempel der alten Herrlichkeit sind für immer gestürzt, von den alten Göttern lebt nur noch — Aphrodite, und ihr Tempel, sagt der Dichter, steht unverwüstlich in — jeder Menschenbrust. Doch nein, auch von Minerva, von Pallas Athene, der allezeit auf neue Gestaltung Sinnenden, geht die Sage, sie sei in Hellas wieder erschienen. Im Parthenon ist das Standbild der Göttin längst verschwunden und verschollen:

> Doch geht im Volke leis umher die Sage,
> Daß jüngst Minerva in Athen erschien,
> Und an dem Tag der schlimmen Fremdenplage
> Gewiesen mit der Hand zum Himmel hin.
> Doch wagte bei der wundersamen Scene
> Kein Neuhellene zu behaupten frei,
> Ob die Erscheinung dort Pallas Athene,
> Ob es — die Königin der Griechen sei.

Königin Amalie, unsere Landsmännin aus dem deutschen Oldenburg, wolle das für mehr nehmen als für Schmeichelei, und dem Volke der Griechen selbst wünschen wir den Glauben an diese Sage. Der Dichter hatte unlängst in München Gelegenheit, dem Könige Otto seine Athenienſiſchen Lieder zu überreichen.

Volksreime aus Basel.

— Basel hatte im Mittelalter sicherlich so gut seine Volkslieder wie jede andere deutsche Bürgerstadt. Sie sind meist in den Stürmen der Glaubenskriege verlorengegangen, als die Bauern, selbst wenn sie betrunken waren, Psalme sangen. Ein Ungenannter hat jetzt in einem Heftchen (Basel bei Schweighauser) gesammelt, was im Munde der Kinder und Ammen noch an alten Gassenhauern, Scherz- und Wiegenliedern sich erhalten hat: „Baslerische Kinder- und Volksreime, aus der mündlichen Ueberlieferung gesammelt." August Stöber in Strasburg gab 1832 ein „Elsässisches Volksbüchlein;" Ernst Meier 1851 in Tübingen „Deutsche Kinderreimereien und Kinderspiele aus Schwaben." Simrock's deutsches Kinderbuch vom Jahre 1848 kann sich jetzt abermals mit einigen Kleinigkeiten aus der Baseler Mundart bereichern; auch Firmenich findet wohl im Baseler Heftchen einiges Neue für seine Nationalsammlung.

Historische Novellen von Weichselbaumer.

— Karl Weichselbaumer gehört zu dem alten Poetengeschlecht in München, das unter König Ludwig neben den Schützlingen des Griffels und der Palette nicht recht aufkommen konnte. Seine dramatischen Gebilde, sein Tassilo u. A., schlichen auch blaß und matt einher; seine lyrischen Thaten beugten sich vor den Ruhmeskränzen auf den Häuptern der bildenden Künstler. Unter König Max drängt sich bei der Gunst, welche der Litteratur zu Theil wird, auch der halbvergessene vierundsechzigjährige Weichselbaumer hervor und stellt seine Gedichte und seine historischen Erzählungen (Nürnberg bei v. Ebner) zusammen. (Weichselbaumer ist 1791 geboren und rangirt als Geheimsecretär im Ministerium.) Der dritte Band der letzteren bringt den „Schloßhauptmann von Kufstein," ein Ritterbild à la Tromlitz, jedoch kräftiger, derber, und national bayerisch gehalten, aus der Zeit des Streites zwischen Pfalz und Bayern. Es werden viel Humpen geleert, viel Lanzen zersplittert, viel wird über Ritterehre und deutschen Ruhm posaunt; im Grunde aber handelt es sich doch nur um ein Stück Land und Gut, um die Landshuter Erbschaft.

Denkwürdigkeiten eines Conspiranten.

G. Unter diesem vielversprechenden Titel hat Ferdinand Freiherr v. Biedenfeld (Weimar bei Vogt in 2 Bdn.) nach dem Französischen ein Buch componirt, das uns begierig macht nach Aufschlüssen über die geheimen Bündnisse der Carbonari, des jungen Italiens, über Mazzini, Cesare, Giovanni und Camille Rufini, Prinz Urbino, Graf Alberto, Vittori, Sforza, Adriano Stella, Bahieri, Bedoni, Miglio, Lazzarino ꝛc. und über Portiani. Allein diese sogenannten Enthüllungen beschränken sich lediglich auf die Schilderung zweckloser Zusammenkünfte dieser Leute, ohne die geringsten sichern Notizen über das, was denn eigentlich jene genannten Conspirateurs bezwecken: ja selbst das Wie ist nur sehr undeutlich angegeben, und es scheint fast, als verhalte es sich mit jenen Aufklärungen wie mit den Mittheilungen über Portiani. Am Schlusse des Buches, Bd. II. S. 243 sagt nämlich der Herr Verfasser ganz naiv, er habe in den Zei-

tungen gelesen. Porliani sei ein Carbonaro und Vertrauter Mazzini's gewesen, nur habe er geglaubt, der Mann, um sich zu retten, werde beichten, die französische Regierung werde diese Geständnisse drucken lassen, er könne sie dann mit in dieses Buch aufnehmen und somit dem Leser etwas recht Geheimnißvolles auftischen; da nun aber von alle dem nichts geschehen sei, so bitte er den Leser um Verzeihung für seine Versprechungen auf dem Titel. Der Verfasser hätte besser gethan, auch für seine übrigen sogenannten Enthüllungen um Nachsicht zu bitten; denn wer aus diesem Buche die Fäden des Mazzinischen Conspirationsnetzes in die Hände zu bekommen denkt, der irrt sich gewaltig. Wie man aber aus dem unbedeutendsten Buche doch immer etwas Nützliches erfahren kann, so ist auch das, was hier über den Zustand der Gymnasien, über Universitäten, Jugenderziehung und Rechtspflege im Königreich Sardinien zur Zeit Karl Alberts (vor 1848) mitgetheilt wird, nicht blos neu, sondern auch interessant, und dient wesentlich zum Verständniß der jetzigen politischen Zustände in jenem Lande.

Zur böhmischen Litteratur.

-r. So eng auch die böhmische Geschichte mit der deutschen verflochten ist, so blieb uns doch die litterarische Bildung der czechischen Slaven im Ganzen unbekannt, und selbst die Reste altböhmischer Poesie, welche Hanka aus dem Böhmischen ins Deutsche übersetzte, fanden nicht die verdiente Beachtung. Erst dem unermüdlichen Streben J. Wenzigs blieb es vorbehalten, den Deutschen die Schätze böhmischer Poesie zugänglich zu machen, denn Wenzig verstand es, die Gedichte seiner Landsleute poetisch zu empfinden und zu reproduciren. Seine früheren trefflichen Arbeiten hat der Verfasser in diesem Jahre durch zwei neue vermehrt, die im Wiedemannschen Verlag zu Leipzig erschienen sind. In den „Studien über Ritter Thomas von Stitné" macht uns der Verfasser mit einem tiefen Denker seines Volkes bekannt, der sich mit den schwierigsten Aufgaben der Philosophie beschäftigte und eine Tiefe der Speculation entwickelte, wie man sie bei einem katholischen Slaven nicht erwartet hätte. Für die allgemeine Litteraturgeschichte sind die „Studien" daher ein sehr werthvoller Beitrag. In den „Kränzen aus dem böhmischen Dichtergarten," d. h. Uebersetzungen aus Kollars und Celakowsky's Gedichten, schüttet der Uebersetzer ein Füllhorn ächter Poesie aus. Da werden alle Töne angeschlagen, welche ein menschliches Herz bewegen und ergreifen: Ernst und Scherz, schalkhafte und tiefernste Herzensergüsse, und dabei prägt sich der nationale Charakter der Böhmen und Russen so entschieden aus, daß man jene Nationen aus ihren Gedichten genau kennen lernt. Es dürfte kaum eine poetische Situation, eine höhere Empfindung geben, die nicht in irgend einem Gedichte ihren Ausdruck fände. Mit feinem Tact und wohlerwogener Auswahl hat der Verfasser die Lieder ausgesucht und meisterhaft übersetzt. Jedem Freund der Poesie empfehlen wir die „Kränze" als erquickende und befriedigende Lectüre, die für unsere Litteratur eine Bereicherung sind.

Wilhem von Oranien.

c. In dem großen Kampfe für die Glaubens- und Gewissensfreiheit gegen den religiösen Fanatismus, der im sechzehnten Jahrhunderte besonders lebhaft entbraunte, und der mehrmals die blutigsten und grausamsten Episoden herbeiführte, nimmt der Kampf der Niederlande gegen Spaniens religiöse Inquisitionsgerichte und politischen Absolutismus eine sehr ehrenvolle Stelle ein, und die Männer, die so muthig auf den Kampfplatz traten, als es galt, ihr Vaterland von unwürdigen Fesseln zu befreien, haben sich nicht nur um die Niederlande, sondern auch um Europa und namentlich um die evangelische Kirche unsterbliche Verdienste erworben. Im Allgemeinen wird das auch ehrend anerkannt; doch wie jede Größe ihre Neider hat, so haben sich auch Männer gefunden, die den edlen Wilhelm von Oranien und die Grafen Egmont und Horn als Intriguanten hinstellen wollten, die unter dem Scheine, als kämpften sie für höhere Interessen, ganz andere Pläne verfolgt hätten. Solche Verleumdungen verdienen im Interesse der Wahrheit eine gründliche Widerlegung und wir freuen uns, hier über eine solche berichten zu können.

In der am 3. November 1856 in Brüssel gehaltenen Sitzung der königlich belgischen Akademie der Wissenschaften las Herr Th. Juste den ersten Theil einer Denkschrift vor: „Recherches sur les projets de partage des Pays-Bas en 1566 et 1571", zu deren Bearbeitung er sich durch die früher vom General Renard in der Akademie gethane Aeußerung veranlaßt sah, daß es sehr wünschenswerth sei, die Behauptungen mancher Schriftsteller genau zu untersuchen, nach denen die Helden des großen revolutionären Dramas in den Niederlanden nur von persönlichen Interessen geleitet sein sollten, was natürlich, wäre es erwiesen, dieselben in einem ganz andern Lichte erscheinen ließ, als man sie bisher betrachtet. Herr Juste hat sich bemüht, die Rolle, welche Wilhelm von Oranien und die beiden Grafen in den Unruhen des sechzehnten Jahrhunderts gespielt haben, deutlich nachzuweisen. Gewissenhaft und unparteilich verschweigt er keine der Beschuldigungen, auch die nicht, daß jene drei Männer sich an Plänen einer Zerstückelung der Niederlande betheiligt hätten. Er bekämpft auch dies zugleich mit Hülfe der besten Vernunftgründe und der stärksten historischen Beweise. Den unbestimmten Verdächtigungen setzt er Documente und Thatsachen entgegen, den Correspondenzen der Zeit und Schriftstücken von einer unbestrittenen Authenticität enthoben. Herr Juste wird den zweiten und letzten Theil seiner Denkschrift in einer folgenden Sitzung der Akademie vorlesen. Bei der lichtvollen Darstellung seiner Beweisführung wird die Veröffentlichung seiner Schrift viel dazu beitragen, jenen Heldenmännern von allen Seiten gerecht zu werden, welche für religiöse Duldsamkeit und Aufrechthaltung der alten Privilegien ihres Vaterlandes Gut und Blut aufopferten.

Zufällig wurde in derselben Sitzung der Akademie noch ein zweiter Vortrag in Bezug auf Wilhelm den Schweigsamen gehalten. Herr Gachard, der Herausgeber der Correspondenz dieses Fürsten, sprach über den von Balthasar Gérard am 10. Juli 1584 vollzogenen Meuchelmord Wilhelms von Oranien, und theilte manche bisher unbekannte Einzelheiten des Ereignisses und Erklärungen über die nähern Umstände mit. Manche Schriftsteller haben sich bemüht, den Prinzen von Parma von dem Vorwurfe, daß er Kenntniß von den Absichten des Mörders gehabt und die Ausführung derselben begünstigt habe, rein zu waschen. Herr Gachard bewies deutlich, daß der Prinz den ihm vom Mörder selbst mitgetheilten Plan vollkommen billigte, ja zu dessen Ausführung mahnte, und im Namen des Königs von Spanien für ihn und seine Erben Belohnungen verhieß. Dadurch in seinem Plane ermuthigt und durch die Ermahnungen zweier Priester, denen er in der Beichte sein Vorhaben mitgetheilt, in seinen fanatischen Gedanken bestärkt, begab sich Balthasar Gérard nach Delft, wo die That statfand. Der Mörder wurde verhaftet, und im Gefängnisse setzte er sein Leben auf, seine „Beichte", worin er die Gründe, die ihn zu Begehung seines Verbrechens bestimmt, und die Schritte, die der Ausführung desselben vorhergegangen, mittheilt. Diese Beichte war bisher nur in mehr oder weniger abgerissenen Auszügen bekannt. Herr Gachard ist so glücklich gewesen, entweder das Manuscript von Balthasar Gérard selbst, oder eine vollständige Abschrift desselben aus jener Zeit aufzufinden. Durch Vergleichung mit authentischen Documenten hat Gachard sich überzeugt, daß die darin enthaltenen Angaben aufrichtig und wahr sind. Balthasar Gérard bewies durch die von ihm während seiner Tortur bezeigte Festigkeit die Größe seines Fanatismus. Während der grausamsten Qualen, welche der Scharfrichter von Delft und der von Utrecht um die Wette ersannen, um ihn zum Geständniß seiner Mitschuldigen zu bringen,

rühmte er sich, eine That vollbracht zu haben, die Gott, dem Könige und der Christenheit angenehm sei. Er machte auch kein Hehl daraus, daß der Prinz von Parma und seine Beichtväter ihn in seiner Absicht bestärkt hätten, und bezeugte nicht die geringste Reue. An den Höfen in Brüssel und in Madrid dachte man ganz in derselben Weise. Der Prinz von Parma rühmte an Philipp II. die That als eine „heroische und der größten Lobsprüche würdige.“ Der Cardinal Granvella, der den ersten mißglückten Mordversuch gegen Wilhelm den Schweigsamen in sehr unanständigen Ausdrücken gepriesen hatte, schrieb: „Man wird in den Verwandten das Märtyrerthum anerkennen müssen, das unser guter Burgunder erduldet hat.“ Das geschah in der That, denn die Familie Gérard erhielt nicht nur einen Theil der in Burgund confiscirten Güter Wilhelms von Oranien, sondern wurde auch in den Adelstand erhoben. In der Schenkungsacte wird dem großmüthigen Entschlusse und dem großen Muthe des Mörders ein hohes Lob gespendet und Philipp II. erklärt darin, diese schöne That des Mannes verdiene durch außerordentliche Lobsprüche gerühmt und sein Andenken geehrt zu werden. Bis jetzt war das Diplom, das der Familie Gérard den Adel verlieh in den verschiedenen Archiven vergebens gesucht worden; Gachard war so glücklich, dasselbe in einer Sammlung von Originalacten in der Bibliothek des Grafen Ribaucourt aufzufinden. — Voltaire erzählt in einer seiner Schriften, als einer der Nachkommen der Familie Gérard bei der Vereinigung der Franche-Comté mit Frankreich dem Intendanten der Provinz das Adelsdiplom seiner Familie vorgelegt, um es einzuregistriren, habe Dieser es mit Füßen getreten. Gachard hat jedoch in den burgundischen Bibliotheken und Archiven nichts aufgefunden, was diese Angabe bestätigt.

Flachs und Hanf in Ungarn.

st. Kein Land der österreichischen Monarchie eignet sich besser zum Hanf- und Flachsbau als Ungarn, und doch liefert dasselbe geringe Mengen beider Artikel. Man hat zu Flachsspinnmaschinen gerathen und solche eingeführt. Das heißt aber die Sache am verkehrten Ende angreifen. Woran es fehlt, das ist eine verständige Methode des Röstens. Wird diese Arbeit gut verrichtet, dann ergiebt sich alles Andere von selbst. In richtiger Würdigung dieser Wahrheit hat die Pester Handels- und Gewerbekammer die Bildung eines Ausschusses beschlossen, der die Einführung einer verbesserten Röstmethode vorbereiten soll. Man empfiehlt das americanische System, welches darin besteht, die Arbeit in geschlossenen, alle störenden Einflüsse der Luft abhaltenden Räumen vorzunehmen und die wechselnde Sonnenwärme durch eine gleichmäßige Heizung zu ersetzen.

Das eiserne Thor.

* Nächst der Versandung der Sulinamündung hat die Donauschiffahrt kein größeres Hinderniß zu beklagen, als das eiserne Thor bei Orsowa. Schon weiter aufwärts, von Alibeg an, ziehen sich sieben Felsbänke in einer Gesammtlänge von 2650 Klaftern hin. Die gefährlichste Stelle bleibt aber das eiserne Thor. Die Felsbank, welche so genannt wird, durchkreuzt das ganze Flußbett und läßt nur einen Canal von 40 Klaftern Breite offen. Dieser Canal ist sehr schwer zu befahren, denn er wendet sich in einem plötzlichen Winkel nach rechts. Im Jahre 1854 benutzte die österreichische Regierung die politische Lage, um Sprengungsarbeiten vornehmen zu können, zu denen die türkische Regierung stets, zuletzt noch im Jahre 1842, ihre Zustimmung versagt hatte. Im Frühling 1856 wurden diese Arbeiten mit einem Male abgebrochen, obgleich Männer von Fach die Ansicht aussprachen, daß man ohne zu große Kosten zum Ziele gelangen werde. Seit Mitte Novembers wird mit den Sprengungen wieder fortgefahren, und zwar, wie wir zu unserer Freude hören, mit dem günstigsten Erfolge. Man ist in dem kurzen Zeitraume von acht Tagen sehr weit gekommen und hofft bei fortdauernd kleinem Wasserstande das Werk mächtig fördern zu können.

Die Nilexpedition.

st. Da die kleine Flotte — zwei Dampfer, sechs größere und zwei kleinere Schiffe — die für den Grafen Escayrac in Kairo ausgerüstet worden ist, ihre Fahrt nach den Nilquellen begonnen hat, so wird es von Interesse sein, die Resultate der früheren Expeditionen kennenzulernen. Die Unternehmungen Mehemed Ali's, die Eroberung von Kordofan (1820) und die Errichtung einer Statthalterschaft in Chartum (1821) schufen die Möglichkeit, den Lauf des obern Nil zu erforschen. Verschiedene Naturforscher, Linant, Ehrenberg, Siedenström, Rüppell und Russegger bereisten nun die Gegend von Chartum; doch kam nur der Letztere am Nil weit aufwärts, bis zum 10°. Bei seiner Anwesenheit in Chartum (1837) ordnete Mehemed Ali selbst eine Expedition an. Da sie von Türken geleitet wurde, die ihre Gewaltthaten gegen die Uferbewohner nicht lassen konnten, so ergab sie kein großes Resultat. Man kam (27. Januar 1840) bis zum 6° 30′ n. Br. Unter Mehemed Ali fanden dann noch zwei Entdeckungsreisen statt, 23. November 1840 — 22. April 1841 und 26. September 1841 — 1. Februar 1842. Bei beiden waren Europäer anwesend, bei der ersten ein Deutscher, Dr. Werne, bei der zweiten mehrere Franzosen, unter ihnen Arnaud. Durch diese beiden Reisen hat man den Lauf und die Ufer des Nils bis zum 4° 42′ (oder 49′) n. Br. kennengelernt. Bis zum 10° wohnen Schillaks. Unter 8° breitet sich der Nil in vielen großen Sümpfen und Seen aus, deren Ausdünstungen die anwohnenden Dinkas zu einem ungesunden Volksstamm machen. Weiterhin findet man auf dem östlichen Ufer die Nuerrs, auf dem westlichen die Kyks. Dann folgen die Berrs, in deren Lande man zu den felsigen Vorthälern jener fabelhaften Mondberge gelangt, welche man Jahrhunderte lang immer an falschen Stellen gesucht hat. Hier zieht sich unter 4° 42′ (oder 49′) eine Barre von Gneiß durch den Nil, bei der beide Expeditionen umkehrten. Später hat ein katholischer Glaubensbote, Dr. Knoblecher, diese gefürchtete Schranke glücklich überschifft (14. Januar 1850). Ein kegelförmiger Berg, der unter 4° 10′ einsam in der Ebene ist, bildet den äußersten Punkt, zu dem Knoblecher vorgedrungen ist. Hier also haben die Entdeckungen des Grafen Escayrac zu beginnen. Der Nil ist an dieser Stelle noch sechshundert Fuß breit und hat eine Tiefe von sechs bis neun Fuß. Ein so mächtiger Strom wird seine Quellen in ziemlicher Ferne haben.

Ein Rechtsurthel in der Havanna.

x. Ueber das Schicksal eines Lotterieloses berichtet ein Brief aus Havanna Folgendes: Ein Creole schickt einem Mädchen, das auf guten Ruf keinen Anspruch zu machen hat, ein Lotterieloos im Werthe von 4½ Piaster, unter der Bedingung, daß dasselbe ihm zurückerstattet werden müsse, sobald er jenen Betrag in baarem Gelde erstatte. Er kam aber erst, nachdem das Loos mit 30,000 harten Thalern herausgekommen war. Die Inhaberin hatte auch von dem Treffer Kunde erhalten und verweigerte die Herausgabe. Nun gelangte die Sache vor den Alcalden und wurde in öffentlicher Sitzung verhandelt. Beide Theile brachten ihre Ansprüche vor, und der Beamte fällte seinen Spruch in folgender Weise: „Hier haben wir es mit einem Gegenstande zu thun, dessen Entscheidung im höchsten Grade schwierig ist. Nach sorgfältiger Ueberlegung halte ich es für zweckmäßig, das Loos nicht herauszugeben, die 30,000 Pesos zu erheben und Jedem von Euch 10,000 einzuhändigen. Ich bin der Dritte und rechne mir 10,000 als meine Gebühren an.“ Damit waren Alle zufrieden. Der Vorfall ereignete sich am 4. August laufenden Jahres.

Liberia.

st. Der Handelsvertrag, den Frankreich unlängst mit der Republik Liberia abgeschlossen hat, lenkt unsere Blicke auf diesen eigenthümlichen Staat. Er datirt von 1820 und ist die Schöpfung einer nordamericanischen Gesellschaft, welche sich den Zweck setzte, auf der Westküste von Africa eine Stadt zu gründen als Mittelpunkt eines künftigen Staates von Schwarzen, die zur freiesten Bildung erhoben und mit dem Vollgenuß der staatlichen und bürgerlichen Rechte beschenkt werden sollten. Von vier Königen (man vergesse den Unterschied nicht, den Forster zwischen wilden und zahmen Königen machte!) kaufte man am Cap Masurado einen Landstrich, der mit acht Musketen, einem Tönnchen Pulver, einer Tonne Rum, zwei Fässern Tabak und einigen Kleinigkeiten bezahlt wurde. Später erweiterte man die Grenzen, und am 24. August 1847 erklärte sich der neue Staat, der bisher eine Art von nordamericanischer Colonie gewesen war, für unabhängig. Er hat sich eine musterhafte Verfassung gegeben, besitzt Behörden aller Art und hat Bürger, die — hinsichtlich des Kirchenbesuchs nichts zu wünschen übrig lassen. In der Nähe betrachtet, verliert Liberia von seinem Nimbus. Die Neger regieren sich nicht selbst, sondern werden von methodistischen Geistlichen beherrscht. Die strengen und harten Formen, die jede Verbindung eines geistlichen und weltlichen Regiments erzeugt, mögen bei Negern wohl angebracht sein, und wir wollen nicht leugnen, daß die Methodisten mit der Zeit dieselben Resultate erzielen können, welche den Einwirkungen der Jesuiten auf südamericanische Indianer gefolgt sind. Die Lobgesänge, die das heutige Liberia umschwirren, möge man uns gütigst erlassen. An zwei sicheren Zeichen ist wahrzunehmen, daß die Republik ihrem Ziele noch sehr fern steht. Das erste Zeichen ist der hartnäckige Widerstand, den die schwarzen Freigelassenen der Vereinigten Staaten einer Uebersiedelung nach Liberia entgegensetzen. Sie wissen, was sie dort erwartet, und ihre Weigerung läßt die Ausführung des ursprünglichen Plans, Nordamerica durch Liberia von seinen Farbigen zu befreien, als unmöglich erscheinen. Das zweite Zeichen ist das fast gänzliche Fehlen eines wirklichen Ackerbaues in Liberia. Fast alle Güter haben blos Gemüsegärten; also arbeiten die Neger nicht mehr, als sie um ihres nothdürftigen Unterhalts willen müssen. Ein Binnenhandel existirt natürlich nicht. Nehmen wir nun die amtlichen Zahlen als richtig an, glauben wir den methodistischen Staatslenkern, daß ihre Unterthanen 300,000 Köpfe zählen und daß 1849—1853 für 800,000 Thaler Waaren ausgeführt worden sind, so gelangen wir zu dem Ergebniß, daß jeder Neger in jedem Jahre für einen Gulden mehr erzeugt, als er verbraucht hat. Bei einem solchen Minimum von Arbeit können wir an eine schöne Zukunft Liberia's nicht glauben.

Das californische Gold.

x. Das neueste Heft der von Karl Neumann herausgegebene Zeitschrift für allgemeine Erdkunde enthält unter andern einen Aufsatz von Karl Andree über Californien, in welchem wir Nachweisungen über die Goldausbeute in jenem Lande finden. Dieselbe hat von Anfang des Jahres 1848 bis Ende Juli 1856 mehr als 400 Millionen Dollars, also im Durchschnitt jährlich 50 Millionen betragen. Im Jahre 1853 betrug sie 56⅓ Millionen, und für 1856 veranschlagt Andree die Ausbeute auf etwa 60 Millionen. Alles deute nämlich darauf hin, daß dieselbe sich nicht etwa wesentlich vermindere, sondern daß sie sich steigern werde. In den ersten Jahren, sagt er, kannte man nur Raubbau und alles war lediglich dem Zufall anheim gegeben; aber schon seit längerer Zeit verfährt man in vielen Gegenden bergmännisch und arbeitet mit beträchtlichen Capitalien; die Zahl der Quarzminencompagnien wächst immer mehr an. Sie ist schon jetzt auf mehr als 400 gestiegen; sie arbeiten zumeist mit guten Maschinen, und auch das Goldwaschen wird in manchen Gegenden von Gesellschaften betrieben, welche Dämme bauen und rationell zu Werke gehen. So kommt es, daß in manchen Placeres die man früher als unergiebig aufgab, nun das Gold pfundweise gefunden wird. Die californischen Zeitungen melden allwöchentlich von neuen Fundstätten. Der Zufluß des californischen und australischen Goldes ist für Europa eine Nothwendigkeit geworden, seitdem das Silber so reißend schnell nach dem asiatischen Orient, insbesondere nach China und Indien abzieht. Man kann sich nicht mehr verhehlen, daß in nicht gar langer Zeit dasselbe aufhören wird, ein Hauptwerthmesser zu sein, und wir künftig einen Goldstandard haben werden.

Krieg gegen die Tauben.

st. In den landwirthschaftlichen Kreisen hört man oft die Ausrottung der Tauben fordern, nämlich der Feldtauben, die der Besitzer gewöhnt, ihre Nahrung besonders draußen auf dem Felde zu suchen. Diese Forderung beruht auf der grundfalschen und schädlichen Ansicht, daß man alle Thiere, die jemals irgendwie einen Nachtheil bringen könnten, wo möglich sofort ausrotten müsse, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie anderwärtig zwanzigfach mehr nützen. Diese Ansicht wird auch von einem Theil der rheinischen Presse aufgestellt, von einem andern, besser unterrichteten bekämpft. Es ist richtig, daß die Tauben während der Säezeit manches Korn aufpicken. Diesen Schaden vergüten sie hundertfältig durch die Vernichtung unzähliger Sämereien der lästigsten Unkräuter, mit der sie das ganze Jahr hindurch, solange kein Schnee liegt, beschäftigt sind. Unter diesen Sämereien sind viele, welche kein anderes Thier berührt. Die belgischen Landleute, die das wissen, bauen den Tauben mitten im Felde Thürme. Da die Richtung der Zeit so stark auf praktische Dinge geht, und die Naturwissenschaft nachgerade an die Thüre der niedrigsten Hütte pocht, sollten die Herren Oekonomen und Landwirthe das lehrreiche Capitel, das von dem Nutzen der Vögel für die Landwirthschaft handelt, allen Ernstes zu studiren anfangen. Es ist dies einer der Punkte, wo das Nützliche mit dem Schönen zusammenfällt. Alle die Vögelarten, die der Unverstand verfolgt, selbst die Sperlinge nicht ausgenommen, sind die besten und fleißigsten Gehülfen des Gärtners und des Landwirths.

Die Gitterpflanze.

H. Der Missionär Ellis hat in der neuesten Zeit eine der merkwürdigsten Wasserpflanzen, die auf der Insel Madagaskar einheimisch ist, in mehreren lebenden Exemplaren nach England gebracht und dieselbe einigen Kunstgärtnern in Chelsea zur Pflege übergeben. Diese Pflanze verdient mit Recht den Namen Gitterpflanze (Ouviranda fenestralis, Gärtnr.), da ihre Blätter nur aus Rippen und Queradern bestehen und deshalb wie ein seltsames Netz oder Gitterwerk erscheinen. Man muß aber das Gewächs in seiner natürlichen Lage im Wasser sehen, dessen leichteste Bewegung, die spitzengrundartigen Blätter in die zierlichsten wellenförmigen Bewegungen setzt. Die Pflanzen in dem Treibhause zu Chelsea stehen in großen gläsernen Wannen, die in Folge der Durchsichtigkeit ihrer Wandungen die genauste Beobachtung gestatten. Sie gedeihen dort so vortrefflich, daß sie wohl bald ähnlich wie die Victoria regia in allen Ländern als Merkwürdigkeit zur Schau gebracht werden. Das Wasser muß eine Temperatur von 19 Grad Reaumur (24 Grad Celsius) haben. Kälteres Wasser stört das Leben dieser Pflanze.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 4. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [24. Januar.

Inhalt.

Die blauen Tiefen.

III.

Schwer, zum Theil unmöglich war es, die blauen Tiefen des Oceans zu messen, und doch hat es der kühne Mensch sogar gewagt, die blauen Tiefen des gestirnten Himmels zu berechnen und die ungeheuren Entfernungen der Gestirne in Zahlen auszudrücken, bei denen freilich Rechenfehler von Millionen Meilen manchmal ohne Bedeutung sind. Jahrtausende haben forschende Menschen Berechnungen als Senkblei in die Himmelstiefen geworfen, aber erst seit einigen Jahrhunderten entdeckt, daß die Erde um die Sonne geht. Weil die Schöpfungsgeschichte des Moses erzählt, daß Sonne, Mond und Sterne nur der Erleuchtung der Erde wegen geschaffen wurden, so galt es als Glaubenssatz, daß die Erde feststehe und die Sonne sich um dieselbe drehe. Wer anders lehrte, wurde als Ketzer verbrannt oder eingekerkert. Es gehörte großer Muth dazu, das Leben zu wagen und das Gegentheil zu behaupten. Copernicus ließ daher seine Entdeckung vom wahren Verhältniß der Himmelskörper erst am Ende seines Lebens drucken, und Kepler erduldete Zeitlebens grausame Verfolgungen, weil er Copernicus Lehre als die allein richtige vertheidigte und erweiterte. Noth, Elend und Blut bezeichnen die Pfade zur Erforschung der Wahrheit. Erst jetzt wissen wir, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung, sondern ein Tropfen im Weltenmeer ist, daß das Sonnensystem ein Theilchen der Milchstraße ist, die hoch über uns zu schweben scheint, daß es Tausende solcher Milchstraßen giebt ꝛc.

In der Astronomie hat der menschliche Geist seine schönsten Triumphe gefeiert; Rechenmethoden, scharfsinnig ersonnene Instrumente erschlossen ihm die Unendlichkeit und machten den Lichtstrahl zur Logleine, mit welcher er den Sternenocean mißt. Die Schwierigkeiten der Messungen stiegen ins Ungeheure, denn da die Erde sich am Himmel bewegt, da alle Sterne in ungeheuren Bahnen kreisen, so gab es für den Beobachter keinen festen Standort, von wo aus er seine Berechnungen mit Sicherheit beginnen konnte. In vielen Fällen mußte er von Voraussetzungen ausgehen, um durch Beobachtungen zu versuchen, ob sich gewisse Erscheinungen nach den angenommenen Voraussetzungen erklären ließen.

Mit welchem Maßstabe sollte man die Himmelsräume messen? Lichtstrahlen und Winkel waren die einzigen Mittel, welche dem Astronomen zu Gebote standen. Aber was für ein verwegener Gedanke, die Schnelligkeit des Lichtstrahles zu messen und mit ihm wie mit einer Meßruthe die blauen Tiefen des Sternenoceans zu peilen! Eine unscheinbare Beobachtung setzte die scharfsinnigen Astronomen in den Stand, die Schnelligkeit des Lichtes zu berechnen. Um den Jupiterplaneten kreisen vier Monde so nahe, daß sie fast in jeder Nacht plötzlich in dem Schatten verschwinden, welchen der Planet hinter sich wirft. Nach dem Erscheinen und Verschwinden dieser Monde berechnet man nicht nur die Zeit der Umdrehung des Jupiter, nach ihnen berechnen nicht nur die Seecapitäne die geographische Länge, in der sie sich befinden; sondern durch das regelmäßige Zuspätkommen der Monde, wenn ihnen die Erde in einer gewissen seitlichen Richtung gegenüber stand, kam man auf die Entdeckung, daß an dem späteren Sichtbarwerden der Monde der längere Weg der Lichtstrahlen Schuld sei. Daraus ergab sich, daß der Lichtstrahl in einer Secunde 41,900 Meilen zurücklegt. Vom Monde aus braucht der Strahl also etwas über eine Secunde, von der Sonne über 8 Minuten, vom Neptun 4—5 Stunden. Um große Zahlenreihen zu vermeiden, berechnete man große Räume nach der Zeit, welche der Lichtstrahl braucht, um sie zu durchlaufen, und spricht daher besonders von Lichtjahren, d. h. von einer Entfernung, welche der behende Lichtstrahl erst in einem Jahre durchfliegt, indem er Billionen von Meilen zurücklegt.

Der Sternenhimmel mit seinen Fixsternen, d. h. Sonnen, hat bisher nur im Allgemeinen können abgeschätzt werden, so daß mitunter Billionen Meilen als kleine Rechenfehler gelten. Um die Entfernung abzuschätzen, hat man Größe und Lichtstärke der Sterne zum Maßstabe gemacht, aber dies sind sehr unsichere Hülfsmittel. Einestheils sind die meisten Fixsterne so klein, daß sie dem stärksten

Fernrohr nur als Lichtpunkt erscheinen, anderntheils erhält das Licht mancherlei Veränderungen durch allgemeine Einflüsse, daß selbst die feinsten lichtmessenden Instrumente und die scharfsinnigsten Beobachtungsmethoden unzureichend blieben. Wie der Feldmesser Entfernungen berechnet, ohne sie auszuschreiten, wenn er nur eine Seite und ihren Winkel kennt, so daß er sich den Gesichtswinkel des zu berechnenden Gegenstandes in verjüngtem Maßstabe auf Papier trägt: so mißt auch der Astronom den Himmel nach den Gesichtswinkeln, unter welchem er einen Stern in der Nähe eines andern oder von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet. Wenn zwei Astronomen in weiter Entfernung aber auf demselben Meridian den Mond oder einen Planeten zu derselben Minute beobachten, so können sie aus der Entfernung zwischen den Beobachtungsorten und dem Gesichtswinkel, unter dem ihnen der Stern erschien, dessen Entfernung berechnen. Je näher der Stern ist, desto größer wird der Winkel und umgekehrt. Dieser Winkel, den zwei nach demselben Gegenstande gehende Gesichtslinien bilden, heißt die Parallaxe. Um diese Winkel genau zu messen, befinden sich an den astronomischen Instrumenten genaue Vorrichtungen, nach denen man die feinsten Winkelneigungen bemerken kann. Die Fixsterne sind so klein, daß man keinen Unterschied der Gesichtswinkel bemerken konnte. Daher beobachtet man sie jährlich zweimal, wenn man gerade 41½ Millionen Meilen von ihnen entfernt ist, und den scharfen Instrumenten einiger Astronomen ist es gelungen, bei einigen Fixsternen eine Parallaxe zu finden, woraus man ihre Entfernung und Größe nach gewissen mathematischen Formeln berechnet. Da fand sich denn, daß der eine Fixstern 9¼ Lichtjahre oder 12 Billionen Meilen von uns entfernt ist, ein anderer 3½ Lichtjahr, noch ein anderer gar 43 Lichtjahre, ja die Alcyone gar 498½ Lichtjahre. Da dieser Stern der Mittelpunkt eines großen Bewegungssystems sein soll, zu welchem auch unser Sonnensystem gehört, so nimmt man an, daß der kleine Stern Alcyone 91½ Millionen mal größer sein müsse als unsere Sonne, aus der man doch 1,300,000 Erden machen könnte.

Mit der Meßruthe des Lichtstrahls berechnete man jene Sterneninsel, die man Milchstraße nennt, und die aus etwa 20 Millionen Sonnensystemen besteht, welche in concentrischen Ringen sich als unterscheidbare Schichten um die obengenannte Centralsonne beim Sterne Alcyone gruppiren, indem sternarme mit sternreichen Ringen wechseln. Die Winkelgrade der Entfernung naher und ferner Ringe der Milchstraße gaben das ungefähre Verhältniß der Entfernung, welche ins Ungeheure sich ausdehnt. Denn wenn ein Lichtstrahl quer durch die eirunde Sterneninsel der Milchstraße fliegen sollte, so würde er 6760 Jahre Zeit gebrauchen. Unser Sonnensystem steht der Mitte ziemlich nahe, denn von dem einen Ende der Milchstraße ist es 2934, vom andern 3836 Lichtjahre entfernt. — Ein Lichtstrahl ist also die Logleine, die man in die blauen Tiefen des Aethers warf, Sonne und Mond sind die Chronometer, Winkel- und Kreisberechnungen und der Erdhalbmesser die Hülfsmittel, mit denen man die kühnsten Berechnungen ausführt, die je ein Mensch erdenken kann. Freilich gehörten Jahrtausende ernster Studien dazu, ehe die zweckmäßigsten Methoden der Berechnungen gefunden wurden.

Um aber die Winkel richtig zu messen, da es hierbei oft auf die kleinsten Unterschiede ankommt, bedurfte man besonderer Vorrichtungen und Instrumente. Winkel- und Kreismesser wurden mit der größten Genauigkeit angefertigt und mit Fernröhren verbunden. Winkelmesser und Fernröhre müssen eine unveränderliche Richtung haben, weil ja davon die Richtigkeit des Sehwinkels abhängt. Daher baut man die Sternwarten so, daß sie eine unerschütterliche Grundlage haben, und versieht sie mit einer genau gehenden Uhr, nach welcher viele Berechnungen gemacht werden, mit Sehwerkzeugen und sorgfältigen Apparaten zu Winkelmessungen. Vor allem stellt man einen genau eingetheilten Meridiankreis auf, welcher im verkleinerten Maßstabe jenem Kreise entspricht, den man sich um die Himmelskugel dergestalt gezogen denkt, daß er vom Nordpol aus senkrecht durch den Aequator nach dem Südpol geht. Alle Orte der Erde, die unter demselben Meridian liegen, haben zu einer und derselben Zeit Mittag und alle Gestirne, die an ihn herantreten, wenn man über ihn hinaus nach dem Himmel schaut, haben dann ihre höchste Höhe erreicht. An diesem Meridianbogen der Sternwarte bringt man ein Fernrohr an, welches sich in der Richtung des Kreises nur auf- und abbewegen läßt, sodaß die Gestirne zu einer bestimmten Zeit, welche der Astronom vorher herausgerechnet hat, durch das Gesichtsfeld seines Rohres ziehen. Daher heißt ein solches Sehwerkzeug auch Mittagsrohr oder Passageinstrument. Aufgabe des Astronomen ist es, sich genau Zeit und Ort zu merken, wann ein erwarteter Stern in dem Gesichtsfelde seines Rohrs erscheint, weil er danach Bewegung, Entfernung und Bahn des gesehenen Gestirns berechnet. Ein Mittagsrohr pflegt nicht mehr als 200fach zu vergrößern; denn es dient weniger zur Erforschung der Beschaffenheit der Gestirne, als zur Berechnung von deren Bewegung, die man aus der veränderten Stellung der Gestirne zu einander und aus den dadurch entstandenen Winkeln des Abstandes abzuleiten weiß.

Andere Fernröhre dienen zu genauerer Erforschung der Oberfläche der Sterne, sind daher beweglicher, um die Gestirne aufzusuchen und in ihrem Laufe zu verfolgen. Da sie aber mitunter beträchtliche Länge und Umfang haben, so ruhen sie auf künstlichen Gerüsten, indem sie selbst durch einen Mechanismus vom Beobachter um ihre Axe bewegt werden. Ein Uhrwerk pflegt diese Umdrehung zu regeln, welche genau der Umdrehung der Erde entspricht. Außerdem hat ein solches Riesenteleskop noch soviel Vorrichtungen und Apparate, daß es selbst ein Kunstwerk menschlichen Scharfsinns ist; denn man hat allen Fehlern, die bei der Beobachtung unvermeidlich sind, von vornherein sogleich eine Verbesserung beigegeben, indem man z. B. durch Linsen von verschiedenem Glas die einfallenden Lichtstrahlen farbenfrei macht.

Um die im Fernrohr erscheinenden Gestirne bis auf's feinste zu messen, bringt man Mikrometer an, die oft aus einem Netz vom Gewebe der Spinne bestehen, indem man diese feinen Fäden parallel zwischen Messingplatten ausspannt und sie durch eine Schraube beliebig bewegt, welche so gearbeitet ist, daß sie zugleich die feinsten Raumunterschiede anzeigt. Auf diese Weise mißt man Unterschiede von der Kleinheit des Fadens eines Spinngewebes.

So staunenswerth auch die Ergebnisse astronomischer Studien sind, so beruhen sie im Grunde doch auf den einfachsten Mitteln, auf Winkelmessungen und Berechnungen der Lichtstrahlen durch optische Gläser. Aber man hat noch ein einfaches Instrument benutzt, um nicht nur die Gestalt und Schwere der Erde, sondern auch die Schwere der Planeten zu berechnen, woraus man deren

Dichtigkeit, Anziehungskraft, Lauf und Geschwindigkeit des Falles auf denselben folgern kann.

Dieses einfache Instrument ist das Pendel, dessen genaue Beobachtung überraschende Resultate geliefert hat. Als ein italienischer Physiker die Ampel in der Kirche sich schwingen sah, fiel ihm die Frage ein: weshalb schlägt die Ampel in regelmäßigen Schwingungen hin und her? Er antwortete sich, daß hieran nur die Anziehung der Erde Schuld sein könne. Ein Engländer verfolgte diesen Gedanken und entdeckte die mathematischen Gesetze der Schwere, der zufolge Pendel aus jedem beliebigen Stoffe bei gleicher Länge sich in gleicher Zeitdauer schwingen, und daß die Anziehungskraft in einem ganz bestimmten Zahlenverhältniß des Falles sich ausdrücken lasse. Unterm Pol geht das Pendel schneller als unterm Aequator, weil der Pol abgeplattet ist und der Mittelpunkt der Erde mehr Anziehungskraft hat. Weitere Versuche zeigten, daß große Bergmassen Anziehungskraft auf das Pendel zeigten, der Mond also z. B. mehr angezogen wird, wenn er großen Ländermassen der Erde gegenüber steht. Da das Pendel endlich bei seinen Schwingungen dieselbe Richtung behält, während sich die Lage seiner Umgebung ändert, so beweist es die Umdrehung der Erde um ihre eigene Axe.

Weiß man die Entfernung eines Sterns, so berechnet man den Halbmesser desselben nach dem Winkel, unter welchem er gesehen wird, indem man diesen Winkel durch die gegebene Entfernung ꝛc. multiplicirt. Hat man den Halbmesser, so kann man den Umfang der Kugel leicht finden, woraus sich wieder die Dichtigkeit der Masse und ihre Anziehungskraft ergeben, welche das bewegende Princip des Planetenlaufs ist. Nach Tausenden von Beobachtungen der Pendelschwingungen ergab sich, daß die Erde eine mehr als fünffache Dichtigkeit des Wassers hat, und da die Erdoberfläche diese ans Metallische grenzende Dichtigkeit nicht hat, so muß sie sich nach innen zu verdichten und einen granitnen oder metallischen Kern haben. Berechnet man nach denselben Gesetzen des Umfangs und der Anziehungskraft die Sonne, so hat sie nur ein Viertel der Dichtigkeit der Erde, ist also etwa wie Kork; der Mond hat die Dichte des Apfelholzes, der Jupiter die der Salpetersäure, noch leichter sind Neptun und Uranus, wogegen der Merkur die Dichte des Diamantes und der Mars die des Tannenholzes hat. Aus der Schwere folgt endlich die Fallgeschwindigkeit, sodaß wir auf dem Monde 15 Fuß tief springen können, wenn wir auf der Erde 3 Fuß springen, wogegen die Sonne mehr als 28mal stärker anzieht, sodaß wir auf ihr keinen Fuß würden heben können. Fielen wir auf der Sonne, so stürzten wir in einer Secunde 450 Fuß tief, wogegen wir auf der Erde nur 15 Fuß, auf dem Monde nur 3 Fuß fallen.

Auf diese Weise sind die Weltgesetze der Schwere ꝛc., die man durch einfache Instrumente auf der Erde entdeckte, hinreichend, um uns über die Planeten und die Sonne einigen Aufschluß zu geben.

F. K—r.

Ein Stiergefecht in Madrid.*

Als noch die Sehnsucht nach romantischer Abwechselung der prosaischen Einförmigkeit unseres Lebens in die Ferne trieb, galt eigentlich Niemand als ein Mensch von vollendeter Bildung, der nicht von den Räubern in den Abruzzen wenigstens beinahe ausgeplündert worden, oder ein Stiergefecht in Castilien oder Andalusien gesehen hatte. Das waren die beiden obligaten Reiseerlebnisse, nach denen jede im Vorgenuß zu erwartender Abenteuer schwelgende Seele dürstete. Seitdem die Zeit und ihre Tendenzen prosaischer geworden sind, hat auch die Reiselust eine andere Richtung genommen, und es zieht den wißbegierigen Jüngling wohl noch in die Ferne, aber weit seltener als früher nach den nur zuviel betretenen Gestaden Hesperiens oder Hispaniens. Um so frischer ist der Genuß den der Leser hat, wenn er anstatt auf sausenden Dampfwagen und Eisenschienen wieder einmal mit dem klingenden Maulthier und dem singenden und schreienden Arriero auf staubiger Landstraße einherziehen kann, genau noch so wie es zu Zeiten des edlen Ritters aus der Mancha geschah. Diesen Genuß verschafft uns das Buch eines jungen deutschen Edelmanns: „Reise nach Spanien" von Alfred Freiherrn von Wolzogen, das harmlos und lebendig die Eindrücke des Verfassers auf einer Sommerreise in Spanien schildert. Da Stiergefechte, trotz ihrer neuerlichen Auffrischung im südlichen Frankreich durch kaiserliche Huld, in den Zeitungen fast in Vergessenheit gerathen sind, so entnehmen wir dem hübsch geschriebenen Buche als empfehlende Probe die vortreffliche Beschreibung einer solchen Festlichkeit. —

„Halb Madrid wogte zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags mit uns zur Plaza de Toros, links am Eingange des Prado vor der Puerta de Alcala und unweit Buen retiro, wo in dem mächtigen Amphitheater, welches 1100 Fuß im Umfang mißt und 12,000 Menschen faßt, vom April bis November alle Montage die Stiergefechte stattfinden: so sehr hängt das Volk noch heute an diesem grausam schönen Schauspiel! Wir hatten in unserm Hotel sehr gute Plätze zu 18 Realen = 4½ Francs das Stück erhalten. Die rosafarbenen Billets waren bedruckt mit der Inschrift: „Sociedad Tauromaca. Billete personal de caballero. Accion Nr. 42." Jeder Caballero erhält zugleich mit seinem Billet noch zwei „de señora" mit in den Kauf, so daß man stets zwei Damen frei mit zum Schauspiel führen kann, von welcher Liberalität wir indessen aus Mangel an Bekanntschaft leider keinen Gebrauch zu machen vermochten. Die oben offene, mit Sand bestreute Arena bildet einen eirunden Kreis, der von einer doppelten, 6 Fuß hohen Barriere (las tablas) umschlossen ist; in den etwa 5 Fuß breiten Raum zwischen diesen Barrieren (el callejón) flüchten sich die von dem Stiere verfolgten Toreadores. Zwei Pforten öffnen sich nach dem Kampfraum zu: die, wodurch der Stier aus seinem dunkeln Cachot (chiquero) eingelassen wird, und die, aus welcher die Kämpfer eintreten. Etwa 15 Reihen Bänke thürmen sich hinter der zweiten Barriere als Sitze für das Publicum auf. In der Mitte befindet sich die mit Wappen und Sammetvorhängen geschmückte königliche Loge, daneben die gleichfalls reich tapezirten palcos der Granden, der obersten Behörden und der Haute Finance. Unmittelbar unter der königlichen Loge, dem Stalle gegenüber, aus dem

der Stier hervorkommt, sitzen auf einer mit rothem Tuch ausgeschlagenen und bis an die erste Barriere vorspringende Tribune der Gobernador civil, der Ayuntamiento, d. i. die Municipalität von Madrid, und die Kampfrichter. Von hier aus werden die Signale ertheilt, welche des Kampfspiels Anfang und Fortgang nach regelmäßigen Gesetzen und Bräuchen bestimmen. Je tiefer unten die Sitze sich befinden, desto billiger ist ihr Preis; überdies kostet die ganze Sonnenseite des Circus weniger als die Schattenseite, auf der man von der doch immer nicht ganz unkräftigen spanischen Sonne zum wenigsten nicht geblendet wird. Logen oder palcos werden nur im Ganzen vermiethet, und kosten 8—16 preußische Thaler. In jeder befinden sich 8—12 Sitze. Für den schlechtesten Sonnenplatz muß man noch 12 Sgr. zahlen; der Eintrittspreis stellt sich demnach ziemlich hoch. Unsere Umgebung auf der vorletzten Bank von oben, und zwar auf der Schattenseite, bestand meist nur aus Fremden; denn die Wirthshäuser Madrids halten hier ein für alle Mal die für ihre Gäste reservirten Plätze. Nach spanischer Etiquette erscheinen die Damen zur Tauromachie sämmtlich im schwarzseidenen Nationalcostüm mit Fächer und Mantilla. Auch der König war heute anwesend, umgeben von einer zahlreichen Suite von Officieren und Hofleuten. Nicht weit von uns hatte sich auf einer besonderen Tribune die Janitschaarenmusik des ersten Garderegiments placirt. Um halb vier Uhr trat der Gobernador in seine Loge, und eine Trompetenfanfare gab auf seinen Wink das Zeichen zur Eröffnung des Kampfspiels. Sofort begann die Musik einen feurigen Triumphmarsch aufzuspielen, bei dem das Paukenfell ebenso wenig geschont wurde, als das türkische Blech. Da öffnete sich auf der entgegengesetzten Seite des Circus ein Doppelthor, und herein stolzirte in langsamem Schritt der feierliche Zug der Cuadrilla oder der Stierkämpfergesellschaft. Voran ritten auf schönen, edeln Rossen etwa 24 prächtigaussehende Guardias civiles oder Gendarmen, denen zwei gleichfalls trefflich berittene Alguacils im altspanischen, enganliegenden Costüm von schwarzer Seide mit steifer weißer Halskrause und einem schwarzen Federbarett, ein nacktes Schwert in der Rechten, folgten. Nun kamen die Kämpfer, vom Beifallsrufe des Volkes begrüßt: vorweg sechs Picadores oder Lanzenreiter, welche den Stier zum Beginn des Kampfspiels mit einem kurzen, an der Spitze einer langen Holzstange angebrachten Stachel leicht zu verwunden, und so dessen weiteren Angriff auf Roß und Mann abzuwehren die Aufgabe haben; ihnen folgte der Matador oder (nach jetzt fast allgemein üblichem Ausdruck) der Espada, die Hauptperson der Cuadrilla, der den Stier zu erlegen hat, begleitet von zwei anderen seines Ranges, welche in der Führung des Todesstoßes mit ihm abwechseln; dann 8—10 Banderilleros, welche den Stier mit ihren langen, buntfarbig-seidenen Shawls (capas) zu necken und später mit Pfeilen zu bespicken haben; demnächst 12—15 Chulos oder Chulillos (eigentlich Spaßmacher), denen, wie den Banderilleros, das Neckspiel mit dem Shawl obliegt, die jedoch außerdem, als untergeordnetere Lidiadores oder Kämpfer, die Hauptacteurs während des Kampfes zu bedienen, ihnen Lanzen, Pfeile u. s. f. zuzutragen haben; und endlich zwei abenteuerlich ausgeputzte und betroddelte Mauleseldreigespanne mit reichen Scharlachsammetdecken und den flatternden Nationalfahnen auf dem Rücken, welche dazu dienen, die Kampfesopfer nach bendigtem Drama in Carriere hinauszuschleifen. Zahlreiche Knechte mit langen Peitschen im gewöhnlichen südspanischen Nationalcostüm umschwärmten die Leichenschleifer, und hinter ihnen her heulte zum Schluß des ganzen Zugs eine von Knechten an Stricken geführte Meute von kleinen, dickköpfigen Bulldogs, welche, im Fall der Stier gegen das Ende des Kampfes ermatten sollte, und deshalb nicht für würdig befunden würde, von der Hand des Espada zu sterben, paarweise auf ihn losgelassen werden, um ihn vollends zu Tode zu beißen. Heute hatte indessen die Meute keine weitere Bestimmung, als den Scandal des Eingangsfestzugs zu vermehren, denn erst im Jahre 1853 war sie, nachdem sie 1851 von den Stieren auf das furchtbarste zerfleischt worden, — nur ein Hund kam lebendig davon — wieder soweit reorganisirt und angelernt, daß sie zum Kampfe gebraucht werden konnte. —

Sehen wir uns, bevor wir die Beschreibung des eigentlichen Kampfes beginnen, die Costüms der Cuadrilla etwas genauer an. Der Espada trägt eine hellfarbig seidene, mit Goldstickerei übersäete rundgeschnittene Jacke und darunter eine mit vielen Goldknöpfen besetzte enganschließende Weste. Um den Leib windet sich die breite spanische Binde von rother oder blauer Seide. Von demselben Stoff und gleichfalls reich mit Gold gestickt sind die engen, bis an die Kniee reichenden Beinkleider, an welche sich die weißen seidenen Strümpfe anschließen. Der Fuß ruht in einem eleganten, mit Bandschleifen und Gold- und Silberschnallen geschmückten Schuh. Das Haar ist dem Kämpfer aus der Stirn gekämmt, und auf dem Hinterkopf in einem dicken wulstartigen Knoten zusammengeflochten, so daß man eine Frauenzimmerfrisur vor sich zu sehen glaubt. Seit Simsons und Delila's Zeiten galt ja das lange Haupthaar stets als ein Sinnbild der Kraft: deshalb haben die spanischen Stierkämpfer diese Mode beibehalten; sie sahen sich jedoch, um durch das Flattern der losen Locken beim Kampfe nicht gehindert zu werden, genöthigt, es hinten aufzubinden. Auf dem Haupte trägt der Espada das bekannte spanische Sammetbarett, mit Schleifen verziert, jedoch nur in einer Miniaturausgabe, da der Haarwulst am Hinterkopfe blos ein kleines Hütchen zuläßt. Die Banderilleros und Chulillos haben dieselbe Tracht, doch sind sie minder reich und in grellere Farben gekleidet. Ueberdies hangen ihnen die großen grün-hellblau-rosa- oder gelbseidenen Shawls, womit sie den Stier zu necken haben, hinten über die rechte Schulter und vorn über den linken Arm herab. Die Picadores stecken in einer Art von deutschem Studentenpaukwichs, d. h. in wohlgefütterten ledernen Beinkleidern und einem gelben Koller von gleichem Stoffe. Darüber tragen sie eine ganz kurze, rothe oder blaue Sammetjacke mit reicher Silber- und Goldstickerei, vielen Metallknöpfen und Schnurwülsten auf den Schultern. Der Hemdkragen ist weit übergeschlagen, ein rothseidenes Halstuch flattert darunter hervor. Die seidene Leibbinde fehlt auch ihrem Anzuge nicht. Ein weißer Filzhut mit sehr breiter Krämpe ruht, quastenverziert, auf dem von einem Netz à la bandito umspannten Haupthaar, in welches lange, nach hinten herabhängende schwarze Roßhaarzöpfe geflochten sind. Die einzige Waffe der Picadores bildet, nächst einem sechs Zoll langen furchtbaren Sporenpaar, das aber nur für den Gaul, und nicht gegen den Stier bestimmt ist, die schon oben beschriebene, zerbrechliche Holzstange mit dem kurzen Eisenstachel an der Spitze. Da die von ihnen gerittenen Pferde fast ohne Ausnahme ein Opfer

der Stierwuth werden, und gerade hierin das Hauptamusement für das Publicum liegt, so wählt man blos höchst erbärmliche Klepper — à 5—6 duros das Stück — zu der Schlächterscene, in der die Picadores die Eingangsrolle spielen. Wie sich aber Menschen dazu finden, welche auf solch miserablen Rosinanten einem so fürchterlich gefahrvollen Kampfe Woche für Woche sich preisgeben, ist mir durchaus unbegreiflich, obschon die Picadores recht ansehnliche Bezahlung erhalten, nämlich 1000 Realen, circa 66 Thaler, für die Vorstellung. Erst kurz vorher war einer der beliebtesten Lanzenreiter im Amphitheater zu Cadiz von einem Stier getödtet worden, und ohne Quetschungen sowie andere leichtere Verwundungen kommen die durch ihren steifen Lederanzug doppelt unbehülflich gemachten armen Kerle fast nie davon. Weder das klapperdürre Rößlein, noch die dünne Lanze geben ihnen einen hinreichenden Stützpunkt gegen den oft so kräftigen Angriff des wüthenden und herculisch-starken Thieres, das überdies im ersten Acte des Drama's noch seine vollen Kräfte beisammen hat; wären die Unglücklichen nicht stets von einer Menge dienstfertiger und unendlich behender, toll-dreister Chulillos umschwärmt, so würde ihr Leben sowie das ihrer Pferde fast allemal geliefert sein. Sie sind die Sündenböcke der ganzen Komödie; ohne viel ausrichten, Muth, Gewandtheit und Kraft in irgend glänzender Weise documentiren zu können, tragen sie ihre Haut nur um deswillen zu Markte, damit das blutdürstige Volk das Vergnügen habe, möglichst viel Pferde vom Stier zerfleischt zu sehen, und können Gott und der heiligen Jungfrau danken, wenn sie nicht sofort aus der Arena in die Krankenstube spazieren, wo der Chirurg mit ausgepackten Instrumenten und Pflastern der Verwundeten harrt, — und zwar unmittelbar neben der Capelle, in der die Toreadores vor dem Beginn des Kampfes einem stets gegenwärtigen Priester ihr vielleicht letztes Gebet vormurmeln, und auf Verlangen mit den Sterbesacramenten versehen werden.

Das Mitleid für die Picadores hat mich von meinem eigentlichen Gegenstande abgebracht, und ich habe noch Einiges nachzutragen, was zur Beschreibung ihres Costüms gehört. Um ihnen einen festen Sitz zu geben, reiten sie auf einem Sattel, der hinten und vorn mindesten sechs Zoll hohe Holzbauschen oder Lehnen hat, und möglichst weich gepolstert ist. Diese Lehnen können jedoch dem Reiter beim Sturz mit dem Pferde höchst gefährlich werden, denn wenn sich, was so oft geschieht, das Roß mit ihnen überschlägt und auf sie zurückfällt, so schweben sie in nicht geringer Gefahr, von diesen so weit hervorragenden Sattelbauschen erst recht zermalmt zu werden. Statt in Steigbügeln, ruht ihr Fuß in enorm großen, eisenbeschlagenen Holzschuhen, aus denen nur die Stachelräder der Sporen hervorstarren, vorausgesetzt, daß dieselben nicht, was am häufigsten der Fall ist, im Bauche des Gauls unheimlich arbeiten, der überdies durch eine entsetzliche Kandare im Maule unablässig gerissen und gepeinigt wird, damit er nur ja so lange als irgend möglich aushalte.

Dreimal bewegte sich dieser bunte Kampfzug an der Loge des Gobernador vorbei; endlich hielt er dicht vor ihm still, und Einer der beiden ritterlichen Alguacils ritt vor, entblößte das Haupt, und erbat die Ordre für den Beginn des Kampfspiels. Der Gobernador nickte, und Einer seiner Trabanten warf dem schwarzen Ritter den Schlüssel zum Stierzwinger hinab. In gewaltigen Galoppsprüngen ritt der Empfänger, sich verbeugend, der Boredapforte zu, übergab den Schlüssel dem dort aufgestellten Stallknechte, und jagte zur Arena hinaus. Ihm nach die Guardias civiles, der zweite Alguacil und die Mauleseldreigespanne nebst der Meute; auch die Espadas und Banderilleros, die erst später sich beim Kampf betheiligen, zogen sich zurück, während die Picadores — drei an der Zahl (der Rest retirirte gleichfalls) — sich an der Barriere, das Pferd nach einwärts gewandt, in weiter Distance von einander aufstellten, um den Stier mit eingelegter Lanze zu erwarten. Die Chulillos vertheilten sich im Circus; zumeist saßen sie anfänglich, wie die Spatzen auf der Barriere, um, sobald ihr Thätigkeit nöthig wurde, herabzuspringen und die Picadores zu unterstützen.

Jetzt erschallt ein Trompetenstoß — der Thürsteher öffnet die Boreda, und heraus stürzt der 24 Stunden lang ohne Licht und Wasser im engen Kerker gehaltene Stier. Sobald er erscheint, wird ihm von einem oberhalb der Stallthür sitzenden Chulillo ein eiserner, mit Widerhaken versehener Stachel in den Widerrist gestoßen, woran die bunte Banddevise befestigt ist, die anzeigt, aus welcher Stierzuchtanstalt das Thier stammt. Es giebt deren in Spanien unzählige, und die meisten befinden sich im Besitz von vornehmen Familien. Die besten und kampfesmuthigsten Stiere ziehen der Marques de Casacavira zu Gijon in Asturien mit rother Devise, der Herzog von Osuña zu Veragua im Generalcapitanat Guatamala mit roth und weißer Devise, und die Gräfin Salvatierra gleichfalls zu Gijon mit roth und grüner Devise. Die Farbe der Thiere ist meist dunkelbraun, ihre Gestalt kurz und gedrungen, die Hörner stehen eng an einander und ohne große Biegung gradaus, wie zwei Dolche, in die Höhe. Stiere mit weit auseinander starrenden und langgeschweiften Hörnern gelten für weniger gefährlich, und daher auch nicht für so interessant. Der Preis für einen Stier von der besten Race geht bis zu circa 100 Thaler, zuweilen wohl auch noch höher.

Ungeheurer Jubel und rauschende Musikfanfaren empfangen das lichtgeblendete, schon verwundete, überdies durch einen derben Peitschenhieb von Oben in Galopp gebrachte Unthier. Gewöhnlich setzt es in einigen furchtbaren Sprüngen bis in die Mitte der Arena, stutzt dann plötzlich, starrt schnaubend die Menge an, und wühlt mit den kurzen Vorderbeinen oder mit den Hörnern, unwillig brüllend, den Sand auf. Endlich gewahrt es einen von den an der Barriere seiner harrenden Picadores. Der erste Act des Schauspiels beginnt. Will der Stier nicht aus freien Stücken auf Roß und Mann sich losstürzen, so umschwärmt ihn sofort die Bande der dreisten Chulillos von allen Seiten und sucht ihn auf die Picadores zu hetzen. Häufig aber ist solche Anreizung gar nicht nöthig: das wüthende Thier rennt sofort auf seine Beute los. Da die Kampfart, die seine Natur ihm eingiebt, darin besteht, daß es dem Roß unter die Beine zu kommen sucht, um es sammt dem Reiter auf die Hörner zu nehmen, und gleich einem Federball in die Luft zu schleudern, so hält es jedesmal, auch wenn sein Anlauf gegen den Picador noch so rapid war, kurz vor dem letztern an, und rüstet sich, Ort und Gelegenheit abpassend, zum letzten Sprunge und Schleuderexperiment. Diese kurze Pause muß der Picador benutzen, um es mit seiner langen Lanze zu treffen, und — was die Hauptsache ist — durch einen Stich in den Hals abzupariren. Ist dieser Stoß gut geführt worden, so gelingt es

dem Reiter öfters, sich am Stiere, der den Kopf tief gesenkt hält, weil er seinem Feinde noch immer von unten den Bauch aufzuschlitzen und ihn in die Höhe zu schleudern denkt, unverletzt vorbeizuschieben, und sich so in Sicherheit zu bringen. Man nennt diesen Stoß in der Kunstsprache: suerte de detener. Lieber aber sieht es das Publicum, wenn der Picador dies Kunststück nicht zu Wege bringt, und der durch den erhaltenen Stich doppelt gereizte Stier glücklich unter den Pferdebauch kommt, ihn aufreißt, daß die Kaldaunen hervorquellen, und schließlich Roß und Reiter in die Luft schnellt. Man glaubt bei solcher Scene, die sich heute unzählige Male wiederholte, nun habe die letzte Stunde des armen Picador geschlagen, der zuweilen unter seiner zerfetzten Rosinante begraben, oder gar dem wüthenden Feinde zwischen den Hörnern liegt. Aber siehe! — da sind auch schon die flinken Chulillos von allen Seiten bei der Hand, um den Kampfbruder aus dieser schrecklichen Situation zu befreien: der Eine reißt den aus seinem Wannensattel geschleuderten, schwerfälligen, überall paralysirten Picador unter dem Pferde hervor; zwei, drei Andere helfen ihm, wo irgend möglich, wieder auf's Roß, oder sie heben ihn, wenn dieses durchaus jeden fernern Dienst versagt, über die Barriere hinüber, und bringen ihn so, bis ein neuer Klepper herbeigeschafft worden, in Sicherheit; ein vierter, fünfter und sechster sorgen indessen für die Beschäftigung des Stiers, der sich in ihren Mänteln verwickelt, und so von seinem früheren Feinde abgelenkt wird; Einer überbietet den Andern an tollen Neckereien, Sprüngen, Mantelschwingungen; endlich rafft sich das betäubte, verdutzte Thier zusammen, nimmt sich Einen aus der Bande auf's Korn, und schießt dem schnell Zurückweichenden, unbeirrt um den übrigen Schwarm, in gewaltigen Sätzen nach. Schon glaubt es seine Beute sicher erreicht zu haben, schon ruckt es mit dem Kopf nach unten, um den Hornstoß nach oben kräftig und tödtlich führen zu können: doch der leichte Chulillo ist soeben über die Barriere voltigirt und verhöhnt den wuthschnaubenden Gegner, indem er ihn von Oben mit dem seidenen Mantel in die Augen schlägt. Unwillig trabt die Bestie von dannen, und sucht sich für die eben erlittene Kränkung am zunächst haltenden Picador zu rächen. Hier nun beginnt die erste Scene von neuem, verläuft jedoch — wie natürlich — niemals ganz genau wie vorher geschildert, sodaß man in beständiger Spannung vor immer neuen Situationen und Gefahren bleibt. Kommt einer der Picadores in große Noth, und will der Stier sich vom Schwarm der Chulillos gar nicht fortnecken lassen, so springt wohl hie und da auch einmal ein Banderillero hinzu, der unter dem enthusiastischen Gejauchze der Masse durch seine sublime Keckheit und Gewandtheit Das erreicht, was den anderen, weniger famosen Lidiadores schlechterdings nicht gelingen wollte. Namentlich im achten und letzten der heute gesehenen Stierkämpfe zeichnete sich ein Banderillero bei solchem Stierablenkungsmanöver ganz außerordentlich aus; dafür lohnte ihm denn aber auch das Publicum durch nicht endenwollenden Applaus und durch den Ehrenruf: „Bravo, bravo, Sennor presidente de la corrida,“ zum Beweise, daß er seine Sache am besten gemacht habe. Sogar Hüte flogen aus dem elektrisirten Zuschauerraume zu ihm hinab, was in Spanien als das höchste Zeichen des Beifalls gilt. Das Hauptgaudium dieses ersten Actes bleibt aber immer die Pferdeschinderei, die ich, um völlig anschaulich zu machen, wie grausam-teufelisch dieses Schauspiel ist, noch etwas weiter ausmalen muß. Im Ganzen wurden neun Pferde heute auf das grauenvollste zu Tode gemartert, und als fürchterlich zerfleischte Cadaver von der Wahlstatt geschleift. Oft hatten sich die unglücklichen Thiere halbe Stunden lang noch mit heraushängenden Eingeweiden und blutgetränkten, zerrissenen Gliedmaßen nach der Attaque des Stiers, nicht sterben und nicht leben könnend, in der Arena umhergeschleppt, waren unzählige Male schon zusammengebrochen, hatten gestöhnt und geheult, als ob sie den Gnadenstoß als Erlösung aus ihrer furchtbaren Qual von einer mitleidigen Seele unter den Tausenden von Unmenschen, die sich an ihren Schmerzen weideten, erflehen wollten; aber die grausame Kampfesregel blieb unerbittlich: keinem Verwundeten darf im Stiergefecht die ihm vom Schicksal bestimmte Dosis von Todesqual durch einen uncommentmäßigen Stoß oder Stich abgekürzt werden; und so verendet denn ein so schrecklich zerfetzter, unglücklicher Gaul meist erst dann, wenn er von dem Mauleseldreigespann als Siegestrophäe nebst dem Stiere in der Barriere herumgeschleift wird, und der Strick, der ihm zu dem Ende um den Hals gelegt ist, ihm die Kehle zuschnürt. Einem vom Stier umgerannten Pferde hingen die Eingeweide dermaßen aus dem Leibe heraus, daß es mit seinen eigenen Füßen auf einem Theil derselben herumtrabte und darüber stolperte, während ein anderer Theil dem Stiere am Horne hing. Ein zweites armes Roß war, vom Stier auf die Hörner genommen und furchtbar zerrissen, als todt zusammengesunken, und sogar bereits mit Sand zugescharrt worden; zehn Minuten hatte es so regungslos dagelegen, einen Strom von Blut um sich ergießend: — da kommt der Stier abermals gegen den Cadaver angesetzt, schleudert ihn in die Höhe, — und siehe! er steht, stöhnt und — trabt, halbzerfleischt, noch zehn bis zwanzig Schritte von dannen, bis ein letzter Hornstoß des Stiers ihn zum zweiten Male, und nun erst als wirklichen Leichnam niederstreckt. Je toller die Qualen dieser unglücklichen Mähren: um so enthusiasmirter gebährdet sich das Publicum. Den Trieb der Grausamkeit zu sättigen sind sie gekommen, und er will seine Opfer haben. Selbst Frauen verrathen es oft nur zu deutlich, daß Agrippinische Lüste ihnen nicht fremd sind, und bliebe selbst ein Mensch todt auf dem Platze: es fiele sicher keine darum in Ohnmacht. Kostet es ja einmal ein Menschenleben, so besteht, wie Minutoli erzählt, das einzige Zeichen der Theilnahme von Seiten des Publicums darin, daß dasselbe sich so lange schweigend verhält, bis der Unglückliche aus dem Circus herausgeschafft ist. Der Chirurg mag zusehen, ob ihm noch zu helfen sei, die Zuschauer aber verlangen für ihr Geld die möglichst rasche Fortsetzung des entsetzlichen Spiels.

Es versteht sich, daß vom Standpunkte der Moral und Humanität diese schrecklichen Dramen ebenso wie die Thiergefechte des Alterthums auf das äußerste verdammt und verwünscht werden müssen, und jeder Fremde, der sie zuerst sieht, schaudert mit Entsetzen vor solcher crassen Unmenschlichkeit zurück. Doch aber muß ich gestehen, daß das kühne, so unendlich mannichfaltige Schauspiel, sobald man sich von dem ersten Abscheu erholt, und nur halbwegs mit guten Nerven ausgerüstet ist, nicht nur nicht mehr widerlich, sondern sogar im höchsten Grade anziehend, ja enthusiasmirend wirkt, daß man mit einem Worte — selbst als kühler, sittlich gestimmter Deutscher — sich unversehends zum Spanier metamorphosirt fühlt und die Begeisterung der Masse aus vollem Herzen

theilt. Das ist zwar recht beschämend, aber es ist buchstäblich wahr, und allen meinen ausländischen Umgebungen, Franzosen, Russen und Engländern, ist es ebenso ergangen. Bis zum zweiten, dritten Stierkampfe empörte sich unser sittliches Gefühl gegen die Schlächterei, die man vor uns trieb; beim vierten und fünften überflog uns nur noch eine flüchtige Gänsehaut, wenn wir die Picadores in so gräßlicher Gefahr sahen, und vom sechsten bis zum achten Kampfe standen wir bereits völlig auf der Höhe spanischer Empfindung, und bedauerten es lebhaft, als auch der letzte Stier zur Leiche geworden und mit der sinkenden Sonne der Schluß des Schauspiels gekommen. „Es war doch großartig und ergreifend, es spannte doch, wie keine tragische Scene in unseren Theatern, es war doch furchtbar schön!" — so sagte ein Jeder zu sich, und wäre gewiß wiedergekommen, hätte sich ihm nur die Gelegenheit zum zweiten Male geboten. Uns kam sie nicht wieder. Das Alles beweist, daß Fürst Pückler Recht hat zu behaupten: „Es ist eine sehr traurige Wahrheit, aber sie ist nicht zu leugnen: der Mensch ist dem Tiger weit näher verwandt, als dem Lamme. Eine Lust am Zerstören liegt in seiner innersten Natur; hat er Blut einmal gekostet, so verlangt er noch mehr." —

Doch zurück zu unserm Drama selbst. Nachdem der Stier seine vorschriftsmäßige Anzahl von Pferden verwundet oder getödtet hat, empfehlen sich die Picadores meist zu Fuß, und ein Trompetensignal bezeichnet den Anfang des zweiten Acts, in welchem die Banderilleros als Hauptacteurs auftreten. Ihre Kunst ward von dem berühmten Matador Pedro Romero erfunden, der 1750 zu Ronda in Andalusien geboren, zu Sevilla eine eigene Schule der Tauromachie errichtete, und den grausen Wahlspruch führte: „matar ó morir," tödten oder sterben. Die Kunst der Banderilleros besteht nämlich darin, dem Stiere mit aufgehobenen Armen entgegenzulaufen — nur von vorn ist der Angriff erlaubt — und ihm, ehe er noch Zeit gewinnt, seinerseits mit den Hörnern zu agiren, zwei lange, mit buntem Papier und seidenen Flittern umflochtene Pfeile oder Lanzen mit eisernen Haken, welche Banderillas oder Rehiletes heißen, zu beiden Seiten in den Hals und Rücken zu stoßen. Man nennt diese sehr elegant aussehende, und oft mit staunenswerther Gewandtheit ausgeführte Operation, wobei Alles auf die Rapidität der Bewegung ankommt, „clavar" oder „colgar rehiletes." Einige besonders geschickte Banderilleros verstanden es, dem Stier diese Lanzen einzubohren, indem sie über ihn weg voltigirten, was stets von großem Beifallsjubel begleitet ward. Am malerischesten aber präsentirt sich das Fliehen der Banderilleros, wozu die Noth sie gar häufig zwingt, indem der Stier Denjenigen, der ihm zwei so empfindliche Wunden beigebracht hat, meist sofort auf's Korn nimmt, und ihn nach der Barriere zu in gestrecktem Galopp verfolgt. Da gilt es denn abermals gut zu voltigiren, wie wir dies schon im ersten Acte von den Chulillos gesehen haben. Der Stier gebährdet sich jetzt meist noch wüthender als am Anfang; die Wunden, die er Schlag auf Schlag von allen Seiten empfängt, reizen ihn zu verzweifelten Sprüngen und, für seinen gedrungenen Körperbau, zu fast unübernatürlich raschen Bewegungen. Oefters überspringt er dabei sogar die sechs Fuß hohe Barriere, um seine Peiniger um jeden Preis zu erreichen, oder ihnen — schlimmstenfalls — zu entfliehen. Bei solchem Anlaß entsteht dann in dem engen Gange zwischen den beiden Barrieren keine kleine Verwirrung, bis die Chulillos den Stier durch schnelle Oeffnung einer der in der vordern Barriere angebrachten Thüren wieder in die Arena zurücktreiben. Während der heutigen Vorstellung fiel diese Scene indessen blos ein einziges Mal, und zwar beim sechsten Stierkampf vor, wo man, um den Stier zu besonderer Wuth zu reizen, das Feuerwerk gegen ihn angewendet hatte. Hat sich nämlich der Toro bisher immer nur feige erwiesen, so verlangt das Publicum mit Ungestüm nach Pfeilen oder Lanzen, an denen Feuerwerkskörper angebracht sind, und diese, am Leibe der Bestie platzend, schmerzen sie dann auf das empfindlichste, und versetzen sie durch die umhersprühenden Funken und das Geknalle um ihre Ohren herum in eine wahrhafte Verzweiflungswuth. Der Gobernador muß, bevor dieses grausame Stimulationsmittel angewendet werden darf, stets seine besondere Zustimmung gegeben haben, scheint indessen, da er ja auch ein Spanier und Liebhaber des Stierkampfes ist, in diesem Punkte nicht sonderlich difficil zu sein.

Nachdem zum wenigsten drei Paar Rehiletes dem Stier glücklich im Fleische sitzen, bezeichnet ein drittes Trompetensignal den Anfang des Schlußacts, worin der Espada als Garausmacher auftritt. Er empfängt von der Tribune des Gobernador herab die Muleta, d. i. eine Fahne von Scharlachtuch an einem kurzen Stiele befestigt, und den Estoque, d. i. einen langen, geraden Degen mit goldenem Gefäß, womit er seinem Gegner den Todesstoß zu ertheilen hat. Stolz durchschreitet er den Circus, bleibt vor der Loge des Gobernador stehen, lüftet das Barett, verneigt sich, und fragt mit feierlicher Stimme: ob es des Señor Wille sei, daß die Schlußscene beginne. Der Gobernador giebt ein bejahendes Zeichen mit der Hand; der Espada verneigt sich abermals und ruft, das Barett hoch emporhaltend: „Ich kämpfe für die Königin, die Prinzessin von Asturien und das Volk von Madrid." Hierauf macht er Kehrt, wirft das Barett von sich und tritt dem Toro, den Degen in der Rechten, die rothe Fahne in der Linken, festen Schrittes allein entgegen. Die Banderilleros folgen ihm in einiger Entfernung, um im Fall einer Verlegenheit schnell bei der Hand zu sein, und ihn zu degagiren. Daß ihre Hülfe trotzdem oft zu spät kommt, beweist der Umstand, daß bis jetzt alle berühmten Espadas, Jose Delgado, Guillen, Montes und Ximenes, in ihrem Berufe starben. Der Arten, den Stier zu erlegen, giebt es hauptsächlich drei. Entweder der Espada erwartet ihn, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und versetzt ihm in dem Moment, wo das Thier mit den Hörnern — oder richtiger mit dem Horne, denn der Stier stößt stets nur mit dem linken Horne — zufahren will, den Todesstoß. Dies war besonders die Art des berühmten Romero und Montes Force, die überhaupt eine solche Ueberlegenheit im Stiergefecht zeigten, daß das Volk allgemein glaubte, sie verständen mit ihrem bloßen Auge die Toros zu bannen. Dieser Art, den Stier zu tödten, geht meist ein sehr interessantes Spiel mit der Muleta voran, indem der Espada die Bestie nach allen Seiten durch geschickte Manöver mit dem Tuche herumzaust, und den Hornstoß erst wie ein Fechter verschiedene Male parirt, bis er ihr den Stich ins Genick versetzt. Der technische Ausdruck für diesen Modus ist: „la suerte de recibir." Auf eine andere Weise fällt der Stier durch die „suerte de volapies." Hier springt der Espada auf das Thier zu und erlegt es, indem er es, auf einem Fuße balancirend und den andern in die Höhe streckend, von der Seite attaquirt. Diese Weise, die

Joaquin Rodriguez Costillares, geboren 1751 zu Sevilla, erfand, ist indessen jetzt weniger beliebt, da das Volk es für rühmlicher hält, wenn der Espada seinen Gegner gelassen erwartet, und ihn nur vertheidigungsweise, also gleichsam aus Nothwehr, tödtet. Auch kommt bei der suerte de volapies das Publicum meist um das mit Recht so hoch bewunderte Spiel mit der Muleta, das, geschickt ausgeführt, stets zum größten Applause hinreißt, und in der That die Erwartung auf's äußerste spannt. Eine dritte Art endlich ist die „suerte de descabellar“, wobei der Espada den Stier so nahe an sich herankommen läßt, daß er sich beim Todesstreich just zwischen den Hörnern befindet. Francisco Herrera Guillen, der Liebling des Madrider Publicums, leistete hierin Außerordentliches, büßte jedoch für solche Tollkühnheit 1820 im Amphitheater zu Ronda sein Leben auf eine grauenvolle Weise ein. Der gegenwärtig berühmteste Espada heißt Cuccero; er ist aus Andalusien, das überhaupt die meisten Stierkämpfer liefert. Auch Redondo aus Chiclana hat großen Ruf. Alle die drei eben beschriebenen Stiererlegungsarten wurden heute producirt, aber die erste fand stets am meisten Beifall. Die letzte kam überdies auch nur dann zur Anwendung, wenn der Stier sich als ein völlig ungefährlicher Gegner erwies. Zuweilen ist sogar das arme Thier im Schlußact durch die vorher empfangenen Wunden bereits so erschöpft und abgemattet, daß es sich vor seinem Henker trotz aller Neckereien ganz pomadig in den Staub legt, und schlechterdings zu keinem Angriff mehr zu bewegen ist. Es in diesem trostlosen Zustande abzuschlachten, wäre schimpflich für eine so hohe Person wie der Espada ist; in solchem Falle, bei dem es sich sogar ereignete, daß dieser Letztere sein Schwert auf den Rücken nahm, und mit einem Fuße auf den Kopf des elenden Feindes trat, schrie das Volk nach dem grausamsten aller Executionsmittel, nach der media luna, wonach, abermals mit Consens des Gobernadors, Einige aus der Cuadrilla dem Toro mit einer Art von sichelförmigen Rasirmessern, die an einer ziemlich langen Stange dirigirt werden, von hinten die Beine an den Kniekehlen abschnitten. Das arme Thier suchte sich dann, unter dem Hohngelächter der brutalen Menge, noch einige Schritte auf den Beinstümpfen fortzubewegen, bis es unter fürchterlichem Schmerzensgebrülle, von allen Seiten das Blut in Strömen von sich gebend, umsank, und von dem sogenannten Cachetero mit einem kurzen Dolche den Gnadenstoß in's Genick empfing. Letzteres findet auch dann statt, wenn der Stier nach dem Streiche des Espada, ohne ganz todt zu sein, zusammenstürzt und zu abgemattet ist, um sich wieder aufrichten zu können. Oefters kam es vor, daß der Espada drei, auch viermal zustieß, ohne seinen Gegner zum Umsinken zu bringen: dann strafte ihn stets ein ungeheures Zischen und Pfeifen der Zuschauer für seine Ungeschicklichkeit, und Niemand kam, ihm beim Mordhandwerke beizustehen, bis das Thier endlich von seiner Hand glücklich erlegt war. Sein Meisterstück dagegen macht der Espada, wenn es ihm gelingt, den Degen an einer bestimmten Stelle des Genicks, die Wurzel des Nackens, cruz gegannt, dem Toro blitzschnell etwa sechs Zoll tief in den Leib zu stoßen, und die blutige Waffe sofort wieder herauszuziehen, wonach das Thier dann auf der Stelle raide-mort zu Boden stürzt. Dieser Meisterstoß reussirte indessen während der acht heutigen Stiergefechte nur ein einziges Mal, und ward durch unendlichen Beifallssturm von allen Seiten begrüßt. Bei einem der Kämpfe passirte es dagegen, daß der Espada dem Toro den Estoque bis an's Heft an der falschen Stelle in den Leib stieß, und die Bestie nun sich mit solcher Wuth und Verzweiflung auf ihn stürzte, daß er nicht einmal mehr Zeit gewann, ihr die Waffe aus der Wunde herauszureißen. Ohne seinen Degen wieder zu haben, sah er sich zur Flucht genöthigt; Spott und Verachtung ward sein Lohn, und er durfte sich während der ganzen Vorstellung nicht wieder blicken lassen, denn nichts verzeiht der stolze Spanier dem Espada weniger, als Ungeschicklichkeit und Feigheit, wäre die letztere auch zur Erhaltung des Lebens auf das dringendste geboten. Natürlich trieb aber auch der Stier nach so furchtbarer Verwundung seine Verfolgung nicht mehr weit; bald sank er zusammen, und der Cachetero machte ihm den Garaus.

Sobald der Stier todt ist, erscheinen unter dem Schall der Musik die zwei Dreigespanne der Maulesel; das eine schleift die gefallenen Pferde, das andere den Toro in Carriere rings um die Arena und zum Doppelthore hinaus. Die Musik spielt ihren Entreact, die Blutpfützen werden mit Sand überstreut, die Picadores reiten wieder herein und — auf ein neues Signal öffnet sich der Thierzwinger zum zweiten Male, das Kampfspiel zu erneuen. So geht es fort, ohne jegliche längere Pause, bis die auf dem Anschlagezettel angegebene Anzahl von Stieren erlegt ist. —

Es war fast 7 Uhr geworden, als das Schauspiel zu Ende ging. Die Sonne hatte sich bereits gesenkt, da wir mit den Schaaren der Zuschauer und mehreren Picadores, um die sich Freunde aus dem Volke drängten, nach der Stadt zurückkehrten. Alle Café's an der Puerta del Sol und in der breiten Alcalastraße füllten sich mit unzähligen Gästen, die sich nach so langer fieberhafter Aufregung mit sorbeto, limonada, naranjada (Pomeranzenconfect), cebada (Gerstensaft), oder einer sonstigen Erfrischung gütlich thaten. Die Gespräche aber drehten sich fort und fort nur um den einen Gegenstand, die Losung des Festtages, das Entzücken der Spanier — die göttlichen, von den Vorfahren ererbten, durch keine anderweitige Lustbarkeit zu ersetzenden Stierkämpfe. Versuche es Einer, sie abzuschaffen!“

Der Raum gestattet uns nicht, den Reisenden auch außerhalb Madrid zu begleiten, sonst könnten wir dem Buche noch manche hübsche Bilder aus dem spanischen Leben und der spanischen Landschaft entnehmen, denn Wolzogen hat sich nicht begnügt die Hauptstadt Spaniens kennenzulernen, sondern trotz seines kurzen Aufenthalts von etwa fünf Wochen das Land nach allen Richtungen durcheilt. Altcastilien und seine Hauptstadt Burgos, der Königssitz des großen Herrscherpaares Ferdinands und Isabellens der Katholischen, mit seiner herrlichen Kathedrale, ist ihm so wenig fremd geblieben als Sevilla und das reizende Andalusien, die öde Mancha oder Granada mit der Alhambra. Wegen dessen was über die inneren Zustände Spaniens und über die damals an der Tagesordnung befindlichen politischen Persönlichkeiten gesagt ist, müssen wir auf das Buch verweisen.

Rangawis und die neugriechische Litteratur.

Zu den gebildetsten und gelehrtesten Griechen der Gegenwart, sowie zugleich zu den edelsten Charakteren seiner Nation gehört unstreitig Alexander Risos Rangawis, welcher bis zu seiner, im Frühjahre 1856 erfolgten Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten für Griechenland Professor der Archäologie an der Universität in Athen war. Derselbe ist in Deutschland, namentlich in München, erzogen und gebildet; er kennt in dessen Folge die deutsche Sprache und Dichtkunst genauer und in einem bei Griechen sonst gerade nicht gewöhnlichen Grade. Unter den Archäologen und Dichtern seines Vaterlandes nimmt er unbedingt eine der ersten Stellen ein. In ersterer Hinsicht ist vorzüglich des Antheils, welchen er namentlich an der, seit 1837 unter seiner Leitung, wenn auch mit manchen Unterbrechungen, in Athen erschienenen „Archäologischen Zeitschrift" (Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική) genommen, und wobei er besonders durch seine epigraphischen Forschungen sich ausgezeichnet und die Anerkennung des gelehrten Auslandes gefunden hat, sowie seiner „Antiquités helléniques ou repertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce par A. R. Rangabé (1. Theil 1842, 2. Theil 1855) zu gedenken,*) welche letzteren ebenfalls für die Wissenschaft der Epigraphik Griechenlands als eine reiche Quelle und eine Art Autorität bei den Gelehrten des Auslandes angesehen werden. Von seinen dichterischen Werken haben wir eine Sammlung dramatischer, epischer und lyrischer Dichtungen zu erwähnen: Διάφορα ποιήματα (2 Bde. 1837 und 1840), welchen später insbesondere die durch Sanders 1849 verdeutschte dramatische Satyre: „Die Hochzeit des Kutrulis" gefolgt ist. Jene Sammlung ist an sich sehr reichhaltig. Sie enthält unter Anderem zwei historische Trauerspiele aus der Geschichte des neuen Griechenlands: „Phrosyne" und das patriotische: „Der Vorabend," sowie das bedeutendste neuere griechische Epos: „Der Volksverführer," welches die Geschichte des montenegrinischen Mönchs Stephanos, eines der falschen Peter III. unter der Kaiserin Katharina II., behandelt, und außerdem eine vorzügliche neugriechische Uebersetzung des ersten Actes der „Phönizierinnen" des Euripides und des ersten Gesanges der Odyssee. Diese letztere ist, wie das Original, in Hexametern abgefaßt, aber nicht nach den Gesetzen der altgriechischen Prosodie und unter Beobachtung der Quantität der Sylben, sondern nach der Eigenthümlichkeit der neugriechischen Sprache selbst, welche, wie andere moderne Sprachen, keine quantitirende, sondern eine accentuirende ist, so daß dem Accente die Quantität, d. h. die Länge und Kürze der Sylben, aufgeopfert wird. Indeß ist dies Beispiel des Rangawis, welcher über seine diesfallsigen Ansichten und Grundsätze in einer besonderen Abhandlung über Prosodie im 1. Bde. der obenbemerkten Sammlung sich ausgesprochen hat, neuerdings auch von anderen Griechen für Uebersetzungen, sowie für Originaldichtungen nachgeahmt worden, und jene Ansichten und Grundsätze, wie entschieden sie auch der edlen Reinheit und Würde der altgriechischen Metrik und der ihr eigenen Harmonie offen Hohn sprechen, haben in Griechenland selbst von einer Seite Anerkennung gefunden, die für die Sache leider als entscheidend angesehen werden kann. — Außer den gedachten Originaldichtungen und neugriechischen Uebersetzungen giebt die erwähnte Sammlung zugleich Gelegenheit, die seltene Sprachgewandtheit des Verfassers und die ihm eigenthümliche Meisterschaft in Ansehung der Form anzuerkennen. Dies ist besonders auch insofern der Fall, als dort neugriechische Uebersetzungen deutscher Gedichte, von Schiller, Goethe ꝛc. mitgetheilt werden; und ebenso enthält die Sammlung auch deutsche Uebersetzungen neugriechischer Dichtungen, aus denen die genaue Vertrautheit des Griechen Rangawis mit der deutschen Sprache nach Form und Geist sich entnehmen läßt. In der Novellistik und im Fache der Erzählung hatte Derselbe bereits früher sich ebenfalls versucht. Der erste Band der mehrgedachten Sammlung brachte ein Sittengemälde: „Die Gefängnisse und die Todesstrafe," und diesem folgten später verschiedene längere und kürzere Erzählungen und Novellen, die zum Theil in der, seit einigen Jahren in Athen unter der Redaction des Rangawis selbst, des Konstantin Paparrigopulos, Dragumis u. A. erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift: Νέα Πανδώρα, der besten, die es dort giebt, sowie in anderen neugriechischen Zeitschriften abgedruckt sind. Darunter sind besonders zwei: „Der Notar," eine Criminalgeschichte, welche in dem zweiten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts auf der Insel Kephalonia spielt und durch die Lebendigkeit und das Spannende der Darstellung in hohem Grade fesselt, und „Der Fürst von Morea," welche, auf historischem Grunde ruhend, indem die Erzählung der Zeit der Frankenherrschaft in Morea im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehört, zugleich patriotisch-nationale Zwecke für die Gegenwart und für die Zukunft des Griechenstammes verfolgt. Denn wie verworren und zerrissen auch die Zustände des byzantinischen Reichs im dreizehnten Jahrhunderte, namentlich auch den eingedrungenen fremden Herrschern des Landes gegenüber, in der Darstellung des Verfassers erscheinen, so giebt doch in derselben auch zugleich eine gewisse Einheit im Volke selbst, sowie eine hohe patriotische Begeisterung für die alte Herrlichkeit Griechenlands und für die Erneuerung dieser Herrlichkeit sich kund, und es zieht sich, wie ein rother Faden, die Gewißheit durch die Erzählung, daß „die zerstreuten Glieder des Kaiserreichs zu einem starken untrennbaren Körper sich einen und aus den, auf den Wogen umhertreibenden Trümmern des Schiffbruchs der heilige Thron von Byzanz sich neu erheben werde;" daher auch der Verfasser es wiederholt ausspricht: „Alle Griechen müssen nur Ein Herz, Eine Seele, Ein Ziel und Einen Feind haben," und: „Gemeinschaft der Ideen und Interessen, Ein Gefühl, Ein heiliges Bruderband, unauflöslich im Leben, unauflöslich bis zum Tode, möge uns umschlingen!" Bei allen diesen und ähnlichen Ermahnungen und Winken, Wünschen und Hoffnungen hat der Verfasser unter dem Bilde vergangener Zeiten lediglich die Gegenwart und die Zukunft der Griechen vor Augen. Fast alle bedeutendere Erzeugnisse der schönwissenschaftlichen Litteratur des neuen Griechenlands, die der beiden Brüder Sutsos u. A., zwecken auf patriotische Anregung der Leser ab, und so ist auch bei Rangawis die patriotisch-nationale

*) Ein im Jahre 1855 in Athen verstorbener Vater, R. Rangawis, gab unter dem Titel: Τὰ Ἑλληνικά (Athen 1853—55) eine Art Statistik von Griechenland in drei Bänden heraus.

Tendenz, die jene Novelle unbedingt hat, durchaus erklärlich. Uebrigens ist den Deutschen diese Novelle: „Der Fürst von Morea" durch eine Uebersetzung näher gerückt worden (im 2. Thle. von A. Ellissens „Analekten der mittel- und neugriechischen Litteratur," Leipzig bei O. Wigand, 1856, und auch in einem besonderen Abdrucke.). Endlich muß hier auch noch der „Erzählungen" des Rangawis gedacht werden, deren Sammlung aus verschiedenen Zeitschriften, zugleich mit einigen neuen vermehrt, der Grieche K. Barbatis in Athen beabsichtigt, und wovon er bereits den ersten Theil in Athen (1855) herausgegeben hat. Derselbe enthält zehn Erzählungen, darunter auch die: „Der Notar," und „Die Gefängnisse und die Todesstrafe." Die meisten davon, auch diese letztere selbst, sind französischen und anderen Quellen nachgebildet, und entbehren zwar insoweit der Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit der Erfindung, aber sie ziehen griechische Leser durch das Fesselnde der sprachlichen Darstellung an und empfehlen sich zugleich durch das Verdienstliche dieser letzteren, welche auch hier für die Geschmeidigkeit und Bildsamkeit der neugriechischen Sprache im Allgemeinen ein gültiges Zeugniß ablegt. Uebrigens können wir hier nicht unterlassen, aus der Ankündigung des genannten Barbatis in Betreff der Herausgabe der „Erzählungen" des Rangawis Folgendes noch zu entlehnen. Der Roman und die Novelle, bemerkt Ersterer, kamen als der jüngste Zweig am Baume der neugriechischen Litteratur erst in der letzten Zeit zur Entwickelung. Allein nicht für eine jede Gattung des Romans und der Novelle können wir uns erklären. Jene Romane und Novellen, welche durch aufregende Scenen, durch ungewöhnliche Verwickelungen, durch das Unwahrscheinliche und Nichtssagende der Erfindung, durch Verhöhnung aller Sitte und Ehrbarkeit nur darauf ausgehen, die Phantasie zu erhitzen und die Leidenschaften zu erregen, jene Romane, die die Bosheit übertünchen und das Laster unter gefälliger Außenseite darstellen, aber eben in dieser Hinsicht um so gefährlicher wirken, je heimlicher und unvermerkter das Gift der Lasterhaftigkeit in die Herzen sich einschleicht, diese Gattung von Romanen ist verderblich und verwerflich. Diejenigen dagegen, welche den Zweck haben, nützliche und wahrhafte Kenntnisse unter angenehmer und gefälliger Form zu verbreiten, historische Zeitabschnitte, wie in Phantasmagorien, abzuspiegeln, dabei die Hauptpersonen jener Zeitabschnitte gleichsam lebendig vorzuführen, damit sie vermöge des Eigenthümlichen im Charakter, in der Sprache und Handlung, die Tugend empfehlen und lieben, das Laster aber verabscheuen lehren, überhaupt diejenigen Romane, welche, ohne didaktische Trockenheit, in Wahrheit belehren wollen: diese müssen als ein achtbares und nützliches Erzeugniß der Litteratur gelten, und sie sind ihrem Wesen nach der Poesie nahe verwandt und hauptsächlich nur in der Darstellungsweise und zum Theil in der Wahl der Gegenstände von ihr verschieden. Dabei vermag auch der Roman, insofern er die verschiedensten Lagen und Verwickelungen des Lebens darstellt und darnach die Sprache nuancirt, besonders was den Dialog der gewöhnlichen Lebenskreise anlangt, für die Durchbildung der Sprache unendlich vortheilhaft zu wirken. Deshalb dürfen auch in der Romanlitteratur der Neugriechen die ersten Schritte, welche sie versucht haben, nicht übersehen werden. Nachdem bisher manche der besten ausländischen Romane, manche davon mit nicht geringem Glück in's Neugriechische übersetzt worden waren, wurden von anderer Seite auch Versuche eigenthümlicher Novellistik gemacht, die, nicht eine geborgte Frucht des Auslandes, sondern als naturwüchsiges Product einheimischer Litteratur Beachtung verdienen, wie dies namentlich von Rangawis gilt. — Man kann im Interesse des neugriechischen Volkes nur wünschen, daß dessen Romanschriftsteller und Novellisten zu seiner sittlichen Erziehung immer nach jenen richtigen Grundsätzen verfahren mögen. —d.

Die Deportation nach Cayenne.

Nur zwei Mächte haben für Männer, welche aus politischen Rücksichten über See geschickt werden, Colonien mit ungesundem Klima ausgewählt: Portugal schickt seine Deportirten nach Angola an der Südwestküste von Africa, und Louis Napoleon der Dritte hat sie nach Cayenne in Guyana bringen lassen. In beiden Gegenden ist die Luft mörderisch.

Die Engländer bringen ihre Sträflinge grundsätzlich nach gesunden Ländern. Das Parlament hat mehr als einmal erklärt: man müsse auch gegen verurtheilte Mörder und Diebe menschlich verfahren. Die französische Republik von 1848 schickte die Aufständischen, welche im Juni sich erhoben hatten, nach Algier. Als der Präsident die Republik über den Haufen gestürzt und sich zum Kaiser emporgeschwungen hatte, verschiffte er die politischen Gefangenen, die ihm unbequem oder gefährlich erscheinenden Gegner, nach Madagascar oder nach Cayenne. Viele derselben, ohne Urtheilsspruch proscribirt, sind auf Fahrzeuge gepackt und in dem Verbannungsort ans Land gesetzt worden. Ein großer Theil ist rasch dem Klima erlegen und elend umgekommen. Briefe, welche aus Guyana nach Europa gelangten, schildern die Leiden der Verbannten in ergreifender Weise. Es mögen dabei Uebertreibungen mit unterlaufen; gewiß ist, daß die Lage jener Opfer der Napoleonischen Politik entsetzlich genannt werden muß. Die Pariser Blätter haben auf höhern Befehl versucht, den Eindruck jener Briefe, die übrigens in Frankreich nicht gedruckt werden durften, zu schwächen, indem sie beruhigende Nachrichten aus Cayenne brachten; es glaubt ihnen aber Niemand, da in demselben Lande, welches die älteren Bourbonen wegen einer ungesetzlichen Ordonnanz gegen die Preßfreiheit vertrieb, seit vier Jahren der äußerste Preßzwang herrscht. Das gegenwärtige System duldet keinerlei Widerspruch. Die englischen Zeitungen sprechen sich um so schärfer aus, und erklären die Angaben in Louis Blancs vielbesprochenen Briefen über die Scheußlichkeiten in Cayenne für zuverlässig.

Wir lassen das Alles dahingestellt, meinen aber, daß alle amtlichen Betheuerungen an dem mörderischen Klima von Cayenne, wo der Pfeffer wächst, nichts zu ändern vermögen. Frankreich ist seit einigen Jahrhunderten im Besitz eines Antheils von Guyana und hat auf diese Colonie große Opfer an Geld verwandt; trotzdem leben auch heute dort auf einem Flächenraume von etwa 2000 Geviertmeilen kaum 30,000 Menschen, wovon allerhöchstens dritthalbtausend Weiße. Auch das französische Directorium

hatte eine Anzahl seiner politischen Gegner dorthin verbannt; mehrere derselben, z. B. Ramel und Pitou, haben später ihre Erlebnisse beschrieben. Einst schickte man mehrere Deportirte eine Strecke landeinwärts, um sich anzubauen; sie kamen aber bald wieder zurück und entwarfen folgende Schilderung:

„Die Brüllaffen und Ochsenfrösche haben uns Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt. Dornengestrüpp, Sümpfe, Moorgründe, Wälder und Schlangen haben uns nicht erlaubt, jene Gegend zu erreichen, in welcher wir uns niederlassen sollten; selbst die uns als Führer angewiesenen Indianer wollten nicht weiter. Als wir, 20 an der Zahl, von Cayenne ins Innere abgingen, waren wir noch Alle gesund; wir wurden aber bald sämmtlich krank, und jetzt liegen noch Zehn am Faulfieber darnieder. Zu den ärgsten Plagen rechnen wir die Moskito's, welche so zahlreich sind wie Regentropfen, und so erpicht auf Menschenblut wie die gemeine Fliege auf das Pferd; sie durchbohren sogar die Kleider."

Wir haben die Schriften der beiden obenerwähnten Männer jüngst durchgelesen, und finden in denselben eine Menge charakteristischer Schilderungen. Hören wir Pitou erzählen.

Aus dem Boden in Guyana, schreibt er, steigen schädliche Dünste empor, die Dem tödtlich sind, welcher ihn zuerst bearbeitet, im Fall er nicht die äußerste Vorsicht gebraucht. Die Bäume sind groß und dick; es kostet außerordentliche Anstrengungen, sie zu fällen. Auch mit dem Ausbrennen der Waldungen kommt man nicht weit; es bleibt nichts übrig als unablässig das junge Holz zu schlagen. Die Wiesenflächen, Savannen, stehen jährlich vier- bis fünfmal unter Wasser. Von uns 193 Deportirten sollte die Hälfte im Lande vertheilt und einigermaßen sich selber in einem so geräumigen Kerker überlassen bleiben; die andere Hälfte wollte man in eine Wüste vertheilen und strenger überwachen. Ein Drittel von uns waren 60jährige Greise, eine anderes Drittel war ohne alle Habe; Alle ohne Ausnahme waren krank und elend, und Einer nach dem Andern wanderte ins Spital. Heute war mein Nachbar gesund, morgen bekam er das Fieber und übermorgen wurde er begraben. Man hätte meinen können, uns Allen sei Gift eingegeben worden; aber das Gift, welches in Guyana die Europäer hinrichtet, ist — die Luft! Hier würde der geschickteste europäische Arzt von vorne zu lernen anfangen müssen. Im Sommer herrschen hitzige Fieber und Faulfieber, an denen gewöhnlich die Hälfte der Kranken stirbt, nachdem Schlafsucht und Schlagfluß mit Bewußtlosigkeit vorhergegangen sind. Bei Vielen, welche scheinbar genesen, bleibt eine kranke Leber zurück, und der Tod stellt sich, wenn sie im Lande bleiben, gewöhnlich im nächsten Sommer ein. Für alte und engbrüstige Leute ist besonders die nasse Jahreszeit gefährlich; sie werden durch Nebel und kühle Nächte hinweggerafft. Im Februar 1794 war den Negern die Sklaverei abgenommen worden; sie arbeiteten seitdem keinen Handschlag mehr, sondern vagabundirten, wie sie das überall thun, sobald sie nicht mehr durch Zwang zu irgend einer Beschäftigung angehalten werden. Die Felder lagen verödet, und um nicht in die Gefahr des Verhungerns zu gerathen, fingen die Soldaten vom Regiment Elsaß an, die Felder zu bestellen. Aber bevor noch ein Monat verging, waren sie Alle krank und reichlich die Hälfte starb, obwohl sie nicht etwa Land erst urbar gemacht, sondern auf schon angebauten Pflanzungen gearbeitet hatten. —

Die Pariser Blätter behaupten, daß gegenwärtig die Deportirten nicht mit Grausamkeit behandelt werden, und dem mag so sein; man mißhandelt sie nicht wie jene welche im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts nach Guyana geschafft wurden. Es ist aber eine andere Frage, ob nicht schon in dem bloßen Umstande eine Grausamkeit liegt, daß man politische Gefangene überhaupt nach einem solchen Lande verbannt. Die Dinge müssen doch arg genug sein, weil man sonst schwerlich zu dem Entschlusse gekommen wäre, diejenigen Deportirten, welche überhaupt noch leben, aus Cayenne weg, und nach dem gesunden Neu-Caledonien in der Südsee zu schaffen. Wie würde man geschrieen haben, wenn Louis Philipp seiner Zeit statt Ham lieber Cayenne gewählt hätte!

Ramel, dessen wir oben erwähnten, wurde nach den Ereignissen des Fructidor 1797 mit Pichegru, Bourdon von der Oise, Barthelemy, Barbé Marbois und Anderen zur Deportation verurtheilt. Damals zeigte sich recht der Wankelmuth der Massen, die zwar überall von einem Extrem zum andern überspringen, aber in keinem andern Lande so rasch und widerwärtig wie in Frankreich, wo die Volksgötzen rascher auf den Schild gehoben und wieder zertrümmert werden als anderswo. Als Augereau, der einst ein rother Jacobiner wildester Art gewesen und später ein serviler Scherge Bonaparte's wurde, den Director Barthelemy nach dem Tempelgefängnisse abführte, sagte der Polizeimeister Sotin zu Letzterem: „So geht es in den Revolutionen; heute triumphiren wir, vielleicht kommt einst die Reihe an Sie!" Und als man ihn fragte, ob Alles ruhig geblieben sei, äußerte er: „Jawohl, es war eine gute Dosis (Pulver und Blei), und das Volk hat die Pille verschluckt!" Darin ist bekanntlich „das Volk" überhaupt sehr stark.

Die Deportirten wurden auf der Reise von Paris nach dem Seehafen Rochefort planmäßig dem „Volke" zur Schau ausgestellt, das sie verhöhnte und mit Koth bewarf. Das war der Edelmuth der „großen Nation." Ducoudray war Abgeordneter der Stadt Etampes gewesen; dort wurde er zum Ergötzen des Pöbels öffentlich gezeigt. Er rief der Menge zu: „Ich bin Euer Vertreter; erkennt Ihr mich in diesem eisernen Käfig an? Ihr seht Euere Rechte in meiner Person verletzt; man schleppt mich zum Tode, ohne daß ich angeklagt, geschweige denn gerichtet worden wäre. Wißt Ihr worin mein Verbrechen besteht? Ich wollte Eure Freiheit und Euer Eigenthum gesichert wissen; ich trachtete dahin dem Vaterlande den Frieden zu verschaffen. Mein Verbrechen ist daß ich der von uns beschwornen Verfassung treu war. Ich diente eifrig Euren Interessen, und Ihr belohnt mich dadurch, daß Ihr mit meinen Henkern gemeinschaftliche Sache macht!" Der süße Pöbel von der großen Nation wurde stutzig und — lachte seinen Repräsentanten aus.

Während der Reise nach Rochefort erlitten die „Staatsverbrecher" sogar Hunger; dann brachte man sie auf ein Kriegsschiff, und warf Ramel, Pichegru und Andere in die sogenannte Löwengrube, d. h. in den untersten Raum des Schiffes, wo sie weder Hängematten bekamen noch aufrecht stehen konnten. In derselben mußten sie 28 Tage bleiben; dann und wann warf man ihnen Schiffszwieback zu, ließ sie aber so entsetzlich darben, daß Pichegru

zuweilen vor Hunger Anfälle von Wuth bekam. Auch später, als sie zuweilen auf dem Verdeck Luft schöpfen durften, behandelte man sie abscheulich. Marbois rief einst dem Capitän mit zitternder Stimme zu: „Mich hungert entsetzlich! Laß mir zu essen geben oder wirf mich ins Meer!“ Dossonville biß einmal vor Hunger einem seiner Leidensgefährten ins volle Fleisch. Da warf man ihm altes Seehundsfleisch vor, wovon er in einer halben Stunde mehr als sechs Pfund verschlang. Die Folge war natürlich eine schwere Krankheit.

In Cayenne war ein Neffe Dantons, Namens Jeannet, Commandant, ein Mann von rohester Willkür. Als man die Deportirten einem Officier aus dem Elsaß überwies, mit den Worten: „Hier sind die Verurtheilten!“ entgegnete Dieser: „Diese Herren sind nicht verurtheilt worden, es ist eine Schande, daß man sie hierher schickt.“ Für diese Worte wurde er cassirt. In Sinamary, wohin man die Unglücklichen gebracht hatte, gab ihnen der Elsasser Kormann ein Glas Wasser mit den Worten: „Ach, meine Herren, Sie kommen in ein Grab!“ Der Deportirte, General Murinais, entgegnete: „Wir wissen es, aber je eher desto besser!“ In den elenden Bretterhütten, die man ihnen als Wohnung anwies, war weder Stuhl noch Tisch zu finden; als einziges Geräth hatte Jeder eine Hängematte. Auf den Mann kam täglich etwas Zwieback, ein Pfund Salzfleisch und ein Glas Rum, das sie in das schlechte Trinkwasser schütteten. Das Brot wimmelte von Würmern und Ameisen. Ein Neger kochte die Suppe, drohte aber regelmäßig: er werde die Herren vergiften. In den Hütten war Ueberfluß an Scorpionen, auch Schlangen statteten nicht selten Besuch ab; Pichegru fand eine armsdicke in seinem Mantel. Die Tiger kamen Nachts auf Schußweite heran. Es war den Soldaten bei Todesstrafe verboten, mit den Gefangenen zu sprechen, und wenn Diese auch todtkrank waren, wurde doch Morgens vor den Hütten Reveille getrommelt. General Murinais starb schon nach einigen Wochen am Klimafieber; dann wurde Barthelemy krank. Barbé Marbois bewahrte einen stoischen Gleichmuth. Im Aerger darüber erließ Jeannet einen Befehl: daß Jeder, welcher Soldaten oder Neger zu Gunsten der Deportirten mitleidig stimme, auf dem Fleck erschossen werden solle. Bourdon starb bald nachher. Man brachte die Kranken nicht einmal in ein Hospital, und als Ducoudray sich darüber bei Jeannet beschweren ließ, entgegnete Dieser dem Bevollmächtigten Aimé: „Ich weiß nicht weshalb mich die Herren unablässig plagen. Sie sind doch wahrhaft nicht nach Sinamary geschickt worden um ewig zu leben!“ Einer Anzahl derselben gelang es übrigens mit Hülfe eines americanischen Schiffscapitäns nach Fort Oranien im holländischen Surinam zu entfliehen.

Pitou schildert ausführlich seine Schicksale in Kuru, einem elenden Orte südöstlich von Cayenne, der aus acht Hütten bestand und in der Nähe eines moorastigen Waldes lag. Er war 1798 dort, aber, sagt er, hier hausten 1763 mehr als 15,000 Menschen, an welche jetzt nur noch die Gräber erinnerten. Ein armer, längst erblindeter Mann aus Caen in der Normandie, der seit jenem Jahre in Kuru zurückgeblieben war und alle Fieber überstanden hatte, erzählte von dem Colonisirungsversuche, welchen der Minister Choiseul hatte unternehmen lassen. Man machte damals viel Lärm von der Sache und wollte sie ins Große treiben. Der Minister versprach jedem Einwanderer soviel Land, als er mit Vorschüssen, welche der Staat ihm darleihe, urbar machen könne; dagegen sollte er der Regierung das liegende Eigenthum überweisen, welches er in Frankreich zurücklasse, oder später in Cayenne die Vorschüsse zurückzahlen. Gedieh die Ansiedelung, so stand zu erwarten, daß viele Leute ihr Eigenthum in Europa dem Pariser Staatsschatz überlassen würden, um dafür Land in Guyana einzukaufen, und der König hatte dann eine werthlose Wüstenei um hohen Preis an seine Unterthanen verkauft. Nun entstand ein wildes Speculationsfieber; man wollte in den Sümpfen Guyana's ein Neu-Paris gründen, und nicht weniger als 15,000 Köpfe landeten auf den sogenannten Teufelsinseln, um sich dort zu acclimatisiren. Sie gründeten die Colonie Kuru, welche nicht weniger als 30 Millionen Livres kostete. Der blinde Mann aus der Normandie erzählte: „Ich bin zu jener Zeit dabei gewesen, als die Einöde hier so belebt war wie der Garten des Palais Royal. Damen in Reifröcken mit Schleppen, Herren mit Degen und Federhut lustwandelten umher; selbst lockere Dirnen hatte man aus Paris mitgebracht. Aber nach Ablauf eines halben Jahres waren schon mehr als 10,000 nicht mehr am Leben; in den Jahren 1763 und 1764 starben hier am Orte wohlgezählt 13,060 Personen an Pest und Klimafieber, etwa 2000 hatten sich wieder nach Europa eingeschifft. Zuletzt führte man gar keine amtliche Sterbeliste mehr, weil die dazu eingesetzten Beamten immer so rasch hinwegstarben. Täglich, früh und Abends, fuhr ein Leichenwagen mit vier Aufladern umher; voran ging ein Mann mit einer Schelle und rief: „Legt Eure Todten vor die Thür!““

Als Pitou zum ersten Male auf die Jagd ging, traf er im Walde zuerst mit einer Heerschaar Ameisen zusammen, bald nachher mit einer giftigen Raspelschlange; dann, am Rande des Gehölzes, sah er eine Kuh, welcher ein Jaguar den Leib aufgerissen hatte. Nachts störten ihn die Kuakaaffen durch ihr abscheuliches Geschrei; mehr als einmal sogen ihm die großen Vampyre Blut aus. Affenbraten war eine Delicatesse, aber Sonnenstich kam auch häufig vor. Von Kuru brachte man die Deportirten nach Konanama, wo kein Baum Schatten gab. „Von früh bis spät wurden wir von der Sonne gebraten. Das Flußufer ist schlammig; die Savanne hat einen unebenen Boden, auf welchem kaum Gesträuche fortkommen; in dem dreischneidigen Grase hielten sich viele Schlangen auf. Wir fanden nicht einmal einen Brunnen, und hier in dieser Wildniß sollten Deportirte sich ansiedeln! Nach vierzehn Tagen waren die Meisten krank; die Nägel fielen ab, Beine und Leib schwollen auf, die Ausdünstung verpestete die Luft. Und diese Kranken erhielten Salzfleisch, das in Seewasser gekocht war! Die Aufseher unterschlugen Alles und schwelgten mit Negerinnen. Nach einem Monat waren alle dorthin Verwiesenen ohne jede Ausnahme krank. Die Meisten wurden von Würmern angefressen, und die Neger verlangten für jeden Wurm, welchen sie ausdrückten, 40 Sous. Als die Deportirten statt der salzigen Speise frische Fische und zum Trinken in dem zuckerreichen Land etwas Syrup verlangten, erklärte der Aufseher Beccard dergleichen für absurde Forderungen. Selbstmord war an der Tagesordnung; man ließ die Kranken dursten; erst Abends 5 Uhr erhielten sie einen Trunk Wasser. Von 329 Deportirten starben zu Kona-

nama und Sinamary vom 11. August bis 25. November nicht weniger als 126!“

Von Interesse sind die Nachrichten, welche Pitou über die Schreckensmänner Collot d'Herbois und Billaud Varrennes giebt; sie waren als verbannte Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses 1795 in Cayenne angelangt. Jeannet, der sie für mitschuldig am Tode seines Oheims Danton hielt, behandelte sie mit äußerster Härte. Billaud wurde von ihm durch eine Menge versammelten Volkes geführt, das ihn verhöhnte. Er blieb scheinbar ruhig, spielte mit einem Papagei, den er auf der linken Hand trug, und sagte: „Armes Volk, Ihr zertrümmert Eure Götzen, weil man es Euch befiehlt!“ Dann wandte er sich zu einem seiner Meinungsgenossen mit den Worten; „Laß den Muth nicht sinken, unsere Partei wird wieder triumphiren!“ Collot d'Herbois war auf eine Zuckerpflanzung verwiesen worden, wo er sich damit beschäftigte, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben. Er war im höchsten Grade ungeduldig, erklärte die Einsamkeit für eine Hölle, und verfiel in ein hitziges Fieber, in welchem er einst aufsprang und eine Flasche Wein trank. Nun brannte sein Leib wie glühende Kohlen, und er sollte in ein Spital nach Cayenne geschafft werden. Aber die Neger warfen ihn unterwegs in der stärksten Sonnenhitze auf die Erde, weil sie einen solchen Frevler gegen Gott und Menschen nicht länger tragen wollten. Der Schreckensmann, bei welchem die Ueberlieferungen der Kinderzeit lebendig wurden, rief die Mutter Maria um Hülfe an! Seine letzten Augenblicke waren fürchterlich. Während man einen Priester holte, starb er am 7. Juni 1796, mit halboffenen Augen und verdrehten Gliedern. Jeannet war beim Billardspiel, als man ihm Collots Tod meldete. „Man mag ihn begraben, es soll ihm mehr Ehre angethan werden als einem Hunde!“ sprach er, und spielte weiter. Die Neger, welche ihn begraben sollten, wurden ungeduldig, weil sie ihre Liebchen auf den Tanzplatz bestellt hatten, und scharrten ihn nur halb ein; er ward die Beute der Raubthiere des Waldes.

Zum Schluß mag hier noch ein charakteristischer Vorfall mitgetheilt werden. Die Neger benutzten Leichen zur Zauberei. Einst begaben sie sich auf den Kirchhof und gruben den Deputirten Leroux aus, der einige Tage vorher aus Gram gestorben war. „Sein Leichnam verbreitete einen entsetzlichen Geruch. Wir versteckten uns hinter Citronenbäumen, welche unsern Garten vom Kirchhofe trennten, und sahen beim Vollmondschein deutlich, was vorging. Die Neger rissen der Leiche die Haut vom Kopfe und von den Fußsohlen, nahmen Zähne, Nägel und Haare und machten daraus kleine Päckchen, die sie dann später als Zaubermittel benutzt haben mögen.“

So war Cayenne, und so ist es im Wesentlichen noch heute.

—dd

Zur Chronik.

Das Goethe-Schiller-Bild.*

— In Dresden war Rietschels Modell zu der für Weimar bestimmten Goethe-Schiller-Gruppe noch ausgestellt, bevor es nach München ging, wo König Ludwig in seiner Gießerei bekanntlich das Erz dazu kostenfrei gewährt. Es war den Beschauern nur kurze Frist vergönnt, denn Eile thut noth, soll das kolossale Dioskurenbild wirklich noch in diesem Jahre, zum 3. September, dem hundertsten Geburtstage Karl Augusts, in Weimar aufgerichtet und eingeweiht werden. Um so gefüllter von Besuchern war die Werkstatt Rietschels auf der Brühlschen Terrasse. Da standen sie, die beiden größten Deutschen, zwei Riesengestalten, weil sie Riesen an Geist gewesen, aus einer fast schon mythisch gewordenen Vergangenheit, obschon für den Einen, für Schiller, erst in zwei Jahren, erst 1859, ein Jahrhundert seit seiner Geburt voll ist. Ein großer Freundschaftsbund steht leibhaft in der Gruppe vor uns, das Bündniß zweier Geister, von denen Jeder für sich stark und groß, stärker und größer aber noch in der Gemeinsamkeit des Schaffens, in der Ergänzung ihrer Verschiedenheit und Besonderheit. Es sind die Neunziger des vorigen Jahrhunderts, in denen dies Bündniß geschlossen wurde. Lessing war todt, Herder wandte sich ab, Kotzebue beherrschte die platte Menge, die Romantiker begannen mit ihrer Mystik: da reichten sich die großen Streiter die Hände, ungesucht, ohne Nebenansicht, ohne kleinen Dünkel und kleinlichen Ehrgeiz, aber im stillen Vollgefühl ihres Berufs, im Kraftbewußtsein ihrer Mission, im Namen der Nation die auf dem Felde des Wahren und Schönen sich Heimath und Wirklichkeit erobern mußte. Die Xenien waren nur nach außen hin zu Schutz und Trutz ein Feldzug wider die Irren und Wirren; die tiefere Gemeinsamkeit lag in der Gegenseitigkeit ihres Schaffens, in dem Bündniß zu Hülfe und Auferbauung bei ihren schöpferischen Arbeiten. Sie dichteten im Wetteifer ihre Romanzen und Balladen; dieser ganze Kranz deutscher Dichtungen im engen Rahmen der Lyrik, wie ihn keine Nation aufzuweisen hat, ist gar nicht denkbar, wäre gar nicht ins Leben getreten ohne dies Schüren der Kräfte gegenseitig. Wie Beide auch für ihre größten Schöpfungen, Meister und Wallenstein, dialektisch scharf und begeistert warm auf einander eingriffen: dies große Schauspiel innerer Genesis giebt uns der jetzt von neuem im Druck erschienene Briefwechsel. Rietschel hat die Epoche dieser Gemeinsamkeit ins Auge gefaßt, als er sein Dioskurenbild entwarf. Ideales Gewand hätte vielleicht die apostolische Mission dieses Bruderbundes heller, lichter, gehobener und ungestörter zur Wirksamkeit gebracht. Allein der Sinn des Jahrzehends, nicht blos König Ludwig der seine Bedingung daran knüpfte, forderte das Costüm der deutschen Wirklichkeit. Und so haben wir denn ein Stück Realität vor uns, nach welcher das Zeitalter schmachtet. Und diese Concession an die Forderung des Zeitgeschmacks hat ihre große Röthigung und Berechtigung. Warum deutsche Männer anders denn in deutschem Gewande, anders als sie Zeit Lebens einhergingen, der Ewigkeit und den kommenden Geschlechtern überliefern? Goethe steht also im Hofkleide, Schiller ungenirt im Bürgerrocke vor uns, ja mit der Klappenweste, wie sie sein Sohn, der Oberförster in Württemberg, dem Leipziger Schillerverein verehrte. Glücklicherweise trug man damals keine Cravate mit Vatermördern. Seltsam, der Zopf der Mode ließ dem Halse freieren Spielraum; Schiller hat volles, wallendes Haar und zurückgeschlagenen Hemdkragen nebst einer Krause die selbst den sogenannten Adamsapfel bloslegt. Glorreiches Bloslegen eines Gliedes am deutschen Menschenkörper! Und die Weste hat Bausche und Falten und Zipfel, und die Ungenirtheit des Genies (wahlverwandte Wörter: Ungenirt und Genie!) geht so weit, den einen Knopf, lodderig, nicht einmal zugeschlossen zu haben! Der lange Bürgerrock aber hat sein Spießbürgerliches, und Mancher, dem die Kraniche des Ibicus beim Anblick der Gestalt einfallen, kommt nicht darüber weg, daß der Schiller nicht blos wie er leibte und lebte, sondern wie ihn der Schneider hingestellt, der bewundernden Nachwelt in Erz für ewig überliefert werden muß. Von hinten her haben beide Gestalten mit den

trivialen breiten Rücken und Rockstücken sammt Nähten etwas plumpe Wirklichkeit. Goethe's Rumpf könnte weniger massiv sein, gleich dem Schwanthalerschen Goethe in Frankfurt a. M.; das dürfen wir nicht leugnen, denn die Wahrheit und ideelle Vorstellung die sich die zukünftigen Geschlechter von ihm zu machen haben, liegt uns noch mehr am Herzen als das Lob das wir dem Künstler über die Treuherzigkeit seiner Auffassung spenden müssen. Schiller ist weit mehr als im Stuttgarter Standbild zu seinem Recht gekommen. Dort hat er das Gedrückte der Tübinger Scholaren. Hier hat er in der Kopfbildung den freien Adlerflug des prophetischen Genius. Und Goethe's Gesichtszüge? Sie sind schön gefaßt, aber mit dem strengsten Ernst einer Jupitermiene, die er laut Bericht persönlicher Freunde und Zeitgenossen niemals in so starrer Weise hatte. Sein Antlitz, sagt uns eine Frau, die lange Jahre ihm als Tochter zur Seite stand, war erhaben, aber immer mild und gewinnend, nie abweisend, nie strafend ernst. Rietschels Goethe hält und hat den Lorbeerkranz, reicht ihn aber dem Genossen hin, um Diesem den Antheil daran zu sichern, während Schiller danach greift, aber mit seinem Blick nach Anderem, Höherem vorwärts trachtet. Dies ist die Situation der Gruppe, und wir finden Rietschels Gedanken schön. Aber Goethe's Antlitz ist so streng, als wollt' er zur versammelten Welt sagen: Ihr werdet das Euch gefallen lassen, denn ich will es so! So war Goethe's Miene nie, und wir wollen auch noch an ein Wort **Grillparzers** erinnern, das Zeugniß giebt von dem Eindruck den Goethe persönlich auf ihn machte. „Ich hatte ein Doppelgefühl bei seinem Anblick," sagte Grillparzer zu einer Freundin in Wien; „im ersten Augenblick machte er mir den Eindruck eines Jupiter, gleich darauf aber den eines Vaters, dem ich alle meine Sorgen und Schmerz zu vertrauen hätte." — Wir glauben, daß dies Wort als ein Zeugniß bekannt zu werden verdient. Olympische Ruhe und olympisches Glück lag in Goethe's Antlitz. — Rietschel hat die plastische Schönheit des großen Dichterkopfes trefflich gegeben, aber die Milde zu diesem Joviskopf nicht gekannt, nicht getroffen. Was uns aber nicht abhalten soll, die solide Gediegenheit seines großen Werkes anzuerkennen.

Vögeli's Geschichte des europäischen Staatensystems.

st. Dr. Hans Heinrich Vögeli erklärt im Vorwort zu seiner „Geschichte des europäischen Staatensystems vom Zeitalter der Reformation bis zur ersten französischen Revolution" (Erste Abtheilung. Zürich bei Meyer und Zeller), daß er ein Lehrbuch liefern wolle, das die veralteten Werke von Meusel, Spittler, Ancillon, Heeren und Hasse ersetze. Ein solches Lehrbuch fehlt allerdings, und wir können uns nur freuen, daß ein Schüler Ranke's diese Lücke ausfüllt. Herr Vögeli giebt den Ereignissen und den Menschen bestimmte, scharfe Umrisse, weist die Entwicklung der europäischen Staaten aus sich selbst und den großen Zusammenhang aller Begebenheiten nach, und ist besonders in der Art vortrefflich, wie er Alles erläutert, was entscheidende Wendepunkte herbeiführt. Um dieser nicht geringen Vorzüge willen verdient seine Arbeit allen Lehrern und Freunden der Geschichte empfohlen zu werden. Ohne Mängel ist sie übrigens nicht. Herr Vögeli schreibt gesucht, pretiös; und ihm fehlt das feine Ohr für den harmonischen Klang der Perioden. Vor allen Dingen hat er jedoch seine Aufgabe in einem wesentlichen Punkte unrichtig aufgefaßt. Wer die neuere Geschichte des europäischen Staatensystems schreiben will, darf America aus seinem Gemälde nicht weglassen. Der neue Welttheil hat seit seiner Entdeckung auf uns sehr merklich eingewirkt und in großen Dingen Entscheidungen veranlaßt. Der Verfall der spanischen Weltmonarchie, das Emporkommen Englands und Hollands, und in Folge davon die gänzliche Verschiebung der früheren Machtverhältnisse: knüpft sich dieses Alles nicht an America? Ist nicht durch die Entdeckung des großen Genuesen in Handel und Schiffahrt, im Geldwesen, in der gesammten Lebensweise der Menschen eine Umwälzung hervorgerufen worden? Herr Vögeli meint, wenn Heeren den Einfluß der Colonien und der gewerblichen Thätigkeit auf die Staatshändel ganz besonders hervorhebe, so fühle sich seine Vaterstadt Bremen und die Verbindung Hannovers mit England heraus. Wir meinen dagegen, wenn Herr Vögeli diesen sehr starken Einfluß vernachlässige, so merke man ihm an, daß er in den kleinen Verhältnissen eines Binnenlandes aufgewachsen ist. — Die Ranke'sche Schule strebt nach einer Unparteilichkeit, der zuweilen eine gewisse Kälte anhängt. Herr Vögeli gehört in dieser Beziehung nicht zu ihr. Er rühmt von sich, daß er der Gegenreformation die Stelle einräume, welche ihr gebühre. Gerade die Seiten aber, auf denen er von dieser Gegenreformation handelt, sind die schwächsten seines Buches. Nicht die Dinge, die er aufzählt — die Persönlichkeit der Fürsten, die Gewaltmaßregeln, die Jesuiten, das Collegium Germanicum in Rom — haben der Gegenreformation in so vielen Ländern den Sieg verschafft, sondern die Reform, welche die katholische Kirche am Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit sich vorgenommen, hat das gethan. Herr Vögeli hätte über diesen Punkt in der Geschichte der Päpste seines Lehrers und bei Macaulay Belehrung in Fülle schöpfen können.

Der russisch-türkische Krieg.

st. Ueber den russisch-türkischen Krieg lesen wir von August **Prinz** zwei Bändchen (Hamburg und Altona, im Verlagsbureau). Das Buch ist eine Zusammenstellung aus Zeitungen und Büchern und bringt neben Gutem viel Unbedeutendes. Zu einer belehrenden Kritik der Kriegsereignisse fehlen dem Verfasser die Kenntnisse. Seine Terrainschilderungen sind nicht anschaulich genug; von den Biographien, die er mittheilt, gehören mehrere nicht in ein Buch, das vom russisch-türkischen Kriege handelt. So erzählt Herr Prinz das Leben des Fürsten Woronzow und Schamyls. Der Fürst ist aber, als der Krieg ausbrach, vom Schauplatze abgetreten, und der Prophet des Kaukasus hat die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, vollständig getäuscht.

Eine Verlorene, Roman von K. Wartenburg.

— Der Feder des Herrn K. Wartenburg sind die Leser unseres Blattes schon wiederholt begegnet; wir gaben von ihm einige Skizzen aus Paris und Brüssel. Der Verfasser hat frisch und harmlos die dortigen Zustände aufgefaßt. Seine Bekanntschaft mit Land und Leuten daselbst verhalf ihm auch zu einem Roman, ebenso wie Gerstäcker, der freilich die Neuheit eines weltweiten Gebietes für sich hat, jetzt von der Reiseschilderung zum Roman übergeht. Die „Verlorene," welche Karl Wartenburg uns vorführt (Leipzig bei Kollmann), ist eine Grisette und Lorette; — auf den zarten Unterschied und die feine Grenzlinie beider wollen wir uns nicht weiter einlassen. Ein junges Studentenblut liebt sie treu und ehrlich. Das ruft in ihr den Entschluß hervor, in der That wieder ehrlich zu werden. Ihr ehrlich Liebender aus dem Quartier latin ist aber just Arzt bei einer Dame, welche die Gattin jenes Wüstlings werden soll, dessen femme entretenue Florette war. Diese Dame hat der junge Mediciner gerettet und sie liebt ihn dafür ebenso zärtlich wie dankbar. 200,000 Francs sind der Preis, für welche sie das Opfer in einem schmählichen Ehebunde sein soll. Florette hat sich aus dem glänzenden Laster in die tugendhaften Arme ihres Doctors gerettet, wird aber entdeckt und soll ihm als ehemalige Grisette denuncirt werden, wenn sie nicht die Geliebte eines schlechtgesinnten Lords werden will. Da Floretten damit der Weg zur Tugend abgeschnitten ist, zieht sie vor, heroisch zu enden. Sie bedingt sich 300,000 Francs als Preis aus, um dem Lord anzugehören. Nach unserem Gefühl ist die Waare nicht soviel werth, allein der Lord schickt ihr den Wechsel, und Florette kann nun die Großmuth spielen und den Kaufpreis jener Dame, die ihren Freund liebt, erschwingen. Sie hat dessen Hinneigung zu ihr entdeckt, verkauft sich heroisch noch einmal der Schande und nimmt Gift. — Das

ist alles sehr gewandt erzählt; wir staunen nur über die Naivität, die sich nicht sagt, das alles sei eigentlich schon oft von Franzosen dargestellt, und ein Thema, das wir ihnen füglich überlassen sollten. — Der Verfasser verheißt uns eine neue Arbeit von deutschen Stoffen, betitelt: „Kinder der Welt."

Dunkele Wege, Roman von M. Norden.

— Von Marie Norden (Wolfhagen mit bürgerlichem Namen, einer Schleswigerin, die seit einigen Jahren in Dresden lebt) kennen wir neben mehreren novellistischen Arbeiten Schilderungen Londoner Zustände und englischer Institutionen. Eine gewisse pragmatische Solidität waren Kennzeichen dieser Schilderungen. Wir finden denselben Charakterzug im Roman: „Dunkele Wege." Er spielt auf Hamburger Grund und Boden. Die Orthodoxie in Hinneigung zu altem Brauch und geregelter Sitte, selbst das Altfränkische und Ungelenke in Handhabung gesellschaftlicher Umgangsformen, ist in der Darstellungsweise der Verfasserin für sie selbst wie für den Schauplatz, dem ihre Gestalten angehören, gleich sehr bezeichnend. Der Anfang der Erzählung, das Verlobungsfest im Hause des Senator Balder, mit der schwermodernen Conversation im Ballsaal, steht im Widerstreit mit anderswo geläufigen Gesellschaftsformen. Der alte Balder, der etwas allzu rasch seine Tochter einem Cavalier aus Böhmen anverlobt, läßt sich breit und pedantisch über die Mitgift aus. Der Cavalier lehnt dies halb und halb ab, jedoch so, daß er sich verdächtig macht. Ominöse Anzeichen gegen ihn häufen sich; er und zwei seiner Brüder machen als Glücksritter beinah förmlich ein Complot. Rontal ist als Schwindler entlarvt, aber nicht entwaffnet. Er seinerseits deckt die ebenfalls „dunklen Wege" auf, welche dem alten Senator durch Brandstiftung doppelt versicherter Güter zu seinem Reichthum verhalfen. Schwindel und geheimes Verbrechen sind aus ihren Minen aufgeschreckt und arbeiten nun mit aller Gesetzesform gegen einander. — Die Verfasserin hat wenig gethan, dies düstere Bild verbrecherisch unterwühlter Glückszustände zu mildern; ihre Schilderung ist hart und herbe. Die positiv guten Naturen in ihrem Gemälde sind reizlos, und die Enthüllung der Machinationen böser Elemente ist streng und unerbittlich trocken, wenn auch wahr und richtig.

Bolmida †.

st. Seit dem Jahre 1848 sind namentlich in den romanischen Ländern Finanzgrößen wie Pilze aufgeschossen. Die Pereire, Miras und viele Andere sind von gestern. Früher dachten Geldpilze entweder an schnelles Vermehren, oder an schnelles Verzehren ihres Reichthums; heute suchen sie, ohne das erste Ziel aus dem Auge zu verlieren, der Welt zu nützen, oder sprechen wenigstens davon. Der Turiner Banquier Bolmida war ein moderner Geldmann dieses Schlags. Vor 1848 hatten seine Geschäfte den bescheidensten Umfang, im Revolutionsjahre hob er sich plötzlich und ließ sich von nun an auf große Pläne ein. Als Abgeordneter gehörte er zu der ministeriellen Partei, in der Graf Cavour seine Stütze fand. Er wurde der Gründer des Crédit mobilier von Turin und regte viele Unternehmungen von unzweifelhaftem Nutzen an. Am thätigsten zeigte er sich für die Colonisation der Insel Sardinien. Er starb so plötzlich (29. December 1856), daß der herbeigerufene Arzt blos eine Leiche fand.

Graf Lovatelli.

st. Neuere Mittheilungen, welche die Independance Belge aus Ravenna erhalten hat, machen es zweifelhaft, ob der dort vorgekommene politische Mord von den Mazzinisten ausgegangen sei. Graf Lovatelli war ein alter Carbonaro und hatte 1845 den Aufstand von Rimini hervorgerufen, oder doch thatkräftig unterstützt. Die Zeitungen von heute nennen ihn den Führer der Insurgenten. In dem höchst zuverlässigen Geschichtswerke: Lo Stato romano, per Luigi Carlo Farini, wird aber Pietro Renzi als solcher angegeben. Mazzinistisch war jener Aufstand durchaus nicht, wie das „Manifest von Rimini", in dem die Insurgenten mit sehr gemäßigten Forderungen auftreten, deutlich beweist, und wegen eines Abfalls von einer Partei, der er nie angehört hat, kann Graf Lovatelli mithin nicht bestraft worden sein. Das Mißlingen des Aufstandes zwang ihn zur Flucht ins Ausland, auf der ein Officier, Tullio Rasponi, ihn begleitete. Beide kehrten, von Pius IX. begnadigt, in den Kirchenstaat zurück. Sie haderten oft mit einander, theils wegen politischer Meinungsverschiedenheiten, theils wegen Vermögensinteressen, und eines Tages fand man Rasponi bei Ravenna ermordet. Lovatelli wurde in der Bewegungszeit zum Prolegaten von Ferrara ernannt und in die constituirende Versammlung gewählt. Er gehörte dort zur Rechten und unterhielt mit dem nach Gaëta geflüchteten Pius IX. Verbindungen. Nach Ravenna zurückgekehrt, unterstützte er die päpstliche Verwaltung, deren Reformen gänzlich stockten, nicht mehr und galt sogar für ihren Gegner. Da er sehr reich und sehr geachtet war, so könnte eine Angabe italienischer Zeitungen, daß seine Ermordung von ehemaligen päpstlichen Freiwilligen ausgegangen sei, Recht haben. Daß auch diese Ultrapartei den Dolch anwendet, ist eine geschichtliche Thatsache. Nach einer andern Vermuthung hätten Rasponi's Verwandte, ihn für den Mörder ihres Angehörigen haltend, die Dolche bezahlt, denen er erlag.

Monsignore Sibour.

* Der ermordete Erzbischof von Paris galt lange für einen Republikaner. In den stürmischen Zeiten seiner Erhebung — sein Vorgänger Affre hatte vor einer der Juni-Barricaden als Friedensstifter eine tödtliche Wunde erhalten — unterstützte er die „rechtschaffenen Republikaner" und pflog mit Cavaignac einen freundschaftlichen Umgang. Nach dem Staatsstreich vom 2. December suchten seine Gegner ihn bei Louis Napoleon anzuschwärzen; doch fand bald eine Verständigung statt. Diese Gegner wollten den Mann nicht wegen seiner politischen, sondern wegen seiner religiösen Richtung stürzen. Er war den ultramontanen Tendenzen entgegen, die im französischen Episkopat soviel Boden gefunden haben, und man wollte sogar wissen, daß einige der Flugschriften, die dem „Univers" den härtesten Stand bereiteten, von ihm ausgegangen seien. — Seine Ermordung ruft vielleicht eine Krisis hervor, denn die Ultramontanen werden Himmel und Erde, Vatican und Tuilerien einschließlich aller dahin führenden Nebenthüren und Hintertreppen in Bewegung setzen, um einen der Ihrigen auf den erzbischöflichen Stuhl zu setzen. Gelingt das, so sehen wir schon den Nachen, der die gallicanischen Freiheiten in das Reich der Schatten führen wird.

Das Weihnachtsfest in Galizien.

* Nicht wahr, Ihr Herren Romantiker: je eingebildeter, also auch kindlicher und natürlicher ein Volk ist, um so inniger wird seine Feier des Weihnachtsfestes sein? — Wir wollen die galizischen Sitten befragen. Am frühen Morgen des heiligen Tages kommt der Organist und überreicht dem Bauer Hostienoblaten, für die er mit Erbsen oder Hirse, Weizen oder Korn bezahlt wird. Der Lehrer der größten galizischen Schule verdient im ganzen Jahre nicht soviel, wie der Organist an diesem einen Tage. Die Oblaten sind aber auch ein unfehlbares Heilmittel, wenn Thiere oder Menschen behext worden sind, helfen ferner gegen Drüsenanschwellungen und befördern das Kalben der Kühe. Nach dem Organisten erscheint der Wirth der Branntweinschenke und bietet dem Bauer nebst Familie einen Gratistrunk. Alle trinken, selbst dem Säugling an der Brust wird die dickbäuchige Flasche vorgehalten. Versäumte der Wirth diese Aufmerksamkeit, so würde der Bauer während des folgenden Jahres seinen Durst im nächsten Dorfe löschen. Der Bauer folgt dem Wirth auf dem Fuße. Er nimmt seinen Frühtrunk in der Schenke, und dieser Frühtrunk verlängert sich bis in den späten Nachmittag. Der männliche

Theil des Dorfes ist nun sinnlos betrunken und muß ausschlafen. Das ist die galizische Weihnacht, und ihre Freude besteht darin, daß der Bauer an diesem Tage, österreichisch gesprochen, seinen obligatesten Rausch hat.

Böhmisches Zeitungswesen.

* Im Jahre 1657 erschien in Prag die erste politische Zeitung, indem dem königlichen Buchdrucker Arnold v. Dobrislaw durch kaiserliches Hofdecret die Freiheit ertheilt wurde, statt der bis dahin üblichen geschriebenen Zeitungsblätter förmliche Zeitungsnachrichten zu drucken und in Umlauf zu setzen. Das zweihundertjährige Jubiläum wird in diesem Jahre durch das Erscheinen einer böhmischen Zeitung in America am würdigsten begangen werden. Sie soll in Wisconsin gegründet werden, und 200 dortige Ansiedler böhmischer Nationalität haben bereits eine namhafte Summe gezeichnet.

Nachtheilige Wirkungen des Tabakrauchens.

r. Hierüber berichtet ein Arzt nach an sich selber gemachten Beobachtungen. Er litt häufig an Ermattung, zu welcher sich wüste Eingenommenheit des Kopfes und im Schlaf Alpdrücken gesellte, worauf jene bekannte Gefühlstäuschung der Scheinbewegung eintrat, d. h. das Gefühl, als ob er in einen Abgrund fiele, oder seine Umgebung sich plötzlich um ihn herumdrehte. Er selbst suchte den Grund dieser peinigenden Erscheinungen in einer Herzkrankheit, verfiel in Hypochondrie und suchte sich häufig bei der Pfeife Trost zu holen, ohne zu beachten, daß durch diese das Uebel nur noch schlimmer werde. Ein ihm befreundeter College, den er bei der Unmöglichkeit, das eigne Herz gehörig zu untersuchen, zu Rathe ziehen mußte, kam endlich auf den Gedanken einer narkotischen Vergiftung, für welche er die Ursache in nichts Anderem finden zu können glaubte, als in dem übermäßigen Gebrauche des Rauchtabaks. Pfeifen und Cigarren wurden daher seltener benutzt, und binnen kurzem verschwanden sämmtliche Krankheitserscheinungen, welche sich auch in der nunmehr verflossenen Zeit nicht wieder eingestellt haben. — So nützlich und in mancher Beziehung unentbehrlich das Tabaksrauchen zur Erhaltung der Gesundheit bei unserer heutigen Lebensweise für viele Personen ist, so warnt doch dieses Beispiel vor seinem übertriebenen Gebrauche nachdrücklich. Mancher Leser dürfte vielleicht an sich ähnliche Beobachtungen gemacht haben, oder noch machen können.

Leben und Treiben in Indien.

x. Wir finden ganz treffliche Schilderungen indischer Verhältnisse in den „Tropischen Skizzen oder Erinnerungen eines indischen Journalisten von William Knighton," die in deutscher Uebersetzung (Dresden bei Rudolf Kunze) von M. B. Lindau erschienen sind. Die Uebertragung ist gut, nur hätte man für die indischen Namen nicht die oft geradezu abgeschmackte Schreibweise der Engländer beibehalten sollen, weil dieselbe ohne alle Berechtigung ist. Knighton, Derselbe welcher in so ergötzlicher Weise uns das Hofleben zu Lacknau in Audh (Ein Indischer Königshof. Lorcks Eisenbahnbücher Nr. 23) kennengelernt hat, führt uns hier auf ein anderes Gebiet, mitten in das Leben Indiens hinein. Seine Beobachtungsgabe ist fein, seine Darstellung frisch und in hohem Grade anziehend; er weiß den Leser vom Anfang bis ans Ende zu fesseln, indem er ihn fortwährend anregt und in Spannung erhält. Nachdem er Ceylon verlassen, will er Calcutta besuchen; aber zu dieser Stadt der Paläste führt der Weg nur durch die Wohnung des Todes. An den Mündungen der vielen Gangesarme liegen tiefe sumpfige Landstriche von großer Ausdehnung, die Sanderbands, die dicht mit tropischem Gebüsch, mit undurchdringlicher Dschangel bedeckt sind. Dort lauert der Tod in mannichfachen Gestalten auf seine Beute. Das dichte Gewirr von Pflanzen mit starkem Geruch und schädlichen Ausdünstungen verwelkt nur um als Dünger für andere ebenso schädliche Gewächse zu dienen. In dieses Gestrüpp von Wasserpflanzen und Schlinggewächsen kann keines Menschen Fuß dringen. Denn überall lauert die böse Luft, sie steckt unter jedem kriechenden Gewächse, hinter jedem Busche. Dort ist die Urheimath der Cholera; in jenem mit dichtem Gebüsch überzogenen Schlammboden ward die fürchterliche Geißel geboren, welche wie ein Engel der Vernichtung binnen dreißig Jahren alle Welttheile heimgesucht hat. Der Reisende, welcher an diesem todbrütenden Ufer vorüberschifft, erbebt vor dem düstern Dickicht mit den grauenhaften Tiefen, wo in der Dschangel Cholera, Schlangen und Tiger hausen; der Anblick benimmt ihm fast den Athem. Fährt er oberhalb Calcutta auf „der Ganga heiliger Stromfluth," dann liegt ein weites Panorama vor ihm, ein Bild von überraschender Schönheit. Der Strom erscheint hell und glänzend, aber der Reisende wendet entsetzt seinen Blick vom Wasser hinweg, denn der Ganges führt eine Menge menschlicher Leichen mit sich. Der Hindu welcher zu arm ist, um seine Todten zu begraben; hält den heiligen Strom für den kürzesten Weg zum Paradiese, und glaubt dem Verstorbenen keinen größern Dienst erweisen zu können, als wenn er seinen Körper dem Strom übergiebt. Es mag ein schauerlicher Anblick sein, solche vom Wasser und der Sonne gebleichte, manchmal halbverbrannte menschliche Körper vorbeischwimmen zu sehen! Das Leben in Indien ist unglaublich bunt und mannichfaltig, aber die herrschenden Engländer fühlen sich doch wie in einer Einöde, sie bleiben auch dort insularisch abgeschlossen. Knighton kennt seine Landsleute aus dem Grunde, und die Schilderung welche er von ihnen entwirft, ist nicht überladen. Das Geheimniß des Uebergewichts und der Herrschaft liegt in der Energie, in der nachhaltigen Thätigkeit des Europäers. Wenn man den Bengalesen in seinem tropischen Tieflande fragt, weshalb er alle und jede Anstrengung scheut, so antwortet er: „Was thut's, Sahib, wenn wir uns nur glücklich fühlen?" Und als die ersten Dampfwagen auf der Eisenbahn dahin brausten, sagten sie: „Die Feuerwagen laufen viel zu schnell, die Leute werden den Tod davon haben!" Die Lust der Trägheit, der Schlaffheit, des Widerwillens gegen Mühe und Anstrengung durchdringt das ganze Volk, und ist zum großen Theil Folge des Klimas. Denn im Oberlande und im Gebirge sind die Menschen thätiger und kräftiger. Sehr treffend ist folgende Schilderung. Der Hindu und der Muselmann scheinen gegenwärtig die eifrigsten und wärmsten Anhänger ihres Glaubens zu sein, während Buddhisten und Christen hinsichtlich des Indifferentismus auf gleicher Stufe stehen. Der Eine geht in seine Kirche um zu schlummern und zu gähnen, der Andere in seinen Tempel um Betel zu kauen und auszuspeien. Der Hindu aber, der einer Gottheit von eigner oder fremder Erfindung seinen Arm opfert, und diesen Arm Stunden, Tage, Wochen lang emporhält, bis er sich nicht wieder herunterziehen läßt, steif, nutzlos und verdorrt für immer erhoben bleibt, muß andere Dinge in seiner Religion sehen als bloße Formen und bedeutungslose Verrichtungen. Für ihn muß Religion eine lebendige Wirklichkeit, ein die stumpfe träge Masse der Menschheit lebendig und belebend durchdringendes Princip sein. Und ebenso ist es mit dem Mohammedaner. Man denke sich, welche Ausdauer und Enthaltsamkeit dazu gehört, in Indien die Fastenzeit des Ramadan zu halten; man denke sich die armen Arbeiter, die den ganzen Tag lang unter einer tropischen Sonne schmachten, bei Hitze und Arbeit Schweiß in Strömen vergießen und dennoch von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang es sich versagen, auch nur einen einzigen erquickenden Wassertropfen über die Lippen zu bringen! Von Erschöpfung und brennendem, fieberhaftem Durst aufgerieben, legen sie sich unter einen Baum oder unter eine Veranda und sterben, — ja sie sterben lieber, ehe sie das strenge Fastengebot übertreten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 5. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [31. Januar.

Inhalt.

Ein Besuch bei den Wiedertäufern unweit Basel.

Kaum hat sich das religiöse Gemüth irgendwo so viele Stätten zur Anbetung, zur Fürbitte, zum Kusse, zur Lösung eines Gelübdes ꝛc. geweiht als in der schönen Umgegend von Basel. Besonders ist es der Katholicismus, der in einem Umkreis von wenigen Stunden zahllose Kapellen und Wallfahrtsorte für heilbedürftige Seelen und Körper, ja sogar für heilbedürftiges — salva venia — Vieh aufzuweisen hat. So befindet sich in Kleinblauen eine Kapelle, die dem heiligen Wendelinus gewidmet ist, dessen Fürbitte die Bauern für krankes Vieh anrufen; die vierzehn Nothhelfer in St. Pantaleon sind gegen verschiedene Krankheiten bewährte Himmelsärzte; am Grabe der drei Jungfrauen bei Wolgensburg beten gern diejenigen, die von Zahnschmerzen und Liebesweh geplagt sind; das Hagenthaler-Kreuz, erst seit einigen Jahren als wunderthätig bekannt, soll schon mehrere gelungene Kuren, die in das Fach der Chirurgie gehören, gemacht haben; das Wasser von Helgenbrunn (Heiligenbrunn), wo zu Ehren der heiligen Walpurga eine Kapelle errichtet ist, wird, am 1. Mai gebraucht, als besonders heilsam gegen Unterleibs- und Kinderkrankheiten gerühmt; die Kapuziner in Dorneck werden jetzt noch häufig von Katholiken wie Protestanten gerufen, den „bösen Geist" aus Häusern und Ställen zu treiben. Gegen die hartnäckigsten leiblichen Uebel aber, zur Abwendung von allerlei Ungemach und Kummer, zur Linderung aller Schmerzen, zur Heilung jener Krankheiten, die tief, tief im Herzen und in der Seele sitzen, wird, wie billig und recht, die Himmelskönigin, die Mutter Gottes von Mariastein und dem Spahlenthor von Basel als besonders hülfefähig und hülfebringend verehrt. Das letztgenannte Wunderbild befindet sich an der Außenseite des Spahlenthors des protestantischen Basel und wird jahraus, jahrein von Tausenden katholischer Wallfahrer, namentlich aus dem Elsaß, besucht. Wie sich dieser Mariencultus trotz der Reformation in dem bilderstürmenden Basel bis auf den heutigen Tag hat halten können, läßt sich nicht anders als daraus erklären, daß die protestantischen Baseler selber heimlich an das Mirakelbild glauben. Denn Toleranz, wie sie unsere Zeit und unsere Bildung fordern, kann man es nicht heißen, wenn in Basel einerseits die katholische Confession kaum durch die Bundesverfassung vor Benachtheiligung in politischer Beziehung geschützt ist und z. B. allen Katholiken, die sich um das dortige Bürgerrecht bewerben, zugemuthet wird, ihre Kinder protestantisch erziehen zu lassen — und wenn man andererseits diese Idololatrie am Spahlenthor ehrfurchtsvoll duldet! Die gläubigen Katholiken aber wollen wissen, daß vom Bildersturm allerdings auch das Marienbild am Spahlenthor weggefegt worden, jedoch am folgenden Morgen wieder unversehrt auf seinem Postament gestanden sei. Ueberhaupt könne keine Macht der Erde die Mutter Gottes vom Spahlenthor hinwegbringen.

Sie sehen, wir treffen hier überall Zeugnisse und Denkmäler dafür, wie die Anschauungen der Vergangenheit noch in die Gegenwart hineinreichen.

Aber auch ein fortgeschrittenes religiöses Leben, theils in der Theorie, theils in der Praxis, hat sich hier seine Tempel erbaut. Wir wollen nicht von dem Protestantismus reden, der hier die herrschende Religion ist, nicht von dem Irvingianismus, der, um eine bessere Zukunft (das Wiedererscheinen Christi) in nahe Aussicht zu stellen, auf das apostolische Christenthum zurückzugreifen sich bemüßigt findet, nicht von der israelitischen Lehre, die sich immer mehr der Vernunft des neunzehnten Jahrhunderts anschmiegt, und nicht von dem israelitischen Cultus, der auch hier immer mehr einen verständig-erbauenden Charakter annimmt und den höheren Bedürfnissen des Gemüthes entgegenkommt: lassen Sie mich Ihnen in Kürze einen Besuch bei der „Gemeinde" der Wiedertäufer schildern.

Etwa zehn Minuten westlich von Basel, in der Nähe der Schützenmatte, steht ein erst vor einigen Jahren aufgeführtes, zweistöckiges Häuschen im Berner Geschmack. Der südliche Giebel desselben ist mit mancherlei Schnitzwerk geziert; eine breite Stiege

führt dort zu einer Altane, die gleichsam den Vorhof zu dem Hauptgemach des Hauses bildet. Die hohen Bogenfenster, durch die es das Licht erhält, lassen es für ein Schulhaus erkennen; aber wer wird auch ein Schulhaus vor ein Dorf oder eine Stadt hinaus auf eine einsame Ebene bauen? Es ist auch kein Schulhaus, es ist der bescheidene Tempel der Wiedertäufer. Aus freiwilligen Beiträgen der in und um Basel herumwohnenden Wiedertäuferfamilien wurde ein Stück Land gekauft, das Kirchlein, zu ebener Erde mit einer Wohnung für den Küster sammt Gärtchen, hingebaut und gleichfalls aus freiwilligen Beiträgen wird das bescheidene, aber freundliche Anwesen unterhalten. Wie die Wiedertäufer bekanntlich die tolerantesten Menschen von der Welt sind, Jedermanns Glauben ehren und den ihrigen mehr im schlichten Herzen als auf der Zunge tragen: so ist auch ihr Gotteshaus für Alle geöffnet, die Neugier oder Pietät in ihren Gottesdienst führt, so ist es auch einsam auf das freie Feld hingebaut, damit andere Confessionen kein Aergerniß daran nehmen, so entbehrt es auch aller künstlichen Bauart und alles künstlichen Schmucks; die wiedertäuferische Kirche bei Basel ist so einfach und hausbacken wie die wiedertäuferische Theologie, aber doch wieder so freundlich und solid gebaut, wie der wiedertäuferische Lebenswandel in der Regel freundlich und solid ist. Sie ist im Grunde keine Kirche, sie ist ein Haus, wie ja die Wiedertäufer auch kein Kirchenthum, keine Theologie in katholischem, protestantischem oder israelitischem Sinne haben und keinen Unterschied zwischen Priestern und Laien kennen! Und doch ist sie insofern eine Neuerung, als die Wiedertäufer von jeher nie ein öffentliches Bethaus hatten, sondern abwechselungsweise den Gottesdienst in dem Hause bald dieses bald jenes Gemeindegliedes feierten. Am Schlusse desselben wurde dann immer ein fröhliches Mahl abgehalten, zu welchem Zwecke das betreffende Gemeindeglied eigens ein fettes Schwein schlachten ließ. Da kam zuerst die übliche Suppe, dann Ochsenfleisch mit Rettich oder rothen Rüben, in Wasser gekochtes Schweinefleisch, das Gemüse: Sauerkraut, Rüben oder Bohnen in schwerer Menge, darüber lagen ausgebreitet in saftiger, appetitlicher Weise jene ebenso mannichfaltigen als an und für sich, wie in ihrer Abwechselung so unvergleichlichen Leckerbissen, die einst in ihrer Vereinigung das Thier gebildet hatten, das weder auf Schönheit der Gestalt noch auf Schönheit der Stimme einen besondern Anspruch macht: die fetten Rippen- und Rückgratstücke, die gallertartigen Schweinsfüße, mit denen sich vorzugsweise die Jugend und das noch mit guten Zähnen begabte kräftige Mannesalter beschäftigt, die knorpeligen Ohren, die wie Spanferkel schmecken, der Rüssel — eine Speise für das zartere Geschlecht, ferner eine Menge Leber- und Blutwürste, der ganzen Tischgesellschaft gleich willkommen, und endlich wurden zuletzt aufgetragen in fetter Zwiebelsauce unzählige Ringe Bratwürste und der ungeheure Schweinebraten sammt Salat; mit den letzteren Gerichten gaben sich meistens nur die Aelteren der Versammlung ab, da das jüngere Geschlecht sich bereits an derberen hinlänglich gesättigt hatte. Ueber das ganze Mahl war der Geist der behaglichsten Lebenslust ausgegossen, den man durch fleißiges Einschenken aus mächtigen Weinkannen immer grün zu erhalten wußte.

Ist das der wiedertäuferische Gottesdienst? wird der geehrte Leser fragen. Allerdings nicht; allein der Gottesdienst der Wiedertäufer war und ist jetzt noch zugleich die Veranlassung fröhlichen Zusammenseins und heiteren Lebensgenusses der oft stundenweit von einander weg, unter ihnen fremden Religionsangehörigen wohnenden Gemeindeglieder. Der Wiedertäufer sorgt für den Leib so gut wie für die Seele und unterscheidet sich daher sehr wesentlich von dem Trappisten.*)

Besuchen wir nun den Gottesdienst der Wiedertäufer! Der Betsaal ihrer Kirche bildet ein längliches Viereck; rechts nehmen die Männer, links die Frauen ihre Plätze ein. Im Vordergrund, dem Eingang gegenüber und der Menge zugekehrt, sitzen die Prediger oder Pfarrer, schlichte Bauersleute, die heute das Wort Gottes auslegen und morgen in Scheuer, Stall oder auf dem Felde hantiren. Ihnen zur Seite haben vier junge Burschen auf einem Tische das alte Testament aufgeschlagen und singen daraus einen Psalm — mit einer solchen Anstrengung der Lunge und einem solchen Mangel an aller Melodie, daß das Trommelfell unseres Ohres in wahrhafte Empörung geräth. Während dieser Vorbereitung zum Gottesdienst kommen immer noch Gemeindeglieder auf Berner-Wägelein mit ihren Frauen angefahren. Wie sie in den Betsaal eintreten, gehen sie zu jedem Einzelnen hin und reichen ihm schweigend die Hand. Endlich hört der ohrzerreißende Gesang auf; einer der Prediger erhebt sich, wischt den Schweiß von seiner Stirn und ergreift das Wort.

Es war nämlich ein heißer Juni-Sonntag, als ich den Gottesdienst der Wiedertäufer bei Basel besuchte. Der Prediger begann damit, daß er den hohen Grad der Hitze bestätigte und in seiner natürlichen Ausdrucksweise beifügte, daß wir deshalb alle Durst hätten. Es sei ganz recht, wenn man den Durst stille, und hie und da seinen Wein trinke, denn in Capitel so und so Vers so und so heiße es, der Wein erfreut des Menschen Herz; man soll aber nicht zuviel Wein trinken, daß Einem die Beine schwach werden, daß man nicht mehr wisse, was man rede und nicht mehr wisse, was man thue. Man soll auch Durst leiden können, wenn es sein müsse, namentlich wenn man eine große Familie und kein übermäßiges Vermögen besitze. Denn sparen müsse der Mensch, daß er im Alter etwas habe und seinen Kindern etwas hinterlassen könne. — Vom Durst kam der Prediger in ungesuchtem Uebergang auf den Hunger zu sprechen; auch da wurde wieder Mäßigkeit und Sparsamkeit anempfohlen. — Aber nicht blos nach irdischer Speise sollen wir hungern und nach irdischem Getränk dürsten, sondern dürsten sollen wir nach dem heiligen Geist, damit der all unser Thun und Handeln leite und regiere. Und nun verbreitete sich der Prediger mit einer Erfahrung, einer Menschenkenntniß, zugleich aber auch mit einer zarten Schonung, die mich mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte, über dasjenige, was uns in der Regel mangle. Man solle doch nur auf sich selbst immer recht Acht geben und da finde man denn, daß uns so Vieles beleidige, was wir von Andern erfahren; vermeiden wir daher, so zu sein gegen Andere wie wir nicht gern haben, daß sie gegen uns sind. — Nach diesem allgemeinen Satze sprach er dann von einer Menge der speciellsten Lebensbeziehungen, wie sie sowohl in der Tiefe als auf der Oberfläche desjenigen Kreises liegen, in dem sich das Denken und Wollen der

*) S. unser Blatt 1856 Nr. 48: „Ein Besuch bei den Trappisten im Elsaß.“

Wiedertäufer bewegt. Dabei legte er eine Kenntniß des alten und neuen Testaments an den Tag, daß er jeden Ausspruch, den er that, ohne langes Besinnen mit einer passenden Bibelstelle erhärten konnte; und immer wurde mit diplomatischer Genauigkeit die Zahl derselben und des Kapitels, in dem sie sich befindet, angegeben.

Nachdem dieser Prediger seinen fast eine Stunde andauernden Vortrag geendet hatte, trat ein zweiter Prediger auf, in welchem die Gedankenkörner des ersteren neue Keime getrieben hatten. Er behandelte das gleiche Thema, nur bereicherte er dasselbe mit weiteren Ausführungen, neuen Erfahrungen und Zusätzen.

Sodann wurden einige Neugeburten in das Taufbuch eingetragen, einige Verlobungen angezeigt — und endlich der Gottesdienst mit dem Gesange von der bewußten Kraft und Melodie geschlossen. Voll des heiligen Geistes begaben sich dann die Gemeindeglieder in ein benachbartes Gasthaus, um auch dem leiblichen Hunger und Durst Genüge zu thun — aber nicht in jener überschwenglichen Weise, wie es früher nach dem Gottesdienste in Privathäusern geschah; denn für Essen und Trinken giebt der Wiedertäufer nicht gern viel Geld aus.

Gewiß ist diejenige Religionsform eine der ehrenwerthesten, die sich in ihren Früchten als wahrhaft gut bewährt. Und in der That sind die Wiedertäufer in der Gegend von Basel die bravsten Leute, die es giebt. Sparsamkeit und Arbeitsamkeit sind ihre Haupttugenden, eine liebenswürdige Gutmüthigkeit leuchtet aus ihren treuherzigen Augen, sie sind freundlich und hülfreich gegen Jedermann, ohne Unterschied der Religion und weit entfernt die ihrige als die alleinseligmachende zu halten; in gesellschaftlichem Umgang zeichnen sie sich durch Bescheidenheit und ein stilles Wesen aus. Noch nie habe ich gehört, daß sich irgend einer ein gemeines Verbrechen hätte zu Schulden kommen lassen; dagegen kam der Fall vor, daß sich vor einigen Jahren ein Wiedertäufer bei Basel erhenkte. Von tiefem Gemüth, sind sie unter Umständen auch zur Schwermuth geneigt. Ein kräftiger Menschenschlag, heirathen sie in der Regel frühzeitig und zeugen blühende Kinder. Ackerbau und Viehzucht sind fast ihre ausschließliche Beschäftigung. Es ist mir nicht bekannt, daß ein Wiedertäufer je einen gelehrten Beruf gewählt hat. „Selig sind die Armen im Geist, denn ihnen ist das Himmelreich." Von Kirchengeschichte, Theologie, Religionsphilosophie ꝛc. haben ihre Prediger nicht einmal eine Ahnung, von der Rhetorik verstehen sie nichts, ihren Vortrag wickeln sie nicht in ein kunstvolles Schema ein: und doch sind ihre Predigten nicht selten besser als diejenigen unserer studirten Superintendenten, Professoren und Bischöfe, jedenfalls für das praktische Leben ebenso fruchtbar. Sie lesen die Bibel, und horchen auf das „Eingeben des heiligen Geistes" und frank und frei quillt aus dem Herzen dieser schlichten Menschen das Wort, das ihrer Bildungsstufe, ihren Lebensverhältnissen angemessen ist. Daß jedoch dieser patriarchalische Zustand des religiösen Lebens der Wiedertäufer deshalb das Ideal unserer Zeit wäre, wer möchte es behaupten? —

In der Gegend von Basel sind die Wiedertäufer in der Regel Pächter von Landgütern. Sie werden von den Gutsbesitzern als pünktliche Zahler und vortreffliche Bebauer des Landes allen andern vorgezogen. —

In Folge der wiedertäuferischen Unruhen zur Zeit der Reformation wurde in Basel sehr streng gegen die Wiedertäufer verfahren und keiner durfte sich mehr blicken lassen. Doch gelang es dem Niederländer Joris, der schon vielfache Verfolgungen erduldet hatte, sich 1544 hier niederzulassen, wo er sich Johann van Brügge nannte, sich für einen verfolgten Protestanten ausgab, und durch Ernst, Würde, Frömmigkeit und Wohlstand allgemeine Achtung erwarb. Er bekannte sich während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Basel zur reformirten Kirche und schrieb viele Broschuren ascetischen und moralischen Inhalts; besonders nahm er sich des von Calvin verfolgten Servet in mehreren Schreiben an die evangelischen Städte der Schweiz an, worin er bewies, daß man keinen Menschen um des Gewissens wegen verfolgen dürfe und daß man kein Recht habe, das Blut des Servet zu vergießen; höchstens dürfe man ihn als Ketzer verbannen. Nach seinem 1556 erfolgten Tode erfuhr man seinen wahren Namen. Der Magistrat eröffnete auf Ansuchen der Geistlichkeit einen Inquisitionsproceß über ihn, ließ 1559 seinen in der Bernhardskirche beigesetzten Leichnam ausgraben und nebst seinen Schriften unter dem Galgen verbrennen.

In viel späterer Zeit erst durften sich Wiedertäufer auf dem Baseler Gebiet niederlassen; mehrere erwarben sich das Bürgerrecht. Da sie bekanntlich auch im Kriege Niemand tödten dürfen, ja das Kriegshandwerk ihnen untersagt ist, so räumte man ihnen in Bezug auf die Militärpflicht nach und nach einige Erleichterungen ein. Als jedoch der Sonderbundskrieg 1847 ausbrach, wurden auch die schweizerischen Wiedertäufer zu den Waffen gerufen; wer es von ihnen vermochte, stellte einen Ersatzmann, allein Viele waren dies nicht im Stande. Die letzteren wurden nun zu den Trains commandirt und hatten sich also nur mit der Bespannung der Kanonen, keineswegs aber mit dem Todtschießen der Menschen zu befassen. Die Jünger Jesu in Luzern hatten damals bekanntlich andere Grundsätze als die Wiedertäufer! G.

Die blauen Tiefen.

IV.

Der Forschergeist hat sich bemüht, die Tiefen des Oceans zu messen und Geheimnisse zu ergründen, die meilentief in ewiger Nacht unter ihm liegen, er hat sich hinaus in den Sternenocean gewagt, um ihn nach Billionen Meilen von einer Sonne, von einer Milchstraße zur andern zu messen; aber viel schwieriger sind jene Tiefen zu erforschen, die wir im eignen Herzen, die wir in Fleisch und Knochen bergen. Das größte Geheimniß ist der Mensch sich selbst, unerforschlich scheinen die Geburtsstätten seiner Gedanken und Empfindungen. Wie denkt der Mensch? Wie werden sinnliche Eindrücke zu bewußter Erkenntniß, zu klarem Wissen? Wie kann die Luftwelle, das Zittern des Lichtstrahls in ihm die Vorstellung vom Gesehenen und Gehörten erzeugen; wie erwecken Nervenerschütterungen Wohlgefallen, Freude, Schmerz; wie erregt Gedachtes die Handlung, wie führt Gewolltes zur Bewegung der Glieder, wie die Ueberzeugung zum Kampf auf Tod und Leben? Viel ist ge-

forscht und versucht, aber wir stehen nur an der Schwelle einer Ahnung, daß es so und so sein könne; denn hier giebt es kein Senkblei, keine Teleskopen, und selbst das Mikroskop sieht nicht das Leben, sondern den Stillstand. Nur das Secirmesser und galvanische Batterien führen uns in das geheimnißvolle Reich des Nervenlebens ein.

Die tiefsten blauen Tiefen sind die des Seelenlebens. Wie soll man sich von dessen Regungen und von den Verrichtungen seiner Organe Kunde verschaffen? Man hat die Nerven unterm Mikroskop betrachtet, man hat ihren Bau genau erforscht; aber wie sie wirken und durch welche Kraft, das hat man nicht erforschen können. Durch grausame Versuche an jungen Hunden, deren Knochen noch weich sind, hat man zwar einen Unterschied der Rückenmarksnerven entdeckt, doch weiß man nicht, wie weit einzelne Erscheinungen ein allgemeines Gesetz repräsentiren. Die Nerven bestehen aus Nervenzellen (auch Ganglienzellen oder Ganglienkugeln genannt) und aus Nervenröhren (oder Nervenfasern). Die Zellen bestehen aus einer zarten Hülle mit einem zähflüssigen, feinkörnigen Inhalte, haben runde oder eckige Gestalt, oft viele Ausläufer und erscheinen nur von Zeit zu Zeit als Sammel- oder Ausgangspunkt der Nervenröhren, die aus vielen Fasern bestehen, um welche sich eine Scheide oder Hülle legt. Der fettige, eiweißartige Stoff der Nervensubstanz besteht aus chemischen Verbindungen von Säuren, Phosphor, Wasser, Natron, Kochsalz &c.

Um die Thätigkeit der Nerven kennen zu lernen, schnitt man jungen Hunden den Wirbelcanal in der Lendengegend auf, legte dadurch das untere Rückgrat blos und beobachtete die Wurzeln der Nervenröhren. Diese bestehen aus Ganglien; kneift und schneidet man die hinteren Wurzeln, so schreien die Thiere furchtbar, woraus man sieht, daß sie durch die Nerven empfinden. Wenn man aber die abgeschnittenen Enden drückt und preßt, so bleibt das Thier gleichgültig; denn es empfindet von dem Gliede nichts mehr, sobald der Nerv durchschnitten ist. Durchschneidet man sämmtliche Nervenwurzeln, die von der hinteren Seite des Rückgrats nach dem Fuße gehen, so wird der Fuß ganz empfindungslos. Durchschneidet man dagegen die Nerven, die durch die vorderen Oeffnungen der Rückenmarkshöhle hervor und in den Fuß hinabgehen, die aber keine Ganglien besitzen, so erfolgen Muskelzuckungen, dann aber ist der Fuß gelähmt. Tritt und sticht man den Fuß, so schreit das Thier vor Schmerz, will den Fuß wegziehen, kann ihn aber nicht bewegen. Reizt man den durchschnittenen Nerv, so erfolgen Zuckungen im Fuß, reizt man dagegen die Wurzelstumpfe, so bleibt das Thier ohne Schmerzensäußerung.

Solche grausame Versuche haben zu dem Ergebniß geführt, daß es Bewegungs- und Empfindungsnerven giebt, welche letztern mit Ganglien oder Nervenknoten in Verbindung stehen. In den Muskeln laufen die Bewegungsnerven wie telegraphische Drähte entlang, reizen den Muskelnerv, sodaß er Bewegungen ausführen muß, und erhalten alle Organe in Thätigkeit. Die Nervenröhren oder Nervenstränge bestehen meist aus einem Bündel einzelner Nervenfäden und kreuzen sich oft in den Nervenknoten mit anderen Nervensträngen. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Nervenstränge entweder Bewegungs- und Empfindungs- (Willens-) Nerven enthalten, oder in den Kreuzungspunkten die Nerven sich gegenseitig ihre Erregung mittheilen, sodaß die Empfindung überspringt in die Bewegung &c. Diese Vermuthung liegt um so näher, als auch vom Gehirn Bewegungsnerven ausgehen, welche das Athmen, Schlucken, die Augenbewegung &c. im Gange erhalten. Eine dritte Nervenabtheilung, die sich in dem Innern der Bauchhöhle verbreitet, heißt der herumschweifende Nerv und leitet die Verdauung, bewirkt das Gefühl des Hungers, Durstes &c. An der Oberfläche der Haut theilen sich die Empfindungsnerven in viele Verzweigungen, die so fein werden, daß man ihr Ende selbst mit dem Mikroskop nicht immer finden kann. Die Empfindungsnerven rapportiren ihre Wahrnehmungen nach dem Gehirn; wo jedoch die Empfindung wirklich ist, das kann man nur durch Erfahrung und Ueberlegung erkennen. Kinder wissen daher selten, wo ihnen etwas weh thut, und Invaliden meinen oft Schmerzen in Gliedern zu haben, die ihnen längst abgenommen sind, weil wir alle sinnlichen Empfindungen von Außen her empfangen. Welche Verrichtungen die einzelnen Nerven haben, hat man daraus erkannt, daß man sie bei Thieren durchschnitt und beobachtete, welche Folgen dies hatte.

Nachdem man die Natur der verschiedenen Nerven erkannt hatte, kam es darauf an, auf dieselbe Weise das Gehirn zu untersuchen. Da dies jedoch eine tödtliche Stelle des Körpers ist, so mußte man nicht nur rasch und geschickt im Oeffnen des Hirnschädels sein, sondern auch zählebige Thiere auswählen, da es wünschenswerth war, sie wo möglich einige Zeit nach der Operation zu beobachten. Das Gehirn besteht aus verschiedenen Lappen von Nervenmasse, eine graue im Centrum und eine weiße zu beiden Seiten derselben. Aehnlich ist das Rückenmark von einer weißen und grauen Nervenmasse gefüllt, die nach dem Bruche zu die Bewegungsnerven, vom Rücken aus die Empfindungsnerven entsendet. Durchschneidet man die Nervenmasse des Rückenmarks, so schreit das Thier erst dann, wenn das Messer durch die graue Substanz geht, wogegen es beim Durchschneiden der weißen Masse unempfindlich bleibt. Wo das Rückenmark sich verlängert, um in die Hirnschaale einzudringen, liegen die Nerven der Athmung und des Herzschlags, weshalb eine Verletzung dieser Stelle sofort tödtet. Oeffnet man den Thieren die Hirnschaale und setzt hier das Stechen und Brennen fort, so ergiebt sich, daß der ganze Hirnstamm empfindlich ist, die Gewölbtheile aber unempfindlich; reizt man die hinteren Theile des Hirnstammes, so erfolgt in den einzelnen Körpertheilen krampfhaftes Zucken, weil von hier die Bewegungsnerven ausgehen.

Es gehört das harte Herz eines Naturforschers dazu, Hunde, Katzen und Frösche zu zerfleischen, sich durch ihr klägliches Geschrei, ihre furchtbaren Zuckungen nicht aus der Fassung bringen zu lassen, denn ein falscher Schnitt, und irrt er nur um eine einzige Linie, macht das ganze mühsame Experiment nutzlos. Indeß ist der Gewinn für den Arzt von unberechenbarem Nutzen, sodaß die Qualen der Thiere manchem leidenden Menschen Heilung gebracht haben.

Man war dem Nervenleben zwar auf die Spur gekommen, hatte es aber noch keineswegs enträthselt. Daher wandte man sich mit den Experimenten des Schneidens und des Galvanisirens an das Gehirn selbst. Man nahm Tauben das große Gehirn, ernährte sie einige Monate auf künstliche Weise und beobachtete sie. Ohne sich zu regen, sitzen diese Thiere in fortwährenden Schlummer ver-

sunken, haben den Hals eingezogen, ruhen auf beiden Füßen und haben die Flügel dicht an den Leib angezogen. Stößt oder kneipt man sie, so wachen sie auf, schütteln den Körper und die Federn, öffnen die Augen, bewegen sich schwankend einige Schritte vorwärts und sinken dann wieder in trägen Schlummer. Läßt man sie aus der Höhe herabfallen, so breiten sie die Flügel aus, fliegen auch ganz gut und in bestimmter Richtung, sinken jedoch bald zu Boden, auf dem sie ruhig liegen bleiben. Nur zuweilen erwachen sie von selbst, putzen und ordnen die Federn und sind empfindlich gegen das Licht; denn wenn man ihnen eine brennende Kerze vor das stets offene Auge hält, so zeigen sie einige Unruhe und folgen mit dem Kopfe den Bewegungen der Kerze. Kneipt man ihnen den Fuß, so ziehen sie ihn weg; hält man ihnen Amoniak unter die Nase, so schütteln sie sich und kratzen mit dem Fuße an der Nase. Den Schnabel kann ein solches hirnloses Thier nicht öffnen, vielmehr muß man ihm das Futter weit hinter stecken, worauf es schluckt.

Nimmt man einer Taube dagegen das kleine Gehirn, so hört die Fähigkeit, die richtigen Körperbewegungen vorzunehmen, sofort auf, weil das Thier nun wie betrunken erscheint. Es schwankt hin und her, fällt beständig bald vorwärts, bald seitwärts, flattert um zu fliegen, kann aber keinen regelmäßigen Flügelschlag hervorbringen ꝛc. Hieraus geht hervor, daß vom kleinen Gehirn die Regelung der Bewegungen ausgeht; wogegen im großen Gehirn das Bewußtsein, der Wille ihren Sitz zu haben scheinen. Das Thier will fliehen, kann aber die erforderlichen Bewegungen nicht zu Stande bringen; dagegen beim Fehlen des großen Gehirns fehlt der Wille, und doch erfolgen bei äußerem Anstoße die Bewegungen regelrecht.

Von einer andern Seite her suchte man durch galvanisch-elektrische Versuche zu ergründen, was denn die Nerven zur Thätigkeit reize, und wie diese vor sich gehe. Durch alle bisherigen Experimente war dargethan, daß die Nervenröhren den Nervenzellen oder Ganglien Empfindungen zuführen, welche sie nach dem Gehirn befördern, oder auch Anregung zu Bewegungen geben. Wie dies geschehen könne, das suchte ein Berliner Physiker zu ergründen. Nach Du Bois-Reymond ist die Nervenröhre ein elektromotorischer Apparat, eine Quelle elektrischer Ströme. Denn sie besteht jedenfalls aus Tausenden kleinster Kügelchen mit entgegengesetzter Polarität, die so geordnet sind, daß sie sich ihre gleichnamigen Pole zukehren, und der ruhende Nerv im Zustande einer sogenannten geschlossenen Kette sich befindet. Jener Gelehrte nahm nun mit seinen elektrischen Apparaten verschiedene Experimente an den Nerven vor, erzeugte in den Nerven eine elektrische Erregung und brachte sie dadurch in Thätigkeit. Ja von anderen Gelehrten waren an hingerichteten Verbrechern Versuche gemacht, kurz nach deren Tode die Nerven zu elektrisiren, indem man einen elektrischen Strom durch dieselben leitete, und die Versuche waren so gut ausgefallen, daß die Todten auf Secunden die Augen aufschlugen, mit Händen und Füßen zuckten und arbeiteten, sich aufrichteten, aber regungslos niederfielen, als man die elektrischen Batterien ruhen ließ.

Die Muskeln werden jedoch nur bewegt, wenn die leitende Kette des elektrischen Stromes geöffnet oder geschlossen wird, denn in diesem Falle beginnen die Muskeln zu zucken. Daher erregt nur der ununterbrochene Strom die Muskeln, wie dies zahlreiche Versuche bewiesen. Dieselben Wirkungen haben jedoch auch gewisse chemische Säuren oder Alkalien in Lösungen von bestimmter Concentration, ebenso hohe Wärme- und Kältegrade, Druck, Schlag und Zerrung der Nerven. Ein anderer Physiologe stellte daher den Satz als Vermuthung auf, daß die beiden Gehirntheile als elektrische Apparate zu betrachten wären, gewissermaßen zwei große Platten, wobei die Nervenröhren als feuchte Leiter dienten und die Nervenspitzen der Oberhaut als Schließungsdrähte, sodaß das geistige Leben des Menschen in seinen mechanischen Verrichtungen ein elektrisches Leuchten sei. Die chemischen Veränderungen des Stoffwechsels erzeugen im Gehirn solche elektrische Entladungen, bei denen die Phosphorbeimischungen verschiedener Bestandtheile des Gehirns vielleicht nicht ohne Bedeutung sind. Indeß so geistreich diese Vermuthungen auch sein mögen, so sind sie doch eben nur Vermuthungen, und bis jetzt wissen wir nichts, als daß durch die Nerven ein elektrischer Strom geht. Wie dieser aber erzeugt wird, wie er Gedanken und Willen hervorbringen, oder von diesen erregt werden kann, das ist uns noch ein Geheimniß.

Zum Schluß führen wir noch einige Peilungen an, die man zur Erforschung der blauen Tiefen des Nervenlebens versucht hat. Ein blutleeres, ausgeschnittenes Herz bewegt sich noch einige Secunden, pulsirt sogar schneller, wenn man es in Blut taucht, da im Herzen Ganglien liegen. Gewisse Ganglien scheinen sich von selbst zu erregen. Ein gekitzelter Schlafender macht abwehrende Bewegungen. Krämpfe und Instinct sind unwillkürliche Selbsterregungen. Die Eingeweideganglien erregen sich von selbst, aber ein Nerv regelt ihre Bewegungen, die ins Stocken gerathen, wenn wir ihn durchschneiden. Willkürliche Bewegungen gehen vom Mittelgehirn aus. Schneidet man hier nach verschiedenen Richtungen ein, so dreht sich das geschnittene Thier um seine Längsaxe, oder im Kreise, oder im Kreis um die Hinterfüße, oder vorwärts, oder rückwärts; denn vom kleinen Gehirn geht das Streben nach Handlungen aus. Beim Menschen hat das kleine Gehirn 12 Procent der ganzen Gehirnmasse, bei Thieren nur 16—35, weshalb der Mensch mehr Willenskraft und Einsicht hat. Männer haben ein größeres kleines Gehirn als Frauen, die mehr empfinden. Wird ein Nerv durchschnitten, so magert der betreffende Körpertheil ab, die Haut wird schlaff, der Knochen dünner. Sogar die Umwandlung der Nahrungsstoffe leidet, wenn die Nerven unthätig sind. Nervenschwache Personen frieren leicht an den Extremitäten, da die Nerven bei der Wärmeerzeugung thätig sind. Im vordern Hirn hat die Denkbewegung, im hintern die Gemüthsbewegung ihren Ausgangspunkt, und nach der geistigen Kraft richtet sich die Größe des Gehirns. Das Gehirn der Deutschen wiegt 1445 Grammen, das der Franzosen 1320 Grammen, das der Neger und Hindus 737 Grammen. Ein Engländer hat 1258 Grammen kleines und 177 Grammen großes Gehirn, der Hindu 1117 Grammen großes und 157 Grammen kleines; Byrons Gehirn wog 2238 Grammen, Cuviers 1829 Grammen, das der Cretins wiegt 772—800 Grammen.

Diese einzelnen Thatsachen werden Stoff genug zum Nachdenken geben. Spruchreif ist die Sache lange noch nicht; wir sind ja erst bei den Peilungen! F. Körner.

Der norddeutsche Lloyd in Bremen.

Mit Vergnügen entspreche ich Ihrem Wunsche den Lesern der Europa einige Mittheilungen über den norddeutschen Lloyd zu machen. Wir haben die Bildung dieses Unternehmens mit aufrichtiger Freude zu begrüßen; sie ist in jeder Beziehung als ein ungemein wichtiger Fortschritt zu betrachten, und wir sind gewiß nicht sanguinisch, wenn wir dieser Anstalt große Erfolge versprechen.

Sie ist gerade in Bremen an ihrem rechten Platze. Diese alte, hochachtbare Hansestadt hat sich zu einem der wichtigsten Seeplätze erhoben; binnen einem Menschenalter ist ihre Handelsbewegung von zwanzig Millionen auf mehr als hundert Millionen Thaler angewachsen und fortwährend im Steigen; sie vermittelt in ganz vortrefflicher Weise einen beträchtlichen Theil von Deutschlands Verkehr mit allen Handelsvölkern der Welt. Bremen hat aus eigenen Mitteln viele Einrichtungen getroffen, welche den Handel zu fördern geeignet sind. Die Stadt selbst liegt ziemlich tief im Binnenlande, sie besitzt bis heute als Bahn zur See nur allein die Weser, auf welcher die Waaren vom Hafen zur Stadt geschafft werden müssen, oder auf der sie in Kähnen hinabschwämmen. Die Eisenbahn bis zur Geestemündung fehlt noch, aber sie wird gebaut werden; nur über die specielle Richtung welche sie zu nehmen hat ist man noch nicht einig mit Hannover; es liegt aber im Wesen der Sache, daß der Schienenweg binnen kurzem in Angriff genommen werden muß; dann wird man die Güter von Bahn an Bord bringen und umgekehrt.

Bremens Aufschwung datirt von der Gründung Bremerhavens, zu welcher Bürgermeister Smidt den Anstoß gab. Er sah mit scharfem Blicke voraus, daß der Umschwung, welcher in der Schiffahrt vor etwa dreißig Jahren eintrat, wichtige Folgen nach sich ziehen werde. Die Ausdehnung des Handels über alle Erdtheile erforderte den Bau größerer Schiffe etwa von der Trächtigkeit der alten Ostindienfahrer; die Dampfer fingen damals an eine Rolle zu spielen, Nordamerica wurde für den Absatz seiner Roherzeugnisse und für den Bezug europäischer Fabrikate mit jedem Jahr bedeutender, und es kam darauf an, Bremen bei dem Gewinn zu betheiligen, welcher in Aussicht stand und sicher war, sobald man die geeigneten Maßregeln ergriff. Nun liegt aber, wie schon gesagt, Bremen selbst weit aufwärts an einer Stelle wohin Seeschiffe nicht gelangen können. Auch der Stromhafen Vegesack, einige Stunden unterhalb Bremens, am rechten Ufer der Weser, kann nur Seeschiffe von geringem Tiefgang aufnehmen, und Brake, am linken Ufer, ist oldenburgisch. Es wurde dringend nöthig, möglichst nahe an der Strommündung einen Fleck Landes ausfindig zu machen, welcher zur Anlage eines wirklichen Seehafens sich eigne, der eine Fahrbahn zum Meere darbot, und Fahrzeugen von der größten Trächtigkeit keine Hindernisse in den Weg legte. Einen solchen Platz ersah der scharfe Spürblick des Bürgermeisters an der Mündung der Geeste in die Weser, wo an einer öden Stelle einige Fischerhütten standen. Jetzt sehen wir dort die blühende Stadt Bremerhaven mit zehntausend Einwohnern; dort sind prächtige Docks gebaut worden, in welchen auch die größten Dampfer sicher liegen; dort ist eine Haupteingangspforte aus Nordamerica nach Deutschland. Es gelang dem gewandten und erfahrenen Diplomaten durch kluggeführte Unterhandlungen die Abtretung des zur Anlage einer Hafenstadt nothwendigen Grundes und Bodens von Hannover zu erlangen. Damit war die Möglichkeit gegeben, Bremens Seeschiffahrt in großartiger Weise auszudehnen, und von nun an stand ihrer Entwickelung nichts mehr im Wege. Der Erfolg hat gezeigt, daß ohne die Gründung Bremerhavens die alte Hansestadt zu einer verhältnißmäßigen Unbedeutendheit hätte herabsinken müssen; sie wäre nicht im Stande gewesen sich am transatlantischen Verkehr umfangreich und eingreifend zu betheiligen.

Der Plan, in der Wüstenei an der Geeste einen großen Hafenplatz zu schaffen, fand manche Widersacher und schreckte Viele; sie besorgten, die neue Stadt werde dem alten Bremen Abbruch thun, ja im Fortgange der Zeit dasselbe völlig lahm legen. Bei Männern die noch im Geleise der hergebrachten Praxis wandelten und sich bei dieser wohl befanden, war eine solche Besorgniß erklärlich; man hatte damals noch nicht einen so weiten Blick als heute, und die Umgestaltung, welche seitdem in den Verkehrsverhältnissen eingetreten ist, war erst in den Anfängen. Der Staatsmann sah 1826 schärfer und besser in die Ferne als viele Kaufleute. Nachdem aber Bremerhaven einmal ins Leben getreten war, hat die Bremer Börse Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um den neuen Platz zu heben.

Man erinnere sich daran, daß noch nirgends eine neue Stadt unterhalb eines großen, alten und in den Geschäften erfahrenen Platzes diesem letztern Abbruch gethan hat; die Thatsachen beweisen vielmehr überall, wie sehr das Emporwachsen neuer Plätze auch den alten förderlich ist, wenn diese ihre Energie bewahren; jene werden und bleiben nützliche und werthvolle Filiale, und stets in einer gewissen Abhängigkeit vom Hauptplatze. Und wenn nun gar die Eisenbahn nach Bremerhaven es dem Kaufmanne möglich macht, im Laufe eines Morgens nach dem Hafen zu fahren, dort seine nöthigen Weisungen zu geben und doch Mittags an der Börse erscheinen zu können; wenn außerdem der Telegraph zu jeder Zeit eine Correspondenz hin und her ermöglicht, so ist nie zu besorgen, daß das Bremer Geschäft durch den Hafenplatz, der eine ganz andere Bestimmung hat als Bremen selbst, dem letztern Nachtheile bringen könne. Bremerhaven ist lediglich eine Vorstadt von Bremen, ein nothwendiges Complement der weiter stromauf gelegenen Hansestadt.

In dieser aber findet man Alles beisammen, was einen nachhaltigen Aufschwung eines großartigen Verkehrs verbürgt. Der Bremer ist durchschnittlich ein besonnener Mann, er ist entschieden solide und hält auf Ehre in Handel und Wandel. Seine Vorsicht geht manchmal zu weit, sie verschmähte es oft auf großartige Combinationen rasch einzugehen; man thürmt ihnen wohl eine Menge von mitunter kleinen Bedenklichkeiten entgegen, an denen man lange festhängt. Aber in dieser Aengstlichkeit, welche den geraden Gegensatz zur Raschheit der Nordamericaner bildet, liegt doch auch insofern etwas Ehrenwerthes, als sie immer mit der Frage in Verbindung steht: werden wir die Sache auch gut und solide durchführen können? Bremen ist seit langer Zeit im Uebergange vom verhältnißmäßig Kleinen zum Großen gewesen, in das man sich,

wie begreiflich, erst nach und nach hineinfindet. Die Gunst der Umstände, welche den Bremern seit länger als fünfzehn Jahren zu Theil geworden, haben sie verständig und mit Klugheit benutzt; auf ihrer Börse ist eine eminente Summe von kaufmännischer Einsicht und Erfahrung zu finden, und wir freuen uns beifügen zu können, daß es sicherlich an keinem Platze der Welt einen zugleich fleißigern und redlichern Handelsstand giebt als gerade in Bremen. Freilich geht der Einzelne am liebsten für sich allein zu Werke und wir finden den Individualismus fast zu stark ausgeprägt; aber diese Erscheinung erklärt sich auch aus dem Umstande, daß eben Bremen seit längerer Zeit sich in jenem Uebergange aus dem Kleinen zum Großen befindet, und bei Vielen die früheren Traditionen und Gewohnheiten noch nachwirken. Jeder fleißige und tüchtige Mann, also die weitaus überwiegende Mehrzahl der Kaufleute, hat in seinem eigenen Geschäfte alle Hände voll zu thun; sein Erwerb ist lohnend und sichert ihm was er wünscht. Bremen gedieh seither in anderer Weise als manche andere Plätze; es bildete keine großen Compagnien, welche, wie die Erfahrung lehrt, so geeignet sind, der gesammten Schiffahrts- und Handelsthätigkeit einen erhöhten Aufschwung zu geben.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen des Verkehrs ist aber für den Betrieb mancher unbedingt nothwendigen Unternehmungen die Vergesellschaftung platterdings nicht mehr zu umgehen. Wir sehen es bei der Industrie, und es ist bei Eisenbahnen, Versicherungswesen und bei der Dampfschiffahrt nicht anders. In unseren Tagen steht vieles ganz ausschließlich auf dem großen Capital und dem großen Betrieb, und muß auf beide gestellt werden, wenn es überhaupt gedeihen soll. Jedermann weiß, daß dadurch den Geschäften der Einzelnen nicht etwa ein Eintrag geschieht, sondern daß dieselben vielmehr durch die großen Unternehmungen in ihrem Thätigkeitskreise Förderung, und vielseitige Anregungen erhalten.

Die Bremer sind nun auf dem Punkte angelangt, wo sie mit ihrer Tradition, so weit sie in unseren Tagen die Berechtigung verloren hat, entschieden brechen und alte Bedenken beseitigen. Sie hatten früher einige Compagnieunternehmungen, welche aus Gründen, deren Erörterung nichts zur Sache thut, ohne günstigen Erfolg blieben; die alten Anschauungen waren damals noch nicht beseitigt; man mußte Lehrgeld zahlen und wurde kopfscheu. Aber sie hatten und haben auch andere, welche vortrefflich geleitet wurden und deshalb auch vortrefflich gediehen. Jetzt gründen diese letzteren gemeinschaftlich den Norddeutschen Lloyd, und man darf sich darauf verlassen, daß sie aus demselben etwas Großes machen werden. Die Bremer wenden eine Sache erst zehnmal hin und her, stellen ihr eine Menge von Bedenklichkeiten entgegen, erwägen mit beinahe ängstlicher Bedächtigkeit alles Mögliche was zur Sache gehört, und manchmal obendrein auch Dinge, die zu derselben nur in sehr entfernter Beziehung stehen. Mit einem Worte, sie verfahren gründlich und vor allen Dingen auch solide. Sobald sie aber die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ein Unternehmen zugleich nothwendig, nützlich und solide sei, dann wird dasselbe auch fest angegriffen. Der Bremer ist plötzlich ein anderer Mann; eben noch ängstlich erwägend, faßt er nun rasch zu, er handhabt die Dinge äußerst gewandt, geht umsichtig und energisch zu Werke, weiß alle Umstände und Vortheile zu benutzen, verfährt aber stets mit der von den Umständen gebotenen Klugheit. Diese Eigenschaften findet man bei sehr vielen Bremer Kaufleuten, sie bilden den Typus und die Physiognomie der Börse, und übertragen sich von den älteren Männern auf die jüngern Leute; das Beispiel wirkt auf den kaufmännischen Nachwuchs.

Wir wollen das eben Gesagte unseren Lesern im Binnenlande an einem Beispiel erläutern. Nicht Alle wissen, welchen Schatz Deutschland an seinen Seestädten besitzt, und welchen hervorragenden Rang Bremen unter denselben einnimmt. Als 1826 die ersten steinernen Häuser in Bremerhaven gebaut wurden, hatte Bremen im Ganzen nur 87 Handelsschiffe, zusammen von 7627 Last oder 15,254 Tonnen zu 2000 Pfund. Sie waren durchschnittlich kleine Fahrzeuge, und nur 8 von ihnen Dreimaster, alle, mit Ausnahme von nur zweien, unter 400 Tonnen, keins darüber. Achtundzwanzig Jahre nach der Gründung des Hafens war die Bremer Handelsflotte auf 243 Seeschiffe von zusammen 58,731 Last oder 117,462 Tonnen gestiegen, und unter diesen befanden sich 146 große Dreimaster, von welchen allein 25 mehr als 800 Tonnen jeder hielten. 25 Schiffe von mehr als 800 Tonnen hatten 1854 die doppelte Trächtigkeit der gesammten Bremer Handelsflotte von 1826.

Wir ersehen aus Hederichs und Köpers Verzeichniß der Bremer Seeschiffe, daß am 1. Januar 1857 die Bremer Handelsmarine auf 271 Seeschiffe mit 76,178 Lasten, gleich 152,356 Tonnen angewachsen war. Davon waren 67 volle Schiffe, 115 Barkschiffe, also 183 Dreimaster, 55 Briggs, die übrigen Schoner, Gallioten ꝛc. Dazu kamen noch 3 bis 400 „Kähne", d. h. Schiffe von 60—80 Tonnen Gehalt, die im Bereich der Ebbe und Fluth fahren und seither vorzugsweise, wiewohl in einer den Bedürfnissen der Gegenwart nicht überall entsprechenden Weise, den Güterverkehr zwischen Bremen und den Seeschiffen vermitteln. Sie halten zusammen etwa 18,000 Tonnen. Oldenburg besaß am 1. Januar 1857 in seinen Weserhäfen eine Rhederei von 188 Schiffen mit 23,631 Last, oder 47,262 Tonnen. Hannover 24 Schiffe mit 3155 Lasten, oder 6310 Tonnen. Diese Fahrzeuge werden vorzugsweise im Bremer Handel beschäftigt.

Wir stellen die Zahlen übersichtlich zusammen:

Bremen besaß	1826 nur	87 Schiffe	von	15,254	Tonnen.
Es hatte . . .	1854 . .	243 „	„	117,462	„
„ „ . . .	1857 . .	271 „	„	152,356	„

Rechnen wir zu den letzteren in runder Zahl 350 „Kähne", d. h. Leichterschiffe, so haben wir für

Bremen . .	621	Schiffe mit . .	170,356	Tonnen
Oldenburg .	188	„ . . .	47,262	„
Hannover .	24	„ . . .	6,130	„
Zusammen	833	Schiffe.	223,748	Tonnen.

Man wird zugestehen, daß das für den Weserstrom eine ungemein respectable Handelsflotte ausmacht. Dazu kommt, daß unsere deutschen Schiffe, namentlich auch jene an der Nordsee gezimmerten, bekanntlich ganz ausgezeichnet gebaut sind und mit Recht, neben den nordamericanischen, den ersten Rang einnehmen; sie stehen durchschnittlich den meisten englischen voran, den besten englischen gleich, und sind den französischen, geschweige den italienischen,

spanischen &c. bei weitem vorzuziehen. Unsere Matrosen gehören nicht minder zu den tüchtigsten in der Welt, und auf allen Handelsflotten sind deutsche Theerjacken gesucht.

Die deutsche Rhederei zählte zu Anfang des Jahres 1852, Oesterreich mit 269,000 Tonnen eingerechnet, schon 14,475 Schiffe mit 998,000 Tonnen. Diese Ziffer ist jetzt auf mehr als 1,100,000 Tonnen gestiegen. Ganz Frankreich hatte 1850 nur 680,000 Tonnen, und dabei sind alle kleinen Fahrzeuge, die wir in Deutschland gar nicht mit zählen, eingerechnet. Holland hatte 432,000, Belgien 30,000 Tonnen, das letztere also viel weniger als Oldenburg allein an der Weser besitzt. Die Rhederei aller Häfen Frankreichs am Mittelmeer hielt nur 153,900 Tonnen, alle kleinsten Hafenkähne, alle Küstenfahrer, Boote und desgleichen mit eingeschlossen. Es ergiebt sich aus diesen Ziffern, daß die Rhederei allein unserer deutschen Weser jene des ganzen mediterraneischen Frankreichs beinahe um das Doppelte übersteigt.

Ein solcher Aufschwung in Schiffahrt und Rhederei wäre nicht möglich gewesen ohne Bremerhaven und nicht ohne den tüchtigen kaufmännischen Geist, den Unternehmungsgeist und die Solidität der Bremer Börse, welche Hand in Hand gingen mit dem gewerblichen Aufschwung im deutschen Zollverein. Aber Bremen wäre rascher emporgewachsen, wenn es schon früher einen Eisenbahnverkehr gehabt und selbst mehr zur Beschleunigung der Stromschiffahrt gethan hätte. In dieser Hinsicht ist vieles versäumt worden; die Schuld liegt vorzugsweise an dem obenerwähnten zu weit getriebenen Individualismus und manchen ungerechtfertigten Bedenklichkeiten, die man nun doch endlich über Bord geworfen hat. Es fehlte z. B. an einer zweckmäßig organisirten Schleppschiffahrt auf der Weser, es fehlte und fehlt noch heute an den erforderlichen Dampfern, welche Seeschiffe in den Hafen schleppen und ihnen bei Sturmwetter in Gefahren zu Hülfe eilen; es unterblieben überhaupt manche Reformen, die als sehr dringend erkannt wurden und doch an kleinen Einwendungen scheiterten, oder weil manche Männer, die sonst entschieden tüchtig waren, sich nicht unter einen Hut bringen ließen. Das Alles erschien um so befremdlicher, weil im Uebrigen so Vieles mit praktischem Sinn und in wahrhaft großartiger Weise ins Leben gerufen wurde.

Mit der Gründung des Norddeutschen Lloyd tritt Bremen in einen neuen commerciellen Zeitabschnitt; die Association in großem Maßstabe wird in diesem deutschen Handelsplatze zu ihrer Geltung gelangen. Dem Prospectus zufolge soll „der norddeutsche Lloyd ein großartiges Rhederei- und Assecuranzgeschäft unter Bremischer Leitung betreiben. Diese beiden Geschäftszweige sind die Grundlagen von Bremens Handelsblüthe gewesen; jetzt wird ganz Deutschland die Gelegenheit geboten, sich an demselben zu betheiligen."

Wir glauben, diese Theilnahme werde bei einem solchen Unternehmen, das in der That ein großes Bedürfniß ist und schon längst hätte ins Leben gerufen werden sollen, nicht ausbleiben. Zwar fällt die Aufforderung in eine unsolide Zeit, die nur allzu reich ist an überflüssigen Unternehmungen, bei welchen die Agiotage eine Hauptrolle spielt, und viele tausend Schafe ihre Wolle einbüßen. Aber es wird immer noch Platz und Raum, und das verhältnißmäßig geringe Capital von vier Millionen Thalern vorhanden sein, die Herstellung einer gesunden, soliden Anstalt möglich zu machen, welcher alle Agiotage und jeder Schwindel fern sind, welche den Gewerben und dem Handel Nutzen und Vortheile nicht auf dem Papiere bringen wird, die nicht Credit verspricht und doch den Credit untergräbt, sondern die es auf reelle Geschäfte abgesehen hat, und durch solides Geschäft redliche Vortheile in Aussicht stellt. Die zwölf Männer, welche als provisorischer Vorstand den norddeutschen Lloyd ins Leben rufen, sind ehrenwerthe Männer, so ehrenwerth wie sie nur in Deutschland gefunden werden können; sie sind tüchtige, erprobte Kaufleute, und schon ihre bloßen Namen bürgen für Rechtschaffenheit, Treue, Glauben und eine umsichtige Geschäftsführung, und wer sich mit ihnen in Verbindungen einläßt, darf unbedingtes Vertrauen haben. Ein solches Unternehmen, von solchen Männern gegründet und geleitet, verdient die allgemeine Theilnahme, und wird sie ohne Zweifel von Seiten auch des deutschen Inlandes finden.

Der vielfach verbreitete Prospectus legt dar, um was es sich beim norddeutschen Lloyd handelt. Er will den Schiffahrtsverkehr auf der ganzen Weser durch Dampfkraft regeln, See- und Flußassecuranzen übernehmen, ein großartiges Rhederei- und Assecuranzgeschäft unter Bremischer Leitung betreiben; er wird eine regelmäßige und lebhafte Dampfschiffahrt zwischen der Weser und Großbritannien ins Leben rufen, überhaupt die ganze Dampfschiffahrt auch auf der untern Weser betreiben; er wird die erforderlichen Dampfer in seinen eigenen Werkstätten theils bauen, theils ausbessern. Er bildet sich aus vier schon vorhandenen, in Blüthe stehenden Compagnien, die sich jetzt zu einer großartigen Gesellschaft verbunden haben und deshalb zum Nutzen des Verkehrs viel umfassender wirken können als in ihrer frühern Vereinzelung. Und zu alledem bringen die Begründer eine reiche Geschäftserfahrung mit, welche allen Theilnehmern zu Gute kommt. Hier handelt es sich nicht um eine Anstalt, deren Erfolg in weiter Ferne steht, hier ist von vorne herein fester Grund, sicherer Boden gegeben; hier wird nicht ins Blaue hinein operirt und speculirt

Alle die oben angeführten Unternehmungen des Lloyd sind wichtig und werden gut rentiren, indem sie den Verkehr beleben. Von ganz hervorragender Bedeutung erscheint uns aber die regelmäßige Schraubendampfschiffahrt zwischen Bremen und Neuyork. Seither fahren bekanntlich nur zwei Dampfer zwischen beiden Städten; sie sollen demnächst um zwei vermehrt werden, stehen aber unter americanischer Verwaltung und reichen bei weitem nicht aus. Ganz richtig bemerkt der Prospectus des Lloyd, daß sie einen beträchtlichen Güterverkehr nach Bremen gezogen haben, aber denselben nicht bewältigen können; noch immer sei der größere Theil des deutschen Exportes, welchem an rascher Beförderung liege, gezwungen, den Weg über Havre oder England zu nehmen. Man dürfe mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieser Export sich Bremen zuwenden werde, sobald dort eine wöchentliche Abfertigung von Dampfern dem Absender die Sicherheit für unverweilte Beförderung der Güter darbiete. Dies werde der Fall sein, sobald der norddeutsche Lloyd alle vierzehn Tage einen seiner Schraubendampfer von der Weser nach America abfertige. Wenn schon gegenwärtig bei so mangelhaften Anstalten zu schnellem Transport wöchentlich Manufacte und Industrieerzeugnisse im Werthe von einer viertel Million Thalern

seewärts expedirt werden, so muß bei vervollkommneten Transportmitteln diese Ziffer sich noch bedeutend erhöhen. Die bereits bestehende ungenügende Dampfschiffahrtslinie thut das unwiderleglich dar; sie hat die Werthsumme der bezeichneten Waarenausfuhr binnen acht Jahren von 3½ auf 16 Millionen Thaler gesteigert; sie hat in den letzten vier Jahren außer einer Dividende von 10 Procent für die Actionäre den Reservefonds auf 500,000 Thaler gebracht. Sobald die Dampfer des norddeutschen Lloyd in Fahrt treten, wird die Zahl der Expeditionstage nach America vervierfacht, und damit dem Bedürfnisse des Handels annähernd vorerst Genüge geleistet. Die Anstalt wird aber jeder weitern Anforderung gewachsen sein, und finanziell bessere Resultate erzielen, als die americanischen Dampfer, welche als Schiffe mit Schaufelrädern weit mehr Kohlen verbrauchen wie Schraubendampfer, und deren Verwaltung den deutschen Begriffen von Sparsamkeit und Einfachheit nicht entspricht. Wer die Verhältnisse näher kennt, weiß was wir damit sagen wollen; wir unsererseits sind überzeugt, daß der norddeutsche Lloyd seine Dampferlinie ohne überflüssigen Luxus, wiewohl anständig herrichten und eine sparsame Verwaltung einführen werde.

Der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor länger als vier Jahren unablässig auf die Herstellung einer Linie von Schraubendampfern gedrungen, welche Bremen mit America verbinden sollte. Er erkannte den hohen Werth der Segelschiffahrt Bremens an, verlangte aber auch „Cavalerie auf der See." Bremen hatte kein einziges transatlantisches, überhaupt kein Seedampfschiff das ihm gehörte; die „Hansa" und die „Germania" machten später einige Reisen nach Neuyork, wurden aber gleich wieder dieser Linie entzogen. Die Engländer monopolisirten den Verkehr zwischen ihrem Lande und den deutschen Häfen, und die Abhängigkeit derselben von England war in Bezug auf die Dampfschiffahrt vollständig. Wir wiesen darauf hin, wie Jeder, der Dampfer besitzt, Jenem überlegen sei, welcher sich das neue Verkehrsmittel noch nicht angeeignet habe, und wie er den Letztern commerciell von sich abhängig mache; wie er activ eingreife, während dieser sich mehr oder weniger in eine passive Lage versetzt sehe. Die Dampfer verhalten sich in der Schiffahrt zum Segelschiff wie die Locomotive auf der Eisenbahn zum Frachtwagen auf der Landstraße. Es sei einseitig und nicht wohlgethan, daß man in einer so wichtigen und rüstig vorwärts strebenden Handelsstadt wie Bremen den Bau von Dampfern völlig vernachlässige. Wir thaten dar, daß die Häfen Englands und Nordamerica's ihre gegen früher eminent gesteigerte Bedeutung vorzugsweise nur durch die oceanische Dampfschiffahrt erhielten, und daß ihnen dadurch mehr und mehr die Controle des Welthandels zugefallen sei. Im neuen Verkehr habe man viele Güter, die man gar nicht mehr durch Segelschiffe besorgen lassen könne; viele Frachtobjecte seien den letzteren nothwendig durchaus entzogen. Es gebe auch eine beträchtliche Classe von Auswanderern, welche rasch befördert sein möchten und die allein hinreichen würden, die Fahrt nach America mit Schraubendampfern lohnend zu machen. Je mehr Bremen an solchen Schiffen besitze, um so selbständiger, unabhängiger und schwungreicher werde der Handel des Platzes werden. Wir erörterten ferner, daß man in England, America und Triest durch das Zusammenlegen und Zusammenwirken von Kräften Großes erreicht habe, ohne daß dadurch der Unternehmungsgeist und der Thätigkeitskreis des Einzelnen irgendwie beeinträchtigt worden sei. Man möge nun auch in Bremen Schraubendampfer bauen und in die transatlantische Fahrt bringen, damit die Bremer Dampfschiffahrt der Segelflotte ebenbürtig werde, und man nicht ferner den Engländern und Americanern Vortheile in die Hände spiele, welche man selber haben könne. Wir brachten vom September 1852 an im Bremer Handelsblatt die Sache selbst allwöchentlich zur Sprache und suchten das Interesse für dieselbe anzuregen.

Wir müssen hier bemerken, daß Consul H. H. Meier, einer der Gründer des Norddeutschen Lloyd, schon damals längere Zeit mit dem Plane umgegangen war, auf eigene Rechnung vier transatlantische Schraubendampfer von Bremen aus in Fahrt zu bringen, daß aber die Verwirklichung an einem Trauerfall scheiterte. Der umsichtige und erfahrene Handelsherr verlor aber die Sache selbst nicht aus dem Auge, und als dann im vorigen Jahre ein sanfter Druck von Außen die Bremer Börse mahnte, daß man nicht länger passiv bleiben könne, ging man mit richtigem Verständniß dessen was noththat in großartiger Weise ans Werk. Hamburg hatte den Vorsprung gewonnen, und eine Schraubendampfer-Linie nach Nordamerica und Brasilien hergestellt; in Belgien hatte man eine transatlantische Linie beschlossen, ganz in der Weise wie sie früher von uns erörtert worden war; in England entstanden in jedem Vierteljahr neue überseeische Linien, und alle lohnen reichlich. Bremen mußte überholt werden, wenn es länger unthätig blieb; ein großer Nutzen welchen Deutschland selbst sich sichern kann, wäre immerfort dem Ausland in den Schooß geworfen worden!

Hierin schafft nun der Norddeutsche Lloyd endlich Wandel, die deutschen Industrieerzeugnisse werden künftig nicht, wie bisher, vorzugsweise mit ausländischen Dampfern befördert werden; und der Nutzen wird dann nicht etwa blos den Bremern zugute kommen, sondern auch unseren Gewerbsleuten, welche allerdings ein hohes Interesse haben, sich bei einer so großartigen, nothwendigen und von zugleich erfahrenen und ehrenhaften Männern gegründeten deutschen Anstalt zu betheiligen. Wir legen außerdem Werth darauf, daß der Nordeutsche Lloyd auch ein neues und wirksames Bindemittel zwischen Inland und Seeküste bildet; er wird zeigen, daß beide ein' und dieselben Interessen und alle Ursache haben, freundlich mit einander Hand in Hand zu gehen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß dem Lloyd in Bremen eine große Zukunft bevorsteht, denn alle Bedingungen dafür sind gegeben; was die Bremer einmal thun, greifen sie tüchtig an und führen es tüchtig durch. Die Sache selbst, um welche es sich handelte, ist in guten Händen, und verdient in vollem Maße lebhafte und warme Unterstützung in ganz Deutschland.

Dresden, 10. Januar. Karl Andree.

Die kleinen Leute auf der Sandfläche.

Norwegische Sage.

In ziemlicher Entfernung von der Voigtei Helgeland in Norwegen befindet sich im Meere eine Sandbank, welche den Namen Sandfläche führt: sie ist ausgezeichnet gut zum Fischfang gelegen, und wer dort sein Netz ausgeworfen hat, ist sicher, einen vortrefflichen Fang zu thun. Leider ist aber der Ort schwierig zu finden, da er immer seine Stelle verändert. Wenn man bei klarem und ruhigem Wetter an jener Stelle dahinfährt und sich ein wenig über den Rand des Bootes nach dem Wasser hinabbückt, erblickt man tief unten auf dem Grunde des Meeres einen Eindruck im Sande, wie wenn da der Kiel eines großen Fahrzeugs aufgefahren wäre, und daneben eine Erhöhung von Stein in Gestalt jener hölzernen Blockhäuser, unter welchen die Fischer an jenen Küsten im Winter ihre Boote unterzubringen pflegen. Diese Sandbank ist aber nicht immer unter der Oberfläche des Meeres gewesen. Denn vor alten Zeiten hatte ein reicher Landmann aus Helgeland sich hier ein Häuschen erbaut zum Schutz gegen Gewitter und Stürme während der Sommerfischerei, und zwar größer und besser, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, so daß man damals diesen Ort mit Recht eine anmuthige Insel nennen konnte, und so soll man noch heute zu gewissen Zeiten dieselbe über dem Meeresspiegel erblicken. Wie dem auch sein mag, schon damals ist es auf jener nackten Insel nicht recht geheuer gewesen, denn Fischer und Reisende erzählten, daß, wenn sie an derselben vorbeikamen, sie Gelächter und Lärm, Musik und Tanz, Hämmern und Donnern mit anderem Geräusch und jenen Weisen gemischt vernahmen, welche die Schiffer, wenn sie ihre Fahrzeuge ans Land ziehen, anzustimmen pflegen. Aus diesem Grunde fuhren sie auch gewöhnlich in einem großen Bogen um die Insel herum, und es gab keinen Einzigen, der sagen konnte, er habe je eine lebendige Seele auf jener Insel erblickt. Nun hatte jener reiche Bauer, von dem wir eben gesprochen haben, zwei Söhne; der eine hieß Hans Niclas und der jüngere Andreas der Glückliche. Aus dem Aelteren konnte Niemand recht klug werden, denn es war ein schlimmer Geselle, mit dem Keiner auskommen konnte, und der sich auf seinen Vortheil noch besser verstand als seine übrigen Landsleute aus Nordlanden, die doch sonst hierin auch nicht die Dümmsten zu sein pflegen. Der Andere, Andreas, war ein wilder und ausgelassener Bursche, aber immer guter Laune, der, es mochte noch so schlimm gehen, doch immer sagte, daß er das Glück auf seiner Seite habe. Das sagte er auch, wenn der Adler mit seinen Klauen ihm das Gesicht zerkratzte, daß das Blut in Strömen herunterfloß; kam er doch mit einem seiner Jungen nach Hause! Fand man ihn, was nicht selten geschah, mitten auf dem Meere sich an das umgestürzte Boot klammernd und von Nässe, Kälte und Anstrengungen ganz erschöpft, und fragte ihn, wie es ihm gehe, da sagte er: ziemlich gut, ich bin ja gerettet, das Glück ist immer bei mir! Mittlerweile starb ihr Vater, als sie beide erwachsen waren, und es trug sich zu, daß sie sich auf jene Sandfläche begeben wollten um einige Fischergeräthe, welche sie im Sommer dort zurückgelassen hatten, zu holen. Nur hatte Andreas seine Flinte bei sich, die er nie ablegte, er mochte fahren wohin er wollte. Sein Bruder Niclas sprach unterwegs nur wenig, mag aber wohl desto mehr bei sich gedacht haben, und da es Spätherbst war, wo eigentlich die Sommerfischerei bereits zu Ende ist, brach die Dämmerung über sie herein, ehe sie mit ihrer Arbeit fertig waren. „Andreas, weißt Du was, es wird in der Nacht Sturm und Regen geben," sagte Niclas und schaute gen Himmel, „es wird das Beste sein wir bleiben hier bis Morgen." — „Keineswegs," antwortete Andreas, „denn die sieben Schwestern*) haben ihre Nebelkappe aufgesetzt. Also vorwärts!" Niclas klagte aber über große Ermüdung, und so wurden sie doch zuletzt noch darüber einig, hier die Nacht zu bleiben. Als Andreas erwachte, war er allein; er sah weder seinen Bruder, noch ihr Boot, und erst als er den höchsten Punkt auf der Klippe erstiegen hatte, erblickte er es wieder, aber kaum so groß noch wie eine Möve, dem Lande zusegelnd. Unser Andreas konnte die Absicht seines Bruders nicht begreifen. Er sah, daß eine Kiste mit einigen Nahrungsmitteln, ein Fäßchen mit sauren Molken, seine Flinte und noch einige andere Gegenstände dalagen, und da es nicht seine Gewohnheit war, lange über eine Sache nachzudenken, so dachte er: Niclas wird schon bis zum Abend wiederkommen, nahm sich etwas zu essen aus der Kiste und rief: „ein Schuft, wer den Muth verliert, solange er noch etwas zu beißen hat!" Aber es kam kein Bruder zur Nacht wieder. Andreas wartete Tag für Tag und Stunde für Stunde, und nun begriff er wohl, daß ihn sein Bruder absichtlich auf der öden Klippe zurückgelassen hatte, um das väterliche Erbe allein besitzen zu können. Und so war es auch; denn als Niclas auf der Rückfahrt in die Nähe des Landes gekommen war, ließ er das Boot mit Fleiß umschlagen und sagte, sein Bruder Andreas sei ertrunken! Gleichwohl ließ Andreas den Muth nicht sinken, er sammelte Treibholz an der Küste, schoß Seevögel, sammelte Muscheln und Angelikawurzeln, machte sich ein kleines Floß und angelte mit einer Fischruthe, die er gefunden hatte. Eines Tages, als er hiermit beschäftigt war, erblickte er im Sande eine Vertiefung oder einen Eindruck, wie ihn der Kiel eines großen Fahrzeugs zu machen pflegt, und gewahrte auch die Spuren, welche die Taue, mit welchen man das Schiff von der See ans Land zieht, zurücklassen. Nun dachte er, daß es keine Gefahr mehr für ihn habe und daß es wahr sei, was er oft gehört hatte, daß die kleinen Leute von diesem Orte aus Schiffahrt zu treiben pflegten. „Gott sei Dank für eine so gute Gesellschaft: das sind die richtigen guten Leute. Es ist doch so, wie ich immer gesagt habe, das Glück ist mit mir!" So dachte unser Andreas bei sich, vielleicht sagte er es auch, denn es war ein Bedürfniß für ihn, zuweilen ein Wort laut zu reden. So verging der Herbst. Nur einmal sah er ein Boot; er band ein Tuch um eine Stange und winkte damit, allein sogleich ließ man das Segel herab und die Leute fingen an so schnell als möglich zu rudern, weil sie glaubten, es seien die kleinen Leute, welche ihnen winkten. Jetzt kam der Weihnachtsabend, und auf einmal hörte er Violinspiel und Musik auf dem Meere und sah einen Lichtschimmer, der von einem großen Nordlandsfahrer zu kom-

*) Name eines Gebirgszuges mit sieben von einander getrennten Spitzen. Wenn diese von Nebel umgeben sind, ist dies in jener Gegend ein Zeichen von gutem Wetter.

men schien, der nach dem Lande zu hielt. Das Fahrzeug aber war von der Art, wie ein solches wohl Niemand jemals gesehen hatte. Es hatte ein einziges ungeheures Segel, und dieses schien von Seide zu sein, das Tauwerk war nicht dicker als der feinste Draht, und das ganze übrige Zubehör war so prächtig, wie es sich ein Nordländer nur irgend vorstellen konnte. Das ganze Schiff war voll von blaugekleideten kleinen Leuten, aber am Steuerruder stand ein weibliches Wesen, ganz wie eine Braut angezogen und so prächtig anzuschauen wie eine Königin, denn sie hatte eine Krone auf dem Haupte und kostbare Kleider an. Aber man konnte sehen, daß diese nicht zu dem kleinen Volke gehörte, denn sie war von hohem Wuchse und schöner als alle die Unterirdischen, und es schien dem Andreas, als habe er niemals ein so schönes Mädchen gesehen. Das Schiff steuerte ans Land, wo Andreas stand, und Dieser, schnell entschlossen, wie er war, lief in das Haus hinein, nahm seine Flinte von der Wand und kletterte zwischen die Dachbalken, wo er sich so versteckte, daß er Alles sehen konnte, was unten vorging. Hier sah er, wie es in der Stube bald von den kleinen Unterirdischen wimmelte, und obgleich schon Alles voll von ihnen war, kamen doch immer noch mehrere herein. Nun begann es in den Wänden zu knistern, und die Stube schien sich nach allen Enden hin auszudehnen, und sie wurde so herrlich ausstaffirt, daß es bei dem reichsten Handelsmann nicht schöner aussehen konnte, sie schien in ein Königsschloß verwandelt zu sein. Nun wurden Tische gedeckt und mit den köstlichsten Speisen besetzt, und alle Teller, Schüsseln, und Gefäße waren von purem Silber und Gold. Als man gespeist hatte, begann man zu tanzen. Unterdessen kroch Andreas zu dem Rauchfang, der auf der einen Seite des Daches war, hinaus und kletterte hinab. Hierauf lief er nach dem Schiffe, warf seinen Feuerstahl auf dasselbe hin, und zu größerer Vorsicht schnitt er mit seinem Messer ein Kreuz in das Verdeck. Als er zurückkehrte, war der Tanz noch in bestem Gange, die Tische, die Stühle und Bänke und Alles was in der Stube war, tanzte mitten unter den kleinen Leuten herum; nur Eine tanzte nicht, und diese war die Braut: sie saß ruhig da und sah zu, und wenn sie der Bräutigam zum Tanz aufforderte, stieß sie ihn von sich. Aber deshalb war kein Stillstand; der Spielmann nahm sich nicht einmal Zeit Athem zu holen oder seine Geige zu stimmen, sondern er spielte immer mit der Linken fort, bis der Schweiß an ihm herunterfloß und er sein Instrument vor Staub nicht mehr sehen konnte. Als Andreas merkte, daß auch seine Füße sich zu bewegen anfingen, sagte er zu sich selbst: jetzt ist es an der Zeit daß ich losbrenne, sonst spielt er mich noch zum Hause hinaus! Er drehte also sein Gewehr um, steckte es durch das Fenster und schoß es über den Kopf der Braut ab, aber verkehrt, so daß die Kugeln rückwärts gingen. In demselben Augenblicke, wo der Schuß losging, stürzten die kleinen Leute über einander weg zur Thüre hinaus; als sie aber sahen, daß das Schiff gebannt war, jammerten sie laut und krochen durch ein Loch in den Berg hinein. Aber all das Silber- und Goldgeschirr blieb da und die Braut auch, und es war, als wäre sie jetzt zu sich gekommen. Sie erzählte nun unserem Andreas, sie sei, als sie noch ein Kind war, von den Unterirdischen im Gebirge gefangen worden. Als nämlich ihre Mutter einmal um die Kühe zu melken hinaus auf die Trift gegangen war, hatte sie sie mitgenommen, aber als sie wieder umkehrte um etwas Vergessenes zu holen, auf dem Haidekraut unter einem Wachholderbusch liegen lassen und ihr gesagt, sie möge nur Beeren pflücken und dazu sprechen:

Ich esse Wachholderbeer blau
Mit Jesu Kreuz zur Schau;
Ich esse Preißelbeer roth
Mit Jesu Pein und Tod!

Als ihre Mutter weg war, fand sie so viele Beeren, daß sie den Spruch vergaß, und darum ward sie von den Unterirdischen gefangen. Sie hatte auch sonst weiter keinen anderen Schaden dabei, als daß sie das oberste Glied an dem linken kleinen Finger verlor, und es ging ihr ganz gut und wohl bei den kleinen Leuten, wie sie sagte, aber es kam ihr vor, als wäre es nicht, wie es sein sollte, es war ihr immer, als wenn ihr etwas fehle, und sie hatte viel von dem kleinen Mann auszustehen, der sie zur Frau haben wollte. Als Andreas hörte, wer ihre Mutter und wo sie her war, wußte er auch, daß sie von seinem Stamme war, und so wurden sie bald mit einander vertraut. Nun konnte Andreas der Glückliche mit Recht sagen, daß das Glück mit ihm sei. Sie nahmen nun das Schiff und alles Gold und Silber und Kostbarkeiten, die in dem Hause geblieben waren, so daß Andreas jetzt viel reicher als sein Bruder war, und fuhren damit nach Hause. — Niclas aber hatte eine Ahnung, wo der Reichthum her sei, und er nahm sich vor, er wollte ebenso reich werden. Da er nun wußte, daß die Unterirdischen und bösen Geister um Weihnachten herum draußen sind, begab er sich um diese Zeit auf die Sandbank. Er sah auch am heiligen Abend Feuer und Licht, aber es war wie Meeresleuchten: als es näher kam, hörte er ein starkes Plätschern, fürchterliches Geheul und grausenerregendes Aufschreien und es kam ihm ein widerlicher Geruch vom Meeresstrande entgegen. Voll Angst lief er in das Haus hinein und sah von hier aus die Meergeister (Drauge) am Ufer. Sie waren kurz und dick wie Heuschober, trugen lederne Sackpaletots, wie die nordländischen Fischer Wasserstiefeln und große Fausthandschuhe, die fast bis auf die Erde herabhingen; statt Kopf und Haar aber hatten sie blos einen Klumpen von Seetang. Als sie den Strand hinaufkrabbelten, leuchtete es hinter ihnen, wie wenn man Birkenrinde anzündet, und wenn sie sich schüttelten, sprühten Feuerfunken aus ihnen hervor. Als sie näher kamen, kroch Niclas, gerade wie sein Bruder gethan hatte, unter die Dachbalken. Nun schleppten die Geister einen ungeheuren Stein in das Haus und begannen ihre Handschuhe auf demselben trocken zu schlagen, und hin und wieder brüllten sie dazu, so daß es Hans Niclas kalt wie Eis überlief. Darauf nieste Einer von ihnen auf den Heerd, und plötzlich stand dieser in Brand, während die Uebrigen Haidekraut und Treibholz herzutrugen, das so hart und so schwer wie Blei war. Nun begann aber der Rauch und die Hitze unserm Niclas, der zwischen dem Gebälke steckte, sehr unbequem zu werden; er versuchte also an die frische Luft zu kommen und wollte zum Rauchfang hinauskriechen: da er aber beleibter als sein Bruder war, blieb er darin stecken, so daß er weder vor- noch rückwärts konnte. In seiner großen Angst fing er an zu schreien, aber die Meergeister schrieen noch mehr und tummelten sich herum und klopften unter Schreien und Heulen sowohl in als außer dem Hause. Erst mit dem Hahnschrei verschwanden sie und da kam auch Niclas wieder los. Als er hierauf von seiner Reise nach Hause zurückkam, war er nicht mehr recht bei Sinnen, und seit der Zeit hörte man oft auf dem Boden und in der

Scheune, wo er war, dasselbe düstere, grausige Geschrei, welches man in den Nordlanden den Meergeistern zuschreibt. Indeß kam er vor seinem Tode wieder zu Verstande und soll auch in geweihter Erde begraben worden sein. Doch hat seit dieser Zeit Niemand wieder die Sandbank betreten, denn sie ist ins Meer hinabgesunken und man glaubt, daß die kleinen Leute von da weg auf die Lekengklippen gezogen sind. Andreas dem Glücklichen aber ging es immer gut; kein Nordlandsfahrzeug machte glücklichere Reisen als die seinigen, jedesmal aber, wenn er nach den Lekengklippen kam, entstand eine Windstille, denn die kleinen Leute, welche immer ungesehen mitfuhren, brachten ihre Waaren entweder hier an Bord oder führten, was sie für diese in Bergen eingetauscht, hier ans Land, und alsbald erhob sich dann ein günstiger Wind, der ihn entweder nach Bergen oder nach Hause brachte. Er hatte mit seiner Frau viele muntere Kinder, aber allen fehlte das letzte Glied am kleinen Finger.

P. Chr. Asbjörnsen.

Von Athen nach Pentele.

(Aus dem Tagebuche eines jungen Griechen.)

Die passendste Zeit zum Reisen in Griechenland ist der Frühling; aber für Attika muß man den Beginn des Frühlings bereits von den ersten Tagen des März an rechnen. In anderen Gegenden des Orients macht sich der Frühling bald durch das Schmelzen des Schnee's und durch das Wehen der Winde auf unangenehme Weise bemerklich, bald folgt sofort auf den Winter nach wenigen schönen Tagen des Frühlings schon die drückende Hitze des Sommers. In Griechenland ist der Frühling klar und hell, sein Verlauf ein regelmäßiger, sodaß der Botaniker die allmähliche Entwickelung des Pflanzenreichs mit Muße beobachten, der Landmann, der Schiffer und der Hirt über ihr Geschäft die Sterne am lichten Himmel befragen, der Freund der schönen Natur auf Ausflügen deren Reize kennenzulernen vermögen. — Nach einer kurz vorher zurückgelegten Wanderung nach dem Vorgebirge Sunium beschlossen wir, einen Ausflug nach Pentele zu unternehmen; zur Zeit der Morgendämmerung fanden wir uns am 26. Mai auf der Universitätsstraße Athens zusammen. Die Witterung begünstigte unsern Plan; die belebende Luft des Morgens und die liebliche Klarheit des Horizonts erregten in uns die glücklichste Stimmung. Unser Weg führte uns durch das Dorf Angelokipi nach dem Dorfe Chalandri, das nicht weit von Kephissia in einer fruchtbaren, mit Oelbäumen bewachsenen und weinreichen Ebene anmuthig liegt. Vor uns erhob sich der Pentelikon in seiner schwärzlichen Gestalt, ähnlich einem steilen und hohen Giebelvorsprunge. Mit dem Aufgang der Sonne gelangten wir zum Kloster Pentele, welches im sechzehnten Jahrhundert erbaut wurde, übrigens das reichste unter allen Klöstern Attika's ist. Dieser alte Bau, am Fuße des Berges in einer baumlosen Schlucht, besteht aus einer kleinen Kirche und einigen Wohnungen für Ackerbau treibende Mönche und für Fremde, welche die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch nehmen. Nachdem wir im Schatten der Oelbäume und Linden geruht, welche das romantisch gelegene Kloster umgeben, besuchten wir die beiden Landhäuser der verstorbenen Herzogin von Piacenza, welche noch unvollendet, in gothischem Style erbaut, im Eingange eines tiefen Thales liegen, und vor denen im Zauber der griechischen Luft die Ebene von Athen mit der Akropolis, dem Oelwalde und den Küsten des Phaleros weithin sich erstreckte. Nun gelangten wir auf den Weg nach den Steinbrüchen des Pentelikon. Nach ungefähr zwanzig Minuten kamen wir an eine Cisterne, die das Wasser einer nahen Quelle aufnimmt. Die angenehme Lage, der Schatten dichtbelaubter Silberpappeln, das Rauschen des Windes und des herabfallenden Wassers gewährte uns einen kühlen, erfrischenden Aufenthalt. Bald beginnt der Weg nach den Steinbrüchen höher zu steigen; Marmorblöcke liegen an beiden Seiten desselben verstreut, deren Anzahl und Größe zunehmen, jemehr man den Steinbrüchen selbst sich nähert. Diese befinden sich in einzelnen Theilen des Berges, namentlich in den höher gelegenen Abhängen, bis zu denen die alte gepflasterte Straße hinführt. Man unterscheidet die alten Steinbrüche ganz deutlich von den neueren, indem man in diesen letzteren die Wirkungen des Pulvers sieht, die bis tief in die Eingeweide des Berges sich hineinziehen, und mittelst dessen die Marmorstücke in ungeheuren formlosen Blöcken sich lösen. Der Anblick der alten Steinbrüche erfüllt den Wanderer mit Bewunderung; es ist schwer zu begreifen, wie die alten Griechen die Steine so geschickt aus den Brüchen zu lösen vermochten, und wie es möglich war, die einzelnen Stücke so unversehrt, in solcher Größe und Glätte, als Ganzes zu gewinnen, um sie dann zu dem besonderen Zwecke verwenden zu können. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß die Alten im Besitze der entsprechenden Mittel waren, große Steinblöcke in Einem Stücke (sogenannte Monolithen) zu brechen, während jetzt, bei Anwendung des Pulvers, mittelst Sprengung, welche zerstörend auf die Steine wirkt, nur ungleiche, vieleckige und vielleicht niemals so große Steinblöcke gewonnen werden. Dies sind nun die berühmten Marmorbrüche des Pentelikon. Aus ihnen stammen jene weißen Marmorstücke, die zu dem Parthenon und Erechtheum, den Propyläen, dem Tempel des Jupiter Olympios und zu anderen Bauwerken des griechischen Alterthums verwendet wurden. Aus ihnen schufen die Phidias und Praxiteles die Bildsäulen und Büsten der Götter und Helden, der Dichter und Staatsmänner, und erhoben den Glanz Athens zu der höchsten Stufe des Ruhmes und der Pracht.

Indem wir unsern Marsch fortsetzten und unsere Aufmerksamkeit auf die Gegenstände vor uns und neben uns richteten, ohne weiter an die Anstrengungen des Weges und an die Hitze des Tages zu denken, gelangten wir in eine Höhle, welche unter der Spitze des Berges liegt und die pentelische Höhle (Andere nennen sie die Höhle des Philotheus) genannt wird. Vor dem Eingange derselben liegt eine kleine Kirche nebst einigen Gebäuden, die wahrscheinlich zum Aufenthalte der Arbeiter dienen. Wir gingen mit angezündeten Kerzen in die Höhle und kamen in einen breiten Gang, der sich weiter ins Innere zog, dessen Ende aber bei der immer mehr überhandnehmenden Finsterniß und der Engigkeit seiner Windungen sich nicht erkennen ließ. Diese Höhle, wahrscheinlich ein alter Steinbruch, der bereits mit merkwürdigen Tropfsteinbil-

dungen überzogen ist, hat weder die Größe, noch die verschlungenen Gänge, noch die mannichfaltigen Stalaktitenformen der in der Nähe von Keratia befindlichen Höhle oder der auf der Insel Antiparos.

Es war elf Uhr, als wir die Höhle verließen. Wir lagerten uns auf dem schattigen Rasen vor ihr und ergötzten uns an der weiten und malerischen Aussicht. Die Gluth des Mittags, während rings umher allgemeine Stille herrschte, nur hin und wieder durch den einförmigen Gesang der Cicaden unterbrochen, setzte vor der Hand unserer Wanderung ein Ziel; aber das Ende derselben durfte und sollte es nicht bleiben. Wir wünschten noch bis zur obersten Spitze des Berges selbst vorzudringen. Freilich war der Weg dahin etwas steil und beschwerlich; kein betretener Pfad führte hinauf; indeß wagten wir es dennoch, und wurden am Schlusse unseres Weges belohnt und überrascht. Wir erblickten die Ebene von Marathon. Von Kindheit an mit den Erinnerungen und Ueberlieferungen der alten griechischen Herrlichkeit genährt, ist es uns, wenn wir von dieser Höhe zum ersten Mal die Gefilde von Marathon erblicken, als stände ein goldener, ewig schöner Traum der Jugend vor uns. — Der Gesichtskreis, der auf dieser Höhe des Pentelikon vor den Blicken des Beschauers sich aufthut, ist weit und groß; er wird durch keinen Gegenstand unterbrochen. Der etwas gekrümmte Hymettos in Osten und der hohe Parnes im Norden senken ihre Häupter vor dem Gipfel des Pentelikon und lassen das Auge frei und ungehindert über sie hinwegschweifen. Auf dem Gipfel des Pentelikon, der 3500 Fuß über dem Meere liegt, hatten die Athenienser, nach einer Mittheilung des Pausanias, der Athene eine Bildsäule errichtet: ein erhabener Gedanke, andeutend, daß dieser Schutzgöttin Attika's die Aufsicht über das ihr geheiligte Land anvertraut war. Ganz Attika mit seinen Ebenen, Hügeln und Bergen, mit der Stadt Athen und der Akropolis, dem Oelwalde, den Meeresküsten und dem Meere selbst, liegt wie ein großes bezauberndes Panorama vor uns. Ueber dem Hymettos entdeckt man die Ebenen und Anhöhen von Sunium, sowie das Meer, das es bespühlt. Nach der Richtung des Korydalos hin sieht das Auge das Meer von Salamis und die Küste von Eleusis, weiterhin den Kythäron, in der Tiefe den Isthmus von Korinth. Der Parnes und jenseit desselben die mit dem Blau des Himmels und der Berge ineinanderfließenden Gefilde Böotiens verlieren sich ins Unabsehbare, und unter den Abhängen des Pentelikon selbst liegt Marathon und das Meer, dahinter die Berge von Euböa und dann wieder das Meer: ein Anblick voll erhabener Poesie und edler Harmonie, und voll historischer Erinnerungen.

Ich habe oftmals die Schönheiten meines Vaterlandes auf meinen Wanderungen kennengelernt und häufig die schönsten Punkte der Siebenhügelstadt am Bosporos besucht; allein in der Nähe von Konstantinopel und an den Ufern des Bosporos giebt es keine Berge; dort giebt es nur sanfte Hügel, grüne Wiesen, Ebenen mit Cypressen bepflanzt, einen lachenden Himmel und blaues Meer; dort zeigt die Natur keine erhabene und ernste Schönheit. Dort schwelgt das Auge entzückt im Anschaun einer ewig jungen und frischen Schönheit, Alles erscheint in dem Glanze der Heiterkeit, wie die Blicke der Mädchen am Bosporos; selbst die Melancholie ist da bezaubernd. Aber dies Alles erweckt keine edlen, hochherzigen Empfindungen, und es entzündet in der Seele kein Feuer, keine Gluth der Begeisterung. Die Knechtschaft des Vaterlands erfüllt die Augen mit Thränen, die blos vorübergehend an dem Anblick der Hügel sich erfreuen und der Seele mittelst dieses Anblickes nur kurzen Trost gewähren. Vergleicht man dagegen Das, was die Idee des Schönen am Bosporos ausmacht, mit Demjenigen, was für uns auf dem Gipfel des Pentelikon den Begriff des Schönen begründete, so zeigt sich zwischen beidem ein auffallender Unterschied. Hier beruht die Schönheit in den scharfen Linien der Berge, in der Ausdehnung der Ebenen, in der Klarheit des Himmels, und diese Klarheit des Himmels hat in ihrer Unendlichkeit etwas Ernstes, Erhabenes und Großes, während die Phantasie, die von dem Anblick der Denkmäler des Alterthums ergriffen und von den Eindrücken der verschiedenartigsten geschichtlichen Erinnerungen angeregt wird, die Liebe der Freiheit entzündet und den Geist mit unnennbarem Zauber erfüllt. — Indessen wurde bei uns selbst die begeisterte Stimmung nach und nach geschwächt, je mehr auf der kahlen Spitze des Pentelikon, auf welcher wir standen, die Hitze in den Mittagsstunden zunahm. Wir schickten uns daher zum Rückwege an. Ungefähr nach einer halben Stunde unseres Marsches kamen wir an eine sonderbare Felsenbildung, die in so auffallender Weise gegeneinander und ineinander gelegen ist, daß sie ein merkwürdiges Echo erzeugt. Dasselbe gab auf 20—25 Schritte mehrsylbige Worte und ganze Phrasen rein und vollkommen vernehmlich wieder. Mit Einbruch der Nacht gelangten wir nach Athen zurück.

—d.

Gedankenspähne.

Mache Dir nie Feinde um eines Freundes willen! Wer weiß, ob der Freund Dir unabänderlich Freund bleibt. Der Feind, den Du Dir um seinetwillen gemacht hast, den behältst Du gewiß. Es ist überhaupt gut, bei der Freundschaft in allen Fällen ein Bischen im Debet zu bleiben.

Es geht dem Menschen mit einem Talent, das er besitzt, wie Eltern mit einem schönen Töchterchen. Einmal unter hundertmal wird es zum Segen; 20 mal geräth es auf Abwege, 29 mal findet es keinen Liebhaber und 50 mal hat es mehr gekostet, als eingebracht.

Es ist ein erbärmlicher Ehrgeiz witziger Grobiane, den Maul-Attila zu spielen; auch muß man ihnen keinen würdevollen Leo entgegenschicken, sondern einen Gänserich, der sie überflügelt und überflegelt.

Wer in den Reden des gewöhnlichen Lebens sich jeden Augenblick ängstlich das Commando der Grammatik gegenwärtig hält, ist ein Pedant; der Mensch von Erziehung und Wissenschaft spricht, ohne daran zu denken, von selbst grammatikalisch richtig. Es ist nicht viel anders mit der Logik, die nur eine Grammatik des Denkens ist.

L—r.

Zur Chronik.

Fresken für Berlin und in Aachen.

— Der zukünftige germanische Dom in Berlin soll bekanntlich mit Fresken von Cornelius geschmückt werden. Die Farbenskizze zu dem neuesten dieser Bilder, die Erwartung des letzten Gerichts, ist jetzt in Dresden (zum Besten der Schillerstiftung) ausgestellt. Der Meister ist um der Composition dieses Bildes willen eigens nach Italien gereist und hat dort die bedeutendsten Darstellungen dieses Gegenstandes gleichsam um Rath gefragt. Auch Raffaels Theologie, die triumphirende Kirche in himmlischer Glorie, wird bei der Betrachtung des Bildes in der Seele des Beschauers lebendig. Cornelius' Werk hat vielleicht noch mehr und strenger die architektonische Gruppirung, die Darstellungen solcher Art eigen ist. Sechs terrassenförmig aufgestellte Gruppen über einander müssen eine gewisse starre Monotonie hervorrufen, die dem Glauben und der strengen herben Einfalt der ersten Malerschulen entspricht. Auch die Auffassung des Moments hat etwas Bannendes und Gefesseltes. Christus, der Richter der Todten und der Lebendigen, streckt die Arme aus, spricht aber noch nicht das Wort der Entscheidung. Johannes weist auf ihn hin, und Maria hat noch Zeit, für die armen Seelen zu bitten. Rechts und links, oben und zur Seite die geordneten Schaaren der Seligen, der Erzväter und Heiligen. Die Gruppe der vier Verkündigungsengel unter dem Weltenrichter ist poetisch die bedeutendste. Sie liegen hingestreckt, erwarten das Commando und raffen sich schon halb auf, die Tuben in der Hand. (Ihre Gliedmaßen scheinen uns etwas nibelungenmäßig ausgereckt. Auch Schnorr in seiner Bibel in Bildern hat das Maß der Recken in das Gebiet des Alttestamentlichen hinübergezogen.) Zu ebner Erde kniet die königliche Familie Preußens vor dem goldnen Kreuz, sehr porträtgetreu. In den vielen Gruppen oben und unten Monotonie zu vermeiden, ist unter etwa 120 Gestalten fast unvermeidlich. Alle diese Hundert haben ja, so verschiedenartig ihr Wesen, dasselbe zu gewärtigen. Ihre Blicke theilen sich blos nach oben und nach unten. Der kräftige, kernige, fromm gesunde Augenaufschlag in den Köpfen ist der eigentliche Grundzug im großen Werke, des Meisters kraftvolle Eigenthümlichkeit am besten kennzeichnend.

Die Fresken im Aachener Rathhaussaale werden bald die Bilder im Römer zu Frankfurt an Bedeutsamkeit überflügeln. Der Frankfurter Saal hat für die alten Kaiser nur Nischen zu einzelnen Gestalten; der Aachener hat Felder für ganze Gruppen und Scenen aus der Geschichte unseres ersten Kaisers. Seit 1847 war Alfred Rethel damit beschäftigt. Er vollendete vier große Bilder: die Eröffnung des Grabes Karls des Großen zu Aachen im Jahre 1000 durch Otto III., die Zerstörung der Irmensäule bei Paderborn, Karls Sieg über die Saracenen bei Corduba und die Eroberung von Pavia. In der Zeichnung entwarf und vollendete Rethel noch fünf andere: Wittekinds und Alboins Taufe, Karls Krönung in Rom, die Gesandtschaft Arun al Raschids, die Erbauung des Aachener Doms und Karl legt die Kaiserwürde nieder zu Gunsten Ludwigs. Das zehnte fehlte auch noch im Entwurfe, als der Künstler, von einem Nervenleiden erfaßt, krank und geistig ganz unfähig wurde zur Arbeit; er lebt, ohne Hoffnung, seine zerstörte Geisteskraft wiederzugewinnen, in Düsseldorf. Joseph Kehren übernahm die Fortsetzung und hoffentlich Vollendung des Werks. Man kennt diesen Maler aus seiner „Erkennungsscene zwischen Joseph und seinen Brüdern." Kehren führte nach Rethels Zeichnung die Taufe Wittekinds und Alboins aus, und arbeitet jetzt an Karls Krönung im Peter zu Rom. — Die Stadt Aachen hat außerdem auch mit Kaiserbildsäulen ihren Rathhaussaal zu schmücken beschlossen. Julius Bayerle in Düsseldorf, Derselbe, der am Münster zu Neuß die Bilder Petri und Pauli arbeitete, ist mit der Statue Friedrich Barbarossa's für Aachen beauftragt. (Gegenwärtig arbeitet Bayerle für das gothische Rathhaus zu Wesel an 7 großen Standbildern aus der Landesgeschichte.)

Veuillot und Monsignore Sibour.

st. In derselben Woche, in welcher der Erzbischof von Paris unter der Mörderfaust eines rachsüchtigen Priesters verblutete, kam ein Proceß des „Univers" gegen den Abbé Cognat zur Verhandlung. Der Univers oder Herr Veuillot klagte wegen einer Flugschrift, in der Verleumdungen enthalten sein sollten, und die, wenn die allgemeine Stimme das Rechte traf, nicht den Abbé, dessen Name auf dem Titel zu lesen war, sondern Monsignore Sibour zum Verfasser hatte. Der Kläger hat seinen Proceß unmittelbar nach der Ermordung des Erzbischofs fallen lassen. Vielleicht hat er damit seine Ueberzeugung andeuten wollen, daß der Ermordete der wirkliche Verfasser sei; vielleicht ist er der Meinung, daß der Kampf zwischen dem Ultramontanismus und den gallicanischen Freiheiten, der auch die Grundlage jenes Processes bildete, durch die Erledigung des erzbischöflichen Stuhles von Paris in eine Sphäre gerückt ist, auf welche die Entscheidung eines bürgerlichen Gerichtshofes keinen Einfluß übt. — Es giebt in Paris einen Neukatholicismus, der aus dem ersten Kaiserreich datirt und bekannte, ja erlauchte Namen aufweisen kann. Seine ersten Triumphe knüpfen sich an Chateaubriands „Geist des Christenthums;" Lamennais hat ihm lange Zeit gedient, er hat Prediger wie Frayssinous und Lacordaire, Volksdichter wie Reboul, den sangreichen Bäcker von Nimes, fanatische Verfechter und gewandte Advocaten ohne Zahl gehabt. Seine gut geleiteten Vereine haben mehr Mitglieder, als die Heere Mitteleuropa's Soldaten; allein unter der Fahne des Lyoner „Werkes zur Verbreitung des Glaubens" stehen mindestens 800,000 Fromme in Reih und Glied. Sein Organ ist der Univers, und Veuillot, der Leiter dieses Blattes, ist eine Macht. — Louis Veuillot ist eine der frommen Persönlichkeiten, welche mit ihrer Vergangenheit gebrochen haben und von ihren früheren Tagen ungern sprechen hören. Ein Südfranzose, in den letzten Jahren des Kaiserreichs geboren, hat er ganz das müßige und liederliche Leben der Jugend unter der Restauration gelebt. Im Kaffeehause, im Theater, auf dem Fechtboden heimisch, hat er sich, Berangers Lieder ausgenommen, nie mit Büchern befaßt. Endlich ist ihm das Geld ausgegangen, und er hat sich nun von der Presse anwerben lassen, der er nicht wegen Kenntnisse, die er nicht besessen hat, wohl aber wegen seines Talentes für das Plänkeln, wegen seiner ungestümen Beweglichkeit, seiner seltenen Ausdauer bei Angriffen werth geworden ist. Das Julikönigthum war nicht der Liebling der Zeitungen. Da die Idées Napoléoniennes noch keinen gesetzlichen Curs hatten, konnte man den Feind nicht todtschlagen, sondern mußte ihn durch sich selbst bekämpfen. Man suchte nach Regierungsfedern, und Veuillot ließ sich finden. Gehorsam wie ein Soldat, ging er, wohin man ihn schickte, in die Provinz, nach Algier. Es war der Marschall Bugeaud selbst, der ihn mit sich über das Meer nahm, damit der litterarische Kampfhahn von der neuen und kostspieligen Colonie soviel sehe, als nöthig sei, um der Opposition, die in Bezug auf Algier die Unwissenheit selbst war, den Text lesen zu können. Veuillot entledigte sich dieser Aufgabe mit einer Grobheit, die den Marschall entzückte und ihn bestimmte, den vielversprechenden Anfänger mit warmen Empfehlungen an Guizot nach Paris zu schicken. Guizot war kein alter troupier, sondern ein Professor nach Genfer Schnitt und ein feiner Diplomat. Wer sich für ihn schlagen wollte, der mußte regelrecht fechten und durfte höchstens bissig, aber nicht grob sein. Veuillot gefiel nicht und mußte lange in den Vorzimmern des Ministers stehen, bis er des Dinges endlich überdrüssig wurde und auf und davon ging. 1845 war das Jahr seiner Hegira, und mit ihm beginnt eine neue Aera, für den Neukatholicismus einerseits und für Veuillot andererseits. Der unliebenswürdige Flüchtling begann, ehe er die Gesellschaft reformirte, mit sich selbst. Er legte seine liederlichen Gewohnheiten

ab, wurde fromm und veröffentlichte ein Gebetbuch in Versen: Le Saint Rosaire medité, das trostloseste Product seiner Art, von dem auch Graf Montalembert, das litterarische Haupt der Frommen, sich so wenig befriedigt fühlte wie der Minister; es kam zu Streitigkeiten, Veuillot war abermals frei. In politischer Beziehung war Veuillot, solange Ludwig Philipp auf dem Throne saß, ein guter Constitutioneller. Angesichts der Februarrevolution warf er sich in eine demokratische Rüstung und schrieb Artikel, die eine Uebersetzung von Lamennais' Paroles d'un croyant ins Pöbelhafte waren. Diese Wandlung dauerte nicht länger, als die Republik Hoffnung auf ihre Erhaltung hatte. Als durch das Gebäude der constituirenden Versammlung jenes Zittern und Schüttern ging, bei dem die Ratten, wie man sagt, sich zur Auswanderung anschicken, schied Veuillot von seinen republikanischen Ueberzeugungen. Er hatte zu wählen, ob er reiner Legitimist oder Orleanist, Fusionist oder Bonapartist werden wolle. Da er kein Talleyrand war, stellte er sich auf die falsche Seite, zu dem Bourbon der älteren Linie. Die Täuschung nahm indessen ein baldiges Ende, und Veuillot wurde nun Bonapartist, was er seitdem geblieben ist. Die Art, wie er den Bonapartismus und die Kirche vertritt, ist ein permanentes Sturmlaufen ins Blaue hinein. Es ist ihm ein solches Bedürfniß, seine Waffen zu schütteln, daß er wenig fragt, ob er Riesen oder Windmühlen vor sich hat. Ist er gegen einen wirklichen Feind Sieger, so rennt er ihn zu Boden, wirft sich auf ihn und pufft ihn mit seiner breiten ehernen Stirn zu Tode. So kämpft der Büffel der römischen Campagna. Wird er besiegt, so kehrt er oft und so wüthend zum Angriff zurück, daß er das Feld zu behaupten scheint. Steht es einmal ganz schlecht mit ihm, so greift er zu dem perfiden Mittel, den Streit auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, wohin seine Feinde mit ihrem Knebel im Munde ihm nicht folgen dürfen. Veuillot ist der erste Störenfried Frankreichs, und das rechnet ihm seine Partei, die den Kampf will, zu hohem Verdienste an. Er hat es verstanden, die französischen Bischöfe in seine Streitigkeiten hineinzuziehen und dem Erzbischof von Paris in Rom eine Niederlage zu bereiten. Als Monsignore Sibour Veuillots Blatt, den Univers, mit dem Interdict belegte (1855), appellirte Veuillot an die höchste Stelle in der katholischen Christenheit, und Pius IX. entschied für ihn, „der durch Geist und gesunde Lehre hervorragend die Vertheidigung der katholischen Wahrheit und der Rechte des heiligen Stuhles führe." — Der Streit zwischen dem Erzbischof und dem Journalisten hat sich bis in die letzten Tage fortgesetzt, die Flugschrift des Abbé Cognat, L'Univers jugé par lui même, gegen die Veuillot klagend auftrat, wurde Herrn Sibour zugeschrieben. Dieser durch Sittenreinheit, Milde, Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Prälat war Veuillots furchtbarster Gegner. Veuillot ist bei allen politischen Parteien gewesen und tritt alle geistigen Größen seines Vaterlandes mit Füßen; nur von Victor Hugo spricht er mit Ehrfurcht.

Das Keltenthum in Deutschland.

* Bei Gelegenheit eines schneidend scharfen Aufsatzes, den die „Allgemeine Zeitung" über mehrere Besprechungen der bayerischen Urgeschichte bringt, erinnern wir uns der Keltenfrage. Wir verstehen hier darunter nicht die Untersuchungen, die von unseren großen Gelehrten geführt werden, sondern die meist komischen Beiträge zur Aufhellung unserer Urgeschichte, die der Dilettantismus zu liefern sich abmüht. Was bleibt uns Deutsches, wenn Kelten und Slawen in unsere gesammte Vergangenheit sich theilen, wenn es wahr ist, daß die deutschen Städte von Kelten und die deutschen Dörfer von Slawen gegründet worden sind? Und wie gründlich beweist man uns, daß der Boden, in den wir die Leichen unserer Väter gesenkt und in den wir unsere Hoffnungen gesäet haben, uns nicht gehöre! Läßt sich aus irgend einem Städte- oder Dorfnamen ein ferner Anklang an irgend ein keltisches Wort heraushören, so haben Kelten da gewohnt! Steht im Lande der Cherusker, der Kelten, neben einem Orte eine Linde, so ist das ein unwiderlegbares slawisches Wahrzeichen! Was Bayern insbesondere betrifft, so hat die „Allgemeine Zeitung," vielleicht um einen sonst achtbaren Namen zu schonen, den eigentlichen Urheber der dortigen Keltomanie nicht genannt. Es ist der Geschichtschreiber und Geograph Mannert; seine Triebfeder war der Servilismus. Als Bayern dem Rheinbunde angehörte, suchte er zu beweisen, daß das Vasallenthum der Bayern in der Geschichte seine Rechtfertigung finde, denn sie seien keltische Bojer und folglich Brüder der Franzosen!

Die Zuckersteuer.

st. Man beschäftigt sich seit geraumer Zeit lebhaft mit der Frage, wie die Einnahmen der Zollvereinsstaaten, insbesondere Preußens, unter möglichster Schonung der steuernden Bevölkerung erhöht werden könnten. Einige Nationalökonomen haben den beherzigenswerthen Vorschlag gemacht, es einmal, statt mit einer Steuererhöhung, mit einer Steuerherabsetzung zu versuchen. Daß auf diesem Wege höhere Zollerträge erzielt werden können, liegt auf der Hand. Jede Preiserhöhung nothwendiger Bedürfnisse durch Zölle oder auf eine andere Weise zieht eine Verminderung, jede Preisermäßigung eine Vermehrung des Verbrauchs nach sich. Gesetzt, ein Zoll würde um 25 Procent ermäßigt, aber von der Waare um 50 Procent mehr eingeführt, so verdiente die Steuercasse 25 Procent. England hat bei Peel's Reformen dieses für den Staat und die Bevölkerung gleich glückliche Resultat gesehen. Durch die Herabsetzung der Zuckerzölle ist der Verbrauch an Zucker um 60 Procent vermehrt und dem Staat ein Vortheil von $1\frac{1}{10}$ Millionen Pf. St. verschafft worden. Weshalb entschließt sich der Zollverein nicht zur Nachfolge? Setzt man den Zoll des Rohzuckers von 5 auf 4 Thaler herab und erhöht man gleichzeitig die Steuer des Rübenzuckers so, daß der Rohzucker vom Centner 3 Thlr. $3\frac{1}{3}$ Ngr. zu zahlen hat, so kann ein Mehrverbrauch des fremden Zuckers, der eine Zolleinnahmeerhöhung von mehreren Millionen Thalern zur Folge hat, nicht ausbleiben. Die Rübenzuckerfabriken würden in der Steuer immer noch bevorzugt sein. In Frankreich hat man die Steuersätze des Rohrzuckers und des Rübenzuckers 1846 einander gleich gemacht, und nicht die Rübe, sondern das Zuckerrohr ist dadurch in Nachtheil gekommen, und zwar in dem Grade, daß man die erstere gegenwärtig höher besteuert, als das letztere. Dennoch befinden die französischen Rübenzuckerfabriken sich wohl.

Chinesische Kriegsführung.

* Bei dem letzten englisch-chinesischen Kriege, dem der Vertrag von Nanking ein Ende machte, kam es vor, daß englische Kriegsschiffe eine Küste oder ein Flußufer plötzlich mit Mauern oder Schanzen wie bedeckt sahen. Andere Male starrten den „fremden Teufeln" unversehens aus verlassenen Batterien Kanonenschlünde von furchtbarem Kaliber, Mündung an Mündung gereiht, entgegen. Jene Mauern und Schanzen waren gemalt, jene gähnenden Geschützrachen bestanden aus harmlosen Töpfen! Die dummpfiffigen Chinesen würden sich die Komödie erspart haben, wenn sie überlegt hätten, daß auf jedem europäischen Kriegsschiffe Fernröhre vorhanden sind. Nach dem Kriege haben Kasseler und andere Freunde der Chinesen oft behauptet, das Reich der Mitte habe von seinen Feinden gelernt, und ein neuer englischer Angriff werde unerwarteten Widerstand finden. Da sollte die Bocca Tigris — schon der Name allein klingt fürchterlich genug! — uneinnehmbar sein, eine Beschießung Cantons selbst nur von Wahnsinnigen unternommen werden können ꝛc. Die Tage des 23.—29. Octobers 1856 haben die alte Ueberlegenheit der Engländer neu bewährt. Alle Forts sind von den „rothborstigen Barbaren" erstürmt, 170 Geschütze vernagelt worden, und der ganze Verlust der Angreifenden hat in 3 Todten und 2 Verwundeten bestanden.

Zara.

* Die österreichische Kriegsmarine ist bereits zu der ersten Italiens geworden und wird noch fortwährend vermehrt. Pola ist zur Zeit der Kriegshafen der österreichischen Marine, aber auch in Zara, wo früher immer bewaffnete Schiffe stationirten, werden in vielleicht naher Zeit Docks gebaut werden. Dieser Hafenplatz, der auch die Vortheile einer Festung darbietet und von Napoleon für den Schlüssel Dalmatiens erklärt wurde, ist vortrefflich gelegen. Der Hafen ist tief genug, um großen Kriegsschiffen den Zugang zu verstatten, und die Rhede gewährt vollkommene Sicherheit. Einzig in seiner Art ist ein natürlicher Canal, der zehn Meilen lang und eine Meile breit zwischen dem Festlande und einer Reihe von Inseln liegt, und im Südosten von anderen Inseln geschlossen wird. In dem Meere kommt der gefährliche Holzwurm (biscia marina) nicht vor, die Luft ist gesund, Wasser wird durch eine Leitung in hinreichender Menge zugeführt, und die Lebensmittel stehen niedrig im Preise. Mit einem Worte: Zara vereinigt so viele Vorzüge, daß ihm eine maritime Zukunft zu prophezeien ist.

Die Gärtnerei zu London.

p. Die Blumen- und Fruchtausstellungen haben im vorigen Jahre wie überall, so auch in London eine große Anziehungkraft auf das Publicum ausgeübt; dort waren sowohl die Ausstellungen im Krystallpalast zu Sydenham als auch die von Regents-Park stark besucht. Beide waren gleich ausgezeichnet und in ziemlich gleicher Weise vertreten, da fast sämmtliche Aussteller ihre Pflanzen und Früchte aus einer in die andere Ausstellung wandern ließen. An Neuigkeiten war eigentlich in beiden Ausstellungen kein Ueberfluß, nur von den Herren Veitch befand sich ein neues Zwiebelgewächs aus Californien ausgestellt, das weniger hübsch als botanisch interessant war; es bildet eine der Brodiaea verwandte neue Gattung. Außerdem wurden als neu eine durch Kreuzung erzielte Azalea und eine Embrothrium bewundert. Für uns Deutsche ist insbesondere interessant, zu sehen, wie der Geschmack für Blattpflanzen, d. h. Pflanzen, die sich durch Größe, Colorit, Blattform auszeichnen, in England immer mehr und mehr Anklang findet. Unleugbar wird dadurch die Hoffnung genährt, in derartigen Gewächsen ein Aequivalent des Tausches für neue Einführungen zu besitzen. Namentlich hatten sich die Herren Veitch durch die Ausstellung einer solchen durch Blattpflanzen zusammengesetzten Gruppe hervorgethan, die allgemeine Bewunderung fand. Rosen waren gegenwärtig, wie sie die Königin der Blumen an Schönheit, Wohlgeruch und Großartigkeit nur zu zeigen vermag. Sie waren gesund und kräftig, und wurden wegen des ungünstigen Frühjahrs, das in England sich kundgab, um so höher geschätzt. Die Handelsgärtnerei in London ist durch großartige Etablissements vertreten; unter Andern zeichnet sich das der Herren Hugh Low u. Comp. zu Clapton, London aus. In commercieller Beziehung kann man dasselbe unstreitig das bedeutendste nennen. Allgemein rühmt man die kaum zu beschreibende großartige Vermehrung und Anzucht der vielen tausenden von Eriken, neuholländischen, javanischen, chinesischen und vielen anderen gangbaren Pflanzen. Ein jeder Gärtner, der irgend mit dem Handel der Pflanzen in Deutschland bekannt ist, stellt sich beim Anblick solcher Massen die Fragen: wohin werden dieselben abgesetzt und wo bleiben sie? Nur ein kurzer Aufenthalt in einem solchen Institute wird dem Befangenen die Frage schnell lösen, wenn er sieht, wie dort von früh Morgens bis am späten Abend von mehreren dazu eingeschulten und eingeübten Gehülfen Pflanzen ausgesucht, von anderen eingeschulten Personen verpackt und sofort durch eigens dazu bereit stehendes Fuhrwerk per Achse zur weiteren Beförderung expedirt werden. Das Gartenetablissement ist gegenwärtig im Besitze einer herrlichen Sammlung von Orchideen und Warmhauspflanzen, sowie einer reichen Coniferen-Anzucht, immergrüner Gehölze 2c. Wir fügen hier bei, daß es einem deutschen Gärtner, H. Gaeschke in Köthen, im vorigen Jahre gelungen ist, die Victoria regia im freien Garten in einem Wasserbassin zu cultiviren, das in der Art eines Doppelhauses mit dazu passenden Mistbeetfenstern bedeckt ist; der Apparat in welchem die Pflanze zur Blüthe gebracht wurde, kostet nur 50 Thlr., und H. Gäschke wird seine neue Culturmethode der Victoria regia nächstens veröffentlichen.

Die Abstammung der Menschen.

x. Von Ritter Bunsens Werk: „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", sind der vierte und theilweise der fünfte Band erschienen. Sie behandeln eine Menge von interessanten Gegenständen, die bisher controvers gewesen sind und auch bleiben werden. Dahin gehört die Ansicht von einem Ursitze der Menschheit. Bisher hatten wir etwa ein Viertelhundert verschiedene Annahmen über ein „Paradies", eine „Urwiege" der Menschheit, welche Bunsen östlich vom Ararat und Kaukasus, nördlich vom Paropamisus, westlich vom Altai und chinesischen Thian schan, und südlich vom Polarmeere verlegt, welches letztere „damals" weit ausgedehnter gewesen sei. Von diesem nordasiatischen Ursitz sei die „Menschheit" nach Mittelasien und dem Westen gewandert. — Diese Hypothese steht in der Luft, wie alle anderen. Das kalte, rauhe Hochland America hält jetzt Niemand mehr für ein Paradies, ebenso wenig das Hochthal von Kaschmir, welches einst ein See gewesen. Daumer hat einen „australisch-americanischen Bibelcommentar" geschrieben, dessen Grundzüge bereits veröffentlicht worden sind. Er beruft sich in demselben auf den verstorbenen Kanzler Autenrieth in Tübingen, welcher den Ursprung der Menschheit und das Paradies in die Südsee verlegen wollte, etwa nach Otaheiti. Haug erinnert an javanische Sagen von Zertrümmerung eines großen Continents, und sucht den Ursitz in der Heimath der Banane und des Brotbaumes. Nimmt man, sagt er, einmal soviel an, dann versteht sich alles Andere von selbst. Freilich; aber man nimmt eben soviel nicht an. Herr Jacob Kruger stellt mit der ihm eigenen Zuversicht rundweg, natürlich ohne jeden Beweis, den Satz auf, daß Altamerica eine westasiatische Colonie gewesen. Die Americaner ihrerseits kehren den Spieß um. Sie erklären es für eine durchaus unberechtigte Anmaßung, die alte Cultur der westlichen Erdhälfte für einen Ableger und ein Anhängsel Asiens zu betrachten, und der bekannte Alterthumsforscher Oberst Galindo sieht in dem an prachtvollen Monumenten überreichen Centralamerica die „wirkliche" Wiege der Menschheit und der Bildung, welche sich von Yucatan und Guatemala aus nach China, und dann weiter südlich und westlich über Asien und Europa verbreitet habe. Eine Wanderung von Westen nach Osten hat jüngst auch Gobineau in seinem bekannten Werke über die Grundverschiedenheiten der Menschenstämme angenommen. Andere lassen die „rothen Juden" aus einem angeblichen Ur- und Originalägypten in America kommen! Man sieht, daß die wildeste Speculation auf diesem Gebiete sich der ausschweifenden Phantasie überläßt. Soviel ist sicher, daß man lediglich vermittelst der Linguistik in dieser Controverse um keinen Schritt weiter gelangte. Denen, welche überhaupt nur einen Punkt auf Erden als „Urwiege" annehmen, stehen viele Geologen und Anthropologen gegenüber, welche einen solchen Ursitz überhaupt verwerfen. Sie sagen, es habe viele Centra der Schöpfung für den Menschen wie für die Thiere gegeben; sie sind Polygenisten und heben hervor, daß durch ihre Annahme sich die Dinge einfach, natürlich und logisch erklären, während man bei der Annahme von einem Menschenpaare sich in tausend unlösbare Widersprüche verwickele und stets in einem gebannten Kreise bewege. Wir können hier in die Erörterung der beiderseitigen Gründe nicht näher eingehen, wollten aber die Sache selbst erwähnen, weil sie längst aus dem Kreise der Gelehrten herausgetreten und vor das große Publicum gebracht worden ist.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 6. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [7. Februar.

Inhalt.

Thorwaldsen und seine Werke.

Erster Artikel.

Die Geschichte eines großen Künstlers, auch wenn sie nicht mit romantischen Erlebnissen und spannenden Verwickelungen gewürzt ist, nimmt doch darum nothwendig einen so hohen Grad des Interesses in Anspruch, weil sie stets eine Schöpfungsgeschichte ist, und zwar in doppelter Beziehung, indem sie uns zeigt, einmal, wie der Künstler selbst aus dem Schooß der allgemeinen und besonderen Verhältnisse hervorgegangen und Das geworden ist, als was wir ihn bewundern, sodann, wie sich aus ihm durch das Zusammenwirken seines Geistes mit äußeren Einflüssen und Veranlassungen die einzelnen Kunstwerke losgerungen und gebildet haben. Hierzu gesellt sich in der Regel noch ein drittes Interesse, dasjenige nämlich, welches sich an die vielseitigen und mannichfaltigen Beziehungen knüpft, in denen der bedeutende Künstler zu anderen bedeutenden Persönlichkeiten zu stehen pflegt, dergestalt daß wir in und mit seinem Leben nicht blos ein Bild seines eignen Wesens, sondern zugleich ein Spiegelbild einer mehr oder minder großen Anzahl anderer Individualitäten empfangen. Diese drei Interessen vereinigen sich im Leben Thorwaldsens, wie es jetzt durch die sorgfältigen Bemühungen seines Landsmannes und Freundes vollendet vor uns liegt *), in einem seltenen Grade: denn Thorwaldsen ist nicht minder interessant als Geschöpf wie als Schöpfer, und unter den Sternen, welche die Sphäre seiner Künstlerbahn durchkreuzen, sind nicht wenige von demselben Glanze, wie derjenige Stern, der in dieser Sphäre den Mittelpunkt bildet.

Gemeinhin sucht man sich die Entstehung eines hervorragenden Genies aus dem Wesen der Eltern und Voreltern zu erklären. In dieser Hinsicht ist die Ausbeute für Thorwaldsen gering. Zwar soll unter seinen Vorfahren auf Island ein zu seiner Zeit, d. h. im zwölften Jahrhundert, berühmter Bildschnitzer gewesen sein; ja auch sein eigner nach Kopenhagen übergesiedelter Vater, Gotskalk Thorwaldsen, nährte sich von Bildschnitzereien, die er um geringen Lohn für Schiffswerfte ausführte. Aber wenn dies auch die Richtung, welche der Knabe frühzeitig nahm, zu erklären vermag, so erscheint es doch als ein sehr unzureichender Erklärungsgrund für das, was er späterhin in dieser Richtung leistete: denn die Arbeiten des Vaters waren nichts weniger als vorbildend, es heißt vielmehr von ihm, er habe nie etwas Ordentliches gelernt und sei z. B., als er es einst unternommen, einen Löwen als Schiffsgalion anzufertigen, nicht damit zu Stande gekommen; sein Löwe sei, ungeachtet er zwei- dreimal neues Holz aufgelegt habe, doch immer nur ein Pudel geblieben. Zum Ueberfluß war Vater Gotskalk auch noch faul und der Flasche zugethan, und es steht fest, daß die häuslichen Verhältnisse, unter denen der Knabe die ersten Jahre verlebte, die des drückendsten Elendes gewesen sind. Die Mutter, Tochter eines isländischen Predigers, scheint eines besseren Looses werth gewesen zu sein; eine genügende Kraft ist jedoch auch an ihr nicht bemerkbar, und noch in späteren Jahren wirkt sie durch weichliche Gefühle und beschränkte Lebensanschauungen auf die Entwickelung ihres Sohnes mehr hemmend als fördernd.

Geboren wurde der Knabe am 19. November 1770, und zwar nicht, wie man gewöhnlich annimmt, auf dem Meere, sondern zu Kopenhagen. Er ward Bertel genannt, schrieb sich aber selbst späterhin: „Carlo Alberto Thorwaldsen." Unter seinen frühesten Erinnerungen ist nur eine, die sich der poetischen Auffassung als eine vorbedeutungsvolle darzustellen vermag, und welche Andersen zu einer seiner Schilderungen im „Bilderbuch ohne Bilder" benutzt hat. Des Knaben liebstes Spielzeug war das Spinnrad seiner Mutter; er durfte es aber nicht anrühren. Da lag er einst

*) Thorwaldsens Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. Deutsch von Henrik Helms. Drei Bände. Mit dem Porträt Thorwaldsens nach Eckersberg. Leipzig. Verlag von L. Wiedemann. 1852—1856.

Nachts, während Vater und Mutter schliefen, wachend auf seinem Lager. Der Mond warf seine Strahlen ins Zimmer herein und der Anblick des Spinnrads verlockte ihn, aus dem Bette zu kriechen. Leise schleicht er sich zum Rade hin, kauert sich vor demselben nieder und dreht es hocherfreut mit seinen kleinen Fingern um und um. Wie er da sitzt und spinnt, erwacht die Mutter. Sie glaubt einen Kobold oder ein anderes kleines Gespenst zu sehen, denn die Kobolde spinnen des Nachts, wenn man am Abend vergißt, die Schnur von dem Rade abzulösen. In ihrer Angst weckt sie ihren Mann; Dieser jedoch entdeckt bald, daß es der kleine Bertel ist der spukt, und — mit einem Klaps wird der Kobold wieder in sein Bett gejagt.

Im Jahre 1781 erhielt Bertel einen Platz in der letzten Classe der Akademie und rückte schon nach einem Jahre in die zweite hinauf, wo er von Löffler bereits im Figurenzeichnen unterrichtet ward. Während der drei Jahre, die er in dieser Classe zubrachte, unterstützte er zugleich seinen Vater im Bildschnitzen und ward dadurch die Hauptursache, daß dessen Verhältnisse sich besserten; auch arbeitete er um diese Zeit schon ein Porträtmedaillon des alten Professor Saxtorph, von dem noch jetzt Abgüsse existiren, unstreitig eine seiner ältesten Arbeiten. 1785 rückte er in die sogenannte Gypsclasse hinauf, wo er sich nach dem Geschmack seiner Lehrer zu engherzig an die antiken Vorbilder hielt und nicht verstand, den Armen und Beinen den „rechten Säbelschwung“ zu geben. Indeß gelangte er doch schon im folgenden Jahre in die Modellclasse, fand hier an dem Maler Abildgaard einen väterlichen Freund und Leiter, und gewann bereits 1787 die erste akademische Prämie, die kleine silberne Medaille. Mit diesen Fortschritten stand seine übrige Bildung in grellem Gegensatz. Er sollte um diese Zeit confirmirt werden, stand aber so weit hinter den Knaben seines Alters zurück, daß ihm unter den Confirmanden nur ein sehr niedriger Platz angewiesen werden konnte. Zwar setzte ihn der Prediger, als er erfuhr, daß er derselbe Thorwaldsen sei, der bereits die silberne Medaille gewonnen, zu oberst und nannte ihn von jetzt an „Monsieur Thorwaldsen“; aber wie sehr sich auch der junge Künstler hierdurch geschmeichelt fühlte, so gestand er doch selbst ehrlich zu, daß die anderen Knaben besser in der Religion beschlagen seien als er.

Nach der Confirmation (15. April 1787) suchte ihn sein Vater ganz und gar als Gehülfen für sich in Beschlag zu nehmen, und nicht unwahrscheinlich wäre der Sohn in den Kreisen einer so untergeordneten Thätigkeit gebannt geblieben, wenn ihn nicht Abildgaard wieder an die Akademie herangezogen und zu mehr künstlerischen Arbeiten angeregt hätte. Ueberhaupt macht sich um diese Zeit und noch mehrere Jahre hindurch trotz seinem unverkennbaren Talent für plastische Gestaltung eine ihm selbständig angehörige Richtung auf etwas Höheres als eine handwerksmäßige Ausübung seiner Fertigkeit kaum bemerklich: denn in der Regel gehen die Impulse zu denjenigen Schritten und Handlungen, die ihn den höhern und höchsten Regionen der Kunst zugeführt haben, nicht von ihm selbst, sondern von seinen Freunden oder Lehrern aus. So verdankte er z. B. seinen Entschluß, sich um die kleine goldne Medaille trotz seiner Unlust doch noch zu bewerben, lediglich dem ihm noch in späteren Jahren unvergeßlichen Zuruf seines Jugendfreundes, des Blumenmalers Ditlef Fritzsch: „Thorwaldsen, denke an die Concurrenz!“ Aber auch als er sich zur Vorprüfung einstellte, wo jeder der Bewerber in einer besondern Loge eine skizzirte Composition zu liefern hatte, welche über die Zulassung und Nichtzulassung zur Concurrenz entschied, geschah es mit einem so geringen Selbstvertrauen, daß er sich reichlich mit Spirituosen versah, um im Nothfall die etwa ausbleibende Inspiration aus ihnen schöpfen zu können; und als der Geist unter solchen Umständen wirklich nicht über ihn kommen wollte, gab er entmuthigt sein Vorhaben ganz und gar auf und wollte eben das Akademiegebäude verlassen, als ihm glücklicherweise Professor Preisler die Flucht abschnitt, ihn zur Umkehr vermochte und dadurch Veranlassung wurde, daß er nicht nur die Vorprüfung bestand, sondern auch in der Concurrenz selbst den Preis der kleinen goldnen Medaille davontrug. Seine Arbeiten bewegten sich nun immer mehr und mehr auf künstlerischem Gebiete, er fertigte z. B. auf Antrieb des Historienmalers Wolff das Basrelief „Priamus, der dem Achilles köstliche Geschenke bietet“, auf Abildgaards Betrieb ein anderes: „Herkules, der bei Omphale spinnt“ 2c., und in Folge solcher Arbeiten trug er auch in der Bewerbung um die große goldne Medaille (14. August 1793) durch das Basrelief: „Petrus, der den Lahmen heilt“, den Preis davon. Hierdurch erhielt er Anspruch auf das dreijährige Stipendium zu weiterer Ausbildung im Auslande; aber seine Neigung, hiervon Gebrauch zu machen, war nicht groß, und statt den Rathschlägen der Freunde zu folgen, gab er lieber den Wünschen und Zuredungen seiner Eltern nach, bewarb sich statt dessen um eine anderweitige Unterstützung und trieb neben seiner künstlerischen Thätigkeit auch viele Brotarbeiten, gab Zeichnenunterricht, fertigte kleine, mit Silberstift gezeichnete, leicht colorirte Porträts, Vignetten für Büchertitel, Möbelzeichnungen 2c., lieferte seinem Vater auch noch Holzschnitzereien zu Schiffsgallionen, schnitzte Spiegelrahmen u. dgl.; ja er schien sich in dieser Art halb industrieller, halb künstlerischer Thätigkeit so wohl und befriedigt zu fühlen, daß er nicht einmal vermocht werden konnte, das väterliche Haus zu verlassen, obschon er mitunter selbst darüber klagte, daß er dort keine Ruhe zum Arbeiten habe.

Wäre also Thorwaldsen lediglich seiner eignen Neigung gefolgt, so dürfte er, trotz seiner Anlagen und Fertigkeiten, schwerlich weit über die ihn damals fesselnde Region hinausgekommen sein; aber glücklicherweise trug der Eifer seiner Freunde über seine Passivität den Sieg davon, und namentlich gebührt seinem Lehrer Abildgaard die Ehre, endlich den jungen Künstler zu einem Gesuch um das ihm früher bereits angebotene Reisestipendium vermocht zu haben. Die Genehmigung desselben ward noch an demselben Tage ausgefertigt, und demzufolge verließ Thorwaldsen am 30. August 1796 seine Vaterstadt Kopenhagen, um auf der Fregatte Thetis, welche nach Tripolis fuhr, nach irgend einem Hafen Italiens zu gelangen. Die Fahrt war mit sehr vielen Gefahren, Abenteuern und Hindernissen verknüpft; endlich aber gelangte man doch (2. December 1796) im Hafen von La Valetta an, mußte sich jedoch hier, weil die Fregatte von Algier kam, zu einer zwanzigtägigen Quarantäne bequemen. Während dieser Zeit und während der Fahrt selbst scheint sich Thorwaldsen fleißig mit Zeichnen beschäftigt zu haben, im Uebrigen aber ziemlich unthätig gewesen zu sein; wenigstens schreibt der Capitän des Schiffs, dem er speciell empfohlen war, bereits am 26. October über ihn, er sei sogar zu träge,

um Sprachen zu erlernen, obgleich der Pastor und er ihm Unterricht angeboten hätten. Ein ander Mal schreibt er über ihn: „Er ist ein großer Liebhaber von Kuchen und lächelt immer den großen silbernen Teller an, der mir jeden Morgen wohlgespickt mit Kuchen von der alten Aebtissin des Klosters an Bord gesandt wird." Noch derber drückt er sich in einem Brief vom 29. December aus. „Thorwaldsen," heißt es in demselben, „ist noch hier, aber er fängt jetzt endlich an, eine Gelegenheit nach Rom zu suchen. Wie es ihm ergehen wird, mag der Himmel wissen! Er ist so grundfaul, daß er nicht selbst hat schreiben mögen, und am Bord hat er kein Wort der fremden Sprache lernen wollen. Er verschläft den ganzen Vormittag und sorgt sich um weiter nichts, als um Gemächlichkeit und Leckereien. Aber Alle hier am Bord haben ihn lieb, weil er eine gutmüthige Person ist." Und in einem spätern Briefe sagt er gar: „Thorwaldsen ist jetzt in Rom, Gott sei mit ihm! Er ist ein honetter Kerl, aber ein fauler Hund."

Eine größere Rührigkeit entwickelte er auf der Reise von Malta über Palermo und Neapel nach Rom, ja er hat seine Schreibfaulheit dergestalt überwunden, daß er seine Reiseerlebnisse in ein Tagebuch einträgt, welches sich in vier fast unleserlich geschriebenen Blättern erhalten hat. Man ersieht daraus, daß sein Aufenthalt in Neapel kein freudenloser und von Leiden des Heimwehs verbitterter war, wie Friederike Brun berichtet hatte, sondern daß er diese Tage mit jugendlicher Frische genossen und durch sein natürliches Wesen die Herzen Aller, mit denen er in Berührung kam, gewonnen hat. Im Uebrigen aber sind diese Aufzeichnungen von der gewöhnlichsten Art; nirgends ein Funken des Genius, ja nicht einmal die Spur einer gehobenen Gefühlsregung, wie man sie bei einem Künstlergemüth unter Eindrücken, wie sie Sicilien und Neapel bieten, erwarten sollte; nur eine gewisse Gesundheit und Naturwüchsigkeit thun an ihnen wohl.

In Rom angelangt, fand der junge Künstler im Hause des Archäologen Zoëga die freundlichste Aufnahme; wie wenig er aber diesem strengen Kunstkritiker damals noch genügte, erfahren wir aus folgendem Urtheil desselben. „Unser Landsmann Thorwaldsen — schreibt er an den Bischof Münter — welcher acht Tage hier bei mir verbringt, um die Merkwürdigkeiten der Umgegend zu besuchen, ist ein vortrefflicher Artist, von vielem Geschmack und Gefühl, aber gar zu unwissend in Allem, was außerhalb der Kunst liegt. Incidenter gesprochen, ist es von der Akademie sehr schlecht überlegt, die Leute so roh nach Italien zu senden, wo ihnen eine Masse Zeit verloren gehen muß, um Dinge zu erlernen, ohne welche sie ihren hiesigen Aufenthalt nicht gehörig nutzen, und welche sie leichter und schneller hätten erlernen können, bevor sie sich auf die Reise begaben. Ohne ein Wort Italienisch oder Französisch zu wissen, ohne die geringste Kenntniß von Geschichte und Mythologie: wie ist es möglich, daß ein Künstler hier so studire, wie er es sollte? Hätten sie die Kenntnisse, so könnten sie vielleicht die Sprache entbehren, oder hätten sie die Sprachen, so könnten sie hier Bücher finden, um sich zu instruiren; aber ohne beides sind sie verloren und wissen nicht wo anzufangen. Besonders ist ein Bildhauer, der sich doch nur an die Antiken halten kann, sehr verlegen. Ich verlange nicht, daß ein Künstler gelehrt sei, ich wünsche es nicht einmal; aber eine Art dunklen Begriffs muß er doch wenigstens von den Namen und der Bedeutung der Dinge haben, die er sieht. Das Uebrige kann durch den Umgang mit Gelehrten ergänzt werden; aber wenn man bei jedem Discurs vom A B C anfangen muß, so ennuyirt man sich bald auf beiden Seiten."

Erscheinen die hier ausgesprochenen Besorgnisse im Hinblick auf die späteren Erfolge des Künstlers auch ganz und gar unbegründet, so werden sie doch durch die Entwickelung Thorwaldsens in den nächsten Jahren in vielem Betracht gerechtfertigt. Ist auch in dieser das Walten eines gewissen künstlerischen Tactes nicht zu verkennen, der sich namentlich in seinem entschiedenen Anschluß an die Antike und insbesondere in dem Studium der berühmten Dioskuren auf Monte Cavallo ausspricht, so vermißt man doch darin jenen unwiderstehlichen Schöpfungsdrang, welcher unbekümmert um alles Aeußerliche, nur darauf gerichtet ist, den inneren Anschauungen einen künstlerischen Ausdruck zu verschaffen; wir sehen ihn vielmehr mit einer planlosen Unsicherheit bald mit Studien und Copien, bald mit Arbeiten für Freunde, und nur zwischendurch auch mit Versuchen zu selbständigen Werken beschäftigt; er empfängt die Anregung dazu weniger von sich, als von Anderen, er scheint sich überhaupt bei seinen Arbeiten mehr durch Rücksichten auf die Kopenhagener Akademie und um die Erneuerung des Reisestipendiums zu erlangen, als durch Impulse des Genius leiten zu lassen, ja nicht wenige derselben werden geradezu „aus Speculation" unternommen. Wir sehen daher auch nicht, daß die Werke dieser Jahre einen besonderen Eindruck machen, weder in Kopenhagen noch in Rom; die Hoffnungen auf ihn werden sichtlich lauer, man erneuert ihm zwar das Stipendium, aber so, daß er es zugleich zur Rückkehr benutzen soll, er selbst scheint von einem längeren Verweilen in Rom nichts mehr zu hoffen und ergreift die Idee der Rückkehr mit einer Bereitwilligkeit, die einerseits allerdings durch die ungünstigen kriegerischen Zeiten, welche damals das Kunstleben in Rom darniederhielten, begründet ist, andererseits aber auch in dem Mangel an innerer Befriedigung ihren Grund hat.

Alles dies spricht dafür, daß der innere Genius des Künstlers noch nicht so weit erstarkt war, daß er die Ungunst äußerer Verhältnisse, die Hemmungen einer unzureichenden Bildung schon jetzt siegreich zu durchbrechen vermocht hätte; er war wie eine Knospe, die Allen, die sie sahen, die schönste Blüthe versprach, die aber unter der Sonne Italiens, unter deren Einfluß man eine rasche, überraschende Entfaltung derselben gehofft hatte, eher in sich zu verkümmern, als zeugungskräftig nach außen zu treiben schien; ja Jemand, welcher die Biographie des Künstlers bis zu diesem Zeitpunkt läse, ohne von der Blüthe, zu welcher sich sein Genius so bald nach diesem Zeitpunkte entfaltete, etwas zu wissen, würde wahrscheinlich den Gedanken nicht abwehren können, daß seine Lehrer und Freunde in Kopenhagen doch zuviel von ihm erwartet, ein untergeordnetes, blos technisches Talent fälschlich für ein künstlerisches Genie genommen hätten; und es fragt sich, wenn wirklich die beabsichtigte Rückkehr nach dem Norden zu Stande gekommen wäre, ob er dann nicht vielleicht in einer untergeordneten, oder doch weit beschränkteren Sphäre der künstlerischen Thätigkeit befangen geblieben wäre.

Ihm und der Kunst zum Heil wurde aber diese unzeitige, verhängnißvolle Heimkehr durch den Glücksstern des Zufalls, der so oft dem Genius zu Hülfe kommen muß, erst hinausgeschoben, dann gänzlich beseitigt. Thorwaldsen wollte bereits im Sommer 1802

— fünf Jahre nach seiner Ankunft in Rom — die Rückreise antreten; da vermochte ihn Zoëga, der im kommenden Frühjahr ebenfalls nach Dänemark reisen wollte, bis dahin zu warten, und in dieser ihm halb aufgedrungenen Zwischenzeit war es, wo sich plötzlich sein Genius zur Schöpfung eines Werkes aufraffte, welches als der eigentliche Anfang seiner glänzenden Künstlerlaufbahn betrachtet werden muß. Es war sein Jason. Schon früher hatte er, durch das unvollendete Werk eines frühverstorbenen Künstlers und durch das Lob, welches Zoëga diesem gezollt hatte, angeregt, die Idee zu einer Jasonstatue gefaßt und auch wirklich das Modell dazu in natürlicher Größe ausgeführt; aber es scheint, als habe diese Arbeit keine besondere Wirkung gemacht, wenigstens ist in der Biographie nicht davon die Rede, und als er daher den Beschluß zur Abreise faßte, zerschlug er dieses Modell. Nun aber, als seine Abreise aufgeschoben war und er sah, wie das Werk eines anderen jungen Künstlers, dem er sich vollkommen gewachsen fühlte, Ruhm und Beifall erntete, erwachte das künstlerische Selbstbewußtsein in ihm, und mit ihm erhob sich zugleich in seinen Gedanken der zerschlagene Jason wieder, und — so schreibt sein Biograph — „ehe man noch eine Ahnung davon hatte, baute er in seinem Studio eine Thonmasse auf, aus welcher dieser Heros in übermenschlicher Größe hervortreten sollte. Dies geschah im Herbst 1802, und zwar ohne Aussichten, daß es diesem Jason besser wie dem frühern ergehen würde. Aber er wollte, daß er geschaffen werden solle, wie er seinem geistigen Auge vorschwebte, und gab sich nun ganz seinem Werke hin, ohne sich von der wahrscheinlichen Zukunft desselben stören zu lassen.

In dieser Weise hatte Thorwaldsen bisher noch nicht geschaffen. Dieser Jason war die erste Schöpfung, die ganz und voll seinem zeugungsfähig gewordenen Genius entquoll und die daher auch jenen überwältigenden Eindruck machte, den nur die Werke des Genius auszuüben vermögen. Nach den Mittheilungen von Friederike Brun, die sich damals in Rom aufhielt, wurde das bereits im Januar 1803 vollendete Jasonmodell ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, ja der Bewunderung. Selbst Zoëga, der strenge Kritiker, zollte dieser „jüngstgeborenen Antike“ seinen Beifall, und Canova rief bei seinem Anblick erstaunt aus: „Quest' opera di quel giovane danese è fatto in uno stilo nuovo e grandioso!“ Im Auslande ward der Ruhm des jungen Künstlers und seines Werkes hauptsächlich durch Friederike Brun verbreitet, ja sie soll sich um dasselbe nicht blos durch die Kundgebung ihres Enthusiasmus, sondern bei der Abformung des Modells in Gyps auch durch thätige Hülfe verdient gemacht haben, dergestalt daß sie sich einst in späteren Jahren, als sie einem deutschen Fürsten Thorwaldsens Atelier zeigte, auf Jason weisend, zu der allerdings etwas selbstgefälligen Aeußerung berechtigt glaubte: „Da steht mein Sohn! Nicht wahr, Thorwaldsen?“ — Wie wenig aber Thorwaldsen Grund und Neigung hatte, einem Andern einen Antheil daran einzuräumen, geht daraus hervor, daß er trocken erwiederte: „Er hat Ihnen nur wenig Geburtsschmerzen gekostet!“

In und mit dem Jason schuf sich der Künstler zugleich seine Zukunft. Zwar blieb es Anfangs bei der Bewunderung und es schien sich dem Künstler keine Gelegenheit darbieten zu wollen, den Jason auch in Marmor auszuführen. Schon hatte er mit einem preußischen Bildhauer Hagemann die Verabredung zur Abreise nach Dänemark getroffen, schon war der Vetturin bestellt und der Wagen hielt vor der Thür, um den eben zur Entfaltung gekommenen Genius derjenigen Sphäre, in welcher er allein gedeihen und fortblühen konnte, zu entführen: da nahm sich dieses Genius zum zweiten Male sein Zwillingsbruder, der Genius des Glücks, an, der hier ebenso wie der Genius der Kunst zu Hause schien, denn es war in der Via Felice. Hagemann, der Erwartete, bleibt aus; endlich erscheint er, aber mit der Erklärung, daß er heute nicht abreisen könne, weil sein Paß noch nicht in Ordnung sei. Die Abreise wird auf den nächsten Tag verschoben; aber noch am nämlichen Vormittag erscheint Sir Thomas Hope im Studio des Künstlers, sieht den Jason und bestellt für sich die Ausführung desselben in Marmor. Von einer Abreise war nun nicht mehr die Rede. Anstatt am nächsten Morgen — so schreibt der Biograph — Rom wie ein muthloser Stipendiat ohne besondere Ausbeute zu verlassen, schloß Thorwaldsen nun mit Hope über die Ausführung des Jason einen förmlichen Contract ab.

Hiermit ist die Genesis des Künstlers vollendet. Bis dahin war Thorwaldsen nur ein Jünger und Schüler der Kunst, ja es schien zweifelhaft, ob er jemals ein wirklicher Künstler werden und nicht blos ein talentvoller Arbeiter bleiben würde. Von jetzt an trägt Alles, was er thut und schafft, den Stempel eines zwar noch nicht zum höchsten Gipfel seiner Laufbahn gelangten Meisters, aber doch ächten, unzweifelhaften Künstlers. Thorwaldsen als Product der universellen Schöpferkraft ist fertig; er manifestirt sich nun selbst als Schöpfer. Die Entstehungsgeschichte des Künstlers verwandelt sich in eine Enstehungsgeschichte seiner Werke.

Dies ist eine Zeitlang so sehr der Fall, daß die Persönlichkeit des Künstlers fast daneben verschwindet. Inmitten der Thätigkeit, die sich jetzt von ihm aus und um ihn entfaltet, inmitten der Bewunderung, die ihn schon jetzt als „nordischen Phidias“ oder „dänischen Praxiteles“ zu verherrlichen sucht, nimmt er selbst sich eine Reihe von Jahren hindurch noch ziemlich unscheinbar aus; wir sehen ihn als Menschen noch halb und halb unter der fast vormundschaftlichen Leitung seiner Gönner und Freunde, wir finden ihn in Folge seines noch immer unvollendeten Bildungszustandes noch in gewissem Grade abhängig von fremden Hülfleistungen; wir erfahren, wie er noch einen Theil seiner Zeit dazu verwenden muß, dänische Sprachlehre und Rechtschreibung zu studiren, und erst allmählich bildet sich in und mit seiner schöpferischen Thätigkeit auch das Centrum derselben, seine eigentliche Individualität, sein Charakter markiger und bedeutsamer aus, und es treten in seinem Schaffen und Wirken, Reden und Handeln Züge auf, die seine Person als gleichbedeutend mit seinen Werken erscheinen lassen.

An die Bestellung des Sir Thomas Hope schlossen sich sehr bald weitere Aufträge an. Die russische Gräfin Woronzoff allein bestellte bei ihm außer mehreren Büsten zwei Statuen, einen Bacchus und einen Ganymedes, eine Gruppe, Amor und Psyche, und unmittelbar darauf noch zwei Statuen, eine Venus und einen Apollo, Alles in Marmor. Graf Adam Moltke, in dessen Hause ihm eine sehr freundliche Aufnahme wurde, übertrug ihm die Statuen eines Apollo und einer Ariadne; ein Kurländer, Theodor von Ropp, ging ihn um die Ausführung einer Anzahl Büsten nach berühmten antiken Kunstwerken an: — kurz, die Aufträge häuften sich der-

gestalt, daß er in seiner Werkstätte bereits Gehülfen beschäftigen mußte.

Auch von seinem Vaterlande aus richteten sich nun die Augen wieder auf ihn und bald wurde ihm auch von dort aus eine Beschäftigung in Aussicht gestellt. Das Verdienst, hierzu besonders mitgewirkt und überhaupt Thorwaldsens Ruhm verbreitet zu haben, gebührt dem Baron v. Schubart, obschon die Mittel und Wege, deren er sich hierzu bediente, allzusehr den hofmännischen Charakter trugen und auch den Künstler zu Schritten veranlaßten, die mit seinem sonstigen Wesen wenig im Einklang waren. Er verfaßte für ihn einen französischen Brief an des Barons Schwester, Gräfin Schimmelmann in Kopenhagen, und es läßt sich leider nicht bezweifeln, daß, wie der Biograph sagt, dieses „fade, kriechende, Thorwaldsens in jeder Hinsicht unwürdige Schreiben" wirklich unterschrieben und abgesandt worden ist. Inzwischen hatte es die beabsichtigte Wirkung. Die Gräfin schwärmte und handelte seitdem für ihn. Sie bestellte selbst bei ihm eine Taufvase nebst Piedestal für die Kirche auf Trolleborg, aus welcher der nach seiner Vollendung in Marmor (1815) so enthusiastisch bewunderte Taufstein hervorging; außerdem aber bewirkte sie, daß man in Kopenhagen beschloß, von unserem Künstler eine Reihe größerer Kunstarbeiten für den Neubau des abgebrannten Schlosses Christiansburg, für die Frauenkirche rc. ausführen zu lassen. Die hierauf bezüglichen hin- und hergehenden Unterhandlungen wegen dieser Arbeiten, unter denen wir, als die wichtigeren, hier nur die vier Statuen der Gerechtigkeit, der Wahrheit (woraus Thorwaldsen die Gesundheit machte), der Klugheit und der Kraft und die dazu gehörigen vier Medaillons mit entsprechenden Basreliefs für das Schloß, sowie die Statuen Solons und Lykurgs für das Rathhaus nennen wollen, füllen einen ziemlich großen und gerade nicht den interessantesten Theil der Künstlerbiographie aus; indessen sind sie für die Charakteristik des Künstlers insofern von Wichtigkeit, daß er in denselben nach und nach eine immer größere Selbständigkeit und Energie entwickelt und dieselbe namentlich dem berühmten, an der Spitze der Kopenhagener Bauten stehenden Architekten Hansen entgegenstellt, sobald derselbe sich Eingriffe in die Rechte der Bildhauerkunst erlauben will.

Ueber der Ausführung aller dieser Arbeiten erst im Modell, dann in Marmor geht natürlich eine sehr beträchtliche Reihe von Jahren hin; inzwischen laufen in reichster Anzahl andere Bestellungen ein, auch sie werden vom Künstler angenommen; daneben tauchen in ihm Ideen zu freien, nicht von außen angeregten Kunstwerken auf, die gleichfalls auf Verkörperung dringen; die Gelegenheit, die Masse der freundschaftlichen Beziehungen zu berühmten und hochgestellten Persönlichkeiten geben ebenfalls zu nicht wenigen Productionen Anlaß, und so sehen wir den Künstler alsbald in einem solchen Gewühl von theils blos aufgetragenen, theils in der Idee concipirten, theils auf dem Papier entworfenen, theils in Thon oder Marmor begonnenen, theils mehr oder minder in Marmor ausgeführten, theils auch wohl, gewöhnlich nach zahlreichen und langen Unterbrechungen, zuletzt wirklich fertig werdenden Arbeiten, daß man kaum begreift, wie der Künstler im Stande gewesen ist, inmitten dieser Zersplitterung der geistigen Kraft den einzelnen Kunstwerken diejenige Einheit und Totalität zu verleihen, die wir nichtsdestoweniger an ihnen bewundern müssen. Unter den Eigenschaften, die ihm hierbei besonders zu statten gekommen sind, nimmt unstreitig eine gewisse, fast phlegmatische Ruhe, eine Sorglosigkeit, die es mit einem gegebenen Versprechen, mit einer übernommenen Verpflichtung nicht allzu genau nimmt, ja sich kein Gewissen daraus macht, selbst über die contractlich festgestellten Termine um den Zeitraum von vielen Jahren hinauszugehen, eine der ersten Stellen ein. Das Großartigste hat er in dieser Hinsicht jedenfalls dem Sir Thomas Hope gegenüber geleistet, also gerade Demjenigen, dessen Bestellung die allererste gewesen war, und dem er sich um deswillen zu ganz besonderem Danke hätte verpflichtet fühlen sollen. Der Contract wegen des Jason war bereits im März 1803 abgeschlossen, im Februar 1805 hatte sich Thorwaldsen bereits drei Viertel der von ihm geforderten und von Hope freiwillig erhöhten Summe auszahlen lassen, und im April 1819 sah sich der Letztere genöthigt, den Künstler in einem empfindlichen Briefe an die Erfüllung seines Versprechens zu mahnen; und auch hierauf beeilte sich Thorwaldsen keineswegs, vielmehr wurden noch verschiedene weitere Mahnungen nothwendig, und erst gegen Ende des Jahres 1828, also über ein Vierteljahrhundert nach der Bestellung, konnte der Künstler die endlich vollendete Jason-Statue an Sir Th. Hope abgehen lassen. — Daß Thorwaldsen in diesem Falle sein Unrecht denn doch zuletzt fühlte, geht aus seinem Begleitschreiben und aus dem Umstande, daß er der Statue als Zeichen seiner Dankbarkeit für die ihm bewiesene Güte noch eine Marmorbüste von Herrn Hope's Sohn und zwei Basreliefs („A genio lumen" und die Darstellung eines anakreontischen Scherzes) beifügte, wofür sich Hope durch eine Anweisung auf 200 Pfund Sterling erkenntlich bewies. Die Gründe, mit denen Thorwaldsen selbst seine lange Pflichtvergessenheit entschuldigt, sind hauptsächlich artistischer Natur. „En poussant mon travail — heißt es in seinem Briefe — je commençais à m'apercevoir de quelques défauts dans la statue, dont je m'étais pas aperçu d'abord, mais qui se découvrirent peu-à-peu, à mesure que j'avançais dans mon ouvrage. Plusieurs fois je me mis à les corriger, et les bras me tombèrent toujours, désespérant de pouvoir en venir à bout." Man sieht, daß in solchen Sachen das ästhetische Gewissen eine größere Gewalt über ihn hatte als das moralische, und dies erklärt die Ruhe, mit welcher er sich bei seinen Arbeiten von rein künstlerischen Rücksichten und Neigungen leiten ließ, unbekümmert um eine allzustrenge Innehaltung übernommener Verpflichtungen.

Nicht viel weniger Geduld als Sir Th. Hope mußte mit unserem Künstler König Ludwig von Bayern in Betreff der Adonis-Statue haben. Das Modell zu derselben war bereits im Juli 1808 vollendet. Die damaligen Kunstjournale erklärten, „daß die neuere Kunst in Rom nichts hervorgebracht, was eine so allgemeine Bewunderung sowohl der Kenner wie Nichtkenner hervorgerufen habe." Canova sagte über diese Arbeit mit Enthusiasmus zu Friederike Brun: „Questa statuetta è bella, è nobile e piena di sentimento; il vostro amico davvéro è un uomo divino!" mit dem Zusatze: „Il est pourtant dommage, que je ne suis plus jeune!" Als das Gerücht von Adonis München erreichte, machte König Ludwig, damals noch Kronprinz, sofort Bestellung darauf; und wann erhielt er sie? Gegen Ende

des Jahres 1831, also volle 23 Jahre später, und dies trotz den vielfachen Beweisen der königlichen Freundschaft, deren sich Thorwaldsen zu erfreuen hatte, trotz dem schriftlichen und persönlichen Verkehr, der zwischen Beiden bestand und welchem der König mit Beseitigung der trennenden conventionellen Formen den Charakter einer wirklichen Herzlichkeit verlieh.

Aehnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen. Der Künstler zeigte hier, daß sich die künstlerische Production nicht commandiren, ja nicht einmal durch moralische Verpflichtungen oder freundschaftliche Beziehungen bestimmen läßt und daß man sich selbst in die scheinbare Launenhaftigkeit ihrer Bethätigungsweise mit Geduld fügen muß, wie man denn auch unserem Künstler gegenüber stets diese Langmuth und Nachsicht geübt hat. Daß übrigens nicht immer nur die Impulse des eigentlichen Kunsttriebes, sondern nicht selten auch die Regungen des Herzens, Gefühle der Sittlichkeit oder Rücksichten auf großartige, patriotische Bestrebungen über seine Thätigkeit entschieden, dafür finden sich in seiner Lebensgeschichte mehrfache Belege. Während seiner Anwesenheit in Kopenhagen wurde dem ihm befreundeten Professor Kolderup-Rosenvinge ein Knabe von fünf Jahren durch den Tod entrissen. Dieser ist auf dem Wege zu einem Maler, um sich durch diesen ein Bild des Kindes zu verschaffen. Thorwaldsen begegnet ihm hier, erfährt auf seine theilnehmende Frage die Absicht des Vaters und bittet ihn sodann um eine Gypsmaske des Knaben mit dem Zusatze, „er wolle alsdann sehen, was er thun könne." Er erhielt die Maske; allein er sprach nie wieder über diese Angelegenheit und die Familie hatte sich schon darein ergeben, daß er die Sache ganz vergessen habe. Doch wenige Tage vor seiner Abreise ließ er den Vater ersuchen, in sein Atelier zu kommen, und als derselbe eintrat, ward ihm der überraschende Anblick einer sein verlorenes Kind darstellenden sehr ähnlichen Gypsbüste.

Aehnlich ist folgender Zug. Ein Zollverwalter Gunnerus, Vater einer zahlreichen Familie, saß wegen Cassendefects auf der Festung Friedrichsteen, sollte aber, da der Defect infolge eines Einbruchs entstanden war, gegen die fehlende Summe, etwa 2000 Speciesthaler, wieder freigegeben werden. Dieser wandte sich in seiner Noth an Thorwaldsen. „Das Hülfsmittel — schrieb er — „ruht in Ihrer Hand, wie in Ihrem Herzen! Schenken Sie uns eine kleine, eine ganz kleine Arbeit Ihrer Hand — und Alle werden gerettet und glücklich dastehen!" — Sobald Thorwaldsen diesen Brief gelesen, nahm er das kleine Basrelief Caritas hervor, welches er 1810 modellirt und in einem Stück sehr schönen Marmors auszuarbeiten angefangen hatte, ließ es sofort von Landini vollenden und theilte dies sodann — während er Fürsten und Grafen Jahre, Jahrzehnte lang warten ließ — unverzüglich dem eingekerkerten Familienvater mit. Leider kam der Ertrag dafür nicht mehr dem Vater, sondern nur den Kindern desselben zu Gute; aber es befindet sich, von der Baucommission der Frauenkirche angekauft, noch jetzt als ein Denkmal an einen schönen Charakterzug unseres Künstlers über dem Almosenstock der genannten Kirche. — So finden wir auch, daß er Werke, die er mehr im Hinblick auf patriotische Unternehmungen oder im Interesse an großen, von ihm hochgeachteten Persönlichkeiten, als in Aussicht auf Gewinn übernahm, verhältnißmäßig rascher förderte, als es sonst in seiner Art lag. So vollendete er z. B. die kolossale Statue des Astronomen Kopernikus, nachdem er sie im September 1820 contractlich übernommen, schon nach drei Jahren; und auch seine Arbeiten zum Löwen von Luzern, sowie zum Gutenberg- und Schillermonument sind ungewöhnlich schnell von ihm geliefert worden. A. Z.

Geijer's Vorlesungen über die Geschichte des Menschen.

Unter diesem Titel ist im Laufe des Jahres in Stockholm ein Werk*) erschienen, welches durch die Art seines Zustandekommens an Hegels Philosophie der Geschichte erinnert. Ein Schüler des bekanntlich 1847 verstorbenen Geijer, Sigurd Ribbing, hat die 1841 — 1842 von seinem Lehrer an der Universität Upsala gehaltenen extemporirten Vorträge aufgezeichnet, redigirt und herausgegeben. Während aber der Form, in welcher die Hegel'schen Vorlesungen in dessen Gesammtwerke aufgenommen worden sind, die Aufzeichnungen mehrerer seiner Zuhörer während verschiedener Jahre zu Grunde liegen, ist das von nur einem Schüler nach einmaligem Vortrage des Gegenstandes niedergeschriebene Collegienheft die einzige Quelle des neuerschienenen Stockholmer Werkes. Wenn dieser Umstand nun allerdings rücksichtlich der Treue und Genauigkeit Bedenken erregen könnte, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß Geijer die Aufzeichnungen während des ersten Halbjahres selbst durchgesehen und dabei nur Einiges in Bezug auf Wortstellung und Ausdrucksart zu berichtigen für nöthig gefunden hat. Außerdem aber tragen die uns gedruckt vorliegenden Vorträge Geijers das Gepräge der Aechtheit so entschieden an sich, daß an der durchgängigen Richtigkeit ihrer Auffassung und Wiedergabe auch nicht der entfernteste Zweifel zu hegen ist. Der Unterschied zwischen dem mündlichen Vortrage und der schriftlichen Abfassung, wie dieselbe in den Druck übergegangen ist, besteht lediglich in den durch die Natur der Sache bedingten Verkürzungen und Auslassungen.

Eine Philosophie der Geschichte im Sinne Hegels, d. h. eine Entwickelungsgeschichte der Ideen und der Formen, in welchen sich diese Ideen auf den verschiedenen Gebieten des objectiven und nationalen Geisteslebens geltend machen und ausprägen, enthält das Werk nicht, obgleich es von einem Historiker von Fach herrührt. Dagegen giebt es uns zunächst eine ziemlich vollständige Darstellung der Philosophie der Geschichte in ihrer historischen Entwickelung von Vico**) an, die allmählich in eine Kritik der deutschen idealistischen Philosopie von Kant bis auf die junghegelsche Schule übergeht. Hieran schließt sich eine gedrängte Auseinandersetzung

*) Geijer E. G., Föreläsningar öfver Menniskans Historia utg. af Sigurd Ribbing. Stockholm 1856.

**) Der Italiener Giovanni Battista Vico († 1774) schrieb „Grundzüge einer neuen Wissenschaft von der gemeinsamen Natur der Nationen."

von Geijers eigener philosophischer Weltanschauung, und erst am Schlusse des ganzen Werkes erhalten wir eine übersichtliche Darstellung der Entwickelungsepochen der Menschheit, wobei durchweg der religiöse Gesichtspunkt als der maßgebende festgehalten wird.

Wie man auch über den Inhalt des Werkes und insbesondere über Geijers philosophischen Standpunkt urtheilen mag, so kann doch über dessen Wichtigkeit unserer Meinung nach kaum ein Zweifel obwalten. Geijer nimmt als Dichter und Denker, als Geschichtschreiber und Alterthumsforscher nicht nur innerhalb seiner vaterländischen Litteratur, sondern überhaupt in der Entwickelungsgeschichte des europäischen Culturlebens und der Wissenschaft eine so bedeutende Stelle ein, daß es für uns von Interesse sein muß, die aus seinen umfangreichen und tiefen wissenschaftlichen Studien, Forschungen und Lebenserfahrungen erwachsene Weltanschauung kennenzulernen, und dies um so mehr, je weniger bisher die schwedische Nationalität in der Geschichte der Philosophie vertreten ist. Für uns Deutsche ist es dabei von besonderer Wichtigkeit, eine genauere Einsicht in die Art und Weise zu gewinnen, wie sich die Ergebnisse der größten Geistesarbeit unserer Nation in dem Kopfe eines Denkers darstellen, der mit Recht als der befähigtste Vertreter der philosophischen Denkweise unter den Gebildeten eines stammverwandten Volkes angesehen werden kann. Daß weder Engländer noch Franzosen für das Verständniß der deutschen Philosophie geschaffen sind, ist eine nur zu ausgemachte Thatsache; die Wenigsten unter ihnen halten sie überhaupt der Beachtung für werth, und wo sich einzelne Ausnahmen von dieser Regel finden, wie Cousin, Comte, Proudhon, Carlyle, Emerson u. A., da suchen wir vergeblich jene liebevolle, objective Hingabe an den Gegenstand, ohne die ein Urtheil für uns nicht entscheidend sein kann. Gerade diejenigen Eigenschaften aber, welche den ebengenannten Männern fehlen, hat Geijer in so vollständigem und harmonischem Maße, daß wir uns, wofern wir nicht in gänzlicher Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit befangen, uns über jedes fremde Urtheil erhaben dünken, zu einem Werke wie das vorliegende, welches uns manche Erscheinungen unseres Geisteslebens aus einem, wenn auch nicht überhaupt neuen, so doch dermalen ungewöhnlichen oder außer Mode gekommenen Gesichtspunkte betrachten lehrt, nur von ganzem Herzen Glück wünschen können. Ganz besonders rühmend hervorzuheben ist, daß Geijer alle philosophischen Systeme vollkommen beherrscht, sich aber von keinem einzigen derselben beherrschen läßt, ja daß er, ohne sich einem äußerlichen Eklekticismus oder Synkretismus hinzugeben, nicht einmal einseitig oder vorzugsweise der einen philosophischen Richtung im Gegensatze zur andern, etwa dem Idealismus im Gegensatze des Realismus, dem Spiritualismus im Gegensatze des Sensualismus, huldigt, sondern in demjenigen Geiste, welcher unserer Zeit in Theorie und Praxis vor allem noth thut, wir meinen im Geiste ächter Vermittelung und Versöhnung, allen Gegensätzen ihr Recht angedeihen läßt. Er ist weder Sklave irgend einer Autorität — und das ist für den Angehörigen und Vertreter eines noch in den Fesseln des verknöchertsten Lutherthums befangenen Landes ein großer Ruhm — noch Sklave seiner eigenen wissenschaftlichen Grundanschauung oder Methode — nach den auf dem Gebiete der deutschen Philosophie gemachten Erfahrungen und bei der jedem systematischen Denker so leicht drohenden Gefahr des Doctrinarismus kaum ein geringerer Vorzug.

Was endlich die Form des Werkes betrifft, so empfiehlt sich dasselbe durch eine zu gleicher Zeit gedrungene und lichtvolle, tief eingehende und doch allgemein verständliche, lebhafte und geschmackvolle Darstellung, wie wir sie in deutschen philosophischen Werken ähnlichen Inhalts nicht immer zu finden gewohnt sind. Namentlich können diese Vorlesungen als mustergültige Probestücke akademischen Kathedervortrags gelten, und es dürfte daher manchem unserer Universitätsdocenten ein genaueres Studium derselben unter diesem Gesichtspunkte dringend anzuempfehlen sein. Uebrigens aber würden wir uns freuen, das Buch übersetzt in den Händen jedes Gebildeten zu sehen. Vor der Hand halten wir es für zweckgemäß, unsern Lesern ein Bruchstück aus dem Werke in übersichtlicher und gedrängter Darstellung mitzutheilen.

Vico und Voltaire.*

Ehe eine Geschichte der Menschheit entstehen konnte, mußten erst große Hindernisse in politischer und religiöser Beziehung beseitigt werden. Die mittelalterlich katholische Ansicht der Geschichte ist unmenschlich, schon durch den Grundsatz: „extra ecclesiam nulla salus“, woraus folgt, daß die Ketzer keine Menschenrechte haben und mit Feuer und Schwert ausgerottet werden können. Die Duldsamkeit, welche uns auszeichnet und als ein Fortschritt der neuern Zeit angesehen wird, ist jedoch ebenso wenig vom Protestantismus ausgegangen, wo man sie gleichfalls vergeblich suchen würde; sie ist vielmehr ein durch die Nothwendigkeit erzwungenes Ergebniß der Streitigkeiten zwischen dem Katholicismus und Protestantismus. Erst von da an erweiterte sich der Gesichtskreis der Geschichtschreibung: es handelt sich nicht mehr blos um die Geschichte einer gewissen Kirche oder Religion, hieße diese nun jüdisch oder christlich; jetzt sind Alle — Menschen und die Geschichte umfaßt mit einem neuen menschlichen Interesse das Ganze. Ebenso verhielt es sich mit Rücksicht auf den Staat. In politischer Beziehung sind die Menschen in Stände eingetheilt gewesen. Die erste Eintheilung war die radicalste: freie und unfreie, alle Rechte oder keine. Die ganze politische Geschichte ist blos eine Geschichte der Streitigkeiten auf beiden Seiten dieser Mauer, welche die Menschen zwischen sich aufgerichtet haben, bis die Mauer niedergebrochen wird und die Streiter auf den Trümmern der Wälle, nachdem der Kampf eine Zeitlang zwischen ihnen fortgetobt hat, einander möglicherweise als Brüder wiedererkennen. In den alten Sprachen bedeuten Fremdling und Feind dasselbe. Die Familie war zuerst gleichbedeutend mit der Welt; sodann entstand ein Verein mehrerer Familien, die sich zusammenschlossen; was sich außerhalb desselben befand, war Feind, ohne Rechte. So lange noch dergleichen Schranken vorhanden sind, kann augenscheinlich keine Ansicht von der Menschheit als von einem Ganzen Platz greifen. Erst die Reformationskriege, welche Ketzern menschliche Rechte verschafften, und sodann die Weltgemeinschaft, welche eine Folge der Entdeckung beider Indien war, machten eine Geschichte der Menschheit möglich. —

Des Italieners Giovanni Battista Vico „Grundzüge einer neuen Wissenschaft von der gemeinsamen Natur der Nationen“ sind das Werk eines höchst tiefsinnigen Denkers und charakteristisch für die Italiener und deren wissenschaftliches Verhalten. In Italien hat sich nie ein allgemeines wissenschaftliches Interesse gefunden,

ebenso wenig wie eine Buchmacherei; dagegen hat es daselbst jederzeit Männer gegeben, die, von Eifer für die Sache belebt, in ihrer Einsamkeit die tiefsinnigsten Betrachtungen angestellt haben, und die italienische Litteratur, insbesondere die ältere, ist in dieser Beziehung eine Goldgrube. Es findet sich kein Gedanke in der Reformation, der nicht bereits im Voraus von diesen Männern der Wissenschaft angedeutet worden wäre; aber die Hierarchie hat wie ein Bleigewicht auf dem Volke und dessen Entwickelung gelastet. Auch in späteren Zeiten sind in diesem Lande Männer vom tiefsten und umfassendsten wissenschaftlichen Genius aufgetreten, aber alle sind sie der journalistischen Kleinigkeitskrämerei fremd gewesen, welche sich, namentlich in den Naturwissenschaften, im übrigen Europa zeigt, wo ein Jeder seine Paar Entdeckungen ans Licht zu ziehen sich beeilt, damit ihm ja kein Anderer darin zuvorkomme. So einsam, so unbemerkt war auch Vico; seine Arbeiten und Ansichten, die jetzt als gemeingültige Sätze wesentliche Bestandtheile der europäischen politischen Bildung sind, wurden ebenso wie der Verfasser selbst dermaßen übersehen, daß er nur durch die äußersten, zuletzt alle seine Körper- und Seelenkräfte erschöpfenden Anstrengungen seinen und seiner Familie Lebensunterhalt erwerben konnte.

Man hat von Schriftstellern und genial begabten Menschen gesagt, daß es schwerlich jemals einen gegeben habe, der sich nicht vor seinem 23. Lebensjahre in gewissem Grade und auf irgend eine Weise des Gedankens, dessen Entwickelung seine Lebensaufgabe sein sollte, bewußt geworden sei. Dieser Ausspruch in Betreff einer frühzeitigen Ahnung gilt auch von ganzen großen Zeitperioden. In den ersten Entdeckern finden wir einen zwar unentwickelten, aber unendlichen Inhalt. So auch in Vico. Er hat mehrere große Resultate anticipirt, die eine lange Zeit erforderten, ehe sie aus der allgemeinen Entwickelung der Philosophie und der Wissenschaften hervorgingen. So liegt Wolfs Ansicht vom Homer, Niebuhrs Ansicht von der römischen Geschichte und der jetzt in der Religion berühmt gewordene mythische Standpunkt implicite bei ihm vor. Die allgemeine Vorstellung von der Geschichte ist die, daß dieselbe aus einer Menge äußerer Ereignisse bestehe. Vico dagegen hat die Geschichte betrachtet als eine Reihenfolge von Ueberzeugungen, welche die Ereignisse um sich herum geschaffen haben. Sie ist die *Geschichte der menschlichen Meinungen*, diesen Ausdruck jedoch in weit massiverem und substantiellerem Sinne gefaßt, als wo er etwas völlig Unbestimmtes bedeutet, nämlich infolge einer Fiction als die eigene, von der jeweiligen Entwickelungsstufe derselben bestimmte Ansicht der Menschheit selbst.

Der Grundgedanke bei Vico ist: Die Menschen selbst haben Gesellschaft und Staat gemacht, aber unter der Leitung einer göttlichen Vorsehung, die, während sie ihre einander auf mannichfaltige Weise durchkreuzenden Zwecke verfolgen, das Ganze auf ein für das Menschengeschlecht immer wohlthätigeres und von demselben immer mehr begriffenes Endziel hinsteuert. Vico ging somit von der *Vorsehung* als der allgemeinen Voraussetzung der Weltgeschichte aus. Aber die ersten, noch rohen Menschen, welche nur unter der Form unmittelbarer Vorstellung denken, erblicken in Allem und Jedem, was sie umgiebt, eine Vorsehung; für sie existirt eine wahre omnipraesentia von Gottheiten, welche der Mensch fürchtet und hernach anbetet. Deshalb, sagt Vico, ist die erste geschichtliche Periode theokratisch und göttlich; sie ist eigentlich eine Göttergeschichte. Daher, sozusagen, der Firniß von Divinität, der aller Orten über der ältesten Periode liegt. Während dieser Zeit giebt es keine *Geschichte*, denn es geschieht Nichts; die Götter sind das Einzige, was da ist, und dieses Göttliche ist außer aller menschlichen Berechnung gestellt, da der Gedanke noch nicht reif genug ist, um es als eine nothwendige Succession zu fassen. Gott ist das absolut Zufällige — und was läßt sich wohl hierüber sagen? Das Eine ist dem Andern gleich. Das ist eine Auffassungsweise, von der wir uns keine Vorstellung mehr machen können und welche Vico die *reelle* Poesie nennt, eine Poesie, die Götterbilder fingirt, welche an die Stelle der Menschheit selbst gesetzt werden. Diese aus der Phantasie herstammenden Götter sind das *einzig* Handelnde im Menschen; er erkennt sich selbst kein Recht zum Handeln zu. Daraus hat man sich auch die Berichte von der Weisheit der *Alten* zu erklären: da diese Alles als göttlich auffaßten, so haben die Jüngeren ihre gebildetere Vorstellungsweise von der Gottheit *hineingelegt*, und so ist rücksichtlich der alten Religionen, die in Wahrheit roh und blutig waren, ein auf einer Art Gesichtstäuschung beruhender Irrthum entstanden. — Dies ist die *theokratische* Periode.

Die zweite Periode ist die *heroische*. Während dieser sucht der Mensch das Göttliche nicht blos in der *Natur*, sondern auch in der *Kunst* zu fassen. In der frühern war Alles göttlich und der Hausvater vorzugsweise Repräsentant und Priester des Göttlichen: die rohen Naturmenschen dieser Zeit suchten sich des göttlichen Beistandes durch Auspicien zu versichern, und ihre Vorstellungsweise war die, daß das Göttliche sich in eine Unendlichkeit von Wesen zersplittert habe, von denen der Mensch, wohin er auch seine Bahn lenke, umgeben sei; diesen opferte er sogar Seinesgleichen, ja vorzugsweise die blutigsten Opfer. Die Hausväter waren, wie gesagt, Priester und Repräsentanten der Götter, ja die Götter selbst, oder leiteten von diesen ihr Geschlecht her. Ihre Familien bestanden aus Kindern und Dienern; die Letzteren waren Diejenigen, welche aus den Urwäldern und dem wilden Zustande zu Denen geflüchtet waren, die feste Wohnsitze hatten und in diesen Asyle öffneten, aber auch die Flüchtlinge zu Sklaven machten. In der zweiten Periode dagegen haben sich die Götter in eine größere Entfernung zurückgezogen: sie wohnen jetzt nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel oder wenigstens ein Stück von der Erde an den Orten, welche dem Himmel am nächsten sind, z. B. bei Homer auf der Spitze des Berges Olympos. Aber ihre Repräsentanten sind ihre Söhne, Helden und Heroen, die Einzigen, welche ein Recht zu herrschen haben, Anfangs *persönlich*, sodann als *Stand*. Erst hier entsteht der *Staat*, in welchem diese Abkömmlinge der Götter Regenten sind; denn von der alten patriarchalischen Zeit läßt sich nicht sagen, daß es dergleichen gäbe; hier ist jeder Hausvater Stellvertreter der Götter und die Kinder seine geborenen Sklaven; was sie erwerben, erwerben sie ihm. Hier dagegen bilden die Göttersöhne sich zu einem Stande aus — dem heroischen Adel; diesem gegenüber stehen die Flüchtlinge, zuerst als Sklaven; sodann nachdem diese sich ihrer Kräfte bewußt geworden sind, werden die früher von Sklaven angebauten Besitzthümer zu Lehen d. h. diese Plebejer bekommen Grundstücke mit dem Rechte des Nießbrauchs, aber das dominium directum verbleibt den Patriciern.

Hierauf folgt die Periode des Streites zwischen den Plebejern und Patriciern — wovon Rom das schlagendste Beispiel darbietet. Die aristokratische Republik ist hier die älteste; alsdann bekommen die Plebejer Bürgerrechte und nehmen in der Regierung zuletzt auch an den Auspicien Theil. So entsteht die Demokratie. Inzwischen entwickelt sich aus dieser allmählich infolge der Gefahren und Streitigkeiten, welche dieser Zustand mitsichführt, und des Schutzbedürfnisses der Schwächern gegen die Mächtigern die Monarchie, womit der eigentlich menschliche Theil der Geschichte anfängt, weil die Monarchie die beste Staatsform für Bildung und Aufklärung ist. Doch müssen die Monarchen nach dem Willen des Volkes handeln und aus dessen Gesichtspunkt die Dinge betrachten. Gleichwohl geräth auch die Monarchie in Corruption und Verfall, wogegen es blos zwei Hülfsmittel giebt: entweder verdrängt ein anderes, frisches und unverdorbenes Volk das verdorbene, oder wenn die Corruption allgemein ist, so geht das Volk durch innere Spaltungen und Zerwürfnisse allmählich zu Grunde, bis die letzten schwachen Ueberreste auf den Ruinen der alten Bildung umherwandern, wo allmählich die Urwälder wieder emporwachsen und ein neuer Bildungsproceß in derselben Ordnung wie der vorhergehende beginnt.

Dies ist Vico's Ansicht. Sie erregte zu ihrer Zeit Aufsehen, gerieth aber sodann in Vergessenheit und hat erst neuerdings wieder die Aufmerksamkeit der Philosophen geweckt. Gegen Vico läßt sich bemerken, daß er zwar einen Verlauf, eine zusammenhängende Vernunft in der Geschichte nachweist, aber doch keinen eigentlichen Fortschritt, sondern das Menschengeschlecht diesen Bildungscyclus durchwandern läßt, um denselben von neuem wieder anzufangen. Sonach finden sich bei ihm zwar Perioden, aber kein Uebergang d. h. das Bewegungsprincip war bei ihm noch nicht beweglich genug. Denn wieweit der Wiederbeginn aus einem neuen, höhern Gesichtspunkte geschieht, das läßt er unentschieden. Er sagt freilich, daß sich im Christenthum derselbe Verlauf gezeigt habe, führt aber diesen Gedanken nicht mit gleicher Gründlichkeit durch, indem er die Juden ausdrücklich von seiner Geschichte ausschließt — er schrieb blos die der Heiden — und weis't deshalb auch nicht die Ungleichheiten zwischen der alten und der neuen Geschichte auf. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen: er wagte das Christenthum nicht zu berühren, weil der mythische Standpunkt bei ihm unleugbar der herrschende ist und demzufolge die Frage innerhalb des Christenthums nicht gewesen wäre: was ist Geschichte und was nicht? — sondern: was ist Religion und was nicht? Diesen mythischen Standpunkt hat er blos in der Profangeschichte geltend gemacht. Sieht man näher zu, wie sich Vico's Perioden auf die christliche Geschichte anwenden ließen, so ergiebt sich hier der Unterschied, daß das Mittelalter mit der heroischen Periode, welche die Barbarei zerstört, beginnt, und die hierarchische erst nach dieser kommt. Es läßt sich daher denken, daß in noch einem neuen Bildungscyclus die Ordnung im Vergleich zum ersten sich völlig umkehren könnte, so daß die hierarchische Periode, jedoch sicherlich auf ganz andere Weise als in den vorhergehenden Cyklen gefaßt, die letzte würde.

Vico war Autodidakt, hatte aber nicht versäumt sich der besten antiken Schriftsteller als Lehrer zu bedienen; man kann sagen, daß er Schüler der Platonischen Schule in Italien war und dadurch der eigentlichen modernen Philosophie, insbesondere zu Des Cartes im Gegensatze stand. Daher seine Toleranz, ja sogar seine Vorliebe für das Poetische in der Geschichte, sein Bemühen, in die Mythen und Denkweisen etwas Höheres hineinzulegen und nicht blos Lug und Trug darin zu erblicken; diese Mythen sind seiner Auffassung zufolge für die jugendliche, nur in Bildern denkende Menschheit nothwendig gewesen. Man kann in dieser Beziehung von ihm sagen, daß er zwischen der antiken und modernen Bildung mitten inne steht.

Wo wir zunächst von einem Versuche einer Geschichte der Menschheit sprechen können, hat die moderne Philosophie bestimmt ihr Gepräge darauf gedrückt. Diese neueren Ideen zeigen sich zuerst als destructiv, als ein Bemühen, das Denken und Sein, die Subjectivität und Objectivität zu unterscheiden. Mit Des Cartes beginnt die Geschichte der modernen Philosophie. Diese ist vorzugsweise eine Philosophie des Gedankens, den sie mehr und mehr von der Wirklichkeit schied. Der unvereinbare Gegensatz zwischen Seele und Körper ward nach Des Cartes durch Gott, welcher außerhalb Beider lag, vereinigt. Aber wenn auch dieser Gegensatz und dieser außerweltliche Gott von Spinoza negirt, und wenn hinwiederum die in dessen System übersehene Intellectualität und Individualität von Leibnitz vindicirt ward, so haben doch diese beiden Systeme sowie das Cartesische selbst den gemeinsamen Fehler, dogmatisch zu sein, wie alle Systeme, die ihre Position nicht innerhalb des Bewußtseins selbst einnehmen. Dieses Versäumniß in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen oder die Frage nach dem Ursprunge des Erkennens wurde von Locke behandelt. Dieser beantwortete die Frage: was heißt erkennen? aber er beantwortete sie durch die Annahme eines Minimum von selbstthätiger Wirksamkeit auf Seiten des Percipirenden, der im Grunde als eine Zusammensetzung von Sensationen betrachtet und in den sonach das Leben lediglich durch einen Sophismus versetzt wurde; denn wenn man nicht vom Leben ausgeht, so bekommt man dasselbe nimmermehr hinein. Wenn sich aber auch die sinnliche Natur des Menschen und sein Verhältniß zur Sinnenwelt aus einer solchen Zusammensetzung begreifen ließe, so ist es doch völlig unmöglich seine Erkenntniß des Höheren, Uebersinnlichen aus den Sensationen zu erklären. Locke ließ dies dahingestellt. Andere sahen zwar diesen Mangel ein; da man ihm aber nicht abhelfen konnte, so blieb man dabei stehen, wohin diese Ansicht führte: der Mensch ward zu einer rechnenden Maschine; das Innere mußte er entbehren und sein ganzes Wesen war mehr das Product der Außendinge als einer inneren Selbstthätigkeit: das Innere war ausgehöhlt und die Einheit gleichsam herausgezogen. Am allerwenigsten konnte da das Aeußere der Ausdruck eines Inneren sein, wie Vico angenommen hatte; dies wurde als ein Vorurtheil angesehen und die Geschichte blieb ein Aggregat von Ereignissen, ein schauerliches Aggregat, wo der Weise blos Unglück und Dummheit zu erdulden hat und sich daraus soviel er kann retten mag. Diese Philosophie erhielt, durch das darin liegende Handgreifliche und weil sie den Menschen von vielen Schwierigkeiten befreite, eine große Macht, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der mathematischen Wissenschaften; man war der Ansicht, daß alle Gewißheit so klar wie die mathematische werden müsse. Auch auf die Theologie hatte diese Denkweise Einfluß. Wir haben gesehen, daß nach Vico

die Gottheit zuerst als ein physisch Gegenwärtiges aufgefaßt, aber späterhin monotheistisch bestimmt wurde. Dies erklärte man nun so, daß Gott eine mathematische Kraft sei: der Anfang aller Bewegung, eigentlich nur um den ersten Anstoß zu geben, der sodann mathematisch fortgesetzt ward und die Welt mechanisch auf eigene Hand erbaute. Aus dieser äußerlichen Ansicht ging der nächste Versuch einer Geschichte der Menschheit hervor, der erste, auf den die neuere Philosophie Einfluß gehabt hatte, nämlich der Voltaire's.

Vico hätte seine Ansicht von den Mythen mit dem Motto einführen können: „Introite, et hic Dii sunt." Zur Kirche stand er gleichwohl infolge ihrer Einseitigkeit in geheimer Opposition, obschon er ihr auszuweichen suchte. Allein diese geheime Opposition konnte nicht umhin früher oder später offen hervorzubrechen. Es war nämlich schwer zu beweisen, daß ein gewisses Volk ausschließlich Gottes Volk sei, zumal da die Handlungen dieses Volkes, weit entfernt, moralisch zu sein, im Gegentheil oft die schreiendsten Dissonanzen gegen die Sittlichkeit aufzeigten. Hatte sich indessen Vico lediglich an die Profangeschichte gehalten und das Christenthum unberührt gelassen, so wandte sich Voltaire direct, wenn auch im Ausdrucke indirect und ironisch, gegen dasselbe. Jedes Symbol sah er als einen Betrug an. Daher der in seinen „Essais sur l'esprit" ausgesprochene Grundsatz, daß ein Jeder, der im Namen Gottes zum Volke gesprochen habe, ein Betrüger gewesen sei. Die ganze frühere Zeit, wo die Menschen als Repräsentanten Gottes aufgetreten seien, könne nur als eine Reihenfolge kläglicher Vorurtheile betrachtet werden. Die Geschichte, statt einen zu einer übersinnlichen Wahrheit führenden Verlauf darzustellen, sei nur ein aus dem Chaos sich entwickelndes Aggregat. Wünschenswerth bleibe dabei, dieses Chaos zu dem Grade von Klarheit in den menschlichen Begriffen zu bringen, auf daß ein System menschlichen Wissens daraus hervorgehe, welches zwar dem menschlichen Stolze nicht eben schmeicheln könne, da es nicht mehr als die sinnliche Welt umfasse, aber doch aus einfachen und klaren Sätzen bestehen würde. Dieses Abschütteln aller Vourtheile, um zu einem einfachen Resultate zu gelangen, sei für die Geschichte der progrès, welchen die Fortschritte der Aufklärung mitsichführten. Die Geschichte sei sonach lediglich ein Aggregat von zufälligen Ereignissen, woraus jedoch die Menschen, nämlich die klügeren, einerseits Einsicht in das Rechte und Zweckmäßige gewonnen, andererseits aber auch Toleranz gelernt hätten, weil der Mensch nun einmal so voller Gebrechen und Irrthümer sei, daß man mit ihm Nachsicht haben müsse; nur nicht mit der Intoleranz selbst, der intoleranten Kirche, rücksichtlich deren Voltaire durch die Wunden, welche er ihr beigebracht, der Aufklärung wichtige Dienste geleistet hat.

Einen Gott hatte Voltaire allerdings angenommen, denselben aber nur als ein unbekanntes Etwas, welches das Ganze in Gang setze, an das äußerste Ende der Welt verlegt. In dieser Beziehung gingen jedoch seine Nachfolger weiter und nahmen an, daß das Bewegungsvermögen sich recht wohl von Anfang an bei den Atomen selbst finden könne. Diese seien die Elemente des körperlichen Chaos, aus dem sich Alles allmählich entwickelt habe. Das geistige Chaos sei demselben ähnlich: eine vollkommene Barbarei, bis die menschliche Vernunft einige Ordnung hineinbringen könne.

Nunmehr entstand die Frage, wieweit diese Vernunft bisher gegangen oder was als das Resultat menschlicher Bildung anzusehen sei. Bei Beantwortung dieser Frage ward die erwähnte sensualistische Philosophie zu Grunde gelegt. Der Gedanke, das menschliche Wissen als den Inbegriff aller bis dahin gewonnenen Weisheit jetzt in ein Ganzes zusammenzufassen, gehörte ursprünglich Diderot an, und so entstand die große Encyclopädie. Aller Erkenntnißinhalt ward aus Locke's und Voltaire's Gesichtspunkte bestimmt und das Geistige eigentlich daraus verwiesen. Mit der Encyclopädie war inzwischen Voltaire's Plan, die Philosophie in die Welt einzuführen, theilweise realisirt worden, weshalb auch die Encyclopädie von welthistorischer Bedeutung ist. Freilich mußte eine spätere, in der Erkenntniß des inneren Menschen fortgeschrittenere Zeit in dieser Arbeit ein Uebergewicht der materiellen Interessen finden; aber eben dieses Uebergewicht war zu seiner Zeit nothwendig, weil aus der Collision und Entwickelung dieser Interessen die Wahrheit ans Licht hervorgehen sollte, daß die materiellen Interessen Diener und Mittel der höheren sind und ihre Abhängigkeit von diesen immer mehr anerkennen müssen.

Wenn Vico ein einsamer Denker war, der für sich selbst über die Bestimmung der Menschheit philosophirte, so begann dagegen mit Voltaire die Zeit, wo die Wissenschaft in die Welt eingeführt werden und unmittelbarer wirken sollte. Voltaire präsentirte die Philosophie eigentlich in der großen, der vornehmen Welt. Die glänzende und leichte Form seiner Darstellung machte ihn zum Günstling der Gesellschaftsweisen, welche mit verfeinerten Sitten das Witzige und Geistreiche zu schätzen wissen. Diese Art höherer Bildung ist im Allgemeinen negativ, sie entfernt sich von dem wirklich Hohen und Idealen als bloßem Vorurtheil. Selbst in Opposition gegen alles Bestehende, nahm Voltaire dabei gleichwohl die Vorsichtsregel, hochgestellte Persönlichkeiten zu schonen, stets in Obacht. Dieser Mann, welcher mit den Waffen des Witzes und der Satyre schonungslos und schamlos den heiligsten Glauben der Menschheit angriff, war beständig der Erste, wo es galt den Hohen ein Compliment zu sagen. Ueberhaupt liegt seiner Philosophie in der zwar nirgends von ihm selbst deutlich ausgesprochenen, aber doch überall darin zu Tage tretenden Ueberzeugung, daß die Klarheit und Präcision, welche er für das Höchste ansieht, und diese Freiheit von Vorurtheilen, deren er sich rühmt, gleichwohl nie Gemeingut der großen Menge werden, sondern ein Prärogativ der höheren Classen bleiben wird, — eine aristokratische Tendenz zu Grunde.

Aber bei aller seiner légèreté und seinem geistreichen Wesen war Voltaire ein äußerst guter und kluger Haushalter und daher auch an allen zeitlichen Gütern reich gesegnet. Er lebte zuletzt als ein litterarischer Fürst von dem ganzen aufgeklärten und gebildeten Europa angebetet. Eigentlicher Philosoph war er nicht, sondern er popularisirte nur die Locke'sche Ansicht und deren Ergebnisse und hat nie selbst etwas Neues aufgefunden. Seine skeptischen Raisonnements hat er aus Bolingbroke's Arbeiten, seine Opposition gegen die Religion den englischen Deisten, Collins u. s. w., entlehnt.

M. K.

Zum Sagenschatz Westfalens.

— „Das zähe Volk der rothen Erde“ ist reich an Sagen. Freiligrath und Schücking haben Land und Leute wiederholt geschildert; seit Klopstock sind die Helden des Teutoburger Waldes oft besungen; Rückert und Chamisso nicht blos, Simrock und Wolfgang Müller haben Balladen aus den alten Legenden gemacht. Gisbert Freiherr Vincke, ein Vetter des tapfern und zornigen Helden der preußischen Tribune, hat die „Sagen und Bilder aus Westfalen“ aus alter und neuer Zeit zum zweiten Mal gesammelt und herausgegeben. Der starke Band dieser vermehrten Ausgabe (Hamm bei Grote) enthält des Neuen sehr viel. Nachdem wir schon früher der ersten Sammlung gedacht, geben wir hier eine kleine Auswahl der neuesten Lieder und Balladen, mit Hinzufügung des Wittekindgedichtes von Graf Platen und Simrock.

Der Sachsen Ursprung.

Im Urwald ragt der Fels, sein moosig Haupt
Von alter Eiche mächtig überlaubt;

Tief drangen ihre knorr'gen Wurzeln ein
Mit zäher Kraft ins harte Felsgestein;

Die höchste Kuppe krönt des Adlers Horst,
Und Bär und Ur durchziehn den dichten Forst.

Der wilde Sturm fährt ob des Berges Kamm:
Das Laub zerstäubt, nicht bebt der Eiche Stamm;

Des Himmels Feuer splittert das Geäst:
Die Krone sinkt, der Eiche Schaft steht fest.

Im Osten wird es hell, ein Sonnenstrahl
Flammt zündend auf, trifft Eich' und Fels zumal.

Und aus der Tiefe grollt's, wie dumpf Gewirr
Von Stimmen, wie von Waffen dumpf Geklirr.

Da kracht der Fels und klafft zum weiten Riß,
Der Tag verscheucht die träge Finsterniß;

Und aus dem zack'gen Thor zum Lichte dar
Tritt hochgewachsen eine Männerschaar,

In einer Hand den Bogen sammt dem Pfeil,
Die andre schwingt ein wuchtig steinern Beil.

Ihr Auge sieht, vom Bann der Nacht befreit,
Zum erstenmal die Welt — so frei, so weit;

Stolz fliegt der Blick umher, voll Drang zur That,
In's frische Leben sucht der Fuß den Pfad. —

Von wilden Rossen stürmt heran ein Hauf':
Die Männerschaar hat ihn ereilt im Lauf.

Hinauf! Die Mähne fliegt, die Nüster schnaubt,
Das Auge blitzt, hoch trägt der Mann das Haupt.

Und in die Nacht des Waldes sprengt der Troß:
Der erste Sachs — das erste Sachsenroß!

G. V.

Drei Sachsenfesten.

Ehe Karl der große Frankenkönig
Gen die Sachsen seine Völker führte,
Zornentbrannt, ein Täufer mit dem Schwerte, —
Herrscht' ein mächt'ger Fürst des Sachsenvolkes
In dem Lande, das der Weser Welle
Grenzend schirmet, das des Osnings Rücken,
Wälderreich und reich an Schluchten, theilet.
Und der Sachse zählt drei blüh'nde Töchter,
Heißen Iva, Ravena und Thekla,
Sind begabt mit Jugend, Schönheit, Reichthum.
Reichthum läßt nicht Mädchenschönheit welken,
Schönheit läßt nicht Mädchenjugend altern:
Vielumworben sind die Schwesterjungfrau'n.
Macht und Gut hat nicht den Preis errungen,
Höhern Werth verdient der Muth des Mannes:
Kecke Degen, schlachterprobte Streiter
Sind die drei erkor'nen edlen Freier.
Und der Fürst verleihet jeder Tochter
Eine stolze Burg als Hochzeitsgabe,
Wohlbewehrt mit Mauer, Thurm und Zinnen;
Wiederum verleihet jede Jungfrau
Ihrer stolzen Burg den eignen Namen.
Also schau'n drei starke Sachsenfesten
Unerschütterlich noch manch Jahrhundert:
Tecklenburg und Ravensburg und Iburg.

G. V.

Wittekind.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrothe, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise:
Das ist der Sachse Wittekind.

Schon focht er wider muth'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit,
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodien sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich;
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer:
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karls Gemüth:
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
D'rauf sitzt die reine Maget
Und ihr im Schooß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Geräth,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarb'ner Schein
Auf ihre klaren Angesichter:
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Päre
Mit Karl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ewige Sacrament.
Doch staunt er deß nicht minder,
Was man dem Gotte bot:
Nicht Pferde fielen hier noch Rinder,
Sie opferten nur Wein und Brot.

Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragdner Schaale
Sich wandelt wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brotes Bild,
Ein lebend Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein süß und mild.

Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir:
Ich will dich glücklich machen
Und selig dort und hier."
Und Jubel füllt die Seelen
Empfahend Brot und Wein.
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Von göttlichem Zugegensein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß,
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Hause
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ."

August Graf von Platen und Karl Simrock.*)

Wittekinds Bekehrung.

Ein Reiter zieht des Wegs entlang
Vom Thal hinauf an den grünen Hang;

Ins Weite schaut er ernstgemuth,
Auf des Rosses Hals der Zügel ruht.

Und langsam schreitet das weiße Roß,
Als ob's der Ernst des Reiters verdroß.

Das ist der Sachse, der Wittekind,
Er wägt die Gedanken, forscht und sinnt:

„Wer weiß es recht, wer schlichtet den Zwist,
Sagt, welches der rechte Glaube ist?

„Sind stärker die Götter, die wir verehrt,
Ists jener Gott, den der Franke lehrt?

„Wohl hat uns Wodans mächtige Kraft
Gedeih'n gebracht und den Sieg geschafft;

„Doch Karl, auf der Franken Herrscherstuhl,
Er warf in den Staub die Irminsul, —

„Und solches Gebahrens frevelndem Spott
Verlieh Gelingen der Christengott.

„Ist er der Rechte? Deß gebet mir,
Ihr Unsichtbaren, ein Zeichen hier!"

Stillsteht und scharrt sein Roß auf der Stell':
Aus dem Fels entspringet dem Huf ein Quell.

Vom Rosse wirft sich der Wittekind
Und trinket des Borns, der sprudelnd rinnt.

Des Zweifels ledig ist da der Mann:
Ein Christ zu werden gelobt er an.

Die Märe wurde von Mund zu Mund
Allwärts bei Sachsen und Franken kund.

Und Wittekind ward getauft in dem Born,
Da ließ er vom grimmen Sachsenzorn.

Der gewaltige Karl stand ihm zur Seit'
Mit Fürsten und Herrn, ein stattlich Geleit.

Er sprach: „Bis auf Kind und Kindeskind
Sei Herzog des Landes, Wittekind!"

Nun trat zur Taufe das Volk heran,
Zu dienen dem stärker'n Gott fortan. — —

So lang war stets im Sachsenpanier
Ein schwarzes Roß Feldzeichen und Zier:

Ein weißes trat hinfür in die Stell',
Das gemahnt an den hufentsprung'nen Quell.

G. B.

Der Dombau zu Paderborn.

Siehst du die Säulen ragen
Am klaren Paderstrom,
Mit starkem Haupt zu tragen
Den hochgewölbten Dom?

Gar weise Meister haben
Tief in das blanke Gestein
Ehrwürd'ge Bilder gegraben
Mit Kranz und Heiligenschein;

Davor Wallfahrer knieen,
Versunken in Gebet,
Das brünstig zu Marien
Und ihrem Kinde fleht.

Nur zwei sind von den Säulen,
Da sahst du nimmermehr
Die Gläubigen verweilen,
Wie fern sie kamen her.

Auf einem der Pilare
Stehn Männer tiefgebückt,
Als von der Last der Jahre
Zu Boden ganz gedrückt.

Die zweite Säule zeiget
Viel andre Schilderei:
Ein Fledermäuslein steiget
Husch! auf, und schwirrt vorbei.

*) Die in der Platen'schen Bearbeitung halbverwischte Sage ist durch Simrock wieder in ihre Rechte eingesetzt worden. Bei Platen lauten die vorletzten Strophen:

Doch staunt er deß nicht minder,
Daß sich kein Priester fand,
Und sieh! Es kamen Engelkinder
In blüthenweißem Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragdner Schaale
Sie trugen wunderbar:
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein rc.

Das sah'n die alten Prälaten,
Bischof und Klerisei:
Sie standen unberathen
Vor solcher Bildnerei.

Den Meister ließen sie rufen
Gleich andern Tages früh:
„Was an des Altars Stufen,
Was soll die Thorheit hie?" —

„„Ob eures Stromes Quellen
Bestelltet ihr das Haus,
Und ich und meine Gesellen
Wir bauten's kühnlich aus.

„„Ihr dachtet nicht des Grundes,
Hier Sumpf und dort Gestein;
Ihr sprachet Eines Mundes:
Hier soll der Tempel sein!

„„Schaut hier den Sumpf! Mit Sorgen
Ha'n wir den Stein gelegt,
Der, tief im Grund verborgen,
Des Domes Fürsten trägt.

„„Wir Jungen und wir Alten
Bewahrten das Gebäu;
Hätten wir's nicht gehalten,
Es bräche morsch entzwei.

„„Auf jener Seite heben
Die Felsen sich empor,
Da braucht's nicht tiefer Gräben, —
Ein Vöglein trüg' den Chor!

„„So deuten's dort die Alten,
Steh'n fest und unbeirrt,
Hier, sorglos um ihr Walten,
Das Fledermäuslein schwirrt.""

J. Geller.

Die zwölf Apostel.

Der tolle Herzog Christian
Betrat auf blut'ger Kriegesbahn
Dereinst die alte Paderstadt
Und machte sich der Thränen satt.
Im hohen Dom gewahret' er
Die zwölf Apostel silberschwer,
Wie sie ernsthaftig Tag und Nacht
Dort hielten vielgetreue Wacht.
Da rief er aus: „Was stehet ihr
Doch Stund' auf Stunde müßig hier?
Geht hin, die ganze Welt bekehrt,
Wie euer Meister euch gelehrt!"
Und ließ sie, ohne viel zu wägen,
Zu harten Thalern gleich verprägen.
Die Umschrift auf dem Thalerrand
Der tolle Herzog selbst erfand:
„Gottes Freund,
Pfaffenfeind!"

J. Geller.

Drei Schläfer.

Sie bauen schon so lange der deutschen Einheit Haus,
Ob's Keiner mag vollenden, ob's Keiner bauet aus?
Einmal da war es einig, einmal da war es ganz,
Kein Blatt noch war verloren aus seinem Eichenkranz.

Der Kaiser Karl, der Alte, der war gewaltig stark,
Er hielt an seinem Herzen die weite deutsche Mark,
Vom Belte bis gen Roma das schöne große Land,
Er hatt' es sich zu eigen. Er hat es sein genannt.

Der Karol der ging schlafen, er wurde müd' und alt,
Und von der deutschen Einheit die Mär vergaß man bald.
Man theilte und man feilschte, man schneitelte und schnitt,
Und Jeder nahm der Beute sein Theil nach Hause mit.

Er hat es wohl erfahren, er schlief und war nicht todt,
Er mußte all erleben des Vaterlandes Noth.
Er ruht in „diesem Berge" — Westfalen heißt der Grund —
Wenn's Zeit ist aufzustehen, er weiß die rechte Stund'.

Einmal ist mir's geworden, daß ich ihn selbst gesehn,
Wie um ihn her die Hünen, und wie die Zwerge stehn.
Vor ihm da lag das alte blutbeschriebne Buch,
Darin steht viel des Segens, darin manch schwerer Fluch.

Darin des Volkes Name, des Volkes Lust und Schmerz,
Buchstaben sind's von Feuer, von Golde und von Erz.
Flüsternd in halben Träumen der alte Kaiser liest,
Und seufzet, daß noch ferne, ferne der Morgen ist.

Ein Blatt in dem Buche, wenn das der Kaiser sieht,
Sein gramgebleichtes Antlitz im Schlummer selbst erglüht.
Das ist die schönste Stelle in seinem alten Buch,
Und nie liest er sich müde an dem gewaltigen Spruch.

Von seinen zwo Genossen das Pergament besagt,
Die auch mit Sehnsucht harren, daß bald der Morgen tagt,
Daß bald die Zeit verrinne, daß bald der Ring sich schließt,
Und einig, einig, einig das ganze Deutschland ist.

Das sind gar alte Schläfer: Hermann und Wittekind,
Doch sind dem Vaterlande sie stets noch treugesinnt.
Tief in Westfalens Marken die Hermannsburg sich hebt,
An ihrem Fuße sorglos der Bauer den Acker gräbt.

Doch unten in der Tiefe da ruht der Alte aus
Seit achtzehnhundert Jahren von seinem Römerstrauß.
Am Ende wird ihm bange bei seiner langen Rast:
Grimm, daß die Funken stieben, sein rostig Schwert er faßt.

Wo sich Westfalens Pforte auf vor dem Wandrer thut,
Dort Wittekind, der starke, in Berges Schooße ruht.
Auch ihn will es bedünken, der Tag sei nicht mehr weit,
Er schlief ja und er träumte so lange, lange Zeit.

Einst wenn der Ostermorgen anbricht nach langer Nacht,
Dann kommt der alte Kaiser hervor aus Berges Schacht,
Mit ihm die Seinen alle, sie eilen froh herzu
Und wecken die Gesellen, die zwo, aus ihrer Ruh'.

Sie ziehn zu den goldnen Siegen, zu sel'gem Frieden aus,
Sie bau'n der deutschen Einheit ein ewig festes Haus.
Wohin sie kommen, Jeder erhebet sich mit Macht,
Wie lang' er auch gelegen in bösen Wahnes Acht.

Die drei, die alten Meister, die wissen wohl den Stein,
Der zu dem Fundamente der rechte möge sein.
Es wird der Dom sich heben, wird ragen stolz empor,
Die Völker werden kommen, beten in seinem Chor.

Und wenn dann Keiner fremde mehr und verlassen weint,
Wenn all' die deutschen Brüder das deutsche Land vereint —
Dann legen sich die Dreie endlich zur letzten Ruh',
Dann deckt die Alten, Müden die Eine Erde zu.

J. Geller.

Zur Chronik.

Zwei neue Standbilder.

— Professor Drake in Berlin hat das Modell zum Standbilde Kurfürst Johann Friedrich des Großmüthigen von Sachsen vollendet. Der tapfere Glaubensstreiter war der letzte sächsische Kurfürst aus der ältern, der Ernestinischen Linie, welche abwechselnd zu Torgau, zu Altenburg und in Thüringen residirte. Friedrich der Weise hatte Luther persönlich geschützt, ihn nach der Wartburg bringen lassen; Johann der Beständige, Friedrichs Bruder und Nachfolger, gleich sehr die Kirchenverbesserung betrieben, zu Augsburg das neue Bekenntniß überliefert und zu dessen Schutz den Schmalkaldischen Bund gestiftet. Somit war der Sohn Johanns, Johann Friedrich, der Erbe der großen Sache seines Hauses, seines Volkes, seines Zeitalters. Die unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547) brachte ihn in die Gefangenschaft des Kaisers. Die Treulosigkeit seines Vetters, Herzog Moritz, der in Dresden residirte, hatte das Unglück über das Ernestinische Sachsen gebracht; gegen Kaiser Karl ebenso treulos, befreite jedoch den Vetter, nachdem er sich die Kurwürde gesichert, den unglücklichen Johann Friedrich. Nach Moritzens Tode bemühte sich die Ernestinische Linie vergeblich, die Kurwürde wieder ansichzubringen; diese blieb bei der Albertinischen Linie in Dresden, und Johann Friedrich starb 1554 in Thüringen. — Diesem Märtyrer wird in Jena das eherne Standbild errichtet; die Hochschule feiert am 2. Februar 1858 damit zugleich ihr dreihundertjähriges Bestehen. Unter den Fürsten, welche durch ihre Beisteuer dies Ehrenwerk zu Stande bringen, steht Friedrich Wilhelm IV. von Preußen obenan. Drake's Werk wird in Braunschweig ciselirt und gegossen werden.

Professor Kiß in Berlin hat zu dem großen, für Breslau bestimmten Reiterbilde des dritten Friedrich Wilhelm das Modell in seiner Werkstatt fertig aufgestellt. Breslau besitzt auf dem Markte schon das Reiterbild Friedrichs des Großen, der Schlesien preußisch machte. Von Breslau datirte des dritten Friedrich Wilhelm Aufruf an das Volk zu den Waffen gegen den französischen Usurpator, und Schlesien bezeichnet mit dem zweiten Königsbilde den zweiten großen Moment seiner neuern Geschichte und seiner Bedeutsamkeit für die Monarchie Preußen. Wir hätten gewünscht, dieser Act des Aufrufs an das Volk wäre vom Künstler in Erz verewigt. Friedrich Wilhelm im Modell von Kiß sitzt jedoch zu Pferde, wie wenn er eine gewöhnliche Parade abhält, einfach militärisch, ruhig fest; die einzige Bewegung im Bilde geht vom Pferde aus, das mit dem Hufe scharrt, als wenn es für sich nach Fortschritt begierig wäre. Man rühmt künstlerisch an der Modellarbeit das Pferd außerordentlich. Am Pferde Friedrichs des Großen dagegen fällt jedem Beschauer ein bedeutender historischer Fehler auf; der eherne Friedrich reitet zu Breslau ein Pferd von englischer Race.

Kieperts Atlas.

x. Von Heinrich Kieperts Neuem Handatlas ist nun die dritte Lieferung erschienen. Es macht uns Freude, auf ein so ausgezeichnetes Werk hinzuweisen, das der deutschen Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße zur Ehre gereicht. Kiepert ist anerkannt als einer der ausgezeichnetsten Kartographen der Welt, er ist zugleich ein eminenter Geograph und Ethnolog, und alle seine Blätter sind von kritischem Werth. Die Pariser Conferenz würde sich zum Beispiel alle Streitigkeiten über die Grenzregelung in Bessarabien erspart haben, wenn sie bei ihren Bestimmungen den Blick auf eine kritisch gearbeitete Karte geworfen hätte. Kieperts Atlas (Berlin, bei Reimer) wird aus 40 Karten bestehen, von welchen 12 erschienen sind; die übrigen werden bis Mitte nächsten Jahres in den Händen des Publicums sein. Vor uns liegen die Blätter Asien, Kleinasien mit Syrien, Vorderasien, das wir gerade jetzt in Bezug auf den Krieg der Engländer gegen Persien empfehlen, Africa, mit allen neuen Entdeckungen, die östliche und die westliche Halbkugel, Dänemark mit Südschweden und das europäische Rußland. Sie alle sind vortrefflich gearbeitet, aber als geradezu meisterhaft heben wir die Blätter über Großbritannien, die Niederlande, Australien und Italien hervor. Der Atlas hat den Vorzug, daß er eben ein Product sorgfältiger und umsichtiger Kritik ist und nicht mit einer Masse von Namen überladen. Kiepert ist discret verfahren, er läßt das Unwichtige bei Seite, und indem er den Ansprüchen der Kunst wie der Wissenschaft in jeder Beziehung volles Genüge leistet, faßt er zugleich die praktischen Bedürfnisse des Geschäftsmannes ins Auge. Der Stich ist deutlich und elegant, die ganze Ausstattung geschmackvoll; der Preis für solche Leistungen sehr mäßig.

Ein australischer Roman von Gerstäcker.

— Friedrich Gerstäcker hat die schätzenswerthen „Wanderungen durch Australien" des Obersten Mundy deutsch bearbeitet (in der Andree'schen Bibliothek der Länder- und Völkerkunde). Er bringt jetzt seine eignen australischen Erlebnisse und Anschauungen unter dem Titel: „Die beiden Sträflinge" in Form eines ansprechenden, lebhaft bewegten Romans (3 Bände. Leipzig, bei Costenoble). In seinem Buche: „Nach America!" hatte er mehr eine Erzählung für's Volk gegeben, wo sich eine Charakterisirung der Menschen und Zustände mit Handgriffen, Maximen und guten praktischen Lehren für Auswanderer zusammenfügte. „Tahiti" war ein Roman aus der Südsee. Der Schauplatz der neuesten Ausbeute des fleißigen Arbeiters ist Australien. Die „flotte" Art, wie Gerstäcker zu Schiff geht und die Welt umkreist, die treuherzig lachende und harmlose Gesundheit und Frische, womit er Menschen und Zustände auffaßt: dies sind auch die Eigenschaften, die seinen Styl und seine Erzählungweise bezeichnen. Flott und ungenirt reist er, erlebt und erdichtet er; auch bei den Strapazen die er sich und uns zumuthet, geht das lachende Behagen nicht aus; wie Till Eulenspiegel freut man sich an Gerstäckers Hand auf der Wanderschaft, selbst wenn es bergan geht, in Aussicht auf das bequemere Bergab. Der vergnügliche Tourist macht uns in Australien in der Station am Murray, auf der Dingojagd, im Kampf mit den Schwarzen, im Verkehr mit der „schwarzen" Polizei gleich heimisch wie unter den Sträflingen, in der Buschschenke, in der deutschen Ansiedelung, im Hause des „Gotthelf Lischke und in Dr. Spiegels Soirée." Das Buch ist ein Roman, den auch Kinder lesen können, sowie manches ernst als Reisebericht von Gerstäcker Gegebene vielleicht umgekehrt wie Roman zu nehmen ist.

Ein Narren-Album als deutscher Roman.

— „Mein Herr, Sie werden sich mit mir schießen! — Yes. — Es wird nur Einer von uns lebendig den Platz verlassen! — Yes. — Herr, Sie sind verdammt langweilig! — Yes." — So beginnt von einem uns bisher neuen Autor, F. Binnewerk, ein einbändiger komischer Roman unter obigem Titel. Die Scene eröffnet sich in einem Kaffeehause. Der Engländer hat den Pudel des Lieutenants auf die Pfoten getreten, der Pudel ihn in die Beine gebissen, dafür aber vom Mann des ewigen Yes einen Stoß erhalten, der ihn kampfunfähig macht. Der Lieutenant nimmt den Stoß für selbstempfangen und fordert auf Pistolen. Auch darauf erfolgt dasselbe Yes; es ergiebt sich, daß der Sohn Albions mit diesem „Ja" einsylbig durch ganz Deutschland reist und bisher gefunden hat, damit ganz gut auszukommen. Der Erzähler schildert seinen Engländer als einen Mann mit rundem Bauch und viel Gemüth. Die kleine stumpfe Nase hat sich zwischen seine übervollen Backen „ins Privatleben zurückgezogen" und nimmt „an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil." Die Figur solches Engländers ist weder im Lustspiel

noch im Roman neu; der Erzähler hat aber Witz genug, sie in neue Situationen zu bringen; er eröffnet damit eine ganze Galerie von „Narren,“ die er in einem „Album“ zusammentrug. Wir folgen ihm auf ein altes ritterliches Ahnenschloß, in eine Pensionsanstalt für junge Mädchen, in das Hotelleben; überall hat er auf die Thorheiten der Zeit gelauscht und sie fleißig gesammelt. Aber wir bedauern, daß zu seinem humoristischen Talent nicht ebenso viel Geschmack sich gesellt. Der Witz im Buche ist z. B. cynisch genug, den werthen Lord an der Büste einer lebenden weiblichen Person mit beiden Händen Geographie studiren zu lassen. Die Geschmacklosigkeit erstreckt sich auch auf physiognomische Schilderungen. Von Miß Betty und ihrer langweiligen Schönheit z. B. heißt es, ihre Augen glichen „zwei Sparlichtern“ und die Nase dem dazu gehörigen Leuchter; der Mund „einem französischen Kamin im Rococogeschmack“ und das Kinn habe die „angenehme Form eines deutschen Nachtwächterhorns.“ Wir zweifeln auch an der Logik solcher Vergleiche; ästhetisch sind sie jedenfalls verwerflich.

Portugiesische und spanische Volksromanzen.

-d. Einen interessanten und schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Volkspoesie in Portugal und Spanien verdanken wir neuerdings wieder dem schon vielfach bewährten Kenner der romanischen, besonders der spanischen Litteratur, Ferdinand Wolf in Wien. Von demselben erschienen: „Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen. Mit einer litterarhistorischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien“ (Wien, 1856), auf welche wir die Freunde des Volksliedes im Allgemeinen, und namentlich der spanischen und portugiesischen Litteratur aufmerksam machen. Der Verfasser hat dabei zwei Werke benutzt, die in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sein dürften, von denen das eine von einem „tüchtig geschulten, poetisch begabten und mit deutscher Forschung vertrauten“ spanischen Gelehrten, dem Catalanen Don Manuel Mila y Fontanals, Professor an der Universität in Barcelona (Ebend. 1853), das andere von dem bedeutendsten Dichter der neuern Zeit in Portugal, dem auch als Staatsmann hinlänglich bekannten, vor kurzem verstorbenen, J. B. de Almeida-Garett, herrührt. Die mitgetheilten Proben bilden den Hauptinhalt des deutschen Werkes, und zwar sind es: 15 portugiesische und 29 catalanische (14 romantische, 3 legendenartige und 12 historische) Romanzen, welche der Verfasser in deutscher Uebersetzung, die Originale Vers für Vers mit möglicher Worttreue wiedergebend, hier mittheilt. Sie sind, auch wenn nicht alle gleichen poetischen Werth haben, doch insgesammt der lebendige Ausdruck des nationalen Charakters. Namentlich in den portugiesischen Romanzen herrschen heftige Leidenschaften vor, und die Gefühle der Liebe und Ehre, welche dieselben darstellen, wirken gerade nicht sehr wohlthuend; auch haben sie hin und wieder etwas Frivoles und gewähren manchen Anstoß. Von vorzüglichem Werthe ist außerdem die voranstehende Einleitung, worin der Verfasser einen Umriß der Geschichte und Charakteristik der portugiesischen und spanischen Volkspoesie giebt, welcher auf Litteratur und Volksleben beider Länder vielfaches Licht wirft, und woraus sich zugleich ergiebt, daß, nachdem in der pyrenäischen Halbinsel der Romanticismus gegen die jahrhundertlange Usurpation des Pseudo-Classicismus gekämpft, eine Rückkehr zur Volksthümlichkeit stattgefunden, und die zeitgemäße Wiederbelebung und freie Fortentwickelung der nationellen Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit begonnen hat. Unter Anderem werden in jener Einleitung auch neun spanische Kindermährchen mitgetheilt, die nach ihrem Gegenstande und nach dessen Auffassung und Darstellung bald mehr oder weniger an deutsche Mährchen bei Grimm u. A. erinnern.

Karl Müchler †.

— Ein 92jähriger Autor, Karl Müchler, der beliebte Anekdotenerzähler, preuß. Kriegsrath a. D., (1763 zu Stargard in Pommern geboren) ist am 12. Januar in Berlin gestorben. Man kennt von ihm hunderte von „Bagatellen,“ — wie er denn selbst seine dramatischen Gaben mit diesem Titel bezeichnete. Sein Anekdoten-Almanach erschien von 1808—34, die ganze Franzosen- und Kriegszeit hindurch. Seine Flucht vor den Franzosen, die ihn als Dichter des Nationalliedes: „Heil Dir im Siegerkranz“ verfolgten, hat er 1841 selbst geschildert. Seine Romane: „Bekenntnisse eines Hagestolzen,“ sind vergessen. Zu seinen Bühnenspielen gehört die Localposse: „Der Stralauer Fischzug.“

Eine neue politische Zeitschrift in Griechenland.

-d. In Patras, der bekannten, besonders in Folge ihrer vortheilhaften Lage zu materieller Thätigkeit fort und fort sich entwickelnden Handelsstadt am korinthischen Meerbusen, regt sich auch neuerdings ein nicht geringes geistig-wissenschaftliches Leben, welches in gewisser Hinsicht mit dem dort bestehenden Gymnasium zusammenhängt. Seit dem Jahre 1856 erscheint dort eine kirchliche Zeitschrift unter dem Titel: Ἡ ἑλληνικὴ σημαία, welche jedoch zugleich politische Zwecke verfolgt. Bei den Griechen ist Vaterland und nationales Leben gleichbedeutend mit dem religiösen Glauben und der Kirche. Glaube und Kirche hat ihnen bisher das Vaterland und die Nationalität ersetzen müssen. Der Redacteur der gedachten Zeitschrift, Andreas Rigopulos, ist ein kenntnißreicher Mann, der längere Zeit in Europa und Nordamerica sich aufgehalten hat. Er erhebt hier die Fahne für Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, sowie für die Einheit des gesammten Griechenstamms; er will zu diesen Zwecken für sittliche Stärkung der Griechen, für die Pflege der Interessen der Kirche kämpfen und wirken, ebendeshalb aber auch zugleich gegen jeden schädlichen Einfluß von Außen, gegen alle Einwirkungen volksverderblicher Politik und sittenverderbender Cultur und Civilisation des Abendlandes mit dem Schwerte des Geistes und des Wortes streiten.

Aussichten auf Handelseinheit.

st. Indem wir von der Absicht der österreichischen Regierung hören, ihr Tabaksmonopol in Ungarn bedeutend zu ermäßigen, geht uns von anderer Seite die Nachricht zu, daß die Zollconferenz, deren Zusammentritt noch in diesem Jahre in Berlin erwartet wird, über eine Ausdehnung der Zolleinigung Oesterreichs mit dem Zollverein zu berathen haben werde. Beide Nachrichten stehen, falls sie richtig sind, im innigsten Zusammenhange, da einem engern Anschluß der beiden Zollgruppen eine Aenderung des österreichischen Monopolwesens vorausgehen muß. Auf der Zollconferenz würden zu erwarten sein: Anträge auf Erleichterung des Durchfuhrverkehrs, Annäherung der beiden Tarife, gleichmäßige Einrichtung der Waarendeclarationen, Errichtung gemeinschaftlicher Aemter in Wien, Prag, Berlin, Leipzig und anderen Handelsstädten, um daselbst Waaren für Rechnung des andern Zollgebiets zu verzollen und direct an den Ort der Bestimmung abzufertigen, Zollermäßigungen für Wein, chemische Producte, Glaswaaren u. s. w. und Ausgleichung einiger Differenzen in der Zollbelegung des Zwischenverkehrs.

Die Handelsgesetzgebungsconferenz.

st. In Nürnberg haben sich Vertreter fast aller deutschen Staaten eingefunden, um ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch zu berathen. Abgeordnete von beiden Hessen, Braunschweig und einigen kleineren Staaten fehlten in der ersten Sitzung. Es lagen zwei Entwürfe vor, ein preußischer und ein österreichischer, und doch kann nur einer den Berathungen zu Grunde gelegt werden. Diese Frage des Vorrangs weist abermals auf unsern

betrübenden Dualismus hin. Die Conferenz selbst ist ein hocherfreulicher Fortschritt auf der Bahn, die schon im Vormärz mit den Besprechungen über die deutsche Wechselordnung betreten wurde. Die deutsche Gesetzgebung befindet sich jetzt auf einem schwierigeren, zugleich aber ungemein dankbaren Felde. Ein Wechsel, dieses Weltgeld der Kaufleute, ist mit geringen Abweichungen überall derselbe; in den Handelsusancen finden sich aber von Ort zu Ort tief einschneidende Widersprüche. Hier gestattet man z. B. der Mitgift der Frau eine vor allen Forderungen bevorzugte Stellung; dort wirft man sie in die Masse. Es ließe sich Vieles anführen, was aus dem Widerspruch zur Einheit geführt werden muß. Ein allgemein deutsches Handelsgesetzbuch wird örtliche Interessen vielfach verletzen, auf der andern Seite aber für jeden, selbst den empfindlichst getroffenen Ort eine große Wohlthat sein. Davon zu schweigen, daß es Staaten giebt, in denen das Recht der Römer, eines Volks, das im Abc des Handels unwissend genug war, um jedes kaufmännische Geschäft für eine Uebervortheilung des einen Theils zu erklären, — noch das große Wort führt, kann der Kaufmann nicht anders im „Auslande" Verkehr mit Sicherheit treiben, als wenn er das dortige Recht genau kennt; wovon bisher keine Rede sein konnte. Daß das deutsche Nationalgefühl durch ein gemeinsames Handelsrecht neue Befriedigung erhalten wird, stellen wir natürlich am höchsten, wenn wir auch unser Bedauern nicht unterdrücken können, daß der deutsche Bundestag auch bei diesem Werke wieder umgangen wird und umgangen werden muß.

Die armen Juristen!

* 1830 sprach ein namhafter preußischer Rechtsgelehrter öffentlich seine Verzweiflung aus über die Schwierigkeit, im preußischen Landrecht und seinem Kometenschweif von Zusätzen, Erläuterungen, Nachträgen und besondern Ausführungen heimisch zu werden. Wir sind seit 1830 siebenundzwanzig Jahre älter und die preußischen Gesetze um mehr als ebenso viele Pfund schwerer geworden. Frau Thetis befindet sich alljährlich in interessanten Umständen, und was sie zur Welt bringt, ist keine Maus, sondern ein Berg. Man möchte mit Börne den Saturn anrufen, daß er diese Kinder verschlinge! Die letzten sechs Jahrgänge der preußischen Gesetzsammlung enthalten hundertundelf Druckbogen compressen Druckes. Wir schütteln ungläubig den Kopf, wenn wir von der Zahl der Krieger lesen, die der alte Xerxes am Hellespont gemustert hat. Fände sich Jemand, der die Gesetze, Verordnungen, Erlasse rc. der deutschen Staaten seit 1815 zusammenrechnete, so würden wir die persische Heeresliste sehr bescheiden finden. Der Herkules, der dieser Masse allein Herr werden kann, heißt: Codification.

Die Vaccination.

p. „Nieder mit der Vaccination!" so heißt das Feldgeschrei einer namentlich in Süddeutschland stark gewordenen Partei, welche in einem Broschürenkriege und sogar durch Carricaturen-Plänkelei die wohlthätige Entdeckung Jenners zu verleumden sucht. An ihrer Wiege wurde die Kuhpockenimpfung mit einem Pathengeschenke von 30,000 Pf. Sterl. bedacht, und nur unter großen Mühen konnte sie sich ihre Herrschaft über die ganze civilisirte Welt begründen. Groß geworden, wird sie nun sogar von Nittinger u. A. als Giftmischerin verklagt. Der ausgezeichnete Forscher in Sachen der Epidemien, Haeser in Greifswald, legte zwar sein entscheidendes, auf statistische Berechnungen gestütztes Votum für die Verklagte ab und schützte sie gegen die Angriffe des Franzosen Carnot und den Württemberger Betz; allein immer wieder drängen sich neue Zeugen gegen das nun schon bei allen gebildeten Völkern gesetzlich eingeführte Einimpfen der Kuhpocken auf den Platz. Namentlich auch in England erhebt man laute Zweifel; Gregory, Arzt am Small-pox-hospital in London, Director des Vaccinationsinstituts daselbst, giebt der Inoculation der Menschenpocken den Vorzug und behauptet, daß die Vaccination in der Kindheit vollführt, nur bis zur Pubertät schütze; auch der berühmte Arzt Copland stimmt dieser Ansicht bei. In Folge dieser Agitation will man neuerdings die in England angeführten Zwangsmaßregeln der Kuhpockenimpfung aufheben, und John Simon, „medical officer of the Board," geht damit um, die Ansichten der wissenschaftlichen Fachmänner Europa's über diese Frage zu sammeln, um sie dem Parlamentscomité vorzulegen. In Wien wurden zur Meinungsabgabe die Professoren Oppolzer und Sigmund angegangen. Wir glauben kaum, daß diese Männer sich mit Betz einverstanden erklären können, welcher vor kurzem schrieb: „Ob das Jenner'sche Monument als Siegel der Wahrheit seines Systems bestehen bleibt, wird vielleicht mehr die spätere, als die nächste Zukunft entscheiden; jedoch will es mich bedünken, daß der denkende Geist der Jetztzeit keinen neuen Stein zu obigem Denkmal herbeischafft." Wir denken, daß die Seltenheit und Ungefährlichkeit der Pockenepidemien im heutigen Europa im Verhältniß zu den Verheerungen, welche die Blattern früher anrichteten, und durch die sie noch heute die Stämme der americanischen Indianer decimiren, den Nutzen der Vaccination unwiderleglich darthun. Der gleichfalls um seine Meinung befragte Professor Hamernik in Prag, ein principieller Zweifler an Allem, was Heilmittel genannt wird, meint nun freilich in seinem Gutachten, daß die Kuhpocke auch selbst bei mehrmaliger Wiederholung der Impfung vor der ächten Menschenpocke nicht schütze, und er weist darauf hin, daß in England die Blatternepidemien der Jahre 1825, 1830, 1840 und 1841 das Vertrauen zur Kuhpockenimpfung ebenso erschüttert haben, wie in Frankreich die Epidemie zu Paris 1825 und die zu Marseille 1828. Allein von einer genauen Untersuchung der wichtigen Frage verlangen wir doch mehr als solche Hinweisungen; namentlich verlangen wir eine sorgfältige Beleuchtung der Sterblichkeitsverhältnisse bei Pockenepidemien von sonst und jetzt. Die deutschen Aerzte werden in ihrer Mehrzahl, wie es scheint, auch in Zukunft an der ausgebreitetsten Benutzung der Jenner'schen Entdeckung festhalten und die Regierungen nicht zur Beseitigung der jetzt geltenden Bestimmungen veranlassen. Die Berichte über die Erfolge der beim preußischen Heere eingeführten Revaccination lauten fortwährend günstig.

Die Zahl der Nutzpflanzen.

h. Nach Göppert (die officinellen und technisch wichtigen Pflanzen unserer Gärten, besonders des botanischen Gartens zu Breslau) werden in unseren Gärten ungefähr 2300 verschiedene Pflanzen gezogen, die irgend einen Nutzen haben. Von diesen werden 1140 zu medicinischen oder verwandten Zwecken benutzt, 283 liefern eßbare Früchte und Samen, 117 geben Gemüse, 100 besitzen eßbare Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, 40 gehören zu den Getreidearten, an 20 geben Sago, etwa ebenso viel geben Zucker und Honig, 6 liefern Wein, 30 fette Oele. Also dienen an 600 wirkliche Pflanzenarten (die bloßen Varietäten nicht mitgerechnet) zur Nahrung; 8 Arten liefern Wachs, 76 Farbstoff, 16 Salz (Natronsalze rc.), 40 werden als Futtergewächse cultivirt und 200 werden zu verschiedenen technischen und gewerblichen Zwecken benutzt. Giftige Pflanzen werden an 250 cultivirt, unter ihnen nur etwa 66 narkotische, sonst meistens reizend giftig wirkende, die überhaupt in überwiegender Anzahl auf der Erde vorhanden sind.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 7. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [14. Februar.

Inhalt.

Litterarischer Nachlaß Friedrichs von Gagern.

Von dem Leben Friedrichs von Gagern ist jetzt der dritte Band erschienen. Er geht dem zweiten Bande voraus, welcher das Leben des Generals von der belgischen Revolution bis zu seinem Tode enthalten und erst in einigen Wochen erscheinen soll. Dieser dritte bringt uns den litterarischen Nachlaß und zeigt uns, welch warmen Antheil Friedrich Gagern an allem nahm was die Zeit in Bewegung setzte. Es sind nicht blos politische und militärische Fragen mit denen sich seine Feder beschäftigt hat, weniger wohl um Andere zu belehren, als um sich selbst klar zu werden, sondern auch die philosophischen und kirchlichen Fragen welche damals die öffentliche Meinung beschäftigten, zieht er in den Kreis seiner Betrachtungen. Aber auch hier erkennt man den Politiker und den Mann des praktischen Lebens; denn auch sie werden weniger in ihrer abstracten Wichtigkeit als in der Bedeutung, welche sie für das staatliche Leben oder die Entwickelung des nationalen Geistes des deutschen Volkes haben, behandelt. Ueberall tritt uns eine warme Begeisterung für das Vaterland entgegen, die ein klarer männlicher Verstand nie nach Illusorischem streben läßt; der edelmännische Stolz des ächten Aristokraten der nur auf dem lebhaften Gefühl der Menschenwürde beruht, und deshalb an dem was gegenwärtig ein großer Theil des deutschen Adels erstrebt und thut, kein Gefallen findet; der nüchterne und zugleich weitschauende Blick des in Berührung mit großen Verhältnissen herangewachsenen Staatsmannes, dem sein warmes Herz lehrt sich große, und sein klarer Verstand sich erreichbare Ziele vorzustecken. Von dem Gegebenen hervorzuheben sind vornehmlich das Journal einer Reise nach Rußland im Jahre 1839, welche der damalige Oberst als Begleiter des Prinzen Alexander der Niederlande machte. Seine Stellung brachte ihn in Berührung mit den höchsten Kreisen und den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Rußlands, und wir finden viele treffende und häufig kaustische Urtheile über Charaktere, welche die Ereignisse der letzten Jahre wieder vor die Augen Europa's gebracht haben; auf die Charakterschilderung des Kaisers Nikolaus und seiner Umgebung, des Generals Schilder, des Fürsten Mentschikoff, des Generals Gortschakoff möchten wir besonders aufmerksam machen. Von den militärischen und politischen Abhandlungen möchten wir die Leser des Buches vornehmlich hinweisen auf die fünfte: von dem Unterschied der Stände und dem aristokratischen Elemente; auf die elfte: vom Kriegswesen in seinen politischen Beziehungen; auf die zwölfte: ein Blick auf den politischen Zustand Europa's im Jahre 1837; endlich auf die zwanzigste: der Krieg Deutschlands gegen Rußland und Frankreich zugleich. Der Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an seines Gleichen ist ein Bild voll feiner und beißender Ironie, auf das Denken, Thun und Treiben kleinstaatlicher Höfe und Cabinete. Wir behalten uns vor nach dem Erscheinen des zweiten Bandes auf den reichen Inhalt dieses dritten ausführlicher zurückzukommen, und theilen für heute als Probe desselben die Charakterbilder Napoleons und Wellingtons als Feldherren mit.

Napoleon.

Napoleon, der dem Maler David auf die Frage, wie er dargestellt sein wollte, die Antwort gab: „Montrez-moi calme sur un cheval fougueux," — hat in dieser kurzen Allegorie den großen Feldherrn und sich selbst geschildert.

Wer besaß in demselben Grade wie er die Gabe kalter Ueberlegung und kühner Ausführung, — diese wesentlichsten Eigenschaften des Feldherrn, die so selten in demselben Menschen vereinigt sind! Mit kalter Ueberlegung faßte er immer die kühnsten Entschlüsse, weil er in sich die Kraft fühlte, die ihrer Ausführung gewachsen war.

Schon in früher Jugend, als seine Zeitgenossen von dem Enthusiasmus für die Freiheit begeistert waren und die Morgenröthe eines beglückenderen Zeitalters glaubten anbrechen zu sehen, erkannte sein kalter Realismus in der großen Bewegung nur die Gelegenheit zum Emporkommen und einen günstigen Schauplatz für seinen Ehrgeiz. Und dieser Ehrgeiz, wie besonnen gab er ihm im Beginnen Raum! Wie weiß er die Lockungen zu verschmähen, die unter seinem Ziele liegen! Wie weiß er Das abzuwarten, was sich

von selbst darbieten muß! Wie läßt er sich da suchen und entgegenkommen, wo er weiß, daß er unentbehrlich ist!

Gleich dem Riesen Antäus fühlt er sich nur auf festem Boden stark, und er gebraucht seine mächtige Phantasie wie der Vogel der Wüste die Flügel, um nur die Laufbahn schneller, doch ohne den Boden zu verlassen, zurückzulegen.

Er ist zum Herrscher geboren.

Nach dem 18. Brumaire läßt er mit der größten Gelassenheit die speculativen Politiker — die Ideologen, wie er sie nennt — ihre Theorien, ihre Formenlehre des Staates entwickeln, aber wie es zur Sache kommt, nimmt er sich mit fester Hand sein Löwentheil der Gewalt heraus, und den Anderen bleibt nichts als die Ueberzeugung, daß die Freiheit einen Herrn gefunden habe.

Er war ein Feind dieser Freiheit, weil er keine Theilung der Macht dulden wollte; und als im letzten Augenblicke seiner Herrschaft die öffentliche Meinung sich zu laut aussprach, und der Kaiser der Mitwirkung der Freunde der Freiheit nicht mehr entrathen konnte, sprach er zu ihnen wie zu eigenwilligen Kindern: „Vous voulez de la liberté, on vous en donnera!“

Er kannte die Menschen und verschmähte kein Mittel auf sie zu wirken. Er schmeichelte der Eitelkeit, der Ruhmsucht seines Volkes, und gab ihm die Gleichheit, welche für den Wettlauf auf der Bahn des Glücks Jedem die Schranken öffnet.

Er hat den Muth und die Stärke des Löwen, aber auch die Schlauheit des Fuchses. Er war fürchterlich in seinem Zorn, aber wo er gewinnen wollte, besaß er die Kunst, durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern. Von sich selbst hat er gesagt, daß er sein Herz nie in der Brust habe klopfen gefühlt.

Kein Element der Macht achtet er gering, er weiß, daß die Summe aus Procenten besteht; er geht in alle Einzelheiten ein, überzeugt sich mit eignen Augen, macht sich alle brauchbaren Werkzeuge dienstbar; und erst nachdem er Alles vorbereitet hat, was den Erfolg sichern kann, verläßt er den sichern Hafen und breitet vor dem Winde des Glückes seine Segel aus.

Sein Grundsatz ist, daß im Kriege die moralische Ueberlegenheit drei Viertheile, die physische Kraft nur ein Viertheil zu dem Erfolge beiträgt. Daher sein Bestreben, dieses moralische Uebergewicht zu schaffen, zu steigern, zu behaupten, um keinen Preis sinken zu lassen.

Wie ein geschickter Maschinist verbirgt er sein Räderwerk und läßt die Menge nur die Wunder sehen, die er damit schafft. — Seine Unternehmungen müssen die Einbildungskraft der Menschen lebhaft anregen und mit Staunen erfüllen. Er zieht in den Orient; lagert bei den Pyramiden Aegyptens; überschreitet mit seinem Heer die Gipfel der Alpen; er sucht die Fußstapfen Alexanders, Hannibals, Cäsars, Karls des Großen auf und — darf die Vergleichung nicht fürchten.

Wie ein Gewitter zieht er sich über seinen Feinden zusammen und sein Blitz hat sie getroffen, ehe sie ihn vermuthen.

Mit dem Bewußtsein, Alles vorbereitet, Alles gethan zu haben, um sich den Sieg zu vergewissern; mit dem Bewußtsein seiner moralischen Ueberlegenheit; vertrauend auf die Tapferkeit seiner Heere und gewöhnt an die Gunst des Glücks, bringt er bei seinen Operationen den Sieg als eine Gewißheit in Anschlag. Er siegt — und wehe dem Besiegten! Denn wie er zu siegen versteht, so weiß er den Sieg zu benutzen. Er läßt den Gegner nicht zur Besinnung kommen; er hetzt, umstrickt, schlägt ihn, — bis er athemlos, betäubt und entkräftet hinsinkt.

Aber Alles ist auf die Gewißheit des Siegs berechnet, der dem Kühnsten, dem Hartnäckigsten nicht entgeht. Wäre der Sieg ihm bei Marengo, bei Austerlitz entrissen worden, die Folgen der verlorenen Schlacht wären damals ebenso verderblich gewesen als der Rückzug aus Rußland und von den Feldern von Leipzig.

An die Unbeständigkeit des Glücks dachte er nicht eher als bis er sie schmerzlich empfand. Einmal soll er auf dem Gipfel des Glücks und der Macht nachdenklich geworden sein, da er das Grabmal Karls des Kühnen sah und nach der Aufzählung so vieler Siege die Worte las: Mais enfin la fortune lui ayant tourné le dos . . . . etc.

Das Leben der Menschen schonte er nicht. Auch wo kein Erfolg zu erringen ist, wo der Sieg keine Früchte tragen kann, müssen seine Schaaren für den Ruhm zu sterben wissen, weil seine Macht auf den Glauben an seine Unüberwindlichkeit gegründet ist.

Um den Feind zu überraschen und seine Pläne zu erreichen, galt es ihm gleich, ob er Tausende durch Geschwindmärsche und durch Entbehrungen aufopferte, oder ob sie durch das feindliche Schwert fielen. Aber in Feindes Land gönnte er seinen Soldaten Wohlleben und Ueberfluß.

Den Muth, den militärischen Enthusiasmus seiner Krieger steigerte er auf's höchste; Jedem stand Alles offen; das Verdienst suchte er auf und belohnte es. So viele Beispiele des Emporschwingens von der niedrigsten Stufe zu den höchsten Ehrenstellen spornten den Ehrgeiz zur Nacheiferung an, und ließen die Tausende vergessen, die auf dem Wege dahin ihr Grab gefunden hatten.

Sein moralischer Einfluß war so groß, daß schon in den ersten Zeiten seiner Feldherrnschaft nie ein eifersüchtiger Wettstreit seiner Generale gegen ihn aufkam. Er war gerecht gegen das Verdienst, suchte es auf und hob es empor, und weit entfernt von kleinlicher Eifersucht, schaffte er unter dem weiten Schatten seines Ruhms auch anderem Ruhme Platz. So machte er sich alle Kräfte, alle Talente dienstbar; nur die erdrückte er mit starker Hand, die sich gegen ihn geltend machen wollten.

Auf die Gemüther seiner Soldaten übte er eine bewunderungswürdige Gewalt, und nicht ohne Wahrheit durfte er Denen, die ihm den Vorwurf machten, er habe nicht verstanden das Volk zu gewinnen, antworten: „Qu'y a-t-il donc de plus peuple qu'une armée!“

Die Idee der Freiheit hatte er unter dem Lorbeer erstickt; es war sein Heer ihm ganz ergeben, und auf den Schlachtfeldern riefen auch ihm die Sterbenden noch ihr Vivat zu — (Caesar, morituri te salutant).

Wir mögen die Geschichte durchblättern und die schönsten Momente im Leben großer Männer uns vergegenwärtigen, wir finden Keinen, der größer dastände als Napoleon nach der Rückkehr von der Insel Elba, wie er dem Heere, das ihn bekämpfen soll, entgegengeht und es mit den Worten entwaffnet: „Hier ist meine offne Brust! Wo ist Einer, der auf seinen Kaiser zielen will?“

Seinen Thron umgab er mit Glanz, und wenn er die Etiquette der alten Höfe einführte, worüber er mit Recht getadelt ward, so

darf man doch billig zweifeln, ob er an solchen Eitelkeiten hing und selbst von der Herrschaft verblendet wurde, oder ob er es für nöthig hielt, den Haufen damit zu blenden.

Seiner Würde hat er nie etwas vergeben. Als nach seiner Rückkehr aus Rußland die ersten Versuche des Widerstandes gegen seine Allgewalt gemacht wurden, war er entrüstet über die ihm ungewohnte Kühnheit, aber noch mehr über die unzeitige und rücksichtslose Klage, die sein Unglück nicht ehrte und die moralische Kraft der Regierung schwächte, als sie derselben am meisten bedurfte. Mit übermüthigem Selbstgefühl sagte er da: „Was ist ein Thron? — Ein Stück Holz mit einem Fetzen Sammet überzogen. Frankreich bedarf jetzt mehr meiner, als ich seiner."

Die Wahrheit, die seinen Zwecken diente, hörte er ebenso gern als er wenig die Lüge verschmähte, wenn sie seinen Zwecken dienen konnte. Jede Art von Opposition aber, die der Salons wie die der Tribune und der Presse, verfolgte und vernichtete er mit unerbittlicher Strenge. Friedrich dem Großen, der ein Pasquill, das zu hoch angeklebt war, niedriger aufzuhängen befahl, damit Jeder es bequem lesen könne, hat Napoleon nicht nachgeahmt; denn seine Macht war ein Despotismus, den Glanz und Ruhm umgab und überfirnißte. Eine solche Macht hat aber keinen gefährlicheren Feind als die Satyre, welche den Glanz verdunkelt, den Ruhm in den Staub zieht und das nackte Gerüste des Despotismus jedem Auge blosstellt.

Mag es sein, daß Napoleon sich des eitlen Scheines, der Falschheit und der hohlen Lüge nicht aus Vorliebe für solche Mittel, sondern um der Zwecke willen bediente, die er für gute oder nützliche hielt; — aber daß er solcher Mittel sich bedienen mußte: lag nicht darin das Bekenntniß seiner Schwäche? — entbehrte er, bei allen großen Eigenschaften, nicht darum doch der wahren Größe?

Wellington.

Der Herzog von Wellington hat an der Spitze eines kleinen Heeres seinen Namen unsterblich gemacht; er hat in einem langen und schwierigen Kriege gegen zahlreiche, tapfere, sieggewohnte Heere nie eine entschiedene Niederlage erlitten; er hat zuletzt den größten Feldherrn des Jahrhunderts besiegt; und doch sind Viele, die ihm die glänzenden Eigenschaften — Genie und Charaktergröße — absprechen.

Aber er war offenbar der rechte Mann für die Verhältnisse, unter denen er wirkte.

Wellington ist kalt, überlegt, vorsichtig und standhaft. Sein kleines, tapferes, wohlausgerüstetes Heer mußte geschont werden, weil der Ersatz schwer war. Eine Niederlage — und Wellington war gezwungen, seine Unternehmung in Spanien und Portugal aufzugeben und den Kriegsschauplatz zu verlassen. Ja selbst wiederholte, aber zu blutige Siege würden ihn zu Grunde gerichtet haben.

Daher mußte es sein Hauptaugenmerk sein, das Heer in gutem Stande zu halten; und er hatte Charakter genug, der Versuchung zu Operationen, deren fast unzweifelhafter Erfolg seinen Ruhm augenblicklich erhöht haben würde, zu widerstehen, und jener Rücksicht die Aussicht auf größeren Ruhm zu opfern. Die großen Hülfsquellen, welche ihm die Reichthümer seines Vaterlandes boten, mußte er wohl zu benutzen.

In einem Lande, wo Verpflegung und regelmäßige Zufuhr so schwierig ist, that er keinen Schritt, ohne sie versichert zu haben.

Seine Disciplin ist streng, und jedes Vergehen wird hart gestraft. In den Ländern, welche er durchzog, hat er, soviel es im Kriege möglich ist, die strengste Mannszucht gehandhabt und dadurch die günstigen Gesinnungen der Einwohner zu erhalten gewußt. Und doch ließ er, um seinen Zweck zu erreichen, die Bewohner ganzer Landstrecken auswandern, die Nahrungsmittel, Communicationen, Mühlen, Brücken, Alles vernichten, woraus der Feind hätte Vortheil ziehen können.

Seine Befehle sind kurz und bestimmt, seine Billigung, sein Lob kalt und abgemessen.

Nie geräth er in heftigen Zorn, und in ruhigen, sehr gemäßigten Ausdrücken verhängt er die schwersten Strafen. Was er verlangt, verlangt er im Namen der Pflicht. Die Leidenschaften, den Ehrgeiz seiner Krieger durch große Belohnungen zu erwecken, hat er nicht versucht, und in einem achtjährigen Kampf gegen ein Heer, in welchem jeder Soldat Hoffnung hatte, General zu werden, in welchem so Viele, die sich aus Reih und Glied zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen hatten, zur Nacheiferung anspornten, in diesem achtjährigen Kampfe hatte Wellington kein Verdienst hervorgezogen, Niemand zu außerordentlicher Beförderung empfohlen, kein Name fast als der Seinige ist mit Ruhm bekränzt daraus hervorgegangen. Im Umgang trocken, stolz, ohne Wohlwollen — ist er von den Officieren nicht geliebt; aber er hat das volle Vertrauen des Soldaten, der sich für unüberwindlich hält, wenn er unter seinen Augen ficht. Denkende, zu kühne, zu unternehmende Generale sind ihm zuwider; er setzt sie zurück und zieht vor allen Die vor, auf deren willenlosen Gehorsam er am meisten zählen kann.

Keine neue Einrichtung, keine wesentliche Verbesserung in irgend einem Theile der Kriegskunst rührt von ihm her; aber mit unausgesetzter Sorgfalt hat er die starken und mächtigen Naturen seiner Briten durch Uebung und Unterricht zu den unerschütterlichen Schlachthaufen gebildet, an denen sich so oft der Franzosen ungestüme Tapferkeit gebrochen hat.

In Geschäften ist Wellington zurückhaltend, verschlossen, mißtrauisch. Seine Umgebung besteht aus wenig zahlreichen unentbehrlichen Gehülfen, ihm ganz ergeben, erprobt, pünktlich, gewissenhaft in ihrem Gehorsam. Bei seinen Entschließungen zieht er Niemanden zu Rath, seine Geheimnisse bewahrt er, und nur wenn sie zur Ausführung reifen, theilt er den Vertrautesten aber nur gerade Das mit, was ihnen zur Mitwirkung zu wissen nöthig ist.

Auch seinen Bundesgenossen gewährte er keinen Einfluß in seinem Rath; er war taub gegen ihre Bitten, gegen ihre Klagen; nur wenn sie sich seinen Einsichten blind unterwarfen und seinen Befehlen gehorchten, nur dann galt ihm ihre Mitwirkung für etwas, nur dann zog er ihre Hülfe mit in seine Berechnung.

Unerwartete Combinationen, kühne Märsche, die das Netz der feindlichen Operationen zerrissen, Siege, durch einen raschen Entschluß, durch einen Blitz des Genies entschieden, findet man in seinen Feldzügen nicht; aber alle tragen das Gepräge wohlüberlegter, wohlvorbereiteter und mit fester und sicherer Hand ausgeführter Unternehmungen, in denen dem Zufall nichts preisgegeben ist.

Was ihm die Zeit, Ausdauer oder die Befestigungskunst gewähren kann, erkauft er nicht mit dem Blute seiner Soldaten; mit Fleiß hat er den Boden studirt und seine Stellungen durch die Kunst verstärkt.

Seine Schlachten sind meistens defensiv; in wohlgewählten Stellungen, hinter welchen seine Reserven dem Blick und dem Feuer des Feindes entzogen sind, erwartet er den Feind, und überläßt es dann der erprobten Tapferkeit seiner Soldaten, den Angriff abzuschlagen. Er selbst, in der Gefahr kalt, standhaft, unerschütterlich, ein Fels, an dem die stürmenden Wogen zerschellen.

Seine Rückzüge sind wohl vorbereitet und nicht übereilt; jeden Abschnitt macht er streitig, und mit jedem Schritt, den er sich seinen Hülfsmitteln nähert, wachsen seine Kräfte in demselben Maße, als sich die des Feindes schwächen, bis er endlich hinter seinen unangreifbaren Linien ruhig abwartet, daß der Hunger seinen Feind aufreibt oder zum Abzug nöthigt.

Großmuth gegen seine Feinde hat er selbst da nicht geübt, wo die Großmuth gegen das Unglück ihm durchaus keinen Nachtheil bringen, ja nur seinen Ruhm erhöhen konnte. Der Haß gegen die Revolution hat solche Gesinnungen bei ihm erstickt; sowie er auch in anderen Verhältnissen niemals Popularität gesucht, ja selbst den Verlust derjenigen, welche sein Kriegsruhm ihm erworben hatte, leicht und mit Geringschätzung der aura popularis verschmerzt hat.

Den letzten großen Sieg verdankt er, nächst der Tapferkeit seines Heeres, der Widmung Blüchers, der alle anderen Rücksichten dem Vortheil der gemeinschaftlichen Sache aufopfernd, und sich und sein Heer den größten Gefahren blosstellend, die willkommene Hülfe brachte, die der schwankenden Schlacht den Ausschlag gab.

Darüber ist nur Eine Stimme, daß unter gleichen Umständen Blücher vergeblich auf Wellingtons Hülfe gewartet hätte!

Thorwaldsen und seine Werke.

Zweiter Artikel.

Die Zahl der Arbeiten Thorwaldsens ist fast unübersehbar. Von Statuen erinnern wir hier nur an den friedenbringenden Mars, den Adonis, die vier Portalstatuen für Schloß Christiansburg (Weisheit, Gerechtigkeit, Gesundheit, Kraft), die Christusstatue, die Apostel und den Taufengel für die Frauenkirche zu Kopenhagen, an das Potocki-, Copernicus- und Poniatowskimonument, an das Grabdenkmal für den Herzog von Leuchtenberg in der Michaelskirche zu München, an das Denkmal für Pius VII. in Rom, an die Gruppe der drei Grazien, die Tänzerin, den Hirtenknaben mit dem Hunde, an Mercur als Argustödter, an die Hoffnung für die Gemahlin Wilhelms von Humboldt, an Venus, Apollo, Vulcan, Hebe, Psyche, an Amor mit der Lyra und Amor als Löwenbezwinger, an das Byron-, Gutenberg- und Schillermonument, an die Victoria der Kunst für sein eigenes Museum, an die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian von Bayern ꝛc., — und wir haben die Zahl seiner Arbeiten, zumal wenn man die unvollendet gebliebenen mit in Betracht zieht, keineswegs erschöpft. Noch weit größer ist natürlich die Zahl seiner übrigen Arbeiten, der Friese, Basreliefs, Büsten, Vasen u. dgl., und wir erwähnen daher namentlich nur den großen, zuerst in Gyps für den Quirinalpalast in Rom, sodann zweimal in Marmor, nämlich zuerst für die Villa Sommariva am Comersee, dann für Schloß Christiansburg ausgeführten großen Fries, Alexanders Einzug in Babylon darstellend, die Basreliefs: Tag und Nacht, die vier Jahreszeiten, Tanz der Musen auf dem Helikon, die Alter der Liebe, die Hirtin mit dem Amorinenneste, den Genius der Malerkunst, Raub des Hylas, Amor und Hymen nebst Amor und Ganymedes, Amor und Psyche nebst Amor und Anakreon ꝛc., die Büsten von Napoleon, Homer, Raffael, Moltke, Schubart, Frau von Humboldt, Ida Brun, Zacharias Werner, Lord Byron, Ludwig als Kronprinz von Bayern, Bunsen, Kaiser Alexander, Vittoria Caldoni, Fürst Schwarzenberg, Goethe's Sohn und vielen Anderen.

Die Entstehung, Ausarbeitung und weitere Geschichte dieser Werke ist z. T. mit mehr oder minder interessanten Nebenumständen verknüpft. Als Thorwaldsen den Auftrag zur Christus- und zu den Apostelstatuen erhalten hatte, brachen seine Gegner, besonders die sogenannten Nazarethen, schon im Voraus den Stab über ihn, indem sie meinten, daß es ihm hierzu an dem ächt christlichen Sinne fehle; ja auch seine Freunde waren in dieser Beziehung nicht ganz ohne Bedenken. Thorwaldsen aber, obschon, wie der Biograph sagt, sein Verhältniß zum Christenthum vielleicht mehr auf die Schönheitsidee, als in einem religiösen Bewußtsein gegründet war, ging gleichwohl mit fester Zuversicht an diese Arbeit und sagte mit Bezug auf jene Bedenken zu einem seiner Freunde: „Glaube ich doch nicht an die Götter Griechenlands, aber darstellen kann ich sie doch!“ —

Ein eigenthümliches Doppelgestirn von Unglück und Glück schien über seiner Venusstatue zu walten. Er hatte ihr, da es die Darstellung der weiblichen Schönheit galt, seine ganz besondere Liebe und Sorgfalt gewidmet und sie endlich im Mai 1816 so weit vollendet, daß sie in Gyps geformt werden konnte. Sie ward als eine seiner schönsten Arbeiten bewundert und es mußten von ihr drei Exemplare ausgeführt werden, eins für Lord Lucan, ein zweites für die Herzogin von Devonshire, und ein drittes für Sir Henry Labouchère. Seltsamerweise hatten alle drei das Schicksal, nur unter Gefahren die englische Küste zu erreichen. Das Exemplar der Herzogin zerbrach bei der Ausschiffung den linken Arm, und trägt deshalb ein goldenes Armband. Das Schiff, welches die Venus des Lord Lucan am Bord hatte, scheiterte in der Nähe der englischen Küste, aber die Kiste mit der Statue wurde wieder aufgefischt und Venus stieg unverletzt aus dem Schaume des Meeres. Bei Ausladung des dritten Exemplars zerriß das Tau und die schwere Kiste stürzte durch eine der Luken in den Schiffsraum hinab. „Aber Ceres — sagt der Biograph — fing hier die Venus in ihrem schützenden Schooße auf“ d. h. die Schiffsladung bestand in Getreide, und die Statue kam unbeschadet davon.“

Minder versöhnlich zeigte sich das Geschick in Betreff des Monuments für Poniatowski. Die erste Bestellung dazu empfing er im März 1817, und nach langen Verhandlungen, verschiedenen Entwürfen und mehrfachen Umarbeitungen befand er sich endlich im Sommer 1828 in der Lage, das Modell vollendet nach

Warschau senden zu können. Es langte dort auch glücklich an; auch der Guß kam, nachdem zwei damit beauftragte Bronzegießer darüber gestorben waren, zu Stande, so daß das Monument im Mai 1830 enthüllt werden konnte. Aber bald darauf brach die polnische Revolution aus, Rußland siegte und es war nicht geneigt, dieses Nationaldenkmal stehen zu lassen. Was eigentlich aus ihm geworden, hat Thorwaldsens Biograph nicht mit Sicherheit ausmitteln können. Nach einem Bericht im Tübinger Kunstblatt habe Rußland die Statue nach Rußland abführen wollen; als aber die Schwester Poniatowski's hiergegen Einspruch erhoben, sei befohlen worden, das Monument sammt dem Modell zu vernichten. Nach dem Athenäum hingegen sei das Monument auseinandergenommen, die disjecta membra seien Jahre lang in der Festung Modlin verborgen gewesen und erst später seien sie dem Prinzen von Warschau geschenkt, der sie auf seinem Landgute Homel im Gouvernement Mohilew wieder habe zusammenfügen und — in einen St. Georg umgemodelt — habe aufstellen lassen.*)

Besonders viel Aufregungen, theils erfreulicher, theils ärgerlicher Art, knüpften sich für unsern Künstler an das Piusmonument. Die Aufforderung dazu, die vom Cardinal Consalvi ausging, faßte der Künstler als eine Ehrenbezeigung auf, wie sie ihm vorher noch nie widerfahren sei, und er soll sogar auf dem Rückwege vom Cardinal gegen alle sonstige Gewohnheit seine Bekannten angehalten haben, um sie mit Entzücken von dem außerordentlichen, ihm eben zu Theil gewordenen Glücke zu benachrichtigen. Aber bald sollte er erfahren, daß ihm gerade hieraus mancherlei Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten erwuchsen. Consalvi starb, und nun begannen die Intriguen und Machinationen der klerikalen Partei gegen ihn. „Es würde ein Scandal sein, hieß es, wenn ein Ketzer dem Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit ein Monument in der ersten Kirche der Christenheit setzen sollte! Man würde zu gehöriger Zeit schon wissen, solch ketzerisches Product zurückzuweisen!" — Thorwaldsen ließ sich jedoch hierdurch nicht irre machen. „Das Monument ist bei mir bestellt, und ich werde es vollenden!" sagte er und nahm, als das Modell zur Statue des Papstes selbst vollendet war, sofort auch die beiden Nebenfiguren: die christliche Weisheit und die christliche Kraft, in Angriff. Wirklich trug Thorwaldsen durch die Trefflichkeit seiner Arbeiten über diese Gegner den Sieg davon, und nachdem Leo XII. ihm sogar die Ehre erwiesen, ihn in seinem Atelier zu besuchen und das Denkmal seines Vorgängers in Augenschein zu nehmen, erfolgte gegen Ende des Jahres 1830 wirklich die Aufstellung des Werkes. Doch auch hierbei gab es wieder mancherlei Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten. Man hatte dem Künstler die architektonischen Verhältnisse des für das Denkmal bestimmten Raumes nicht richtig angegeben; das Kunstwerk wollte so, wie es war, zur Umgebung nicht passen, und da diese nicht geändert werden konnte, sah sich Thorwaldsen genöthigt, in der Eile dem Monument noch zwei Engel hinzuzufügen, die das Mißverhältniß einigermaßen zudecken sollten; aber die Wirkung war auch so keine ihn völlig befriedigende. Selbst nachdem Alles abgemacht schien, sollte Thorwaldsen den Lohn für dieses Monument nur unter großen Aengsten in Empfang nehmen. Eines Tages, nachdem schon längere Zeit unter dem römischen Volke eine schwühle, unheildrohende Stimmung geherrscht hatte, erschien bei ihm der Testamentvollstrecker des Cardinals Consalvi und forderte ihn auf, mit ihm nach Monte di Pietà zu fahren, um dort die für das Piusmonument zu zahlende Summe in Empfang zu nehmen, mit der Erklärung, daß man bei dem drohenden Ungewitter einen Angriff auf die öffentlichen Cassen fürchte, und sich daher dieser Verpflichtung vorher entledigen möchte. Der Künstler folgte, empfing die Summe und sollte nun mit einer Menge Geldsäcke im Wagen durch die aufgeregte Stadt zurückfahren. Er fühlte sich hierdurch in hohem Grade beunruhigt und fuhr daher direct nach der Bank Torlonia's, in der Hoffnung, dort in erfreulicher Weise von seiner Last befreit zu werden. Aber auch hier war Alles in unruhiger Bewegung, der Hofraum war mit reitenden Gensdarmen angefüllt und Thorwaldsen ward kurz mit den Worten abgewiesen: Jeder habe jetzt vollauf mit sich selber zu thun. Dies steigerte natürlich seine Angst noch bedeutend; er wandte sich flehend an Signora Torlonia und erreichte durch deren Fürbitte wirklich, daß man ihm aus dieser fatalen Situation heraushalf. Erleichtert kehrte er nach Hause zurück; aber hier wartete seiner eine neue Schreckensnachricht, das Gerücht nämlich, daß der Pöbel auch an ihm und seiner Werkstatt seinen Fanatismus auslassen werde. Dies zu glauben war Thorwaldsen um so geneigter, als er schon seit lange gewohnt war, sich als einen Gegenstand des Neides und der Verfolgung zu betrachten. Seine Aufregung war groß; die jungen dänischen Künstler schaarten sich um ihn und Anfangs nahm er ihr Anerbieten an, als eine nordische Garde ihn mit seinen Arbeiten und Sammlungen zu schützen. Bald jedoch wollte er seine Stellung nicht mit dem Leben eines Andern erkauft wissen. „Will man mir mein Geld rauben — soll er gesagt haben — so mag es drum sein; ich muß dann sehen, wie ich mir wieder Geld verschaffe! Und ist es mein Leben, auf welches man es abgesehen hat, so mögen sie es nehmen! Dann ist es aus, und sterben müssen wir doch Alle!" — Glücklicherweise verzog sich die Gefahr bald und später lachte man über den ganzen Schreck. Aber die Sache bewirkte doch, daß sich Thorwaldsen von jetzt an nicht mehr recht heimisch in Rom fühlte und seitdem ernstlich an seine Rückkehr dachte. Der Sieg, den er mit dem Piusmonument über seine römischen Gegner feierte, war also eine Art Pyrrhussieg; er ward zugleich die Veranlassung seines Rückzuges.

Unter den Kunstwerken, die rücksichtlich ihrer Genesis interessant sind, verdienen besonders die beiden Reliefs N a c h t und T a g erwähnt zu werden. „Die Sommermonate des Jahres 1815," schreibt der Biograph, „verstrichen für unsern Künstler, ohne daß er etwas Neues unternahm, und von seiner frühern Schwermuth ergriffen, schien es, als wollte er in seinem rastlosen Schaffen innehalten. Da erhob er sich eines Morgens mit den ersten Sonnenstrahlen, bevor noch der geschäftige Tag die Stille der Nacht verscheucht hatte, und trat an die schwarze Tafel, die leer auf der Staffelei stand, um ein Bild, eine Offenbarung der Nacht, auszuarbeiten, das ihm lange vorgeschwebt, aber nun, ein reifes Kind seiner Phantasie, auch nach der äußeren Gestaltung verlangte. Es war das berühmte Basrelief: d i e N a c h t, das in jener Morgenstunde zur Welt kam." Noch an demselben Tage ward das Modell desselben, sowie auch sein Seitenstück, d e r T a g, vollendet. Geburten Eines Tages, haben sie denn auch mitsammen die Welt

*) Das Modell, eine Gabe des Künstlers, steht noch im Gerhard'schen Garten zu Leipzig. D. Red.

durchwandert und den Ruhm unseres Künstlers von allen seinen Werken am weitesten verbreitet.

Erscheint hier der schöpferische Act des Dichters als eine Art Urzeugung unmittelbar aus dem gestaltlosen Chaos heraus, so stellt sie sich in einem andern Falle als eine die Gunst des Augenblicks zu benutzen verstehende Umarmung der Göttin Gelegenheit dar, von welcher Goethe sagt:

Gern ergiebt sie sich nur dem raschen, thätigen Manne.
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.

Während Thorwaldsen die Gruppe des Ganymedes modellirte und ein schöner Knabe ihm zum Vorbild diente, rief er plötzlich — so erzählt man — in einem Augenblick des Ausruhens dem Modell zu: „Sitz' ruhig! Rühre Dich nicht!" Der Knabe war nämlich, während er ausruhte, unbewußt und unwillkürlich in eine so schöne Stellung gerathen, daß der Anblick desselben und der Wunsch, dieses Motiv in seiner ganzen Unschuld festzuhalten, bei unserem Künstler eins ward. Der Knabe gehorchte; Thorwaldsen ergriff den Thon, und wenige Augenblicke später war die Skizze zu seiner berühmten Statue „der Hirtenknabe" angelegt.

Eine besondere Hervorhebung verdient noch der anregende und befruchtende Einfluß, den auf unsern Künstler — namentlich während der letzten Jahre seines römischen Aufenthalts — der gelehrte Dichter Angelo Maria Ricci, einer seiner glühendsten Bewunderer, ausübte. Sobald Dieser nämlich auf seinen gelehrten Wanderungen und Forschungen auf Motive stieß, die er zu plastischer Darstellung für geeignet hielt, machte er seinem Freunde davon Mittheilung; Thorwaldsen ergriff dann in der Regel die Idee, und so entstand die Mehrzahl seiner sinnreichen kleineren Basreliefs, die besonders zur Popularität unseres Künstlers beigetragen haben. Einst hatte Ricci ihm zugleich sechs Aufgaben geschickt und dieselben, mit italienischer Galanterie, in eine sonst zusammenhanglose Strophe von sechs Versen vereinigt, deren jeder eine der Aufgaben enthielt. Die Strophe lautete:

Giova detta le leggi, Amor le scrive.
Amor dispiega in mezzo al mar le vele.
Amor da selce trae scintille vive.
Amor careggia il cagnuolin fedele.
Amor tesse una rete a cor gentile.
Di vaghe conche Amor si fa monile.

Mit diesen Aufgaben scheint Thorwaldsen recht con amore sein schönes Spiel getrieben zu haben, und in kurzem waren die leicht hingeworfenen Motive in klar ausgeprägte Kunstwerke umgeschaffen. In ähnlicher Weise sind noch viele andere seiner Basreliefs entstanden.

Ueber die Entstehung der „Grazien", welche Bröndsted nebst dem „Mercur" geradheraus das Vorzüglichste nennt, was er in der modernen Cultur gesehen habe, weiß man nur, daß sie 1817 begonnen und 1819, nachdem Tenerani die einzelnen Figuren vorbereitet, vom Künstler selbst durchgeführt wurden. Seltsam aber ist, daß gerade dieses Werk, um dessen Erwerb bei seiner Entstehung der Herzog von Leuchtenberg und der junge Herzog von Augustenburg mit einander wetteiferten, eine lange Reihe von Jahren in seinem Atelier stehen blieb, bis es endlich vom Conferenzrath Donner zu Altona gekauft wurde, der es in seiner Villa bei Altona aufstellen ließ.

Von eigenthümlichem Interesse ist noch die Entstehung seiner „Hoffnung", sofern dieselbe aus seiner unmittelbaren Beschäftigung mit den Werken des Alterthums hervorgegangen ist. Im Jahre 1812 hatte der Kronprinz von Bayern die unter dem Namen der „Aegineten" bekannten, von Bröndsted auf Aegina aufgefundenen Fragmente von siebzehn Statuen aus der Tempelruine des panhellenischen Jupiters angekauft und Thorwaldsen um die Restauration derselben angegangen, welche derselbe denn auch trotz anfänglicher Bedenken übernahm und unter Wagners Beistand so meisterhaft ausführte, daß selbst das geübteste Auge die Zusammensetzung nicht zu bemerken vermochte und er den Bewunderern, die ihn baten, er möge ihnen doch die restaurirten Stellen zeigen, mit genialer Schelmerei antworten konnte: „Gemerkt hab' ich sie mir nicht und herausfinden kann ich sie nicht." Unter den Werken, mit denen er sich hier beschäftigte, befanden sich auch zwei kleine Statuen, die Hoffnung vorstellend; und um ein seiner Kunst wahrhaft fruchtbringendes Studium dieses Styls zu machen und sich die Eigenthümlichkeiten desselben anzueignen, scheint er sich die Aufgabe gestellt zu haben, nach jenen Statuen eine größere auszuführen, in welche er die besondere Strenge des Styls, jedoch mit den unabweisbaren Forderungen einer höhern Schönheit aufnehmen wollte. In dieser Weise — schreibt der Biograph — entstand eine Statue, die Hoffnung, von der man in einem höhern Grade als von irgend einer andern behaupten kann, er habe sie für sich selbst ausgeführt. Es ist eine weibliche Figur, um deren Kopf die Fülle der Locken von einem breiten Schmucke zusammengehalten ist; die Locken fallen in symmetrischer Strenge hinter beiden Ohren über den Nacken herab. Sie schreitet auf dem linken Fuße einher; vom Halse bis zum Fuße umhüllt sie ein reiches Untergewand, welches sie, weil es ihren Gang behindert, zierlich mit der linken Hand emporhebt. Von ihrer rechten Schulter über die linke Brust unter den Arm hinweg fällt ein reiches Obergewand über den rechten Arm hinab, den sie emporhebt, um die bedeutungsvolle, noch nicht entfaltete Fruchtblume darzureichen. Frau v. Humboldt, die von dieser Arbeit in hohem Grade begeistert war, machte eine Bestellung darauf in Marmor, deren Ausführung 1829 in Berlin ankam. Leider aber war diese geistreiche Freundin des Künstlers bereits im März dieses Jahres gestorben und man vermochte damals ihr Grabmonument in Tegel nur mit einer Copie des Thorwaldsen'schen Werkes, welche Tieck ausgeführt hat, zu schmücken. —

Wir müssen nun von den Werken des Künstlers wieder zu seiner Person, seinen Lebensverhältnissen, seinen vielseitigen Beziehungen zu anderen Künstlern und sonstigen bedeutenden Persönlichkeiten, seinen Erfahrungen und Schicksalen zurückkehren. Wenden wir hierbei unser Auge zunächst auf die Geschichte seiner Liebe, so begegnen wir einer Partie seines Lebens, die nicht ganz so heiter und schattenlos aussieht, als man nach seinen Darstellungen des Gottes Amor glauben möchte. Schon in Kopenhagen soll ihn eine „Margarethe" gefesselt haben; diese wurde jedoch rascher, als vielleicht recht war, vergessen, als er im Hause Zoëga's während seines Sommeraufenthalts in Genzano eine reizende Cameriera, Namens Anna Maria Magnani, kennenlernte, welche, „während die Töne der Violine den lebhaften Kreis zum Tanze riefen, das unbefestigte Herz des jungen Künstlers angriff und durch ein Augenpaar, dessen südlichen Strahlen er nicht zu widerstehen vermochte, in Feuer und Flammen versetzte." Wie weit das Verhältniß zwischen Beiden hier gediehen, erzählt der Biograph nicht.

Aber bald hat er uns zu berichten, daß sich Anna Maria mit einem Herrn v. Uhden verheirathet habe, der mit ihr nach Florenz gezogen sei. Hiermit war jedoch die Beziehung Beider nicht abgebrochen. Zu gelegener Stunde soll die listige Römerin dem verliebten Künstler das Versprechen abgenommen haben, für ihre Zukunft Sorge zu tragen, wenn der Ehemann, wie es zu erwarten stände, sie verließe. Das gefürchtete Zerwürfniß ließ nicht lange auf sich warten und Thorwaldsen war nun durch jenes Versprechen an sie geknüpft. Auf das mysteriöse Schreiben eines Geistlichen im Kloster St. Maria della Stella in Albano vom 12. Juni 1803, welches Thorwaldsen förmlich vorlud, sich in einem Anliegen der Signora Anna Maria Uhden einzustellen, scheint der Künstler zu ihr geeilt zu sein und sie mit nach Rom genommen zu haben: denn wir finden ihn in der Folge in vertrautestem Verhältniß an sie geknüpft, und zwar nicht mit derjenigen Freiheit, die eine so fessellos geknüpfte Verbindung erwarten läßt. So stellt sie ihm z. B. viel Schwierigkeiten in den Weg, als er 1804 mit Graf Moltke einen Ausflug nach Neapel machte; und als er im folgenden Jahre eine Einladung vom Baron Schubart auf dessen Sommersitz Montenero erhielt und annahm, bereitete ihm die eifersüchtige Geliebte darüber soviel Aerger, daß er sie in vollem Zorn und ohne Abschied verließ, und so boshaft war, sich in seinem ersten Briefe nicht nach ihr, sondern nur nach dem kleinen Hunde Perucca zu erkundigen. Inzwischen stellte sich das Verhältniß doch wieder her und im Jahre 1812 finden wir dasselbe mit einem Töchterchen gesegnet, dem Thorwaldsen die volle Liebe und Zärtlichkeit eines Vaters schenkt.

Die größte Gefahr drohte diesem Verhältniß im Jahre 1818. Um diese Zeit erschien nämlich in Rom die Schottländerin Miß Francisca Mackenzie Seaforth in Gesellschaft ihrer Tante Mrs. Proby, und wußte durch ihre häufigen Besuche der Ateliers und durch ihre Begeisterung für den Künstler das Interesse desselben in einem mehr als gewöhnlichen Grade zu erwecken. Sie war weder ganz jung, noch mit körperlicher Schönheit begabt, dagegen soll sie im Besitz einer höhern, ihrem Geschlecht ungewöhnlichen Bildung gewesen sein, und gerade die Sculptur mit besonderer Vorliebe studirt und selbst ausgeübt haben. Thorwaldsen war damals gerade leidend, er bedurfte eines Aufenthalts in reinerer Gebirgsluft, und die theilnehmenden Einladungen der schottischen Damen waren es besonders, die ihn zu einer Villegiatur in Albano vermochten. Hier hatte Miß Mackenzie die Befriedigung, daß Thorwaldsen, dessen Pflege sie selbst mit Sorgfalt überwachte, täglich seiner Genesung näher rückte, und nun entwickelte sich aus dem gegenseitigen Wohlwollen ein inniges Verhältniß, welches man von beiden Seiten für Liebe hielt. Erhöht wurde der Reiz dieses Zusammenlebens noch durch die Gegenwart geistreicher Freunde, namentlich der Hofräthin Herz aus Berlin und des schwedischen Dichters Atterbom, und unser Künstler fühlte sich dermaßen lebensfroh und erheitert, daß er eine gemeinsame Lustreise nach Neapel vorschlug, die auch sofort in Ausführung gebracht wurde. Er soll auf diesem Ausfluge ein ganz anderer Mensch, liebenswürdig bis zum Uebermuth, gewesen sein; er spielte Miß Mackenzie gegenüber entschieden den jugendlichen Liebhaber, wohnte mit den Damen in einem und demselben Hotel, und verbarg seine Gefühle so wenig, daß ihm die Damen sogar mit scheinbarer Kälte entgegentreten mußten; was denn auch Liebesqualen zur Folge hatte. Natürlich konnte dies Verhältniß nicht verborgen bleiben, das Gerücht trug es schnell nach Rom, und wurde hier insbesondere von Schubart sehr beifällig aufgenommen, der dem Künstler von Herzen dazu Glück wünschte. Um so schlimmere Aufnahme fand es bei Anna Maria; man erzählt, die beleidigte Römerin habe ihrem Geliebten nach seiner Rückkehr gedroht, ihn, sein Kind und sich selbst tödten zu wollen, wenn er es wage, diese Engländerin zu heirathen. Wirklich that auch Thorwaldsen hierzu keine offenen Schritte; aber trotzdem wurde seine Verbindung mit Miß Mackenzie als eine bereits entschiedene Thatsache betrachtet, und sie würde auch vielleicht trotz jenen Drohungen erfolgt sein, wenn nicht — plötzlich der Künstler durch eine andere, stärkere Flamme entzündet worden wäre. Schon war die Leidenschaft desselben für Miß Mackenzie in Folge der strengeren Anforderungen auf Convenienz, welche dieselbe machte und die zu Thorwaldsens Wesen wenig paßten, beträchtlich abgekühlt oder, wie es hieß, „the transport was gone“: da traf er in der Mitternachtsstunde 1818—1819 mit einer andern Francesca zusammen, und diese Dame, zwar nicht mehr in blühender Jugendfülle, vielmehr, nach den Schilderungen zu urtheilen, „eine sinkende Herbstsonne, aber von dem ganzen entzückenden Schimmer des Abendhimmels umflossen“, zog ihn durch den Glanz ihrer Schönheit so ganz und gar von seiner Bahn ab, daß er alle anderen Rücksichten aus den Augen verlor und einst in einer Gesellschaft den Kranz, den man um sein eigenes Haupt gewunden hatte, begeistert auf ihre reichen Locken drückte, und bei ihrem Anblick aufjubelte, während, wie der Biograph hinzufügt, sein guter Genius sich weinend abwandte. — Miß Mackenzie konnte dies neue Verhältniß nicht verborgen bleiben, umsoweniger, als die Rivalin ihr gegenüber wohnte und sie sehen mußte, wie Thorwaldsen Diese täglich besuchte, während er sich bei ihr immer seltener einfand. Im Innersten gekränkt, verließ sie im Mai 1819 Rom und schrieb von Florenz aus an Thorwaldsen, indem sie ihm ernst und mit weiblicher Würde sein schwaches Benehmen vorhielt, zugleich ihm aber mit christlicher Duldsamkeit verzieh. „Wenn Sie — so lautete ihr letztes Lebewohl — all das Gute genießen, das ich Ihnen wünsche, so werden Sie glücklicher sein, als ich Sie in unseren glücklichsten Tagen hätte machen können. Leben Sie wohl!“

Die zweite Francesca genoß übrigens ihren traurigen Triumph nicht lange: denn Thorwaldsen erwachte bald aus seiner Betäubung wie aus einem unheimlichen Traume und scheint das Verhältniß rasch abgebrochen zu haben. Zwischen ihm und Miß Mackenzie fand im Winter 1837—1838, wo sie noch einmal nach Rom zurückkehrte, eine vollständige Versöhnung statt. Sie starb in Rom zwei Jahre nach Thorwaldsens Abreise. — Mit der eben erzählten Katastrophe scheint die Geschichte der Liebe im Leben unseres Künstlers ihren Abschluß gefunden zu haben; seine Begeisterung für weibliche Schönheiten, deren später Erwähnung geschieht, z. B. für die von Kestner entdeckte schöne Albaneserin Vittoria Caldoni, deren Schönheit vollkommen darzustellen die berühmtesten Künstler wie Wilhelm Schadow, Tenerani, Trentanova, Byström, Horace Vernet und Thorwaldsen selbst vergeblich wetteiferten, scheint lediglich rein-künstlerischer Natur gewesen zu sein.

Um so lichtvoller erscheint diesem erotischen Schattenbilde gegenüber das Bild seiner freundschaftlichen Beziehungen. Zwar einige dunkle Partien fehlen auch hier nicht, z. B. das Zerwürfniß

mit Tenerani und Bröndsted; im Ganzen aber erweckt die herzliche Zuneigung, die ihm von allen Seiten zu Theil wird, die Hingebung, mit der man sich um ihn schaart, die Bereitwilligkeit, mit der man ihm hilft, ja selbst die Geduld und Nachsicht, die man mit seinen Schwächen und Grillen hat, das günstigste Urtheil für ihn, und wieviel man auch hiervon auf Rechnung seines berühmten Namens und seiner Künstlergröße bringen mag, um derenwillen man einer Persönlichkeit viel zu Gute hält: es läßt sich trotzdem nicht bezweifeln, daß auch seine Individualität nicht nur eine in geselliger Beziehung sehr liebenswürdige, sondern auch durch Herzensgüte, Offenheit, Freundesliebe und Seelenadel gewinnende gewesen sein muß. Eine besondere Hervorhebung verdient hierbei sein gutes Verhältniß zu anderen Künstlern, die Bereitwilligkeit, mit welcher er die Verdienste und Leistungen Anderer anerkannte, die Uneigennützigkeit, mit der er jüngere Künstler zu heben und des ihnen gebührenden Ruhms theilhaftig zu machen suchte. Einen sehr schönen Charakterzug entfaltete er in dieser Beziehung unserem großen, damals aber in seiner Größe noch nicht vollkommen erkannten Bildhauer Rauch gegenüber. Dieser, ungefähr sieben Jahre jünger als Thorwaldsen, schloß sich ihm, den er im Hause der Frau v. Humboldt kennengelernt hatte, in der Kunst wie im Leben nahe an und sah in ihm den älteren Meister; doch trat er zu ihm nicht in das Verhältniß eines Schülers, sondern stellte sich dem weiter vorgeschrittenen Künstler als ein jüngerer Bruder zur Seite; er fand an ihm einen ehrlichen Freund. Rauch arbeitete damals (1810) an der Büste der Königin Louise, und wie freundschaftlich beide Künstler damals miteinander verkehrten, erhellt unter andern daraus, daß Rauch, um die Büste zu rechter Zeit fertig zu schaffen, während Thorwaldsens Abwesenheit dessen Gehülfen Antonio ohne Weiteres für sich benutzen durfte. Noch in demselben Jahre faßte der König von Preußen den Gedanken, seine verstorbene Gemahlin wie im Schlummer auf einem Sarkophag ruhend darstellen zu lassen, und im October erhielt Rauch durch Humboldt den Auftrag, den beiden großen Künstlern Canova und Thorwaldsen die Einladungsschreiben zu überreichen, in welchen sie aufgefordert wurden, sich an der eröffneten Concurrenz durch Einsendung von Zeichnungen zu betheiligen. Thorwaldsen aber, in Rücksicht auf seinen Freund Rauch, schrieb dieserhalb an Humboldt u. A. Folgendes: „Ich würde selbst gern alles Mögliche thun und bin es sogar verpflichtet, Ihren freundschaftlichen Wünschen und Befehlen in jedem andern Falle schuldige Genüge zu leisten, aber unter diesen Umständen — ich habe es wohl überlegt — würde ich ungerecht gegen mich selbst und gegen die Gesetze der Freundschaft handeln, wenn ich Ihren Vorschlag, des Königs Forderung gemäß, annähme. Hätte Se. Majestät der König nicht selbst fähige Künstler in seinen Diensten, so würde ich gar keinen Anstand finden, mich des Königs so ehrenvoller Aufforderung augenblicklich mit Vergnügen zu unterwerfen 2c." Daß diese Ablehnung wirklich aus Freundschaft für Rauch geschehen, ist auch von Rauch selbst erkannt worden. „Thorwaldsen — schreibt er an den Historienmaler Lund in Kopenhagen — aus Freundschaft und seltener Delicatesse schlug die ganze Sache aus; also rein rücksichtlich auf mich. Canova aus Freundschaft für Humboldt nahm diese an." Gleichzeitig ward Rauch durch Thorwaldsen ermuntert, sich selbst an der Concurrenz zu betheiligen, und schon im Mai 1811 konnte er seinem Freunde melden, daß er über seine Mitconcurrenten gesiegt habe und mit der Ausführung des Monuments beauftragt sei.

Ein anderer Beweis, in welchem schönen Verhältniß unser Künstler zu seinen jüngeren Kunstbrüdern stand, geht aus einem Briefe hervor, den der berühmte Director Gottfried Schadow nach dem Tode seines vielversprechenden Sohnes Rudolf Schadow im December 1825 an ihn schrieb. „Mein Neffe Emil," heißt es darin, „schreibt mir, daß was noch Gutes in der großen Gruppe meines verstorbenen Sohnes entstanden, Ihrem einsichtsvollen Rathe zu verdanken sei. — Ihrem Ruhme als Künstler ist nichts beizufügen, als die Güte Ihres Herzens, und man kann dasselbe von Ihnen sagen, was uns die Geschichte von Raffael erzählt, der auch gefällig war."

In gleich freundschaftlicher Weise hat sich Thorwaldsen gegen Schwanthaler benommen, der ihm zuerst durch ein Schreiben des Königs Ludwig vom 18. September 1826 empfohlen war. 1835 ward derselbe zum Professor der Akademie in München ernannt, und zwar nachdem Thorwaldsen diese Stelle abgelehnt und seinen jüngern Freund dazu in Vorschlag gebracht hatte. Dies spricht Schwanthaler selbst in einem Briefe an Thorwaldsen aus und fügt hinzu: „Ueberhaupt hat sich mein Glücksstern jetzt ein wenig gedreht, und nach meiner Ueberzeugung habe ich dies größtentheils der Wärme und Freundschaft zu danken, mit der Sie, mein verehrtester Herr v. Thorwaldsen, sowohl im Allgemeinen, als auch besonders gegen den König über mich sprachen, wie derselbe mir gleich bei seiner Rückkunft aus Rom erzählte, und wofür ich Ihnen nie genug dankbar sein kann."

Dem älteren Künstler Canova gegenüber scheint Thorwaldsen sich nie überhoben zu haben, wie schon aus der Anerkennung hervorgeht, die Canova seinem Nebenbuhler zu Theil werden ließ. Zwischen Beiden bestand zwar nicht gerade ein vertrauliches, aber doch formell freundschaftliches, nicht ganz ungenirtes, aber auch nicht steifes Verhältniß. Man war gegenseitig sehr zuvorkommend, und von wechselseitigen Eifersüchteleien und Verfolgungen findet sich keine Spur. Daß man sich nicht noch näher kam, scheint nach einer Aeußerung Thorwaldsens mehr an dem ältern Künstler gelegen zu haben. „Canova — sagte er nach dessen Tode — war nicht offen gegen mich. Gewöhnlich, wenn er ein neues Werk modellirt hatte, lud er mich ein, es in Augenschein zu nehmen; er wollte meine Ansicht hören. Wenn ich alsdann Bemerkungen that, als z. B.: diese oder jene Falte der Draperie könnte vielleicht besser so liegen, und ihm nun zeigte wie, so gab er mir zwar Recht, umarmte und küßte mich dankend, — allein er berichtigte es nicht. Aus Höflichkeit bat ich ihn gleichfalls oft, er möge doch kommen und sehen, was ich vorhabe; er that es zwar, allein er sagte mir nie etwas Anderes, als daß Alles vortrefflich und so sei, wie es sein solle."

Desto herzlicher war sein Verhältniß zu Horace Vernet. Zwischen Beiden bestand die aufrichtigste Freundschaft, Einer freute sich über die Größe des Andern und Beide fühlten sich höher, als daß Mißgunst oder Intrigue sie hätte erreichen können. Beide haben sich gegenseitig durch vortreffliche Kunstwerke der Nachwelt überliefert, und als Horace Vernet aus Rom schied, um seiner Sendung nach den Wüsten Africa's zu folgen, verlor Thorwaldsen an ihm eine Stütze, an die er sich oft in schwierigen Fällen gelehnt hatte. Bei dem Abschiedsfest zeigte sich recht, was sie einander

waren. „Nachdem ein Hoch auf Vernet ausgebracht war und Thorwaldsen demselben den Lorbeerkranz gereicht hatte, welcher bis dahin auf dessen Büste gehangen, den Vernet jedoch nicht auf sein Haupt zu setzen erlaubte, erhob derselbe sich gleich darauf, und mit den Worten: „La voilà à sa place!“ wand er denselben um Thorwaldsens Schläfe, indem er sich um seinen Hals warf und ihn küßte. Unbeschreiblich war der bei diesem Anblick entstehende Enthusiasmus; der alte Palazzo Ruspoli erzitterte bei den Bravos und Händeklatschen, die nie wieder aufhören zu wollen schienen.“

Auch für Größen in anderen Gebieten der Kunst und Wissenschaft hegte unser Künstler eine warme Verehrung. So für Goethe, Schiller, Humboldt, Walter Scott, Byron u. m. A. Als ihm Kestner 1830 den Sohn Goethe's zuführte, war er in dem Maße überrascht und gerührt, daß er Thränen vergoß; er nahm ihn in seine Arme und wollte ihn lange nicht wieder loslassen. Bald hatte er seine Theilnahme dem Grabe desselben zu zollen, die er dadurch bethätigte, daß er dafür ein Porträtmedaillon modellirte. — Eigenthümlich war sein Begegniß mit Walter Scott. Thorwaldsen sprach nicht Englisch, Dieser nicht Italienisch; sie mußten sich daher durch die Sprache des Herzens und der Augen verständigen. Und Beide verstanden sich gut darauf. Kestner, der diese Scene schildert, war tief gerührt beim Anblick der Herzlichkeit, mit welcher sie einander entgegengingen und nicht aufhören konnten, durch Händedrücke und sogar durch wechselseitiges Streicheln ihrer Schultern ihr Wohlgefallen an einander pantomimisch auszudrücken. — In geringerm Grade war Thorwaldsen Anfangs von Lord Byron erbaut. Nach früher verbreitet gewesenen Gerüchten soll Dieser einst, in seinen Mantel gehüllt, unangemeldet in des Künstlers Atelier getreten sein und von ihm, der gerade mit der Modellirung seiner „Tänzerin“ beschäftigt war, verlangt haben, sofort seine Büste zu modelliren. Ganz so anspruchsvoll war nun allerdings das Verhalten Lord Byrons nicht: denn der Biograph theilt uns einen Brief Mr. John Hobhouse's mit, in welchem der Künstler im Voraus um eine Büste des Dichters gebeten und die Eile ausdrücklich entschuldigt war. Indessen etwas absonderlich muß doch des edlen Lords Benehmen gewesen sein, denn nach Andersens Mittheilung sprach sich Thorwaldsen selbst folgendermaßen darüber aus: „Es war in Rom, als ich Byrons Statue machen sollte; er setzte sich mir gegenüber, fing aber sogleich an, eine ganz andere Miene anzunehmen, als ihm gewöhnlich war. Wollen Sie nicht still sitzen?“ sagte ich; „Sie dürfen aber nicht diese Miene ziehen! — Das ist mein Ausdruck, sagte Byron. — So? sagte ich, und dann machte ich ihn wie ich wollte, und alle Menschen sagten, als er fertig war, daß er getroffen sei. Als es aber Byron erblickte, sagte er: Es gleicht mir durchaus nicht; ich sehe unglücklicher aus! — Er wollte nun einmal mit Gewalt so überaus unglücklich sein!“ — Diese humoristische Ansicht über den englischen Dichter machte jedoch späterhin einer aufrichtigen Bewunderung Platz, besonders als Thorwaldsen von dem Enthusiasmus Byrons für die Befreiung Griechenlands hörte. Er wiederholte nicht nur, zum Theil aus eignem Antriebe, mehrmals die Büste desselben, sondern ging auch, als er 1829 nach dem Tode des Dichters von England aus aufgefordert ward, die Statue zu einem Monument desselben zu liefern, mit „generöser Theilnahme und seltner Liberalität“ auf dies Ansuchen ein, indem er sich erbot, für die ausgesetzte Summe nicht nur die Statue, sondern auch ein Basrelief zum Piedestal zu arbeiten; was er denn auch ohne große Säumniß ausgeführt hat, denn schon im Jahre 1831 war die Modellirung vollendet und die Ausarbeitung in Marmor begonnen.

Außer seinen Werken trugen natürlich auch diese Beziehungen des Künstlers zu den Celebritäten fast aller Nationen nicht wenig dazu bei, seinen Ruhm in allen Welttheilen zu verbreiten, ihm Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen aller Art von allen Seiten zu verschaffen und namentlich ihn für sein Vaterland zum Gegenstande eines gerechten Stolzes zu machen. So sehr ihm auch Rom zu seiner zweiten Heimath geworden war und seine Anziehungskraft auf ihn ausübte, blieb er doch mit Dänemark ununterbrochen in lebhaftem Verkehr. Theils wurde derselbe durch die fort und fort in Rom anwesenden und um ihn sich schaarenden Landsleute, wie Schubart, Freund, Bröndsted, Oehlenschläger, Friederike Brun, Thiele u. A., theils durch seinen Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann, Abildgaard, Hansen, dem Prinzen Christian Frederik ꝛc., besonders aber durch die Arbeiten, die er für den Schloßbau und für die Frauenkirche in Kopenhagen zu liefern hatte, im Gange erhalten. Allerdings fehlte es hierbei auch nicht an zeitweiligen kleinen Mißverständnissen und gegenseitigen Empfindlichkeiten, indem Thorwaldsen mehrfach mit dem Verfahren der Schloßbaucommission unzufrieden war, während man es in Kopenhagen übel aufnahm, daß der Künstler dem dort lebhaft gehegten Wunsche, ihn wieder einmal dort zu sehen, eben nicht mit besonderer Bereitwilligkeit entgegenkam. Schon im Jahre 1812 ward er hierzu von dem kunstliebenden Prinzen Christian, dem Präsidenten der Kopenhagener Kunstakademie, dringend aufgefordert; 1815 wurde diese Einladung unter sehr annehmbaren Anerbietungen officiell und freundschaftlich wiederholt. Thorwaldsen konnte nicht umhin, diese Bitten mit Zusagen zu erwidern; aber trotzdem suchte er sich der Abreise von Jahr zu Jahr zu entziehen und nur mit großer Mühe gelang es den vereinten Bemühungen Lunds, Freunds, Brönsteds und des Grafen Rantzau-Breitenburg, ihn am 14. Juli 1819 wirklich in den Reisewagen zu schaffen. Der Enthusiasmus, mit dem man ihn in Kopenhagen empfing und während seines etwa ein Jahr lang dauernden Aufenthaltes feierte, verlieh natürlich seiner Vaterlandsliebe neues Feuer; gleichwohl zog es ihn mit starker Sehnsucht wieder nach Rom zurück, und zwanzig Jahre ließ er dort vorübergehen, ehe er sich zu einer wirklichen Rückkehr in sein Vaterland entschließen konnte; ja als er sich bereits mit dem Gedanken, Rom zu verlassen, längere Zeit getragen und bereits testamentlich einem in Kopenhagen eigens und ausschließlich hierzu herzurichtenden „Thorwaldsen-Museum“ seine Modelle und sonstigen Kunstschätze zugedacht hatte, schienen ihn die Anerbietungen, die ihm von München und Stuttgart aus gemacht wurden, für immer an das Ausland fesseln zu wollen. Zuletzt trug indessen doch das Vaterland den Sieg davon und nach mehrfachen Zögerungen geschah es endlich, daß er am 13. August 1838 mit der dänischen Fregatte Rota, die zur Abholung seiner Kunstsachen bestimmt war, von Livorno absegelte, einundvierzig Jahre darauf, nachdem er unter der Besorgniß des Capitän Fisker, was wohl in Rom aus dem „faulen Hund“ werden möge, zuerst die Küste Italiens betreten hatte.

A. Z.

Ein Americaner über deutsche Dichter und Schriftsteller.

Die „New York Weekly Tribune" hat in der letzten Zeit Briefe des americanischen Schriftstellers Bayard Taylor, der kürzlich den Orient bereist hat und sich jetzt in Deutschland aufhält, mitgetheilt, die auch für Deutsche von Interesse sein dürften. Die Nummer jener Wochenschrift vom 27. December 1856 enthält einen unter dem 20. November aus Berlin geschriebenen Brief, aus dem wir das Wichtigste hier mittheilen, da er sich über Persönlichkeiten ausspricht, die sich die Hochachtung jedes gebildeten Deutschen erfreuen. Taylor schreibt:

„Ich verließ Gotha am 14. November bei dem ersten Schneesturme in diesem Winter. Der Schluß des Herbstes erinnerte uns Zugvögel daran, die Flucht zu ergreifen, doch nicht nach dem Süden, sondern nach dem Norden. Demzufolge wurden die Reisekoffer gepackt, Freunden und Bekannten ward Lebewohl gesagt; wir eilten über Koburg und Dresden dem Norden zu.

Ich besuchte Koburg vorzüglich deshalb, um den edeln alten Dichter Rückert*) wiederzusehen, den ich vor vier Jahren kennengelernt hatte, und der, als er vernommen, daß ich mich in Gotha befand, mich freundlich eingeladen, ihn zu besuchen, ehe ich Deutschland verließe. Ich fand, daß er in dem kleinen Dorfe Neuseß dasselbe zurückgezogene Leben wie früher führt, wo er unter seinen arabischen Manuscripten begraben und selten Menschen sehend, seinen Studien obliegt. Seine Gattin (die Luise in seinen früheren Gedichten) hieß mich mit Herzlichkeit willkommen und zwei blühende Töchter führten bis zur Ankunft des Dichters die Unterhaltung lebhaft fort. Wie gut erinnerte ich mich der Gestalt Rückerts, schlank und hager wie die Schillers, doch in die Höhe gerichtet wie die eines arabischen Häuptlings; dieses stattlichen Hauptes, dessen graues Haar auf der Stirn gescheitelt war und in silbernen Locken auf seine Schultern herabfiel; der kräftig geformten Augenbrauen, unter denen sanfte und doch feurige Augen wie die eines Sehers hervorblickten; der geraden, starken Nase; der festen Lippen; des hervorstehenden Kinns: — ein mildes Gegenstück zu Andrew Jackson, dem Denker und Dichter.

Rückert muß beinahe, wenn nicht ganz, siebenzig Jahre zählen.*) Er ist noch immer so productiv wie je, obschon er in den letzten Jahren wenig veröffentlicht hat. Seine Gewohnheit, sich anhaltend mit Studien zu beschäftigen, hat ihn schüchtern und zurückhaltend gemacht; doch dieselbe Gewohnheit verleiht seiner Unterhaltung eine Kraft des Gedankens, einen Reichthum der Erläuterung und eine Gluth der Einbildung, die nach meiner Ansicht kaum durch die Monologe Coleridge's übertroffen worden ist. Mit seinen milden, glänzenden Augen gerade vor sich hinsehend, als sähe er den Horizont der Wüste, sprach er von den Arabern, welche vor Mohamed lebten, ebenso einsichtsvoll und vertraut, als wenn sie seine Zeitgenossen wären. Wenn er im Laufe der Rede von Zeit zu Zeit seinen Blick einmal auf mich richtete, so war das gleich dem Sonnenaufgange im Morgenlande. Der Orient lebt in seiner Seele und erwärmt mit seinem ewigen Sommer sein hohes Alter.

*) Rückert ist 1789 zu Schweinfurt in Franken geboren. C—n.

Uhland*) allein macht Rückert den Titel des Ersten unter den jetzt lebenden deutschen Dichtern streitig. Er ist einfacher und gehaltener, und seine Verse sprechen directer zu dem Herzen des Deutschen. Rückert ist ein halber Orientale; er wird in seiner feurigen Einbildungskraft, sowie in der wundervollen Herrschaft über seine Muttersprache kaum von El Hariri selbst übertroffen. Zwischen Beiden läßt sich kein Vergleich ziehen; sie stehen auf einem zu verschiedenen Piedestal. Auch persönlich als Männer haben sie keine Aehnlichkeit mit einander. — Ich war vor vier Jahren in Tübingen — der Heimath Uhlands — und konnte es nicht über mich gewinnen, abzureisen, ohne den Mann zu sprechen, dessen „Sängers Fluch" und „der kleine Roland" seit so vielen Jahren meinem Gedächtniß eingeprägt blieben. Auf einige an ihn gerichtete Zeilen, worin ich meinen Wunsch aussprach, empfing ich sofort die Einladung, ihn zu besuchen. Ich fand ihn in einem Hause, aus dem man das Neckarthal überblicken konnte, in einem kleinen, finstern, ärmlich ausgestatteten Studirzimmer. Ein kleiner, runzlichter, hagerer Greis von wenigstens siebenzig Jahren*) mit kahlem Haupte und eigenthümlichen Runzeln in den Mund- und Augenwinkeln trat mir entgegen. Seine Augen sind aber so sanft, blau und klar wie die eines Kindes; in seinem Benehmen liegt trotz einer gewissen Befangenheit und Kälte, die sich Anfangs bemerkbar macht, eine gewinnende kindliche Einfachheit.

Wir setzten uns auf das kleine, mit Leder beschlagene Sopha hinter seinem Arbeitstisch und er plauderte eine Stunde lang recht heiter. Ich fragte ihn, ob er in der neuern Zeit irgend etwas geschrieben habe, oder ob er „des Vergnügens der dichterischen Sorgen, welche der Dichter allein kennt," vielleicht überdrüssig geworden sei. „Ich möchte nicht beschwören," lautete seine Antwort, „daß ich keine Lieder mehr dichten werde. Ich finde noch ebenso viel Vergnügen in dem, was ich gethan habe wie je; es ist aber für mich nicht mehr dieselbe Nothwendigkeit des Ausdrucks vorhanden und ich schreibe nie ohne eine entschiedene Nothwendigkeit. In meinem Gehirn vernehme ich dieselbe Musik, doch ich begnüge mich damit, sie zu hören, ohne sie zu singen." Das ist die ganze Antwort, wie ich sie von einem wahren Dichter erwartete.

An der Tafel eines Freundes in Koburg traf ich Friedrich Gerstäcker, den wackern Reisenden. Vor elf Jahren hatte ich mit ihm einen Nachmittag im Rosenthale bei Leipzig verlebt; seitdem hatte er die Erde umreist, war über die Pampas geritten, hatte in Californien Gold gewaschen, in Tahiti die Guitarre gespielt, war durch Australien gewandert und hatte auf die Gesänge der malaiischen Mädchen in Java gelauscht. Er hatte sich nur wenig geändert; nur daß er einen dichten braunen Bart trug, der das etwas barsche Hervortreten der untern Kinnlade etwas milderte. Es war noch dieselbe elastische Gestalt, die durch die vielen Strapazen nicht abgenutzt ist, die abhängigen Augenbrauen, die sich nach den Schläfen in keilförmiger Gestalt ausdehnten, das frische, scharfe lebhafte graue Auge, wie ich mich dessen von 1845 erinnerte. — Gerstäckers Züge gehören zu denen, die man niemals vergißt,

*) Uhland ist 1787 in Tübingen geboren. C—n.

seine Individualität ist fest markirt; er nimmt und giebt Eindrücke mit gleicher Stärke und so drängen sich ihm ungesucht Abenteuer und malerische Erfahrungen auf, — das größte Glück, das einem Reisenden zu Theil werden kann. Seine Schriften haben einen reißenden Absatz gefunden und ihm ein sehr hübsches Einkommen verschafft, — ein Glück, dessen sich wenig deutsche Schriftsteller rühmen können. Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, der sich unter den deutschen Fürsten durch einen einsichtsvollen Geschmack für Litteratur und Kunst auszeichnet, hat sich Gerstäcker zum Gesellschafter gewählt. Ein leidenschaftlicher Jäger, begleitet Gerstäcker seinen herzoglichen Freund jeden Herbst nach Tirol, wo sie sich mehrere Wochen lang auf den Berggipfeln aufhalten, in den Sennhütten schlafen und den ganzen Tag in den Felsen herumsteigen, um den Gemsen aufzulauern. Sie waren eben von einem solchen Ausfluge zurückgekehrt, auf welchem Gerstäcker, trotz einer Kugelwunde in seiner linken Hand, neun Gemsen erlegt hatte. Er schreibt jetzt Romane, deren Material größtentheils seinen Reiseerfahrungen entnommen ist. Ich glaube indessen nicht, daß sein kühner, nach Abenteuern dürstender Geist sich lange mit der Ruhe in seiner Wohnung in Rosenau befriedigt fühlt. Er wird sich bald nach einem neuen Vorrath von diesen lebensfrischen Erfahrungen sehnen, die in ihrem Genuß jeden Vorgeschmack und jede Rückerinnerung bei weitem übertreffen.

In Dresden hieß mich mein Freund Alexander Ziegler willkommen, der eben von einem Besuche bei der Mitternachtssonne in Hammerfest zurückgekehrt war. Sein Gesicht war von der nördlichen Luft ganz rund und frisch geworden und aus dem Interesse, mit dem er von seiner Reise sprach, ließ sich leicht errathen, daß sie seiner Feder die Veranlassung zu einem neuen Bande geben wird. Ziegler ist in Deutschland als der Verfasser von Reisen in America, Spanien und dem Orient bekannt. Seine Werke zeichnen sich durch eine klare, praktische, ernste Gewohnheit der Beobachtung, eine gewissenhafte Aufmerksamkeit auf Einzelheiten aus. Dabei steht ihm zugleich die Kraft der Generalisation und ein heiterer, jovialer Ton zu Gebote, welch letzterer sich allerdings nicht bis in das Gebiet der Einbildungskraft erhebt, doch oft in den Farben einer malerischen Laune glänzt.

Dresden ist gegenwärtig die litterarische Hauptstadt Deutschlands, obwohl der König von Bayern seinem München die Auszeichnung dadurch zu sichern sucht, daß er Männer wie Bodenstedt und Geibel um sich versammelte. Freytag, der Verfasser von „Soll und Haben" wohnt in Leipzig, Mügge, dessen „Afraja" americanischen Lesern so großes Vergnügen gemacht hat, in Berlin; in Dresden befinden sich Auerbach, Gutzkow, Andree, Wolfsohn, Julius Hammer und Otto Roquette u. A. sowie Prof. Reichenbach, Steinle, der Kupferstecher, der alte norwegische Maler Dahl und eine Menge Künstler. Ich war glücklich genug, Zutritt zu ihrem Kreise zu finden. Schriftsteller und Künstler haben dieselben Freimaurerzeichen über die ganze Welt, und die Rauchwolke, welche ihr Versammlungszimmer im Café de l'Europe füllte, war dieselbe vertraute Atmosphäre, welche meine Collegen zu Hause gewöhnlich einathmen.

Auerbach, dessen „Dorfgeschichten" aus dem Schwarzwalde europäischen Ruf erlangt haben, ist ein kleiner breitschulteriger kräftiger rothbäckiger Mann von ungefähr 36 Jahren.*) Seine Augen sind groß und bräunlichgrau; der untere Theil seines Gesichts ist in einen kurzen dichten braunen Bart eingehüllt. Er ist eine dieser gesunden, rechtschaffenen, klarsehenden Figuren, deren es viel zu wenig in der Welt giebt, — ein Gemisch von kühner Einsicht und kindlicher Einfachheit und Naivität, wie wir sie in den Dramatikern des Zeitalters der Elisabeth finden. Er kennt die Wälder und Gebirge zu gut, um sich von den kalten Anstandsregeln fesseln zu lassen, von denen die Unterhaltung in den geselligen Kreisen beherrscht wird. Er kennt dieselben so wenig, daß er sie nicht einmal mit seiner Verachtung straft; er spricht aber gerade von der Leber weg, was zuerst sich hervordrängt und sowie es sich zeigt, sei es in Scherz, Ernst, Satyre, Enthusiasmus. Er sagt manches Gute und selbst wenn er sich zuweilen ziemlich scharf ausläßt, so ist er dabei so treuherzig, daß es nicht verwundet. Es machte mir große Freude zu sehen, wie Auerbach und mein Seemann Braisted einander sogleich verstanden. Personen, welche in enger Gemeinschaft mit der Natur ein freies Leben führen, Jäger, Seeleute und Tabulettkrämer, welche ohne die gewöhnlichen Erwägungen weltlicher Klugheit handeln — sind in ihren Sympathien ziemlich einig. Sie mögen vielleicht nicht im Stande sein, besondere Fächer der Einsicht zu würdigen, aber sie erkennen den Charakter bei dem ersten Blick. Der deutsche Schriftsteller und der americanische Seemann erkannten sich, trotz ihrer gänzlich verschiedenen Lebensart und Erfahrungen, bei dem ersten Blick mit einer so richtigen Schätzung, wie die litterarischen Freunde des Einen, oder die treusten Schiffskameraden des Andern nach Jahren einer vertrauten Bekanntschaft.

Karl Andree, der Geograph, war in einer Beziehung für mich ein Wunder. Ich wage zu sagen, daß es in Europa keinen Mann und in einigen Theilen der Vereinigten Staaten nicht viel Personen giebt, die eine so genaue Kenntniß von unserem Lande und dessen Institutionen, Geographie, Statistik und socialem wie politischem Leben besitzen. Es war interessant, in seinem Studirzimmer in Dresden neben einem Manne zu sitzen, der nie das atlantische Meer überschifft hat, und ihn über die Verirrungen americanischer Zeitungsschreiber sprechen und das Treiben unserer Demagogen und Ränkeschmiede bis in die geringsten Einzelheiten enthüllen zu hören.

In Gesellschaft mit Ziegler machte ich Gutzkow einen Besuch, der als Dramatiker jetzt in Deutschland an der Spitze steht. Sein „Zopf und Schwert" hat seit vielen Jahren seinen Platz in dem Repertoire aller Theater zwischen den Alpen und dem baltischen Meere eingenommen. Gutzkow ist ein Mann von 40 Jahren,**) hat blondes Haar und Schnurbart, graue Augen, starke Nase; im Ausdruck seines Gesichts ist Schärfe und Deutlichkeit des Verstandes vorherrschend. Nach seinem Gesicht zu urtheilen, würde ich sagen, daß er bei seinen Arbeiten geduldig, beharrlich und gewissenhaft und in der Würdigung dessen was er bedarf und benutzen kann, scharf und schnell ist, daß er aber weit mehr durch seine Kenntniß der Menschen und des Lebens als durch die Macht und Wärme der Leidenschaft in sich selbst wirkt. Sein Benehmen

*) Auerbach ist 1812 zu Nordstetten in Schwaben geboren.
**) Gutzkow ist 1811 in Berlin geboren. E—n.

war höflich und gütig; es machte aber auf mich nach dem Gefühl der sommerlichen Wärme in Auerbachs Wesen mehr den Eindruck eines klaren Wintermorgens.

Wolfsohn, dessen Erfolg als Dramatiker mit seinem Stück „Nur eine Seele" noch ganz frisch war, hat sich auch durch seine Uebersetzungen aus dem Russischen ausgezeichnet. Er lebte eine Zeitlang in Moskau und er versteht es, seine Kenntniß des russischen Lebens in seinen Stücken, die größtentheils in Rußland spielen, wirksam zu benutzen.

Julius Hammer ist der Verfasser eines Bandes Gedichte, welcher den Titel führt: „Schau in Dich und Schau um Dich." Diese Gedichte haben in der neuesten Zeit den meisten Erfolg gehabt, denn in kurzer Zeit sind fünf Auflagen davon erschienen. — Der Charakter dieser Gedichte ist weit mehr ernst und das Nachdenken erweckend als er die Einbildungskraft beschäftigt, doch von warmen menschlichen Sympathien durchdrungen. Als ich Hammer besuchte, wurde mir eine erfreuliche Ueberraschung zu Theil, wie sie Denjenigen selten wird, die ihre Kinder in die Welt hinaussenden und ihre Existenz ihrer eignen Lebenskraft anvertrauen. Er saß nämlich an seinem Schreibtisch und schrieb eben die letzte Zeile der Uebersetzung eines meiner eignen Gedichte, das er mir sofort in seinem neuen Gewande vorlas." C—n.

Scheintod und Leichenverbrennung.

Die Möglichkeit, im Zustande des Scheintodes lebendig beerdigt zu werden, ist so beängstigend, daß die Mittel zur Erkennung des wirklich eingetretenen Todes noch heute um so sorglicher aufgesucht werden, als bisher nur die Zeichen eingetretener Fäulniß einzig und allein den sichern Beweis des Todes lieferten. Vor einigen Jahren wurde der Franzose Bouchut mit einem Preise für seine Untersuchungen belohnt, durch welche sich herausstellte, daß man Denjenigen für todt halten müsse, bei dem ein geübtes Ohr die Töne des Herzens nicht mehr zu vernehmen im Stande sei. Man beruhigte sich hiermit aber nicht und hielt auch dieses Zeichen für zweifelhaft. Selbst die gesetzlich eingeführte Leichenschau ist nur zum Theil im Stande, einem ängstlichen Gemüth die gewünschte Sicherheit zu bieten. Unter Denen, welche namentlich die Einführung von Leichenhäusern dringend bevorworten, steht eine Dame in erster Reihe. Das Werkchen der Frau Friederike Kempner, welches die Nothwendigkeit dieser gesetzlichen Einführung nachdrücklich empfiehlt und während der letztvergangenen Jahre vier Auflagen erlebte, kann sich rühmen, sich den Beifall der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, des jetzigen Kaisers Napoleon, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des Herzogs Eugen von Württemberg erworben zu haben. Also eine Frau tritt hier an den Sarg und ordnet die Maßregeln vor der Beerdigung, wie wir in ähnlichem Mitgefühl beim Leiden der Menschen Frauen für die Anstalten zur Bewahrung der Säuglinge und Kinder, Andere für die in den Hospitälern liegenden Kranken sorgen sehen. Viele Gemeinden, z. B. in Weimar, Mainz, Frankfurt a. M. haben schon längst Leichenhäuser gebaut; dieselben sind mit Betten, Glocken und Weckern versehen, um die leiseste Bewegung eines Scheintodten bemerkbar zu machen; ein Mann im Nebenzimmer kann sich um so ruhiger dem Schlafe überlassen, als ihn jedes Zucken eines Scheintodten sogleich und sicher weckt. Ja der schon mehrere Jahre im Leichenhause zu Weimar Angestellte versicherte uns, daß er, gewöhnt an den Gedanken, zu rechter Zeit geweckt zu werden, nur in seinem Leichenhause ruhig einschlafen könne.

An die gesetzliche Einführung der Leichenhäuser schließt sich die jetzt nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland zur Sprache gebrachte Einführung der Leichenverbrennung an. Durch ein mit vielen historischen Belegen über die Bestattungsgebräuche bei alten und neuen Völkerschaften versehenes Werk Trusens, welches im vorigen Jahre erschien, haben sich schon in Hannover 150 Personen bewogen gefunden, dem Oberhofprediger Senior Bödecker zu erklären, daß sie nach ihrem Tode nicht beerdigt, sondern nach der von Trusen angegebenen Art verbrannt sein wollen. Sie stifteten zu diesem Zwecke einen Verein, und eine vornehme Dame im Calembergischen hat damit den Anfang gemacht. Auch Napoleon I. soll, wie O'Meara mittheilt, im Jahre 1816 bestimmt haben, daß sein Leichnam verbrannt werde.

So viel Sicherheit uns nun die Leichenhäuser bieten, indem die beginnende Zersetzung des Körpers in denselben erwartet werden kann, so müssen wir doch auch eines Mittels zur Erkennung des Scheintodes gedenken, welches sich insbesondere dort empfiehlt, wo eine schnelle Entscheidung nöthig ist. Eine außerordentlich feine Nadel kann von außen in das Herz eingestochen werden, ohne daß für den Lebenden aus dieser Verwundung eine Gefahr erwächst, und so wird durch diese, freilich nur von geschickten Händen auszuführende Operation selbst in solchen Fällen, wo man die Töne des Herzens nicht mehr hören kann, an den Bewegungen des hervorstehenden Endes der Nadel erkannt werden, daß sich das Herz und mit ihm die eingestochene Nadelspitze bewegt, und daß also der Mensch noch lebt. Wir erhalten hiermit Auskunft über das Aufhören oder Fortbestehen der Herzthätigkeit, welche nur mit dem wirklich erfolgten Tode erlischt. Die schmerzlose Einführung solcher Nadeln in das Fleisch der lebenden Menschen kannten und benutzten schon seit Jahrhunderten die Chinesen. Jetzt ist aber diese nicht blos zur Ermittelung des Scheintodes, sondern auch zur Erforschung des Zustandes innerer Theile bei Kranken zu benutzende Untersuchungsmethode von dem als Operateur rühmlich bekannten Breslauer Arzte Middeldorpf sehr vervollkommnet worden, indem derselbe aus der Tiefe des menschlichen Körpers selbst feste Partikelchen zu entnehmen vermag. Sein feiner Bohrer, wie jener der Uhrmacher eingerichtet, läßt die Nadel auch durch knöcherne Hüllen dringen, gestattet dem Arzte, tastende Werkzeuge einzuführen, und ermöglicht, flüssigen Inhalt, Stücke von eingedrungenen fremden Körpern rc. herauszubefördern. Die Einführung einer Nadel in das Herz mittels dieses bohrenden Instruments scheint noch weniger gefährlich zu sein, als die mittels der bloßen Hand, und so erhält dieses neue Verfahren von Middeldorpf für Wiederbelebungsversuche und Beerdigung eine hohe Bedeutung. Middeldorpf selbst nennt das Verfahren die Akidopeirastik. H. P.

Zur Chronik.

Kaiser Franz Joseph in Italien.

* In alter Zeit war der österreichische Doppeladler ein Januskopf mit zwei Greisengesichtern. Jetzt zeigt uns seine eine Seite ein kräftig blühendes Jünglingsantlitz mit hellen, verständigen Augen, und die andere Seite überrascht uns durch Nestorzüge. Hier begegnet uns vielleicht ein selbstbewußter Ausdruck jener diplomatischen Ueberlegenheit, welche in den orientalischen Wirren von Rußland ohne Schwertschlag genau den Frieden erzwang, der Deutschlands Interessen am besten frommte. — Graf Cavour hatte die Absicht, auf die orientalischen Wirren italienische Wirren folgen zu lassen. Er trug in das Sitzungszimmer des Pariser Friedenscongresses eine kleine glühende Kohle, in der stillen Hoffnung, daß die Diplomatie durch energisches Blasen einen tüchtigen Brand entzünden und in Folge dessen Sardinien für seinen kolchischen Argonautenzug, von dem sein Heer ohne das goldene Vließ zurückgekehrt ist, eine Naturalentschädigung an Land und Leuten erlangen würde. Die Rechnung trog, weil Graf Buol keinen Mentschikoff-Paletot, sondern einen Metternich-Frack trug. Die Bemühungen des sardinischen Diplomaten zeitigten nichtsdestoweniger Früchte, nur an einem andern Baume, als der gemeint war. Die Cavour'sche Revolutionsadresse gelangte in die Wiener Hofburg, und die jetzige Reise des Kaisers muß den Ungläubigsten überzeugen, daß man sie dort mit Eifer und Nutzen studirt hat. Es ist noch nicht lange her, als der Prinzpräsident im südlichen Frankreich den Weg zum Kaiserthrone suchte und ihn in Bordeaux, Dank sei es der Zauberformel: L'empire c'est la paix! glücklich fand. Jetzt befindet sich der Kaiser Franz Joseph auf einer andern Friedensreise, und wir meinen und hoffen, daß die Geschichte auch von dieser reden wird. Die schwarzgelben Fahnen wehen in heitern Lüften über den Häuptern einer jubelnden Menge, die sich wetteifernd um ihr jugendliches Kaiserpaar drängt. Der italienische Jubel ist weder ein Soldatenhurrah, das auf Befehl einsetzt, noch eine polizeilich geleitete Stimmübung bezahlten Pöbels. Es ist ein vollstimmiger Volkschor, und sein Brausen übertönt, was noch an einzelnen Mißklängen vorhanden sein mag. Was Pio Nono in glücklicheren Tagen Aehnliches erlebt hat, war größtentheils aus wohlberechneter Absicht in Scene gesetzt worden. Man umtanzte ihn, um ihn in den Wirbel fortzureißen; man überschüttete ihn mit Blumen, damit er sein hohenpriesterliches Kleid nicht gewahr werde. Oesterreich läßt sich nicht fortreißen; das wissen die Lombarden wie die Venetianer. Wenn sie huldigen, geben sie sich hin; wenn sie jubeln, feiern sie ihr wirkliches Versöhnungsfest mit dem Kaiserstaate. L'empire c'est la paix! hieß es in Bordeaux; „Alles ist vergessen!" heißt es in Mailand. Das Wort Franz Josephs ist schöner, herzlicher und — wahrer. Ein Kaiserreich, das der Friede ist, müßte einige schrille Nothschreie aus Cayenne hören. Im österreichischen Italien stehen die Thüren der politischen Gefängnisse weit offen. Eine Sequesteraufhebung, die außer den Gütern selbst deren sämmtliche Jahreseinnahmen zurückgiebt, ohne für Kosten der Verwaltung und Melioration Abzüge zu machen, eine Amnestie, die Allen verzeiht, Diejenigen nicht ausgenommen, welche keine Verzeihung verdienen: — wo hätte sie ihres Gleichen? Was aus dem Herzen kommt, dringt in die Herzen ein. Auf denselben Plätzen Mailands, wo im Februar 1853 Hunderte von Dolchrittern heimtückische Ueberfälle machten, hat der Kaiser spät Abends im offenen Wagen ohne Gensdarmen und Husaren, von der wimmelnden Volksmenge selbst bewacht, Triumphzüge gefeiert. Zugegeben, daß die Dankbarkeit ein sehr flüchtiger Aether ist, zugegeben, daß der Herzog Litta, das Haupt der Unzufriedenen, und die Fürstin Belgiojoso, nebst mehreren Anderen ihres Standes, auf dem glänzenden Corso gefehlt haben würden, wenn die Gleichstellung des italienischen Adels mit dem erbländischen ihrem Stolz nicht geschmeichelt hätte; zugegeben, daß die künftige Stellung Mailands als kaiserliche Residenzstadt manches „Evviva!" hervorgerufen hat; zugegeben, daß das Concordat unter den Ursachen der kaiserlichen Erfolge mitzuzählen ist: die geschichtliche Bedeutung der Versöhnung, die sich im December und Januar vollzogen hat, wird nicht geringer. Jeder Rausch muß freilich ein Ende nehmen und die nüchterne Anschauung wird in ihr prosaisches Recht wieder eintreten. Oesterreich aber kann diesem Zeitpunkt mit Ruhe entgegensehen. Die Industrie, die Königin des Tags, ist eine mächtige Bundesgenossin, und sie steht auf seiner Seite. Nachdem die Semmeringbahn das große Problem der Alpeneisenbahnen gelöst hat, ist das lombardisch-venetianische Königreich nicht mehr auf ultramontaner Erde isolirt. Ein Glied des mit den mannichfaltigsten Tauschgegenständen gesegneten österreichischen Handelsgebiets, das mit dem Zollverein zu verschmelzen im Begriff steht, genießt es in Folge seiner Zusammengehörigkeit mit dem Kaiserstaate und mit dem deutschen Zollverbande Vortheile, die ihm keine italienische Staatseinheit zu ersetzen vermöchte. Solche Vortheile weiß kein Volk, selbst das schottische nicht ausgenommen, besser zu schätzen, als das lombardisch-venetianische. Hier, im äußern Vortheil, liegt der bindendste Zauber für Oberitaliens neuen Zusammenhang mit Oesterreich und Deutschland.

„Das Parterre von Königen" in Erfurt.

— Vor einem Parterre von Königen spielte bekanntlich Talma im September und October 1808 in Erfurt zur Zeit des großen Congresses, zu welchem sich die Potentaten huldigend um Napoleon einfanden und Dieser seine Sonnenhöhe feierte. Mit Corneille's Cinna wurde die Reihe der französischen Schauspiele von den ersten Künstlern des Theater français eröffnet; Talma wetteiferte in der Titelrolle mit der Duchenais als Emilie und Saint Prix als Kaiser Augustus. Die versammelten Fürsten bewunderten nicht blos das reine Französisch und das Feuer der Declamation; man erinnerte sich auch, daß Napoleon unlängst zu Talma in Paris gesagt hatte: „Schaffen Sie mir Heldenseelen, die mit Glanz in den Tod gehen!" In Erfurt sagte ein französischer Seigneur der ehedem Jacobiner gewesen zu Talma: „Von Ihnen sollten die Könige lernen sich königlich zu benehmen! Der neucreirte König Friedrich von Württemberg nahm das sehr übel; noch mehr aber Talma's Antwort: „Sie haben Recht, aber Sie müssen bedenken, daß ich die Königsrolle schon länger spiele als alle diese Könige die hier versammelt sind!" Die corpulente Majestät von Schwaben hatte nicht übel Lust, den Kaiser um exemplarische Bestrafung des Komödianten zu ersuchen und ließ sich nur schwer beschwichtigen, ging aber nicht wieder zu Erfurt ins Theater.

Die Erfurter Scenen, zu denen bekanntlich Goethe's Audienz bei Napoleon gehörte, sind demüthigend genug, aber lehrreich und interessant. Die „Berliner Revue," eine von Clemens Grafen Pinto herausgegebene socialpolitische Wochenschrift, brachte einen auch selbständig als Buch erschienenen Roman von Georg Hesekiel: „Graf d'Anethan d'Entragues," der die Erfurter Scenen im Zusammenhang der Situationen die ihnen vorgingen und folgten, vorführt. Rellstab hat das Jahr 1812, Ferdinand Stolle die darauf folgenden Befreiungsjahre in romantischen Erzählungen gegeben, W. Alexis gab schon früher seine eignen Erlebnisse jener Zeit, während Heinrich Koenig weiter hinausgriff und König Jérome's westfälische Herrschaft in Cassel schilderte. Koenig hat zur Schilderung dieses „Carnevals" auf das emsigste die Erinnerungen und Ueberlieferungen von Zeitgenossen benutzt; Hesekiels Roman stützt sich besonders auf französische Memoiren; er beginnt mit dem Besuch der letzten Créquy beim ersten Consul und endet mit Scenen in Warschau, welche dem Zuge nach Rußland vorangingen. Auch Kaiser Alexander tritt uns in Erfurt entgegen, wie er einem Agenten der legitimen Partei Nachts Au-

dienz giebt und sich vom Schicksal der armen, in Hildburghausen versteckten Tochter des erschossenen Herzogs von Enghien, Louise von Bourbon, Bericht erstatten läßt. „Kaiser Alexander — heißt es in der Schilderung — war von schlankem und elegantem Wuchs, seine Haltung imponirend, sein Wesen leutselig; sein Antlitz, etwas zu gedrückt und die Backenknochen ein wenig zu stark hervortretend, um schön sein zu können, besaß noch einen ganz ungemeinen Reiz durch den stets wechselnden Ausdruck und durch den weichen Blick der Augen, der Jedem mit dem er sprach, zu schmeicheln schien und doch einen Anflug von träumerischer Schwärmerei hatte. Der Kaiser Rußlands hatte die Haltung eines Soldaten, die Manieren eines Cavaliers, das Auge eines Diplomaten, aber den Blick eines Dichters." Wir wissen nicht, welcher Zeitgenosse die Züge dieses schmeichelhaften Porträts dictirte. Ebenso günstig ist die alte Marquise von Créquy in Scene gesetzt, wie sie den ersten Consul um Zurückgabe ihrer Waldungen bittet und gleichwohl kraft ihres hohen Alters und ihres hohen Adels den Parvenu der Revolution zur Huldigung zwingt. Der Held des Romans ist ein geheimnißvoller intriguanter Agent, den in Warschau standrechtlich die Kugel trifft. Auf deutschem Boden treffen wir auf Dörnberg, den auch Koenigs Roman vorführt, und auf die geheimnißvollen Lenker des Tugendbundes. In Berlin, in einem jener „mesquinen" Häuser der unansehnlichen Zimmerstraße haust der preußische Agent Talleyrands, jener Geheimrath Beireis, Sonderling und Gourmand à la Gentz. Das Geheimniß von Perleberg mit dem räthselhaften, noch immer unenthüllten Verschwinden des Lord Bathurst daselbst fällt in diese Vorgeschichte der Erhebung Deutschlands. Der englische Botschafter war auf der Reise von Wien nach London, wurde nach Oesterreichs Niederlage von 1809 wegen geheimer Verbrüderung zwischen England und Oesterreich von den Franzosen verdächtigt und verschwand urplötzlich auf dem Wege von Berlin nach Hamburg in der ehemaligen Hauptstadt der Priegnitz. Der Verfasser erzählt alle Umstände, setzt die in Perleberg dabei betheiligten Personen deutlich in Scene, bleibt aber doch den Schlüssel zum Geheimniß schuldig.

Norddeutsches Leben.

— Unter diesem Titel lesen wir von Eduard Ziehen zwei Bände (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt), welche in sechzehn Skizzen Land und Leute Niederdeutschlands schildern. Namentlich ist es die niedersächsische Ebene zwischen der untern Weser und der untern Elbe, bis ins Wendische ostwärts hin, wo der Erzähler in Folge langjährigen Aufenthaltes sich heimisch erweist, sei's durch ursprüngliche Geburt oder durch Eingewöhnung. Wer Riehls Schilderungen von Land und Leuten in Oberbayern, in der Pfalz, auf der Röhn und dem Spessart kennt, darf sich hier ungesucht manche Ergänzung zur Kenntnißnahme provinzieller Volksthümlichkeiten versprechen, — ungesucht, denn der Verfasser schildert mehr als Novellist, zieht keine principiellen Schlußfolgerungen, will das Absterbende nicht repristiniren, noch die robuste Rohheit der vermeintlichen Autochthonen im platten Lande und im Winkel der Schluchten als gesetzgeberisch dem Culturleben in der Concentration großer Weltstädte in die Wagschaale legen. Eduard Ziehen schildert Curiositäten in der alten Sitte. Wenn Joseph Rank sich einen „Achtspänner" zum Helden wählt, der dem Eisenbahnzeitalter wie ein letzter Abencerrage gegenübersteht, so findet Eduard Ziehen seinen Matador in einem Falstaff von Postwagenconducteur der wöchentlich in langer Linie zwei Städte verbindet, in beiden Endpunkten Weib und Familie und unterwegs bei einem „Bittern" noch Zeit genug hat, jedem Wirthshausmädchen in die Wangen zu kneipen. Oder er schildert einen „Kiepenmann," der im Tragkorbe Eier und Butter nach Hamburg zu Markte bringt. Seine niedersächsischen Pfarrhäuser in der alten guten Zeit haben in ihrer Abgeschiedenheit noch die Idylle und Romantik von ehedem, seine Kirmße und Bauernhochzeiten noch den strengern provinziellen Charakter, ein Zollhaus in der Halde noch seine Geheimnisse; während jetzt sogar das Forsthaus mitten im Walde nicht mehr sicher ist, seine Traditionen und Gespenster vom Pfiff der nahen Locomotive verhöhnt zu sehen. Oft huldigt der Erzähler mehr wie billig der modernen Nivellirung und Verallgemeinerung in Sitten und Gebräuchen, während Riehl selbst an den alten blöden Usus, um der Urkraft willen die in ihm liegt, eine Mahnung zur Umkehr knüpft. Wenn uns Ziehen z. B. im wendischen Dorfe einen modernen Schullehrer schildert, der den alten Glauben der Leute mit dem Radicalismus seiner Aufklärungsphrasen bekämpft, so nehmen wir, selbst auf die Gefahr, dem Aberglauben Vorschub zu leisten, aus menschlich poetischer Sympathie für das Volk Partei. Ziehen erzählt, wenn dem Wenden ein Kind geboren wird, so stellt er Tag und Nacht bis dasselbe getauft ist, Lichter auf, aus Furcht vor den Unterirdischen, die sonst das Neugeborne mit einem häßlichen Wechselbalg umtauschen. Nun kommt Herrn Ziehens aufgeklärter Schulmeister, Namens Havermann, und eifert nüchtern und trocken über solche „Dummheit des Volkes." Da weiß Riehl besser dem Unglauben, wenn er nur urwüchsig ist, zu dienen; nur daß er aus der Poesie desselben nationalökonomische, wo nicht politische Theorie zu machen droht. Auf den altbayerischen Kirmßen ergreift die Bierbacchanten mitunter ein Fanatismus, in dessen Schwindel sie schwören: „Heut muß Einer hin werden!" Und in der That, wenn Einem, der körperschwach ist, nicht wenigstens Arm und Beine zerschmettert werden, so hat die Kirchweih keine Glorie! Das nennt Riehl ächt urwüchsige Nationallaune, tief germanische Eigenthümlichkeit. Man könnte unter solchen Segnungen des Mittelalters auch das jus primae noctis als eine Blüthe ächt adeliger Germanenkraft feiern! Die Wahrheit liegt hier nicht in der Mitte zwischen Beschönigung und Verwerfung alter Sitte, sondern darin, daß wir sie als menschlich begreifen, poetisch für sie empfinden, aber nicht um ihr den Gewinn eines rationeller gewordenen Jahrhunderts zu opfern. — Eduard Ziehen schildert sein niederdeutsches Dorf- und Kleinleben ohne principielle Nebenansichten, aber seine Auffassung ist zu trocken und karg. Für manche seiner Stoffe hat er wohl die Treue der Linien in der Zeichnung, aber nicht die lebenswarmen Farben in der Ausführung. Für das Bild eines niederdeutschen wandernden Provinzialtheaters z. B., wie er es entwirft, fehlt ihm der Humor, der sich hier nicht durch Treue des Referirens ersetzen läßt.

Die Académie des Inscriptions et belles-lettres.

c. Der zweite Bericht des ständigen Secretärs der Pariser Akademie für 1856, der in der Sitzung vom 9. Januar vorgelesen wurde, legt für die Thätigkeit und den Fleiß der Commissionen ein sehr günstiges Zeugniß ab. Der Secretär rühmt ganz besonders die Commission für die litterarischen Arbeiten, die sich an den Beschäftigungen sämmtlicher Commissionen durch ihre Ueberwachung und Rathschläge, theils bei der Berathung der Entwürfe und Pläne, theils an den Einzelheiten der Ausführung betheiligt, und die ununterbrochen an Allem, was von der Akademie veröffentlicht wird oder veröffentlicht werden soll, d. h. an zwölf großen Werken Antheil nimmt, welche die Akademie von den Benedictinern und gelehrten Gesellschaften des vorigen Jahrhunderts geerbt oder selbst begonnen hat. Diese zwölf Werke sind: Les Historiens des Gaules et de la France; l'Histoire littéraire de la France; die beiden Abtheilungen der Notices et extraits de manuscrits, für die morgenländischen und abendländischen Sprachen aus dem Alterthum und Mittelalter; vier Sammlungen der Histoire des Croisades und zwar zwei von morgenländischen Schriftstellern, eine von griechischen Geschichtschreibern und eine von lateinischen und französischen Professoren; die Collection des chartes et diplômes vor der Regierung Philipp Augusts (1181); die Fortsetzung der Tables de Bréquigny; (Karten und Diplome), die beiden Sammlungen der Mémoires de savans

étrangers (die eine über verschiedene gelehrte Gegenstände, die andere über nationale Alterthümer). Unter diesen zwölf Werken sind die zwei Tafeln der vierzehn ersten Bände der Notices et extraits de manuscrits und die über die neue Serie der Mémoires gar nicht mitgezählt, von der sich zwei Hefte des 21. Bandes im Druck befinden. Die Commission der Histoire littéraire de la France hat im Juni 1856 den 23. Band, den letzten des 13. Jahrhunderts, veröffentlicht und sogleich angefangen unter ihre Mitglieder die für die Litteraturgeschichte des folgenden Jahrhunderts bestimmten Notizen zu vertheilen; der 24. Band wird diese Geschichte bis zum Jahr 1320 fortführen. Von den Historiens de la France wird gegenwärtig der 22. Band vorbereitet, für den sehr sorgfältige Nachforschungen und kritische Arbeiten für die Berichtigung der Texte vorgenommen wurden. Die eine Hälfte dieses Bandes ist Auszügen aus Chroniken gewidmet; sie bedarf nur noch einer letzten Durchsicht; die zweite Hälfte, deren Plan bereits die Zustimmung der Commission für litterarische Arbeiten erhalten hat, wird öffentliche Rechnungsablagen und besonders den Text mehrerer Wachstäfelchen aus der Regierungszeit Philipp des Kühnen und Philipp des Schönen enthalten, die für die Kenntniß der Verwaltung des Mittelalters, über die so wenig genaue Berichte vorhanden sind, ein außerordentlich schätzbares Tagebuch bilden. Die Entzifferung und Erklärung dieser Denkmäler wird viel Mühe und Zeit erfordern. Ganz derselbe Fall wird es mit der Collection des chartes et diplômes vor der Regierung Philipp Augusts sein, zu der die Elemente in allen Bibliotheken und Archiven des Staats und der Städte zusammengesucht werden müssen. Im letzten Semester hat man 543 neue Stücke aufgefunden, die früher theils der Abtei Saint-Denis, theils der Abtei Fontevrault gehört haben und sich jetzt in den Archiven des Staats und in denen des Departements Maine und Loire fanden. — Der wichtigste Theil der Arbeit des zweiten Halbjahrs 1856 ist das Ende der Prüfung der Originaldiplome, welche der Akademie von den Archiven in den Departements mitgetheilt worden sind. Unter denselben finden sich 5 von Karl dem Großen, 1 von seinem Bruder Karlmann, 16 von Ludwig dem Frommen und 20 von Karl dem Kahlen; es sind deren zusammen 108. Man hat übrigens die Hoffnung, daß die Zahl derselben sich noch vermehren wird. Wie wichtig diese Arbeit selbst für die Aufhellung dunkler Theile in der deutschen ältern Geschichte werden kann, bedarf kaum einer Erwähnung. Von den Historiens occidentals des Croisades ist der zweite Band gedruckt; von den Notices et extraits de manuscrits ist der 19. Band im Drucke. Die Mémoires de savans étrangers (gelehrte Abhandlungen) sind bis zum 5. Bande vorgeschritten, und von demselben Werke die Abtheilung für französische Alterthümer bis zum 4. Bande. — Es läßt sich aus diesen Mittheilungen ersehen, mit welcher Thätigkeit die Pariser Akademie besonders für eine nähere Kenntniß der alten Geschichte Sorge trägt und dieselbe mit vollem Rechte sich von Frankreich und dem Auslande in gleicher Art geachtet sieht. Diese Arbeiten verdienen sicher ganz besonders die Beachtung der Deutschen, weil sie sich auf wissenschaftliche Gegenstände erstrecken, die für die Gebildeten jeder Nation großes Interesse darbieten, und überdies in naher Beziehung zu unserer eignen Geschichte stehen.

Der Pferde-Krüger in Berlin †.

— In Berlin ist, 60 Jahre alt, ein vielgeschätzter Maler, Franz Krüger, der sogenannte Pferde-Krüger, gestorben. Das militärische Porträt, besonders mit Pferden, war seine Stärke, freilich nur für Paradesoldaten; Schlachtbilder, wie sie die Rubens'sche Schule, Wouwerman und andere Niederländer malten, kennt man nicht von Krüger. Preußische und russische Paraden hat er gemalt mit den fürstlichen Heerführern, resp. Paradeabhaltern. Wir erinnern uns eines technisch prachtvollen, aber in der Composition ebenso seelenlosen Reiterbildes vom Kaiser Nikolaus. Ein großes Bild von Friedrich Wilhelm III. in Parade mit 300 Porträts lieferte von Zeitgenossen unter den Zuschauern gelegentlich auch Alexander v. Humboldt, Henriette Sontag und Paganini; — wie Meister Rauch in den Basreliefs zu seinem Soldatenstandbilde Friedrichs II. in Berlin auch ein Paar bürgerliche Vertreter des Geistes, Kant und ein Paar andere Nichtsoldaten, ganz gelegentlich im Winkel anbrachte. Franz Krügers Huldigungsscene beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. weist ebenfalls einige hundert Zeitgenossen auf. (Dasselbe hängt im Berliner Schlosse. 1848, in den Tagen des Aufstandes, fuhr eine Kugel in dies Bild, just durch den Kopf des Ministers v. Rochow.) Diese Prachtbilder von Franz Krüger werden außer ihrem technischen Werth das Verdienst behaupten, neben hundert unbedeutenden Soldaten auch hier und da einen berühmten Zeitgenossen im Porträt festzuhalten. Denn der Pferde-Krüger faßte nächst dem Pferde auch den Menschen sehr sorgfältig auf, wenn auch nur das Thier im Menschen. Um Pferde mit glänzendem Pinsel und lebensgetreu hinstellen zu können, hielt sich der Maler einen eignen Marstall. Auch war er ein gleich starker Jagdliebhaber; seine Koppelhunde waren von Kennern geschätzt, von den Sportsmännern der Mark gesucht. Den Düsseldorfern gegenüber ist Krügers Verdienst in Kenntniß und Darstellung schöner Pferdenaturen hervorzuheben; keiner der älteren Düsseldorfer konnte Pferde malen, selbst Lessings Barbarossa sitzt auf einem mehr schwimmenden, als galoppirenden Gaule; alle seine sonstigen Pferde haben — mit Respect zu melden — Schweineköpfe. Rubens seiner Zeit saß mit seinen Schülern täglich zu Roß und hielt jene Eberjagden, bevor er sie malte.

Als rühmenswerth haben wir unlängst ein Reiterbild von Professor Rechlin in Berlin hervorgehoben. Die Pferde auf diesem großen Bilde verrathen die Krüger'sche Schule, Eleganz und Treue; die Gestalten Kaiser Alexanders und König Friedrich Wilhelms III. haben auch mehr Paradehaltung, allein sie sind in einen denkwürdigen historischen Moment gestellt. Der preußische König, der bescheidene Sieger von Kulm, empfängt die Huldigung der gefangenen französischen Marschälle, während Alexander sein Pferd zwischen diese Gruppe zu drängen scheint, um sich, etwas gewaltsam, an diesem Triumph, der nur dem Heerführer in jener Schlacht gebührte, zu betheiligen. — Das Bild Rechlins — wir sahen es im Sommer au der Brühlschen Terrasse in Dresden — war vom Petersburger Hofe bestellt, allein nachträglich abgelehnt, da der Künstler — wie es hieß — sich zu einer gewünschten Aenderung in der Haltung des Generals Vendamme nicht entschließen konnte.

Die Fürstin Lieven †.

— Am 27. Januar starb in Paris die Fürstin Dorothea v. Lieven, Schwester des Grafen Benkendorf und Wittwe des 1839 in Rom gestorbenen Fürsten Lieven, welcher 22 Jahre lang, von 1813 bis 1834 in London russischer Botschafter war. Von jenem langen Aufenthalt in England datirt und begründet sich die europäische Bildung, welche die geistvolle Frau zu einer der ersten politischen Celebritäten machte. 1834 ward ihr Gemahl von London nach Petersburg zurückberufen und zum Curator des damaligen Thronfolgers, jetzigen Kaisers, ernannt. Die Fürstin Dorothea spielte am Petersburger Hofe durch Geist und Talent die erste Frauenrolle; sie übte sogar über die Prinzen des Hauses eine oberste Aufsicht, indem die Erzieher derselben nicht der Kaiserin, sondern ihr über die Fortschritte der Jünglinge Bericht zu erstatten hatten. Die Abwesenheit ihres Gemahls und der Tod zweier Kinder veranlaßten sie, 1839 Petersburg zu verlassen und Paris zum Aufenthalt zu wählen. Im Hotel Talleyrand hielt sie ihren geistreichen Hof, cour d'esprit kann man sagen, im Gegensatz zu fürstlichen Liebeshöfen im Mittelalter. Wie Plato über seine Thür schrieb: „Niemand trete ein, der nicht Mathematik weiß!" so hätte Fürstin Dorothea Lieven über Hotel Talleyrand schreiben können: „Niemand trete ein, der nicht Geist hat!" Der Journalist und der Mann der höchsten Geburt waren nur unter solcher Bewährung

bei ihr zugelassen; ihr Salon galt für ein Muster in ganz Paris. Guizot war dort eine stehende Figur, er ward der Freund der Fürstin; man sah ihn täglich nach der Kammersitzung im Hotel Talleyrand, während Thiers und seine Partei im Salon der Fürstin nicht erschienen. Hiernach färbte sich die Politik, welcher man im Hotel Talleyrand huldigte. Das Gespräch der Fürstin war ausschließlich politisch. Fürst Lieven hatte als russischer Botschafter in London für Griechenlands und Belgiens Selbständigkeit gewirkt. Die Interessen und Ansichten seiner geistvollen Wittwe concentrirten sich um Guizots Doctrin. Täglich setzte sie sich durch anhaltende Lectüre der Zeitungen und politischen Schriften in den Mittelpunkt der Situationen; ihr Gespräch war forschend, ihr Blick inquisitorisch, ihr Verstand scharf berechnend. Ihre äußere Erscheinung war noch in hohem Alter stolz und würdig, ohne irgendwelchen aristokratischen Druck zu üben. — Dies, nach mündlicher Mittheilung, die Schilderung eines Mannes (Staatsrath v. Grimm in Dresden), welcher mit der Fürstin als Erzieher des Großfürsten Constantin und in Paris in näherer Berührung stand.

Monsignore Morlot.

st. Der neue Erzbischof von Paris, Cardinal Morlot, ist am 18. December 1795 in Langres geboren. Im Jahre 1839 wurde er als Bischof von Orleans Mitglied des Episcopats, 1842 Erzbischof von Tours, 1853 Cardinal. Vor der Erlangung seiner hohen Würden hat er in Dijon auch den Pfarrdienst kennengelernt und als Generalvicar den Sprengel jener Diöcese verwaltet. Er ist sanftmüthig und in seiner Politik das, was die Pariser spottweise einen Fusionisten im weitesten Sinne nennen. Er möchte nämlich alle Parteien verschmelzen und zu gemeinsamem Gehorsam an die Stufen des kaiserlichen Thrones führen. Der ermordete Sibour war aus etwas spröderem Holze geschnitzt. Ein Freund des „Univers“ und der Ultramontanen ist Morlot nicht, aber auch die Vertheidiger der gallicanischen Freiheiten rechnen nicht auf ihn. Er gehört zu dem Justemilieu, von welchem Lafayette einmal in der Kammer sagte: „Wenn Einer behauptet, zweimal zwei sei vier, und der Andere, zweimal zwei sei sechs, so ruft der Mann des Justemilieu: Meine Herren, die Wahrheit liegt in der Mitte, zweimal zwei ist fünf!“

Die australische Post.

st. Der regelmäßige Postdienst der „Gesellschaft der königlichen Packetpost für Europa und Australien,“ ist am 23. Januar in Southampton und am 24. in Sydney eröffnet worden. Künftig wird man am 11. jeden Monats von Europa und am 12. von Australien abreisen können. Die Gesellschaft besitzt zehn Dampfschiffe von zusammen 23,005 Tonnen und 5510 Pferdekraft. Der „Australier“ von 2900 Tonnen und 700 Pferdekraft ist das größte der Schiffe. Nur Reisende und Depeschen werden befördert, Waaren nicht. Ist einmal die Landenge von Suez durchstochen, dann werden auch die letzteren angenommen. Die Stationen sind Liverpool (Southampton), Malta, Alexandrien, Aden, Galle auf Ceylon, Melbourne und Sydney. Für die ganze Fahrt zahlt man für sich und 300 Pfund Gepäck 105 Pf. St. (nach Melbourne nur 100). Mit den Linien von Calcutta, Madras, Singapore und China finden Verbindungen statt.

Der Komet von 1556.

c. Der ausgezeichnete englische Astronom Hind sprach im vorigen September die Hoffnung aus, daß man jetzt, wo die Beobachtungen aufgefunden wurden, welche Paul Fabricius in Wien und Joachim Heller in Nürnberg über den Kometen von 1556 niedergeschrieben, genauere Berechnungen über den Zeitpunkt des Wiedererscheinens jenes Schweifsternes werde anstellen können. Jetzt erklärt derselbe Astronom, daß es nicht möglich gewesen sei, aus den vorliegenden Angaben jener beiden Männer genaue Schlüsse auf den Kreislauf jenes Kometen zu ziehen, und so sei es ganz unmöglich den Zeitraum seiner nächsten Erscheinung innerhalb enger Grenzen zu bestimmen. Sobald man die Identität dieses Kometen mit dem von 1264 zugebe, lasse sich aus den Angaben jener Astronomen über die Sonnennähe des Kometen von 1556 schließen, daß er entweder schon in diesem Jahre oder spätestens bis 1861 wiedererscheinen werde, weshalb es jetzt die Pflicht der Astronomen sei, die nächsten 4 bis 5 Winter scharf aufzupassen. Man dürfe nicht vergessen, daß dieser Komet nur sichtbar werde, wenn seine Bahn in der Sonnennähe in die Zeit vom März bis October falle. Käme er dagegen im Winter in sein Perihelium, so würde die größte Wachsamkeit erfordert werden, wenn seine Erscheinung nicht ganz unbemerkt vorübergehen solle. Das sei jedoch kaum zu befürchten. Leverrier habe ihm von Paris gemeldet, das kaiserliche Observatoire sei mit einer systematischen Aufsuchung des Kometen beschäftigt und mehr als einer der Assistenten habe schon seine regelmäßige Beobachtung des Himmels begonnen. Ebenso sei ihm die Nachricht geworden, daß auf den Sternwarten in Wien, Parma, Altona, Upsala, Durham, Ann Arbor (im Staate Michigan in Nordamerica) und an andern Orten, von denen die meisten mit sehr trefflichen Teleskopen versehen seien, Beobachtungen in Bezug auf das Auffinden dieses Kometen stattfänden, und man könne als gewiß annehmen, daß außerdem eine mächtige teleskopische Batterie von zahllosen Privatbeobachtern in allen Ländern Europa's sich mit dem Aufsuchen dieses Kometen beschäftigen werde. — In den letzten Monaten ist mehr als ein Versuch gemacht worden, die Identität des Kometen von 1556 mit dem von 1264 und folglich auch die Wahrscheinlichkeit der Wiedererscheinung desselben um die angenommene Zeit in Zweifel zu ziehen. Unter Andern hat der Astronom Hoeck an der Sternwarte zu Leyden sich in den „Astronomischen Nachrichten“ in diesem Sinne ausgesprochen. Hind sieht nach einer aufmerksamen Erwägung der Einwürfe Hoeck's keinen Grund, seine frühere Meinung, daß die Kometen von 1556 und 1264 identisch seien, zu ändern. Mit Gewißheit lasse sich es freilich nicht beweisen; doch die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, und so dürften die Astronomen die nächsten vier oder fünf Jahre die auf die Auffindung dieses Kometen zu verwendende Zeit und Mühe sich nicht reuen lassen, damit diese Frage entschieden werde, anstatt sie noch für eine Periode von 300 Jahren für die Besprechung offen zu halten. Prof. Carlini in Mailand, einer der ausgezeichnetsten Astronomen Italiens, ist der Ansicht, daß der Komet, wenn er in der angenommenen Zeit erscheine, nicht sehr glänzend sein werde, weil sein Glanz schon 1556 gegen 1264 sehr abgenommen habe. Hind theilt diese Ansicht nicht. Nach seiner Meinung sind die Kometen am sichtbarsten und ihr Schweif am längsten, wenn sie sich der Erde sehr nähern, oder wenigstens nach ihrem Perihelium für die Beobachtung sehr günstig gestellt sind. Weil der Komet von 1556 nicht so glänzend gewesen sei wie der von 1264, so dürfe man — die Identität derselben angenommen — durchaus nicht schließen, daß er bei seinem nächsten Erscheinen noch mehr an Glanz verloren haben werde, es sei im Gegentheil recht gut möglich, daß er unter günstigen Umständen ebenso glänzend wie 1264 erscheine. Der Halley'sche Komet beweise in dieser Hinsicht große Schwankungen. Hind schließt seine Bemerkungen mit den Worten: „Lassen Sie mich zum Schluß noch eine Bemerkung hinzufügen. Wenn der Komet, wie erwartet wird, wiederkehrt, so ist der augenscheinliche Beweis dafür geliefert, daß die auf ihn verwendete Zeit und Mühe nicht weggeworfen worden sind; doch werden selbst für den Fall seiner Nichterscheinung die Astronomen wenigstens den Trost haben, daß sie sich ihrerseits in Rücksicht auf eine Frage von bedeutendem Interesse zur Zeit, wo es allein möglich war, eine befriedigende Antwort zu erhalten, keinen Mangel an Thätigkeit haben zu Schulden kommen lassen; und daß ein Problem, das in unserer Zeit gelöst werden konnte, aus Apathie nicht den Astronomen des 22. Jahrhunderts offen gelassen wurde.“

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 8. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [21. Februar.

Inhalt.

Eine Stunde bei Humboldt.*)

Ich kam nach Berlin, nicht um die Museen und Gallerien, die prachtvolle Straße „Unter den Linden", die Oper und die Theater zu besuchen, nicht mich an dem frohen Leben in den Straßen und Salons zu betheiligen, sondern um den größten lebenden Mann der Welt — Alexander v. Humboldt — zu sehen und zu sprechen.

Bei seinem hohen Alter haben seine Freunde sich jetzt verpflichtet gefühlt, diesen Monarchen der Wissenschaft vor den ermüdenden Ehrenbezeigungen all der Tausenden, die ihm huldigen möchten, zu schützen und den Zutritt zu ihm zu erschweren. Von dem Freunde und vertrauten Gesellschafter des Königs kann man sagen, daß er gleichfalls seinen eigenen Hof halte, indessen mit dem Vorrechte, daß er zu jeder Zeit mit den Förmlichkeiten brechen kann; und Selbstvertheidigung ist jetzt nothwendig geworden. Ich wußte, daß einige meiner Bücher in seine Hände gelangt waren; ich stand im Begriff, eine Reise zu beginnen, die mich wahrscheinlich in Gegenden bringen wird, die sein Fuß früher betreten, sein Genius berühmt gemacht hat; es war daher nicht blos eine natürliche Neugierde, was mich zu ihm trieb. Ich befolgte den Rath einiger deutschen Freunde, und benutzte keinen vermittelnden Einfluß, sondern sandte einfach ein Billet an ihn ab, worin ich meinen Namen und Zweck meldete und um die Erlaubniß bat, meine Aufwartung machen zu dürfen.

Drei Tage nachher erhielt ich von ihm durch die Stadtpost eine eigenhändige Antwort, worin er mir meldete, daß er mich, obwohl er an einer Erkältung leide, die er sich bei dem Umzug von Potsdam nach Berlin zugezogen, doch empfangen wolle, und worin er mir Ein Uhr desselben Tages als Zeit meines Besuchs bestimmte. Ich war auf die Minute pünktlich und um Ein Uhr erreichte ich seine Wohnung in der Oranienburger Straße. Wenn er in Berlin lebt, so befindet er sich dort nur mit seinem Kammerdiener Seifert, dessen Namen ich an der Thür fand. Es ist ein einfaches zweistöckiges Haus, das, wie die meisten Häuser in deutschen Städten, von zwei oder drei Familien bewohnt wird. Der Glockenzug über Seiferts Namen kommt aus dem zweiten Stock. Ich schellte; die schwere Hausthür öffnete sich von selbst und ich stieg die Stufen hinan, bis ich an einen zweiten Glockenzug gelangte, über dem sich eine Platte mit der Inschrift: Alexander v. Humboldt fand.

Ein kräftiger, ungefähr 50 Jahre alter Mann, den ich sofort für Seifert erkannte, öffnete mir die Thüre. „Sind Sie Herr Taylor?" fragte er mich, und als ich dies bejahte, fügte er sogleich hinzu: „Seine Excellenz ist bereit, Sie zu empfangen." Er ließ mich hierauf in ein Zimmer treten, das mit ausgestopften Vögeln und anderen naturgeschichtlichen Gegenständen angefüllt war; dann kam ich in eine große Bibliothek, die augenscheinlich Gaben von Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten enthielt. Ich schritt zwischen zwei langen Tafeln, die mit Prachtwerken bedeckt waren, auf eine andere Thür los, die in sein Studierzimmer führte. Diejenigen, welche die bewundernswerthe colorirte Lithographie von Hildebrands Gemälde gesehen haben, wissen genau, wie das Zimmer aussieht. Dort stand der einfache Tisch, der mit Briefen und Manuscripten bedeckte Schreibtisch, das kleine grüne Sopha und dieselben Karten und Bilder an den gefärbten Wänden. Das Bild hatte so lange in meinem eigenen Zimmer gehangen, daß ich jeden besondern Gegenstand sofort erkannte.

Seifert ging nun an eine innere Thür, meldete meinen Namen und sofort erschien Humboldt. Er kam mir mit einer Offenheit und Herzlichkeit entgegen, die mich fühlen ließ, daß ich mich bei einem Freunde befand. Er reichte mir seine Hand und fragte mich, ob wir uns in englischer oder deutscher Sprache unterhalten wollten. „Ihr Brief," sagte er, „war der eines Deutschen, und Sie sprechen daher sicher unsere Sprache vollkommen; ich spreche übrigens auch sehr fleißig englisch." Er bestand darauf, daß ich mich an dem einen Ende des grünen Sopha's niederlassen mußte, wobei er bemerkte, daß er sich sehr selten auf dasselbe setze, nahm dann einen einfachen Rohrstuhl, auf den er sich neben mich setzte und

*) Unter dieser Aufschrift theilt die New-York Weekly Tribune vom 10. Januar obiges Schreiben des Reisenden Bayard Taylor aus Berlin vom 25. November 1856 mit.

bat mich, etwas lauter als gewöhnlich zu sprechen, weil sein Gehör nicht mehr so scharf sei wie früher.

Als ich den majestätischen Greis erblickte, fielen mir die Worte Tennysons, mit denen er Wellington beschreibt, ein: „O, gutes, graues Haupt, das alle Menschen kennen!" Der erste Eindruck, den Humboldts Gesicht macht, ist der einer genialen Leutseligkeit. Seine große, von der seit beinahe einem Jahrhundert eingesammelten Weisheit schwere Stirn neigt sich vorwärts und hängt gleich einer reifen Kornähre über seine Brust; doch wenn Sie unter dieselbe blicken, so treffen Sie auf ein Paar hellblaue Augen, die beinahe so glänzend und kräftig wie die eines Kindes sind. In diesen Augen lesen Sie dieses Vertrauen in die Menschheit, diese unsterbliche Jugend des Herzens, in deren Folge der Schnee von 87 Jahren so leicht auf seinem Haupte liegt. Sie vertrauen ihm bei dem ersten Blick gänzlich und Sie fühlen, daß auch er Ihnen trauen wird, wenn sie dessen würdig sind. Ich hatte mich ihm mit einem sehr natürlichen Gefühl von Hochachtung genähert, doch in fünf Minuten fand ich, daß ich ihn liebte, und ich konnte mich mit ihm so frei unterhalten wie mit einem Freunde meines eigenen Alters. Seine Nase, sein Mund und sein Kinn haben ganz den deutschen Charakter, dessen unvermischter Typus stets eine rechtschaffene Einfachheit und Redlichkeit ausdrückt.

Ueber den jugendlichen Charakter seines Gesichts war ich sehr erstaunt. Ich wußte, daß er im Laufe des letzten Jahres öfter unwohl gewesen war, und man hatte mir erzählt, er fange an, die Merkmale seines hohen Alters zu zeigen; ich würde ihn aber für nicht älter als 75 Jahre geschätzt haben. Er hat wenige und kleine Runzeln, seine Haut ist von einer Glätte und Feinheit, wie man sie bei einem Greise sehr selten sieht. Sein Haar ist allerdings schneeweiß, doch noch immer reich; sein Schritt ist langsam, aber fest; seine Thätigkeit grenzt fast an Rastlosigkeit. Von den 24 Stunden des Tags verwendet er nur vier auf den Schlaf, dann liest und beantwortet er die ihm täglich zugehende Masse von Briefen, und nicht ein einziger Gegenstand von einigem Interesse in irgend einem Erdtheile entgeht seiner Aufmerksamkeit. Ich habe nicht bemerkt, daß sein Gedächtniß, bekanntlich die Seelenkraft, welche am ersten abnimmt, ihm im geringsten untreu geworden ist. Er spricht schnell, augenscheinlich mit der größten Leichtigkeit, braucht sich weder im Englischen noch im Deutschen je auf ein Wort zu besinnen, scheint sich gar nicht bewußt zu sein, von welcher Sprache er Gebrauch macht, denn in dem Laufe unserer Unterhaltung wechselte er fünf- oder sechsmal mit der Sprache. Er blieb zu keiner Zeit mehr als zehn Minuten auf seinem Stuhle sitzen, stieg häufig auf und ging durch das Zimmer; dann und wann wies er auf ein Gemälde oder öffnete ein Buch, um eine Bemerkung näher zu belegen.

Er begann damit, von meiner Winterreise nach Lappland zu sprechen. „Weshalb wählen Sie den Winter dazu?" fragte er mich. „Ihre Erfahrungen werden allerdings sehr interessant sein, aber werden Sie nicht von der strengen Kälte leiden?"

„Das muß sich herausstellen," antwortete ich. „Ich habe jedes Klima versucht, das in der kalten Zone ausgenommen, ohne je davon angegriffen worden zu sein. Ich verlebte die letzten zwei Jahre meiner Reise in Ländern der heißen Zone und wünsche nun, den möglichst größten Contrast zu haben."

„Ich finde das sehr natürlich," bemerkte er, „und kann begreifen, wie Ihr Zweck bei Ihren Reisen Sie dahin leiten muß, solche Contraste zu suchen; Sie müssen aber eine merkwürdig gesunde Organisation besitzen."

„Sie wissen ohne Zweifel aus eigner Erfahrung," sagte ich, „daß nichts die Lebenskraft des Menschen besser erhält, als das Reisen."

„Sehr wahr," antwortete er, „wenn es nicht im Anfange tödtet! Was mich betrifft, so blieb ich auch, ebenso wie Sie, überall gesund. Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Südamerica und Westindien kam ich durch Gegenden, in denen das schwarze Erbrechen und das gelbe Fieber herrschten, und blieb unberührt davon."

Ich sprach von meinem beabsichtigten Besuch Rußlands und von meinem Wunsche, die russisch-tatarischen Provinzen von Centralasien zu durchreisen. „Die kirgisischen Steppen," sagte er hierauf, „sind sehr monoton; funfzig Meilen geben Ihnen das Bild von tausend; doch das Volk dort ist sehr interessant. Wenn Sie dahin zu gehen wünschen, so werden Sie keine Schwierigkeit finden, bis an die chinesische Grenze zu dringen." Er meinte aber, die südlichen Provinzen von Sibirien würden mich besser für meine Mühe entschädigen; die Scenerie am Altaigebirge sei großartig. In einer Stadt Sibiriens sah er von seinem Fenster aus elf mit ewigem Schnee bedeckte Berggipfel. Die Kirgisen, fügte er hinzu, gehörten zu den wenigen Racen, deren Gewohnheiten seit Jahrtausenden unverändert geblieben seien, und sie hätten die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß sie ein klosterartiges Leben mit einem nomadischen verbänden. Sie wären theils Buddhisten, theils Mohamedaner, und ihre Mönchssecten folgten den verschiedenen Stämmen auf ihren Wanderungen, wobei sie ihre Andachtsübungen auf den Lagerplätzen in einem von Speeren gemachten heiligen Kreise verrichteten. Er hatte ihre Ceremonien gesehen, deren Aehnlichkeit mit denen in der katholischen Kirche ihm sehr aufgefallen war.

Die Erinnerung an das Altaigebirge führte Humboldt ganz natürlich auf die Andes. „Sie haben Mexico bereist," sagte er; „stimmen Sie nicht mit mir in der Meinung überein, daß die schönsten Berge in der Welt jene einzelnen Kegel von ewigem Schnee sind, die sich aus der glänzenden Vegetation der heißen Zone erheben? Das Himalayagebirge kann, obgleich es höher ist, kaum einen gleichen Eindruck machen; es liegt weiter nach Norden, ohne den Gürtel der tropischen Gewächse, und die Abhänge desselben sind im Vergleich zu den Andes traurig und öde. — Sie erinnern sich des Orizaba," fuhr er fort; „hier ist der Kupferstich nach einer Zeichnung, die ich von demselben gemacht habe. Ich hoffe, Sie werden sie richtig finden." Er stand auf und nahm den Band der Kupferstiche, welcher die letzte Ausgabe seiner „Kleinern Schriften" begleitete, wandte ein Blatt nach dem andern um, und bei jedem Kupferstiche rief er sich eine Erinnerung seiner americanischen Reise zurück. Als er das Buch zumachte, sagte er: „Ich glaube noch immer, daß der Chimborasso der höchste Berg in der Welt ist."

Unter den Gegenständen in seinem Studierzimmer befand sich auch ein lebendes Chamäleon in einem Kästchen mit einem gläsernen Deckel. Dieses ungefähr 6 Zoll lange Thier lag faul und schläfrig auf einem Sandlager; eine große Fliege — die ohne es zu wissen zu seinem Mittagsmahl bestimmt war — kroch auf seinem Rücken. „Es ist mir eben," sagte Humboldt, „von Smyrna

zugeschickt worden; es ist sehr sorglos und in seiner Art unbekümmert." Eben öffnete das Chamäleon eins seiner langen, röhrenförmigen Augen und blickte uns an. „Eine Eigenthümlichkeit dieses Thieres," fuhr Humboldt fort," ist seine Fähigkeit, zu gleicher Zeit nach verschiedenen Richtungen sehen zu können. Es kann ein Auge gen Himmel richten, während das andere die Erde ansieht. Es giebt viele Geistliche, welche dieselbe Fähigkeit besitzen."

Nachdem er mir einige von Hildebrands Gemälden in Wasserfarben gezeigt hatte, kehrte er auf seinen Sitz zurück und fing an, über americanische Angelegenheiten zu sprechen, mit denen er ganz vertraut zu sein schien. Er sprach mit großer Bewunderung vom Oberst Fremont, dessen Niederlage bei der Präsidentenwahl er sehr bedauerte. „Es ist wenigstens ein sehr erfreuliches Zeichen," sagte er, „und ein gutes Omen für Ihr Vaterland, daß mehr als eine halbe Million Wähler einen Mann von Fremonts Charakter und Talenten unterstützten." In Bezug auf Buchanan sagte er: „Ich hatte vor kurzer Zeit Gelegenheit, in einem Briefe, der veröffentlicht worden ist, von seinem Ostender Manifest zu sprechen, und ich konnte den darin herrschenden Geist mit keinem mildern Ausdrucke als savage (wild) charakterisiren." Humboldt sprach auch von unseren Schriftstellern und fragte besonders nach Washington Irving, den er einmal gesehen hatte. Ich erzählte ihm, ich sei so glücklich, ihn zu kennen; ich hätte ihn kurz vorher, ehe ich von Neuyork abgereist sei, gesehen. „Er muß wenigstens 50 Jahre alt sein," sagte Humboldt. — Er ist 70, antwortete ich, aber so jugendlich wie immer. — „Ach!" sagte er, „ich habe so lange gelebt, daß ich das Bewußtsein der Zeit fast verloren habe. Ich gehöre dem Zeitalter Jeffersons an, und ich vernahm Washingtons Tod, während ich Südamerica bereiste."

Ich habe hier nur den kleinsten Theil seiner Unterhaltung wiederholt, die in einem ununterbrochenen Strome der reichsten Kenntnisse dahinfloß. Als ich sie, nachdem ich ihn verlassen hatte, in mein Gedächtniß zurückrief, war ich erstaunt darüber, wieviel Gegenstände er berührt, wieviel er gesagt oder geschienen hatte, in Bezug auf jeden gesagt zu haben; — denn er hat die seltene Fähigkeit, einen Gegenstand durch ein Paar klare Worte in das deutlichste und lebendigste Licht zu ziehen. Er dachte, wie er sprach, ohne Anstrengung. Ich möchte sein Gehirn mit der Quelle in Vaucluse vergleichen — ein stilles, tiefes, ruhiges Gewässer, ohne eine Welle auf seiner Oberfläche, das aber, sobald es überfließt, einen Fluß bildet. Er richtete viele Fragen an mich, ohne immer eine Antwort zu erwarten, denn die Frage rief in ihm oft eine Erinnerung oder irgend einen Gedanken zurück, die auszusprechen ihm Vergnügen gewährte. Ich saß oder ging und folgte als ein eifriger Zuhörer allen seinen Bewegungen und sprach wechselsweise Englisch und Deutsch, bis die Zeit, die er mir bewilligt hatte, verflossen war. Zuletzt erschien Seifert und sagte in einer zu gleicher Zeit achtungsvollen und vertrauten Art zu ihm: „Es ist Zeit!" — und ich nahm Abschied.

„Sie sind viel gereist und haben manche Ruine gesehen," sagte Humboldt, als er mir zum Abschied die Hand reichte, „jetzt haben Sie eine mehr gesehen." — Nicht eine Ruine, sondern eine Pyramide! lautete meine Antwort; denn ich drückte die Hand, welche die Hände Friedrichs des Großen, Forsters, des Begleiters des Capitäns Cook, Klopstocks und Schillers, Pitts, Napoleons, Josephinens, der Marschälle des französischen Reichs, Jeffersons, Hamiltons, Wielands, Herders, Goethe's, Cuviers, La Place's, Gay Lussacs, Beethovens, Walter Scotts — kurz jedes großen Mannes berührt hatte, den Europa in den letzten 75 Jahren hervorgebracht. Ich blickte in die Augen, welche nicht blos die lebende Geschichte der Welt, Scene auf Scene, vor sich hatten vorüberziehen sehen, bis die Schauspieler einer nach dem andern sich zurückgezogen, um nicht wiederzukehren, — in die Augen, die auch den Katarakt des Atures und die Wälder am Cassiquiari, den Chimborasso, den Amazonenstrom, den Popocatepetl, das Altaigebirge in Sibirien, die tatarischen Steppen und den caspischen See erblickt hatten. Solch ein glänzender Kreis von Erfahrungen ist wohl passend für ein Leben voll so großmüthiger Aufopferungen für die Wissenschaft. Ich habe niemals ein so erhabenes Beispiel hohen Alters, mit unvergänglichem Ruhm gekrönt, voll der reifsten Weisheit, durch die unvergänglichsten Eigenschaften des Herzens verschönert, gesehen. Eine Ruine? Nein, ein menschlicher Tempel, so vollkommen, wie ehedem das Parthenon. C—n.

Drei Tage in Malaga.

Nach Chr. K. F. Molbech.

1.

Hurrah! Unser Anker ist geworfen, unsere Segel sind gerefft, unsere Flagge ist aufgehißt, wir liegen in Malaga's Hafen. Mögen jetzt die Winde schlafen, so lange es ihnen beliebt, oder mögen sie schnurgerade nach Norden wehen, mag das Meer seine ungeheuren Glieder träg in der Sonne ausstrecken, oder wie ein streitlustiger Kämpe vorwärts stürmen: — ich bin gleich froh. Ich starre nicht mehr ungeduldig nach der Richtung des Wimpels, ich sitze nicht den langen Tag auf dem glühend heißen Verdeck und seufze nach einem erfrischenden, vorwärtstreibenden Windstoß, ich erwache nicht unruhig in der Nacht und stehe auf, um im Logbuch nachzusehen, wie weit wir gekommen sind; vergessen ist Sturm und Windstille, Kälte und Hitze, Sonnenschein und Regen, ich schwenke meine Mütze und rufe: Hurrah, wir sind im Hafen!

Rund um uns ist eine schwimmende Stadt von Schiffen mit breiten Straßen und schmahlen Gäßchen, mit langen Reihen von Barken, Briggs, Schoonern und Jachten, von deren Mastspitzen die Flaggen aller Nationen in buntem Gemische wehen. Ein verworrenes Getöse erschallt von allen Seiten, Pfeifen und Trommeln auf den spanischen Kriegsschiffen, Gesang der Matrosen in allen möglichen Sprachen, die spanischen Zahlen uno, dos, tres 2c. bis ciento, wenn Rosinenfässer und Weintraubenkrüge gezählt und eingeschifft werden; dazwischen Hundegebell, Hahnengekräh und das Geschrei von Schweinen, die geschlachtet werden, das Läuten von hundert und aberhundert Schiffsglocken, großen und kleinen, tiefen und hohen, hellen und dumpfen; die durchdringenden Rufe einer Menge von Jungen, die in ihren mit Trauben, Melonen, Fischen, Fleisch, Wein und Brot-angefüllten Booten zwischen

den Schiffen hin- und herrudern; überall Lärmen und Schreien, Stoßen und Drängen, Gesang und Gelächter: das ist eine wahrhaft babylonische Verwirrung.

Ein großes, schmuckes Boot mit einer bunten, gelben und weißen Zeltdecke, voller Herren in Uniform, legt zur Seite unseres Schiffs bei; die spanische Flagge hängt in Falten von der Stange herab und streift mit der Spitze das Wasser; die weißgekleideten Matrosen, mit gelben Schärpen um den Leib, ruhen auf den Rudern. Einer von der Quarantänecommission redet uns in schlechtem Französisch an und verlangt unsere Pässe und Schiffsjournale; wir werden in einer Reihe aufgestellt, und hierauf erhalten wir „Pratica", die Erlaubniß, Spaniens Boden zu betreten. Bisher waren wir Feinde, die Jeder scheuen mußte; jetzt werden wir laut als Freunde proclamirt und mannichfaltige Eingeborene, die in ihren mit Früchten, Wein und Fleisch beladenen Booten ungeduldig auf diesen Augenblick gewartet haben, stürmen sehnsuchtsvoll die Schiffstreppe herauf; Freude und Erwartung stehen auf ihrem Angesicht und in ihren ausgebreiteten Armen halten sie große Körbe mit Lebensmitteln, die sie uns wohlwollend anbieten — nur gegen dreifache Bezahlung. Mit Mühe wird das Verdeck von den ungebetenen Gästen gesäubert, einer nach dem andern plumpt schreiend und scheltend in sein Boot hinab, es herrscht eine allgemeine Verwirrung, ein Getümmel von Verfolgung und Flucht wie in einer Schlacht; das schallende Gelächter der Matrosen und gewichtige Flüche sind das Geschütz auf unserer Seite, während unzählige: Caramba! Carajo! von den Geschlagenen zu uns emporgesandt werden und wie matte Kugeln machtlos zurückfallen. Nur ein Fremder steht noch ruhig auf dem öden Wahlplatze, wo hier und da eine zertretene Weintraube, ein zerquetschter Apfel und eine ungeheure, glänzend gelbe Citrone vom Kampfe erzählen. Es ist ein kleiner, schmächtiger Mann. Er hat ein zusammengerolltes Bündel in der einen und einen Korb in der andern Hand, und sieht sich stolz und zufrieden um. Wenn nicht sein grüner Uniformsfrack und seine schnürenbesetzte Mütze bereits davon Zeugniß ablegten, daß er Militär ist, so würde es ein gewaltiger schwarzer Knebelbart, der von Ohr zu Ohr reicht, verkünden. „Was zum Teufel bist Du denn für ein Kauz?" fragt ihn der Capitän ganz freundlich, und als verstände er die Frage, antwortet er lächelnd: „Aduanero, Señor Capitan." — „Ein Zollbeamter, der wahrscheinlich beim Löschen zugegen sein soll," erklär' ich dem Capitän, nicht wenig stolz auf meine Fähigkeit, einen ächten, eingebornen Spanier verstehen zu können. Darauf nähere ich mich dem Fremden und versuche ein Gespräch einzuleiten. Und er, über alle Maßen erfreut, unter diesen nordischen Barbaren Einen zu treffen, der wenigstens einige Worte in seiner Sprache reden kann und seinen Wunsch, mehr zu lernen, ausdrückt, legt sein Bündel — das ist sein Bett — zu seiner Seite nieder, setzt den Korb — das ist seine Küche und Speisekammer — auf die andere Seite, greift in die Tasche, zieht ein Bund kleiner Papiercigarren hervor und präsentirt mir dieselben mit einer Verbeugung und einem zugleich ceremoniellen und wohlwollenden: „Sirvase Usted." Darauf setzen wir uns nieder und beginnen, so gut es gehen will, ein Gespräch. Das Meiste von Dem, was er sagt, übersteigt freilich meine Fassungskraft und ich, der ich im Gebrauch der spanischen Verba noch nicht sonderlich stark bin, führe meinerseits das Gespräch, indem ich eine Menge Substantiva nenne, wie man Perlen auf eine Schnur reiht; aber er ermuthigt mich fortwährend: „Usted habla muy bien," und ich bekomme wirklich zuletzt aus seinen Reden soviel heraus, daß er Don Juan Sebastian de Agrela heißt, „sehr adlig", mit einer „sehr adligen" Dame verheirathet und Vater zweier Kinder ist, und daß er sein Amt (einen Zolldienst!) mehr zum Vergnügen als aus Noth bekleidet; denn er besitzt ein Landgut einige Meilen von Malaga; dort lebt seine Familie und dort verbringt er selbst den größten Theil des Jahres. Und während er dies erzählt, schiebt er die Mütze zurück, streicht sich den Knebelbart und nimmt eine Miene voll Selbstgefühl an, als glaube er das Alles. Da ich ihn mit großer Andacht anhöre, ihm eine Cigarre biete und einen Platz für seine Matratze in meiner Kabuse verspreche, so werden wir bald die besten Freunde von der Welt; er öffnet sogar seinen Korb und schneidet eine saftige Wassermelone an, damit ich die Früchte seines Vaterlandes koste und bewundere.

Inzwischen beginnt der Abend sich zu senken, es ist zu spät, ans Land zu gehen, und ich muß mich damit begnügen, ungeduldig und erwartungsvoll die Küste aus der Entfernung zu betrachten. Rings um den Hafen, der gegen Westen durch den vorspringenden Strand, gegen Osten durch eine kunstvoll angelegte Mola, auf deren äußerstem Ende ein weißer Leuchtthurm bereits seinen Lichtschein ausstrahlt, vor den Wogen des Mittelmeeres geschützt wird, ziehen sich die Straßen und weißen Häuser der Stadt in einem Halbkreis; aber sie sind zu weit entfernt, als daß ich die Einzelheiten unterscheiden könnte. Ich kann nur sehen, daß die ganze Stadt sich an einem sanften Abhange hinaufzieht und sowohl im Rücken als auf den Seiten von braunen, unfruchtbaren, verbrannten Bergen gestützt wird; die schneeweißen Gebäude auf dem dunklen Hintergrund gleichen in der Abenddämmerung Schneemassen, welche die stürmende Brandung auf die Riesensteine einer Meeresküste geworfen hat. Hoch gegen Nordosten, auf einem nackten Felsen, liegt die alte, erinnerungsreiche maurische Festung Gibralfaro, und schaut finster und drohend über Stadt und Meer nach Africa's fernem, glühendem Strande hinüber. Denkt sie etwa an die Zeiten, wo der Halbmond von ihren Zinnen winkte, turbanbekleidete Krieger hinter den Mauern auf Wache lagen, der Name Allahs und des Propheten von den schlanken Minarets herab gepriesen ward? Sie sah das Haupt ihres letzten Kriegers im Staube rollen, sah seine Weiber und Kinder mit auf den Rücken gebundenen Händen dem Siegeszuge der christlichen Fürsten folgen, sah seine Felukke, von spanischen Schiffen gejagt, mit vollen Segeln nach Africa hinüberfliehen. Die untergehende Sonne scheint auf die rothbraunen Thürme der Burg, sodaß sie gewissermaßen eine blutige Farbe bekommen, und auf eine lange, nackte, bräunliche Mauer, die von der Festung nach der Stadt hinabläuft; fast scheint es, als strecke der alte, steinharte Kämpe seinen sonneverbrannten Arm noch immer über die furchtsame Stadt aus und drücke sie in den Staub. Und es gab eine Zeit, wo diese Mauern und Thürme roth von Blut waren, wo ein gewaltiger sehniger Arm mit einem eisernen Scepter die Stadt von dort oben regierte. Das war damals, als Hamet Zeli, mit dem Beinamen el Zegri, vormals Ronda's Vertheidiger, mit seinen Kriegern in Gibralfaro wie ein Adler im Horste saß und die reiche Handelsstadt wie einen zitternden Vogel in seiner Klaue zusammenpreßte, doch nicht um sie zu

vernichten, sondern um die feigen Kaufleute zur Vertheidigung ihrer Heimath und ihres Heerdes gegen die Christen zu zwingen. Damals war Malaga ganz von hohen, starken Wällen und vielen Thürmen umgeben; die Brandung schlug an gewaltige Grundmauern von Stein und die Klippen standen damals wie jetzt schützend dahinter. Zwischen den Stürmen und über die ernsten Mauerzinnen ragten Orangenbäume und Palmen empor; hangende Gärten voll Myrten, Rosen und Granatäpfelbäumen wechselten mit befestigten Bastionen und dicken, kugelfesten Vormauern ab; es war zugleich ein freundlicher und drohender Anblick.

Allein Ferdinand der Katholische und seine Gemahlin Isabella hatten geschworen, die Stadt einzunehmen; sie hatten dieselbe zu Land und zu Wasser eingeschlossen; eine doppelte Reihe schwerer, gut bemannter Galeeren sperrte den Hafen, wo jetzt die Handelsschiffe liegen, von der einen Küste zur andern; auf allen Bergen ringsherum lagen Truppen; zur Rechten hatte der König selbst sein Lager, wo prächtige seidene Zelte in der Sonne glitzerten und Castiliens königliches Banner wehte; zur Rechten vertheidigte der tapfere Ritter Rodrigo Ponce de Leon, Marquis von Cadiz, eine der Anhöhen, welche beinahe das stolze Gibralfaro beherrschten. Tag und Nacht erscholl das Jammergeschrei der Verwundeten und der Jubel der Sieger, das Sausen der Pfeile und der Klang der Schwerter, die Stöße der Mauerbrecher und das Gedröhn der plumpen Kanonen der Spanier; für die Belagerten war keine Hülfe zu erwarten, denn Boabdil in Granada war Ferdinands Vasall und der alte el Zegri saß wie ein Flüchtling in Guadix; jeder Eingang und Ausgang war verstopft, die Lebensmittel waren aufgebraucht, und die abgezehrten Männer hatten kaum noch Kraft, um das Schwert zu heben, die weinenden Weiber ihren Kindern keine Muttermilch zu geben; täglich sahen sie große Haufen Getreide und Früchte im spanischen Lager schimmern, aber zu ihnen kam nicht ein einziges Brot, nicht eine einzige Feige, nur Pfeile und glühende Steine wurden ihnen entgegengeschleudert; täglich beschworen sie den unerbittlichen Hamet, den Aufforderungen des christlichen Königs zur Uebergabe zu gehorchen: — er schlug sie ab und kämpfte standhaft, obschon Mauern und Thürme um ihn zusammenstürzten und seine eigenen Landsleute sich gegen ihn verschworen. Schritt für Schritt kämpfend zog er sich in seinen Horst zurück und schloß sich daselbst mit seinen auserwählten Kriegern ein, während die heilige weiße Fahne, welche ihm ein Derwisch gegeben hatte und durch die er zu siegen erwartete, stolz von Gibralfaro's höchstem Thurme herabwallte. Aber die Noth stieg, der bleiche Hunger stahl sich in die Burg, und seine Mannen starben um ihn; da that er zuletzt einen rasenden Ausfall, Mann gegen Mann kämpften die Mauren und die Christen, die Schwerter blitzten, die Schilder erklangen und das Blut floß in Strömen; da traf ein Stein den heiligen Derwisch, sterbend sank er, das weiße Banner ward aus seiner Hand gerissen, und Entsetzen ergriff jetzt die Schaaren der Mauren: „Flieht, Allahs Mond scheint nicht mehr; er hat unser Leben in die Hände der Ungläubigen gegeben!“ und in wilder Flucht stürzten die noch Uebrigen in die Stadt zurück. Da ergab sich Malaga; unter Pauken- und Trompetenklang zog der katholische König an der Spitze seines Heeres durch das offene Thor; seine Gemahlin ritt ihm auf einem weißen arabischen Zelter, den man ihr als Zeichen der Huldigung gesandt hatte, zur Seite; vor ihnen ward das zerknickte und blutige Banner der Feinde getragen, und Castiliens Fahne wehte hoch in der Luft. Die Krieger und Kaufleute verbargen sich in ihren Häusern, die Weiber knieten weinend auf den Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, und flehten um Gnade; aber sie wurden Alle, Männer, Weiber und Kinder, bis auf wenige Auserwählte, zu Sklaven gemacht. Noch zwei Tage saß el Zegri mit der kleinen Schaar seiner treuen Krieger ohne Wein, ohne Brot, ohne Oel hinter den starken Mauern der Festung eingeschlossen; da erst sandten sie, vom drohenden Hungertode gezwungen, einen Herold in die eroberte Stadt hinab und baten um Frieden. Die Pforte des Schlosses öffnete sich und ein kleines Häuflein ermatteter, bleicher, hohlwangiger Männer, ihren tapfern, allzu tapfern Häuptling an der Spitze, wanderte langsam mit gebeugtem Haupte und trotzig zusammengebissenen Lippen zwischen den beiden Mauern, welche die Festung mit der Stadt verbanden und von denen die eine noch übrig ist, den Berg hinunter. Ihre Waffen wurden zerbrochen, ihre Hände gebunden und sie selbst landeinwärts gesandt, um in den Bergfestungen Sklavendienste zu leisten. Ferdinand und Isabella aber machten eine reiche Beute an Gold und Silber, an Edelsteinen und kostbarem Räucherwerk, an feinen orientalischen Schleiern und prachtvollen Teppichen; und so wurde Malaga erobert.

Jetzt werden ringsumher auf den fremden Schiffen Hunderte von Lichtern angezündet und Tausende scheinen durch die Fenster der Stadt; aber im Hafen ist es still. Ich höre nur die Wellen ans Schiff schlagen und dann und wann das Plätschern eines Ruders im Wasser, wenn einer von den Schiffern, der bei einem andern auf Besuch gewesen ist, nach seinem eignen, schwimmenden Hause zurückgerudert wird. Die große Kirchenglocke in Malaga schlägt Zehn und ein sanfter Landwind trägt die Schläge hell und volltönig zu uns heraus. Eine Schiffsuhr schlägt, darauf eine zweite, eine dritte und noch viele; es ist gleichsam, als hätten sie auch verschiedene Sprachen, so verschieden sind ihre Töne.

Kaum werden die Thürme des Castells und die äußersten Bergspitzen wieder von der aufgehenden Sonne vergoldet, so springe ich schon, brennend vor Ungeduld, in die Jolle; sie stößt ab und windet sich zwischen den Schiffen nach dem offenen Bassin vor dem Landungsplatze hindurch. Buntbemalte Boote, rothe, grüne, schwarze und weiße, durchschneiden das Wasser in allen möglichen Richtungen; große, mit Früchten beladene Prahme arbeiten sich langsam in dem Gewimmel vorwärts und schieben die kleineren Boote zur Seite; Rufen und Schreien, Fluchen und Schelten läßt sich in allen möglichen Zungen rings um mich vernehmen. Ich erreiche die große Steintreppe, mit einem Sprunge bin ich aus dem Boote, es stößt ab, und da stehe ich zum ersten Male allein in einem fremden Lande, wo ich weder Weg noch Steg weiß, wo ich von Niemand gekannt werde und Niemand kenne, nicht den dritten Theil von dem verstehe, was um mich herum gesprochen wird, und meine eigne Sprache wie eine Münze, die nicht gilt, nutzlos verborgen bleibt. Aber ich habe nicht Zeit schwermüthige Betrachtungen anzustellen oder mich einsam zu fühlen; das fremde Leben reißt mich in seinen Wirbel, es zieht mich mit sich fort, es betäubt und berauscht mich; es ist mir zu Muthe, als träumte ich. Wie durch einen Zauberschlag steh' ich plötzlich im glühenden Sommer eines südlichen Landes, mitten im bunten Volksleben einer südlichen

Nation, unter Männern und Frauen, deren Gesichtszüge und Tracht mir fremd sind, vor Gebäuden, deren Form mir neu ist, zwischen großen Bäumen und Prachtblumen, die ich entweder nie zuvor, oder höchstens als kleine Pflanzen in Blumentöpfen gesehen habe. Die ganze staubige weiße Küste ist voller Menschen, Männer, Weiber und Kinder, voller Thiere, Pferde, Maulthiere, Esel, Ochsen, Hunde und Ziegen, voller Wagen und Karren, voller Tische und Bänke, voller Kasten und Kisten; — alle möglichen Farben sind unter einander gemischt wie auf einer ungeheuern Palette. Hier steht ein halbes Hundert brauner, sonneverbrannter Lastträger in einer langen Reihe vor einem Packhause gleich am Strande; einige derselben haben nur ein Paar Sommerbeinkleider, andere nur ein Hemde an und ein buntes Tuch um den Kopf; von Hand zu Hand wandern Rosinenkisten, Traubenkrüge, Weinfäßchen und Oelflaschen aus dem Packhause in den großen Prahm, der an der Treppe liegt und dies Alles zusammen an Bord der fremden Schiffe bringen soll. Hierher kommt eine Schaar Maulthiere und Esel schreiend und trampelnd inmitten einer Staubwolke aus der Stadt; sie sind mit rothem und blauem Geschirr herausgeputzt, einige haben Federbüsche auf der Stirn und Glocken am Halse, und auf ihrem Rücken sind Berge von Rosinenkisten oder geflochtene Körbe mit Melonen, Zwiebeln, Feigen, Trauben und Weinfässern aufgestapelt. Hinter ihnen kommen die Treiber gelaufen, jauchzen und schreien, schlagen sie mit dem Stock und werfen sie mit Steinen, um sie anzutreiben. Hier tummelt sich eine Menge nackter, von Schmutz und Sonne graubrauner, durch einander schreiender Betteljungen mit langen, rabenschwarzen Haaren herum; sie werfen einander Hände voll Staub ins Gesicht, und wenn eine Last Früchte vorbeikommt, so stehlen sie aus den Körben und machen sich dann, von den Führern verfolgt, nach der Stadt zu auf die Beine. Hierher kommt ein Zug plumper Lastwagen aus weiter Ferne langsam durch das Staubmeer gerollt. Auf den Seiten und oben ist der Leiterwagen mit geflochtenen Bastmatten bedeckt, so daß nicht ein Sonnenstrahl hineindringen kann; Früchte aller Art liegen darin aufgestapelt, und mitten unter ihnen liegt der faule Bauer mit dem Hut über die Augen halbschlafend ausgestreckt; denn der eine Wagen geht in der Spur des andern, und wenn nur der eine recht gelenkt wird, so folgen die andern von selbst nach. Jeden der ungeheuern zweiräderigen Frachtwagen ziehen zwei gewaltige Ochsen mit langen spitzen Hörnern, die Köpfe unter das Joch gebeugt und mit den rothen Augen wild zur Seite stierend, aber vor Wärme keuchend und sich langsam vorwärts schleppend. Dann und wann bleibt ein Wagen stehen; da wacht der Bauer auf, greift nach seinem Stabe und läßt denselben mit einem: „Carajo, pugnela! anda buey!“ schwer auf den Rücken der trägen Thiere fallen, bis sie sich wieder in Bewegung setzen. Andere Karren, gleichfalls von einem Strohgeflecht umgeben und mit eingepackten Früchten angefüllt, werden von Maulthieren gezogen, von denen das eine vor das andere gespannt ist, und oben auf jedem Wagen liegt ausgestreckt ein langer, sonneverbrannter Kerl mit kohlschwarzen Augen und einer stolzen, gleichgültigen Miene. Um seine Schultern hängt eine schwarze oder gelbe Sammetjacke, an den Beinen trägt er kurze, an den Knieen aufgeschlitzte Sammethosen und die Waden sind in gewaltige Ledergamaschen eingeschnürt; um den Kopf ist ein rothseidenes Tuch gebunden und auf diesem sitzt lose der breitrandige, niedrige andalusische Hut mit den beiden großen schwarzen Quasten, der bis weit in die Stirn hinab vor der Sonne schützt. Hier kommt ein Esel im Gallop angesetzt; ein Knabe sitzt rittlings, aber weit hinten, beinahe am Schwanze auf seinem Rücken und sticht und schlägt ihn aus Leibeskräften; dort wandert ein Bauer langsam mit einer Kuh und einigen Ziegen über den Platz. Dazwischen bewegen sich Kaufleute und deren Schreiber, welche die Einschiffung beaufsichtigen sollen, ernst, gravitätisch, oder flink hin- und herlaufend, vom Kopf bis zum Fuß weißgekleidet, mit breiten Strohhüten. Hier geht ein Wasserverkäufer mit seiner Tonne auf dem Nacken und einem Glas in jeder Hand und ruft sein langgezogenes: Agua fresca! Agua con limon! Dort kommt ein Fischhändler langsam einhergewatschelt; er hat beide Hände in die Seite gestemmt und auf jedem Arm über den Elnbogen hängt in einem doppelten Stricke ein geflochtener Graskorb voll winziger Fische, die im Hafen gefangen werden. Hier sitzt ein Limonadenhändler mitten auf dem Wege, auf der Kante seines Schubkarrens, in dem eine Wassertonne, Gläser und Citronen stehen; in ein Loch des Karrens hat er einen großen Schirm gesteckt, und sowie die Sonne höher emporsteigt, dreht er sich mit dem Schatten des aufgespannten Schirms. Dort sitzt ein schläfriger Wechsler und nickt vor seinem Tische mit Kupfermünzen, und an seiner Seite, wo eine Akazie einen leichten Schatten über den Staub wirft, liegen zwei Kerle und spielen, mit ihren dampfenden Cigarritos im Munde, Karte. Leichtfüßige Dienstmädchen, mit schwarzen Tüchern um den Kopf und sich mit schwarzen Fächern vor der Sonne schützend, eilen längs der Häuser hin und zurück, bleiben einen Augenblick stehen, um mit einander oder mit einer vorbeireitenden Mannsperson zu plaudern, und setzen darauf hastig ihren Weg fort. Dann und wann eilt ein Reiter in schnellem Trab auf einem andalusischen Renner über den Platz, oder eine Kutsche mit Bedienten vorn und hinten fährt, von Staubwolken umgeben, mitten durch das Gewühl nach den Badehäusern am Strand hinab. Um den Kai herum ist ein Gewimmel von Thieren und Menschen, wie wenn Bienen sich am Eingange ihres Korbes zusammendrängen; ein Schreien und Kreischen, ein Wiehern und Brüllen von Käufern und Verkäufern, von Eseln, Pferden und Ochsen, ein unablässiges Bimmeln und Klingeln der Glocken der Maulthiere, ein Rasseln und Rumpeln von Wagen, ein Knacken und Krachen von Planken, Kisten und Kasten ohne Ende. Weißgraue Staubwolken, durch welche die glühenden Sonnenstrahlen schimmern, hüllen zuweilen das Ganze in ihren dichten Qualm.

Von dem Zollhause stürze ich mich auf gut Glück in eine der engen Gassen, biege aus dieser in eine zweite und eine dritte ein, und habe jetzt bereits die Richtung verloren, so daß ich nunmehr ebenso gut der Nase nach gehen und mich inzwischen rechts und links umsehen kann. Wie schmahl sie sind, diese Gassen! Es giebt kaum drei oder vier, die eine doppelte Wagenbreite haben; dort begegnen sich eben zwei Karren und versperren die ganze Straße sowohl für die Fußgänger als für einander. Da beginnt ein Zank zwischen den Fuhrleuten, sie springen von ihren Wagen herab, aber sie schreien und gesticuliren nicht; ruhig, fast drohend blicken sie einander an und wechseln einige Worte, die ich nicht verstehe, die Vorübergehenden schlagen sich ins Mittel, endlich giebt der Eine nach und schiebt sein Maulthier zurück und aus der Gasse hinaus, der Weg ist wieder frei und ich gehe weiter. Ich wandere aus der einen

Straße in die andere, sie sind alle schmahl, ein Trottoir findet sich nur hier und da, Rinnsteine nirgends. Aber diese enge Bauart gewährt in der glühenden Mittagshitze einen wohlthuenden Schatten und an Licht fehlt es nicht, da die Häuser im Allgemeinen nur zwei Stockwerke hoch sind. Sie bieten mit ihrem weißgrauen oder gelben Anstrich, ihren platten Dächern, ihren großen Fensteröffnungen und ihrer Straßenthür, zu welcher einige Stufen hinaufführen, einen freundlichen Anblick. Die Fenster sind durch grüne Jalousien verdeckt und meistens stark mit Eisenstangen verbarricadirt; ungeachtet ich mich nach rechts und links umschaue, bekomme ich doch Nichts vom Innern zu sehen. Im ersten Stockwerk sind gemeiniglich alle Fenster durch einen langen Altan verbunden, auch hangen daselbst lange, gestreifte Gardinen von den obersten Fensterrändern über das Eisengitter, aber ich kann doch zuweilen sehen, daß drinnen Alles voll Blumen und Schlingpflanzen ist, die sich bereitwillig an den Eisenstangen hinaufwinden; ich kann sehen, daß die Damen des Hauses auf dem Altan sitzen, und dann und wann wird auch ein Zipfel der neidischen Gardine zur Seite geschoben und ein Paar schwarze Augen gucken neugierig zwischen dem Gitter und den herabhangenden Ranken hindurch dem vorbeiwandernden blondhaarigen Fremdling nach. Im Parterre sind Werkstätten aller Art: da steht der Tischler und hobelt bei offenen Thüren und der Bäcker bäckt seine Kuchen so gut wie auf der Gasse; der Schmied hämmert, daß die Funken um mich herumsprühen, ja der Klempner, der Zinn zum Löthen schmelzen will, hat bei seinem Nachbar gegenüber, dem Zimmermann, einen Haufen Hobelspähne bekommen, die er mitten auf die Gasse legt, anzündet und seinen Topf darüber stellt. Ich springe mit einem Satze über Topf und Holzstoß, und mit einem zweiten Satze bin ich zur Straße hinaus und stehe auf einem großen Markt. Da liegen schöne, rothwangige Aprikosen und gelbe Zuckermelonen, große weiße Zwiebeln, grüne und blaue Feigen, und halbgeöffnete blutrothe Granatäpfel neben einander aufgestapelt. Durchschnittene saftige Wassermelonen sind in Pyramiden aufgeschichtet und der scharlachrothe spanische Pfeffer strahlt aus den gefüllten Körben. Meine Augen weiden sich am ungewohnten Anblick dieser „fruchtbaren Herrlichkeit“ des Südens, und lange kann ich meiner Begierde nicht widerstehen: ich kaufe für einen Real blaue und grüne Malagatrauben und, die Hände voll, wandere ich essend auf dem Markt umher und betrachte alle meinem Auge sich darbietenden Scenen.

Auch hier wimmelt es von Wasserverkäufern und Limonadenhändlern; der Handwerker und Lastträger bleibt einen Augenblick vor der wandernden Wassertonne stehen, trocknet sich den Schweiß von der Stirn, während der Aguador eine halbe Citrone in das Glas preßt, bezahlt, trinkt und weiter geht. An jeder Straßenecke sitzt ein Mann oder eine Frau unter einem Regenschirm mit einem Tisch voll Kupferpfennige, und obgleich halb schlafend, haben sie doch ein instinctmäßiges Gefühl drohender Gefahr, wenn zuweilen ein oder der andere Lazzarone ihrem Schatze zu nahe kommt; da fahren sie aus dem Schlaf empor und ihren Lippen entströmen wohlklingende Worte, die jedoch vermuthlich in den Ohren des Betreffenden keinen so guten Klang haben wie in den meinigen; denn er läßt sie hangen und schleicht vorüber. In einem Winkel sitzt ein kleines Mädchen auf einem Stein; die braunen Schultern lugen aus dem zerlumpten Röckchen hervor und die Füße sind nackt; lange schwarze Haare hangen wie ein Rahmen um das sonneverbrannte Gesicht, und mit klugen Augen blickt es mich an und bietet mir einen Graskorb voll rothbrauner Früchte, die großen Blumen ähnlich sind, während sie freundlich und einschmeichelnd sagt: „Chumbos, Señor! muy buenos!“ Da ich Miene mache einige der unbekannten Früchte zu kaufen, so beginnt sie mit einem Messer die Haut derselben abzuschälen, so daß das rothe Fleisch zum Vorschein kommt; allein ich, bei dem das Reinlichkeitsbewußtsein noch nicht ganz erstorben ist, sehe aufs Messer und auf ihre Finger und zeige auf die ungeschälten, um ihr zu verstehen zu geben, daß ich von diesen wünsche. Sie sagt Etwas, Gott weiß was, und bleibt dabei mir die zubereiteten Früchte hinzuhalten; da beschleicht ein schändlicher Argwohn meine Seele, daß die, welche sie geschält hat, vielleicht weniger gut als die anderen seien; ich greife trotz ihren Einreden selbst in den Korb und nehme zwei oder drei von den ganzen „Chumbos“, lasse sie aber hurtig wieder fallen; denn sie sind voll kleiner Stacheln, die sich in meine Finger einbohren. Das Mädchen lacht und ärgerlich eile ich davon und ziehe die Dornen mühsam aus der Hand. So mache ich mit den sonst so wohlschmeckenden Früchten der über den ganzen Süden verbreiteten Ficus Indiac, einer mächtigen, üppig wachsenden Kaktusart, Bekanntschaft. Statt der Schnorrwagen sehe ich Esel, mit großen Körben auf dem Rücken über den Platz wandern, und hinter ihnen Jungen, die alles als überflüssig aus den Häusern Geworfene auflesen und in die Körbe thun.

An der Ecke der Straße, in die ich jetzt einbiege, liegt eine Posada, ein Wirthshaus; in der Thüre stehen ein Paar schmucke, rüstige Bauerbursche in schwarzen Sammetjacken mit silbernen Knöpfen, rauchen ihre Cigarre und sehen auf die Straße hinaus; ihre Maulthiere stehen vollgepackt, mit bunten Schnüren und Schellen geschmückt, im Hofe am Wassertrog. Gerade gegenüber auf dem andern Trottoir liegt eine zerlumpte Familie im Schatten ausgestreckt und hält ihre Mittagsmahlzeit. Der Mann verzehrt seelenvergnügt ein Stück Weißbrot mit einer Zwiebel, neben ihm liegt sein Sohn auf dem Knie und hält einen irdenen Topf über einem Feuer von zusammengekehrten Strohhalmen und Hobelspähnen, während die Mutter mit einer Art Quirl den Inhalt des dampfenden Topfes umrührt. Ein magerer Hund steht, mit dem Schwanze wedelnd, in einiger Entfernung und betrachtet wie ich die malerische Scene. Am andern Ende der Gasse, wo dieselbe in eine breitere, bevölkertere Straße ausläuft, komme ich an einer kleinen Capelle vorbei, die eigentlich nichts Anderes als eine große Nische in der Mauer des Hauses ist; über einem mit Blumen geschmückten Altare hängt ein Bild der Jungfrau Maria in Glas und Rahmen, und eine Lampe wirft einen schwachen, vom Tageslicht gedämpften röthlichen Schein über die Wand. Die Vorübergehenden lüften den Hut oder verneigen sich, drinnen kniet ein altes Weib mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen. Wie schön es ist inmitten des Getümmels und Lärmens der Stadt diesen stillen, friedlichen Zufluchtsort zu sehen, wo der geschäftige Wanderer seine zerstreuten Gedanken sammeln und einen Augenblick beten kann, ehe er wieder an sein Tagewerk geht! Durch einen netten Bazar mit allerhand Boutiquen komme ich auf einen großen, länglich viereckigen, von schmucken hohen Häusern umgebenen Markt. An dem einen Ende ist eine Wache, die Soldaten stehen unter Gewehr und die Trommeln werden gerührt; auf der Vorderseite des Gebäudes liest man

in großen vergoldeten Buchstaben: Plaza de la constitucion. Gerade gegenüber auf der anderen Seite sehe ich das Schild eines Kaffeehauses; ich bin müde und warm, und sehne mich nach Ruhe; ich gehe eine steinerne Treppe hinauf, komme durch einen langen Gang und stehe jetzt in einem freundlichen, länglich viereckigen Hofe, der mit Marmorquadern belegt und über den eine bunte, blauundweiße Zeltdecke ausgespannt ist. Weinranken schlingen sich an den Wänden hinauf und schwere blaue Trauben lugen aus dem hellgrünen Laube hervor; mitten auf dem Hofe sendet ein plätschernder Springbrunnen seinen Strahl ein Paar Ellen hoch in die Luft, von wo derselbe wieder wie ein feiner Regen in das Marmorbassin herabfällt. Ringsherum sitzen an kleinen Tischchen die ernsten Spanier mit dem Hut auf dem Kopfe und der Papiercigarre im Munde, sprechen mit einander oder spielen Schach. Ich setze mich in einer Ecke an einen Tisch, der Marqueur steht an einem anderen Tische, spricht mit zwei Herren und thut, als schenke er meiner Ankunft keine Aufmerksamkeit. Ich klopfe auf den Tisch, er hört nicht; ich rufe: „Mozo!" er dreht langsam den Kopf nach mir um, nickt mit Würde und setzt alsdann sein Gespräch fort. Zum Teufel mit Deinen spanischen Mucken! denke ich und schaukle mich ungeduldig auf dem Stuhle hin und her; aber das hilft nichts, er kommt erst als die Unterhaltung zu Ende ist und ich im Begriff bin meines Weges zu gehen. Ich bestelle ein Glas Limonade und er nickt wieder gravitätisch mit dem Kopfe, aber weit entfernt seine frühere Saumseligkeit durch eine verdoppelte Eile wieder gutzumachen, geht er langsam, mit stolzer Haltung, als wäre er ein Grande oder als gehörte er wenigstens zu Spaniens Nobleza, hinaus, um das Bestellte zu holen. Auf dem Wege trifft er einen anderen Marqueur; nun bleibt er wieder stehen und spricht einige Worte mit ihm, und ich höre, daß sie einander vollkommen ceremoniell mit Señor anreden; darauf geht jeder seinem Geschäfte nach und endlich bekomme ich meine Eislimonade, die aber auch so vortrefflich ist, daß ich die Grandezza des Marqueurs vergesse. Ich trinke sie, rauche eine Cigarre und eile sodann wieder ins Leben hinaus, um zu sehen und mich zu verwundern.

Hier und da, wo ich vorbeigehe, steht eine Thür offen, und ich kann nicht umhin durch die lange, mit Fliesen belegte Hausflur in den kleinen Hof zu gucken, der stets reinlich und hell, oft von viereckigen Säulengängen umgeben und in der Mitte mit einem Brunnen oder eine Fontäne geschmückt ist. Ringsherum stehen Myrten und Orangen in Blumentöpfen, und der Hof wird durch eine ausgespannte Decke oder durch ein ganz von Ranken, welche zu dieser Zeit voll reifer Trauben hingen, überwachsenes Holzgitter vor der Sonne geschützt. Eine einzige Libreria sehe ich auf meinem Wege, kenntlich durch Heiligenbilder aller Art, die, mit französischen Lithographien und Strauß' neuestem Walzer untermischt, in einem Glaskasten vor dem Fenster hangen. Ich trete in die Buchhandlung und frage nach einem guten Reisehandbuch, einer neuen Ausgabe des Don Quixote und einer spanischen Litteraturgeschichte; die beiden ersten Bücher bekomme ich, das letzte aber existirt der Versicherung des Buchhändlers zufolge gar nicht; doch findet er nach langem Suchen eine Uebersetzung von Schlegels: „Ueber dramatische Kunst und Litteratur" und präsentirt mir dieselbe als ein ausgezeichnetes Originalwerk eines spanischen Verfassers. Zum Abschied verehrt er mir einen Katalog über das Sortiment der Buchhandlung an Schriften und Musikalien, und ich kann daraus ersehen, daß man in Malaga wie in der ganzen Welt nicht viel Anderes als französische Romane und Schauspiele liest und sich dazu mit deutscher Tanzmusik accompagnirt.

Aus einer der engeren Gassen trete ich auf einen offenen kleinen Platz und stehe auf einmal vor der großen Kathedralkirche, einem schmucken Gebäude in gemischtem, halb gothischem Styl, von oben bis unten mit gelblichem Cement bekleidet, mit großen, gewölbten Fenstern und Thüren und einem hohen Thurm. Ich gehe eine Marmortreppe hinauf, durch den großen Eingang, ziehe einen Vorhang zur Seite und stehe nun zum ersten Male in einer katholischen Kirche. Ein starker Weihrauchgeruch wallt mir entgegen, das mystische Halbdunkel erlaubt mir erst allmählich die mich umgebenden Gegenstände zu unterscheiden und meine noch nicht von der naseweisen Neugier des Touristen verdrängte Ehrerbietung vor dem Heiligen macht, daß ich mich im Hintergrunde der Kirche halte und die vielen Nischen mit Altären, welche die Seitengänge erfüllen, nicht genauer untersuche. Hier und da kniet eine Gestalt auf dem steinernen Fußboden, meistens Frauenzimmer aus den niederen Ständen, jede vor ihrem Heiligen, sich bekreuzend und leise murmelnd. Chorknaben in weißen Kleidern gehen auf und ab und schwingen silberne Rauchfässer; vor dem prachtvollen, mit Marmor bekleideten, von vielen Wachslichtern strahlenden Hochaltar, welcher frei im Mittelschiffe steht, bewegen sich Priester in rothen Sammettalaren hin und her, lesen Messe, bekreuzen und verneigen sich, während die Knaben räuchern und mit kleinen Silberglöcklein schellen; von Zeit zu Zeit fällt die Orgel ein, mitunter ernst, meistentheils aber munter, fast lustig. Aber das Ganze ist so todt, so stille; die wenigen Menschen, kaum zwanzig aus der ganzen Gemeinde, die große Geräumlichkeit, die unter den leeren Gewölbbögen widerhallende Stimme des einzelnen Priesters: Alles trägt dazu bei in meinem Geiste die Vorstellung von einem Feste in einem Hause, dessen Herr nicht zugegen ist, hervorzurufen. Nur eine Partie der Kirche, oder vielmehr vor derselben, spricht mein Gefühl an. In einer Ecke des einen Seitenganges steht eine Thür offen und das helle Tageslicht fällt von außen herein auf einen Altar dicht neben der Thür mit einem buntgeschmückten Marienbild und lebenden Blumen in Gläsern vor demselben; dahinter befindet sich ein freundliches Klostergärtchen mit rothen und blauen Blumen in Beeten, mit Citronen- und Orangenbäumen; die Sonne scheint auf dasselbe hernieder und Ranken und Epheu schlingen sich an der Kirchenmauer empor. In dieses Gärtchen gehe ich hinaus, dort klingt die Orgel und der Gesang der Chorknaben gedämpft und anmuthig, und dort glaube ich erst zu fühlen, daß m e i n Gott zugegen ist: im lebhaften Duft und Farbenschimmer der Blumen, im fröhlichen Schein der Sonne durchs Laub.

Durch eine andere Thür trete ich wieder auf die wimmelnden Straßen hinaus. Die Sonne steht nicht mehr so hoch am Himmel, und obwohl ich aus Vorsicht meine Uhr am Bord gelassen habe, so sagt mir doch der Hunger, daß es gegen vier Uhr sein müsse. Nach vielem Fragen und Suchen finde ich endlich eine Asa de pupilos, wo Table d'hôte zu festen Preisen ist und wo ich also nicht gezwungen bin meine Unbekanntschaft mit dem Namen und der Beschaffenheit spanischer Gerichte zu verrathen. Umgeben von Spaniern, Franzosen und Deutschen, sitze ich nun hier an dem einen

Ende des langen Tisches und verzehre stillschweigend fremde, nie gesehene oder geahnte Gerichte; nach dem Namen des verzehrten Gerichtes frage ich nur einmal und da antwortet mir der Kellner: „ranas" (Frösche). Erschrocken wiederhole ich: ranas? und er kann vielleicht meinen Schreck auf meinem Gesichte lesen, denn er sagt lächelnd: „Si, Señor, ranas en agridulce" (Frösche in saurer und süßer Brühe). Selig sind die, welche weder sehen noch wissen! denk' ich und esse weiter; wenn aber ein Gericht kommt, das mir einigermaßen verdächtig aussieht, so lass' ich dasselbe doch vorbeigehen; es könnte ja möglicherweise Maus oder Schnecke sein.

Thorwaldsen und seine Werke.

Dritter (letzter) Artikel.

Die Rückkehr Thorwaldsens nach Dänemark bezeichnet einen wesentlichen Abschnitt seines Lebens, den Abschluß seiner wirklich großartig getriebenen, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich lenkenden Kunstthätigkeit. Wäre es auch durchaus falsch, behaupten zu wollen, er habe von jetzt an auf seinen Lorbeern ausgeruht, so gab er sich doch dem Comfort eines behaglichen und geselligen Lebens mit entschiedener Vorliebe und jener Gemüthsruhe hin wie sie einem Greise, der auf ein thatenreiches Leben zurückblicken kann, angemessen ist.*) Er arbeitete immer noch fleißig und entwickelte auch jetzt noch eine bewunderungswürdige Productivität; aber es war ihm mehr eine Sache der Unterhaltung, als ein Gegenstand der Lebensbestimmung, er ließ sich im Ganzen nicht ungern von der Arbeit abziehen oder sich bei der Wahl seiner Arbeiten durch gesellige oder patriotische Rücksichten bestimmen. In den ersten Monaten nach seiner Ankunft in Kopenhagen, welche unter dem Schein von Nordlichtern und einer langen Reihe von Freuden- und Ehrenbezeigungen, wie sie wohl kaum sonst einem Künstler zu Theil geworden sind, am 16. September 1838 erfolgte, ward seine Zeit fast gänzlich durch Festlichkeiten, Einladungen, Besuche und dienstliche Verhältnisse in Anspruch genommen. Thorwaldsen nahm Alles, was ihm zu Ehren geschah, mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit an und erleichterte sich die Rolle, die er selbst dabei zu spielen hatte, dadurch, daß er mit schalkhafter Ironie die Miene annahm, als seien die Feierlichkeiten eigentlich für einen anderen Zweck bestimmt, oder daß er sonst eine humoristische Bemerkung darüber machte. So äußerte er, als er Abends durch die ihm zu Ehren erleuchteten Straßen ging, es müsse wohl in der Nähe irgendwo eine Hochzeit sein; und als die vor seiner Wohnung in der Charlottenburg versammelte Menge ihn durchaus zu sehen verlangte, machte er gegen seine Freunde, indem er auf den Balcon hinaustrat, die scherzhafte Bemerkung: „Das ist ja ganz wie wenn der Papst den Segen austheilt!" Endlich wurde ihm des Guten aber doch zuviel, und es war daher ganz in seinem Sinne, daß ihm die Universität in einer Weise huldigte, die zugleich Veranlassung wurde, ihn zu seiner Thätigkeit zurückzuführen, indem sie eine neue Summe zu weiterer Ausschmückung der Frauenkirche durch Werke von seiner Hand bewilligte. Man erwarb demzufolge nicht nur die ursprünglich für die Hofkirche gearbeitete Christusstatue und die von ihm auf seine eigene Rechnung bereits ausgeführten zehn Apostelstatuen, sondern bestellte außerdem noch acht andere Statuen, welche die beiden noch fehlenden Apostel Andreas und Thaddäus, die vier großen Propheten und die Reformatoren Luther und Melanchthon darstellen sollten. An diese größeren Arbeiten kam er vor der Hand freilich noch nicht; doch begann er seine Thätigkeit zunächst damit, daß er zu dem schon früher erwähnten Basrelief Caritas, welches über dem Almosenstock der Frauenkirche angebracht war, ein Gegenstück lieferte, welches den Schutzengel des Kindes darstellte und seinen Platz über einem zweiten Armenstock erhielt, der bestimmt war, diejenigen milden Gaben aufzunehmen, welche für den Unterricht armer Kinder verwendet wurden.

Um sich endlich der Arbeit wieder ungestörter hingeben zu können, folgte er im Jahre 1839 der Einladung des Barons Stampe und verlebte den größeren Theil des Sommers auf dessen Herrensitz, dem schönen Nysö auf Seeland. Die ersten Arbeiten, die er hier fertigte, waren die Büsten Holbergs und Oehlenschlägers, und dies erweckte in seinen Freunden den Wunsch, daß er auch sich selbst als ein Werk seiner Hand der Nachwelt erhalten möge. Anfangs wies er diesen Wunsch mit großer Bestimmtheit zurück, doch nach reiflicherer Ueberlegung gab er nach und begann seine eigne Porträtstatue, in der er sich mit Meisel und Hammer an die Statue der Hoffnung gelehnt darstellte. Daß er gerade die Statue der Hoffnung hierzu wählte, geschah nach seiner eignen Erklärung deshalb, weil der strengere äginetische Styl, in dem er diese Statue gearbeitet hatte, zu seiner eignen Statue, welche das Lebende vorstellen solle, einen besseren Contrast biete. Außer kleineren Arbeiten entwarf er zu Nysö noch die Skizzen zu zwei für die Frauenkirche bestimmten Friesen, von denen der eine Christi Einzug in Jerusalem, der andere Christi Wanderung vom Hause des Pilatus nach Golgatha zum Gegenstand hatte.

Als er nach Kopenhagen zurückgekehrt war, nahmen besonders die Fragen wegen des zu errichtenden Thorwaldsen-Museums sein Interesse in Anspruch. Er entfaltete hierbei viel Bescheidenheit: „Nur eine Räumlichkeit," sagte er, „die feuer- und bombenfest ist und ein gutes Licht hat! Ich habe nicht soviel Sachen! Man mache nur nicht so viel Wesens daraus!" Außer der Bescheidenheit wirkte jedoch hierbei auch eine sich öfter bei ihm bemerbar machende Eifersucht gegen die Effecte der Architektur mit. Nicht ein prachtvolles architektonisches, mit seinen Arbeiten ausgeschmücktes Gebäude, sondern ein solches, worin man, ohne die Fackel anzuzünden, seine Werke in dem rechten Lichte besehen könne, wollte er hergestellt haben; die Sculptur sollte hier nicht die dienende Magd, sondern die Herrin im Hause sein. Auf diesen Standpunkt hat sich denn auch der Architekt Bindesböll, dem die Ausführung übertragen ward, gestellt und hierdurch die volle Zufriedenheit Thorwaldsens erworben. Wie wenig übrigens Thorwaldsen Ursache hatte, seine Schenkung als eine geringfügige zu bezeichnen, mag man daraus

*) Auf die interessanten Mittheilungen der Biographie über Thorwaldsens Privatleben gehen wir hier nicht ein, da sich über diese bereits ein früherer Aufsatz der Europa (1856. Nr. 42) verbreitet hat.

ersehen, daß sich außer den bereits von Rom abgegangenen Kunstschätzen laut einem vom dänischen Agenten Bravo ausgestellten Verzeichniß im Atelier des Künstlers noch 6 Statuen, 30 Basreliefs und 16 Büsten in Marmor, 40 Gypsmodelle von Statuen, 202 Basreliefs und 13 Büsten in Gyps, und außerdem viele Kupferstiche, Handzeichnungen und Münzen, 90 Stück antiker Vasen, eine Anzahl antiker Fragmente, 150 Gemälde und 40 eingerahmte Zeichnungen und Aquarellen befanden.

Unter den Arbeiten, die Thorwaldsen im nächsten Jahre ausführte, ist besonders eine von ihm aus eignem Antriebe modellirte Skizze zu einem Denkmal des 1839 verstorbenen Königs Frederik VI. und eine durch dessen Nachfolger Christian VIII. bei ihm bestellte Statue Christians IV. zu nennen. Außerdem arbeitete er theils in Kopenhagen, theils in Nysö eine große Anzahl von Basreliefs, die den Beweis liefern, wie frisch und jugendlich seine Erfindungskraft immer noch war.

Je mehr der Künstler jetzt seinem Vaterlande angehörte, um so mehr lockerten sich natürlich seine Beziehungen zur Außenwelt. Inzwischen waren der Fäden, die ihn mit ihr verknüpften, immer noch genug. Von Stuttgart aus erhielt er Dankschreiben für die Schillerstatue, die am 8. Mai 1839 enthüllt worden war; von München aus ergingen Einladungen an ihn, sich zur feierlichen Enthüllung des Maximilian-Monuments einzufinden, und Frankfurt trat aufs Neue mit ihm wegen des Goethedenkmals in Unterhandlungen, die jedoch bekanntlich zu keinem Resultate führten. Leistete er auch jenen Einladungen damals, als sie an ihn ergingen, keine Folge, so mochten sie doch den früher von ihm gehegten Wunsch, noch einmal in die weiteren Kreise seiner Kunstthätigkeit zurückzukehren, neu angefacht haben, und so entschloß er sich denn im Frühjahr 1841, in Begleitung der Familie Stampe die Vaterstadt seines Ruhmes und seiner bedeutendsten Werke nochmals aufzusuchen. Seine Reise durch Deutschland war ein wahrer Triumphzug. In Berlin, Dresden, Frankfurt, Mainz, Stuttgart und München ward er von Huldigungen und Festlichkeiten fast erdrückt, und natürlich ließ man es auch in Rom nicht fehlen, seine Wiederkehr durch alle möglichen Mittel zu verherrlichen. Zu irgend einer Arbeit kam er hier lange Zeit nicht; überhaupt scheint er sich, theils durch Kränklichkeit, theils durch das gemüthliche Zusammenleben mit der Familie Stampe abgehalten, mit dem Thon nicht allzuviel befaßt zu haben. Indeß kamen doch außer verschiedenen Entwürfen zu Basreliefs, meist auf Momente aus dem Leben Christi sich beziehend, die Modelle zu den Aposteln Andreas und Thaddäus zu Stande, und zwar das letztere sogar ohne irgend eine Beihülfe. Der Künstler hatte nämlich aus einer Art von Caprice den Entschluß gefaßt, diese letzte der Apostelstatuen ganz allein auszuführen und ging in diesem Eigenwillen so weit, daß er selbst den ganzen Eisenverband besorgte, eine Arbeit, die sonst immer Handwerkern überlassen wird. Mit gleichem Eifer betrieb er eine Wiederholung oder vielmehr Umarbeitung der Grazienguppe, dergestalt daß er selbst sagte: „Ich kann nicht schlafen! Die Grazien stören meine nächtliche Ruhe!" Bereits im Juli 1842 war diese Arbeit soweit gediehen, daß die Ausführung in Marmor begonnen werden konnte. Keine andere Arbeit hat dem Künstler selbst soviel Freude und Genugthuung gewährt als diese.

Dieser neu erwachte Eifer schien seiner Rückkehr nach Dänemark gefährlich werden zu wollen; wenigstens erklärte er, die zur Abholung seiner Kunstschätze bestimmte Fregatte selbst zur Rückkehr nicht benutzen zu können, weil er noch länger in Rom bleiben müsse. Trotzdem änderte sich plötzlich sein Entschluß, indem er den Seeweg, wie er selbst sagte, vorzog, „um sich nicht in Europa wie ein Wunderthier umherziehen zu lassen." Trotzdem mußte er sich, da bei seiner Ankunft in Livorno die Fregatte bereits abgelaufen war, zum Landwege entschließen, und es ist ergötzlich zu lesen, wie er sich unter hülfreichem Beistand einer mit ihm reisenden Landsmännin überall durchzuschmuggeln suchte, um den ihn verfolgenden Festlichkeiten zu entgehen, aber trotzdem mehrmals dem ihn glücklich ausspionirenden Kunstenthusiasmus in die Hände fiel. Seltsame Ironie des Schicksals! In Zeiten, wo dem jungen Künstler eine kleine Anerkennung ein Labsal sein würde, nimmt kein Mensch von ihm Notiz; und wenn ihm Lob und Beifall zum Ekel sind, wird er damit überschüttet!

Nach seiner Rückkehr erfreute ihn besonders der bereits unter Dach gebrachte Bau seines Museums. Er kehrte diesmal weit rascher zur Arbeit zurück als bei seiner ersten Ankunft, lieferte mehrere Basreliefs zur Christianstatue und brachte sodann den Wiederangriff der Arbeiten für den Schloßbau in Anregung. Während er manche derselben seinen Schülern übertrug, machte er sich selbst an die Modellirung der Herkulesstatue und brachte sie unter den Besorgnissen seiner Freunde, welche den hochbetagten Greis mit Angst auf dem hohen Gestell arbeiten sahen, die er aber durch die Aeußerung: „Wenn ich herunterfalle, so sterbe ich auf dem Wahlplatz!" zu beruhigen suchte, glücklich bis zum November 1843 zu Stande. Nicht denselben Eifer zeigte er für die Statue des Aeskulap, und dies war einer von den merkwürdigen Zügen, die sich als Vorahnungen seines nahen Todes fassen lassen. Er kränkelte jetzt mehr als sonst und schien zum Gott der Heilkunde kein Vertrauen zu haben. Er vernachlässigte dessen Modell, bis es eines Tages zusammenstürzte.

Aehnliche Züge finden sich noch mehrere. So nannte er ein Relief, das er im Juli dieses Jahres zu Nysö gefertigt hatte, Amor's Schwanengesang, und wirklich war es das letzte unter seinen zahlreichen, auf Amor bezüglichen Arbeiten. Eben daselbst hatte er in verschiedenen Medaillons die verschiedenen schönen Künste dargestellt und alle waren zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, nur die Darstellung seiner eignen Kunst wollte ihm nicht genügen. Er machte sich daher an eine neue Behandlung, wobei er den Genius der Sculptur darstellte, wie er auf einem Adler zu Füßen des olympischen Jupiter sitzt und die niederen Regionen dieses mächtigen Kunstwerks nachzubilden sucht. „Er vollendete diese Composition — schreibt der Biograph — gerade an seinem sogenannten „römischen Geburtstage," am 8. März, allein das Basrelief befriedigte ihn noch nicht, und an diesem Tage, welcher ihm sonst ein Festtag unter Freunden war, blieb er allein und in sich verschlossen zu Hause. Er war von frühem Morgen an finster und verschlossen gewesen, und um diese Zeit, um welche nach alter Gewohnheit die Freunde ihn zu beglückwünschen kamen, hatte er Wilkens die Ordre gegeben, er möchte ihn als abwesend melden und Niemand einlassen. In einer so trüben Stimmung verbrachte er den ganzen Tag allein, bis er sich doch endlich Abends in die italienische Oper begab. Mittwochs den 20. März äußerte sich Thorwaldsen gegen Wilkens, daß er sich nicht wohlbefinde und daß er

ein hemmendes Brustdrücken fühle. Vergebens bat Wilckens um die Erlaubniß, einen Arzt rufen zu dürfen. Thorwaldsen untersagte es ihm auf das strengste. Da jedoch gegen Abend sich sein Zustand nicht verbesserte, berieth sich Wilkens mit Andern, und es wurde nun beschlossen, den Arzt noch an demselben Abend zu benachrichtigen, damit er, als ob es zufällig geschähe, sich am folgenden Morgen einstellen könne. Doch als der Arzt erschien und einen Aderlaß verordnete, erklärte Thorwaldsen, er wolle davon durchaus nichts wissen, er befinde sich jetzt wohl und ihm fehle gar nichts. Er wollte arbeiten; die Staffelei wurde ans Fenster gerückt, und mit einem Stück Kreide zeichnete er nun einen Entwurf auf die Schiefertafel zu einem neuen Basrelief, und dieses Basrelief war der Genius der Sculptur, den er zum dritten und letzten Mal begann. Als sich Wilkens näherte und einen Blick auf die Zeichnung warf, sagte Thorwaldsen scherzend zu ihm: „Der Bildhauer muß höher hinauf!" Er hatte nämlich jetzt in diesen losen Strichen seinem Genius, welcher im vorigen Basrelief am Fuße des Jupiter stand, einen höhern Platz angewiesen; — er hatte ihn hier dreist auf die Schulter des olympischen Jupiter gesetzt. Es wurde dies seine letzte Composition. Und die schwarze Tafel mit den weißen Zügen wird jetzt im Museum aufbewahrt als das Einzige, was noch übrig geblieben ist von diesem himmelanstrebenden Gedanken."

Der in dieser Composition sich ausdrückende Uebermuth war gleichsam das letzte Aufflammen seines eignen Genius vor dem Erlöschen. Zwar befand er sich am 23. März so wohl, daß er schon früh Morgens vor der Cavalette stand, auf welcher er die Büste Luthers angelegt hatte; jedoch fand ihn der Verfasser seiner Biographie, der ihm vom Kronprinzen, dem Präses der Akademie, einen Brief zu bringen hatte, ganz ungewöhnlich still und wortkarg, und als auf die Freiwohnungen für Künstler und Professoren in der Charlottenburg die Rede kam, fragte er: „Wer mag wohl meine Wohnung einnehmen, wenn ich sterbe?" Der von dieser Frage betroffene Freund bestrebte sich, den Gedanken des Künstlers eine andere Richtung zu geben, und antwortete ihm in einer Weise, als sei die beste Aussicht vorhanden, daß er noch lange leben werde. Er aber unterbrach ihn in einer ganz ungewöhnlich ernsten Stimmung und erwiderte: „Sagen Sie das nicht! Mit mir wird es bald zu Ende gehen — noch bevor Jemand daran denkt — und ich will recht sehr wünschen," fügte er hinzu, indem er die Hände über der Brust faltete, „daß es bald geschehen möchte, bevor ich mir selbst und Andern zur Last falle." — Nach einer peinlichen Pause brachte der Freund das Gespräch auf die Arbeit, mit der sich Thorwaldsen eben beschäftigte, und er erzählte ihm, daß David Hopfer, ein Zeitgenosse Luthers, in einem radirten Blatte der Nachwelt ein geistreiches Profil des Reformators geschenkt habe. Da Thorwaldsen dasselbe noch nicht kannte und es zu sehen wünschte, so entfernte sich Thiele, um es aus der königlichen Kupferstichsammlung herbei zu holen. Bereits nach einer halben Stunde kehrte er mit demselben zurück, traf ihn aber nicht mehr zu Hause an und sollte ihn überhaupt lebend nicht wieder sehen. Thorwaldsen hatte sich nach dem Schlosse begeben, um dem Kronprinzen seine Aufwartung zu machen, und als er ihn nicht traf, im Vorgemach seinen Namen verzeichnet. Von da begab er sich in das Gebäude seines Museums, stattete dann mehrere Besuche ab, blieb bei einer befreundeten Familie zu Mittag und kehrte erst spät in der Nacht zurück. Auch jetzt begab er sich noch nicht zu Bett und saß noch auf dem Sopha, als ihn Wilkens verließ. Am folgenden Morgen war er bereits vor fünf Uhr wach und klagte Wilkens, daß er gar nicht habe schlafen können. Er stand auf, setzte sich auf das Sopha und nahm ein Buch zur Hand. Hierbei aber übermannte ihn der Schlaf und er wachte erst gegen acht Uhr wieder auf. Nachdem er wie gewöhnlich seine Milch nebst Zwieback zusichgenommen, begab er sich, wie es schien, erfrischt an die Arbeit, und nahm mit der Büste Luthers, durch die Radirung Hopfers angeregt, einige Veränderungen vor. Er setzte diese Arbeit den ganzen Vormittag fort, und als ihn die Baronin Stampe zu Mittag einladen ließ, schlug er diese Einladung aus mit der Erklärung, den ganzen Tag zu Hause bleiben zu wollen. Nichtsdestoweniger ließ er sich später, als die Baronin selbst bei ihm erschien, überreden, zuerst einige Visiten mit ihr abzustatten, und dann mit Oehlenschläger, Andersen, Ernst Meyer und anderen Freunden zu Mittag zu speisen. Als ihm Wilkens in den Wagen half und ihn erinnerte, er möge nicht vergessen, sich bei der Dame, zu der man fahren wollte, wegen eines frühern Ausbleibens zu entschuldigen, lachte er laut und versprach die Mahnung zu beherzigen. Auch bei Tisch war er außergewöhnlich heiter, erzählte Anekdoten, lachte über die Satyre eines ausgezeichneten Witzblattes und sprach von einer bevorstehenden Reise nach Italien. Dazwischen aber that er auch, als die Rede auf das Museum kam, scherzend die Aeußerung: „Ja, jetzt kann ich sterben, wann ich will; Bindesböll hat mein Grab fertig!" — Nach Tisch begab er sich in das Theater, traf unterwegs mit Bindesböll zusammen, der ihn begleitete, und begrüßte andere Freunde, die er im Theater traf, mit gewohnter Freundlichkeit. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen, als er seinen Platz einnahm. Da beugte er sich plötzlich vorn über, sodaß es schien, als wollte er etwas von dem Fußboden aufheben. Aber er erhob sich nicht wieder. Die ihn zunächst Umgebenden mußten ihn zu Aller Schrecken leblos in die Vorhalle hinaustragen. Wenige Minuten später rollte eine Kutsche in die Charlottenburg hinein und aus dem offenen Kutschenfenster sprach eine Stimme: „Er ist todt!" Der schwere Körper wurde sorgfältig ins Zimmer getragen und auf's Sopha gelegt; eine Ader wurde geöffnet, allein es floß kein Tropfen Blut. Bei der einige Tage nachher vorgenommenen Obduction zeigte es sich, daß er an einem organischen Fehler des Herzens gestorben war.

So endete der große Künstler inmitten eines noch kräftigen, thätigen Greisenalters, ganz wie er sich Tags zuvor vom Schicksal erbeten hatte, — ein Günstling der Götter im Tode wie im Leben. Unter Trauerfeierlichkeiten, an denen sich die ganze Bevölkerung Kopenhagens vom König bis auf den einfachsten Arbeiter betheiligte, ward er am 30. März 1844 zunächst in der Frauenkirche beigesetzt; später, nachdem sein Museum ganz vollendet war, den 6. September 1848, ward seine Asche der ursprünglichen Bestimmung gemäß dorthin gebracht und hier ruht er seitdem im stillen, mit Palmen, Rosen und Lilien geschmückten Hofraum unter einem einfachen Marmorstein, indem die unsterblichen Werke seiner Hand, die diese schlichte Gruft umgeben, jedes andere Denkmal entbehrlich machen. Wird sich aber einst über seinem Grabe seine eigene Bildsäule erheben, so wird auch sie ein Werk seines sich selbst verewigenden Geistes sein.

A. Zeising.

Eine Schweizer Erinnerung vom Jahre 1839.

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen, noch Gefahr!“

„Und ich bleibe dabei, hartnäckig wie Cato censorinus, wie man „das Leben Jesu“ verketzern kann, ist mir total unbegreiflich! Welche überspannte Begriffe hab' ich mir davon gemacht, ehe ich's gelesen!“

„Daß ein Härlimann-Landis darüber aus seiner dicken Haut fahren will, ist mir faßlich; wie aber Ihr auch nur Eine Sylbe zu seiner Entschuldigung findet, das geht über meinen beschränkten Unterthanenverstand!“

„Hui! Der geht heute wieder einmal ins Geschirre!“ rief der lange Follenius, nächst dem Herrn Stadtamtmann der längste Bürger des Cantons, „das werdet Ihr doch zugeben, daß unsere Schwarzröcke, namentlich die auf dem Lande, die, seit sie die Brüste der alma mater verließen, nichts mehr gelesen, sich so wenig um ihr Fach und die neuen Erscheinungen gekümmert haben; das werdet Ihr doch wohl zugeben, daß Denen die Haare zu Berge steigen, wenn sie auf die Nachricht, daß Strauß hier einen Lehrstuhl erhalten hat, sein Buch lesen?“

„Der Follen hat Recht,“ rief Geßner; „es spukt garstig im Canton! Geht nur hinüber nach Safran, wo die ächten Zöpfe, die malcontenti, sitzen: da werdet Ihr sonderbare Redensarten von den Herren hören! Ich war gestern Abend mit Dr. Birch drüben, um das Geschnarch einmal mit anzuhören; wir hielten's aber nicht lange aus!“

„Goddam! J must schreibing wieder a little shocking for this damned Nest! — Oder that sie sollen schlagen zusammen ihre hands!“ — Also radebrechte Mr. Beddors, ein fetter Engländer, der sich, ein enragirter Verehrer und Schüler Schönleins, seit fünf Jahren schon an der hiesigen Universität als immatriculirter civis academicus herumtrieb, obwohl er längst graduirter Doctor in seinem Vaterlande war, ein ächter excentric man. Seine Revenuen erlaubten ihm, allen Verdienst der goldenen Praxis verschmähend, nur seinem Vergnügen, seinen Natur- und medicinischen Studien — was am Ende dasselbe heißen will — zu leben. Er hatte schon ein Paarmal als Satyriker mit Glück debutirt und einige sowohl lächerliche, als mißliebige Persönlichkeiten in kleinen Broschuren derb gegeißelt.

Die soeben theilweise namentlich erwähnten Combattanten saßen im Sprechzimmer des Café littéraire zu Zürich und schlürften dessen hochberühmten Moccq. Die Gesellschaft bestand aus den ehrenwerthen Herren August Follenius, Privatier und Hausbesitzer in der Gemeinde Engen, dem Stadtrathsbeisitzer Geßner, dem Dr. ph. Birch, Gatten der weltbekannten Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, die zu der Zeit, aus welcher ich diese Episode schöpfe, die Direction des Züricher Theaters führte, dem uns schon bekannten Doctor Beddors und mir. Unser Gespräch hatte die damals im Canton allgemein gewordene Tagesfrage: des Doctor David Strauß Berufung an die Züricher Universität und sein bekanntes Buch, zum Gegenstande.

Es war im September des Jahres 1839, und man hätte diesem Thema nimmer entrinnen mögen, und wäre man selbst auf der Spitze des unsere Dächer überragenden Uetli gesessen. In jedem Kaffeehause, jedem Familienkreise drehte sich die Conversation der Schweizer um diese brennende Frage. — Noch lange stritten wir mit den zweischneidigen Schwertern, die man Zungen nennt; endlich trennten wir uns, ich allein blieb, setzte mich ans Fenster und las den „Boten aus dem Jura“, in dem ein sehr launiges Gedicht im Schweizerdialekt erschienen war, den ich eben mit Eifer studirte. Zufällig blickte ich aus dem Fenster. Ein sehr eleganter Char-à-banc, wie ihn nur die Schweiz erzeugt, kam mit zwei muntern Räppchen bespannt vor das Portal des Kaffeehauses gerasselt; zwei Herren, fein und höchst modisch gekleidet, mit langen, schwarzen Haaren, die Bärte à la jeune France geschnitten, saßen darin; der Jüngere, mit scharfgeschnittener Adlerphysiognomie, warf die Zügel, die er geführt, einem jener Straßenlungerer zu, die man hier zu Lande, wie in Frankreich mit dem schmeichelhaften Titel: „Commissionär“ beehrt, und bald durchschritten die Herren unser Zimmer, indem sie sich in den, nach dem See gelegenen Salon zurückzogen.

„Garçon!“ rief ich, est-ce que Vous connaissez ces deux Messieurs?“

„Eh, sans doute, Monsieur, c'étaient Monsieur Bonaparte, propriétaire d'Arenenberg, et Monsieur Persigny, un de ses compagnons.“

Napoleon Louis Bonaparte war, wie Jedermann wissen wird, damals Bürger des Thurgaus und Eigenthümer der Besitzung Arenenberg, unfern des lieblichen Bodensee's, dessen Reize, obschon nur vaterländische, dennoch dreist mit denen des Lago Maggiore und des Comer concurriren dürfen. Wer, der ein deutsches Herz im Busen trägt, und noch nicht so blasirt und gemüthstodt geworden, daß Naturschönheiten ihres Eindrucks auf ihn verfehlen, stand wohl zu Lindau auf dem Hafendamm, an dem die Wogen des deutschen See's branden, sah hinüber auf die grünen himmelanstrebenden Appenzeller Matten, links nach dem freundlichen, im goldenen Abendsonnenschein schwimmenden Voralberg, und sang nicht mit Max v. Schenkendorf:

„Deutsches Land, du herrlichstes von allen!“

Doch, halt! Zurück nach der Schweiz, wo sich die Dinge, äußere wie innere, immer mehr zu verwirren begannen. In Bern führte Graf Montbel, der französische Botschafter, eine immer entschiedenere und drohendere Sprache, die Ausweisung des Thurgauers Bürgers verlangend, der in Straßburg, wo er in der Maske seines großen Oheims durch die Straßen gesprengt war, die Soldaten und Bürger zur Wiederherstellung der Bonapartischen Dynastie auffordernd, die Rache der Julïregierung über sein Haupt beschworen. Die Patrioten der Schweiz hielten ihm aber Stand und wiesen Frankreichs Forderung entschieden ab, sodaß sich nur drei oder vier südliche Cantone, die sich eben nicht von Winkelrieden repräsentirt sahen, nachgiebig erwiesen.

In Zürich, in der Stadt sowohl wie in der Landschaft, agitirte der Klerus gegen den neuen Ordinarius Theologiae, denn vom Disput war es nur allzu oft schon zu handgreiflichen Argumenten zwischen den in ihren Ansichten verschiedenen Mitbürgern

gekommen. Die Zeitungen strotzten von den animosesten Artikeln für und wider Strauß, und ich las Dinge, die einem erst kürzlich an die unbedingte Preßfreiheit der Schweizer Blätter gewöhnten Deutschen fabelhaft erschienen. Ich las nichts als Injurien und fiscalische Processe heraus, und begriff gar nicht, wie man so schreiben, wie man das drucken, wie man sich das gefallen lassen könne!

„Das versteht Ihr noch nüt," sagten meine Schweizerfreunde; „Ihr syd ebe ein dummer Dütscher. Lasset se nur schwätze, die Chaibe, von einem Wort is no koi Schwytzer gestorbe. Labet wohl und zörnet nüt."

Auf einmal war Feuer im Dache; der Graf Montbel war fort, hatte den Handschuh hingeworfen, und die Franzosen besetzten das Pruntrut, eine zu Bern gehörige, an Frankreich grenzende, fast von ihm umschlossene Landschaft. — Nun liefen die Waibel im Lande umher, in Zeit von vier Tagen war eine sehr respectable Streitmacht auf den Beinen, und Zürich war zum Sammelplatz der eidgenössischen Waffen erkoren worden. Täglich und stündlich zu Fuß und zu Wagen, zu Roß und zu Schiff erschienen von allen Seiten her die mit der eidgenössischen Binde geschmückten Bataillone; endlich auch der Führer derselben, General Dufour. — Vor dem Waffenlärm war die theologische Streitfrage natürlich ganz verstummt, Straußianer und Antistrauße waren jetzt nur unter einer Kategorie zusammengefaßt: sie waren Schweizer Bürger. —

Es war an einem stürmischen, rauhen Novemberabend, als sämmtliche Truppen, die in und um Zürich lagen, mit Sack und Pack auf das weite Marsfeld zogen; es war früh dunkel geworden, der Wind strich schneidend scharf von den Glarner Schneebergen über den See herüber, und die Hunderte von Pechfackeln, welche nun hier entzündet wurden, lohten hoch auf, den dicken Qualm über die bewaffnete Menge streuend, die jetzt ein großes, weites Quarré formirte, die Generalität und den Stab mit den Fackelträgern in ihre Mitte schließend. — Hoch zu Roß las der Generalauditeur den Truppen den Eidschwur vor, und zehntausendstimmig wiederholte ihn die Menge laut Wort für Wort. — „Vor Gott dem Allmächtigen und Allwissenden schwöre ich" — hier nannte Jeder seinen Namen — „den Fahnen meines Landes Treue, meinen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam bis zum Tode, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort im Leben wie im Sterben. Amen!" —

Niemals wird dieser feierliche Moment meinem Gedächtnisse entschwinden. — Ich hatte doch selber schon in meiner Heimath einst den Fahneneid geleistet; aber ich gestehe, solchen Eindruck hatte er auf mich nicht gemacht, als ihn hier der Eid von fremden Truppen bei mir hervorbrachte. Es war aber ganz natürlich. Wir jungen Rekruten schwuren, etwa zwölf an der Zahl, in der Caserne vor unserm Hauptmann und dem Regimentsauditeur; wir lebten in tiefem, ungestörtem Frieden, und unser Dienst beschränkte sich voraussichtlich auf nichts Anderes als auf's Exercieren und Wachethun. Hier standen Zehntausend, die Hand gegen den Nachthimmel gestreckt; der See brauste zu ihren Füßen, die ewigen Gletscher sahen auf sie nieder, die Zeugen von den Großthaten ihrer Väter, die einst, gleich den Dreihundert von Thermopylä, die Uebermacht der Deutschen wie der Burgunder vernichtet hatten; der Feind hatte die Grenzen ihres Landes bereits überschritten, die fremde Fahne auf dem Boden ihres Vaterlandes aufgepflanzt. Er verlangte Einen aus ihrer Mitte, einen Schweizer Bürger, wenn nicht durch Geburt, doch durch die Gastlichkeit ihres Landes, um ihn seiner Rache zu opfern. Zehntausend Stimmen vereinten sich zu diesem Schwur der Treue und des Gehorsams; wer würde dabei nicht erschüttert gewesen sein? Mir liefen vor Erregung die Thränen über die Wangen. Ich hätte mögen mitziehen, als nun alle Tambours in langem Wirbel einschlugen, Dufours Stimme über den weiten Platz donnerte, die Bataillone abschwenkten und sich in Colonnen formirten. Die Feldmusik und die Fackelträger voran mit fliegenden Fahnen, defilirten die Truppen unter Gesang und Vivatrufen bei Dufour vorüber und marschirten dem Feinde entgegen, und als ich vom Gedränge der Zuschauermasse abseits stehend, ihnen nachblickte, hörte ich die Männer von Weitem die Schlußworte des bekannten Liedes, das sie sich variirt hatten, singen:

„Bist doch ein ehrlos, erbärmlicher Wicht,
Ein Schweizer Mädchen küßt Dich nicht,
Ein Schweizer Lied erfreut Dich nicht,
Und Schweizer Wein erquickt Dich nicht;
D'rum voran, Mann für Mann,
Wer den Kolben schwingen kann!"

Schade, daß die Geschichte dieses Zwiespalts zwischen Frankreich und der Schweiz so bekannt ist, sonst würde es den Leser, der noch soeben auf die Kriegsthaten der Schweizer gegen die preußische Garde gespannt war, überraschen, wenn ich mittheile, daß keine einzige schweizerische Stückkugel nach Frankreich geflogen ist, und daß die Truppen in wenigen Tagen schon, ohne das Schwert aus der Scheide gezogen zu haben, wiederkehrten. —

Kaum waren sie fort, so hielten die munteren Rappen, welche neulich am Café littéraire standen, am Palast des Großen Rathes in Bern. Prinz Louis Napoleon Bonaparte, oder besser gesagt, der Thurgauer Bürger und Eigenthümer Bonaparte, stand vor dem Großen Rathe der Eidgenossenschaft und dankte der Nation für den Schutz, den sie edel und hochherzig ihm angedeihen lassen. „Doch Schmach dem Bürger", sagte er, „der um seines Ich willen das Blut seiner Mitbürger vergießen läßt. Nicht eine Stunde könnte ich leben auf Schweizerboden, wäre ein Schweizer für mich gestorben. Der Arenenberg steht leer, ich verlasse die Schweiz, mein zweites Vaterland, und flüchte mein Haupt wie mein Recht auf Frankreichs Thron jenseit des atlantischen Meeres; unvergessen aber wird der Edelmuth der Schweiz fortleben!"

So schied er. Nun aber sitzt er, mit dem Mantel seines Oheims bekleidet, auf dem Throne der Tuillerien und Herr Persigny, Derselbe, der damals mit ihm das Café littéraire besuchte, ist sein Minister.

Imposible: ce n'est pas un mot français, wie der große Cardinal sagte. — Den Arenenberg kaufte Fräulein Charlotte v. Hagn. L. J.

Zur Chronik.

Fürst Friedrich von Schwarzenberg.

— Sachsen ist recht arm geworden an Oesterreichern. Ehedem kamen sie alljährlich wie Zugvögel über die böhmische Grenze und athmeten außerhalb der schwarzgelben Zollbäume hoch auf und schöpften Luft. Zur Zeit des alten Metternichschen Regiments, als Mündlichkeit und Oeffentlichkeit in Oesterreich noch verbotene Begriffe waren, erschienen die Lyriker aus Wien und Prag schaarenweis auf der Leipziger Ostermesse, zogen die durchgepaschten Freiheitslieder aus der Unterhose und brachten sie zu Markte. Leipzig war ihnen wie die Schwelle zu Deutschland, und Manche, Versdichter und Prosaisten, Hymnensänger und Journalisten, fanden dort jahrelang eine gastfreundliche Stätte. Seit den Sturmjahren hat Leipzig diese Bedeutung eingebüßt, Oesterreich bringt seine eigene Freiheit und seine eigene Haut zu Markte. Wen der Sturm nicht fort und in die Weite geschleudert hat, wie Moritz Hartmann nach Paris, Max Schlesinger und Jacob Kaufmann nach London, oder wie manchen Kämpfer der Schlacht und Redner der Volkstribune nach America: ist daheim, wo nicht ansässig, so doch anstellig geworden und angestellt. Die massenhaft bedeutend gewordene Journalistik Wiens beschäftigt viel Federn, — wenn sie — wie Ignaz Kuranda und Leopold Kompert, der Erzähler des „Ghetto“ — nicht lieber vorziehen, zum Credit mobilier überzugehen, da der Geldbeutel doch noch weit mehr als die Feder, die Börse weit mehr als die Journalistik die Welt regiert!

Unter solchen veränderten Umständen ist es selten, daß eine österreichische Feder oder Schwinge sich in Person nach Sachsen bewegt. Die Erscheinung des „Landsknechts“ auf eine Woche in der königlichen Elbstadt war vor kurzem schon um deshalb für Freunde Oesterreichs eine willkommene. Wenn ein Mann aus Oesterreich seine Stimme erhebt, — sagte Uhland weiland im deutschen Parlament, dessen Sonne in feuchten Nebel versank, — wenn ein Mann aus Oesterreichs Gauen spricht, so hört man hinter ihm das Quellwasser und die Sturzbäche aus den Bergen seiner Heimath! Man hört mehr noch, wenn der „Landsknecht“ von seinen Wanderungen erzählt. Er hat Natur und Geist in verschiedenen Gebieten auf kecken Streifzügen kennengelernt, die Wildniß menschlicher Einöden und die Culturstätten der Welt ausgeschöpft. Der älteste von drei Söhnen des Feldmarschalls der in der Leipziger Völkerschlacht befehligte, ein Kind des Lagers, auf einem Feldzuge in Basel geboren, da die Fürstin den Gatten zu begleiten pflegte, ist „Capitän Wolf,“ wie der Landsknecht bei seinen Freunden heißt, mit fast allen Waffengattungen nicht blos seines heimischen Kaiserstaates, sondern der verschiedensten Völker vertraut geworden. Unter dem französischen Marschall Bourmont machte er den Feldzug in Algier mit, war im Lager der Carlisten in Spanien, commandirte Kurden in der Levante und kennt die Stationslager der Prätorianer des kaiserlichen Frankreichs und des mercantilen Englands. Eine große Reihe von Büchern aus den Papieren des „Landsknechts,“ die nicht eigentlich in den Buchhandel übergingen, liefern Zeugniß von seiner Kunde der Geheimnisse menschlicher und volksthümlicher Entwickelungen. In den Friedensjahren hat er unter anderem das Garnisonleben der Militärgrenze und im Banat kennengelernt, in den Sturmjahren Oesterreichs unter den grauen Jägern Tirols die deutsche Grenze bewachen und seinem zweiten Bruder im Mailänder Commando zur Seite die italienischen und die deutschen Geister zur Eintracht und Versöhnung bewegen helfen. Seine Erinnerungen aus Ungarn zur Zeit einer Auflösung, die nur die kaiserliche Fahne beschwören konnte, werfen eigenthümliche Schlaglichter auf das seltsame Völkergewühl der Länder an der Theiß und Donau. Ein Feind des Systems und ein Freund der naturwüchsigen Menschen- und Völkerentwickelung, duldet ihn die Ruhe des Friedens nicht lange auf der Scholle; weder Wien mit seinen gesellschaftlichen Reizen, noch Prag mit seinen Erinnerungen, noch sein ländliches Asyl in Mariathal bei Preßburg fesseln den Wanderlustigen. Und doch ist es immer wieder eine Insel stiller Glückseligkeit, wo seine Poesie des Gemüthes ankert.

Wir lesen von ihm im neusten Jahrgang der Prager „Libussa“ eine Skizze: „Der schwere Gang.“ Wir finden ihn mit dem Stutzen in der Hand auf der Gemsjagd. Ermüdet streckt er sich ins Gras und beneidet den Gebirgsjäger Jakob, der den Gemsbock wie unser Einer ein Rebhuhn über der Schulter tragend, leicht dahinschreitet. Das ist freilich ein eiserner Kerl, der Stahlfedern statt Sehnen in seinen Gliedern hat! murrt er für sich hin. Aber vielleicht erkauft sich diese Dauerbarkeit der physischen Natur nur durch geistigen Stumpfsinn und Apathie? Denken und Fühlen, sagt sich der Erzähler, hat seine Nerven nicht verbraucht, seine Sinne nicht entnervt. Der Schmetterling, tröstet er sich, lebt doch intensiver als die Schnecke, der Vogel in der Luft freier als der Hamster! Wer weiß, ob ein solcher Naturmensch die Zauberkraft der Liebe, die Elegie süßer Empfindungen je kennenlernte, vom Rausch des Ehrgeizes zu schweigen! — Lord M., der Jagdgefährte, ein tapferer, geschulter Cavalier vom turf und sport, liegt bald hors de combat danieder, hat sein schönes Gewehr mit einem Stutzen vertauschen müssen und schleicht, in seiner Nationaleitelkeit gekränkt, bei Seite. Landsknecht und Jäger unterhalten sich über die Fährnisse der Alpensteigen, über die Beschwerden der Gebirgspfade, über die gefahrdrohendsten Stellen und über — den schwersten Gang. Jakob schildert alle Gefahren der Gebirgsjagd mit der Leichtigkeit und mit dem Uebermuth des unbewußten Siegers. Der schwerste Gang war ihm, als er vom Kirchhof, wo er sein junges Kind bestattet hatte, wieder heimging zur Frau und vor Schmerz und vor übergroßer Last im — leeren Herzen kaum wieder daheim den Pfad fand zu seiner Hütte und zu seinem Weibe. Ein Mann der Schlachten, der den Tod in verschiedenen Gestalten kennenlernte, sitzt hier neben dem Mann der Hütte und fühlt mit Diesem das ganze Gewicht seines „schweren Ganges.“ Nicht der Kampf mit den Elementen ward ihm schwer, wohl aber der Kampf mit der Leere in seinem Herzen. — Diese kleine Scene gehört, nicht um der Form, sondern um der Elemente willen, die sie giebt, zu dem Besten aus der Feder des „Landsknechts.“

Aus der Theaterwelt.

— Franz Dingelstedt ist von der Führung des Theaters in München entbunden; sein Vorgänger im Amte, Generalmajor Freiherr v. Frays, ist seit dem 1. Februar sein Nachfolger geworden. Münchner Berichte meldeten ein Deficit von 23.000 fl. als Grund der Entlassung Dingelstedts, obschon der Cassenausweis ein Guthaben von 17,000 fl. ergab. Ein Ausfall von 6000 fl. kann somit, bei der splendiden Huld, welche König Max den Musen zuwendet, nicht Grund in der Veränderung der obersten Stelle des Theaters sein; das Motiv muß hinter den Coulissen der Oeffentlichkeit, vielleicht „jenseit der Berge“ liegen. Die öffentliche Meinung rühmt Dingelstedt nach, daß sich während seiner sechsjährigen Theaterführung die Schauspielkunst in München hob, trotzdem er keinen Eßlair und keine Sophie Schröder vorzuführen hatte. Mit dem Gesammtgastspiel der Spitzen theatralischer Kunst führte er im Sommer 1854 an Münchens Horizont eine noch nie dagewesene Erscheinung herauf; Wien, Berlin, Dresden, Karlsruhe und Hannover stellten dazu Vertreter zum Wettkampf auf; Darstellungen, wie sie Lessings Minna und Emilie, Schillers Cabale und Liebe 2c. mit solchen Centralkräften in München erlebten, sind in deutscher Schauspielkunst als einzig zu bezeichnen. Sechs Jahre bester Manneskraft hat Dingelstedt auf die Verwaltung verwendet; hoffentlich sieht ihn die litterarische Arena nun wieder mit voller schöpferischer Thatlust.

In Berlin scheint ein Localenthusiasmus sich des Theaters bemächtigt zu haben, dem selbst die dortige, sonst so unerbittlich kritische Kritik huldigt. Brachvogels Narciß ist noch immer an

der Tagesordnung und Dessoir weiß diesem enfant gaté Rousseau's jene bittere und sarkastische Würze zu geben, die dem Berliner Gaumen zusagt. Man zählt 1700 Thlr. Tantième auf, welche der Verfasser von Berlin erhielt. (Wohl glaublich bei 17 bis 20 Aufführungen, während anderwärts eine glänzende Hofbühne die Autoren mit 50 Thlr. ein für alle Mal abspeist!) Die Gunst, welche Berlin diesem Stücke zollt, erstreckt sich sogar auf das neue Drama Brachvogels: „Adalbert v. Babamberge", trotzdem die Kritik nicht umhin kann, es für verfehlt zu halten. Zu Tempeltey und Brachvogel hat sich jetzt, um das Triumvirat localer Dichter vollzumachen, Hermann Kette mit der Tragödie: „König Saul" als dritter genius loci gesellt; Frau Birchpfeiffer mit ihrer „Grille" (nach George Sands Petite fadette) noch ungerechnet.

Das Burgtheater in Wien brachte: „Die Tochter der Marquise" von Walter, hinter welchem Namen sich Elisabeth Sangalli, die Frau Marrs, verbergen soll. Das Stück, nach französischen Quellen, scheint ein stilles Fiasco gemacht zu haben. Wir erinnern uns eines höchst energischen Stückes von derselben Feder: „Die Macht der Vorurtheile", das Marr zu seiner Zeit in Leipzig in Scene setzte.

In Frankfurt a. M. ging eine Tragödie „Sophonisbe" von Hermann Harsch in Scene. Das Schicksal dieser Tochter des karthagischen Hasdrubal ist in der Geschichte tragisch genug. Masinissa, König von Numidien, tritt auf die Seite der Römer, da ihm Sophonisbe, seine Verlobte, von deren Vater entzogen wird. Als sie in seine Hände fällt, verzeiht er ihr diese Untreue und versöhnt sich mit ihr, muß ihr aber doch, auf Scipio's und der Römer Drängen, den Giftbecher reichen. Fräulein Janauschek spielte die Sophonisbe. — Marbach in Leipzig hat für die Bühne eine Medea geschrieben, Gottschall einen Mazeppa.

In Paris wurde in Theatersachen ein Proceß entschieden. Das Textbuch der Oper „Rigoletto" ist fast ein wörtlicher Abdruck des Stückes von V. Hugo: Le roi s'amuse. Der Gerichtshof räumte dem klagbar gewordenen Dichter dies ein, erkannte aber doch gegen ihn, weil, nachdem das Opernbuch bereits vor drei Jahren in Druck erschienen, Klage und Anrecht als verjährt zu erachten seien. Crémieux, Hugo's Anwalt, bemühte sich vergeblich, die jetzige Aufführung der Oper als neuen Incidenzfall zu bezeichnen.

Heinrich Laube und der „alte Fritz."

— Wir erfahren aus der Vorrede zu Bd. 8 der dramatischen Werke Heinrich Laube's, daß mit seinem „Prinz Friedrich," der den Hofbühnen verschlossen blieb, eine Reihe von drei Schauspielen aus dem Leben des großen Preußenkönigs eröffnet werden sollte und vom Verfasser bezweckt wurde. Wir halten dies Drama für Laube's bestes; es ist nicht auf Renommistik eines lärmenden Ensembles, nicht auf die Kammerdienerei einer Intrigue im Antichambre à la Scribe, sondern auf die tiefgreifende Dialektik zweier Figuren, auf den dramatischen Wettstreit zwischen dem königlichen Vater und Sohn angelegt und gebaut. Der heimathliche Boden, die Berliner Hofbühne, blieb dem Stücke versagt und so ließ der Verfasser seinen Plan fallen, die großen Momente des älteren „alten Fritzen" auf diesen Familienconflict des jungen „alten Fritzen" folgen zu lassen. Laube empfindet ebenso schmerzlich, daß seine Karlsschüler in Stuttgart verboten bleiben, weil der Karlherzog darin auftritt. Er fragt: „Gehört die historisch gewordene Figur der Fürsten nur der fürstlichen Familie an, oder gehört sie dem Lande, gehört sie der Geschichte des Landes? Wenn sie nicht der Geschichte des Landes angehören soll: welch ein Wirrwar von Streitfragen erhebt sich dann! Ein Wirrwar, welcher im Stande wäre die legitimsten Ansprüche zu benagen. Und welcher Macht begäbe sich eine Dynastie, welche ihre historisch gewordenen Mitglieder der populären Behandlung durch die Künste entziehen wollte! Gerade durch solche populäre Form verwächst ein Fürstenthum mit dem Volksthum. Im Hofburgtheater zu Wien sieht man Rudolph von Habsburg, sieht man Kaiser Max auftreten, und es ist diese Popularität den Oesterreichern ein freudiges Genüge. Wie oft hab' ich sie beim Herausgehen aus dem Schauspielhause sagen hören: Das war unser Rudolph, das war unser Max! Kann man die günstige Wirkung einfacher ausdrücken?" — Wir müssen jedoch daran erinnern, daß Hans Kösters großer Kurfürst in Berlin über die Hofbühne schritt, während freilich in Meyerbeer-Rellstabs schlesischem Heerlager der große Fritz nur hinter der Coulisse Flöte blasen darf. Theaterzulässig wäre also für die Hofbühne vom „Einzigen" nur sein sanfter Flötenton, während Laube's Drama bei der Zeichnung des Jünglings Friedrich sich allerdings in dessen französirter Glaubensskepsis gefällt. Mosens Prinz Friedrich ist ein falsch transponirter Marquis Posa; Laube's Prinz Friedrich ist ein richtiger Sohn Voltaire's, aber umdeshalb begreiflicher Weise nicht gern gesehen, auch dann nicht, wo er sich Kaiser und Reich und Oesterreich gegenüber als specifischer Preuße fühlt. Auch dieser Tic douloureux ist in der deutschen Geschichtsentwickelung ein sehr schmerzhafter und schamhaft zu behandelnder. Wir begreifen die Abweisung des Stücks von der Berliner Hofbühne wenigstens ebenso gut wie die Ausschließung manches deutschen Drama's vom Wiener Hoftheater aus anderen, religiösen oder politischen Rücksichten. Recht hat freilich Laube jedenfalls mit seiner Klage über Hindernisse deutscher Entwickelung. „Es ist und bleibt," sagt er, „ein capitales Hinderniß, daß der Bühne, dem Spiegelbilde des Lebens, das zunächst liegende Leben, das heimathliche Leben verwehrt sein soll. Auf diesem Wege muß eine künstliche Litteratur entstehen, und eine solche bringt bei eintretenden Staatskrisen immer eine doppelte Strafe mit sich. Eine Strafe für die Bildung und eine Strafe für den Staat. Eben weil solche Litteratur künstlich ist, versagt sie in kritischen Zeitpunkten jegliche Wirkung: sie mäßigt nicht, sie belehrt nicht. Man wirft sie alsdann wie etwas Lügnerisches völlig bei Seite, und an ihrer Stelle erscheint die naturalistische Rohheit und Uebertreibung." — Von Laube's zwei anderen Friedrich-Dramen sollte das eine den Helden bei Hochkirch vorführen, wie er mit seinen Vertrautesten, namentlich mit seinem Liebling Winterfeld, das Verzweiflungsvolle seiner Lage bespricht und den Plan hinwirft, mit dem raschesten und kräftigsten Theile seines zusammengeschmolzenen Heeres einen Kriegszug nach Frankreich zu unternehmen. Ein drittes Stück sollte den weisen König am Vorabend der erschütternden europäischen Umwandlung darstellen. Für das Ueberwältigende in der persönlichen Erscheinung Friedrichs hatte der Autor schon manche Anekdotenzüge gesammelt; er theilt auch solche mit aus dem Schooß seiner schlesischen Heimath, aus dem Hausschatz seiner eigenen Verwandtschaft in Sprottau.

„Die Orthodoxen."

— Ein „Roman aus der Gegenwart," wie sich ein Buch in zwei Bänden von Fr. Friedrich nennt (Leipzig bei Wiedemann), schildert uns die Orthodoxen in der protestantischen Christenheit von heute. Wir bewegen uns in diesem Zeitbilde unter lauter Pastoren, Consistorialen, Superintendenten, Candidaten, und wohnen gleich zu Anfang einer Synode bei, wie sie jetzt in jedem preußischen Bezirk, nicht blos in jeder Provinz gehalten wird. „Gebührt im protestantischen Gottesdienste der Predigt oder der Liturgie die erste Stellung, und welche Stellung zum Gottesdienste müssen beide einnehmen?" Dies das Hauptthema der Synodalverhandlungen. Jeder hat, umständlich begründet, sein schriftliches Gutachten abgegeben; der Superintendent erklärt die Arbeit eines jungen aufgeklärten Candidaten, welcher mit Berufung auf Luther ganz einfach der Predigt die erste Stellung einräumt, für das gottlose Werk des Teufels. Nur ein einziger Mann in der Versammlung wagt den jungen Candidaten zu vertheidigen, sich für dessen Ansicht zu erklären. Der Candidat selbst wird gar nicht zu Worte gelassen, um sich und seine Richtung zu rechtfertigen; der Super schneidet ihm die Rede ab und es fehlt nur, daß er wie weiland Luther das Tintenfaß nach ihm wirft, um den

Teufel — noch zu schwärzen! Ein braver Mann aber, Namens Schröter, geht alsbald hin und fordert den Consistori auf, sein Verdammungsurtheil zurückzunehmen und dem Jüngling die in Rede stehende Pfarre zu geben; wo nicht: so hat er Briefe vom besagten Consistori in der Hand, welche Selbigen als Mädchenverführer, ja als Mörder einer verführten Unschuld an den Tag stellen. Desselbigen gleichen hat selbiger Consistori kurz zuvor bei einer Trauung einer Braut den Kranz vom Haupte gerissen, da ihr, die er als eine Gefallene zeichnet, das jungfräuliche Attribut nicht gebühre, und es die Jungfrau Maria schmähen hieße, ließe man einer solchen den Schmuck der Unschuld! Also redend, trat er den Kranz der Erschrockenen mit Füßen und wand ihr — seltsam! — sein seidenes Schnupftuch um die Stirn. Das könnte fast komisch wirken; allein die Geschichte ist ganz ernst als eine Begebenheit „aus der Gegenwart" erzählt, jedenfalls aber wohl in der Färbung etwas grell und übertrieben. Eine solche Handlung verdiente nicht in einem Romane, sondern criminell verfolgt, wenigstens der Oeffentlichkeit zur Schande preisgegeben zu werden. Die arme Braut, die es betroffen, sinkt natürlich aufs Krankenbett und stirbt am Nervenfieber. Und dieser hochwürdige Fanatiker ist ein Heuchler erster Größe und in der That Schurke genug, selbst eine Jungfrau verführt und gemordet zu haben. Zitternd steht er vor dem wackern Schröter, der ihn entlarvt, und gelobt Diesem gegen Verzicht, von seinen Briefen Gebrauch machen zu wollen, alle Bedingungen einzugehen. Der junge rationalistische Candidat, den der Bösewicht jetzt befördern muß, wird nun Seitens des Ministers von der Stelle verdrängt, weiß sich aber zu trösten und zu entschädigen, bezieht mit seiner jungen Frau ein Waldhaus, schreibt einen Roman, betitelt: „der Mönch von Walkenried" und erhält vom Buchhändler sogleich 1200 Thlr. für die erste Auflage, 600 für jede folgende zugesichert. Der Verfasser wolle uns entschuldigen, wenn wir auch dies in seiner Geschichte etwas allzu übertrieben finden. Natürlich läuft es schließlich mit den gesammten Heuchlern und Schurken im schwarzen Talar übel ab; es giebt Processe auf Processe, und im Grunde genommen, bedauert man nur, daß die Justiz nicht eher dies Gewebe von pastörlicher Heuchelei und Schurkerei entwirrte. Styl und Vortrag im Buche sind gewählt und geistvoll; es ist „Sr. Hochwürden dem Herrn Oberconsistorialrath und Hofprediger Dr. Schwarz in Gotha" gewidmet.

Austern-, Perlen- und Bienenzucht.

p. Der künstlichen Befruchtung der Fischeier bei der Fischzucht schließen sich die in der Austernzucht gemachten Fortschritte an. Man säet jetzt die Austern förmlich aus. In America wird das „Pflanzen" der Austern in eigenthümlicher Weise bewerkstelligt. Die Austernschiffe werden unmittelbar nach ihrer Ankunft vom Süden an der Chesapeakbai in der Nähe der zu „Beeten" auserseheuen Stellen vor Anker gelegt und ihre Ladungen in kleinen Boten, die sich an die Seite des Fahrzeugs legen, an Ort und Stelle gebracht. Die Beete, die nichts anderes sind als kleine abgesteckte Vierecke, werden dann mit den Austern bestreut und zwar so, daß diese nicht übereinander zu liegen kommen; ungefähr 50 Bushels reichen zur Verpflanzung eines solchen Beetes hin. Im Herbst werden die Austern, die inzwischen an Größe zugenommen und einen feineren Geschmack erhalten haben, wieder ausgenommen; würde man sie länger in den Beeten lassen, so würden sie umkommen, da sie die Strenge des nördlichen Klima nicht vertragen. Da die Ufer der Chesapeakbai sich so vortrefflich zu dieser Austernzucht eignen, so hat der Austernhandel von Maryland einen ungeheuren Aufschwung genommen, denn der Ertrag, den allein die Stadt Baltimore daraus erzielt, kommt jährlich dem durchschnittlichen Werthe der Weizen- und Kornernte des ganzen Staates Maryland gleich. Die mit der Austernzucht beschäftigten Leute realisiren einen außerordentlichen Gewinn, der nie unter 300 und häufig 600 Procent beträgt. Nicht weniger als 250 Fahrzeuge werden zu diesem Geschäfte verwendet. Die Menge der Austern, welche jährlich auf den Baltimorer Markt kommen, beläuft sich auf ungefähr 5½ Millionen Bushels. Den Fischern oder Züchtern wird der Bushel im Durchschnitt mit einem halben Dollar bezahlt und die Totalsumme, welche die Austernhändler in Baltimore jährlich auslegen, beläuft sich demnach auf ungefähr 2,600,000 Pf. St. Die Austernschaalen werden als Dünger nach allen Theilen Virginiens und Nordcarolina's transportirt und der Handel mit den bloßen Schaalen mag für Baltimore vielleicht einen jährlichen Ertrag von 120,000 Pf. St. abwerfen. Gegen hundert Personen, meist Knaben und Mädchen, sind sechs Monate des Jahres hindurch beständig mit dem Oeffnen und Ausnehmen der Austern beschäftigt, welche eine von den vielen beim Austernhandel betheiligten Firmen zu Baltimore versendet; und namentlich die Mädchen erlangen eine außerordentliche Fertigkeit in ihrem Geschäfte. Das seiner Hülle beraubte Thier fällt in ein Gefäß, aus dem es später in die Transportverpackung gefüllt wird; ein einziger Arbeiter mag täglich etwa 3750 Austern öffnen.

Bei Erwähnung des Aufschwunges der Fisch- und Austernzucht können wir die Aussichten nicht außer Acht lassen, welche uns neuerlich in Bezug auf die Perlenzucht eröffnet wurden. Ein italienischer Naturforscher und nächst diesem der schon durch seine Forschungen über die Eingeweidewürmer bekannte Arzt Küchenmeister zu Zittau haben festgestellt, daß die Perle nur durch eine Absonderung des in der Schaale befindlichen Thieres entsteht, welche dasselbe einem Eindringlinge entgegenstellt. Dieser Parasit lebt und entwickelt sich in den Eingeweiden des Muschelthieres und gehört unter die Wasserspinnen. Um den Proceß der Perlenbildung unter dem Einflusse der Wasserspinne genauer zu verfolgen, begann Küchenmeister in diesem Jahre eine Reihe von Experimenten, von deren Erfolgen namentlich die schon seit langer Zeit im Elsterflusse im sächsischen Voigtlande betriebene, aber wenig ergiebige Perlenfischerei den größten Vortheil ziehen würde. Denn es fragt sich, ob sich nicht durch künstliche Mittel, welche das Muschelthier zur Bildung der Perlen veranlassen, oder welche jenen Parasiten in seiner Einwirkung auf das Muschelthier unterstützen, eine größere Perlenproduction erzielen läßt. Es würde sich dann auch ein ergiebiges „Pflanzen" der Perlen bewerkstelligen lassen.

Die Bienenzucht ferner wird die Resultate, welche die Forschungen v. Siebolds hatten, und welche derselbe in einer Schrift: „Wahre Parthogenesie bei Schmetterlingen und Bienen" (Leipzig, 1856) veröffentlichte, zu größerer Honigausbeute benutzen. Die Befruchtung und Nahrung der Bienen kann natürlich vom Bienenvater willkürlich geregelt werden, und hiermit hat er es ganz in seiner Hand, ob er mehr oder weniger Drohnen, Weibchen oder Arbeiterbienen erzielen will. Die Bienen legen befruchtete und unbefruchtete Eier; letztere sind die zukünftigen Drohnen, erstere sind Weibchen. Ob diese Weibchen nun sich zu Arbeitern oder zu Königinnen ausbilden, hängt nur von der Fütterung ab. Die Bienen füttern nämlich die Brut in den großen Königszellen nur mit vorgekauter und vorverdauter Speise, die Brut in den kleinen Arbeiterzellen aber erhält solche Speise nur in den ersten Tagen, später aber rohen Blüthenstaub und Honig. Nun bauen die Bienen, wenn ihr Stock plötzlich weisellos wird, öfters eine Arbeiterzelle größer und füttern die Larven darin mit Königinnennahrung, worauf sie sich zu einem Weisel entwickelt. Wird eine Arbeitsbiene zu lange mit solcher Speise genährt, so entwickelt sich ihr Eierstock und sie beginnt Eier zu legen, da aber der Befruchtungsapparat verkümmert bleibt und eine Begattung nicht stattfinden kann, so legt sie nur unbefruchtete, also Drohneneier. Hiermit ist der Bienencultur in mancher Beziehung eine neue Zukunft eröffnet.

Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

Carl B. Lorck's

Skandinavischer Literaturbericht.

№ 8.

1857. Leipzig, 21. Februar.

Dieser Bericht wird gratis ausgegeben. Gegen Einsendung von Briefmarken im Betrage von 5 Ngr. innerhalb des deutsch-österreichischen Postvereins und von dem zwölffachen Betrag des einfachen Kreuzbandporto ausserhalb des Vereins wird derselbe mit der Post ein Jahr lang geliefert.

Unterstützt durch ein grösseres (über 10,000 Bände starkes) Lager der Verlagswerke der bedeutendsten Gelehrten Gesellschaften und Buchhändler des Nordens, sowie durch regelmässige Verbindungen, liefere ich alle in den skandinavischen Ländern erschienenen Bücher, Karten, Kunstsachen und Musikalien, möglichst schnell und billig.

Folgende Verzeichnisse sind gratis zu haben: 1) Bibliographie, Literatur, Sprache. 2) Altnordische Literatur. 3) Schönwissenschaftliche Werke. 4) Geschichte, Geographie. 5) Naturwissenschaft, Medicin, Technologie.

Neuigkeiten der skandinavischen Literatur.

(Vorräthig bei **Carl B. Lorck** in **Leipzig**.)

Aarsberetninger fra det Kongelige Geheimearchiv, indeholdende Bidrag til Dansk Historie af utrykte Kilder. Udg. af C. F. Wegener. I. 1—4. (LXXXIV, 296 u. 46 S. mit Facs.) 4. 4 Thlr.
Inhalt: Archivberichte für die Jahre 1848—54; Briefe des Königs Christian III. und der Königin Dorothea. Ueber zwei kürzlich aufgefundene Fragmente von einem Codex von Saxo.

Acta Societatis Scientiar. Fennicæ. Tom IV u. V. Fasc. 1. (XL, XL, 622, 43, 24, 63; VIII u. 162 S.) 4. Mit 8 Tabb. u. 1 Karte. 7 Thlr. 15 Ngr.
Inhalt: Etnograph. Skizzen über die Völker des russischen Amerika von H. J. Holmboe. — Analysen finnischer Mineralien von A. E. Arppe. Verschiedene Abhandlungen über chemische und physische Gegenstände. — Grammatik, Sprachproben u. Wörtersammlung der wotischen Sprache von Ahlqvist.
Tom I—V. 1. kosten 30 Thlr.

Agardh, C. A., Samlade Skrifter af theologiskt och religiöst Innehåll. 2. Heft. (VIII u. 163 S.) 1 Thlr. 6 Ngr.
Inhalt: Ueber den Ursprung und die Aechtheit der heiligen Evangelien.
1. u. 2. Heft kosten 2 Thlr. 9 Ngr. Das Werk ist complet in 3 Heften.

Andersen, H. C., Mit Livs Eventyr. Med Forfatterens Portrait. (596 S.) 2 Thlr. 12 Ngr.
Eine ausführliche Selbst-Biographie des Dichters, zugleich Bd. XXI u. XXII von dessen Gesammelten Werke (22 Bde., Preis 8 Thlr. 24 Ngr.).

— Samlade Sagor. Med Illustrationer. Öfversättning från Danskan. (502 S.) br. gr. 16. 2 Thlr.
Eine schwedische Uebersetzung von Andersen's Märchen mit den bekannten Illustrationen der dänischen und deutschen Ausgabe.

Angeldorff, C. O., Politiska Uppsatser rörande Sveriges Förhållanden till Krigs- och Fridsfrågen under Åren 1855 och 1856. (129 S.) 12 Ngr.

Anteckningar, Några, om och af General v. Döbeln. 3 Bde. (VI u. 245, 246 u. 247 S.) 4 Thlr.

Anthologie, musikalsk. Auswahl aus dänisch. Opern, Ballets, Singspielen u. Gesangstücken für Pianoforte arrangirt, in der Regel mit Text. I. Jahrgang. 1856. 12 Hefte. 3 Thlr. 12 Ngr.

Archifvet, Smålandska. III. (225—352 S.) 18 Ngr.
1. und 2. Heft kosten 1 Thlr.

Archivregistraturer, ældste, udgivne efter Beslutning af det Kgl. Danske Selskab for Fædrelandets Historie og Sprog efter Originaler i Geheimearchivet ved T. A. Becker. II. 2. u. 3. Heft. (S. 118—360.) 1 Thlr. 15 Ngr.
I—II. 1.—3. kosten 4 Thlr. 18 Ngr.

Areschoug, J. E., Phyceae extraeuropaeae exsiccatae. Fasc. III. 30 Spec. continens. Fol. 6 Thlr.
Fasc. I—III. kosten 22 Thlr.

Asbjörnsen, P. Chr., Om Skovene og om et ordnet Skovbrug i Norge. 1 Thlr.

Atlas öfver Sveriges Städer med deras alla Egor och Jordar, jemte Areal.— Beskrifningar deröfver af Gust. Ljunggren. Heft 1—30 u. 33—38. (36 Karten Maasstab $^1/_{2000}$ u. $^1/_{10000}$). Royal-Fol. 12 Thlr.

Atlas von Dänemark, im Felde durch oculair Croquis aufgenommen vom Topogr. L. Bloth. Herausgegeb. von Ad. Bull. Pll. 1. u. 2. Die Insel Fyen. (21 u. 24 Zoll.) Illum. 4 Thlr. 12 Ngr.

Atlas till Sveriges Historia af C. F. Wiberg, Historiarum Lector, och J. v. Mentzer, Lieutenant. (19 color. Bll. u. 22 S. Text.) cart. gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.
Historischer Atlas Skandinaviens im Alterthum und der schwedischen Geschichte bis 1648.

Bendz, Prof. H. C. B., Kort Fremstilling af Hestens Bygning og Liv, udarbeidet efter Opfordring af Krigsministeriet. (1 Bl. u. 188 S. mit in den Text gedr. Holzschn.) 2 Thlr. 15 Ngr.

Bergman, C. W., Minnen ur Sveriges nyare Historia, samlade af B. v. Schinkel. VIII. Bd. Carl Johan och hans Tid, 1814—15. (VIII u. 379 S.) 2 Thlr. 3 Ngr.
Bd. I—VIII kosten 15 Thlr. 15 Ngr.

Bernhard, Carl, Samlede Noveller og Fortællinger. I—XVI. Liefrg.
Inhalt: Et Aar i Kjöbenhavn. — Dagvognen. — Declarationen. — Commissionairen. Nummer Syv. — Börneballet. — Tante Franciska. — Skjödesynderne. — Et Ordsprog. — Lykkens Yndling. — Et Lövte. En Familie paa Landet. — Gamle-Minder.
Erscheint compl. in circa 24 monatl. Liefrgn. zu einem Subsc.-Preis von circa 8 Thlr. 24 Ngr.

Besteszjef, Alex., Mulla Nur. En Fortælling. Efter det Russiske ved E. M. Thorson. (IV u. 301 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Bibel-Arbeten, Svenska Medeltidens. Efter gamla Handskrifter utgifna af G. E. Klemming. I. 3. u. II. 3. (S. 513—597 des I., S. 373—433 des II. Bds.) 1 Thlr. 18 Ngr.
Das jetzt complete Werk, 2 Bde., 8 Thlr. 12 Ngr.
(Vergl. Samlingar utg. af Svenska Fornskrift-Sällskapet.)

Blanche, Aug., Samlade Taflor och Berättelser. Neue verm. Aufl. 1—4. Heft. (584 S.) 2 Thlr. 6 Ngr.
Wird complet sein in circa 6 Heften oder 3 Bdn. Die Subscr. ist bindend für das ganze Werk.

Blicher, St., Noveller, Gamle og nye. 2. Ausg. I. (LXIV u. 190 S.) Complet in 7 Bänden. Subscrpr. 4 Thlr. $^1/_{12}$ Ngr.

Blichert, P. K., Dänisches Lesebuch für die untern Classen der Gelehrtenschulen, u. für Bürgerschulen. (242 S.) 21 Ngr.

Boeck, W. und D. G. Danielsen, Samling af Jagttagelser om Hudens Sygdomme. 1. Heft. (23 S. Text in norwegischer u. französischer Sprache mit 4 illum. Taff.) Roy.-Fol. 6 Thlr.

Börjesson, Joh., Solen sjunker, Gustaf I. sista Dagar. Historisk Tragedi i fyra Akter. (118 S.) 24 Ngr.

Borring, L. S., Guide de Conversation modernes en Français en Italien et en Danois. (129 dreispalt. S.) kl. 8. 21 Ngr.

— Tableaux synoptiques des langues Française, Italienne et Espagnole contenant la grammaire de chacune des trois langues suivie du guide de Conversation modernes en français, en italien, en espagnol et en danois. (VIII, 152, 129 u. 23 S.) kl. 8. 24 Ngr.

Boye, E. J., Efterladte Prædikener og Leiligheds-Taler. (350 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Bremer, Fredr., Hertha eller en Själs Historia. Teckning ur det virkliga Lifvet. (464 u. XIV S.) 2 Thlr. 18 Ngr.

Bröchner, H., Benedict Spinoza. En Monographie. (192 S.) 24 Ngr.

Bryologia Danica, eller De danske Bladmosser, beskrevne af Th. Jensen. (214 S. u. 9 Kupfertaff.) 2 Thlr.
Das Werk befolgt die Methode der deutschen Werke von C. Müller und giebt zum ersten Male eine Gesammtübersicht über die dänischen Moosarten.

Carit, Etlar, Herremænd. Fortællinger. (252 S.) 1 Thlr.
Inhalt: Skiernerne. Degnen.

Cavallin, S., Lunds Stifts Herdaminne. III. (457 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.
Bd. I—III. kosten 4 Thlr. 24 Ngr.
Enthält Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten der Geistlichkeit von Lund und sonstige historische Mittheilungen in Betreff des Bisthums.

Clausen, H. N., J. F. Schouw's offentlige Liv. (95 S.) 18 Ngr.

Columbus, Sam., Samlade Vitterhetsarbeten. (299 S.) 2 Thlr. 20 Ngr.

Cramér, Carl, Om Lagen för Stormar. Praktisk Hjelpreda för Sjömän. (85 S. mit in den Text gedr. Fig. u. 1 Karte.) 24 Ngr.

Den Fredlöse, En original (norveg.) Novelle. (133 S.) 18 Ngr.

Dictionnaire français-danois et danois-français par L.-S. Borring, Professeur. Partie danoise française. (724 zweispalt. S.) 1 Thlr. 24 Ngr.
Zwei Bde complet (1248 zweisp. S.) 3 Thlr. 6 Ngr.

Diplomatarium Christierni Primi. Samling af Aktstykker, Diplomer og Breve henhörende til Kong Christian den Förstes Historie, ved Registrator Hans Knudsen. Efter allerhöieste Befaling udgivet af C. F. Wegener. (XX u. 402 S. mit 2 Taff.) 4. 3 Thlr. 6 Ngr.

Diplomatarium Norvegicum. III. 2. (S. 401—933.) 3 Thlr.

Diplomatarium Svecanum ed. Bror Emil Hildebrand. IV. 2. (S. 405—831 [S. 405—755 Text, S. 756—831 Index nom. personarum, locorum et rerum]). 4. 4 Thlr.
(Enthält die Jahre 1327—1340.)
Bd. I—IV. 2 kosten 35 Thlr.

Eidsvold-Galleri med en kortfattet Eidsvoldshistorie og Biographier. 1—5. Heft. (5 Portr. mit 16 S. Text.) Imp.-8.
Inhalt: Portrait von Theis Lundegaard, Severin Löwenskjold und Jacob Aal.
Complet in circa 30 Heften. Subscriptionspr. für 1 Bd. oder 10 Hefte. 1 Thlr. 24 Ngr.

En borgerlig Familie. Original Fortælling. 2 Thle. in 1 Bd. (176 u. 288 S.) 2 Thlr.

Erindringer, Fortælling af en gammel Cavaleer. (100 S.) 15 Ngr.

Esricht, D. F., Folkelige Foredrag. I. Samling. (12 Foredrag, Heft 1—3.) (280 S.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Ferlin, P. R., Stockholms Stad i juridiskt, administrativt, statistiskt och borgerligt Hänseende. Handbok i alfabetisk Ordning. 1—14. Heft. (1344 S.) 7 Thlr. 14 Ngr.

Fjeldmelodier, Ældre og nyere norske, Samlede och bearbeidede for Pianoforte af Ludvig M. Lindemann. 5. u. 6. Heft. 4 Thlr. 6 Ngr.
Heft 1—6 zusammen 8 Thlr. 15 Ngr.

Folkvisor, Svenska äldre och nyare. Ord och Musik. Utg. af Ax. Ståhl. 1. u. 2. Heft. (48 S.) 24 Ngr.
Complet in 10 à 12 Heften à 12 Ngr.

Folkeviser, Danmarks gamle, udgivne af Svend Grundtvig. II. 2. (263—682 S. nebst Titel zum zweiten Theil u. XV S. Inhalt u. Einleitung.) 3 Thlr. 15 Ngr.
Eine kritische Ausgabe der alten skandinavischen Volkslieder mit Varianten, Noten und literarhistorischen Einleitungen.
I. u. II. complet: 8 Thlr. 21 Ngr.

Forbes, D., Gæologiske Undersögelser over det metamorphiske Territor. ved Norges Sydkyst. (21 S. med 3 ill. Tavler.) 20 Ngr.

Forfatterlexikon, Almindeligt, Supplement til, for Kongeriget Danmark, med tilh. Bilande, indtil. Udg. af Aaret 1853, ved Th. H. Erslew. 4. Heft. (Fistaine—Hagerup.) 27 Ngr.
Hauptwerk, 1843—53. cpl. 12 Thlr. 18 Ngr. Supplement, 1—4. Heft. 3 Thlr. 18 Ngr. Soll in etwa 6 Heften complet sein.

Friis, J. A., Lappisk Grammatik. Udarbeidet efter den finmarkiske Hoveddialect, eller Sproget, saaledes som det almindeligst tales i norsk Finmarken. (IV u. 232 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Fryxell, A., Berättelser ur Svenska Historien. XXI.—XXIII. Karl XII. Historia. 1.—3. Heft. (VIII u. 368, 228 u. 176 S. mit einem Schlachtplan in kl. 4.) 3 Thlr. 18 Ngr.
Karte hierzu von den Feldzügen Karl XII. color. fol. 12 Ngr.
Bd. 1—XXIII. (zusammen XXXXIV. u. 6073 S. mit 7 Tabb. u. 2 Schlachtplänen), kosten 27 Thlr.

Geelmuyden, Lærebog i Navigationen. 2 Thle. 4. Aufl. 7 Thlr. 6 Ngr.

Goldschmidt, M., Hjemlös. En Fortælling. II. 2. Buch (Schluss) u. 3 Buch (Anfang.) (S. 541—876). 1 Thlr. 12 Ngr.
Bd. I—II. 1. 2 u. Anfg. 3 Buchs kosten 5 Thlr. 12 Ngr.

Grágás, Islændernes Lovbog i Fristatens Tid. 4. Heft. Udg. af det Nord. Lit. Samf. (193—25 u. 252 S.) 2 Thlr.
Heft 1—4 kosten 4 Thlr. 6 Ngr.

Hafniensis, Vigilius, (S. Kierkegaard) Begrebet Angest. (172 S.) 1 Thlr.

Hammerich, Fr., Danmark under Adelsvælden (1523—1660). I. II. III. 1. 2. Heft. (229, 193 u. 136 S.) 1 Thlr. 27 Ngr.

Hand-Lexikon, Nytt Svenskt och Engelskt. (844 S.) 16. gbd. 2 Thlr. 6 Ngr.
Der englisch-schwedische Theil kostet 1 Thlr. 18 Ngr.

Handlingar, Kgl. Vetenskaps-Akademiens, för Aar 1854. Förra Afdlg. (237 S.) 1 Thlr. 3 Ngr.

—— **och Tidskrift,** Kgl. Krigs—Vetenskaps Akademiens. 1856. 1—6. Heft.
Jährlich erscheinen 12 Hefte oder 38 Bogen, Preis pr. Jahrg. 4 Thlr.

Helveg, Fr., Spaadommene, eller Gud i Historien. I. Pagten med Slægtens tre Fædre. (4 Bll. u. 612 S.) 2 Thlr. 18 Ngr.

Helveg, L. N., Den Danske Kirkes Historie efter Reformationen. Udgivet af Selskabet for Danmarks Kirkehistorie. V. (Schluss.) (S. 482—696 u. XI S. Vorrede zu Bd. II.)
Preis des completen Werkes 6 Thlr.

—— Den Danske Kirkes Historie efter Reformationen. 2. umgearb. Ausg. 1. Heft. (224 S.)
Erscheint im Laufe des Jahres 1857 complet in 6 Heften à circa 14 Bogen. pr. Heft 1 Thlr.

Herregårder, Skånska, tecknade af Fr. Richardt, beskrifna af G. Ljunggren. III. 4. (3 lithogr. Taff. in quer Fol. mit 18 S. Text.) 1 Thlr.
Bde. I. II. u. III. 1—3 kosten 11 Thlr.
Das Werk bildet ein Pendant zu dem Bilderwerk über die dänischen Herrensitze von F. Richardt mit Text von T. Becker, von welchem Bd. I—VIII. 2. gleichfalls zu einem Preis von 1 Thlr. per Heft erschienen

Hertz, Henr., Dramatiske Værker. XI—XIII. Bd. (396, 342 u. 356 S.) 2 Thlr. 12 Ngr.
Inhalt: Waldemar Atterdag. Scheick Hassan. Flugten til Sprogö. — Ninon. Tonietta. — Estrella. Hundrede Aar.
I—XIII. Subscript.-Preis: 10 Thlr. 12 Ngr.

—— Estrella, romantisk Skuespil in 4 Akter. (171 S.) 21 Ngr.

Hertz, H. A., Gustav Erichson Vasa, Sverrigs Befrier. Et historiskt Digt. (281 S.) 1 Thlr. 27 Ngr.

Hertz, Herman, Udkast til Temperamentslærens Historie med et Bidrag til denne Lære selv. (234 S. mit 1 Tab.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Hetsch, G. F., Vierundzwanzig Uebungstafeln zum Gebrauch bei dem Elementar-Unterricht im Freihandzeichnen. (2 Bll. Text u. 24 Taff.) gr. fol.

Hjort, P., Kritiske Bidrag til nyere dansk Tænkemaades og Dannelses Historie. Kirkelig—etisk Afdeling. I. (XXXVII u. 277 S.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Holberg, Ludwig, Dannemarks Riges Historie. Deelt udi 3 Tomer. Ny Udgave. Udg. af J. Levin. 3 Bde. (587, 624 u. 452 S.) gr. 8. 5 Thlr. 12 Ngr.

Holberg's Peder Paars, udg. for det Holbergske Samfund af F. L. Liebenberg. 1. u. 2. Heft. (S. 1—174.) 1 Thlr. 12 Ngr.

Höst, Alv. Th., Napoleons Felttog i Preussen i 1806. (VIII u. 108 S.) 27 Ngr.

—— Napoleons Felttog i Saxen i 1806. (154 S.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Hygieniske Meddelelser og Betragtninger udgivne af Dr. E. Hornemann. 1. Heft. (96 S. mit 2 Tabb.) 24 Ngr.

Ilions-Kvidha, Hómers. Sveinbjörn Egilsson islenzkadhi. I. u. II. (XXIV, 304 u. 393 S.) 2 Thlr. 20 Ngr
A. u. d. T.: Rit Sveinbjarnar Egilssonar. I. u. II.

Ingemann, B. S., Dronning Margrete. Et historisk Digt i ti Sange. 4. Aufl. (242 S.) 15 Ngr.

—— Guldæblet, et Eventyrdigt i tolv Sange. (132 S.) 21 Ngr.

Ingerslew, C. F., Epistola critica ad virum doctiss. C. F. S. Alschefski, Professorem Berolinensem. Part. I. u. II. (XXII u. XXVI pag.) 8 Ngr.

Kalkar, C. H., Livsbilleder af Guds Riges Historie. (258 S.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Karta öfver södra Delen af Sverrige och Norrige eller det fordna så kallade Skandinavien under Ledning och Inseende af Carl af Forsell. (1/500000. 8 Bll. Imp.-Fol. In Kupfer gest. schön illum. mit einer Orientirungskarte 1/4000000). 15 Thlr.

Karte von den projectirten Schwedischen Eisenbahn-Linien in Stockholm, Upsala, Nyköpings, Westerås', Örebro u. Carlstadts-Lehn, von A. Hahr. (2 illum. Bll.) gr. Fol. 2 Thlr. 6 Ngr.

Karte von den Skandinavischen Reichen, von Henckell u. Bull. (4 Bll. gr. Fol. sauber color.) 4 Thlr.

Keyser, R., Den norske Kirkes Historie under Katholicismen. I. (IV. u. 462 S.) 3 Thlr.

Klee, Fr., De almeenculturhistoriske Principer for de europæiske Sprogs Dannelse, fremsatte nærmest for at forklare de i de nordiske Tale- og Almuesprog forekommende „latinske" Ord. (200 S.) 1 Thlr. 9 Ngr.

Knudsen, K., Haandbog i Dansk-Norsk Sproglære. (IV u. 486 S.) 3 Thlr.

Kongehuus, Det Oldenborgske, i Danmark, af J. H. (76 S. mit in den Text gedr. Holzschn.) hoch 4. 18 Ngr.

Kreüger, J. H., Sveriges Förhållanden till Barbaresk-Staterna i Afrika. I u. II. (464 S.) 8. u. (36 S.) 4. 4 Thlr.

Lallerstedt, C., Skandinavien dess Farhåger och Förhoppningar. Efter franska Hufvudupplagen med Ändringar og Tillægg. (359 S.) 1 Thlr. 20 Ngr.

Lange, C. C. A., De norske Klostres Historie i Middelalderen. 2. umgearb. Ausg. (507 S.) gr. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.
In dieser neuen Ausgabe wurden die sämmtlichen Beilagen von Actenstücken, die in der älteren enthalten sind, weggelassen, wodurch der Verfasser auf einer kleineren Bogenzahl dennoch Platz für Erweiterung und Berichtigung des Werkes fand.

Læsebog, Dansk, ved Borgen og Rung. 3. Cursus. (VIII u. 503 S.) 27 Ngr.
Cursus 1—3 complet kostet 2 Thlr. 3 Ngr.

Lermontof, M., Vor Tids Helt. En Fortælling. Efter det Russiske ved E. M. Thorson. 1 Thlr. 27 Ngr.

Lexicon, Biographisk, öfver namnkunniga Svenska Män. XXII. 2. u. 3. XXIII. 1—3. (705 S.) 2 Thlr. 15 Ngr.
Das ganze Werk, 23 Bde. von zusammen 8984 S. nebst dem im Erscheinen begriffenen Registerheft, kostet 35 Thlr. Es enthält Biographien schwedischer Männer, der Könige ausgenommen, von der Zeit der Lutherischen Reformation in Schweden an bis auf den heutigen Tag; von Finnländern Biogr. derjenigen, deren Thätigkeit vor dem Jahre 1809 fiel.

Ljunggren, C. J., Minnes-Anteckningar under 1813 u. 14 Årens Kampagner i Tyskland och Norge. IV. u. V. (225—346 S.) 8. Mit 8 Abbildgn. u. 3 Plänen. 1 Thlr. 10 Ngr.
1—3. Heft kosten 2 Thlr.

Lobedanz, E., Lykkens Gjække. En historisk Roman. I—III. (310, 335, 408 u. XXIV S.) 4 Thlr. 21 Ngr.

Lund, J. B., Norsk Grammatik. 2. verm. Aufl. (146 S.) geb. 27 Ngr.

Magazin, Norsk, for Lægevidenskaben, udgivet af det medicinske Selskab i Christiania. II. Række. Redig. af A. W. Münster, Faye, W. Boeck, Lund u. Voss. X. Jahrg. 9. u. 10. Heft.
Der Jahrgang, 12 Hefte cpl., 5 Thlr.

Maurer, Dr. K., Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume, in ihrem geschichtlichen Verlaufe quellenmässig geschildert. 2 Bde. (XII u. 660; VIII u. 732 S.) gr. 8. 7 Thlr. 18 Ngr.

Mellin, G. H., Den skandinaviske Nordens Historia. Med 100 Bilder, teckn. af O. Wallgren, galvanograf. af J. A. Kullberg. 23—25. Heft. (od. III. 1—3.) (25 S. mit 3 Abb.) 4. à 6 Ngr.
Die vorhergehenden zwei completen Bände dieser illustr. Geschichte Schwedens kosten 4 Thlr. 12 Ngr.

Mellin, H. M., Föreläsninger öfver Jesu Lefwerne. 2. Aufl. 2 Bde. (232 u. 278 S.) 2 Thlr. 18 Ngr.

Minder, Gamle danske, i Folkemunde samlede af Sv. Grundtvig. Ny Samling. 1. u. 2. Heft. (156 S.) 15 Ngr.
Die erste Samlung kostet 1 Thlr.

Möller, Paul, M., Efterladte Skrifter. 3. Aufl. I—IV. (264, 284, 228 u. 272 S.) Subscr.-Pr. Bd. I—VI. 4 Thlr. 15 Ngr.

Molbech, Chr. K. F., Dante. Tragisk Drama. 2. Ausg. (188 S.) kl. 8. 1 Thlr.

— Dæmring. Lyriske Digte. 3. Ausg. (178 S.) kl. 8. 1 Thlr.

Munch, P. A., Det norske Folks Historie. IV. 4. u. 5. 1 Thlr. 24 Ngr.
Die erschienenen compl. Bde. I—III. u. IV. 1—5 dieses bedeutenden Geschichtswerkes kosten 20 Thlr. 21 Ngr.

Museum anatomicum Holmiense quod auspiciis august. regis Oscaris I. ed. Professores reg. Scholae medico-chirurgicæ Carolinensis. Sectio pathologica. Fasc. I. Continens Casus X. cum XII Tabulis. (25 S. Text.) fol. In Mappe. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mynster, J. P., Blandede Skrifter. II. Afdlg. Bd. VI. 1. u. 2. Heft. (192 S.) 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
Bd I—VI. 1. 2 kosten 10 Thlr. 12 Ngr.

Nepomuk (Kjellmann Göranson), Gyllene Ordspråk, bekräftade af nya Händelser. (361 S.) 1 Thlr. 9 Ngr.

Nordmænd, Berömte. En Cyclus Mindeblade om fortjente Landsmænd i ældre og nyere Tider, med Biographier af forkjellige Forfattere. Udg. af Chr. Tönsberg. 1—12. Heft. (11 Portr. mit 22 S. zweispalt. Text.) gr. Fol. 12 Thlr.
Inhalt: Anna Colbjörnsdatter. — Ludvig Holberg. — Cort Adler. — Peder Tordenskjold. — Hans Egede. — Ivar Huitfeldt. — Peder Colbjörnsen. — Johan Herm. Wessel. — Edvard Storm. — Johan Nordal Brun. — Jacob Aal.

Nybom, Joh., Samlade Dikter. 2 Bde. Ny Upplaga. (312 u. 400 S. mit Musikbeilagen.) 2 Thlr. 24 Ngr.

Oersted, A. S., Af mit Livs og min Tids Historie. IV. 1. Heft. (240 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.
Bd. I—IV. 1 kosten 10 Thlr. 6 Ngr.

Öfversigt öfver Kgl. Vetenskaps Akademiens Förhandlingar. XIII. Jahrg. 1856. Nr. 1—5. pr. cpl. 2 Thlr. 12 Ngr.

Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. I—III. 1853—56. (216, 87 u. 166 S.) 4. 3 Thlr.
Der I. Bd. umfasst die ersten 15 Jahre der academischen Thätigkeit, deren Verhandlungen bisher nur in verschied. Zeitschriften verstreut sind.

Öhrlander, C. N., Praktisk Lærebog i Engelska Språket, innehållande Språklära, Skrif- och Läseöfningar samt Ordbok. I. Språklära och Skriföfningar. 4. Aufl. (134 S.) geb. 24 Ngr.

— — II. Läsöfningar och Ordbok. 7. Aufl. (315 S.) 27 Ngr.

— Handlexikon för Öfversättning från svenskan till tyska, franska och engelska Språken. 2. u. 3. Heft. (Bog. 35—70.) (Schluss.) 2 Thlr. 24 Ngr.
Das ganze Werk (1112 gesp. S.) kostet 5 Thlr.

— og **C. E. Leffler**, Tetraglott-Lexikon för Öfversättningar från Svenska till tyska, franska och engelska Språken. 2. u. 3. Heft. (Bog. 51—109.) (Schluss.) 4 Thlr. 12 Ngr.
Das ganze Werk (870 dreisp. S.) gr. 4. kostet 7 Thlr. 24 Ngr.

Olde, E. M., Franske Läs- og Skriföfningar för Skolor och Gymnasier. 5. Aufl. (248 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

— — Fransk Språklära för Skolor och Gymnasier. 4. Aufl. (360 S.) 1 Thlr. 27 Ngr.

Oldskrifter, Nordiske, udg. af det Nord. Lit. Samfund i Kjöbenh. XXII. (vergl. Grágás.)
I—XXII. zusammen 19 Thlr.

Onkel Adam, Skyddslingen. Illustrerad Berättelse. (51 S. mit 9 Lithogr.) 9 Ngr.

Overskou, Th., Den danske Skueplads i dens Historie fra de förste Spor af danske Skuespil indtil vor Tid. II. (XV u. 509 S.) 2 Thlr. 10 Ngr.
Bd. I. u. II. kosten 3 Thlr. 10 Ngr.

— Lommebog for Yndere og Dyrkere af dramatisk Kunst og Literatur. (212 S.) 1 Thlr.

På Gröna Lund. Scenisk Framställning under Tal och Sång i två Akter, af H. C. F. (66 S.) 12 Ngr.

Paton, John, Om Jernbanerne i Jylland og Slesvig. (35 S.) 12 Ngr.

Petersen, C. P. N., Fremstilling af det danske Sportel- og Afgiftsvæsen ved den judicielle Retsforvaltning eller Retspleien etc. (XXXIV u. 276 S.) 1 Thlr. 12 Ngr.

Rååf, L. F., Samlingar og Anteckningar till en Beskrifning öfver Ydre Härad i Östergöthland. (373 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Reglemente för Wapenföring wid swenska Flottan. (VIII u. 55 S.)

Ridderstad, C. F., Minnen från äldre og nyare Tider. Bidrag til Svensk Historia. 1—3 Hefte. (393 S.) 1 Thlr. 21 Ngr
Inhalt: Anteckningar af en gammal Gustavian (Gustaf III. bis Carl XIII.); — Drottning Louise Ulrika och Sprengportens Intriger; — Grefve Carl Rudenskjölds Lefverne; — Svenska Orlogsflottens Fälttog Aar 1789.

— Samlade Dikter. I. (468 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Rigsdags-Protokoll, Sweriges Rikes Ridderskaps och Adels, med tillhörande Handlingar, från 17. Årh. I. 1627—1632. (LIV u. 198 S) 1 Thlr. 18 Ngr.

Rosén, L. E., Bilder och Minnen. I. (136 S.) 24 Ngr.

Rudbeck, T. G., Försök till Beskrifning öfver Sweriges Städer i historiskt, topografiskt och statistiskt Hänseende I. Swea Rike. Mit Plänen u. Illustr. (261 S. mit 13 Karten.) 2 Thlr.

Rudelbach, Dr. A. G., Om Psalmeliteraturen og Psalmebogs-Sagen. Historisk-Kritiske Undersögelser. (544 S.) 2 Thlr. 20 Ngr.

Sagan af Agili Skallagrimssyni. Kostad hefir: Einar Thordharson. (VIII u. 304 S.) 8. 1 Thlr.

Sagor, De Gamles. Berättade för Ungdom af Författaren till Sjöjungfruens Sagor. (135 S. mit 8 Lith. in Farbendr.) 2 Thlr.

Samling af Fortegninger, det techniske Instituts. Maskinlæren. 1. u. 2. Heft. (28 S. Text mit 12 Tafl. in Fol.) 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Samling af Instructioner rörande den Civila Förvaltningen Sverige och Finland. I. (XII u. 528 S.) 2 Thlr. 6 Ngr.

Samlingar, utgifna af Svenska Fornskrift-Sällskapet. 24. u. 26. Heft. (Vergl. Bibelarbeten.)
1—26. Heft incl. 35 Thlr.

Sars M., Bidrag till Kunskab om Middelhavets Littoralfauna, Reisebemærkninger fra Italien. (55 S. m. 2 Taff.) 20 Ngr.

Schiern, Fr., Historiske Studier. I. (394 S.) gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
Inhalt: Spanierne i Danmark. Et nordisk Sagns Vandringer. Danmarks sidste katholske Biskop. Bondekrigen under Reformationen. Et polsk Bidrag til Danmarks Historie. Struensee's og det saakaldte Guldbergske Ministeriums historiske Forhold. Om den bevæbnede Neutralitet. Historieskrivningens Udvikling. Nationalitet og Sprogkamp i Belgien. Om Sverrigs Thronfölgervalg i Aarene 1809 og 1810. Udvandringerne fra Normandiet til Italien.

Schütze, Th. A., Sammlung der das schleswigsche Strafrecht betreffenden Gesetze und Verordnungen. Mit Anm. zum Th. mit Uebers. etc. herausgegeb. (XIII u. 398 S.) 2 Thlr. 12 Ngr.

Schwach, C. N., Digtninger, gamle og nye, med Portrait. (445 S. Text u. 13 S. Musikbeilag.) 2 Thlr. 12 Ngr.

Siegfried, Den unga Brukspatronen. (192 S.) 21 Ngr.

Sigurdssón, J., Om Islands statsretlige Forhold. (108 S.) 18 Ngr.

Silfén, A. W. af, Swenska Handelns och Näringarnes Historia. I. u. II. (I. Die mythische Zeit. II. Das Mittelalter bis 1250.) (142 u. 294 S.) 2 Thlr. 6 Ngr.

Situationsplan der Seeländischen Eisenbahn von Copenhagen nach Korsöer. In 3 Bll., 68 Zoll lang. 2 Thlr. 12 Ngr.
Orientirungsplan dazu, 26 Zoll. 12 Ngr.

Sohlman, Aug., Afhandlingar och Skizzer uti kultur- och konsthistoriska Ämnen. I. Swenskt Gymnasii-Lif. II. Det unga Finland. (100 S.) 18 Ngr.

Stadsretter, De med Jydske Lov beslægtede, for Slesvig, Flensborg, Aabenraa og Haderslev, med Tillæg af Thord Degns Artikler og Skraaen for St. Knuds Gilde i Flensborg, udg. ifölge Foranstaltning af det Kgl. Ministerium for Slesvig ved P. G. Thorsen. (72 u. 82 S. Vorerinnerung in dän. u. deutscher Sprache; 342 S. Text m. 5 Facs.) 1 Thlr. 24 Ngr.

Stephens, G., The Shakespear Story-Teller. Nr. 5. u. 6. 14 Ngr.
Nr. 5.: Measure for measure. 8 Ngr.
Nr. 6.: Much ado about nothing. 6 Ngr.
Früher erschien Nr. 1—4, enthaltend: The tempest; — The two gentlemen of Verona; — The merry wives of Windsor; — Twelfth night, or wat you will; 1—6 kosten 1 Thlr. 10 Ngr.

Stjorn, Norsk Bibelhistorie omfattende Tiden fra Verdens Skabelse indtil det babyloniske Fangenskab. Udarbeidet ved Begyndelsen af det 14. Aarhundr. efter Foranstaltning af Kong Haakon Magnussön (1299—1319.) Udg. af C. R. Unger. 3. Heft. (S. 257—384.) 1 Thlr.
(Vollständig in circa 5 Heften à 1 Thlr.)

Studach, J. L., Die Urreligion oder das entdeckte Uralphabet. In zwanglosen Heften. 1. Heft. Vorrede und Schlüssel zu den germanischen Runen und Zahlnamen, begleitet von lithographirten mythologischen Figuren der Grundzahlen. (184 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Student-Sånger, Wald Samling af, utg. af A. J. Ståhl. I. (112 S.) 1 Thlr. 3 Ngr.

Student-Tåget, Det skandinaviske, 1856. Mit 14 Illustrat. (216 S.) 1 Thlr. 3 Ngr.

Sundhets-Collegii Berättelse om Kolerasoten i Swerige År 1853. ved Dr. A. F. Wistrand. (382 S.) 4.

Sundhets-Collegii Berättelse om Medicinalwerket i 1853. III. Jahrgang. (234 S.) 4.

Svea, Folks-Kalender för 1857. 13. Jahrg. (180 S. mit Illustr. u. Bildern.) 24 Ngr.

Svedelius, W. E., Om Stats-Rådets Ansvarlighet. Afhandling i Svensk Stats-Rätt. (IV u. 592 S. nebst 1 Bl. Beilage.) 3 Thlr.

Sverige framstäldt i Taflor. 21—24. Heft. (Schluss.) 4 Thlr. 12 Ngr.
Das Werk, complet, 24 Thlr., ist ein Pendant zu den Bilderwerken über Norwegen: Norge i Tegninger, compl. 20 Thlr., und über Dänemark: Danmark i Billeder. 1—24. Heft. 21 Thlr. 18 Ngr.

Swalin, O. A., Bidrag till Stenkrossningens Statistik och till Bestämmandet af denna Metods Wärde. (112 S.) 18 Ngr.

Swensk och Ryss! Toner „ur Swenska Hjertans Djup". Utg. af A. J. Ståhl. (144 S.) 18 Ngr.

Sweriges Central- och Sjöförswar af M. B. (35 S.) 12 Ngr.

Sweriges Rikes Grundlagar och constitutionella Statuter samt Norges Riges Grundlov. (376 S.) 16. 1 Thlr.

Tabeller om Folkmängden i Swerige wid Slutet af År 1850. (52 Fol.-Bog. nebst 14 Quart-Bog. Bericht.) 2 Thlr.

Tabelværk, statistisk, ny Række XI. u. XII. 1. Abthlg. Kongeriget Danmarks, Hertugd. Slesvigs og Hertugd. Holstens Vareindförsel, Udförsel, Skibsfart og Brændeviinsproduction 1854. Tabeller over Folkemængden d. 1. Febr. 1855. (169 u. 235 S.) 4. 2 Thlr.
Neue Reihe, I—XII, 1. kosten 12 Thlr. 18 Ngr.
Erste Reihe, I—XXI, kosten 45 Thlr.

Tegnér's, Ess., Samlade Skrifter. V. Bd. 2. Aufl. 1 Thlr. 18 Ngr.
Das Werk cpl. I—VII. 12 Thlr.

Tegnér, P. W., Orkanen eller den omdreiende Storm samt nogle praktiske Regler for at klare Skibet i den eller ud af den. (20 S.) 6 Ngr.
(Aftryk af Tidskr. f. Sövæsen.)

Tengberg, N. A., Om Sweriges Förhållande till främmande Magter under Karl XII. Styrelsetid. (76 S.) 21 Ngr.

Tham, W., Bidrag till swenska Riksdagarnes Historia 1626—1629. (72 S.) 18 Ngr.

Thiele, J. M., Thorvaldsen's Biographie IV. Thorvaldsen i Kjöbenhavn 1839—44. (VIII u. 285 S.) 1 Thlr. 24 Ngr.
Das Werk compl. Bd. I—IV. kostet 9 Thlr. 6 Ngr.

Thomsen, Grim., Den neutrale Skibsfart i Krigstider. (32 S.) 10 Ngr.

Thomsen, Jul., Vandringer paa Naturvidenskabens Gebeet. (287 S.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Thorelius, F., Upplysningar om Läseriet. (113 S.) 12 Ngr.

Thorell, T., Recensio critica Aranearum Suecicarum quae descripserunt Clerckius, Linnaeus, de Geerius. (Ex actis reg. societat. Scientiarum Uppsalenses.) (116 S.) 4. 1 Thlr. 9 Ngr.

Thorson, E. M., Udvalg af den slaviske æsthetiske Literatur. (615 S.) 2 Thlr. 27 Ngr.

Thorvaldsen's Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume von 1828—1844 von J. M. Thiele. Deutsch bearb. von F. C. Hillerup. 21—25. Heft. Imp.-4. Jedes Heft 1 Bog. Text u. 6 Kpfrtff. à 13½ Ngr.
Heft 1—25. 11 Thlr. 7½ Ngr.
Complet in circa 37 Heften. Subscription für das ganze Werk bindend. Das Werk, zugleich ein Supplement zu Thorvaldsen og hans Værker, 2 Bde. mit 148 Kpfrtff. 13 Thlr 10 Ngr. (Deutsch. Leipzig 1832—34.), 2 Thle. mit etwa 220 Kpfrtff. umfassen.

Toldforordningen (für Dänemark) af 1. Febr. 1797 med Supplement for 1854 u. 1855. Udg. af N. W. Jörgensen. 5 Thlr. 3 Ngr.

Topelius, Z., Fältskärns Berättelser. II. (431 S.) 1 Thlr. 9 Ngr.
Inhalt: Rebell mot sin Lycka. Hexan. Majniemi Slott.
I. u. II. kosten zusammen 2 Thlr. 15 Ngr.

Tornberg, C. J., Om de i swensk Jord funna österländska Mynt. (43 S.) 8.

Trap, J. P., Statistisk-topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark. 2. Ausg. 2. Heft. (S. 163 — 344 mit einer Tabelle der Getreidepreise der Kopenhagn. Börse vom Jahre 1815 bis mit 1855.) 8. 24 Ngr.
Heft 1 u. 2 kosten 1 Thlr. 18 Ngr.

Tregder, P. H., Græsk Formlære til Skolebrug. (188 S.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Tuxen, G. E. og **J. C.**, Lærebog i Navigationen med tilhörende Tabeller, udarbeidet til Brug for Navigationskolerne. (4 Bll. u. 348 S.; die Tabbellen XXXIX u. 295 S.) hoch 4. 4 Thlr.

Veikart over Norge, udarbeidet efter de bedste Kilder af Waligorski og Wergeland. Sydlige Deel. 3. Aufl. (1 Bl.) Fol. color. 1 Thlr. 3 Ngr.
—— —— schwarz. 20 Ngr

Veiviser, Kjöbenhavns, for 1856. (970 S.) 2 Thlr.

Verfassungs- u. Wahlgesetze für die dänische Monarchie und ihre einzelnen Landestheile, nebst mehreren, die repräsentativen Verhältnisse betreffenden Actenstücke, herausg. von L. C. Larsen. (448 S.) 1 Thlr. 12 Ngr.

Verhandlungen, Die, des Reichsraths der dänischen Monarchie über den Antrag des Baron Scheel-Plessen und Genossen in Betreff des Verfassungsgesetzes für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der dänischen Monarchie im April 1856. Nach der Reichsraths-Zeitung. (333 S.) 18 Ngr.

Vorträge, die wichtigsten, während der Verhandlungen des dänischen Reichsraths über den sogenannten Elfer-Antrag. Mit erläuternden Anmerkungen. (344 S.) 1 Thlr.

Vues de Copenhague et ses environs. 11 Lithogr. in Tondr. gr. Fol. cart. 4 Thlr.

Wadman, J. A., Samlade Skrifter. 2. tillökade Uppl. 2 Bde. m. Bihang. (LXXI u. 628 S. mit Musikbeilagen. 3 Thlr. 21 Ngr.

Wahrenberg, C. F. L., Om Sweriges yttre politiska Förhållanden under de tre första Åren af Konung Carl XII. Regering till Freden i Traventhal. (79 u. X S.) 18 Ngr.

Walerius, J. D., Samlade Witterhetsarbeten. I. u. II. Mit einer Einleitung von Bernh. v. Beskow. (LXVII u. 535 S.) 3 Thlr.

Wallenberg, J., Samlade Witterhetsarbeten. Neue Ausg. mit Federzeichnungen. (368 S.) kl. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
Inhalt: Smärre Dikter. Sanfärdig Resebeskrifning. Min Son på Galejan, eller en Ostindisk Resa. Susanna, Drama.

Wendt, (C. Sonnenstein-) Försök till en förklarande Ordbok till Swenska, Danska och Finska Farmakopeerna. (V u. 165 S.) 1 Thlr. 3 Ngr.

Wergeland's Samlede Skrifter, udgivne af det norske Studentersamfund. VIII. 3. u. 4. Heft. (169—360 S.) 1 Thlr. 6 Ngr.
Bd. I—VIII. 3. 4 kosten 24 Thlr.

Westerling, F. A., Ecclesiastik-Matrikel öfver Sverige. (234 S.) 1 Thlr. 12 Ngr.

Wiehe, F. G., De vestigiis et reliquiis Synonymicæ artis Græcorum. (94 S.) 18 Ngr.

Winter, Chr., Hjortens Flugt. Et Digt. 3. Aufl. (333 S.) 1 Thlr. 27 Ngr.

Wistrand, A. T., Kort Skildring af Sweriges tredje Kolera-Epidemi. (101 S. mit 1 Karte.) 24 Ngr.

Druck der Nies'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 9. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [28. Februar.

Inhalt.

Drei Tage in Malaga.(*)

Nach Chr. K. F. Molbech.

Wieviele Straßen ich nach eingenommenem Mittagsbrote noch durchwandert, weiß ich nicht, endlich aber komme ich an den ausgetrockneten Fluß, Gualmedina's Lager. Wer sollte es glauben, daß hier auf diesem Sandboden, wo jetzt Zelte, Holzschuppen und Rohrhütten stehen, wo Pferde und Maulthiere die zweirädrigen Karren ziehen, wo ein ganzer Fruchtmarkt voll Käufer und Verkäufer ist, wo die Knaben Purzelbäume schlagen und Schweine und Hunde sich träg in den Staub hinstrecken: daß hier im Frühjahre, wenn die Sonne den Schnee auf den Bergen schmilzt, die kecken Wogen eines Flusses brausen und sich hochschäumend nach dem Meere zuwälzen, daß sie hier zuweilen die Ufer überfluthen und die armen Leute aus ihren längs des Strandes liegenden Häusern jagen? Ich folge dem Flusse, da ich weiß, daß ich auf diese Art endlich ans Gestade kommen muß. Ich entdecke bereits in weiter Ferne das blaue Mittelmeer; aber hier winken mir grüne Bäume zur Seite, hier muß ich hinauf.

Vor mir liegen drei lange Akázien- und Pappelalleen: das ist die Alameda der Stadt, oder die Promenade für Reitende, Fahrende und Fußgänger. An ihrem obersten Ende, wo ich jetzt stehe, befindet sich eine gemauerte, halbrunde, kleine Nische, von Blumen umgeben und mit Blumen geschmückt; ein klarer Wasserstrahl springt aus einer Schnauze hoch oben in der Mauer, und darunter steht ein Schwarm Jungen, um zu trinken; sie können die Röhre nicht erreichen, aber mit offenem Munde und zurückgebogenem Kopfe lassen sie das klare, kühle Wasser mit großer Fertigkeit in den Hals hinunterlaufen. Ueberall an den Seiten der schattigen Alleen sind steinerne Bänke von grauem Marmor und Büsten — Gott weiß, von wem — aufgestellt, und hier ruhen und bewegen sich Herren und Damen in buntem Gemisch untereinander, um die Abendkühle und den erfrischenden Seewind, der bereits zu wehen begonnen hat, zu genießen. Hier herrscht kein Standesunterschied: der einfache Arbeitsmann, der wohlhabende Landmann, der reiche Kaufmann, Alle spazieren hier auf und ab, gleich stolz, oder ruhen auf den Bänken und rauchen ihre Cigaritos. Junge Herren, — Majos nennt man sie hier, in Frankreich Lions — in eine feine, dichtanschließende Tuchjacke gekleidet, mit einer breiten rothseidenen Schärpe um den Leib, hellen Beinkleidern und den spanischen Hut renommistisch auf dem Kopfe, wandern auf und ab, stolz im Bewußtsein ihrer untadelhaften Bekleidung, beäugeln die vorbeigehenden Damen, oder flüstern wohl auch ein bewunderndes: „Alma de mi vida!" wenn eine schlanke, leichtfüßige Señorita in seidenem Kleide an ihnen vorüberrauscht; denn hier genirt man sich nicht.

Und wie könnte man dies auch? Woher sollte man Zeit bekommen, um an das Passende, an Convenienz und Gesellschaftsformen zu denken, wenn man vom Schönsten, was die Erde hervorgebracht hat, umgeben ist, sich von allen Seiten einem Feuer schwarzer Flammen ausgesetzt sieht, welches so stark, so plötzlich, so durchbohrend ist, daß man entweder rein zu Asche verbrennt und nie wieder zu sich kommt, oder auch entflammt und berauscht wird, als hätte man Gott weiß wieviel Gläser des heißen spanischen Weines geleert? In Spanien finden sich die schönsten Weiber der Welt, das weiß Jedermann; aber nicht Jedermann weiß, daß sich die schönsten Spanierinnen in Andalusien und die schönsten Andalusierinnen in Malaga finden. Kann man sich etwas zugleich Anmuthigeres, Leichteres und Lockenderes, etwas Vornehmeres, Stolzeres und Zurückstoßenderes denken als eine junge Dame, die an der Seite ihrer alten und häßlichen Mutter — denn alt und häßlich sind hier Synonyme — durch die Allee dahinschwebt? Sie ist schwarz vom stolzen Haupte bis zu den kleinen Füßchen; das schwarzseidene Kleid rauscht in dicken Falten um ihre schlanke Taille und ihre schwellenden Hüften; eine schwarze, reich mit Spitzen besetzte Atlasmantille hängt wie ein Schleier über Hals und Kopf

*) Vergl. Nr. 8.

und wird mit der linken Hand vor der Brust zusammengehalten. Auf diese Weise wird gleichsam ein Rahmen um das ovale, bleiche, feine Gesicht gebildet, wo die Lippen zwei Rosen in einem Lilienbeet gleichen, und die Augen — ja, die kann ich schlechterdings nicht beschreiben. In der rechten Hand hält sie ihren schwarzen Fächer und verbirgt damit halb das Gesicht; aber indem ich vorbeigehe, läßt sie ihn sinken, und ohne den Kopf zu drehen, wirft sie aus den kohlschwarzen Augen einen Seitenblick, daß ich plötzlich, wie von einer körperlichen Macht festgebannt, stehen bleibe. Ich kehre um und folge ihr: da begegnen mir ein Paar andere sternengleich funkelnde Blicke, und während ich unentschlossen dastehe und nicht weiß, welchen Weg ich einschlagen soll, zieht auf der andern Seite der Allee eine schwarze Seidenwolke vorbei, ein Blitz schießt daraus hervor und schlägt in meine bereits halbberauschte Seele ein. Und mehr und immer mehr Wolken sammeln sich unter dem klaren Abendhimmel, schweben sausend vorbei und schleudern ihre Blitze nach allen Seiten — das ist ein gewaltiges Donnerwetter! Die Luft ist förmlich drückend und schwül, wenigstens werde ich immer wärmer. Es ist ein Kampf zur Rechten und Linken, tausendfaches Lächeln wird von den Bogen der Lippen abgeschossen, und wie Wurfspieße fliegen glühende Blicke von Señoritas zu Señores und wieder zurück. Und nicht blos unter den Vornehmen in seidenen Kleidern ras't der Kampf, auch die große Masse wird von seinem Wirbel ergriffen, auch in deren Reihen wird mit Kopf und Händen, mit Brust und Füßen gefochten, ja mancher von einer schönen und stolzen adeligen Dame abgeschossene Pfeil wird unterwegs von einem schlanken, kräftigen Burschen in Sammetkleidern und mit silbernen Schnallen aufgefangen und dreist dahin zurückgeschleudert, woher er gekommen ist. Ebensowenig vergessen die eleganten Majos jene kleinen, leichtfüßigen, von der Sonne gebleichten Mädchen aus dem Volke zu beäugeln, deren schwarze, glänzende Flechten mit einem Schildpattkamm im Nacken befestigt und mit frischen Nelken geschmückt sind, deren weiße Röckchen kaum das Bein verbergen und den unglaublich kleinen Fuß mit den seidenen Schuhen und den durchbrochenen Strümpfen zeigen. Denn auf ihren Fuß und ihr schönes Haar ist la Malagueña stolz und das mit Recht; die einfachste, ärmste Dirne, deren Rock an vielen Stellen zerrissen und wieder zusammengenäht ist, hat stets glänzend weiße Strümpfe und nette Schuhe, oft von Seide, die dicht an den Fuß schließen und mit schwarzen Bändern um den Knöchel befestigt sind. Ich sage nun der Alameda Lebewohl, steige in die Jolle und lasse mich an Bord rudern, um die letzte Nacht in dem Schiffe zu schlafen, wo ich jetzt fast einen Monat meine friedliche Wohnung gehabt habe. Der kleine Zollbeamte, der sich wahrscheinlich den ganzen Tag allein mit den Steuermännern und Matrosen gelangweilt hat, begrüßt mich freundlich mit einem Strom von Complimenten, der Kajütenjunge ruft mich zum Abendtisch, und endlich sitze ich wieder ruhig in einer Sophaecke in der kleinen Kajüte, und kann anfangen meine Gedanken zu sammeln, in denen die verschiedenartigen Eindrücke des Tages sich wie die Glasperlen in einem Kaleidoskop durch einander bewegen.

Zeitig am Morgen habe ich der gemüthlichen kleinen Kajüte, der engen Kabuse, wo die draußen plätschernden Wellen mich so oft in den Schlaf gewiegt und so oft aus dem Schlafe geweckt haben, dem freundlichen Capitän, dem Steuermann und den Matrosen und meinem Freund, dem Aduanero, sowie den Masten und Raaen und Segeln und den unbeständigen Winden Lebewohl gesagt. Allein mit mir selbst und meinem Koffer wohne ich in Malaga, in einer Casa de pupilos, hoch oben, d. h. im zweiten Stock, in einem kleinen, einfachen Zimmer. Ein eisernes Bett mit einer Mosquitogardine von grünem Flor, ein kleiner Tisch, ein Spiegel und ein Rohrstuhl sind mein ganzes Geräth und sind es seit drei Tagen gewesen. Die Glasthür, welche zugleich das Fenster des Gemachs ist, geht auf einen Balcon, wo ich zeitig am Morgen frische Luft schöpfe und mich damit unterhalte, daß ich auf den vor dem Hause liegenden kleinen Platz hinabblicke. Gerade gegenüber befindet sich ein großer Hof, der einem Kaufmann gehört; er hat darin sein Comptoir und sein Packhaus und draußen versammelt sich bei Zeiten, wenn die Sonne kaum aufgegangen ist, eine Menge Bauern mit ihren mit Früchten beladenen Eseln und Maulthieren. Das langgezogene Geschrei der Thiere und der Klang ihrer Schellen sind die ersten Laute, welche mich aus meinem Morgenschlaf erwecken, und ich habe während dieser drei Morgen sowohl ihre Eigenschaften als die ihrer Herren gründlich studiert. Daß Sancho Pansa seinen Rucio so unsäglich lieben konnte, daß er ihn seinen liebsten Freund nennt und über seinen Verlust wie über den Verlust eines Wesens klagt, das er versteht und von dem er wieder verstanden wird, das ist mir nun begreiflich geworden; denn zwischen diesen Eseln und ihren Treibern herrscht eine Sympathie, die ans Unglaubliche grenzt und die nur ein langes Zusammenleben so stark entwickelt haben kann. Wenn der kleine Markt Morgens am allervollsten ist und ein neuer Zug ankommt, dem die andern Platz machen müssen, so rufen die Treiber ihre Esel blos beim Namen, worauf diese sofort kommen; und hört das Thier vor dem Geschrei der übrigen, vor Schellengeklingel und Rufen nicht auf der Stelle, so braucht er es nur mit einem Steinchen zu werfen, wovon er stets einen Vorrath in der Tasche hat, da versteht es ihn sogleich, spitzt die Ohren und kommt, wenn er seinen Namen wiederholt. Und ganze Stunden kann ein solches geduldiges Langohr in voller Erwartung dastehen und harren, ohne auch nur soviel wie einen Trunk Wasser oder einen Mundvoll Heu zu bekommen; was es aufrechterhält, ist allein Pflichtgefühl und Liebe zu seinem Herrn, und wie es selbst Rucio gleicht, so will ich hoffen, daß er Sancho Pansa gleicht und seine Ausdauer belohnt, wenn sie in Haus und Stall heimgekehrt sind.

Eh' die Sonne ganz über das Dach meines Nachbars gegenüber emporgestiegen und der glühend heiße, bleischwere Sirocco, der während dieser Tage aus Africa zu uns herüberweht, vollständig zu Kräften gekommen ist, werfe ich meinen Frack um, setze meinen Strohhut auf den Kopf und schleiche mich durch die noch kühlen Gäßchen an den Strand hinab, um ein Seebad zu nehmen. Aber der Schatten reicht nicht weiter als die Häuser, und ein Stück Weg muß ich unter dem Berge, worauf das Castell liegt, längs des Gestades in warmem Sand und Staub wandern, und obgleich es nur ein Gang von zehn Minuten ist, so erhitzt die brennende Luft doch mein Blut so sehr, daß ich matt und in Schweiß gebadet, mit Mühe die auf dem Wasser schwimmenden rothen hölzernen Häuser erreiche. Ich setze mich unter eine offene, von einer Zeltdecke beschattete Veranda voll blühender Rosen und Oleander, um

mich abzukühlen, und lasse mein Auge über den Hafen und die Schiffe, am Molo und dem weißen Leuchtthurm vorbei, weit in das dunkelblaue, still ruhende Mittelmeer hinausgleiten. An meiner Seite sitzt der Eigenthümer der Badehäuser, ein alter, grauköpfiger, runzeliger Mann mit einer großen Adlernase und einem Paar schwarzer, lebhafter Augen; er hat das eine Bein über das andere geschlagen, lehnt sich auf dem Stuhl zurück und sagt nicht ein einziges Wort, sondern raucht nur eine Papiercigarre nach der andern und bläs't den Rauch in langen Wolken durch die Nase. Draußen im Wasser springt ein Schwarm nackter Knaben mit den Kleidern auf den Armen behende von Stein zu Stein, verfolgt von einem Soldaten, dessen Schicklichkeitsgefühl Allarm geschlagen hat, als er sie so nahe dem privilegirten Badehause ohne Scheu entkleidet sah. Geschmeidig wie Hirsche springen die sonnegebräunten Knaben durchs Wasser davon. Der schwerfällige Soldat in seiner knappen, grünen Uniform läuft ihnen auf den Steinen scheltend nach; jetzt stolpert er, der Fuß gleitet aus und er fällt bis ans Knie ins Wasser, indeß die Jungen in den Wellen jubeln und tanzen. Während ich noch diesem ergötzlichen Auftritt zusehe, lassen sich leichte Tritte auf der Badehaustreppe vernehmen; ein Paar in Seide gehüllte Señoras treten in Begleitung ihrer Zofe, die Handtücher und Laken trägt, rasch ein. Sowie sie den Fremden erblicken, hebt sich hurtig der Fächer, aber die Eine kann doch nicht umhin, ihn im Vorbeigehen halb zusammenfallen zu lassen: ich sehe eine zarte, bleiche Wange, einen kleinen Mund und fange einen Blick aus einem schwarzen Augenpaar auf. Sodann gehen sie alle Drei über die schmahle Brücke in eine Kammer und die Thür schließt sich hinter ihnen. Ich bin abgekühlt und lasse mir ebenfalls ein Zimmer geben; eine Zeltwand an den Seiten und ein Vorhang zum Aufziehen schließen ein kleines viereckiges Bassin ein, wo das Wasser in klarer, hellblauer Farbe schimmert und bunte, glänzende Fischlein über den weißen Sandboden hin- und herhuschen. Ich entkleide mich schnell und springe ins Bassin; da höre ich auf einmal Stimmen mir zur Seite, weiche, wohlklingende Mädchenstimmen, ich höre muthwilliges Gelächter und Plätschern im Wasser, das dicke, doppelte Segeltuch bewegt sich, als ob Jemand daran stößt, und das stille Wasser beginnt sachte hin- und herzuschaukeln. Das müssen die beiden jungen Damen und ihr Mädchen sein, denk' ich, verwundert über diese in nordischen Ländern unerhörte Freiheit; ich tauche wieder unter und lasse mir das Wasser über den Kopf strömen. Aber es ist nicht mehr dasselbe; brennt die höher emporgestiegene Sonne draußen stärker, oder hat eine warme Strömung von Africa die spanische Küste erreicht und die Bassins gefüllt? Die See ist lau, die sanft bewegten Wellen umfangen mich wie warme Hände, es ist bald heißer im Wasser wie in der Luft, ich kann es nicht aushalten, ich ziehe den Vorhang zur Seite und schwimme hinaus, weit hinaus, wo das Meer kalt und tief ist. Wie ich zurückkomme, ist Alles still, das Wasser ist wieder angenehm und ein leichter Schauer durchbebt mich beim Aussteigen und Ankleiden. Allein am nächsten Tage suche ich ein Bad oben in der Stadt, wo ich im Schatten hin- und zurückgehen kann und die Temperatur des Wassers beständig dieselbe ist.

Ein reicher Mann hat, als die Mönchsorden aufgehoben wurden, hier ein Klostergebäude gekauft und dasselbe zu einem Badehause eingerichtet: Baños de las delicias de Malaga. Die Decke des Refectoriums hat er abheben und dafür große Glasscheiben auflegen lassen, der Fußboden ist mit Marmorplatten belegt, und zwischen diesen stehen kleine, runde Beete voll allerhand stark duftender Blumen. In der Mitte des Saals erhebt sich ein Tempel, ganz aus weißem Marmor, mit einem Bassin, wo Goldfische schwimmen und feine Wasserstrahlen hoch emporspringen und die Luft abkühlen. Die finsteren, engen Zellen rings umher sind erweitert, das Tageslicht hereingelassen und in prächtigen Marmorgefäßen strömt kaltes und laues Wasser. Hinten im Klostergärtchen, wo früher die Mönche spazieren gingen und arbeiteten, wandeln jetzt Herren und Damen in den kleinen, schattigen Gängen; in einer Ecke stehen ein Paar alte, hohe Palmen, blicken auf die veränderte Scene herab und schütteln leise ihre blätterreichen Häupter.

Ich bemerke in der Nähe ein großes Gebäude und frage, was das ist. La plaza de los toros, lautet die Antwort, und da ich wohl kein Stiergefecht zu sehen bekomme, so will ich wenigstens die Arena, wo sie gehalten werden, gesehen haben. Ein Mann folgt mir aus dem Klostergarten, biegt in eine Seitengasse, öffnet mir das Portal, und ich trete in ein großes, rings von vielen Bankreihen umgebenes Amphitheater, dessen oberster Rundkreis von bedeckten Logen gebildet wird. Von diesen hat man eine schöne Aussicht nach allen Seiten, nach den braunen Bergen, welche Malaga umgeben, nach dem maurischen Castell auf ihrer Spitze und nach dem Meere, das wie ein blauer Teppich zu den Füßen der freundlichen Stadt ausgebreitet liegt. Unten in der Arena ist der Sand noch geröthet und hier und da Blutspuren erkennbar. Vor wenigen Tagen, erzählt mein Begleiter, haben vier berühmte Matadores von Madrid ihre letzte Gastvorstellung gegeben, bei der fünf Stiere und elf Pferde getödtet wurden. „Das war ein herrlicher Anblick!" fügt er voll Bewunderung hinzu und knackt vor Freude mit den Fingern wie mit Castagnetten; „das hätten Sie sehen sollen, das war das schönste Schauspiel der Welt!" Und während wir hinabsteigen, erzählt er mir, wie ein wilder und unbändiger Stier über die den Kampfplatz von den Zuschauern trennende Balustrade gesetzt sei und unter Männern und Weibern Verwirrung und Schrecken verbreitet habe, wie er sodann wieder in die Arena hinabgestürzt sei und allein sechs Pferden das Leben genommen und einen Toreador so verwundet habe, daß er auf dem Platze liegen geblieben. „In Madrid sind sie glücklich; da haben sie das ganze Jahr hindurch sowohl Stiere als königliche Matadore; dorthin müssen Sie reisen; denn wer kein Stiergefecht gesehen hat, hat Nichts gesehen!" Gegen Mittag wandere ich nach Hause und vergesse allzubald die Kühle des Bades; denn die Sonne brennt wie geschmolzenes Blei, und obschon ich meistens im Schatten gehe, ist die Luft doch auch da bis zu 30 Grad Reaumur erhitzt; geht das so fort, so muß mein ruhiges nordisches Blut bald ebenso glühend wie das spanische werden. In meinem Zimmer ist es kühler; der Sonnenteppich und die Gardinen sind dicht zugezogen, sodaß weder Licht noch Sirocco hereindringen kann, und in dem mystischen Halbdunkel werfe ich mich müde, denkfaul und Alles vergessend auf's Bett und sinke in einen betäubenden Schlaf, bis die Mittagsglocke ruft.

Am Tische in der Casa de pupilos, wo ich wohne, habe ich mit meinen Seitenmännern Reisefreundschaft geschlossen. Der Eine ist ein Deutscher aus Berlin, lang, bleich, mit blondem Haar und

einem etwas schmachtenden Ausdruck in seinem Gesicht, ob deshalb, weil er nach dem Glück des Lebens schmachtet, oder deshalb, weil er zuviel davon geschmeckt hat, will ich dahingestellt sein lassen; doch habe ich Veranlassung, das letztere zu glauben. Sein Lieblingsthema ist Schiller auf Goethe's Kosten zu heben, und als Hauptgrund gegen diesen führt er an, daß seine Schriften soviel enthalten, „was man nicht gleich verstehen kann"; doch nimmt er davon den Faust aus, den er „sehr hübsch und leicht verständlich" findet. Seine unschuldige Freude besteht darin, daß er auf der Flöte bläst, und seine ernste Beschäftigung ist: „Reisen und Geschäfte in allerlei Manufacturwaaren zu machen." Der sentimentale Probenreiter sitzt auf meiner rechten Seite; zur Linken habe ich einen kleinen Franzosen mit schwarzem Haar und Bart, einer zierlichen Stahlbrille und lackirten Stiefeln, übrigens aber etwas fadenscheinig in seiner Kleidung. Der erste und letzte Gegenstand seines Gesprächs ist Paris, la plus belle ville du monde, und dessen vie facile; nur selten unternimmt er eine Kreuzfahrt in andere Gebiete und gleitet da mit Dampfesschnelligkeit durch Sphären des menschlichen Denkens, wo er offenbar nie zuvor gewesen ist. Das genirt ihn jedoch nicht, sein Redeschifflein saust rasch hinweg, läßt freilich keine Spur, ja nicht einmal ein Kielwasser zurück, weiß aber stets mit großer Virtuosität die Seine wiederzufinden und im Herzen der grande ville zu landen. Seine Freuden sind nicht so unschuldig wie die des flötespielenden Musterreiters, sie bestehen nämlich darin, daß er der hübschen Tochter des Wirths Purificacion und vermuthlich noch mancher Andern die Cour macht, und seine Lebensaufgabe ist, so gute Daguerreotypporträts wie möglich zu machen. Nicht blos zu Mittag sind diese Herren meine Nachbarn, sie haben auch ihre Zimmer zu beiden Seiten des meinigen, und wenn ich nach Tische auf meinem Altan stehe und eine Cigarre rauche, thun sie dasselbe in ihren Fenstern, und da bin ich Zeuge ihrer Bemühungen, der hübschen Purificacion zu gefallen, denn auch das Herz des Deutschen ist nicht ganz frei und er nennt sie „ein allerliebstes spanisches Gretchen."

Sie, die wirklich eine außerordentlich schöne Morena mit kohlschwarzen Haaren und Augen und einem bleichen durchsichtigen, schwach ins Olivenfarbige spielenden Teint ist, sitzt gleich unter dem Fenster auf dem Altan und näht, rings von Nelken, Rosen und allerhand Schlingpflanzen umgeben. An ihrer Seite schaukelt sich ein gesprenkelter Papagei in einem Messingbauer und ein niedlicher, weißer, langhaariger Hund liegt neben seiner Herrscherin unbegreiflich kleinem Füßchen, das unter den Falten des Rockes hervorguckt. Ihr gerade gegenüber, auf der andern Seite der engen Gasse, sitzt ihre Freundin auf ihrem Balcon; mit dieser wechselt sie Scherze und Gelächter und an dieselbe richtet sie auch die indirecten Antworten auf die Galanterien ihrer Anbeter. Obgleich der Deutsche gut spanisch spricht und der Franzmann kaum fünf Worte zusammensetzen kann, so hat der Letztere doch offenbar den Vortritt in dem jungen Herzen gewonnen. „Welch ein schöner Mondscheinabend gestern," sagte der Deutsche; „ich habe die ganze Nacht am Fenster gesessen und den Himmel angeschaut; lieben Sie den Mondschein, Señorita?" — „Kannst Du wohl das Flötenspiel leiden, Maria?" antwortete boshaft lächelnd Purificacion; „es klingt gerade so, wie wenn Zaide heulte." — „Spricht Ihr Papagei französisch, hermosa Señorita?" fällt der Franzose ein, „ich möchte gern seine Bekanntschaft machen, mas no puedo hablar Español, ich kann nicht spanisch sprechen." — „Ist die französische Sprache nicht hübsch, Maria?" entgegnete die Kleine; „wenn Einer deutsch spricht, so klingt das, wie wenn man Castagnetten schlägt, ohne dazu zu spielen oder zu singen; aber am allermeisten gefällt mir doch das Spanische." — Und auf diese Weise setzen sie ihre Unterhaltung fort, bis sich der Deutsche verletzt zurückzieht und der Franzmann bis Sonnenuntergang das Feld behauptet. Alsdann geht Purificacion mit ihrer Mutter spazieren, der Franzose greift nach Hut und Stock und richtet es vermuthlich so ein, daß er die Damen auf der Alameda trifft; ich kleide mich an, um Visiten zu machen. Denn obgleich ich nur drei Tage in Malaga gewesen bin, habe ich doch Zeit gehabt drei Bekanntschaften anzuknüpfen und habe drei spanische Häuser besucht.

Meine erste Bekanntschaft machte ich mit einem Obersten von der Infanterie, einem ältlichen, graulköpfigen Manne, der so höflich war zu sagen, daß sein ganzes Haus „zu meiner Verfügung stehe." Da ich die Bedeutung dieser spanischen Redensart noch nicht kannte, so warf ich mich am ersten Abend, den ich auf dem Lande zubrachte, in schwarze Kleider, nahm meinen Hut aus seinem Futterale und begab mich Schlag halb Neun nach seiner Wohnung. Ich klopfte mit dem Hammer an die Hausthür; kurz darauf guckte ein Dienstmädchen durch die kleine, vergitterte Oeffnung, die sich an jeder spanischen Thür findet, und fragte: quien es? — „Servidor," antwortete ich so spanisch wie möglich, worauf sie öffnete und mich die Treppe hinauf in die Wohnstube der Familie führte. Ein ganz junges, recht hübsches Weib, das, wie ich später erfuhr, die Frau vom Hause war, saß an einem Forteviano und ihr Mann stand daneben; mehr aber bekam ich auch nicht zu sehen; denn der Oberst kam mir unter tausend Complimenten entgegen und nöthigte mich mit vielen Verbeugungen wieder zur Thür hinaus, die Treppe hinunter und in sein Zimmer. Hier fragte er, was ich wünschte, und als er hörte, daß ich ihn blos besuchen wollte, so war er in Danksagungen unerschöpflich, bot mir seine Dienste an, versprach mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen, bat mich jedoch nicht, wiederzukommen, und beschränkte sich diesmal auf die Erklärung daß er selbst zu meiner Verfügung stehe, worauf ich unter vielen Versicherungen, daß er gleichfalls über mich verfügen könne, Abschied nahm.

Mein zweiter Besuch, am zweiten Tage den ich in Malaga zubrachte, galt einem Kaufmann, der mich ausdrücklich gebeten hatte ihn eines Abends zu besuchen. Da ich hier gewiß war empfangen und in die Familie eingeführt zu werden, so ging ich ein wenig zeitiger und rechnete auf den Genuß einer Tasse Thee in einem traulichen Familienkreise; ich freute mich ordentlich darauf wieder unter Damen zu Tische zu sitzen und das Summen der Theemaschine und Klirren der Tassen zu hören, nachdem ich so lange alltäglich einen Steuermann zum Tischnachbarn gehabt und nur das kalte Seewasser um das Schiff kochen und schäumen gehört hatte. Ein Bedienter empfing mich und führte mich durch mehrere Zimmer in einen großen luftigen Saal mit offenen Altanthüren, der altmodisch möblirt und dessen Wände mit großen Familienporträts behängt waren. Von einem alten Sopha in einer Ecke des Saales erhoben sich drei alte Damen, machten mir eine steife Verbeugung und setzten sich wieder. Der Kaufmann, welcher in

diesem Augenblicke hereinkam, stellte uns einander vor: „Don Cristian de Dinamarca — las mias hernanas, Juanita, Ursula, Isabel.“ Das waren seine Schwestern und zugleich seine ganze Familie; die jüngste konnte recht wohl gegen fünfundvierzig Jahr alt sein. Uebrigens war kein großer Unterschied in ihrem Aussehn: hagere, scharfe Züge, runzelige Wangen, dazu bloßes Haar, bloßer Hals und bloße Arme, was in diesem sommerheißen Klima bei Alt und Jung Gebrauch zu sein scheint, unleugbar aber Letztere weit besser kleidet als Erstere. „Also: keine Frau, keine Tochter, keine Söhne; nur die drei alten Schwestern, welche nicht französisch sprachen, ich, der so gut wie nicht spanisch sprach, und der Kaufmann selbst, der überhaupt in keiner Sprache viel sprach — und es war noch nicht acht Uhr. Ich setzte mich nieder, hörte die Damen von Wind und Wetter, von Bällen, wo sie nicht gewesen waren, und von Stiergefechten, die sie nicht gesehen hatten, erzählen und that von Zeit zu Zeit eine Frage, aber die Unterhaltung gerieth gleichwohl ins Stocken. Da schlug der Kaufmann ein Spiel vor — ja, den Namen habe ich vergessen — aber es war eine Art Billardspiel im Kleinen; der Bediente brachte einen mit grünem Tuche überzogenen Tisch nebst Bällen und Queues, und wir begannen. Ich gewann und ich verlor; ich verlor abermals und gewann wieder, ich fing an durstig zu werden, die Uhr schlug halb Neun; es kam kein Thee, kein Butterbrot und das Spiel nahm kein Ende. Um zehn Uhr waren wir endlich fertig, ich bezahlte, was ich verloren hatte, und erwartete nun ganz bestimmt, daß man die Abendmahlzeit serviren werde; aber nein, im Gegentheil, als die große Glocke auf dem Thurm der Domkirche halb Elf schlug, zogen sich die drei Damen des Hauses unter einer höflichen Verbeugung zurück, ich nahm meinen Hut und Stock, und empfahl mich. Alle Kaffeehäuser waren geschlossen, nirgends ein Licht zu sehen; ein schläfriger Portier ließ mich ins Hotel, verstand aber, wie er sagte, nicht, Thee zu machen, und der Wirth war vermuthlich nicht daran gewöhnt, daß seine pupilos nach zehn Uhr heimkamen und Abendbrot verlangten: kurz, ich mußte hungrig und durstig zu Bett gehen, und das war meine zweite Visite.

Es gehört Muth dazu, die dritte zu machen, denke ich; allein sie gilt einem Consul, der wahrscheinlich gewohnt ist Fremde zu sehen, und in jedem Fall werde ich so vorsichtig sein zu Abend zu essen, bevor ich gehe. Gegen neun Uhr komme ich in seinen Hof, klopfe an das Thor und werde eingelassen. Treppe und Hausflur sind groß und hell erleuchtet; mit Platz, um Luft zu bekommen, ist man verschwenderisch umgegangen; die Stufen sind von grauem Marmor, die Wände mit Porcellan bekleidet. Durch große, beinahe fürstliche Zimmer werde ich in ein behagliches Cabinet geführt, wo das matte, röthliche Licht einer Astrallampe gegen die weißen Mondstrahlen kämpft, welche durch die offene Altanthür hereinfallen. Und in dieser doppelten Beleuchtung sitzen vier junge Mädchen, eins schöner als das andere, das älteste vielleicht zwanzig, das jüngste fünfzehn Jahr. „Das sind meine Kinder,“ sagt der freundliche Wirth, der mir entgegen kommt; „setzen Sie sich bei uns nieder und thun Sie, als seien Sie zu Hause.“ Die älteste Tochter bringt mir Cigarren und Licht, eine von den andern holt ein Glas Eislimonade, und da sitze ich, spanisch und französisch durch einander sprechend, als hätte ich sie lange gekannt, und wunderbar bewegt bei dem Gedanken, so fern von meiner Heimath einen Blick in ein stilles, glückliches Familienleben werfen zu können. Das älteste von den jungen Mädchen setzt sich ans Clavier und spielt mir eine spanische Nationalmelodie, la Jota Aragonica, vor; die nächstälteste, eine muthwillige, lebensfrohe, schelmische Brunette, löst sie ab und singt einige Volksmelodien, während die dritte Schwester die Castagnetten dazu schlägt. Die Lieder sind lustig wie sie selbst: eine junge Señorita, die ihren Liebhabern den Korb giebt, die Klage der in ihren Hoffnungen Getäuschten und der übermüthige Jubel des Glücklichen; ein Bauer, der sein Morgenlied zwischen den Bergen singt, des Maulthieres langgezogenes Geschrei und der ärgerliche Zuruf des Treibers. „Singe Du nun auch, Francisca!“ sagt der Vater zur jüngsten Tochter, einer feinen, blassen spanischen Schönheit mit großen schwarzen Augen. Sie holt eine Guitarre, setzt sich in die offene Altanthür, und beginnt ein Liebeslied in der schönen Sprache zu singen. War es meine sehnsuchtsvoll bewegte Stimmung, die mich hinriß, oder war es des jungen Kindes stille, schwärmerische Schönheit, wie sie dasaß im Mondlichte und ihre kleinen weißen Finger über die Saiten hinlaufen ließ, oder war es wirklich eine der zartesten, klarsten, seelenvollsten Stimmen, die ich jemals gehört habe, sanft und mild, fast schüchtern wie des Mondes zitternde Strahlen und betäubend süß wie der Duft von Orangenblüthen; und war es ein Gesang, der alle Geheimnisse einer südländischen Sommernacht in sich einschloß? Er war kurz und klagend, aber dennoch lang genug und warm; solange ich lebe, wird die Melodie in meiner Seele widerklingen, welche das junge Mädchen zwischen den Blumen auf dem Altan an dem hellen Sommerabend sang. Hurtig werden ein Paar Stunden hinweggescherzt und gelacht, und ich lerne während derselben mehr spanisch als während der beiden anderen Tage zusammengenommen; es ist Zeit Lebewohl zu sagen und ich lerne jetzt zum ersten Male den Schmerz fühlen, welchen das Reiseleben nur zu oft mitsichbringt, wenn man sich trennen muß, um sich vielleicht nie wieder zu begegnen. Während ich durch die enge, finstere Gasse unter dem Fenster gehe, stehen sie alle vier oben im Mondschein und winken zum Abschied mit den weißen Taschentüchern: „Buenas noches, Señor!“ — „A Dios! a los piès de Ustedes, Señoritas!“

Langsam wandere ich heimwärts und schlage den Weg am Strande hin längs des stillen Meeres, wo jetzt Alles zur Ruhe ist und nur einzelnes Wachtlicht hier und da auf den Schiffen schimmert, durch die mondbeleuchtete Alameda ein, deren steinerne Bänke jetzt einer Menge armer Leute, die es im Sommer für eine unnöthige Ausgabe ansehen, Haus und Heerd zu halten, als Schlafstätten dienen, wie sie ihnen am Tage als Tische gedient. Man hat mir zwar gesagt, es sei für einen Fremden nicht sicher, so spät allein am Strande zu gehen; aber wer sollte wohl darauf verfallen die Reinheit einer so schönen, mondhellen Nacht durch Raub und Ueberfall zu beflecken? In solchen klaren Nächten wacht ein guter Geist über der Erde und seine unsichtbaren Hände führen auch mich sicher und richtig durch die Straßenlabyrinthe nach dem Hause, wo ich wohne. Ich mache das Fenster zu, ziehe mich schnell aus, werfe mich aufs Bett und schließe die Augen, um von dem Gesange zu träumen, den ich heute Abend gehört habe. Ich versinke in den unbestimmten Zustand zwischen Schlafen und Wachen, wo die Seele gleichsam am Eingange der Traumwelt steht und, während

ihr die Töne aus diesem räthselvollen Reiche entgegenklingen, sich noch einmal umwendet und in das wirkliche Leben zurückblickt. Und wie ich so daliege und meine Gedanken bereits Traumesfittiche zu bekommen und sich einer nach dem andern emporzuschwingen beginnen, ist es, als könnte ich noch die letzten, leise zitternden Töne von Francisca's Guitarre hören: sie kommen näher und werden stärker, ich sehe sie selbst weißgekleidet auf dem Altan zwischen den Blumen sitzen, jetzt ist der Ton ganz nahe — da fühle ich einen schmerzhaften Stich auf meiner Stirn und wache plötzlich auf. Und vorbei ist es nun mit allen Gesichten und Bildern, ich bin im Kampfe mit der wirklichen Welt, und die einzigen Töne, welche ich um mich höre, sind die singenden, summenden Flügelschläge der Mosquitos. Ich Unglücklicher! nun weiß ich, was mich erwartet; ich habe vergessen den Mosquitero herabzulassen, und nun ist es zu spät, nun sind sie darin, die kleinen blutdürstigen Streiter, nun fahren sie auf ihren beflügelten Rennern mit scharfen Lanzen um mich herum und suchen unermüdlich eine offene Stelle zum Angriff. Vergebens jage ich sie fort, sie kommen wieder, ich höre ihr Summen erst in der Ferne, sodann näher, und der Ton wird immer höher, bis er dicht neben meinem Ohr beinahe wie eine feine Piccoloflöte klingt. Verzweifelt schlage ich mit meinem Taschentuche nach allen Seiten um mich, der Feind läßt sich nicht einschüchtern, seine leichte Cavalerie umschwärmt mich beständig und jeden Augenblick bekomme ich einen neuen Stich mit den spitzigen Lanzen, bis ich endlich in Schweiß gebadet die Decke ganz über den Kopf ziehe. Aber nun beginnen die sonneverbrannten Sappeurs und die schwarzen Mineurs ihre Arbeit und greifen mich von unten an, so daß ich zuletzt halb rasend, „die Erde und meine Geburt verwünschend," aus dem Bette springe, meinen Mantel auf den steinernen Fußboden ausbreite, mich darauf lege, meine gemarterten Glieder in denselben hülle und die Kapuze dicht vor das Gesicht zusammenziehe. Solchergestalt hermetisch verschlossen, warte ich in einer Hitze von gewiß vierzig Graden mit der Resignation der Verzweiflung auf das Kommen des Schlafes und spotte hinter meinem dicken Schirm von ächt jütischem Tuche der fruchtlosen Angriffe meiner Feinde. Ich höre die kleine Glocke der Kathedrale eine Viertelstunde nach der andern schlagen und die große mit vollen Schlägen dröhnend einfallen; ich höre die Nachtwächter (serenos) auf der Straße unter meinen Fenstern schreien und mit ihren langen Spießen auf die Steine schlagen, und langsam schleicht die Nacht hin, bis ich endlich, halb vor Hitze erstickt, gegen Morgen einschlafe und ein Paar Stunden darauf mit dem festen Entschluß, noch heute aus diesem schwühlen, glühenden Backofen nach Granada's ewiggrünen Ebenen zu fliehen, erwache.

Taylors Besuch bei Ritter und Mügge.*)

Während meines Aufenthalts in Berlin machte ich auch dem Dr. Karl Ritter, dem ausgezeichneten Geographen, einen Besuch. Ich fand ihn in seinem Zimmer, von dem aus man den Gensdarmenmarkt überblickt, und obgleich ich zufällig zur Zeit, wo er mit seinen Studien beschäftigt ist, ihm meinen Besuch machte, so wurde ich doch sofort angenommen. Ich ging durch zwei Zimmer, deren Wände von dem Fußboden bis zur Decke mit Büchern bedeckt waren, in sein Studierzimmer, das ganz in derselben Weise ausgestattet war und aus dem mir der so köstliche Geruch der alten Lederbände entgegenkam. Er saß an seinem Arbeitstische in der Mitte eines Chaos von Büchern und Papieren; sobald ich eintrat, stand er auf und kam mir entgegen. Hier sah ich wieder ein massives teutonisches Haupt, breiter als das Humboldts, doch nicht so symmetrisch abgewogen, eine breite vorstehende Stirn, große freundliche Augen, eine starke Nase, und jenen großen unregelmäßigen Mund, bei dem der Ausdruck der Freundlichkeit und Güte die Abwesenheit der Schönheit reich vergütet. Sein Haar war grau und dünn, denn er muß wenigstens 65 Sommer gesehen haben; doch seine schlanke Figur war ganz aufgerichtet und voller Kraft. Der Hausrock, den er trug, der oben nicht zugeknöpft war, und sein bloßer Hals gaben seiner Erscheinung eine gewisse Grazie und Würde, die derjenigen glich, welche wir an den Bildnissen Goethe's aus seinen letzten Tagen bemerken.

Unsere Unterhaltung war meistens geographisch, und obschon ich aus Furcht, ihn in seinen Arbeiten zu stören, nur eine halbe Stunde bei ihm verweilte, so hatte ich doch Gelegenheit, den Umfang seiner Kenntnisse zu bewundern. Er berührte die Japanesen und Chinesen, die Tataren und Thibetaner, die Lappländer und Samojeden, die Shillooks, Dinkas und Buschmänner, beschrieb die Bildung ihrer respectiven Länder, deren Klima und Erzeugnisse, ihre Gebräuche, Gesetze und Religionen. Meine beabsichtigte Reise nach Lappland schien ihn zu interessiren und er ertheilte mir den Rath, mich nach den Erfolgen der schwedischen Missionäre daselbst zu erkundigen und sie mit den Wirkungen ähnlicher Arbeiten in Ostindien und China zu vergleichen. Er gestand ein, daß das Innere von Schwedisch-Lappmark im Vergleich eine unbekannte Gegend sei und er lobte meine Absicht, dieses Land im Winter zu besuchen, weil man dann weit leichter von einem Punkt zum andern kommen kann als im Sommer und weil dann die Lappländer in ihren Dörfern zusammenleben. Er empfahl mir das Werk von Leopold v. Buch als die beste Beschreibung von Norwegen und Lappland. Ritter ist gegenwärtig mit der Veröffentlichung seiner Allgemeinen Geographie beschäftigt, die, soweit sie bereits erschienen ist, von Reichthum und Genauigkeit der Belehrung alle früheren Werke desselben Charakters bei weitem übertrifft. Die Deutschen sind gegenwärtig ohne Zweifel die größten Geographen in der Welt und die Franzosen, trotz der Ansprüche, die sie machen, die schlechtesten.

*) Vergl. Nr. 7 und 8 der Europa. Der berühmte americanische Reisende hat sich am 1. December v. J. nach Stockholm eingeschifft, um seine Reise nach Lappland anzutreten; wir hoffen den Lesern der Europa später aus seinen Berichten Mittheilungen machen zu können. D. Red.

Ich war so glücklich einen Brief an Theodor Mügge, den Verfasser von „Afraja" und „Erik Randal," zu haben. Als ich mich einer vorausgegangenen Abrede gemäß nach seiner Wohnung begab, öffnete mir ein hübsches kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren die Thür.

Auf meine Frage: „Ist Herr Dr. Mügge zu Hause?" ging sie an eine benachbarte Thür und rief: „Vater, bist Du zu Hause?" „Ja wohl," antwortete eine kräftige Stimme, und sofort erschien ein schlanker, breitschulteriger und sehr hübscher, über vierzig Jahr alter Mann. Er hat einen dichten braunen Bart, trägt eine Brille, ist an den Schläfen ein wenig kahl und spricht entschieden den norddeutschen Accent. In seinem Wesen lag Anfangs mehr Zurückhaltung als bei den Deutschen gewöhnlich ist; ich hatte aber das Vergnügen, mehr als einmal mit ihm zusammenzutreffen und fand, daß die äußere Schaale einen Kern von guter Laune und Gefühl bedeckte.

Gleich vielen anderen Schriftstellern hat Mügge in seinem Vaterlande schwerlich soviel Ehre erhalten als er verdient. Seine „Afraja," einen der merkwürdigsten Romane dieser Generation, fängt man jetzt an zu lesen und zu schätzen. Es war ihm ganz unbekannt, daß dieser Roman in America übersetzt worden ist, wo in wenig Monaten fünf oder sechs Auflagen verkauft wurden. Ich konnte ihm keinen bessern Beweis des Erfolges, den die „Afraja" in America gefunden hatte, geben, als die Erfahrung eines Freundes, der auf der New-Haven Eisenbahn nach Hause reiste, doch so vertieft in die Lectüre dieses Buches war, daß er dreizehn Meilen jenseit seiner Heimath weiter fuhr. Er theilte mir mit, daß die Idee zu dieser Erzählung ihm während seines Aufenthaltes in Tromsöe an der norwegischen Küste gekommen sei, wo er unter einigen mit Schimmel bedeckten officiellen Documenten auch eine Abschrift des Processes von der vor etwa hundert Jahren wegen Zauberei stattgefundenen Hinrichtung eines Lappen gefunden habe. An diesen Lappländer, der in seinem Clan eine Art von Häuptling war, wendeten sich dänische Kaufleute, damit er ihnen während ihrer Seereise einen günstigen Wind verschaffe. Er verkaufte ihnen den Wind, den sie brauchten, doch das Schiff scheiterte und alle Personen an Bord desselben kamen in den Wellen um. Als er während seines Verhörs gefragt wurde, ob er dem Schiffe anstatt eines günstigen nicht einen verderblichen Wind verschafft habe, antwortete er stolz: „Ja, ich verkaufte ihnen einen schlechten Wind, weil ich sie haßte, wie ich Euch und die ganze Diebesbrut hasse, die mich und mein Volk unseres Landes beraubt haben!" Ich erwähnte den Charakter von Niels Helgestad und sprach von der großen Aehnlichkeit, die derselbe in mancher Hinsicht mit einem unserer Yankee-Handelsleute der groben und gemeinen Art habe. Mügge gab mir die Versicherung, wenn ich die Lofoddeninseln besuchte, so würde ich daselbst manche Personen von demselben Typus finden. Er verlebte einen Sommer unter den in der „Afraja" geschilderten Scenen und seine Beschreibungen sind so außerordentlich treu, daß Alexander Ziegler, als er dieses Jahr dieselben Gegenden besuchte, dieses Buch als seinen besten Führer benutzte.

Sardiniens Stellung.

In unserm Zeitalter der Presse und der Oeffentlichkeit hat der alte Spruch, daß diejenigen Staaten die besten seien, von denen am wenigsten geredet werde, seine Geltung völlig verloren. Nicht daß möglichst wenig, im Gegentheil daß möglichst viel gesprochen werde, ist das Streben namentlich der Staaten, die sich als Zukunftsstaaten auffassen. Wenn man fortwährend im Munde der Welt ist, wird man vielleicht größer und bedeutender erscheinen, als man ist. Von dieser Berechnung läßt die sardinische Politik sich leiten. Es vergeht kein Jahr, in dem sie nicht den Zeitungen Stoff zu Leitartikeln zutrüge und die Diplomaten in Athem erhielte. Ein Streit mit Oesterreich, ein Project einer neuen Weltstraße, ein Klostergesetz, ein neuer Feldzug, ein unpassendes Wort auf einem Friedenscongresse: etwas findet sich immer und Sardinien geräth nicht in Vergessenheit.

Was Karl Albert wollte, als er am 27. März 1848 in Alessandria den Oberbefehl über sein Heer übernahm, ist für Niemand ein Geheimniß. Einer seiner Vorfahren auf dem Throne prahlte, daß er die Lombardei wie eine Artischocke, Blatt für Blatt, verspeisen werde. Die Artischocke, welche Karl Albert verspeisen wollte, war größer und hatte genau soviel Blätter wie die Halbinsel des Apenäus Staaten. Novara hat die spada d'Italia in eine Scheide gebracht. Die Künste des Friedens sollen jetzt bringen, was den Waffen unerreichbar blieb.

Man braucht nicht für die sardinischen Ziele zu schwärmen, um zu erkennen, daß in den inneren Einrichtungen des Staats Manches löblich und Einiges vortrefflich ist. Vom Straßen- und Eisenbahnwesen, von der Verwaltung, die sich der österreichischen zur Seite stellen kann, von dem trefflichen Heer, das an der Tschernaja russische Colonnen zum Weichen brachte, wollen wir nicht viel Aufhebens machen, so schön diese Dinge römischen und neapolitanischen Zuständen gegenüber sich ausnehmen. Das achten wir an diesem Staate am höchsten, daß er der einzige italienische ist, wo Ordnung und Freiheit zusammen zu finden sind, der einzige, wo der Protestant die Anerkennung seiner Menschenrechte erlangt hat. Die innere Politik Sardiniens wollen wir ungeschmählert gelten lassen, die äußere können wir weder mit unserm Beifall noch mit unserer Achtung begleiten. Sie ist eine permanente Agitation, eine permanente Kriegsdrohung, und sie greift zu Mitteln, denen man es ansieht, daß die Jesuiten bis 1847 wesentliche Theile der sardinischen Erziehung in Händen gehabt haben. Wer diese Ausdrücke zu stark finden sollte, frage sich selbst, ob Sardinien, wenn eine ähnliche Constellation wie die 1848er wiederkehrte, einen Augenblick zaudern würde, den Oesterreichern abermals in den Rücken zu fallen!

Wenn Sardinien den übrigen italienischen Staaten Gruben gräbt, wenn es Alles, was die moralische Kraft derselben zu schwä-

chen berechnet ist, mit stillschweigender Billigung geschehen läßt, so hat es das hohe Ziel italienischer Einheit und Freiheit im Auge. Wir sind in diplomatischen Dingen zu unkundig, um zu wissen, ob die Stellung eines italienischen Wortführers, in die Sardinien sich hineingedrängt hat, ein wirklicher Vortheil ist. In Turin urtheilt man so; dort und sonst überall, wo es Italianissimus giebt, hat man Graf Cavours, in der Kammer vor dicht gefüllten Tribunen abgegebene Erklärung, daß Sardinien im Namen Italiens mit den Westmächten verhandelt, im Namen Italiens in der Krim gefochten, im Namen Italiens an den Pariser Berathungen theilgenommen habe, jubelnd beklatscht. Vollmachten italienischer Staaten zur Stellvertretung besitzt der Turiner Diplomat freilich nicht; statt ihrer dienen Denkmünzen von Patrioten, die ihm aus allen Theilen der Halbinsel zuströmen.

Auf dem Pariser Congresse figurirte Sardinien gleichsam als sechste Großmacht. Wie schmeichelhaft für die Eitelkeit und wie wenig den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend! Die sechste Großmacht hatte 1848 eine Bevölkerung von 4,916,084 Seelen, etwa soviel, als Bayern und Nassau zusammen. Das Heer besteht aus 45,551 Mann zu Fuß und 5964 zu Pferde, die Kriegsflotte aus 11 Segelschiffen mit 308 Geschützen, 7 Dampfern von zusammen 1640 Pferdekraft und einem gemischten Schiff (Segel und Dampf) mit 50 Geschützen. Die Nationalgarde zählt in wirklichem Dienst (inscritti) 410,633 Mann und in Reserve 228,460. Der Reinertrag des Bodens wird für das Festland zu 187,743,825 Lire angegeben, die Staatsschuld stieg 1854 auf 571,826,164 Lire und ist durch die Kriegsanleihe noch vermehrt worden. Seit 1848 hatte sich in dem Budget ein Deficit eingenistet: die jüngste Thronrede verspricht Gleichstellung der Einnahmen und Ausgaben.

Nach diesen Zahlen läßt sich ungefähr berechnen, welche Kräfte Sardinien bei einem Kriege in die Wagschaale zu legen im Stande ist. Bei der Eröffnung des zweiten italienischen Feldzuges (1849) waren 120,000 regelmäßige Soldaten, unter ihnen 7500 Lombarden, unter den Waffen; doch konnte man die Zahl der guten Truppen höchstens zu 65,000 anschlagen. Seit die österreichische Kriegsmarine die sardinische, die unter dem jetzigen König über Vernachlässigung klagt, überflügelt hat, ist auf die Insel Sardinien bei einem Kriege wenig mehr zu rechnen. Die Mittel einer Bevölkerung von 547,112 Seelen an Geld, Vorräthen und Menschen gingen dem Staat mithin verloren.

Den nicht zu unterschätzenden Vortheil einer in Sprache und Interessen einigen Bevölkerung besitzt Sardinien nicht. Seine eigenen Schriftsteller unterscheiden vier besondere Gebietstheile. (S. Stefani, Dizionario generale geografico-statistico degli Stati Sardi, Torino 1855.) Den ersten bildet Savoyen, den zweiten Piemont, den dritten Genua, den vierten die Insel Sardinien. Savoyen, ein Theil von Nizza und fast ganz Aosta haben französische Sprache und Volksthümlichkeit. Sardinien trägt eine Bevölkerung, die kaum eine italienische zu nennen ist, und deren drei Dialekte (sardo-corso, logodorese und cagliaritano) deutschen Lesern des Ariost und Tasso gleich unverständlich sind. Genua hängt zu sehr an Erinnerungen, um gut sardinisch zu sein. Die Dogenstadt ist vom Anbeginn der Carbonaria ein Hauptsitz von Verschwörungen gewesen; sie hat sich nach Novara gegen ihren König erhoben, und ihr Gebiet ist noch heute der Tummelplatz republikanischer Agenten. Hier war es, wo noch zuletzt ein toller Putsch gegen das Bündniß mit den Westmächten Protest einlegte. Auch Sardinien ist weit entfernt, zufrieden zu sein. Man behauptet in Turin, dieser Insel eine besondere Pflege angedeihen zu lassen. Gewisse Zeichen berechtigen uns zu der Annahme, daß nicht Alles geschieht, was geschehen sollte. Von den 547,112 Einwohnern können 512,481 weder lesen noch schreiben; nur 80,650 Hektaren sind bebaut, 430,248 bleiben unbenutzt, und der Viehstand weist blos bei den Ziegen, diesen Symbolen der Armuth und der Waldverwüstung, eine nennenswerthe Vermehrung auf.

In Savoyen streiten ultramontane und socialistische Tendenzen um die Herrschaft, und namentlich die ersteren scheinen in den armen Alpenthälern tief zu wurzeln. Mit einem Worte, das Gefüge des sardinischen Staats macht uns nicht den Eindruck, daß wir es in activem und passivem Sinne sturmfest nennen möchten.

Unter den Nachbarmächten ist nicht eine, auf deren Beistand der Staat bei einer Schilderhebung für die italienische Einheit rechnen könnte. Der Schweiz ist durch ihre Lage und durch die europäischen Verträge Neutralität vorgeschrieben. Sie ist ein Schild, der die letzten Trümmer geschlagener Revolutionsheere deckt; darüber hinaus erstreckt sich ihre Beihülfe nicht. Frankreich ist einer agressiven Politik ebenso entgegen, wie Oesterreich, obgleich es kein lombardisch-venetianisches Königreich zu verlieren hat. Daß das ganze sardinische Festland unter Napoleon I. französische Provinz war, und daß Savoyen und Nizza innerhalb der „natürlichen Grenzen" Frankreichs liegen, wollen wir aus dem Spiel lassen. Aber denkt Napoleon III. auch nicht selbst an eine Eroberung des Nachbarstaates, der seinerseits einen so starken Länderappetit hat, so ist er doch kein Förderer einer revolutionären Politik. Der französische Süden ist entzündlicher Natur, und vom Vardepartement laufen geheime Fäden über die Grenze, Gespinnste der berüchtigten Marianne.

L'Italia farà da se! Dieses historische Wort, dem Custozza und Novara den Klang einer leeren Prahlerei verschafft haben, spricht ganz richtig die Isolirung aus, in der Italien bei Einheitsbestrebungen sich befinden wird. Hier müßte nun die nationale Partei der Halbinsel helfen. Wie weit wird auf sie zu rechnen sein? Wir antworten ohne Zaudern: Es ist gar nicht auf sie zu rechnen.

Der Mazzinismus, dem mindestens neun Zehntheile der nationalen Partei zugehören, hat auch sein Motto: La rivoluzione farà da se! Er arbeitet nicht für das monarchische Sardinien, er arbeitet ihm entgegen. Was nach Abzug seiner Jünger übrig bleibt, umfaßt einen Theil der intelligentesten und ehrenwerthesten Männer Italiens. Diese Patrioten sind aber nicht einig. Die Einen sind Welfen, die Anderen sind Föderalisten, die eine Gruppe denkt an einen Staatenbund, die andere an einen Bundesstaat, der kleinste Theil an eine Centralisation mit sardinischer Spitze. Ueberhaupt muß man sich hüten, die italienischen Einheitsbestrebungen den deutschen gleichzustellen. Dies geschieht sehr häufig, und doch beweist die jüngste Vergangenheit, welch ein großer Unterschied besteht. In dem „tollen Jahre" war doch der erste Gedanke, der sich der Gebildeten unseres Volks bemächtigte, ein deutsches Parlament, und die Berufung desselben wurde im Sturmschritt durchgesetzt.

Wo hat in demselben Jahre ein italienisches Parlament getagt? Und haben 1849 auch nur die „Republiken“ Rom und Toscana zu einer Einigung gelangen können?

Der Particularismus ist in Italien eine stärkere Macht, als bei uns. Die Regierungen wie die Bevölkerung, die letztere ohne es direct eingestehen zu wollen, sind von seinem Geiste durchzogen. Unser Zollverein ist seit länger denn 20 Jahren eine vollendete Thatsache, die Lega doganale Italiana bleibt ein frommer Wunsch. Neapolitaner und Sicilianer hassen sich ingrimmig, Livorno ist gegen Florenz, Bologna gegen Rom, Messina gegen Palermo, Genua gegen Turin; Neapels Präponderanz erregt im ganzen Königreiche Gefühle der Eifersucht. Weder die materiellen noch die geistigen Interessen begünstigen die Einheitstendenzen. Staaten, welche alle so ziemlich dasselbe erzeugen, verlangen nicht nach einem Zollverein, und wo der Dialekt so überwiegt, wie in Italien, ist die Litteratur der Schriftsprache ein lockeres Band.

Unsere Betrachtungen, bei denen wir die direct entgegenwirkenden Einflüsse nicht besprachen, den Haß der Priesterschaft gegen die „ungläubige“ Regierung, den Haß der Bauern gegen die politisch liberalen, oder gegen die Colonen tyrannischer Signori, den Haß der Reaction gegen Reform und Revolution unbeachtet ließen, haben uns zu Resultaten geführt, die für die äußere Politik Sardiniens ungünstig sind. Für die großen Dinge, die er unternehmen will, zu ohnmächtig, ist dieser Staat auf der andern Seite nur zu befähigt, Italien in einem Zustande der Unruhe und Aufregung zu erhalten. Die Rolle des Störenfrieds, die vor 1848 von Mazzini allein durchgeführt wurde, spielt Sardinien denn auch wirklich. Die edle Versöhnungspolitik Oesterreichs löscht einen der Factoren, mit denen in Turin operirt wurde, von der Rechentafel; von den Regierungen des Kirchenstaats und Neapels wird es abhängen, ob auch die anderen Factoren verschwinden.

St.

Eine biblische Legende, von J. Hammer.*)

Der Heiland liebte nach Menschenbrauch
Zu schöner Zeit das Wandern auch.
Oft zog er mit seinen Jüngern aus,
Besuchte manch fernab liegendes Haus,
Betrachtete sich der Menschen Sitten,
Gab Rath und hört' auf fromme Bitten.
Wie er nun ging von Ort zu Ort
In traulicher Unterhaltung fort,
Da floß zum Preis von Gottes Werken
Von seinem Mund manch ein Bemerken,
Das tief den Seinen drang zu Herzen; —
Doch nicht verschmäht' er auch das Scherzen,
Wenn's eben war an rechter Stelle,
Daß drob die Jünger lachten helle.
Einst, als er wieder in ihrem Kreise
Sich hatte begeben auf die Reise,
Gelangten sie auf ihrem Wege
Zusammen in ein grün Gehege,
Da lag, von Schatten kühl bedeckt,
Ein Knecht, gemächlich ausgestreckt,
Und blinzelte in die Sonnenstrahlen,
Die spielend sich durch Ulmen stahlen.
„He, Freund, bekomm' dir wohl die Ruh'!“
Rief ihm St.-Petrus kräftig zu.
„Wenn wir ans Ziel schon wären gekommen
Das wir zu erreichen uns vorgenommen,
Wir legten ins Kühl' uns auch gern nieder,
Um zu erfrischen die müden Glieder,
Denn wacker haben wir uns gerührt
Und weidlich die liebe Sonne gespürt;
Doch müssen wir heute noch im Weiten
Ein gutes Ende fürbaß schreiten.“ —
Der Bursche thät St.-Peters Sprechen
In keinerlei Weise unterbrechen;
Er dehnte sich nur und blinzelte fort,
Als hätt' er vernommen nicht ein Wort;
Es schien ihm eben nicht gelegen
Zum Gegengruße sich zu regen.
„Das ist doch seltsam bei meiner Treue!“
Hub der Apostel an aufs neue
Und war schon zu sagen im Begriff
Etwas von „Faulpelz ohne Schliff,“
Doch schluckt' er auf des Herren Wink
Den leichten Zorn hinunter flink
Und sprach: „Wir wollen dich nicht plagen;
Doch könntest du vielleicht uns sagen,
Ob rechts, ob links an dir vorbei
Der nächste Weg zum Städtchen sei?“
Da thät der Bursche sich endlich bequemen,
Die Frage zu Herzen sich zu nehmen
Und mit dem Fuße, mit dem linken,
Ein wenig zur Seite hinzuwinken.
„Hab' Dank, wir nehmen's für Antwort an!“
Entgegnet ihm drauf der heilige Mann,
Und links sich wendend, zogen heiter
Die stumm berichteten Wandrer weiter.
Ein Weilchen waren sie so gegangen,
Ein traut Gespräch ward angefangen,
Wobei der Heiland aus einem Bilde
Ließ sprechen seiner Weisheit Milde,
Und lehrte, daß die eine Hand,
Sei sie auch noch so ungewandt,

---

*) Die lyrischen Dichtungen von Julius Hammer, sein „Schau um dich und schau in dich,“ sein „In allen guten Stunden,“ sind schon wiederholt von uns besprochen und charakterisirt. „Fester Grund“ (ebenfalls in Leipzig bei Brockhaus) nennt sich eine neue Sammlung dieser didactisch elegischen Spruchpoesie. Unser Blatt ist gern auf die Bereicherung und Behandlung der Sagenstoffe aufmerksam; wir erlauben uns somit, aus dem neuen Bändchen der Hammerschen Lyrik folgende Legende hervorzuheben.

Als williges Werkzeug sich erraffe,
Wenn sie mit der andern gemeinsam schaffe.
Doch Petrus lächelte bei der Lehre,
Als ob ein Zweifel ihn noch beschwere,
Und wiegte das Haupt wohl her und hin.
„Ja, Meister, deiner Rede Sinn
Ist werth — wie könnt' es anders sein? —
Daß man sich tief ihn präge ein;
Doch wär' ich, ich will es nur gestehn,
Begierig, das Jungfräulein zu sehn,
Das nähme zum Manne den faulen Knecht,
Wenn der einmal an's Freien dächt'!"
Der Heiland sagte nichts dagegen,
Als: „Mannichfaltig ist der Segen!"
Inzwischen war wieder von der Bahn
Eine Strecke rüstig abgethan,
Und wiederum stellte der frommen Schaar
Ein Bild sich aus dem Leben dar;
Allein wie anders, als jenes im Schatten,
Das sie vorher gesehen hatten!
Ein schlankgewachsenes Mägdlein stand
An eines Brunnens sonnigem Rand,
Und schwang die Eimer und rang die Linnen,
Und ließ das Wasser drüber rinnen,
Und rang und schwang, herauf, herunter,
Herüber, hinüber, geschäftig munter.
Jetzt stieg ihr leis aus lichter Seele
Ein lobsam Liedlein in die Kehle,
Doch kaum, daß sie's begann zu summen,
So mußt' es wieder schon verstummen:
Die Herrin aus dem Hause rief,
Und ohne Murren jene lief,
Zu sehn, was wohl von ihren Pflichten
Drin sei in Eile zu verrichten.
Bald kam die Aemsige wieder hervor —
Ein spielend Kindlein saß am Thor,
Das herzte sie flüchtig mit lachenden Wonnen,
Und kehrte dann zurück zum Bronnen,
Mit frohem Sinn und fleißigen Händen
Das angefangene Werk zu enden.
Die Wandrer waren auf ihrem Pfad
Der dienstbar fleißigen Magd genaht
Und sahen mit Rührung im Gemüthe
Die von der Arbeit hell Erglühte;
Insonderheit St.-Petrum schien
Ihr Antlitz eigen anzuziehn:
Ganz Beifall und verwundert Schaun,
Stand er mit hohen Augenbraun,
Bis daß er ihr entgegenging
Und ein Gespräch mit ihr anfing.
Da regten sich, wie ihre Hände,
Auch ihres Mundes Worte behende;
Im Anfang zwar etwas verlegen,
Der vielen hohen Männer wegen,
Doch bald Vertrauen zu ihnen fassend
Und freundlich sie gewähren lassend,
War sie zu Auskunft gern bereit,
Obgleich gemessen ihre Zeit.
St.-Petrus, aufgelegt zum Spaß,
That manche Frage übers Maß;
Doch immer munter und klug bescheiden,
Ließ sie das Reden sich nicht verleiden
Und achtete ihres Thuns dabei,
Als ob sie ganz alleine sei.
Froh rieb der Apostel sich die Hände
Und sagte: „Nun, zum guten Ende
Nennst du uns wohl, du wackres Mädchen,
Auch noch den nächsten Weg zum Städtchen,
Denn müde haben wir uns gegangen
Und tragen nach der Rast Verlangen."
Da gab zur Antwort schnell die Maid:
„Geht dort nur — stets zur rechten Seit' —
Und wenn zum Thal die Trift sich neigt,
Wohin, habt Acht, mein Finger zeigt,
So wählt den Nebenpfad, der schmahl —
Doch halt — ich gehe mit zum Thal!
Das wird ja doch das Beste sein!
Was ich versäume, bring' ich ein,
Doch ihr mit euern müden Füßen,
Ihr würdet den kleinsten Umweg büßen."
Drauf legte sie aus der Hand die Linnen,
Und schürzte sich und schritt von hinnen;
Und erst als sie versichert war,
Nicht irren könne mehr die Schaar,
Da wendete sie zum Rückzug sich. —
St.-Petrus dankt' ihr inniglich;
Der Guten im Herzen wünschend Glück,
Sah er nachdenklich noch lange zurück,
Bis zu ihm trat der Herr und sprach:
„Send' ihr nur deinen Segen nach!
Nun ward ja in lieblicher Enthüllung
Auf einmal deinem Wunsch Erfüllung." —
„Wie, Meister, was willst du damit sagen?"
Thät ihn der Jünger betroffen fragen.
Der Heiland lächelte deutsam dagegen:
„Ja, mannichfaltig ist der Segen!
Die Frau zum mürrisch faulen Knechte,
Die ihm bestimmt, — du sahst die Rechte!"
Wie lachten die Jünger da und neckten
St.-Petrum, den beinah Erschreckten!
Allein mit sanftem, ernstem Wort
Fuhr drauf der Herr zu sprechen fort:
„Zwei Hände können zusammenhalten
Zur Arbeit, wie zum Gebet sich falten,
Sodaß du die linkische von den beiden
Nicht von der geschickten magst unterscheiden;
Und schickt sich die rechte nach rechtem Gebot,
Dann hat's mit der andern auch keine Noth!"

Zur Chronik.

Fürst Woronzow.

— Russische Elemente und Persönlichkeiten sind für occidentale Maßstäbe und Anschauungen oft genug ganz unfaßbar; was Wunder, wenn über den im November vorigen Jahres zu Odessa verstorbenen Fürsten Woronzow falsche Berichte durch sämmtliche europäische Blätter liefen. Dresden, ein Zufluchtsort der Weltmüden, sah den 72jährigen Greis, kurz vor Anfang des russischen Kriegs in der Krim, im Hotel Bellevue, wo er mit seinem Gefolge zwei Stockwerke des weitläufigen Hauses bezog. Auch hier erlebte man seltsame kleinstaatliche Aeußerungen über diese russische „Größe." Woronzow war Gouverneur in Odessa und Generallieutenant gewesen. Mancher gute Dresdener taxirte die Einkünfte des Mannes nach Maßstab dieser Beamtung, und fragte, als es ruchbar wurde, Derselbe zahle monatlich 2000 Thlr. Miethe, ob er wohl 5000 Thlr. jährlich von seinen Aemtern habe. Der Spieß riß die Augen auf, als er hörte, ein Mann der über mehr als 400,000 Seelen zu befehlen habe, dessen Besitzungen einem deutschen Großherzogthum gleichkämen, ein Mann der jährlich zwei Millionen Thlr. Einkünfte beziehe, brauche für Ehrenposten keine Besoldung zu nehmen. (Auch Fürst Mentschikoff nahm als Gouverneur von Finnland keine Besoldung und schenkte das damit verknüpfte Gehalt der Universität des Landes.) Fürst Woronzow, in London, wo sein Vater Botschafter war, geboren und in der Anschauung der großen Nationalformen Englands und seiner Staatsmänner Pitt u. A. erzogen und aufgewachsen, kam, ganz europäisch in seinen Grundsätzen geworden, dennoch Russe nach seinem Herzen und Gefühl geblieben, 1823 nach Rußland zurück. Er mißfiel dem Kaiser Alexander, weil der eigenthümliche Mann die Anwendung großer Culturformen auf die Elemente Rußlands allzu entschieden forderte und anstrebte. Alexander empfand trotzdem die Wichtigkeit des Mannes; er gab ihm die Stellung in Odessa, die ihn fast zum unabhängigen Vicekönig vom gesammten südlichen Neurußland machte. Hier begann die schöpferische Thatkraft Woronzows. Zu Kaiser Nikolaus' kriegerischen Unternehmungen trat er in entschiedene Opposition und legte seine Stelle nieder. Sein Grundsatz war: Nicht mit den Waffen, sondern mit der Civilisation sei der Kaukasus zu besiegen. Die russischen Küstenländer des Schwarzen Meeres sind unter Woronzows Verwaltung neu geschaffen; er pflanzte den Weinstock, die Maulbeere und den Oelbaum, bunderte von meilenweiten Strecken, bisher Einöden, schuf er in ein Culturland um. Er lebte wie ein König; seine Tafel in Odessa zählte nie unter 40 Gedecken täglich; auf seine italienische Oper verwendete er, sagt uns ein Zeuge von des Fürsten Wirksamkeit, jährlich 600,000 Thlr. Odessa, zum größten Theil italienisch nach Abkunft, Sprache und Sitte, wird dies zu schätzen wissen. Die große Treppe, die der Fürst in Odessa baute, war auch nicht bloßer Schein und Pomp; sie diente neben den Zwecken der Schönheit einem ganz reellen Nutzen in Bezug auf die Landung der Schiffe. — Soviel nach der Erzählung eines Mannes (des Staatsrathes August Theodor v. Grimm, gegenwärtig in Dresden lebend), der im ersten Bande seiner Wanderungen nach Südosten" (3 Bde. Berlin bei A. Duncker) auch Alupka, die Sommerresidenz des Fürsten Woronzow am Schwarzen Meere, schildert.

Oper und Ballet.

— Der Dresdener Sänger Mitterwurzer wurde unlängst vom Herzog Ernst nach Gotha eingeladen, um in einer seiner Opern, Santa Chiara, mitzuwirken. Es ist dies die vierte Oper dieses Fürsten, der mit so besonderer Gunst sich der Musik zuwendet und mit verhältnißmäßig ganz bedeutenden Mitteln aus seinem Privatvermögen an seinem Hofe, abwechselnd für den Sommer in Koburg, für den Winter in Gotha, eine glänzende Oper hält. (Herzog Ernst, der Zweite seines Namens, ist 1818 geboren und seit 1844 Regent.) Die erste seiner Opern: Zaire, componirte der fürstliche Tondichter 1846; Text nach Voltaire's Drama gleichen Titels von Tenelli, dem Secretär des Herzogs, Namens Millenet. Drei Jahre darauf (1849) erschien: Tony, 1852: Casilda, Text ebenfalls von Tenelli, in Brüssel französisch, in London italienisch aufgeführt. Santa Chiara, mit Text von Charlotte Birchpfeiffer, erlebte 1855 in der großen Oper zu Paris ihre erste Darstellung. Deutschem Usus nach, der sich in Effectopern noch immer nach Paris richtet, hätte man der Santa Chiara in Deutschland mehr Erfolge voraussagen müssen. Meyerbeers Opern machten von Paris aus ihren Weg über die deutschen Bühnen. Robert der Teufel bringt dem Tonsetzer noch jährlich 7000 Francs als Tantième ein; der Maëstro soll diese jährliche Einnahme von der großen Oper seiner jüngst verheiratheten Tochter als Morgengabe zugewiesen haben. Auch die noch immer ungeborene „Afrikanerin" von Meister Giacomo ist, wie Berlin sich erzählt, zum Brautschatz geschlagen.

Richard Wagner sinnt für den Sommer von 1859 auf ein provisorisches Theater in Zürich, um seinen dann fertigen Cyklus von Nibelungenopern als Tetralogie, mithin an vier Abenden hinter einander, aufzuführen.

Wien soll nach dem Muster von Fenice in Venedig ein neues Opernhaus erhalten. Im corps de ballet am Kärthner Thor waren nach dem Muster der großen Oper in Neapel statt der fleischfarbenen: grüne Tricotbeinkleider eingeführt, gegenwärtig jedoch, da besagte grüne Beinkleider unangenehme Schatten warfen und lächerlich wirkten, wieder in Wegfall gekommen.

Unterröcke betreffend erlauben wir uns noch die höchst wichtige Thatsache zu melden, daß in Paris die Herrschaft der Crinoline zu Ende und der Tulle illusion gewichen ist. Man erfand Unterröcke von feinem durchsichtigem Kautschuk, wie Luftkissen aufzublasen. Es wird jedoch Vorsicht dabei empfohlen; denn allzu stark aufgeblasen, erfolgt mit Krach eine Explosion. Man erzählt davon bereits tragikomische Beispiele.

Achtspännig, Volksroman von Joseph Rank.

— Die Dorfgeschichte hat uns im Kuhstall heimisch gemacht, uns die gesunde Atmosphäre dieser Region geöffnet: warum soll uns der Volksroman nicht auch in die Fuhrmannsschenke führen? Wenn eine Viehmagd mit rothen Gänsebeinen uns zur Bewunderung hinreißt: warum sollen wir mit den Flüchen der blauen Fuhrmannsblouse nicht sympathisiren? — Ist denn aber, hören wir die Schüchternen fragen, Poesie dabei? — Was menschlich ist, muß auch, gehörig behandelt und gedrückt, poetischen Saft von sich geben; ganz saftlos ist wohl kein Kohlkopf! Der weise Cicero, als hätt' er von unserer Epoche eine Ahnung gehabt, sagte wohlweislich: Nihil humani a me alienum puto (nichts Menschliches, was einem widerfährt, widersteht mir!). — Scherz aber bei Seite: Joseph Rank, der poetische Volksmann aus den böhmischen Wäldern, hat dem Fuhrmannsleben die poetisch elegische Seite abgewonnen; „Achtspännig" heißt sein zweibändiges Buch (Leipzig bei Mendelssohn). Wer erinnert sich nicht noch aus den Knabenjahren der imposanten Erscheinung eines Achtspänners! Heutzutage fahren selbst Könige selten achtspännig. Transportfuhrleute, diese Locomotivführer der alten Zeit, und Frachtwagen mit acht Pferden sind beinahe ausgestorben; die Eisenbahn hat sie — um volksthümlich zu sprechen — in den Skath gelegt. Rank schildert mit der handgreiflichen Plastik der Teniersschen Malerei und mit der Elegie die man einem „letzten Abenceragen" schuldet, die imposante und romantisch gemüthliche Erscheinung eines solchen Achtspänners und dessen letzte Fahrt, — denn seine Zeit ist um: „das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen." — Sollen wir an der interessanten Schilderung etwas aussetzen, so ist es die

Dimension. Genrebilder dürfen nicht den Umfang beanspruchen, den die historische Malerei fordert. Teniers hütete sich, seine Bauernscenen im größern Maßstab auszuführen.

Liebe und Ehe.

— Unter diesem Titel hat Amely Bölte in 3 Bändchen (Hamburg, im Verlagscomptoir) eine Reihe von 12 Erzählungen zusammengestellt. Wir charakterisirten früher zwei längere Romanschilderungen der Verfasserin: Visitenbuch eines deutschen Arztes und: Eine deutsche Palette in London. Auch die 12 kleineren Satyren aus dem Leben der englischen und der deutschen Gesellschaft tragen das Gepräge scharfer Beobachtung, aber oft allzu herber, nicht selten trockener Behandlung zarter und subtiler Lebensconflicte. Die moralische Bitterkeit ist sehr aufrichtig gemeint, hat aber nicht selten den Anstrich von Mangel an Scheu in Enthüllung von sittlichen Verirrungen. Die Verfasserin will vielleicht schrecken mit ihren grellen Bildern aus dem reichen Schatz von Anekdoten im Bereich der Entartung; eine Dichternatur, selbst wenn sie satyrisch ist, stellt jedoch über Liebe und Ehe nicht blos Warnungsexempel auf. „Eine Heirath nach Wunsch", die in Paris spielt, ist vielleicht das Herbste, was unter solchem Titel spottend gegeben werden kann. Eine deutsche Mutter verkauft ihre Tochter, und die Tochter als Gattin verkauft ihre Ehre, um ihren Gatten zu retten, nimmt aber Gift und überliefert sich todt, nachdem das Ziel erreicht, der Kaufpreis gezahlt ist. Paris ist bekanntlich reich an sittlichen Gräueln. Allein als bloße Anekdoten sind Gräuel noch entsetzlicher, als wenn man sie, wie in George Sands und Eugen Sue's Schilderungen, als menschliche Möglichkeiten begreift.

John Milton und seine Zeit.

— Dies der Titel eines historischen Romans von Max Ring, der vor einigen Monaten in Berlin bei der Ausstellung eines Bildes von Schrader: „John Milton dictirt seinen Töchtern das verlorene Paradies", doppelt das Publicum beschäftigte. Das, Roman genannte Buch verdient als geschichtliches Bild ebenso als das Werk des Malers ausgezeichnet und hervorgehoben zu werden. (Das Buch bildet den 12. Band der Meidinger'schen Bibliothek.) Nichts kann fesselnder, nichts lehrreicher sein als Miltons Leben, Kämpfe und Dichten für ein Zeitalter von heute, das wohl noch leben will, aber wenig kämpfen mag und vielleicht bald mit Hülfe einiger großen Firmen auch nur noch fabrikmäßig schreibt und denkt. Wir suchten bei Besprechung der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts von H. Hettner (Europa 1856, Nr. 21) nachzuweisen, wie eng und tief ein Poem im historischen und socialen Leben eines Dichters seine Wurzel, mithin auch seine Erklärung wie seine Wirksamkeit habe. Das scheinbar so ätherisch erzeugte Gedicht Paradise lost (vom Jahre 1667, sieben Jahre vor dem Tode des Dichters) ist das schließliche Ergebniß eines langen Lebens in politischer, publicistischer und oppositioneller Mühsal. Miltons Jugend (er war 1601 geboren) fiel in die Zeit der Unruhen gegen Karl I. Des Dichters erste Bildung war entschieden scholastischer Art gewesen. Milton hat zuerst ein lateinisches Heldengedicht von König Arthurs Tafelrunde und Merlin geschrieben. Er war des Italienischen gleich sehr fertig, unterrichtete jedoch, ohne seine Kenntnisse besser verwerthen zu können, arme Knaben in einer Winkelgasse. Eine Reise auf dem Festlande gab ihm weitere Gesichtspunkte; in Florenz sah er auf einem Theater ein Drama: Adamo caduto, das ihm die erste Anregung zu dem verlornen Paradiese gegeben haben soll. Beim Ausbruch der Bewegung gegen das Königthum der Stuarts kehrte er nach England zurück und betheiligte sich Jahrzehende lang, um seine Muse im Herzen unbekümmert, als Publicist an den Kämpfen und Wirren. Er schrieb gegen den Uebermuth der Bischöfe, derselbe Mann, der als Greis im Paradise regained Christus in der Wüste besang, wie er dem Satan Widerstand leistet. Er schrieb gegen den Kirchenzwang in Ehesachen; er war unglücklich verheirathet und forderte eine leichte Lösung für die Ehe. Er schrieb gegen Privatschulen und forderte Staatsanstalten für die Erziehung. Sein Buch über die Presse: „Areopagitica", eine 1644 an das Parlament gerichtete Standrede, ist ein Bollwerk geworden für Englands höchstes Gut, die Verfassung. Milton schrieb noch kurz vor König Karls Hinrichtung sein berühmtes Buch über die tenure of Kings and Magistrates, das versöhnlich gemeint war, obschon es das Princip höchster Machtvollstreckung des Volkswillens aufstellte und erst nach des Königs Märtyrertode erschien (1649). Milton trat nach Einsetzung der Republik ins Amt der auswärtigen Angelegenheiten. Die erste That des neuen, wiederhergestellten Königthums war, Miltons politische Schriften durch Henkershand verbrennen zu lassen; er selbst ward durch Vermittelung hoher Gönner begnadigt. Da, in dieser Zurückgezogenheit, fast 60 Jahre alt, blind — die Ueberanstrengung in Ausarbeitung seiner „Schutzrede für das englische Volk" hatte ihm die Sehkraft entzogen — von Kummer bedrückt, von Noth gepeinigt, griff er in die Saiten der Harfe und sang sein verlorenes Paradies. — Max Ring hat diesen „geistigen Simson" Altenglands trefflich geschildert. Wir heben besonders drei Momente und Scenen in seiner Schilderung hervor, des Dichters Zusammentreffen mit seiner Jugendgeliebten Alice Egerton im Haymood-Forst, die Scene zwischen Cromwell und dem Puritaner Henderson auf dem Schlachtfelde von Marstonmoore, und den Besuch des Herzogs von York, nachmaligen König Jacobs II., beim blinden Dichter, an dessen Unglück der Uebermüthige sich weidet.

Deutsche Verse aus dem Gefängniß.

— Bernhard Endrulat, verhaftet und dann amnestirt, hat mit seinem Schicksal persönlich und politisch das Interesse auf sich gezogen. Er wird es mit seinen unlängst erschienenen Gedichten (Hamburg bei Würger) auch poetisch thun. Sind doch viele dieser Verse den Gefühlen und der Situation entsprossen, welche seiner Gefängnißzeit angehörten. Dichterische Kerkerblumen pflegen mitunter etwas blaß zu sein; Silvio Pellico's hatten nicht blos die lichtlose Farbe, auch den dumpfen Geruch der einsamen Behausung. Man kann das nicht sagen von Endrulats Gefängnißsonetten; sie sind im Gegentheil sehr freudig und frisch. Neben seinen Versen aus den Jahren 1848 bis 50 halten wir diese 13 Sonette vom Jahre 1856 nach Inhalt und Form für das Beste der Sammlung. Der Verfasser nennt sie „Träumereien eines gefangenen Dichters." Er versteigt sich aber nicht allzu weit darin; im Gegentheil, er begnügt sich mit frohem und tapferm Zuspruch. Er tröstet sich in der Schwermuth die ihn befallen will, daß er ja soviel des Guten im Leben vom Schicksal erfahren!

So große Liebe hat dein Herz erfahren:
Und sollt' es dieser kleine Haß zerspalten? —
— Ward vom Geschick ein Leiden dir beschieden,
Um einer deiner besten Thaten willen,
Dann sollst du jede trübe Klage stillen
Und froh dich hüll'n in deiner Seele Frieden ꝛc. —
— Was heißt: gefangen sein in diesem Lande,
Wo auch gefesselt sind der Freien Hände?
Ein wenig näher nur die Kerkerwände,
Ein wenig enger nur die harten Bande ꝛc. —
— Jetzt schwoll die Zahl der Streiter schon erträglich;
Der Menschheit Hälfte ward der andern Hüter,
Und für das Rechte leiden ward alltäglich!

Poesien aus der Dachstube.

— In einer Dachstube im Brick Court war es, wo Oliver Goldsmith, von seiner Wirthin wegen rückständiger Miethe eingesperrt, dem Doctor Johnson unter alten Papieren, abgetragenen Röcken, geleerten Madeiraflaschen und Plunder aller Art ein besudeltes Manuscript hervorsuchte mit der Ueberschrift: Der Landprediger von Wakefield. — In einer Dachstube schrieb Jean

Jacques Rousseau seine glühendsten, erschütterndsten Bücher. In einer Dachstube lernte Jean Paul den Armenadvocaten Siebenkäs zeichnen und das Schulmeisterlein Wuz und das Leben Fiebels. — Hieran will uns ein neuer Berliner Autor Jakob Corvinus mit seiner „Chronik der Sperlingsgasse" (Berlin bei Stage) gemahnen; allein die Mahnung mit Bezug auf sich selbst und die eigene Arbeit geschieht etwas absichtlich, man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Hat vielleicht ein bekannter Humorist, der sich einmal Jakob Corvinus nennen will, einige Dachstubenspinngewebe, die seine Hypochondrie irgendwo hangen bleiben ließ, zusammengefegt, und diese blassen Geschichten, allerdings etwas fadenscheinig, mit Sentiment loswerden wollen? Was Goldsmith, Rousseau und Jean Paul auf der Dachstube schrieben, war nicht in der Dachstube, sondern mitten im bewegten Leben erschaut, erlebt, erlitten. Rousseau war Flüchtling und Verbannter gewesen, um das bittere Leid gewaltsamer Vereinsamung schildern zu können, Jean Paul war Schulmeister gewesen um einen Wuz hinzustellen. Herr Jakob Corvinus, däucht uns, sitzt bequem im Lehnsessel und fingirt sich blos die Leiden und Freuden der Dachbodenkammer. Diesen Eindruck machen uns seine blassen Gestalten aus der angeblichen Dachstubenperspective.

Theater in Weimar.

— Die Reihe der Festlichkeiten bei Veranlassung des Geburtstages der verwittweten Frau Großherzogin, Großfürstin Maria Paulowna, wurde am 15. Februar mit dem (von Kühne) nach Schillers Entwurf ausgeführten Demetrius eröffnet. Nachdem das Stück in Leipzig seine erste Feuerprobe erlebt hat, ist es in wesentlichen Partieen, namentlich im fünften Act und mit der Herausbildung des polnischen Elementes und der Marina, um- und neugestaltet. Was anderwärts als ein Widerstreit zwischen der Arbeit des Altmeisters und eines Epigonen empfunden wurde, gewährte dem Publicum von Weimar, wie es schien, einen doppelten Reiz. Auch in der Darstellung und Besetzung ward dies hier fühlbar; die Rollen waren theils in den Händen einer ältern Generation (der beiden Genast) und ganz neuer Talente. Wir haben in beider Beziehung namentlich die Leistung der Frau Genast als Marfa und des Herrn Lemaistre als Demetrius hervorzuheben. Dort die Elegie einer innigen Hingebung, und hier der poetische Schwung einer feurigen Thatlust bei aller Innerlichkeit des selbstbewußten Empfindens. — Zur Feier des hohen Geburtstages selbst wurde Glucks Armide bestimmt unter Franz Liszt Leitung mit Frau Köster aus Berlin. Ein Ball mit lebenden Bildern aus dem Cid beschließt am dritten Tage die Festlichkeiten. — In Aussicht stehen für das Theater in Weimar von dramatischen Neuigkeiten, außer Brachvogels „Adalbert vom Babanberge," ein Drama von Otto Roquette: „die Sterner," nach dem „Artevelde" das zweite Stück das hier vom Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt" aufgeführt wird, und an zwei Abenden hinter einander Goethe's Iphigenie und Halms „Iphigenie in Delphi." In Bezug auf Roquette's Drama erinnern wir an eine kleine Erzählung von Varnhagen v. Ense: „Die Sterner und die Psitticher." Von Hermann Hersch, von welchem München vor einigen Jahren ein Drama: „Don Guzman" kennenlernte, wird die neue Tragödie: „Sophonisbe" hier ebenfalls in Scene gehen. Herr Kaibel, der neue Regisseur des Schauspiels (früher in Kassel), entwickelt eine rühmliche Thätigkeit.

Ridingers Leben und Werke.

× Unter den Künstlern des achtzehnten Jahrhunderts nimmt Ridinger (geb. 1698, gest. 1767) eine der hervorragendsten Stellen ein. Keinem andern Meister irgend einer Nation oder Kunstperiode ist es gelungen, die Thiere, besonders das Haar- und Federwild, so naturgetreu in den verschiedenen Affecten darzustellen. Um so dankenswerther war das Bemühen, die Aufmerksamkeit der Jetztwelt durch ein ausführliches beschreibendes Verzeichniß seiner, 1313 Nummern zählenden radirten und gestochenen Blätter, auf diesen talentvollen Künstler zu lenken. (J. E. Ridingers Leben und Werke, von H. A. W. Thienemann. Leipzig bei R. Weigel.) Ridingers Anspruchslosigkeit war ebenso groß wie sein Fleiß, sonst würde sein Ruhm bisher nicht von dem manches Anderen, der ihm weit nachsteht, in den Schatten gedrängt worden sein. Hoffentlich wird durch die von gedachtem Werke zu erwartende Anregung diese Ungerechtigkeit bald ausgeglichen werden. Der Verleger hat durch Beigabe von zwölf Stichen nach Zeichnungen aus seiner reichen Sammlung Ridingerscher Entwürfe, sowie eines Porträts des Meisters das Seine beigetragen, die Nützlichkeit des Werkes zu erhöhen.

R. Weigels 27. Kunstkatalog.

× Die speciellere Pflege der Geschichte, besonders der Geschichte einzelner Personen und Perioden, ist ein Zeichen unserer Zeit, dessen Deutung wir Anderen überlassen wollen. Eine natürliche Folge hiervon war es jedoch, daß sich die Aufmerksamkeit des kunstbefreundeten Publicums mehr und mehr dem Porträt zuwendete. Hieraus entsprang das Bedürfniß nach Katalogen von Bildnissen berühmter Persönlichkeiten, welchem seit einigen Jahren bei uns die Drugulinschen Porträtkataloge Rechnung zu tragen suchten. Auch Herr R. Weigel in Leipzig hat sich in seinem neuesten Kunstkataloge diesem Felde zugewendet, und zwar einem bisher noch nicht ausschließlich bebauten Theile desselben. Er giebt darin ein Verzeichniß von etwa 3500 Künstlerporträts, welches, wenn auch keineswegs, besonders was die älteren Blätter betrifft, erschöpfend ist, doch für die Folge, seiner Anlage nach, etwas Vollständiges verheißt. Neu und anerkennenswerth ist das vorangestellte Verzeichniß der in den größeren künstlergeschichtlichen Werken enthaltenen Bildnisse.

Die Protestanten in den Donaufürstenthümern.

-d. Nach glaubhaften Mittheilungen über die kirchlichen Verhältnisse der Protestanten in den Donaufürstenthümern zeigt sich daselbst ein sehr fruchtbarer Boden für das Evangelium, und man darf mit Zuversicht annehmen, daß, wenn namentlich die deutsche Mutterkirche die Pflege und Förderung desselben sich wahrhaft angelegen sein läßt, einst dort schöne Früchte am Baume des christlich-evangelischen Lebens erwachsen werden. Evangelische Kirchen giebt es zur Zeit in der Walachei und Moldau nur zwei, in Bukarest und in Jassy; aber evangelische Gemeinden existiren dort außerdem noch an dreizehn Orten, und die Gesammtzahl der dortigen Protestanten mag wohl mindestens 5000 betragen; wovon auf Bukarest 2700, auf Jassy 650 kommen. In Bukarest bestand eine evangelische Kirche bereits seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nachdem 1751 der damalige Hospodar, der Fürst Georg Ghika die freie Religionsübung gestattet hatte; es ist jedoch 1853 eine neue geräumige evangelische Kirche in Bukarest eingeweiht worden, wozu von auswärts eine in der preußischen Monarchie veranstaltete Kirchencollecte, sowie der Verein der Gustav-Adolph-Stiftung namhafte Summen gewährt haben. Die Kirche in Jassy verdankt ihre Gründung einem russischen General, Johannes von Stätten, welcher zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Rimnik, einem Städtchen der Walachei unfern der moldauischen Grenze, starb und sterbend seinem ihn begleitenden Sohne auftrug, seine Leiche nach Jassy schaffen und dort auf dem Friedhofe der Evangelischen beerdigen zu lassen, über seinem Grabe aber eine evangelische Kirche zu erbauen, wozu er 3000 Silberrubel bestimmte. Neben dieser evangelischen Kirche in Jassy blüht dort auch noch eine evangelische Schule, dergleichen eine auch in Bukarest, in welcher im Sommer 1856 über 200 Kinder unterrichtet wurden. Außerdem ist in Bukarest bereits zu einem evangelischen Diakonissen-Lehrhause (nach Art des in Smyrna) und zu einem evangelischen Hospitale der Grund gelegt worden. Türkischen Druck fühlen die Evangeli-

schen in den Donaufürstenthümern nicht, und die griechische Kirche beeinträchtigt sie ebenso wenig; im Gegentheile wird z. B. die Familie der Ghikas, und besonders der gegenwärtige Kaimakam in der Walachei wegen ihrer Toleranz gegen die evangelische Kirche und wegen ihrer Verdienste um deren Entwickelung besonders gerühmt; auch hat ihr unter Anderen ein Bojar der Walachei, Demeter Bellio, eine Schenkung von 500 Ducaten gemacht. Dagegen drohen ihr von der katholischen Kirche, welche, bei nicht größerer Anzahl ihrer Glieder, doch bereits 10 Kirchen und mehrere Klöster in den Donaufürstenthümern besitzt, unmittelbar und mittelbar manche Gefahren. Namentlich in Bukarest besteht neben der katholischen Kirche ein Mädcheninstitut, dessen Vorsteherinnen und Lehrerinnen den Zwecken der Propaganda dienen, welche, in Folge des Mangels genügender kirchlicher Anstalten und christlicher Hülfe für die Evangelischen in der Moldau und Walachei, aus denselben um so leichter sich rekrutiren kann und sich zu rekrutiren unternimmt.

Die Hamburger Dampfschiffahrt nach Brasilien.

* Der einzige südamericanische Staat mit einheimischer monarchischer Regierung gewinnt seit der Emancipation der Sklaven in den englischen Colonien immer mehr an Handelswichtigkeit. Seine Cacao's, Kaffee's, Zucker ꝛc. gehören nicht zu den feinsten, aber sie fallen durch ihre Menge ins Gewicht. Brasilien führte 1845 aus für 54,896,790 fl. C.-M. und führte in demselben Jahre ein für 66,766,020 fl. Mit einem solchen Lande sucht jeder Staat in Verbindung zu kommen, und daraus erklären sich die transatlantischen Dampfschiffahrtslinien, die in Brasilien münden. Die Hamburgische Gesellschaft für Dampfschiffahrt mit Brasilien verfügt über zwei Schiffe „Teutonia“ und „Petropolis,“ zu denen noch ein drittes kommen wird. Die Fahrt derselben berührt Southampton, Lissabon, Pernambuco, Bahia, und dauert bis Rio de Janeiro etwa dreißig Tage. Von Deutschland gehen nach Brasilien halbseidene und seidene Waaren, Tuche und wollene Waaren, Leinen, Baumwollen-, Quincaillerie-, Eisen- und Stahlwaaren, Glas, Möbeln und Pianos. Die Möbeln sind besonders Hamburger Arbeit und nicht fournirt, sondern massiv. Die feinen Hölzer, aus denen sie gearbeitet werden, liefert zum Theil Brasilien selbst.

Das große Siegel von England.

st. Wenn die Engländer über die Wichtigkeit spotten, die man in Hinterasien großen Sonnenschirmen, Kristallknöpfen auf der Mütze und weißen Elephanten beilegt, so kann man ihnen die abergläubische Verehrung entgegenhalten, die sie ihrem Staatssiegel widmen. Der heilige Dionysius hat seinen Kopf nicht mit feierlicherer Würde unter dem Arme getragen, als dieses Symbol der höchsten Gewalt bei Staatsacten getragen wird. Wenn wir bei Dahlmann lesen, daß der flüchtende Jacob II. das große Siegel in die Themse warf, und damit jede Regierung seines aufrührerischen Landes unmöglich gemacht zu haben glaubte, so schütteln wir über den nicht sehr geistesstarken Monarchen mitleidig den Kopf. Die Engländer seiner Zeit waren aber außer sich, daß das große Siegel fehlte. Jacobs Vater jubelte wie über einen glänzenden Sieg, als ein Getreuer dem Parlament das Staatssiegel stahl und es ihm zutrug. Noch aus diesem Jahrhundert, aus dem Jahre 1812, wird ein Beispiel mitgetheilt, wie hoch man dieses Siegel hielt. Lord Eldon bewahrte es in jeder Nacht neben seinem Bette. Einst in der Nacht entsteht Feuer, der Lordkanzler springt auf, rettet vor allen Dingen seinen Staatsschatz und vergräbt ihn im Garten. Nun erst beschäftigt er sich mit dem Löschen seines Hauses, das Feuer wird erstickt, aber — o Schrecken! — Lord Eldon hat den Ort vergessen, wo er das Siegel vergraben hat, und der ganze Garten muß umgewühlt werden.

Verger.

st. War dieser Mörder verrückt, war er ein Fanatiker, oder war er ein gemeiner Verbrecher? Die Eilfertigkeit, mit der sein Proceß betrieben worden ist, macht die Antwort auf diese Fragen schwer. Man hat seine Eitelkeit hervorgehoben, welche der Art gewesen sei, daß er um jeden Preis danach gestrebt habe, von sich reden zu machen. Nimmt man zu diesem auffallenden Motiv seine Rachsucht hinzu, die durch seine Absetzung geweckt wurde, so hat man eine psychologische Erklärung der That, welche nothdürftig zureicht. Englischen Zeitungen ist von Frankreich aus eine Mittheilung gemacht worden, nach der Verger ein Martyrium erstrebt habe. Er sei einer der Religionsstifter gewesen, welche in Frankreich häufiger als anderswo auftauchen, und habe durch sein Verbrechen die Aufmerksamkeit auf die neue Lehre lenken wollen. Von dieser selbst hören wir weiter nichts, als daß sie bezweckt habe, den Katholicismus von seinen „heidnischen Bestandtheilen“ zu reinigen. Ist diese Erzählung wahr, dann können wir nicht zaudern, Verger verrückt zu nennen. Daß ein Religionsstifter seiner Sache zu nützen glaubt, wenn er den Abscheu der Welt auf sich zieht, ist noch nicht dagewesen.

Nimmt die Armuth zu?

st. Die Frage ist im Grunde müßig, denn das Anwachsen der Zollvereinseinnahmen und derjenigen aller Regierungen überhaupt, das Steigen der Arbeitslöhne und viele Zeichen von zunehmendem Wohlstand in Dörfern und Städten geben die zuverlässigste Antwort. Wir wollen dennoch einiges auf sie Bezügliche aus alter Zeit hervorheben. Von dem Mittelalter zu schweigen, konnte noch in der Reformationszeit ein armer Bauer, der als Rebell zum Tode geführt wurde, klagen: „Ich junges Blut soll schon sterben, und habe mich nicht einmal im Leben an Brot satt gegessen!“ Die Steuern waren gering, aber die Gewalthaber leisteten auf der andern Seite den Unterthanen nichts. Die Dörfer wurden durch Naturalleistungen erdrückt, und die Städte kamen so herunter, daß die Regierungen des vorigen Jahrhunderts, als sie der Hebung des bürgerlichen Wohlstandes ihre Aufmerksamkeit schenkten, fast Alles neu schaffen mußten. Die Chronik jeder Stadt meldet, welche unsägliche Mühe die Austreibung selbst kleiner Summen machte, wenn Contributionen oder Aehnliches plötzlich zu leisten waren. Feuersbrünste, denen Schranken zu setzen die Mittel fehlten, brachten ganze Städte an den Bettelstab, Krankheiten, die häufig als Epidemien auftraten, „holten den Nagel aus der Wand“, kleinere und größere Kriege verwüsteten ausgedehnte Gebiete. Krankenhäuser, Sparkassen und alle die vielnamigen Anstalten, welche dem Unbemittelten den Kampf gegen die Noth wesentlich erleichtern, gab es nicht. Leihhäuser, Waisenhäuser und Armenanstalten, letztere nach dem Muster der Hamburger eingerichtet, entstanden spät. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts und später war der Verkehr außerordentlich erschwert, mithin auch die Gelegenheit zum Verdienst. Man schaudert, wenn man die „alten Straßen“ sieht, die zum Theil noch als Fußwege vorhanden sind. Der Mindener Berg und die Schnecke bei Jena, wer sieht sie und vermag zu begreifen, daß hier einst auf großen Verkehrsstraßen Frachtwagen fuhren! Zwischen Leipzig und Dresden hatte der Reisende im Dorfe Spaar bei Meißen einen langen Hohlweg zu passiren, wo ein umgeworfener Lastwagen, weil ein Ausweichen nicht möglich war, den Verkehr einen Taglang sperrte. An den dreißig und mehr Grenzen entspann sich ein lebhafter Schmuggelhandel, und aus diesem Verbrechen aller Art. In den meisten kleinen Gebieten hausten Räuberbanden, die am Rhein, am Main und an der Mosel vorzugsweise plünderten. Wie mancher armen Witwe wurde der Sohn, den sie nie wiedersah, von Werbern weggefangen, und wie stahlen die Soldaten, die kaum als Menschen betrachtet wurden. War ein Speiserest da, so hieß es: „Für die Katze ist es zu schlecht, der Soldat

mag es essen!" Niemand dachte daran, den Armen durch guten Unterricht die Möglichkeit einer bessern Existenz zu verschaffen. Der Lehrerstand, namentlich auf dem Lande, war zu elend bezahlt, um tüchtige Kräfte locken zu können. Eine Stunde von Braunschweig gab es in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ein Dorf, wo der Schullehrer der Reihe nach bei den Bauern wohnte und aß. Wie hat sich das Alles geändert, und da die Mittel zum Aneignen von Kenntnissen, die Mittel zum Gelderwerb zahlreicher und besser geworden sind, ist es da möglich, daß die Armuth zunehme?

Das Grab des Freiherrn von Steuben.

x. Es ist bekannt, daß sich am nordamericanischen Unabhängigkeitskampfe hauptsächlich die Deutschen Pennsylvaniens in ruhmreicher Weise betheiligten. Sie verließen den General Washington auch dann nicht, als er in der größten Bedrängniß war. Er bewahrte ihnen dafür stets eine dankbare Erinnerung, und nicht minder wußte er die Dienste zweier Deutschen zu würdigen, die aus Europa herübergekommen waren, um an seiner Seite zu fechten; wir meinen den Baron v. **Kalb** und den Freiherrn v. **Steuben**. Nach diesem Letztern wird ein Dorf im Staate Neuyork benannt. Er war Adjutant des großen Friedrich von Preußen, ein ausgezeichneter Kriegsmann, und verließ eine glänzende Stellung um in America für die Befreiung der Colonien zu fechten. Durch ihn wurden die Streitkräfte militärisch organisirt, er leistete als Tactiker und Feldherr unschätzbare Dienste. Nach beendigtem Kriege zog er sich ins Privatleben zurück; man lohnte ihm mit Undank. Denn volle sieben Jahre lang machte er vergebliche Versuche beim Congreß, um eine Entschädigung für seine Dienste und Geldauslagen zu erhalten. Endlich bewilligte man ihm einen Jahresgehalt von 2500 Dollars, bei weitem weniger als was er früher von seinem Könige bezogen hatte. Uebrigens schenkte der Staat Neuyork ihm eine Strecke Landes, von welcher er etwa 60 Morgen urbar machte. Dort lebte er in einem Blockhause, das er sich selber gebaut hatte, bis an sein Ende. Einige Diener waren ihm treu geblieben, sie hingen mit wahrhaft kindlicher Liebe an ihm und wollten ihn nicht verlassen. Steuben lebte wie ein Weiser in Stille und Abgeschiedenheit. Im Sommer pflegte er täglich stundenlang unter einem schönen Baume zu sitzen, der ihm Schatten gab. Oft sprach er den Wunsch aus, unter demselben begraben zu werden. Am 28. November 1797 traf ihn der Schlag; er lebte nur noch drei Tage. In seiner letzten Stunde gab er die Weisung: man solle ihn in seinem Kriegermantel begraben, und ihm den Ehrenstern auf die Brust heften. Seine treuen Diener, ehemalige Waffengefährten, legten den alten Soldaten zur Ruhe. Sie beklagten, daß ihnen eine Fahne mangele, um damit den Sarg zu decken; auch donnerte kein Geschütz über seinem Grabe. Man setzte ihm jedoch ein schlichtes Grabdenkmal. In einem Waldlande von fünf Morgen Flächeninhalt, das man umzäunt hat, ruhen die Gebeine des deutsch-americanischen Helden. Früher trug das einfache Denkmal über dem Grabe die Inschrift: „Major-General Friedrich Wilhelm August Baron v. Steuben." Ein Deutscher, der im September diese geweihte Stätte besuchte, fand jetzt den Denkstein zertrümmert, und Alles ringsum in Verfall. Er schreibt: „Es machte einen trüben Eindruck, so am Grabe eines großen Mannes zu stehen und daran zu denken, wie nachläßig unser Land gegen seine Helden gewesen ist. Dort, fern vom Geräusch der Welt und am schönen Waldstrom, ruhen die Reste des tapfern Patrioten, und nur ein Ruinenhaufe von Mörtel und Stein bezeichnet die Stelle." — Wir wollen bemerken, daß Mitglieder der Familie v. Steuben noch jetzt in Thüringen leben, wenn wir nicht irren in Eisenach. Könnten sie nicht dafür sorgen, daß jenes Grabmal zwar in schlichter aber doch würdiger Weise wiederhergestellt würde? Das wäre eine schöne Pietät für den berühmten Ahnen. (Vergl. über Steuben die interessanten Mittheilungen Washington Irvings in seinem „Leben Washingtons" (Leipzig 1856, Bd. III. pag. 297.)

Krankenpflege der Deutschen in America.

p. Die deutsche Gesellschaft in Neuyork, welcher die Einwanderer in ihrer Hülfsbedürftigkeit schon manches Gute zu verdanken haben, rief auch ein Institut ins Leben, welches von großem Nutzen für die gesellschaftliche Stellung der Deutschen dort zu werden verspricht. Die Idee, jedem unbemittelten kranken Deutschen eine Zufluchtsstätte zu gewähren, wo er unentgeltlich ärztlichen Rath und Medicamente erhalten könnte, rief die „Dispensary der Aerzte der deutschen Gesellschaft" ins Leben. Die deutsche Gesellschaft, seit Jahren als Mittelpunkt der deutschen Wohlthätigkeitsanstalten bekannt, konnte am besten theils durch ihren Namen, theils durch ihre einzelnen Mitglieder die nöthigen Fonds flüssig machen; nach Aufforderung der Aerzte der deutschen Gesellschaft erklärte sich der Verwaltungsrath derselben bereit, für das erste Halbjahr eine nicht unbedeutende Summe aufzutreiben, und so erscheint das Unternehmen als gesichert. Die Aerzte Meyer, Grevel, Rösler, Welcker haben schon begonnen, den Kranken und Bedrängten in einem bestimmten Locale ihren Rath zu ertheilen, und somit ist den Unglücklichen, welche bisher gewöhnlich ihr letztes Geld für Quacksalbereien ausgeben mußten, um vielleicht nimmer zu genesen, Gelegenheit zur Wiederherstellung der Gesundheit gegeben.

Der Verbrauch von Bitterwässern.

p. Für die Bäder und die Mineralwässer im Allgemeinen giebt es, wie für den Wein, gute und schlechte Jahrgänge. Das Maßgebende ist allerdings in erster Linie die Witterung; doch unterliegen die Mineralwässer wohl noch außerdem einer Menge von Einflüssen, die sich bisweilen durch so sehr in die Augen fallende Zahlen über den vermehrten oder verminderten Verbrauch geltend machen, daß sie uns für manche culturhistorische Räthsel einen mindestens ebenso guten Schlüssel an die Hand geben, wie der größere oder geringere Verbrauch von Seife bei irgend einem Volke. Seit 1853 hat die Versendung der Krüge sowohl des Seidschützer, als auch des Püllnaer Bitterwassers in ganz außerordentlicher Weise abgenommen; in Zeit von zwei Jahren fiel die Zahl der versendeten Krüge in Seidschütz von 140,000 auf 102,000 und in Püllna von 192,000 auf 150,000. Weshalb hat sich nun der Bedarf im Publicum so sehr verringert? Die herrschenden Cholera- und Typhusepidemien mögen nur zum Theil einige Schuld tragen; einen größern Theil der Schuld schieben wir auf das Emporkommen anderer Bitterwässer, namentlich des Friedrichhaller; den größten Theil aber — und hierin sehen wir eben ein Zeichen der Zeit — trägt die verminderte Vorliebe sowohl des Publicums als auch der Aerzte für dergleichen abführende Mittel. Man hört seltener als ehemals von Congestionen nach dem Kopfe oder von Unterleibsstockungen, welche sich der Laie durch Püllnaer oder Seidschützer vertreiben will, und die Aerzte sprechen jetzt häufiger von Blutleere als von Blutreichthum; auch denken sie nunmehr anders vom „Reinigen" des Körpers. So ist der Ursprung dieser geringen Versendung des Bitterwassers in der wachsenden Aufklärung des Volkes und in dem geänderten Standpunkte der Heilkundigen zu suchen; unter dem Nihilismus vieler Aerzte der jungen Schule mußten die Bitterwässer vor Allem leiden!

Land- und Seekarten
von
Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland und Island.
(Zu haben durch **Carl B. Lorck** in **Leipzig.**)

1. Landkarten.

Karte von den Skandinavischen Reichen, von Henckell u. Bull. (4 Bll.) gr. Fol. Sauber color. 855. 4 Thlr.

Bull, Adolph, Das Königreich Dänemark mit den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Massst. 1/381000. 4 Bll. gr. Fol. Sauber color. 857. 4 Thlr. 24 Ngr.

Das Königreich Dänemark mit dem Herzogthum Schleswig. 2 Bll. in Kupfer gest. u. illuminirt. Herausgeg. vom Generalstabe, gez. von O. N. Olsen. Massst. 1/480000. 846. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hansa, Oberstlieutenant **J. v.,** Specialkarten über das Königreich Dänemark. 18 Bll. qu.-Fol. 16 Thlr.
Inhalt: 1—4. Sjælland. 5. Bornholm. 6. Laaland og Falster. 7—8. Fyen. 9—18. Jytland.
Einzelne Blätter sind zum Preise von 27 Ngr. zu haben.

Special-Atlas über das Königreich Dänemark und das Herzogthum Schleswig. Herausgeg. vom Generalstabe. Massst. 1/80000. 852—53. Schwarz. à Blatt 24 Ngr.
Colorirt. 1 Thlr. 6 Ngr.
Bis jetzt erschien: 1) Nysted, 2) Rödby, 3) Nykjöbing auf Falster, 4) Store Heddinge, 5) Möen, 6) Ulfshale, 7) Odden.

Generalkarte von Jytland. Herausgeg. von der Gesellschaft der Wissenschaften. Massst. 1/370000. 820. Illum. 1 Thlr. 18 Ngr.

Generalkarte über das Herzogthum Schleswig. Herausgeg. von der Gesellschaft der Wissenschaften. Massst. 1/140000. 836. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Herzogthum Lauenburg. Herausgeg. vom Generalstabe 1842 mit Hinzufügung der Eisenbahnen bis 1852. Massst. 1/80000. Color. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die Umgegend von Kopenhagen. Herausgeg. vom Generalstabe. 6 Bll. Illum. Massst. 1/20000. 25 Zoll br. 23 Zoll hoch. 6 Thlr.
Eine in jeder Beziehung prachtvoll ausgestattete in Kupfer gest. Karte.

Situationsplan der Seeländischen Eisenbahn von Copenhagen nach Korsöer. In 3 Bll. (68 Z. lang.) 2 Thlr. 12 Ngr.
Orientirungsplan dazu, 26 Zoll. 12 Ngr.

Uppdrattr Islands á einu bladi. Generalkarte von Island, nach der administrat. Eintheilung illum. Massst. 1/960000. 849. 3 Thlr.

Uppdrattr Islands a fjorum blödum. Carte d'Islande en quatre feuilles par O. N. Olsen. In Kupfer gest. Massst. 1/480000. 845. Physisch-geograph. illum. 9 Thlr.
Illum. nach der administrativen Eintheilung. 8 Thlr. 12 Ngr.
Hydrographisch illum. 7 Thlr.
Nicht nur die prachtvolle Ausstattung und die Accuratesse der Ausführung empfehlen diese Karte der Isländ. lit. Gesellschaft, sondern sie dient auch als vortreffliches Hilfsmittel beim Studium der Isländischen Sagas, indem die Ortsnamen in Island seit den ältesten Zeiten grösstentheils unverändert blieben.

Amtskarten, norwegische.
Karte über den nördl. Theil von Christians-Amt. 1 Thlr. 6 Ngr.
— Smaalenenes-Amt. 1 Thlr. 6 Ngr.
— Agershuus-Amt. 1 Thlr. 6 Ngr.
— Grevskabernes-Amt. 1 Thlr. 6 Ngr.
— Hedemarkens-Amt. 3 Taff. 3 Thlr. 18 Ngr.
— Christians-Amt. 3 Bll. 3 Thlr. 18 Ngr.

Munch, P. A., Karte des südlichen Norwegen in 2 Bll. Massst. 1/300000. Schwarz. 845. 4 Thlr.
Colorirt. 6 Thlr. 12 Ngr.
Color., in Carton auf Leinwand geklebt. 10 Thlr.

— Karte des nördlichen Norwegen (Tromsö Stift). Massst. 1/700000. 2 Bll. Imp.-Fol. Schwarz. 852. 2 Thlr.
Colorirt. 3 Thlr. 6 Ngr.
Color., in Carton auf Leinwand gezogen. 6 Thlr.

Waligorski, J., und **J. Wergeland,** Reisekarte von Norwegen. 2. Aufl. 2 Taff. Color. in Carton auf Leinw. gezogen. 5 Thlr.

— Südliches Norwegen. 3. Aufl. Wohlfeile Ausgabe. Color. 856. 1 Thlr. 3 Ngr.

Keilhau, B. M., Erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen, in 2 (3) Blättern in Farbendruck, gezeichnet von P. A. Munch. 849. 4 Thlr.

Hahr, A., Karte von Schweden in 10 Blättern. Gravirt von L. Bernhardt, mit einer Statistik über alle Kirchspiele des Reichs nebst ihrer kirchlichen Administration und gerichtlichen Eintheilung. 8 Karten in 1/500000 u. 2 in 1/1000000 Massst. Erschienen sind Bl. 1—4. 4 Thlr. 24 Ngr.

Kaart öfver Sverige. Utgifvet af Generalstabens topografiska Corpsen. 1—8. Bl., nebst Beschreibung. (841—50.) Massst. 1/100000. Massst. der Specialkart. der Städte 1/20000. 23 Thlr.
Die erschienenen 8 ersten Blätter enthalten die Lehne: Westeraas, Skaraborg (2 Bll.), Upsala, Halmstad, Karlskrona u. Örebro (2 Bll.); jedem Lehne ist ein Heft Beschreibung beigegeben.

Karta öfver södra Delen af Sverrige och Norrige eller det fordna så kallade Skandinavien under Ledning och Inseende af Carl af Forsell. (8 Bll. Massst. 1/500000. Imp.-Fol. In Kupfer gest., schön illum. u. mit einer Orientirungskarte, Massst. 1/3000000.) 15 Thlr.

Akrell, C., Reise-Karte von Schweden nach officiellen Nachrichten. 2 Bll. gr. Fol. Color. 853. 2 Thlr. 6 Ngr.

Ström, Reise-Karte in Schweden u. Norwegen. Mit Text von G. H. Mellin. 851. Auf Leinw. u. in Carton. 2 Thlr. 15 Ngr.

Atlas öfver Sveriges Städer med deras ella Egor och Jordar, jemte Areal. Beskrifningar deröfver af Gust. Ljunggren. Heft 1—30 u. 33—38. (36 Karten, Massstab 1/20000 u. 1/10000). Roy.-Fol. 853—55. 14 Thlr.

Atlas till Sveriges Historia af C. F. Wiberg och J. v. Mentzer. (19 color. Bll. u. 22 S. Text.) Cart. gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.
Historischer Atlas Skandinaviens im Alterthum und der schwedischen Geschichte bis 1648.

Karte der Fahrt von Stockholm auf dem Kanal nach Götheborg. 4. Aufl. Cart. mit Randansichten u. Text. 2 Thlr. 24 Ngr.
Eine 101 Zoll lange und 10 Zoll hohe, sauber colorirte Karte der Reise durch die, Stockholm und Gothenburg verbindenden Flüsse, Seen und Kanäle mit 4 grösseren und 40 kleineren Ansichten. Der beschreib. Text (27 gesp. Col. qu.-8.) ist von W. Malm.

Karte von den projectirten Schwedischen Eisenbahn-Linien in Stockholm-, Upsala-, Nyköpings-, Westerås'-, Örebro- u. Carlstadts-Lehn. von A. Hahr. (2 illum. Bll.) gr. Fol. 2 Thlr. 6 Ngr.

Postkarte des Grossfürstenthum Finnland, von B. A. Lindemann. 2 Bll. Color. 3 Thlr. 20 Ngr.

2. Seekarten.

Der nördl. Ocean, das Eismeer, und das Weisse Meer, von Hjorth. Mit Specialkarten u. Plänen. (53 Z. breit, 41 Z. hoch.) 845. 4 Thlr.

General-Karte von dem Sund und der Kjöge-Bucht. Neue verbess. Ausg. Mit Special-Plan von Drogden und dem Hafen von Helsingör. 850. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Einfahrt nach Kopenhagen mit den Inseln Amack und Saltholm. Mit Special-Plan von Kopenhagen, von der nördlichen u. westlichen Umgegend, u. mit mehreren Landprofilen. Massst. 1/40000. (40 Z. hoch, 26½ Z. breit.) 847. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Ostsee. Mittelster Theil. Nach den neuesten preussischen und schwedischen Seekarten. (34½ Z. hoch, 41½ Z. breit.) 843. 2 Thlr. 12 Ngr.

— Nördlicher Theil mit der Rigabucht. (27 Z. hoch, 41 Z. breit.) 853. 1 Thlr. 21 Ngr.

— Nördlicher Theil mit dem Alandsmeer. Nach den Karten des Admirals G. v. Klint corrigirt u. verbessert. (26 Z. hoch, 33 Z. breit.) 850. 1 Thlr. 21 Ngr.

— Östlicher Theil. Mit dem Alandsmeer und Finnischem Busen (Bornholm nach St. Petersburg). Umgearbeitete u. verbesserte Ausg. Mit Specialkarten. (41 Z. hoch, 50½ Z. breit.) 849. 4 Thlr. 24 Ngr.

Der Finnische Meerbusen. Mit Specialkarten: Einfahrt zu Cronstadt und Reval; Talsburg oder Kundabay. (27¼ Z. hoch, 70½ Z. breit.) 850. 4 Thlr.

Das Bothnische Meer und Meerbusen mit ihren engsten Passagen, den nördlichen u. südlichen Quarken, in besonders grossem Massstabe. (52 Z. hoch, 27 Z. breit.) 853. 2 Thlr. 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 10. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [7. März.

Inhalt.

Einige Tage in Antwerpen.

Wenn ich mich in Brüssel beklagte, daß es schwer hielte, die dortigen Gelehrten und Künstler kennenzulernen, weil sie sich zurückziehen und abschließen, gleich allen Brüsselern kalt und nicht entgegenkommend sind; — wenn ich mich darüber halb im Scherz, halb im Ernst beklagte, so antwortete man mir wohl: „Warten Sie nur bis Sie nach Antwerpen kommen; da werden Sie erst kennenlernen, was Kälte heißt!“

Lieber Himmel, sagte ich fröstelnd, da möchte man lieber gar nicht hin! Denn wenn die Leute noch kälter sind als in Brüssel, und noch abgeschlossener leben, so bleibt man geradeweges auf der Straße! Indessen die Stadt Antwerpen! Man muß sie doch sehen! Und — Conscience!

„Ja, Conscience.“ — Ein bedenkliches Gesicht, eines wie man es so oft sieht im vernünftigen Belgien, wo die Vorsicht so recht eigentlich zu Hause ist, und Niemand sich je durch irgend ein voreiliges Versprechen preisgiebt. —

„Nun? Ist Conscience etwa auch nicht zu sehen?“

„O ja, gewiß, obgleich er allerdings auch sehr für sich lebt. Aber wenn man eingeführt ist —“

„Geben Sie mir einen Brief an ihn, Herr Professor!“ sagte ich, denn es war Karl Stallaert, Professor am Athenäum und für den Augenblick mein Lehrer im Flämischen, mit welchem ich so über Conscience sprach.

„Ich kenne ihn nicht, Madame,“ antwortete Herr Stallaert.

„Nun dann, Herr Ruylans, Herr Ruylans ist bei der königlichen Bibliothek!“

„Herr Ruylans kennt ihn auch nicht. De Leys hat ihn immer bei Conscience einführen wollen, aber es ist noch nicht dazu gekommen.“

„Das wird schwierig, wie es scheint! Ich werde es so machen müssen, wie ich es in Paris gemacht habe: geradezu hingehen!“

Herrn Stallaerts Gesicht wurde noch bedenklicher als vorher. „Ich hoffe doch, daß Conscience mir nicht mitleidslos die Thür schließt?“ fuhr ich fort. — „O gewiß nicht,“ antwortete der Professor verbindlich, aber ich sah es deutlich: ganz mit sich im Reinen darüber war er nicht.

In der nächsten Stunde sagte er mir: „Ich habe mich wegen Conscience genauer erkundigt, Madame, und es soll nicht so gar schwer sein, Zutritt zu ihm zu finden; nur muß man ganz natürlich kommen!“

„Natürlich?“ wiederholte ich überlegend. „Wie soll man denn künstlich zu ihm kommen?“

„Ja, nur ganz natürlich!“ bestätigte der Professor, „dann soll Conscience recht freundlich sein können.“ —

Bis dahin hatte ich mir Conscience nach seinen Büchern ausgemalt, sanft, gemüthvoll, eher etwas zu weich und hingebend; nun wurde er mir auf einmal zu einer finstern Gestalt mit einer zusammengezogenen Stirn, einem ernsten Munde, einem verschlossenen Wesen, nicht geradezu bärbeißig, aber doch schwer zugänglich und zum Reden zu bringen.

Die Abreise von Brüssel kam inzwischen heran. Zwei Tage vorher theilte der Professor mir mit, ein Antwerpner, der Archivar der Stadt, Herr Génard, sei in Brüssel gewesen, habe sich von uns erzählen lassen und versprochen, sich unser anzunehmen.

„Vielleicht geht's besser, als wir denken!“ sagte ich. — Der Professor tröstete noch mehr; wir fuhren an einem schönen Aprilabend hinüber nach Antwerpen.

Ich kann nicht anders sagen, als daß die Stadt im Mondschein sehr prosaisch aussah und sehr todt schien. Aus Sympathie für das Flämische hatte ich zuerst in „Des lands welvaren“ einkehren wollen; aber der Beschreibung nach war das Haus kein „Wohlfahren“ für Reisende, und so fuhren wir denn ins Hôtel de Commerce, welches trotz seines fremden Namens auch ganz landesthümlich gefärbt war. Enge Treppen führten zu Absätzen, auf deren jedem eine Stubenthür sich öffnete. Geheizt wurde, indem man einen gefüllten Feuertopf in den runden, eisernen Ofen einsenkte. Die Magd verstand kein Wort Französisch und das Wich-

ligste in der Bedienung verrichtete die Wirthin selbst. Als ich etwas zu lesen begehrte, brachte man mir eine Bibel und einen Kalender. Es wäre mir, obgleich das Zimmer möglichst klein war, dort ganz behaglich gewesen; allein fünf Uhr Morgens weckten uns die Arbeiter an der nahen Börse, und so siedelten wir Nachmittags nach dem Hôtel du Parc an der Place verte hinüber, wo wir für 8 Francs im ersten Stock einen sehr schönen Salon und ein höchst bequemes Schlafzimmer bekamen. Der grüne Platz war früher der Kirchhof von Onze lieve Frouwen kark, wie nach der Antwerpner Aussprache die Kathedrale genannt wird. Deswegen muß man, sucht man ihn, eigentlich nach dem groenen Karkhof fragen; doch versteht man auch den groenen plaets, nicht aber la place verte. Ueberhaupt kommt man mit Französisch in Antwerpen nicht gut fort.

Es war Freitag. Unter den Bäumen, welche eben zu grünen begannen, bot der Blumenmarkt seine duftigen Schätze dar. Ein heiteres Treiben ging hin und her. Rubens, von Geefs, blickte wohlwollend auf seine Antwerpner hin. Der wunderschöne Thurm der Kathedrale stieg in seiner Majestät empor. Es war ein frisches, städtisches Frühlingsbild, welches sich meiner Phantasie eingeprägt hat.

Wir hatten auch den Fischmarkt besucht, waren die Quais entlang gefahren, hatten die alten gewundenen Straßen zu Fuß durchstreift, waren wiederholt über den Platz de Meir und durch die Börse gestrichen, zum ersten Male im zoologischen Garten gewesen: — mit einem Worte, wir konnten uns mit unserer vorläufigen Kenntniß von Antwerpen schon sehen lassen, als um 7 Uhr Abends Herr Génard erschien, um einen Augenblick bei uns zu bleiben.

Um 11 Uhr tranken wir Thee. Um Mitternacht schüttelten wir uns die Hände, um uns gegenseitig die Ruhe zu wünschen, deren wir wahrhaft bedurften.

Denn ich war wie in einer neuen Welt herumgewirbelt worden. Herr Génard hatte uns Gebräuche beschrieben, Volkslieder vorgesungen, die Texte dictirt, das und jenes vorgezeichnet; — er mußte so gut wie wir außer Athem sein.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll: ich war sogar etwas betäubt. Ich hatte soviel neue Namen in den Kopf bekommen, „nur einige," hatte Herr Génard entschuldigend gesagt, „denn wir haben noch viel mehr Litteraten, die sich ausgezeichnet haben." Ich hatte jedoch gerade genug an Denen, die ich bereits erfahren hatte. Zugleich hatte ich Blicke in ganz neue Litteraturverhältnisse gethan. Ueberall anderswo ist der Litteratenstand ein besonderer, höchstens ist man, wenn man Litterat ist, noch Arzt, oder Jurist, oder Militär. Hier in Antwerpen war das Alles anders. De Laet z. B., der Vorkämpfer von Conscience, er, welcher den ersten neuflämischen Roman geschrieben hat, ist jetzt Besitzer der bedeutendsten Bäckerei in der Stadt. Van Ryswyk, der jetzt noch lebende Repräsentant dieser Dichterfamilie, war Goldschmied. Mathot, dessen erster Roman: „Ein König in der Kempen" eben das freudigste Aufsehen erregt hatte, besitzt eine große Strohhutfabrik in Rucklingen, von welchem Orte er auch seinen Schriftstellernamen entlehnt hatte. Van Baers, der Dichter der „Jünglingsträume" und der „Livarda", der Schwiegersohn von Mertens, dem Geschichtschreiber von Antwerpen, war Lehrer an der Schule eines kleinen Ortes, welcher zwischen Antwerpen und der Kempen liegt. Dann hatte Herr Génard uns auch Banketts beschrieben, Vergnügungsfeste aller Stände zu Ehren der Litteratur oder der Kunst. Die Litteratur und die Kunst liegen hier nicht gleichsam außerhalb des alltäglichen Lebens, sie mischen ihre geistigen Elemente mit seinem Blut. Es ist kein Geschiedensein, welches immer Mißstimmungen und Unbehaglichkeiten erzeugt, es ist ein gesundes Einssein des Idealen mit dem Realen, der Poesie mit der Alltäglichkeit. Ich verstand auf einmal Conscience ganz und gar; zugleich sagte ich zu mir: Und die Antwerpner sollen so kalt sein?

Am andern Morgen um 11 Uhr erwarteten wir Herrn Génard; allein — Conscience kam mit ihm.

Der abgeschlossene, unnahbare Conscience, zu dem man nur gelangen konnte, wenn man auf irgend eine geheimnißvolle Freimaurerweise „ganz natürlich" zu ihm kam, er hatte nicht abgewartet, daß ich ihn suchte; er sparte mir jede Mühe, selbst die, ihm zu sagen, daß ich seine Bekanntschaft wünsche, er war da und ganz anders, als ich mir ihn hatte denken müssen! Aber auch anders, als ich mir ihn zuerst vorgestellt hatte — zu seinem Vortheil anders. Klein, kräftig, mit festen Zügen, schwarzen, bestimmtblickenden Augen, lebendig, geistsprühend, humoristisch, dann wieder feurig ernst, im Gespräch selbst den Redner verrathend, welcher meisterhaft improvisiren soll, und dabei zugleich mit einem natürlichen, passenden Bewußtsein seiner selbst und seiner Leistungen, doch völlig anspruchlos: — so war Conscience diesen Tag über, an welchem wir miteinander in Antwerpen nach Abenteuern herumschweiften.

Ein junger Bildhauer, van Arendonk, der Schwager von Dujardin, hatte die beiden Herren begleitet. Eine rechte und ächte Künstlerbande, zogen wir aus und zuerst zu van Ryswyk.

Während wir uns in dem kleinen Empfangzimmer, welches an den Laden stieß, niederließen, flog Conscience, den Wirth, zu holen. Denn Conscience geht schwerlich je, dazu hat er viel zu wenig Zeit und viel zu lebendiges Blut. Er ist so beweglich wie der rascheste der Franzosen und dabei doch so ganz Fläming, gerade wie Adalbert v. Chamisso urdeutsch geworden war. Die französische Wesenheit muß doch nicht so schwer zu verwinden sein, wie man immer glaubt.

Jetzt brachte er Ryswyk aus dem Laboratorium herunter, im Werkeltagsrock, das Hausmützchen in der Hand, das Willkommen auf dem Gesicht. Vergnüglich kletterten wir kaum gangbare Treppen zu den Werkstätten hinan, welche sich im Hofe links in schmahlen, eckigen Häusern befanden. Oben sahen wir Blumen, Engel und Figuren aller Art im Zustande des künstlichen Werdens. Es sah überall so etwas aus wie auf alten Bildern beim Doctor Faust. Man lachte sehr, als ich das sagte; Conscience half mir die Treppen wieder herab, van Arendonk säuberte meine Mantille sorgfältig von all dem Staube, der bei der Wanderung ins Mittelalter darauf gefallen war. Van Ryswyk schüttelte uns herzlich die Hände, und das altreichsstädtische Haus schloß sich hinter den Besuchern aus der Gegenwart.

Nach Ryswyk besuchten wir das Volksviertel. Ich sollte das Volk sehen, wollte Conscience. „Aber es sind die schlechtesten Straßen!" wandte Génard ein. — „Thut nichts!" sagte Conscience, „Madame muß Alles sehen und gerade das Schlechteste zuerst!"

Génard verstummte; ein Wort von Conscience ist für seine Partei ein Urtheil ohne Appellation. Kein absoluter Monarch ist unumschränkter und unverantwortlicher als er. Génard z. B. sprach während unserer Wanderung fast gar nicht, und als ich ihn um den Grund befragte, antwortete er mir sehr gelassen: „Wenn Conscience da ist, gehört das Wort von Rechtswegen ihm!“ — Wir kennen in Deutschland keinen solchen Parteienthusiasmus mehr, und es ist auch nicht mehr nöthig. Unsere Zustände sind, wenn auch noch nicht alle ausgearbeitet, so doch wenigstens alle schon angelegt. Aber da, wo etwas werden soll, muß Leidenschaft sein. Es kommt in den geistigen Gebieten nichts auf eine völlig sanfte Weise zu Stande, eine Litteratur wächst nicht wie eine Pflanze. Und doch! Muß die Pflanze nicht auch erst die harte Scholle durchbrechen, ehe sie an die Sonne kommt?

Nun, die flämische Litteratur hat durchbrochen was sie hemmte und hielt. — Mit ihrem Meister und seinen Jüngern gingen wir auf den Freitagsmarkt, wo Conscience in seiner novellistischen Skizze: „Was eine Mutter leiden kann!“ den armen Mann am Freitag, d. h. am Auctionstage, seinen Schubkarren verkaufen läßt. Es war nicht Freitag, sondern Sonnabend, folglich fand nur ein gewöhnlicher Markt von kleinen Dingen und alten Sachen statt. Es trieb sich Alles „stilleken“ durcheinander; ich habe in Antwerpen nirgends Geschrei gehört. Durch alte enge Straßen gingen wir weiter; sie waren voll von Leuten, welche kehrten. Conscience sagte mir, ich sähe hier „das Volk.“ Ich gestand ihm, daß ich es nicht schön fände, und er gab mir das lachend zu.

Jetzt kamen wir auf einen Platz, wo buchstäblich nur Lumpen verkauft wurden. Ich fragte nach dem Namen dieses Marktes, brachte jedoch Conscience nicht dazu, mir ihn zu sagen. Sollte daher irgend Jemand ihn durchaus wissen wollen, so muß ich den Neugierigen bitten, sich deshalb an den flämischen Walter Scott zu wenden.

Conscience fand nach der Besichtigung dieses namenlosen Marktes, daß ich genug vom „Volke“ gesehen hätte und erlaubte mir zur Abwechselung die Andreaskirche. Wir sahen das Denkmal von Marie Stuart, welches ihre beiden getreuen Kammerfrauen ihr gestiftet hatten, St. Peter von Quillin und die berühmte Kanzel von van Root. Es ist eine Meerbucht. Am Felsen läuft das Laub des knorrigen Feigenbaumes hin, hier und da hängt eine Weinrebe, oder eine breitblättrige Pflanze macht sich einen Spalt zu Nutz, um sich auszulegen. Die Treppenstufen scheinen aus Steinen gefügt, über die Thür fällt ein Teppich mit dem einen Ende auf die obersten. Petrus und Jakobus sind noch Fischer, noch nicht Apostel; — das Nackte in ihren Gestalten ist vortrefflich. Christus steht in Sanftmuth da, um sie zu rufen. Der Nachen, die Fische, die Netze, Alles ist ausgezeichnet durch Naturell. Beim ersten Anblick hatte ich die Holzarbeit für Bronce gehalten.

St. Peter von Quillin steht in einer glücklichen natürlichen Stellung, die Hände um den Stamm eines umgekehrten Kreuzes gefaltet. Aus der einen hängen die goldnen Schlüssel herab; der Hahn sitzt daneben und kräht. St. Peter hat ein bekümmertes Ansehen, er denkt daran, wie er Christum verleugnet hat. Vielleicht hielt er sich deshalb nicht für würdig, Pförtner am Himmelsthor zu sein!

Der reuige Apostel ist ein beliebter Vorwurf der Antwerpner Bildhauer; überall begegnet man ihm. Auch in dem Atelier von van Arendonk sah ich ihn später, die Hand auf die Brust gepreßt, als „griffe er in sein Herz.“ Die Antwerpner können noch Heilige machen, weil sie noch glauben. Van Arendonk hat jedoch eine Melpomene für das große Theater ebenso schön gemacht, wie den St. Peter. Er hat die Eingebung einfacher und zugleich bedeutungsvoller Stellungen. Ich müßte mich täuschen, wenn Arendonk nicht viel Zukunft hätte.

Conscience liebt die Schelde. So oft er Fremde hat, führt er sie aufs Wasser; er glaubt ihnen kein größeres Vergnügen verschaffen zu können. Mit mir machte er es gnädig und brachte mich nur über's Wasser nach Vlaemsch Hoofd, um mir die Polders zu zeigen.

Auf dem Wege nach dem Dampfschiffe vermißte ich ihn plötzlich und fragte: „Wo ist denn Herr Conscience?“ — „Hier, Madame, hier!“ rief er, indem er eilfertig herbeisprang, aber er machte wunderliche Bewegungen, und die Andern lachten herzlich. Ich wußte gar nicht was es gab; endlich erklärte es sich. Conscience kann kaum eine Stunde ohne Cigarren aushalten und hatte sich in aller Eile eine angesteckt, die er jetzt, um sie vor mir zu verbergen, mit komischer Scheu auf dem Rücken hielt.

Die Polders sind Wiesen, auf denen zufällig einige Bäume stehen. Conscience zeigte sie mir von einem Damme aus sehr ernsthaft, und ich betrachtete sie ebenso ernsthaft.

Dann wollten wir ein Schiff vom Stapel laufen sehen. Es ruhte auf einer Art Eisenbahn. Alles war bereit; wir setzten uns inmitten der versammelten Kinder auf Holzblöcke und warteten. Conscience allein war bald da, bald dort; Stillsitzen ist nicht seine Sache, außer wenn er arbeitet. Er sieht sich Alles an, denn — „man kann Alles brauchen!“

Es war eine Kanone aufgefahren, welche zur Feier des glücklichen Gelingens Lärm machen sollte. Conscience kam eiligst an, um mich darauf vorzubereiten. Ich stopfte mir ehrfurchtsvoll die Ohren zu; das Signal ertönte, die Räder rollten in den rauchenden Schienen, und Alles war schon im Begriff zu jauchzen, als leider die arme dreimastige „Hortense“ kläglich sitzen blieb. Die Gesichter wurden lang; man ließ das Jauchzen sein, man fuhr die Kanone unabgefeuert fort, und wir kehrten wie wir gekommen, mit dem Dampfschiffe nach Antwerpen zurück. —

Antwerpen gewährt ungefähr dieselbe Ansicht wie Cöln. In der Mitte ragt Onze lieve Frouwen kark empor; rechts sind die schweren Massen des Arsenals, links tritt das alte Schlachthaus mit seinen vier Thürmchen hervor. Noch ist die Stadt nicht sehr groß, aber nach linkshin soll sie erweitert werden.

Nach Hause zurückgekehrt, plauderten wir noch über eine Stunde. Conscience sprach über die flämische Litteratur im Vergleich und im Gegensatz zur französischen, über die strenge Häuslichkeit der flämischen Frauen, über die eine Liebe im flämischen Leben, über die Reinheit der Sitten bei den Flämingen überhaupt. Von Brüssel wollte er Nichts wissen. — „Brüssel,“ sagte er, „ist eine kosmopolitische Stadt, die uns nichts angeht!“ Dasselbe hatte mir schon Abends vorher Génard gesagt; dasselbe sagte mir in den folgenden Tagen jeder Antwerpener, mit dem ich eine Viertelstunde sprach. Génard zählte boshaft nach, wie oft ich diese Worte zu hören bekäme. Drollig genug war es, daß wir alle unsere Gespräche über

flämische und deutsche Zustände französisch führten! Ich bekannte Conscience freimüthig, ich hätte auf Flämisch „noch keinen Geist," und er gestand mir dasselbe für sich vom Deutschen ein.

Nach Tische fuhren wir allein zum zweiten Male in den zoologischen Garten, gegenüber der Eisenbahn. Er soll nur dem von London nachstehen, ist aber höchst sonderbar architektonisch überladen mit allen möglichen Häusermodellen, mit nordischen, schweizerischen, chinesischen und lappländischen Hütten und Kapellen. Die Bizarrerie ist hier was sie sein soll: ganz Laune, ohne alles System. Kaffee z.B. trinkt man hier in China, dicht neben den Raubthieren der Wüste und der buntesten Menge von kleinen Vögelchen und Papageien. Diese waren noch hinter Glas, denn es war bitterlich kalt, obgleich im Garten, der sich auch der Botanik befleißigt, Alles schon lustig blühte. Die Thiere hab' ich noch nirgends so faul und schläfrig gesehen; auch ist es hier bei Strafe von drei Francs verboten sie zu necken. Elephanten, Giraffen und Zebras wohnen zusammen in einem Hause; die schönen Adler und Geier haben Baumstämme und Felsstücke, die Bären und Stachelschweine Grotten, die Hirsche, Strauße und Antilopen Einfriedigungen, die größeren Vögel Häuser mit umgitterten Räumen, die Wasservögel endlich einen Canal, welchen sie mit dem Alligator theilen.

Die menschliche Gesellschaft die sich im zoologischen Garten einzufinden pflegt, umfaßt alle Stände; — die der Harmonie die höheren Bürgerclassen Antwerpens, die der Philharmonie wird vom Adel gebildet. In den Garten der Harmonie führte uns Herr van Arendonk Sonntag Nachmittags. Dem geräumigen Saal gegenüber, wo Sommerfeste gegeben werden, ist ein allerliebst luftiger Kiosk für die Musik. Das Artistische in den Bauwerken Antwerpens wird von der modernen Eleganz Brüssels nicht ersetzt. Mittwochs ist in der Harmonie Concert, Donnerstags im zoologischen Garten, Dienstags, wenn mir recht ist, in der Pepinière, dicht bei der Harmonie. Auch dieser frischen und kühlen Baumpflanzung giebt Herr Génard gegen den Park von Brüssel den Vorzug. Das Publicum geht Sonntags da spazieren und verfügt sich dann, um bei Musik und Tanz Bier von Louvain zu trinken, in das gegenüberliegende Estaminet vom Robinet, in dessen kleinem Garten ein Herkules höchst herausfordernd seine Keule schwang. Die Concerte werden, weil sie um Sechs anfangen, wo noch gearbeitet wird, wenig besucht, ebenso das große Theater. Das flämische, ganz für das Volk berechnet, macht bessere Geschäfte.

Unser geistvoller Ceremonienmeister, Herr Génard, hatte sich für unser weiteres Programm Herrn Desiré van Spillebeck zu Hülfe gerufen, einen jungen Architekten, Sohn des bedeutendsten Zuckerbäckers in Antwerpen. Man wird nicht wissen, warum ich auf solchen Umstand besondern Nachdruck lege, und in der That bedarf es einer Erklärung. Er ist originell wie das ganze Leben und Weben in dieser artistischen Handelsstadt. Ich habe schon der Banketts erwähnt, welche bei besonders feierlichen Gelegenheiten oder zu Ehren ausgezeichneter Persönlichkeiten gegeben und mit dem möglichsten Aufwand von Phantasie und Kosten veranstaltet werden. Zu diesen Festen liefert van Spillebeck die Zeichnungen zu Aufsätzen, welche aus dem Ofen seines Vaters in Zucker oder Chocolade hervorgehen. Keine vaterstädtische Tafel darf ohne einen solchen Aufsatz sein, und jeder dieser künstlerischen Leckerbissen ist immer phantasie- und sinnreicher als der andere. Auf diese Weise wird hier, wie van Spillebeck sagt, die Kunst auf die Industrie angewandt.

Mit beiden Herren besuchte ich zum ersten Mal das Museum, wo Rubens König ist.

Conscience hat in seinem: „Wie man Maler wird!" das Bewußtsein des Volkes von der Kunst und hauptsächlich von Rubens sehr richtig bezeichnet. Es giebt in Antwerpen kein Kind auf der Gasse, das nicht Rubens kennte, wie in Venedig keinen Gondelier, der nicht vom Tizian und vom Veronese wüßte. In beiden Städten hat die Kunst durch den Zauber der Farbe ihren Weg zum Auge und durch dieses zu dem Herzen des Volkes gefunden. Und was einst in Venedig Tizian war, das ist heute noch Rubens in Antwerpen, die persönlich gewordene Kunst und ihr Schutzpatron. Bei ihm schwören, an ihn glauben, in ihm leben und empfinden sie. Wenn der „Ommegang," der große Umzug zur Kirmeß oder bei sonstigen Feierlichkeiten, seine Pracht in den Straßen entfaltet, so wird Rubens' Sessel, nach einer Zeichnung des Altmeisters Peter Pa l g baut, eines Triumphators würdig, auf einem Wagen umhergefahren. Sein Grab ist mit einer Ehrfurcht geöffnet, als wär' es das eines Heiligen. Es enthielt buchstäblich nichts als Staub, welcher ungefähr die Form eines Menschen hatte; die Asche des Meisters ist vergänglich, aber nicht sein Geist, sein Ruhm und der Stolz des Antwerpener Volkes, das ihn schwärmerisch liebt.

Mir für mein bescheiden Theil wird die absolute Anbetung Peter Pauls etwas schwer. Er kommt mir vor wie ein Ungewitter von Farben, das über die Seele hereinbricht. Selbst der rücksichtsloseste unter den Venetianern, der alte Tintoretto, der es an Farbe wahrhaftig nicht fehlen läßt, erschien mir gegen Rubens sanft und gedämpft. Genug, ich fühle mich dem Rubens'schen Farbenluxus gegenüber mehr aufgeregt und geängstigt, — und als ich nun auch noch mit den schneidenden Schmerzen in den Christusköpfen von Quintin Messys sympathisiren und die schauerlich erhabene, aber gezwungene Melancholie bewundern sollte, welche van Dyk seinen Kreuzesbildern giebt, da wurde ich aufrührerisch, eigensinnig, widersetzlich, und erklärte, der Maler, welcher die Schönheit reiner darstelle, sei Martin de Voss.

„Madame zieht Martin de Voss Rubens vor!" sagte Génard zu De Keyser, mit dem er mich bekannt machte. De Keyser erschrak sichtlich. Was für eine Ketzerin wurde ihm da gebracht! Was sollte die bei ihm? Was sollte er mit ihr?

Indessen De Keyser war doch zu liebenswürdig, um seinen Schreck allzu sehr merken zu lassen. Ganz so freundlich, als hätte ich mich als orthodoxe Anbeterin von Rubens gezeigt, führte er uns in sein Atelier und zeigte uns das Wenige, was er hatte: das Bild einer schönen Frau in schwarzem Atlas mit rothen Rosen im schwarzen Haar, und, kaum halb vollendet, Milton und seine Töchter, eine Gruppe, um welche der Duft der Idealität wie der ruhige Glanz des Abendgoldes schimmert.

Ich preise immer die Künstler glücklich, welche unmittelbar von der Natur zur Kunst kommen. De Keyser ist Einer von ihnen. Sohn einfacher Landleute, zu dem Leben der Eltern bestimmt, noch glücklich in seinen ersten unverstandenen Träumen, noch ohne andern Ehrgeiz als den, in seinem Kreise bewundert und gepriesen zu werden, wurde er von Jacops entdeckt und nach Antwerpen gebracht. Keine schmerzliche Sehnsucht war vorausgegangen; frisch

und froh kam er zur Kunst, sie hatte für ihn weder Täuschungen nach Schmerzen. Mit zwanzig Jahren malte er ein Meisterwerk. Die Nähe der Glücklichen thut wohl; noch jung, wenigstens im Alter der vollen Kraft, macht De Keyser einen höchst erquicklichen Eindruck. Aus dem Knaben vom Lande ist ein Mann von Welt geworden, aber der Mann von Welt hat noch immer die Unbefangenheit und die Einfachheit des Knaben vom Lande.

De Leys, dessen Atelier wir nach dem De Keysers besuchten, ist in seiner Persönlichkeit wie in seiner Kunst völlig anders. Das gefällt mir ebenso bei den Antwerpener Künstlern, daß Jeder ein Individuum bleibt, daß es unter ihnen keine Manier, weder in der Arbeit noch im persönlichen Wesen giebt. War das Atelier von De Keyser frühlingskühl und höchst einfach, so war das von De Leys comfortable eingerichtet und fast allzu südlich durchwärmt. De Leys selbst empfing uns ruhig und behaglich. Er zeigte uns ein neues prächtiges Bild: Kirchgang am Sonntagmorgen, voll schöner Wirklichkeit und Vollendung. In den wenigen Gestalten, welche gelassen an dem weißen Hause vorüber die einsame Straße dahinschreiten, liegt das ganze bürgerliche Stillleben der Reichs- und Perrückenzeit. Ich sah mich jedoch umsonst nach anderen Bildern um; man kann sehr zufrieden sein, wenn man überhaupt etwas bei De Leys trifft; seine Bilder sind verkauft, noch ehe sie gemalt werden.

In dem kleinen Hause, welches Eduard Dujardin sich gebaut hat, fanden wir leider nicht ihn, wohl aber seine schöne Frau. Ein Kind auf dem Arme, eines an der Schürze: so geleitete sie uns hinauf in das Atelier ihres Mannes, wo Génard mir die vortrefflichen Zeichnungen zu dem „Löwen von Flandern" zeigte.

Wir besuchten noch De Laet, den litterarischen Kämpfer für die Sache der Flämingen. Ich bewunderte die Resignation, mit welcher er sich vom Kampfplatz zurückgezogen, sowie das lebendige Interesse, das er noch immer Denen schenkt, die da weiter kämpfen. Es ist das eine Uneigennützigkeit, wie man sie selten finden dürfte; bei einem Schriftsteller, der gewissermaßen zur Eifersucht berechtigt ist, erschien sie mir geradezu wunderbar. De Laet drückte ein gedämpftes Bedauern darüber aus daß die Bestrebungen der Flämingen in Deutschland eigentlich so wenig Anerkennung fänden. „Deutschland sendet uns fast nie Jemand zu," sagte er; „es weiß gar nicht, was es an uns für Vorkämpfer hat!" Ich antwortete ihm, daß auch ich allerdings nicht von Deutschland abgeschickt worden, sondern rein aus eigenem Antriebe gekommen wäre, daß ich jedoch mein Möglichstes thun wolle, um die neueste flämische Litteratur in Deutschland bekannter zu machen.

„Und nun noch einen Besuch," sagte Génard, „bei Herrn Snieders, dem Redacteur des Handelsblattes. Es ist ein sehr tüchtiger Kopf, der sehr gute Romane schreibt." — Wir fanden in dem kleinen Salon des Herr Snieders — keine Cigarren, wohl aber Zeitungen, junge Künstler und einen sehr freundlichen Wirth.

„Und jetzt noch zum Professor Bleeschhouwer!" sagte Génard. „Er hat den Faust und den Hamlet meisterhaft übersetzt; seine humoristischen Reiseskizzen sind ausgezeichnet."

Professor Bleeschhouwer war nicht zu Hause; spät Abends jedoch fand ich in meinem Zimmer seinen flämischen „Faust" und seine „Stücke und Brocken" die er mir zurückgelassen hatte. Ich eilte, mit ihm als Schriftsteller bekannt zu werden, und kann Herrn Génards Urtheil über beide Bücher nur bestätigen.

Am folgenden Tage sollten wir, geleitet von Herrn van Arendonk, die Kirchen besuchen und mit der Kathedrale und den Meisterwerken von Rubens enden. — „Wenn Sie die Kreuzabnahme gesehen haben, und verstehen auch dann Rubens noch nicht," hatte Génard gesagt, „dann" —

„Nun, was werden Sie dann sagen?" frug ich.

„Nichts," antwortete er, und nie ist diese eine Sylbe wohl ausdrucksvoller betont worden. Es sollte heißen: „Dann geb' ich Sie auf!" —

Van Arendonk kam mit seiner stillen Freundlichkeit. Ich hoffte nicht umsonst, diesen Morgen mich nicht außer Athem setzen zu müssen, wie Tages zuvor mit dem genial unruhigen, rastlos geistreichen Génard.

Wir wählten zuerst St. Paul, die Kirche der Dominicaner. Eine reizende, heitere, fast ein wenig coquette Kirche, ganz voll von lieblichen Engelbübchen, welche beten, musiciren oder auch nichts thun. Neben den Beichtstühlen stehen große Engel, schön, ernst, traurig, und neben ihnen Heilige. Die Dominicaner selbst haben ihre Kirche so reich geschmückt, und man sieht es recht, mit welcher Liebe. Sie erscheint um so lichter und anmuthiger, weil neben ihr der Calvarienberg liegt, diese düstere Phantasie von Antwerpen. Es läßt sich nicht beschreiben, wie unheimlich die weißen Statuen der Propheten, Märtyrer und Heiligen in der grauen Wildniß von Tuffstein dastehen, welche mitten zwischen bewohnten Häusern und mitten am hellen Tage mir ein Grauen einflößte, wie ich es lange nicht empfunden hatte.

In St. Charles stehen neben den Beichtstühlen auch Engel, aber sie sind buchstäblich hölzern. Auch die Kirche gefiel mir weit weniger als St. Paul. Sonderbar, daß alle Kirchen, welche den Jesuiten gehörten, überall gleich schwerfällig und überladen gebaut sind. Es ist als hätte dieser Orden, dessen Aufgabe unaufhörliche Ausbildung des Verstandes ist, keine Fähigkeit für das Begreifen der Kunst erübrigt.

St. Jaques ist das Mekka der Antwerpener Künstler: Rubens ist dort begraben. Mir erschien das herrliche Hautrelief der Kreuzaufrichtung von van Voort am merkwürdigsten.

Zu Professor Jacops stiegen wir drei Treppen in die Höhe, wurden aber dafür belohnt; wir sahen ein ausgezeichnetes Bild von Konstantinopel und in wundersam hingeworfenen Farbenskizzen die „Campine," das poetische Reich von Conscience.

Außer Stande, zu Herrn Verzwyfelt abermals drei Treppen hinaufzusteigen, wurden wir von diesem jungen Kupferstecher, der Mitleiden mit mir hatte, liebenswürdig überrascht; er brachte mir drei seiner schönsten Arbeiten herunter: „der gute und der böse Engel" nach Wappers, „die heilige Elisabeth" nach De Keyser und „die Herzogin von Brabant" nach demselben Meister. Nach der „Flämischen Schule," der Antwerpener Illustrirten, deren Redacteur Génard ist, soll Verzwyfelt noch nichts so Vorzügliches geleistet haben wie das Bild der jungen fürstlichen Schönheit. Als Frau bewunderte ich besonders die weiße Florschärpe, welche über das weiße Atlaskleid geworfen ist. Der Glanz des Atlas schimmert unübertrefflich durch den Duft dieses Flors. Herr Verzwyfelt, eine höchst liebe, kindliche Künstlernatur, sagte mir mit vieler

Naivität: das wäre ihm auch am schönsten gelungen und zugleich am schwersten zu machen gewesen.

Endlich zur Kathedrale und ich sah die Kreuzaufrichtung und die Kreuzabnahme von Rubens; dann fuhren wir nach Borgerhout zu Conscience.

Er wußte um unsern Besuch und erwartete uns. Unerwartete Besuche hat er nicht gern. Er schreibt täglich bis drei Uhr, kann nicht anders schreiben als ganz bequem im Schlafrock, und Besuche will er doch wieder nicht im Schlafrock empfangen! So muß er sich denn in aller Eile schön machen, wenn man ihn vor drei Uhr zu sehen kommt, und dann ist es mit der Arbeit vorbei, und der ganze Tag ihm verloren. Und warum? Um fremde und ihm völlig gleichgültige Personen zu sehen, welche ihm eine Verbeugung machen und: „Monsieur Conscience!“ zu ihm sagen. Dann macht Conscience wieder eine Verbeugung und sagt: Monsieur oder Madame, je nachdem. Und dann erzählt man, er sei steif und unzugänglich, — und der Mann hat einen ganzen Tag verloren!

Als wir zu ihm kamen, hatte er sein Theil schon abgearbeitet, und war bereit, uns zu empfangen. Vortrefflicher Kaffee wurde für uns bereitet, sehr guter Kuchen aufgetragen. Die Kinder, gesunde, muntere Geschöpfchen, waren mit uns, die Hausfrau sahen wir nicht; sie blieb fort, weil sie — nur Flämisch spricht. Ich begnügte mich jedoch nicht mit der Gastfreundschaft im Wohnzimmer, ich wollte auch hinauf ins Schreibstübchen. — Die Fenster sehen ins Grüne, die Wände sind mit Büchern tapeziert, darunter Conscience's Werke so ziemlich in allen Sprachen. Er zeigte mir einen Roman von Dumas (Innocent) ganz gelassen als eine Uebersetzung seines „Loteling.“ — „Dumas hat mir das ganze Buch gestohlen,“ sagte er, „aber ich bin ihm erkenntlich dafür, denn seitdem bin ich in Frankreich bekannt geworden!“ Conscience schenkte mir sieben oder acht seiner Werke. Ich bat ihn, sich in eines einzuschreiben. Erst wollte er nicht, dann schrieb er in jedes einige Worte, selbst in die deutsche Uebersetzung von Knagelyntje, einem meiner Lieblingsbücher von ihm. Ich redete ihm zu, recht viel solche reizende Mährchen zu schreiben. „Ja, wenn man so etwas Gutes nur immer wieder fände!“ antwortete Conscience. „Glauben Sie mir, solch ein kleines Mährchen ist schwerer zu machen als mancher große Roman!“ — „Nun will ich Ihnen das Kostbarste zeigen, was ich besitze,“ fuhr er fort und führte mich zu einem Rahmen, in welchem sich unter Glas ein französischer Brief von Alexander v. Humboldt befand.

Herr van Arendonk erzählte mir auf der Rückfahrt, wie vielen Neid dieser Brief erregt habe. Ueberhaupt hat Conscience das Glück, Feinde zu haben und Neid zu erregen.

Den Abend verbrachten wir mit Génard, van Spillebeck und van Rotterdam, Redacteur des Journal d'Anvers, einem der tüchtigsten jungen Romanciers der neuen Schule. — „Nun, Herr Génard, ich habe die Kreuzabnahme gesehen, sagte ich, aber — sie ist nicht schön.“

„Sie ist nicht —?“ Génard sah mich zweifelnd an, dann machte er mir eine Verbeugung und sagte: „Nun wohl, sprechen wir nicht mehr davon!“

Ich lachte, und wir verständigten uns bald vollkommen über Rubens. Ich gehörte in seinen Augen nicht länger zu den Ketzern. Wir plauderten und tranken Ale; denn einem Fläming Thee zumuthen, heißt ihn geradewegs quälen. Wir stießen in Ale wohlgemuth an auf flämische und deutsche Litteratur, auf Antwerpen und auf Wiedersehen. J. v. Düringsfeld.

Anna Oswiencim, ein polnisches Drama.

Der polnische Uebersetzer von Gutzkows Uriel Acosta, Nicolaus Boloz Antoniewicz, hat ein selbständiges dramatisches Gedicht: Anna Oswiencim, herausgegeben, das in Leipzig (Librairie étrangère) erschienen ist.

So reich auch die polnische Litteratur an lyrischen und epischen Dichtungen ist und in diesen Zweigen der Dichtung Männer aufzuweisen hat, welche den vorzüglichsten des Auslandes an die Seite gesetzt werden können, — wir erinnern nur an die der neuern Zeit, an Mizkiewicz, Zalewski, Slowazki, Goszczynski, Malczewski, Krasinski, Pol, Syrokomla u. v. A. — so arm ist sie andrerseits an dramatischen Originalwerken. Seitdem der Mönch Bohomolec seine Lustspiele geschrieben, — welche, die Sitten der damaligen Zeit geißelnd, das Eigenthümliche besitzen, daß sie keine Frauenrolle haben und doch witzig und unterhaltend sind, — gab es im Ganzen genommen wenige polnische Dichter, welche sich dem Drama mit einigermaßen günstigem Erfolge gewidmet hätten. Es mag dies wohl dem äußerst bewegten, stürmisch politischen Leben zuzuschreiben sein, welches Polen in den letzten Jahrhunderten geführt, — ein Leben, das sich weder den Wissenschaften und Künsten, noch seiner bürgerlichen Existenz zuträglich erwiesen hat. Es hatten zwar die Dichter Felinski und Wenzyk einen Anlauf genommen, um ein nationales Drama zu schaffen. Der Erstere hatte den historischen Stoff, den ihm das so tief in die Geschicke Polens eingreifende Schicksal der Barbara Radziwil, Gemahlin des Königs Sigismund August, darbot; der Letztere das Leben des Verräthers Glinski zu einem Trauerspiele verarbeitet; — aber beide, kalt, ohne poetischen Schwung und nur rein rhetorisch, brachten es nur zu einer, ohnedies noch wenig gelungenen Nachahmung der sogenannten französischen Classiker Corneille und Racine. Was später, mit Ausnahme des Lustspiels, an dramatischen Arbeiten erschien, erwies sich entweder als von geringer Bedeutung, als sklavische Nachahmung, oder wohl gar Uebertreibung ausländischer Werke. Nur im Lustspiel fielen die Versuche glücklicher aus, wo es gelungen war, etwas Originelles, wahrhaft Nationales zu schaffen. Die Krakowiaken und Goralen von Boguslawski, sowie die Lustspiele vom Grafen Alexander Fredro werden — mit Ausnahme einiger — stets als vortreffliche Leistungen gelten können.

Im höheren Drama hatten sich Korzeniowski und Anton Malecki bemüht, auf Grundlage des gegenwärtigen sowohl wie des vergangenen Lebens, etwas Nationales zu schaffen; allein der Erstere, der sich auch in Lustspielen versuchte, hat es nie weiter als zur reinen, hier und da gelungenen Episodenmalerei gebracht; der Letztere vergriff sich in der Zeichnung der Charaktere, sowohl in nationaler wie in historischer Richtung. Seine Gestalten sind alles

Andere, nur keine Polen, wenn sie auch stets ihre Nationalität im Munde führen, noch weniger Polen aus jenem Jahrhundert, in welchem die Handlung spielt.

Glücklicher sind jedoch die Versuche zweier anderen Dichter ausgefallen, deren Einen wir hier unseren Lesern vorführen wollen, während der Andere, Magnuszewski, frühzeitig gestorben ist und seine Werke nur in Bruchstücken und im Manuscript für Freunde hinterließ. Was uns davon bekannt ist, beweist hinlänglich, daß sein Verlust ein schwerer und empfindlicher ist. Magnuszewski behandelte Stoffe, welche in ihrem geschichtlichen Gewicht von entschiedenem Einflusse auf die Geschicke der Nation gewesen sind, während Nicolaus Boloz Antoniewicz sich einen Stoff gewählt, der sich mehr zu einer lyrisch-poetischen Behandlung eignet. Bei Jenem herrscht Reflexion im poetischen Gewand, hier reine Inspiration, Poesie, die nur hier und da den Schein der Reflexion annimmt. — Eine nähere Auseinandersetzung des Drama's: Anna Oswiencim wird den Beweis für unsere Ansicht liefern.

Der Autor hat seinem Drama eine historische Sage zu Grunde gelegt, welche sich im Munde des Volkes in der Umgegend von Krosno in Galizien noch bis auf die heutigen Tage erhalten. Nördlich von Krosno erheben sich die Ausläufe der Karpathen zu einem hohen Gebirgszuge, welcher das schöne Krosnoer Thal begrenzt. Auf der Höhe des ersten Bergrückens, der steil, zerklüftet, waldbedeckt gegen die Ebene herabfällt, sieht man noch jetzt verwitterte Ruinen eines alten weiten Schlosses Odrzykon, das im Besitz der Familie Oswiencim sich befunden. Ueber diese Familie berichtet nun die Sage Folgendes: es habe sich der letzte Sproß derselben (Stanislaus) in die eigene Schwester (Anna), die ein Ideal der Schönheit und Tugend gewesen, verliebt, und bei ihr Gegenliebe gefunden. Tapfer und ruhmbedeckt, gelang es ihm durch Fürbitte der angesehensten Personen des Reiches, vom Papste die Dispensation und Erlaubniß zur Verehelichung mit dieser Schwester zu erlangen. Als er nun mit dem Dispens von Rom zurückkam, brach seiner Schwester vor Freude das Herz. Stanislaus schloß sich von der Welt ab, wurde Einsiedler in der Nähe seines Familiensitzes, behielt die Leiche der Geliebten bei sich und ließ in deren Sarge an dem Kopfende ein Fensterchen machen, um stets auf ihr Antlitz blicken zu können. Als er starb, wurden Beider Ueberreste in der Kirchengruft in Krosno beigelegt, wo man die Särge noch jetzt sehen kann. Dies ist die einfache Sage.

Es ist kein geringes Verdienst des Autors, daß er das Poetische dieser Sage in seiner ganzen Einfachheit, frei von allem Wust der episodischen Ausschmückungen und jeder Tendenzhascherei wiederzugeben wußte. In der ganzen Anlage des Drama ist nichts erfunden, als was zur Schürzung des Knotens und zur Herbeiführung der Katastrophe unumgänglich nothwendig ist. Da die beiden Hauptpersonen Stanislaus und Anna das lyrische Element der Sage bilden, so wurde Beiden dieser Charakter bewahrt, welcher auch im ganzen Werke vorherrschend ist, wodurch das eigentlich Dramatische allerdings mehr zurücktritt. Vorzüglich lyrisch sind die ersten drei Acte, in welchen das Erwachen der Liebe, das Bewußtwerden derselben und ihrer Sündhaftigkeit bei Anna, und der Kampf des Stanislaus dargestellt wird. — Um die Lösung mit der Sage und dem kirchlichen Dogma mehr in Einklang zu bringen, hat der Autor die beiden Hauptpersonen, welche nach den neuesten Forschungen Kinder Eines Vaters, aber zweier Mütter sind, Geschwisterkinder, d. h. Kinder zweier entfernt verwandten Vettern, sein lassen, welche durch Umstände veranlaßt, als leibliche Geschwister erzogen werden. Einer dieser Vettern war der Schloßherr von Odrzykon, und eben zu einer Zeit, als ihm ein Knabe geboren wurde, verweilte bei ihm der andere Vetter sammt seiner Gattin, und diese genas dort zur selben Zeit, an demselben Tage fast, eines Sohnes. Auf den Wunsch des Schloßherrn, dem dieser glückliche Zufall als eine Art höherer Fügung vorkam, wurden die beiden Knaben auf denselben Namen (Stanislaus) getauft. Einige Tage darauf mußte der Schloßherr, irgend einer dringenden Aufforderung entsprechend, auf eine längere Zeit sich entfernen und übergab das Schloß der Obhut seines Vetters. Da stirbt nun der eigentliche Erbe des Schlosses plötzlich in der Nacht; die erschrockene Amme stürzt voll Angst und Verzweiflung — ohne früher irgend Jemand davon in Kenntniß gesetzt zu haben — zum Schloßcaplan, welcher sie, den Unglücksfall dem Vetter des Schloßherrn zu melden, fortschickt. Der Vetter beschließt nun, den gestorbenen Knaben als den seinigen anzugeben und den eigenen unterzuschieben. Der Caplan, dem Hause Oswiencim sehr zugethan, läßt sich zur Ausführung dieses Beschlusses verleiten, leistet dem Vetter auf das Geheimniß einen feierlichen Schwur und wird, von Gewissensbissen gepeinigt, Eremit, um durch gute Werke und Frömmigkeit den Himmel zu versöhnen. Der Schloßherr vermählt sich nach dem Tode seiner Gemahlin, der vermeintlichen Mutter des untergeschobenen Stanislaus, zum zweiten Mal, bekommt aus dieser zweiten Ehe eine Tochter, Anna, und stirbt. Der Knabe Stanislaus wird nun vom Fürsten Jazlowiecki zur Erziehung in sein entferntes Schloß übernommen, und als er nach vielen Jahren zurückkehrt und seine Schwester Anna beim Eremiten erblickt, wird er, ohne zu wissen, wer sie ist, von Liebe für sie ergriffen. Auch Anna's Herz wird bei seinem Anblick mit einem noch nie gekannten Gefühle erfüllt. Der Eremit, in dessen Gegenwart sich die Geschwister zum ersten Mal begegnen, merkt sogleich ihren gegenseitigen Eindruck und betrachtet dies als einen Fingerzeig Gottes. Er stellt in Rom das Gesuch, das Geheimniß enthüllen zu dürfen. Während dessen wächst die Liebe Anna's und Stanislaus'. Beide kämpfen mit ihren Gefühlen gegen Sitte und Religion; Stanislaus geht, um im Kampfe gegen die Feinde des Landes den Tod zu suchen; als er ihn nicht gefunden und ruhmbedeckt heimkehrt, schickt ihn Anna nach Rom, um den Dispens zu holen. Endlich wird der Eremit seines Eides entbunden und beichtet dem Papste das Geheimniß der Geburt des Stanislaus, worauf die Erlaubniß zur Heirath erfolgt.

Die beiden Hauptpersonen sind mit aller Farbengluth der innigsten Empfindung gemalt. Die gereimten Trochäen in Calderons Styl athmen das Colorit der Dichtung, welche deutsche Leser an Grillparzers Ahnfrau erinnern dürfte. Indem der Autor das Werk ein dramatisches Gedicht benannte, zeigte er an, daß es ihm hier eigentlich um das innere Herzens- und Gefühlsleben, die Macht und Entwickelung der Leidenschaft zu thun war. Und wirklich, wie herrlich ist der sittliche Kampf des Stanislaus mit seiner Leidenschaft, die bei der reinsten Natur derselben ihn mit aller Gewalt umfassen mußte; und bei einem Mädchen wie Anna das Bewußtsein der sündhaften Liebe für ihren Bruder: wie schön, zart

und fein in allen Zügen, wie sittlich, wie jungfräulich sind diese beiden Figuren gezeichnet! Bei aller Gewalt der Leidenschaft, die in Beiden bei jedem Anlasse durchbricht und die in der verderblichen Freude Anna's, als ihr Stanislaus den Dispens bringt, ihren Culminationspunkt erreicht, sieht man dieselbe doch im Verkehr Beider nirgends die Grenzen der Sitte und eines tieferen, moralischen Gefühls überschreiten.

Im Versmaße emancipirt sich der Autor von den Fesseln des Einheitlichen, indem er dasselbe überall den Gefühlen, der Stimmung und Handlung anpaßt. Der Eremit spricht z. B. in wohlklingenden, ungereimten, polnisch sogenannten weißen Versen, die sich aber statt des Reimes assoniren. Diesen Assonanzen, die in der spanischen Schreibart so häufig gebraucht werden, begegnet man hier polnisch zum ersten Male. Was aber dem Ganzen vom nationellen Standpunkt aus einen besonderen Reiz verleiht, ist, daß die Personen nicht schablonenartig nach gewissen Vorbildern gezeichnet, sondern lebend dem Boden entnommen sind, auf dem sie sich bewegen. Wenn auch keine Typen, sind es doch lebende Bilder, wie man sie alle Tage in Polen findet. Die Scene, wo der Bösewicht im Stück den Aberglauben des Volkes benutzt, um dasselbe gegen Anna aufzureizen, ist ein wahres Meisterstück, ein treffliches Bild der damaligen Zustände des Landes und der geistigen Entwickelung des Volkes. Auch die Scene, wo das Volk seinen Grundherrn, den jungen, um das Land verdienten Stanislaus bei der Heimkehr begrüßt, ist ein wahres Bild der schönen, patriarchalischen Sitten und des Verhältnisses zwischen dem Herrn und dem Volke in jener Zeit, welche erst später durch schlechtes Beispiel, durch eine systematische Demoralisation und durch Uebermuth der Verderbniß verfielen. Anna und Stanislaus sind wahre Typen des nationalen Geistes. Diese Ehrfurcht vor der Erfahrung und dem Alter, diese glühende Vaterlandsliebe, diese Gottesfurcht und das tiefe, aus dem Herzen strömende religiöse Gefühl, welches Stanislaus bewegt, zum Kampfe zu eilen und dort den Tod zu suchen, ehe er sich von der Leidenschaft fortreißen läßt, und Anna die Idee, in Rom Hülfe zu suchen, eingiebt, sind Eigenthümlichkeiten und Tugenden des alten Polens, wie sie uns in allen Ueberlieferungen nachklingen. — Ein Beispiel davon ist König Sobieski, der vor seinem Angriff auf die Türken bei Wien die Messe hört, beichtet und communicirt.

Anna Oświencim ist unstreitig eines der besten, poesiereichsten Erzeugnisse der polnischen dramatischen Litteratur. Möchte der Dichter, der bei seinem ersten Versuche auf diesem Wege so Treffliches geleistet, dessen litterarische Verdienste und hoch hervorragendes Talent der verstorbene Lenau, der ihn zu seinen intimsten Freunden zählte, bereits bei verschiedenen Anlässen anerkannt (s. Schurz, Biographie Lenau's), die nationale Litteratur in Bälde mit einem neuen Drama beschenken. Nach Dem zu urtheilen, was er bereits geleistet und welche Stellung er sich durch seine in den polnischen Zeitschriften leider nur karg verstreuten Gedichte, und durch die so schöne in gereimten Versen für die polnische Bühne geleistete Bearbeitung des Uriel Acosta in der vaterländischen Litteratur errungen hat, sehen wir uns zu der Hoffnung auf etwas Vortreffliches berechtigt und glauben in unseren Erwartungen nicht getäuscht zu werden.

W . . . . .

Die griechische Kirche und ihre Reform.

Die morgenländisch-orthodoxe, griechische Kirche war in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christenthums nicht nur von dem Feuer inniger Glaubenstreue und Glaubenswärme durchdrungen, und von dem Geiste einer frischen und lebendigen Religiösität durchweht: sie hatte damals auch ausgezeichnete Kanzelredner und gelehrte Männer, wie Johann Chrysostomus, Clemens Alexandrinus, Origenes, Eusebius, Basilius u. A. Allein im Laufe der Zeit und in Folge der vielfach störenden und hemmenden politischen Einflüsse, welche im byzantinischen Reiche früher und später stattgefunden haben, und welche nicht blos, wie Manche in ihrer Befangenheit und in ihren Vorurtheilen meinen, in der politischen Schlechtigkeit der griechisch-glaubenden Christen ihren Grund haben, welche aber ebenso auf das Leben des Volks, wie auf die Zustände der Kirche in allen Beziehungen nachtheilig einwirkten, hat sich dies Alles geändert; namentlich mag jene Innigkeit und Wärme des Glaubens, jener Geist frischer und lebendiger Religiösität gegenwärtig nur noch selten im Schooße der griechischen Kirche sich finden. Das Wesen dieser Kirche besteht heutzutage in einem unbedingten Festhalten an dem Ueberlieferten; schon der Gedanke an einen Zweifel in Bezug auf die Dogmen, sowie in Ansehung der Kirchenverfassung und der Liturgie wird als verderblich und sündlich betrachtet. — Die Kirche ist zu einem bloßen Formenwesen geworden, und erinnert in der That in vielen Punkten an die Zustände der abendländischen Kirche vor der Reformation im 16. Jahrhundert; sie bedarf dringend einer Reformation. Daß sie schon früher ein solches Bedürfniß empfunden, dürfte sich wohl aus den Bemühungen einzelner hochgestellter Männer der griechischen Hierarchie ergeben, die, nachdem die abendländische Kirchenreformation eine vollendete Thatsache geworden war, Verbindungen mit dem Protestantismus anzustreben versuchten. In der griechischen Kirche herrschen tiefliegende Antipathien gegen die römische Kirche, die ebenso dogmatisch als geschichtlich-politisch begründet und gerechtfertigt sind. Andererseits giebt es zwischen der griechischen und protestantischen Kirche Sympathien. Nach innerer und äußerer Beschaffenheit und in Betracht einer gewissen apostolischen Einfachheit der Dogmen und der Verfassung, fühlt sich die griechische zur protestantischen Kirche, mit welcher sie die Oberherrschaft des Papstes gleichmäßig verwirft, grundsätzlich hingezogen. Zu weiterer Annäherung thut noth, daß die griechische Kirche die dogmatische Starrheit und den Mangel an wahrhaft christlichem Leben in ihr selbst erkenne und empfinde, und auch in dieser Hinsicht können und müssen die Anfänge nur von dem Königreiche Griechenland ausgehen, welches, wie klein auch dasselbe seinem geographischen Umfange nach und wie kümmerlich auch sein politisches Leben ist, doch als ein Kern, als ein Embryo angesehen werden muß, aus welchem auch ein neues verjüngtes Leben kräftig sich entwickeln und durcharbeiten kann. Eine solche Erkenntniß, ein solches Bewußtsein kann dort nicht ausbleiben, wenn zunächst dem

Mangel an Bildung und der Unwissenheit der Geistlichen jener Kirche entgegengearbeitet wird. Dieser Mangel, diese Unwissenheit ist in hohem Grade vorhanden. Die griechischen Priester, Weltpriester und Klostergeistliche, sind im Ganzen mehr Bauern, im Nothfalle mehr Soldaten als Theologen; sie entbehren in der Regel aller wissenschaftlichen Bildung, aller theologischen Kenntnisse. Namentlich mit den Dorfgeistlichen sieht es dort traurig genug aus; denn es genügt für diese, wenn sie nur nothdürftig lesen können. Sie treiben die bäuerlichen Geschäfte wie der geringste Bauer; als Priester haben sie nur die Sacramente zu verwalten, die Evangelien abzulesen und die Litaneien zu singen. Von einem Religionsunterricht für die Jugend, von Predigten ist nicht im geringsten die Rede. Wie bei den Weltgeistlichen, so ist es auch bei den Klostergeistlichen; es bedarf keinerlei Kenntnisse, um in ein Kloster einzutreten. Man meldet sich zu diesem Zwecke beim Igumenos (Abt des Klosters); wird man von diesem angenommen, so zieht man das Klosterkleid an, läßt sich Haar und Bart wachsen und der Mönch ist fertig. Man kann hiernach abnehmen, wie die Masse der Priester (auf dem Lande besonders) und der Mönche im Allgemeinen beschaffen ist.

Das Mangelhafte dieses Zustandes wird bereits mehrseitig anerkannt, und es fehlt nicht an Bemühungen Einzelner, sowie an Anstrengung von Seiten der griechischen Regierung, diesem Zustande abzuhelfen. In letzterer Hinsicht gehört hierher die theologische Facultät an der Universität in Athen, und in der erstern das theologische Seminar daselbst, welches bereits vor mehreren Jahren durch die Freigebigkeit des Griechen Risaris gegründet worden ist, der dazu Eine Million Drachmen hergab. Ganz neuerlich hat die Regierung einen Gesetzentwurf an die Kammern gebracht, zehn geistliche Schulen im Lande zur Heranbildung einer Dorfgeistlichkeit zu errichten. Die Regierung hat dazu ein Capital von 100,000 Drachmen aus Vermächtnissen von patriotischen Griechen bestimmt, welche in der Nationalbank verzinslich untergebracht sind und von dessen Zinsen die geistlichen Schulen einstweilen unterhalten werden sollen. Wie sich auch sonst in den Völkern des Orients ein neues Leben jetzt regt, so kann namentlich die griechische Kirche davon nicht unberührt bleiben, wenn schon selbst die nothwendigsten Besserungen sich nur langsam werden Bahn brechen können. Die **protestantische** Kirche sollte die erstarrte griechische Kirche zu neuem Leben wecken helfen. Durch Berührung mit der protestantischen Kirche, was insofern leicht geschehen kann, als nicht nur in den Donaufürstenthümern, sondern auch in Konstantinopel, Smyrna und in Syrien, namentlich auch in Athen evangelische Gemeinden existiren, sowie durch Berührung mit der protestantischen Wissenschaft, die bei der jetzigen vielfachen Verbindung mit Deutschland sehr nahe liegt, kann auch in der griechischen Kirche ein freierer evangelischer Geist angeregt werden, und die Entwickelung desselben von innen heraus ist nicht unmöglich. Aber alle Besserungsversuche müssen auch hier an die bestehenden Verhältnisse klug und verständig angeknüpft werden. Der Grieche ist gewohnt, in seinem Priester (Papas) Seinesgleichen zu sehen, einen Mann, der mit ihm die Freuden und Leiden des Lebens theilt. Er zog früher, mit dem Kreuz voran, in den Krieg, wie dies noch am 6. April 1821, dem Geburtstage der Unabhängigkeit Griechenlands, der Erzbischof Germanos von Patras that; er begleitete wohl früher sogar die Mainoten und andere freie Bergbewohner Griechenlands auf ihren Raubzügen, segnete sie wenigstens beim Auszuge. In diesem gänzlichen Aufgehen im Volke war und ist der Einfluß der Geistlichkeit begründet, der noch immer ein sehr bedeutender ist, und ebendeshalb ließe sich bei einer verständigen Hebung und Bildung der Geistlichen viel erreichen. Der Grieche ist in hohem Grade religiös und kirchlich-gewissenhaft, auch wenn seine Religiosität sich fast nur auf Formen und auf Aeußerliches beschränkt. Aber eben darum darf die Bildung der Geistlichen nicht blos auf trockene theologische Gelehrsamkeit, nicht blos auf äußere formelle Bildung gerichtet sein; denn wie es ohne wahre und innige Glaubenswärme, ohne inneres warmes Glaubensleben keine wahre christliche Bildung, keine wahre Religiosität giebt, so giebt es auch ohne das Eine und Andere keine wirkliche und tiefgehende Reformation der griechischen Kirche. -d.

Dr. Livingstons Entdeckungen im südlichen Africa.

Vor 30 Jahren noch zeigte die Karte von Africa, außer an den Küsten, kaum Namen auf. Den Lauf des Nils bis Nubien, den nördlichen Rand des Welttheils, die südliche Spitze des Cap der guten Hoffnung und den untern Lauf einiger der größeren Flüsse; die Wüste Sahara in ihrer bequemen unbegrenzten Ausdehnung, und endlich in dämmernder halb mährchenhafter Ferne das Mondgebirge — das war Alles was uns die Kartenzeichner darzustellen wußten. Im Uebrigen sah man nur weiße Flecke und freier Spielraum war der Phantasie gegeben, die sich kaum über Vorstellungen von endlosen Sandwüsten hinausverstieg. Jetzt ist das freilich anders geworden. Nachdem der Entdeckungseifer der Reisenden sich eine Zeitlang anderen Gegenden zugelenkt hatte, sind in den letzten 10 Jahren die Durchforschungen Africa's mit erneuter Lebhaftigkeit aufgenommen worden. Der früheren nicht zu gedenken, haben die englischen Expeditionen den Tschadda und den Quorra hinauf, die Reisen Richardsons, Overwegs, Barths und Vogels im Innern der nördlichen Hälfte des Welttheils, und Andersons nach dem Ngamisee außerordentlich viel zur Erweiterung unserer Kenntnisse beigetragen, und unsere Vorstellung von dem räthselhaften Innern Africa's wesentlich berichtigt. Jetzt ist nun noch Dr. Livingston dazu gekommen, ein englischer Missionär, welcher sich mit unermüdlicher Aufopferung und todesmuthiger Kühnheit erst vom Cap aus nach Norden während mehrjähriger Reisen einen Weg ins Innere und dann von der West- nach der Ostküste des Continents gebahnt hat. Er ist vor Kurzem nach England zurückgekehrt und da wir auf eine ausführlichere Darstellung seiner Reiseschicksale wohl noch längere Zeit werden warten müssen, dürfte nachfolgender Auszug aus einem soeben veröffentlichten vorläufigen Bericht *) über seine Entdeckungen unseren Lesern willkommen sein.

*) A Narrative of Dr. Livingston's discoveries in South-Central Africa from 1849 to 1856. London 1857.

Der Ausgangspunkt der Entdeckungsreisen Dr. Livingstons war die englische Missionsstation Kolobeng unter dem 25. Grade südlicher Breite und dem 26. Grade östlicher Länge. 1849 machte er zuerst einen Versuch, in nordwestlicher Richtung durch die Kalihariwüste den oft genannten, aber damals noch nie gesehenen Ngamisee zu erreichen. Dies mißlang aber. Bessern Erfolg hatte eine zweite Excursion, wo der Reisende eine rein nördliche Richtung einschlug, und nach einer mühsamen vierwöchentlichen Reise durch eine nur von Kameeldorn und anderen charakteristischen Pflanzen bewachsene afrikanische Einöde an die Ufer des Zuga gelangte, einen großen und schönen nach Südosten durch eine fruchtbare Gegend fließenden Strom. Livingston fuhr ihn in einem aus einem Baumstamm ausgehöhlten Kanoe hinauf, besuchte unterwegs viele Dörfer, welche in dem breiten, die Ufer umgebenden Schilfgürtel, oder wo steile Kalkfelsen sich an den Strom drängten, in den Spalten derselben nisteten, und erblickte endlich die für das Auge unbegrenzte Fläche des Ngamisee's.

Die Nachricht, daß ein den Weißen sehr geneigter Häuptling die Stämme nördlich vom Zuga beherrsche, veranlaßte Dr. Livingston, seine Entdeckungen nach dieser Richtung fortzusetzen, da einer seiner Hauptzwecke die Gründung einer neuen Missionsstation im Innern Africa's war. Das Sumpffieber und die Verwüstungen, welche die giftige Tsetsefliege unter dem Vieh anrichtete, machten dem ersten Versuche, vom Zuga aus weiter nördlich vorzudringen, schon auf halbem Wege ein Ende. Abermals mußte der unermüdliche Reisende nach Kolobeng zurückkehren, um im nächsten Frühjahr seinen Versuch zu wiederholen. Er wendete sich diesmal mehr nordwestlich, kam durch eine quellenreiche und von Buschmännern bewohnte Region, und gelangte endlich an den Chobe, einen breiten und tiefen Strom, der sich in den Sambesi ergießt, an dessen andern Ufer Linyanti, die Wohnung des Freundes der Weißen, Sebitoane, des Häuptlings der Makololo, lag. Der Missionär fand den freundlichen Empfang, den er erwartet hatte, und bei dem Häuptling jede Bereitwilligkeit, ihn in der Begründung einer Mission zu unterstützen. Die Makololo sind ein Mischlingsvolk, das sich, von den Matabele unter dem berühmten Häuptling Moselekatse hart bedrängt, allmählich aus den höher gelegenen Gegenden des Südens in diese Tiefebene zurückgezogen hatte, wo die beiden mächtigen Ströme Chobe und Liambye oder Sambesi mit dem unentwirrbaren Netz ihrer Nebenflüsse und Zweige sie vor ihren Feinden schützten. Der Sambesi selbst ist ein sehr ansehnlicher Strom, der selbst schon hier in der Mitte des Continents eine Breite von 300—500 Schritten hat und trotz der merkwürdig trockenen Jahreszeit reich an Wasser war. Obgleich die Ufer 16—20 Fuß hoch, waren doch sichere Anzeigen vorhanden, daß er in der Regenzeit in einer Breite von 15 englischen Meilen austritt. Wenn der Wind sich erhob, schlug der Strom hohe Wellen und Unglücksfälle bei der Ueberfahrt sind nicht selten. Die Hauptstadt der Makololo, Linyanti, liegt unter 18 Grad 17 Min. südlicher Breite und 23 Grad 50 Min. östlicher Länge, in einer sehr fruchtbaren und wasserreichen, aber gerade deshalb sehr ungesunden Gegend. Dr. Livingston gab deshalb den Gedanken auf, hier eine Missionsstation anzulegen, umsomehr, da auch sein Freund, der Häuptling Sebitoane, plötzlich an einer Brustentzündung starb. Er beschloß, immer noch weiter nordwärts vorzudringen, mußte aber erst wieder nach Kolobeng zurückkehren, um seine Frau und Kinder nach der Capstadt zu geleiten. Im Juni 1852 trat er alsdann seine letzte und größte Reise an. Um die verheerende Tsetsefliege zu vermeiden, schlug er diesmal einen andern Weg ein, der ihn durch ein dichtbewaldetes Land führte, wo zu seinem Erstaunen die Reben auf das Ueppigste wuchsen und dicht mit dunkelrothen Trauben bedeckt waren. Aber die Reise war für Menschen und Vieh im höchsten Grade anstrengend, denn das Gras war 8—10 Fuß hoch, und Dr. Livingston mußte gleichzeitig den Fuhrmann machen und den Weg bahnen und Axt und Peitsche kamen nicht aus seiner Hand. Als er die von den zahlreichen Nebenflüssen des Chobe und Sambesi durchzogene Gegend erreichte, zeigte sich ihm ein ganz anderen Anblick als früher. Damals hatte das Wasser seinen tiefsten Stand erreicht und blieb in seinen gewöhnlichen Ufern, jetzt war das ganze Land weithin überschwemmt. Alle Begleiter des Reisenden wurden krank mit Ausnahme eines Burschen, und er mußte die Kranken und den Wagen zurücklassen und mit Jenem allein weiter reisen. In einem kleinen Kahn fuhr er über das überschwemmte Land um den Chobe aufzusuchen. Nach einer mühsamen Fahrt von 20 englischen Meilen kletterte er auf einen hohen Baum und erblickte von hier den ersehnten Fluß; aber als er sich ihm nähern wollte, fand er ihn abgesperrt von einem fast undurchdringlichen Gürtel von Papyrus, Rohr und anderen Wasserpflanzen, in einandergewoben durch ein windenartiges Schlinggewächs. Mit der Axt oder durch Niedertreten, so daß das Röhricht ihm erlaubte über dem manchmal tiefen Wasser, aus dem es hervorwuchs, Fuß zu fassen, arbeitete sich der Reisende und sein Begleiter nach dem Strome hin, und Beide mußten dabei das Kanoe auf dem Rücken tragen. Ein noch fürchterlicheres Hinderniß als das Rohrdickicht war ein 6 Fuß hohes Gras mit sägeartig gezähnten Rändern, welche die Hände blutig rissen, und selbst durch die dicken wollenen Beinkleider und die Schuhe Livingstons drangen. Drei Tage mußte er in diesem Sumpflabyrinth zubringen; aber obgleich beständig im Wasser watend und bis an die Hüfte durchnäßt, schlief er des Nachts gesund und erreichte am vierten Tage glücklich den offnen Fluß. Noch 20 englische Meilen mußte er ihn in seinem gebrechlichen Kahne hinabfahren ehe er ein Dorf der Makololos erreichte, die ganz erstaunt über sein Erscheinen waren, denn sie hielten ihre Wohnung hinter ihren Flüssen für ganz unzugänglich. Vor der Hand waren die Schwierigkeiten der Reise überstanden. Eine kleine Flotte von 140 Kanoes, herbeigeeilt aus der Hauptstadt, brachte Livingston nach Linyanti und der Empfang von Seiten des Häuptlings Sekeletu, der Nachfolger Sebitoanes, eines Jünglings von neunzehn Jahren, ließ nichts zu wünschen übrig. Der Häuptling wollte ihn gar nicht fortlassen und erst Ende Juli 1853 konnte er seine Reise fortsetzen. Sie ging den Sambesi aufwärts. „Er ist oft mehr als eine englische Meile breit," schreibt Livingston, „und geschmückt mit zahlreichen Inseln von 3—5 Meilen Länge. Diese und die Ufer sind mit Wald bedeckt und die meisten Bäume am Rande des Wassers entsenden wie der Bananbaum Wurzeln von ihren Zweigen. Aus einiger Entfernung stellen sich diese Inseln dar wie gerundete Laubmassen von den verschiedensten Farben, die sich auf dem Busen des herrlichen Stromes wiegen. Die Schönheit der Landschaft wird noch vermehrt durch die Dattel- und Palmirapalmen, welche sich hoch in der Luft schaukeln und ihre federglei-

chen Wedel von dem wolkenlosen Himmel abzeichnen. Die Ufer sind felsig und wellenförmig und man erblickt auf ihnen viele Dörfer der Banyeti, eines armen aber fleißigen Volkes. Sie sind sehr geschickt in der Jagd des Nilpferdes und anderer Thiere und bauen viel Getreide. Nordwärts von einer Aufeinanderfolge von Stromschnellen und Wasserfällen fließt der Strom, der hier den Namen Liambye annimmt, durch das Land der Barotse, das in seinen tieferen Gegenden alljährlich überschwemmt wird, weshalb die Dörfer auf künstlichen Anhöhen erbaut sind. Die ganze Gegend ist außerordentlich fruchtbar, namentlich die die Tiefebene des Flusses begrenzenden Hügel, die mit Bäumen und Gärten bedeckt sind, wo die Eingebornen Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Manioc, Yamwurzeln, Hirse 2c. erbauen. Die überschwemmten Theile liefern Mais und Kaffernkorn in Ueberfluß. Ungewöhnlich groß ist der Wildreichthum des Landes. „Jenseits Barotse," schreibt der Reisende, „übertreffen die Heerden von großen Thieren Alles was ich je gesehen habe. Elennthiere und Büffel sind zahm wie in einem Park. 81 Büffel zogen an einem Abend langsam an unserem Feuer vorüber, und die Löwen waren frech genug uns anzubrüllen. Schwarze Antilopen sind überreichlich vorhanden und auch der Nakong und eine hübsche kleine Antilope, die Heranyane, die mir noch unbekannt war. Ganze Schaaren von Vögeln bedecken den Fluß und die Sandschwalben verlassen ihn nie. Wir sahen sie zu Hunderten mitten im Winter; und viele schöne neue Bäume waren uns interessante Gegenstände unserer Beobachtung."

Der Reisende drang diesmal bis zur Einmündung des Liba in den Liambye unter 14 Grad 11 Minuten südlicher Breite vor und kehrte nach Linyanti zurück, ohne eine zur Anlegung einer Mission geeignete Stelle gefunden zu haben. Am 10. November 1853 brach er von Neuem auf um diesmal bis zur Westküste Africa's vorzudringen. Er fuhr erst den Liambye und dann den Liba hinauf, mußte aber nun die bequemere Kahnfahrt mit dem langweiligen Ritt auf dem Ochsen vertauschen. Die Regenzeit trat ein, und oft mußte Livingston seinen Chronometer den er zu seinen Beobachtungen nicht entbehren konnte in der Achselgrube unterbringen. Beständige Fieber verzehrten die Kräfte der Reisenden; der fortgesetzte Genuß der Maniocwurzel zog ihnen ein Augenleiden zu und anstatt unter den befreundeten Barotses befanden sie sich jetzt, wo sie sich bereits der Westküste des Continents näherten, unter Negerstämmen, welche der häufige Verkehr mit den Weißen und der Sklavenhandel ganz demoralisirt hatten, und welche die Reisenden unter allerlei Vorwänden ausplünderten, so daß sie nur mit Mühe, von Allem entblößt und wie abgezehrte Gerippe, die Küstenstadt Loando erreichten. Gepflegt von Landsleuten und den Portugiesen erholte sich jedoch Livingston bald und konnte mit Ende des Jahres 1854 die Rückreise wieder antreten, auf der er abermals von der Habsucht und den Räubereien der Negerstämme im Londathale viel zu leiden hatte. Dennoch traf er glücklich wieder in Linyanti ein. Zwei Monate rastete er hier und brach dann abermals auf, um den Lauf des Sambesi bis an seine Ausmündung an der Ostküste zu verfolgen. Da er auf diesem Wege das Land der Makololo in seiner ganzen Breite durchreisen mußte, so haben wir Gelegenheit einiges über dieses Volk zu hören. Wie schon erwähnt sind sie ein Mischlingsvolk, das aus den trockneren und gesünderen Gegenden in der Nähe der Kalahariwüste von den Matabele verdrängt worden ist. Es hat sich, obgleich selbst vertrieben, die ursprünglichen Einwohner des Landes, das ihnen zur Zufluchtsstätte dient, unterthan gemacht und ist jetzt die anerkannte Aristokratie und der Beherrscher der früheren Besitzer des Landes. Diese gehören einem schönen und kräftigen Negerstamme an, welcher, da das Vorherrschen der Tsetsefliege die Viehzucht verhindert, sich mit großem Fleiß und Geschick dem Ackerbau widmet, den die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens sehr begünstigt. Ihr socialer Zustand zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß das weibliche Geschlecht das herrschende ist. Die Frauen sitzen im Rathe der Nation; wenn ein junger Mann heirathet muß er aus seinem Dorfe in das seiner Frau ziehen; beim Eingehen der Ehe muß er sich verpflichten die Schwiegermutter, solange sie lebt mit Brennholz zu versorgen; nur die Frau kann die Scheidung erklären und die Kinder werden alsdann Eigenthum der Mutter; der Mann kann nicht den gewöhnlichsten Contract eingehen oder für einen Dritten den geringsten Dienst verrichten ohne die Zustimmung der Frau. Für diese Fülle von Rechten hat diese nur eine Gegenverpflichtung: den Mann zu ernähren. Diese Pflicht dient aber nur dazu ihre Herrschaft zu befestigen. Zeigt sich der Mann ungehorsam, so weiß ihn die Frau in seinem empfindlichsten Theile, dem Magen, zu treffen. Er kommt müde und hungrig nach Hause und verlangt von seiner ersten Frau sein Essen, aber diese schickt ihn zur zweiten und diese zur dritten, ohne das sein Bedürfniß Befriedigung findet. Ihm bleibt nun weiter keine andere Rache übrig als in einem volkreichen Theile des Dorfes auf einen Baum zu klettern und von dort aus in kläglichem Tone zu verkünden: „Hört, o hört! ich glaubte ich besäße Weiber, aber ach, es sind nur Hexen! Ich bin ein Junggesell! Ich habe keine einzige Frau! Ist das recht gethan an einem vornehmen Mann wie ich bin?" Manchmal machen die Ehefrauen auch von ihren Fäusten Gebrauch, aber alsdann schreitet die Behörde ein und der Vorstand des Dorfes verurtheilt die Straffällige, ihren Ehemann auf ihrem Rücken von dem Cotla, dem von einem Geländer umschlossenen Hofe in dem Hause des Häuptlings, nach ihrem eigenen Hause zu tragen, verspottet und verhöhnt von dem männlichen Theile der Bevölkerung, aber leider mit ermuthigendem Zuruf von den Weibern begrüßt.

Das Land, durch welches die Reise ostwärts ging, war von ganzen Heerden von Wild aller Art angefüllt; hauptsächlich Elephantentrupps waren so zahlreich vorhanden, wie Dr. Livingston vorher nie gesehen oder gehört hatte. Für die Eingeborenen sind diese riesigen Geschöpfe eine wahre Pest, da sie nicht selten in die Gärten einbrechen, und wenn sie gestört werden, die Unvorsichtigen verfolgen, die Hütten, in welche sie sich geflüchtet haben, zerstören und die Bewohner oft tödten. Außerdem waren diese ausgedehnten, gut bewässerten Strecken mit Büffeln, Giraffen, Zebras, Antilopen und Schweinen bevölkert. Vor Allen aber war der zierliche Springbock häufig. Man kann die Heerden desselben nur den Heuschrecken vergleichen; denn so weit das Auge reichte, erschienen sie wie eine hin- und herwogende Masse, die sich dann und wann in einzelne Gruppen auflöste und sich über eine Ebene von 6 bis 7 englischen Meilen Länge und 3 bis 4 Meilen Breite ausdehnte. Den Makololos liefert das Zebra das schmackhafteste Fleisch, welches das Roastbeef von Altafrika zu nennen ist. Die

Giraffe versorgt sie mit Kalbfleisch, das Nilpferd mit Schweinefleisch und die zahlreichen Antilopen mit Wildpret. An den Ufern der Flüsse halten sich Gänse, Enten und kleinere Vögel zu Tausenden auf. Ein einziger Schuß erlegte nicht weniger als achtzehn Enten. An Fischen war nicht geringerer Ueberfluß und die Jagd war eine leichte Sache in einem Lande, wo die Thiere keine Flinte zu kennen schienen und in Bogenschußweite von dem Jäger stehen blieben.

Die Richtung seiner Reise gab Dr. Livingston dieses Mal Gelegenheit, die Mosiotuniafälle zu besuchen, die kein Europäer vor ihm gesehen hat. Sie befinden sich an der Stelle, wo der Sambesi seinen südlichsten Punkt erreicht, ungefähr 15 Grad 57 Minuten südlicher Breite und 26 Grad 6 Minuten östlicher Länge, und entstehen durch eine plötzliche Zusammendrängung der Ufer des Flusses, der, vorher 1000 Schritte breit, seine gewaltige Wassermasse plötzlich durch eine schmahle, nur 25 Schritte breite Spalte in den Basaltfelsen und eine tiefe Schlucht in ein etwa 30 Schritte im Durchmesser haltendes Bassin, das ungefähr 50 Fuß tiefer liegt, wälzen muß. In dieses enge Becken stürzt sich die ungeheure Wassermasse. Als Dr. Livingston die Stelle besuchte, floß der Sambesi in seinem schmählsten Bett und das Wasser hatte seinen tiefsten Stand erreicht. Dennoch war der Effect der plötzlichen Zusammenpressung und des Sturzes im höchsten Grade erhaben und von dem Standpunkte aus, den der Reisende einnahm, grauenerregend. Denn nicht zufrieden, die Oeffnung durch die Felswand und die sich 3 bis 400 Fuß erhebenden Dampfwolken, die einen beständigen Regenschauer herniedersendeten, aus der Ferne zu sehen, ließ er sich von einem Eingeborenen, der so starke Nerven hatte, wie er selbst, auf den Strom, der hier wirbelnd und schäumend wogte, als stürze er sich wider Willen in die Schlucht hinab, hinunter nach einer Insel fahren, die unmittelbar über dem Fall liegt und von deren einem Ende er gerade hinunter in den schäumenden Kessel und die Wasserhölle blicken konnte, und mitten in den Wolken von Wasserdünsten und dem betäubenden Gedonner stand. In der Regenzeit, wo der Strom seine Fläche meilenweit ausdehnt und dennoch auch diese Wassermasse durch den engen Paß zwängen muß, ist das Schauspiel natürlich noch viel großartiger. Unterhalb dieser Wasserfälle setzt der Sambesi seinen Lauf breiter und ruhiger erst nach Nord-Nordost und dann fast gerade nach Osten fort. Oestlich von dem Einfluß des Kafue erhebt sich eine Hügelkette, als östliche Grenze des Tiefbassins, welches die Mitte der südlichen Hälfte Africa's auszufüllen scheint. Beobachtungen zeigten Livingston, daß er hier bereits fast unmerklich eine Meereshöhe von 4000 Fuß erreicht hatte. Wald und Sumpf verschwinden, die Gegend ist offen und wellenförmig und der Boden mit einem weichen und kurzen Gras überzogen, wo er nicht mit Weizen und andern Körnerfrüchten oder eßbaren Wurzeln bedeckt ist. An der Grenze dieser Region fand der Reisende in Zumbo die Trümmer eines längst verlassenen portugiesischen Forts. Dies ist der westlichste Punkt, den die Portugiesen ehedem an der Ostküste Africa's besetzt hielten, jetzt haben sie sich fast 60 geographische Meilen östlich nach Tete zurückziehen müssen. Die Eingeborenen führten einen fortwährenden Krieg gegen sie und dieser Umstand erleichterte natürlich Livingston die Reise nicht. Der Strom war hier wegen der Stromschnellen zwischen Zumbo und Tete nicht zu befahren und die Reise mußte daher zu Land fortgesetzt werden. Die Löwen sind hier begünstigte und fast vergötterte Thiere, denn die Eingeborenen tödten sie nicht, und obgleich sie sich ihrer Barmherzigkeit bei Nacht nicht anvertrauen dürfen und deshalb auf Bäumen schlafen, so nähern sie sich doch bei Tage, wenn einer erscheint, dem Löwen bis auf ehrfurchtsvolle Entfernung und klatschen zum Zeichen der Verehrung in die Hände. Um die wilden und räuberischen Banden, welche die ganze Gegend unsicher machten, zu vermeiden, mußte mit der größten Vorsicht gereist werden und die Dörfer wurden meistens umgangen. In dieser Weise bis auf 8 Meilen von Tete vorgedrungen, fühlte sich Livingston zu schwach, um weiter fortzukommen. Zum Glück erfuhr der portugiesische Gouverneur, daß ein reisender Europäer sich ganz in der Nähe der Stadt befinde und schickte ihm Lebensmittel und andere Unterstützung, so daß es ihm möglich wurde, seine Reise fortzusetzen und am 2. März 1856 Tete zu erreichen. Diese Stadt ist der Mittelpunkt eines ausgedehnten Steinkohlengebiets und auch Eisen von der besten Art wird im Ueberfluß gefunden. Sonstige Hauptproducte des Landes sind Chinarinde, Zucker, Indigo und vor Allem eine Baumwollenstaude, die überall wild wächst und in größter Ausdehnung cultivirt werden könnte.

Wegen der Ungunst der Jahreszeit wagte sich Livingston vor der Hand noch nicht in die fiebergeschwängerte Atmosphäre des Sambesideltas und erreichte erst am 26. Mai in Quillimane, einer portugiesischen Niederlassung, die Ostküste Africa's am Mosambikcanal. Hier fand er ein englisches Schiff vor, das ihn nach Mauritius brachte. Er hatte gewünscht, einen Makololo mitzunehmen, der bei der Rückkehr in die Heimath seinen Landsleuten einen Begriff von der englischen Civilisation und den Wirkungen des Christenthums geben könnte. Er hatte auch einen dazu bereit und geeignet gefunden, aber der Ausgang war ein trauriger. Schon das viele Neue, was der Makololo in Quillimane sah, erregte sein Staunen. Der Anblick des Meeres, das gerade ein Sturm aufwühlte, erfüllte ihn mit Grauen. Als endlich die Kriegsbrigg Frolic sich dem Strande nähern konnte, nahm Livingston ein Boot, um trotz der immer noch hochgehenden See nach dem Schiffe zu fahren. Der Makololo begleitete natürlich seinen Freund. Aber wie das Boot mit jeder Woge sich hob und sank, wendete er sich mit nicht geringer Aufregung an den Doctor und frug mit einiger Unruhe: reisen wir so? Obgleich wiederholt mit der Versicherung beruhigt, daß sie bald das Schiff erreichen würden, wiederholte er doch die Frage mehrmals. Endlich waren sie an Bord und gingen nach Mauritius unter Segel. Aber die Aufregung, welche die in rascher Aufeinanderfolge empfangenen neuen Eindrücke in dem Africaner hervorbrachten, war für seinen Verstand zu groß; und als er bei der Einfahrt in den Hafen von St. Louis einen Dampfer heranbrausen sah, schwand ihm der Verstand und er stürzte sich in einem Anfalle plötzlichen Wahnsinns ins Meer, wo er ertrank.

—bl.

Zur Chronik.

General Schönhals †.

— Die lieblich romantische Hauptstadt Steyermarks, Gratz, — nicht Grätz, wie schon Joseph Hammer v. Purgstall an dieser seiner Geburtsstadt eifrig nachgewiesen, — scheint mehrfach der Ruhesitz zurückgezogener Männer Oesterreichs zu sein, sei's freiwillig, sei's geboten. Görgey wurde auf Gratz verwiesen und lebt dort der Natur und der wissenschaftlichen Muße. Karl v. Holtey, ein alter Odysseus in litteris et theatralibus, feierte dort vor kurzem sein sechzigjähriges Geburtsfest und genießt die Muße eines thätigen Nachsommers mit der Feder in der Hand. Gegenwärtig hat er für den Kirchhof der Evangelischen in Steyermark ein Album zusammengestellt (das in Braunschweig bei Vieweg gedruckt wird). Gratz war auch für den Feldzeugmeister Schönhals der selbstgewählte Ruhesitz, der ihm die letzte Muße und nun die letzte Ruhestatt gewährt; er starb am 16. Februar daselbst im 68. Lebensjahre.

Schönhals war im österreichischen Kriegsministerium die feinste und beste Feder, über die der Staat zu verfügen hatte. Schönhals war in den letzten Jahrzehnden der Verfasser der wichtigsten Armeebefehle und einer Menge von officiellen und officiösen Artikeln, deren Gediegenheit, Schärfe und noble Form alle Welt bewunderte, und um deren Abfassung mancher große und großseinwollende Staat das österreichische Cabinet beneidete.

Man spricht von Memoiren, welche Schönhals hinterließ; jedenfalls sollte man seine officiellen und selbständigen Berichte und Artikel (auch aus der Allgemeinen Zeitung) zusammenstellen, im Verein mit den zwei biographischen Denkmalen, welche er den Generalen Frimont und Haynau in der österreichischen militärischen Zeitschrift setzte. Seine „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege" werden als ein classisches Werk bezeichnet. Die Wiener Journale nennen den Verstorbenen einen Preußen von Geburt. Der Begriff „Preuße" kann in Wien nicht mehr so ganz anrüchig sein wie ehedem, da man öffentlich keinen Anstand nimmt, des Mannes große Verdienste anzuerkennen, trotzdem er ein Preuße gewesen sein soll. Inzwischen irrt sich die gute Wiener Journalistik: der verstorbene Feldzeugmeister Schönhals war nicht mehr ein geborner Preuße als mit gleichem Recht auch Fürst Metternich es sein würde. Metternich ist in Coblenz geboren; man zeigt jedem Rheinreisenden das Haus, wo dieser Hort Oesterreichs unter dem Krummstabe des erzbischöflichen Regiments das Licht der Welt erblickt hat. Die Journalistik Wiens würde staunen, wollte man den alten Metternich einen Preußen nennen, weil Coblenz jetzt preußisch ist. Mit gleich wenig Recht war Schönhals ein Preuße, der ebenfalls im Coblenzer Lande, das unter dem Erzbischof von Trier stand und die zweite Residenz des Kirchenfürsten war, und zwar in der Nähe der Stadt, im Städtchen Braunfels (Solms-Braunfels) den 15. November 1789 geboren wurde. 1807 trat Karl Schönhals als Fähnrich in ein kaiserliches Jägerregiment, focht 1809 bei Aspern unter Erzherzog Karls Fahnen und ward in dieser Schlacht so schwer verwundet, daß er eine Zeitlang waffenunfähig blieb. Das gleiche Schicksal traf ihn 1813 in der Schlacht bei Dresden. Erst 1821 war er wieder kriegsrüstig und machte den italienischen Feldzug gegen Murat und die neapolitanischen Insurgenten mit. Seine Intelligenz brachte ihn alsbald dauernd ins Hauptquartier, wo er erst unter Frimont, 1830, dann unter Radetzky, 1832, als Generaladjutant auf Entwurf, Abfassung und Ausführung der Schlachtpläne die wesentlichsten Einflüsse hatte. Karl v. Schönhals stieg im militärischen Rang bis zum Grade des Feldzeugmeisters, bürgerlich zum wirklichen Geheimen Rath und war als solcher Mitglied der Bundescentralcommission.

Die Sachsen in Siebenbürgen und das Concordat.

— Der Minister Freiherr v. Bach ist nach Rom gereist, um mit der päpstlichen Curie über Abänderung einiger Bestimmungen des Concordats zu verhandeln, welche die Regierung des Kaiserhauses mit manchen, seit Jahrhunderten geheiligten und beschwornen Völkerrechten in Widerspruch bringen. Auch die loyalen Sachsen in Siebenbürgen haben, eben im Gefühl und Drang ihrer Loyalität für das Kaiserhaus, ihr Bedenken geäußert über gewisse, der römischen Hierarchie überwiesene Bestimmungen. Uns ging ein ausführlich begründeter Protest aus jenem Lande zu, dem wir Folgendes entheben. — Die Rechtslage der evangelischen Landeskirche Siebenbürgens war von Anfang an eine andere als in Deutschland. Vor der Reformation schon hatten die eingewanderten sächsischen Gemeinden des Landes dort eine Selbständigkeit, die es nicht gestattete, sie einem erzbischöflichen Stuhle unterzuordnen. In Deutschland gingen die obersten Bischofsrechte durch den Drang der Umstände mit der Reformation der Kirche auf die Landesfürsten über; durch ihre Gunst siegte die Kirchenverbesserung, mithin wurden sie die natürlichen Schirmherren der Kirche. In Siebenbürgen war die Reformation lediglich eine That des Volkes, und die sächsische Universität (der „Landtag" der Sachsen) bestätigte 1550 ihren Sieg. Die geistliche Jurisdiction, auch in Ehesachen, Wahl und Einsetzung der Pfarrer, blieb bei den Capiteln, und die Einführung eines bürgerlichen Gesetzbuches hob die Rechte der sich selbst regierenden evangelischen Kirche dort nicht auf. Die „sächsische Freiheit" bestand in der Gleichstellung der christlichen Bekenntnisse für alle Zeiten; auch der Besuch fremder Länder zur Erwerbung von Kenntnissen (Besuch deutscher Hochschulen) blieb gestattet; der katholische Fürst Stephan Bathori (von 1576 an König von Polen) sicherte 1572 sogar ausdrücklich „der in Christo geeinigten Kirche des gesammten sächsischen Volkes" für den ganzen Umfang des Sachsenlandes die ausschließliche Herrschaft „des wahren hochheiligen und mit dem reinen Worte Gottes übereinstimmenden Augsburgischen Bekenntnisses", die Geistlichen genossen für ihre Personen und für die Kirchengüter adelige Vorrechte und der Westfälische Friede stellte diese Kirchenrechte unter den Schutz des europäischen Völkerrechts. Am Ende des 17. Jahrhunderts kehrte das Land, müde des türkischen Drucks, zur Krone Ungarns zurück und anerkannte vertragsmäßig die Herrschaft des österreichischen Hauses. Jedesmal wenn das Haus Habsburg sein altes Anrecht auf Siebenbürgen geltend gemacht, zwei Jahrhunderte lang, war das Volk der Sachsen auf seiner Seite gestanden, und um solcher Treue willen hatte schon 1602 ein vom Kaiser ernannter katholischer Bischof, Namens Rudolf II., Diesem allen Ernstes gerathen, die Sachsen in ihrer „Lutherischen Ketzerei" nicht zu stören, Caraffa 100 Jahre später den Kaiser Leopold I. dringend ermahnt, „die evangelische Religion der Sachsen auf keine Weise zu berühren, ja sogar den geringsten Schein zu vermeiden, selbige anzufeinden." Das Leopoldische Diplom vom 7. December 1691 gewährleistete die bisherigen Freiheiten der evangelischen Kirche für alle Zeiten, und zu diesen Freiheiten und Rechten gehörte auch der freie Uebertritt von einem Bekenntniß zum andern. Trotz aller Anfechtungen bei der Mehrung der Katholiken mit dem Einzug kaiserlicher Truppen blieb es bei dieser Rechtslage, und das Josephinische Toleranzedict änderte nichts daran, ebenso wenig Kaiser Josephs Ehepatent. Das Grundgesetz der Freiheit blieb, und die Ministerialverfügung vom 30. Januar 1849 berechtigte zur Aufnahme katholischer Christen in die evangelische Kirche auch ohne den allbekannten sechswöchentlichen Unterricht, da von einer Gegenseitigkeit nach den Grundsätzen der römischen Kirche nicht die Rede war, hob die Appellation in Eheprocessen an den Hof auf, setzte für alle Fälle in gemischten Ehen die Trauung in der Kirche der Braut fest und bestätigte das bisher nur factisch beseitigte alte Princip der gesetzlichen Gleichbe-

rechtigung in Siebenbürgen. Daß das Patent vom 31. December 1851, das die selbständige Verwaltung der Kirchenangelegenheiten feststellte, auch den Sachsen in Siebenbürgen nur günstig sein konnte, versteht sich von selbst. Die Sachsen haben in den Sturmjahren unserer Zeit ihre Treue für das Kaiserhaus als Märtyrer von neuem bewahrt und besiegelt. Schließt die Regierung mit Rom einen Vertrag, so kann dieser Vertrag nicht alte Rechtslagen aufheben, die seit Jahrhunderten Fürst und Völker in Oesterreich beschworen. Wenn daher der 35. Artikel des Concordates alle Gesetze, Anordnungen und Verfügungen, die demselben widerstreiten, für aufgehoben erklärt, so können das naturgemäß nur solche sein, die rechtlich Vertragsgegenstände zwischen dem römischen Stuhl und der Staatsgewalt sind. Es kann nicht für aufgehoben erklärt werden, was die Staatsgewalt anderweitig mit Bekennern des Augsburgischen Bekenntnisses seit Jahrhunderten beschlossen, anerkannt und bestätigt hat. Das Concordat mit der römischen Kirche einerseits kann vielmehr die Zuversicht geben, daß die Staatsgewalt auch der andern Kirche und ihren Freiheiten gerecht werde. Dieser Zuversicht lebt die treue evangelische Nation der Sachsen in Siebenbürgen.

Die französischen Finanzen.

— **Dumas Sohn** hat: La question d'argent geschrieben; ganz Paris ist davon erfüllt. Die Geldfrage beschäftigt auch sonst alle Welt, — nicht blos le demi-monde. „Steck' nur Geld in deinen Beutel!“ lautet Jago's Mahnung in Shakspeare's Othello; es ist die Mahnung die jedermann sich zuruft:

„Das predigen die Schüler aller Orten,
Sind aber doch keine Weber geworden!“

Geld als nervus rerum ist auch im Regiment der Staaten die oberste Frage geworden. „Neue Steuern!?“ heißt es im preußischen Parlament, obschon Preußen zweimal keinen Krieg geführt, weder gegen Rußland, noch gegen die Schweiz. „Neue Steuern!?“ Die Einen rufen es als Interjection, die Andern als Frage. Was Wunder, daß dieser Ruf, nur weniger mit einem Frage- oder Ausrufungszeichen, als mit einem dictatorischen Punctum, der Grundton war in der Rede, mit welcher der Kaiser der Franzosen am 16. Februar die Sitzungen des Senats und des (angeblich) gesetzgebenden Körpers eröffnete. Der Kaiser machte Mittheilungen über das Steigen der Einkünfte des Landes — und dennoch neue Steuern! Der Ertrag der indirecten Steuern, der das sichere Zeichen des öffentlichen Reichthums ist, — dies Louis Napoleons eigene Worte — hat im Jahre 1856 um mehr als 50 Millionen die Zahl vom Jahre 1855 überschritten, seit der Herstellung des Kaiserreichs sind diese Einkünfte um 210 Millionen gestiegen, „abgesehen von den neuen Auflagen!“ Dennoch cette question d'argent, eine ewig offene Frage ohne geschlossene Antwort. Der Effectivbestand der Armee ist auf 100,000 Mann gestellt. Von den Conscribirten bleiben zwei Drittel nur zwei Jahre lang unter den Fahnen; sie bilden eine Reserve, die bei jeder scheinbaren Gefahr ein Heer von mehr als 600,000 Mann stellt. Bei dieser Verminderung des Effectivbestandes sei es möglich, sagte der Kaiser, vom 1. Januar 1858 ab den neuen Kriegszehnten auf die Einregistrirungsgebühren aufzuheben; was ein Opfer von 23 Millionen mache. Gleichzeitig will man auch den Sold der niedern Grade und der Gemeinen im Heer erhöhen, was bei der gestiegenen Theuerung nothwendig geworden sei; — es wurde nicht gesagt, mit wieviel Millionen dies geschehen solle. Mit 5 Millionen aber will man auch die kleinen Civilbeamten beschenken. Mithin denkt man — trotz der „sichern Zeichen des öffentlichen Reichthums“ — auf neue Steuern, namentlich auf Einführung einer Steuer auf die Mobiliarwerthe.

Die Essex-Dramen.

— Laube's Graf Essex veranlaßte seiner Zeit einen schlesischen Litterarhistoriker, **Richard Kießling**, in der Breslauer Zeitung einen Artikel über die gesammte Essex-Litteratur zu geben, auf welchen sich Laube's Vorwort zu Bd. 8 seiner dramatischen Werke bezieht. Schon ein Jahr nach des Helden Hinrichtung, also 1605, erschien in London ein Trauerspiel: „Philotas“, in welchem man das tragische Geschick des Lords zu erkennen meinte, obschon dessen Verfasser, Samuel Daniel, dies nicht gehabt haben wollte. Ungefähr 25 Jahre später bemächtigte sich die spanische und die französische Bühne, man weiß nicht genau welche zuerst, des Stoffes. Lessing kennt nicht den Namen des Verfassers von jenem spanischen Essex-Drama, das er in der Dramaturgie bespricht; ebenso wenig hatte das gedruckte Werk eine Jahresangabe seiner Erscheinung aufzuweisen. Kießling sagt, dies Stück sei dem Könige Philipp IV. selbst zugeschrieben; sein Titel ist: Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex, de un Ingenio de esta Corte. Das erste französische Essexstück, von La Calprenède, wurde 1632 mit großem Glücke aufgeführt; das zweite ist von Boyer, das dritte von Corneille, seit 1678. Erst einige Jahre später, 1682, beginnt die Reihe der englischen Essexstücke, und zwar mit dem von Banks: The unhappy favourite or the Earl of Essex, das nach einer Novelle: „Geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen Essex“ gearbeitet sein soll und auf dem königlichen Theater in London gespielt wurde. Kießling betont entschieden, daß die famose Ohrfeige auf diese Novelle, nicht auf historische Darstellung sich stützt. Das Stück von Banks blieb 50 Jahre lang ausschließlich im Repertoire des englischen Theaters, bis 1731 im Theater zu Goodmansfields in London die erste Aufführung des Trauerspiels von Ralph: The fall of the Earl of Essex erfolgte. In diesem, nebenbei als schwach bezeichneten Stücke, schlägt Elisabeth den Grafen **nicht**. Achtzehn Jahre später, 1749, ward in Dublin zuerst das für das beste englische Essexstück erklärte Drama: The Earl of Essex gespielt. 1761 kam dieser Essex von Brooke auf das Londoner Drurylane, während schon 1753 ein Essex von Jones zu Coventgarden gegeben wurde; der letztere ist noch 1822 auf diesem Theater gespielt, obschon er für schwächer als der Brooke'sche erklärt wurde. Da jedoch der Essex des Banks, nach Kießling, noch 1752 ebenfalls gegeben wurde, so haben die Briten gleichzeitig drei Essexdramen auf dem Repertoire gehabt, was die Popularität des Stoffes bekundet. — Deutsch ist ein Graf von Essex zuerst in Leipzig, und zwar 1741 auf dem Theater der Frau Neuberin, in einer Uebersetzung des Corneille'schen Stückes aufgeführt worden. Der erste Druck dieses Stückes erschien 7 Jahre später in Wien; dort wurde dasselbe zuerst 1748 gespielt. Es war dies nach den „Allemannischen Brüdern“ von Krüger das erste regelmäßige deutsche Drama, das in der Kaiserstadt neben den Improvisationen und „Lustbarkeiten“ gegeben wurde, es erlebte im Sommer jenes Jahres nicht weniger als 15 Vorstellungen, und scheint sich bis zum Jahre 1770 erhalten zu haben. Von da ab verdrängten deutsche Bearbeitungen englischer Essexstücke das französische. Noch war der erste deutsche Essex in der Corneille'schen Dichtung. Brockmann spielte den Essex nach englischem Zuschnitt. Die Dyck'sche Bearbeitung des Stückes von Banks war in den achtziger Jahren die herrschende in Deutschland, und Kießling erwähnt, daß Fleck 1798, Opitz 1804 noch diesen Essex zu Breslau gespielt haben, und zwar in rother moderner Uniform mit Escarpins. 1820, sagt Laube, hat Ferdinand Löwe, 1834 Haacke noch diesen Dyck'schen Essex in Breslau gegeben, während der Collin'sche Essex seit 1823 in Wien alle andern Bearbeitungen verdrängt hatte. Das Collin'sche Stück unternahm Laube neu zu bearbeiten, es erwuchsen ihm aber sofort nicht blos neue Nebenfiguren, auch die Wendung mit den Ringen im letzten Act erhielt eine Umgestaltung unter seinen Händen; der Wahnsinn der Lady Anna blieb aus alter Tradition. — Wir begnügen uns hier mit diesen litte-

naturgeschichtlichen Daten; unser Urtheil über Laube's Essex gaben wir 1856 in Nr. 18 unseres Blattes in Folge der ersten Leipziger Aufführung des Stückes.

Zimmermanns Geschichte des Bauernkriegs.

b— Hätten wir in Deutschland eine nationale Akademie der Wissenschaften, welche alljährlich das tüchtigste historische Werk mit einem Preise krönte, so würde diese Auszeichnung unfehlbar der vortrefflichen „Geschichte des großen Bauernkriegs" von Wilhelm Zimmermann zu Theil geworden sein, welche in einer neuen, ganz umgearbeiteten Auflage die Presse verlassen hat. Hier tritt uns zum ersten Male ein treues, in allen Einzelheiten vollendetes Bild jener großartigen Bewegung entgegen, „welche die gewaltige Ouverture zu dem Schauspiele ist, das sich auf dem Boden der neuern Zeit abspielt und dem das Tragische nicht fehlt." Die Erscheinungen der späteren socialen Bewegungen in Europa liegen in der Bewegung von 1525 eingeschlossen; sie ist nicht nur der Anfang der europäischen Revolutionen, sondern ihr Inbegriff im Kleinen. Die Erscheinungen, durch welche Staaten im Laufe der Jahrhunderte verändert wurden, sowie diejenigen, welche in unseren Tagen eine gesellschaftliche Umgestaltung vorbereiten, finden ihre Vorbilder in der Bewegung von 1525, sowohl was Individuen, als was Ideen betrifft. — Einzelne jener Ideen, welche z. B. das Gemüth Thomas Münzers erfüllt haben, und die seine Zeit verlachte, sind später von anderen Männern aufgefaßt und ausgebildet worden, die damit Bewunderung und Ruhm ernteten, wie William Penn, Spener, der Graf von Zinzendorf, J. J. Rousseau, die französischen Demagogen und die Naturphilosophen; — wie manchen bekannten Namen von heute könnte man nicht hinzusetzen! — Der ganze Ideengang der folgenden Jahrhunderte und der neuesten Zeit, so weit er politisch und religiös ein revolutionärer ist, findet sich, nach Zimmermanns Urtheile, von Münzer theils angedeutet, theils klar ausgesprochen. Am hellsten trat, was in ihm nur unvollendet und aufblitzend war, in der englischen Revolution, ein starkes Jahrhundert nach Münzer, in ausgeprägten Erscheinungen hervor; und was im germanischen Mutterlande, in Thüringen, angefangen und mißlungen war, verwirklichte sich zuerst in den beiden angelsächsischen Weltreichen diesseit und jenseit des atlantischen Oceans, unter dem stammverwandten Volke auf dem Boden Englands und Nordamerica's. Während man gewöhnlich in dem großen Bauernkriege nur die düstere Brand- und Trauerfackel erblickt, welche die rohe Faust der Empörung gegen das Herz des deutschen Vaterlandes geschwungen, indem man mehr an einzelne Erscheinungen und Thaten, als an den innern Zusammenhang und an den Geist desselben sich hält, tritt uns in dem Zimmermannschen Werke neben der düstern Seite auch die reine und edle dieser Bewegung entgegen; denn der Geist, aus welchem der ganze Kampf hervorging, war der Geist der Freiheit und des Lichts, wie getrübt auch die einzelnen Erscheinungen sein mögen, in welchen sich dieser Geist Bahn zu brechen suchte. — Fügen wir noch hinzu, daß das Zimmermannsche Meisterwerk auf jeder Seite Zeugniß von dem unermüdlichsten Fleiße und Forschergeiste seines Verfassers ablegt und daß es mit erschöpfender Genauigkeit ein lebensvolles Gemälde jener blutigen Episode des 16. Jahrhunderts in den treuesten Farben darstellt, so erscheint das Lob gerechtfertigt, welches die Kritik einstimmig einem Werke zollt, dessen Zueignung der Nestor deutscher Geschichtschreibung, Schlosser in Heidelberg, als „eine Ehre für ihn" erklärt hat.

Heliand, die älteste Messiade.

g. Das wichtigste Denkmal der altsächsischen Sprache ist bekanntlich der sogenannte Heljand (altsächsische Form für: Heiland), wahrscheinlich in der uns jetzt noch vorliegenden Gestalt ein Theil jener poetischen Darstellungen der Geschichten des alten und neuen Testamentes, welche Ludwig der Fromme einem berühmten altsächsischen Dichter aufgetragen hatte. In einem alten glaubwürdigen Zeugnisse über das Gedicht und seinen Verfasser, welches aus der lateinischen Vorrede und einigen lateinischen Hexametern besteht, wird gesagt, derselbe sei ein Bauer gewesen, den eine übernatürliche Inspiration zur Abfassung geistlicher Lieder getrieben habe; allein die ganze Behandlung des Stoffes, sowie der Umfang desselben läßt uns vermuthen, daß der Dichter entweder in den geistlichen Stand trat und als Geistlicher seine Aufgabe löste, oder doch, wenn er wirklich Laie blieb, einen geistlichen Mitarbeiter an der Seite hatte. Das Versmaß, dessen er sich bediente, war die uralte epische Langzeile, deren zwei Verssätze oder Weisen durch die Allitteration verbunden werden. Diese Verssätze sind übrigens zu vier Hebungen geregelt, indem auf den betontesten Wörtern 2-3-4 gleiche Reimstaben oder Anfangsbuchstaben liegen. Was jedoch die dichterische Sprache des Heliand selbst anlangt, so erinnert sie überall an die Volkspoesie, und darum können wir es Herrn Karl Simrock nicht genug danken, daß er durch dieses wahrhaft einzig dastehende christliche Epos, eine wahre Messiade, welches die ganze Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes enthält, durch eine ebenso treue als einfach natürliche Uebertragung in das Hochdeutsche dem deutschen Volke zugänglich gemacht hat. („Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von K. Simrock." Elberfeld bei Friderichs.) Dem berühmten Umdichter der Nibelungen ist auch diese Arbeit so gelungen, daß wir nur den Wunsch hinzufügen können, es möge dieses ächtdeutsche christliche Epos im deutschen Volke eben soviel Verehrer und Freunde finden, als dies bei den übrigen Bearbeitungen altdeutscher Dichtungen durch dieselbe geschickte Hand der Fall gewesen ist.

Hermann Meyenberg, ein neuer Novellist.

— „Carinen" nennt sich ein Buch mit vier Novellen (Alfeld bei Stegen), mit welchem Hermann Meyenberg unseres Wissens zum ersten Mal auf dem Forum erscheint. Der Titel ist ebenso gewählt wie die Schreibart des Verfassers. Carinen sind Schiffskiele, nicht volle Schiffe, liegen also noch auf der Werfte und warten auf Weiterbau und Vervollständigung, um als wirkliche Schiffe flott zu werden. Der Verfasser versucht sich auf verschiedenem Grund und Boden der Novellistik; er behandelt bald gesellschaftliche, bald geschichtliche Stoffe, auch Dorfgeschichte nennt er eine der vier Erzählungen. Das Gewählte seines Styls geht oft ins Gesuchte über. „Legen Sie diesen Plan in die Truhe der Zeit zurück!" sagt ein Baron zum andern. Von zwei Liebenden heißt es: „Beide sahen sich schweigend an; durch das beglückte Auge tauchte des Einen Seele in die des Andern über." Uebertauchen ist ein unsicheres Wort; das Auge blos als Instrument der Seele machen und den Zustand der Beglückung ihm zuschreiben, heißt das Verhältniß schief rücken. In logischen Nonsens aber versteigt sich die Wählerei des Ausdrucks, wenn wir lesen: „Wie eine zarte Blume von (vor?) dem Tritte des rücksichtslosen Wanderers zusammensinkt, so befand sich Anna, bis in ihr Innerstes tief verletzt." Wenn eine Blume zertreten wird, so ist das mehr als bloße Verletzung. Das Bild sagt zuviel, ist also falsch. Es versteht sich von selbst, daß sich das Genre der Dorfgeschichte am wenigsten mit solcher unwahren Sprechweise verträgt.

Der Arithmometer.

c. Diesen Namen führt eine erst kürzlich erfundene Maschine, die nicht nur die Beachtung der gelehrten, sondern fast noch mehr der industriellen und commerciellen Welt in hohem Grade verdient, da sie ganz dazu geeignet scheint, Geschäftsleuten viel Zeit zu ersparen. Welch einen hohen Werth die Zeit hat, ist ja zu keiner Zeit mehr als jetzt anerkannt worden. Französische Blätter sprechen sich in folgender Art über diese Maschine aus. „Die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt ist seit kurzem durch eine neue Entdeckung sehr in Anspruch genommen worden, deren Anwendung sehr nützlich zu werden verspricht. Es ist nämlich einem

Herrn Thomas aus Colmar nach 34jährigen Forschungen und anhaltenden Arbeiten gelungen, das Problem der Rechenkunst vermittelst eines Mechanismus zu lösen. Seine Maschine, welche er „Arithmomètre" nennt, läßt sich auf die mechanische Lösung aller Operationen der Arithmetik anwenden. Dieses Instrument löst nicht nur mit einer untrüglichen Gewißheit alle Aufgaben der vier Species — Addition, Subtraction, Multiplication und Division — sondern auch die Verwandlung in Potenzen, das Aufsuchen von Zahlenwurzeln, die Verwandlung gewöhnlicher Brüche in Decimalbrüche, die Proportionsrechnungen, geometrische Aufgaben 2c. Dabei verfährt es bei der Lösung der Aufgaben mit einer Schnelligkeit, in der ihr der geübteste Rechner nicht zu folgen vermag. Ein achtzifferiger Multiplicandus wird mit einem achtzifferigen Multiplicator in achtzehn Secunden multiplicirt; ein sechzehnzifferiger Dividendus mit einem achtzifferigen Divisor in vierundzwanzig Secunden dividirt; in weniger als einer Minute besorgt man damit das Ausziehen der Quadratwurzel aus einer sechzehnzifferigen Zahl mit der Probe. Dabei ist der Mechanismus der Maschine so einfach, daß selbst wer an der Arithmetik gar keinen Geschmack findet, nach einer Belehrung von fünf Minuten bereits genug davon versteht, um mit Hülfe derselben alle Rechnenmeister der Welt an Schnelle und Sicherheit zu übertreffen. Der „Aritbmomètre" ist in einer leichten Schachtel enthalten, die man bequem bei sich führen kann und in einer Art construirt, daß es unmöglich bleibt ihn in Unordnung zu bringen. Man benutzt denselben bereits in Paris in den großen Bankhäusern, wie bei Rothschild, in der Münze 2c.; es wird aber gar nicht lange dauern und derselbe wird ebenso allgemein verbreitet und benutzt sein, wie es die Copirpresse jetzt ist.

Die Anstalten für Cretinen.

††. Das Interesse am unglücklichen Zustande der Cretinen wird immer mehr belebt; die Regierungen werden die Cretinen unmöglich länger der alleinigen Pflege ihrer Gemeinden überlassen können, denn diese sind in der Regel außerordentlich arm; auch concentrirt sich das Vorkommen des Cretinismus gerade auf einzelne traurige Ortschaften so sehr, daß schon an gewissen Plätzen der dritte Mensch mehr oder weniger als Cretin befunden worden sein soll. Es kann auch nicht blos bei solchen Erhebungen und Untersuchungen bleiben, wie sie vor einiger Zeit von der sardinischen Regierung angestellt worden sind; es muß sich an dieselbe seine thätige und energische Hülfe knüpfen. Auf diesen Punkt aufmerksam gemacht und ohne Unterlaß wiederholt hingewiesen zu haben, ist namentlich das Verdienst des bekannten Guggenbühl; und dieses Verdienst muß man ihm lassen, mag man auch gegen seine wissenschaftlichen Grundsätze und gegen die Erfolge der Erziehung in der von ihm auf dem Abendberge gegründeten Anstalt sagen, was man will. Namentlich differiren Manche, z. B. der Lehrer und Arzt Dr. Kern (Director einer Anstalt für Blödsinnige zu Gohlis (bei Leipzig) darüber mit Guggenbühl, daß sie meinen, ein wirklicher Cretin könne nicht geheilt, sondern nur gebessert werden, während Guggenbühl Heilungen erzielt zu haben glaubt. Jetzt aber giebt Erlenmeyer (gleichfalls ein Vorsteher eines Instituts für Blödsinnigenbildung bei Bonn) seine Meinung dahin ab, daß wenn auch nicht alle solche Kinder geheilt, doch ein großer Theil derselben so weit gebessert und brauchbar gemacht werden könne, daß man jene Anstalten nicht bloß Pflege-, sondern wirklich Heilanstalten nennen dürfe. Es sei aber falsch, die Anstalten in der englischen Weise herzustellen, wo sehr viele Kinder zusammenleben; die Kinder sollen zu 10—12 in kleinen, abgeschlossenen Häuschen im Familienleben untergebracht werden, an deren Spitze ein Lehrer der Familie steht, der Unterricht und Pflege besorgt. Hier ist der Vortheil der zweckmäßigen und gesunden Unterbringung mit einem nur geringen Kostenbetrag verbunden. In einem Centralgebäude, wo auch die Administration ist, soll der die ganze Colonie beaufsichtigende ärztliche Director wohnen. Ein Vorbild dieser Art befindet sich in dem Institut für verwahrloste Kinder bei Zütphen, welches von dem bekannten Philanthropen Suringar unter dem Namen: Nederlandsch Mettray ins Leben getreten ist. Uebrigens hat man jetzt darauf geachtet, ob die Cretins, welche vorzugsweise kleine Schädel haben (Mikrokephalen, wie man sie in den überall öffentlich gezeigten sogenannten Azteken sah), oder ob Diejenigen, deren Schädel groß sind (Makrokephalen), größere Bildungsfähigkeit zeigen; und man fand in der That, daß die Kleinköpfigen bessere Fortschritte machen als die Großköpfigen, und daß letztere um so weniger Aussicht auf günstigen Erfolg des Unterrichts gestatten, je weniger Anhänglichkeit an Angehörige und Wohlthäter sich bei den Kindern findet.

Das Aussterben des Menschengeschlechts.

p. Während die Geologen in Aussicht stellen, daß das Menschengeschlecht einst durch Erfrieren untergehen wird, da sich Atmosphäre und Erdboden immer mehr abkühlen, wenn auch nur ganz langsam, denn man berechnete, daß die Zeit, wo in der gemäßigten Zone ein Tropenklima herrschte, 1,300,000 Jahre hinter uns liegt, und daß also ebenso viele Jahre vergehen mögen, bevor die jetzige heiße Zone zu einer Zone mit gemäßigtem Klima wird, die Menschen daher Zeit genug gewinnen, sich einigermaßen zu acclimatisiren; — während ferner die Ethnographen einen Hauptgrund des Unterganges wilder Völkerstämme in dem allgemein gewordenen Mißbrauche der Abortivmittel und in der daraus entstandenen geringeren Fruchtbarkeit der Ehe finden, und während auch einige Alterthumsforscher den Untergang der alten Griechen zum Theil den zugleich mit dem Hetärenthum gebräuchlich gewordenen Abortivmitteln Schuld geben; — während endlich neuere Biostatiker behaupten wollen, daß die Menschen verhungern müssen, da ein großer Theil des Proletariats unfähig ist, sich die Mittel zu seiner Existenz zu erwerben, und daß auch keine Aussicht zur Abstellung dieser Noth vorhanden sei, wollen Andere praktisch für allmähliches Absterben des Menschengeschlechts sorgen. Der oberste Grundsatz einer in der Nähe von Neuyork lebenden religiösen Secte lautet: „Aussterben des Menschengeschlechts." Dieses Aussterben soll durch immerwährendes allgemeines Cölibat erzielt werden. Die Mitglieder der Secte gehen von der Ansicht aus, daß der Mensch böse geboren sei und zu keiner sittlichen Vollkommenheit gelange. Das Erdenleben biete übrigens zu wenig glückliche Augenblicke. Wenn man ihnen vorhält, daß Gott das Erdenleben als Prüfungszeit eingesetzt habe, so erwidern sie, daß sie sich nicht für berechtigt halten, dieser Prüfung Menschen auszusetzen, welche möglicherweise nicht mit den nöthigen Tugendanlagen geboren werden. Allein es geschieht nichts Neues unter der Sonne, und so originell diese Zunft zu sein scheint, so hat sie doch schon ihre Vorgänger in den Manichäern. „Es ist Alles schon dagewesen!"

Zum Schutz der Bäume gegen Insecten.

* In einer Julinummer der „Nassauischen allgemeinen Zeitung" von 1853 theilte Dr. Heinrich Fick seine Beobachtung mit, daß mit Chausseestaub bedeckte Bäume, wenn ringsum Raupenfraß wüthe, verschont blieben und reiche Früchte trieben. Er schloß daraus, daß den feingegliederten und feinfühlenden Insectenmaden und Raupen die Berührung des Staubes widerlich, vielleicht schmerzhaft wäre, und machte den Vorschlag, einen mit feinem Landstraßenstaub gefüllten Beutel in der Zeit, wenn die schädlichen Thiere die Bäume zum Ablegen der Eier besuchen, an eine Stange zu befestigen und die Bäume damit einzupudern. Nach einem Regen müßte die Operation natürlich wiederholt werden. Im Herbst des vorigen Jahres hat der berühmte Agronom Eugen Robert der Pariser Akademie der Wissenschaften die Mittheilung gemacht, daß Chausseestaub auch das Schmarotzergewächs vertilge, von dem die Krankheit des Weinstocks herrührt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 11. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [14. März.

Inhalt.

Friedrich Halm.

— Es war am vorletzten December des Jahres 1835, als der Dichtername Halm in Wien zum ersten Male gehört wurde, am Hofburgtheater auf dem Zettel stand und mit dem Reiz des Geheimnisses die Kaiserstadt erfüllte. Griseldis übte, bei dem schwunghaft begeisterten Spiel der Darsteller, an Ort und Stelle eine zündende, für das gesammte deutsche Theater eine epochemachende Wirkung. Die Stimmung der Zeit war eine ebenso günstige, wie die Macht der Dichtung eine entschiedene. Das Jahr 1830 hatte eine politische Bewegung über Deutschland gebracht, die Pariser Julirevolution die mühsam aufgestauten Dämme gegen die Betheiligung des deutschen Bürgers an den staatlichen Interessen hinweggerissen: in unseren mittleren und kleineren Staaten begannen jene stürmischen Kammerdebatten, denen nur Oesterreich und Preußen, die damaligen Wächter des Absolutismus, Grenzen steckten. Der Lärm dieser politischen Kampflust verrauschte, da jene zwei starken Widerstandselemente nicht bezwungen werden konnten; die Bewegung, in enge Bahnen eingepfercht und kleinlich verhetzt, wurde keine nationale, und die Gemüther, der eingezwängten Debatten müde, sehnten sich nach einem Zündstoff allgemein deutscher Art. Wir sprechen immer vom Geist der Reaction. Es ist aber weit mehr das Gemüth, welches reagirt. Hat der Verstand der Verständigen Schiffbruch gelitten, dann sehnt sich deutsches Gemüth allezeit fast stürmisch zurück zum gesicherten Hafen eines Friedens, hinter dessen Bollwerk sich die Wogen des Lebens gemach brechen. In der Regel ist es dann die Musik, die sich der kampfesmüden Welt bemächtigt; denn die Sehnsucht nach Genuß ist thatenscheu und gedankenarm. Das deutsche Oesterreich hat aber in der Poesie seine Musik. Und die Muse rhythmisch bewegter Sprache, jeder Zeit dienstfertig, einem bedrängten Geschlecht zu Hülfe zu eilen, erscheint bald als Morgen verkündende Lerche, bald als wehklagende Nachtsängerin im dämmernden Hain. In Anastasius Grüns Gedichten war die Muse Oesterreichs auch wie die Schwalbe, die an Kaiser Franzens Burgfenster nistete und ihm zusang: Erlaube mir, daß ich so frei bin, frei zu sein! So hausgewohnt die Schwalbe ist: sie machte sich aber doch aus dem Staube und floh ins Gebirg, und die Muse der Lyrik, diese Proteusnatur, nahm dort andere Gestalt an, schwang sich auf die Felsen der menschenleeren Einöde und blieb dort als Adler horsten. Lenau blieb mehr die Nachtigall, die sich im weichen, warmen Hain und gleichwohl in tiefer Einsamkeit und Verborgenheit zu Tode klagt. Vergleiche hinken, und so würde es denn nicht ausreichen, wollten wir sagen, in Friedrich Halm habe sich die Muse Oesterreichs freiwillig fangen lassen, um mitten unter Menschen, ja im Strom bewegter Massen, aber hinter dem goldnen Gitter conventioneller Theaterwelt, Haß und Liebe, Schmerz und Freude und all die unsterblichen Gefühle der Menschenbrust zu singen. Das Drama hat, wie ein Staat, seine geschlossenen Lebensgesetze. Es läßt nicht blos verschiedene Menschen einzeln auftreten und jeden dieser Menschen wie einen Lyriker sein Lied absingen. Derlei Lyrik drängt sich wohl in Oesterreichs Dramatik mit ein, macht aber nicht deren Werth. Das Drama bringt zwei, drei Menschen oder ganze Gruppen und Vertreter von Massen in einen Conflict mit dem was jeder für sich zu sagen und zu singen hat von Schmerz und Lust, von Haß und Liebe. Der Conflict unter Menschen macht das Drama, und wenn Halm der Dramatiker Oesterreichs wurde in der Epoche der Lyrik von Grün und Lenau, so ward er es, indem er die Menschengefühle, die Jener und Dieser als Lerche und als Nachtigall einzeln und einsam ausgetönt, in die Collisionen des Widerspruchs brachte und die Dialektik dessen was ewig wogt und webt im Menschenherzen, leibhaftig in Gestalten, die selbsteigen vor uns hintreten, zur Erscheinung, d. h. in Scene brachte. Das Burgtheater freilich hat, oder hatte, etwas von eines Käfigs goldenen Stangen, und die Meisten die sich glänzend bewegen innerhalb der gebotenen Enge sind Liebäugler mit Schönheit und Wahrheit, statt deren Hohepriester zu sein. Wir können nicht untersuchen wollen, ob und wie Halms Muse auf anderm Boden sich weniger verzärtelt, sich gesünder, kräftiger, freier entfaltet haben würde; Jeder ist das Product der Bedingungen, aus denen er Wuchs und Nahrung gewinnt. Halm hat sich auch auf dem Boden der Kunst selber, sei's freiwillig, sei's aus Gewohnheit und Schulung, Fesseln auferlegt, Fesseln der dra-

matischen Convention, mit denen, nicht trotz denen er seine siegreiche Kraft und Wirkung bethätigte. Abstracte kritische Leichenbeschauer sind ganz blind über Vorzüge und Stärke der Halm'schen Dramen gewesen, ganz blind dafür, daß es nicht Schwächen sein können, mit denen man siegt und zu dreien Malen, mit Griseldis, Sohn der Wildniß und Fechter von Ravenna, triumphirend seinen Umzug hält durch die deutschen Gaue und die deutschen Gemüther. Freiwillige und selbstbewußte Fesseln müssen es sein, die sich das schaffende Talent, will es wirken, auferlegt. Haben diese Fesseln einen Beigeschmack fremder Gewöhnung oder krankhafter Verweichlichung, so wird sich, was schadhaft daran, auch wohl rächen, und Halms Dramen, während sie überraschten, fortrissen und entzückten, fanden in der That auch eben soviel Widersacher, die sich dem, was sie specifisch Wienerisch daran nannten, scharf entgegensetzten. Was Halm neben jenen drei Werken schuf, trug auch vorherrschend das Gepräge vom Niederschlag seiner Dichtung und seines Styls, dergestalt daß es in Wien hangen und für Deutschland spurlos blieb. Was aber in den drei Hauptwerken von hinreißender Macht war, muß auf einen Kern selbstbewußter Kraft und Selbstbeherrschung in Stoff und Styl schließen lassen; was von den Fesseln, die der Schöpfer jener Dramen sich selbst auferlegte, sich als dramatisches Gesetz bekundet, wird nicht nur zur Erläuterung der Wirksamkeit jener Richtungen, muß auch zur Aufstellung unserer Begriffe und Vorstellungen dienen müssen. Auch Theoretiker, dünkt uns, werden sich über die Lebensbedingungen der dramatischen Poesie verständigen können, sehen sie in diesen Lebensbedingungen das Geheimniß der dramatischen Wirksamkeit.

Als die Frage über die Autorschaft des Fechters noch eine offene war und die ganze deutsche Welt erfüllte, wollten spürsame Kritiker in der tableauartigen Arbeit des Werks den Dichter der Griseldis erkennen. Der zweite Act mit der Entfaltung Cäsar Caligula's ist ein Tableau für sich. Auch Griseldis und der Sohn der Wildniß geben eine Folge von dramatischen Bildern. Allein fünf Tableaux, neben einander aufgestellt, geben noch kein Stück, das, wie die drei Werke Halms, als Ganzes seine dramatische Macht übt. Halms Dramen wirken trotz der tableauartigen Haltung einzelner Theile mit wahrhaft dramatischer Spannung. Diese Spannung kann auch nicht in dem Folternden der Situationen, die Halm krankhaft nervös auf die Spitze schraubt, beruhen. Das Folterknechtsmäßige, womit Percival sein Weib martert, stößt eher ab und empört. Diese Spannung der Halm'schen Stücke muß in einem positiven Etwas beruhen, und dieses Etwas, von deutschen Dichtern wie ein Stein der Weisen gesucht, muß in einem natürlichen Gesetz der dramatischen Poesie beruhen, und es verlohnt sich die Mühe, dies bei einem Dramatiker der Gegenwart, der trotz seiner Fehler so entschieden das Theater beherrscht, zu erörtern. Wir wollen hier dies Arcanum enthüllen, das Gesetz der dramatischen Centralkraft, auf die Gefahr hin, verketzert zu werden, einfach aussprechen. Es lautet: Nicht der geniale, bewundernswerth große, freie Waldwuchs der Shakspeare'schen Charakterwelt, nicht die feine, schöne Lebensweisheit Goethe'scher Gestalten, nicht die geistige überwältigende Idealistik Schiller'scher Gebilde, sondern der Conflict innerlich und äußerlich zu einem Proceß herantretender Personen macht das Drama. Man argwöhne nicht, als wollten wir das deutsche Drama auf das Intriguenspiel der französischen Komödie beschränken. Scribe ist Meister auf diesem Gebiet, und dem Goethe'schen Seelengemälde wie der Idealistik der Schiller'schen Geisterwelt möchte man fast als Surrogat für ein fehlendes Element Scribe'schen Kleinhandel und die rasch circulirende Münze der französischen Komödie wünschen. Intrigue ist nicht das rechte Wort; man denkt dabei lediglich an ein Antichambrespiel, wo das Schicksal der Völker und Könige von der spitzen Zunge der vertrauten Zofe, oder vom Bonmot des Zufalls und des Witzes abhängt. Fabel, sagt Aristoteles, und er meint damit, was wir im höhern Sinn, auch bei Shakspeare, unter Intrigue verstehen möchten: die Collision des Stoffes, den dialektischen Proceß der um das Centrum des Thema's gedrängten Figuren. Nicht die Charaktere, sagt Aristoteles, sondern die Fabel ist beim Drama die Hauptsache. Die Führung des Fadens, seine Verschlingung und Lösung ist wesentlicher als die Charaktermalerei in einzelnen Gestalten. Bei Shakspeare drängt die überwältigende Macht seiner Charakterschöpfung nicht selten die Führung des Fadens zurück, ähnlich wie in Bildern von Rubens die üppige Kraft und Ueberfülle der Gestalten die stricte Einheit der Composition beeinträchtigt. Die antike Tragödie war darin mustergültig, daß ihre Figuren das Thema, das sie vorführen, nicht überwachsen, sich aus dem Rahmen der Fabel, der sie Leben und Gegenwart geben, nicht hinausdrängen, und der Aristoteles Deutschlands, Lessing, welcher Shakspeare auf deutschen Boden hereinrief, um uns von der Unnatur und falschen Convenienz der französischen Alexandrinertragödie zu befreien, hat seiner Zeit diesen Rettungsact nicht vollzogen, um für das deutsche Drama dem formlosen Wildwuchs wie er mit Götz begann, die Bahn zu öffnen, wie er ja selber, nach Instinct, Schöpferdrang und Einsicht, seine eigenen Dramen in der Zucht der antiken Gesetze hielt, nicht um schulgerecht zu schreiben und akademische Studien und Modellacte zu liefern, sondern um sich in diesem Gesetz, das sich das Drama selber giebt, naturgemäß zu genügen.

Unter modernen dramatischen Dichtern ist Calderon Meister der Intrigue, Meister in dramatischer Handhabung des Thema's, um das sich, wie zu einem Processe, drängend und bedrängt, Menschengestalten concentriren. Lessing würde auf Calderon hingewiesen haben, wäre dies Gestirn schon damals über den Horizont unserer Kenntnißnahme gestiegen. Trotz dem Auswuchs lyrischer Romanzen und Arabesken, trotz dem höfisch galanten Styl romantisch verzückter Blumenstraußparaden, trotz allem was wir als Tribut einer specifischen Romantik und als Manierirtheit erkennen, scheuen und verwerfen: sind Calderons Dramen Musterstücke in der Führung dessen was wir sei's nun Fabel, sei's Intrigue, sei's Proceß der dialektischen Durchführung des Stoffes nennen. Er ist nicht größer darin als Shakspeare in einer ganzen Reihe seiner vollendeten Werke, aber seine Vorzüge in der Composition liegen um so deutlicher und sprechender zu Tage, je weniger bei ihm, dessen Charaktere beinah feste Typen sind, das Fleisch den Knochenbau überwächst, die Charaktergestaltung die stetige Führung des Thema's nicht beeinträchtigt. Bei aller fast tropischen Gluth süß und heiß athmender Romantik sind Calderons Stücke Meisterwerke in der logischen Behandlung dramatischer Stoffe. Und Halm ist Calderons Schüler, ein Schüler, der dem Meister das Geheimniß des dramatischen Baustyls bis auf das intimste abgelauscht hat.

Immer sind es bei ihm nicht mehr als drei Personen, die zu einem Proceß auf Leben und Tod zusammentreten, und jene große Maxime bewahrheiten, daß im Lustspiel nie genug, in der Tragödie nie zu wenig Personen am Conflict betheiligt sein dürfen. Je weniger, desto inniger, tiefer und ungestörter die Betheiligung. Von Dramatikern der Gegenwart hat keiner wie Hebbel auf dieser Basis den Bau des Drama's erkannt; Hebbel würde der größte dramatische Dichter der Jetztzeit sein, wenn er menschlicher fühlte. Halm aber hat mit der Hingebung des Lyrikers und der Schwärmerei des Elegikers das Calderonische Gesetz des Drama's erfüllt und vollzogen.

Der deutsche poetische Süden hat schon aus religiöser Sympathie, gleich sehr aus Hang zur Bildersprache und im heißen, üppigen Drang der Empfindung, Hinneigung zur Muse Calderons. München und Karlsruhe haben nur kurzathmige Versuche in der Dramatik gemacht. Auffenberg war ein vergängliches Meteor, das nur noch Gottschall seltsamer Weise und aus Sympathie zum declamatorischen Pomp feiert. J. v. Schenks Belisar war eine Einzelgeburt ohne stete Folgerungen; aber in Wien war Grillparzers Ahnfrau epochemachend für deutsche Hinneigung zum spanischen Trochäus, wie denn selbst in deutscher Lyrik die Romanze dem Süden, die Ballade dem Norden entsprechender blieb. In Wien war Calderon seit lange Meister und Lehrer, die gesammte höhere Dramatik Oesterreichs ging und geht bei ihm in die Schule; auch Müllners Schuld ist ohne den Vorgang der Wiener Ahnfrau nicht denkbar. Halm erwuchs in dieser Tradition. Leider hat er auch deren subjective und specifische Eigenheiten überkommen; aber wenn er mit Macht und Glanz dreimal in drei Jahrzehenden gewirkt hat mit den Hauptwerken seiner Muse, so hat er diese Macht und diesen Glanz nicht den Fehlern, die die Kritik an ihnen enthüllte, sondern dem positiven Kern in der Construction und dramatischen Fügung seiner Stoffe zu verdanken. Und diese Kraft durchgreifender Wirksamkeit liegt nur zum Theil in dem Strom seiner subjectiven poetischen Stimmung, Empfindung und Begabung; sie liegt wesentlich in der dramatischen, nicht blos theatralischen Concentration seiner Stoffe, in der dialektischen Durchführung seiner Themata. Er theilt mit Calderon nicht blos den Adel und Schmelz der Empfindung und Sprache; er brauchte, um diese Schätze bloßzulegen, nicht bei Calderon in die Schule zu gehen, er brauchte dazu, wie andere Dichter Oesterreichs, nur an sein Selbst zu klopfen, um den Quell dichterischer Strömung in bilderreicher Pracht und in hinreißender Innigkeit ergiebig zu machen. Und es war auch nicht Erkenntniß willkürlicher Selbstbestimmung, es war die in Wien heimische Tradition, die ihn an Calderons dramatischem Styl sich zu entwickeln trieb. Wir wissen nicht viel von Halms Entwickelungsgang; von seinen Studien zeugen aber hinreichend seine jetzt in sechs Bänden gesammelt erschienenen Werke.

Wir wissen nur, daß seiner Griseldis eine Jugendarbeit voranging, vielleicht das im ersten Bande enthaltene Drama „Camoëns", das der zwanzigjährige Jüngling gleich nach Vollendung seiner juridischen Studien, also etwa 1826 schrieb, da Eligius Franz Joseph Freiherr v. Münch-Bellinghausen in biographischen Angaben als 1806 zu Krakau geboren aufgeführt wird. Zu der Frühreife des Jünglings gesellte sich bei Halm keineswegs ein Drang, sich und sein Wollen und Können der Welt darzubieten, vielmehr eine Scheu, sich auszusprechen und offen darzulegen. Band 1 seiner (in Wien bei Gerold) erschienenen Werke enthält lyrische Dichtungen. Wir finden da manches Bekenntniß und Geständniß politischer und persönlich gelegentlicher Art, das uns in den bürgerlichen Lebenszusammenhang dieses Dichters versetzt. Sein Hang, sich hinter der Welt der Oeffentlichkeit zu verstecken, mag, ächt österreichisch, theils in einer vornehmen Scheu des Aristokraten, theils in einer Lust am Geheimniß begründet sein, wie ja selbst das anonyme Erscheinen des Fechters auf den Brettern auf geheime Erbitterung und Furcht, aber auch auf die Absicht schließen läßt, das deutsche Publicum zu prüfen, wie weit es eine Dichtung von ihm ohne das festgerannte Vorurtheil gegen ihn zu genießen und zu würdigen vermöchte.

Eine Grille dieser Art pflegt sich an sich selbst zu rächen; sie hat dem Verdachte, jenes Dichtwerk sei der Quelle nach nicht ursprüngliches Selbsterzeugniß, Thor und Thür geöffnet, und der poetisch reiche Freiherr hat auch nachträglich nicht für nöthig erachtet, einfach sein Ehrenwort abzugeben, daß er von einem geistesarmen Schulmeister nichts entlehnt. Peinvoller, aber wohl ebenso leer war seit 1843 der Verdacht, Halms Lehrer und Freund, der freiwillig geendete Benedictiner und Professor zu Mölk, Michael Leopold Enk v. d. Burg, habe wesentlich Theil am Entwurf oder an der Abfassung der Dramen, zu denen Eligius von Münch sich nur mit einem fingirten Namen bekannte, als sei er nur der „Halm" an einem Gewächs, dessen Blume nicht sein eigen. Die Deutschen sind über geistiges Eigenthumsrecht lange Zeit so blöde gewesen, daß sie nun den freien Austausch und die innig verwachsene Gemeinsamkeit der Geister als Plagiat und unberechtigten Eingriff beargwöhnen. Michael Enk, der ebenso gelehrte wie poetisch begabte Mönch, hat neben einer Reihe philosophischer Romane, die in Wien erschienen, aber in Deutschland unbekannt blieben, auch eine große Anzahl psychologischer Untersuchungen, als dramatischer Kunstrichter ein Buch: „Melpomene oder über das tragische Interesse," Briefe über Goethe's Faust, ein Buch über deutsche Zeitmessung, und Studien über Lope de Vega geschrieben. Vielleicht begegneten sich Beide, Enk und Halm, auf dem Felde romantisch spanischer Poesie nicht blos als Lehrer und Schüler, auch als gemeinsame Arbeiter, Freunde und Geistesgenossen. Jedenfalls hatte Enk in Bezug auf Griseldis so weit Theil an des Dichters Entwickelung, daß er dessen Scheu vor der Oeffentlichkeit besiegte, um mit dieser ersten scharf und narkotisch genug duftenden Blume als bloßer „Halm" in die Welt zu treten. In Band 4 der gesammelten Werke finden wir zu Halms Uebersetzung von Lope de Vega's Lustspiel „König und Bauer" ein an Michael Enk gerichtetes Widmungsgedicht, den einzigen Ausspruch des Dichters über seinen Zusammenhang mit dem so unglücklich geendeten Freund. Halm bekennt sich in diesen Versen als Bergmannsknappe im Schacht des Wissens, Forschens und Schürfens, und wie dem ältern Bergmann der jüngere Geselle Wink und Verheißung verdanke über geheime Schätze unter der Erde: so

Was hier beharrlich Ringen
Der Fremde für die Heimath abgewann,
Dir dank' ich's. Nimm denn, treubewährter Mann,
Des Dichters Freund, wie Lehrer einst dem Knaben,
Dies Kleinod Lope's als Dein eigen an,
Ein arm Geschenk für soviel reiche Gaben!

Ueber die Schweigsamkeit seiner eignen Natur finden wir unter den lyrischen Gedichten in Bd. 1 eine Feier, welche so begeistert

ist, daß sie die Lauterkeit des Redens fast in Zweifel stellt, ganz ungleich dem Goethe'schen offenherzigen Ausspruch: Dichter lieben nicht zu schweigen, möchten sich der Menge zeigen, Lob und Tadel muß ja sein! Halms dithyrambischer Lobspruch über die Schweigsamkeit lautet:

Schweigen will ich!
Was sind Worte? — Schellengeklingel!
Was sind Worte? — Kupferpfennige,
Beschnitten vom Wuchrer: Gebrauch,
Abgenützt vom Verkehr!
Nein! Fasse wer will in Worte
Unfaßbares und stammle kläglich,
Unaussprechliches mühevoll her!
Ich verschmäh' es! Ich Deiner würdig gebe
Dir Einzigen das einzig Würdige:
Ein volles glühendes Herz
Und Schweigen!

Gehen wir näher auf die Worte und Werke des Dichters Halm ein. Des Dichters Werke sind Worte, und wir strafen Halms Erklärung Lügen, wenn wir aufrichtig sagen, seine drei Hauptwerke und Worte seien mehr als „Schellengeklingel," mehr als „Kupfermünze, beschnitten vom Wucherer: Gebrauch, abgenützt vom Verkehr."

Halms Griseldis wirkte, nachdem die Ahnfrau mit Müllners Schuld und all den darauffolgenden Schuldthurm- und Schicksalstragödien verklungen war, abermals von Wien aus epochemachend. Epochemachende litterarische Wirkungen verdanken oft nur dem Niederschlag politischer Gewaltanstrengungen ihren Grund. Die Muse ist oft Hetäre genug, uns über den gestörten und zertrümmerten Aufbau nationaler Hoffnungen zu trösten. So stand es mit uns in der Mitte der dreißiger Jahre auf dem Felde politischer Entwickelung in Deutschland. Der Gemüther bemächtigte sich eine Reaction. Mit der feigen Furcht und Scheu nach außen pflegen dann aber auch innere Fragen aufzutauchen und die in sich zurückgedrängte Seele bespiegelt sich gern vor sich selbst. Das Thema der Emancipation der Frauen war mit Rahels und Bettina's Bekenntnissen in Deutschland ein solch Spiegelbild innerer Selbstqual. Halm stellte ein mittelalterliches Weib in den Brennpunkt grausamer Prüfungen, machte an der unerschütterlichen Treue der weiblichen Unschuld, Hingebung und Liebe das psychologische Experiment, wie weit ein an den Mann gebundenes Weib die Stadien der Prüfung bestehen könne. Seine Heldin siegt und besteht, und wieder gepeinigt siegt und besteht sie abermals, bis sie endlich mit der Entdeckung, all das sei nur zum Spiel geschehen, die Reihe ihrer Siege mit Entsagung und Verzichtung auf den Preis des Sieges beschließt. Held Percival hat am Hofe gewettet, sein aus der Köhlerhütte stammendes Weib sei unsterblich in ihrer Treue und Liebe zu ihm. Somit beginnt die Reihe der Prüfungen. Unter den Prüfungen verstehen wir sonst Fügungen des Himmels und des Schicksals. Hier sind es moralische Feuerproben, die Ehrgeiz und prahlerischer Uebermuth herbeiführen, und der Mann selbst ist am Weibe der Folterknecht, der den Holzstoß zündet und die Zangen glüht, um ächte Weiblichkeit herauszuschmelzen. Segenssprüche für ihn auf den Lippen, besteht Griseldis die Tortur, selbst das Kind kann sie aus Liebe zum Gatten opfern, und der Dichter wagt das Allerhöchste was Mutterliebe sonst vermag, dem naiven Moloch der Barbarei eines raffinirten Naturburschen preiszugeben. Sind es spanische Flammen die diesen männlichen Ehrgeiz schüren? Ist es Spaniens fanatischer Ehrbegriff, der im „Arzt seiner Ehre" den Mann zum Henker der reinsten Frauenseele macht, um auch den bloßen Schatten der eignen Verletzung, auch den leisesten Verdacht der Schmach und des lächerlichmachenden Leumunds zu tilgen? — Halms Percival ist kein Spanier, er ist ein Sohn der germanischen Wälder und Ritterburgen. Weil er naiv ist, verirrt sich in ihm die Barbarei des Mannes über die Grenze des Möglichen hinaus? Wir fühlen diesen Widerstreit, und sind doch gebannt von der Macht der Fiction, denn Calderons dramatische Kunst, den Knoten zu schürzen, das Problem zu steigern, den Proceß in der Streitfrage auf die höchste Spitze zu heben, diese Kunst der dramatischen Spannung in Halms Stück ist noch größer und stärker als die Zumuthung, an den Molochsdienst spanischer Ehrbegriffe zu glauben. Selbst über die Gräuel dieser Zumuthung siegt hier die Gewalt der dramatischen Handhabung des Stoffes, die Macht der künstlerischen Concentration, wie sie die Form des Drama's verlangt; der Adel und Schmelz des poetischen Zauberbannes, der selbst da wo er nicht erleuchten und beglücken kann, die Gemüther bestrickt, übte auf ganz Deutschland seinen Reiz.

Auf den deutschen Theatern klapperten damals Raupachs aufgesteifte, rhetorisch räsonnirende Jambenhelden. Diese fabrikmäßige Romantik an der Spree ward von der poetisch verzückten Romantik an der Donau gekreuzt; man war froh, jene steife, octroyirte Gewaltherrschaft beendet zu sehen. Es war auf dem Felde des deutschen Theaters ein Sieg des deutschen Südens über den deutschen Norden. Dieser Sieg ließ sich freilich nicht dauernd festhalten, er ließ sich nur stoßweise mit neuer poetischer Gewalt wiederholen. Halm hat in drei Jahrzehnden der Dreißiger, Vierziger und Fünfziger nur mit je einem Werk die deutsche Bühne, dann aber entschieden, erobert. Sein Adept, seine Immelda Lambertazzi kamen nicht aus Wien heraus. Er verunglückte, sagt man, mit der Bearbeitung des Shakspeareschen Cymbeline, die er der Sammlung seiner Werke nicht beifügte. Bei Shakspeare gilt es, Charaktere mit ihrer Manneskraft, nicht blos Gemüther mit ihren Stimmungen zu Conflicten ins Feuer zu führen. Von Shakspeare kehrte Halm zu seinen südlichen Meistern und Lehrern zurück. Band 3 seiner Werke bringt „König Wamba," Bruchstück einer freien Bearbeitung von Lope de Vega's Vida y muerte del rey Bamba; Band 4 „König und Bauer," ein Lustspiel, ebenfalls nach Lope. Das Drama „Ein mildes Urtheil" führt uns in die Traum- und Gespenstersucht zurück, wie sie sich in der „Ahnfrau" und in der „Schuld" als Niederschlag der spanischen Studien auf deutschem Boden geltend machte. Auch Müllners Schuld (wie der „Neunundzwanzigste Februar") ist ein nach Calderonischem Styl gebautes Drama, es verdankt diesem Baustyl seine Geltung, wie sehr hier auch blos der advocatorische Calcül mit den Formen und Elementen der Calderonschen Poesie ein Rechenexempel zusammenfügt. Zacharias Werner mit seinem „Vierundzwanzigsten Februar" und der ganzen Symbolsucht seiner Mystik war gleich sehr eine exotische Pflanze des deutschen Nordens, die im Süden ihre Nahrung suchte und fand.

Erst mit dem „Sohn der Wildniß" (1842) machte Halm von neuem einen entschiedenen Triumphzug über die deutschen Bühnen; er beherrschte damit die vierziger Jahre, wie Griseldis für das Jahrzehend der Dreißiger epochemachend gewesen war. Deutsche lyrische Innigkeit hat auch dies zweite Hauptwerk der Halmschen Poesie nach Calderonischem Styl ausgebaut. Nur schwankt die

deutsche Muse Oesterreichs auch hier in ihren Gemüthsconflicten zwischen den zwei Endpolen erbitterter Grausamkeit und weichlicher Entartung. Der Flügelschlag poetischer Entzückung führt sie nur in großen Momenten hinweg über diese Extreme, vor denen norddeutsche Gesittung und Geistesart sich hartnäckig zu sichern und mit böslichem Witz zu waffnen suchte. „Mein Herz, ich will dich fragen, was Liebe sei — Zwei Seelen und Ein Gedanke, Zwei Herzen und Ein Schlag!" Dieser Refrain aus dem Sohn der Wildniß ging von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, wurde als Nachtgebet in den Schlafkammern aller Jungfrauen leise geflüstert, klang als Gassenhauer auf allen Drehorgeln der bettelnden Bänkelsänger. Es lief aber auch die Parodie dazu mit gleichen Füßen durchs gesammte Land und der Sohn der Wildniß stand noch gefährlicher wie Griseldis im hellen Feuer unüberwindlich widerstreitender Gefühle. In der Griseldis wird an der Weiblichkeit eine Tortur verübt, im Sohn der Wildniß an der Mannheit die Dressur erprobt. Dort steht als Grenzpfahl der Möglichkeit und als Schreckniß eine Grausamkeit, an die wir nicht mehr glauben; hier das Raffinement einer süßlich gewürzten Civilisation, die wir verspotten. Halms Muse, der schön befiederte Vogel Phantasie, streift mit seinem Flügelschlag an beide Grenzen, wo die Parodie dem noch so tief und schön gefühlten Ernst auf dem Fuße folgt. Halm hat keinen Witz. Wir fluchen dem Witze, der, profan genug, die Werke der Phantasie zerstört. Aber wir bedauern zugleich die Phantasie, hat sie keine Ahnung von jenen Grenzen, wo ihre Herrschaft aufhört und der nüchtern tödtende Witz beginnt. Halm hat Ausflüge von Humor, aber sein Humor bettet sich in die weichsten Eiderdunen eines süßen Behagens, das an Verlorenheit aller Manneskraft grenzt. Zeugniß dessen ist sein erträumter Sohn der Wildniß. Eine Tochter angeblich hellenischer Cultur, Parthenia, zähmt einen angeblich wilden Tektosagen und bekehrt ihn mit dem Raffinement der Nipptischcoquetterie zur sogenannten humanen Bildung! Dies die Fabel des Stücks in dramatischen Bildern. Ein freier Sohn der Wildniß soll in psychologischer Stufenfolge nicht blos die Bärenhaut ablegen, er soll nicht blos die eigne Haut seiner guten Natur zu Markte bringen, er muß auch — so süß ist die Dichtung gewürzt mit dem Patschuli der Saloneleganz! — wie ein wedelnd Hündchen der Laune des coquetten Bildungskindes schönthun und ihm das Körbchen nachtragen. Ein Tektosage, welcher doch auch Mann ist, springt mit Hundetreue wohl eher noch über den Stock, als daß er schönmacht mit Schnauze und Pfote. Halm bildet seinen Wildnißsohn zum Sklaven unmännlicher und mannesunwürdiger Nipptischlaunen. Massilia, die hellenische Colonie, dieser Sitz griechischer Bildung, dem Natursohn Ingomar gegenüber, ist ein zu Philisterthum entartetes antikes Krähwinkel in romantischer Spottbeleuchtung, kein richtiger Wohnsitz und Schooß ächter Menschenbildung, wie uns Athen, Mycene, Korinth als Sitze der alten Cultur in Sophokles' Tragödien entgegenleuchten. Wie die Antike auf Oesterreichs deutschem Parnaß verwahrlosen konnte, das wissen wir freilich schon aus Grillparzers Sappho und Medea, wo Züge gewaltiger poetischer Kraft und menschlicher Großheit plötzlich vom Thränengewäsch Kotzebuescher Rührsucht empfindsam weggeschwemmt werden. Für die Kunst und Poesie Altösterreichs ist der Geist der Antike, der in Norddeutschland wiedergeboren wurde, eine todte Erscheinung geblieben. Halm hat sein neuestes Drama: „Iphigenie auf Delphi" der Sammlung seiner Werke noch nicht beigefügt. Wir müssen unser Urtheil, ob Halm in dieser Iphigenie die Antike begriffen und wiederzuschaffen im Stande, vertagen.

In Band 5 der Werke finden wir den Versuch zu einer politischen Tragödie: „Sampiero." Auch auf diesem Gebiet ist die Muse Oesterreichs ein unerzogenes, ein harmlos gutes, aber schwächliches Kind. Sampiero erschien zwei Jahre nach dem Sohn der Wildniß, und erlebte in Wien viele Darstellungen; die damals so maulkorbverhangene Kaiserstadt war kritikloser als je. Wir *lasen* das Stück blos, denn anderen Bühnen blieb es, soviel wir wissen, verschlossen. Der verbissene Schmerz des von aller Welt aufgegebenen und verrathenen Freiheitshelden ist in Act 1 mit der ganzen intensiven Gewalt ächt poetischer Stimmung zum Ausdruck gebracht. Ich kenne kein Werk des gesammten Oesterreichs, in welchem der Freiheitsgedanke, gegenüber einer hohlen, herz- und marklosen Wirklichkeit, so ergreifend und mit soviel poetischer Erbitterung zur Erscheinung käme. Wo Halm patriotisch und politisch bewegt ist, wird er schmerzlich bitter; er verwundet und zerfleischt, dem Pelikan gleich, sein eigen Fleisch und Herz. Aber dieser Schmerz der Selbstverwundung hat keine positive Schöpferkraft. Nur der erste Act des Sampiero mit der lyrischen Stimmung zum Thema kann als gelungen, als vortrefflich bezeichnet werden. Im Verlauf des Stückes wird aus dem Freiheitshelden blos ein planlos racheschnaubender und abgehetzter Flüchtling und Verbannter, der im Wahn seiner Selbstverblendung und in der Uebernommenheit seiner blöden Hitze sein an Tyrannen ungestilltes Rachegelüst gegen die Gattin, die Frau seines Herzens, die Mutter seiner Kinder, wendet. Der Held Corsica's hat sein Weib vernachlässigt, sie an seinen Plänen, das Vaterland von der Tyrannei der Republik Genua freizumachen, nicht theilnehmen lassen. So sich selbst überlassen, in seiner Abwesenheit, als er fremde Mächte zur Hülfe für Corsica beschwört, ganz auf sich selbst und die spärlichen Mittel ihrer weiblichen Verstandeskraft verwiesen, unterhandelt sie mit Genua, um das Loos ihrer Kinder, des Gatten selber und ihr eignes, möglichst zu mildern. Diesen ächt weiblichen Rettungsversuch verzeiht der Held Sampiero nicht. Schlägt Halms poetische Weichheit auch hier in ein Gegentheil grausam rücksichtsloser Härte um, oder knechtet ihn hier wieder der aus Calderon angelernte Fanatismus verblendeter Ehrbegriffe: Sampiero fühlt seine Ehre befleckt und so muß das Weib sterben, sterben von seiner eignen Hand, wie in Calderons grausamsten Katastrophen, wo der Blödsinn des überhitzten Wahns Hand an sein bestes und reinstes Heiligthum legt. Das heißt nicht sowohl nach Calderons künstlerischen Gesetzen, sondern nach der localen Artung und Entartung seiner specifischen Nationalsitte deutsche Dichtungen componiren. Trotzdem dies Drama in Prosa geschrieben ist, macht es uns doch den Eindruck einer bloßen Studie nach Calderon.

In Band 5 der Werke steht dicht neben Sampiero, dieser österreichischen Freiheitstragödie, das Drama: „Eine Königin," — auf spanischem Boden ein Seitenstück zu einer Maria Theresia Oesterreichs. Donna Maria de Molina, Wittwe König Sancho's von Castilien und Reichsverweserin, erscheint vor den Vertretern der Nation wie ehedem Oesterreichs Kaisermutter mit dem Säugling Joseph im Arme auf dem Reichstage der Ungarn. Wir sahen das

Stück 1847 auf dem Burgtheater mit der bedeutenden Repräsentation der Hauptrolle durch Frau Rettich; das Drama machte uns entschieden den störenden Eindruck einer Coquetterie mit dynastischen Interessen.

Um so mehr überrascht uns ein Lustspiel von Friedrich Halm in Band 6: „Verbot und Befehl." Es hat die Kühnheit, unter der vorgeführten Geheimherrschaft Venedigs Metternichs altösterreichische Staatsmaximen zu verspotten. Ein betrunkener Secretär des heimlichen Tribunals der Zehn im Lagunenstaat verwechselt Verbote und Gebote, gibt den Ordonnanzen die umgekehrten Richtungen und so häuft sich ein Knäuel des Wirrwars. Ein Hinweis auf das freie rednerische England dem stummen Volksmund der geknechteten Venezia gegenüber ist alles Ernstes als starke Opposition gegen Altösterreichs Regierungsweise gemeint. In den sturmbewegten Märztagen 1848 ward das Stück an der Hofburg einstudiert; der Ausbruch der Revolution in Wien verschob die Aufführung, und nun erschien es zu spät, ja mit seinen Pointen veraltet; die Sprache der Wirklichkeit hatte die Sprache des Dichters überholt, sie unnöthig, ja wirkungslos gemacht; was vorher vielleicht entzündet hätte, erschien jetzt matt und blaß. In künstlerischer Hinsicht ist das Stück, trotz fein und zart gefühlter, ächt poetischer Einzelheiten, entschieden verfehlt um seiner Breite willen und als bloße Copie der Calderonschen Gestalten, Ausdrucksweise und Manier. Die Copie erreicht hier beinahe die Grenze, wo sie Plagiat wird. Halms unbewußte Virtuosität in Aneignung fremden Geistesganges und fremder Pointen liegt auch in diesem Werke zu Tage.

Band 6 enthält zugleich den Fechter von Ravenna, das bedeutendste deutsche Drama des laufenden Jahrzehends, — eine Behauptung, die wir trotz den kritischen Leichenbeschauern in Berlin und Leipzig machen und die das Publicum theilt. Es ist zu gut noch im Gedächtniß, wie diese Dichtung ganz Deutschland beschäftigte; und es war nicht blos der Reiz der Neugier, den Verfasser zu kennen, es war zugleich der eigenthümliche Werth der Dichtung, was Alle erfüllte. Abermals eine Epoche der Reaction und deren niederschlagender Stimmung, in welcher sich die Muse Halms der Gemüther bemächtigte, um sie für ein Thema der Dichtung zu entflammen, aber zugleich in das Gefühl zerstörter Hoffnungen, verfehlter Erwartungen, versagter Verheißungen den scharfen Stachel der Erbitterung zu senken. In den Schrei der Sympathie mit einem von außen und in sich selbst heruntergekommenen Deutschthum mischte sich sogar der Groll der Beschämung; man warf — seltsamer Weise in Berlin, wo man sonst nicht scharf genug denken kann — die Frage auf, ob ein Dichter so höhnisch eine Nation ins Angesicht schlagen dürfe. Wir sagen: Er darf es, denn die Nation bedarf der Concentration innerer Erbitterung, sieht sie sich um heilige Zwecke betrogen. Und abermals steht hier ein Sohn der Natur, der Wälder Germaniens, der vollendeten Summe einer Bildung gegenüber, die freilich, von Gift durchätzt, in Fäulniß überging. Der Sohn jenes Armin der Germanien freigemacht, aus Gewohnheit dieser Cultur verfallen, ist seiner heimischen Nation, der Gesinnung Germaniens schnöde entfremdet. Thusnelda's Wehklage darüber schlägt in unser tiefstes Herz. Dort Gift der Fäulniß, das den Sohn Germaniens umstrickt hält, ganz entarten ließ; hier ein Elend treuloser Wuth gegen sich selbst, mitten in der gerühmten Einfalt der Natur eine Felonie der Kinder Germaniens gegen ihre eigene Mutter: Deutsche waren es die den Helden und Retter des Vaterlandes verließen, umgarnten, vernichteten! Bei alle dem, trotz des bittern Wermuths, ein Athemzug unsterblichen Deutschthums aus den Wäldern und aus der Stammesart unseres Volkes! — Es tauchten Zweifel auf über Halms Autorschaft dieser freien Athemzüge ächter Manneskraft. Wir selbst witterten in den ersten Acten die Dichterkraft Grillparzers. Das Motiv des letzten Actes machte neue Scrupel rege über ursprüngliches Eigenthum eines Gedankens, eines Einfalls. Aber die Charaktere Halms sind mehr als Einfall, es ist eine vom Blut des Herzens vollauf durchströmte und durchfiberte Dichtung, ein in sich selbst pulsirendes Leben. Aecht Halmisch im Colorit weicher Schwelgerei ist nicht blos die Schilderung des alten kaiserlichen Roms; ächt Halmisch ist auch die Parallele der Figur des Fechters sowohl mit dem Helden in der Griseldis, der mit seinem Weibe aus der Köhlerhütte prahlt, als auch mit dem Sohn der Wildniß, den ein Mädchen der Bildung Roms aus Massilia zähmt, während den Sohn Armins eine Hetäre fesselt, den Komödiantenruhm des Gladiators der Arena bestrickt, so daß wir mit Thusnelda fühlen und die Schmach nur im eignen Blut tilgen können. Hier, wenn irgendwo, ist Schwung einer eigenthümlichen, einer eigen gearteten, mit dem Feuerbrand begeisterter Kraft bis zur Mänade entfesselten, aber auch in ihren Irrungen und Schwächen bedeutsamen dichterischen Muse. —

Band 1 mit den lyrischen Gedichten giebt manchen Commentar zum Verständniß von Halms Dichternatur. Wir suchen nicht nach zufälligen Anlässen oder blos äußerlich subjectiven Momenten; wir treten bei einer bedeutenden Dichterkraft auch gern an die innere Person heran und wollen daß ihr ganzer Mensch, der eigenthümliche Kern ihres Wesens, uns klar werde, sich nicht der Oeffentlichkeit entziehe, oder mit ihr Versteckens spiele. Wir heben aus Halms lyrischen Ergüssen zunächst folgendes Gedicht hervor, das in einem kleinen engen Rahmen die ganze Romantik seiner Muse kennzeichnet.

Waldmünster.

Ich hab' den Wald zum Münster mir gedichtet;
Getragen von den Pfeilern stolzer Eichen
Seht hier die Kuppel in die Wolken reichen,
Die Klippe dort als Kanzel aufgerichtet!
Vor dem Altar aus Felsen aufgeschichtet,
Blüht Thymian, ein Teppich ohne Gleichen!
Weihwasser sprudelt aus der Erde Weichen
Hier, wo des Dickichts grüne Wand sich lichtet;
Als Orgel hört den Wasserfall ihr dröhnen,
Als Chorgesang der Vöglein Lieder tönen;
Die Sterne flammen wie geweihte Kerzen,
Wie Weihrauchdüfte weht es aus der Rose,
Und betend sink' ich hin im grünen Moose,
Vor dem Madonnenbild in meinem Herzen.

Wir begegnen in Halm dynastischen Empfindungen. Die Schule des Calderonischen Styls ist auch hier nicht zu verkennen. In einem Sonett an die Erzherzogin Sophie finden wir ein solches Bouquet mit spanischer Eleganz und Sinnigkeit gewunden; das Gedicht begleitet und erläutert ein Porträt dieser Fürstin:

Bild und Rahmen.

Wollt ihr dies Bild in würd'gen Rahmen fügen,
Schließt nicht bethört es in Juwelen ein;
Lebloser Steine kalter Flimmerschein,
Er paßte nicht zu diesen milden Zügen.

Und wähnt auch nicht, es könne Gold genügen,
Ein würd'ger Kranz um dieses Haupt zu sein;
Wer würde nicht für solchen Edelstein
Als zu gewöhnlich diese Fassung rügen!
Nein! Wollt ihr, was an hohem Werth Ihr eigen,
Bescheiden wie Sie selbst es ist, uns zeigen,
Und schon im Stoff des Rahmens sonnenklar
Ihr Segenswirken uns vor Augen legen,
Laßt Perlenmutter schlicht ihr Bild umhegen,
Die Perle ist, und Perlen uns gebar.

Das wird Manchem die Sprache des Hofmanns scheinen. Zum ganzen Dichter wird auch stets sein politisches Glaubensbekenntniß gehören. Wir finden es bei Halm mit dem Adel und Schmelz, aber auch mit der Gereiztheit seiner Empfindung, die ihm eigen, in dem Gedicht an den Kaiser Franz Joseph, vom Jahre 1849. Es ist ein Gebet, nicht für den Kaiser und seine Macht, sondern für den Menschen in ihm, — ein Gebet, daß der Umsturz der Dinge und die Treulosigkeit der Elemente, die seine Jugend so früh erfahren, ihm nicht den Glauben an die Menschheit und an den Sieg des Guten rauben möchte.

Es möchte, fleht' ich, nicht Dein Herz verbittert
Zurückedenken jener trüben Zeit,
Die mit dem Unrecht auch das Recht erschüttert,
Die mit der Wahrheit auch den Wahn befreit!
Nicht grollen möcht' es jenen finstern Tagen,
Die rings des Lebens Tiefen aufgewühlt,
Und soviel ekeln Schlamm emporgetragen,
So wenig Perlen nur ans Land gespült!
Es möchte nicht, da Deines Thrones Stufen
Jetzt huldigend derselbe Troß umdrängt,
Der Willkür kaum als Freiheit ausgerufen,
Und jedes Band der Ordnung frech zersprengt,
Es möchte nicht, da jenes Fiebertoben
So kläglich jetzt dem Frost des Bangens weicht,
Und wo Empörung kaum ihr Haupt erhoben,
Angeberei nun feig im Dunkeln schleicht,
Nicht Ekel, fleht' ich, möchte Dich erfassen,
Und Haß und Abscheu vor der Menschen Wahn,
Die gierig erst am Mahl der Sünde prassen,
Und zittern, wenn der letzte Trunk gethan! ꝛc.

Mit solchem Gebet, daß dem Herrscher der Glaube an ächten Menschenwerth nicht schwinden möge, kann der Dichter der Griseldis und des Fechters auch unter den politischen Sängern vor dem Urtheil des Jahrhunderts bestehen. F. G. K.

Edelsteine, edle Metalle und Perlen.

Die werthvollsten Naturproducte sind, nach der allgemeinen Schätzung, die Edelsteine, die edlen Metalle und die Perlen. Sie alle sind ausgezeichnet durch Schönheit und Seltenheit, ein Theil auch durch große Unveränderlichkeit. Aber zwischen Edelsteinen und Perlen einerseits und den edlen Metallen, namentlich Gold und Silber, andererseits, macht der allgemeine Gebrauch einen wesentlichen Unterschied. So hoch geschätzt immer die ersteren sind, so bilden sie doch nur den Gegenstand eines beschränkten Handels, während die edlen Metalle allein als allgemeines Tauschmittel im Verkehr dienen. Dieser Unterschied ist bedingt durch die verschiedene Natur beider. Bei Edelsteinen und Perlen ist der Werth abhängig von der Form (das Wort im weitesten Sinne genommen), das Material an sich ist werthlos; bei den Metallen ist es die Natur des Stoffes selbst, was ihnen, abgesehen von der Form, in welcher sie sich befinden, den Werth giebt. Sie sind leicht aus einer Form in die andere überzuführen, indem sie schmelzbar und hämmerbar sind. Der Werth eines Pfundes Gold in Form feinen Staubes ist kaum geringer, als der eines gleichen Gewichts Gold in Form von Barren, Blech oder Münzen. Ein einfaches Umschmelzen, Walzen und Prägen genügt, mit geringen Kosten den Staub in Münze zu verwandeln. Bei Platin ist dies wegen seiner Unschmelzbarkeit nicht der Fall, daher das Platin, ungeachtet seiner edlen Natur, seiner Unveränderlichkeit im Feuer ꝛc., nur einen relativen, d. h. von seiner Form abhängigen Handelswerth hat. Ein Pfund Platin in Form von Geräthschäften oder von Blech oder Draht, die zur weiteren Bearbeitung dienen, ist mehr als doppelt soviel werth als das gleiche Gewicht Bruchstücke alter Platingeräthe, Feilspäne ꝛc., denn diese letzteren können nicht zusammengeschmolzen werden; es bedarf kostspieliger Operationen, um sie wieder in Form von Barren, Blech ꝛc. zu bringen. Darum mußten alle Versuche scheitern, das Platin als Münzmetall zu benutzen. Die Republik Columbia sowie Rußland haben die von ihnen in Cours gesetzten Platinmünzen wieder einziehen müssen; sie konnten höchstens einen Zwangscours haben, aber nie allgemeines Tauschmittel werden.

In noch weit höherem Maße ist aber der Werth der Juwelen, der Edelsteine und Perlen, von der Form bedingt, in welcher sich das Material derselben darstellt. Der Saphir und der Rubin bestehen aus fast chemisch reiner Thonerde, nur durch Spuren von Metalloxyden gefärbt, der Smaragd und der edle Beryll sind zusammengesetzt aus Kieselerde, Thonerde und der eigenthümlichen Beryllerde, der Spinell, ein dem Rubin ähnlicher, häufig mit ihm verwechselter Stein, aus Talkerde und Thonerde. Aber Kieselerde, Thonerde, Talkerde, Beryllerde haben keinen Handelswerth, ja selbst die bestimmten chemischen Verbindungen, in welchen die genannten Edelsteine diese Erden enthalten, sind werthlos, oder von sehr geringem Werthe, wenn sie nicht zugleich die Durchsichtigkeit, Schönheit der Farbe und die Härte zeigen, durch welche sich die edlen Varietäten der genannten Edelsteine auszeichnen. So findet man krystallisirte Thonerde, in Härte und allen wesentlichen Eigenschaften dem Rubin und Saphir gleich, aber von trüben Farben und geringerer Durchsichtigkeit, sie bildet den sogenannten gemeinen Korund und Smirgel, die nur als Schleifmittel zu unverhältnißmäßig niedrigeren Preisen verkauft werden, als die edlen, d. h. schöngefärbten und durchsichtigen Rubine und Saphire. Letztere zu Pulver gestoßen, sind dem Smirgel vollkommen gleich. Ebenso finden sich Berylle, sogenannter gemeiner Beryll, in großen Massen, die ohne Werth sind, weil ihnen die Durchsichtigkeit und die Farbe fehlt, die den edlen Beryll und den Smaragd zu geschätzten Schmucksteinen machen. Endlich der König der Edelsteine, der Diamant, er ist nichts als reiner krystallisirter Kohlenstoff, wesentlich seiner chemischen Natur nach nicht verschieden vom Graphit, dem Material für die Bleistifte, und vom reinen Lampenruß. Er läßt sich entzünden und verbrennt wie diese, wobei er reine Kohlensäure liefert.

Längst hat man sich bemüht, die Edelsteine künstlich nachzu-

ahmen. Bleihaltige Gläser, Pierre de Strass genannt, entweder ungefärbt oder durch Metalloxyde blau, roth, grün ꝛc. gefärbt und in den üblichen Formen der Edelsteine geschliffen, ahmen die ächten Edelsteine so weit nach, daß ein geübter Blick dazu gehört, um die Nachahmung von einem ächten Steine ohne Vergleichung mit demselben zu unterscheiden. Bei Vergleichung freilich eines ächten Diamanten mit der gelungensten „Imitation de brillant“ erscheint letzterer stets milchig und ohne Feuer. Alle derartige Nachahmungen sind übrigens sogleich von den ächten Steinen durch ihre geringe Härte zu unterscheiden, vermöge deren sie von der Feile angegriffen werden, während die härteren Edelsteine derselben widerstehen.

Ein weiter Schritt blieb von diesen Nachahmungen der Edelsteine bis zur künstlichen Darstellung der Edelsteine aus ihren Elementen, von künstlichen Edelsteinen, die alle Eigenschaften der natürlichen besitzen. Die Chemie hat diese Aufgabe zu lösen versucht und dies ist ihr, mindestens in Bezug auf einige Edelsteine, vollständig gelungen. Die Thonerde ist nur in den höchsten Hitzegraden schmelzbar, wie sie durch das sogenannte Knallgasgebläse erzeugt werden können. Gaudin schmolz zuerst vor einer Reihe von Jahren reine Thonerde vor dem Knallgasgebläse; er erhielt dabei eine haselnußgroße wasserhelle Kugel, diese enthielt eine Höhlung und in dieser fanden sich kleine Krystalle, welche die Form und Härte des Rubins und Saphirs hatten und vollkommen mit dem farblosen krystallisirten Korund übereinstimmten, welche die Mineralogen als Demantspath bezeichnen. Später versuchte Gaudin auch gefärbten Korund darzustellen. Durch Schmelzen von Thonerde, welcher etwas Chromoxyd zugesetzt war, erhielt er durchsichtige Kugeln von der Farbe des Rubins, welche auch in Härte und Spaltbarkeit mit dem natürlichen Rubin übereinstimmten. Seine Versuche sind mehrfach mit gleichem Erfolge wiederholt worden. Sehr interessante Resultate erhielt ferner der verstorbene Ebelmen bei seinen Versuchen, den Spinell künstlich darzustellen. Er wendete dabei ein sehr sinnreich erdachtes Verfahren an. Seine Absicht war, krystallisirte Verbindungen zu erzeugen, welche denen des Mineralreiches gleich wären. Nun kannte man bis dahin nur eine Methode, um auf trockenem Wege, d. h. durch Glühen und Schmelzen, bestimmte krystallisirbare Verbindungen aus nicht flüchtigen Bestandtheilen zusammenzusetzen. Es bestand dieselbe einfach darin, daß man das Gemenge der Materialien, welche das Product bilden sollten, zusammenschmolz. Dabei geschah es bisweilen, daß sich in der geschmolzenen Masse, wie in dem oben angeführten Versuche Gaudins, beim Erkalten Krystalle ausschieden. So findet man bisweilen in den Schlacken der Hüttenwerke, besonders wenn sie langsam abgekühlt sind, Krystalle, welche mit gewissen Producten des Mineralreichs vollkommen identisch sind, z. B. künstlich gebildeten krystallisirten Feldspath und andere Mineralien.

Viel häufiger gelingt die Darstellung krystallisirter Verbindungen auf nassem Wege, d. h. dadurch, daß man die Bestandtheile in Wasser, Säuren, oder anderen Lösungsmitteln auflöst und dann das Lösungsmittel wieder durch Anwendung von Wärme abdampft. Dieses Mittel ist natürlich nicht anwendbar, wo es sich um die Bildung in Flüssigkeiten unlöslicher Verbindungen handelt. Ebelmen suchte nun eine Substanz, welche bei sehr hoher Temperatur die gleiche Rolle spielen könnte wie das Wasser und andere Flüssigkeiten bei geringeren Wärmegraden, oder bei gewöhnlicher Temperatur in Bezug auf die darin löslichen Substanzen, d. h. eine Substanz, welche fähig wäre, in großer Hitze die Bestandtheile der Mineralien zu lösen und sich später aus der gebildeten Lösung wieder abdampfen zu lassen. Nun giebt es einige Substanzen, welche in hoher Temperatur, wobei sie schmelzen, kräftige Lösungsmittel für Metalloxyde bilden, während sie bei noch höherer Temperatur sich verflüchtigen. Solche Körper sind die Borsäure und die Phosphorsäure, sowie einige Salze dieser Säuren, z. B. der Borax. Ebelmen vermuthete, daß, wenn man einen dieser Körper mit den berechneten Mengen der Bestandtheile mengte und das Gemenge in offenen Gefäßen lange Zeit einer sehr hohen Temperatur aussetzte, es gelingen werde, durch allmähliches Abdampfen des Lösungsmittels krystallinische Verbindungen zu erzeugen. Der Versuch bestätigte die Vermuthung. So wurde ein Gemenge von 6,0 Theilen Thonerde, 30 Theilen Talkerde und 0,1 Theilen Chromoxyd mit 6,0 Theilen Borsäure in einem flachen Platingefäße dem Feuer eines Porcellanofens an dessen heißester Stelle während der Dauer eines ganzen Brandes ausgesetzt und erst nach dem langsamen Erkalten des Ofens herausgenommen. Es hatte sich eine rosenfarbige Masse gebildet, auf deren Oberfläche man dreiseitige Krystallfazetten unterschied, im Innern derselben fanden sich Höhlungen, und in diesen schöne, glänzende, rosenrothe Krystalle von der Form des Spinells, d. h. reguläre Oktaeder, welche nach Härte, specifischem Gewicht, Zusammensetzung und Verhalten gegen Reagentien vollkommen mit den Krystallen des rothen Spinells übereinstimmten. Auf gleiche Weise gelang es, farblosen und blauen Spinell, Chrysoberyll (aus Thonerde und Beryllerde), Chrysolith (aus Kieselerde und Talkerde) und sogar, wenn auch minder vollkommen, Smaragd darzustellen. Durch Anwendung von Borax als Lösungsmittel für Thonerde gelang es, mikroskopische Krystalle von Rubin in der Form des natürlichen zu erhalten. Es ist fast zweifellos, daß es gelingen würde, auch größere Krystalle zu erhalten, wenn man beträchtlichere Mengen der Substanzen während einer längeren Zeit, als es im Porcellanofen möglich ist, hohen Hitzegraden aussetzt, wie sie z. B. in Eisengießereien andauernd erhalten werden, denn die Größe der Krystalle ist im Allgemeinen vorzüglich von der Länge der Zeit bedingt, während welcher sie sich ausbilden konnten.

Seit man weiß, daß der Diamant nur krystallisirter Kohlenstoff ist, sind zahlreiche Versuche angestellt worden, ihn künstlich darzustellen. Bis vor drei Jahren waren alle diese Versuche erfolglos. Hier und da tauchte wohl die Notiz auf, daß die Diamantbildung gelungen sei, aber bald war es geschmolzene Asche, die man bei Versuchen, die Kohle zu schmelzen, erhalten und für Diamant angesehen, bald gar nur krystallisirter Phosphor, dessen Glanz einen Dilettanten getäuscht hatte. Der Kohlenstoff ist ein Körper, der sich in den höchsten Hitzegraden, vorausgesetzt, daß nicht Sauerstoff zutreten kann, in welchem er verbrennt, bisher weder schmelzen, noch in Dampf verwandeln ließ. Indessen hat 1853 der Pariser Physiker Despretz, ein ausgezeichneter, zuverlässiger Forscher, gezeigt, daß der Kohlenstoff durch anhaltende Einwirkung eines kräftigen elektrischen Stromes, eines sogenannten Inductionsstromes, in der That verflüchtigt werden kann und daß er sich aus seinem Dampfe in krystallinischer Form absetzt. Despretz nahm einen gläsernen Ballon, der oben so wie unten mit

dicht verschließbaren Oeffnungen versehen war, durch die untere Oeffnung war ein Draht eingekittet, der einen 1 Centimeter dicken Kohlcylinder trug; durch die obere Oeffnung war ein Bündel feiner Platindrähte eingeführt, die Spitzen dieser Drähte standen 5—6 Centimeter von der Kohle ab. Der Ballon wurde nun luftbarer gemacht, und sodann mittelst eines Ruhmkorff'schen Apparates der Inductionsstrom so hineingeleitet, daß er zwischen den Platinspitzen und der Kohle überging; die Entladung erfolgt unter Erscheinung von Licht zwischen den beiden durch die Kohle und die Platindrähte gebildeten Polen. Zur Erzeugung des Stromes dienten 4 Daniell'sche Elemente. Der Versuch wurde über einen Monat lang ununterbrochen fortgesetzt. Während dieser Zeit hatte sich auf den Platindrähten eine dünne schwarze Schicht gebildet. Dieselbe wurde unter dem Mikroskop geprüft und schon bei dreißigfacher Linearvergrößerung erkannte man an den Enden der Drähte kleine Oktaeder, die theils schwarz gefärbt, theils farblos waren. Die Untersuchung wurde von einem geübten Krystallographen, Herrn Delafosse, unterstützt. Jetzt wurde eine kleine Menge des schwarzen Staubes mit etwas Oel gemengt, und es gelang damit Rubine zu poliren. Nun ist aber der Diamantstaub der einzige Körper welcher Rubin polirt. Form und Härte beweisen demnach, daß der schwarze Staub und die erwähnten mikroskopischen Oktaeder in der That Diamant sind. Für die Wissenschaft ist demnach das Problem, den Diamant künstlich zu erzeugen, gelöst; es ist Sache der Technik, zu versuchen, in wie weit sie von der Entdeckung Nutzen ziehen könne, ob es vielleicht möglich sei durch länger fortgesetzte Einwirkung stärkerer Ströme auch größere Krystalle zu erzielen? Für die Wissenschaft ist diese Frage natürlich von keinem unmittelbaren Interesse, wenn sie auch mittelbar aus einer glücklichen Lösung derselben vielfachen Nutzen ziehen würde.

Wir kommen endlich zu den Perlen. Wenn mit dem Glanze und der Farbe der Edelsteine meist große Härte Hand in Hand geht, so liegt der sanften Schönheit der Perlen ein leicht zerstörbares weicheres Material zu Grunde. Sie bestehen aus kohlensaurem Kalk, demselben Körper welcher den Marmor, die Kreide, die Muschelschalen bildet. Die Schönheit derselben, die eigenthümliche mattweiße ins Graue, Blaue, oder Grüne spielende Farbe (Opalescenz) ist dadurch bedingt, daß sie aus überaus feinen concentrisch übereinander gelagerten und innig verwachsenen Schichten von kohlensaurem Kalk gebildet sind. Eine derartige Bildung bedingt sehr oft ein Farbenspiel, die sogenannten Farben dünner Blättchen, welche man am Glimmer rc. bemerkt. Die Perlen sind nicht nur mechanisch leicht verletzbar, sondern werden auch durch die Einwirkungen der meisten Säuren zerstört, indem sie sich darin lösen. Bekannt ist die Erzählung, daß Kleopatra, welche zwei der größten und schönsten Perlen besaß, die eine derselben in Essig löste und das seltsame, jedenfalls nicht wohlschmeckende Getränk dem Antonius weihte. Die Perlenmuschel ist ihrer Zusammensetzung nach mit den Perlen gleich. Die Perlen sind Concremente welche sich nicht in allen Perlenmuscheln finden. Die Ursache, welche zur Bildung derselben Veranlassung giebt, scheint stets ein in die Muschel eingedrungener fremder Körper zu sein, welchen das Muschelthier, um ihn für sich unschädlich zu machen, mit allmählich sich ablagernden Schichten von kohlensaurem Kalk überzieht. Bei der Untersuchung von Perlen überzeugt man sich leicht, daß jede derselben einen fremden wenn auch sehr kleinen oft kaum seiner Natur nach erkennbaren Kern enthält. Die genauesten Untersuchungen der neusten Zeit haben endlich zu dem Resultate geführt, daß es gewisse parasitisch in den Muschelthieren lebende Thiere sind, welche zur Bildung der Perlen Veranlassung geben und den Kern derselben bilden, indem das Thier seinen kleinen Feind mit einer Steinkruste umhüllt. So ist vielleicht jede Perle ein Gefängniß in welches der Bewohner lebendig oder todt eingemauert worden ist. Gegenwärtig werden in den Perlendistrikten der sächsischen Elster unter Leitung des verdienten Dr. Küchenmeister in Zittau Versuche gemacht, die Parasiten, welche vorzüglich die Perlenbildung zu bewirken scheinen, den Muscheln künstlich aufzupflanzen und dadurch die Perlenbildung zu fördern.

So droht denn den Edelsteinen wie den Perlen die Gefahr, dereinst durch künstliche Production derselben in ihrem Werthe herabgesetzt zu werden. Nur die edlen Metalle haben diese Gefahr nicht zu fürchten, denn sie sind einfache Körper, Elemente, daher die heutige Chemie den Gedanken aufgegeben hat, sie künstlich darzustellen. Denn da sie nach unseren gegenwärtigen Begriffen unzerlegbar sind, so ist es ungereimt, sie bilden d. h. das Einfache durch Zusammensetzung erzeugen zu wollen. Freilich kann der Beweis nicht geführt werden, daß das, was für uns heute unzerlegbar ist, wirklich an sich unzerlegbar sei. Letzteres behauptet aber auch die Chemie nicht. Es ist möglich, daß unsere heutigen Elemente dereinst weiter zerlegt werden; vielleicht würde sich dann ergeben, daß die ähnlichen Metalle: Gold, Silber rc. auch ähnlich, vielleicht aus den gleichen Bestandtheilen nur in ungleichen Mengenverhältnissen, zusammengesetzt wären. Könnte man dann diese unbekannten Bestandtheile isoliren und es bestände z. B. Gold aus $3X + 1Y$, Silber aus $2X$ und $1Y$, so würde es vielleicht den Chemikern der Zukunft möglich sein durch einfachen Zusatz von 1 Theil X zu 3 Theilen Silber 4 Theile Gold zu machen! Die heutigen Chemiker aber können dies nicht und daß sie wissen, daß sie es nicht können und daß sie selbst ihre Speculationen sich nicht über die Grenze hinaus verirren lassen, innerhalb deren das Experiment und die aus demselben sich ergebenden Schlüsse die Fragen der Wissenschaft entscheiden können; das gerade bildet ihre Stärke, gegenüber dem Dilettantismus der sich in geistreich sein sollenden Phrasen über die der Empirie verfallene Naturwissenschaft unserer Zeit ergeht.

Indessen auch der Naturforscher darf wohl, wenn auch nur halb im Scherze, einmal an die äußerste Grenze tasten welche das Gebiet der Forschung beschränkt. Daß täglich auf der Erde neue Gold- und Silbergruben sich eröffnen, das beunruhigt den Besitzer edler Metalle längst nicht mehr, denn er sieht, daß die aus Rußland, aus Californien, aus Australien dem Handel zugeströmten Goldmassen den Werth des Goldes kaum merklich herabgedrückt haben. Der Grund der letzten Erscheinung ist leicht zu erklären. Das Gold ist zwar ein unzerstörbares Element, dennoch gehen jährlich große Massen desselben verloren und verschwinden für den Menschen, indem sie in eine Zertheilung übergehen aus der sie nicht wieder in die Form dichten Goldes zurückkehren können. Alles Gold was zum Vergolden von Porcellan, Bronzen rc. verwendet wird, alles was sich von den Münzen und Schmucksachen abnutzt, ist verloren. Eine einfache Betrachtung des Weges auf welchem

dieses Metall aus dem Verkehre geht, lehrt, daß es nie wieder in denselben zurückkehren kann. Es giebt kein Thier, keine Pflanze, welche das in das Meer sich verlierende zertheilte, z. Th. aufgelöste Metall wieder sammelte, wie es Pflanzen und Thiere giebt, welche z. B. die im Meerwasser enthaltenen Spuren von Jod in sich ansammeln. Das mit den Abgängen der Städte durch die Flüsse und von da in das Meer gelangende Gold ist verloren und die jährliche Goldproduction scheint nicht viel größer zu sein als daß sie diesen Verlust zu decken vermag. Große Porzellanfabriken verarbeiten jährlich Gold im Werthe von Tausenden von Thalern. Also von den in der nächsten Zeit etwa noch auf der Oberfläche der Erde zu entdeckenden Goldgruben ist wohl nicht viel für die Goldbesitzer zu fürchten. Wie aber, wann die Tiefe der Erde unermeßliche Schätze bärge?! Unwiderlegbare Thatsachen beweisen, daß die Dichte unseres Erdkörpers, sein specifisches Gewicht etwa = 4,5 ist d. h. daß der Erdball vierundeinhalbmal so dicht ist als eine gleich große Wasserkugel. Die Substanzen aber, welche wir an der Erdoberfläche finden, sind in der großen Mehrzahl bei weitem weniger dicht und die mittlere Dichte der Massen aus welchen die uns bekannte Erdrinde besteht, dürfte schwerlich 2 übersteigen d. h. die Masse des uns bekannten Erdäußern ist nur doppelt so schwer als Wasser. Die Dichte des Erdinnern ist also größer. Dies deutet auf das Vorhandensein schwerer Stoffe in ihrem Innern; dazu kommt, daß höchst wahrscheinlich das Innere unserer Erde flüssig ist, und zwar in glühendem Flusse sich befindet. Unter diesen Umständen muß sich aus der schmelzenden Masse der schwerere Theil, insofern er nicht im leichtern gelöst ist nach dem Mittelpunkt der Masse, nach dem Centrum der Schwerkraft sich hinbegeben und so wäre es nicht unmöglich, daß Platin, Gold, Silber den schweren Erdkern bildeten!

Unser heutiger Bergbau erstreckt sich nur auf die äußerste Oberfläche des Erdkörpers, etwa in eine Tiefe welche sich zum Durchmesser der Erde so verhält wie die Dicke des Papierüberzuges eines großen Erdglobus zu dessen Durchmesser. Wie nun, wenn es der menschlichen Kraft gelänge die eigentlichen Tiefen der Erde zu erschließen und ihre Schätze zu Tage zu fördern? In einer Salzgrube zu Szlatina in Ungarn drangen brennbare Gase aus dem Gestein die, indem sie sich mit der Luft mischten, sogenannte schlagende Wetter erzeugten. So nennt man bekanntlich explosive Gasgemenge, besonders häufig in Steinkohlengruben vorkommend, welche sich an den Lichtern der Grubenarbeiter entzünden und oft schreckliche Verheerungen anrichten, Menschen tödten oder verstümmeln, und den Einsturz von Grubenbauen veranlassen. Es fand sich, daß das Gas aus einzelnen Spalten des Gesteins hervordrang, in diese wurden Röhren eingesetzt, und die übrigen Ausgänge verkittet, so daß das Gas nur noch aus den Mündungen der Röhren ausströmen mußte, hier wurde es angezündet, es brannte ruhig fort und diente fortan zur Beleuchtung der Grube und zur Bereitung der Speisen für die Grubenarbeiter. Nicht nur war der Feind unschädlich gemacht, sondern gefesselt diente er den Menschen. In der Nähe des Rheines benutzt man die aus vulkanischem Boden hervordringende Kohlensäure zur Bleiweisbereitung, in Toscana dienen heiße vulcanische Dämpfe zur Gewinnung von Borsäure. Wie diese Dinge hierher gehören? Ich will darauf antworten! Die scheinbar ewig ruhende Erdoberfläche auf der wir leben, ist die Decke eines Gluthmeeres, dessen feurige Wellen schon mehr als einmal hervorgebrochen sind um die Erde neu zu gestalten. Dieses unterirdische Gluthmeer steht mit der Außenwelt in Verbindung durch die Vulcane, die man deshalb treffend die Sicherheitsventile der Erde genannt hat. Auch jene Gasausströmungen zu Szlatina, am Rhein, in Toscana gehören gewiß zu den Erzeugnissen dessen, was die Alten als Centralfeuer bezeichneten. Man hat sich einiger der kleinen Gasröhren bemächtigt, durch welche das Centralfeuer nach Außen wirkt; wie wenn es gelänge, auch die größeren Ausströmungsöffnungen des Centralfeuers, die Vulcane, die Eingänge in das Erdinnere dem Menschen dienstbar zu machen? Die Frage hängt genau mit der über die Natur des Erdinnern zusammen. Doch hüten wir uns, selbst in den Spielen unserer Hoffnungen für die Zukunft die Grenzen zu weit zu überschreiten, welche oben angedeutet wurden!

D. L. E—nn.

Der Brand von Moskau.

In d. v. Jahrgange der „Europa“ von 1856 wird bei Erwähnung des Brandes von Moskau der damalige Gouverneur der Stadt, Graf Rostoptschin, von der Urheberschaft jener furchtbaren That freigesprochen, die ihn lange Zeit hindurch mit einem unfreiwilligen patriotischen „Glorienschein“ umgeben habe, obschon sie bereits von ihm selbst in einer 1823 erschienenen Broschüre desavouirt, neuerdings aber im Widerspruche mit jener Ableugnung in den veröffentlichten Briefen Rostoptschins als ein „vorbedachtes Werk der Russen“ zugestanden sei. Letztere Ansicht wird auch im 14. Bande von A. Thiers „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs,“ der vor kurzem die Presse verlassen hat, bestätigt und Rostoptschin als der alleinige Urheber einer Handlung dargestellt, „die in den Augen der Nachwelt ihre rohe Erhabenheit bewahren wird, welche schwankende Würdigung sie auch in der Meinung der Zeitgenossen gefunden haben mag.“ Eine Menge Augenzeugen, — so sagt Thiers — Russen und Deutsche, haben jetzt ihre persönlichen Erinnerungen in höchst anziehenden Memoiren veröffentlicht, und man kann über Ursachen und Umstände des Brandes von Moskau keine Zweifel mehr hegen. Nach Thiers ist es ausgemacht, daß der Kaiser Alexander nichts davon wußte, die Armee ebenso wenig, und daß der Graf Rostoptschin, unter dem Einflusse eines glühenden Nationalhasses — des einzigen Hasses, der stets verzeihlich ist — für sich allein und ohne alle Folgen zu berechnen, den Brand der alten moskowitischen Hauptstadt beschloß. Später, nachdem er ruhiger und ein Einwohner Frankreichs geworden, gegen welches er diese Handlung ausschweifender Wuth begangen, und während er überall, selbst in seinem Vaterlande, Zweifel über das Verdienst seines Verfahrens auftauchen sah, ward er erschüttert und desavouirte beinahe, was er gethan hatte, sodaß diese außerordentliche Handlung selbst von ihrem Urheber gebrandmarkt zu sein schien. Bei Rostoptschins Abgange aus Moskau war ihm und zugleich dem Zuge der Feuerspritzen, deren Fortführung er anbefohlen, der Oberst Wolzogen begegnet und hatte auf die Frage, weshalb er sie wegführte, nur die Antwort erhalten: „Ich habe meine Gründe!“ — Ohne scheinbaren Zusammenhang mit der an ihn gerichteten Frage fügte Graf Rostoptschin alsdann noch die Worte hinzu: „Ich für meine Person nehme aus dieser Stadt den Rock mit, den Sie an meinem Leibe sehen!“ — Mehr sagte er zu dem Obersten Wolzogen nicht, der im Augenblicke den

Sinn seiner Rede nicht begriff, ihn aber später verstand. — Die Darstellung dieses entsetzlichen Ereignisses, welches der Wendepunkt in Napoleons Glück wurde, ist in allen ihren zum Theil noch unbekannten Einzelheiten von Thiers so meisterhaft durchgeführt, daß wir uns nicht versagen können, unseren Lesern dieselbe im Auszug mitzutheilen.

„Nachdem der alte störrische Kutusoff in Folge eines abgehaltenen Kriegsrathes auf die Vertheidigung der moskowitischen Hauptstadt verzichtet und die Armee in der Nacht vom 13. zum 14. September 1812 stillschweigend durch Moskau nach der Straße von Riasan geführt hatte, glaubte Graf Rostoptschin, „ein Russe von wilden Leidenschaften, die sich unter glatten Sitten verbargen, besonders aber eines Gefühles voll, das stets achtbar bleibt, unter welcher Form es sich auch offenbare, nämlich eines selbst bis zum Fanatismus getriebenen Patriotismus" — Rostoptschin, sagen wir, glaubte, von Kutusoff lange Zeit mit leeren Hoffnungen auf eine Schlacht unter Moskau's Mauern hingehalten, die volkreiche Stadt auf eigne Gefahr vernichten zu müssen, um den einziehenden Franzosen statt eines genußreichen Aufenthalts nur einen Aschenhaufen zu überlassen, auf welchem sie nichts zu leben fänden und der ein Zeugniß des furchtbaren Hasses, den sie einflößten, die Erklärung eines Vernichtungskrieges sein sollte. Er häufte in einem seiner Gärten eine Menge brennbarer Stoffe an, befahl allen Einwohnern Moskau sofort zu verlassen und bedrohte die, welche zurückbleiben würden, mit den schärfsten Züchtigungen. Eine Stunde vor Räumung der Stadt entließ er alle in den Gefängnissen festgehaltenen Verbrecher und befahl ihnen, nach erfolgtem Abzug die Stadt insgeheim in Brand zu stecken und das Feuer unablässig, ohne Geräusch anzulegen, denn diesmal, so versicherte er ihnen, würden sie durch Verwüstung ihres Vaterlandes demselben dienen und seinem Willen gehorchen. Dieser schreckliche Wille wurde nur zu pünktlich vollzogen!

Inzwischen rückte die französische Armee beschleunigten Schrittes nach den Höhen vorwärts, von wo sie endlich die große Stadt Moskau zu erblicken erwartete. Während auf Seiten der Russen nur Schmerz und Jammer waltete, herrschten auf Seiten der Franzosen nur Freude, Stolz und glänzende Illusionen. Die französische Armee, von 420,000 Mann, die sie beim Riemenübergange gezählt hatte, auf 100,000 reducirt (doch deckten allerdings auch noch 100,000 ihren Rücken), durch Strapazen abgemattet, viele verwundete Soldaten mit sich schleppend, die nicht hatten zurückbleiben wollen, da sie noch zu marschiren vermochten; die französische Armee begann alle ihre Leiden zu vergessen, als sie sich der glänzenden Hauptstadt des Moskowiterlandes näherte. Es befanden sich in ihren Reihen eine Menge Soldaten und Officiere, die bei den Pyramiden, an den Ufern des Jordans, in Rom, Mailand, Madrid, Wien, Berlin gewesen waren und jetzt vor Bewegung zitterten bei dem Gedanken, daß sie auch Moskau, die mächtigste der Hauptstädte des Orients, besuchen sollten. Die Hoffnung, dort endlich Erholung, Ueberfluß und wahrscheinlich den Frieden zu finden, mochte allerdings wohl zu ihrer Freude beitragen; aber die Einbildungskraft, diese Beherrscherin der Menschen und namentlich der Soldaten, die Einbildungskraft war aufs lebhafteste erregt bei der Vorstellung, daß man in Moskau einziehen sollte, nachdem man in alle anderen Hauptstädte Europa's, mit alleiniger Ausnahme des durch das Meer beschützten Londons, eingedrungen war. Napoleon, am frühen Morgen zu Pferde, befand sich in der Mitte seiner Soldaten, die bei seinem Anblick und bei der Nähe Moskau's manchen Tag der Unzufriedenheit vergaßen und laute Beifallsrufe erschallen ließen, um seinen und ihren Ruhm zu verherrlichen. Das Wetter war schön; man beschleunigte trotz der Wärme den Schritt, um die Höhen zu ersteigen, von denen man endlich des Anblicks dieser so lange in Aussicht gestellten, so lange verheißenen Hauptstadt genießen sollte.

Auf dem Gipfel einer Anhöhe angelangt, entdeckte endlich die Armee plötzlich unter sich und in ziemlicher Nähe eine in tausend Farben schimmernde, von einer Menge vergoldeter und von blendendem Glanze strahlender Kuppeln überragte ungeheure Stadt, ein eigenthümliches Gemisch von Gehölzen, Seen, Hütten, Palästen, Kirchen, Thürmen, eine zugleich gothische und byzantinische Stadt, die Alles verwirklicht zeigte, was die morgenländischen Mährchen von den Wundern Asiens erzählen. Während mit Thürmen flankirte Klöster den Gürtel dieser großen Stadt bildeten, erhob sich im Centrum auf einer Anhöhe eine starke Citadelle, eine Art Capitol, wo sich zugleich die Tempel der Gottheit und die Paläste der Kaiser zeigten, wo über crenelirten Mauern majestätische Kuppeln emporstiegen, die das Emblem trugen, welches die ganze Geschichte Rußlands und dessen ganzen Ehrgeiz ausdrückt, nämlich das Kreuz über dem umgekehrten Halbmonde. Diese Citadelle war der Kreml, der alte Wohnsitz der Zaren.

Bei diesem magischen Anblick, der zugleich ihre Phantasie erhitzte und ihre Begeisterung für den Ruhm höher steigerte, riefen die Soldaten aus einem Munde: Moskau! Moskau! — Die am Fuße des Hügels Gebliebenen beeilten sich, den Gipfel zu erreichen; auf einen Augenblick drängte sich Alles in Unordnung durcheinander und Jedermann wollte die große Hauptstadt betrachten, zu welcher ein so abenteuerlicher Marsch die Franzosen geführt hatte. Man konnte sich nicht sättigen an diesem blendenden Schauspiel, das geeignet war, so mannichfache Empfindungen zu erwecken. Als Napoleon anlangte, fühlte auch er sich ergriffen von dem, was sich seinen Blicken darbot, und er vermochte einer tiefen Bewegung sich nicht zu erwehren, obwohl er, wie die ältesten Soldaten der Armee, Kairo, Memphis, den Jordan, Mailand, Wien, Berlin, Madrid gesehen hatte. Auf diesem Gipfel seiner Größe angelangt, jenseit dessen er so raschen Schrittes dem Abgrunde zueilen sollte, empfand er eine Art Rausch, vergaß alle Vorwürfe, die sein gesunder Verstand, dieses einzige Gewissen der Eroberer, seit zwei Monaten an ihn richtete, und glaubte auf einen Augenblick wieder, sein Unternehmen sei groß und bewundernswerth und es sei eine erhabene, glückliche und durch den Erfolg gerechtfertigte Verwegenheit, den Zug von Paris nach Smolensk, von Smolensk nach Moskau gewagt zu haben! Seines Ruhmes gewiß, glaubte er auch noch an sein Glück, und seine Generale, gleich ihm von Bewunderung erfüllt und ihres auf diesem Feldzuge so häufigen Mißvergnügens nicht mehr eingedenk, fanden für ihn jene vom Siege angeregten Herzensergießungen wieder, denen sie sich am Schlusse des blutigen Tages von Borodino nicht überlassen hatten. Dieser ebenso lebhafte als kurze Moment der Freude war einer der tiefgefühltesten seines Lebens! Ach, es sollte der letzte sein!"

Nachdem hierauf Thiers den Einzug der französischen Armee in das verlassene, schweigende Moskau am Morgen des 15. Septembers ausführlich geschildert, berichtet er: „Im Kreml angekommen, beeilte sich Napoleon, den hohen Thurm des großen Iwan zu besteigen und von dieser Höhe seine prachtvolle Eroberung zu betrachten, durch welche die Moskwa langsam und in zahlreichen Krümmungen hinfloß. Schwarze Vögel, Raben und Krähen, die in diesen Gegenden so häufig sind wie in Venedig die Tauben, umflatterten zu Tausenden die Dächer der Paläste und Kirchen und gaben dieser Stadt ein eigenthümliches Ansehen, das mit dem Glanze ihrer lebhaften Farben stark contrastirte. Ein nur durch die Bewegung der Cavalerie unterbrochenes düsteres Schweigen war an die Stelle des Lebens dieser Stadt getreten, die noch Tags vorher eine der belebtesten der Welt gewesen war. Trotz dieser traurigen Oede schätzte sich Napoleon, als er Moskau wie die andern russischen Städte verlassen fand, immer noch glücklich, es nicht in Brand gesteckt zu finden, und verzweifelte nicht daran, nach und nach den Haß zu beschwichtigen, mit dem sich seit Witebsk seine Fahnen überall empfangen sahen. —

Die Häuser strotzten von Lebensmitteln aller Art. Bei eini-

ger Sorgfalt konnte man den ersten Bedürfnissen der Soldaten genügen. Die höhern Officiere wurden an den Thüren der Paläste von zahlreichen Dienern in Livree empfangen, die sich beeiferten, ihnen eine glänzende Gastfreundschaft zu bieten. Die Herren dieser Paläste hatten es sich, nicht ahnend, daß Moskau dem Untergange geweiht war. und obwohl sie den Nationalhaß theilten, sehr angelegen sein lassen, durch die Aufnahme französischer Officiere in ihren reichen Wohnungen sich Beschützer für letztere zu verschaffen. Mit lebhaftem Vergnügen ließ man sich daher in diesem Luxus nieder, der so wenig Dauer haben sollte. Man spazierte mit Neugier in diesen Palästen umher, wo alle Künste raffinirter Ueppigkeit ihr Möglichstes geleistet hatten: man fand hier prunkvolle Ballsäle, Privattheater so groß wie öffentliche Theater, Bibliotheken, mit den schlüpfrigsten französischen Büchern des 18. Jahrhunderts angefüllt, Gemälde, die den verweichlichten Geschmack Watteau's und Bouchers athmeten, kurz, alle Zeichen einer Sittenlosigkeit, die mit der eifrigen Frömmigkeit des Volks und der wilden Energie der Armee einen Contrast bildete, der allerdings sonderbar, aber bei plötzlich von der Barbarei zur Civilisation gelangten Nationen häufig ist; denn nichts entlehnen die Menschen von den ihnen in der Lebenskunst Vorausgeschrittenen leichter, als die Genußkunst. Es konnte seltsam erscheinen, überall der Nachahmung Frankreichs in einem Lande zu begegnen, mit dem die Franzosen einen so erbitterten Krieg führten, und zugleich war es nicht sehr schmeichelhaft, sich gerade in dem nachgeahmt zu finden, was das am wenigsten Lobenswerthe war.

Aus diesen glänzenden Wohnungen getreten, durchwanderten die französischen Officiere mit gleicher Neugier diese weite Stadt, die einem hier und da mit italienischen Palästen übersäeten tatarischen Lager glich. Mit Staunen erblickten sie mehrere concentrisch in einander gestellte Städte: erstens im Centrum auf einer Anhöhe und am Ufer der Moskwa den Kreml, umgeben mit alterthümlichen Thürmen und mit vergoldeten Kirchen angefüllt; sodann am Fuße des Kremls und gleichsam unter seinem Schutze die alte Stadt, chinesische Stadt (Kitai-Gorod) genannt, die den alten und wahren russischen Handel, den des Orients, enthält; ferner, ringsum und die vorige einschließend, eine weite, geräumige, von Palästen glänzende Stadt, die sogenannte weiße Stadt (Beloi-Gorod); endlich, alle drei andern umschließend, die Erdstadt (Zemlianoi-Gorod), ein Gemisch von Dörfern, Wäldchen, neuen und imposanten Gebäuden, und das Ganze mit einem Erdwall umgeben. Was man in diesen vier von einander umschlossenen Städten vor Allem gleichmäßig verbreitet sah, waren mehrere Hundert Kirchen, bedeckt mit Kuppeln, die wie im Orient die Form ungeheurer Turbane nachahmten, Thürme, die sich ebenso schlank wie Minarets emporstreckten und den ehemaligen Verkehr mit Persien und der Türkei bekundeten; denn, seltsam genug, die Religionen ahmen einander, während sie sich wechselseitig bekämpfen, wenigstens rücksichtlich der Kunst nach! Etliche Tage früher enthielt Moskau eine Bevölkerung von 300,000 Seelen, von denen kaum ein Sechstheil zurückgeblieben war, und von diesem hielt sich ein Theil in den Häusern verborgen, während ein anderer am Fuße der inbrünstig umfaßten Altäre lag. Die Straßen waren wahre Einöden, wo man nur den Schritt der französischen Soldaten hörte.

Obwohl alleinige und gewissermaßen rechtmäßige Besitzer einer verlassenen Stadt geworden, bedauerten die französischen, allezeit geselligen Officiere und Soldaten doch, so reich zu sein, ohne den Ueberfluß, den man ihnen überließ, mit den Einwohnern theilen zu können. Wenn sie in einer Stadt einzogen, sahen sie es immer gern, die Bevölkerung auf ihrem Wege zu finden, sie zu beruhigen, ihre Zuneigung zu gewinnen, aus ihren Händen zu empfangen, was sie hätten nehmen können, und sie durch ihre Gutmüthigkeit in Erstaunen zu setzen, nachdem sie sie durch ihre Kühnheit erschreckt hatten. Die Vereinsamung Moskaus betrübte sie, obwohl man ihnen dadurch freiwillig die Reichthümer dieser Stadt überlassen hatte, und bei alledem argwohnten sie nichts; denn da die russische Armee, die allein bisher Feuer angelegt hatte, abmarschirt war, so schien kein Brand mehr zu fürchten zu sein.

Man hoffte also Moskau zu genießen, daselbst den Frieden und, falls sich der Krieg verlängerte, jedenfalls gute Winterquartiere zu finden. Indeß stiegen am Tage nach dem Einzuge einige Flammensäulen über einem sehr umfangreichen Gebäude empor, welches die Spirituosen enthielt, die die Regierung für ihre Rechnung der Bevölkerung der Hauptstadt verkaufte. Man eilte hinzu, ohne überrascht oder erschreckt zu sein, denn man suchte die Ursache des partiellen Brandes in der Beschaffenheit der in diesem Gebäude enthaltenen Materialien, oder in einer von den französischen Soldaten begangenen Unvorsichtigkeit. In der That bemeisterte man sich des Feuers und konnte sich beruhigen.

Plötzlich aber und fast im nämlichen Augenblicke brach das Feuer mit außerordentlicher Heftigkeit in einem Häusercomplex aus, den man den Bazar nannte. Dieser im Nordosten des Kremls gelegene Bazar enthielt die reichsten Magazine der Kaufmannschaft, wo man die schönen Gewebe Indiens und Persiens, die Seltenheiten Europa's, die Colonialwaaren, Zucker, Kaffee, Thee, sowie die feinen Weine verkaufte. In wenig Augenblicken war in diesem Bazar der Brand allgemein und die in Menge hinzugeeilten Gardesoldaten machten die größten Anstrengungen, ihm Einhalt zu thun. Leider konnte es ihnen nicht gelingen und bald wurden die ungeheuern Schätze dieses Etablissements ein Raub der Flammen. Eifrig bemüht, für sich selbst diese jetzt herrenlosen Schätze dem Feuer streitig zu machen, versuchten die französischen Soldaten, da sie sie nicht zu retten vermochten, wenigstens einige Reste davon den Flammen zu entreißen. Man sah sie mit Pelzwerk, Seidenwaaren, kostbaren Weinen beladen aus dem Bazar gehen, ohne daß man daran dachte, ihnen einen Vorwurf zu machen, denn sie beeinträchtigten nur das Feuer, das jetzt der alleinige Herr dieser Reichthümer war. Man konnte es ihrer Disciplin wegen beklagen, hatte es aber ihrer Ehre durchaus nicht vorzuwerfen. Uebrigens ging ihnen der anwesende Rest der Bevölkerung mit dem Beispiele voran und nahm seinen reichlichen Antheil an dieser Beute des Moskauer Handels. Indeß war es nur ein großes, allerdings ein außerordentlich reiches Gebäude, aber nur ein einziges, das von den Flammen ergriffen worden war, und man hegte keine Besorgniß für die Stadt selbst. Einem sehr natürlichen und sehr gewöhnlichen, beim Tumult einer Räumung doppelt erklärlichen Zufall schrieb man diese ersten und bis dahin auf einen kleinen Raum beschränkten Schäden zu.

In der Nacht vom 15. zum 16. September verwandelte sich plötzlich die Scene. Wie wenn Alles Unglück auf einmal auf die alte moskowitische Hauptstadt hätte stürzen sollen, erhob sich der Aequinoctialwind mit doppelter Heftigkeit, wie sie theils dieser Jahreszeit, theils den ausgedehnten Ebenen eigen ist, wo den Sturm nichts aufhält. Dieser Anfangs aus Osten wehende Wind verbreitete den Brand nach Westen in die Straßen, welche zwischen den nach Twer und nach Smolensk führenden Thoren liegen und als die schönsten und reichsten von ganz Moskau bekannt sind, wie die Straßen Twerskaia, Nikitskaia, Poworskaia. In wenig Augenblicken theilt sich das unter diesen hölzernen Gebäuden heftig um sich greifende Feuer mit erschreckender Schnelligkeit von einem Hause dem andern mit. Man sah, wie es, in langen Flammenzungen fortschießend, die andern westlich gelegenen Quartiere ergriff. Auch bemerkte man Brandraketen in der Luft und bald ergriff man Bösewichter, die an der Spitze langer Stangen Zündstoffe trugen. Man nahm sie fest, man befragte sie unter Androhung des Todes, und sie offenbarten das entsetzliche Geheimniß, den vom Grafen Rostoptschin ertheilten Befehl, die Stadt Moskau ebenso, wie das unbedeutendste Dorf auf der Straße von Smolensk, in Brand zu stecken.

Diese Nachricht erfüllte augenblicklich die ganze Armee mit Bestürzung. Nach den geschehenen Verhaftungen und den auf mehreren Punkten der Stadt vernommenen Aussagen war kein Zweifel mehr möglich. Napoleon verordnete, daß in jedem Quartier die daselbst cantonnirten Corps Kriegscommissionen bilden sollten, um die auf frischer That ergriffenen Brandstifter sofort zu verurtheilen, zu erschießen und an Galgen aufzuhängen. Auch befahl er, alle in der Stadt befindlichen Truppen zum Löschen des Feuers zu verwenden. Man eilte nach den Spritzen, fand aber keine. Hätte man überhaupt noch gezweifelt, so würde dieser letztere Umstand jeden Zweifel über den entsetzlichen Plan, der Moskau den Flammen preisgab, vollends vernichtet haben.

Abgesehen von dem Mangel an Löschgeräthen würde auch der Wind, dessen Heftigkeit sich mit jeder Minute steigerte, den Anstrengungen der ganzen Armee Trotz geboten haben. Mit der den Aequinoctialstürmen eigenthümlichen Plötzlichkeit schlug er vom Ost zum Nordwest um und der Strom der Feuersbrunst, der nun sofort die Richtung änderte, verbreitete seine Verheerungen nach den Punkten, wohin sie die Hand der Brandstifter noch nicht zu lenken vermocht hatte. Diese ungeheure Feuersäule setzte, vom Winde auf die Dächer der Gebäude getrieben, diese bei der ersten Berührung in Flammen, verstärkte sich mit jedem Augenblicke durch die errungenen Fortschritte, verbreitete zugleich mit der Flamme ein durch fürchterliche Explosionen unterbrochenes grauenerregendes Getöse und schleuderte weit umher brennende Balken, welche die Plage überall aussäeten, wo sie noch nicht war, oder wie Bomben mitten auf die Straßen niederfielen. Nachdem der Wind einige Stunden aus Nordwesten geweht, sprang er abermals um und trieb, aus Südwesten wehend, den Brand in neuen Richtungen weiter, wie wenn die Natur sich ein grausames Vergnügen daraus gemacht hätte, auf allen Seiten Tod und Verderben über diese unglückliche Stadt oder vielmehr auf die französische Armee zu schleudern, deren einzige Schuld ihr Heldenmuth war, wofern die Vorsehung nicht an ihr die ausschweifenden Entwürfe bestrafen wollte, als deren unfreiwilliges Werkzeug sie diente! Unter diesem aus Südwesten erfolgenden neuen Impulse ward plötzlich auch der bis dahin verschonte Kreml in Gefahr gebracht. Zündfunken, die unter die am Boden umherliegenden Wergvorräthe der Artillerie fielen, drohten, diese in Brand zu stecken. Ueberdies standen mehr als hundert Munitionswagen im Hofe des Kreml und das Zeughaus enthielt einige hunderttausend Pfund Pulver. Es stand eine Katastrophe zu erwarten und Napoleon konnte mit seiner Garde und dem Palaste des Zaren in die Luft gesprengt werden.

Die ihn begleitenden Officiere, die Artilleriesoldaten, die wohl wußten, daß sein Tod der ihrige sein würde, umringten ihn und bestürmten ihn aufs dringendste, sich aus diesem brennenden Krater zu entfernen. Die Gefahr konnte sich nicht drohender zeigen: die alten Artilleristen der Garde, die doch an Kanonaden wie die von Borodino gewöhnt waren, verloren beinahe ihre Kaltblütigkeit. Der General Lariboisière näherte sich Napoleon, wies ihn auf die Unruhe hin, deren Ursache er war, und machte es ihm, mit der Autorität seines Alters und seiner Hingebung, zur Pflicht, diese Soldaten sich allein retten zu lassen, ohne ihre Verlegenheit durch die Besorgniß zu steigern, die seine Gegenwart erregte. Uebrigens meldeten mehrere in die anstoßenden Quartiere geschickte Officiere, daß die fortwährend intensiver werdende Hitze des Brandes kaum noch gestatte, durch die Straßen zu gehen und darin zu athmen, daß man sich entfernen müsse, wenn man nicht unter den Ruinen dieser von einem Fluche getroffenen Stadt begraben werden wolle.

Von einigen seiner Generale begleitet, verließ Napoleon diesen Kreml, den zu betreten ihn die russische Armee nicht hatte hindern können, aus dessen vierundzwanzigstündigem Besitze ihn aber das Feuer vertrieb, begab sich nach dem Quai der Moskwa hinab, fand hier seine Pferde in Bereitschaft und gelangte nur mit Schwierigkeit durch die Stadt, die gegen Nordwesten, wohin er seinen Weg nahm, schon ganz in Flammen stand. Der Wind, dessen Heftigkeit unaufhörlich zunahm, bog bisweilen die hohen Flammensäulen bis zur Erde nieder und trieb erstickende Ströme von Funken, Rauch und Asche vor sich her. Dem grauenvollen Schauspiele des Himmels entsprach auf der Erde ein nicht minder entsetzliches Schauspiel. Die in Schrecken gesetzte Armee verließ Moskau. Die Tags vorher eingerückten Divisionen des Prinzen Eugen und des Marschalls Ney hatten sich auf die Straßen von Zwenigorod und St. Petersburg zurückgezogen; die des Marschalls Davoust waren nach der Straße von Smolensk zurückgegangen, und mit Ausnahme der in der Umgebung des Kremls zu dessen Rettung zurückgelassenen Garde wichen die französischen Truppen sämmtlich vor diesem Feuer zurück, das ihnen Grauen einflößte und das sich, nachdem es erst gen Himmel gestiegen, auf sie zurückzuwerfen schien, als wollte es sie verzehren. Die in geringer Anzahl in Moskau gebliebenen Einwohner, die Anfangs ihre Häuser nicht zu verlassen gewagt hatten, flüchteten jetzt indem sie ihr Theuerstes, die Frauen ihre Kinder, die Männer ihre gebrechlichen Eltern hinwegtrugen und von ihrer Habe retteten, soviel sie vermochten; oft aber sahen sich diese unter schmerzlichen Wehklagen hinweneilenden Flüchtlinge noch von dem Raubgesindel angehalten, das Rostoptschin, während er es gegen die Franzosen zu entfesseln geglaubt, gegen sie losgelassen hatte und das sich inmitten dieser Feuersbrunst erlustigte wie der Geist des Bösen im Chaos.

In Folge eines letzten und verhängnißvollen Umspringens des Windes trat am nächsten Tage an die Stelle des Südwest ein reiner Westwind und nun wurden die Flammenströme nach den östlichen Stadttheilen, nach den Straßen Meßnitskaia und Baßmanaia und nach dem Sommerpalaste hingetrieben. Die Reste der Bevölkerung flüchteten in die offenen Felder, die sich in dieser Gegend finden. Während sich die Feuersbrunst ihrem entsetzlichen Höhepunkte näherte, hörte man jede Minute fürchterliches Krachen. Die Dächer der Gebäude sanken, sobald ihre Stützen verbrannt waren, in sich selbst zusammen und stürzten mit donnerndem Getöse in die Tiefe, während sie in Folge des durch ihren Einsturz verursachten Druckes ringsum Flammenströme hervorspringen ließen. Die eleganten Façaden, aus Verzierungen bestehend, mit denen das hölzerne Zimmerwerk bekleidet war, stürzten nieder und erfüllten die Straßen mit ihrem Schutt. Die rothen, vom Winde fortgerissenen Eisenblechtafeln fielen noch glühend hier und da nieder. Der mit einer dicken Rauchwolke bedeckte Himmel war durch diesen Schleier kaum noch zu sehen und die Sonne zeigte sich jeden Tag nur wie eine blutrothe Kugel. Während dieser drei Tage, vom 16. bis 18. September, hörte die Natur keinen Augenblick auf, in ihrem Anblicke wie in ihren Wirkungen den nämlichen grauenvollen Charakter zu zeigen.

Nachdem vier Fünftheile der Stadt verzehrt waren, hemmte endlich die Feuersbrunst ihre Wuth fast ohne Ursache, denn in unserer beschränkten Welt gelangt auch selbst das übermäßige Uebel ebenso wenig zur Vollendung als das Gute. Der Regen, welcher zur Zeit des Aequinoctiums gewöhnlich auf die heftigen Stürme folgt, fiel plötzlich auf diesen Vulkan und mäßigte ihn, ohne ihn löschen zu können. Nachdem der Brand in Gestalt eines Orkans gewüthet, verwandelte er sich nun in ein gigantisches Kohlenfeuer, dessen Hitze der glücklicherweise anhaltende Regen nach und nach dämpfte. Aufrechtstehen sah man nur noch einige Ziegelmauern, einige dem Feuer entgangene hohe Essen, die gleichsam wie die Gespenster dieser prächtigen Stadt erschienen. Der Kreml war gerettet und mit ihm ungefähr ein Fünftel der Stadt.

Zur Chronik.

Einfuhren in den Zollverein.

st. Die soeben erschienene „Uebersicht der in den drei ersten Quartalen des Jahres 1856 im Zollverein verzollten oder frei abgefertigten Gegenstände" enthält Manches, was auf einen erfreulichen Fortschritt unserer Industrie schließen läßt. Die Einfuhr der rohen Baumwolle hat sich gegen 1855 vermehrt um 121,000 Centner, die von ungebleichtem Baumwollengarn um etwa 5400 Centner vermindert. Unsere Baumwollenfabrikation hat etwa $^5/_8$ der erforderlichen Twiste geliefert, die Engländer freilich noch lange nicht verdrängt. Im Leinen hat das Maschinengespinnst des Auslandes sich vermehrt um 11,000 Centner, und es rechtfertigt diese Zunahme das Entstehen neuer Flachsspinnanstalten, gegen das die romantischen Anhänger des alten Spinnrades geeifert haben. Von gefärbter oder gedruckter Leinwand sind 1855 wie 1856 nur unbedeutende Mengen eingegangen. Daß von roher und verkämmter Schafwolle 299,633 Centner eingingen — 31,000 Centner mehr als im vorigen Jahre — beweist die steigende Concurrenz der englischen Colonien. Sehr ins Gewicht fällt die zunehmende Einfuhr des Eisens. Wir stellen hier die Zahlen neben einander:

	1855.	1856.
Roheisen aller Art	2,355,689 C.	2,874,535 C.
Eisen in Stäben von mehr als ½ Q.-Zoll im Durchschnitt, Schienen und Rohstahl	215,639 „	314,113 „
Eisenstäbe unter ½ Q.-Zoll . .	8,380 „	20,380 „
Façonnirtes Eisen in Stäben . .	31,007 „	67,937 „
Eisen- und Stahlblech	5,210 „	8,469 „
Grobe Gußwaaren	63,969 „	97,821 „
„ Schmiedewaaren	20,400 „	28,909 „
Feine Eisen- und Stahlwaaren .	3,820 „	3,569 „

Seit Landwirthe, Rheder und verschiedene Gewerke eine Herabsetzung der Eisenzölle, die von ⅓ bis zu 10 Thalern steigen, fordern, versichert man uns, daß die deutschen Werke „nächstens" im Stande sein würden, den ganzen deutschen Bedarf zu decken. Wie wenig diese Behauptung der Wahrheit entspricht, geht aus der obigen kleinen Tabelle klar hervor. Bedürfen wir des fremden Eisens, dann sollte uns die unentbehrliche Waare nicht durch Zölle vertheuert werden!

Die Reform des österreichischen Paßwesens.

st. Der österreichische Doppeladler war lange Zeit à l'enfant frisirt, nur daß man, was ihm von den beiden Köpfen herunterbaumelte, nicht eigentlich Locken nennen konnte. Wieviel von diesem Haarputz ist seit 1850 zu Boden gefallen, und noch immer wüthet die Scheere fort! Das Paßwesen war gleichsam ein Berg Ararat, zu dem keine Reformfluth hinanreichte, eine Citadelle, welche die Mauern der sinkenden alten Feste unangetastet überragte. Jetzt liegt auch dieser Hort des Polizeistaats am Boden. Der Fremde wird vom 15. März dieses Jahres seinen Paß blos an der Grenze vorzuzeigen brauchen; für den Inländer genügt von demselben Zeitraum an eine Legitimationskarte. Alle die alten Plackereien, genannt Vorweisungen, Visirungen, Hinterlegungen, gewürzt durch Polizeikosten und durch Grobheiten, die unentgeldlich ertheilt wurden, haben ihr Ende erreicht. Die Reform scheint in das Gebiet der einfachen Verordnungen zu gehören, aber sie hat eine große Bedeutung, und zwar eine doppelte. Der innern Entwickelung des Kaiserstaats zu gewerblichem und Handelsgedeihen ist durch die Erleichterung oder eigentlich Freigebung des Reisens abermals ein Hemmschuh abgenommen worden. In politischer Beziehung wird der heutigen Welt ein Unbescholtenheitszeugniß ausgestellt. Oesterreich wird Feinde behalten, kluge und dumme; aber es zeigt, daß es sie nicht fürchtet. So wird die Verordnung über das Paßwesen zu einer Fortsetzung der Versöhnungspolitik, die den Grundton der italienischen Kaiserreise bildete. Eine Ausdehnung dieser Verordnung in dem Sinne, daß außerösterreichische Paßkarten im ganzen Umfange des Kaiserreichs Geltung erhielten, steht in Aussicht.

Filangieri und Nunziante.

st. Die neapolitanische Polizei ist ein doppelrohriger Barometer: je drohender die Luft am Vesuv wird, um so höher steigt sie. Vor kurzem hat sie sich bis zu Haussuchungen bei höchsten Beamten und Generalen aufgeschwungen. Einer der Generale, dem sie in Kisten und Kasten guckte, ist Carlo Filangieri. Der Sohn des berühmten Rechtsgelehrten wurde am 15. Mai 1784 in Cava geboren, trat in Kriegsdienste und focht unter den französischen Fahnen in Holland, Deutschland, Italien und Spanien. Nach der Rückkehr der Bourbons behielt er seinen Grad als General, wurde aber 1822 bei der Reorganisation des Heers übergangen. Sein Vater hatte 1800 als Philosoph fliehen müssen, und er selbst war 1814 mit diplomatischen Aufträgen Murats nach Wien gegangen. Nachdem er 1831 wieder zu Gnaden aufgenommen, zeigte er sich stets als den treuesten Diener des jetzigen Königs. Seine ausgezeichnetste Leistung war 1849 die Unterwerfung von Sicilien, für die er zum Herzog von Taormina ernannt wurde. Der Schweizeroffizier Steiger, der dem glänzenden Feldzuge von 1849 beiwohnte, giebt Filangieri das Zeugniß der Leutseligkeit, der seltensten Charakterfestigkeit, der kaltblütigsten Unerschrockenheit, und nennt ihn einen unermüdlichen Arbeiter, vortrefflichen Verwalter und geschickten Heerführer.

Von General Nunziante, dem Günstling des Tages, wissen wir weniger zu sagen. Er erscheint uns zum ersten Male am 15. Mai 1848, jenem Unglückstage, an dem Neapel durch den Wahnsinn seiner Demokraten den Soldaten und Lazzaroni überliefert wurde. Als Haufen von Gemeinen ohne Befehl gegen die Barricaden losstürmten, deckte Nunziante ihnen die Flanken. Dafür erhielt er den Oberbefehl in Calabrien und warf den dortigen Aufstand um so leichter nieder, als kein eigentlicher Widerstand geleistet wurde. Man hat ihm vorgeworfen, die Plünderungen königlicher Freiwilligen auf den Gütern des Adels begünstigt zu haben. Das ist nicht wahr; folgender Tagesbefehl vom 15. Juli beweist seine Unschuld: „Es geht mir die höchst bedauerliche amtliche Kunde zu, daß an verschiedenen Punkten Calabriens Haufen vagabundirenden Gesindels Landhäuser ausplündern, Vieh rauben und überhaupt das Eigenthum Vieler verletzen, wobei sie vorgeben, daß sie dies auf den Wunsch der Regierung thun rc." Jetzt ist Nunziante, wie gesagt, Günstling des Schlosses.

Wie lange werden wir noch tanzen dürfen?

* Es giebt in Deutschland einen stillen Winkel, den man nicht aus dem Auge verlieren darf, wenn man wissen will, wie in der nächsten Zeit der Wind wehen wird. Dieser Winkel ist Mecklenburg. Die Dinge, die da vor sich gehen, werfen einen langen Schatten vor sich her, und über ein Kleines schreiten sie ihrem Schatten nach. Das ist der Grund, weshalb wir genöthigt sind, unsere schönen Leserinnen und deren Tänzer zu ersuchen, daß sie nicht erschrecken mögen, wenn eine Mecklenburg-Schwerinsche Verordnung der geistlichen Abtheilung des Ministeriums überall in lutherischen Ländern Nachahmung findet. Die Verordnung verfügt indirect, aber bestimmt:

1. An Sonnabenden darf gar nicht getanzt werden.
2. Jedes Tanzvergnügen hat um elf Uhr Abends aufzuhören.

Die Mecklenburger könnten sich, denkt man, mit déjeuners dansants helfen. Allein die geistliche Abtheilung scheint an dieses Hülfsmittel der äußersten Noth gedacht zu haben, denn sie setzt auch den Anfangspunkt des Tanzes fest: 6 Uhr Abends. Da die nicht tanzenden Herren das Abendessen nicht werden ver-

lieren wollen, so ist das Schreckliche zu fürchten, daß ein Ball künftig den schönen Körper wegwerfen müsse und blos aus Kopf und Schweif, Polonaisen und Cotillon, bestehe. Die Zeiten werden herzlich schlecht!

Theater und Musik.

— Geibel hat seine Tragödie Brunhilde vollendet, während auch Hebbel mit einer Tragödie aus dem Stoff der Nibelungen umgeht. Wilhelm Genast, Verfasser eines Bernhard von Weimar und des Dornröschens, hat ein Drama aus dem Bauernkriege: „Florian Geyer" geschrieben. Der Held, den Robert Heller in einem Roman schilderte, ist derjenige in der Partei der Junker, der aus Ueberzeugung die Sache der Bauern zu seiner eignen macht. — Von Alexander Schnetger wurde in Gotha bereits ein zweites Drama: „Arnold von Seelenhofen, Erzbischof von Mainz" aufgeführt. — Wilhelm Wolfsohn las sein neues Drama in Leipzig vor einem größern Kreise; sein Titel ist; „die Osternacht," mit Conflicten zwischen Judenthum und Inquisition in Spanien.

In Moskau erregt seit Anfang Februar eine russische Nationaloper: „Grommoboi" viel Begeisterung und Aufsehen; Text nach einer Ballade von Schukowski, von Lankoi, Musik vom Director des Moskauer Theaters, Namens Verstoski. Die Ausstattung soll 60,000 Silberrubel gekostet haben; auf die nächsten 10 Vorstellungen war das große Opernhaus bereits ausverkauft. — Der Petersburger Hof- und Operncomponist Michael v. Glinka starb am 15. Februar in Berlin, wo er auf seiner Kunstreise Station machte.

Musikalische Litteratur.

— Von Otto Jahn's: W. A. Mozart (Leipzig bei Breitkopf und Härtel) ist ein zweiter Band erschienen, gleich umfangreich wie der erste, 36 Bgn. stark, mit dem Kupferstich von Wolfgangs Vater und 2 Facsimiles von des großen Componisten Handschrift. Der erste Band schloß mit dem 21. Lebensjahre des jungen Künstlers, der zweite umfaßt die Epoche von 1777—1781. Wir thun noch einen Blick in das ärmlich beschränkte Familienleben zu Salzburg unter dem Druck eines Kirchenfürsten, dann begleiten wir den nach Licht, Luft, Sonne und Weltleben dürstenden Wolfgang auf seine große Reise, und Mannheim, Paris und München sind die Schauplätze, auf welchen sich seine Flügel entfalten. In Mannheim waltete der musikliebende Kurfürst Karl Theodor. In Paris tritt Mozart in den großen Streit der Gluckisten und Piccinisten. Dies giebt dem belesenen Biographen hinreichend Grund, Gluck einige Capitel zu widmen. Die Verhaltungsregeln die ihm Vater Leopold für Paris mit auf den Weg gab, sind bezeichnend; Derselbe warnt vor dem Verkehr mit Künstlern, vertraulich lasse sich mit keinem verkehren; de la politesse et pas d'autre chose! ruft ihm der sorgliche Papa zu. Vor allem aber solle er die größte Vorsicht im Verkehr mit Frauenzimmern beobachten; die pflegten in Paris jungen Leuten von großem Talent erstaunlich nachzustellen, um sie ums Geld zu bringen oder gar in ihre Falle und zum Manne zu bekommen: „das würde wohl mein Tod sein!" Sonst giebt er ihm eine lange Liste von Gönnern mit, die er gleich nach seiner Ankunft zu besuchen habe, verweist ihn an die bewährte Freundschaft des Baron Grimm und an sein eignes Nachdenken und Pflichtgefühl mit dem rührenden Zuruf: „Denke täglich, was Du Gott, der Dir so außerordentliche Talente gegeben, schuldig bist!" — Ueber Straßburg kehrte Wolfgang nach Deutschland zurück. Für München erhielt er von Karl Theodor den Auftrag zu einer großen Oper. Dies war der Idomeneo, mit welchem Werke die Reihe der großen Meisterschöpfungen Mozarts beginnt. Otto Jahn charakterisirt diese Oper gründlich in allen ihren Theilen. 1781 mußte Wolfgang auf Befehl seines Salzburger Erzbischofs nach Wien zurückkehren.

Außer einer sinnigen Erzählung aus Mozarts Leben von Eduard Mörike, die wiederholt aufgelegt wurde, erschien auch bei Veranlassung der hundertjährigen Jubelfeier von des Meisters Geburtstag voriges Jahr (in Langensalza) von Heinrich Sattler ein entsprechendes Heft: „Mozart, Erinnerung an sein Leben und Wirken nebst Bemerkungen über dessen Bedeutung für die Tonkunst."

Von A. Ulibischeff, dem trefflichen Russen der über Mozart ein gewichtiges Werk brachte (er schrieb es französisch und französirte demgemäß seinen Namen in Oulibicheff), erschien jetzt, ebenfalls französisch (Leipzig bei Brockhaus) ein gleich eingreifender Ertrag seiner Studien Beethovens: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs.

Beethovens Symphonien erlebten vom Grafen Laurencin, dem Verfasser eines Büchleins: „Zur Geschichte der Kirchenmusik bei den Italienern und Deutschen," früher eine kritisch analytische Erläuterung für Freunde der Tonkunst. Jetzt sind auch Beethovens Claviersonaten in gleicher Weise räsonnirend erläutert von Ernst v. Elterlein (Leipzig bei Matthes, bereits in 2. Auflage).

Ein theoretisch-praktisches Lehrbuch: „System der Gesangskunst nach physiologischen Gesetzen" erschien (Hannover bei Helwing) von Dr. W. Schwarz. Die Untersuchungen des Berliner Physiologen Johannes Müller haben den Verfasser zu dieser wissenschaftlichen Behandlung der menschlichen Stimme bei der Gesangsausbildung geführt. Ein hannoverscher „Sanitätsrath" Dr. Homeyer giebt im Vorwort zum Buche als Anatom und Physiolog sein beistimmendes Gutachten.

Von J. G. Hientzsch in Berlin erscheint in zwanglosen Heften eine historisch-biographische, kunstwissenschaftliche und pädagogische Musikzeitschrift unter dem Titel: „Das musikalische Deutschland des 19. Jahrhunderts." Heft 1 und 2, welche uns vorliegen, enthalten neben Kritiken und Abhandlungen besonders schätzbare Artikel über die gegenwärtig bestehenden deutschen Musikschulen und Gesangsvereine, nebst einer Geschichte ihres bisherigen Wirkens.

Drei populäre Bücher.

st. Wir wollen unter dieser Ueberschrift drei neue Erscheinungen besprechen, die alle drei für die reifere Jugend und für den Selbstunterricht bestimmt sind. Alle drei stimmen auch darin überein, daß sie Berliner Lehrer zu Verfassern haben. Professor Dr. Karl Rosenberg giebt uns eine „Geschichte des preußischen Staats" (Berlin, Vereinsbuchhandlung), die in zwei Bändchen die Geschichte Preußens bis 1815 bespricht. Herr Rosenberg erzählt nach einem sachgemäßen Plan verständig und selbstanziehend, webt an den geeigneten Stellen die Culturgeschichte ein und läßt uns nichts vermissen, was wir zum Verständniß der preußischen Geschichte brauchen. Was wir seinem Buche wünschen, sind ausgeführte Porträts der Regenten. Junge Freunde der Geschichte werden für die ernste Wissenschaft durch nichts so leicht gewonnen, als durch geschichtliche Menschen, die mit Leib und Blut, im Guten und im Bösen ihres Wesens treu aufgefaßt, vor ihnen stehen. Bei mehreren Kurfürsten und Königen hat der Verfasser keinen Strich der Lichtseite vergessen, während er die Schattenseite so verwischt, daß nur Bedeutendes sichtbar bleibt.

„Spiegel des Mittelalters in seinen denkwürdigen Frauen" (Berlin, bei Albert Sacco) heißt das zweite Buch und sein Verfasser Friedrich David Nicolas. Natürlich ist die Gabe für junge Mädchen bestimmt, und diesen sei sie empfohlen. Sie werden keinen eintönigen Lobgesang, keine der tausendfach dagewesenen Variationen des Themas: Ehret die Frauen! finden, wohl aber etwas Besseres, nämlich eine geschichtlich wahre Darstellung des Frauenlebens im Mittelalter und seine berühmtesten und berüchtigtsten Vertreterinnen.

Das dritte Buch ist: „Die Welt- und Vaterlandskunde" von Dietrich Rittershausen (Erfurt, bei Körner). Der Verfasser hat sich bereits durch eine Heimathskunde bekanntgemacht, und die-

ses Buch ist die Fortsetzung derselben. Hatte die Heimathskunde den Schüler mit den ersten geographischen Begriffen, den gewöhnlichsten Pflanzen und Thieren rc. bekanntgemacht, so zeigt ihm dieses zweite Buch die Erde in ihren Beziehungen zur Welt, belehrt ihn über ihre Oberflächengestaltung und endlich über die einzelnen Erdtheile. Der gewiß empfehlenswerthe Plan, Geschichte, Naturgeschichte und Theologie auf geographischer Grundlage zu lehren, wird hier systematisch durchgeführt. Als Lehrbuch schenken wir dem Werke unsern vollsten Beifall; ob es auch als „Lesebuch für die Jugend" wirken werde, müssen wir wegen der vorherrschenden Trockenheit bezweifeln.

Elisabeth Kulmann.

— In Frankfurt a. M. (bei Brönner) erschienen die „Sämmtlichen Dichtungen" von Elisabeth Kulmann, herausgegeben von K. F. v. Großheinrich, in achter Auflage, gr. 8., beinahe 800 Seiten in zweispaltigem Druck, mit dem Leben und mit Abbildern des Denkmals und des Wohnhauses dieser Dichterin, deren Namen mancher unserer Leser trotz der acht Auflagen vielleicht zum ersten Male hört. Der starke Absatz des umfangreichen theuern Buches bei so geringer Verbreitung in Deutschland erklärt sich aus dem Umstande, daß die 17 Jahre alte, 1825 gestorbene Dichterin ein lyrischer Liebling aller Deutschen in Rußland ist. Elisabeth Kulmann, mit ihrer Familie aus dem Elsaß stammend, war 1808 in Petersburg geboren. Ihr Vater, den sie früh verlor, war Soldat gewesen; die Wohnung, in der sie gehaust, war eine Hütte mit Gärtchen. Das cararische Denkmal, das ihr die Kaiserin Alexandra Feodorowna und die Großfürstin Helene setzten, rühmt sie als „die erste Russin, welche Griechisch gelernt, 11 Sprachen verstanden und 8 gesprochen." Man hat lobende Aussprüche von Goethe und von Jean Paul über dieses junge polyglotte Wunderkind, das schon in seinem 12. Jahre deutsche Verse machte, im 13. Latein sprach und den Anakreon in 8 Sprachen übersetzte. Deutsch, russisch und italienisch waren ihre Lieblingssprachen; ihre besten Sachen, die natürlich auf Neuheit in Stoff und Styl wenig Anspruch machen, schrieb sie dreifach in diesen Idiomen. Eine Uebersetzung neugriechischer Volkslieder ist ihre letzte poetische Arbeit gewesen.

Flamändische Litteratur.

c. Ein neuer flamändischer Schriftsteller, in Deutschland noch wenig bekannt, ist van Driessche, dessen Werke besonders Sittengemälde und Scenen aus dem Leben der Flamänder bringen. Von demselben ist erst kürzlich (bei Rogghé in Gent) ein neues Buch erschienen, das den Titel: „Moeder Lysbeth" führt, eine Ergänzung seiner beiden frühern Schriften: „De Verordeelde" (der Verurtheilte) und: „Wat een meisje vermag" (Was ein junges Mädchen vermag). Van Driessche's Werke bezeichnen für die flamändische Litteratur eine neue Periode. Bisher verriethen die vorzüglichsten flamändischen Schriften eine Ungewißheit der Tendenz; sie überschritten nicht die gewöhnlichen Grenzen des Romans, die socialen Interessen schienen aus denselben verbannt zu sein. Van Driessche verfolgt dagegen einen deutlich ausgesprochenen philosophischen Zweck. Dabei beweist derselbe ein sehr richtiges Urtheil; sein Räsonnement ist ruhig und überzeugend, und aus der litterarischen Form seiner Bücher läßt sich erkennen, daß er Herr seiner Sprache in dem ganzen Umfange ihrer Formen und ihres Reichthums ist. Seine „Mutter Liesbeth" bekämpft eins der großen Uebel, welche die geistige und sociale Entwickelung der Landgemeinden in Flandern aufhalten, nämlich Fanatismus und abgeschmackte Vorurtheile. Er erzeugt seinem Vaterlande einen großen Dienst, indem er zu der Bevölkerung jener Provinzen in einer Sprache, die Jedermann versteht, von der Aufgabe spricht, welche die Menschheit zu lösen berufen ist, und so zur Beseitigung socialer Uebelstände kräftig beiträgt.

Erfahrungen eines Criminalbeamten.

* Die Völker des Selfgovernment haben sich dereinst mit ihrer Polizeilosigkeit gebrüstet. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Newyork wie London haben beide ihre Polizei, zu der öffentlichen noch eine geheime, und doch kann der gute Bürger beider Städte Nachts keinen alten Schrank knacken hören, ohne der Ueberzeugung zu werden, daß noch nicht genug Sicherheitsbeamte für ihn wachen. In diesem kurzen Punctum liegen zwei Wahrheiten verborgen: 1) Die Thätigkeit des Bürgers schützt ihn nicht genug; es muß eine Polizei geben. 2) Die Polizei reicht nicht aus, der Bürger selbst muß thätig sein. Wie dies zu geschehen habe, lehrt ein Buch: „Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung", von Hirt (Leipzig, bei Wengler), das zugleich eine Reihe anderer unter dem Gesammttitel, der über diesen Zeilen steht, in Aussicht stellt. Der Verfasser ist Criminalbeamter und kennt sein Thema. Er geht systematisch zu Werke; allein die Diebe zwingen ihn dazu, denn keine Einschachtelung in Kasten kann an der indischen oder pommerschen Küste schroffer ausgedacht werden, als die Diebe sie unter sich eingerichtet haben. Kein Einbrecher wird den Nachschlüssel anwenden, kein Taschendieb in den Eierkorb einer Marktfrau greifen. Leider verwischt das moderne Staatsleben Alles, was noch Charakter besitzt, und so sind auch die Diebe von der Cultur „angeleckt" worden. Sie benutzen die modernen Reisemittel, und diese neuen Erfindungen wirken auf ihre Eigenthümlichkeit verderblich ein. Bist Du auf der Eisenbahn bestohlen worden, und kommt Dir auf dem Dampfboot ein zweites Eigenthum abhanden, so kannst Du nicht gewiß sein, ob nicht dieselben Hände hier und dort mit Dir beschäftigt gewesen sind! Herr Hirt berücksichtigt diese Zeitwandlung, wie er überhaupt alles berücksichtigt, namentlich die Präservativmittel gegen Diebstahl und Diebe. Von den 208 Seiten seines Buches ist der weitgrößte Theil den vorbeugenden Maßregeln gewidmet. Wir dürfen nicht verschweigen, daß die absolute Sicherheit, die der gute Bürger sehnlichst wünschen muß, nicht zu erreichen ist. Contre la force il n'y a pas de résistance! steht als muthraubendes Motto über dem Capitel vom gewaltsamen Diebstahl, und ebenso lautet, wenn auch nicht der Anfang, doch der Schluß jeder andern Erörterung: „Es hilft Alles nichts, gestohlen wird doch!" Zwei Classen von Menschen sind allein gefeit: die nichts haben und die selbst stehlen. „Du mußt Amboß oder Hammer sein!" wie Goethe das ausdrückte.

Preisaufgabe.

Vom Comité der Dresdener Tiedgestiftung ist folgende Bekanntmachung erlassen worden: „Nachdem das Verwaltungscomité der Tiedgestiftung, in Folge des preisrichterlichen Gutachtens, unter den bisher eingelaufenen Dichtungen für eine derselben in Ertheilung des Preises unbedingt sich nicht hat entscheiden können, erneuert dasselbe hiermit seine Einladung zur Bewerbung um den Preis von zweihundert Thalern für ein episches Gedicht. — Zugleich bringt es in Erinnerung, daß laut §. 2 der Statuten der Tiedgestiftung die Bewerbung sich auf sächsische (incl. Thüringens) und preußische Nationalität beschränkt. Die Manuscripte sind bis spätestens zum 30. September d. J. einzusenden, und zwar anonym, mit einem Motto auf dem Titel, mit einer Adresse und mit einem versiegelten Zettel, welcher (mit Wiederholung des Motto) den Namen des Verfassers enthält. Der Dichter bleibt auch im Fall der Preisertheilung Eigenthümer seines Werkes. Von den versiegelten Zetteln wird nur der zum eventuellen Preisgedicht gehörige von uns eröffnet, die andern gehen uneröffnet mit den Manuscripten an die Adressen zurück. Zu Weihnachten d. J. wird das Ergebniß von den Unterzeichneten bekanntgemacht werden. Die Rücksendung der bisher eingegangenen Manuscripte erfolgt nach Angabe der Adressen. Dresden, im Februar 1857. Das Verwaltungscomité der Tiedgestiftung. Der Major Serre auf Maxen. Dr. Ludwig Reichenbach, K. S. Hofrath und Professor. Dr. Julius Hammer. Dr. Gustav Kühne. Franz Schubert, Concertmeister der K. Kapelle."

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 12. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [21. März.

Inhalt.

Eine Ersteigung des Chimborazo.

Am 23. Juni 1802 versuchte bekanntlich Alexander v. Humboldt in Begleitung seines Freundes Bonpland die erste Ersteigung des Chimborazo. Wegen eines spitzigen Felsens, der ihnen ein nicht zu beseitigendes Hinderniß entgegenstellte, konnten sie diesen Berg, den man damals als den höchsten Berg auf der Erde betrachtete und der noch jetzt unter den americanischen Kolossen den ersten Rang einnimmt, nur bis zu der Höhe von 5909 Mètres ersteigen. Dreißig Jahre später am 16. December 1831 unternahm Boussingault, nachdem er die Cordilleras unter dem Aequator durchforscht hatte, die Verwirklichung dieser Ersteigung, die seinem Vorgänger nicht ganz gelungen war. Er drang bis zu der enormen Höhe von 6004 Mètres, also um 95 Mètres weiter voran, wurde jedoch wie sein Vorgänger von Felsen aufgehalten und konnte diese Grenze, welche damals der höchste Punkt war, den Menschen jemals auf Bergen erreicht hatten, nicht überschreiten. Erst am 3. November 1856 gelang es zwei Reisenden, dem Franzosen Jules Remy und dem Engländer Brenchley die Ersteigung des Chimborazo zu vollenden. Im Echo du Pacifique vom 5. Januar erzählt Herr Remy die Unternehmung. „Die Erzählungen der berühmten früheren Reisenden hatten uns jede Hoffnung benommen, bis zu einer ebenso bedeutenden Höhe zu gelangen, als wir, nachdem wir von Guyaquil aus den mit Schnee bedeckten und abgerundeten Gipfel des Chimborazo beobachtet hatten, uns für berechtigt hielten, ihn von einer Stelle aus für zugänglich zu vermuthen. Von da an beschlossen wir, Brenchley und ich, die dritte Ersteigung dieses Bergriesen zu versuchen. Am 21. Juli 1856, als wir das Plateau der Andes durchstreiften, um uns nach Quito zu begeben, verweilten wir am Fuße des stolzen Berges. Wir beschäftigten uns zwei Tage damit, die Umrisse desselben mit dem Fernrohr zu studieren und die Stellen an seinem riesenhaften Gewölbe aufzufinden, die uns eine Passage darbieten konnten. Der von Humboldt und Boussingault eingeschlagene Weg schien Anfangs wegen seines regelmäßigen Abhangs bei weitem der leichteste und zugänglichste zu sein; doch die Felsenbarriere, die wir ganz deutlich unterscheiden konnten, bot dem Auge keinen Ausgang dar. Als wir beinahe ganz und ohne Erfolg um den Koloß herumgegangen waren, setzten wir unsere Reise nach Quito fort, indem wir die Ausführung unseres Planes bis auf eine Zeit verschoben, wo wir uns gegen das strenge Klima der obern Cordilleras mehr abgehärtet haben würden. Nachdem wir den Pichincha, den Cotopaxi und andere Riesen der Andes besucht hatten, kamen wir am 2. November wieder am Fuße des Chimborazo an. Wir nahmen unser Lager in der Höhe von 4700 Mètres, ein wenig unterhalb des ewigen Schnees, in einem zwischen dem Arenal und dem Punkte, wo die Straße nach Riobamba sich von der nach Quito trennt, gelegenen Thale. Unsere Absicht war, uns den folgenden Tag mit Botanisiren und der Hirschjagd zu beschäftigen, während wir zugleich versuchen wollten, im Voraus die Punkte zu bestimmen, welche uns den leichtesten Zugang bis zum Gipfel darbieten möchten. Wir nahmen unser Quartier unter einem großen, abhängigen Felsen, der uns gegen den Nordwestwind hinlänglich schützte, der uns aber im Falle eines Regens keinen Vortheil darbieten konnte. Es hatte während des Nachmittags geregnet. Bei einbrechender Nacht klärte sich das Wetter auf, der Himmel war mit Myriaden von Sternen besäet und der Chimborazo zeichnete sich in seinem vollen Glanze auf dem azurblauen, glänzenden Gewölbe des Firmaments ab.

Am 3. November Morgens fünf Uhr, wo in den Aequinoctialgegenden der Tag noch nicht angebrochen ist, überließen wir unser Lager der Bewachung unserer Leute und entfernten uns als Kundschafter, indem wir eine Kaffeemaschine, zwei Thermometer, eine Boussole, Streichhölzchen und Tabak mit uns nahmen. Ein steiler, sandiger, mit Schlacken bedeckter Hügel, der uns von dem ewigen Schnee trennte, bewies sich gleich im Anfange unseres Marsches als so außerordentlich ermüdend, daß er die uns begleitenden zwei Landeseingeborenen entmuthigte und sie bestimmte, den Rückweg anzutreten.

Als wir diesen Hügel überschritten hatten, stiegen wir auf weichem Sande in ein Thal hinab, das wir verfolgten und an dessen Ende wir den ganz wolkenfreien Gipfel des Kolosses deutlich unterschieden. Um sechs Uhr waren wir im vollen Schnee und wir

vergaßen bei dem Anblicke der vielen Colibris, die sich Kämpfen überließen, indem sie mit ihren summenden Flügeln die Luft durchschnitten, unsere Ermüdung. Wir waren nicht weniger erstaunt, in der Mitte des Schnees und auf einem ziemlich ausgedehnten Raume Pflanzen zu sehen, deren Blumen auf der Oberfläche eines ewigen Reifs sich entfalteten. Es waren eine Caryophyllée, unter anderen ein Culcitium und ein Chuquiragua; eine Zwergombellifère (Oreomyrrhis), zwei Arten Veilchen mit kissenförmig zusammengelegten Blättern, eine Crucifère en roselle, eine kleine Gentiana mit großen rothen Blumen.

Nachdem wir eine halbe Stunde auf dem Schnee vorgegangen waren, hörte die Vegetation plötzlich auf und wir sahen weiter kein lebendes Wesen als zwei große Rebhühner und auf den Felsen einige Moose von der Familie der Idiothalami und der Hymenothalami. An diesem Punkte unserer Ersteigung sammelten wir trockene Zweige des Chuquiragua und machten davon ein Bündel, das wir auf unserm Rücken befestigten. Wir hatten noch einen sehr großen Trachytfelsen zu erklimmen, von dessen Höhe der Gipfel des Chimborazo uns so nahe erschien, daß wir glaubten, ihn in einer halben Stunde erreichen zu können. Hierauf befanden wir uns von neuem auf dem Schnee, dessen Lage immer stärker wurde, doch aber ziemlich fest war, so daß unsere Füße nur zwei Zoll tief in denselben sanken, was uns das Erklettern des steilen Abhangs, den wir verfolgten, sehr erleichterte. Die Kälte war an den Händen und besonders an den Füßen sehr empfindlich. Die Neigung des Berges war so jäh geworden, daß wir über die senkrechte Entfernung erstaunt waren, die wir mit jedem Schritte zurücklegten. Nichts schien uns mehr aufhalten zu können. Indem wir uns ein wenig rechts, dann links und endlich wieder bis zum Gipfel rechts wendeten, sahen wir kein Hinderniß vor uns. Zu unserer Linken gab es allerdings eine große Abdachung von Eis; doch da wir dieselbe von fern erblickten, so konnten wir sie vermeiden, ohne Zeit zu verlieren. Wir setzten das Ersteigen des Berges so rasch fort, daß wir uns in Folge der Anstrengung genöthigt sahen, öfters anzuhalten, um Athem zu schöpfen. Von jetzt an begann der Durst uns sehr heftig zu quälen, und um ihn zu löschen, hatten wir fast beständig Schnee im Munde. Wir empfanden aber kein Symptom von Unbehaglichkeit oder irgend eine krankhafte Empfindung, von denen die meisten Reisenden, welche hohe Berge erstiegen haben, sprechen.

Sobald wir unsern Marsch auf einige Secunden, ohne uns zu setzen, unterbrochen hatten, nahmen wir ihn mit neuem Feuer, mit einer Art von Heftigkeit, die uns der uns so nahe gerückte Anblick des Gipfels einflößte, wieder auf. Es schien uns durch diese neue Erfahrung, welche so viele vorhergegangenen bestätigte, erwiesen, daß in diesen Höhen die atmosphärische Luftsäule noch genügend ist, um das Athemholen nicht zu erschweren und daß man den kurzen Athem und die organischen Zufälle, über die man sich gewöhnlich beklagt, wenn man bedeutende Höhen erklimmt, einer andern Ursache zuschreiben muß. Indem wir schnell immer höher stiegen, fingen wir an, die Pics der Cordilleras zu beherrschen und in der Ferne sehr große Thäler zu entdecken, als leichte Dünste, die Anfangs an den Seiten der Berge nur wie Spinnegewebe erschienen, sich bald in der Gestalt weißer Büschel davon trennten, sich weiter und weiter ausdehnten und sich am Horizont gleich einem Gürtel gruppirten.

Gegen acht Uhr vergrößerte sich dieser Vorhang plötzlich, näherte sich dem Chimborazo, stieg dann in einigen Minuten bis zu uns empor und zwar Anfangs nicht sehr dicht, doch augenscheinlich immer dichter werdend. Wir nahmen den Gipfel nicht mehr wahr. Indessen von der Hoffnung gereizt, viel leichter unser Ziel zu erreichen, als wir es bei dem Verlassen unseres Lagers vermuthet hatten, beharrten wir dabei, weiter in die Höhe zu klettern. Der Nebel nahm immer mehr zu; wir konnten keine zwanzig Schritt weit sehen. Halb zehn Uhr war er so dicht, daß es einige Mètres von uns fast dunkle Nacht war. Von der Gewißheit fortgerissen, unsere Spur wiederzufinden, die uns bei dem Herabsteigen als Führer dienen konnte, setzten wir unsern Weg mit neuer Hartnäckigkeit fort; wir mußten aber jeden Augenblick die Boussole zu Rathe ziehen, um einen Abgrund zu vermeiden, den wir zu unserer Rechten ließen, ehe wir an die Senkung kamen, von der aus wir beschlossen hatten, den Gipfel zu erreichen.

Es schien uns, als ob die Neigung weniger steil werde; wir athmeten freier; das Gehen wurde uns leichter. In Zwischenräumen ließ sich ein dumpfer, ferner Schall vernehmen. Im Anfange schrieben wir denselben den Explosionen des Cotopaxi bei, doch bald überzeugten uns lang anhaltende Donnerschläge, wie man sie nur in der Nachbarschaft des Aequators hört, daß in den untern Gegenden ein Gewitter tobte. Ein schreckliches Unwetter bereitete sich vor. In der Besorgniß, daß Schloßen oder Schnee unsere Fußstapfen ausfüllen und uns der Gefahr aussetzen möchten, uns bei dem Herabsteigen zu verirren, beschlossen wir, obwohl mit Bedauern, unsern Marsch nicht weiter fortzusetzen. Wir beeilten uns, unser Chuquiraguaholz anzuzünden, um in der Kaffeemaschine Schnee zerschmelzen zu lassen. Um zehn Uhr wurde der Thermometer, welcher 5 Fuß über dem Schnee auf 1,7 stand, in siedendes Wasser getaucht, wo das Quecksilber sich auf 77,5 hielt.

Fünf Minuten nach zehn Uhr waren unsere Beobachtungen beendigt und wir begannen mit Riesenschritten den Berg hinabzusteigen, um in aller Eile unseren Lagerplatz zu erreichen. Wir kamen daselbst mitten im Nebel gegen ein Uhr Nachmittags an. Der Donner rollte fast ohne Unterbrechung; die Blitze zeichneten um uns her vollkommen deutlich glänzende Zickzacks ab, obwohl man sie anderswo nur auf Bildern so deutlich sieht. Gegen drei Uhr griff ein schreckliches Unwetter von Regen, Schloßen und Wind uns unter unserm Felsen an. Es verlängerte sich während eines Theils der Nacht mit einer Wuth, die sich gar nicht wieder legen zu wollen schien. Wir lagen buchstäblich im Wasser. Am folgenden Tage bot sich bei Tagesanbruch unseren Blicken nichts weiter dar als ein großes Schloßenfeld.

Sichere Anzeichen eines neuen Gewitters ließen uns den Plan aufgeben, die Ersteigung des Chimborazo, die wir für die Zukunft als sehr gut ausführbar betrachten, von neuem zu beginnen. Wir beeilten uns, das Lager aufzuheben, um uns so schnell wie möglich nach Guaranda zu flüchten, wo wir gegen drei Uhr bei einem kalten, dichten Nebel ankamen, der uns an diesem Tage verhinderte, einen der schönsten Gesichtspunkte, der sich in der Welt findet, zu bewundern.

Als wir unsere Beobachtungen berechneten, waren wir nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß wir den Gipfel des Chimborazo er-

reicht hatten, ohne es nur zu vermuthen. Nach persönlichen Untersuchungen, die zuerst auf dem Sandwich-Archipel vorgenommen und später auf den Cordilleras des Aequators wiederholt wurden, würde der Coefficient der Summe der Grade oder Bruchtheile des Grades des hundertgradigen Thermometers, zwischen dem Punkte, bis zu dem sich das Quecksilber des in siedendes Wasser getauchten Instruments erhebt und dem Siedepunkte des Wassers an der Meeresküste gerechnet, 290,8 sein, d. h. jeder Grad unter 100 zeigt einen Unterschied des Niveau an, der 290,8 Mètres oder ungefähr 29 Mètres für den zehnten Theil des Grads gleich ist. Daraus ergiebt sich die Formel *) X = (100 — B) (209,8), die uns 6543 Mètres als die absolute senkrechte Höhe giebt, bis zu der wir auf dem Chimborazo gelangt waren. Diese Ziffer stellt uns gänzlich auf den Gipfel, deren Höhe nach Humboldts Berechnungen 6544 Mètres über dem Meeresspiegel beträgt. Welchen Grad von Vertrauen man auch nun unseren Berechnungen bewilligen mag, so ergiebt sich doch in jedem Falle aus unserer Besteigung die unbestreitbare Thatsache, daß der Gipfel des Chimborazo zugänglich ist."

*) X vertritt die gesuchte Höhe eines Punktes, an dem man eine Beobachtung vorgenommen hat; B ist die Höhe des von dem Beobachter in siedendes Wasser getauchten Quecksilbers.

Statistik und culturgeschichtliche Bedeutung des Selbstmordes.

Sollen wir den nachfolgenden Blättern eine Entschuldigung dafür vorausschicken, daß sie eine Nachtseite der menschlichen Gesellschaft besprechen, da uns doch selbst unsere Zeit auffordert, ihr auch bisweilen in das finstere und bösblickende Auge zu schauen, und da wir doch im Voraus wissen, daß das in diesen Blättern besprochene Thema eine eigenthümliche Anziehungskraft besitzt? Wir kennen das Interesse, welches die Welt an den tragischen Schicksalen der Selbstmörder, wie der Irrsinnigen nimmt. Diese allgemein empfundene Theilnahme, mag sie nun einer schönen Sympathie mit den Unglücklichen, oder einer krankhaften Vorliebe für das Schreckliche und Gräßliche entspringen, ist es aber nicht, welche uns bestimmt, die wundesten Stellen in der Natur des Menschen zu berühren, sondern die ebenso ernste, als traurige Erscheinung, daß der Selbstmord in unserer Zeit sich immer häufiger wiederholt. Schon beim oberflächlichsten Blättern in den Zeitschriften, welche die Neuigkeiten des Tages erzählen, glauben wir annehmen zu dürfen, daß sich die Berichte von Selbstmordfällen in immer größerer Schnelligkeit aufeinanderfolgen. Die bloße Vermuthung wird aber durch die Ergebnisse statistischer Forschungen zur vollen Gewißheit. Es ist schon an sich eine erschreckende Thatsache, daß die Berechnung der Gotha'schen Lebensversicherungsbank ergeben hat, daß in 25 Jahren die freiwilligen Lebensverzichtungen nicht weniger als 2 1/5 Procent aller bei dem Institut vorkommenden Todesfälle betragen habe, eine Zahl, die noch größer erscheint, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß die bei der Bank Versicherten sämmtlich den wohlhabenden und gebildeten Classen angehören. Es stehen uns aber ferner in großer Menge Zahlen zu Gebote, welche eine fortschreitende Progression der sich ereignenden Selbstmordfälle darthun. In Preußen kam ein Selbstmord im Jahre 1834 auf 9941 Einwohner, im Jahre 1843 einer auf 8081 Einwohner; und in Berlin kam im Jahre 1798 unter 900 Todten ein Selbstmörder, 1828 unter 100 einer vor; auch während der 11 Jahre 1842 — 1853 stellte sich in Berlin ebenfalls eine erhebliche Zunahme des Selbstmords heraus. Im Jahre 1855 belief sich die Zahl der Selbstmorde auf 156 (bei einer Einwohnerzahl von 447,481 kam also durchschnittlich auf 2868 Einwohner ein Selbstmord), und in den Jahren 1852, 1853 und 1854 wurden nur respective 144, 126 und 129 Selbstmordfälle notirt. In Oesterreich kamen von 1819—1827 auf 100,000 Menschen 85 Selbstmörder, von 1828—1844 aber 102. In Hamburg zählte man 1827 sechsmal soviel Selbstmorde, als im Jahre 1821 (während des Juli 1854 zählte man daselbst bei einer Bevölkerung von 120,000 Einwohnern die beträchtliche Zahl von 24 Fällen). In Genf betrug im Jahre 1833 die Zahl der Selbstmorde 24, während im Jahre 1821 nur 6 vorkamen. In Sardinien kam ein Selbstmord im Jahre 1824 auf 72,053 Einwohner, im Jahre 1830 auf 57,572, im Jahre 1838 auf 50,313. In Frankreich betrug die Zahl der während des Jahres 1826 vorgekommenen Selbstmorde 1739, seit 1834 nicht mehr unter 2000, seit 1845 nicht mehr unter 3000 Personen, von denen es festgestellt ist, daß sie sich freiwillig das Leben genommen; im Jahre 1852 zählte man 3674 Fälle, im Jahre 1854 aber schon 3700 Fälle; die Zahl der Selbstmörder ist also um mehr als das Doppelte gestiegen in einem Zeitraume, in welchem die Bevölkerung nur von 31 auf 35 Millionen, also noch nicht um 1/6 gestiegen ist; in Paris wurden 1834 noch nicht genau jeden Tag ein Selbstmord, nämlich 352 Fälle begangen; das Verhältniß hat sich auf 541 Fälle im Jahre 1843 verschlimmert, und da seitdem die Neigung zum Selbstmord noch größere Fortschritte gemacht hat, so werden jetzt jeden Tag ungefähr zwei Fälle vorkommen; von 1826—1852 wurden in Frankreich 71,418 Selbstmorde ermittelt. Auch in Schweden steigt die Zahl der Selbstmörder im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung: in den 5 Jahren von 1771 — 1775 kam ein solcher auf 65,320, in den 5 Jahren von 1846 — 1850 aber auf 14,830 Einwohner; im Ganzen zählte man in Schweden von 1843—1851 1308 Selbstmordfälle.

Neulich veröffentlichte Professor Adolf Schmidt in der von ihm begründeten „Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich" einen Aufsatz: „Diagnose des gegenwärtigen Zeitalters", in welchem er Beiträge zu einer „Physiologie der Geschichte der Menschheit" liefert. Mit unseren Untersuchungen über den Selbstmord glauben wir gleichfalls einige solche Beiträge zu bringen, denn der Selbstmord gehört ja zur Physiologie, oder genauer gesprochen zur pathologischen Physiologie des Menschengeschlechts. Nicht blos in jener immer größer werdenden Häufigkeit des Vorkommens, sondern auch in dem tiefeingreifenden Zusammenhange mit allen Verhältnissen und Zuständen der menschlichen Gesellschaft finden unsere Beiträge ihre Rechtfertigung und ihr Gewicht. Es handelt sich hierbei um hochwichtige sociale Fragen. So hat man unter Anderm jene Zunahme der Selbstmorde in der Neuzeit vorzugsweise als ein Zeichen der krankhaften gesellschaftlichen Organisation ansehen wollen; allein Dr. Engel, der bekannte Statistiker in Sachsen, hat

Recht, wenn er behauptet, daß die Selbstmorde für sich allein weder als unbedingter Maßstab für die sittliche, noch für die sociale Beschaffenheit eines Volkes dienen. Beide Zustände finden in ihnen allerdings einen Ausdruck, und unter anderen Erscheinungen ist auch die Zahl der Selbstmorde ein Symptom der sittlichen Bildung und der sittlichen Beschaffenheit einer Bevölkerung. Ueber das verhältnißmäßig seltenere oder öftere Vorkommen des Selbstmords bei wenig civilisirten Völkern fehlen uns leider sichere Zahlen; wir wissen nur, daß in Rußland während des Jahres 1849 der Selbstmord 1622 mal vorkam; in den 25 zwischen dem 42. und 54. Breitengrade gelegenen Provinzen mit einer Bevölkerung von je 777,746 Einwohnern kam auf 38,882 Einwohner in den Jahren 1819 und 1820 ein Selbstmord, in den 27 zwischen dem 54. und 64. Breitengrade gelegenen Provinzen mit einer Bevölkerung von je 808,854 Einwohnern auf 54,577. Auch wissen wir, daß in Mexiko, Peru und unter den Indianern, namentlich aber in China der Selbstmord nicht zu den großen Seltenheiten gehört, während man in der Türkei und Persien, sowie überhaupt im Orient, wo nach Pruner gleichzeitig Geisteskrankheiten äußerst selten sind, vielleicht deshalb wenig vom Selbstmord hört, weil dort der Glaube an ein Fatum herrscht. Die Neger in America jedoch scheinen besondere Neigung zum Selbstmord zu haben.

Weit mehr als aus solchen, den Verhältnissen nach nur ungenügend zu beschaffenden Angaben über die Selbstmordneigung bei uncivilisirten Völkerschaften können wir durch das Verfolgen der zu verschiedenen Zeiten herrschenden Culturströmungen und der unter ihrem Einflusse stehenden Zeitansichten über den Selbstmord für Beantwortung der Frage gewinnen, ob und welchen Einfluß die Cultur auf Häufigkeit und Vermehrung der Selbstmordfälle überhaupt hat? Später wollen wir das beibringen, wodurch uns die vergleichende Statistik (Häufigkeit des Selbstmords in Städten und auf dem Lande, bei verschiedenen Gewerben, Alter ꝛc.) in den Stand setzt, diese Frage zu beantworten, jetzt aber eine Skizze der geschichtlichen Entwickelung der Völker entwerfen und zeigen, wie die mannichfaltigsten psychischen, intellectuellen und moralischen Beziehungen einen Anstoß zur Vermehrung oder Verminderung des Selbstmords gaben. Die Zahl der Selbstmorde zu einer Zeit hört für uns auf, ein bloßes Spiel des Zufalls zu sein, weil wir einsehen, daß auch sie unter dem Einflusse einer zwingenden Gewalt, der innerlich nothwendigen Entwickelung steht.

Die ersten Keime des Selbstmords fand ein bedeutender Forscher über die Geschichte desselben, Brierre de Boismont, im Pantheismus, jenem großen religiösen Systeme des Orients und des Alterthums, in welchem der Mensch als ein Theil der Alles erschaffenden und Alles erhaltenden Weltseele betrachtet wurde, als ein von dieser Weltseele ausströmender und nach dem Tode wieder zu ihr zurückkehrender Theil. Diese Anschauung war im Orient und ist noch jetzt bei den Chinesen, Japanesen und Indiern verbreitet; bei jenen ist das Bauchaufschlitzen, das Verbrennen der Wittwen ꝛc. an der Tagesordnung; unter den Indiern treiben die zur Secte der Gymnosophisten gehörigen Brahmanen die Verachtung des Todes auf's Aeußerste. Hingegen bei den Chaldäern, Türken, Persern und Hebräern sind die Beispiele freiwilligen Todes so selten, daß man in deren Annalen nur 8 — 10 derartige Fälle innerhalb einer Zeit von 4000 Jahren verzeichnet findet. Die Africaner glaubten auch an eine allgemeine Weltseele und an Metempsychose und neigten sich sehr zum Selbstmorde. Aehnlich war es bei den Kelten. — Zur Vermehrung des Selbstmords bei den Griechen und Römern trugen drei philosophische Systeme wesentlich bei: 1) Der Skepticismus und Pyrrhonismus, durch welche der Zweifel auf Alles erstreckt wurde; die Philosophen Speusipp, Arcesilaos und Carneades tödteten sich selbst. 2) Der Stoicismus, durch den die Menschen den Göttern gleichgestellt wurden und durch dessen bizarre und traurige Principien später das Dogma geschaffen wurde, daß Leben und Tod principiell ganz gleichgültige Sachen seien, wornach die römischen Stoiker decretirten: mori licet, cui vivere non placet (Wem das Leben nicht mehr gefällt, der mag sterben). Der Cyniker Diogenes und dessen Schüler Stilpon, sowie Peregrin tödteten sich freiwillig; der Stoiker Zeno tödtete sich und seine Schüler folgten in Masse seinem Beispiele, worunter Cato und Seneca. Die abweichende Lehre der Cyrenäer führte zu gleichen Resultaten: Aristipp, der Stifter dieser Secte und sein Nachfolger Hegesipp begeisterten die Schüler so sehr für den Selbstmord, daß dieselben sich eines Tages in großer Zahl den Tod selbst gaben, in Folge dessen die Vorträge über diesen Gegenstand verboten wurden. 3) Die Epicuräer fanden das Glück im sinnlichen Genusse und das Unglück im Verluste des letztern, und hielten den Selbstmord für gleichgültig, ja für löblich, wenn er zu passender Zeit ausgeführt wurde. Epicur's Anhänger, Lucretius, Diodorus, Petronius, tödteten sich selbst. — Die angeführten drei philosophischen Systeme kamen darin überein, daß sie die vollkommene Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod hervorriefen.

Das Christenthum hat durch Hinweisung auf eine weise, Alles zum Besten leitende Vorsehung, durch seine Tröstung der Leidenden, Gedrückten, durch seine Aufrichtung Verzweifelnder und durch die ausgesprochene Verachtung der Genußsucht, sowie durch die Erhebung des Gemüths sowohl allen ursächlichen Momenten der Selbstmordneigung Grenzen zu setzen gesucht, als auch den Selbstmord an sich als ein Vergehen, als etwas Sündhaftes hingestellt. Der Verräther Judas erhing sich. Die Bekenner Christi entzogen sich auf keine Weise den Qualen des Märtyrerthums.

Neuere philosophische Systeme konnten einen ähnlichen Einfluß, wie namentlich das der Stoiker, nicht gewinnen. Wie Machiavelli, so vertheidigte Voltaire und Frau v. Staël zwar den Selbstmord und Rousseau meinte sogar, es sei eine Süßigkeit, den Selbstmord zu kosten; und allerdings charakterisirt sich in dieser Denkungsweise der großen Geister einer gährenden Epoche die äußerste bis zur Selbstvernichtung führende Consequenz des herrschenden Zeitgeistes. Allein das Dogma konnte keine so mächtige Gewalt ausüben, daß es wirklich eine große Menge von Menschen unmittelbar zur Ausführung und zur That selbst hingetrieben hätte. Erst als die Ideen eines Voltaire, Rousseau ꝛc. in ausgebreiteter Weise Boden gefaßt hatten, und als aus dieser Saat die stürmische Handlung der Revolution aufsproßte, konnten auch in so aufgeregter Zeit die nähern und gelegentlichen Anstöße zur Verwirklichung zahlreicher Selbstmorde nicht ausbleiben; jeder Einzelne wurde gewaltsam aus seiner Situation in eine neue gerückt, und bei Manchen brachte der Sturm der widerstreitenden Affecte im schon vorbereiteten Gemüth die Neigung zur Selbstzerstörung hervor. Viele nahmen sich bei den massenhaften Hinrichtungen, welche die Commissäre der Berg-

partei zu Bordeaux, Caën und Marseille anordneten, aus Verzweiflung selbst das Leben, Viele bei den schrecklichen Ersäufungen, jenen sogenannten republikanischen Hochzeiten in der Loire, Viele in der Vendée, von den „Höllencolonnen" in die Wälder getrieben. Das Leben hatte unter solchen Umständen für Hunderte aufgehört, irgend einen Werth zu haben, in der Raserei der Verzweiflung gaben sie es auf. Und nur in solcher Zeit kann man jenen Stoicismus antreffen, mit welchem die Girondisten Valazé, Pétion, Buzot, Condorcet, Roland und dessen Frau, nach ihnen aber die Häupter der Bergpartei, die Brüder Robespierre, Lebas und Couthon Hand an sich legten. Nur in so aufgewühlten Zeiten wird der Selbstmord wahrhaft epidemisch. In Frankreich und Preußen bestanden während der republikanischen Kriege und des Consulats Selbstmörderclubs, deren Theilnehmer sich verbindlich machen mußten, sich selbst zu tödten. Der Nachahmungstrieb ist ungemein mächtig und das Beispiel wirkte auch in diesem Falle ansteckend. Es mochte aber jene Zeit überhaupt für psychische Contagien besonders empfänglich sein. Dergleichen Erscheinungen hat die Sturmperiode von 1848 und 1849 doch nicht aufzuweisen.

Zugleich spiegeln sich in der Geschichte des Selbstmords die Sitten und Gebräuche der alten und neuen Zeit. Bei den Alten galt der Staat und das öffentliche Leben Alles, die Familie nichts, sodaß alle, ein öffentliches Aufsehen erregenden Selbstmorde den Anschein von Heroismus erhielten, die innerhalb des Hauses vollbrachten Selbstmorde aber spurlos vorübergingen. Ganz anders zeigt sich der Selbstmord in neuer Zeit. Die höhere Stellung der Frau, die größere Ausbildung des Familienlebens, die Anhänglichkeit der Familienglieder unter einander, die in den Vordergrund gedrängten häuslichen Sorgen drücken den jetzigen Veranlassungen zum Selbstmorde ein ganz anderes Gepräge auf, als die früheren an sich trugen.

Fragen wir nach dem innern Proceß, der die Menschen zu Selbstmördern macht, so treffen wir immer auf einen Kampf, bei dem jener mächtige Trieb, den die Natur in den Menschen legt, der Instinct der Selbsterhaltung, bewältigt wird. Wie die Physiologie für das thierische Leben annimmt, daß die Natur den lebenden Körper zur Selbsterhaltung gegen Einflüsse von außen her befähigt hat, so muß auch die Psychologie von einem Selbsterhaltungstrieb und die Moral von einer Pflicht der Selbsterhaltung sprechen. Geräth nun schon an sich häufiger, als man glaubt, diese Pflicht und der Trieb der Selbsterhaltung in schwierige Collision mit der Pflicht, sich zu opfern und mit dem Rechte, sein Leben für irgend eine Sache zu wagen, und sieht man, mit welcher Leichtigkeit jene bei solchen Collisionen mitunter überwunden werden, so kann man recht wohl begreifen, wie schnell sich Die der Liebe zum Leben und der Pflicht zu leben entäußern, welchen das Leben selbst zur Qual und zum Ueberdruß geworden. Wir brauchen nicht mit Felix Roubaud den Mangel des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele anzuklagen und mit ihm anzunehmen, daß gerade in diesem wachsenden Mangel die Ursache der größern Häufigkeit der Selbstmorde in unserer Zeit liege. Der noch so feste Glaube an ein ewiges Fortleben nach dem Tode bietet Dem, der mit dem Gedanken, sich selbst zu tödten, umgeht, einen nur schwachen Nothanker. Alles deutet darauf hin, daß die hauptsächlichsten Veranlassungen in den Leidenschaften liegen, die um so mächtiger wirken, je deprimirender sie sind. Am leichtesten entsteht erfahrungsgemäß der Entschluß zum Selbstmorde bei denjenigen Völkerschaften, die eine übertriebene Empfindsamkeit besitzen. Man sah Selbstmord und Geisteskrankheiten namentlich in den Zeiten häufig auftreten, in welchen die Cultur zu raffinirt war und die Empfindsamkeit ihren höchsten Grad erreicht hatten, in denen ferner die Gefühle und Leidenschaften den Verstand beherrschten, sodaß das geistige Wehe überhandnahm. Auch der Umstand spricht für den großen Einfluß des vorwaltenden Gefühlscultus bei civilisirten Völkern, daß der Selbstmord ungemein häufig in Gegenden ist, in welchen heftige Leidenschaften nur durch das Gesetz etwas gezügelt werden, während er überall da, wo der Glaube an ein Fatum herrscht, wie in der Türkei, zu den Ausnahmen gehört.

Bei unserer modernen Bildung wogt und brandet das Meer der Leidenschaften am stürmischsten, und deshalb scheint unsere heutige Civilisation die Selbstmorde zu begünstigen. Ihr Einfluß zeigt sich recht deutlich daran, daß überall der Selbstmord bei der städtischen Bevölkerung weit häufiger ist, als bei der ländlichen. In Frankreich kommt der größere Theil der Selbstmorde auf Paris, nächst diesem auf die angrenzenden Departements, die eine viel größere Zahl aufzuweisen haben, als die entfernter gelegenen; ein ähnliches Verhältniß beobachtet man bei anderen großen Städten, z. B. Marseille, und zwar steht die größere oder geringere Zahl von Selbstmordfällen in allen Departements in geradem Verhältnisse zu dem Vorherrschen der städtischen oder ländlichen Bevölkerung. In Frankreich überhaupt kommt ein Selbstmord auf 13,460 Einw., in Paris einer auf 2178 Einw., in England kommt ein Selbstmord auf 15,900 Einw., in London einer auf 5000 Einw. Im Staate Neuyork kommt ein Selbstmord auf 23,263 Einw., in der Stadt Neuyork einer auf 8838 Einw. Auch in Belgien kommen die meisten Selbstmorde auf die Bezirke, in denen große Städte liegen. In der Stadt Kopenhagen stellt sich das Verhältniß der Selbstmorde zur Einwohnerzahl für je 10,000 = 4,5, im gleichnamigen Bezirk = 3,1, in den übrigen Bezirken Dänemarks = 2,9—1,1. Während in den Jahren 1827—1830 der sechste Theil aller in Frankreich vorkommenden Selbstmordfälle auf das Departement der Seine fällt, machten die im Gouvernement Petersburg vorkommenden Fälle den zehnten Theil der in den 25 nördlich gelegenen Gouvernements Rußlands und den dreiundzwanzigsten der in ganz Rußland vorkommenden Fälle aus. In Schweden war die Zahl der Selbstmordfälle während der Jahre 1843—1851 in den Städten im Verhältniß zur Volksmenge dreimal größer als auf dem Lande.

Ist schon hiermit die Prädisposition gewisser Berufsclassen, die vorzugsweise unter dem Einflusse der modernen Civilisation stehen, zum Selbstmorde erwiesen, so zeigt sich die größere oder geringere Neigung zum Lebensüberdrusse bei einzelnen Ständen noch deutlicher, wenn wir dieselben nach ihrer socialen Stellung und ihrer Bildungsweise sondern; das Verhältniß stellt sich dann für die Classen am ungünstigsten, welche vorzugsweise den von Jahr zu Jahr größer werdenden Schwankungen des Glücks im Verkehr, den bittersten Erfahrungen eines wechselnden Schicksals und der abspannenden Wirkung einer fortwährenden leidenschaftlichen Erregung ausgesetzt sind. Von den 4595 Selbstmorden, welche während der Jahre 1834 bis 1843 in Paris vorkamen, waren 126

Reiche, 571 wohlhabende Leute, 2000 in guter Nahrung, 256 mit beschränkten Mitteln, 159 Herabgekommene, 1173 wirklich Arme und 310 unermittelte Fälle. Das häufige Vorkommen des Selbstmordes bei Handwerkern in großen Städten erklärt sich aus dem durch die starke Concurrenz bedingten Kampfe um die Existenz. Dahingegen scheinen Handwerker und Kaufleute, wenn man die im ganzen Lande vorkommenden Fälle zusammennimmt, nicht eben vorzugsweise getroffen zu werden, wenigstens lehrte die Bevölkerungsstatistik des Königreichs Sachsen, daß die Zahl der Selbstmorde nahezu proportional ist der Zahl derjenigen Berufsclassen, welche als nichtetablirte Arbeiter und als etablirte Gewerbe- und Handeltreibende aufgeführt werden. Unter den höher Gebildeten, den Angestellten mit festem Gehalte und unter den Militärpersonen ist die Verhältnißzahl der Selbstmorde größer, als die, welche das Verhältniß der diesen Classen Angehörigen zur Gesammtbevölkerung ausdrückt, während unter den männlich Dienenden auffallend wenig Selbstmorde vorkommen. In Belgien kamen von 532 Selbstmorden 243 auf Künstler, Handwerker und Kaufleute, 135 auf Landbebauer, 124 auf freie Gewerbe, 30 auf Dienstboten; es zeigt sich also auch hier eine größere Selbstmordneigung bei der gebildeten, eine geringe bei der dienenden Classe. Unter Prostituirten, Lumpensammlern und Galeerensträflingen, also bei dem Auswurfe der Menschheit an Leichtsinn und Verbrechen, kommt fast nie ein Selbstmord vor, aber von den 652 Fällen von Selbstmord, die im Jahre 1821 im Westen des Centrums von Rußland vorkamen, betrafen 458 Leibeigene und an die schon oben erwähnte Beobachtung, daß die Neger in den Vereinigten Staaten sehr zum Selbstmord neigen, reiht sich an, was wir erst neulich lasen, daß unter den nach Cuba und Peru hinübergeschafften Chinesen, den Kulis, welche daselbst als Tagelöhner gebraucht, aber fast schrecklicher als Sklaven behandelt werden, der Selbstmord fast epidemisch geworden ist. Ueberschauen wir diesen Kampf um die Existenz und seine unzähligen Opfer, zu denen wir zunächst die Meisten von den Tausenden rechnen, welche sich alljährlich selbst tödten, so ist das unmittelbare Ergebniß desselben, d. i. der enorme Verlust der Gesellschaft an Menschenleben ganz das einer mörderischen Schlacht. Und jener Kampf gleicht auch insofern einer Schlacht, als bei beiden die Zurückgebliebenen und Ueberlebenden nicht blos durch die Menge der Gefallenen an physischer Kraft, sondern auch durch den üblen Eindruck, den der Anblick des Verlustes und seine Folgen hervorbringt, an moralischer Kraft einbüßen. In der Schlacht steckt das Beispiel dessen an, der das Gewehr von sich wirft und davonläuft, und bei jenem Kampfe findet das niederdrückende Beispiel eines Selbstmordes bei einem unglücklichen Staatsgenossen leicht unter ähnlichen Verhältnissen Nachahmung.

Daß der Glaube an Unsterblichkeit der am irdischen Glück Verzweifelnden nur wenig vor dem Schritte zum Selbstmord schützt, bemerkten wir schon oben; wohl aber verleiht der Glaube, daß das Erlebte von einer höhern Macht unabweisbar gesendet wird, die Kraft, auch das traurigste Schicksal zu ertragen. Dies fanden wir im fatalistischen Bekenntniß des Muhamedanismus bestätigt. Ob aber einzelne christliche Religionsbekenntnisse eine größere Kraft zum Ausdauern verleihen, als andere, läßt sich mehr a priori beantworten, als durch Zahlen belegen, weil bei angestellten Vergleichen neben den religiösen noch andere Ursachen mitwirken. Die Statistik des Regierungsbezirks Königsberg scheint in dieser Hinsicht günstig für den Katholicismus zu sein. Dort entleibten sich seit 1836 im Ganzen 1583 Evangelische, 180 Katholische und 5 Juden; es kam also auf 8¾ Evangelische 1 Katholik. Da nun das Verhältniß der katholischen zur evangelischen Bevölkerung = 1:4½ ist, so kommen unter letzterer nahezu das Doppelte soviel Selbstmorde vor, als bei jener.

Das Verhältniß der Geschlechter ist sehr verschieden. Unter 33,032 Selbstmördern waren 24,762 Männer und 8270 Weiber (J. B. Petit). Ueberhaupt haben die Männer mehr Hang zu Selbstmord als die Frauen; das Verhältniß ist nach Esquirol hier 3:1. Unter 4594 Pariser Selbstmördern von 1834 bis 1843 waren 3215 männlichen und 1380 weiblichen Geschlechts.

Das Alter stellte sich nach Petit in folgender Weise. Es kam in dem Alter

von 16—21 Jahren	1 Selbstmörder auf 22,417	Individuen desselben Alters.
„ 20—30 „	„ „ 11,443	
„ 30—40 „	„ „ 10,325	
„ 40—50 „	„ „ 8,078	
„ 50—60 „	„ „ 8,378	
„ 60—70 „	„ „ 8,125	
„ 70—80 „	„ „ 8,717	
„ 80 und darüber	„ „ 10,544	

Nach Falret kommt der Selbstmord am häufigsten zwischen dem 35. und 45. Lebensjahre vor. Eine andere Zählung stellte Guerry an; nach ihm kommen auf die nachfolgenden Altersclassen an Selbstmordfällen (8—9000 Einzelfälle auf 1000 reducirt).

Alter.	Summe der Einzelfälle.
Von 10—20 Jahren	65
„ 20—30 „	167
„ 30—40 „	138
„ 40—50 „	169
„ 50—60 „	209
„ 60—70 „	180
„ 70—80 „	72

Es treten hier zwei Maxima hervor, wovon das erstere in der Altersstufe von 20—30 Jahren mit 167 Fällen, das andere in der von 50—60 Jahren mit 209 Fällen von 1000 gelegen ist. Jedenfalls wirken also die zum Selbstmord führenden Potenzen während dieser Altersperioden am kräftigsten ein.

In pädagogischer Hinsicht ist Selbstmord bei Kindern höchst interessant. Unter 25,760 Selbstmorden, die in Frankreich von 1835—1844 zur Beobachtung kamen, fallen 192 in das Alter vor 16 Jahren, d. i. 1 auf 135 oder 19 auf das Jahr. Leider fehlen bei dieser Statistik der Criminalbehörde die Angaben des kindlichen Alters, nach welchem sich die einzelnen Selbstmorde vertheilen. Daher hat Durand Fardel 27 Fälle gesammelt und genau untersucht. Diese betreffen 1 Kind von 5 J., 2 von 9 J., 2 von 10 J., 5 von 11 J., 7 von 12 J., 7 von 13 J., 2 von 14 J. Unter 22 Kindern ertränkten sich 10, erhenkten sich 10 und 2 (von 12 und 13 Jahren) erschossen sich. Alle Mädchen ertränkten sich. Ein Knabe von 11 Jahren machte vor dem Ertränken den Versuch, sich zu verhungern. Unter den 26 Kindern mißglückte der Versuch bei 3 Mädchen und 2 Knaben. Am auffälligsten erscheint in der Mehrzahl der Fälle die Geringfügigkeit der Motive, um welche sich die Kinder das Leben nahmen. So tödtete

sich ein Knabe von 9 Jahren aus Kummer über den Verlust eines Vogels, ein anderer von 12 Jahren aus Aerger, der zwölfte in der Classe zu sein. In andern Fällen ist der Beweggrund ernster. So erhenkte sich ein vierzehnjähriger Schuhmacherlehrling, als er ungerechter Weise beschuldigt wurde, ein Stück Schusterbindfaden gestohlen zu haben; ein Mädchen von 13 Jahren ertränkte sich aus Kummer über den Verlust ihrer Schwester. In den meisten Fällen, wo sich die Ursache des kindlichen Selbstmords angegeben findet, sieht man, daß sie sich in Folge von Strafen, Tadel und Mißhandlungen tödteten. Es folgt hieraus, wie sehr die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Kinder bei der Erziehung zu berücksichtigen sei. Ein Knabe wohlhabender Eltern, 13 Jahr alt, stürzte sich in das Wasser, weil er von seinem Vater Schläge bekommen hatte, ein Mädchen von 11 Jahren ertränkte sich aus Angst, ihre Aufgabe nicht vollendet zu haben, ein fünfjähriger Knabe ertränkte sich in Folge der Mißhandlungen seiner Mutter. Letzterer Knabe wurde gerettet; es ist der Fall, welcher im Herbst vorigen Jahres sich in Magdeburg zutrug. Die Selbstmorde der Kinder tragen fast sämmtlich den Charakter der Kaltblütigkeit und Ueberlegung an sich. Bis zu einem gewissen Alter verstehen die Kinder den Tod noch nicht, später fühlen sie seine Bedeutung noch nicht. Durand-Fardel erinnert sich nie einen Ausdruck von Schreck oder Verzweiflung bei kindlichen Selbstmördern gesehen zu haben. So stürzte sich ein Mädchen von 11 Jahren zweimal in das Wasser. Ein Knabe von 12 Jahren erhenkte sich, da man ihn bestraft hatte und äußerte zuvor, er würde es thun, sobald er Strafe empfinge, da man ihn für jedes Vergehen, seine Schwester für keins zu bestrafen pflegte. In einem andern seltenen Falle erhenkte sich ein Knabe von 14½ Jahren, nachdem er als Chorknabe den Sarg eines 11½jährigen Kindes, das sich ohne nachweisbare Ursache gleichfalls erhenkt hatte, zum Kirchhofe begleitet hatte. Während des Begräbnisses hörte man ihn sagen: „Ich werde mich auch henken müssen," und vier Tage darauf führte er diesen Vorsatz aus. Hat hier der Trieb der Nachahmung den Selbstmord herbeigeführt? Es ist hier am Orte, auf die Bedeutung der Erziehung der Kinder zur Verhütung des Selbmordes hinzuweisen. Am meisten wird darin gefehlt, daß man dieselbe als eine Sache der Disciplin und des Gedächtnisses betrachtet. Die kindlichen Gefühle sind nicht weniger zart und erregbar, als die der Erwachsenen, und es bedarf großer Nachsicht und Vorsicht bei Anwendung von Strafmitteln. Von 1836—1844 haben sich in Frankreich 132 Kinder in Folge übler Behandlung von Seiten der Eltern selbst entleibt. Sie betreffen ebensowohl Kinder wohlhabender, als armer Eltern.

Eine große Rolle bei der Prädisposition zum Selbstmord spielt die Erblichkeit, ja sie ist sogar nach J. B. Petit das wichtigste Moment. Er stützt sich hierbei auf die Statistik der 12 Jahre von 1835—1846 zu Paris. Schon Cazauvieilh hatte das Verhältniß der Fälle, in denen Erblichkeit eine Rolle spielte, zu den gesammten Fällen 1 : 5½ festgestellt.

Fragt man, welchen Einfluß das eheliche Leben auf die Selbstmordneigung habe, so muß man antworten, daß bei Unverheiratheten und Verwittweten Selbstmorde häufiger vorkommen als bei Verheiratheten. Gewöhnlich sind ⅔ der Selbstmörder unverheirathet. In Schweden aber kamen in der Zeit von 1843—1851 die wenigsten Selbstmorde unter verheiratheten Weibern vor; nach diesen folgten in steigender Anzahl die unverheiratheten Weiber, die unverheiratheten Männer und endlich die verheiratheten Männer. Und in den Vereinigten Staaten waren von 93 Selbstmördern 59 verheirathet, 32 unverheirathet und 2 verwittwet. In beiden Ländern stellen also die Ehemänner das größte Contingent; es wäre daher nützlich, die daselbst herrschenden ehelichen Verhältnisse zu beleuchten.

Alles in der Welt hat seine Saison, so auch der Selbstmord. Diese Saison fällt in die Zeit vom April bis August (Falret), in welchen Monaten sich die Leute lieber zu tödten scheinen, als in den andern, vielleicht deswegen, weil, wie ein Schriftsteller neulich sagte, „die Menschen auch bei diesem Geschäfte einen gewissen Comfort nicht entbehren mögen." Da aber nach Brierre de Boismont die meisten Selbstmorde in Frankreich während der Monate April und September vorkommen, so ist der Einfluß der Wärme gewiß mehr als fraglich; die Hebungen und Senkungen der Zahl der Selbstmorde fallen vielmehr mit der Zu- und Abnahme der Tagesdauer zusammen.

Neben diesen zahlreichen Momenten, welche in den Menschen eine Disposition zum Selbstmord legen, führen wir noch des historischen Interesses wegen eine eigenthümliche Meinung an, welche Anfangs wie alles Neue und Ueberraschende die größte Sensation machte. Man glaubte plötzlich den wahren Sitz des Selbstmordtriebs gefunden zu haben, den uns alle Phrenologen seit Gall nicht in überzeugender Art nachzuweisen vermocht hatten. Vor 12 Jahren behauptete nämlich Kasloff in Kiew, die Entdeckung gemacht zu haben, daß der Trieb zum Selbstmord mit der krankhaften Verengerung einer kleinen Oeffnung am untern Theile des Schädels zusammentreffe, durch welche eine das Blut aus dem Gehirn ableitende Ader tritt. Diese Verengerung soll den Austritt des Blutes aus dem Schädel behindern und so eine Blutüberfüllung des Gehirns bedingen; Kasloff wollte sie in 21 Fällen von Selbstmord bei Wahnsinn gefunden haben, und er meinte sie daher für eine der Ursachen des Selbstmordes halten zu müssen. Allein schon jetzt glaubt man nicht mehr an diesen hypothetischen Zusammenhang, denn die Irrenärzte fanden die angegebenen Verhältnisse bei Geisteskranken auch ohne Selbstmordneigung sehr häufig, ja in der Regel. Geisteskrankheit mag allerdings gar häufig, vielleicht sogar häufiger als man gewöhnlich glaubt, dem Selbstmord vorausgehen, so daß die That nicht unter dem Einflusse eines freien Selbstbewußtseins ausgeführt wurde; allein wir vermögen C. E. Bourdin nicht beizustimmen, welcher den Selbstmord durchweg als Folge einer Geisteskrankheit darzustellen suchte. Eloc-Dumery trat am bestimmtesten gegen Bourdin und Moreau auf, indem er namentlich die Selbstmordversuche Napoleons einer Betrachtung unterwarf und im Allgemeinen zeigte, daß man auch die moralische Natur des Selbstmordes zu würdigen nicht vergessen dürfe.

Wollen wir den moralischen Zustand würdigen, in welchem sich der Selbstmörder in der Mehrzahl der Fälle vor der That befindet, so müßten wir im Grunde Brierre de Boismonts Beispiel folgen, welcher alle zu erlangenden Herzensergüsse und schriftliche Aufzeichnungen, welche Selbstmörder zur Erklärung ihres Entschlusses oder als Abschiedsbrief an die Angehörigen und für die Welt hinterließen, studierte, verglich und in statistische Rubriken brachte. Durch solche letzte Mittheilungen erhält man in der That

psychologisch höchst merkwürdige Aufschlüsse; dennoch behalten sie immer einen nur relativen Werth und können, wenn auch in verhältnißmäßig großer Menge gesammelt, nur in beschränkter Weise den zum Selbstmord führenden Gang der Ideen und Gefühle repräsentiren, und unser Urtheil über die häufigsten Motive zum Selbstmord fest begründen. Daß moralische Einflüsse wirklich in der Regel die Gelegenheitsursache zur letzten Handlung bieten, scheint sich aus folgenden, freilich auch nur mit Vorsicht zu benutzenden Zahlen zu ergeben. Als Ursachen der zwischen den Jahren 1798 und 1820 zu Paris vorgekommenen 6782 Selbstmorde werden angegeben:

Unglückliche Liebe (darunter 157 Frauen)	257
Eifersucht	92
Gedemüthigte Eigenliebe	53
Verleumdung, Gram wegen verlorner Ehre	125
Gewissensbisse und Reue	49
Getäuschter Ehrgeiz	122
Unfälle des Geschicks	322
Spiel	155
Schlechte Aufführung	287
Häuslicher Kummer	782
Armuth und Elend	905
Religiöser Fanatismus	16
Misanthropie	3

Die Statistik von Sachsen rubricirt die im Jahre 1850 vorgekommenen Selbstmörder in folgender Weise:

Melancholie	29%	(vorwiegend Frauen)
Scham, Furcht vor Strafe, Gewissensbisse	10 „	(vorwiegend Männer)
Unordentliches Leben, Trunksucht	10 „	(desgleichen)
Melancholie	7 „	
Körperliche Leiden	7 „	
Zerrüttetes Vermögen	5 „	(nur Männer)
Subsistenzmangel	5 „	(vorwiegend Männer)
Lebensüberdruß	4 „	(desgleichen)
Alteration	3 „	(vorwiegend Frauen)
Häuslicher Kummer	3 „	(desgleichen)
Unglückliche Liebe	1 „	
Unbekannte Ursachen	10 „	

Es ist nothwendig, daß man solche Rubriken macht, um sich einigermaßen in der bunten Gesellschaft der modernen Selbstmörder zu orientiren. Der Statistiker muß jede kleine Person mitzählen, von der die Welt kaum spricht, während dem Auge des Zeitungslesers nur illustre Personen auffallen. Diesem tritt hier ein Sadleir entgegen, jener Fälscher einer Million Pf. Sterling, welcher den Giftbecher auf den Höhen zwischen Hampstead und Highgate zu London trank; dort ein Berliner Zahnarzt, der nach vielen vergeblichen Versuchen, sich Praxis zu schaffen, sich und seine Familie in Potsdam mit Chloroform tödtete. Ein anderes Mal liest er von einem famosen Preiskämpfer in Californien, der stolz auf seine rohe Körperkraft keinen Boxerschlag fürchtete, allein vom Sicherheitsausschuß wegen seiner Betheiligung bei den falschen Wahlen eingesteckt und zum Tode verurtheilt, kleinmüthig verzweifelnd seine eigenen Henkersdienste verrichtete; und dann wieder erzählt dieselbe Zeitung, wie sich in Wiesbaden ein mit Orden geschmückter Unbekannter am Spieltisch erschoß, wie in Nauheim bald darauf ein anderes Opfer der Spielleidenschaft durch einen Stich in das Herz starb, und wie auch in Homburg ein junger Mann, ein Commis, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte, nachdem er die für seinen Principal erhobenen 1800 Gulden verspielt hatte. Sie alle sind nur bevorzugte Repräsentanten ganzer Classen von Selbstmördern und unzählige Andere gehen spurlos unter, weil ihr Selbstmord von wenig auffallenden Umständen begleitet war. Wie viele wirklich erlebte Romane mögen durch einen Schuß oder ein Wellengrab enden, von denen kein Journalist spricht; nur die piquanteren geben zu einer Notiz für das Publicum Veranlassung, wie jener Doppelselbstmord, bei welchem sich zwei liebeskranke Mädchen zusammengebunden in die Elbe stürzten. Je verwickelter mit der Zeit alle socialen Verhältnisse werden, je mehr die Concurrenz anwächst und je schneller das Geld aus einer Hand in die andere rollt, je leidenschaftlicher man sich bestrebt, schnell reich zu werden, und je weniger der Einzelne vor schneller Verarmung geschützt ist, je bedeutender die Genußsucht überhandnimmt, und je schwieriger es den Menschen wird, zu entsagen, je sinnloser sich die Leute den Gefühlen der Liebe und Eifersucht hingeben, und je größere Hindernisse sich dem Zustandekommen glücklicher Ehen entgegenstellen, vor allen Dingen aber je weniger die Erziehung auf Erwerbung einer rechten Selbstbeherrschung bedacht ist, und je freier sich die Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit schon von Jugend auf zu entwickeln vermag: um so größer wird die Zahl der Selbstmörder anwachsen. Es giebt aber ganze Berufsclassen, welche schon durch ihre Berufsthätigkeit und durch ihre Stellung in der bürgerlichen Welt mehr als andere Menschen gefährdet sind, auf Selbstmordgedanken zu fallen. Das Künstlerthum und insbesondere die Dichter sind es, an die wir hier denken. Die Phantasie des Poeten, sagte neulich ein Schriftsteller in den „Hamburger Jahreszeiten,“ hat etwas Dämonisches, er wird durch seine geistige Beschäftigung ewig in der Schwebe gehalten. Wenn ihn Unglück oder Schmerz ereilen, so muß er sie ewig vor Augen und im Sinne haben. Daher kommt es, daß unsere Dichter ihre Seufzer in jeden Satz, jeden Vers ausschütten, und da sie sich ihres Elendes nicht entschlagen können, wie andere praktische Leute, so oft in Wahnsinn verfallen, oder mit dem Selbstmorde enden. Hierzu kommt die Unsicherheit in der bürgerlichen Stellung unserer Schriftsteller und ihr geringer Erwerb, so daß sich die, welche geistig in ewigem Trubel leben, ihn auch weltlich noch durchzumachen haben. „Vielleicht giebt es nicht einen Dichter, wenigstens in Deutschland, der nicht einmal an den Selbstmord gedacht oder nah an den Wahnsinn herangestreift ist.“ Auch Goethe, und dieser ist wie der größeste, so auch der glücklichste der deutschen Dichter gewesen, warf sich, wie bekannt, eine Zeitlang nie auf sein nächtliches Lager, ohne mit einem Dolche versuchsweise sein Fleisch geritzt zu haben. Die Litteratur ist überreich an Fällen; in denen ein Dichtergenius auf die traurigste Weise das elende Leben wegwarf; die Sage läßt schon die Sappho sich vom Leukadischen Felsen in das Meer stürzen, und die Geschichte der modernen Zeit erzählt von Gerhard von Nerval, der einer der glänzendsten und gelehrtesten Köpfe der neusten französischen Litteratur, bis aufs Aeußerste herabgekommen, Nachts auf der Straße zu Paris sich einen Strick um den Hals legte.

Ein ächt humaner Sinn wird der Mehrzahl der Selbstmörder das Mitgefühl nicht versagen, obgleich er in dem banalen Streite über die Frage, ob der Selbstmord mehr ein Act der Feigheit als des Muthes ist, sein Urtheil dahin abgeben muß, daß, wenn wirklich ein Heroismus zur Ausführung der That gehört, jener Herois-

mus ein edlerer ist, welcher die ganze Schwere einer trostlosen Existenz nicht durch einen Griff an die Pistole oder durch einen Schluck aus dem Giftbecher rasch endet, sondern der in fester Haltung allen Unfällen bis zum letzten Athemzuge die Stirn bietet. Und wie sich zu allen Zeiten die Stimmen der Gebildeten über den Selbstmord theilten, indem ihn die Einen unbedingt verwarfen, die Andern unter Umständen entschuldigten, ja sogar rechtfertigten, so hat sich von Anfang an bis auf die heutige Zeit der bornirte Widerwille der großen Masse nicht gegen den Selbstmord als solchen, sondern gegen den Selbstmörder gekehrt, und selbst in unsern aufgeklärten Tagen rief der Fanatismus einen Tumult zu Herrenburg hervor, wo die Bewohner nur mit Gewalt dazu gebracht werden konnten, einen Selbstmörder auf ihrem Friedhofe begraben zu lassen. Die Anstifter dieses „Attentates" standen jüngst vor dem Schwurgerichte zu Tübingen, welches indessen — wohl in Folge der gewandten Vertheidigung — sein „Nichtschuldig" aussprach, worauf sie freigesprochen wurden. Nach Kant verdient der Selbstmörder Verachtung; jetzt zollen ihm die Edleren im Volke Mitleid. Auch hat man officiell jede schändende Behandlung des Leichnams eines Selbstmörders aufgegeben; denn daß die Leiche gesetzlich meist der Anatomie übergeben wird, wie die des Hingerichteten, soll wohl wenigstens jetzt nicht mehr, wie vielleicht früher, die Absicht der Schändung aussprechen, obgleich das Volk eine solche darin sieht. Ueberhaupt ist das Verhältniß des Staates zum Selbstmord ein sehr subtiles. Principiell hat der Staat ein Recht auf das Leben eines jeden Staatsbürgers, und dieser ist verpflichtet, sich und seine Kraft dem Staate zu erhalten. Es gilt im Allgemeinen als etwas Strafbares, wenn der Einzelne seine Kraft dem Staate vorsätzlich entzieht. Dennoch wird der versuchte Selbstmord im Allgemeinen nicht als rechtswidrig betrachtet, er ist auch weder im römischen Rechte, noch in der Carolina oder dem kanonischen Rechte als Verbrechen aufgeführt. Früher wurde jedoch versuchter Selbstmord im Kanton Zürich mit dem Tode bestraft.

Mag sich nun auch in Staat und Gesellschaft die Anschauung in Bezug auf den Selbstmord wechselnd gestalten, wie immer, die That des Selbstmörders wird stets auf die Gesellschaft, welcher er entfloh, einen schauerlichen Eindruck machen. In der Sage, Tragödie und Romanze läßt es sich aber die Poesie angelegen sein, das Schreckliche der Handlung nicht nackt hinzustellen, sondern zugleich ein versöhnendes Abbüßen einer Schuld durch dieselbe zur Vermittlung zu bringen. Das Volk fühlt überall ein Grauen vor jenen besonderen Zufluchtsstätten für die Lebensmüden — fast jede größere Stadt besitzt ja ein traditionell schon lange von Selbstmördern benutztes stilles Asyl, (Leipzig z. B. hat seine „heilige Brücke") — aber an diese geheimnißvollen Stellen knüpfen sich nicht selten ebenso wunderliche, als schöne Sagen; und diesem Quell verdanken wir zum Theil eine Reihe der herrlichsten Dichtungen aus der romantischen Schule. —ss.

Eine Erinnerung an den Walchensee.

Wie herrlich rastet es sich an einem heißen Sommernachmittag im kühlen Schatten, Angesichts eines so schönen und großartigen Gebirgssee's, wie es der Walchensee ist, wenn das von den glänzenden Sonnenlichtern geblendete und ermüdete Auge auf der so eigenthümlich grünen Farbe solches Alpenspiegels ruhend, sich erfrischen und stärken kann, und die von der Hitze vermehrte Ermüdung der Glieder solche Rast doppelt süß macht! Wie wird der Blick des Wanderers, der vom Norden kommend zum ersten Male den Wundern der Alpenwelt entgegengeht, durch so majestätische Naturscenerie gefesselt und schweift vom weiten, farbigen Seebecken zu den hohen felsigen, bewaldeten Gebirgswänden, welche dasselbe von allen Seiten steil einfassen und sich, einander überragend, in malerischen Formen gegen die helle, klare Luft abschneiden, und wieder zurück zu dem Wasserspiegel, der trotz seiner Färbung alle diese Formen und die Luftbläue so rein zurückwirft, und durch seine Stille und dunkle Tinte verräth, wie tief, wie sehr tief er ist! Wie saugt das Auge, da der erste Anblick der fern dämmernden, rosig wolkigen Alpen dem Herzen so große Erfüllungen versprochen und ihm das mährchenhafte Land langer Sehnsucht verheißen hatte, dieses erste geschlossene Bild einer hohen Gebirgsnatur voll in sich auf, ohne die Befürchtung noch, daß spätere mächtigere Eindrücke diese ersten schwächen könnten! —

In den Voralpen des bayerischen Hochlandes, an der jetzt sehr wenig benutzten alten München-Innsbrucker Straße gelegen, die über Wolfratshausen und Benedictbayern führt, wird der Walchensee jetzt nur von wenigen Reisenden besucht, und zu seinem ernsten großartigen Charakter gesellt sich der Eindruck tiefer Einsamkeit und regungsloser Stille. Selten befährt ein Kahn das weite ruhige Becken, um einem Wanderer den Anblick der ihn ringsumgebenden Landschaft zu gewähren oder einen armen Holzhauer an das entgegengesetzte Waldufer zu führen; selten belebt ein Fuhrwerk die sich im Westen des See's entlang ziehende Straße, die dem steilen Ufer abgenöthigt worden, oder treibt ein Bewohner der Umgegend einige Rinder oder Ziegen vor sich her. Das vereinzelte Singen eines Waldvogels und das entfernte Tönen des Holzfällens lassen diese Stille nur um so größer und auffallender erscheinen.

Aber auch dieser stille Charakter hat seine verschiedenen Bilder und vornämlich sind es drei besondere Erscheinungen, in denen er sich meiner Erinnerung eingeprägt hat.

Als ich ihn das erste Mal erblickte, war es an einem schwühlen Juninachmittage. Die Sonne sengte förmlich mit ihren Strahlen die tiefliegendere Vegetation, und das Ersteigen des steilen Kesselberges, über welchen der Weg von dem flachen schilfbewachsenen Kochelseegestaden nach dem 687 Fuß höher liegenden Spiegel des Walchensee's führt, hatte mich manchen Schweißtropfen gekostet. Zwar hatte ich mehrmals schon auf dem interessanten Wege still gestanden, um die stattlichen Wasserfälle zu betrachten, unter den bildlichen Darstellungen der Unglückstafeln die auf das traurige Ereigniß bezüglichen Worte zu lesen, und vom höchsten Punkte der Straße den Blick nach den hohen Gebirgshörnern im Süden mit ihren Schneeschluchten schweifen zu lassen. Der Anblick des großen dunklen See's unter mir, mit seinem Einschluß von Hochwaldbergen und dem tiefen Schatten am Westufer lockte und ladete so sehr zu einer längeren Rast, daß ich meine Schritte beflügelte.

Wo die Straße das nordwestliche Ende des See's fast berührt und einige zerstreute Schifferhütten liegen, fand ich bald ein geeignetes schattiges Ruheplätzchen, von welchem aus mir kein Zug dieses neuen Bildes verloren ging.

Da lag der große Gebirgsspiegel vor mir mit seiner unvergleichlich sanften grünen Farbe, die vom Gelbgrün des Vordergrundes ins Smaragdartige übergeht, um als tiefdunkles Blau an die wohl zwei Stunden entfernten jenseitigen hohen Waldberge zu treten. Zur Linken steigt jäh die Jocheralm, die Südspitze der mächtigen Benedictenwand, empor, an deren Fuße, hinter den Hütten hinweg, ein Weg östlich nach dem Dorfe Sachenbach und ins Jachenauthal führt. Rechts erhebt sich über der Fahrstraße der Herzogstand, von dem Haingartengebirge in den See vortretend und das südwestliche Ende desselben, wie das Dorf Walchensee verdeckend, während gegenüber der Rautkopf und der Altachberg das Becken im Südosten einschließen, und über letzteren die röthlichen Felsenmassen der über 8000 Fuß hohen Karwendelwand herüberschauen.

Während ich so um mich schaute und der Blick bald über den Wasserspiegel hinglitt, bald an den reich bewaldeten Bergriesen aufstieg, fühlte ich mich plötzlich ganz eigen von der außerordentlichen Regungslosigkeit und lautlosen Stille der ganzen Natur berührt und beängstigt. Kein menschliches Wesen, soweit das Auge reichte, die Schifferhäuser selbst wie ausgestorben; kein Laut eines Vogels, die Bäume, Sträucher und Halme ohne die leiseste Bewegung. Keine Regung im Wasser, kein Plätschern am Ufer, kein Schaukeln der Oberfläche, die angeketteten Kähne ohne das mindeste Schwanken. Der See wie die ganze Natur standen buchstäblich still. Dies war mehr als Ruhe der Natur, es war äußerste Ermattung. Unwillkürlich erhob ich mich, fast erschreckt durch das Geräusch meiner Bewegungen und Schritte, um dem etwa anderthalb Stunden entfernten Dorfe zuzuwandern; oft stehen bleibend, um betrachtende und forschende Blicke über die Wasserfläche zu werfen. Mein Weg führte immer im Schatten, da die noch hoch stehende Sonne von der bewaldeten Bergwand verdeckt wurde, während ihre gelben glühenden Strahlen auf den See und die übrige Umrahmung desselben fielen.

Was ist das? Ein dunkler Fleck, ein tiefer Wolkenschatten fällt auf einen Theil des Wassers und die Berge drüben, und wächst und wird so kräftig, daß die Waldungen in ein tiefes Schwarzblau sich hüllen und die hellen Karwendelspitzen nur um so schärfer abstechen. Und doch ist keine Wolke zu sehen! — Bald jedoch schoben sich die schwarzen, hellgesäumten Ränder einer breiten Wolkenschicht über die westliche Höhe herüber und mit ihrem Erscheinen ließ sich zugleich ein entgegenkommendes kühles Lüftchen spüren, das höchst angenehm und wohlthuend war, bald aber zur ziemlich kräftigen Zugluft sich umwandelte. Da zuckte es auch auf der Fläche des Sees und hier und da auf derselben kräuselten sich blendend weiße Rändchen, erst vereinzelt und fern von einander, dann dichter und zusammenhängender und bald ließ sich auch in der Nähe des Ufers deutlich ein leichtes Schaukeln wahrnehmen. Gewiß war der Wind auf dem See und am jenseitigen Ufer, wie auch auf der Höhe stärker, denn man hörte ein starkes Rauschen der Bäume. Um dem heraufziehenden Gewitter wenn möglich zu entgehen, eilte ich schneller vorwärts, fühlte mich aber sicherer, als ich um die Waldecke biegend, das Dorf unweit vor mir sah, und wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem See zu, obgleich hier der Wind bedeutend brauste und die Bäume über mir sich rauschend beugten und ächzten. Schon hatten die dichten Wolkenmassen den weiten Bergkessel überzogen und so verdunkelt, daß die Ferne undeutlich zusammenging. Auch das Wasser hatte eine schwarzblaue Farbe angenommen und nur wo die nun hochgehenden Wellen sich überschlugen, ward das schöne durchsichtige Grün, mit weißem Schaum verbrämt, sichtbar. Mit jeder Secunde ward die Brandung am steilen Ufer stärker und der Gischt spritzte weit über mich herauf. Haushohe Wellen folgten sich schnell oder schlugen klatschend gegeneinander, sich stets erneuernd und immer höher steigend, bis das Bild eines gewaltigen Seesturmes mit allen seinen Schrecknissen, aber auch seinem erhabenen Anblicke, in dieser Umgebung gewiß ein ebenso mächtiges war, wie es nur auf offnem Meere sein kann. Das Heulen des Sturmes durch die Stämme und das Rauschen der Blätter und Aechzen der Zweige bildete vereint mit dem Klatschen und Anschlagen der Brandung eine wilde Musik. Nur wenige aber kräftiggrelle Blitze leuchteten Secunden lang nah und fern, der Donner aber rollte ohne Aufhören mit dem eignen schwerdumpfen Dröhnen, wie man es nur in den Alpenthälern kennt; denn noch war das eine Rollen nicht verhallt, als schon ein neues ihm folgte.

Schon hatte ich ziemlich das Dorf mit dem schlanken Kirchthurme und den breiten, steinbeschwerten Dächern erreicht, als der Wind zum Orkan wurde und den See förmlich vom Grunde aufzuwühlen schien. Um nicht in das tosende Wasser oder gegen die Felsen geschleudert zu werden, suchte ich eine vorübergehende Zuflucht hinter einer Baumgruppe am Wege, und es war dies zu meinem Glück; denn ein abermaliger Orkanstoß deckte das vorderste Haus des Dorfes ganz ab und warf die langen Planken mit den großen schweren Steinen mitten auf die Straße. Die Zwischenräume der Windstöße benutzend, eilte ich ins Dorf und dicht an den Häusern entlang dem Wirthshause zur Post zu, denn auch der Regen begann in schweren Tropfen zu fallen. Im Gastzimmer herrschte Finsterniß, da die kleinen Fenster bei der dunklen Wolkendecke wenig Licht gewährten, und die Stille darin ward nur durch das Rauschen und Krachen von außen unterbrochen. Als sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt, bemerkte ich mehrere Personen um einen Tisch sitzend, unter denen sich ein geistlicher Herr befand, welche mit im Schooße gefalteten Händen leise Gebete vor sich hin murmelten.

Endlich schien das Gewitter und der Sturm nachzulassen, nur der Regen rauschte noch in Strömen. Die Wirthin, welche still mit unter den Anderen dagesessen, erhob sich und fragte nach meinem Begehr, und ging dann mit langsamen Schritten nach dem Keller, um das ersehnte Naß zu holen. Der geistliche Herr, ein alter bedächtiger Mann, der von der andern Seite des Dorfes aus Walgau kommend, ebenfalls vom Wetter überrascht worden war, setzte sich zu mir und versicherte, Wind und Wetter sei seit lange nicht so arg gewesen. Mittlerweile hatte der Regen aufgehört und meine Begierde, jetzt die Landschaft zu sehen, trieb mich aus dem Hause. Nur wenige Schritte sind es von der Thür bis zum Ufer, wo in einem im Wasser stehenden, vorn und hinten offnen Schuppen zwei Kähne sich wiegten und bisweilen knarrend gegeneinander stießen. Noch stand das Wetter über dem nördlichen Theile des

See's, nach dem Jachenauthale ziehend, und bildete einen dichten grauen Schleier, der die Gebirge dahinter ganz verbarg und dem Wasserspiegel das Ansehen unendlicher Weite gab, während im Vordergrunde einzelne durchbrechende Lichter der Abendsonne Wasser und Berge vergoldeten. Der See wogte, aber nicht wie das Wogen eines aufgeregten großen Flusses, der im breiten, langen, gleichmäßigen Rollen seine Wellen ans Ufer sendet, sondern in bald stärkerem, bald schwächerem muldenartigem Schaukeln, das nach der Mitte des See's hin verstärkt gleichsam nach unten gehende Bogen bildete. — Daß das erwähnte Abdecken eines Hauses keine ganz ungewöhnliche Erscheinung sei, lehrte ein Blick nach jenem Gebäude, auf dessen Dachstuhle schon einige Männer saßen und unter lebhaftem Geplauder die Bedachung wieder festnagelten, indessen junge Burschen die Steine wieder herbeischleppten, welche die Bretter bei leichterem Winde festhalten sollten. —

Viele Jahren waren vergangen, als ich in Gesellschaft mehrerer befreundeter Personen über den Kesselberg kommend, den See zum zweiten Male besuchte. Es war in den späten Nachmittagsstunden eines Septembertages und die Schatten der westlichen Höhenzüge fielen bereits weit in den See. Da breitete er sich wieder aus, der schöne See, in seinem waldigen weiten Thalkessel und majestätisch schauten über Alles die Felsenwände der Karwendel und der Kamm des Wettersteingebirges herüber. O, welcher Reiz und welcher Friede lag jetzt über der stillen einsamen Wasserfläche und den schönen von der Abendsonne beleuchteten steilen Waldbergen! Und bei aller Einsamkeit war die Landschaft doch keine todte. Hätte man auch nicht das Picken des Hähers, den Gesang der Waldvögel und die bekannten Schläge der Holzaxt vernommen, oder das angenehme, von Süden herabkommende kühle Lüftchen gefühlt, so würde schon die unten vor der Hütte sitzende und Netze strickende Frau und der Bube mit der Ziege, welche sie umspielten, eine hübsche lebhafte Staffage gegeben haben.

Am See angekommen, sahen wir das Wasser sich ganz leise bewegen, eigentlich mehr nur am Ufer; die Mitte der Wasserfläche schien völlig unbewegt. Das sanfte Schaukeln der angeketteten Kähne ließ sogleich den Wunsch einer Wasserfahrt über den stillen See bis zum Dorfe in uns aufsteigen, um so den Abend am schönsten zu genießen. Kaum war der Wunsch laut geworden, als auch schon das vor der Schifferhütte sitzende Weib, unsere Absicht bemerkend, behend in einen der Kähne sprang, ihn losband und der Länge nach zum Einsteigen dicht an das ziemlich abfallende Ufer brachte. Es war ein eignes Bild, diese Frau, wie sie auf das Ruder gestützt, unser Einsteigen erwartete, weder jung noch gerade schön, aber ein Bild der Kraft in ihrem großen und kräftigen Körperbau, der durch die Volkstracht mit dem spitzen Hute noch gehoben wurde. Ihre nervigen Arme bezeugten, daß sie schon lange Jahre das Ruder geführt und schwere Arbeit verrichtet und ihr wettergebräuntes Gesicht verrieth es, daß sie schon jeder Witterung getrotzt. Obgleich das am Boden gerundete Boot bei jeder Bewegung stark schaukelte, hatten wir uns bald auf dem schmahlen Sitz am breiten Hintertheile und auf ein querüber gelegtes Brett placirt; die Schifferin setzte sich mit dem Rücken nach der Spitze, senkte die beiden Ruder ins Wasser und brachte uns mit einigen kräftigen Schlägen bald weitab vom Ufer. Langsamer rudernd führte sie uns dann mehr und mehr nach der Mitte des See's, wo das Wasser, welches am Ufer so hellgrün erschienen, sich zum tiefsten Smaragdgrün verdunkelt hatte, aber so außerordentlich durchsichtig war, daß der Blick auf den unendlich tiefen Grund zu dringen glaubte. Nur wenn, was stets gleichmäßig geschah, die Ruder aus dem Wasser gehoben wurden, zeigte sich das Grün in allen Abstufungen bis zum Weiß. Jemehr wir auf die Höhe des See's gelangten, desto mehr breitete sich das große Landschaftsbild in seiner herrlichen Beleuchtung nach allen Seiten aus, bis uns bald kein Winkelchen des sieben Stunden im Umfange haltenden Wasserbeckens entging, jede Bergform sichtbar von den andern lostrat und auch das von Streiflichtern berührte Dorf mit seinem glitzernden Thurmdache und den flammenden Fenstern sich uns präsentirte. Dabei war die Luft so außerordentlich klar und transparent, daß selbst in den fernen Schatten jede Einzelheit deutlich blieb und die Fernen so nahe gerückt wurden, daß jeder damit Unbekannte sich über die Entfernungen täuschen mußte. Diese herrliche, reine Bergluft, man saugt sie fast gierig ein und möchte jauchzen vor Lust! Langsam dahinfahrend waren wir ganz im Anschauen versunken, Eines das Andere halblaut auf diese oder jene Schönheit aufmerksam machend: da drang ein eigenthümlicher Ton vom Ufer herüber, halb Schrei, halb Ruf, wie man ihn bisweilen im Hochgebirge als Signal in die Ferne hört. Die Schifferin stutzte, deutete mit der Hand nach dem Ufer unterhalb des Herzogstandes, bildete mit beiden Händen einen weiten Sprachrohrtrichter vor dem Munde und beantwortete den schrillen, jauchzenden Laut. Der angegebenen Richtung folgend, erblickten wir zwei Männer am Ufer. Mit rascher Wendung und kräftigen Schlägen brachte die Führerin des Kahns denselben schnell in jener Richtung vorwärts und es dauerte nicht lange, so legten wir am Strande an, wo die Harrenden standen. Es waren Holzhauer, wie die Axt, welche sie bei sich führten, bezeugte, junge, bärtige, breitschultrigkräftige Gestalten, in kurzen Jacken, den Spitzhut keck auf dem einen Ohre. Ohne erst um Erlaubniß oder um Entschuldigung wegen der Unterbrechung unserer Fahrt zu bitten, sprangen sie mit freundlichem Gruß in den Kahn, daß er umzuschlagen drohte, und lachten unserer Aengstlichkeit. Sie setzten sich auf das Querbrett der Schifferin, welche ganz vorn an der Spitze Platz genommen hatte, und schnitten, nachdem jeder ein Ruder ergriffen, so kräftig und gleichmäßig in das Wasser ein, daß sich unser Schifflein bald wieder mitten auf dem See befand. Auf unsere Frage, was sie vorhätten, antworteten sie, daß sie von der Arbeit nach Hause gingen und zeigten dabei südlich nach einer Landzunge, welche in den See vorspringt und ihn dort in zwei Buchten theilte. Auch sie, die an solche Naturumgebung gewöhnt waren, wurden gleich uns in eine gewisse feierlich heitere Stimmung durch die Schönheit des Abends versetzt und bald tönte von ihrem Munde eines ihrer Gebirgslieder in die klare Luft hinaus, in welches unsere Schifferin stets beim Jodeln der Schlußstrophe mit ihrer hellen Stimme einfiel. So hatten wir, auf die Landspitze zuhaltend, dem Dorfe gegenüber die südliche Mitte des See's erreicht. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über diesen Theil des See's und das Altachjoch zur Linken, und vergoldete die schönen Laubpartien des letzteren, über welches die in glühendes Roth getauchten Karwendelspitzen hereinschauten, während der hohe Krottenkopf in Südwesten mit schmahlen Lichträndern dunkel vom feurigen Abendhimmel lostrat und die

Schatten des Haingartens ein tiefes schönes Blau malten. Besonders malerisch aber entfaltete sich die hohe, lange Benedictenwand am Nordostende, die oben warm beleuchtet, in herrlicher Perspective zurücktrat, nach unten im schönsten Blau mit dem See verschmelzend und rechts ins Jachenauthal verdämmernd. Auf unserem Boote war Stille eingetreten, selbst die Ruder schwiegen und der Kahn trieb langsam weiter. Jedes fühlte sich von dieser Festfeier der erhabenen Natur berührt, und die Herzen feierten sie mit und hielten einen reinen heiligen Gottesdienst. Da schlug die Glocke vom Dorfe herüber und gleich darauf ertönte das Läuten des Ave Maria durch die klare Luft zitternd, vom Echo wiederholt und in der Ferne verhallend. Hätte es noch einer Anregung zur Erhebung der Gemüther bedurft, so war sie gekommen. Die Hymnen der Seelen fanden einen äußeren Ausdruck. Alles zog die Hüte, die Gebirgsbewohner falteten die Hände über denselben und ihre Lippen lispelten leise das inbrünstige Gebet. Welch schönere Beigabe zur Feier der Natur konnte es geben, als dieses Bild unseres Schiffleins, die gesenkten Häupter und betenden Herzen. Und wenn sie auch die Worte des Gebetes nicht verstanden oder sich deuteten, so war es doch ein äußeres wohlthuendes Tönen des mächtig bewegten Herzens. Als der letzte Ton des Läutens verklungen, die letzten Worte des Gebetes gesprochen waren, wurde gegenseitig ein guter Abend gewünscht, die Hüte wurden aufgesetzt und nach den Rudern gegriffen. Aber noch einige Zeit wirkte der heilige Schauer fort, die Schläge ins Wasser geschahen so geräuschlos wie möglich und Niemand sprach ein Wort.

Die bebuschte und mit großen Steinen am Rande bedeckte Landzunge war erreicht. Ueber die Sträucher herab schaute ein kleines, einsames Kapellchen. Hier stiegen die Holzhauer, die eben noch ihre kurzen Pfeifen gestopft und angezündet hatten, aus und verschwanden mit einem freundlichen: „B'hüt' ene Gott!" im Gebüsch. Schon lagerte die Dämmerung über dem ganzen Seekessel und nur die oben herüberschauenden Felshörner glühten noch, als wir den Landungsplatz am Dorfe Walchensee erreichten, wo uns die erleuchteten Fenster des Wirthshauses nach dieser Geisteserquickung eine Erquickung des Körpers verhießen. Als ich noch einmal zurückblickte, stieg der Mond als breite Sichel über die Berge jenseits und ließ einige gelbliche Lichter auf den vordersten Wellen schaukeln.

Im Gastzimmer war viel Leben. Von nah und fern hatten sich Bewohner des Gebirgs eingefunden, um hier Nachtlager zu halten und am nächsten Tage frühzeitig nach dem etwa fünf Stunden entfernten Oberammergau aufzubrechen, wo an diesem Tage auf den Wunsch des Münchener Hofes die Passionsschauspiele wiederholt werden sollten. Unter den Anwesenden befanden sich auch mehrere Geistliche und von ihnen erfuhren wir, daß diese aus dem Mittelalter stammenden religiösen Darstellungen, die diesmal besonders glänzend ausgestattet seien, noch vielen Anklang unter den Hochländern fänden und daß selbst aus Tyrol und dem Niederlande viele Menschen herbeiströmten, der wirklichen fremden Besucher nicht zu gedenken. Jedermann freute sich auf dieselben und sah dem kommenden Tage mit Ungeduld entgegen.

Ehe wir uns zur Ruhe begaben, schlich ich mich noch einmal von der Gesellschaft fort und zur Hausthüre hinaus. Ungenügsam, wie ein durch ungewohnte Naschereien überraschtes Kind, war ich in den Naturanschauungen nicht zu ersättigen. Schon stand der Mond hoch am Himmel und warf seine sanften, breiten Lichter in einem langen, zitternden Streifen über das Wasser und auf glänzende Halme und Blätter und auf das feuchte Moos der Steine. Die Ferne schwamm in bläulichem Dufte ineinander und nur die oberen Conturen der Berge zeichneten sich ziemlich deutlich von dem hellen Nachthimmel ab. Leises Frösteln nöthigte mich zur Rückkehr, denn die Abende und Morgen sind kühl im Gebirge, namentlich zu Anfange des Herbstes. —

Und wieder ein neues Bild sollte uns der nächste Morgen bringen. Die Sonne war bereits aufgegangen, als wir aufbrachen, leuchtete aber als matte Scheibe durch den dichten, weißen Nebel, der über dem See lag und denselben wie die umgebenden Höhen ganz bedeckte. Das Land jedoch war nebelfrei, die frische Luft rein und klar, und ein Glitzern durch den Dunst ließ den Seerand erkennen. Gestärkt und heiter begaben wir uns auf den Weg, der uns über Walgau und Mittenwald nach der Scharnitz, der Porta Claudia, bringen sollte, einer jener Felsenpforten, durch die man in das schöne Land Tyrol gelangt. Nach etwa halbstündiger Wanderung erreichten wir die andere Bucht des See's, das südlichste Ende desselben, und sahen, daß sich die Nebel zu lüften begannen und schon unterhalb einen Theil des See's und der Berge erkennen ließen. Die Morgensonne, für uns nun außerhalb der Dunstmasse stehend, strahlte freundlich und wärmend und die Myriaden Thautropfen verkündeten einen heißen Tag. Ueberall zwitscherte und sang es in den Zweigen; muntere Eidechsen schlüpften durch das feuchte Gras und kleine Fischchen spielten in einem Tümpel, den das Seewasser hinter einigen bemoosten Steinen bildete. Eine reine, heitere, fröhliche Morgenfeier der Natur, mit dem weißen Vorhange im Hintergrunde, dessen Aufziehen ein schönes Schauspiel verhieß! — Hier verließen uns diejenigen Begleiter, die dem Oberammergau zuzogen, um rechts durch eine etwas schwierige Waldschlucht nach dem Loisachthale hinüberzugehen. Da ich die Spiele des Nebels schon kannte, veranlaßte ich meine Begleiter, an dieser Seeecke ein wenig zu verweilen, da uns das kommende Schauspiel wohl für die Verzögerung der Wanderung entschädigen würde. Es währte auch nicht lange, so begannen die Nebel sich in einer gewissen Höhe zu ballen, von unten herauf und von oben herunterziehend, bis unterhalb der See frei, aber von einem schwachen Schatten bedeckt erschien. Die Bergeshäupter ragten bald hoch und rein über die Dunstmasse heraus und gipfelten sich hellerleuchtet in die tiefblaue Himmelsluft hinauf. Mehr und mehr zur flachen Schicht werdend, bildeten die Nebel nun dichte, weiße Streifen, die sich bald trennten, bald wieder zusammenfließen, dabei aber sichtlich dünner und schwächer wurden, bis nur noch lange, dünne Streifen sich an den Bergen entlang dem Jachenauthale zuzogen und dann auch diese, fast zu Fäden verdünnt, zerrissen und sich als kleine Wölkchen zerlösten und zerflossen, von der Sonne aufgetrunken, daß keine Spur von ihnen übrig blieb, und die ganze Landschaft, Himmel, Berge, Wälder und See in ungetrübter Reinheit in dem klaren Morgenlichte strahlten. Lange nachdem das letzte Wölkchen zerronnen, standen wir noch, das entzückte Auge auf das schöne Bild geheftet, und als wir uns zum Weitergehen wendeten, nahmen wir mannichfaltige reiche Erinnerungen von diesem schönen Gebirgssee mit uns fort.

L. Th.

Zur Chronik.

Dr. Elisha Kent Kane †.

-bl. Abermals hat die Wissenschaft einen Märtyrer gefordert. Dr. Kane, der kühne Nordpolfahrer, der des verlorenen Franklin Spuren auf zwei Reisen folgte, kehrte, ein Opfer der übermäßigen Anstrengungen, von seiner letzten Expedition krank zurück, begab sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Cuba, und ist dort vor kurzem gestorben.

Kane, obgleich noch ein junger Mann, — er war 1822 in Philadelphia geboren — hat im Dienste der Wissenschaft ein ereignißreiches Leben geführt, und außer Australien alle Welttheile bereist. Auf den Universitäten Virginia und Pennsylvania gebildet, wurde er 1843 Doctor der Medicin und sofort zum Arzt bei der ersten americanischen Gesandtschaft nach China ernannt. Er benutzte die ihm dadurch gebotene Gelegenheit um die Philippinnen zu durchforschen, die er meistens zu Fuße durchwanderte. Sein Begleiter während eines Theils dieser Reise war der junge preußische Baron v. Lee, der aber in Java starb. Dr. Kane wurde zwar auch krank, erholte sich aber wieder, Dank seiner kräftigen Constitution. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er der vulkanischen Region Albay. Er war der Erste, welcher in den Krater des Tael hinabstieg, und das Innere dieses großen Vulkans zeichnete. Er ließ sich zu diesem Zwecke mehr als 100 Fuß an einem Bambusseil von einer vorspringenden Klippe herunter, und stieg dann noch fast 700 Fuß tiefer über Schlacken bis auf den Grund des Kraters, von wo er besinnungslos mit den Mineralien, die er gesammelt hatte, heraufgezogen wurde.

Nach diesen Expeditionen durchreiste Dr. Kane Ostindien, blieb längere Zeit in Ceylon und begab sich von dort nach Africa, um verschiedene klassische Ruinen und den obern Nil zu durchforschen. Auf dieser Reise begegnete er Dr. Lepsius; auf der Rückreise gingen aber leider alle seine Journale und Papiere verloren und er selbst erkrankte gefährlich an der Pest.

Kane's nächstes Reiseziel war Africa, wo er die Sklavenfactoreien von Cap Mount bis zum Bonnyfluß besuchte und in den Baracuns von Dahomey Zutritt fand. Eine Expedition nach Abomey mußte unterbleiben, weil den Reisenden ein Fieber befiel, an dessen Folgen er sein ganzes Leben zu leiden hatte.

Der Ausbruch des mexikanischen Kriegs gab ihm Gelegenheit, Erfahrungen anderer Art zu machen. Er wurde in der Schlacht von Novaluca gefährlich verwundet, und unterzog sich später der schwierigen und gefährlichen Pflicht, Präsident Polks Depeschen dem General Scott zu überbringen. Das kriegerische Leben entfremdete ihn jedoch nicht der Wissenschaft; im Gegentheil gelang es ihm, während des Feldzugs barometrische Messungen des Popocatepl vorzunehmen.

Nach dem Frieden war er bei der Aufnahme der Küsten der Vereinigten Staaten im Golf von Mexico beschäftigt, als er von der Expedition hörte, welche der Rheder Grinnell mit Unterstützung der Vereinigten Staaten Regierung zur Aufsuchung Sir John Franklins ausrüstete. Kane bot sich als Freiwilliger an, und machte die Expedition als Arzt mit. Diese Expedition sah die letzte Spur von Sir John Franklin am Cap Riley, welche Capitän Perry wenige Wochen vorher zum ersten Mal entdeckt hatte.

Noch hatte Dr. Kane die Beschreibung dieser ersten Nordpolreise nicht druckfertig, als er, theils aus eigenen Mitteln, theils durch Unterstützungen Mr. Grinnells und Mr. Peabody's, eines Americaners und eines Engländers, eine neue Expedition ausrüstete, welche das nördliche Ende der Baffinsbai durchforschte und die letzte des kühnen Reisenden sein sollte. Sein Tagebuch dieser Expedition veröffentlichte er in einem interessanten Werke, welches, wie wir vernehmen, binnen kurzem in einer deutschen Bearbeitung erscheinen wird. Damit dürfte die Geschichte der Nordpolfahrten vorläufig abgeschlossen sein, denn wenigstens die englische Regierung hat auf das bestimmteste erklärt, keine neue Expedition ausrüsten zu wollen, da über Franklin und seiner Gefährten unglückliches Ende kein Zweifel mehr obwalten kann.

Herr v. Boddien †.

— In Oberschlesien starb am 2. Februar im kräftigsten Mannesalter, nach kurzem, zweitägigem Krankenlager, der ehedem Rittmeister, schließlich Oberst v. Boddien. Die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche liegt schon in so grauem Nebel hinter uns, trotzdem noch kein Jahrzehend seit ihrer Blüthe und Macht dahinging, daß es ordentlich mühsam wird, den Herrn v. Boddien, das witzige Mitglied der äußersten Rechten, aus den Wolken der Gleichgültigkeit heraus- und heraufzubeschwören. Auch Advocat Detmold, der Humorist in der Versammlung, ist schon dahingegangen. Boddien war, im Bunde mit Detmold, der witzige Carricaturenzeichner, der die Bilder von der verkehrten Weltanschauung (Ruge), den Reichscanarienvogel (Rösler) und Robert Blum als Mercur entwarf. Es ist denkwürdig, daß die Rechte, die äußerste Rechte, es war, die den Humor dazu hatte; Andere würden es Frivolität nennen. Boddien lieferte auch die Zeichnungen zu den bekannten Abenteuern des Herrn Piepmaier, Text von besagtem höchst „talentirten" Detmold. — Herr v. Boddien war Mecklenburger von Geburt, trat aber bald in preußische Dienste.

Sir John Bowring.

st. Der englische Generalbevollmächtigte für China, jetzt ein Mann von 65 Jahren, ist als politischer, industrieller und nationalökonomischer Schriftsteller und als Sammler und Uebersetzer von Dichtungen, namentlich von Volksliedern, aufgetreten. Ursprünglich ein Wollhändler, hat er in seiner Jugend dreiunddreißig Sprachen und Dialekte gelernt. England besitzt von ihm eine sehr sorgfältige Gesammtausgabe der Werke Benthams, eine Unzahl von Berichten über den Handel fremder Länder, Massen von Abhandlungen über nationalökonomische Themata der Manchester-Schule und Uebersetzungen russischer, polnischer, serbischer, tschechischer, magyarischer und holländischer Lieder. Unter seinen Schriften ist auch eine spanisch geschriebene gegen die Sklaverei auf Cuba. Von 1828 an benutzte die Regierung ihn zu handelspolitischen Missionen; von 1835—1837 und dann wieder von 1848—1849 gehörte er dem Parlament an. Von 1849—1852 verweilte er in China, um sich mit den dortigen Verhältnissen bekanntzumachen. Als er 1849 auf seinen Posten in Hongkong ging, erklärte er in Manchester einer großen Versammlung, seine Aufgabe sei, nachdem China seine Küsten an fünf Punkten geöffnet habe, nunmehr auch das Innere zu erschließen. Damals schwieg Cobden und jetzt greift er „seinen langjährigen Freund" im Unterhause an. Offenbar fehlt es dem parlamentarischen Lenker der Manchester-Schule an dem Vermögen einen Causalnexus logisch zu begreifen, denn sonst würde er sich sagen, daß jene Erschließung des innern China's, von der Bowring vor drei Jahren etwas ausplauderte, den jetzigen Conflict herbeigeführt habe. — Was im Perlflusse geschehen, ist ein Anklopfen an das verschlossene Innere, ein Anklopfen auf die Art, welche in China allein Wirkung zu äußern vermag.

General Prim, Graf von Reus.

st. Don Juan Prim, ein Catalonier, ist im December 1814 geboren. Anfänglich zum Rechtsgelehrten bestimmt, wurde er 1833, durch die politische Lage dazu aufgefordert, Soldat, und verdiente sich bis zum Schlusse des Bürgerkriegs einen militärischen Grad nach dem andern. Als der unbegreifliche Coalitionskrieg der Parteien gegen Espartero begann, stellte er sich auf die Seite der Coalition. Für die Verdienste, die er sich durch die

Aufwiegelung von Catalonien erwarb, wurde er zum Grafen von Reus ernannt. Die neue Grafenkrone hinderte ihn nicht, gegen die Moderados, welche die Gewalt anfichrissen, Verschwörungen zu machen. Ohne einen Fußfall seiner greisen Mutter vor der Königin würde er das mit dem Tode gebüßt haben. Seine Verbannung auf die Philippinen erreichte bald ihr Ende. Die versöhnende Politik seines Gegners Narvaez schloß seine Ernennung zum Generalcapitän von Cuba in sich. Mit Narvaez' Sturz war auch diese Laufbahn abgeschlossen, und Prim lebte nun abwechselnd als Abgeordneter in Madrid oder als freiwilliger Verbannter zu Madrid und London. Seine Anwesenheit zur Zeit des türkisch-russischen Kriegs im Lager Omer Pascha's wurde als ein Zeichen des Anschlusses Spaniens an die Westmächte gedeutet. Nach O'Donnells Staatsstreich galt er für das Haupt der Progressisten, und diese Stellung scheint seine Verhaftung herbeigeführt zu haben.

Die Sommerlectionen der Wiener Hochschule.

— Im Katalog der Vorlesungen für das Sommerhalbjahr der Wiener Hochschule steht noch Einer verzeichnet, der seine Versprechungen nicht mehr halten, der Ankündigung seiner Vorlesungen nicht mehr nachkommen kann: Professor August Hahn, der Germanist, der am 20. Februar, noch nicht 50 Jahre alt, starb. — Hahn war 1807 in Heidelberg geboren. Er gehörte als germanischer Linguist seit seinen Studien in Halle, wo er doctorirte, zur Lachmannschen Schule. Seit 1849 wirkte er in Oesterreich, anfänglich als ordentlicher Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur nach Prag, dann 1851 nach Wien als solcher berufen. Nicht blos die Wiener Universität, auch Moritz Haupts Zeitschrift erlitt durch seinen Tod einen großen Verlust. Hahn schrieb drei Grammatiken, eine mittelhochdeutsche, eine althochdeutsche und eine neuhochdeutsche. Er gab eine Auswahl aus Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung heraus, die Texte zum Nibelungenliede und zur Gudrun, auch eine Auswahl des Tristan von Gottfried von Straßburg. Der Lectionskatalog der Hochschule kündigt just Uebungen im Uebersetzen auserwählter Stellen aus dem Tristan an; daneben deutsche Litteraturgeschichte und Erklärung der Lieder der Gudrun. — August Hahn gehörte zu den vier bedeutenden Gelehrten, welche aus Deutschland nach Wien berufen wurden. Die übrigen drei halten folgende Vorlesungen im Laufe des Sommerhalbjahrs: Bonitz, der aus Sachsen berufene Philolog, erklärt Platons Symposion, trägt griechische Syntax und Metrik vor und leitet die griechischen Uebungen des Seminars. Aschbach liest allgemeine neuere Geschichte, Geschichte der römischen Kaiser von August bis Konstantin und leitet die historischen Uebungen im Seminar. Phillips, der vor Jahren in Berlin mit Jarke katholisch gewordene Rechtslehrer, liest Encyklopädie der Rechtswissenschaften, deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und erläutert auserwählte Materien des kanonischen Rechts, zunächst des Eherechts.

Eine Sitzung der Akademie zu Brüssel.

c. In der Sitzung der Classe der schönen Künste der königlichen belgischen Akademie zu Brüssel wurden am 5. Februar Proben einer neuen Art von Stich vorgezeigt, welche der belgische Consul in Malta dem Minister des Innern zu dem Zwecke übermacht hatte, die Akademie zu veranlassen, ihre Meinung über das Verfahren auszusprechen, die der Erfinder kennen zu lernen wünsche. Der Erfinder dieses neuen Stichs ist ein Malteser Künstler Namens Raffaello Carnana. Es handelt sich in der neuen Erfindung darum, den Holzstich durch Schieferstich zu ersetzen, was nach der Versicherung des Maltesers bei der Ausführung eine große Ersparniß herbeiführen würde. Die der Akademie vorgelegten Proben waren jedoch nicht dazu geeignet, der Erfindung einen großen Erfolg zu versprechen.

In derselben Sitzung las Herr Baron eine Uebersetzung in französischen Versen des Gedichts von Schiller: „Die Kindesmörderin" vor, das in unsern Tagen unter Andern von Leon Halevy, Siret und Wacken nachgeahmt worden ist. Herr Baron hat sich besonders bemüht, in dieser neuen Interpretation des deutschen Gedichts den Originaltext mit einer strengen Genauigkeit wiederzugeben. Nach seiner Behauptung macht man sich im Allgemeinen von einer Uebersetzung, die zu gleicher Zeit wörtlich und elegant sein kann, eine falsche Idee. Die Vorlesung seiner Uebersetzung war der beste Beweis, den Baron von der Richtigkeit seiner Theorie geben konnte. Indem er Schiller fast wörtlich übersetzte, hat er verstanden, die Energie der deutschen Poesie wiederzugeben, ohne, was sich von selbst versteht, dem der französischen Sprache eigenen Genius im mindesten zu schaden. Das merkwürdige Gedicht wird im Bulletin der Akademie gedruckt erscheinen.

Der Musikdirector Fétis theilte technische Erklärungen über eine wichtige Vervollkommnung mit, welche der berühmte Instrumentmacher Alphonse Sax in Brüssel im Bau der Blechinstrumente angewandt hat. Diese Vervollkommnungen bestehen in der Combination von aufsteigenden und absteigenden Pistons, durch welche in dem ganzen Umfange der Tonleiter Töne von der strengsten Richtigkeit hervorgebracht werden können. Die sinnreiche Erfindung des belgischen Künstlers wird das Studium der Blasinstrumente sehr vereinfachen und den Componisten neue Hülfsmittel verschaffen.

Die Grille, auf der Dresdener Bühne.

— Das neueste Lieblingsstück der Berliner: „die Grille" der Frau Charlotte Birchpfeiffer, erfreut sich auch in Dresden großer, sogar inniger Theilnahme. Wir gingen mit der Besorgniß ins Haus, die Dorfgeschichte mit dem Kleinkram ihrer Genremalerei möchte hier abermals auf den Brettern Fiasco machen. Diesmal ist es freilich eine französische Bauernnovelle, die zu Grunde liegt, und eine solche hat schon an sich mehr jene Steigerung der Affecte und Gipfelung der moralischen Conflicte, wie sie das Drama fordert. Act 1 ist zwar in der That sehr sorglos kindlich. Dummer Junge und dumme Liese sind die ersten Pointen, die ausgespielt werden. Eine wilde Hummel von Landmädchen springt, wenn auch nicht just mit rothen Gänsebeinen, ungenirt durchs offene Fenster des feindlichen Nachbarn und holt sich ihr entflohenes Huhn. Das Huhn ist an einem, quer über die Bühne gespannten Bindfaden hereingeflattert. Die Oper giebt uns von derlei Maschinerie Mehreres und Besseres. Auch Fanchons Tanz im Mondschein, die Française die sie mit ihrem eignen Schatten aufführt, dürfte vom Ballet vielfach überboten werden. Das Publicum rief die Darstellerin der kleinen Hexe schon nach diesem Tanzspiel, ohne abzuwarten ob das Stück mehr denn bloßes Kindermährchen bieten werde. Mit dem Ende des zweiten Actes beginnt jedoch ein geistig spannender Conflict. Die Enkelin der alten, als böse Zauberin verschrieenen Fadet wird auf der benachbarten Dorfkirmiß in ihrem altmodischen Aufzug verspottet, ihres Amuletts wegen als dem bösen Geist anheimgegeben verabscheut. Da hat ein Bauernbursche Herz und Muth genug, für des armen häßlichen Mädchens Ehre einzutreten. Das Amulett ist kein böser Zauber, ist ein rechtskräftiges christliches Mittel; die Hexerei der Kleinen liegt im Zauber ihrer lieblichen Unschuld, ihre verschrieene Häßlichkeit erwächst uns zu einer moralischen Anmuth und geistigen Tapferkeit. Das hat Frau Birch in George Sands Novelle mit Glück herausgegriffen und nicht blos festgehalten, sondern mit einer unverkennbaren naiven Naturkraft zu einem steigenden Proceß dialektischer Gegensätze durchgeführt. In dem ersten, so locker und lose hingeworfenen Act ergiebt sich vielleicht gar eine künstlerische wohlweise Bühnenkunde, während deutsche Dichter mit hochfliegenden Planen so oft und so leicht Kraft und Stoff bereits im ersten Anlauf erschöpfen, um in Act 4 ein ermüdetes Publicum zu enttäuschen. Die weise Frau Birch spart sich selbst noch in Act 5 für die Wendung der Sache eine Spannkraft mit allerletzten Mitteln auf, und nicht im Aufwand der Mit-

tel, in ihrer Vertheilung und Steigerung liegt neben ihrer Kunde einfach wahrer und schlichter Herzensregungen das Geheimniß ihrer Wirkungen im guten Sinne. Act 3 führt uns in einer reizend empfundenen und sehr glücklich angelegten Waldscene am Brunnen, wo die Mädchen Wasser schöpfen, das ganze Centrum der Interessen und Gestalten herbei. Der Bursche Landry hat Fanchon aus Mitleid zum Tanze geführt, aus allgemeinem Mitgefühl vertheidigt. Den scherzweis einbedungenen Kuß will er sich nun allen Ernstes holen. Daß die kleine Hexe es auch dem Didier, seinem Zwillingsbruder, angethan hat, führt zwischen Beiden zu einem schalkhaften Duett der Eifersucht, und steigert die Neigung bis zur Flamme, die sich nicht mehr bergen läßt. Wie sie dem Burschen übers Haupt hinausschlägt, trifft ihn der Vater mit dem Gevatter, dessen Tochter der Landry freien soll. Der alte geldstolze Patricierbauer verwirft die hergelaufene Dirne. Das treibt im Mädchen die ganze Kraft ihres naiven Stolzes auf, das seltsam wirre Kind erwächst zur Jungfrau, die sich fühlt, und feierlich und fest weist sie den Alten in die Schranken und entsagt. Sie nimmt den Bettelstab und verläßt die Heimath, hat aber dem Landry gelobt, in Jahresfrist wiederzukommen, und wenn dann sein Herz noch dasselbe ist, — alle guten Götter walten zu lassen. Sie kehrt wieder, in Act 5; sie hat sich brav in der Stadt durchgeschlagen, aber sie ist noch immer die Verleumdete, ob sie schon Landry's geheimes Werben mit der ganzen Macht eines tapfern Herzens abwies. Landry verzweifelt an ihr, nicht blos an sich; er will fort, als Soldat, nach Algier. Der alte Bauer auf dem „Zwillingshofe" verhärtet und versteift sich stufenweis immer mehr, just weil der Junge — „aus Trotz" — siech und elend wird. Die kleine Hexe muß erst, ohne ihr Wissen und Wollen, den Alten selbst umstricken und den bösen Ruf ihrer Zauberei in einen guten, segensvollen für Haus und Hof, Vater und Söhne verwandeln. Dieser Wandel am Alten vollzieht sich erst im letzten Act; das Stück **sinkt** nicht von seinem Gipfelpunkt in Act 3 zurück, es windet sich gleichsam in den Schlangenlinien dialektischer Contrastirung zur Lösung aller Knoten hin. Wir staunen beinahe, aus welch einfachen Elementen sich hier — mehr als ein bloßes „ländliches Gemälde," wie es die Verfasserin nennt, — ein ächt dramatisches Gewebe, ein trefflich gegliedertes Schauspiel zusammenstellt und vollendet. Die einfachen Ingredienzen des Stückes heißen Anfangs: Dummer Junge und dumme Liese, versteigen sich nicht über bäuerische Hartköpfe und ländliche Einfalt, bäuerischen Stolz und idyllische Herzensreinheit: — und machen doch, vielleicht eben weil sie fern aller Düftelei gesuchter Tendenzen sind, ein trefflich Drama. Die Verfasserin ist ein emsig Huhn, das sich Körner aus Allem zusammensucht, aber auch findet; sie hat zugleich nicht blos Bühnen-, sondern auch Herzenskunde. —

Die Darstellung gab uns bei gelegentlicher, abermaliger Abwesenheit der beiden Matadore des Personals, recht ungehindert den vollen Eindruck in ein treffliches Ensemble des Schauspiels unter Herrn Wingers Leitung, der zugleich mit seiner gediegenen Unscheinbarkeit und dem Applomb der gesunden Kernkraft seines Spieles den Vater der Zwillinge gab. Fräulein Schönhoff erntete für ihre glückliche Rolle und für die Anmuth ihrer ungeschminkten und getreuen Durchführung vielfache Anerkennung. Es sind just die nicht übertrieben potenzirten, aber auch nicht überbildeten mittleren Kräfte, die bei einem klugen Zusammenspiel zum Besten der Dichtung zu ihrem Rechte kommen. An den Darstellern der Zwillingsbrüder rühmen wir diese Wettkraft, die sich erst recht im dramatischen Duett bewährt, wo Jeder Widerpart des Andern ist und sich doch gegenseitig mit ihm und durch ihn getragen fühlt. Herr Liebe gab den liebenden Landry mit seinem elastischen Schwung; Herr Dettmer den in der Liebe zur kleinen Hexe sympathisirenden Didier mit discreter Unterordnung und um so sicherer mit poetischer Wirkung; Fräulein Berg die alte Fadet mit gewohnter Meisterschaft.

Musik.

— Der Vorstand der „**Deutschen Tonhalle**" zu Mannheim hatte für die beste Musik zu Schillers Jungfrau von Orleans einen Preis von 250 fl. ausgeschrieben. Preisrichter waren Spohr in Kassel, Lachner in München und Strauß in Karlsruhe. Von 22 eingelaufenen Arbeiten ist eine Composition des Musikdirectors Hetsch in Mannheim gekrönt worden.

Neben der **Bachgesellschaft** hat sich nun auch eine **Händelgesellschaft** gestiftet, welche am 14. April 1859 die Säcularfeier von Händels Todestag begehen und von des Altmeisters Werken, unter denen sich 20 Opern und 28 Oratorien befinden, jährlich drei Bände herausgeben will. Die Mitglieder der Gesellschaft zahlen jährlich 10 Thlr. Vorsteher sind die Herren Härtel (für Breitkopf und Härtel in Leipzig), M. Hauptmann (ebendaselbst), Gervinus, Crysander und Dehn. — Die in Leipzig begründete Bachgesellschaft hat von des alten Sebastian Werken bereits 6 Jahrgänge edirt, darunter 30 Cantaten, die Symphonien, die große Passion nach Matthäus, das Weihnachtsoratorium und die Messe in H-moll. Die Mitglieder zahlen jährlich 5 Thlr., wofür ihnen die Werke geliefert werden.

Flotows neue, für Paris componirte Oper, mit Text von St. Georges, führt den Titel: „Der Korbmacher," le vannier. Der Componist ist seit einiger Zeit Intendant des Hoftheaters in Schwerin.

Das diesjährige **Rheinische Musikfest** wird zu Pfingsten in Aachen gehalten werden. Man nennt Frau Bürde-Ney von Dresden und den famosen „Tannhäusertenor" Herrn Niemann, von Hamburg und Hannover aus bekannt, unter den Mitwirkenden.

Die Günther'sche Philosophie.

* Durch eine Entscheidung des St. Officio vom 20. Februar sind sämmtliche Schriften des katholischen Philosophen und Theologen Günther als unkirchlich verworfen worden. Günther knüpft mit seinem System an Descartes an und stellt für jedes christliche Dogma, das der heiligen Dreifaltigkeit nicht ausgenommen, einen Vernunftbeweis auf. Seine Philosophie erfreute sich unter den deutschen Theologen katholischen Glaubens des größten Beifalls. Zwei Cardinäle, Diepenbrock und Schwarzenberg, hingen ihr an, sie hatte auf den meisten Seminarien und auf allen Hochschulen Boden gefunden, einflußreiche Blätter, die „Sion" (in Augsburg) und die Wiener Kirchenzeitung vertheidigten sie. Ihr glücklichster Verfechter war Veith, ursprünglich Israelit und Vorsteher der Wiener Veterinäranstalt, dann Prediger bei St. Stephan und einer der berühmtesten Kanzelredner. 1852 ergriff Arnoldi, Bischof von Trier, die erste feindliche Maßregel, indem er verbot, am Seminar Vorträge über Günther'sche Philosophie zu halten. Unmittelbar darauf wurde Günther in Rom denuncirt. Zwei hervorragende Anhänger, Professor Balzer und Abt Gangauf, vertheidigten ihn, aber die Jesuiten waren seine Gegner, und so siegte „die römische Sonne über den deutschen Nebel." Man erinnert sich dabei des Hermesianismus, der ebenfalls mit den Waffen der Philosophie für Rom kämpfte und vor etwa zwanzig Jahren unterdrückt wurde.

La liberté de conscience.

c. Unter diesem Titel ist kürzlich von dem Philosophen, der sich durch seine Abhandlung über die Pflicht schon rühmlichst bekanntgemacht hat, **Jules Simon**, in Brüssel ein Buch erschienen, das ebenfalls die Beachtung jedes gebildeten Deutschen verdient, weil es die ultramontanen Umtriebe in Belgien aufklärt. Die ultramontane Partei strebt bekanntlich wie überall, so auch in Belgien, mit allen Kräften danach, sich das Monopol des Unterrichts anzueignen, theils weil sie nur auf diesem Wege ihr Ziel, dem Klerus die Herrschaft wieder zu verschaffen, zu erreichen vermag, theils auch um ihre Lehranstalten auf Kosten der Staatsunterrichtsanstalten zu heben. Vor wenig Monaten erließ deshalb der

Bischof von Gent einen Hirtenbrief, in welchem er nicht nur den an den Universitäten in Gent und Brüssel ertheilten Unterricht und besonders die philosophischen Vorlesungen, sondern auch die litterarische Gesellschaft in Gent verdammte, während er die von dem Priesterstande geleitete Universität in Löwen mit den größten Lobsprüchen überschüttete. Kurz nachher erschien ein Hirtenbrief des Bischofs von Brügge, der ganz in demselben Tone sprach. Diese beiden Hirtenbriefe erregten nicht nur in Belgien, sondern in ganz Europa das größte Aufsehen; sie gaben selbst in der belgischen Kammer zu merkwürdigen Debatten Veranlassung, die gleichsam den Charakter einer parlamentarischen und nationalen Protestation gegen die bischöflichen Hirtenbriefe annahmen.

Die von dem Bischof somit entschieden angegriffene litterarische Gesellschaft in Gent hielt es für ihre Pflicht, den Professor der Philosophie, Jules Simon, aufzufordern, die Sache der Gewissensfreiheit in öffentlichen Vorlesungen an dem Orte selbst zu vertheidigen, wo sie so heftig angegriffen wurde. Diese Vorlesungen fanden außerordentlichen Anklang und zogen Tausende von Zuhörern herbei. Um seine darin ausgesprochenen Ansichten und Ueberzeugungen auch in weitern Kreisen zugänglich zu machen, hat Jules Simon dieselben in dem Buche „La liberté de conscience“ veröffentlicht. In der Einleitung desselben spricht der Verfasser mit einer vollkommen berechtigten Aufregung von der Mission, die er mit einem so großen Erfolg erfüllt hat; er rühmt sich mit Recht, im Stande gewesen zu sein, die Rechte der Vernunft vertheidigen und den Frieden und die Toleranz vor einem Zuhörerkreise von mehr als dreitausend Personen, die alle von derselben Liebe für diese heilige Sache entflammt sind, predigen zu können. Er fügt hinzu, seine Zuhörer hätten ihm sozusagen ihre Leidenschaft geliehen und er sei in ihrer Mitte das Echo gewesen, das ihre eigenen Gedanken zurückgegeben habe.

Diese Vorlesungen haben zugleich das Verdienst, die Achtung und die Bewunderung vor dem Christenthum mit der lebhaftesten und wärmsten Hingebung für die Sache der religiösen Freiheit zu versöhnen. Die Schrift wird sicher eine große Verbreitung finden und es ist zu wünschen, daß sie dazu beitrage, die Intoleranz unter den Menschen als unchristlich und als vernunftwidrig zu charakterisiren. Nach Herrn Stahl in Berlin z. B. besteht das wahre Christenthum im Fanatismus der Unduldsamkeit.

Astronomisches.

c. Halley, der Mitarbeiter Newtons, forschte nach, ob unter den Kometen, die von den Geschichtschreibern erwähnt worden sind, sich nicht einer fände, der in gleichen Zwischenräumen wieder erschienen sei; seine Nachforschungen wurden mit Erfolg gekrönt. Der Komet von 1682 war mehrmals beobachtet worden, und nachdem Halley sein Wiedererscheinen auf 1759 vorhergesagt hatte, drückte er, als er in einem hohen Alter starb, die Hoffnung aus, wenn sich seine Rechnung als richtig herausstelle, so werde man sich nicht weigern, anzuerkennen, daß man diese Entdeckung einem Engländer verdanke. Die Nachwelt hat seinem Anspruche Gerechtigkeit zu Theil werden lassen; man hat diesen Kometen den Halley'schen genannt. Nach Angabe der Geschichtschreiber hat derselbe Komet Wilhelm dem Eroberer bei seiner Eroberung Englands 1066 zum Führer gedient. Er ist auf einer berühmten Stickerei der Königin Mathilde, der Gemahlin dieses normannischen Eroberers, dargestellt. Dieser Komet, der 1835 zum letzten Mal erschienen ist und erst im 20. Jahrhundert wieder sichtbar sein wird, ist mit der Geschichte und den Leidenschaften der Menschen sehr vermischt. Ihm verdanken wir das Angelus des Südens, das zu derselben Zeit eingeführt wurde, wo der Komet viel dazu half, daß die Türken zurückgeschlagen wurden, die nach der Eroberung von Konstantinopel sich auf das westliche Europa stürzten.

Dunthorne und Pingré, welche in die Fußstapfen Halley's eintraten, hatten bemerkt, daß ein sehr glänzender Komet, der 1264 erschienen war, in seinem Laufe dem Kometen sehr glich, der 1556 Karl V. so erschreckte, daß er auf die Kronen des heiligen römisch-deutschen Reichs und Spaniens verzichtete, und sich ins Kloster zurückzog. Sie gaben diesem Kometen eine Umlaufszeit von beinahe 300 Jahren und setzten seine Rückkehr auf 1848 fest. In allen Werken der Astronomie, selbst in denen von Lalande, wurde diese schöne Entdeckung aufgenommen; doch 1848 erschien und der Komet blieb aus. Da der Halley'sche Komet 1759 sich ebenfalls verspätet hatte, so faßte man Geduld. Ein, zwei, drei Jahre vergingen, und Sir John Herschel schrieb gegen 1851 in seinen Outlines of Astronomy: „Obgleich in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, der Komet, welcher 1848 wieder erscheinen sollte, noch nicht bemerkt worden ist, so muß man wenigstens noch ein Jahr abwarten, ehe man an seinem Wiedererscheinen verzweifelt, denn die Wirkung der Perturbationen der Planeten kann weit größere Mißklänge erzeugen.“

Erst kürzlich hat man sich daran begeben, die Perturbationen zu berechnen, welche die Planeten auf diesen Kometen auszuüben im Stande waren. Der Astronom Bomme zu Middelburg in Holland hat für diesen Kometen Das gethan, was Clairaut und seine Mitarbeiter für den Halley'schen bei seiner Wiederkehr 1759 gethan hatten. Nach einer Versicherung Hinds hat Bomme mit einem großen Opfer an Zeit und Arbeit eine Verzögerung von zehn Jahren in Folge der Anziehungskraft der Planeten Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, Erde, Venus und Mars, berechnet. Es bleibt aber eine Ungewißheit von zwei Jahren mehr oder weniger hinsichtlich der Epoche der nächsten Rückkehr des Kometen, die außerdem auf 1858 angenommen werden müßte. Wohl möglich, daß sich seine Ankunft bis 1860 verzögert; bis dahin werden die Astronomen ihre Aufmerksamkeit auf den Himmel richten, um sein Erscheinen der Welt sofort bekanntzumachen.

Die mittlere Dauer der Nationen und Reiche.

* Ein eigenthümlicher Schriftsteller Ad. Quételet, Präsident der statistischen Centralcommission von Belgien, der zuweilen irrt, aber immer anregt, hat sich bemüht, die mittlere Dauer der menschlichen Staatenbildungen zu berechnen. Wir geben seine Resultate, obgleich uns nicht entgeht, daß Rollin, sein geschichtlicher Gewährsmann, ihm einige falsche Angaben geliefert hat. Es bestanden:

Assyrien	1580 Jahre.
Aegypten	1663 „
Das jüdische Reich . . .	1522 „
Griechenland	1410 „
Rom	1129 „ 1229
Mittlere Dauer	1461 Jahre.

Diese mittlere Zahl entspricht genau der Hundsternperiode der Aegypter. Die Regierungsformen der Alten hatten ein zarteres Leben, denn ihre Hundsternperiode betrug nur ein Drittheil des Bestandes der Nationen oder 448 Jahre. Die alten Städte brachten es schon zu einem höheren Alter, denn es erhielt sich:

Tyrus	680 Jahre.
Karthago	701 „
Syracus	501 „
Mittlere Lebensdauer	627 Jahre.

Von den modernen Staaten schweigt Quételet, und in der That will uns bedünken, als ob sie gar nicht sterben würden. Werden sie einmal altersschwach, so sind so viele Staatsretter zur Hand und es werden so drastische Mittel angewendet, daß die Gefahr schneller beseitigt wird, als sie gekommen ist. Setzte gar die kleine aber mächtige Partei die Umkehr zum Mittelalter durch, so wäre die alte Weibermühle für Völker und Staaten entdeckt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 13. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [28. März.

Inhalt.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.

Der lange Streit der Deutschen, Wer größer von Beiden, ob Schiller, ob Goethe, kann als beendigt angesehen werden; Rietschels Bild zeigt sie Beide auf demselben Postament, und noch im Laufe dieses Jahres, am hundertsten Geburtstage ihres Fürsten Karl August, am 3. September, wird das Denkmal der Dioskuren in Weimar seinen Platz finden. Gemeinsam neben und mit einander haben die großen Kämpfer ihre rechte Stellung, Hand in Hand ging ihre glorreiche Arbeit, ein und derselbe Lorbeerkranz war ihr Theil, wie verschieden sie ihn erstrebten, wie verschieden sie ihr Ziel ins Auge faßten. Ihr gemeinsames Ringen, ihre gegenseitige Ergänzung ist für die Nation das Thema der heilsamsten Betrachtung. Und diese große Gemeinsamkeit liegt in ihrem Briefwechsel von elfjähriger Dauer documentirt.

Der Zufall will, daß dieser Schiller-Goethe'sche Briefwechsel von 1794—1805 just in demselben Jahre, wo das Dioskurenbild unter der Hand des Künstlers fertig wurde, von neuem, aus den Originalhandschriften vermehrt, ans Licht tritt (diesmal in 2 Bänden, während die erste, 6 Bände umfassende, luxuriöse und theure Ausgabe wenig in den Besitz von Privaten übergehen konnte). Es war fünf Jahre vor seinem Tode, als Goethe die Correspondenz mit Schiller redigirte, und an Zelter (1824) schrieb: „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird.“ Die erste Ausgabe war in mehreren Beziehungen eine unvollständige; Goethe unterdrückte Alles was damals verletzen, oder auch nur unangenehm berühren konnte, ließ eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen und Briefstellen fort, oder versah viele der aufgeführten Personen mit Initialen, und zwar mit falschen, um sie dem großen Publicum unkenntlich zu machen. Es war jedoch keineswegs seine Meinung, daß was er ausschied, für immer verloren sein sollte. Er versiegelte den damals noch vorbehaltenen Schatz, wie er zu thun liebte, und verordnete daß vor 1850 das Siegel nicht gelöst, der Briefwechsel nicht von neuem aufgelegt werden sollte. Was jetzt an Neuem geboten wird und vorliegt, ist keineswegs von so unerhörtem Belang; allein die Wichtigkeit des gesammten Schatzes, sein hoher Werth, die Einzigkeit seiner Existenz, wenn wir so sagen dürfen, ist jetzt, wo Alles zum Abschluß der alten Zeit drängt, von überwältigender Macht. Die Zeugen jener Periode starben ab und ein nachgebornes Geschlecht tritt staunend an die Documente einer tief innerlichen Arbeitsamkeit des Geistes, von der die Kinder von heute kaum eine Ahnung beschleicht. Ein unermüdlicher Trieb ebenso zur Selbsterkenntniß, um die Stärken und die Grenzen des eigenen Wesens scharf zu erkennen, wie zur Feststellung absoluter Axiome in Kunst und Poesie, ein unbestechlicher Wahrheitsdrang, mit der Jeder sein Wollen und sein Können, seine Kraft und seine Schranke durchschaut, macht diesen Briefwechsel zu einer geradezu einzigen, in keiner Litteratur wieder vorkommenden Erscheinung. Was Schiller giebt, trägt wie jede Zeile seiner Feder, geistige und sittliche Bedeutung in sich, und fordert im Leser die ganze sittliche Kraft heraus, um ihn unablässig auf die höchsten Ziele des Menschen und der Menschheit hinzudrängen. In dem was Goethe giebt, baden wir uns gleichsam wie im Strom einer harmonisch und glücklich gefugten Natur, deren Macht sich nie übernimmt, deren Kraft — um im Gleichniß zu bleiben — ihr Bett kennt und behütet. Goethe, zehn Jahre älter, war fertig, als sich mit Schiller das ebenso tiefe wie innige Verhältniß für ihn erschloß. Er gab mit dem Wilhelm Meister bereits den ganzen Vollgehalt seines Wesens, erging sich episch in Hermann und Dorothea im vollen Genuß seiner behaglich in sich selbst abgerundeten Elemente. Schiller taucht beim Beginn des Briefverkehrs als Professor der Geschichte in Jena aus Kantschen Abstractionen und historischen Allgemeinheiten erst gemach wieder auf zur dichterischen Gestaltung einer Welt, wo Individuen, lebendige Menschen, gelten und walten. Er machte den Entwurf zum Wallenstein und gedachte mit diesem neuen Uebergang von Historie und Philosophie zur Dichtung zugleich das Allerhöchste zu geben, was ihm Schicksal und Natur zu leisten gestatteten. Für Goethe's epische Natur war es, wo nicht eine Rettung, so doch eine Wohlthat, Schillers subjective, aber vom höchsten,

idealsten Gedankengehalt getriebene Vehemenz wie einen neuen Sturmwind auf sein Herz zu empfinden, eine Wohlthat für sich selbst, in dem jüngern Genossen bei soviel Bewunderung soviel neuen Antrieb zum Höchsten zu empfangen. Ihre gegenseitige Bedürftigkeit nach einander ist ein wahrhaft überirdisches, fast nur in Verhältnissen einer Liebesneigung, auf antikem Boden zwischen Orest und Pylades vorhandenes; ihr heißes Verlangen nach Gemeinsamkeit im Denken und Fühlen, nach Austausch und Harmonie ihrer als grundverschieden erkannten Naturen, Maximen, Ueberzeugungen und Gewohnheiten, führt zu jener fruchtbaren Arbeitsamkeit, wo Jeder anregt, zuträgt, stachelt und fördert, sodaß unter anderem jene große, unschätzbare, von keiner Litteratur aufzuweisende Reihe von Balladen und Romanzen unter ihren Händen beinahe gemeinsam wie die Xenien entsteht, die eine Abwehr sein sollten gegen Gemeinheit und Profanie, gegen Afterwesen, Mittelmäßigkeit und Knechtschaft in Dichten und Denken, in Poesie, Litteratur, Religion und Sitte des Landes. Wir nehmen im Briefwechsel Theil an alle Dem, unter unseren Händen entstehen die beiden großen Poeme, die Quintessenzen beider Dichter in ihrem Vollgehalt, Meister und Wallenstein, nebenbei die Balladen und Romanzen, noch mehr nebenbei die Geißeldistichen. Die Theorie und die Praxis beider Meister legt sich uns als ein Ergebniß in diesem Briefaustausch dar, und wir haben daran die beste und tiefste Confession ihres offenen wie geheimsten Denkens und Empfindens. Dies macht den Briefwechsel zu dem Schatzkästlein deutscher Aesthetik nicht blos, sondern auch deutscher Ethik für fast alle Zweige vaterländischer Wissenschaft und Kunst. Ein Wort Schillers: „Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit", — wird mit diesem Duo des Briefwechsels, mit dieser Beichte die gegenseitig Priester und Laien, Heilverkündigung und Heilbedürftigkeit voraussetzt, thatsächlich bestätigt.

Will man erkennen, wieviel erst vorausgehen, wieviel beseitigt und aufgeräumt werden mußte, bevor es zu dieser Innigkeit des gegenseitigen Ergusses kam, so muß man den Schiller-Körnerschen Briefwechsel heranziehen; er ist der Vorläufer zu dem Schiller-Goethe'schen. Ehe sich beide Dichter näher rückten, sich fest ins Auge faßten, sich zum Bedürfniß wurden, waren namentlich auf Seiten Schillers die Urtheile über einander sehr getrübt. Was Schiller an Körner über Goethe schreibt, dient gleichsam zur Folie dessen, wie er den Genossen später Aug' in Auge besser faßt und versteht. Trotz ihrer spröden Widerspenstigkeit sind seine Aeußerungen an Körner gleichwohl leuchtende und unbestochene Zeugnisse über Goethe's wunderbar seltene Natur. „Oefters um Goethe zu sein," schrieb Schiller noch 1789, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Grad der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen um sich herum nicht aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf daß ich meine Gedichte gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. „Die Götter Griechenlands" hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter Allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — Welche edle Stellung zweier großen Menschen zu einander! Wie menschlich wahr ist dies scheinbar widerstreitende Gemisch von Scheu und Stolz, Demuth und Hochmuth, Haß und Liebe! Band 2 (S. 207) im Schiller-Körnerschen Briefwechsel findet sich noch ine zweite Betrachtung über Goethe, deren harte Strenge fast verletzend ist. Aus Herders Nachlaß ergiebt sich jetzt von neuem Goethe's wunderbar menschlich gute, für Freunde sorgliche, für gute Zwecke wahrhaft aufopferungsfähige und stets aufopferungsbereite Natur. Der spröde Schwabe Schiller konnte fast beißend sein in seinen Vorurtheilen und Voreingenommenheiten, wo Goethe in seinem fränkisch-rheinischen Wesen höchstens gelinde und glatt ablaufen ließ was ihn — um mit Jahn deutsch zu reden — vermißquemte.

„Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!" So beginnt Schillers erste schriftliche Ansprache aus Jena am 13. Juni 1794. Es ist eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den „Horen" mit der Ankündigung dieser für das folgende Jahr eröffneten Monatsschrift. Goethe sagt zu, betheiligt sich auch alsbald an der Redaction eingegangener und ihm unterbreiteter Aufsätze, bedauert nur im Ferneren nicht seinen Wilhelm Meister für die Zeitschrift verwenden zu können, nachdem die ersten Bücher des Romans schon an Unger in Berlin zum Druck seiner „Neuen Schriften" gesendet.*) Und nun beginnt Schillers erster großer Erguß über Goethe, um sich gleichsam das Recht zu erwerben, Theil zu haben an seinem innersten Geistesgang. „Lange schon habe ich — so eröffnet sich die Beichte, eine Beichte die sich über den Beichtiger selbst ergeht — lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher

*) Dies merkwürdig langsam und epochenweis geschriebene Werk erlebte bereits 1777 in Goethe's 28. Lebensjahre seinen Plan und Entwurf, auch den Beginn der Ausführung mit Buch 1; Buch 2 und 3 fallen fünf Jahre später 1782, Buch 5 ins Jahr 1784, Buch 6 ins Jahr 1785. Die Reise nach Italien unterbrach das Werk, das mit dem 7. Buche erst 1796 wieder aufgenommen wurde. Goethe's „Neue Schriften" (Berlin bei Unger) brachten 1795 in Band 3, 4 und 5 die ersten 6 Bücher des Romans, 1796 in Band 6 Buch 7 und 8. — Goethe's frühere Werke wurden unter dem Titel: „Dr. Goethens Schriften" (Berlin bei Himburg) 1775 zuerst in 2 Theilen, 1777 in 3 und 1779 in 4 Bänden, und zwar eigenmächtig vom Buchhändler zusammengestellt und herausgegeben; als Honorar übersendete der Verleger dem Autor mit Zustellung einiger Exemplare einiges Berliner Porcellan. Die zweite Sammlung: „Goethe's Schriften" wurde von Göschen in Leipzig veranstaltet (1787—1790).

Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen ꝛc. — Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination Das, was ihr die Wirksamkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären ꝛc." — Damit war das Eis zwischen Beiden gebrochen, Schiller hatte Fuß gefaßt im innersten Sein des älteren Genossen und sich zugleich ein Anrecht erworben zur Analyse der Goethe'schen Entwickelung. Der tiefdenkende Schiller glaubte sich durch Leistungen, durch gewissenhaft kritische Arbeiten die Freundschaft mit Goethe erst verdienen zu müssen, und so erschöpft sich im Verlauf des Briefwechsels namentlich in fortgesetzter Kritik des Wilhelm Meister der ganze Tiefsinn seiner speculativen Natur. Sein spürsamer Blick sah auch in den kleinsten Zügen des Zufalls und der Laune die Bedeutsamkeit einer Fügung, welche das Einzelne in den weitesten Umfang des Ganzen stellte, das Ephemere an die höchsten Probleme des Menschengeistes heranrückte.

Goethe empfing jenen ersten bedeutsamen Brief Schillers zufällig in den Tagen seines Geburtsfestes; er nahm ihn wie eine Bescheerung auf, nannte den Verkehr mit dem Genossen für sich selbst epochemachend. Und nun begann der tiefste Erguß einer Mittheilsamkeit, die ihresgleichen sucht; Jeder legt dem Andern, soweit er ihn begriffen, dessen Kern und Wesen dar und holt dabei für sich selbst aus dem Verborgenen Schätze des Geistes, die noch unentdeckt und unberührt im eigenen Innern lagen. Rührend ist es, wie Keiner von Beiden seiner eigenthümlichen Größe rechthaberisch bewußt ist, Jeder aber dem Andern klar über sich selbst zu werden hilft. Schiller schrieb damals in seiner Jenaischen Periode die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die Abhandlung über sentimentale und naive Dichtung, Arbeiten, die, nach und nach mit Hülfe der Lessingschen Studien über Form und Wesen der Künste, noch immer die besten Grundsteine zu einer deutschen Aesthetik sind. Der Dichter des Götz, Werther, Egmont, Faust, Tasso und der Iphigenia hatte seine Natur, nicht erschöpft, aber bereits dargelegt und entfaltet. Im „Meister" gab er sich in der vollen fertigen Breite seiner selbst. Und in diesem Normal- und Sammelwerk seiner Eigenthümlichkeiten faßte Schiller mit der ganzen Kraft seines hochfliegenden Forschergeistes Fuß, um das Bewußtsein des großen Freundes über und in sich selbst zu orientiren. Und so erleben wir es denn, wie diese beiden Geister, trotz der gegenseitigen Bewunderung und Werthhaltung, sich gelegentlich auch stark anfassen und schütteln. War es doch wie zu einem Rettungsact, wenn sie Hand an einander legten, weil Jeder im Andern die Möglichkeit zum Höchsten, Vollendetsten und Umfassendsten sah. Im Grunde waren ihre Eigenthümlichkeiten ganz entgegengesetzter Art. Was wir oben in Schillers Worten über Goethe als den Beginn des tiefern Verkehrs zwischen Beiden anführten, stellt schon im Keim die Grundverschiedenheit Goethe's von Schiller einfach fest. Kants großer Satz: „Bestimme Dich aus Dir selbst!" war Beiden gemeinsam; die Idee der freien Selbstbestimmung, die ächt protestantische Charakterkraft der geistigen Selbstschöpfung des Ichs war ein Allgemeingut jener Epoche voll starker Naturen. Aber der Grundzug war in Beiden trotzdem ein anderer. Nach Goethe hat und verdient nur Der das Leben, der es sich täglich erobert, um die Harmonisirung seiner Kräfte in sich zu ermöglichen. Nach Schiller hat und verdient nur Der das Leben, der nach dessen höchstem und heiligstem Inhalt mit dem Flügelschlag seiner ganzen Seele ringt, um das in ihm als Möglichkeit gegebene Göttliche zu verwirklichen, indem er die Gottheit selbst in seinen Willen aufnimmt. Damit stellte sich denn schon auf beiden Seiten Bewußtsein, Bekenntniß und Ziel als ein anderes hin. Das Evangelium der Freiheit ward Inhalt und Seele des Schillerschen Wesens; die Rechte der Natur festhalten und läutern: Goethe's Richtung. In Schiller war mehr Sturmdrang und Eroberungslust, in Goethe schließlich mehr ruhiges Ueberdauern und eine nachhaltige Kraft, vor der sich Schiller — wir glauben: zum Nachtheil seiner selber — gemach beugte. Schillers heftigere Subjectivität war andringender, angreifender Art; Goethe's Natur, die Objecte mehr walten lassend, hielt sich mehr in der Defensive. Gegen die kategorischen Imperative suchte sich Goethe den Instinct eines in sich gesättigten Behagens zu retten, den Forderungen des Höchsten setzte er die Erwägungen des Möglichen entgegen. Goethe rühmte an Schiller: Adel, Freiheit, Kühnheit. Somit begriff er Schillers große Cardinaltugenden, hatte also ein Recht auf dessen Weiterentwickelung. Er drang ihm nichts auf; aber die passive Gewalt seines mächtigen Einwirkens ward als Gewöhnung um so größer, und während er zur Läuterung des Genossen beitrug, vollzog sich bei Schiller dieser Proceß bis zur Erschöpfung, bis zum Aufgeben seiner selber. Schon in jener Zeit des gegenseitigen Sichbekämpfens räumte Schiller zuviel ein, schoß im Kampfe zwischen Poesie und Philosophie über das Ziel hinaus, wenn er theoretisirend und sich im Pathos der Abstraction überbietend zu dem Ergebniß kam, der Dichter sei „der einzige wahre Mensch", der beste Philosoph „nur eine Carricatur gegen ihn." Dazu trieb ihn die an sich selbst gemachte Erfahrung, daß der Poet ihn übereilte wo er philosophiren, und der philosophische Geist ihn beschlich, wo er dichten wollte. Jener große Drang Schillers nach dem Absoluten, jene hohe Zumuthung: „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron!" kann nicht blos Sache des Denkers, muß auch Triebkraft des Dichters

bleiben, soll Dichtung mehr sein als Spieltrieb der Phantasie und der Sinne. Schiller sprach — für die Realistik von heute zutreffend — das wegwerfende Wort von der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge"; ihn widerte sogar „die empirische Weltbreite" an. Um so mehr hätte er die speculativen Forderungen des Denkers, welcher Welt und Dinge im Geist concentrirt und im Kern erfaßt, Goethe'n gegenüber nicht preisgeben dürfen. Denn für die so oft gerühmte Universalität und Allumfassendheit fehlte Goethe'n nicht sowohl der historische als der philosophische Sinn. Nur wenn er sich unangenehm gestimmt fühlte, „Katarrh hatte" oder derlei kleine Hindernisse, konnte er sich entschließen und war er aufgelegt zu philosophiren. Nun war aber just der Wilhelm Meister das Werk, in welchem „Goethe's realistischer Tic" sich gehen ließ. Diese Erkenntniß hatte Schiller, und wenn er dem Werke gegenüber, aller Begeisterung für dasselbe unbeschadet, diesen Standpunkt einnahm, so hätte er ihn auch später, weil er der seinige war, festhalten müssen. Daß Goethe eines solchen Mahners, eines Mahners aus der Unterwelt und aus der Welt der ewigen Ideen, bedurfte, ihn ersehnte, ihn willkommen nannte, sehen wir ja aus der Art, wie er Schillers speculative Kritik des Romans aufnimmt. Schiller faßt am „Meister" den ideellen Kern, der das Ganze einheitlich binden sollte und nicht scharf genug concentrirt, tief auf und ruft den Dichter zum Idealismus des logischen Componirens, wie zum Idealismus der Weltauffassung zurück. Goethe bittet um Schillers „kecke Pinselstriche" für sein Werk. Hierin liegt theils Eingeständniß der Empfindung dessen was fehlt, theils Anerkennung, im Genossen diese scharfe Idealität im Schaffen, im Denken und Fühlen zu sehen. In der That erschienen ihm Schillers Worte und Mahnungen in Bezug auf den Roman wie „Stimmen aus einer andern Welt." Beide vereinigen sich dann freilich dahin, daß die „gesunde und schöne Natur" keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik brauche, Alles in sich selbst habe. Goethe's reiche, breite, in sich glückliche Natur bezwang allmählich die schärferen Postulate des Schillerschen Geistes.

Schillers und Goethe's Grundverschiedenheiten kann man nicht besser bezeichnen als wenn man in Bezug auf die Weltgestaltung die Begriffe: Vulcanismus und Neptunismus nebeneinanderhält. In der Art, wie sie ihre Dichtungen componiren, gliedern, gipfeln und die Conflicte lösen, wird dieser Gegensatz vollständig klar. Schiller motivirt zu wenig, Goethe zu viel. Schiller übereilt die Katastrophe, Goethe schiebt sie gern hinaus. Während sich in Schiller mit einer Eruption der Stoff entfaltet, und eine gleichmäßig schaffende Natur nicht genug walten läßt, scheut sich Goethe vor dem Bruch der Entfaltung, gefällt sich in den Vorbedingungen zur Situation. Vorzüge und Fehler bei beiden Dichtern ergeben und erledigen sich nach diesen beiden Seiten ihrer Eigenthümlichkeit. In Schiller ein höherer Flug des Geistes, aber er überstürzt sich; bei Goethe ein schöneres und wahreres Ausbeuten des sachlich gegebenen menschlichen Momentes, aber fast bis zum Vergessen der großen Aufgabe, als könnte seines eignen Faust Mahnung umgekehrt wahr werden, wenn er zum Augenblick sagen will: „Verweile doch, du bist so schön!"

Es wäre leicht, würde hier aber zu weit führen, an den einzelnen Schöpfungen beider Dichter diese ihre Grundverschiedenheit darzulegen in Construction eines Ganzen und in Ausführung des Einzelnen. Als Schiller todt war, fehlte dem großen Genossen immerdar dieser Wecker und Mahner, der in all seinem Thun gleichsam an die Pforte der Ewigkeit klopfte. Goethe hat die Lücke die ihm der Tod Schillers riß, nie füllen, nie verwinden können. Er hat ihm auch beim größten Werke seiner Spätepoche gefehlt. In den Wahlverwandtschaften hat Goethe einen sittlichen Conflict wie einen bloßen Naturproceß behandelt. Hier hätte Schillers Geist behütend und vor den Dämonen warnend einschreiten können. Wir wollen nur einen Moment dieser bewundernswürdigen Dichtung Goethe's berühren. Daß das Kind Eduards und Charlottens jener Ottilie gleicht, deren Gestalt und Wesen dem Zeugenden vorschwebte: das hätte Schiller wie ein Sacrilegium behandelt. Goethe behandelt es zart, discret, aber doch wie einen chemischen Proceß, der seinen naturgemäßen Verlauf hat, und was uns in dieser ganzen Dichtung als eine sittliche Verirrung und Verwirrung der Geister und der Sinne erscheinen sollte, befällt uns blos mit der zwingenden Macht eines mitunter düster fatalistischen, aber doch auch chemisch erklärbaren Waltens.

Der großen Ergebnisse und Früchte aus gemeinsamer Schaffenszeit sind aber soviel, daß wir füglich der Betrachtung, was beide Dichter sich weiter und mehr noch hätten sein können, nicht Raum geben sollten Angesichts der Zeugnisse dieser Gemeinsamkeit. Es ist die ganze Reihe von Balladen und Romanzen, ein Schatz den gleich bedeutsam keine Litteratur aufweisen kann, was wir der Verbrüderung beider Dichter zu verdanken haben. Goethe's Wohlwollen und Freude am Schaffen Anderer war, wie überall, der sicherste Stempel einer gutgearteten, freudigen und gottvollen Natur. Sammlung und Stimmung suchen bei einander und geben sich Beide. Sie tragen einander selbst Stoffe zu, und wo der Eine den Stoff gefunden, glaubt der Andere noch ebenso wesentlich in Sachen der Behandlung desselben das Seinige beisteuern zu müssen. Schiller sucht vom Allgemeinen zum Individuellen durchzudringen, Goethe geht vom Individuellen aus und sucht das Allgemeine daraus zu gewinnen, wenn es sich natürlich und von selbst ergiebt. Ueber die Art des Schaffens bleiben sie sich verschieden, fühlen aber ihre Grenzen und ergänzen ihre Lücken. Schiller dringt noch lange auf die Nothwendigkeit des Sentimentalen, als Grundzug der Seele zum Idealen. Es befreie allein vom Gemeinen und Leeren. Der Poet solle innerhalb des Sinnlichen stehen bleiben, aber sich doch über das Wirkliche erheben; sonst gebe er vielleicht Wahrheit, aber keine Freiheit, Körper, aber keine Seele. Goethe siegt schließlich mit dem Axiome, auch das Gedicht, auch die Schöpfung des Geistes, müsse ganz Naturproduct sein, als solches werden und sich gebährden. Schiller ist überraschter von Schönheiten in Goethe's Dichtungen, hingegebener und hingerissener. Goethe ist mitunter scheinbar kühl neuen Schillerschen Versen gegenüber, seine Anerkennung ist mehr Hochhaltung und Hochschätzung. Im Grunde aber zeigt er sich in seiner treuen beflissenen Art als unermüdlich hülfreich und hülfelustig. Er prüft z. B. als Praktiker und an Ort und Stelle beim Rheinfall zu Schaffhausen Schillers Vers aus dem Taucher: „Es wallet und siedet, und brauset und zischt" und findet ihn rhythmisch und das Phänomen sachlich treffend bestätigt. Schiller ist mit dieser Realitätsprüfung sehr zufriedengestellt und empfiehlt dem Freunde auch den Besuch in einem Eisenhammer, um in der Ballade vom Fridolin die Behandlung des Metiers eben-

falls zu prüfen. Das Zutreffen in Schilderung der Naturphänomene und Localgeister in Schillers Tell hat später und noch in unsern Tagen die Besucher jener Stätten, auf denen das Drama spielt, aufs höchste überrascht, da Schiller bekanntlich niemals jenen Boden betreten hat, den er mit so prophetischer Divinationsgabe zu malen wußte. Es war auch im Menschen Schiller nicht Mangel an Menschenkenntniß und Seelenkunde vorherrschend, wie falsche Berichte uns glauben machen; er hat sich in jüngeren Jahren, z. B. in Alexander v. Humboldt, der eine verletzende Bemerkung im Schiller-Körnerschen Briefwechsel erfuhr, mitunter in Personen getäuscht; allein Goethe selbst spricht in den Unterhaltungen mit Eckermann ihm scharfe und umspannende Personenkenntniß, und was noch weiter reicht, jene Gabe der Divination zu, welche die bloße, nach Erfahrungen mühsam eingesammelte Menschenkenntniß weit überflügelt.

Schiller ist jeder Zeit bei Auffassung neuer Dichtstoffe speculativer, aber nicht so technisch praktisch wie Goethe. Wir erfahren das auch bei Entwürfen und Plänen, die versuchsweise von Einem oder Anderen aufgenommen und wieder aufgegeben wurden. Goethe construirt epische Dichtungen, eine Jagd, einen Moses, einen Tell. Schiller brennt jedes Mal darauf, hier einzugreifen und die Ideen, um die sichs dabei handele, zu accentuiren. Schillers Ballade: Don Juan gehörte zu den nicht ausgeführten Plänen aus der Periode ihrer Balladendichtungen. Schiller, ärmer an Stoffen, sucht oft sehr schmerzlich nach Fabeln und wünschte sich einen eignen Sammler dazu, während Goethe ihm bedeutet, das könne der Poet nur sich selber suchen; er lese selbst Herodot und Thucydides nur der Form wegen. Schiller fühlt sich immer zu tragischen Stoffen gedrängt, während Goethe gar nicht glaubt eine wirkliche Tragödie schreiben zu können, und sich durch den bloßen Versuch zu zerstören fürchtet. Nachdem Schiller die Maltheser aufgegeben, drängt sich Alles in ihm zum Wallenstein zusammen. Er rückt der Epoche immer näher, wo er seinem ganzen Inhalt im poetischen Schaffen und in dichterischer Form vollauf zu genügen glaubt, aber seiner Jenaischen Epoche noch entsprechend, metaphysicirt er zuviel über Wallenstein, davon zu geschweigen, daß er bei Abfassung des großen Gedichtes noch gar wenig die Verkörperung der Gestalten und Conflicte auf der Bühne vor Augen hatte. Aber nicht blos seine Metaphysik und seine Abstrahirung vom Theater, auch Goethe selbst mit seinem Hange zum Epischen hat dies große Gedicht Schillers beeinträchtigt und behindert, den höchsten Grad dramatischer Gestaltung zu erreichen. Schiller begann den Wallenstein ohne die Absicht zu einem getrennten Vorspiel und einem Zwischenspiel zu haben, wie letzteres sich als: „Die Piccolomini" selbständig als Schauspiel ausweitete. Er begann den Stoff concentrirter, mithin dramatischer zu gestalten; der erste, in Prosa abgefaßte Act bezeugte das. Allein ein episches Gedicht (Hermann und Dorothea), das er bei Goethe entstehen sah, und das Beiden zu mannichfachen Gedanken über epische und dramatische Kunst Veranlassung gab — der Briefwechsel enthält die betreffende Abhandlung die daraus erwuchs — jenes epische Gedicht und die Erwägungen über die Bedingungen des Epischen und des Dramatischen bleiben — nach Schillers eignem Eingeständniß — nicht ohne Einfluß auf seinen Wallenstein, — einen Einfluß den wir entschieden als einen nachtheiligen bezeichnen müssen. Ein Jahr darauf stand das Stück anders fest und erlebte im November 1797 seinen Beginn in Jamben. Der dritte Act von Wallensteins Tod gehört auch der Form und Wirkung nach zu dem Höchsten was in dramatischer Poesie geschaffen; allein die Construction der ganzen Dichtung, namentlich mit der Abscheidung dessen was die Hauptkatastrophen bedingt und erklärt und das Leben der Tragödie selbst als Stoff aus der wirklichen Welt, aus dem Soldatenleben des Lagers, durchdringen und durchwachsen sollte, kann nicht anders denn als eine verfehlte angesehen werden. Im September 1798 hatte sich endlich aus dem ewig gährenden Chaos der Arbeit des Dichters der Prolog selbständig gelöst und war fertig geworden als besonderes Stück; im October war auch dem Zwischenspiel mit neuen Gestalten und Motiven selbständiger Gehalt gegeben. Am 1. Mai 1798 war das Lager allein in Weimar zuerst über die Bretter gegangen, zu Ende Januar 1799 die Piccolomini, im April desselben Jahres erst der Tod. Die Theater damals machten wenig Anstrengung, der Dichtung gerecht zu werden; als gedrucktes Gedicht dagegen war Wallenstein in zwei Monaten mit mehr als 3000 Exemplaren vergriffen. Wallenstein war der Gipfelpunkt der Schillerschen Entwickelung; zu Ende 1799 zog er nach Weimar und gehörte von da ab der schöpferischen Dichtung für die Bühne an. Seine Schöpferkraft war geweckt und erwies sich auch als bloße Arbeitsamkeit genommen als eine riesenhafte.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts sehen wir staunend diese ausschließlich dramatische Thätigkeit Schillers sich entfalten. Diese Stetigkeit in Verwendung aller Kraft auf die eine Gattung der Poesie war zweifelsohne dieser Gattung wie dem Dichtenden selbst von großem Heil. Aber die Unruhe mit der Goethe, ein Proteus, von Form zu Form überging, fast jedes Jahr ein neues Feld der Interessen, einen neuen Wandel seiner schöpferischen Thätigkeit sich eröffnete, ging auf Schiller, auch als er auf das eine Gebiet sich beschränkte, insoweit über, daß er im zwiefachen Anreiz romantischer und antiker Elemente und Formen nach entgegengesetzten Seiten hin experimentirte. Schiller hat mit der antiken Tragödie den Tubaton des großen lyrischen Pathos gemein. Auch die Dialektik des Wechselverses im Dialog machte er sich stellenweis zu eigen. Sonst war seine Poesie nach Stoff und Richtung ganz romantisch; die schlanke Grazie die sich Goethe aus der Antike aneignete, hätte ihm nie Ziel sein sollen, denn sein stürmisch großer Gedankengehalt überwog diese sanft in sich behütete Form. Von der plastischen Kunst verstand er nach eignem Bekenntniß wenig, während Goethe nach Beendigung seiner jugendlichen Sturmepoche vorzugsweis im Ebenmaß griechischer Kunst sich schulte, unter Gebilden der Sculptur seine Stimmung suchte, seine Ausdrucksweisen formte. Je mehr Beide vom Lessingschen Styl des Dramas sich leider abwendeten, desto mehr trachteten sie nach dem Reiz der uns doch nicht naturgemäßen Antike. Solange sie volksthümlich fühlten, lag ihnen die Muse Shakspeare's näher. Wie weit sich aber selbst Schiller zu seinem Nachtheil von Diesem abkehrte und der classischen Form der alten Welt sich zu nähern strebte, beweist sein Ausspruch, unter des britischen Dichters Werken sei ihm Richard III. das liebste, weil es dem antiken Styl am meisten entspreche, beweist seine Bearbeitung des Macbeth, wie sein Versuch, in der Braut von Messina mit der Anwendung der Chöre einen sonst ganz romantischen Stoff zu antikisiren. Alle seine Werke tragen den Stempel der gewaltigsten Geistesmacht, der erhabensten Kraft-

entwickelung: aber sie wurden keine festen Typen eines nationalen dramatischen Styls, wie ihn Shakspeare für England, Calderon für Spanien gegeben, wie er sich mit Lessing bei uns angefangen festzustellen. Schon in Maria Stuart, dem auf Wallenstein folgenden Werke hatte sich Schiller nach der Antike bestimmen lassen, den ganzen Inhalt eines großen Lebens vorauszusetzen und ein abgegrenztes Bild des Leidens und des Untergangs zu geben, das nach Shakspeareschem Maße blos den Stoff eines fünften Actes bot. In der Jungfrau von Orleans suchte Schiller eine modern romantische Iphigenia hinzustellen. Wie bei Goethe die Hinneigung zur Antike zur Verleugnung aller Macht und Fülle concreter Wirklichkeit führte, das ward schon im Tasso fühlbar. Tasso ist ein Drama das in seinem blassen Aether eine entschiedene Abstinenz aller dramatischen Conflicte verräth, sich in Situationen gefällt die sich vor aller Spitze dramatischer Gipfelung scheuen; ein Drama, in dem es bei der Dialektik zwischen Dichter und Staatsmann blos zu einem Versuch zum Duell, bei der Neigung zwischen Dichter und Fürstin blos zum leisesten Ansatz und Wagniß kommt, während von Tasso's wahrhaftem Leben, von den beiden Gipfelpunkten seiner Krönung auf dem Capitol und seinem Wahnsinn zaghaft abstrahirt wird. Diese blasse Enthaltsamkeit von aller wirklichen Welt und aller Blutwärme des realen Lebens erhielt in der Natürlichen Tochter den äußersten Ausdruck einer entschieden manierirten Verirrung. Marmorglatt, aber auch marmorkalt! war das richtige Wort über dies Werk. Auch Schillers Gestalten drohten, — nicht sowohl glatt und kalt in Form und Haltung, aber blutleer zu werden und bei seinem metaphysischen Uebermaß in Aether und Abstraction zu verdusten. Sein großer Freund und dessen Hang zur Antike drängten ihn dazu. Schiller rühmt an der Natürlichen Tochter „die hohe Symbolik," mit der hier „alles Stoffartige vertilgt" sei. Dieser ätherisirende Verduftungsproceß, eine Abstraction von aller concreten Wirklichkeit, erschien ihm als das Höchste, diese „Kunst" war ihm bewundernswerth an jenem Werke und in diese Kunst verliebte und verirrte er sich mit seinen Stoffen. Daß in seinen letzten Werken bei alle dem die ganze Gewalt realer Lebenskräfte mit starken und großen Zügen und in Momenten die das Höchste bezeichnen das je gedichtet worden, wider Willen vollauf durchbricht, die Macht seiner Poesie sich trotz seiner theoretischen Tendenz geltend macht, wie namentlich im Tell und theilweis im Entwurf seines Demetrius: das ist ein Zeugniß mehr für unsere Darlegung und Behauptung, Goethe mit seiner Richtung habe, obwohl er dem Freunde zur Läuterung verhalf, zugleich abschwächend und störend auf ihn und seine Entwickelung gewirkt. Im antiken Gesetz vom Drama konnten und mußten sie sich, so gut wie Lessing, zurechtfinden, aber Styl und Inhalt konnten und durften sie für ihr Volk und Zeitalter nicht der Antike entlehnen. — Shakspeare hat glücklicherweise die Antike nicht so weit gekannt, um sie nachzuahmen; aber auch Lessing, der sie verstand wie Einer, hat schaffend und gestaltend nie antikisirt. Die romantische Schule war in Deutschland ein verwirrender und auflösender, aber ein nothwendiger Rück- und Niederschlag volksthümlicher Elemente, nachdem unsere Classicität in gräcisirenden Formen zu erstarren drohte. Hat sich in Bildung unserer Sprachformen die antike Richtung, mit Platen namentlich, festgehalten, so ist dies als Schulung und Mittel zu weiteren Zielen in der Poesie höchst wichtig und preisenswerth; aber selbst wenn (wie jetzt mit Märckers Trilogie „Alexandrea" versucht wurde,) der Trimeter wieder das Versmaß für das verlorengegangene Portament des tragischen Pathos werden sollte, so dürfte dies nie so weit als zulässig und heilsam gelten, daß wir an diese Form des Ausdrucks den Inhalt unseres selbsteignen Lebens drangäben oder verlören.

Der große schwergewichtige Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe verhilft uns auch zu diesen Ueberzeugungen, denn er enthüllt uns in der gegenseitigen Beichte und in diesen Zeugnissen gemeinsamer Arbeitsamkeit auch die Lücken, Fehler und Schwächen der Dioskuren. Wir scheuen uns nicht, diesen Ausspruch zu thun: diese vertraulichen Verhältnisse verrathen uns auch die Stellen wo Beide sterblich sind, sich als endliche Geister bekunden, ihrer Nation und der Nachzeit die Fortführung und Verwaltung der von ihnen heilig gehaltenen Lebensschätze überließen. Für ein Geschlecht von Epigonen das noch eigene Aufgaben haben will und soll, ist der Briefwechsel auch in dieser Beziehung unendlich lehrreich. — Es ist ergötzlich, auch im Verkehr zwischen Schiller und Goethe manchen Einblick zu thun in allerlei kleine Schriftstellernöthe. Ueber Druck, Vertrieb und Absatz eines Almanachs, bei dem sie sich auf eigene Kosten mit 500 Exemplaren begnügen müssen, über Redactionslasten bei den Horen und anderes Interesse des litterarischen Handwerks finden wir Erbauliches und Betrübendes genug. Schiller mußte bei alle dem förmlich, wie man's nennt, büffeln. Er war schlecht gestellt, das Einkommen von seinen Büchern gering, die Nation ließ ihn bei seinen größten Dichtungen vielfach im Stich. Er schreibt aus Jena unter Anderem: „Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit — Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen!" — Im höhern Sinn und vielfach als Warnung lehrreich bleibt der beiden Dichter Verhalten zu Publicum, Volk, Zeit und Politik. Goethe schreibt: „Wir müssen unser Jahrhundert vergessen, wollen wir unseren Ueberzeugungen leben." Einer Nation gegenüber ein schrecklicher Satz! Er schließt die Abkehr just der edelsten Geister vom Heil der Gesammtentwickelung in sich. An diese Entfernung vom Volksthum gewöhnten sich Beide, und als ein neues Jahrhundert mit Sturm heranbrach, fand es die Heroen der alten Zeit schon in alter Eigenart, in subjectiver Vereinzelung ergraut. Schiller blieb bis ans Lebensende immer vorauf voll prophetischer Sehnsucht auf den Spitzen und Höhen kommender Zeiten; Goethe wandte sich ab, und selbst als deutsches Volksthum seine Schlachten schlug, blieb er in Verehrung für das Fremde oder vergrub er sich mit seinen süßesten Empfindungen in den fernen Orient. Es lag in solcher Haltung eines überlegenen Geistes für ihn selbst eine Nothwendigkeit, aber für die Entwickelung der Nation kein Heil. Aus der Erniedrigung realer Zustände — das spricht sich in den Briefen Beider aus — hofften sie getreu zur Herrlichkeit poetischer Darstellungen sich erheben zu können, und Goethe's Wahlspruch: „Am fertigen Abglanz haben wir das Leben", erklärt sich damit. Uns aber erwächst daraus die nationale Beschämung, wie es möglich war und noch ist, daß die Besten sich vom wahrhaften Inhalt des Volkslebens abwenden. Ueber „Kriegshändel" hören wir in ihren Briefen wiederholt die beiden größten Deutschen wie zwei große Philister schwätzen (s. namentlich drei

Stellen in den Briefen vom Jahre 1796). Um „Reichstagssachen" kümmern sie sich natürlich nur, um gelegentlich Xenien darauf zu machen. Ueber die politischen Dinge dieser Welt herrscht in der Stimmung der Briefwechselnden ein ungeheueres Phlegma. Goethe kommt (1797) in eine größere Stadt und spricht mit Widerwillen von der großen Masse, „zu der er gar kein Verhältniß hat." Hier war den Heroen der alten Zeit entschieden ein Etwas versagt und vorenthalten, das selbst der Jetztwelt der Deutschen nur mit Mühe zugestanden, erst der Zukunft vollauf anheimgegeben wird: Betheiligung und innerste Gemeinschaft des Einzelnen an und mit dem Schicksal und der Gestaltung nationaler Gesammtheit.

F. G. K.

Die jonischen Inseln.

In Folge der verschiedenen Einwanderungen fremder Volksstämme und des langen und schweren Drucks der Türkenherrschaft hatte sich in Griechenland das von den Byzantinern noch übrig gebliebene griechische Leben und Wesen nur mühsam erhalten; indeß wird trotzdem der nationale Mischungsproceß allem Anscheine nach mit dem gänzlichen Aufgehen des albanesischen und walachischen Elements in dem griechischen Elemente enden. Die Sprache ist wenigstens in gewisser Hinsicht das bezwingende siegreiche Mittel. Auf den jonischen Inseln trat unter der Herrschaft der Venetianer ein anderes Verhältniß ein; die italienische Sprache machte hier ihr Uebergewicht mit großem Erfolge geltend, und vor der Sprache der Sieger erhielt die griechische Zunge geradezu die untergeordnete Rolle eines verachteten Patois. Erst Kapodistrias, der nachmalige Präsident von Griechenland in den Jahren 1828—1831, unternahm es, als Minister der Republik der Sieben vereinigten Inseln während der Zeit von 1802—1807 durch Errichtung von Schulen und durch die Sorge für Verbesserung der griechischen Sprache Sinn und Geschmack für die Entwickelung einer Nationallitteratur auf den jonischen Inseln rege zu machen. In gleicher Weise sorgten dort auch die Franzosen, welche im Jahre 1807 wieder in den Besitz der jonischen Inseln gelangten, für die Pflege der Wissenschaften und Künste, und errichteten zu dem Zwecke im Jahre 1807 eine jonische Akademie. Nachdem die Sieben-Inseln im Jahre 1814 unter die Herrschaft Englands gekommen waren, erfolgte endlich im Jahre 1823 die Errichtung der Universität in Korfu, welche auch besonders während der Zeit, da sie durch die Bemühungen und Opfer Guilfords einen nicht geringen Aufschwung genommen hatte, in verschiedenen Richtungen vielfach genützt und zur Wiederbelebung und Entwickelung des Nationalgeistes unter den Griechen, zur Reinigung der Sprache und zur Pflege der Wissenschaften nicht wenig beigetragen hat. Die gedachte Universität ward unter dem Namen der „jonisch-griechischen Universität" den 29. Mai 1824 von Lord Guilford feierlich eröffnet. Die Vorlesungen wurden in griechischer Sprache gehalten. Unter den Professoren zeichneten sich namentlich Bambas, Asopios und Pikkolos aus, von denen später die beiden Ersteren an die Universität nach Athen berufen wurden, woselbst Asopios noch gegenwärtig als Professor der griechischen Litteratur thätig, Bambas aber im Januar 1855 gestorben ist. Der italienische Einfluß hat jedoch noch nicht ganz aufgehört, und England hält in politischer Hinsicht ein jedes Streben der jonischen Griechen nach Freiheit und Unabhängigkeit mit Strenge und Consequenz darnieder. Die englische Regierung übt das Protectorat über die jonischen Inseln nicht im Interesse der Bewohner dieser letzteren, sondern in ihrem eigenen aus, und betrachtet ihre dortige Herrschaft lediglich als ein Glied der Kette, in welcher auch Gibraltar und Malta von besonderem Werth und von nicht geringer Bedeutung für die englische Regierung sind. Begreiflicher Weise gehen die Wünsche und Hoffnungen der Siebeninsel-Griechen auf eine Vereinigung mit Griechenland, und dieselben finden auch ihre Begründung und Rechtfertigung in der Geschichte wie in der geographischen Lage und in der Gleichheit der Nationalität. Sie machen sich nicht nur politisch, sondern auch in der Litteratur geltend und äußern sich auf mannichfache Weise. So z. B. ziehen die jungen Heptanisier, d. i. Griechen der jonischen Inseln, es vor, auf der Universität in Athen zu studiren, welche sie als eine „Nationalanstalt" betrachten, obgleich Korfu eine eigene Universität besitzt. Die Anfänge der neugriechischen Litteratur, welche, wie die bereits mit Glück begonnene Reinigung und Veredelung der neugriechischen Sprache, zum großen Theile als eine Frucht des durch die Universität in Athen geweckten und gepflegten wissenschaftlichen Lebens angesehen werden müssen, haben auch für die jonischen Inseln nicht ohne Einfluß bleiben können. Bei den bisherigen namhaften Griechen der jonischen Inseln, die sich als lyrische Dichter in dem ersten Drittheile des gegenwärtigen Jahrhunderts ausgezeichnet haben, wie namentlich Solomos und Kalvos, herrscht in Sprachwendungen, Bildern und Versmaßen mehr das italienische Element vor, und die Sprache selbst, in welcher sie dichten, ist entweder, wie bei Kalvos, vorzugsweise altgriechisch, oder, wie bei Solomos, gar zu sehr die Sprache des gewöhnlichen Volks, welche, in der ihr eigenthümlichen Nachlässigkeit, mit der Würde und Erhabenheit der Gedanken sich durchaus nicht verträgt, wie gleichwohl die Muse des Solomos vorzugsweise sie liebt.*) Ebenso ist auch die Sprache der Dichtungen des Julios Typaldos, eines jonischen Griechen, von welchem eine in Zante im Jahre 1856 erschienene umfangreiche Sammlung uns vorliegt, gar zu sehr die Ausdrucksweise des Volks der jonischen Inseln und ihrem Wesen nach der dort herrschende Volksdialekt; dagegen ist der Geist, welcher in ihnen sich kundgiebt, weniger griechisch, als italienisch: die Bilder, die Beschreibungen, die ganze innere Scenerie haben etwas Gezwungenes, Gekünsteltes, eine gewisse Unnatur an sich. Trotzdem hat auch die griechische Litteratur auf den jonischen Inseln in ächt nationaler Weise sich zu entwickeln begonnen. Als ein edles Vorbild in dieser Hinsicht muß der, besonders als Litterator, Archäo-

*) Nach der Mittheilung des nachher genannten Typaldos ist ein großer Theil der Gedichte des Solomos noch ungedruckt. Er ist übrigens der Meinung, daß deren Veröffentlichung es werde erkennen lassen, wie Griechenland in Solomos — „seinen Dante habe!"

log und Historiker ausgezeichnete Korcyrese Andreas Mustoxydis, der einen europäischen Ruf genießt, betrachtet werden. Im Jahre 1785 in Korfu geboren, lebte Derselbe früher längere Zeit in Italien, und auch in seinen Schriften herrschte vordem das italienische Element vor, wie z. B. in seinen „Illustrazioni Corciresi" (1811 f.), und in anderen seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Nach der Erhebung Griechenlands im Jahre 1821 jedoch, und nachdem er selbst unter der Präsidentschaft des Kapodistrias die Leitung des öffentlichen Unterrichtswesens in Griechenland übernommen hatte, war er besonders bemüht gewesen, vornehmlich auf die Bildung der neugriechischen Sprache Einfluß zu gewinnen, und er selbst huldigte in einzelnen Zeitschriften, die er herausgab (außer der *Αἰγιναία*, namentlich *Ἑλληνομνήμων*, 10 Hefte, Athen, 1843—1847), dem Systeme eines gereinigten, veredelten Neugriechisch. Sein Beispiel blieb nicht ohne weitere Anregung, und vielleicht ist es in gewisser Hinsicht nur ihm zu verdanken, daß unter den Gelehrten der jonischen Inseln ein lebendigerer Geist, ein kräftigerer Nationalsinn sich zu regen und zu entwickeln begann. Einzelne von ihnen haben bereits durch ihre Schriften besondere Anerkennung gefunden. So z. B. Spyridon Zampelios von Leukadien, welcher seiner, 1852 in Korfu erschienenen reichhaltigen Sammlung neugriechischer Volkslieder (*Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος*) eine gelehrte Abhandlung über den mittelalterlichen Hellenismus (*περὶ μεσαιωνικοῦ Ἑλληνισμοῦ*), d. h. über die griechische Civilisation im Mittelalter, voranstellte, welche an wissenschaftlichen Ergebnissen und geschichtlichen Aufschlüssen besonders reich ist, und ebenso von den gelehrten Forschungen des Verfassers, als von dessen philosophischem Geiste und gebildetem Geschmacke, sowie von seinem aufgeklärten Patriotismus günstiges Zeugniß ablegt. Ein anderer tüchtiger Alterthumskenner in Korfu ist Oikonomidis, Professor an der dortigen Universität, von welchem bereits früher eine sehr geschätzte gelehrte Bearbeitung einer lokrischen Inschrift (Korfu, 1850) erschienen ist, und welcher überhaupt mit epigraphischen Studien sich beschäftigt. Das Nämliche gilt auch von dem Epiroten Philetas, ebenfalls Professor an der Universität in Korfu, der mit vielem Talente und Erfolge dem Studium der in Korfu gefundenen Inschriften sich gewidmet hat. Eine ausgezeichnete Sammlung altgriechischer Münzen besitzt in Korfu der bewährte Kenner Paulos Lampros, der nicht nur Handel damit treibt, sondern auch durch mehrere werthvolle numismatische Schriften, von denen namentlich die im Jahre 1855 in griechischer Sprache und mit französischer Uebersetzung erschienene Abhandlung „über sechs Goldmünzen" besondere Aufmerksamkeit fand, bekannt geworden ist. — Ein reiches poetisches Gemüth, eine geistreiche Naivetät und ächtgriechischer Sinn, der Geist eines alten Griechen, getragen von lebendiger Vaterlandsliebe, offenbart sich in Georg Tertzetis, der, ebenfalls ein jonischer Grieche und von Zante gebürtig, in Athen lebt und daselbst als Archivar der Deputirtenkammer eine Anstellung hat. Wir kennen von ihm, außer dem Gedichte: *Τὸ ὄνειρον* (der Traum), in welchem ihm der König von Griechenland erscheint, wie er, von dem Schatten des Kapodistrias geleitet, die Unterwelt besucht, eine andere Dichtung, worin er den poetischen Wettkampf zwischen Pindar und Korinna besingt. Allerdings dichtet auch Tertzetis in dem Volksdialekte der jonischen Inseln, aber es ist ein origineller Geist, ein feiner, gebildeter Geschmack, der seine Dichtungen durchdringt und auszeichnet. Besonders treten die obenbemerkten Eigenschaften in der doppelten Vorrede zu der, nach den Dictaten des Kolokotronis niedergeschriebenen, im Jahre 1851 in Athen erschienenen Biographie dieses ausgezeichneten Häuptlings und Bandenführers des neuen Griechenlands (*Ὁ γέρων Κολοκοτρώνης*), sowie in einigen Reden hervor, welche Tertzetis in den J. 1854 f. in Athen gehalten hat, und welche ihn, trotzdem daß er, oder vielmehr gerade weil er auch hier in Ansehung der Sprache, in welcher er schreibt, sich frei gehen läßt und sich keine Gewalt anthut, er daher auch den ganzen Ausdruck seines Innern natürlich wiedergiebt, wahrhaft liebenswürdig erscheinen lassen. Außer den genannten gelehrten Griechen der jonischen Inseln erwähnen wir hier noch den Verfasser des geschichtlichen Werkes „über den politischen Zustand der jonischen Inseln unter den Venetianern" (Athen, 1856), Herrmann Luntzis von der Insel Zante, der sich in demselben ebenso durch seine historischen Forschungen über die Vergangenheit seines Vaterlandes, als durch seine patriotischen Gesinnungen empfiehlt. Bereits im Jahre 1851 war von ihm eine kleine griechisch geschriebene Schrift: „Die Zukunft des griechischen Volks", erschienen.

Die Geschichte und die Alterthümer von Korfu sind von eingebornen Griechen zu verschiedenen Zeiten behandelt worden, allein es fehlt noch zur Zeit eine bis zur Gegenwart fortgesetzte Darstellung. Der in Obigem genannte, bereits in hohem Alter stehende Grieche A. Mustoxydis ist seit längerer Zeit mit einer solchen Darstellung beschäftigt, und ein bedeutender Theil davon ist bereits gedruckt; aber das Werk selbst ist ins Stocken gerathen. Denn im Frühjahr 1853 entzog der Lord-Obercommissär der jonischen Inseln, Henry Ward, dem Mustoxydis die demselben dafür von der jonischen Regierung ausgesetzte jährliche Unterstützung, — angeblich, weil er zu langsam gearbeitet und die Sache nicht gefördert habe, dagegen nach der auf den jonischen Inseln selbst herrschenden allgemeinen Meinung nur wegen der politischen Grundsätze des Mustoxydis, der — nicht gut englisch gesinnt ist. So erzählt Vischer in seinen „Erinnerungen aus Griechenland." *) Aus dessen anderweiten Mittheilungen über die jonischen Inseln entlehnen wir hier noch die Notiz, daß in Korfu in dem dortigen Universitätsgebäude ein Museum sich befindet, in welchem die auf der Insel gefundenen Alterthümer, namentlich auch Inschriften, zusammengestellt sind. Andere Gegenstände finden sich in Privatsammlungen, unter denen die des Engländers Woodhouse, des gewesenen Schatzmeisters der Republik, den ersten Rang einnimmt. Diese Sammlung ist mit großer Kenntniß und mit vielem Geschmack angelegt und enthält einen reichen Schatz von Gefäßen aus Thon, Glas und Metall, Gegenständen des Schmucks, Cameen, Terracotten, Waffen, eine in ihrer Art einzige Folge von Münzen der Sieben-Inseln und einige alte Inschriften auf Erztafeln, unter denen zwei aus Galaxidi am Meerbusen von Lepanto zu den werthvollsten Ueberresten des griechischen Alterthums gehören. Eine dieser beiden Inschriften hat die obengedachte Monographie des Oikonomidis zum Gegenstande. -d.

*) Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Basel. Schweighauser, 1857. Wir empfehlen diese frischen und anschaulichen Darstellungen allen Denen, die mit allgemeiner Kenntniß der griechischen Geschichte und Litteratur ein lebendiges Interesse für das Land und Volk in alter und neuer Zeit verbinden.

Das preußische Ehescheidungsgesetz.

Das Recht soll der Inbegriff der im Volke lebendigen Rechtsanschauungen und Rechtsgewohnheiten sein. Nach dieser Definition entscheidet sich die Aufgabe des Gesetzgebers. Er hat mit seinen Gesetzen zu warten, bis Rechtsanschauungen und Rechtsgewohnheiten sich gebildet haben, soll dann aber auch nicht zögern, damit er nicht lahm hintennach hinke. Nach dieser Regel verfährt man in England und in den Vereinigten Staaten. Das common law, das Gewohnheitsrecht, durch Schwurgerichte fort und fort weitergebildet, ist voran; das statute law oder geschriebene Recht folgt bescheidentlich nach. Obgleich wir in Deutschland das römische Recht angenommen haben, das Jahrhunderte lang, bis zu den ersten Kaisern, durch geschriebene Gesetze sehr geringe Anregungen erhielt, befolgen wir dennoch ein umgekehrtes Verfahren. Gewöhnlich schicken wir die Gesetze voran und muthen den Rechtsanschauungen zu, sich in sie hineinzuleben. Dieses verkehrte Wesen meinte Reichensperger, als er am 3. März in der zweiten preußischen Kammer sagte: „Wir sind noch zu sehr am Gesetzmachen; eine höhere Aufgabe ist, zu prüfen, ob die Verhältnisse reif sind, um ein Gesetz zu erlassen!" Aus einem Systeme heraus, das vielleicht ein bloßer Schemen ist, einer Theorie zu Liebe, die außerhalb der Stubenluft ihre Lebensfähigkeit nie erprobt hat, oder schlimmsten Falls von einem Parteistandpunkte herab werden Gesetze in nicht geringer Anzahl erlassen. Da man eingreifen, nicht selten tief einschneiden will, so kann man sich von den wirklichen Verhältnissen, Sitten und Gewohnheiten nicht leiten lassen. Diese ihrerseits wollen sich nicht modeln und reformiren lassen, wovon die Folge ein Zwiespalt zwischen der papiernen und der lebendigen Welt ist, ein Zwiespalt, der unter Umständen zu einem Riß, einer sogenannten Revolution, werden kann.

Daß wir, unter der günstiger situirten Minderheit stehenden Menschen von Grund aus verdorben sind, ist ein neupreußisches Dogma, das wir gelassen einräumen wollen. Es fragt sich, wie will man uns bessern: von innen heraus, oder von außen hinein? Auf beide Arten, und zwar so, daß die Kirche das innere Departement, der Staat das äußere übernimmt. Ne Hercules contra duos! Zu deutsch: von zwei Seiten angepackt, muß der Stärkste erliegen! So berechnet man, und die Sache hätte ihre vollkommene Richtigkeit, wenn die papierne Welt der Gesetze und die wirkliche Welt von Fleisch und Blut nicht zwei so ganz verschiedene Dinge wären. Dieser Unterschied kommt zuweilen selbst Denen zum Bewußtsein, welche ihn gewöhnlich ignoriren, und daran ist das preußische Ehescheidungsgesetz gescheitert.

Zu Anfang der vierziger Jahre machten die Berliner Radicalen in ihren Blättern verschiedene gerichtliche Entscheidungen bekannt, in denen sie eine ganz neue Strenge bei Zurückweisung von Ehescheidungsgründen zu finden glaubten. Sie irrten sich insofern, als vermeintliche Reformen oder Erschwerungen der Scheidung bereits seit fast zwei Jahrzehnten im Plan der Regierung lagen. Erst 1825, dann 1834 hatten vorbereitende Arbeiten stattgefunden, und 1842 nahm man sie zum dritten Male auf. Jetzt lag die Sache in den besten Händen, denn der Präsident v. Gerlach war im Staatsrath Referent. Die damaligen Arbeiten sollten sowohl den materiellen als den formellen Theil des Gegenstandes umfassen. Ihr Resultat war indessen ein Gesetz (vom 28. Juni 1844) das blos im Formellen, im Proceßverfahren, Aenderungen einführte. Diese bestanden hauptsächlich darin, daß man die Ehescheidungen vor die Oberlandesgerichte verwies und dem Staatsanwalt Einsprachen gestattete, um so Garantien zu erhalten, daß die Auflösung eines so heiligen Bandes wie das der Ehe nicht ohne überwiegende Motive verstattet werde. Die projectirten Abänderungen der Scheidungsgründe und der rechtlichen Folgen der Scheidung ließ man vorläufig fallen, um erst die Erfahrungen der Gerichte über die Erfolge des verbesserten Verfahrens in Ehesachen zu sammeln.

Der frommen Ungeduld dauerte die Einsammlung solcher Erfahrungen zu lange. Die Geistlichkeit, erst ein kleinerer, später ein großer Theil, schritt eigenmächtig vor, indem sie Geschiedenen die Trauung versagte. Wir dürfen diesem Verfahren den Namen eines anarchischen geben, da der Abgeordnete v. Gerlach jüngst eingestanden hat, „darin, daß die einzelnen Geistlichen diese Sache vor sich gezogen und selbständig entschieden hätten, habe ein Moment der Anarchie gelegen." Der Staat ließ diese Art von Anarchie gewähren, und als das Kronsyndicat im vorigen Jahre entschied, die Ausübung eines Zwanges gegen evangelische Geistliche zur Vollziehung von Trauungen sei widerrechtlich, ließ sich von Staatswegen nichts mehr thun. Von anderer Seite her wurden die Trauungsverweigerer auf den Rechtsboden gestellt, indem die in Berlin versammelte evangelische Conferenz erklärte, „die Kirche habe das Recht, die Frage wegen der kirchlichen Trauung Geschiedener ohne Rücksicht auf die staatliche Gesetzgebung selbständig zum Austrag zu bringen."

1854 war die Regierung mit ihren Erörterungen weit genug gediehen, um den Kammern ein Gesetz über Ehescheidungen vorlegen zu können. Es ist mit einigen Zusätzen und Abänderungen das jetzige. Die wichtigsten Punkte, wo das frühere Recht verlassen oder etwas ganz Neues eingeführt wird, können wir nicht übergehen. Wir werden sie in der Form, wie sie aus der Commission der zweiten Kammer hervorgegangen sind, neben einander stellen. Mehrere Scheidungsgründe kommen in Wegfall, nämlich die gegenseitige Einwilligung, heftiger und tief eingewurzelter Widerwille, verdächtiger Umgang gegen richterlichen Befehl, fehlender Nachweis des untadelhaften Wandels einer Frau, die sich von ihrem Manne entfernt hat, während der Ehe entstandene körperliche Gebrechen, Raserei und Wahnsinn. Unbedingt bleiben in Geltung die Scheidungsgründe: Ehebruch, unnatürliche Laster, unerlaubter Umgang, durch den ein dringender Verdacht der Untreue begründet wird, bösliche Verlassung, Nachstellungen nach dem Leben, Ergreifung eines schimpflichen Gewerbes, Veränderung der Religion. Eine bedingte Zulässigkeit je nach dem Ermessen des Richters behalten die Scheidungsgründe: fortdauernde Versagung der ehelichen Pflicht, Thätlichkeiten, welche Leben und Gesundheit gefährden, grobe Kränkungen der Ehre oder der persönlichen Freiheit des andern Ehegatten, Unverträglichkeit und Zanksucht, wenn sie einen bedrohlichen Grad erreichen, grobe Verbrechen, die mit einer schimpflichen Strafe belegt worden sind, wissentlich falsche Anschuldigungen vor Gericht

gegen den andern Theil, Trunkenheit und Verschwendung, denen durch richterliche Verfügungen nicht zu steuern ist, selbstverschuldete Unfähigkeit des Mannes, die Frau zu ernähren.

Dem Gesetzgeber war es nicht entgangen, daß der weite Spielraum, der dem richterlichen Ermessen gelassen wurde, zur Erleichterung der Scheidungen benutzt werden konnte. Hier mußte ein Riegel vorgeschoben werden, und er wurde gefunden in der dem Staatsanwalt eingeräumten Befugniß, die Untrennbarkeit der Ehe gegen den Willen der Parteien und gegen die Entscheidung des Gerichts durch Berufung an eine höhere Instanz zu vertheidigen. Noch mehr hielt man für nöthig, den Eheleuten die Lust zur Scheidung zu benehmen. Zu diesem Behuf verordnete das Gesetz (die Commission wich hier nicht unbedeutend ab), daß bei Klagen, die nicht auf Ehebruch oder böswillige Verlassung gegründet seien, nicht sogleich auf Scheidung, sondern zuvor auf ein- bis dreijährige Trennung von Tisch und Bett erkannt werden solle. Ein zweites Abschreckungsmittel bestand darin, daß der schuldige Theil erst nach drei Jahren, von der Rechtskraft des Scheidungsurtheils an gerechnet, wieder solle heirathen dürfen.

In den Debatten über das Gesetz (22. Februar bis 4. März) nannten die Urheber und Vertheidiger desselben nicht alle ihre Motive mit ganzen Worten. Offen und schroff sprachen sie ihren Widerwillen gegen das preußische Landrecht aus, das ihnen eines der subversivsten Gesetzbücher ist, und dessen Bestimmungen über die Ehe sie gottlos schelten, weil sie die Schranken der bürgerlichen Gesetzgebung auf diesem Gebiet innehalten, und jeden Eingriff kirchlicher und confessioneller Vorschriften sorgsam ausschließen. Die Definition des Landrechts von der Ehe ist natürlich nicht nach dem Geschmack einer Partei, die bald (in der Neuen Preußischen Zeitung) das Mysterium der Ehe mit dem Verhältniß des Erlösers zur Menschheit in analogisirende Verbindung bringt, bald (v. Gerlach) die Ehe eine Urinstitution, die noch vor der Kirche und dem Staat dagewesen sei, ein geheimnißvolles Vor- und Abbild der christlichen Kirche nennt. Um den Beweis zu führen, wie entsittlichend die bisherige Praxis nicht allzu schwerer Scheidungen auf diese erste aller Einsetzungen Gottes gewirkt habe, durchstöberte der Führer der äußersten Rechten die Winkelgassen der Städte und die Bauernhöfe des Landes, und würde vielleicht einige zwanzig Fälle frivolster Auffassung der Ehe zusammengebracht haben, wenn er nicht schon beim achten oder neunten vom Präsidentenstuhle ein Genug! gehört hätte.

Nach der Ansicht dieser Partei würde die Erschwerung der Ehe auf die Eingehung derselben zurückwirken, leichtsinnige Ehen verhindern und das eheliche Zusammenleben selbst zu einem ernsteren und sittlicheren machen. Um diese Ansicht über den Rang einer leeren Behauptung zu erheben, wäre der Beweis zu führen gewesen, daß ein äußerer Zwang in diesem Falle, wo nicht von einem Niederhalten von Excessen, sondern von der Bewahrung der innigsten Beziehungen des Menschen vor Mißtrauen, Selbstsucht und Entfremdung die Rede ist, wirksam sein könne. Dieser Beweis hätte, wenn er geführt worden wäre, consequenter Weise zu der Annahme des katholischen Eherechts hinleiten müssen. Ist der äußere Zwang der große Reformator der Ehe, der uns Protestanten fehlt, dann erfüllt die Gesetzgebung ihre Pflicht blos zur Hälfte, wenn sie bei der Erschwerung stehen bleibt, statt zur Aufhebung der Scheidung fortzuschreiten. Aber der Beweis wurde nicht geführt, und sogar für die Behauptung, daß die Häufigkeit der Ehescheidungen auf eine Zerrüttung der Ehen schließen lasse, blieb die rechte Seite die Belege schuldig. Dagegen trat die Linke den Gegenbeweis an und führte ihn glücklich durch. Die Zahl der Ehescheidungen ist in Preußen in einem stetigen Sinken begriffen, und im „gottlosen" Berlin hat sie sich um ein volles Drittheil niedriger gestellt. Wie stetig dieses Sinken ist, zeigte die Linke an dem Beispiele der Provinz Brandenburg. Hier kam eine Ehescheidung: 1818 auf 247, 1819 auf 255, 1820 auf 285, 1836 auf 306, 1839 auf 361, 1841 auf 394, und 1851 auf 495 Ehen. In dreiunddreißig Jahren eine Verminderung um die Hälfte! Wo war das Bedürfniß einer legislativen Hülfe, da die Ehe, wie diese statistischen Zahlen laut verkünden, sich selbst half?

Den ethischen Standpunkt der Rechten nahm auch die Linke bereitwillig an. „Ich erkenne," sagte Graf Schwerin, einer ihrer Hauptredner, „daß die Unlöslichkeit der Ehe die christliche und kirchlich zu nährende Idee, das wesentliche Ideal und innerliche höchste Gesetz der Ehe ist. Aber unter den Conflicten der verschiedenartigen Umstände und Bedingungen des irdischen und bürgerlichen Lebens will die Realität nicht immer der Idee entsprechen und es muß daher eine vom sittlichen Gehalt entleerte, vielleicht von Hause aus mit demselben nie erfüllte, äußerliche Ehe auch äußerlich gelöst werden können. Andernfalls opfert man heuchlerisch dem Schein das Wesen und treibt aus dem innerlich zerrütteten bösen Boden nur noch neue schlimme Lebenszerrüttungen und vielleicht selbst Verbrechen als Früchte hervor."

Welchen kaum wahrnehmbaren Einfluß das neue Gesetz, wenn es auch den unteren Classen allerdings gewisse Plackereien in Aussicht stelle, auf die Sittlichkeit üben werde, wies der Appellationsgerichtspräsident Wentzel in sehr anschaulicher Weise praktisch nach. Außer ihm, gegen dessen klare und nach allen Seiten hin sichere und bestimmte Auseinandersetzungen die schwülstigen, mit Bibelstellen überladenen Reden der Rechten einen kläglichen Eindruck machten, fand das Landrecht, einst der Stolz jedes wahren Preußen, höchstens noch vierzig Vertheidiger. „Der Staat soll nicht Sittlichkeit machen; die kirchlichen Gesetze dürfen nicht zu Staatsgesetzen erhoben werden; was in den ehelichen Verhältnissen zu bessern ist, muß von der evangelischen Religion und von der Sitte gebessert werden!" Das war ungefähr der Kern der übrigen Reden die auf der linken Seite gehalten wurden.

Die Katholiken schickten zwei ihrer besten Redner, Reichensperger und Mallinkrodt, auf die Tribune. Die katholische Fraction wollte das Gesetz nicht, weil es trotz seines Katholisirens nicht katholisch ist, und ihre Redner sagten sehr beachtungswerthe Dinge. Kein protestantischer Redner ließ die doppelte Seite der Frage so scharf wie Reichensperger hervortreten, keiner sagte unumwundener als er, daß die rechtliche Seite der Ehe ausschließlich der bürgerlichen Gesetzgebung gehöre, und daß auf die Länge die Civilehe nicht fernzuhalten sein werde. Die Taktik der katholischen Fraction muß mindestens eine sonderbare genannt werden. Ihren fast immer einmüthigen Abstimmungen war es zu danken, daß die meisten Paragraphen des Gesetzes im Hause die Mehrheit erhielten, und schließlich legte sie gegen das Ganze ihr Veto ein.

Den Rechtsanschauungen des Volkes und dem lang eingebür-

gerten Herkommen diametral entgegen, war das Ehescheidungsgesetz in der öffentlichen Meinung von allem Anfang an verurtheilt. Aber auch das Haus der Abgeordneten ließ seinen Widerwillen durchblicken. Verschiedene Abgeordnete ließen sich unwohl melden, andere versteckten sich in Winkeln des Saales oder in der Restauration, und vor den Abstimmungen kamen die Einpeitscher der Rechten nicht zu Athem. Im entscheidenden Augenblicke brach ein Schisma aus, 31 Landräthe stimmten für das Gesetz, 26 dagegen, 12 fehlten, und der Entwurf fiel mit 173 gegen 134 Stimmen.

Diese Entscheidung, an sich schon bedeutsam, gewinnt an Wichtigkeit, wenn man sie im Zusammenhang mit den letzten kirchlichen Vorgängen in Bayern betrachtet. In den beiden nächst Oesterreich mächtigsten Staaten Deutschlands hat die kirchliche Reaction die meisten Fortschritte gemacht. Ermuthigt durch die Regierungspolitik ist sie rücksichtslos auf ihr Ziel losgegangen und ihre Zuversicht ist fast zur Siegesgewißheit geworden. Aber mit all ihrer Schlauheit hat sie den unvermeidlichen Augenblick, wo die Laienwelt um ihre Zustimmung zu befragen war, nicht vermeiden können. Diese Zustimmung ist ihr verweigert worden, und der geträumte Sieg hat sich in eine Niederlage verwandelt. Was insbesondere den Ausgang in Preußen betrifft, so läßt sich da nichts bemänteln. In der Landrathskammer fällt der Schwerpunkt weit nach rechts, und was hier Reactionäres verworfen wird, das wurzelt gewiß nirgends im Boden. Die Kirchlichen werden klug handeln, wenn sie sich die bayerisch-preußische Doppellehre merken. Sie mögen sich gesagt sein lassen, daß zu gänzlichem Indifferentismus und zu etwas noch Schlimmerem ein viel näherer Weg führt, als zur Herrschaft des Pastorenthums. —g—.

Auf der Wartburg.*

Wenn die Wartburg in ihrer immer weiter dem Ziele zustrebenden Wiederherstellung nach der äußeren Seite des Gebäudes durch den begonnenen Bau des Thurmes jetzt noch etwas Unfertiges zeigt: so läßt dagegen im Innern eine Räumlichkeit nach der andern in vollkommener Harmonie den Eindruck ahnen, den das Ganze einst in höherer Weise hervorrufen soll.

Das Landgrafenzimmer führt uns in die behagliche Wohnlichkeit der im elften Jahrhundert erbauten Burg, und giebt uns zugleich in den an die obere Wand gezeichneten Fresken ein Stück Geschichte Thüringens und der Veste selbst. Der dicht daranstoßende Sängersaal ist der Erinnerung einer Zeit geweiht, wo die mittelalterliche Poesie in den duftigen Blüthenkränzen ihrer kindlichen und begeisterten Empfindung auf Wartburgs Höhen eine ebenso schützende und treue Heimath fand als in den späteren Jahrhunderten der Reformation der erwachende, eine neue Zeit hervorrufende Gedanke. Landgraf Hermann, der Vater des Gemahls der heiligen Elisabeth, war es, der gastlich die Räume seiner Burg dem wandernden Sänger oft Monate-, oft Jahrelang öffnete, Landgraf Hermann, an dessen ritterlichem, mit allem Glanz der damaligen Zeit ausgestattetem Hofe die Heroen der mittelalterlichen Dichtkunst, ein Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen ꝛc., ihre Triumphe feierten. Unter der begeisterten Anregung dieses kunstliebenden Fürsten ertönten von Wartburgs Höhen jene Gesänge der Minne, die in ihrer derb sinnlichen und doch wieder überschwänglich schwärmerischen, in ihrer naiven und zum Theil erkünstelten Begeisterung, den Cultus der himmlischen und irdischen Marien, den Hymnus auf den höchsten Herrscher der Welt und die Feier der kleinen Scholle Erde, auf der ihnen wohl war, mit gleicher Empfindung durcheinander mischen, — uns so fremd und doch wieder unserem deutschen Wesen so vertraut!

Ganz nahe seinem Wohnzimmer hatte Landgraf Hermann den Sängersaal einrichten lassen; ein Beweis, wie sehr er die Poesie in seinen häuslichen Kreis zu ziehen wünschte. Nur einen Schritt zu der niedrig gewölbten Thür seines Wohnzimmers hinaus: und er befand sich in dem Saale zunächst der thronartigen, mit Säulen geschmückten Erhöhung, auf welcher er die Sänger zu empfangen pflegte, und den Kreis derselben überschauend, ihren Tönen lauschte. — Auch wir wollen uns von hier aus einen Blick erlauben, nachdem wir uns den massiv in Stein gemeißelten Herrschersitz mit seinem luftigen Säulenschmuck von unten betrachtet, und die hölzernen, mit anmuthigen Verzierungen versehenen Sessel in Augenschein genommen haben, die einen so scharfen Contrast mit den schwellenden Divans und Longchaises von heute bilden. Die Zeit der Kraft, von der Kunst mit Anmuth überhaucht, tritt uns bei der Wallfahrt um diesen Thron mit jedem Schritt entgegen, und fast möchten wir der verlornen Kraft der alten Zeit einen Seufzer nachschicken: — da fällt, indem wir uns den zur linken Seite hinaufführenden Stufen nähern, unser Blick auf eine lange Treppe, die zu dem düstern Gefängniß Friedrichs mit der gebissenen Wange führt, und vergegenwärtigt uns zugleich all die gesetzlose Willkür und Barbarei jenes Jahrhunderts, die einem unnatürlichen Vater die Macht gab, seinen Sohn, der um sein gutes Recht kämpfte, Jahrelang in einem dunkeln Raum zwischen engen Felsenwänden gefangen zu halten. Diese Stätte der Vergangenheit macht nach keiner Restauration lüstern. Nur das Große und Schöne von ächtpoetischem Gehalt soll in unserer Zeit und auf der Burg wiederaufleben.

Wir schreiten nach dieser kleinen Abschweifung rasch und kühn den Herrscherthron des Gesanges hinan, ohne uns von dem Drachen abschrecken zu lassen, der sich uns grimmigen Antlitzes und langen Schweifes am Treppengeländer entgegenringelt. Der tapfere Ritter Georg, seligen Andenkens, und die in diesem Saal hausenden Musen, allgegenwärtiger Erinnerung, sind so gefällig gewesen das Urbild ungebändigter Naturkraft in Stein zu verwandeln. Wir bewundern in diesem Ungethüm mehr den Bildhauer der die verderbenschwangere Drachennatur so lebendig darzustellen vermochte, als den Drachen selbst, und hören, daß es der talentvolle Künstler Knoll in München ist der seinen Meißel an den Phantasien einer untergegangenen Zeit versucht hat; derselbe welcher durch den Schild des Tannhäusers eine verdiente Anerkennung gefunden hat.

Der Drache hört auf, uns sein Antlitz zu zeigen. Wir stehen auf dem mittelalterlichen Throne des Gesanges und schauen in den Saal und das entflohene Jahrhundert. Ein Moment treuer Cha-

rakteristik dieser zum Theil von natürlicher, zum Theil von erkünstelter Romantik durchwehten Zeit tritt uns vor die Seele und leuchtet uns im Bilde entgegen, das inmitten des bunten Tapetenschmucks beinahe die ganze hintere Wand einnimmt. Es ist der Sängerkrieg, diese berühmte und bekannte, von der Sage ausgeschmückte Episode, gleichsam den Höhepunkt der Begeisterung der höfischen und ritterlichen Poesie ausdrückend, die sich so weit dem Gegner gegenüber zu erhitzen verstand, daß eine Niederlage selbst mit dem Tode nicht zu theuer erkauft schien. Schwind hat diese Scene zu einem lebensvollen Charakterbild, sowohl der Zeit als der einzelnen Personen gestaltet und zugleich in dem Kampf des Ehrgeizes die eine höhere Idee durchblicken lassen, die der kleinen Begebenheit eine weltgeschichtlichere Bedeutung leiht. Das mit seinen phantastischen Anschauungen so tief in die christliche Zeit des Gesanges hereinspukende Heidenthum, das zuweilen heimlich unter verändertem Namen sich eine Stelle zu sichern wußte, zuweilen offen in der Magie oder schwarzen Kunst sein Dasein kundgab, ist in seiner ganzen dämonischen Gewalt im Magier Klingsor dargestellt. Derselbe beherrscht, auf einer zur Erde niedergelassenen Wolke, den schwarzen Zauberhund neben sich, die belebteste Gruppe des Bildes zur Rechten des fürstlichen Thrones, auf welchem die Landgräfin eben den darniedergesungenen Sänger mit dem Mantel der Liebe gegen den, die fürchterlichen Hände nach ihm ausstreckenden Henker schützt. — Das racheschnaubende Antlitz des Magiers aus Ungarn, seine wie von den Elementen getragene Gestalt im gelben, flatternden Mantel, richtet sich besonders gegen den ächt christlichen Sänger Wolfram v. Eschenbach, der in seiner ganzen menschlichen und ritterlichen Würde dasteht, an den Stufen des Thrones das Recht des siegreichen Walthers von der Vogelweide gegen den bezwungenen Ofterdingen zu schützen. Klingsor war es denn auch, der dem von der Landgräfin Sophia Geretteten später zum Sieg über seine Gegner verhalf, und eine besorgnißvolle Ahnung dessen scheint in diesem Augenblicke in Wolfram aufzuleben. — Dem Sieger Walther hat Schwind ganz die ideale Anmuth gegeben, die einem so lieblichen Dichter gebührt. Als Gegensatz erscheint an der andern Seite des Thrones Heinrich v. Risbach, der tugendhafte Schreiber, in dessen hoher Stirn, ernsten, kalten Zügen und stolzer Stellung sich jenes ungemeine Selbstbewußtsein ausdrückt, das solchen Naturen eigen ist, in denen der Genius der Poesie nicht mit dem innersten Leben verwuchs. Die im mechanischen Dienst verknöcherte Hand, die er emporhebt, deutet auf das den Musen wenig verwandte Leben, das er zu führen genöthigt ist.

In den Gruppen Derer, die an der Handlung nur ein mitempfindendes, kein handelndes Interesse nehmen, hat Schwind auch seine Huldigung unserer neueren classischen Litteraturperiode, die in Thüringen ebenso als die mittelalterliche eine Heimath fand, dargebracht. Schiller und Goethe im Jünglingsalter, sich die Hände reichend, treten uns in unverkennbarer Aehnlichkeit entgegen. Ebenso der jetzt regierende Fürst, der Wiederhersteller der Wartburg, der Beschützer des Schönen und der Kunst; ihm zur Seite der Commandant der Veste.

Schwind hat bei dieser, sowie bei den anderen Fresken auf der Wartburg jeden grellen Effect durch lebhafte Farbenauftragung verschmäht, weshalb seine Arbeiten dem Laien weniger ins Auge leuchten, während die Künstler meist ein sehr günstiges Urtheil darüber fällen, und die seelenvolle Gestaltung derselben bei mehrmaligem Schauen stets eine tiefere Wirkung hervorbringt.

Wir wenden unsern Blick, nach der Betrachtung des Bildes, dem alterthümlichen, steinernen, reichverzierten Kamin zu und den hohen Säulenfenstern, zwischen denen es steht. Die anmuthige Schönheit des Thüringer Berg- und Waldlebens erfrischt hier das Herz. Wie auch die Formen des Menschengeistes wechseln und andere Gestalt annehmen mögen: der Wald und seine Zauber sind seit Jahrhunderten dieselben geblieben. Es ist derselbe Hain, der den Sängern des längst begrabenen Jahrhunderts in eben solchen, nur vielleicht noch weniger von Menschenhand berührten Formen in das Auge leuchtete. Walther von der Vogelweide dichtete Angesichts dieser Buchen und Tannen seine Minnelieder, Wolfram von Eschenbach, wie man glaubt, seinen Percival und in ihm die anmuthige Waldesidylle aus dem Kindheitsleben seines Helden. Es ist ein eigenthümlicher Zauberduft der hier um die Stätte einer reichen Vergangenheit weht, ein wunderbarer, wenn auch oft nur geheim wirkender Einklang zwischen dem Charakter unserer Berge und Wälder und diesen Dichtungen aus alter Zeit. K. G.

Mesmerismus und Geisterseherei.

Der bedeutendste Vertreter des Mesmerismus in Deutschland, Freiherr v. Reichenbach in Wien, schwieg, als sich die Naturforscher und Aerzte in der Kaiserstadt versammelt hatten. Er verschmähte es, die Gelegenheit wahrzunehmen, seiner angezweifelten Lehre sogleich mit Einem Schlage entweder durch Vorführung überzeugender Experimente allseitige Anerkennung zu verschaffen, oder derselben durch Provocation eines verwerfenden Urtheils der anwesenden Sachverständigen mit eigner Hand das Grab zu bereiten. So müssen sich denn die Untersuchungen über diesen Gegenstand nach dem Auslande, namentlich nach Frankreich und England, hinwenden, wo Mesmers Schüler überhaupt günstigern Boden fanden. Eine solche Entdeckungsreise auf dieses ebenso dunkle Gebiet, als Centralafrica ist, unternahm vor einiger Zeit Herr Siegmund, ein preußischer Arzt. Er fing damit an, den mesmerischen Vorstellungen in der Schweiz und in Paris beizuwohnen. In Poschiavo wurden ihm von einem der Brüder Ragazzi, Schüler des berühmten Baron Dupotet, die als außerordentlich beschriebenen Phänomene, namentlich die Attraction, Repulsion, Katalepsie, Insensibilität 2c. vorgeführt, doch blieb der an ihm selbst angestellte Versuch, ihn in Schlaf zu bringen, vergeblich. Ueberhaupt war es schwer, zu entscheiden, wieviel bewußte und wieviel unabsichtliche Täuschung hierbei stattfand, aber soviel stand fest, daß keines der Experimente in der Form des naturwissenschaftlichen Versuchs vorgenommen wurde. Eine Vorlesung und Vorstellung des Baron Dupotet in Paris machte auf den Reisenden den vollständigen Eindruck der Lüge, so daß sich derselbe um derartige Leistungen in Paris nicht weiter kümmerte. In London besuchte er die Mesmeric Infirmary, welche unter ärztlicher Leitung des

Dr. Elliotson steht, eine eigenthümlich eingerichtete Anstalt zur Behandlung von Kranken. In Edinburg konnte er sich dem speciellen Studium des Mesmerismus hingeben und wohnte daselbst zuerst einigen öffentlichen Meetings bei, in denen schon die Verbindung des Mesmerismus mit Teatotalismus und Orthodoxie offen hervortrat. Besonders eigenthümlich war die Combination von Mesmerismus und Phrenologie, die sich in England seit einigen Jahren fast bei allen Mesmeristen vorfindet. Eine Reihe von Privatvorträgen der Herren Jackson und Davey, der vorzüglichsten mesmerischen Lehrer Edinburgs, gab Gelegenheit, Theorie und Praxis, namentlich die Anwendung des Mesmerismus zu Heilzwecken, kennenzulernen. Die Heilmethode dieser Herren ist eine doppelte, nämlich Manipulation nebst Anwendung mesmerisirten Wassers, und Phrenologie. In England herrscht verhältnißmäßig die günstigste Stimmung für Mesmer's Mystik; doch haben sich dort schon mehrere, sich gegenseitig befehdende Schulen herausgebildet. Mit der Beweisführung der Mesmeristen sieht es auch dort noch sehr traurig aus, denn sie machen sich eine Statistik, die ganz ungenügend ist, und die von ihnen angeführten Thatsachen halten keine Untersuchung in naturwissenschaftlichem Sinne aus. Jedenfalls hat aber die Ausbreitung jener Lehre für England eine große sociale Bedeutung.

Daß auch in Deutschland Aufklärung über das, was an der Sache Wahres oder vielmehr Falsches ist, recht noththut, zeigt sich an der noch immer hier und da wieder auftauchenden Unterredung mit der Geisterwelt, sei es mittelst des Mesmerismus, sei es mittelst des seit der Tischrückerei in Aufnahme gekommenen Psychographen. Nicht blos wollte sich schon in Genf eine religiöse Secte bilden, in Verehrung der Antworten, die der Psychograph gab; auch in einigen Fabrikorten des Königreichs Sachsen mußten die Behörden vor kurzem den Unfug unterdrücken, der durch die Correspondenz mit der Geisterwelt getrieben wurde, und erst ganz neuerlich veröffentlichte in den Zeitungen eine Berliner Gesellschaft die Aussprüche eines Geistes im Tische, mit dem sie sich unter der Leitung eines sogenannten Magnetiseurs gemüthlich unterhalten hatte. Solche Beispiele feineren oder gröberen Selbstbetrugs können nur durch aufklärende Schriften inskünftig verhütet werden; und Carus in Dresden, der schon vor Beginn der Manie des Tischrückens „über Geistesepidemien der Menschheit" im Jahre 1852 geschrieben hatte, der sich aber durch seine phrenologischen Studien und seine „Symbolik der menschlichen Gestalt" der gelehrten Welt zwar etwas entfremdet, doch dafür um so mehr dem Laienpublicum genähert hatte, legt seine vielgewandte Feder gegen den Geisterspuk ein und bekämpft in seiner bekannten geistreichen Art den Aberglauben an den „Lebensmagnetismus" (Leipzig, Brockhaus 1857). Die Nachtseite des menschlichen Lebens, der Mesmerismus und die sympathischen Wirkungen der Gestirne, des Bodens, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen auf den Menschen werden von ihm in allen ihren Beziehungen — der böse Blick, die Zauberbilder, die Amulete, das Besprechen, die Wünschelruthe, das Tischrücken, Geisterklopfen, Hellsehen — auf das zurückgeführt, was sie wirklich sind. Die Magie des Geistes in Leben, Wissenschaft und Kunst, die uns Carus mit ihren wunderbaren Effecten schildert, bietet uns Schutz und Ersatz für den „Somnolismus" und „Psycheismus," der uns von England droht.

Ziemlich komisch nehmen sich gegenüber dieser ernsten Zurückweisung einer mystischen Verirrung der Naturforschung die wiederholten Versuche aus, den thierischen Magnetismus durch kleine Flugschriften als kräftiges Heilmittel auszuposaunen; solche Schriften, deren eine: „Dr. Peter Moser, der Lebensmagnetismus und seine Heilkraft in den schwersten und schmerzhaftesten Leiden" (München 1856) uns soeben zugesendet wurde, gleichen in der That den allbekannten Blättern, welche zur Empfehlung für quacksalberische Universalmittel z. B. für die Augsburgische oder Kiesow'sche Lebensessenz in die Welt geschickt werden. Die Aufzählung der Krankheitsfälle, welche Peter Moser zur Anrühmung seiner Heilmethode mit Lebensmagnetismus benutzt, ist für den vorsichtigen Laien kein vollgültiger Beweis dafür, daß die etwa eingetretene Genesung wirklich eine Folge der Moser'schen Manipulationen ist. Soviel ergiebt sich aber aus dem Buche, daß wir durch Moser nicht hell und klar sehen lernen, denn wer ist im Stande den von ihm angegebenen Unterschied zwischen Mondsüchtigkeit und Somnambulismus und das Wesen dieser beiden Zustände zu begreifen? „Mondsichtig (sic!) ist derjenige Mensch, welcher den höchsten Grad des Elektromagnetismus besitzt, und dadurch in polarer Anziehung zum Monde steht. Somnambul hingegen derjenige, welcher die Eigenschaften der Mondsichtigkeit insichträgt, aber hierzu noch einen Magnetiseur nöthig hat, welcher den Körper des Mondsichtigen belebt, wodurch dessen Geist im Stande ist, aus dem Körper zu treten und hellsichtig zu werden."

Außerdem erfahren wir auch Etwas über Tischklopfen und Geistercitiren: „Menschen, welche den zweiten Grad des Elektromagnetismus besitzen, können durch diese Kraft ein Tischchen in Bewegung setzen, aber zum unwillkürlichen Schreiben durch dasselbe sind sie nicht geeignet. Solche hingegen, welche mit dem dritten Grade des Elektromagnetismus begabt, und daher im polaren Verhältnisse zum Monde stehen, können wirklich ohne eigenes Zuthun und ohne ihren Willen schreiben. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man sie während des Schreibens so beschäftigt, daß sie Anderes zu denken nicht mächtig sind. Es sind jedoch ihre Angaben selten verläßig." Ebenso unsicher und unzuverlässig ist es, ob der citirte Geist schreibt ꝛc. „Wie schade, daß man sich nicht auf den „citirten Geist" verlassen kann! Deutsche Dichter könnten dann recht gut Shakspeare's und Goethe's Geist citiren und ohne eigenes Zuthun in deren Art und Weise schreiben und dichten, indem sie noch dazu während der Arbeit an etwas ganz Anderes denken. Das Werkchen Peter Moser's scheint jedoch nicht unter dem Einflusse irgend eines citirten Geistes geschrieben zu sein. — Die Satyre ist vielleicht die beste Beschwörungsform für diesen ganzen Geisterspuk, der in der modernen Vorliebe für alles Mystische wurzelt. Die phantastischen Träumereien gleichen Seifenblasen, denen die großen Kinder nachlaufen, und die man nur tüchtig anblasen muß, damit sie platzen. H. P.

Zur Chronik.

Mémoires du duc de Raguse.

c. Von den Memoiren des Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa (von 1792—1832) sind bereits 6 Bände erschienen, welche über seine Theilnahme an den Zeitereignissen bis 1814 berichten. Selten hat eine Schrift soviel Entgegnungen und Berichtigungen ins Leben gerufen, wie diese Memoiren, die von einem gediegenen französischen Kritiker, Cuvillier-Fleury, ihrem Tone und ihrer Tendenz wegen nicht zu den Geschichtswerken gezählt, sondern für ein Pamphlet erklärt werden. Die Länge des Werks mache nichts dabei, denn Geisteswerke würden nach der Inspiration, die sie haben entstehen lassen, und dem Eindruck, den sie hervorbrächten, nicht nach der Dicke des Bandes classificirt! Gift in den Gedanken, Exceß in der Form, Bitterkeit in der Sprache, die Absicht einer systematischen Anschwärzung, eine lose Feder: darin zeige sich der Charakter des Pamphlets! Es läßt sich allerdings leicht erkennen, daß Marmont die Absicht hat, zum Vortheil seiner eignen Größe Alles zu verkleinern, sich in der Erniedrigung Anderer zu erhöhen, sich auf Kosten Aller selbst hinsichtlich der Fehler zu rechtfertigen, die begangen zu haben er gar nicht ableugnen kann. Daher können diese Memoiren niemals die Autorität eines uneigennützigen Zeugnisses erlangen, wenn sie auch den Beifall der Freunde der Chronique scandaleuse finden, weil weder Napoleon, noch der edle Eugen Beauharnais, noch irgend einer der Marschälle Napoleons geschont, Allen eine Menge Fehler nachgewiesen, der Herzog von Ragusa allein fehlerfrei und groß dargestellt wird. Wie wenig zuverlässig sein Urtheil über Personen ist, leuchtet Jedem ein. Was die Ereignisse betrifft, die er bespricht, so vertheidigt er sich manchmal damit, daß er etwas erzähle, was er nicht selbst gesehen habe. Billig sollte er sich aber dann auch enthalten, mit einer übertriebenen Strenge darüber zu urtheilen. Sobald der Marschall etwas erzählt, was er mit eignen Augen gesehen oder selbst gethan hat, so kann man sicher darauf rechnen, daß er seine Persönlichkeit ganz besonders hervorhebt, Alles auf sich zurückführt nnd seiner Action Alles unterordnet. Von den Armeen Napoleons, die sich von Cadix bis Hamburg, von der Tiber bis zum Niemen ausdehnten, besitzt das von Marmont befehligte Truppencorps den Schwerpunkt, um den sich das ganze Kaiserreich dreht und überall, wo seine Truppen sich an einem kriegerischen Ereignisse betheiligen, sind sie Alles; die übrigen, und würden sie von Napoleon selbst befehligt, bilden nur den Hintergrund des Gemäldes. Welch eine hohe Meinung der Verfasser von sich hat, spricht er unter anderm in folgenden Worten aus: „Diese kleine Armee (die seinige), aus den Hospitälern, ja, ich wage es zu sagen, aus den Beinhäusern Dalmatiens genommen, war eine Truppe von ausgezeichneten Kriegern geworden. Uebrigens kann ich, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, hier sagen, daß alle Truppen, die ich bis ans Ende unserer Unglücksfälle befehligt habe, immer gut gewesen sind. Um sie in Frankreich dazu zu machen, braucht man sich blos mit ihnen zu beschäftigen und unter schwierigen Umständen ihnen mit einem guten Beispiel voranzugehen." Aehnliche Stellen ließen sich mehrere anführen. Daraus ergiebt sich aber auch, daß dem Urtheil dieses prahlerischen Marschalls über seine Zeitgenossen kein großer Werth beizulegen ist, daß seine Darstellung der Ereignisse dem Geschichtschreiber selten zum Leitfaden dienen kann, da diese Memoiren soviel Beweise für die Eitelkeit ihres Verfassers liefern.

Auch in der Schweiz ein geistliches Schauspiel.

λ. Die geistlichen Schauspiele des Mittelalters, wie sie sich im bayrischen Oberammergau erhalten haben, sind erst in neuerer Zeit aus ihrer Vergessenheit gezogen. Litteratur und Kunst bemächtigten sich des neuen Stoffes und beuteten ihn aus, da man ihn für den einzigen lebendigen Ueberrest der Mysterien hält. Und doch ist dies nicht ganz richtig. Auch im Wallis lebt ein ähnliches mittelalterliches Mysterium fort, von dem erst ganz vor kurzem Rogler de Bons von Sitten in der Revue suisse eine interessante Mittheilung machte. — Im Bezirke Sitten, etwa eine halbe Stunde von der gleichnamigen Stadt, liegt auf einem anmuthigen und fruchtbaren Abhange, zwischen dem Rampl und Sanetsch, Savièse, dessen zerstreute Weiler eine große Pfarrgemeinde bilden, eigentlich eine Zahl kleinerer Dörfer, in deren einem, St. Germain, sich die Pfarrkirche erhebt. Die Gegend hat eine technische Merkwürdigkeit, eine Wasserleitung, die mehrere Stunden lang mit den kühnsten Vorrichtungen von einer furchtbaren Höhe herunter durch Felsenklüfte Savièse mit Wasser versieht. Auch die Sage hat hier einen ergiebigen Boden. In den malerischen Ruinen des Schlosses La Soie, von dessen Mauern vor 600 Jahren Anton de la Tour seinen Oheim, den Bischof von Sitten, stürzte, versammeln sich dreimal im Jahre alle Zauberer und Hexen des Wallis zu einem großen Sabbath. Die Bevölkerung von Savièse hat sich in den alten Kämpfen der Walliser gegen die Grafen von Savoyen ausgezeichnet, und gilt mit ihrer energischen Sprache noch heute für rauh, streng und streitsüchtig, ist aber dabei im Grunde ein guter, jovialer Schlag Menschen, der an der Vergangenheit zäh festhält, die Sitten und Erinnerungen der Vorfahren sorgfältig bewahrt, fleißig und wohlerfahren in der Cultur der Reben, übrigens wie alle Walliser sehr anhänglich ist an Religion und kirchlichen Pomp. Der Dreikönigstag ist das Kirchenpatronatsfest des Dorfes St. Germain in Savièse. Zur Feier dieses Tages hatte sich bis in die dreißiger Jahre die Aufführung eines eigenthümlichen Schauspieles erhalten, bei welchem die heilige Jungfrau, der heilige Joseph, Herodes, die heiligen drei Könige 2c. in Charaktercostümen erschienen. Ohne Zweifel hat man es hier mit einem mittelalterlichen Mysterium zu thun; aber die in eine Erzählung gekleidete Mittheilung Rogiers de Bons macht es nicht klar, ob dieser Gebrauch sich in Savièse ununterbrochen von seinen ersten Anfängen bis auf unsere Zeit herab erhalten oder gelegentlich einmal wieder erneuert wurde. Der Charakter des Volksfestlichen ist dabei überwiegend. Es war weniger eine doch immer einheitlich angeordnete Mysterie oder geistliches Schauspiel, als eine ziemlich rohe und materielle Veranschaulichung biblischer Geschichten, nur hier und da von Gesängen und anderm kirchlichen Beiwerke eingeleitet oder begleitet; von einem eigentlichen scenischen Dialoge ist wohl kaum die Rede. Wäre diese Form die ursprüngliche, so müßte sie wohl für eine der ältesten zu halten sein; wahrscheinlicher aber ist in diesem Schauspiel ein früherer Gebrauch wieder aufgefrischt. Das Ganze ist eine Darstellung aus der Kindheit Jesu mit der Flucht nach Aegypten. Zuerst wurde unter Gesängen und Kniebeugungen die Anbetung der Könige und Hirten dargestellt; unter den Letzteren trägt ein Mann auf einer mit Blumen bekränzten Stange den Stern. Schon dies deutet mehr auf eine Procession bis zu einem Ruhepunkte, der Hütte der Geburt, wo dann die drei Könige der Mutter und dem Kinde ihre Verehrung bezeigen. Da bringt ein Engel die Nachricht von Herodes' Verfolgung. Maria und ihr Gefolge besteigen ihre Thiere und fliehen. Aegypten ist hier Ormona, das erste Dorf von Sitten her. Die Veranschaulichung der Flucht geht nun ins Einzelste. Die heilige Jungfrau zieht nicht auf der großen Straße dahin, auf der sie den Verfolgern leichtes Spiel gegeben hätte. Sie schlägt Nebenwege ein, geht den zahlreichen Hecken nach, umgeht die Wohnungen, vertieft sich in Gehölze, und erreicht, immer von den Königen und Hirten umgeben, erst nach einem ganzen Tagesmarsch und ermüdet Ormona. Unterdessen hat sich auch Herodes mit seinen bis an die Zähne bewaffneten Soldaten in Bewegung gesetzt. Sie durchstreifen Feld und Wiese, Wald und Dörfer, durchsuchen jede Wohnung; aber — und dies ist das Piquante an der Sache — in jedem

Dorfe kommen sie eine halbe Stunde später an, als der verfolgte Trupp es verlassen hat. Sie erreichen endlich Ormona, aber auch zu spät: Alles ist zu Ende, die Jungfrau verschwunden, man weiß nicht wohin. So müssen also die Verfolger mit leeren Händen, unzufrieden mit dem geringen Erfolg ihrer Unternehmung, nach St. Germain zurückkehren. — In dieser Weise wickelte sich am Dreikönigtage in Savièse ein Stück biblischer Geschichte ab. Wie man sieht, wurden dabei vicariirende Decorationen ganz unnöthig; man zog die ganze Gegend als Schauplatz hinzu. Schwerlich geschah dies alle Jahre; immer derselbe Gegenstand am gleichen Tage hätte es reizlos machen müssen. Auch gehörte nach der Jahreszeit des Festes (6. Januar) wohl eine besondere Begünstigung des Winters dazu. Eine letzte derartige Vorstellung hat im Jahre 1836 stattgefunden. Wir vermögen nämlich nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, ob eine Erneuerung derselben in den letzten Jahren, welche Rogier de Bens zur Grundlage seiner Erzählung macht, eine wirkliche Thatsache oder nur eine dichterische Erfindung desselben ist.

Die Gymnasien Oesterreichs.

— Die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien," — herausgegeben von dem als Balladendichter bekannten Johann Gabriel Seidl und dem als classischen Philologen aus Sachsen berufenen Professor Bonitz, — giebt in Heft 12 des Jahrganges 1856 eine genaue Uebersicht und Einsicht in den Stand der Gymnasien der österreichischen Monarchie. Darnach existiren im Gesammtstaate 290 Gymnasien nebst 43 selbständigen Realschulen. Nur auf 265 jedoch erstreckt sich der Bericht im Einzelnen, da die übrigen Schulen Tabellen und Statistik einzusenden versäumten. Unter den Lehrern dieser 265 Gymnasien sind 1530 geistlichen, 1511 weltlichen Standes; unter den Directoren derselben 180 geistliche, 90 weltliche Gelehrte. Deutsch ist an 88 Anstalten ausschließlich Unterrichtssprache, Italienisch ausschließlich an 70, zum Theil Deutsch an 52. Die Schülerzahl ergiebt sich nach folgenden Verhältnissen: in der katholischen Bevölkerung wie 1:675, in der evangelischen vom Augsburger Bekenntniß (Lutheraner) wie 1:433, in der evangelischen vom Helvetischen Bekenntniß (Reformirte) wie 1:620; unter der israelitischen wie 1:426, so daß hiermit abermals die verhältnißmäßig überwiegende Intelligenz der Juden in Oesterreich bestätigt wird und z. B. nicht mehr räthselhaft bleibt, hört man in Wien die „Klage", daß von 12 Zeitschriften in der Kaiserstadt 10 von Juden geschrieben oder geleitet werden. — Von den 46 katholischen Gymnasien Ungarns sind jetzt 6 von der Regierung übernommen und besoldet. Die Kosten für die 42 evangelischen Gymnasien Ungarns werden ausschließlich von den betreffenden Gemeinden getragen. Die Evangelischen sind also auch hierbei ganz auf sich selbst verwiesen. Um so mehr haben sie die Pflicht, auf ihre Rechte zu dringen, namentlich die früher jahrhundertelang übliche Erlaubniß zum Besuch deutscher Hochschulen sich gesetzlich wiederzuerwerben. — In den Händen der Gesellschaft Jesu sind 6 Gymnasien der Monarchie; zu den Jesuitenschulen in Freienberg (bei Linz), Ragusa, Padua, Brescia und Cremona kam 1856 auch noch ein zweites deutsches Gymnasium, das zu Feldkirch in Vorarlberg, welches bis dahin vom allgemeinen Studienfonds erhalten wurde.

Die böhmischen Bäder.

st. Seit 1851 wird die Verwaltung der Kurorte Böhmens nach einem Badestatut geführt, das den Gemeinden und Obrigkeiten den Einfluß auf die Quellen entzieht und aus den Kurtaxen einen Fonds bildet, der für alle Ausgaben aufzukommen hat. Der Verwaltungsrath jedes Bades besteht seitdem aus vier Mitgliedern, von denen nur eines ein Gemeindebeamter ist. Die Einrichtung wurde getroffen, weil die bisher üblich gewesene Vermengung der städtischen und der Badeeinkünfte zu Mißständen geführt hatte. Jetzt treten Uebelstände der Abtrennung der Bäder von den Gemeinden hervor. In Karlsbad, Franzensbad und Marienbad sind größere Bauten nöthig; aber woher das Geld nehmen? Der aus den Kurtaxen gebildete Fonds ist noch viel zu schwach, und der Verwaltungsrath, der nur diese nach und nach einkommenden Gelder zu seiner Verfügung hat, kann keine Bürgschaft leisten, ebenso wenig der Staat oder die Gemeinde, die beide mit den Bädern nichts zu thun haben. Um aus dieser Klemme herauszukommen, müßte der Staat, wie es in Frankreich geschehen ist, die Gesundbrunnen für sein Eigenthum erklären. Ein schlechtes Geschäft würde er dabei nicht machen.

Mexicanische Wirthschaft.

st. Die letzte Post aus America hat die Nachricht überbracht, daß die Republik Mexico die Landenge von Tehuantepec an die Vereinigten Staaten für 25 Millionen Dollars verkauft habe. Der erste Länderverkauf der Creolen-Republik wäre das nicht; schon durch den Gasdenvertrag ging ein hübsches Stück Land, das bestgelegene, für eine Stillemeerbahn an die Republik des Nordens über. Die Wichtigkeit der Landenge von Tehuantepec läßt sich als bekannt voraussetzen. Mittelst Benutzung des Chimalapa und des Guasacualco kann man von Meer zu Meer einen Canal führen, der, nach den ältesten Berichten aus der Zeit der spanischen Herrschaft, keine großen Schwierigkeiten hat. Nach neueren Darstellungen ist die Sache weniger leicht, und am Ende begnügt man sich, wie auf der Landenge von Panama, mit einer Eisenbahn.

Thee und Kaffee.

* Die fortwährende Zunahme des Theetrinkens, der natürlich die zunehmende Verdrängung des Kaffee's entspricht, ist eine Thatsache, wenn wir auch keine Teatotalers geworden sind. Laden sich doch selbst die Kaffee-, alias Cichorien-Sachsen schon längst zu Thee und Butterbrot ein. Jetzt will der Thee auch Oesterreich erobern. Die Wiener Zeitungen brechen Lanzen für ihn und berechnen, wieviel wohlfeiler und wieviel nahrhafter (Liebig und Moleschott!) Thee gegen Kaffee sei. Uns im Reiche wandelt ein Lachreiz an, wenn wir lesen, wie die guten Wiener Blätter Anleitungen zur Bereitung des Thee's geben; wahrscheinlich könnte in Wien noch der Fall vorkommen, daß eine Köchin den erhaltenen Thee kochte, das Wasser abgösse und die Blätter als Gemüse auftrüge. Um dem zu begegnen, verabreicht die Theehandlung zur Theepflanze am „Stock im Eisen" jedem Käufer eine gedruckte Anweisung, wie mit dem fremden Dinge sachgemäß zu verfahren ist. Wir gönnen dem Thee seine Eroberungen, müssen ihm aber doch eine kleine Bemerkung in den Weg werfen. Die Kaffeebohne läßt sich nicht nachmachen; aber welche Verfälschungen werden mit dem Thee vorgenommen, wie wird er mit schädlichen Substanzen gefärbt, mit anderen Pflanzenblättern gemischt! Und die nervösen Aufregungen des Thee's führen zu physischer Abschwächung.

Boron.

L. Gerade wie das Aluminium das Grundelement der Thonerde ist und in dieser mit Sauerstoff verbunden vorkommt, so ist das Boron das Grundelement der Boraxsäure und des Boraxes. Bis dahin kannte man dieses Element nur im pulverförmigen Zustande; den vereinigten Bemühungen der beiden ausgezeichneten Chemiker F. Wöhler und H. Saint-Claire Deville ist es jedoch gelungen, dasselbe auch in Krystallen abzuscheiden. Das krystallisirte Boron entsteht nämlich durch Zusammenschmelzen von 80 Theilen Aluminium mit 100 Theilen geschmolzener zerkleinerter Borsäure in einem Kohlentiegel, wobei man aber fünf Stunden lang die heftigste Hitze muß einwirken lassen. Die Krystalle des Borons sind durchsichtig, honiggelb oder granatroth gefärbt, doch rührt diese Färbung von zufälligen Beimischungen her und daher ist zu hoffen, daß man sie auch noch ganz farblos

darstellen kann. Diese Krystalle sind nämlich im wahren Sinne „künstliche Diamanten", indem sie sowohl in Bezug auf Glanz und Lichtbrechungsvermögen, als auch auf Härte nur mit dem Diamante vergleichbar sind, ja diesen sogar an Härte noch zu übertreffen scheinen. Sie ritzen nämlich nicht allein den Korund, der nach dem Diamant der härteste Körper ist, sehr leicht, sondern mit dem Pulver derselben können Diamanten geschliffen werden. Besonders merkwürdig ist ferner, daß das Boron in drei ganz verschiedenen Zuständen existiren kann, wie der Kohlenstoff. Der dichteste Kohlenstoff ist der Diamant, weniger dicht erscheint der Kohlenstoff als Graphit und noch lockerer aggregirt erscheint er als schwarze Kohle. Ganz so verhält sich das Boron. In seinem dichtesten Zustande bildet es die eben erwähnten ausgezeichneten Krystalle; in einem weniger dichten Zustande bildet es glänzende undurchsichtige weiche graue Blättchen, die dem Graphite ganz gleichen und daher Borongraphit genannt werden, und im lockersten Zustande bildet es ein zartes chocoladebraunes Pulver. Die Borondiamanten und der Kohlenstoffgraphit lassen sich wie die Kohlenstoffdiamanten und der Kohlenstoffgraphit im Sauerstoffgase kaum verbrennen; dagegen zeichnen sie sich durch ihre leichte Verbrennbarkeit im Chlorgas aus. Das pulverförmige Boron ist aber wie die schwarze Kohle sehr leicht an der Luft entzündbar und verbrennt dann mit starkem Glanze. Die beiden Elemente Kohlenstoff und Boron zeigen daher die größten Analogien, eine Thatsache, die übrigens schon vor mehr als zehn Jahren von dem ausgezeichneten Chemiker Kühn in Leipzig aus anderen Verhältnissen geschlossen, aber erst jetzt auch von anderen Chemikern als richtig befunden wurde.

Eine seltene Pflanzenverbreitung.

λ. Ein interessantes Beispiel von Pflanzenverbreitung wird aus Kopenhagen berichtet. Man hat nämlich in dieser Stadt und deren Umgegend in den letzten Jahren einige zwanzig neue Pflanzenarten entdeckt, die fast nur in Südeuropa, namentlich Italien, wild wachsen. Die meisten dieser Arten verschwanden später wieder vor dem rauhen nordischen Winter, und nur etwa vier oder fünf haben sich akklimatisirt und wachsen jetzt wild auf Amager und Seeland. Eine genauere Untersuchung hat nun entdecken lassen, daß die Samen zu diesen neuen Pflanzenspecien in dem Heu und Stroh enthalten sind, womit die in den vierziger Jahren von Rom nach Kopenhagen gebrachten Kunstwerke Thorwaldsens verpackt waren. Südliche Blumen unter nordischem Himmel selbst aus der weggeworfenen Hülle classischer Werke erblüht: — ist das nicht eine artige Erscheinung?

Bibliographischer Anzeiger.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 14. Europa. 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [4. April.

Inhalt.

Mikroskopische Schlachtenbilder.[x]

I.

Man wird zwar in den Schulen und durch historische Lesebücher von verlorenen und gewonnenen Schlachten unterrichtet, aber dennoch mag nur wenigen solcher angehenden Historiker die Eigenthümlichkeit der Kampfart und Schlachtstellung einzelner Völker oder Zeiten bekannt sein, obschon gerade dadurch erst klar und begreiflich wird, warum die eine oder andere Partei siegte. Man pflegt dies der besondern Tapferkeit der Sieger oder dem Feldherrntalent ihres Führers zuzuschreiben, aber einen nicht unbedeutenden Antheil an glücklichen Erfolgen pflegten auch mechanische Hülfsmittel und andere äußerliche Verbesserungen zu haben. Ueberblicken wir also die Geschichte des Kriegswesens in den verschiedenen Perioden, wobei wir auch zugleich die Fortschritte der Civilisation von der Kehrseite werden kennenlernen! Im Alterthum durchbohrte man sich mit der Lanze, öffnete dem Gegner mit dem Schwert eine Ader, oder schlug ihm mit einer Keule den Schädel ein, sodaß die Wunden entweder sofort tödtlich oder leicht heilbar waren. In den civilisirten Zeiten dagegen zerfleischt man Menschen und Thiere mit Bombensplittern, verbrennt sie mit Raketen, schmettert sie reihenweise mit Kartätschen und Schrapnells nieder, reißt ihnen mit Kanonenkugeln den Leib auf, zerquetscht sie durch Minen und Explosionen, läßt die Verstümmelten tagelang auf freiem Felde in Regen und Hitze liegen, sammelt dann die Verwundeten in Lazarethen, wo Fieber und giftige Luft das Ihrige zur Vertilgung der Kranken beitragen.

Doch zur Sache!

Im Alterthum sind die Schlachten wirkliche Kämpfe, weil Mann gegen Mann mit Lanze und Schwert ficht, und Körperkraft, verbunden mit Geschicklichkeit, den Sieg davonträgt. In den naiven Zeiten des trojanischen Kriegs fuhr der Held auf zweirädrigem Karren seinen ungeordneten Schaaren voran, suchte sich einen Gegner aus, rief ihn an, gab seinen Namen an und zählte ihm sein Geschlechtsregister auf, schimpfte auch wohl den Gegner, der mit gleicher Münze zurückzahlte, warf ihn dann mit der Lanze, oder zerschmetterte ihm im Nothfalle Brust oder Schienbeine mit einem tüchtigen Feldsteine. Hals, Arme und Füße bis über die Knie waren nackt, ein eherner Helm mit wehendem Roßschweif, ein Panzer, ein bretterner Schild mit Ochsenhäuten und Eisenbändern, sowie Beinschienen dienten als Schutzwaffen; Reiterei gab es nicht und Bogenschützen waren selten. Erst wenn der Held gefallen war und der Sieger ihm die Rüstung rauben wollte, stürzten die Massen von beiden Seiten gegen einander, und das Gefecht artete in eine großartige Schlägerei aus.

Auf ähnliche Weise sind wohl alle Schlachten der asiatischen Könige geschlagen, denn bei Kriegszeiten raffte man alle waffenfähige Mannschaft zusammen und führte solche ungeordnete, ungeübte Haufen ins Feld, wo ihre Thätigkeit mehr aufs Verwüsten und Plündern, als aufs Kämpfen gerichtet blieb. Die persischen Könige hatten zwar eine berittene Leibwache, die ägyptischen eine Kriegerkaste und Sichelwagen, andere Kriegsfürsten benutzten Kameele und Elephanten; aber eine Kriegskunst in unserm Sinne dürfen wir bei ihnen nicht erwarten. Chaotisch stürmten die Schaaren gegen einander, schlugen blind auf einander los, bis es einer Partei zu arg wurde. Die besser geordneten Schaaren besonders kriegerischer Völker stellten sich zur Schlacht in tiefen Massen auf, wobei das erste Glied mit vorgestrecktem Speer sich aufs Knie warf, das zweite den Kopf mit dem kegelförmigen Helme auf die Brust senkte, die durch Panzer und Schild gedeckt war, das dritte Glied an ihnen vorbei seine Bogen abschoß und die übrigen Glieder theilnahmlos dahinter standen, während der Feldherr auf dem Kriegswagen vor der Front, die Reiterei auf ungesattelten und mangelhaft aufgezäumten Pferden auf den Flügeln hielten. Doch unterschieden die Perser bereits leichte und schwere Truppen, hatten berittene Schützen, bedienten sich der Kameele als fliegender Artillerie, der Elephanten als schweren Geschützes, folgten den auf Stangen aufgesteckten Adlern als Fahnen, führten Vorräthe aller Art als Train mit und deckten die Front der Schlachtstellung durch Sichelwagen und Elephanten. Dennoch löste sich jede Schlacht in

ein Chaos von Einzelkämpfen und in ein wirres Durcheinander auf und entschied die Kraft des Armes den Sieg.

Den ersten Versuch, die Massen der Krieger zu organisiren und den Krieg regelrecht zu führen, machten die Griechen. Kriegsdienst war Bürgerpflicht, je nach dem Vermögen mußte die kriegerische Ausrüstung der Bürger beschaffen sein, und Waffenübung der Jugend bildete die einzige Sorge der Staatserziehung. Wenn bei uns der Knabe mit dem ABCbuch und der Schiefertafel in die Schule wandert, so mußte sich der griechische Knabe auf dem Turnplatze einfinden, um sich im Laufen, Springen, Ringen und Speerwerfen zu üben, nach dem Tacte zu marschiren, Nationallieder zu singen und sich an Gehorsam, Pünktlichkeit und strenge Unterordnung zu gewöhnen. Auf diese Weise erhielt der Staat gewandte, abgehärtete und an Disciplin gewöhnte Krieger. Wenn bei uns Feldmanöver und Parademärsche abgehalten werden, so feierten die Griechen festliche Nationalspiele. Mit Kränzen geschmückt, im rothen Kriegerkleide, zogen die Spartaner singend und nach dem Tact der Flöte marschirend in geschlossenem Viereck in die Schlacht, stritten nach Trompeten- und Fahnensignalen, lagerten auf dem Marsch in kreisförmiger Ordnung, stellten Wachen aus, sandten fleißig Runden und schliefen in voller Rüstung. Mit dem langen Speere oder dem gekrümmten Schwerte griffen sie den Feind an, wobei Panzer, Helm, Schild und Beinschienen den Körper schützten. Neben der Phalanx der Schwerbewaffneten standen die Leichtbewaffneten mit Schild, Bogen und Wurfspieß, um die Flügel zu decken.

Während die asiatischen Heere in Haufen hinter einander aufgestellt wurden, ordneten die Griechen ihre Heere sorgfältig nach Zahl und Bewaffnung. Ihre Schlachtordnung hieß Phalanx und bestand aus 8—24 Gliedern. Die ganze Front zerfiel in 4 Haupt- und 16 Unterabtheilungen; dabei war bei offner Stellung zwischen je 2 Mann ein Zwischenraum von 5 Fuß, bei geschlossener 3 Fuß und bei gedrängter 1½ Fuß, damit der Streiter sich frei bewegen konnte. Vor der Front standen die Führer, Hornisten, Waffenherolde und Fahnenträger; die Zwischenräume der 16 Abtheilungen aber blieben frei, da die Reiterei auf den Flügeln hielt. Diese Stellung gestattete den Abtheilungen freie Bewegung, Durchziehen und Schwenkungen, aber Reserven gab es nicht, denn der mechanische Druck der dichten Colonne entschied mit Einem Stoße die Schlacht. Man stellte sich vor dem Feinde parallel auf und sorgte dafür, daß er keine längere Front entwickeln konnte. Schleuderer und Bogenschützen eröffneten als Plänkler die Schlacht, singend rückte die Phalanx mit gefälltem Speer und in geschlossener Ordnung nach, erhob das Kriegsgeschrei: Allala! wobei die Leichtbewaffneten in die Zwischenräume oder auf die Flügel traten, und nun begann der Kampf Mann gegen Mann, in welchem Geschicklichkeit, gute Waffen und Kraft entschieden. Auf gleiche Weise tummelte sich die Reiterei umher, die auch von den Pferden stieg, um zu Fuße besser dreinschlagen zu können. Die Schlachten der Griechen waren gewissermaßen ein Bayonnetangriff in Colonne, der durch seine Wucht den Feind warf oder selbst zerschellte.

Weil die Griechen gut bewaffnet und exercirt, an Ordnung und Commando gewöhnt waren und sich so aufstellten, daß sie von dem zahlreicheren Feinde nicht überflügelt werden konnten, dabei stets in Sturmlauf mit Kriegsgeschrei auf ihn drangen, so wird es begreiflich, weshalb sie stets über die Perser siegten. Diesen fehlte es an einheitlicher Einübung, zweckmäßigen Waffen und Gewandtheit; war ihr erster Haufen geworfen, so stürzte er auf den nachfolgenden, brachte ihn in Verwirrung, riß ihn mit in die Flucht und verbreitete entmuthigenden Schrecken von Haufen zu Haufen.

Die Griechen sind aber auch Erfinder der Artillerie und Belagerungskunst, indem sie die Hülfsmittel der Mechanik anwandten, um Steinblöcke und große Pfeile weit gegen den Feind zu schleudern. Ballisten nannte man die gewaltigen Armbrüste, welche Pfeile und Balken horizontal 1200 Fuß weit schleuderten, wogegen die löffelartigen Wurfbalken der Katapulten Steinkugeln von 150 Pfund im Bogen warfen. Die Belagerung einer Stadt, die mit Mauern, Zinnen, Thürmen, Schießscharten, Wällen und Pfahlwerk geschützt wurde, galt für ein umständliches Unternehmen. Man umgab die Stadt mit einem Wall und Graben, um sie einzuschließen, erbaute Thürme, um Geschütz darauf zu stellen, führte dann Bauten auf, um mit Balken, deren Kopf von Eisen war, die Mauer einzustoßen, sicherte durch feste Dächer die Arbeiter an den Sturmbalken gegen Brandpfeile und Steinblöcke der Belagerer, oder man untergrub die Mauer, damit sie einstürze, oder baute hohe Thürme auf einem Rädergestelle, welche der Mauer an Höhe gleich waren, um die Vertheidiger von den Wällen zu vertreiben, führte dabei Dämme bis zur Mauer, um den Wandelthurm an dieselbe heranschieben und vermittelst einer Fallbrücke die Mauer ersteigen zu können. Durch ähnliche Maschinen und Bauten vertheidigte man sich aber auch in der Stadt, sodaß die größte Arbeit der Belagerung wie der Vertheidigung in derartigen Bauten und mechanischen Hülfsmitteln bestand, weshalb Belagerungen zeitraubend und kostspielig wurden. Durch seine Phalanx mit 18 Fuß langem Speere, sowie durch sein Geschütz bezwang Alexander den alten Orient, eroberten sich seine Generale weite Reiche, bis einer ihrer Nachahmer an den Römern seine Meister fand.

Wenn die griechische Phalanx den alten Orient in gewaltigem Stoße niederwarf, so hat die römische Legion durch zähe Ausdauer die ganze damals bekannte Welt unterjocht. Die Römer haben zwar in Kunst und Wissenschaft weniger geleistet, aber ihr praktischer Verstand wußte zur Erreichung großer Zwecke die rechten Mittel zu wählen. Daher haben die römischen Consuln auch das Kriegswesen ausgebildet, indem sie Ersparung des Kraftaufwandes mit unermüdbarer Ausdauer zu verbinden wußten. Die Römer setzten nie den Erfolg eines Feldzugs oder einer Schlacht auf Einen Wurf, sondern sicherten sich glückliche Erfolge durch unerschöpfliche Reserven. Daher hoben sie zum Kriege stets nur eine mäßige Anzahl der streitbaren Mannschaft aus, sodaß sie in unglücklichen Zeiten die geschlagenen Heere immer wieder durch neue zu ergänzen vermochten, da auch bei ihnen die Vorbildung zum Soldaten Aufgabe der Staatserziehung war. Nur durch diese Zähigkeit muthiger Ausdauer, die im Unglück bekanntlich nie Frieden machte, haben sie Hannibal besiegt, der ihre Heere in offener Schlacht zu vernichten verstand, indem er sie umzingelte, zu einem Keil zusammenpreßte und niederhauen ließ. Denn die zusammengedrängten Römer konnten von ihren Waffen und ihrer Menge keinen Gebrauch machen, da nur Wenige an den Feind kamen, wogegen bei drei

ausgebreiteten Linien der Karthager die Meisten am Kampfe theilnahmen.

Jeder Römer war Soldat; nur Der durfte sich um ein Staatsamt bewerben, welcher zehn Feldzüge mitgemacht hatte, und jährlich hielten die Censoren Musterung der Waffen und Mannschaften. Rom war ein wohlorganisirter Militärstaat mit unerschöpflichen Hülfsquellen, da die Bundesgenossen Heere stellen und die unterjochten Völker die Kriegskosten tragen mußten. Durch chaussirte Landstraßen, Militärcolonien, Festungen und Handelsverbindungen sicherte man die gemachten Eroberungen und romanisirte sie durch Einführung der römischen Verwaltung, Sprache und Gesetzgebung, sodaß die unterworfenen Völker sich an römisches Wesen und römische Lebensweise gewöhnten, ihre eigene Sprache verlernten und ihre Nationalität vergaßen. Spanier, Portugiesen und Franzosen sprechen römische Dialekte, ja die Walachen sogar noch ein verstümmeltes Latein.

Zweckmäßig wie die ganze Kriegsführung war auch die Schlachtstellung, welche gewissermaßen den Stoß der Phalanx in Angriff, Erschütterung und Niederwerfen der feindlichen Linien zerlegte. Das römische Heer war in Legionen getheilt, die wieder aus Manipeln oder Cohorten bestanden, sodaß jeder einzelne Mann seinen bestimmten Platz hatte und das Commando ganze Armeen mit strengster Pünktlichkeit leiten konnte. Die Legion besaß einen versilberten oder vergoldeten Adler, der einen Lorberkranz oder einen Blitzstrahl in den Klauen hielt, als Fahne, wogegen die Cohorte einer Hand oder einem Götterbild folgte, das auf einer Stange stand, und eine Standarte die Reiterschaaren lenkte. Im Gefecht legte der Soldat den leichten wollenen Oberrock ab und trug nur den kurzen, ärmellosen Unterrock (Blouse), nägelbeschlagene Sohlen, eine Sturmhaube oder einen bebuschten Reiterhelm, einen Brustharnisch, zwei Lanzen, ein kurzes, breites Schwert und einen Dolch, wozu noch runde oder lange viereckige Schilde und Beinschienen kamen. Die leichten Truppen führten Bogen und Köcher, doch hatten die Reiter keinen Sattel, die Pferde kein Hufeisen und manchmal sogar keinen Zaum. Zwar folgte jeder Legion ein Trainzug, aber trotzdem mußte jeder Soldat noch 65 Pfund Gepäck tragen, da ihm Kochgeschirr, Lebensmittel, Schanzzeug und Zeltpfähle übergeben wurden. Denn die Legion wurde auf dem Marsch nicht einquartirt, sondern grub sich jeden Abend ein befestigtes, regelrecht angelegtes Lager mit Wall, Graben und Verschanzungen, hinter denen sie in bestimmt vorgeschriebener Ordnung ihre Zelte in breiten Straßen mit freien Sammelplätzen aufschlug. Stehende Lager oder Castelle umgab man mit einer Mauer und einem Wartthurm, auf welchem zugleich Feuersignale gegeben wurden, sodaß aus solchen Castellen später oft Städte wurden, oder daß sie den ersten mittelalterlichen Burgen als Muster dienten, indem man den Eingang durch einen Thurm schützte, dessen Thür sich nicht unten, sondern in der Mitte der Höhe befand, zu welcher man auf einer Leiter emporstieg und sie hernach hinaufzog, um dem Feinde das Nachfolgen unmöglich zu machen.

Die römische Schlachtordnung bezweckte große Beweglichkeit der einzelnen Unterabtheilungen, und nachhaltige Angriffs- oder Widerstandskraft. Die Legion zerfiel in mehrere Abtheilungen, die durch einen so großen Zwischenraum getrennt waren, daß eine gleich große Abtheilung bequem durchmarschiren konnte. Außerdem hat nicht nur jeder einzelne Mann, sondern auch jedes Glied den erforderlichen Zwischenraum, und hinter dem ersten Treffen standen in angemessener Entfernung ein zweites und drittes der Art aufgestellt, daß sie eine schachbrettartige Figur bildeten. Jede Cohorte hatte 12 Mann Front, 10 Mann Tiefe und für jeden Mann 3 Fuß Zwischenraum; Reiterhaufen 8 Mann Front, 4 Mann Tiefe und 6 Fuß Zwischenraum. Beim Fußvolk konnte also jede Stelle neunmal besetzt, d. h. der Kampf neunmal durch einen frischen Mann erneuert werden. Wurde das erste Treffen geworfen, so stieß der Feind auf das zweite. Die Schlacht begann von neuem, und dennoch stand noch eine dritte Schlachtlinie unversehrt da, um den ermüdeten Feind zu empfangen. Wurde der Feind geschlagen, so brachten ihm die vorrückenden Reserven der Römer eine vollständige Niederlage bei. Man wird es jedenfalls nun weniger auffallend finden, daß die römischen Legionen stets siegreich zu kämpfen pflegten, da sie außer praktischer Uebung auch eine treffliche Schlachtordnung besaßen.

Die Schlacht eröffneten Bogenschützen und Leichtbewaffnete als Plänkler, indem jene ihre Pfeile, diese ihre sieben Spieße von je 3 Fuß Länge warfen und sich mit Lederhelm und Rundschild gegen die Geschosse der Feinde sicherten. Sobald das erste Treffen näher an den Feind gekommen war, schleuderte es auf denselben den leichten Wurfspieß, um mit dem schweren den Feind anzugreifen, wobei zugleich die Reiterei hervorbrach und die Plänkler sich hinter die Flügel zurückzogen. Leistete der Feind hartnäckigen Widerstand, so rückte das zweite Treffen in die Schlachtlinie, sodaß die Heftigkeit des Angriffs verdoppelt und eine Art Phalanx hergestellt wurde, welche durch einen kräftigen Massenkampf die Schlacht entschied. Erst in späteren Zeiten, als nicht Vaterlandsliebe, sondern Habsucht den Römer ins Feld führte, vermehrte man Geschütz und Reiterei, welche Sattel, Steigbügel und schwere Harnische erhielt. Geschütze und Belagerungen folgten griechischem Beispiele.

Durch ein so wohldurchdachtes Schlachtreglement blieben die Römer zwar überall Herren des Schlachtfeldes, aber in den Kaiserzeiten mußten sie doch mancherlei Abänderungen vornehmen, da die barbarischen Völker Asiens meist Reiter waren, denen die römischen Fußsoldaten nicht recht beikommen konnten, die deutschen Völker dagegen einen dichten Keil bildeten, wenn sie den Feind angriffen, und zwischen der behenden Reiterei Fußvolk stellten, welches das Pferd an der Mähne fassend dem Reiter zu folgen vermochte. Die Römer hatten es nur ihrer zweckmäßigen Bewaffnung und ihrer strengen Disciplin zu danken, wenn sie den nackten Deutschen, die Streitäxte mit steinernen Beilen führten und beim stürmischen Angriff bald in Unordnung geriethen, nicht erlagen. Doch als Hermann als Söldling die römische Kampfweise hatte kennen lernen, lockte er die Römer in Engpässe, zwischen Moräste und Walddickicht, umzingelte sie und hieb sie nieder, denn nun kam es nur auf Kraft und Ungestüm des Angriffs an.

Spanische Sagen.

1.
Die Höllenhunde.*)

Es lebte einst im Königreich Spanien ein reicher und vornehmer Ritter, dessen Namen wir aus Rücksicht für seinen Ruf ebenso verschweigen wollen, wie den der Stadt und des Klosters, wo sich die Begebenheit, welche wir erzählen, zutrug. Dieser hatte eine Liebschaft mit einer Nonne angeknüpft, welche ihm vorschlug, er solle sich nach dem von ihr gemachten Abdruck einen Schlüssel verfertigen lassen, welcher die Kirchthüre ebenso wie der richtige schließe; wenn sie dann der Kirchendienst in der Sacristei treffe, dann solle er nur zu ihr kommen, und sie könnten sich hier ungestört ihren unerlaubten Gefühlen hingeben. Der Ritter, dem dieser Vorschlag sehr wohl gefiel, ließ also zwei Schlüssel anfertigen, den einen für die große Kirchenthüre, den andern für die kleine Pforte derselben. Weil nun aber das Kloster ziemlich weit von dem Städtchen, wo er wohnte, entfernt war, langte er erst gegen Mitternacht bei demselben an, hatte auch keine Begleiter mitgenommen, damit er seinen Liebeshandel möglichst geheim halten möchte.

Nachdem er sein Pferd an einem passenden Orte untergebracht hatte, begab er sich nach dem Kloster, und wie er die erste Thüre geöffnet hatte, sah er, daß die Kirche aufstand und aus derselben ein äußerst heller Schein und Lichtglanz von brennenden Fackeln und Kerzen strömte, und sich Stimmen hören ließen wie von Personen, welche sangen und eine Todtenmesse abhielten. Zwar erschrak er, allein er näherte sich doch, um zu sehen, was es sei, und sah mit Verwunderung, daß die Kirche an allen Ecken mit Geistlichen und Mönchen angefüllt war, und daß diese es waren, welche die Todtenmesse sangen. In ihrer Mitte befand sich ein hoher Katafalk, der mit schwarzem Trauertuch bedeckt war; um diesen stand eine große Menge brennender Wachskerzen, und die Geistlichen und Mönche und eine Menge anderer Personen, welche um denselben herumstanden, hielten ebenfalls angezündete Lichter in den Händen.

Was den Ritter aber am allermeisten erschreckte, das war, daß er keinen der Anwesenden erkannte. Als er nun eine gute Weile dem Vorgang verwundert zugeschaut hatte, wandte er sich an einen der Geistlichen und fragte ihn, wer denn wohl der Verstorbene sei, dem man so viele Ehre erzeige. Der Geistliche antwortete ihm, daß ein Ritter gestorben sei, der so und so geheißen, und dabei nannte er gerade den Namen, den der Ritter führte, und daß sie eben daran seien, sein Begräbniß zu feiern. Darüber lachte der Ritter und antwortete: „Der Caballero lebt ja noch und Ihr habt Euch geirrt!" Aber der Geistliche erwiderte ihm darauf: „Der Getäuschte seid Ihr, denn dieser Ritter ist wirklich gestorben und wird jetzt hier begraben," und mit diesen Worten fing er wieder an zu singen.

Bestürzt über Das, was er eben gehört hatte, wendete sich nun der Ritter an einen andern Mönch und that dieselbe Frage an ihn. Allein dieser antwortete ihm dasselbe und bestätigte was sein College gesagt hatte, sodaß der Ritter furchtbar erschrak und ohne Verzug zur Kirche hinausstürzte, sein Roß bestieg und nach seiner Wohnung zujagen wollte. Allein kaum hatte er dasselbe in Trab gesetzt, als auf einmal zwei ungeheuer große, pechschwarze Rüden erschienen, welche, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite neben seinem Pferde herliefen. Mochte er nun auch thun, was er wollte, oder sie mit seinem Schwerte bedrohen, sie verließen ihn nicht eher, bis er an der Thüre seiner Wohnung anlangte, abgestiegen und eingetreten war. Hier kamen ihm seine Diener, welche ihn erwartet hatten, entgegen, wunderten sich aber nicht wenig, als sie ihn so verändert und leichenblaß wiedersahen. Da sie nun vermutheten, daß ihm irgend etwas zugestoßen sei, so fragten sie ihn, was dies sei, und baten ihn inständigst, er möge es ihnen doch sagen.

Der Ritter erzählte ihnen nun Alles aufs genaueste, bis er in sein Gemach gelangte, und wie er ihnen eben Alles, was ihm geschehen war, berichtet hatte, da stürzten plötzlich die beiden großen Hunde herein, sprangen auf ihn los, rissen ihn in kleine Stücke und brachten ihn so ums Leben, ohne daß es seinen Leuten möglich war, ihn zu retten. So ward nun das Leichenbegängniß wirklich gehalten, welches er als Lebender hatte begehen sehen.

*) Nach Ant. de Torquemada, Jardin de flores curiosas.

2.
Die drei unheimlichen Begleiter.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte zu Fuentes de Ropel ein angesehener Edelmann, der Antonio Costilla hieß, und dem Torquemada das Zeugniß giebt, daß er einer der tapfersten und muthigsten Männer gewesen, die es in ganz Spanien gab. Denn er traf ihn in mehreren bedenklichen Lagen und Verhältnissen, wo für ihn die größte Gefahr war, und aus allen zog er sich mit großer persönlicher Tapferkeit und Kraft unversehrt heraus. Weil er aber ein Mann war, der sich nicht viel gefallen ließ, so war er bei manchen Personen nicht allzu beliebt, und daher kam es, daß er immer wohlbewehrt ausging. Eines Tages verließ er sein Haus auf einem guten Rosse, eine kurze Lanze in der Hand, und begab sich nach einem andern Orte, der Villanueva heißt. Da er nun aber hier sich so in seine Geschäfte vertieft hatte, daß inzwischen die Nacht hereinbrach, so beschloß er doch, trotz der Finsterniß, in der späten Zeit nach Hause zurückzukehren. Nun stand am Ausgang des Dorfes eine Klause, um welche sich ein hölzernes Gitter befand und in der eine ewige Lampe brannte, und es schien dem Costilla angemessen, daß er hier nicht vorübergehen dürfe, ohne sein Gebet verrichtet zu haben. Als er nun dort angelangt war, und von seinem Rosse herab seine Andacht zu verrichten begann, und also in die Klause hineinsehen konnte, sah er plötzlich mitten aus derselben drei Gespenster herauskommen. Sie schienen aus der Erde emporgestiegen zu sein, näherten sich ihm mit verhüllten Gesichtern und blieben vor ihm stehen. Er schaute sie eine Weile an; da ihm aber die Haare zu Berge standen und er einigen Schreck verspürte, so ließ er seinem Roß den Zügel schießen und fing an fortzugaloppiren. Allein er hatte noch nicht seine Augen verwendet, da sah er schon wieder die drei Schatten, die ein wenig vor ihm her eilten und ihm das Geleite geben zu wollen schienen. Er be-

fahl also dem Herrn seine Seele und bekreuzte sich mehrere Male, fing auch an, sein Pferd bald dahin, bald dorthin zu wenden, aber, was er auch machte, sie standen immer vor seinen Augen. Da spornte er sein Roß gewaltig an und machte mit der Lanze gegen sie einen Ausfall, als wenn er sie durchbohren wollte, allein es schien, als wenn sich die Gespenster in demselben Tempo fortbewegten, in welchem sein Pferd ging, denn wenn es Schritt ging, hielten sie auch Schritt, und wenn es lief, liefen sie auch, und wenn es still stand, blieben sie auch stehen, und alles dieses, ohne sich von ihm mehr oder weniger zu entfernen, sodaß er genöthigt war, sie zu seinen Gesellschaftern zu behalten, bis er an seinem Hause angelangt war, welches vor sich einen großen Hofraum hatte.

Als er von seinem Rosse gestiegen war und das Thor geöffnet hatte, sah er, als er eintrat, die Gespenster wieder vor sich; er begab sich indeß bis an die Thüre des Gemachs, wo sich seine Frau befand und rief, daß man ihm öffnen solle. Zwar verschwanden bei seinem Eintritt in das Zimmer die Gespenster, allein er war so bestürzt und verändert, und hatte dermaßen alle Farbe verloren, daß seine Frau es für gewiß nahm, daß ihm irgend ein Unfall mit seinen Feinden begegnet sei. Als sie ihn aber nach der Ursache fragte und nichts von ihm herausbringen konnte, so ließ sie einen seiner besten Freunde rufen, einen vornehmen und gelehrten Mann, der auch augenblicklich herbeikam und ihn, als er ihn so verändert und wie halbtodt vor sich sah, flehendlich bat, ihm zu sagen, was ihm widerfahren sei. Antonio Costilla erzählte ihm nun auch Alles haarklein; sein Freund aber, als ein besonnener Mann, sagte ihm viele Dinge und überredete ihn, sich seiner Furcht zu entschlagen und etwas zu sich zu nehmen. Hierauf führte er ihn in sein Schlafgemach und verließ ihn nicht eher, als bis er ihn zu Bett gebracht und ihm ein brennendes Licht zurückgelassen hatte, damit er sich ausruhen und schlafen möchte. Kaum hatte er ihn aber verlassen, als Antonio Costilla mit lautem Geschrei um Hülfe rief, und sogleich eilten Alle zu ihm hinein. Er aber sagte ihnen, daß, kaum als man ihn allein gelassen, jene drei Gespenster wieder zu ihm hereingekommen seien, und mit den Händen in die Erde gegraben und den Staub, der dadurch entstanden, ihm in die Augen geworfen hätten, sodaß er ganz geblendet ward. Da dies nun die Wahrheit war, so ließ man ihn keinen Augenblick mehr allein, ohne daß er unter beständiger guter Aufsicht war. Allein alles dies half ihm nichts, denn am siebenten Tage nachher, ohne daß er irgend ein Fieber hatte, oder ihm sonst etwas zugestoßen wäre, starb er.

3.
Das Geisterpferd.

Torquemada erzählt ferner, daß, als er noch studirte, er zu seinem Gesellschafter einen andern jungen Studenten gehabt habe, der so geschickt gewesen, daß er, da er Medicin studirt, zuletzt Leibarzt des Kaisers Karl V. ward. Dieser habe ihm einst unter den heiligsten Schwüren versichert, daß, als er sich zu Guadeloupe aufgehalten und in dem dortigen Mönchskloster die Grammatik studirte, er sich einst des Abends spät aus dem Kloster auf einen Spaziergang begeben und plötzlich einen Mann in einem geistlichen Kleide habe auf sich loskommen sehen, der ein so mageres Pferd ritt, daß es dem Anschein nach sich kaum noch auf den Füßen erhalten konnte. Dieser Mann habe sich an ihn gewendet und gesagt: „Guter Mann, wollt Ihr wohl so gefällig sein und für mich in das Dorf gehen und mir etwas zum Nachtessen einkaufen, indem ich durch verschiedene Gründe abgehalten werde, selbst dorthin zu gehen? Ihr werdet mich sehr verbinden, wenn Ihr Euch dieser Mühe für mich unterziehen wolltet!" Der Student antwortete, er werde dies recht gern thun. Hierauf gab ihm der Mann Geld und Jener holte ihm nun alle die Mundvorräthe, welche er zu haben wünschte. Hierauf breitete der Mann seinen Mantel und ein Tischtuch aus und setzte sich hin, um auf einer Wiese zu speisen, nöthigte auch den Studenten, mit ihm zu essen. Als sie sich nun über verschiedene Dinge unterhielten, fragte ihn der Student, wo er denn hin wolle, und Jener antwortete: „Nach Granada." Darauf sagte der Student: „Ich gedenke ebenfalls in Bälde dorthin zu reisen, um meine Mutter zu besuchen, welche in jener Stadt lebt, denn es ist lange her, daß ich von ihr weder etwas gehört noch gesehen habe." Da sprach der Reisende: „Wenn Ihr sonst noch in meiner Gesellschaft sein wollt, so will ich für Euch die Kosten der Reise tragen und Euch so unterstützen, daß Ihr den Weg ohne Unbequemlichkeiten machen sollt; indeß geschieht dies unter der Bedingung, daß wir augenblicklich abreisen, da ich mich nicht länger hier aufhalten kann."

Der Student, der nicht reich war, sondern so arm, daß er auch nicht einen Pfennig besaß, um damit seine Reise zu bestreiten, nahm das Anerbieten bereitwillig an und bat ihn nur, solange zu warten, bis er sich bei einigen Personen empfohlen, gegen die er Verpflichtungen habe, einige Hemden geholt und seine Bücher verschlossen habe. Er machte sich also auf den Weg und kehrte mit der möglichsten Eile zurück; allein gleichwohl war die Nacht bereits angebrochen, und er drang also in den Mann, daß sie bis zum Morgen warten möchten. Der Reisende aber meinte, es sei weit besser die ganze Nacht zu reisen und dann bei Tage auszuruhen, weil die Hitze zu groß sei, indem sie schon im Monat Junius wären.

So machten sie sich denn, der Eine zu Roß, der Andere zu Fuß auf den Weg, fingen an sich Geschichten zu erzählen und von verschiedenen Dingen zu sprechen. Als sie nun eine Weile mit einander gereist waren, begann der Fremde in den Studenten zu dringen, sich hinter ihm auf seinen Gaul zu setzen. Darüber lachte der Student und sprach: „Wie soll denn dies elende Thier zwei Personen tragen, da es sich kaum allein fortschleppen kann?" Der Andere aber antwortete: „Ihr kennt es nur nicht, denn es ist nicht ein zweites Thier wie dieses in der Welt, und so wie es ist, würde ich es für keinen Preis weggeben." Endlich bestimmte er doch den Studenten, daß er sich hinter ihm aufsetzte, und das Roß begann nun so gut und so leichtfüßig zu gehen, daß der Student über seine Schnelligkeit ganz verwundert war. Der gute Mann fing nun an ihn zu fragen, wie ihm sein Roß gefalle und sagte, er solle nur nicht einschlafen, denn es werde bis an den Morgen so fortgehen.

So kamen sie denn schnell vorwärts, bis der Tag heranbrach, wo denn der Student eine schöne Landschaft, ganz voll von großen Gärten und Baumpflanzungen, und eine volkreiche Stadt vor sich sah. Er fragte also seinen Reisegefährten, wo sie wären, und dieser sprach, sie wären in der Ebene von Granada und jenes wäre diese Stadt, er bitte ihn aber, daß er aus Dankbarkeit für

den Dienst, den er ihm erwiesen, es keinem Menschen sagen wolle, was ihm mit ihm und seinem Rosse begegnet sei, er könne nun hingehen, wohin es ihm beliebe, da er selbst einen andern Weg einschlagen müsse. Der Student nahm also Abschied von ihm und begab sich höchlich verwundert in die Stadt, weil er so viele Meilen in einer einzigen Nacht gemacht habe, und überlegte sich, daß in dem Rosse irgend ein Teufel gewohnt haben müsse, weil auf andere Weise es ganz unmöglich gewesen sein würde.*)

4.
Der Zaubermantel.

Ein guter Freund erzählte einmal Torquemada, es sei ihm ziemlich etwas Aehnliches passirt. Einst habe er und sein Vater nebst noch einem andern Herrn sich auf eine Reise nach derselben Stadt Granada begeben; wie sie nun vor Valladolid kamen und das Dorf Olmedo passirt hatten, stießen sie auf einen Reisenden, der ihnen sagte, daß er denselben Weg zu machen habe, und sie waren sehr zufrieden damit, daß sie sämmtlich mit einander in Gesellschaft reisen konnten. Sie zogen also mit einander weiter und fingen an sich den Weg mit der Erzählung verschiedener unterhaltender Begebenheiten zu verkürzen. Als sie ungefähr zwei oder drei Meilen gemacht hatten, überredete sie der neu Hinzugekommene, daß sie auf einer Wiese, welche am Wege lag, und sehr anmuthig aussah, ein wenig ausruhten. Hier breitete derselbe einen großen Mantel aus, den er trug, und zwar so, daß auch nicht eine einzige Falte darin blieb, und holte Mundvorrath zum Essen herbei; dasselbe thaten die Uebrigen und streckten sich alle auf dem Mantel aus, und so forderte er auch die Diener, die sie bei sich hatten, auf, daß sie ihre Thiere herbeibrächten, ihre Hände und Füße auf dieselbe Decke legte und an diesem Orte frühstückten. Während sie nun von verschiedenen Dingen sprachen, die ihnen eine gute Unterhaltung gewährten, vergnügten sie sich eine lange Weile ohne es zu bemerken, und als sie endlich die Diener aufforderten, ihre Thiere herbeizuholen, da sprach der Reisende: „Ihr Herren, Ihr braucht Euch nicht also auf Eurer Reise müde zu machen, denn Ihr könnt heute noch bei guter Zeit zu Granada sein!“ Und dabei zeigte er ihnen die Stadt, die nicht eine Viertelmeile weit von ihnen entfernt war, worüber sie nicht wenig verwundert waren. Er aber sagte ihnen, sie sollten sich deswegen bei seinem Mantel bedanken, bat sie auch, sie möchten es Niemandem wiedersagen, was ihnen begegnet sei; was sie denn auch versprachen, und so trennten sie sich von einander, ein jeder nach einer andern Seite hin.

*) Wie mir mein gelehrter Freund, der berühmte Schriftsteller H. Asbjörnsen, sagt, ist in ganz Norwegen eine ähnliche Sage fast in allen Thälern zu Hause. Man erzählt sich nämlich, daß gewöhnlich am Weihnachtsabend ein Troll oder Zauberer als Bauer gekleidet in einem Bauerhofe erscheint, auf diese oder jene Weise Jemanden veranlaßt, ihm auf der Abfahrt in seinem von Rennthieren gezogenen Schlitten Gesellschaft zu leisten, und dann windschnell von diesen davongetragen wird, bis sie plötzlich an irgend einer Felsenwand in dem Hochgebirge ankommen, wo der Geist, Schlitten und Rennthiere plötzlich unter Donner und Gepolter verschwinden und der unglückliche Reisegefährte allein zurückbleibt. Eine solche Sage findet sich übersetzt bei Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bd. V. S. 502. Gr.

5.
Koboldgeschichten aus Salamanca.

Als Torquemada ein Junge von zehn Jahren war und zu Salamanca in die Schule ging, befand sich in dieser Stadt eine vornehme und bejahrte Wittwe. Diese hatte in ihrem Hause vier oder fünf Dienerinnen, von denen zwei noch jung und sehr hübsch waren.

Da fing auf einmal im Publicum an das Gerücht sich zu verbreiten, daß in dem Hause dieser Dame ein Kobold sich sehen lasse, der mancherlei Schabernack treibe. Unter andern fielen von dem Dache des Hauses so viele Steine herab, daß es schien, als regne es, und dies trieb er so unausgesetzt, daß sowohl alle Hausbewohner als auch andere, die dasselbe betraten, in großer Angst schwebten, obgleich die Steine Niemandem etwas zu Leide thaten.

Diese Begebenheit machte solches Aufsehen, daß ein Corregidor, der sich daselbst befand, beschloß, die Wahrheit zu ergründen und in Begleitung von mehr denn zwanzig Personen sich nach dem Hause dieser Dame begab. Als er dasselbe betreten hatte, befahl er einem Gerichtsdiener und vier anderen Männern, das ganze Haus mit angezündeten Fackeln zu durchsuchen und keinen Winkel oder irgend einen Ort, wo sich Jemand verstecken könne, unerforscht zu lassen, und diese thaten ihre Schuldigkeit so, daß blos noch fehlte, daß sie das Dach abgedeckt hätten, und kehrten hierauf zurück mit der Meldung, daß sie Alles untersucht, aber auch Alles ruhig sei.

Der Corregidor sagte hierauf zu der Dame, daß sie sich täusche, und die jungen Frauenzimmer, welche sie bei sich habe, vermuthlich einige Liebhaber und ihre Diener auf der Seite hätten, welche mit den Steinen würfen, und daß das Beste sein werde, um diese Unbequemlichkeit loszuwerden, wenn sie fortan ihre Dienerinnen sorgfältiger überwachte. Die gute Dame war hierüber gar sehr bestürzt und wußte nicht, was sie sagen sollte; doch versicherte sie fest, daß die Sache mit den Steinen wahr sei, und daß sie sich wundere, daß sie nicht jetzt herabfielen. Der Corregidor aber und seine Begleiter spotteten hierüber und verließen den Saal, wo sie gewesen waren; als sie aber am Fuße der Treppe waren, kamen soviele Steine dieselbe herabgerollt, und mit einem solchen Gepolter, als wenn drei oder vier große Körbe voll ausgeschüttet würden: diese liefen ihnen zwischen den Beinen herum, ohne daß sie irgend Jemandem wehe thaten. Hierauf befahl der Corregidor denselben Leuten umzukehren und mit allem Fleiß nachzusehen, ob Jemand geworfen habe; aber sie entdeckten nicht mehr als das erste Mal.

In demselben Augenblicke fing es an in die Hausthür Steine zu regnen, welche ihnen auf die Köpfe und zwischen die Beine fielen, und zwar in großer Anzahl. Als sie nun alle ganz verwundert über das, was sie gesehen, dastanden, nahm der Gerichtsdiener einen Stein, der sich besonders von den andern auszeichnete, und warf ihn auf das gegenüber befindliche Dach und sprach: „Wenn Du ein Teufel oder Kobold (trasgo) bist, wirf mir denselben Stein wieder zu!“ In demselben Augenblick flog der Stein wieder herab und fuhr ihm durch seine Mütze vor Aller Augen, und Alle erkannten den Stein als denselben, den er hinaufgeworfen, und daß wahr sei, was ihnen gesagt worden. Hierüber war nun der Corregidor und alle Uebrigen nicht wenig verwun-

dert; nach wenigen Tagen kam aber ein Priester von Torresmenudas nach Salamanca in dieses Haus und sagte einige Beschwörungen her, worauf das Steinwerfen und die Neckereien aufhörten.

Ein anderes Mal besuchte ein junger Student seine Mutter, welche Wittwe war, zu Salamanca; ihre Leute aber sagten ihm, daß in ihrem Hause ein Kobold sei, der viele Neckereien verübe. Der Student wollte es nicht glauben, sondern spottete und lachte über die, welche ihm so etwas sagten, ward eines Abends sogar sehr über sie böse, weil sie es immer wieder von neuem versicherten, verlangte ein Licht, begab sich in den dritten Stock, wo sein Gemach war, und legte sich auch, nachdem er die Thüre verschlossen hatte, nieder. Als er aber nach kurzem Schlafe wieder erwachte, kam es ihm vor, als wenn unter seinem Bette ein heller Schein, wie von Feuer sei; er erschrak sehr, was dies zu bedeuten habe, und daß das Bett anbrennen könne, machte also den Vorhang zurück; da er jedoch nichts gewahr ward, legte er sich wieder nieder.

Kurz darauf sah er aber einen noch hellern Lichtschimmer als das erste Mal und obgleich er sich fürchtete, wollte er doch die Wahrheit herausbringen, schlug also den Vorhang wieder zurück und beugte seinen Kopf weit hinaus um sich besser umzusehen. Da packte ihn etwas bei den Beinen, hob ihn hoch in die Luft und ließ ihn dann mitten ins Zimmer fallen. Hierüber war er furchtbar erschrocken und fing an laut zu schreien. Ob man nun aber gleich Licht brachte und das Zimmer durchsuchte und unter das Bett sah, fand man gleichwohl nichts; der Student aber überzeugte sich, daß das, was man ihm von dem Kobold gesagt hatte, wahr sei.

Ein dritter Fall trug sich mit zwei Rittern zu, die zu den vornehmsten in der Stadt gehörten und mit Torquemada befreundet waren. Diese wußten, daß in dem Hause einer armen Frau ein Kobold umging, und weil sie es blos für Geschwätz hielten, so begaben sie sich eines Nachts mit einem Geistlichen dahin, um etwas Gewisses darüber zu erfahren; da sie aber nicht glauben wollten, was ihnen die Frau und die übrigen Anwesenden sagten, bekam auf einmal einer von ihnen einen Schlag mit einem übelriechenden Stück Erde an die Hüfte, und obgleich der Schlag sehr stark war, that er ihm doch keinen Schaden oder machte auch nur das geringste Gefühl.

Dergleichen Erdklöße fielen auch an anderen Stellen des Hauses herab und auf die anderen Personen, und eine von den Frauen bekam einen derben Schlag mit einem halben Dachziegel auf die Schulter. So gingen die zwei Edelleute und der Geistliche höchlichst verwundert von dannen. Als aber nach einigen Tagen ein Geistlicher eine besessene Frau exorcisirte, da sagte der Teufel, der in ihr wohnte, unter anderen Dingen, er sei der, welcher jene Nacht sich mit ihnen einen Spaß gemacht, und daß die Erde, mit welcher er sie geworfen, aus einem Grabe und von einem Leichnam hergerührt habe, der kürzlich darin beerdigt worden sei.

6.
Zaubersegen hilft gegen tollen Hundebiß.

Als einst der Vater des Torquemada als junger Bursche eine weite Reise machte, fiel ihn ein so wüthender großer Hund an, daß er es nicht verhindern konnte, von ihm in das Bein gebissen zu werden. Hätte er nun nicht so dicke, starke Stiefeln angehabt, würde er ihn durch und durch gebissen haben; allein auch so drang er bis ins Fleisch und es kamen ein bis zwei Tropfen Blut heraus.

Torquemada's Vater machte sich jedoch hieraus nichts, marschirte noch drei bis vier Tagereisen weiter. Eines Morgens, als er durch ein Dorf passirte, sah er, daß man zur Messe läutete, stieg also vom Pferde und trat in die Kirche. Als er wieder hinausging, trat ein Bauersmann zu ihm: „Gnädiger Herr, hat Euch vielleicht ein Hund gebissen?" Torquemada's Vater, der die Sache beinahe schon vergessen hatte, antwortete: „Allerdings hat mich vor einigen Tagen ein Hund angefallen und zu beißen versucht, allein warum fragst Du mich darnach?" Da lachte der Bauer und sprach: „Ich frage, weil Euch Gott hierher geführt hat, damit Ihr Euer Leben retten sollt: denn ich bin ein Segensprecher, und der Hund, von dem Ihr sagt, daß er Euch Euer Bein blutig gebissen, ist toll gewesen, so daß, wenn neun Tage vorüber sind, Euch kein Mittel mehr helfen wird. Damit Ihr aber sehet, daß ich die Wahrheit spreche, so will ich Euch sagen, daß der Hund die und die Flecken hatte." Da nun diese Torquemada der Aeltere selbst bemerkt hatte, so konnte er sich nicht genug hierüber verwundern. Hierauf sagte der Segensprecher, wenn er gerettet werden wolle, müsse er an diesem Orte bleiben, führte ihn auch hernach mit in sein Haus und segnete ihn und Alles, was sie aßen, und nach der Mahlzeit segnete er ihn noch ein zweites Mal, und am Abend sprach er zu ihm: „Ihr müßt Geduld haben, denn wenn Ihr gesund werden wollt, muß ich Euch drei Stiche in Eure Nase machen und aus jedem derselben muß Blut herauskommen." Torquemada's Vater, der in äußerster Furcht schwebte, sagte zu ihm, er möge thun, was er wolle, und so stach ihm der Segensprecher in Gegenwart der Nachbarn im Dorfe, dreimal mit der scharfen Spitze eines Messers in die Nase, und aus jedem Stich floß ein Tropfen Blutes, den er in einer Schüssel auffing. Hierauf hieß er ihn sich mit etwas gesegnetem Weine waschen, und nachdem er alle ungefähr eine halbe Stunde mit Reden aufgehalten hatte, betrachteten sie das Blut, welches in der Schüssel war, und welche sie nicht einen Augenblick verlassen hatten, und erblickten in jedem Tropfen, von denen jeder gleich Anfangs von dem andern sich getrennt hatte, einen lebendigen sich heftig bewegenden Wurm. Hierauf sprach der Segensprecher also: „Señor, mit Gottes Hülfe seid Ihr jetzt wieder gesund, denn Ihr sehet jetzt das ganze Böse, was Euch der Hund angethan hat, und Ihr könnt für gewiß annehmen, daß Ihr toll geworden wäret, wenn Euer guter Stern, oder um besser zu sagen, Gott Euch nicht diesen Weg geführt hätte." Torquemada's Vater dankte ihm nun, soviel er konnte und verließ ihn am folgenden Tage.

Wie das, was der Segensprecher vollbrachte, auch gewesen sein mag, so scheint es mir doch, daß er dies nicht blos durch die Gnade Gottes also ausführen konnte, indem er sogar die Farbe des Hundes angab, weshalb ich mich nicht enthalten kann zu vermuthen, daß er sich hierbei eines andern, nicht so geraden Weges bedient habe.

Gr.

Jean Paul Marat.*

Einer französisch-schweizerischen Quelle entnehmen wir einige neue Nachrichten über diese hervorstechende Persönlichkeit der französischen Revolution. Die hier gegebenen Mittheilungen sind größtentheils an den Orten gesammelt, wo dieser Held einer blutigen Epoche geboren ist und seine Jugend verlebt hat.

Wenn man Marat als Schweizer bezeichnet, so ist dies nicht ganz genau; obgleich in Boudry geboren, ist er niemals Neuenburger Bürger oder Unterthan gewesen, und es ist schwierig, ihm ein Vaterland anzuweisen. Genf und Neufschatel, Sardinien, Frankreich und Spanien können die „Ehre", ihn zu der Zahl ihrer Kinder zu rechnen, beanspruchen oder zurückweisen. Die Mara — erst der Held der französischen Revolution französirte sich mit dem t — waren spanischen Ursprungs und ließen sich, man weiß nicht in welcher Zeit, in Cagliari auf Sardinien nieder. Einer von ihnen, der Doctor Jean Mara, Sohn des Antoine Mara, hatte den Katholicismus abgeschworen und mußte sich nach Genf zurückziehen, wo er die Medicin ausübte; er wurde am 7. März 1741 als „Einwohner" aufgenommen und heirathete eine Genferin, Mademoiselle Louise Cabrol. Aber er blieb nicht lange in Genf und ließ sich in Boudry in der Grafschaft Neuenburg nieder; er bewohnte daselbst im untern Theile des Städtchens ein bescheidenes Haus von alterthümlichem Aussehen, das man noch heute zwischen der Herberge zum „goldnen Löwen" und dem Bureau der Präfectur erblickt. Hier wurde sein ältester Sohn geboren, dem man den Namen Jean Paul gab und der später das Conventsmitglied Marat wurde.

Man liest in dem Taufbuche der Pfarrei Boudry, das damals Jean Jacques Sandoz, Pastor des genannten Ortes, führte, und zum Jahre 1743: „Jean Paul, Sohn des Herrn Jean Paul Mara, Proselyten, von Cagliari in Sardinien, und der Madame Louise Cabrol, von Genf, ist geboren den 24. Mai, wurde getauft den 8. Juni; hatte keinen Pathen und zur Pathin Madame Cabrol, Großmutter des Kindes."

Marat wurde also im Jahre 1743 geboren, und nicht 1744 oder 1745, wie alle Geschichtschreiber erzählen, die ihn durch einen weitern Schreibfehler in Baudry oder in Bodry, und nicht in Boudry geboren sein lassen. In Ermangelung des hier zum ersten Male veröffentlichten Auszugs aus dem Taufregister hätten sie das Jahr seiner Geburt aus seinem Todtenscheine kennenlernen können, der sich in dem Sterberegister, das in den Archiven des Civilstandes im Justizpalaste von Paris niedergelegt ist, findet, und der ausdrücklich sagt, daß er den 13. Juli 1793 um 8 Uhr Abends gestorben sei, „im vollendeten Alter von 50 Jahren." Die Geschichtschreiber, scheint es, haben keine Zeit, so genau zu sein; und die genauen Leute haben keine Zeit, Geschichte zu schreiben.

Man sieht, Jean Paul Marat hatte keinen Pathen. Sein Vater, eben erst in der Grafschaft Neuenburg angekommen, kannte ohne Zweifel noch Niemanden, den er um diese Gefälligkeit hätte bitten können. Aber er befand sich bald in Beziehungen zu sehr guten Familien, namentlich mit den Geistlichen, denen er in seiner Eigenschaft als Proselyt empfohlen sein mußte. Wir sehen in der That seine anderen Kinder durch protestantische Candidaten und Söhne und Töchter von Geistlichen aus der Taufe gehoben. Sagen wir ein Paar Worte über Jean Pauls Brüder und Schwestern. Sein jüngerer Bruder, Henri Mara, geboren 1745, machte in Rußland eine sehr glänzende Laufbahn unter dem Namen Monsieur de Boudry; er war daselbst Professor in einer kaiserlichen Militärschule, mit dem Grade des Obersten; der Fürst Gortschakoff gehört zu seinen Zöglingen. Von der älteren seiner Schwestern, Marie, in Boudry 1746 geboren, ist nichts weiter bekannt. Eine andere Schwester Marats, Albertine, starb in Paris in einem sehr vorgerückten Alter. Endlich ein fünftes Kind, Jean Pierre, ist zu Neufschatel geboren. Er wurde ein geschickter Uhrenfabrikant und gewann viel Geld; aber die Leidenschaft des Spiels beherrschte ihn. Er starb zu Karlsruhe vor 10 Jahren in einem Alter von 90 Jahren. Von ihm stammen die gegenwärtigen Mitglieder dieser Familie ab.

Nach einem Aufenthalte von wenig Jahren in Boudry ließ sich der Doctor Jean Mara bleibend in Neufschatel nieder; ohne Zweifel wenig begütert, bezog er eine sehr armselige Wohnung, oben an der Straße Rue de Chavannes, wenn man hinaufgeht: links. Seine Kinder gingen ins Colleg; Jean Paul erhielt daselbst Preise; aber mit einem phantastischen Charakter, einer kränkelnden Körperbeschaffenheit konnte er sich bei seinen Cameraden nicht beliebt machen, deren Stichblatt er bald wurde. Am Donnerstage, der frei war, pflegten die Collegschüler unter sich zu sprechen: „Womit werden wir uns heute amüsiren? Werden wir auf die Maillebahn gehen, oder wollen wir etwa Marat abprügeln?" Möglich, daß die schlechte Behandlung, deren Gegenstand er damals war, dazu beigetragen, ihn zu verbittern und seinen Haß gegen eine Gesellschaft zu erregen, deren Ungerechtigkeiten er so früh zu ertragen hatte. Er bewahrte insbesondere einen aufrichtigen Haß gegen die Schweizer, seine ersten Landsleute. „Während der Niedermetzelungen in den Gefängnissen, die er angegeben und geleitet hatte (erzählt Lamartine in seiner „Geschichte der Girondisten"), kam einer der Retter Cazotte's, nachdem er den Vater und die Tochter in ihre Wohnung zurückgeführt, zu Marat und gestand ihm unter Zittern diese Schwachheit. Marat weinte bei dieser Erzählung: „Du hast Recht gethan," sagte er zu dem erstaunten Mörder; „der Vater verdiente das Leben einer solchen Tochter wegen! Aber was diese Schweizer betrifft, die Ihr verschont habt, so hattet ihr Unrecht; man mußte sie bis zum Letzten opfern!" Die Rache gegen sein erstes Vaterland, wo er Elend und Druck erfahren, konnte sich, fügt der Geschichtschreiber hinzu, nur in dem Blute seiner Landsleute löschen." Aber gerade weil Lamartine es erzählt, wird man noch eine weitere Bestätigung, wenigstens über das Motiv dieses speciellen Hasses, abzuwarten gut thun. Zu solcher Vorsicht mahnt eine weitere Erfahrung bezüglich Marats.

Ein anderer Neuenburger nämlich, der sich auch in die politischen Angelegenheiten hineingezogen fand, Fauche-Borel, beginnt seine Memoiren mit einer Anekdote über die Kindheit Marats. Bei der Erzählung der Insurrection, in welcher die Bürger von Neufschatel den Generaladvocaten Gaudot tödteten, schaltet er folgende Episode ein: „Gaudots Haus wurde eingenommen und

geplündert. Ich sah inmitten des Tumults und eines schrecklichen Lärmens die Möbeln, Uhren, Spiegel durch die Fenster werfen; ich sah kleine Gassenjungen, von Einem ihres Alters angeführt, eine lebendige Katze an die Thürschelle des Beamten, des Gegenstandes des öffentlichen Hasses, binden. Ich glaube noch diesen bartlosen Führer zu sehen, der nachher eine so entsetzliche Berühmtheit erlangt hat, wie er diesen Haufen kleiner Wüthender zu Gewaltthätigkeiten anreizte, für welche seine schwachen Hände unfähig waren. Am andern Tage enthüllten sich die Neigungen dieses Kindes noch mehr, das 25 Jahre später in den Verwirrungen Frankreichs so schrecklich berühmt wurde. Man sah ihn sich heimlich auf den Kirchhof schleichen und die Bretter wegziehen, welche die Erde der zur Aufnahme des Leichnams Gaudots gemachten Grube zurückhielten; worauf er, nachdem dieselbe so wieder ausgefüllt war, sich mit einer Art wilder Freude in die Stadt zurückzog. Ich glaube ihn noch zu hören, wie er, im Augenblick, wo man die Reste des unglücklichen Generaladvocaten in ihre letzte Wohnung niederlegen wollte, mit der Stimme eines kleinen Cannibalen eine Arie trillerte, die zum Refrain hatte: „Die Erde wird ihn zurückweisen; die Erde wird ihn nicht aufnehmen!" Dieses Kind, das zu einer fürchterlichen Berühmtheit dies Vorspiel gab: es war M a r a t!"

Diese Historie würde sehr gut befunden sein, und vielleicht hat sie auch seine gewissenhaften Nachschreiber gefunden; leider aber ist sie ganz einfach nicht — möglich. Gaudot war ein Mann, der früher von seinen Landsleuten als einer der kräftigsten Vertheidiger ihrer Freiheiten geehrt wurde, dann seine Gewandtheit und Kenntniß der Landesverhältnisse dazu benutzt hatte, dem Proceß der Neuenburger gegen Friedrich II. eine für Jene ungünstige Wendung zu geben. Seine Ermordung fand im Jahre 1768 statt, und um diese Zeit war „dieses Kind, dieser unbärtige Führer, dieser kleine Cannibale ꝛc." ein großer Mensch von 25 Jahren, Doctor der Medicin, und hatte seit langer Zeit sein Geburtsland verlassen. Fauche-Borel hat also auf Kosten Marats erfunden. Nicht mehr Glauben verdienen einige andere Anekdoten, die sich in Neufchatel erhalten haben. Marat wurde nach seinem Tode wie ein Heiliger und Märtyrer geehrt; man darf sich nicht verwundern, daß er auch seine Legende hat. Er brachte übrigens nur seine ersten Jahre in Neufchatel zu; er scheint seine Schulstudien in Genf vollendet zu haben; unsere Quelle hatte ein Exemplar des Florus Franciscus des Pater Berthault vor Augen, das ihm zu jener Zeit gehörte, und auf dem man noch liest: J. P. Marat, étudiant en Humanité. Dieser lapsus calami macht lächeln und schaudern zugleich.

Wir finden Marat später in Edinburg, wo er Medicin studirte und französischen Unterricht gab, aber bereits mit dem Plane einer totalen politischen Reform beschäftigt war. Sein erstes Werk: les Chaînes de l'Esclavage, erschien englisch im Jahre 1774, bei Gelegenheit der Neuwahl des Parlaments von England; aber er hatte es, sagt er, schon seit vielen Jahren im Portefeuille. Er ließ es lange Zeit nachher im Französischen erscheinen, zu Paris, im Jahre I. der Republik. Wir wissen durchaus nicht, welchen Eindruck in England die erste Veröffentlichung dieses Pamphlets machte. Sein zweites Werk von einer ganz verschiedenen Art (De l'homme, ou des principes ou des lois de l'influence de l'âme sur les corps et des corps sur l'âme) erschien in Amsterdam 1775, bei Marc Michel Rey, dem Verleger Jean Jacques Rousseaus, und wurde kritisirt und sehr lebhaft persiflirt von Voltaire in der Gazette littéraire. Aber der wissenschaftliche Ruf Marats datirt nur von den Arbeiten über das Feuer, die Elektricität und das Licht, denen er sich von 1779—1788 überließ; er war damals zu Paris und Arzt der Gardes-du-corps des Grafen von Artois. Wir sehen ihn im Jahre 1784, der Aufenthaltszeit F r a n k l i n s in Frankreich, um dem Manne, welcher den Blitz dem Himmel und das Scepter den Tyrannen entrissen hatte, ein Memoire über seine physikalischen Versuche zu unterbreiten. Man liest in Franklins Journal: „Samstag, 17. Juli 4 Uhr: Man schickt mir ein Manuscript eines unbekannten Philosophen, welcher meiner Beurtheilung ein Memoire über das Elementarfeuer, sowie das Detail mehrerer Versuche mit der Camera obscura unterbreitet. Das Werk ist im Englischen und in ziemlich gutem Styl, obgleich mit französischen Wendungen vermengt. Ich muß die Versuche sehen, um gründlich urtheilen zu können." Eine ächte Franklinsche Bemerkung. Der vorsichtige und gesunde Verstand des Americaners scheint den glänzenden Paradoxen des französischen Philosophen ein wenig mißtraut zu haben. In dieser Zeit war jedoch der Ruf Marats bereits ein europäischer; seine drei vorzüglichsten Werke über das Feuer, das Licht und die Elektricität waren alsbald nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übersetzt worden von C. E. Weigel, Professor an der Universität Greifswald (Leipzig, 1782, 1783, 1784); und das Journal helvetique, das zu Neufchatel erschien, konnte in seinem Berichte über die Recherches physiques sur l'électricité die „tiefen Untersuchungen und wichtigen Entdeckungen" nicht genug hervorheben. Nach demselben Blatte wäre bis zu diesem „geschickten Manne" die Elektricität nur „ein affröses Chaos" gewesen, oder hätte vielmehr „weder Gesetze noch Principien gehabt." Dieser glänzende Ruf veranlaßte Marat zu einem Besuche in der Grafschaft Neufchatel, kurz vor 1789. Er scheint daselbst sehr gut aufgenommen worden zu sein.

Man staunte, in ihm, wie unlängst in Herrn de la Condamine, einen ausgezeichneten Gelehrten und einen angenehmen Verfertiger von Impromptus und Gesellschaftsversen vereint zu finden. Madame d'A . . . . ., vor einigen Jahren in Neufchatel gestorben, hatte ein ganzes Madrigal Marats aufbewahrt, dessen Ende (wir geben es prosaisch) lautete: „Die Grazien haben weniger Frische, Venus hat weniger Reize, Amor selbst, immer Sieger, muß vor Euch die Waffen strecken." Zwar will ein Freund unserer Quelle diesen Quatrain schon irgendwo gelesen haben, und versichert, er sei nicht von Marat, der ihn nur recitirt hätte (auch uns kommt er bekannt vor); aber mit Recht bemerkt jene, Verse dieser Art glichen stets so vielen anderen, daß man sich niemals denken könne, sie zum ersten Mal gehört zu haben. Sehr richtig; es geht uns mit unserer Lyrik gleichfalls nicht selten so. Genug, es ist ausgemacht, daß Marat nicht schlecht Verse drechselte, und daß er in diesem Genre ohne großen Nachtheil mit Robespierre, Carnot und den anderen Gliedern des Wohlfahrtsausschusses, die größtentheils angenehme Poeten waren, hätte concurriren können. Man kennt übrigens jetzt auch Marat als Romanschreiber. Les aventures du jeune comte Potowski, lange Zeit in Manuscript von Mademoiselle Albertine Marat aufbewahrt, gingen aus den Händen

Dieser in die Bibliothek eines ausgezeichneten Kunstfreundes, M. Aimé Martin, über. Von da nahm sie der Bibliophile Jacob im Jahre 1848, um sie im Feuilleton des Siécle zu veröffentlichen, und später in 2 Octavbänden, unter dem, die Neugierde des Publicums zu reizen geeigneten Titel: Un roman du coeur, par Marat, herauszugeben.

Man wird überrascht sein, daß Marat inmitten der wissenschaftlichen und politischen Studien, die er mit soviel Leidenschaft verfolgte, und bei seinen Beschäftigungen als Arzt noch die Muße hatte, diesen Roman zu schreiben. Man muß sich ins Gedächtniß rufen, daß seine Arbeitskraft eine enorme war. In einer gewissen Epoche seines Lebens, als er in Edinburg die „Chaînes de l'Esclavage" schrieb, arbeitete er, wie er uns erzählt, täglich 20 Stunden, schlief nur zwei und hielt sich durch einen unmäßigen Genuß schwarzen Kaffee's wach.

Das politische Leben Marats von 1789 — 1793 gehört der Geschichte der Revolution an. Man findet sein Porträt bei allen Geschichtschreibern; Alle haben um die Wette die schreckliche Häßlichkeit seiner Figur, seine abstoßende Unreinlichkeit, die Unordnung seiner Kleidung ꝛc. beschrieben. Man könnte in diesen Gemälden Uebertreibung argwöhnen, hätte man nicht als rechtfertigendes Beweisstück Marats Porträt, nach der Natur gemalt von dem berühmten Maler David, dem enthusiastischsten seiner Bewunderer.

Was die äußerste Nachlässigkeit seiner Toilette betrifft, so kann man glauben, daß dies bei ihm wie bei Barrère und mehreren Anderen nur eine Coquetterie des Volkstribunen war; denn wir besitzen eine Beschreibung seines Salons, welche einen delicateren Geschmack zu verrathen scheint. Auch die obige Preßeart könnte dafür sprechen; und jedenfalls war Marat in der gebildeten Gesellschaft Neufchatels doch wohl in anderer Tournure als wenige Jahre später aufgetreten. „Er hatte," erzählt Madame Roland, „einen sehr hübschen Salon, möblirt in blau und weißem Damast, mit seidenen Vorhängen, in eleganter Weise zu Draperien verwendet, einem brillanten Lustre und herrlichen Porzellanvasen, erfüllt mit natürlichen, damals seltenen und theuren Blumen."

Man weiß, daß Marat, ein wenig Poet, wie wir gesehen haben, die Ehre hatte, von einer Enkelin des großen Corneille ermordet zu werden, und daß dieser Tod von den zwei berühmtesten Dichtern jener Epoche besungen wurde. André Chénier widmete Charlotte Corday eine seiner schönsten Oden, die schönste von allen vielleicht, indeß sein Bruder, Marie Joseph, Marat in einer Cantate feierte, die M. Cherubini in Musik setzte. Es war jedoch nicht Marie Joseph Chénier, wie die Biographie universelle sagt, der dem Convente das Decret vorschlug, durch welches dieser befahl, den Körper Mirabeau's aus dem Pantheon zu entfernen, um da die Ueberreste Marats beizusetzen. Die Initiative zu dieser Maßregel gehört David an.

Die Ehren des Pantheons kamen übrigens kaum in Betracht gegenüber denen, welche ihm von freien Stücken in ganz Frankreich erwiesen wurden. Mehr als 44,000 Altäre und Grabmäler wurden seinem Gedächtniß errichtet. Man organisirte Processionen, man brannte ihm Wachskerzen, man sang Litaneien auf das „geheiligte Herz Marats." Seine Büste ward im Conventssaale, in allen Theatern, in allen Häusern aufgestellt. Eine Capelle wurde ihm errichtet in Paris auf dem Carrouselplatze; sie bestand bis in den Februar 1795, mehr als sechs Monate also nach dem Ende der Schreckensherrschaft. Der Cultus der Vernunft, im November 1793 von Chaumette erdacht, und der des höchsten Wesens, von Robespierre im Jahre 1794 geschaffen, vermochten kaum einen Augenblick lang dem Cultus des „Ami du peuple" Eintrag zu thun.

L.

Maria Theresia und ihre Zeit.

— Auch österreichische Federn fangen jetzt an, Personen und Zustände der Vergangenheit, namentlich des achtzehnten Jahrhunderts, auf ihrem heimischen Boden darzustellen. Der alte Bäuerle schrieb mehrere Theaterromane aus der alten Zeit: „Therese Krones" u. a. Das Theater ist aber nicht mehr das einzige öffentliche Forum in Wien; der Gesichtskreis erweiterte sich gemach, man zieht auch Hof- und Staatsleben der Vergangenheit Oesterreichs in das Bereich der Interessen, wagt sich an Maria Theresia und Kaiser Joseph in Romanschilderungen. Zwei norddeutsche Federn, Levin Schücking und Luise Mühlbach, sind darin vorausgegangen; jetzt bringt ein österreichischer Pseudonymus Franz Carion einen „historisch" betitelten Roman: „Maria Theresia und ihre Zeit" (Leipzig bei Brockhaus, in 3 Bdn.). Wir freuen uns über diese Bereicherung und Vertiefung der Interessen in Oesterreich, fehlt es auch noch, da die Historiker des Landes für die beiden bedeutsamen Gestalten bis jetzt ausgeblieben sind, an fester Feder- und Pinselführung zur Zeichnung politisch geschichtlicher Figuren und Scenen. Auch die Malerei Wiens gefällt sich noch im Porträt und in der Landschaft; für höhere Aufgaben fehlt noch der historische Sinn und das plastische Talent. Den uns neuen Autor Carion würden wir eher für eine Franziska als für einen Franz, für eine weibliche Autorschaft halten, wenn es erlaubt wäre an seiner eignen Behauptung zu zweifeln. Aber er malt eher in Wachs als in Oel, ganz ähnlich dem beliebtesten Porträtmaler Wiens; sein Colorit hat etwas entschieden Weichliches, behaglich Weibliches. Wir können nicht sagen, daß Franz Carion seine beiden Hauptgestalten unrichtig gegeben habe; aber er führt sie uns nicht in den schlagenden, drängenden und bedrängten Hauptmomenten ihrer öffentlichen Situationen vor. Der Roman umfaßt Maria Theresias ganzes Regierungsleben. Aber große Wendepunkte, z. B. der Moment wo sie, von ganz Europa gefährdet, den Säugling Joseph im Arme vor die versammelten Ungarn tritt und deren begeisterten Schwur empfängt, sind nur referirt. Carion setzt uns seine Heldin nur in Scene, wo sie Audienz und Gesellschaft giebt, oder mit dem Ofenheizer Stockel vertraulich „plauscht." Auch in den Unterhaltungen mit Kaunitz ist Maria Theresia gut entwickelt und gut gehalten; der Erzähler giebt seiner Figur hier die richtigsten Localfarben, auch in der Diction; bekannte und unbekannte Bonmots mischen

sich geschickt in die Conversation; Sitte und Gewohnheit des täglichen Lebens werden uns geläufig und wir werden heimisch in der merkwürdigen Fürstin Denken und Empfinden. Dagegen häuft sich das Geplausche in Gesellschaftsscenen allzu sehr, der Erzähler verbraucht darin seine Figur, zumal er uns die Hochpunkte, zu denen ihr Leben sich aus Noth gedrängt sah, nur nebensächlich vorführt. Noch mehr läuft Kaiser Joseph Gefahr, mit seinen Maximen und seinem ganzen Charakter gesellschaftlich abgenutzt zu werden. Der Roman umspannt des Kaisers Leben von Anfang bis zu Ende. Aber die Stadien seiner Entwickelung, die hervorspringenden Punkte, die ihn mitten am Hofe seiner angebeteten und geliebten Mutter zum Nachahmer des in seiner Umgebung gehaßten preußischen Friedrich machten, treten uns nicht scharf und deutlich genug ins Auge. Seine Redeweise und seine Art, sich im Salon zu geben, ist häufig genug im Buche entfaltet, von seinen liberalen Gesinnungen erfahren wir den gesammten Katechismus, von seinen Reisen in den Provinzen Anekdoten, von seiner Liebenswürdigkeit, Grazie und Schalkheit im Benehmen vielfache Züge. Allein Franz Carion scheint nur Wiener Pflaster getreten zu haben; von des Kaisers Reise in Taurien, von seinem Erscheinen in Rom, wo er mit dem Degen ins Conclave tritt, von seinen beiden weltwichtigen, für den historischen Porträtmaler höchst dankbaren Zusammenkünften mit Friedrich in Neiße und in Mähren erfahren wir wenig oder nur was in aller Kürze der Zeitungschroniker zu liefern nicht unterlassen konnte. Maria Theresia, weil sie als Frau sich mehr im Gesellschaftscirkel entwickelt, ist schärfer und treffender noch als Joseph gezeichnet; Carions Gemälde von ihm ist in der That zu blaß und schwach. Gelungener, farbenreicher, obschon ebenfalls in den Linien nicht scharf genug ist das Bild von Kaunitz. Dieser ganz französirte, und doch dem Hause Habsburg ganz ehrlich treu ergebene, spitzfindig schlaue Hof- und Staatskanzler war so lange Jahrzehende lang das Orakel der Diplomatie, daß man ihn bekanntlich den europäischen Kutscher nannte. In Wien geboren, gehört sein Geschlecht nach Mähren. Ein Kaunitz hatte zur Zeit des pfälzischen Winterkönigs in Böhmen in seinem Palaste zu Brünn die Versammlungen der malcontenten Mähren abgehalten, die ebenfalls den katholischen Ferdinand II. für abgesetzt erklärten. Nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag waren die Söhne jenes Ulrich Kaunitz dem Bluturtheile der Reaction verfallen, nur ein einziger begnadigt, und von diesem Einzigen der seinen protestantischen Glauben abschwören mußte, hat der Minister genug Reminiscenzen, um der Maria Theresia den Orden Jesu zu verleiden, ihren dunklen Widerwillen gegen ketzerisches Lutherthum zu beschränken und in allem beizustimmen was Kaiser Joseph zur Freiheit des Denkens und zur Gleichstellung der Confessionen beschloß. In Rom hielt man sogar Kaunitz für den eigentlichen Schmied der Josephinischen Waffen wider die alleinherrschende und alleinseligmachende Kirche. Man nannte ihn in Rom il ministro eretico, und als Pius VI. ihn empfangen mußte, reichte er ihm die hohle, die innere Hand zum Kusse; Kaunitz aber nahm die verkehrt dargebotene Hand und schüttelte sie blos, statt sie zu küssen. Das galt seiner Zeit einerseits für deutsche Bravheit, bei den Italienern für deutsche Barbarei; im Grunde war es nur die trockene Zähigkeit des selbstgewissen Diplomaten Altösterreichs, der, gleichviel ob er Concessionen macht, sein Recht und sein Ziel im Auge behält. Maria Theresia verabscheute das Bündniß mit Frankreich, wo eine Pompadour den Adel der Krone befleckte; aber sie hielt Kaunitz für eine Nothwendigkeit Oesterreichs und dem „schlimmen Manne" in Potsdam gegenüber war ihr sogar ein Bündniß mit dem ketzerischen England noch mehr zuwider. Kaunitz war Voltairianer, und wenn Joseph II. aus Herzensbedürfniß die religiöse Freiheit verlangte, so mochte doch ein Beigeschmack vom Minister auf den Fürsten übergehen, der keinen Nachfolger für ihn fand, und mit dem er die Pläne zur Vergrößerung seiner Hausmacht im Hinblick auf Kurbayern theilte. Joseph ist als Jüngling und als Mann, als Prinz und als Herrscher etwas allzu frauenzimmerlich im Buche geschildert. Allzu rosenfarbig darf ihn auch wer ihn feiern will nicht halten; je genialer der Durchbruch seiner großen Griffe, Blicke, Aufklärungen und Maximen, desto gewaltthätiger auf Momente sein herrischer Eigenwille; je sublimer seine Ideen, desto greller vielleicht auf Augenblicke sein Bedürfniß, auch der Creatur in ihm ihr Recht zu gönnen. Franz Carion erzählt uns nur sehr kindliche Züge von der Art und Weise Josephs, sich als Herr „Burgshaber" in der Schenke unters Volk zu mischen; er verschweigt seine nächtlichen Wanderungen an der Seite des Verfassers der travestirten Aeneide, jenes scurilen Blumauer. An vergifteten Kerzen wenigstens, die ihm gewisse Väter aufgesteckt haben sollten, ist Kaiser Joseph nicht gestorben; eher am gebrochenen Herzen, daß sein Idealismus so grell gegen die Forderungen der trägen Materie und gegen die Nothwendigkeiten einer in sich selbst so verschanzten Welt verstieß. Franz Carion erwähnt nichts von der falschen Sage vergifteter Kerzen, bei denen Joseph Nachts gearbeitet haben sollte; aber er vermeidet auch sonst alles was grell und scharf die Situationen des edelsten Menschen auf dem Throne kennzeichnet. Die tugendsam edle, doch abergläubisch beschränkte Frau Mutter auf dem Throne beklagt im Romane mehrmals Josephs Freigeisterei, hatte aber gewiß auch sonst noch Vorwürfe gegen ihn auf dem Herzen. Sie hielt sich bekanntlich ihre Keuschheitscommissarien und faßte sich auch den Muth, dem frivolen Kaunitz einmal, was man sagt, die Leviten zu lesen. Kaunitz fuhr zur Arbeitsaudienz nicht anders bei der Kaiserin in der Burg vor als mit einem französischen Kammerkätzchen, das mit einem Lieblingshündchen im Wagen sitzen blieb und so lange hielt bis der Premier sein Geschäft vollendet. Jedermann der vorüberschritt, sah geheimnißvoll lächelnd auf des Haus- und Hofkanzlers hermetisch verschlossene Carrosse, wagte sich aber vor Respect nicht heran, das Mysterium ihres Inhaltes näher zu prüfen. Selbst Pater Hambacher, Jesuit und Beichtvater der Kaiserin, durfte blos die Augen verdrehen, wenn er an dem mystischen Wagen vorüberschritt, im Closett der Kaiserin nur verstohlene Andeutungen wagen über sothanes gottesgräuliches frivoles Heidenthum. Unter solchen Umständen hatte sich denn Maria Theresia, wie gesagt, ein Herz gefaßt, dem Minister einmal auf den Leib zu rücken und ihm in Summa das Anstößige seines Lebenswandels, das Gottungefällige seiner Aufführung ins Gewissen zu halten. Der Diplomat Graf Kaunitz, dermalen noch nicht gefürstet, ließ die edle Frau sich ruhig ausreden; sie sprach aus Herzensbedürfniß, also konnte ihr dieser Strom nur gesund sein; sie sprach von der Leber weg und mit Salbung, mithin mußte es ihr wohlthun, sich auszulüften. Zudem war sie Majestät und Frau vom Hause, also hatte sie ein Recht zum Reden. Nachdem

sie jedoch ausgeredet, erwiderte Kaunitz ruhig und indifferent auf Französisch: Madame, ich bin hierher gekommen um Ihre Angelegenheiten, die Angelegenheiten Oesterreichs mit Ihnen zu berathen, nicht die meinigen! Damit war die große moralische Standrede Maria Theresia's entkräftet und der Minister, dessen Oesterreich bedurfte, saß fortan wieder in seiner Unantastbarkeit vor ihr. Züge und Scenen dieser Art sind von mehr als blos anekdotischem Interesse. Und umdeswillen sprechen wir dem Memoirenroman, einer poetischen Gattung die allerdings immer etwas vom Zwitter ansichtragen wird, entschieden das Wort. Der Roman von Franz Carion hat die Politik seines Stoffes und den Memoirengehalt seines Stoffes zu wenig ausgebeutet. Die denkwürdigen Figuren jenes Zeitgemäldes hat der Verfasser mehr verbraucht und verschwendet als in Scene gesetzt und zu ihrem Recht gebracht.

Der Roman im Romane ist gut angelegt, aber ungenügend ausgeführt. Eine Scene bei Maria Theresia eröffnet ihn. Sie sitzt vor ihrem grünen Tische und blättert in einem Haufen von Bittschriften. Kalte Märzluft weht draußen. Trotzdem sitzt die prachtvolle Frau, die sehr warmes Blut in ihrem Körper hatte, ihrer Gewohnheit gemäß bei offenen Fenstern mitten in der Zugluft und noch dazu in leichtem, fast an Negligée grenzendem Costüm. Das ist ebenfalls historisch; ebenso daß Kaunitz, der französirte Mann, nicht anders als mit fünf Röcken über einander zu ihr ging, just weil die lebensfrische, warmblütige Frau in ihrer starken robusten Natur so entsetzlich die frische Zugluft in ihrem Cabinet liebte. „Gräfin Wrtby — Wrtby?" spricht die Kaiserin, eine Bittschrift in der Hand wiegend, — und an das Schicksal dieser böhmischen Familie Wrtby knüpft sich in der That der ganze Verlauf des dreibändigen Romans, dergestalt daß er sich füglich: „Die Familie Wrtby" betiteln konnte; Maria Theresia und ihre politischen Zeitgenossen und Gefährten machen nur die historische Staffage dazu, namentlich wenn man bedenkt, wie kärglich Friedrich und Preußen in einem Buche bedacht sind, das sich doch auch „die Zeit" der merkwürdigen Kaiserin zu schildern vorgesetzt hat. Ein böhmischer Wrtby war es, der in der allgemeinen Bedrängniß wider Haus Habsburg und Karls VI. pragmatische Sanction, nach welcher dessen Töchter erbberechtigt sein sollten, in Prag dem bayerischen Kurfürsten Karl als böhmischem König gehuldigt. Die Herrlichkeit dieses bayerischen Karl dauerte nicht länger als die Glorie des weiland pfälzischen Winterkönigs in Böhmen. Und das Schaffott röthete sich nach der Rehabilitation Habsburgs ebenso stark in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts als im dreißigjährigen Kriege; erst der Einmarsch der Preußen schob das Blutgerüst in Prag bei Seite. Jener Wrtby aber steckt im Kerker. Er ist zugleich Protestant sammt seiner Gattin, die für sein Leben bittet und in Person um Gehör bittet bei Maria Theresia. Es wird ihr gewährt. Leichenblaß tritt sie ein; die Arme fühlt Mutterschmerzen unter ihrem Herzen, während sie um das Leben des zukünftigen Vaters bittet. Die Kaiserin hat gegen „lutherische Ketzer" einen stechenden Widerwillen. Sie verspricht der Armen, über den Gatten die Acten sich einsenden zu lassen. Sonst aber voll Härte und Herbigkeit, macht sie der Unglücklichen einen Eindruck zum Ohnmächtigwerden. Kaum daß der k. k. Ofenheizer Stockel sie fortbringt, so genes't sie eines Zwillingspaares, eines Buben und eines Mädchens. Der Beichtvater der Kaiserin, Pater Hambacher, meldet nur ein Mädchen, denn der Bube liegt im Verscheiden, die Mutter ist bereits todt. „Glaubt Er, daß die arme Wrtby trotz ihres Ketzerthums jenseits selig wird?" fragt Maria Theresia den Kaplan. „Ja doch, Majestät," lautet die Antwort, „wenn das Mädchen das wir in Händen haben, in der katholischen Kirche erzogen wird!" So soll's denn auch sein und Maria Theresia sorgt unter dieser Bedingung mütterlich für das Kind. Aber auch der Bub' ist am Leben geblieben und Pater Hambacher erzieht ihn nach seinem Gusto, läßt ihn Medicin studieren, aber sich doch den Jesuiten affiliiren. Die geheime Gräfin Wrtby verheirathet die Kaiserin später nach ihrem heirathswüthigen Princip mit einem ungarischen Waldteufel, einem Grafen Erdödy, der sie schlecht genug behandelt, dergestalt, daß der junge Famulus des Beichtvaters, Egon, zu Hülfe gerufen wird, um die unter den Mißhandlungen ihres Gatten Erkrankte zu heilen. Van Swieten, der bekannte Arzt, läßt das Experiment der Bluttransfusion an ihr vollziehen. So stoßen denn Bruder und Schwester, ohne sich zu kennen, auf einander, und es steht sogar ein Liebesverhältniß zwischen Beiden zu besorgen. Der ungarische Waldteufel führt die Seine in seine Wälder. Ein italienischer Gauner von Arzt soll ihr Gift geben; da erscheint der junge Egon auf Befehl der Kaiserin und entkräftet das Mittel, dergestalt, daß nur ein Starrkrampf erfolgt. Die Gräfin scheint todt, wird beigesetzt, aber von Egon gerettet. Graf Erdödy aber wird wahnsinnig darüber, und als er seiner lebenden Gattin wieder ansichtig wird, befällt ihn die Illusion, sie sei ein Engel von jenseits, der ihn sühnen wolle. — Dieser Kern der Erfindung ist nicht glücklich herausgearbeitet; mit vielerlei Zwischenscenen voll Geplausch überdeckt, verliert er seinen Werth und kommt nicht zur freien, sichern und plastischen, oder nur glaubwürdigen Entwickelung. Der junge Wrtby mußte fliehen, wurde in Schlesien Protestant und findet alsbald, zurückgekehrt und auf den Spielberg gesteckt, seinen ältern Bruder, mit dem er nach Ungarn zur Schwester entflieht. Schließlich aber wird er wahnsinnig und zugleich Mönch. — Wir deuteten im Obigen an, worin der relative Werth des Buches besteht. In sprachlicher Hinsicht hätten die Correctoren der Verlagshandlung, welche den Autoren ihre Hausorthographie aufnöthigen, lieber einige unzweifelhafte Mängel tilgen sollen, als da sind: „meines Erachtens nach," „wir müssen uns dessen entziehen" 2c. Das gelinde Oesterreichisch, das die Leute im Buche sprechen von Maria Theresia herab bis zum k. k. Ofenheizer in der Burg, gehört zu den charakteristischen Reizen der Darstellung. Dies Oesterreichisch hat seine sprachlichen Launen; es fügt sich nicht immer willig dem Gesetz einer Hausorthographie, die wir ohnedies nicht immer für eine richtige halten können. Der Oesterreicher hat sich z. B. das lateinische Wort secare eigenthümlich zurechtgemacht. Unsere Anatomen machten daraus: seciren; der Oesterreicher führt stets im Munde: sekiren, Sekatur, spricht und schreibt auch wohl mit Verschärfung des K. Lautes: sekkiren und Sekkatur. Wenn man, um in lateinisch abstammenden Wörtern das c festzuhalten, daraus: secciren macht, so ist das weder in Deutschland, noch in Oesterreich verständlich. K.

Zur Chronik.

August Böckh.

— Ein dreitägiges Fest in Berlin feierte Mitte März das funfzigjährige Doctorjubiläum August Böckhs. Im Jahre 1784 zu Karlsruhe geboren, begeht der Jubilar im November seinen 73. Geburtstag; 1807 begann er in Heidelberg seine akademische Laufbahn; seit 1811 gehört er Berlin an. Seine Beziehung zu Preußen begann schon mit seinen Studienjahren in Halle, wo er 1803 Friedrich August Wolfs Schüler war; das pädagogische Seminar in Berlin zählte ihn bis zum Ausbruch der kriegerischen Stürme jener Zeit zu seinen Mitgliedern. Seine schon in Heidelberg eröffneten Arbeiten über Pindar wurden Grund, daß man bei Stiftung der Berliner Hochschule das Auge auf ihn richtete. Seine Herausgabe des Pindar begann in demselben Jahre, 1811; zehn Jahre später erst beschloß er sie mit dem 3. Bande. Dies Werk bezeichnete in Behandlung der alten Autoren eine neue Epoche, insofern seitdem die deutsche Philologie vom Worte und seinem Ausdruck zum Sinne und seiner Bedeutung, und von Wortgelehrsamkeit zur Sachkunde des Alterthums überging. Der Böckhschen Richtung gegenüber hielt sich die Schule Gottfried Hermanns um so strenger ans Wort, während Böckh in der Feststellung des Textes nur die allerdings nothwendige Vorbedingung sah, um den sachlichen und gedanklichen Inhalt der antiken Welt uns näher zu rücken. Grammatik und Syntax waren für Böckh in Erklärung der Alten mehr Mittel als Zweck und Ziel der Erkenntniß. Mit Recht begrüßte Alexander v. Humboldts Brief zum Feste den Jubilar als „philosophischen Ordner" in Sachen des Alterthums. Wenn Böckh den Text des Pindar feststellte, so resultirte daraus das System der Pindarischen Metrik; zugleich knüpfte er an des Dichters Versmaße seine Untersuchungen über die Musik der Griechen. Sein 1817 (in 2 Bänden) erschienener „Staatshaushalt der Athener" ward, auch für England und Frankreich, ein Grundbuch in sachlicher Auffassung des Alterthums. Staat und Moral der antiken Welt in den Kreis unserer Anschauungen zu ziehen, that Noth, nachdem seit Lessing und Winkelmann die Kunstgesetze der Alten zum Inhalt unserer eigenen ästhetischen Entwickelung gehörten, die hellenischen Maße schon seit Klopstock in unserer Sprache ertönten, und mit Goethe die attische Grazie Eigenthum deutscher Litteratur zu werden schien. Zu bedauern blieb freilich immer, daß Böckh nicht zugleich wie Friedrich August Wolf der Künstler in unserer Sprache war, um z. B. den Pindar deutsch zu geben. Böckhs Werk über das Seewesen des attischen Staates war eine Ergänzung zum Staatshaushalt. Seine Untersuchungen über Gewicht, Maß und Münze des Alterthums vollendeten den Kreis dieser sachlichen Erläuterungen von Althellas, während er in seinem großartigen, im Auftrage der Berliner Akademie herausgegebenen Corpus der griechischen Inschriften nicht blos ein Sammelwerk mit Commentar, sondern eine wesentliche Erweiterung der Erklärungsweise der Werke des classischen Alterthums lieferte. Als stehender Redner der Universität bei festlichen Veranlassungen und als Vorredner des jährlichen Lectionskatalogs hat der Unermüdliche und Unerschöpfliche für seine officielle Eloquenz, meist in lateinischer Sprache, auch Themata herangezogen, die auch außerhalb der Interessen der Gelehrtenkunde von hohem Belang waren und der Welt den Argwohn benahmen, daß deutsche Wissenschaft in Rom und Athen mehr zu Hause sei als daheim, und für drängende Fragen über Wohl und Wehe des nächsten und besten Lebens kein Herz habe. Die Denkschriften der Berliner Akademie brachten z. B. 1835 Böckhs Vortrag über Leibnitz und die deutschen Akademien. August Böckh war der lateinische Lobredner Friedrich des Zweiten und Friedrich Wilhelm III., aber nicht um gelehrte rhetorische Kunststücke zu liefern, sondern um in jenem Friedrich nachzuweisen, wie ein Fürst seinem Volke vorangehen, in jenem dritten Friedrich Wilhelm die Momente zu erheben, wo der Fürst, in Zeiten des Sturms und der Noth, mit seinem Volke gehen solle. Nicht jedem Redner der Berliner Akademie gelang es, am Geburtstage Friedrich des Großen dem Freisinn den schuldigen Tribut in feiner Form zu zollen. Der Geschichtschreiber der Hohenstaufen wurde z. B. in Folge solches Actes beinahe mit Ungnade bedroht. Die gewandte und bescheidene Feinheit Böckhs wußte dem Freisinn wissenschaftlicher Ansichten jeder Zeit die anmuthige, gefällige Form zu geben. Auch Alexander v. Humboldt ist im Besitz jener Grazie und Anmuth, die bei Hoch wie Gering unwiderstehlich wirkt. Hieraus erklärt sich die glänzende Seite der Anerkennung, deren sich Böckh zu erfreuen hat, während seine gemüthlich schalkhafte Humanität im Verkehr mit seinen Schülern ihn zugleich so populär macht. Das große Fest war eine ungewöhnliche Huldigung. Daß die Berliner Studenten sich einmal als Studentenschaft geriren, ist ein seltener Fall. Der Dichter Eduard Tempeltey war beim Feste der von der akademischen Jugend dazu erwählte Sprecher.

Die Denkmäler in Weimar.

— Das Rietschelsche Schiller-Goethe Standbild und das Wielands von Gasser in Wien, beide sind bereits in München, zum Guß bereit. Es steht in Aussicht, daß jenes zum 3. September, als dem hundertjährigen Geburtsfest Karl Augusts in Weimar errichtet werde. Rietschel war ganz kürzlich an Ort und Stelle und soll sich in der Frage über die passendste Localität für den Theaterplatz erklärt haben. Zugleich hat jetzt der Wunsch des regierenden Großherzogs, seinem erlauchten Großvater den Tribut eines Denkmals zu zollen, auch seinen volksthümlichen Ausdruck gefunden. Im Weimarischen Lande haben sich Vereine gebildet, welche diese Denkmalssache zur Ehrensache des Weimarischen Namens machen. Ein engerer Ausschuß der Leiter erließ jetzt einen Aufruf, der zugleich andeutet, Darbietungen und Beisteuern auch von außerhalb Thüringens nicht ablehnen zu wollen, obschon Weimars Volk es für seine Pflicht und sein Recht erklärt, diese Verewigung des Angedenkens an seinen Karl August selbst und allein zu Stande zu bringen. In diesem Fürsten hat ganz Deutschland den Gönner und Freund seiner beiden größten Dichter, hat ganz Deutschland den Gründer der ersten deutschen Landesverfassung, mit Vertretung des Bürgerthums, zu ehren. Dies sind die allgemeinen patriotischen Motive für eine gesammte deutsche Betheiligung am Denkmal Karl Augusts.

Der Verwaltungsausschuß in Sachen der Dichtermonumente stattete in diesen Tagen zugleich Bericht ab. Das großherzogliche Haus gewährte an zwei Künstler 6700 Thaler; König Ludwig steuerte das Erz für das Schiller-Goethe Standbild, Guß und Aufstellung werden mehr als 7500 Thaler erfordern, sodaß im Kostenbetrage noch ein Rest von etwa 6000 Thalern zu decken bleibt.

Eine Grabschrift aus Sidon.

1. In der Ebene südöstlich von der Stadt Saida in Frankreich wurde 1855 in einem ausgemauerten Grabe ein marmorner Sarg gefunden, der seitdem nach Paris gewandert ist. Die Inschrift des Sarges hat auch unter den deutschen Gelehrten Entzifferungsversuche hervorgerufen; der des scharfsinnigen Orientalisten Professor Hitzigs in Zürich dürfte wohl den Sieg davontragen. Unter vorstehendem Titel enthält ein in Leipzig erschienenes Schriftchen das auf jene Grabschrift Bezügliche und eine Uebersetzung derselben. Sie gehört einem Könige von Sidon, Eschmunazar, und ist ein Gemisch von Prosa und Poesie in orientalischem Style. Hat aber Herr Hitzig richtig übersetzt und ist der alte König Eschmunazar kein falscher Prophet, so mögen sich die Franzosen, die den Sarg seiner tausendjährigen Verschollenheit entrissen und davongeschleppt haben, nur in Acht nehmen;

denn am Schlusse seiner Grabschrift sagt Eschmunazar nicht mehr und nicht weniger als Folgendes: „Und kein Mensch soll öffnen meinen Sarg, und verrücken meinen Sarg; und nicht sollen sie belasten diese Ruhestatt, und nicht nehme man hinweg den Denkstein meiner Ruhestatt, auf daß nicht die heiligen Götter sie preisgeben. Diese werden zertrümmern solches Reich, und die Menschen umgebracht werden wie ihr Saame auf ewig!“

Bauten und Bilder.

— Wien erhält endlich, längst gefühltem Bedürfniß entsprechend, ein Universitätsgebäude, in welchem sich die bislang von einander verstreuten Facultäten zusammenfinden und sich concentriren werden. Es war bis jetzt eine eigentliche universelle Bildung, eine universitas litterarum, kaum möglich, wenn z. B. der Mediciner der doch auch Humaniora hören soll, von seinen medicinischen Hörsälen eine halbe Meile Weges in die entgegengesetzte Vorstadt wandern mußte, um dort einen historischen, philosophischen oder litterarischen Vortrag zu frequentiren. Juristerei und, wie Faust sagt, „leider auch“ Theologie lagen ebenso weit auseinander in verschiedenen Anstalten. Das Gesammtgebäude für die Wiener Hochschule wird in der Alser Vorstadt, dem Schottenthor gegenüber, seine Stelle finden und soll noch dies Jahr in Angriff genommen werden. Zwei Flügel, der eine bis zur Währinger Straße, der andere bis zur Hauptstraße der Alser Vorstadt reichend, werden ein gegen die Stadt zu offenes Dreieck bilden und Raum genug bieten für Bibliothek, chemisches Laboratorium, physikalisches Cabinet und andere jetzt verstreut liegende Hülfsanstalten.

In Mailand erhöhte Kaiser Franz Joseph den Zuschuß zur Oper um jährlich 100,000 fl. Bei dieser Munificenz nimmt es uns doppelt Wunder, daß die Umgebung den kaiserlichen Herrn nicht auf den Erwerb von werthvollen Handzeichnungen Leonardo da Vinci's aufmerksam machte, welche aus der Sammlung Vallardi in Mailand für 35,000 Francs an den Louvre in Paris übergingen.

Der Händel-Ausschuß in Halle, auf dessen Entschlüsse die Theilnahme des Königs von Preußen und des Herzogs von Koburg-Gotha großen Einfluß haben, hat beschlossen, die vor der Hand im Kleinen ausgeführte Statue Händels von H. Heidel in Berlin kolossal in Bronze auszuführen, — wenn die Nation sich ausreichend daran betheiligt. Händel starb den 13. April 1759. Wir sehen also einem Händelfest entgegen. Allein die Nation, d. h. die armen Gebildeten und die gebildeten pauvres hontés sterben fast an Erschöpfung vor lauter Denkmalbeisteuern. — Von Heidel kennt man bereits ein Lutherrelief, eine Iphigenie und eine Oedipusgruppe.

Theater und Musik.

— Es giebt doch nur eine Kaiserstadt, 's giebt halt nur ah Wian! Wien in der That ist die einzige deutsche Stadt von europäischem Rang. Das leider allzu polyglotte Oesterreich redet in Wien in allen Zungen. Es ist nicht lange her, da hatte dort auch eine polnische und eine ungarische Schauspielertruppe ihre Saison. Im letzten Carneval gab's am selben Abend in verschiedenen Theatern nach Belieben zweimal Deutsch, einmal Französisch und einmal Italienisch, während Pepita di Oliva spanisch tanzte. Und seltsam, in der Burg und in der Josephstadt fielen die deutschen Neuigkeiten durch, während Signora Adelaide Ristori, Marchese del Grillo, am Kärnthner Thor als Medea von Legouvé, sogar als Pia del Tolomei, in der einfältigsten aller Tragödien, Triumphe feierte, Pepita mit ihren Beinen die Herzen eroberte, die französische Truppe wenigstens den Esprit gefangen nahm, wenn sie auch das Herz leer ließ. Man konnte das in Wien mitunter Alles an Einem Abend haben. Sophonisbe von Hermann Hersch ging, wie man sagt, unter; für „Umsonst,“ die neue Posse von Nestroy, wandte die gesammte Komik der Vorstädte „umsonst“ alle ihre Kräfte auf: nur Italien, Spanien und Frankreich triumphirten, d. h. unterlagen nicht dem boshaften Zungengedresch der deutschen Scandalsucht, die nur ihre eignen Kinder wie Saturn schlachtet, anderer Leute Kinder aber mit Großmuth behandelt. Nestroy und Scholz wollen (unter solchen Umständen!) ihren Rückzug antreten; der liebe alte Scholz, der Mann mit der „eisernen Komik,“ wie Saphir ihn nannte, zählt freilich 72 Jahre, und 50 Jahre ein Deutscher sein und ebenso lange Humor haben, ist freilich ein schweres Amt. Scholz ist, wie viele Komiker, ein Hypochonder ersten Ranges. Er hielt seine Laufbahn als Komiker für eine verfehlte und sich selbst für eine verkannte tragische Größe. Scholz bildete sich allen Ernstes ein, es sei nicht Wohlgefallen, sondern nur Scandal- und Spottlust, wenn die Leute über ihn in Lachen ausbrachen; er wähnte sich ausgelacht, wenn er schallendes Gelächter entzündete. Jetzt ergiebt sich auch noch der Humor, daß Scholz gar kein Scholz, diese anerkannte Ausgeburt der Wiener Lustigkeit gar kein Wiener — o Staunen! — ein Norddeutscher, ein Mann von Familie, ein geborener Herr v. Plümecke ist. Diese Entdeckung verdanken wir der jetzt ewig wachen Kritik der Kaiserstadt, welche Nieren und Eingeweide prüft. Scholz ist entlarvt, er ist kein Wiener, er ist ein Norddeutscher, der Gaukler ein Herr Von, die Wiener sagen: Bohn. — An der Burg wird die nächste Neuigkeit sein: „Brutus und sein Haus,“ von Roderich Anschütz; der Vater des Dichters, der alte würdige Anschütz, wird darin die Rolle des Junius Brutus spielen. Abermals ein Stück in antikem Costüm!

In Berlin gefiel man sich in Vorführung französischer „Novitäten,“ um deutsch-Berlinisch zu sprechen. Die Question d'argent von Alexander Dumas Sohn beschäftigte deutsch das Publicum, außerdem „Biedermann und Consorten,“ modernes Lebensbild aus dem Französischen von J. Neumann. Lebensbilder aus eignem Fleisch und Blut haben schlimmeren Stand; der Frau Birch „Grille“ ist auch französischen Ursprungs. Von Julius Bacher, Verfasser des Romans: „Sophie Charlotte, die philosophische Königin,“ erwartet man auf der Königlichen Bühne ein Schauspiel: „Aus dem Leben;“ auch ein Lustspiel: „Diplomatie in der Liebe.“ — Clara Novello, Gräfin Gigliucci, in Begleitung ihres Gatten, des bei Genua angeblich ansässigen Grafen, mußte von Leipzig und Dresden, wo sie concertiren wollte, aber alle Abende und Morgen bis zur Charwoche schon mit Musik besetzt fand, nach Berlin zurückkehren, um dort von neuem Concerte zu geben. Vor 12—15 Jahren entzückte diese classische Sängerin in Leipzig Kenner und Laien durch die Grazie ihres keuschen innigen Tons. Sie scheint noch jetzt bezaubernd zu wirken, denn ein Berliner Kritiker sagt von ihr: „Wären Lilienseufzer im Mondschein als Klang zu hören, sie müßten mit solcher Stimme, solchem Piano und Mezzavoce seufzen!“

In Leipzig spielte man Brachvogels „Adalbert von Babenberg,“ zum Besten des Pensionsfonds. Die öffentliche Ankündigung berief sich auf Narciß als Brachvogels Erstlingswerk. Dies ist vielfach unrichtig. Die Friedrichwilhelmstadt in Berlin brachte schon 1850 von derselben Autorschaft: „Jean Favard.“ — Außerdem circulirten an sämmtlichen Bühnen, ohne daß eine einzige damit den Versuch gemacht hätte, von Brachvogel: „Aham der Arzt von Granada,“ Trauerspiel, „der Sohn des Wucherers,“ Schauspiel, und „Ali und Sirrah,“ Lustspiel. Emil Brachvogel ist 1824 in Breslau geboren. Er begann Theologie zu studieren, war aber abwechselnd auch Lehrling bei einem Graveur, bis er nach dem Tode seiner Eltern dem Hange zum Theater nachging und Schauspieler wurde. Er debutirte in Hietzing bei Wien als Kosinsky in den Räubern und fiel durch, wie man sagt. Nach Breslau zurückgekehrt, nahm er seine akademischen Studien wieder auf, griff aber von neuem zur Kunst des Gravirens und ging zum Medailleur Fischer nach Berlin. Sein „Jean Favard“ bekundete, wie Narciß, der seit dem März vorigen Jahres von Berlin aus die Runde über die Bühnen machte, seine Vertraut-

heit mit französischen Stoffen und Gestalten. Hat er der Mahnung, aus deutschem Holze zu schneiden, allzu willfährig nachgegeben, indem er fahrig und waghalsig ins deutsche Mittelalter griff? Oder ist „Adalbert von Babamberge" ein früherer Versuch von ihm? — Die Kritik sollte das untersuchen, auch wenn sie Recht hätte im Verwerfen des Stückes. Bis zu den Erfolgen des Narciß war der Dichter Secretär im telegraphischen Bureau des Herrn Wolf zu Berlin, der ihm human die nöthige Muße gestattete. Jetzt steht ein dreibändiger Roman von Brachvogel zu erwarten.

Von neuen Opern sind außer H. Dorns „Ein Tag in Rußland," Text nach dem Französischen von Grünbaum, und Flotows „Korbmacher," der in Paris zu erwarten steht, nicht weniger als noch fünf auf unsern Bühnen aufgetaucht, ohne daß wir ermessen könnten, welche von ihnen mehr als blos locales Leben haben werde. Von August Schäffer brachte Hannover: „José Riccardo oder die Spanier in Portugal," Text ebenfalls französisch von Grünbaum. Der Componist ist ein Berliner; man kennt von ihm schon mehrere Vaudevilles, Quartette und Lieder, unter welchen die komischen besonderes Glück machten. Hamburg, das im Drama mit einem neuen „Mahomet" von Wolff kein Glück gemacht hat, war sehr fleißig in der Oper. „Bianca Siffredi" heißt die auch schon in Linz und Salzburg aufgeführte Oper von Dupont. Der Componist, Holländer von Geburt, ist seit kurzem zweiter Musikdirector am Hamburger Stadttheater. Man rühmt seine Musik als leicht und gefällig, im Style Flotows. Die zweite, in Hamburg aufgetauchte neue Oper nennt sich „Malvina," der Componist Eduard Hamel. Das Genre ist ebenfalls komisch. Danzig brachte einen „Geiger aus Tirol," Dichtung und Musik, ebenfalls komisch, von Richard Genée; Frankfurt a. M. eine „Fanchonette" vom Franzosen Clapisson, nach dessen Musik sich ebenso gut tanzen läßt, als man sie singt.

Das Gewandhaus in Leipzig brachte zum ersten Male Beethovens Musik zum Ballet: „die Geschöpfe des Prometheus," mit poetischer Einleitung und Erklärung von J. G. Seidl, gesprochen von F. Wenzel. Es ist Musik zu einer tiefsinnigen Pantomime, nicht zu einem Ballet; diese Pantomime wurde einmal in Wien aufgeführt. Läßt sie sich nicht erneuern?

Elise Schmidt, früher Schauspielerin, Verfasserin von drei Dramen: „Judas Ischariot," „der Genius und die Gesellschaft" (Byron) und „Machiavelli," hat, wie in Berlin, so auch in Hamburg einen Cyklus von antiken Tragödien rhetorisch gegeben. Sie setzt in Weimar diese Vorträge fort, wie sie vor ihr der Rhetor Schramm mit Glück gehalten. Auch Dr. Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M. trug attische Dramen öffentlich vor, während sein neues Lustspiel: „Der falsche Fürst" ein Frankfurter Localproduct zu bleiben scheint. Antike Studien und Gestalten steigen wie Revenants von allen Seiten auf. Wir meldeten schon oben aus Wien ein neues „Brutus und sein Haus," nachdem dort auf Tempeltey's Klytämnestra Halms „Iphigenie in Delphi" gefolgt. H. Zirndorf in Wien hat eine „Kassandra" den Bühnen übergeben, jedoch in modernen Fünffüßern, während Dr. F. A. Märcker in Berlin eine akademische Studie, die Trilogie: „Alexandrea" — Philipp, Demosthenes und Alexander der Große — in antiken Maßen brachte (Berlin bei Decker, prachtvoll gedruckt, dem Könige von Preußen gewidmet). — Angesichts all dieser zahlreichen Studien und Experimente können wir wohl ausrufen: Quel embarras de richesse!

Der Armuth Leid und Glück.

— Dies der Titel eines neuen, umfangsreichen, drei Bände starken Romans von Julie Burow, Frau Pfannenschmidt (Leipzig bei Brockhaus). Die erste kleine Erzählung der Verfasserin: „Der Pfarrhof von Nathangen" machte Aufsehen. Ihr folgten mehrere ebenso glückliche Schilderungen aus der westpreußischen Heimath der Erzählerin. Einige Erziehungsschriften machten sie zur vertrauten Lehrerin in der Familienstube und in der Pensionsanstalt. Frau Burow war auf dem besten Wege, eine deutsche Frederike Bremer zu werden. Das Glück das ihre Schriften machten, hat ihr jedoch leider keine Ruhe gegönnt in dem engeren Kreise, den sie doch selbst so pries und feierte, und in welchem die stille Kernkraft germanischer Natur sich immer wieder von neuem gegen die Unbilden der Weltgestaltung waffnet und rüstet. „Der Armuth Leid und Glück" wäre wohl ein Thema gewesen, das ihr Gemüth mit starken Armen umfassen könnte; aber die Erzählerin will auch seine Gegensätze, des Reichthums und des Weltlebens Laster und Sünden schildern. Sie verläßt den bescheidenen Nachen, der zur Küstenfahrt taugt, geht in die hohe See und beweist, daß ihr da der Compaß fehlt. Die kleinstädtische Beschränktheit wirft sie ab, aber die kleinstädtische Geschmacklosigkeit bleibt ihr in all den gehäuften Weltwirren treu zur Seite; ihre Erfindungen haben eine gewisse rothbraune Phantasie, aber was früher in kleineren Skizzen Kraft und Einfalt war, wird in größeren Lebensstoffen grob und plump. — Ein Musiker wird an der Seite einer schönen, aber kalten Frau ein Säufer. Dies das eine Stadium in „der Armuth Leid." Die Frau muß sich vom Gatten trennen; und um ihre Kinder nicht dem Elend preiszugeben, wird sie die Gemahlin eines russischen Fürsten. Das liegt außer der Sphäre der Erzählerin. Das Geld das für die Kinder verwendet werden soll, kommt in falsche treulose Hände, in die Hände einer Magd, die des Musikers zweite Frau wird, um sich diese Quelle frisch zu erhalten. Die Kinder sind brav; der Knabe wird Geometer, das Mädchen ernährt sich von ihrer Hände Arbeit. Beide sind zu stolz, um vom zweiten Gatten Geschenke zu nehmen; in ihrer tapfern Gesinnung liegt ein Capital an moralischer Kraft. Das ist „der Armuth Glück," und dies kann die Verfasserin schildern. Aber sie ist ungenügsam; ihr Talent kennt keine Selbstbeherrschung und ihre Phantasie stürzt sich in confuse Erfindungen. Die Kriegsbegebenheiten in der Krim ziehen den Roman in ihre Wirren. Der russische Fürst verliert auf dem Schauplatz der Halbinsel in Wagnissen sein Vermögen, seinen Ruf und geht spurlos unter. Seine Gattin kehrt nach Deutschland zurück und findet die Kinder nach vielfachen Stürmen im gesicherten Besitz selbsterworbener Güter. Die Stürme, mit denen die Geschwister zu kämpfen hatten, sind nicht blos eignes Unglück, sondern auch Laster und Verbrechen Anderer. Ein Gewühl von Gestalten drängt auf und ab in gehäuften Verirrungen, als da sind Trunksucht, Nothzucht, Ausschweifungen aller Art. Die Verfasserin ist damit sehr freigebig, und in der Ausmalerei der Verworfenheiten weder sehr correct, noch sehr wählerisch. Ein Hauptfehler in ihrer Zeichnung verbrecherischer Naturen liegt in ihrer — Gutmüthigkeit. Uns stieß das schon bei einer früheren Erzählung derselben auf, welche die Prager Bibliothek brachte. Ein alter lüsterner Vormund setzte einem jungen Mädchen, mit dem er über Land fuhr, dergestalt zu, daß dieselbe aus der Kutsche sprang und querfeldein entfloh. Das sollte, meinten wir, wie ein ewiger Brandfleck in der Geschichte ihres Lebens stehen bleiben! Trotzdem erfolgte im Verlauf der Erzählung eine ganz gutmüthige Beilegung des Scandals, Vormund und Mündel traten wieder in ein ganz gemüthliches Verhältniß zu einander. In „der Armuth Leid und Glück" gewinnt ein nichtsnutziger Husarenunterofficier die Hand des guten Kindes, dessen Gelder er betrüglicher Weise ansichzog. Die Verfasserin häuft Thaten und Unthaten dergestalt, daß sie, um einen guten Abschluß zu finden, ganz zu vergessen scheint, welche Gräuel sie ihren Menschenfiguren aufbürdete. Ein Lieblingsthema der Verfasserin ist, den Sieg der jungen Unschuld über ein altes Laster zu schildern. Davon liefert sie auch hier staunenswerthe Proben. Ein adeliger Wüstling, den die Erzählerin Anfangs nicht schwarz genug auszumalen weiß, wird im Umgang mit einem jungen Mädchen ein ganz ehrbares Subject. Die Verfasserin nennt das den Triumph des Guten. Wir leugnen gar nicht, daß es Triumphe des Guten

über das Böse giebt. Allein der bloße Glaube reicht nicht dazu aus, es ist Sache des Poeten, uns psychologisch zu überzeugen, uns die Macht des Guten über die Genesis des Bösen zu erklären. Bei der Art, wie Frau Burow Wüstlinge tugendhaft zu machen vermeint, merken wir wohl die Absicht, sind aber durch die Gutmüthigkeit in der Annahme schwerer Voraussetzungen verstimmt. Die Verfasserin sollte stillere Leiden und Freuden schildern.

Das chinesische Zuckerrohr.

p. Es ist ein nachahmungswerther Gebrauch der Regierung der Vereinigten Staaten, alljährlich einen officiellen Bericht über die wichtigsten im zuletzt verlaufenen Jahre auf gewerblichen Gebieten vorgekommenen Erscheinungen zu veröffentlichen. Die Schrift wird zunächst unter die Senatoren und Repräsentanten im Congreß in vielen Exemplaren vertheilt. Höchst interessante Mittheilungen, die sich auf die während des letzten Jahres mehr oder weniger gelungene Einführung neuer Culturpflanzen beziehen, enthüllt der jetzt erschienene Agriculturbericht für 1855 und 1856. Besonders günstig lauten die Angaben über den nun gelungenen Anbau des chinesischen Zuckerrohrs — sorghum saccharatum — auf den allerdings schon seit einiger Zeit auch der deutsche Oekonom seine Augen gerichtet hat. Der Bericht meint, daß, vom Standpunkt der Nützlichkeit aus betrachtet, diese Pflanze auf die Berücksichtigung des americanischen Landwirths stärkere Ansprüche hat, als irgend ein anderes Bodenerzeugniß, das seit der Einführung der Baumwolle und des Weizens nach den Vereinigten Staaten gebracht wurde. Die Pflanze, welche sich in der ganzen Region des Wälschkorns leicht cultiviren ließ und an manchen Orten zwei Ernten in Einem Jahre gab, ist eine ausgezeichnete Futterpflanze, denn sie wird sowohl im grünen, wie im getrockneten Zustande von Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen begierig aufgezehrt; ihr Werth wird in dieser Beziehung von keiner andern Pflanze in den Vereinigten Staaten übertroffen. Die Stengel sind, sobald sie ihrer vollkommenen Reife nahen, mit einem zuckerreichen Safte gefüllt, der sich in Zucker, Syrup, Alkohol oder Bier verwandeln, oder auch zur Färbung von Wollen oder Seiden benutzen läßt, denen er ein schönes Roth oder Rosa verleiht. Schon im Jahre 1855 wurden bekanntlich in Frankreich Versuche mit dem Anbau dieser Sorghopflanze angestellt, und da sie vom Gewicht des Stengels 55 Procent Saft lieferte, welcher nur etwa 5 Procent Alkohol gegeben hätte, so ließ man, um Most zu erhalten, den Saft vor dem Auspressen durch Verdunstung an der Sonne verdichten; in der That erhielt man auf diese Weise Sorghowein. Ferner haben in der Magdeburger und Erfurter Gegend deutsche Landwirthe seit einigen Jahren günstige Resultate mit dieser Pflanze gewonnen, allein zu so ausgedehntem Anbau wie seit 1852 in den Vereinigten Staaten ist es in Deutschland noch nicht gekommen.

Bibliographischer Anzeiger.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 15. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [11. April.

Inhalt.

Charakterzüge aus dem Leben Ludwig XVIII.

Man hat den Memoiren des Herzogs von Ragusa vorgeworfen, daß sie, von einem zu hoch gespannten Selbstgefühl eingegeben und mit einer von unbefriedigtem Ehrgeiz herrührenden Schwarzgalligkeit geschrieben, Personen und Dinge nicht in ihrem wahren Lichte darstellen, sondern jene meistentheils verkleinern und bei diesen oft die Rollen anders vertheilen, als sie wirklich vertheilt gewesen sind. Diese Vorwürfe sind nicht ganz unbegründet. Der Marschall ist so von dem Bewußtsein seines eigenen Werthes durchdrungen, daß er für Andere nur selten ein Wort der Anerkennung und dann nur ein kaltes findet; dagegen liebt er es, die schwachen Seiten seiner Zeitgenossen hervorzuheben und in den Porträts, die er von ihnen entwirft, von den dunklen Farben mit Vorliebe Gebrauch zu machen. Am auffälligsten erscheint dies bei Napoleon, dem sich der Marschall Marmont zugleich als Nebenbuhler und als scharfer Kritiker gegenüberstellt, und zunächst bei dessen Waffengefährten, die der Marschall als zu hochgeehrt betrachtet, wenn sie mit ihm zugleich zu hohen Würden gelangt sind. Das ist zum Theil eine Folge der Rolle, welche der Herzog von Ragusa 1814 gespielt hat, wo es ihm, als die Napoleonische Herrschaft unter den Schlägen des vereinigten Europa's zusammenstürzte, zuerst gefiel, mit dem Feinde zu capituliren. Das ist ihm von den Napoleoniden, die in dieser Nothwendigkeit durchaus nur Verrath sehen wollten, nie verziehen worden, zumal da der Marschall, anstatt mit der Mehrzahl des Napoleonischen Militäradels sich unter der Restauration der liberalen Opposition anzuschließen, ein treuer Diener der Bourbonen wurde und mit ihnen zuletzt ins Exil wanderte. Die Schmähungen, die dafür Marmont während seines Lebens hat erdulden müssen, zahlt er jetzt nach seinem Tode mit den Schilderungen zurück, die uns die Kehrseite der Zustände und Personen der Napoleonischen Zeiten zeigen, und an dem großen Kaiser und seinen Umgebungen, den französische Eitelkeit und deutsche Nachbeterei als einen Halbgott, umgeben von einem Heroenkreis, größer und edler als die Helden von König Arthurs Tafelrunde, darzustellen liebten, die menschlichen Schwächen und die sittlichen Flecken hervorheben. Dadurch werden diese Memoiren dem urtheilsfähigen Leser zu einem Mittel, das übertriebene Lob der andern Seite auf sein richtiges Maß zurückzuführen. Man darf jedoch nie aus den Augen lassen, daß sich Marmont stets im Mittelpunkte der großen Ereignisse bewegt und mit den entscheidenden Persönlichkeiten entweder in nächster Berührung gestanden, oder selbst eine entscheidende Rolle gespielt hat; daß er neben dieser Gewohnheit großer Verhältnisse bedeutenden Scharfblick besitzt, und daß eine gewisse Kälte des Gemüths oft sein Urtheil werthvoll macht, wo die vom Rausche der Begeisterung hingerissenen Zeitgenossen uns meistens verschobene Bilder hinterlassen haben.

In dem uns jetzt vorliegenden 7. Band der Memoiren,*) welcher die Jahre 1814—1824 behandelt, treten die eben gerügten Mängel weniger scharf hervor, denn der Hauptgegner Marmonts, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nämlich Napoleon, erscheint nur vorübergehend während der Hundert Tage auf der Bühne und in den Memoiren selbst nur im Hintergrunde, denn Marmont blieb entfernt von dem Schauplatz der Ereignisse und spielte keine eingreifende Rolle. Daher führt auch weniger die Leidenschaft die Feder, und die wie früher in scharfen Umrissen gezeichneten Porträts der Zeitgenossen ziehen sich nicht mehr so sehr den Vorwurf der Parteilichkeit zu. Die Rolle des scharfen Kritikers giebt er jedoch auch hier nicht auf, und seine Stellung zu den herrschenden Parteien und Personen war so, daß er nach allen Seiten Front machen mußte. So sehr ihm die Bourbonen verpflichtet waren und eine so hohe Stellung er in der neuen Ordnung der Dinge einnahm, so war doch eigentlich nur der König seine Stütze und die royalistische Partei sah in ihm nur den General, der durch die Revolution und durch Napoleon in die Höhe gekommen war. Von den Liberalen und von der Opposition hielten ihn schon seine Sympathien fern, wenn es seine nächste Vergangenheit nicht gethan hätte, und Diejenigen, welche unter den Bourbonen Frankreich constitutionell regieren wollten, verurtheilte er als Doctrinärs, oder

*) Eine deutsche Ausgabe, von Dr. Ed. Burckhardt übersetzt, erscheint bei Ed. Heynemann in Halle. Die erste Lieferung, 7½ Ngr., wird soeben ausgegeben.

als Leichtsinnige, welche, ohne es zu wissen, das Königthum an die Revolution verriethen. Aufrechthaltung der Napoleonischen Institutionen und Verschmelzung der politischen und socialen Elemente, welche die Revolution und das Kaiserreich emporgebracht, mit denjenigen, welche diese Krisis überdauert hatten und jetzt wieder Geltung verlangten, erschien ihm als das Beste. Einen solchen vermittelnden Weg einzuschlagen, entsprach aber weder den Leidenschaften der Besiegten, noch denen der herrschenden Partei, und Marmont nahm auch in der neuen Ordnung der Dinge die Stellung eines Vereinsamten und Unbefriedigten ein. Nachdem wir so seinen Standpunkt bezeichnet, theilen wir einige der Porträts die er entwirft mit.

Den König Ludwig XVIII. schildert er als eine mit sehr entgegengesetzten Leidenschaften und Mängeln ausgestattete Persönlichkeit. „Seine Gewohnheiten und sein Charakter waren voll der größten Widersprüche. Er hatte einige neue Ideen in sich aufgenommen und neigte sich dem Doctrinarismus zu; aber seine Gewohnheiten und seine Sitten erinnerten ganz an Versailles und an seine ersten Jugendjahre. So war in ihm ein beständiger Kampf zwischen den Nothwendigkeiten, welche ihm die Verhältnisse auferlegten, seinen Meinungen und seinen Neigungen. Diese Kämpfe haben mehr als einmal den Gang seiner Regierung unsicher und schwankend gemacht. Sein Geist, den man viel zu sehr gerühmt hat und der in Wirklichkeit geringen Umfang hatte, war oft schief. Ein außerordentliches Gedächtniß und eine sehr große Litteraturkenntniß setzten ihn in den Stand, seine Zuhörer mit den außerordentlichsten Kraftstücken zu blenden; aber er war unfähig, an eine Debatte von nur einiger Bedeutung theilzunehmen. Sein Kopf, der Alles behalten konnte, erzeugte nichts. Nie kam er bis zu einem dritten Grunde, um eine im Voraus angenommene Meinung zu vertheidigen. Sein Charakter besaß Mäßigung, wenig Offenheit, wohl aber Güte. Seine Manieren waren gewinnend, seine Sprache voll Grazie und Coquetterie und sein Blick hatte eine Macht und eine Autorität, die ich bei Niemandem in demselben Grade gefunden habe. Man wußte daß er schwach war und dennoch imponirte er. Er war ziemlich edelmüthig und selbst groß und zartfühlend in seiner Freigebigkeit. Sein Bourbonischer Stolz war so übertrieben und thöricht, daß er, der den Souveränen Europa's soviel verdankte, zweimal auf den Einfall kam, sich vor ihnen im eignen Hause den Vortritt zu geben. Bei einem Diner, welches er dem Kaiser von Oesterreich, dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen gab, nahm er zuerst am Tische Platz. Bei einer andern Gelegenheit, wo man von einem Balkone aus die Truppen defiliren sehen wollte, hatte er einen Fauteuil für sich und Stühle für die Andern hinstellen lassen. Die Monarchen blieben stehen und man glaubte, der König habe wegen seiner Schwäche einen Fauteuil genommen. Feierlich in kleinen Dingen, glaubte Ludwig XVIII. durch Phrasen, die er mit Prätension vorbrachte und die oft sehr lächerlich waren, zu glänzen. Sein Körper war unvollständig und bizarr organisirt: bei einem guten Kopf und einem guten Magen war der übrige Körper so unverhältnißmäßig gestaltet, daß er in einem noch wenig vorgeschrittenen Alter kaum gehen konnte. Man weiß, mit welcher Kärglichkeit und welcher Härte die Natur ihn in anderen Beziehungen behandelt hatte; und trotzdem that er sich viel auf Eigenschaften zu Gute, die er nie besessen. Er erzählte von den Eroberungen seiner Jugendzeit und gab bei dieser Gelegenheit Geschichten zum Besten, an denen kein wahres Wort war. Er liebte frivole Anekdoten. Man kennt seine zu berühmten Liebschaften in seinen letzten Lebensjahren, wo eine Dame aus guter Familie sich den Launen eines hinfälligen Greises hingab. Da er viel gesehen hatte, wußte er eine Unzahl Anekdoten, die er hübsch erzählte. Aber Diejenigen, welche wie ich lange Zeit in seiner Umgebung gelebt haben, wußten sie alle auswendig; und obgleich ihm das wohl bekannt sein mußte, wurde seinen Zuhörern doch niemals eine geschenkt. Er war sonst ausgezeichnet höflich und als Wirth voller Aufmerksamkeit.

„Die Gleichmäßigkeit mit der er seine Zeit verwendete war unglaublich. In gewöhnlichen Zeiten war ein Tag ganz genau so wie der vorhergehende. Er stand um sieben Uhr auf, um acht Uhr empfing er den ersten Kammerherrn, Herrn v. Blacas; um neun Uhr war irgend eine Geschäftsconferenz; um zehn Uhr frühstückte er mit dem dienstthabenden Kammerherrn und den Personen, die ein für allemal ermächtigt waren täglich zu kommen, den Inhabern der großen Hofchargen und den Hauptleuten der Compagnien des königlichen Hauses. Nach dem Frühstück, das Anfangs ungefähr fünfundzwanzig Minuten dauerte und welches mit der Zeit immer länger wurde, begab man sich in sein Cabinet, wo sich eine Unterhaltung entspann. Die Herzogin vom Angoulême und eine oder zwei ihrer Hofdamen frühstückten immer mit ihm. Fünf Minuten vor elf Uhr zog sie sich zurück, und alsdann erzählte der König zur Unterhaltung seiner Zuhörer irgend eine in Reserve gehaltene zweideutige Geschichte. Um elf Uhr verabschiedete er seinen Hofstaat. Jetzt begannen für ihn die Einzelnen gewährten Audienzen, was bis zu Mittag dauerte. Mittags begab er sich mit seinem Gefolge, immer aus mindestens zwanzig Personen bestehend, in die Messe. Nach der Messe empfing er die Minister, wenn sie mit ihm zu sprechen hatten, oder seinen Rath, der einmal die Woche Sitzung hatte. Diese Rathssitzung dauerte niemals eine Stunde. Als einige Jahre später Madame v. Cayla bei dem König in Gunst stand, kam sie stets Mittwochs nach der Rathssitzung. Sie blieb zwei oder drei Stunden bei ihm, ohne daß Jemand vorgelassen wurde. Die andern Tage brachte er ein oder zwei Stunden mit Schreiben oder Lesen zu, oder entwarf Baupläne, die er alsdann ins Feuer warf. Um zwei, drei oder vier Uhr, nach der Jahreszeit, fuhr er vier, fünf bis zehen Lieus in einer großen Berline, begleitet von einer zahlreichen Escorte, durch die Straßen spazieren, wobei die Pferde immer in Carrière gingen. Ludwig XVIII. hatte fünf feststehende Promenaden, die im voraus bestimmt und immer dieselben waren. Die an verschiedenen Stellen wartenden Relais und Truppendetachements nahmen fast dreihundert Pferde in Anspruch. Er speiste um sechs Uhr in Familie, aß viel und hatte gerechte Ansprüche für einen Gourmand zu gelten. Das Diner dauerte bis ungefähr sieben Uhr. Die königliche Familie blieb bis acht Uhr zusammen und zog sich dann zurück. Um acht Uhr konnte Jeder, der bei dem Könige das Eintrittsrecht ohne vorbereitende Audienz hatte und mit ihm besonders zu sprechen wünschte, verlangen vorgelassen zu werden und wurde empfangen, sowie die Reihe an ihn kam. Ein oder zwei Minister fanden sich fast täglich ein. Um neun Uhr verließ er den Rathssaal und ertheilte die Parole für den Dienst im Schlosse. Die Parole dauerte gewöhnlich zwanzig Minuten und der Köni-

entfernte sich, nachdem er noch mit Jedem ein Wort gesprochen hatte. Alsdann erschien Decazes, solange er Minister war. Nachdem der König mit ihm zusammen bis elf Uhr geblieben war, ging er zu Bette." — Ludwig XVIII. hatte zuweilen gute Einfälle, von denen mehrere aufbewahrt sind. Er war von der größten Pünktlichkeit. Als man es einmal hervorhob, that er die bekannte Aeußerung: „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige." Er war aber nicht immer so glücklich und zuweilen machte die prätensiöse Form die Nichtigkeit des Inhalts noch lächerlicher. Marmont selbst erzählt davon zwei Beispiele. Einmal beim Frühstück ließ er den Herrn v. Luxemburg, der dem König fast gegenüber saß, um etwas Poularde bitten. Dieser, anstatt, wie es Gebrauch ist, einen Flügel oder eine Keule abzulösen, schnitt Scheibchen. Der König, der dies bemerkte, sagte zu ihm: „Aber Herr v. Luxemburg, wie tranchiren sie dieses Huhn?" Dieser gab mit einem ihm eigenthümlichen Tone zur Antwort: „Sire, das ist englische Manier;" worauf der König mit Donnerstimme ausrief: „Englisch, englisch! Seid doch vor Allem Franzosen!" Er glaubte eine Aeußerung à la Ludwig XIV. gethan und etwas ausnehmend Schönes gesagt zu haben. Ein andermal zur Zeit der Expedition nach Spanien sprach er sich lobend über den Herzog von Angoulême aus, und erwähnte dabei, daß derselbe schon 1815 mit den Spaniern zu thun gehabt habe. Die Vermittelung des Herzogs hatte nämlich damals, als der Süden Frankreichs bereits sich für den König erklärt hatte, die Spanier bewogen, die Grenze nicht zu überschreiten. Die Darstellung des Königs ließ es aber in einem ganz andern Lichte erscheinen. Er sagte: „1815 hat der Ruf des Herzogs ihnen Halt geboten und sie zum Umkehren bestimmt. Seine Stimme hat ihnen Furcht eingeflößt. Dies Ereigniß hat mich an die schöne Stelle im Homer erinnert, wo die die fliehenden Griechen verfolgenden Trojaner, wie sie die Stimme des Achilles vernehmen, vom Schrecken erfaßt werden und die Verfolgung aufgeben." Ein solcher Vergleich konnte selbst bei Hofleuten nur ein spöttisches Lächeln erregen.

Groß war die Unentschlossenheit des Königs, die oft die wichtigsten Sachen Tagelang hinausschob, und am besten kam man noch zu einem Ergebniß, wenn man ihm geradezu sagte: „Sire, das und das muß geschehen; gezaudert darf nicht werden; die Sache ist ganz klar!" Nur durfte man keine Zweifel anregen. — „Ludwig XVIII.," schließt der Marschall seine Schilderung, „war mehr ein Mann von gesundem Verstand als ein Mann von Geist. Er war von großmüthigem und gütigem Herzen, wenn die Leidenschaften seiner Umgebung ihm nicht verwehrten, sich so zu zeigen, wie er war. Seine natürliche Trägheit wie seine Schwächen stimmten mit der Mäßigung seines Charakters überein. Er war nicht abergläubisch, und seine frommen Uebungen waren mehr Etiquette als aus Glaube und Ueberzeugung entsprungen. Es fehlte ihm nicht an Muth, aber es war mehr der passive Muth, der den Bourbons eigenthümlich ist. Das bewies er bei seinem Tode, wo er sich groß und stark da zeigte, wo so viele schwach sind."

Die Fähigkeit zu kühnen und großen Entschlüssen legte Ludwig XVIII. wenigstens nicht an den Tag, als Napoleon aus Elba zurückkehrte. Der Fanatismus der Emigrirten, die sich für das ihnen von der Revolution zugefügte Unrecht rächen wollten, und lieber alles umgestürzt und die Zustände von vor 1789 wieder hergestellt hätten, verbunden mit der Unfähigkeit des Ministeriums, das sich von Palasteinflüssen beherrschen ließ, und anstatt die Armee mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen, sie durch ungeschickte Maßregeln in ihrem Selbstgefühl und ihren materiellen Interessen verletzte, hatte die Bourbons, welche das Volk mit so großer Begeisterung begrüßt hatte, bereits gründlich unpopulär gemacht. Umtriebe und Verschwörungen waren in dem Bonapartistisch gesinnten Theile der Bevölkerung und des Heeres im Gange, und griffen täglich weiter um sich. Napoleon war von Allem unterrichtet und hatte seine Agenten in der Herzogin von Saint-Leu, dem Herzog von Bassano, Lavallette und Anderen, die wieder, ohne unmittelbar an den Umtrieben theilzunehmen, durch untergeordnete Werkzeuge die Unzufriedenheit im Volke und unter den Truppen zu steigern wußten. Durch die Berichte dieser Agenten ermuthigt, faßte Napoleon den Entschluß, Elba zu verlassen und in Frankreich zu landen, und bekanntlich führte er das Wagstück mit großem Glück und großem Muth durch. Marmont erhielt die Nachricht in Chatillon, wo er eben seine Mutter begraben hatte, und eilte sogleich nach Paris zurück, wo er am 7. März Abends eintraf. Die Feinde der Bourbonen waren berauscht von Freude. Ihre Anhänger trugen eine thörichte Sicherheit zur Schau, mit der es ihnen unmöglich Ernst gewesen sein kann. Bei einigen ging die Verblendung so weit, zu frohlocken, daß Bonaparte sich selbst in ihre Hände gäbe „wie ein Schmetterling, der sich an einem Lichte verbrennt." Marmont war von dieser Zuversicht nicht erfüllt und der Abfall Labedoyères mit seinem Regiment und die Uebergabe von Lyon zeigten bald, wie gerechtfertigt seine Befürchtungen waren. Der König hatte ihn zum Oberbefehlshaber der königlichen Haustruppen ernannt, und er hatte in dieser Eigenschaft für die Sicherheit seiner Person zu sorgen. Daß auf die Treue der Armee nicht zu rechnen war, zeigten jeden Tag die Ereignisse deutlicher. Marmont drang in den König bei Zeiten einen Entschluß zu fassen, mochte er nun Paris bei der Annäherung Napoleons verlassen oder in der Hauptstadt bleiben wollen. Letzteres zog Marmont vor. Er machte dem König den Vorschlag, die Tuilerien in Vertheidigungsstand zu setzen und so zu befestigen, daß wenigstens eine Breschbatterie von schwerem Caliber dagegen errichtet werden müsse. Dies versprach der Marschall in fünf Tagen zu thun. Der königliche Palast mußte alsdann auf zwei Monate verproviantirt werden, und als Besatzung die dreitausend Mann Haustruppen erhalten, die zwar nicht geübt waren in freiem Felde zu kämpfen, aber für diesen Vertheidigungsdienst vortrefflich und zuverlässig waren. Mit allem was zur Regierung gehörte, mit den Ministern, den Kammern sollte sich der König in die Tuilerien einschließen, während Monsieur und seine Söhne nicht heimlich, sondern am hellen Tage und nach Erlaß einer Proclamation, daß sie Vertheidiger oder Rächer aufsuchen wollten, Paris verlassen sollten. Gewiß würde die Nation und Armee nicht mit Gleichgültigkeit sehen, wenn ein greiser König tapfer auf seinem Throne ausharrte und lieber sich unter den Trümmern seines Palastes begraben lassen, als freiwillig dem Usurpator weichen wollte. Der Eindruck, den ein solches Schauspiel auf das Volk machen mußte, das in den westlichen Departements entschieden für die Bourbonen und überall, außer in den östlichen Theilen, wenigstens nicht für Napoleon war, wäre jedenfalls ein sehr bedeutender gewesen, und schwerlich hätte es sich so passiv erhalten, wie es sich zuletzt während der Hundert

Tage gezeigt hat. Aber Ludwig XVIII. war nicht der Mann zu einem so heroischen Entschlusse. Marmont konnte, obgleich er jeden Tag seine dringendsten Vorstellungen wiederholte, nur ausweichende Antworten erhalten; aber gegen den Herzog von Havré, der die Ansichten Marmonts mit Wärme unterstützte, sprach sich der König ganz offen aus und sagte zu ihm: „Ihr wollt also, ich soll mich auf einen curulischen Stuhl setzen? Ich bin dieser Ansicht nicht, und habe auch keine Lust dazu.“

Die Nachricht von dem Uebertritt Ney's schien einen Augenblick dem König neue Energie einzuflößen. Er erschien in den vereinigten Kammern und erklärte ihnen in einer rührenden Rede, für sein Volk sterben zu wollen. Aber auch jetzt noch wollte der König nicht in Paris bleiben und Marmonts Rath gemäß sich in den Tuilerien vertheidigen, sondern mit den treugebliebenen Truppen ein befestigtes Lager bei Villejuif beziehen. Der allgemeine Abfall der Armee machte auch die Ausführung dieses Planes unmöglich, und die Bourbons waren zum zweitenmal gestürzt, ohne diesmal nur einen Versuch zum Widerstand zu machen.

Charakteristisch für die Wirthschaft am Bourbonischen Hofe war es, daß man die ganze Correspondenz des Königs mit seinen Anhängern in Frankreich während der Emigration in den Tuilerien in schönster und übersichtlichster Ordnung zurückgelassen hatte, und dadurch diese Anhänger leicht der Rache des Siegers preisgeben konnte. Noch charakteristischer aber ist es, daß der Herzog von Blacas daran gar nicht dachte, sondern sich blos darüber freute, daß sie so schön classificirt, numerirt und geordnet blieb, während man, um sie bei der eiligen Flucht zu berücksichtigen, sie bunt durch einander in Koffer packen oder am Ende gar hätte verbrennen müssen!

Wir übergehen die Hundert Tage, während deren sich Marmont fern von dem Schauplatze der Ereignisse hielt, und gehen gleich auf die zweite Restauration über, um noch einige Bilder aus dieser hervorzuheben. Die Ansprüche der Emigrirten stiegen nach der Wiederherstellung der Herrschaft der Bourbonen. Ein Gutgesinnter, wie es schon damals hieß, glaubte für Alles zu passen. „Ich habe Petitionen gesehen,“ erzählt der Marschall, „wo eine und dieselbe Person gleichzeitig um das Commando über ein Regiment, um eine Unterpräfectur oder um eine Richterstelle bat. Niemals hat man eine derartige Verwirrung gesehen. Ein solcher Zustand der Dinge trug seine Früchte. Die Verwaltung wurde den allerunfähigsten Menschen anvertraut. Man wählte fast alle Obersten der Armee unter Leuten die nie gedient hatten; und die Gerichte waren nach einer angeblichen Reinigung nur noch von Parteimännern und Fanatikern besetzt. Die Gesellschaft nahm eine neue Physiognomie an, erhielt eine neue Zusammensetzung, und Gewalten jeder Art geriethen in die Hände von Männern, welche am unwürdigsten und unfähigsten waren sie auszuüben.“

Aber nicht blos die Ansprüche der Anhänger der Bourbonen, sondern auch ihr Fanatismus war gestiegen. Sie verlangten Rache an Allen, welche sich Napoleon angeschlossen hatten. Labedoyère und Marschall Ney fielen als die ersten Opfer. Soviel man früher über das Unrecht das diesen Beiden geschehen, declamirt hat, so wird es jetzt wohl kaum einen Unbefangenen mehr geben, der das Urtheil ungerecht nennen wird, welches diese beiden Männer, die mit den Waffen in der Hand und ihren Truppen zu dem Feinde übergingen, getroffen hat. Anders war es mit Lavallette. Dieser, Generalpostmeister unter dem Kaiserreich und Verwandter der Napoleonischen Familie, hatte nichts gethan, als nach der Abreise des Königs von Paris, wenige Stunden vor der Ankunft Napoleons sein Amt wieder zu übernehmen. Dennoch wurde er nach der Restauration verhaftet, und da er sich ein Amt angemaßt, während der König sich noch in Frankreich befand, von den Assissen zum Tode verurtheilt. Marmont, der mit ihm gedient hatte, bot ihm seine Verwendung an, und übergab dem König einen Brief in welchem der Verurtheilte bat, wenigstens durch die Kugel anstatt durch die Guillotine sterben zu dürfen. Der König las den Brief ganz durch und antwortete trocken: „Nein, er muß guillotinirt werden!“ Je eifriger die Verwendungen für den allgemein beliebten Mann wurden, desto heißer wurde die Begier der Fanatiker, welche nach der zweiten Restauration Einfluß am Hofe gewonnen hatten, nach seinem Blute. Doch steigerte dies nur Marmonts Eifer, ihm zu dienen, und er versprach der Gemahlin Lavallette's sie vor den König zu bringen, den sie fußfällig um das Leben ihres Gatten bitten wollte. Wir folgen wieder seiner Erzählung.

„Man erfuhr am Hofe, daß der Versuch gemacht werden würde, und die Gardes-du-corps erhielten Befehl, Madame v. Lavallette den Eintritt ins Schloß zu verweigern. Diese arme Frau, krank und schwach, konnte kaum gehen und mußte sich selbst die kürzeste Strecke in einer Sänfte tragen lassen, was all ihre Schritte mit einem gewissen Aufsehen begleitete. Es waren also viele Schwierigkeiten zu überwinden; aber ich verzweifelte nicht. Ich faßte den Entschluß, mich mit Frau v. Lavallette, während der Zeit, wo sich der König in der Messe befand, in den Saal der Garden zu begeben. Wären wir eher hingegangen, so wäre der König, von ihrer Anwesenheit unterrichtet, gewiß aus der Messe weggeblieben, um nur nicht die Bittschrift zu empfangen. Sowie der König in der Capelle war, erschienen wir. Zum größten Glück hatte der Schweizer, der unten an der großen Treppe stand, keinen Befehl, und wir gelangten ohne Hinderniß hinauf; aber jetzt wo wir am Saale der Garden angekommen waren, begannen die Schwierigkeiten. Da die Thüre offen stand, wartete ich, um einzutreten, den Augenblick ab, wo der wachestehende Gardist sich nach dem Hintergrund des Zimmers umwendete. Ich war bereits zwölf Schritte im Saale, als die Schildwache Kehrt machte, mich erblickte und ehrerbietig, aber fest mir entgegentrat und mir sagte, daß ich mit der Dame, welche ich am Arme führte, nicht in den Saal dürfte. Ich machte Vorstellungen; aber die Ruhe beibehaltend, stellt sich die Schildwache vor mich hin, und läßt mich nicht weiter gehen, indem sie ihren Befehl anführt. Da ich von ihr nichts erlangen konnte, forderte ich sie auf, den wachhabenden Officier zu rufen, mit dem ich besser auszukommen hoffte. Froh, der Verantwortlichkeit überhoben zu sein, läßt sich der Gardist dies nicht zweimal sagen und bald habe ich es mit dem Unterlieutenant von der Garde, dem Marquis v. Bartillac, einem Neffen des Herzogs von Havré, zu thun einem Hofmann, der übrigens ein guter Mensch war. Er kam auf mich zu getänzelt und sagte zu mir: „Herr Marschall, ich stehe Ihnen zu Befehl;“ und trat neben mich. Immer weitergehend, um den Hintergrund des Saales zu erreichen, erzählte ich ihm, daß man mir den Eintritt verwehren wolle. Als Antwort sagt er mir ins Ohr: „Ihre Begleiterin ist Frau v. Lavallette; sie hat

hier keinen Zutritt." — „Das hat man mir gesagt; aber schenken Sie mir reinen Wein ein; Sie haben Befehl, sie nicht eintreten zu lassen; haben Sie aber auch Befehl, sie hinauszuweisen?" — „Nein," gab er zur Antwort. — „Gut," erwiderte ich ihm, „so lassen Sie sie in Frieden. Sie will um die Begnadigung ihres Gatten bitten und ich hoffe, daß sie dieselbe erlangt. Was wagen Sie? Was hat der Neffe des Herzogs von Havré zu fürchten? Das Schlimmste was Ihnen geschehen kann, ist ein Paar Tage Arrest, und indem Sie sich dieser Gefahr aussetzen, bietet sich Ihnen die Möglichkeit, ein Menschenleben zu retten. Man hat nicht oft eine so günstige Gelegenheit, eine gute That zu verrichten. Das ist ein Glück, das Sie nicht entschlüpfen lassen dürfen!" Diese kleine Rede rührte zugleich das gute Herz und die Eitelkeit des Herrn v. Bartillac. Er gab mir zur Antwort, er halte sich an mich und Frau v. Lavallette könne bleiben. Ich verschaffte ihr einen Platz an der Eingangsthür in die königlichen Gemächer, und wir warteten das Ende der Messe ab.

Kaum war die Tribune der Capelle geöffnet, so kam der Baron v. Glandevès, Major der Gardes-du-corps, auf mich zu, um mir zu wiederholen, daß Frau v. Lavallette keinen Zutritt hier habe. „Ja," sagte ich zu ihm; „aber bringen Sie den Befehl des Königs, sie hinauszuweisen?" — „Nein," gab er zur Antwort. — „Gut," sagte ich, „so bleibt sie." Der König erschien. Frau v. Lavallette warf sich ihm zu Füßen, überreichte ihm ihre Bittschrift und rief: „Gnade, Sire, Gnade!"

Mit vielem Adel, aber mit Festigkeit sprach der König zu ihr: „Madame, ich nehme Theil an ihrem gerechten Schmerz, aber mir sind Pflichten auferlegt und ich kann mich ihrer Erfüllung nicht entziehen." Und damit ging er weiter. Ein Symptom der politischen Leidenschaftlichkeit der Zeit war es, daß nach diesen Worten die Gardes-du-corps sich so weit vergaßen: „Es lebe der König!" zu rufen, was den Eindruck blutgieriger Grausamkeit machte. Frau v. Lavellette hatte auch noch eine Bittschrift für die Herzogin von Angoulême, welche dem König folgte: sie wollte ihr dieselbe übergeben. Aber die Herzogin wich ihr mit einer heftigen Seitenbewegung und einem wüthenden Blicke aus, der sich nicht malen läßt."

Frau v. Lavallette schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihr Gatte werde auf dem Schaffot begnadigt werden und die meisten ihrer Freunde, unter denen sich die hochgestelltesten Personen des Hofes befanden, bestärkten sie darin; Marmont war anderer Meinung, und rieth Frau v. Lavallette, keine Zeit mehr mit der Ausführung des ihm früher mitgetheilten Plans zu verlieren, dem Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Während das Schaffot schon gebaut wurde, erschien Frau v. Lavallette mit ihrer Tochter in der Conciergerie, um ihrem Gemahl einen letzten Besuch zu machen. Im Gefängniß tauschte sie mit ihm die Kleider, ließ ihn in Begleitung seiner Tochter hinausgehen und in der Sänfte forttragen, mit der sie gekommen war. Sie selbst blieb im Gefängniß zurück. Noch schwerer war es aber für Lavallette, aus Paris und aus Frankreich hinauszukommen, denn Steckbriefe, die seine Person auf das genaueste beschrieben, waren überall verbreitet und aller Orten Vorkehrungen getroffen, über Reisende die strengste Aufsicht zu üben. Nachdem sich Lavallette eine Zeitlang in Paris versteckt gehalten hatte, wendete er sich mit einem anonymen Briefe an einen in der französischen Hauptstadt wohnenden Engländer, Mr. Bruce. In ihm fand er einen großmüthigen Helfer, der noch zwei andere Landsleute, Sir Robert Wilson und Capitän Hutchinson, für seinen Plan gewann, und allen Dreien gelang es, Lavallette auf neutrales Gebiet zu bringen, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis er unter ganz andern politischen Verhältnissen begnadigt in das Vaterland zurückkehrte. Seine treue Gemahlin fand er dort nicht mehr. Die Erschütterungen der letzten Wochen vor der Flucht ihres Gatten hatten ihr den Verstand geraubt; sie war im Irrenhaus gestorben.

Nach der glücklichen Flucht des Verurtheilten wendete sich ein Theil der Wuth der Fanatiker gegen Marmont, dem man es nicht verzeihen konnte, daß er, dem ertheilten Befehl zuwider, die unglückliche Dame bis vor den König gebracht hatte. Man sprach von nichts Geringerm als vom Erschießen; doch blieb ihm der König gewogen.

Schon fast zwei Jahre vor seinem Tode nahmen Ludwigs XVIII. geistige Fähigkeiten so ab, daß thatsächlich Monsieur alle Regierungsgeschäfte besorgte, wozu auch der Einfluß der Frau v. Cayla das Seinige beitrug. Auch der Körper des Königs wurde im höchsten Grade hinfällig. Der Rücken war ganz krumm gebogen und das Kinn sank fast auf die Knie herab; die Lebenskraft war beinahe erloschen. Trotzdem erfüllte der König noch alle äußeren Pflichten seiner Würde. Er empfing am St. Ludwigstage die gewöhnlichen Gratulationsbesuche. „Sonnabend am 11. September frühstückte er noch mit uns, oder nahm vielmehr an der Tafel seinen gewöhnlichen Platz ein. Man gab sich große Mühe ihn soweit emporzurichten, daß er ein Glas Liqueurwein hinunterbringen konnte. Es war dies zugleich der erste Tag, wo er auch Augenblicke der Geistesabwesenheit zeigte. Ich weiß nicht, womit er die Herzogin von Angoulême verletzte. Er bemerkte es als er wieder zu sich kam, und sagte mit einer bemerkenswerthen Ruhe und engelhaften Sanftmuth: „Nichte, wenn man stirbt, weiß man nicht recht was man thut." An demselben Tage sah ihn Frau v. Cayla zum letzten Mal und verließ sein Cabinet nicht mit leeren Händen. Sie legte ihm einen Befehl, für sie das Hotel Montmorency zu kaufen, zum Unterzeichnen vor; und er, blind und dem Tode nahe, setzte einen formlosen Zug darunter, den der Minister des königlichen Hauses, der Herzog von Doudeauville, als eine regelmäßige Unterschrift anerkannte. Dieses Hotel, welches sofort gekauft und dem Marschall Mortier mit 700,000 Francs baar bezahlt wurde, ging als Eigenthum in den Besitz der Frau v. Cayla über.

Der König wollte sich nicht zu Bett legen. Man drang deshalb in ihn, aber er gab zur Antwort: „Das wär' die officielle Ankündigung meines bevorstehenden Endes; alsdann wären bis zu meinem Tode die Schauspielhäuser geschlossen und die Börse hätte Ferien. Alles stände still: der Tod eines Königs von Frankreich ist ein großes Ereigniß. Man muß es so einrichten, daß die Last so kurze Zeit als möglich auf das Volk drückt." Er hatte geäußert: „Ich sehe voraus, daß ich den Donnerstag erreichen werde; ich werde Mittwochs noch einen Rath halten können, und dann die Reise antreten." Sonntag Abend jedoch legte er sich zu Bett um nicht wieder aufzustehen. Dienstag gegen zwei Uhr Nachmittags glaubte man, seine letzte Stunde sei gekommen, und Alles eilte nach dem Schlosse. Die Priester lasen am Bett laut die Gebete der Sterbenden. Er kam wieder zum Bewußtsein, und da er einen Geist-

lichen sagen hörte: „Sire, stimmen Sie im Geiste in unsere Gebete ein?" gab er ihm zur Antwort: „Ich glaubte noch nicht so weit zu sein, aber es thut nichts, fahren Sie fort!" Er blieb in diesem Zustande noch den ganzen folgenden Tag und Mittwoch Nacht hindurch. Donnerstag drei Uhr früh verschied er. Man kann nicht umhin ein so muthvolles, festes und ruhiges Ende zu bewundern; es sind jetzt fast neun Jahre her wo ich Zeuge davon war, und immer noch erfüllt es mich mit Rührung. Jeden großen Mann würde ein solcher Tod ehren."

Der gesammte Hofstaat war in der Dianagalerie versammelt. Die königliche Familie, die Geistlichen, die Aerzte und die den persönlichen Dienst Habenden waren allein bei dem König. Sowie der Arzt, welcher den Arm Ludwigs XVIII. in der Hand hielt, erklärt hatte, daß er aufgehört hatte zu leben, wendete sich Madame die Herzogin von Angoulême gegen Monsieur, und begrüßte ihn als König. Einen Augenblick darauf erschien der Herzog von Damas und meldete mit Thränen in den Augen: „Meine Herren, der König ist todt!" Wenige Minuten später trat der Herzog von Blacas aus der Thür und meldete: „Meine Herren, der König!" und Karl X. erschien. J—t.

Bayard Taylor's Reise nach Lappland.

In Nr. 9 der Europa sprachen wir die Hoffnung aus, unseren Lesern von der Winterreise Bayard Taylors nach Lappland berichten zu können. Die New-York Tribune enthält jetzt die zwei ersten Briefe des Reisenden aus Stockholm. In dem ersten, vom 7. December 1856 datirt, erzählt er seine Ueberfahrt von Lübeck nach Schweden auf dem Dampfschiff Karl Johann in Gesellschaft eines Schweden und eines Polen bei Kälte, Schnee und stürmischem Wetter. Als das Schiff in Ystadt ankam, wo es Kohlen einnehmen mußte, hatte man 16 Grad Fahrenheit (= 7 Grad Reaumur), und die Reisenden hörten von einem Zollbeamten, der an Bord des Schiffes mit ihnen zu Abend speiste, daß das Dampfschiff Umeå, in der Nähe von Sundswall vom Eise durchbohrt, untergegangen sei, wobei fünfzehn Menschen das Leben verloren hätten. Der Schiffscapitän telegraphirte nach Calmar, dem nächsten Hafen, und erhielt die Antwort, die Meerenge sei voller Eis und der Hafen zugefroren. Am dritten Morgen befand sich das Dampfschiff wieder in offener See, und als es an Bornholm vorüber war und auf die südliche Spitze der Insel Öland lossegelte, stürzte ein vierzehn Jahr alter, kräftiger Schiffsjunge ins Meer und die Reisenden hatten den Schmerz, ihn in den Wogen des Meeres verschwinden zu sehen, ehe das ausgesetzte Boot im Stande war, ihn zu erreichen. Am Ende des vierten Tages ging das Schiff am nördlichen Ende von Öland unter dem Winde vor Anker.

Unser Reisende fährt dann in seiner Erzählung fort:

Ich war erfreut, als ich erfuhr, daß unser Capitän nicht den Wind zu verlieren beabsichtigte, sondern in einer oder zwei Stunden wieder unter Segel gehen wollte. Die Nacht war ruhiger als wir vermuthen konnten, und auf sie folgte ein glänzender Morgen. Wir hatten so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß zur Zeit des Sonnenaufgangs der Leuchtthurm auf dem Felsen von Landsort sichtbar war, und die ausgezackten Massen des Archipels von zerspaltenen Inseln, die sich bis nach Torneå hin erstrecken, anfingen, sich an den Küsten zu zeigen. Das Wasser wurde ruhiger und wir liefen in die Meerenge zwischen Landsort und den äußeren Inseln ein. Eine lange Reihe von schroffen, schwarzen, mit Schnee bedeckten Felsen dehnte sich vor uns aus. Neben dem Leuchtthurm an der südlichsten Spitze lagen zwei rothe Häuser und eine Telegraphenstation. Ein mit acht kräftigen Matrosen bemanntes Boot kam uns mit einem Lootsen entgegen, welcher uns erzählte, Stockholm sei durch das Eis verschlossen und die anderen Dampfboote hätten sich gezwungen gesehen, in dem dreizehn Meilen entfernten kleinen Hafen Dalarö anzulegen. Wir segelten daher auf Dalarö los, durchschnitten die Canäle zwischen den verstreuten Inseln, welche allmählich höher und malerischer wurden und deren von Schnee bedeckte Abhänge mit dunkeln Tannenwäldern gekrönt waren. Die Mittagssonne stand tief am Horizont und warf ein blasses, gelbliches Licht über die wilde, nördliche Landschaft; doch in der kalten Luft war Leben und ich sehnte mich nicht nach dem Sommer.

Wir fuhren an der verödeten Festung Dalarö, einem viereckigen steinernen Bau, vorüber, der seinen ursprünglichen Zweck auf dem Gipfel eines Felsens in der Meerenge längst überlebt hat. Hinter derselben eröffnete sich eine ruhige Bucht zwischen einem vorgestreckten Arm des festen Landes, an dessen äußerster Spitze unser Hafen erschien — ein Dorf von ungefähr fünfzig Häusern, die längs der Küste verstreut lagen. Die dunkelrothen Gebäude wurden durch den weißen Hintergrund sehr hervorgehoben. Zwei Dampfschiffe und ein halbes Dutzend Segelschiffe lagen in der Bucht vor Anker; etwa ebenso viele Personen sah man am Strande ruhig einhergehen, und nach dem Leben und der Bewegung, die wir spüren konnten, hätten wir glauben können in Kamtschatka zu sein.

Da unsere Seereise sich hier endigte, so war unser erstes Geschäft, Mittel aufzufinden, um zu Lande nach Stockholm zu gelangen. Unsere zwei Reisegefährten machten uns den Vorschlag, diese Reise gemeinschaftlich zu machen und zu diesem Zwecke für uns und unser Gepäck drei Schlitten und fünf Pferde zu miethen. Der Schwede übernahm es willig, für uns zu unterhandeln und ging mit seiner gewöhnlichen Ruhe ans Werk. Der Besitzer des einzigen Wirthshauses im Orte versprach, am nächsten Morgen früh sechs Uhr Alles bereit halten zu wollen, und unser Capitän, welcher noch denselben Abend nach Stockholm abreiste, nahm Kenntniß von unseren Bedürfnissen, um dafür auf den zwischen Dalarö und Stockholm befindlichen zwei Poststationen zur Erleichterung unserer Reise die nöthigen Anordnungen zu treffen. Wir begaben uns dann nach dem Zollhause, das einen Raum von ungefähr zehn Quadratfuß einschließt, und baten, daß man unser Gepäck durchsuchen möge, erhielten aber von dem Beamten die Antwort: „Wir haben nicht die Ermächtigung, hier etwas zu untersuchen; Sie müssen warten, bis wir es nach Stockholm geschickt haben." Das war wenigstens eine neue Erfahrung. Wir waren deshalb in großer Verlegenheit und sehr verdrießlich; doch endlich gelang es uns vermittelst Erklärungen und Bitten, den Mann zu bestimmen, die Untersuchung vorzunehmen. Unsere Koffer wurden ans Ufer geschafft, und wenn je ein Zollbeamter seine Pflicht gewissenhaft erfüllte, so war es dieser

Schwede. Jeder einzelne Artikel wurde herausgenommen und besonders eingesehen, und das mit einer Geduld, die ich nur bewundern konnte. Es wurde indessen keine Contrebande gefunden; wir hatten das Vergnügen, unsere Sachen wieder einpacken zu können und wurden dann, trotz der heftigen Kälte ganz mit Schweiß bedeckt, nach dem Karl Johann zurückgerudert.

Gestern früh standen wir um fünf Uhr auf, begaben uns in der Dunkelheit ans Land, und nachdem wir eine Stunde lang gewartet hatten, gelang es uns endlich, unsere Gespanne zusammen zu haben. Die Pferde waren klein, aber muthig, die Schlitten nur roh gezimmert, doch fest und nicht unbequem und unsere Kutscher, Bauern aus der Nachbarschaft, geduldig und gutgelaunt. Wir fuhren die steile Anhöhe hinauf, waren in zwei Minuten außerhalb des Dorfes, fuhren über ein offenes Feld weg und gelangten in einen Tannen- und Fichtenwald. Die Schlittenbahn war prachtvoll und unsere kleinen Pferde brachten uns, wie es in Schweden auf den Posten gewöhnlich ist, in der Stunde Zeit eine schwedische Meile (zwei geographische Meilen) vorwärts. Von Kopf bis zu Fuß in unsere Pelze eingehüllt, wurden wir von der scharfen Luft nichts gewahr, und nach unserem Gefühl zu urtheilen, dachten wir, die Temperatur sei etwa 20 Grad Fahrenheit (= 5 ⅓ Grad Reaumur). Wie groß war unser Erstaunen, als wir die Poststation erreichten und erfuhren, daß das Fahrenheitsche Thermometer 2 Grad (= 15 Grad Reaumur) unter Null stand.

Langsam, fast unmerklich verminderte sich die Dunkelheit, doch der Morgen war wolkig und vor neun Uhr war vom Tagesanbruch wenig zu bemerken. In der frühen Dämmerung wurden wir durch eine meteorische Feuerkugel erschreckt, die beinahe so groß wie der Mond und von einem weißlichen Glanze war, sich in horizontaler Linie von Osten nach Westen bewegte und ohne irgend ein Geräusch verschwand. Ich habe nie eine schönere Winterwaldscenerie gesehen als die, durch welche wir fuhren. Die Tannen- und Fichten, von der größten Verschiedenheit hinsichtlich der Form, waren vollständig mit gefrorenem Schnee bedeckt und standen so unbeweglich da, wie Wälder von Bronze mit Silber eingelegt. Die feinen Zweige der Trauerbirke glichen Reisern von Krystall in tausend schwebenden und ausgesuchten Mustern. Es ging kein Wind, ausgenommen auf den offenen Plätzen im Walde, wo die gefrorenen Seen sich gleich Wiesen ausdehnten. Als wir uns der ersten Station näherten, machten sich Zeichen der Cultur bemerkbar — von Hecken eingeschlossene Felder, niedrige rothe Häuser, niedrige Scheuern und kleine Flecken Gartenland. Gelegentlich begegneten wir auch Bauern in ihren Schlitten, kräftigen, rothbäckigen Burschen und Weibern. Die Poststation war eine Hütte in dem kleinen Flecken Berga. Wir fuhren in den Hof und während die Schlitten und Pferde gewechselt wurden, genossen wir etwas heiße Milch und zähes Roggenbrot, das einzige Eßbare, was zu haben waren, doch Beides in seiner Art gut. In dem sehr anständigen Passagierzimmer lag ein Fußteppich und das Volk schien nur wegen seiner geringen Bedürfnisse arm. Unsere neuen Schlitten waren schlechter als die ersten. Dasselbe war auch mit den Pferden der Fall; wir kamen jedoch zu rechter Zeit auf der zweiten Station an, wo wir uns genöthigt sahen, wieder eine andere Einrichtung zu treffen. Das Gepäck wurde auf einem großen Schlitten vorausgesandt, während wir zu Zwei in zwei einspännigen Schlitten saßen und unsere Pferde selbst lenkten. Die schwedischen Pferde erhalten das Zeichen zum Stillestehen durch ein Pfeifen, und sie werden durch ein Schnalzen mit den Lippen angefeuert, was sofort zu lernen mir nicht möglich war; Peitschen gab es nicht. Wir befanden uns nun auf einer breiten, gebahnten Landstraße, und die vielen Gespanne, die uns begegneten und an denen wir vorüberfuhren, waren ein sicheres Zeichen, daß wir uns Stockholm näherten. Die Gegend, während des ganzen Weges wellenförmig, wurde weit dichter bewohnt und schien erträglich bebaut.

Gegen ein Uhr Nachmittags fuhren wir einen steilen Abhang hinan, von dessen Gipfel wir auf Stockholm hinabsahen. Der Himmel war dunkelgrau und trübe; die Hügel waren mit Schnee bedeckt und die Dächer der Stadt glichen einer Menge Zelte, zwischen denen ein halbes Dutzend spitzer Thürme sich in die Luft erhoben. An jeder Seite waren Arme des Mälarsee's — weiße, gefrorene Ebenen. Es gab Schnee in der Luft und wir sahen durch einen Schirm von schweren Schneeflocken auf das dunkle, winterliche Gemälde. Der Eindruck war in seiner Art einzig und ich werde denselben nie vergessen.

Wir hatten die südliche Vorstadt passirt und fuhren nach dem See hinab, als eine unserer Deichseln zerbrach. Wir überließen den Schlitten der Sorge einer kräftigen Magd, die die Stelle des Postillons versah, und ich und Braisted, mein treuer Reisegefährte und Diener, setzten uns auf das Gepäck, und in diesem Aufzug fuhren wir durch die Stadt vor dem Adelshause und dem königlichen Palaste vorüber über die nördliche Brücke und um die nördliche Vorstadt herum, und ich weiß nicht, wo sonst noch hin zum großen Erstaunen Aller, denen wir begegneten, bis endlich unser dummer Postillon ausfindig machte, wohin er fahren mußte. Dann nahmen wir Abschied von dem Polen, der seine Reise nach Norköping auf der Stelle fortsetzte, und blickten bei der Trennung ganz trostlos umher; aber der ernste Schwede bewies seine Herzensgüte bis zum letzten Augenblick — denn sein eignes Haus vernachlässigend, von dem er seit sieben Jahren abwesend war — begleitete er uns in ein Hotel, ließ uns dort Zimmer anweisen und trennte sich erst von uns, nachdem er uns ein sicheres Unterkommen verschafft hatte. So sind wir jetzt in Stockholm zu Hause.

In dem zweiten Briefe, datirt Stockholm, den 15. December, erzählt unser Reisende weiter. Seit einer Woche bin ich nun hier mit den Vorbereitungen für meine Winterreise nach dem Norden beschäftigt. Das Wetter hat sich während dieser Zeit so verändert, daß ich den Ort kaum wiedererkenne. Am Tage nach unserer Ankunft stellte sich Thauwetter ein, welches jede Spur von Schnee und Eis beseitigt und den Hafen geöffnet, den Mälarsee frei gemacht und den weißen Hügeln um die Stadt herum ihre herbstlichen Farben von Braun und Dunkelgrün zurückgegeben hat. Ein dichter Nebel verdunkelt das kurze Tageslicht, die Luft ist feucht und drückend, Jedermann hustet und hat den Schnupfen, und die bei kaltem Wetter so zweckmäßigen luftdichten Zimmer sind jetzt unerträglich. Mein Blut stockt und meine Geistesstimmung sinkt, wie das Quecksilber steigt, und mit Ungeduld sehne ich mich darnach, daß das Thermometer wieder unter den Gefrierpunkt herabsinkt und wir wieder eine feste Schlittenbahn haben. Die Bewohner von Stockholm, die ihr Klima so mild wie nur

möglich darzustellen lieben, sagen, daß das Schneewetter sich wahrscheinlich erst nach Weihnachten wieder einstellen werde; doch ich kann nicht so lange warten und so werde ich morgen meine Reise nach Nordland, der Lappmark und dem Polarkreis antreten.

Die Vorbereitungen zu dieser Reise haben mir weit mehr Schwierigkeiten gemacht, als ich vermuthete, — nicht sowohl in Bezug auf die nothwendigen Gegenstände, als hinsichtlich der nöthigen Belehrung über diesen Gegenstand. Bis jetzt bin ich noch nicht im Stande gewesen, einen Mann aufzufinden, der diese Reise im Winter gemacht hat, oder der nur zu sagen vermag, was ich zu erwarten habe, oder was ich thun soll. Die Erwähnung meines Plans erregt ein allgemeines Erstaunen; doch die Leute haben zuviel Lebensart und sind zu höflich, als daß sie mich geradezu für einen Verrückten erklären sollten, obwohl ich nicht bezweifele, daß Viele unter ihnen so denken. Selbst die Landkarten sind für die Reisenden nur bis Torneå genau genug und die einzige Specialkarte von Lappland, die ich habe auftreiben können, ist von 1803. Die Regierung hat allerdings die Veröffentlichung einer vortrefflichen Karte des Königreichs nach den Provinzen begonnen, doch diese ist erst bis jenseits Jemteland, ungefähr bis zum 63. Grade nördlicher Breite, vorangeschritten. Ebenso wenig ist irgend ein Werk über Lappland zu haben, einige botanische und geologische Schriften ausgenommen, welche ganz natürlich wenig praktische Belehrung enthalten. Die englischen und deutschen Handbücher für Schweden sind nördlich von Stockholm fast ganz nutzlos.

Viele schwedische Herren, deren Bekanntschaft ich gemacht habe, scheinen ein Gefühl der Scheu und der Furcht vor dem Norden zu haben, woraus sich ihr Mangel an Bekanntschaft mit demselben erklären läßt; ich war aber nicht darauf vorbereitet, eine so große Unwissenheit hinsichtlich der Geographie von Lappland zu finden. Ich hatte den Gedanken, eine Reise durch das Innere der schwedischen Lappmark längs des östlichen Fußes der Bergkette, die dieselbe von Norwegen trennt, zu machen, bin aber nicht im Stande gewesen, mir die geringste Auskunft über jene Gegend zu verschaffen. Die vorzüglichsten Versicherungen sind, daß ich von der Kälte viel zu leiden haben werde, daß ich mich reichlich mit Lebensmitteln versehen muß, weil unterwegs keine zu haben sind, und daß ich erwarten muß, Beschwerden und Entsagungen jeder Art zu erdulden. Diese Aussicht beunruhigte mich indeß nicht, denn ich habe auf meinen Reisen gelernt, daß alle diese Schreckgestalten aufhören zu existiren, sobald man ihnen kühn entgegentritt.

Unsere ganze Ausstattung beschränkt sich daher auf etwas Kaffee, Zucker, Salz, Schießpulver, Streichhölzchen, Blei, Schroot, vier Flaschen Cognac für Nothfälle, ein Schwert, ein starkes Messer, Hammer, Schraubenzieher, Nägel, Stricke und Bindfaden; was Alles in einer Kiste enthalten ist, die 18 Zoll im Quadrat hat. Eine einfache Reisetasche enthält unseren Kleidervorrath, Bücher, Schreib- und Zeichnenmaterialien, und Jeder von uns — ich und Braisted — ist noch mit einer Doppelflinte versehen. Wir unterhandelten wegen des Ankaufs eines hübschen Nordlandschlittens, von denen in dieser Jahreszeit eine Menge mit wildem Geflügel in Stockholm ankam, allein das Thauwetter verhinderte uns, diesen Handel abzuschließen. Die Sorge für die erforderlichen Gelder war ein Werk, das einige Zeit in Anspruch nahm. Darin wurde ich von dem braven Moström, einem ausgezeichneten Lohnbedienten, unterstützt, den ich allen Reisenden empfehle. Als Derselbe mir nach einer Bemühung von drei bis vier Tagen das Geld brachte, glaubte ich, plötzlich in den Besitz eines sehr großen Vermögens gelangt zu sein. Es gab da Hunderte von Banknoten und Tausende von Silbermünzen von allen Größen, schwedisches Papier, Silber und Kupfer, norwegische Banknoten und Species, dänische Rigdaler, russisches Geld, Rubel und Kopeken. Der Werth strafte die Menge Lügen und ich habe keinen Zweifel darüber, daß der große Haufen schnell genug zusammengeschmolzen sein wird, um mich bald aus meiner angenehmen Täuschung herauszureißen.

Es wäre besser gewesen, uns in Deutschland mit unseren Reisebedürfnissen zu versorgen; denn so sonderbar es auch klingen mag, so wahr ist es doch, daß Stockholm nicht halb so gut mit Pelzwerk und Winterkleidung versehen ist wie Leipzig und Hamburg. Wir waren bereits im Besitz von weiten Pelzen. Der meinige ist von dem Felle eines grauen Bären, Braisteds von gelbem Fuchs. Hier kauften wir noch Mützen von Seeotterfell, Pelzhandschuhe von Hundefell, die mit dem Pelzwerk vom Eisbär gefüttert sind, gewirkte wollene Mützen, wollene Schärpen von ziemlicher Länge, um sie um den Unterleib zu winden, und nach langem Suchen lederne Ueberziehstiefel mit Schaffell gefüttert, die beinahe bis an den Schenkel reichen. Wenn ich mich in diesem Anzuge befinde, so beträgt mein Durchmesser die Hälfte meiner Höhe und die Bewegung fällt mir ziemlich schwer; während Braisted, der um 7 Zoll kleiner als ich ist, gleich einem belebten Baumwollenballen einherschlottert.

Unsere Vorbereitungen sind jetzt gemacht, soweit ich mich vergewissern konnte, was gethan werden muß, und unsere Plätze sind in dem Postwagen, der morgen von hier nach Gefle, 30 geographische Meilen nördlich von hier, abgeht, genommen. Dort hoffen wir Schnee und ein kälteres Klima zu finden. Die Reise bis Torneå wird wenigstens 14 Tage erfordern, und außerdem auch von dem Zustande der Straßen und der Beschaffenheit der Beförderungsmittel, die uns zu Gebote stehen werden, abhängen. Mein Wunsch ist, wo möglich bis Alten am nördlichen Eismeer vorzudringen; ich wünsche aber bis Anfang Februar zurückzukehren.

C—n.

Mikroskopische Schlachtenbilder.*)

II.

Mit dem Christenthum und dem deutschen Kaiserthume beginnt nicht nur für Staat und Religion eine neue Zeit; auch in der Kriegsgeschichte tritt eine ganz neue Periode ein: eine Umkehrung der alten Kriegsweise. Der Kampf mit dem Reitervolk der Magyaren und Araber, das Ritterthum und Lehnswesen brachten es mit sich, daß die Reiterei der Kern des Heeres wurde, Roß und Reiter sich in Eisen kleideten, das Fußvolk aber schlecht bewaffnet und verachtet blieb. Herzöge und Grafen sammelten ihre Gefolgschaften, die ohne weitere militärische Ordnung bloße Haufen bildeten. Ein Helm mit Federbusch und Stirnberg, ein Schuppen- oder Ringpanzer, eisenbeschlagener Schild, langes Schwert und Lanze schützen den Reiter, das Fußvolk dagegen trägt einen kappenartigen Helm, einen Linnenharnisch, Streitaxt, Keule, Morgenstern

oder Hellebarde, die sich zum Stechen und Hauen eignete. In geschlossener Reihe sprengte die Ritterschaar heran, bis sie den Feind erreicht hatte, worauf sich die Schlacht in Einzelkämpfe auflöste. Das Fußvolk dagegen stellte sich nach altgermanischer Weise in keilförmiger Ordnung auf, an deren Spitze die Stärksten und Bestbewaffneten standen, wogegen Schilde und Pallisaden gegen Reiterei schützten. Von den Griechen hatten die Araber soviel gelernt, daß sie vor dem Haupttreffen einen Vortrab und hinter demselben eine Reserve bildeten. Ein Panzerhemd, ein enger Helm ohne Kamm, ein leichter Schild, Speer und krummer Säbel bildeten die Ausrüstung der arabischen Reiter, welche die Schlacht mit einem Pfeilregen eröffneten, nachdem das Fußvolk unter Pauken- und Cymbelschall herangerückt war, worauf sich die Reiter im Sturm auf den Feind warfen, ihn umschwärmten und ermüdeten. Die Eisenrüstung der Ritter, die in wilder Unordnung ihnen entgegensprengten, und deren wuchtige Waffen widerstanden solcher Angriffsweise zwar siegreich, konnten dem Feinde aber durch Verfolgung keinen Schaden zufügen. Solche Reiterheere brauchten zu ihren Schlachten weite Ebenen, auf denen sie sich tummelten; weshalb die Benutzung des Bodens vernachlässigt wurde. Doch als die Schweizer gegen Leopolds Reiterheer stritten, wählten sie Engpässe, wo ihnen der Feind keine größere Front entgegenstellen konnte, selbst aber bei der Enge von seinen Pferden und Lanzen keinen Gebrauch zu machen vermochte, wogegen die leicht bewaffneten Bergbewohner mit Morgensternen und Hellebarden in die ungefügen, eingeklemmten Ritterschaaren schlugen, die bereits durch herabgeworfene Balken und Steinblöcke in Unordnung gebracht waren.

Die ritterliche Kriegsweise dauert bis etwa 1350 in runder Zahl; denn von da ab kommen Feuerwaffen immer mehr in Gebrauch, wodurch das Fußvolk wieder die Entscheidung der Schlacht erhält. Zugleich hatte der Bürgerstand durch seine wehrhaften Mannschaften sich Achtung verschafft, die Söldlinge, welche nach und nach nöthig wurden, gehörten meist dem Bürger- oder Bauernstande an und wurden gewissermaßen die Vorläufer der stehenden Heere. Neben der Armbrust war etwa seit 1300 bereits grobes Geschütz in Anwendung, welches man mit Pulver lud, jedoch so unbeholfen und kolossal construirte, daß man oft 150 Pferde zum Transport einer Kanone mit den dazu gehörigen Wagen gebrauchte. Die Kanoniere bildeten eine Künstlerinnung, organisirten sich zunftmäßig und verdungen sich nur auf eine bestimmte Zeit. Erst nach und nach wurden die Geschütze kleiner, wenn auch die Röhre sehr lang blieben, bis man endlich tragbare Musketen verfertigte, die man auf eine Gabel stützte, sobald man sie mit der Lunte abfeuern wollte. Kaiser Maximilian galt für einen tüchtigen Geschützkundigen, und die Städte befleißigten sich ganz besonders der „Arkelei", wie die Artillerie damals hieß.

Ehe die Musketen für die Schlachten wichtig wurden, brachte eine gut geübte Mannschaft Armbrustschützen den Sieg, wie dies in den Kriegen der Engländer gegen die Franzosen der Fall war. Der Stahlbogen trieb den 3 Fuß langen Pfeil mit so großer Kraft 2—300 Fuß weit, daß er selbst noch durch einen Panzer drang. Dabei war der Schütz leicht gerüstet, behend, zur Nothwehr mit einer Streitaxt versehen und so einexercirt, daß er jede Deckung zu benutzen, bald in Schützenlinie, bald in kleinen Trupps vertheilt zu streiten verstand. Stürmten Reiterschaaren heran, so schossen die Schützen die Verwegensten vom Pferde, stoben dann auseinander, bargen sich hinter Bäume, Hecken und Gräben, brachten durch sichere Schüsse die Reiter in Unordnung, die selten an den Mann kommen konnten, fielen über die Gefallenen mit dem Dolch her, oder schlugen die Reiter mit der Streitaxt vom Pferde. Diesen Schützen erlag der französische Adel, gegen den sicher gezielten Pfeil war der tapferste Reiter wehrlos, und der Schütze selbst so behend, daß ihn der schwerfällige Reiter selten erreichen konnte. Gegen verstreute Schützenlinien sprengten die Reihen Geharnischter vergebens heran.

Karl der Kühne von Burgund hatte sich ein streitbares Heer aus schwergeharnischten Rittern mit deren Reisigen und berittenen Bogenschützen gebildet, denen Büchsenschützen und Pikenträger (Pikeniere) zu Fuß folgten. Das Fußvolk hüllte den Oberkörper in Eisenblech, war in Compagnien getheilt und wohl einexercirt. Wenn der geharnischte Kriegsadel (Gensdarmen oder Kürassiere) in zwei Gliedern mit eingelegten Lanzen gegen den Feind sprengte, Bogenschützen in zwei Linien heranjagten, absaßen und zu Fuß fochten, so rückte das Fußvolk in dichten Vierecken heran, dessen Rand Pikeniere bildeten, die sich aufs Knie warfen, die Lanzen vorstreckten und die Schützen über sich hinweg schießen ließen. Zur Schlacht stellte man sich in drei Vierecken hinter einander auf; vor und neben der Front hielt das Geschütz, welches aber noch schwerfällig zu handhaben war. Die Schweizer dagegen führten 18 Fuß lange Lanzen oder Hellebarden, oder lange Schwerter oder Streitäxte, leichte Böller und trugen leichte Rüstung. In die Schlacht zog ein „Gewalthaufe" in dichten, keilartigen Massen, denen Vor- und Nachhut als rechter und linker Flügel folgten, wogegen die „verlorenen Knechte oder Freiknechte" als Avantgarde die Schlacht eröffneten. Die dichten Schweizerkeile drangen in die dünneren Reihen der Burgunder ein, wobei sie eine geschickte Stellung und Ueberflügelung benutzten, und dann ein geschlagenes Treffen aufs andere warfen.

Eine ganz eigenthümliche Kampfweise erfanden die Hussiten, durch welche sie unbesiegbar wurden. Auf dem Marsche ließen sich dieselben von einer Wagenburg begleiten, welche aus vier parallel neben einander fahrenden Wagenreihen bestand, zwischen denen das Heer marschirte. Die beiden äußersten Wagenreihen ragten vorn und hinten über die beiden inneren weit hinaus, sodaß, wenn die überragenden Enden einwärts umbogen, die ganze Armee wie in einer hölzernen Burg eingeschlossen war. Auf den Wagen standen Schützen, um dem Feinde die Annäherung zu erschweren; öffneten sich die umgebogenen Flügel, so stürzten die übrigen Krieger heraus, die sich bei ungünstigem Ausgange des Gefechts in die für Reiter unangreifbare Burg zurückzogen. In den Seitengassen des Wagenvierecks sammelte sich das Fußvolk, in der Mittelgasse Reiter und Geschütz. Wollte der Feind in diese Gassen folgen, so empfingen ihn Schützen vor den dicht aufgefahrenen Wagen und die furchtbaren Waffen der hussitischen Bauern. Diese bedienten sich eigenthümlicher schrecklicher Waffen. Mit langen Feuerhaken rissen sie die Reiter von den Rossen, oder schlugen Lücken in das Fußvolk; aufgerichtete Sensen, mit Eisen beschlagene Dreschflegel, gewaltige Eisenkugeln mit Zacken, die durch eine Eisenkette an einem kurzen Stiel befestigt waren, ja selbst Schlingen und Schießgewehre benutzte man als Angriffswaffen, gegen welche Ritter und Pikeniere

ganz wehrlos blieben. Außerdem hatten die Hussiten ihre hohen Schilde an den Seiten mit Oehren und Haken versehen, sodaß man sie wie eine spanische Wand an einander befestigen und vermittelst eines eisernen Stachels aufrechtstellen konnte, damit die Schützen sicher hinter ihnen laden und zielen konnten. Darf es da auffallend erscheinen, daß den Hussiten die Ritter und Pikeniere stets erlagen, ja daß sie solchen Schrecken verbreiteten, daß die Reichsheere bei ihrem Anblicke zu fliehen pflegten?

Die gefürchtetsten, unwiderstehlichsten Truppen unter Max I. und Karl V. waren die „frommen Landsknechte", denen in der furchtbaren Schlacht bei Pavia 1525 nicht nur die schweizerischen Landsknechte, sondern auch fast der ganze ritterliche Kriegsadel Frankreichs erlag. Denn damals verdung sich der Adel wie der freie Bürger und freie Bauer auf Monate oder Jahre zum Kriegsdienst, da es Sitte war, daß ein Fürst oder eine Stadt, die Soldaten brauchten, mit einem angesehenen Kriegsobersten (Condottiere) einen Contract auf Lieferung von so und soviel Mann schloß. Der Oberst warb und commandirte, und betrieb das Kriegswesen als einträgliches Geschäft. Solche Kriegshauptleute waren noch im dreißigjährigen Kriege der Graf Mansfeld, Christian von Braunschweig, Wallenstein 2c., im Jahrhundert vorher galten Franz v. Sickingen und Georg v. Frundsberg für die angesehensten Kriegsführer.

Die Landsknechte darf man nicht mit den Söldlingen des siebenjährigen Kriegs, oder mit unseren Soldaten verwechseln; denn sie schlossen als freie Männer unter gewissen Bedingungen mit dem Fürsten oder Kriegsobersten einen Contract und bildeten eine Art Republik, die sich selbst regierte, sich selbst Gesetze und Beamte gab und nur so lange gehorchte, als der Contract gehalten wurde.

Bedurfte ein Kaiser oder Fürst Soldaten, so schloß er, wie gesagt, mit einem Obersten einen Lieferungscontract und stellte diesem ein Werbepatent aus, mit welchem Werber in Städten, Dörfern und auf Märkten erschienen, um kriegslustige junge Leute anzuwerben. Nachdem diese ein Handgeld empfangen hatten, mußten sie am bestimmten Tage auf dem Sammelplatze erscheinen, wo sie Musterung vor dem Obersten und dem Vertreter des Fürsten zu passiren hatten, indem sie Mann hinter Mann durch ein Joch gingen, welches aus zwei aufrecht in die Erde gesteckten und einem darüber gelegten Spieße gebildet wurde. Jeder Landsknecht kleidete und bewaffnete sich nach eigenem Geschmack und Mitteln, denn Uniformen und gleichmäßige Bewaffnung gab es nicht. Nun ward „das Regiment aufgerichtet", indem der Oberst sich die Officiere auswählte, die Landsknechte ihre Vertreter und untern Beamten wählten und der „Artikelbrief" verlesen wurde, d. h. das Kriegsgesetz, unter dem die Landsknechte stehen wollten. Sie erhielten besondere Gerichtsbarkeit, bildeten ein Schwurgericht und sprachen in vorkommenden Fällen unter großer Feierlichkeit das Todesurtheil aus. Die Stellvertreter des Obersten hießen Lieutenants, die unteren Beamten Weibel; der Freimann mit der rothen Feder und seine Ruthenknechte gehörten mit zum Regiment; für Weiber, Kinder, Köche und Krämer war ein besonderer Weibel bestellt, und Todesurtheile vollstreckte das Regiment selbst, indem der Verurtheilte in vorgehaltene Spieße sich stürzen mußte. Daraus ward später das Spießruthenlaufen. Die Officiere trugen Ritterrüstung und hatten phantastisch gekleidete Trabanten, weil es nicht selten Rebellion gab, wenn der Sold nicht pünktlich bezahlt wurde.

Ein Regiment Landsknechte bestand aus 4—10,000 Mann, welche im Colonnenmarsch und im Stoß mit der Hellebarde geübt wurden. Zur Schlacht zogen sie in einem massiven Viereck. Voran ging der „verlorne Haufe" und „die Läufer", welche man durchs Loos auswählte, damit sie den ersten Anprall der feindlichen Haufen aushielten. Hinter ihnen her schritt das Viereck, genannt der helle, d. h. dichte Haufe, welcher jedoch vorher aufs Knie fiel, betete und ein geistliches Lied sang, worauf die Krieger einander schworen, sich in Gefahr und Tod getreulich beizustehen, dann den Staub von den Schuhen schüttelten, oder Staub über sich warfen, und nun mit gesenkten Lanzen gegen den Feind mit dem Schlachtruf: „Her! Her!" stürmten, wobei sie auf je fünf Schläge der hohlen und unförmlichen Trommel drei Schritte machten.

So bürgerlich die Haufen der Landsknechte auch sonst waren, so hatte sich unter ihnen doch noch ein kühner Heldensinn erhalten, welcher an das graue Alterthum erinnert. Denn vor Beginn der Schlacht traten kräftige und muthige Streiter hervor und forderten die Muthigsten und Stärksten von feindlicher Seite zum Zweikampfe, der mitten zwischen den Heeren stattfand. Beim Angriff selbst schritt der Oberst mit seinen Officieren dem Regimente voran und schlug herzhaft drein, denn gegen ihn richteten sich die Hellebarden und Lanzen der Feinde zumeist. Der alte Frundsberg arbeitete mit seinem wuchtigen Schwerte so gewaltig, daß er dabei stöhnte und pustete, wie etwa ein Holzhauer beim Fällen der Bäume. Während der Oberst mit den Gegnern sich herumschlug, blieben die Hakenschützen nicht unthätig, die auf den Flügeln standen, und suchten durch ihre Kugeln Lücken in die geschlossenen Massen zu bringen. Dabei war das Schlachtviereck selbst so geordnet, daß in den drei ersten Gliedern die tapfersten Leute standen, die mit gefällter Lanze angriffen, oder den Angriff abwehrten, während in der Mitte die Leute mit kurzen Wehren sich befanden, das Ganze aber von Landsknechten mit langen Spießen umgeben war. Reiter und Geschütz griffen zwar thätig mit in den Gang der Schlacht ein, aber nur bei Pavia der Art, daß sich die verschiedenen Waffengattungen gegenseitig unterstützten.

Ein Regiment Landsknechte bildete einen bunten Haufen, da es weder Uniformen noch gleiche Waffen gab. Da sah man Leute mit geschlossenem Helm, mit Pickelhaube, Hut, Federbarett, Brustharnisch, weiten Pluderhosen, Wamms mit aufgeschlitzten Aermeln, Streitäxten, Partisanen, Hakenbüchsen, Spießen 2c., dazwischen Trabanten in grell gefärbten Kleidern, den Schultheißen mit seinen Richtern in geistlicher Tracht, den Profoß mit den Stockmeistern, Weibeln, Buben, bissige Hunde, Karren, Buden, Zelte, Kramladen, Gaukler, Taschenspieler, Seiltänzer 2c., da Einer vom Andern lebte und der Sold so reichlich war, daß der Landsknecht von ihm eine Familie ernähren konnte. Jedenfalls war ein Lager der Landsknechte malerischer als ein Bivouac uniformirter Soldaten.

Im Befreiungskriege der Niederländer und im dreißigjährigen Kriege fing eine neue Schlachtordnung an sich zu entwickeln, indem die Spanier und nach ihrem Vorbild Wallenstein das Viereck des „hellen Haufens" zu organisiren suchten, wogegen die Oranier und Gustav Adolf das Viereck zur Linie umgestalteten. Zugleich wurde die Bewaffnung eine andere. Die Reiter erhielten statt der langen

Lanze eine 2 Fuß lange Pistole, die Dragoner, die zu Pferd und zu Fuß dienten, sogar lange Flinten; die Harnische wurden leichter und die Bewegungen geregelter. Die Reiterei hielt in 4—8 Gliedern auf den Flügeln, oder in den Zwischenräumen zwischen dem Centrum und den Flügeln; dann brach sie im Trabe gliederweise hervor, ritt bis nahe vor den Feind, feuerte die Pistole ab, schwenkte, trabte zurück, damit die übrigen Glieder dasselbe Experiment machten, bis der Feind wankte, den man nun erst mit dem Schwerte angriff. Die Artillerie war zwar leichter, beweglicher und vielgestaltig, aber die Bedienung sehr umständlich, weil man keine Cartouchen hatte, und das Treffen dem Zufall überließ.

Die Infanterie theilte man zwar regelrecht in Ober- und Unterabtheilungen ein, aber auf dem Marsche ging sie in Unordnung und beim Treffen bildete sie einen unbeholfenen Haufen. Sie stellte sich im Viereck auf, welches Schützen umsäumten, die auch in kleinen Trupps gegen Reiter plänkelten. Schlug eine Kugel in solche dichte Massen des Vierecks, so richtete sie große Verheerungen an, glücklicherweise trafen sie mit ihren unbeholfenen Gewehren von 15 Pfund Schwere, die eine Kugel von $1/10$ Pfund schossen, seltener und feuerten überhaupt langsam. Denn am Bandelier trug man zwar in 10 hölzernen Kapseln ebenso viel Ladungen für Schüsse, aber die Kugel mußte man besonders aufsetzen. Die Arkebusirer (leichte Schützen) sprangen vor das Viereck, feuerten und eilten wieder zurück, die Musketiere dagegen gaben Gliederfeuer, wobei allemal das Glied zurücktrat, welches seinen Schuß abgegeben hatte, um hinter den übrigen zu laden. Die Spießträger endlich drangen dem Feinde dicht auf den Leib und metzelten sich im erbitterten Nahkampfe nieder. Uebrigens waren die Vierecke in ein oder zwei Treffen gestellt und hatten Vor- und Nachhut, d. h. rechten und linken Flügel.

Wallensteins Heer war nach spanischer Weise bewaffnet und aufgestellt. Mehr als die Hälfte der Fußtruppen bestand aus Pikenieren, welche einen Brustharnisch und einen langen Degen trugen, und eine 18 Fuß lange Pike führten, wogegen die mit einer Pickelhaube oder einem Hute versehenen Musketiere ein Schießgewehr mit einer Gabel, kurzen Degen und Patronenkapseln am Bandelier hatten. Officiere erkannte man an der rothen Schärpe und an der Partisane mit der breiten Eisenspitze. Die vollständig geharnischten Kürassiere bewaffneten sich mit zwei langen Pistolen und einem langen Schwerte, die berittenen Karabiniere, die nur Helm und Bruststück besaßen, führten außer den beiden Pistolen noch einen Karabiner, und die Dragoner bedienten sich sogar einer langen Flinte mit einem Radschloß als Waffe; als leichte Reiter dienten Kroaten. Das Exerciren mit der Muskete war sehr umständlich, denn es umfaßte 143 Griffe, von denen 91 bei dem Laden und Schießen gemacht wurden, der Pikenier dagegen hatte sich nur auf 21 Griffe an der Pike einzuüben. Am unvollkommensten war die Artillerie ausgebildet, trotz der Innungen ihrer Mannschaft. Die Kanoniere, Schneller genannt, hatten keine Patronen, sondern schaufelten aus dem neben der Kanone stehenden Pulverfaß die erforderliche Ladung in dieselbe, auf ein bischen mehr oder weniger scheint es nicht angekommen zu sein. Schließlich bemerken wir, daß das Infanterieregiment 1500—2000 Mann, das Reiterregiment 750—800 Mann zählte. Wie sehr die Kaiserlichen im Nachtheil waren gegen die Schweden, wird der folgende Schlußaufsatz lehren.

F. K—r.

Ein Ausflug nach Santarem.

Aus Almeida-Garrett's „Reisen in meinem Vaterlande."*)

Schon kamen die letzten Stunden des Tages herauf, als wir in die Straße einbogen, die zu den Höhen von Santarem hinanführt. Die wenigen Leute, die uns entgegenkamen, die schlechterhaltenen Obst- und Gemüsegärten, die zerfallenen Landhäuser, Alles deutete darauf hin, daß wir uns einem großen, aber herabgekommenen und verödeten Orte näherten.

Doch den schönsten, herrlichsten Schmuck ihrer Umgebung besitzt die edle Stadt noch heute; nicht ganz ist sie versunken und verloren, noch rauscht ihr Olivenhain! Ja, er besteht noch, der Olivenhain von Santarem, dessen Reichthum und Schönheit gleichsam ein Losungswort, ein allgemein theurer Glaubensartikel unseres Volkes ist. Mein Herz erkannte ihn gleich und erfreute sich, ihn zu schauen; in ihm grüßte ich das patriarchalische Wahrzeichen unseres uralten Volkslebens. Es war mir, als erblickte ich in diesen alten, mit saftigem Grün gekrönten Stämmen wie in Tasso's bezaubertem Walde die ehrwürdigen Standbilder unserer Vorfahren, und im Säuseln ihrer Blätter, die ein Lüftchen von Zeit zu Zeit regte, meinte ich ihre Seufzer, ihre Wehklagen über die traurige Entartung ihrer Enkel zu vernehmen. Auch er ist verfallen, auch er ist entweiht wie Alles in Portugal, und doch bleibt er noch ein theures, heiliges Monument. Die Völker des Mittags bekennen sich leider nicht zu der ehrerbietigen Pietät vor den Wäldern, welche den Völkern des Nordens eigen ist. Man hat bei uns sehr wenig Achtung vor den Bäumen. Der Olivenhain von Santarem macht eine rührende Ausnahme.

Wir setzten unsere Maulthiere in Trab und erstiegen rasch die erhabene Lehne. Mich trieb die Aufregung, die Ungeduld. Ich konnte es nicht erwarten, bis ich dieser Menge von Denkmälern und Ruinen gegenüberstehen würde, die bisher nur in meiner Einbildungskraft gelebt hatten. Ich zitterte halb vor Furcht, sie anders zu finden, halb vor Begierde, sie mit meinen Träumen zu vergleichen. Endlich sind wir oben. Die majestätische Pforte der Großstadt thut sich vor mir auf. Ja, meine Einbildungskraft hat mir nicht zuviel versprochen: es ist ein großartiges herrliches Gemälde.

Fóra-de-villa (Vorstadt) ist ein weiter, unregelmäßiger, selt-

*) Der vor wenigen Jahren verstorbene Garrett, ein leidenschaftlicher Freund der deutschen Sprache und Litteratur, welcher sich vielfach in Uebersetzungen von Goethe und Schiller versuchte, war einer der ersten unter den modernen Dichtern Portugals, der in Epos, Roman und Drama wie andererseits als politischer Schriftsteller, Parlamentsglied und Minister, alle Kräfte anstrengte, um sein litterarisch und politisch herabgekommenes Vaterland zu heben. — Santarem, am Tejo, hat 8000 Einwohner, 13 Kirchen und 12 Klöster! D. Einf.

sam gestalter Platz, einem romantischen Gedichte vergleichbar. Der erste Anblick in dieser späten Dämmerstunde bot ein hehres, staunenswerthes Bild. Paläste, Klöster und Kirchen stehen ernst und düster auf ihren alten Stellen zu Seiten des riesigen Platzes, eine regellose Reihe, in welcher das Auge vergebens die Symmetrie sucht, die doch die Seele empfindet. Es ist wie der Rhythmus, wie das Maß jener gewaltigen Bibelverse, die nicht nach Füßen und Sylben klingen, und doch mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit in den Geist, in das innere Gehör fallen.

Und Alles so verlassen, so schweigsam, stumm und todt! Man glaubt in die große Hauptstadt eines von der Erde vertilgten Volkes zu treten, einer Nation, die einst mächtig und gefeiert war, nun aber verschwunden ist und nur ihre Riesenbauten als Erinnerungszeichen zurückgelassen hat.

Hier zur Linken das ungeheure Kloster do Sitio oder de Jesus, dann das der Damen, hinter diesem das Haus des heiligen Domingo, berühmt durch die Ruhestätte des portugiesischen Faust, — wenn man den heiligen Frei Gil so nennen darf, der allerdings am Ende seines Lebens ein großer Heiliger wurde, vorher aber ein ebenso großer Zauberer gewesen war. Geradeüber das uralte Kloster das Claras und nahebei die niederen gothischen Säulengänge von St. Francisco; zur Rechten endlich der großartige Philippinische Bau, ein vollendetes Exemplar der massigen und steifen reactionären Architektur des siebzehnten Jahrhunderts, das Collegium, ein großes und in seiner Art — und soweit diese Art es sein kann — schönes Muster jesuitischer Bauconstructionen.

Keine Seele, kein Genius, kein Geist lebt in jenen schweren Massen, die Anmuth und Einfalt fliehen; und doch besitzen sie eine imponirende Größe, eine gefesselte Kraft, eine berechnete Symmetrie, gewisse kalte, aber schickliche und mit Methode geregelte Verhältnisse, welche den Gedanken des Jahrhunderts und des Institutes, das jenes Jahrhundert so sehr charakterisirt, offenbaren. Es ist nicht der starke Glaube des Mittelalters, der sich im Spitzbogen emporhebt; nicht die blühende Weichheit des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die zwischen dem Byzantinischen und Classischen, zwischen dem gedämpften mystischen Ideale des Christenthums und den wiedererweckten, materiellen Sinnbildern des Heidenthums schwankt; hier triumphirte die Renaissance und entartete rasch nach ihrem Triumphe. Die Inquisition, die Jesuiten, die Philippe sind es, es ist die katholische Reaction, die hier Tempel baute, damit man glaube und bete, nicht weil man glaubt und betet. —

Bis dahin waren Kloster und Kirche, Einsiedelei und Priesterhaus der Ausdruck einer allgemeinen volksthümlichen Idee; von da ab wurden sie die Formulirung des gouvernementalen Gedankens. Da stehen sie nun neben einander, die Denkmäler zweier Religionen. Ausdrucksvoller, beredter und klarer als Bücher, Schriften und Traditionen künden sie den Gedanken der Zeit, welche sie schuf und hier aufstellte, ohne zu wissen was sie that. — Jene schwarze Masse weiter unten, im Hintergrunde der geneigten Fläche, bezeichnet den noch herrlichen Ueberrest des einst gewaltigen Palastes der Grafen von Unhão. Wir umwandern den Markt und treten von der Nordseite in Marvilla ein: wir stehen innerhalb der Mauern des alten Santarem. Aber so großartig der Eingang, so klein und kläglich ist das Innere, eine Masse Häuser, die alt sind ohne alterthümlich zu sein, ein Labyrinth maurischer Gassen, die von ihrem arabischen Ursprunge nichts behalten haben als die enge Häuserstellung und den Schmutz. Doch fast alle Kirchen, die Mauern und Bastionen, etliche Thore und einige wenige Privathäuser haben ihr alterthümliches Aussehen bewahrt; über ihnen vergißt man die unbedeutende Gewöhnlichkeit des Restes.

Wir verfolgen die arme trübselige Hauptstraße, welche der Mittelpunkt eines geringen, hinsiechenden Handels ist; sie zeigt wenige, schlecht versehene Läden und fast gar keinen Vertrieb. — Dort steht der merkwürdige Thurm das Cabaças, die alte Kirche von San João de Alpiarça. Morgen wollen wir dies Alles nach Muße betrachten; morgen wollen wir auch Alcáçova besuchen.

Wir treten in das Thor des alten Castells. Welch' grausige, häßliche, wirre Masse von Schutt und Steinen, von Erd- und Kalkhaufen! Keine Straße, kein Weg: ein Chaos abscheulicher, zurückschreckender Trümmer. Der Zielpunkt unserer Reise, das Haus unseres Freundes, liegt hart neben der berühmten, geschichtlich denkwürdigen Kirche von Sancta Maria da Alcáçova. Es muß sie schmerzen, in diesem Wirrsal zu stehen!

Nach langem Suchen zwischen Schutt und Mauertrümmern fanden wir endlich die Kirche von Santa Maria da Alcáçova. „Wir fanden sie" ist nicht der richtige Ausdruck; ich wenigstens fand sie nicht, noch wollt' ich glauben, daß sie es wäre, als man sie mir zeigte. Wie? Dies das königliche Collegium des Affonso Henriques, die Quasi-Kathedrale der ersten Stadt des Reiches, einer der ersten, ältesten, historisch berühmtesten Tempel Portugals? Diese elende Capuzinerherberge? Diese ärmliche, lächerliche Steinmasse, ohne Architektur und Geschmack, in Plan, Ausführung und Handarbeit das Werk eines Dorfsteinhauers und seines Lehrlings? — Unmöglich!

Und dennoch war sie es. Die alte Capelle unserer Könige, die ehrwürdige Kirche von Alcáçova war im Lauf allmählicher Ausbesserungen und Wandlungen bis zu dieser bejammernswürdigen Stufe herabgesunken. So sehr hat sich der Geschmack besonders seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns verschlechtert, so sehr haben die Schläge des großen Erdbebens den Faden aller Traditionen nationaler Architektur bei uns zerrissen, daß es in Europa, ja vielleicht auf der ganzen Welt kein Land giebt, wo man neben den herrlichsten Denkmälern des Alterthums so erbärmliche, lächerliche abgeschmackte öffentliche Gebäude trifft, wie fast alle sind, die man seit einem Jahrhundert in Portugal aufführt.

Am meisten verletzt und ärgert dieser schlechte Styl, dieser Unstyl, diese gänzliche Kunstabwesenheit an den Ausbesserungen und Wiederbauten unserer alten Kirchen. Hierher gehört jener classische Kranz im Giebel des vollständigen Renaissancefrontispices der Kirche Conceição-velha in Lissabon; hierher die Gypsbeschmierung, durch welche die eleganten gothischen Säulenbündel unserer Kathedrale maskirt sind.

Man kann in der Architektur nicht tiefer sinken, als wir sanken, seitdem der Marquez von Pombál den Rococostyl Ludwigs XV. uns in gemeine, hinkränkelnde Prosa übersetzte. Dieses Rococo war im Originale wenigstens blühend, zierlich, wunderlich und galant wie ein Madrigal, während jener Zwitterstyl allmählich immer mehr ausartete und sich dabei doch eine gewisse Classicität an-

maßte, in der er sich in unseren Tagen bis zur Wasserleitung in den öffentlichen Gärten von Lissabon herab erstreckte.

Doch lassen wir das Alles, lassen wir auch die Kirche von Alcáçova, und treten wir in den Palast des Dom Affonso Henriques. Hier muß er sein, hart an der übertünchten Capellenwand. Aber wo ist der Eingang?

Durch ein enges niederes Pförtchen gelangten wir in eine Art ummauerten Hausgarten oder Hof. Wir waren in der That zur Stelle; wir stiegen ab. Mit offenen Armen empfing uns unser guter, ehrlicher Freund, Sr. M. P. der gegenwärtige Besitzer und Bewohner der Königsburg. Seltsames Spiel des Zufalls! Der berühmte und verehrte Chef der Progressistenpartei in Potugal, der Mann der aufrichtigsten demokratischen Ueberzeugung, der Mann der diese Ueberzeugung am redlichsten mit der Achtung und Anhänglichkeit an monarchische Formen zu paaren weiß, dieser vom Minho, der Wiege unserer Dynastie und unseres Volkes stammende Mann mußte gerade hier seine Wohnung aufschlagen, in der Hofburg unseres ersten Königs, die dieser durch eine der hervorragendsten Heldenthaten jener wunderbaren Zeit errungen hatte.

Wir treten in den kleinen Garten, der das alte Haus der Könige mit der Capelle verbindet. — So war's ohne Zweifel ehedem; die östliche Wand der Kirche bildet auf der einen Seite die Gartenmauer, aber der Zugang wurde wahrscheinlich vermauert, als die Krone den Palast veräußerte und so auf ewig von dem Tempel trennte. Alte Orangenbäume zieren den kleinen Raum, Limonen und Reben tapezieren seine Mauern. So bietet er trotz der vielen Beete und steinernen Blumenkästen, mit denen er nach Maurenart bedeckt ist, noch immer einen lieblichen, freundlichen Anblick.

Unser Freund stellte uns seiner Frau vor, einer Dame von edler, würdiger Haltung. Wir küßten ihre hübschen Kinder und nahmen dann, ehe wir zu Tische gingen, die nach einer solchen Tagereise unerläßlichen Waschungen vor.

Der Palast des Affonso Henriques befindet sich in demselben Zustande wie die Capelle: nicht die leiste Spur des alten Ursprungs. Aus der unbestreitbaren und wohlverglichenen Ortskunde allein weiß man, daß er sich hier befinden muß; sonst aber deutet nichts, lediglich nichts darauf hin. Doch was kümmern mich jetzt Alterthümer, Trümmer und Zerstörungen, da ich in mir selbst einen wilden Zerstörungstrieb, das heißt einen unersättlichen vandalischen Hunger verspüre. — Setzen wir uns zu Tische!

Wir speisten, plauderten, nahmen Thee, plauderten wieder und aßen zum zweiten Male. Dann machten wir Besuche; man sprach von Politik, von Litteratur, vor Allem von Santarem, von seinen Ruinen, seiner wichtigen Größe, seinem jetzigen Zerfalle. Endlich gingen wir zu Bette.

In meinem Leben schlief ich nicht so süß. Ich erwachte am andern Morgen an dem unaufhörlichen, beflügelten Läuten der Glocken von Alcáçova. Ich sprang aus dem Bette, eilte ans Fenster und meinen Augen bot sich die schönste, großartigste und zugleich anmuthigste Aussicht, die ihnen jemals geworden.

In der Tiefe eines weiten lieblichen, heitern Thales breitet sich das ruhige Bett des majestätischen Tejo, dessen rother, glänzender Sand gegen das Ufer kaum von einer Schicht Wassers bedeckt ist, zu dem sich die frischen grünen Weiden, die jene zieren und schirmen, herniederneigen. Jenseit des Stromes strecken die reichen Olivenwälder von Alpiarça und Almeirim ihren Fuß in den fetten Schlamm des Alluvialbodens. Weiterhin erglänzt die Stadt des Dom Manoel mit ihrem Sandboden und ihren Reben. Hinter ihr dehnt sich die ungeheure, Rocio genannte Ebene, übersäet mit Häusern, mit Dörfern, mit Gärten, mit Gruppen von Wald- und Fruchtbäumen. Mehr gegen die Wurzel des Berges hin, von dessen Gipfel ich schaue, lagert das malerische Stadtviertel von Ribeira mit seinen Landhäusern, seinen Kirchen, die sich von hier gesehen so anmuthig erheben, mit dem Kreuze der Sancta Iria und den romantischen Erinnerungen an seinen prophetischen Schwertfeger.

Während meine Blicke so durch dieses große, herrliche Bild hinschweiften, nahm mich die Phantasie auf ihre Flügel und erhob sich mit mir in die Unendlichkeit idealer Regionen. Erinnerungen aus allen Zeiten, Gedanken aller Art stürmten auf meinen Geist und tauchten mich gleichsam in einen Traum, wo die wirrsten abenteuerlichsten Bilder einander drängten. Aber alle waren melancholisch, alle voll wehmüthiger Sehnsucht, alle so hoffnungslos!

Da gedachte ich jener Verse Goethe's, jener erhabenen, unnachahmlichen Strophen aus der Einleitung des Faust:

Resurgis outra vez, vagas figuras,
Vacillantes imagens que à turbada
Vista accudieis d'antes. E heide agora
Reter-vos firme? Sinto eu ainda
O coração propenso à illusões d'essas?
E appertais tanto! . . . Pois embora! seja:
Dominae, ja que em nevoa e vapor leve
Em tôrno à mim surgis. Sinto o meio seio
Juvenilmente trépido agitar-se
Co'a maga exhalação que vos circunda.
Trazeis-me a imagem de ditosos dias,
E d'ahi se ergue muita sombra amada:
Como um velho cantar meio esquecido,
Ve'em os primeiros simplices amores
E a amizade com elles. Reverdece
A magoa, lamentando o errado curso
Dos labyrinthos da perdida vida;
E me está nomeando os que trahidos
Em horas bellas por fallaz ventura
Antes de mim na estrada se sumiram . . .*)

Doch ich wage es nicht, den Rest meiner unglückseligen Uebersetzung anzufügen; treu ist sie, sonst aber hat sie kein Verdienst. Wer kann solche Verse wiedergeben? Wer darf es wagen, sie aus einer so reichen und freien Sprache in unsere gedrängten, strengen romanischen Dialekte zu übertragen?

*) Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! Nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euern Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer halbverklung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

S.

Zur Chronik.

Die preußischen Finanzen.

— So wichtig in sittlicher Beziehung die preußischen Kammerverhandlungen waren, so wichtig in materieller sind jetzt die Debatten des hohen Hauses über die neuen Steuervorlagen. Es handelt sich um Erhöhung der Salzsteuer, um eine Gebäude- und eine Grundsteuer. Mit einer erhöhten Salzsteuer die den armen Mann berührt, würde man 2 Millionen jährlich mehr erzielen. Das Salz würde pro Tonne von 12 auf 15 Thlr. steigen. In Rußland, Belgien, Holland und den meisten deutschen Staaten ist das Salz niedriger, in Frankreich, wo man doch gar sehr auf neue Steuern sinnt, beträgt der Steuersatz für die gleiche Tonne noch nicht 7 Thlr. Nur in Oesterreich, wo die Tonne 15 Thlr. 11 Ngr. 3 Pf. zahlt, würde dann der arme Mann theurer als in Preußen sein Bischen Salz erkaufen. Es ist bedenklich und bedauernswerth daß Preußen, welches zweimal keinen Krieg geführt hat, ein Bedürfniß nach stärkerer Belastung des Bürgers fühlt. Seit neun Jahren hat die Regierung 124 Millionen neue Schulden gemacht und sich 7½ Millionen neue Steuern bewilligen lassen. Das Budget von 1849 stand auf 88½ Millionen Einnahmen, das von 1857 steht auf 120 Millionen; dabei sind die Gemeindelasten ums Doppelte gestiegen. Der im Staatsdienst ergraute Finanzmann Kühne (von Berlin) und der gewiegte Beamte v. Patow (aus der Niederlausitz) erhoben ihre Bedenken; Friedrich Harkort (aus Westfalen) sprach bittere Worte über die Schuldenmacherei mitten im Frieden und gab die Mahnung, für Zeiten der Noth Groschen und Pfennige zu sammeln. Das ungeheure Militärbedürfniß ist die Quelle der finanziellen Verlegenheiten in Preußen. Fast die Hälfte der reinen Einnahme wird auf das Heer verwendet. Friedrich der Große, sagte Harkort, habe erklärt, daß zum Kriege Geld und noch einmal Geld und zum dritten Mal Geld gehöre. Dennoch verwendete er von seinen 38 Millionen jährlicher Staatseinkünfte nur ein Drittel auf sein Heer. Er schuf überaus viele neue Verbesserungen im Lande, und hinterließ doch einen Schatz von 80 Millionen. Die Minister haben einen zwiefachen Beweggrund zur Herbeitreibung neuer Steuern. Die verbesserte und im Gebrauch complicirter gewordene Schußwaffe, sagte der Kriegsminister Graf Waldersee, erfordere die Wiedereinführung dreijähriger Dienstzeit. Die Opposition sieht in der Vermehrung der Armee nicht blos eine militärische, auch eine politische Maßregel. Der Argwohn sprach die Besorgniß aus, die längere Dienstzeit werde den Soldaten vom Volk entwöhnen, die Landwehr gemach überflüssig machen. Es sei auffällig, daß während Frankreich die zweijährige Dienstzeit einführe und Oesterreich entwaffne, Preußen jetzt das Heer vermehren müsse. Die Victoria auf dem Brandenburger Thore, sprach der Mann Westfalens, ging durch die geschulte Armee verloren und wurde vom Volksheere wiedergewonnen. Die Landwehr die bei Großbeeren und Dennewitz gefochten, hat nicht drei Jahre gedient, bevor sie diese Schlachten schlug, ebenso wenig das Bataillon „Königsberg" das unter Friccius das Thor von Leipzig einschlug, noch die Neumärker Landwehr die bei Zütphen den Reigen führte, noch die Westfälische die bei Ligny zuletzt wich!

Der zweite Beweggrund für die Minister zur Beitreibung größerer Steuern ist die Absicht, die Gehalte der niederen Beamten zu erhöhen. Der Finanzminister v. Bodelschwingh gab folgende interessante Aufschlüsse über den Stand der Gehalte in Preußen. Jährlich 400 Thlr. beziehen 35,724 Beamte, 5—600 Thlr. 2300 B., 6—700 Thlr. 2200 B., 7—800 Thlr. 3100 B., 8—900 Thlr. 798 B., 900—1000 Thlr. 824 B., über 1000 Thlr. nicht weniger als 1996 Beamte. Wir bezweifeln nicht die Nothwendigkeit, den kleinen Beamten besser zu stellen, soll nicht, wie in Oesterreich und Bayern, ein Beamtenproletariat umsichgreifen und den Credit, den die Regierung im Volke genießt, herabdrücken. Wir glauben aber, daß die obern Gehalte in Preußen, namentlich die Pensionen, zu hoch stehen. Das Schreibereiwesen treibt zu starken Papierluxus; größere Einfachheit in der Regierungsmaschine, mehr Mündlichkeit und weniger Schreiberei, macht weniger Beamten nöthig.

Es sind namentlich die Volksschullehrer besser zu stellen. Harkort forderte die Regierung auf, ein Gesetz über Organisation der Volksschulen einzubringen, an das sich dies Interesse knüpft. Für das laufende Jahr sind im Budget 12,000 Thlr. für Verbesserung der Lehrergehalte, und 18,800 Thlr. für Pferderennen ausgesetzt. Kommen noch außerordentliche Vergünstigungen von 35,000 Thlr. zu jenen 12,000 Thlr., so ist das eine Summe von 47,000 Thlr., von der bei 33,700 Lehrerstellen auf den Kopf 1 Thlr. 12 Sgr. kommt. Allerdings thut hier bei dem gesunkenen Geldwerth eine durchgreifende Reform und Besserung noth.

Colonisation in der Türkei.

st. Ein großherrlicher Firman gewährt europäischen Colonisten große Vortheile: Religionsfreiheit, unentgeltliche Anweisung fruchtbaren Bodens, Steuerfreiheit in Rumelien auf sechs, in Asien auf zwölf Jahre. Da unsere deutschen Auswanderer die üble Gewohnheit haben, sich nach allen Richtungen der Windrose zu zerstreuen, so wäre es leicht möglich, daß sich Auswanderer nach der Türkei fänden. Wurde doch schon vor Jahren von Professor Roß die Besiedelung in Kleinasien empfohlen. Daß dort die materiellen Bedingungen die günstigsten sind, Weizen und Reis, Wein und Oel, Baumwolle und Flachs, Krapp und Weihrauch, Orangen und Aepfel neben einander gedeihen, gestehen wir zu, vermissen aber doch die hauptsächlichsten Garantien des Gedeihens. Die Bevölkerung redet schwer erlernbare Sprachen und ist, die griechische wie die türkische, dem Fremden in ganz anderer Art feindlich, als americanische „Nichtswisser." Der Einwanderer muß sich gefaßt machen, von dem Volke thätlich angegriffen und von den Behörden nicht geschützt zu werden. Für die erste Vorbedingung der Einwanderung halten wir das Inslebentreten und kräftige Wirken einer türkischen Gensdarmerie, deren Organisation der Regierung so schwer wird!

Theater.

— Wir zählten in voriger Woche die neuen deutschen und fremdländischen Opern auf, welche sporadisch auftauchten. Zu ihnen gesellt sich noch für Berlin Verdi's Trovatore. Dieser Trubadur, Herr Formes, ist eigentlich gar kein Trouvadour, aber auch kein rechter Zigeuner. Fräulein Wagner singt schauerliche Romanzen und macht als Zigeunermutter, die ehedem einen Grafen Luna geliebt, für dies erlauchte Haus (im Berliner Libretto steht auch: Laun für Luna) aus Wuth und Rache die schaudervolle Schicksalsschwester. Natürlich hat sie ein Kind geraubt und der Trubadur genannte große Junge, der unter den Zigeunern erwuchs, wird schändlich das Opfer, er fällt sammt seinem Bruder Laun oder Luna und über den Gräbern der kreuzweis über einander Gefallenen singt die Zigeunermutter ihre Aufschlüsse, die natürlich das Publicum schon kennt. Herr Rellstab kann sonst, namentlich auch in seinen eignen Erzählungen, alte aufgewärmte Räuber- und Zigeunerromantik sehr gut vertragen; allein von diesem Texte schreibt er denn doch in der Voß'schen: „Seit die Theater Schauderhaftes ausbrüten, ist solch gräuelvolle Mischung wohl kaum dagewesen!" Die Musik Verdi's hilft wahrscheinlich leichtfüßig drüber hinweg.

Zu der in Frankfurt a. M. aufgeführten französischen Oper „Fanchonette" von Clapisson machen wir noch die Bemerkung, daß die mit so vielem Glück aufgenommenen Finale zum ersten und letzten Acte von Gustav Schmidt sind, dem Musikdirector daselbst, dem trefflichen Componisten der Oper „Prinz Eugen." Dieser „Prinz Eugen" ist als Volkslied unsterblich;

aber die Oper Gustav Schmidts, welche die ganze Genesis des Volksliedes so prächtig in Scene setzt, verdient dieselbe Unsterblichkeit, und würde sie auch genießen, wären deutsche Ohren nicht so sehr gewohnt, sich von den Klängen ihres Nationallebens abzuwenden. — Von H. Marschner in Hannover steht eine neue große deutsche Nationaloper zu erwarten: „Sangkönig Hiarne." Den Stoff behandelten jetzt zwei deutsche Dichter, deren Arbeiten wir unseren Lesern ausführlich darlegen werden.

Im Schau- und Lustspiele machten an der Burg die auch schon in Berlin auf einem Vorstadttheater, in Wien jedoch von Laube eingerichteten Faux bons hommes unter dem Titel: „Die Biedermänner" viel Glück. Von Betty Paoli soll die Wiener Uebersetzung sein. Es ist wie die Question d'argent von Dumas-Sohn ein Conversationsstück, in welchem das Geld pro und contra mit seiner Macht das Schicksal spielt. — In Hamburg gefiel Dr. Lederers neues Lustspiel: „Die weiblichen Studenten." Lederers „häusliche Wirren" sind in Wien noch bei gutem Leben; auch wohl seine „Geistige Liebe."

Gneisenau.

— Der preußische Gneisenau, der Kopf und Gedanke zu Blüchers Thaten, erhält jetzt sein litterarisches Denkmal. Oberstlieutenant v. Fransecky liefert das Lebensbild des Helden im Militärischen Wochenblatt (Berlin bei Mittler; auch einzeln aus dem Beihefte gedruckt). Vor der Hand erschien der erste Abschnitt dieser Schilderung. Der Generalfeldmarschall Gneisenau, nach dem Pariser Frieden in den Grafenstand erhoben und nach dem Gute benannt, dessen Einkünfte (10,000 Thaler jährlich) ihm zuerkannt wurden, hieß eigentlich August Neidhard und wurde den 27. October 1760, fünf Tage nach der Torgauer Schlacht, im Kriegslager und zwar als enfant de troupe im Lager der Reichsarmee bei der Stadt Schilda im jetzigen preußischen Sachsen geboren. Die Mutter war dem Vater, Officier in der Reichsarmee, in den Krieg gefolgt; der Säugling wurde auf der Flucht von den Preußen nach Franken hinübergebracht und bei den Großeltern in Würzburg erzogen. Gneisenau war also nach Familienherkunft ein Franke. Der Vater, verabschiedet, nährte sich kümmerlich als Feldmesser, der Knabe ersang sich, wie weiland Luther, als Currendeschüler sein Brot, ward dann in Erlangen Student, nahm aber bald österreichische, dann anspachische Dienste und ging mit 400 Mann in englischem Solde nach America, wo jedoch der Friedensschluß seine Laufbahn nicht einmal eröffnen ließ. Nach Anspach-Baireuth zurückgekehrt, trat er, just im Todesjahre des alten Friedrich, als Lieutenant bei den schlesischen Füselieren in preußische Dienste, nahm 1806 an dem Unglück bei Saalfeld Theil, war aber bis zum Ausbruch des Kriegs mit Frankreich noch Hauptmann. In Litthauen organisirte er die Nachhut (Reserven) und wurde von Königsberg aus dem bedrängten Kolberg zu Hülfe geschickt, das er trotz des fürchterlichen Bombardements und trotz der geringen Mittel, bis zum Tilsiter Frieden hielt. Zum Chef der Ingenieure und der Festungen ernannt, mußte er 1809 auf Napoleons Befehl entlassen werden. Erst 1813 trat er wieder in thätigen Dienst und ward die Seele der Bewegungen und Maßregeln Blüchers. Blücher war Gneisenau's Arm, Gneisenau Blüchers Kopf. Sein Rückzug von Lützen nach Schlesien gilt für ein Meisterstück der Strategie. Mit Scharnhorst betrieb er die Bildung der Landwehr während des Waffenstillstandes; nach Scharnhorsts Tode ward er dessen Nachfolger als Chef des Generalstabs. Die Vernichtung des Macdonaldschen Heerhaufens an der Katzbach, der Uebergang bei Wartenburg über die Elbe, der Erfolg bei Möckern (Vorschlacht bei Leipzig) waren Ergebnisse seiner Rathschläge; auch 1814 in Frankreich gab seine Meinung im Kriegsrath, als man das plötzliche und entscheidende Vordringen gegen Paris berieth, den Ausschlag. Es war Gneisenau's Werk, daß das preußische Heer nach der unglücklichen Blücherschlacht bei Ligny gleich darauf wieder schlagfertig bei Waterloo erschien und den Sieg entschied. Napoleon hatte das für unmöglich erachtet. Die planweise Benutzung des Sieges in rascher Verfolgung des französischen Heeres wird in der Kriegsgeschichte für eine der glänzendsten Thaten gerühmt.

Oberstlieutenant v. Fransecky folgte seinem Helden bis jetzt nicht bis zu den Höhenpunkten seines Lebens. Wir erwarten für die hier aufgeführten Momente in Gneisenau's Leben neue Aufschlüsse von ihm. Ein Mann wie Gneisenau muß Papiere hinterlassen haben; er war als Verstand und Geist oft wichtiger wie die Arme und Hände die seine Gedanken ausführten, jedenfalls wichtiger als Bülow v. Dennewitz, der längst an der Königswache zu Berlin sein marmornes Denkmal hat, und der doch, wie weiland Stuhr, der Treffliche, sagte, nur ein Bravourgeneral für die Lieutenants war. — Gneisenau begleitete den Helden Blücher nach England, als Dieser dort von den Waffengefährten und der ganzen Nation zum Besuche eingeladen wurde. Oxford machte den Feldmarschall Blücher zum Doctor. „Dann ist Gneisenau der Apotheker dazu!" sagte Blücher lachend, „denn Der hat mir die Mittel dazu gegeben!" Eigentlich war das Verhältniß eher umgekehrt und der Held irrte sich: Gneisenau wenigstens ordonnirte und Blücher war eher der vollziehende Chirurg. — 1818 war Gneisenau Gouverneur von Berlin. 1831 übernahm er beim Ausbruch des polnischen Aufstandes den Oberbefehl der vier östlichen preußischen Heerhaufen, starb aber an der Cholera zu Posen.

Zur Statistik der Orden.

— Der k. sächsische Appellationsrath Ackermann hat eine Statistik der Orden gebracht. Von 361 in Europa gestifteten Orden existiren noch 136. Eigentliche Verdienstabzeichen als Decorationen hat Preußen die meisten, nämlich 8, davon 2 für Civil-, 1 für Militärbeamte, 5 für beide. Selbst Rußland und Bayern stehen Preußen darin nach, beide haben solcher Ordenszeichen nur 7, für Bayern allerdings übertrieben viel! In Preußen ist bei sothanem Ueberfluß an „Meriten" und Verdienstzeichen die „Unvermeidlichkeit" des rothen Adlers vierter Classe fast sprüchwörtlich geworden. Der heitere Glasbrenner, gegenwärtig „Ernst Heiter" in seinem Hamburger Sonntagsblatte, pflegte bei festlichen Veranlassungen in seinem Kalender zu bemerken: Man hört aus der Ferne das Herannahen einer Schaar rother Adler vierter Classe. — Mit den preußischen Orden sind auch im Vergleich zu anderen Staaten die geringsten Einkünfte verknüpft; nur beim eisernen Kreuze erhalten die 12 Senioren der ersten Classe unter den Officieren und 36 vom Soldatenstande jährlich auf Lebenszeit 50 Thaler Ehrensold. Die Orden Oesterreichs haben auch durch ihre Dotationen ansehnlichen und soliden Belang. Vom kaiserlich königlichen Elisabeth-Theresienorden beziehen die Ritter erster Classe 1000 fl., die Ritter zweiter Classe 800 fl., die dritter Classe 500 fl. Pension; vom Maria-Theresienorden die 20 ältesten inländischen Großkreuze je 600 fl., die Commandeure und die hundert ältesten Ritter ebenfalls je 600 fl., die nächsten hundert je 400 fl. jährlich, deren Wittwen die Hälfte dieser Pensionen. Die Ritter der eisernen (lombardischen) Krone erhalten je 3000, 700 und 300 Lire nach dem Rang der drei Classen dieses Ordens. — Auch Bayern hat einen Orden mit Einkünften. Der sogenannte „Statthalter" des Sanct Hubertusordens bezieht 4000 fl., die drei ersten Ritter je 300 fl. jährlich. Preußen hat auch die meisten nichtssagenden Titel. Sein Hofrathsrang ist auf Subalternbeamte degradirt; was reputirlich bezeichnet werden soll, muß schon Geheimrath werden, wenn auch Geheimer Hofrath ꝛc. Im jetzigen Regiment hat man auch noch humoristischer Weise einen neuen Titel erfunden. Da soviel praktische Aerzte nach dem Rathstitel strebten, und der Rang eines Medicinalrathes doch eine gewisse Beziehung zur Regierung insichfaßte, so kam man — zugleich zum Spott auf die deutsche Sprache — auf den Einfall, Sanitätsräthe zu machen. Nur Berliner Deutsche konnten auch auf den Einfall kommen, Sanitätsgeschirr zu erfinden. Der Potsdamer Verein

zur Sprachreinigung scheint leider blos ein Potsdamer und kein Berliner Verein zu sein.

Ueber das Halten der Stubenvögel.

H. Herr Chr. L. Brehm spricht in der Naumannia, dem Journal für Ornithologie, gerechten Tadel gegen die Menschen aus, die in übertriebener Sentimentalität das Halten von Singvögeln für unrecht erklären und wo möglich von der Obrigkeit verboten wissen wollen. Das Urtheil eines so Sachverständigen wie Brehm ist, verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da es, wie wir überzeugt sind, diese Streitfrage erledigen wird. Aus diesem Grunde theilen wir in Nachstehendem die Hauptpunkte des Brehmschen Raisonnements mit:

„Das große Mitleid mit den in Käfigen oder Gesellschaftsbauern (Volièren) befindlichen Vögeln ist um so auffallender, je weniger es sich in Bezug auf andere Geschöpfe an den Tag giebt. Man findet es ganz in der Ordnung, daß Pferde in den Trittmühlen ihr Leben lang gehen, oder schwere Lastwagen ziehen müssen, Kühe bei der Stallfütterung den größten Theil ihres Lebens sich nur niederlegen und aufstehen, aber sich nicht 10 Schritte weit bewegen können, daß Hunde bis an ihren Tod an der schweren Kette liegend, jeder Unbill der Witterung ausgesetzt bleiben, daß Schweine in den engen Koben (Stall) gesperrt, ein trauriges Leben führen, um zum Lohne dafür geschlachtet zu werden, daß in der Schwebe aufgehängten Gänsen das Fressen durch Einstopfung von Kleienpfröpfen (Gänsenudeln, Gänsewulchern) zur Qual gemacht wird rc. Und warum sentimentalisirt man nicht bei solchen Erscheinungen? Weil bei diesen Schindereien der Eigennutz oder der am strengsten gebietende Herr, der theure Magen, betheiligt ist. Gegen das Halten der Stubenvögel aber eifert man, obgleich diese sich sehr wohl befinden. Dies sieht man am deutlichsten an ihrem Gesange und Betragen. Der erstere ist ein Ausdruck ihres Wohlgefühls, denn er verstummt sogleich, wenn ihnen ein widriger Zufall begegnet. Und wie wohl thut den Stubenvögeln die Liebe ihres Herrn! Sie begrüßen ihn mit Gesang, wenn er nach der Abwesenheit von einem oder mehreren Tagen bei ihnen eintritt.“ Und weiter sagt Brehm:

„Die Last der Gefangenschaft empfinden die Vögel auch aus dem Grunde nicht schmerzlich, weil sie in der Freiheit hauptsächlich der Nahrung wegen herumfliegen und gesättigt oft Stunden lang ruhig sitzen. Da sie nun in der Gefangenschaft reichliches Futter erhalten und sich durch Herumhüpfen hinlänglich bewegen können, haben sie zum Fliegen oft so wenig Lust, daß viele die Thüre ihres Käfigs offen sehen können, ohne daß es ihnen einfällt zu entfliehen. Für ihr Wohlbefinden in der Gefangenschaft spricht auch der Umstand, daß sie in ihr mehrere Jahre leben. Ich habe manchen Kanarienvogel gesehen, welcher 15 oder 16 Jahre alt war; ja ich weiß ein Beispiel, daß einer 23 Jahre gelebt hat. Wurde doch ein Papagei in Holland einige 80 Jahre alt. Was also die Grausamkeit gegen die Vögel, welche in Käfigen gehalten werden, anlangt, so haben wir gesehen, daß es eben eine vermeintliche, aber keine wirkliche ist. Es bleibt nun noch übrig, die behauptete bedeutende Verminderung der Singvögel durch die Stubenvögelliebhaberei zu beleuchten. Daß die Zahl der Singvögel in unseren Wäldern und auf unseren Fluren sich verringert hat, wird kein aufmerksamer Beobachter in Abrede stellen; allein dies hat ganz andere Ursachen, als die Stubenvögelliebhaberei, welche in früheren Jahren weit größer war als jetzt. Jedermann weiß, wie viele Waldstrecken unseres Vaterlandes in neuerer Zeit in Feld umgewandelt und wie viele andere ihrer großen Bäume beraubt worden sind; daß aber auf diesen neuen Feldern keine Waldvögel wohnen und auf den jetzt dastehenden Christbäumchen weit weniger derselben, als auf den ehemals dort prangenden Klötzerbäumen (Bäume die oft eine Elle im Durchmesser hatten) leben können, ist sehr begreiflich. Ueberdies werden die Buschreihen ausgerottet, die Zäune beschnitten, die hohlen Bäume gefällt und die Sümpfe ausgetrocknet, und man wundert sich, daß es in der Gegend weniger Singvögel als in früheren Jahren giebt! Dazu kommt daß wir in der letzten Zeit mehrere harte Winter und ungünstige Frühjahre gehabt haben, welche manche Vögel umgebracht haben und ihrer Fortpflanzung hinderlich gewesen sind. Vergleicht man nun die wenigen Stubenvögel mit der zahllosen Menge derer, welche dem Magen geopfert, von Raubthieren und Raubvögeln gefangen, auf dem Zuge vernichtet und durch Zerstörung der Nester durch gottlose Knaben umgebracht werden, so kommen diese gegen jene in gar keinen Betracht. Und man will dem armen Schneider und Schuhmacher, dem Sieb- und Korbmacher, dem Weber und anderen an das Zimmer gefesselten Menschen, welche nur Sonntags die freie Natur genießen können, die Freude, einen Stubenvogel zu halten und sich durch ihn das Bittere ihrer Lage etwas zu versüßen, durch Geschwätz oder Gesetz verkümmern! Man will dem Naturforscher die Beobachtung seiner lieben Vögel in der Stube unmöglich machen! Das ist eine alberne Weichherzigkeit gegen die Thiere und eine unverzeihliche Grausamkeit gegen die Menschen!“

Die Intelligenz der Thiere.

r. Den Thierfreunden theilen wir folgende neue Züge mit, welche im Instinct einen bedeutenden Grad von Intelligenz erweisen. — In einem Forst hatten sechs bis acht Jahre auf einer hohen Buche Stockfalken gehorstet, und obwohl man die Alten jedesmal beim Brüten oder bei der Fütterung geschossen, so daß nie Junge aufkamen, so stellte sich doch jeden Sommer auf dem Horste ein neues Paar ein. Einmal hatte man zu spät die Verfolgung gegen die Eltern begonnen, so daß es nicht mehr gelang, sie zu tödten; wohl aber schienen sie durch die häufigen Schüsse verscheucht zu sein, denn man sah sie wohl dann und wann in weiter Entfernung um den Horst kreisen, aber niemals mehr zur Fütterung der Jungen sich niederlassen. Man wollte nun die Jungen im Baumwipfel durch Verhungern tödten. Allein sie blieben am Leben ohne daß man ihre Ernährung begriff. C. E. Diepel, in seiner neuen Auflage der „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd“ erklärt dies Räthsel. Die Alten fütterten die Jungen, indem sie, in der Luft kaum sichtbar schwebend, den Fraß aus unerreichbarer Höhe in den Baumwipfel fallen ließen. Die intellectuellen Fähigkeiten der Thiere zeigen sich überhaupt beim aufmerksamen Beobachten ungleich größer, als man gewöhnlich annimmt. So gelten die Nagethiere im Allgemeinen als besonders dumm und bildungsunfähig; dennoch gelang es in Toulon einem Sträfling, eine gewöhnliche Ratte an sich zu gewöhnen und zu dressiren, wie dies in beschränkterm Grade von Sträflingen schon bei Spinnen und Mäusen geschehen war. In dem Fall, von welchem wir sprechen, war die Ratte nach dem Berichte eines Augenzeugen so an ihren Herrn gewöhnt, daß sie sein beständiger Begleiter war; sie apportirte wie ein Hund; und noch mehr, wenn er ein Stück Geld weit hinwarf, so brachte sie es im Maule zurück, kroch an seinen Beinen aufwärts und steckte ihm das Geld in die Tasche. — Vor ungefähr 15 Jahren erzählte ein Augenzeuge in der Minerva, daß er Ratten beobachtet hatte, welche in einer Vorrathskammer Eier und andere schwere Gegenstände stahlen; sie bemühten sich, dieselben in ihre Behausung zu schaffen, und da dies mit Rollen und Schieben trotz wiederholten Versuchen nicht gehen wollte, so opferte sich eine der Ratten zum allgemeinen Besten großmüthig auf: sie legte sich auf den Rücken, nahm das Ei zwischen ihre vier Füße auf den Bauch und ließ sich als Schlitten benutzen, indem zwei Gefährten mit ihren Zähnen sie am Schwanze vorwärts zerrten, gegen den Strich der Haare, — also auf eine höchst unangenehme Weise.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 16. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [18. April.

Inhalt.

Das Landleben in England.

Der landökonomische Reichthum Englands hat meiner Meinung nach drei Hauptgründe. Der eine, welcher sich zuerst darbietet, ist der Geschmack für das Landleben bei dem reichsten und am meisten Einfluß besitzenden Theil der Nation.

Dieser Geschmack stammt nicht von gestern her; er ist so alt wie die Geschichte des Landes, und fällt mit dem Charakter des Volkes zusammen. Sachsen und Normannen waren in gleichem Grade Söhne des Waldes. Verbunden mit dem individuellen Unabhängigkeitsgeist hatten die barbarischen Stämme, aus deren Mischung die englische Nation hervorgegangen ist, alle Vorliebe für das einsame Leben. Die lateinischen Volksstämme folgen anderen Ideen und anderen Gewohnheiten; überall wo der römische Geist seinen Einfluß bewahrt hat, in Italien, Spanien und bis zu einem gewissen Grade in Frankreich, haben die Städte von frühester Zeit her das Uebergewicht über das Land gehabt. Die Römer hatten ihre Felder den Sklaven überlassen; Alles was nach einiger Auszeichnung trachtete, strömte zur Stadt. Der bloße Name: Mann vom Lande, villicus, war ein Ausdruck der Verachtung, und mit dem Namen „Städter" verband man die Vorstellung der Eleganz und Leutseligkeit, urbanitas. In der neulateinischen Gesellschaft haben sich diese Vorurtheile erhalten. Noch in unseren Tagen ist das Land für Franzosen, und noch mehr für Italiener und Spanier, eine Art Verbannungsort. In der Stadt ists, wo Alle leben wollen; nur dort findet man Vergnügungen, schöne Manieren, Gesellschaftsleben und Gelegenheit, Geld zu machen. Bei den germanischen Volksstämmen, und namentlich bei den Engländern, sind ganz entgegengesetzte Sitten vorherrschend; der Engländer ist weniger gesellschaftlich als der Franzose; er hat noch immer etwas von den Wilden in sich, von denen er abstammt; er weigert sich innerhalb der Mauern der Städte eingeschlossen zu werden; die freie Luft ist sein natürliches Element.

Als die barbarischen Volksstämme von allen Seiten über das römische Kaiserreich herfielen, breiteten sie sich über das Land aus, wo jeder Anführer und beinahe jeder Soldat, jeder Einzelne für sich, bestrebt war sich zu verschanzen. Aus dieser allgemeinen Neigung ging das feudale Regiment hervor, und kein Land hat stärker als England das Gepräge hiervon empfangen. Es war die erste Fürsorge der Eroberer, sich große Landstrecken zu sichern, wo sie ungebunden leben konnten wie in ihren väterlichen Wäldern, und wo sie mit den Freuden der Jagd den Ueberfluß der Güter verbanden, welchen der Ackerbau gewährt. Die barbarischen Könige zeichneten sich von ihren Vasallen nur durch die Ausdehnung ihrer Besitzungen aus. Selbst in Frankreich waren die Könige der beiden ersten Stämme nur die größten Grundbesitzer, welche auf ihren Höfen lebten, ebenso stolz auf ihr zahlreiches Vieh und auf den guten Ertrag ihres Bodens, wie auf die Schaar der bewaffneten Männer, welche auf ihren Befehl ins Feld rückten. Der größte von ihnen Allen, Karl der Große, ist nicht weniger berühmt als Verwalter seiner Grundbesitzungen, denn als Haupt eines unermeßlichen Reiches.

In England gewann diese Tendenz, welche allen nordischen Stämmen gemeinschaftlich ist, um so mehr Verbreitung, als das Land weniger bevölkert und civilisirt, weniger von der römischen Herrschaft berührt war. Da man keine buch- und schriftgelehrte Leute fand, welche zu Gunsten des feineren Lebens kämpfen konnten, da die britischen Städte nur ärmliche Dörfer waren, die nichts zu plündern darboten, so ward der Besitz des Landes einzig und allein erstrebt. Diese Volksstämme hatten kein anderes Eigenthum als den Boden, und konnten nur für Benutzung des Bodens kämpfen. „Niemals," sangen die cimbrischen Dichter, als sie sich vor dem Angriff der Sachsen in die gälischen Berge zurückzogen, „wollen wir unseren Feinden die fruchtbaren Ebenen überlassen, welche der Wyvefluß bewässert." Andererseits war es, um ihre Ländereien zu vertheidigen, daß die Sachsen mit den Normannen stritten, und die erste Wirkung der großen Eroberung des elften Jahrhunderts war die Theilung der eroberten Länder unter die Sieger.

Die große Bedeutung, welche die Normannen dem Landbesitz beilegten, offenbart sich in dem merkwürdigen Denkmal über die

Denkweise der Sieger, welches für England alleinstehend und eigenthümlich geworden ist, und welches einen so großen Einfluß auf die spätere Entwickelung dieses Landes ausgeübt hat. Ich denke an die allgemeine Ordnung der Besitzungen, die gegen das Jahr 1080 auf Befehl Wilhelms des Eroberers ausgeführt ward, und welcher die verstoßenen Sachsen den Namen: Weltgerichtsbuch (Domesday-Book) gegeben haben, weil es definitiv so gut wie gänzlich ihren Stamm vom Eigenthumsrecht ausschloß. Dieses Buch, das bis auf unsere Tage aufbewahrt worden ist, ward der Ausgangspunkt für den englischen Grundbesitz; noch heutigen Tages ist kein Eigenthum so absolut gesetzlich, wie dasjenige, das seinen unbestrittenen Ursprung von diesem gemeinschaftlichen Stamm nachweisen kann. Keine Nation kann sich rühmen, ein so altes, so detaillirtes und authentisches Schätzungsregister zu besitzen.

Ungefähr vierzehn Jahre waren nach der Schlacht bei Hastings verflossen, als das Domesday-Book eingeführt ward. Die neuen Besitzer waren bereits mehrere Jahre auf ihren Gütern etablirt gewesen, die Meisten derselben beschäftigten sich bereits mit dem Ackerbau. Sie hatten eine große Zucht von Pferden und Rindvieh; — multum agriculturae deditus, sagt die alte Chronik, indem sie eines dieser Herren erwähnt, ac in jumentorum et pecorum multitudine plurimum delectatus. Die vom Könige befohlene Arbeit hatte den Zweck, nicht allein die Namen der Besitzer zu sammeln, sondern auch um eine genaue Kenntniß von der Zahl der abgemessenen und zugewiesenen Ländereien, oder wie man sie damals nannte: hydes, sowie der Menge der Hausthiere und der Pflüge zu bekommen. Die Untersuchung dauerte sechs Jahre und zeigte, daß das Landwesen bereits ziemlich weit gediehen war. Sie umfaßte alle diejenigen Länder, welche in Wirklichkeit der normannischen Herrschaft unterworfen waren, nämlich ganz England gerade bis jenseits York; nur Northumberlands Berge waren ausgenommen.

Die ganze Geschichte Englands im Mittelalter ist voll von den Kämpfen der Barone, um sich den Besitz ihrer Ländereien, der von der Krone bestritten ward, zu sichern. Im Jahre 1101 erhielten sie zum ersten Male von Heinrich I. ein Edict, das folgendermaßen abgefaßt war: „Ich überlasse allen Rittern, die sich mit Helm und Degen vertheidigen, ohne Abgaben den Besitz der Ländereien, welche mit den Pflügen der Herrenhöfe bebaut werden, damit sie sich mit Waffen und Pferden zu unserem Dienste und zur Vertheidigung des Reiches versehen können.“ Ein Jahrhundert später, 1215, machten sie sich die Schwäche des Königs Johann zu Nutze, und erwarben die große Charte, welche ihr Eigenthumsrecht bestätigt; und ihnen Erlaubniß giebt, dieses in unabhängigen Verbindungen zu vertheidigen. Genöthigt, sich auf die ganze Bevölkerung zu stützen, um den Widerstand der Könige zu besiegen, hatten sie zur selben Zeit einige Freiheiten zum Vortheil der Communen annehmen müssen, und auf diese Weise ist der Ursprung der politischen Freiheit in England mit der Errichtung des feudalen Besitzes vermischt.

Von König Johann bis auf unsere Tage ist es immer auf dem Lande, wo sich die eigentliche, die bewaffnete Nation befindet; die Städte sind nichts. Dem Volksgeiste nachgebend, suchen die Könige weniger als früher die Macht der feudalen Herren zu vermindern. Wenn Heinrich VIII. die Klöster unterdrückt, so glaubt er sich dazu genöthigt, ungeachtet der absoluten Mündigkeit, welche er genießt, einen Theil von der Hinterlassenschaft der Mönche unter den Adel auszutheilen. Diesem verdanken verschiedene Familien den Ursprung unermeßlicher Besitzungen. Wenn seine Tochter Elisabeth dieselben Adeligen ihre Herrensitze verlassen sieht, um an ihren Hof zu strömen, so fordert sie sie selbst auf, nach ihren Besitzungen zurückzukehren, wo sie mehr Einfluß haben würden. — „Seht,“ sagt sie zu ihnen, „diese Schiffe, welche im Hafen Londons zusammengestaucht liegen; sie liegen ohne Würde, ohne Nutzen, mit gerefften Segeln und leeren Flanken da, sie liegen ohne Ordnung und pressen sich gegenseitig; gesetzt, daß sie ihre Segel entfalten, um sich über das weite Meer zu zerstreuen, dann wird jedes derselben frei, mächtig und stolz sein!“ Ein malerisches und wahres Bild, das aber Heinrich IV., Elisabeths Zeitgenosse, und sein Enkel Ludwig XIV., niemals entworfen haben würden. Während der Revolutionen des siebzehnten und während der politischen Agitationen des achtzehnten Jahrhunderts fährt der Adel fort auf dem Lande sein Haupt in die Höhe zu halten; er ists, der im Jahre 1688 die Revolution unternimmt, welche das hannoversche Haus auf dem Throne behauptet, er ists, welcher den Kampf mit der französischen Revolution unterhält; er ists, welcher beinahe allein die beiden Parlamentskammern ausmacht, und zwar bis zu dem Augenblick, als die Reformbill den Repräsentanten der bemittelten und volkreichen Städte einen größeren Platz einräumt; er ists endlich, der noch in diesem Augenblick mit Kraft arbeitet, um seine drohende Suprematie zu behaupten, und der die neuen Reformatoren in Schach hält. Alle großen und glänzenden Erinnerungen der nationalen Geschichte knüpfen sich an diese Classe. Daher stammt der vererbte Respect, dessen sie genießt. Das Landleben ist nicht allein seiner selbst, der Freiheit, des Wohlbefindens, der friedlichen Beschäftigung, des häuslichen Glücks, dieser für die Engländer so theuren Güter wegen gesucht, sondern dies Landleben giebt außerdem Ansehn, Einfluß, Macht, Alles was die Menschen wünschen, wenn ihre ersten Bedürfnisse befriedigt sind.

An den Besitz von Ländereien knüpfen sich gewisse Privilegien. Der reichste Gutsbesitzer einer Grafschaft ist in der Regel Lord-Lieutenant, eine mehr angesehene als nützliche Stellung, die aber Demjenigen der sie bekleidet, einen Widerschein von dem friedlichen und unbestrittenen Glanz des englischen Königthums giebt. Die Reichsten nach dem Lord-Lieutenant sind die Friedensrichter, das will sagen, die ersten und beinahe die einzigen administrativen und richtenden Obrigkeitspersonen, die Repräsentanten der öffentlichen Autorität. In Frankreich sind die Beamten, die beinahe immer dem Departement, das sie verwalten, fremd sind, durch kein Band an die localen Interessen gebunden. In England sind die Gutsherren selbst Beamte ihrer Gegend, und wenngleich auch die Krone sie scheinbar ernennt, so sind sie doch allein dadurch Beamte, weil sie Gutsbesitzer sind. Man findet vielleicht kein einziges Beispiel, daß eine Bestallung als Friedensrichter einem reichen und angesehenen Gutsbesitzer verweigert worden wäre.

Man wird einsehen, welche Wichtigkeit eine solche Organisation dem Aufenthaltsorte giebt. Wenn ein Gutsbesitzer in Frankreich den Ehrgeiz hat, eine Rolle zu spielen, so ist er genöthigt, seine Ländereien und seinen Wohnsitz zu verlassen; in England dagegen muß er gerade dort bleiben. Deshalb trachten Alle in die-

sem Handels- und Industrielande nach Landeigenthum; Jeder der sich ein Vermögen verschafft hat, kauft sich einen Landbesitz; Jeder der da arbeitet um reich zu werden, lebt nur in der Hoffnung, einst denselben Weg zu betreten. Das Vorurtheil in dieser Beziehung geht soweit, daß man es soviel wie möglich zu verheimlichen sucht, wenn man das Unglück gehabt hat, in einer Stadt geboren worden zu sein; Alle wollen vom Lande herstammen, weil das Landleben Zeichen einer aristokratischen Herkunft ist, und wenn man dort nicht geboren ist, will man wenigstens dort sterben, um dieses noble Gepräge auf seine Kinder zu übertragen.

Lies't man die Liste der Mitglieder des Oberhauses in den officiellen Anzeigen durch, so findet man ihre Adresse, welche nach der Angabe ihrer Namen folgt, niemals in London, sondern im Gegentheil ihre Residenz auf dem Lande. Der Herzog von Norfolk wird auf Arundel-Castle in der Grafschaft Sussex als wohnhaft angeführt; der Herzog von Devonshire auf Chatsworth-Palace in der Grafschaft Derby; der Herzog von Portland auf Welbeck-Abbey in Nothinghamshire rc. Jeder Engländer kennt wenigstens dem Namen nach diese Herrensitze, die ebenso berühmt sind, wie die Namen der großen Familien selbst, welche jene besitzen. Außer der Pracht, welche diese Gutsbesitzer dort entfalten, haben einige unter ihnen eine Herkunft, welche mit der Nationalehre verknüpft ist. Der Name des Herzogs von Marlborough ist unzertrennlich von dem Namen Blenheim, von dem prächtigen Schloß, das England dem Ueberwinder Ludwigs IV. schenkte, und ein ähnlicher Ursprung knüpft den Herrensitz Strathfieldsaye an das Gedächtniß der Siege des Herzogs von Wellington.

Es geht mit den Bürgerlichen wie mit den Adeligen. Jeder der ein Landeigenthum besitzt, versäumt nicht, dasselbe als seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort anzuführen. Ein Jeder wußte den Namen des Landsitzes Sir Robert Peels, Drayton Manor. Der Schein ist hier in vollkommener Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. Die Mitglieder der beiden Kammern haben gern nur einen Fuß Erde in London, wohin sie nur zur Parlamentszeit kommen. Ihre übrige Zeit bringen sie auf dem Lande oder auf Reisen zu. Auf dem Lande birgt ein Jeder seinen Luxus; dort ists überhaupt, wo man sich gegenseitig besucht, wo man Feste und Lustpartieen unternimmt.

Die nationale Litteratur, welche der Ausdruck der Sitten und Gebräuche ist, trägt immer Spuren dieses bezeichnenden Zuges englischen Geistes. England ist die Heimath der malenden Poesie. Beinahe alle seine Dichter haben auf dem Lande gelebt und das Land besungen. Selbst zu einer Zeit, als die englische Poesie sich nach der französischen zu bilden suchte, verewigte Pope den Wald bei Windsor und schrieb Hirtengesänge. Die Sujets waren dem Lande entnommen, wenn auch der Styl keine Spur davon trug. Vor ihm hatten Spencer und Shakspeare einen bewundernswürdigen Sinn für die ländliche Poesie gehabt; der Gesang der Lerche und der Nachtigall tönt noch nach dem Verlauf von Jahrhunderten in dem hinreißenden Lebewohl Juliettens an Romeo. Der Sectirer Milton hat seine schönsten Verse dem Ausmalen des ersten Gartens gewidmet, und mitten in Revolutionen und Geschäften führten ihn seine Träume nach der idealen Gegend des verlorenen Paradieses.

Aber namentlich nach der Revolution im Jahre 1688, als England, nachdem es seine Freiheit erhalten hatte, ganz sich selbst angehören konnte, durchdringt die Liebe zum Landleben tief seine Schriftsteller. Gray und Thompson treten auf. Der erste in seinen berühmten Elegien und unter andern in seinem „Dorfkirchhof," der Zweite in seinem Gedicht „die Jahreszeiten." Beide lassen mit Wohlgefallen diesen Lieblingsfang der britischen Leier tönen. „Die Jahreszeiten" sind voll bewundernswürdiger Beschreibungen; ich brauche nur zu nennen: das Grasmähen, die Ernte, die Schafschur, welche schon zu Thompsons Zeit eine große Angelegenheit für England war, und unter den ländlichen Vergnügungen den Forellenfang. Selbst die Mitglieder vom Club der Fischer können in dieser kleinen Genremalerei alle Einzelheiten ihrer geliebten Kunst finden. Ueberall begegnet man einen lebhaften und natürlichen Eindruck, eine reine und tiefe Begeisterung für die Schönheiten der Natur und die Freuden der Arbeit. Thompson fügt dem die milde, religiöse Erhabenheit hinzu, welche das einsame und thätige Leben, einer ewig reichen Vegetation gegenüber, begleitet. Sein ganzes Gedicht ist davon durchdrungen, namentlich in dem beredten Schluß, wo er das Erwachen der menschlichen Seele nach dem Tode mit dem Erwachen der Natur nach dem Winter vergleicht.

So besang Thompson den Zauber und die Vorzüge des ländlichen Lebens gegen das Jahr 1730, also zu einer Zeit, als das Fortziehen vom Lande in Frankreich seine äußersten Grenzen erreicht hatte. Die großen Herren, von Richelieu und Ludwig XIV. an den Hof gezogen, hatten zuletzt in den Orgien des Hofes jede Erinnerung an die väterlichen Ländereien ausgelöscht. Geschwächt durch die rasenden Bedürfnisse des Luxus in Versailles, verlor der Ackerbau allmählich alle Seele und alles Leben, und die französische Litteratur hatte, mit anderen Dingen beschäftigt, dem Ackerbau nur noch jenen schrecklichen Passus über die Hitze gewidmet, der wie ein Schrei des Selbstvorwurfs aus dem großen Jahrhundert dastehen wird.*) „Man sieht gewisse wilde Thiere, Männchen und Weibchen, braun und ganz von der Sonne verbrannt; sie sind an den Boden gebunden, in welchem sie mit einer unüberwindlichen Halsstarrigkeit scharren und wühlen; sie haben gleichsam eine articulirte Stimme, und wenn sie sich auf ihren Füßen erheben, so zeigen sie ein menschliches Antlitz, und in der Wirklichkeit sind sie Menschen. Sie ziehen sich während der Nacht in Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln leben; sie ersparen anderen Menschen die Mühe, zu säen und zu arbeiten, sowie das Einsammeln zum Unterhalt des Lebens, und sie verdienen es nicht Mangel an Brot zu leiden, das sie gesäet haben."

Man hat mit Recht gesagt, daß in der „Henriade," die gleichzeitig mit den „Jahreszeiten" erschien, nicht einmal Gras für die Pferde da war. Dieses vollständige Vergessen der physischen Natur hat sich bis zu der Stunde erhalten, als die Nachahmung englischer Ideen eine Unterbrechung von allen Seiten in der Litteratur und in der Gesellschaft bewirkte, nämlich bis zu den Jahren, die der Revolution von 1789 vorangingen.

Die englischen Romane aus dem achtzehnten Jahrhundert berühren alle von einer oder andern Seite das Landleben. Während

*) Fontaine macht eine Ausnahme, da der Sinn für das Landleben bei ihm recht lebendig ist.

Frankreich die Erzählungen Voltaire's und die Romane des jüngeren Crebillon genoß, las England den Vicar von Wakefield, Tom Jones und die Clarisse. Der Held jener Geschichte, sagt Goldsmith selbst von Primrose, vereint in sich die respectabelsten Charaktere der bürgerlichen Gesellschaft: „er ist Priester, Landmann und Familienvater." Diese Aeußerung umfaßt eine, für das protestantische und ackerbauende England eigenthümliche Ideenverbindung. Der Roman ist von Anfang bis zu Ende nur ein Commentar hierzu; er ist das Bild eines Familienlebens mit einer ärmlichen Pfarrwohnung auf dem Lande im Hintergrunde. Der protestantische Geistliche, welcher Weib und Kinder besitzt, hat andere Pflichten als der katholische Priester; er muß die Seinigen versorgen, und diese Nothwendigkeit zwingt ihn einige weltliche Arbeiten unter seine geistigen Beschäftigungen zu mischen. Die Feldwirthschaft, welche Primrose gepachtet hat, ist nicht sehr groß, sie besteht nur aus fünfzehn Tonnen Landes; aber sie ist für seine Ansprüche groß genug. Er bebaut sie mit Liebe, unter Mithülfe seines Sohnes Moses, während seine Frau, die nicht ihresgleichen in der Bereitung des Stachelbeerweins hat, die frugale Mahlzeit mit Sparsamkeit zubereitet. Am Sonntag, wenn das Wetter gut ist, setzt sich die Familie nach dem Gottesdienst außen auf eine Bank, in den Schatten des Weißdorns und Geißblatts; man legt das Tischtuch auf einen Haufen Heu, und man speist mit Munterkeit unter freiem Himmel, während zwei Schwarzdrosseln sich gegenseitig mit ihrem Gesang von zwei verschiedenen Hecken antworten, und während das familiäre Rothkehlchen kommt, und Brotkrumen aus den schönen Händen der Töchter des Vicars pickt. Während einer dieser glücklichen Scenen kommt ein Hirsch, von Hunden verfolgt, herangesetzt, und stürzt zu ihren Füßen nieder, und darauf zeigt sich der Herr von dem nächsten Herrensitz auf seinem Jagdroß.

Die Helden in den anderen Romanen leben alle auf dem Lande. Mr. Western, unter anderen, ist der Typus eines Squire, ein großer Jäger und ein großer Trinker, sowie ihn alte Traditionen uns aufbewahrt haben. Allmählich wie man sich unserer Zeit nähert, wird die Liebe zur ländlichen Natur mehr und mehr eine gemeinschaftliche Sache. Alle Künstler bemächtigen sich derselben. Die Dichter besingen nur die Schönheiten des englischen Bauernlebens; die Maler stellen nur das Innere eines Hofes dar. Je mehr der Krieg auf dem Festlande ras't, mit desto größerer Liebe hängt sich die nationale Einbildungskraft an einen dieser, für den Menschen natürlichen Contraste, an die Ruhe und Sicherheit des ländlichen Lebens. Besonders wenn die Revolutionen über die Welt kommen, liebt es die Seele die Frische der ewigen Idylle einzuathmen. England genießt dieses Glück in langen Zügen; ein und dasselbe Gefühl für Selbstvertheidigung und Wohlergehen zieht die Engländer zu den conservativen Ideen und den ländlichen Beschäftigungen hin.

Dieses nationale Glück, das vom Ocean beschützt wird, ist unter anderen treffend in den Versen von Coleridge geschildert:

O Albion! o my native isle! etc.

Ein geistreicher Mann sagte vor vierzig Jahren, nachdem er England durchreist hatte: „Ich rathe nicht den Hütten, sich gegen die Schlösser aufzulehnen, sie würden bald zerschmettert sein, denn der Schlösser sind zwanzig gegen eine Hütte." Er könnte es eher heutigen Tages sagen, denn die Zahl der bequemen Wohnungen ist beständig gewachsen. Derselbe Beobachter bemerkt, daß „man in England die Armen wie Unreinlichkeit ausfegt, um sie in einen Winkel hinzuwerfen." Dieser etwas brutale, aber wahre Ausdruck malt vorzüglich das Aussehn des Landes in England, wo die Armuth so gut wie nirgends auftritt. Man hat sie in die Handelsstädte gestoßen, in den Winkel, wohin man sie wirft. Wie man sonst in anderen Orten die schönen Quartiere der großen Städte putzt, so putzt man das Land in England; man schmückt es mit Allem, was Aug' und Sinn erfreuen kann, man wird dort nur Bilder des Friedens und der Zufriedenheit finden.

Wenn man im Innern reist, so wird man bei jedem Schritt durch den Gegensatz zwischen Stadt und Land, der so verschieden von dem ist, was Frankreich und das Festland im Allgemeinen bieten, in Erstaunen gesetzt. Die größten Städte wie Birmingham, Manchester, Sheffield oder Leeds, sind nur von Arbeitern und Handeltreibenden bewohnt; ihre unermeßlichen Quartiere haben ein ärmliches und trauriges Aussehn. Man sieht wenige oder gar keine Monumente, wenig oder gar keinen Luxus; man hört nur den Lärm der Werkstätten, man sieht nur Geschäftsleute. Der Fremde sowohl wie der Bewohner, beeilt sich, aus diesem Rauch und aus diesem Schmutz herauszukommen, um draußen eine reinere Luft einzuathmen, und um dem Anblick dieses unablässigen Arbeitens zu entgehen, welches nicht immer das Elend hinwegbannt. Selbst in London denkt man mehr an das Arbeiten als an das Genießen, und das ists, was den Fremden, welche dahin kommen, so auffällt; sie finden ihre täglichen Gewohnheiten nicht wieder.

Ich habe niemals diesen Unterschied so sehr gefühlt, als an dem Tage, an welchem ich Chatsworth verließ, um mich nach Sheffield zu begeben. Chatsworth ist die schönste dieser prunkenden Residenzen, wo die Häupter der englischen Aristokratie einen fürstlichen Luxus entwickeln. Ein unermeßlicher Park, ganze Meilen im Umkreis, voll von Hirschen, Rehen, Schafen und Kühen, die zwischen einander grasen, umgiebt mit seinen Grasflächen und schattenreichen Bäumen einen prächtigen Herrensitz. Springbrunnen, künstliche Wasserfälle, Bassins, die mit Statuen geschmückt sind, welche mit den berühmten Decorationen in Versailles und St. Cloud wetteifern; ein unermeßliches Treibhaus von Glas und Eisen, das als Modell für den Krystallpalast in London gedient hat, und wo tropische Bäume einen sehr hohen Wald bilden; ein ganzes Dorf das der Besitzer für seine Arbeiter gebaut hat, und das aus eleganten, malerisch gruppirten kleinen Häuschen (cottages) besteht; ein wirklicher kleiner Fluß, der Derwentfluß, durchschneidet den Park in geschmackvollen Windungen, von denen man behaupten wird, sie seien durch Kunst gebildet, und um dieses, bereits so großartige Gemälde, bilden die Berge in Derbyshire, gleichsam nach Wunsch, einen Gürtel mit bewundernswürdigen Umrissen. Alles an diesem Orte zeugt von einem üppigen Leben und von einer ausgedehnten Macht. Man fährt über den unfruchtbaren Höherücken, der den Reisenden von Yorkshire trennt, und kommt alsdann nach der naheliegenden Stadt. Alles verändert sich; dort sind nur glühende Oefen, Hämmer, welche auf den Ambos schlagen, Schornsteine, die dicke Rauchwolken ausstoßen; eine Schaar schwarzer rußiger Schmiede tummelt sich wie Gespenster in diesen Flammen umher, man könnte es die Hölle an der Pforte des Paradieses nennen.

Was das Schloß des Herzogs von Devonshire im Großen ist, das sind die Wohnsitze der Landherren im Kleinen. Man findet keinen etwas wohlhabenden Besitzer, der nicht seinen Park haben wird; der Park, im verkleinerten Maßstab, der frühere forest, ist das Zeichen feudalen Eigenthums, eine nothwendige Zugabe zum Wohnsitz. Die Anzahl der Parke in England ist ungeheuer, von denjenigen an, welche mehrere tausend Tonnen Landes umfassen, bis zu solchen, die nur einige wenige insichschließen. Die größten, die ältesten, welche eigentlich allein den Namen von Parks verdienen, sind auf allen Karten angeführt. In diesen dichten Gehägen, selbst in den kleinsten, hält man alle Arten Wild und ernährt Creaturen auf dem Grase. Von seinem Fenster und von seiner Treppe aus hat der glückliche Besitzer eine vollständige Hirtenscene vor seinen Augen; er kann, wann es ihm gefällt, in seinen Alleen galoppiren oder die Freuden der Jagd wenige Schritte von seinem Wohnsitz genießen. Dort liebt er es mit seiner Familie zu leben, fern von den täglichen Beschäftigungen, indem er die Lebensweise der großen Gutsbesitzer nachahmt, wie der Pachter seinerseits die des Landherrn.

Man kennt die Passion der Engländer für diejenigen Uebungen, welche sich natürlich an das Landleben knüpfen: the sport. Die country-gentlemen, welche keine Hundekoppeln auf eigene Hand halten können, thun sich zusammen und halten sie auf Subscription. Der Tag, an welchem eine Jagd ihren Anfang nehmen soll, wird vorher in den Zeitungen bekanntgemacht; die Subscribenten stellen sich dann zu Pferde auf dem Versammlungsorte ein. Zu regelmäßigen Zeiten des Jahres ruft die Mode an gewissen Stellen Englands oder Schottlands tausende von Jägern, in rothen Röcken, zusammen, die sich mit offenbarer Lebensgefahr dieser Zerstreuung hingeben. Bald ist es der Fuchs, den man bei Melton-Mowbray in Leicestershire verfolgen will; bald das Auerhuhn, welches man in den unzugänglichsten Gegenden der Hochlande zu suchen sich bemüht. Ganz England nimmt Theil daran; die Zeitungen bringen die Namen der besten Schützen und der tüchtigsten Reiter, sowie die Anzahl des getödteten Wildes. Wenn die Zeit der großen Jagden kommt, hält das Parlament Ferien. Selbst die Damen ziehen diese Vergnügungen allen anderen vor. Gebt einem jungen englischen Mädchen die Wahl zwischen einer Partie zu Pferde und einem Ballabend, so wird ihre Wahl nicht zweifelhaft sein; auch sie liebt es über Hecken zu setzen und wie der Wind dahinzufahren.

Wenn man so unglücklich ist selbst kein Feld zu besitzen, so will man doch wenigstens den Anblick davon haben. Alle Städte haben öffentliche Parke, die ganz einfach große, mit schönen Bäumen besetzte Felder sind. Man sieht in London Kühe und Schafe frei auf den Grasflächen in Green-Park und Hyde-Park, während des unaufhörlichen Geräusches der rollenden Wagen in Piccadilly, grasen. Derjenige, welcher ohne Ruhe von seinen Beschäftigungen in Anspruch genommen wird, kann wenigstens im Vorbeigehen einen Winkel dieses Edens überschauen. Jeder sucht sich soweit wie möglich vom Centrum der Stadt einzumiethen, um dem Lande näher zu sein. Während des Sommers macht man Ausflüge sobald man kann, um einen Freund auf seinem Gute zu besuchen, oder um einige Tage auf der Reise in einer oder der andern Gegend, welche ihrer Naturschönheiten wegen bekannt ist, zuzubringen. Alle Gegenden des Landes, welche ein wenig malerisch liegen, werden jährlich von einer Menge Menschen besucht, welche sie mit der reinen, dem Engländer eigenthümlichen stillen Freude genießen. Das größte Glück ist, nach Schottland hinaufzuziehen, um in Ruhe und Frieden den Wohlgeruch der Haiden einzuathmen, und von dem umherschweifenden Leben der Clans Walter Scotts zu träumen.

Die englischen Monarchen sind die Ersten, welche Beispiele dieser allgemeinen Vorliebe geben; sie wohnen nicht in der Stadt, wenn sie irgend können. Was nur ein hübsches und kurzes Spiel für Ludwig XVI. und Maria Antoinette auf dem künstlichen Meierhof zu Trianon war, das ist der Königin Victoria und dem Prinzen Albert eine liebe Wirklichkeit. Der Prinz verwaltet einen wirklichen Meierhof bei Windsor, wo das schönste Vieh aus den drei Königreichen lebt und gepflegt wird. Seine Thiere gewinnen in der Regel die ersten Prämien bei der Thierschau. Auf Osborne,*) wo die Königin einen großen Theil des Jahres zubringt, nimmt sie sich selbst ihres Hühnerhofes an, der ihr Stolz ist, und alle Blätter brachten vor einiger Zeit die Nachricht, daß sie ein Mittel gegen die Krankheit der Truthühner aufgefunden habe. Was bei den Franzosen an das Lächerliche streifen würde, dessen nehmen sich die Engländer sehr ernsthaft an, und sie haben vollkommen Recht. Glücklich und weise vor Allen ist die Nation, welche es liebt, daß ihre Fürsten sich diesen nützlichen Zerstreuungen hingeben!

Man kann sich leicht denken, welchen Einfluß der gewöhnliche Landaufenthalt der ersten Familien auf den Reichthum des Landes haben muß. Während die Feldarbeit in Frankreich dazu dient, den Luxus der Städte zu bezahlen, dient in England die Arbeit in den Städten dazu, um den ländlichen Luxus zu bestreiten. Dort werden beinahe alle die Schätze ausgegeben, welche das am meisten industrielle Volk zu produciren vermag. Ein großer Theil davon kommt dem Landwesen zugute. Je näher der Besitzer seinem Boden steht, um so mehr ist er geneigt denselben in gutem Stande zu halten. Eigenliebe, diese große Triebfeder, ist mit im Spiel. Man will seinen Nachbarn nicht verfallene Gebäude, schlechte Wege, elendes Fuhrwerk, erbärmliches Vieh und vernachlässigte Felder zeigen; man setzt seinen Stolz in vortheilhafte Ausgaben, und das Beispiel wirkt ansteckend. Man hat eine zweckmäßig betriebene Feldwirthschaft, wie man in Paris ein schönes Hotel und einen reichen Hausrath besitzt. Die Besteuerung selbst, welche in Frankreich ein Mittel zur Ausmergelung des Landes ist, hat in England nicht denselben Charakter. Alle directen Steuern werden an denselben Stellen umgesetzt wo man sie bezahlt. Die Armensteuer, der Kirchenzehnten, sind kaum aus den Händen des Landmanns gekommen, so kehren sie auch schon durch den Ankauf der Lebensmittel wieder dahin zurück. Die anderen Steuern dienen ausschließlich zu Arbeiten von localem Interesse. Da die Hälfte der indirecten Steuern verbraucht wird, um die öffentliche Schuld zu bezahlen, welche zum großen Theil den Grundbesitzern angehört, so kommt noch sehr viel davon dem Landleben zugute. Während wenigstens ein Dritttheil des französischen Budgets in Paris gesammelt wird, und ein zweites Dritttheil in den großen Provinzstädten, vertheilen sich dagegen drei Viertel der öffentlichen Abgaben in England über das Land, und tragen zugleich mit den Einnahmen der Besitzer und Pächter dazu bei, um dort Ueberfluß und Wohlfahrt zu verbreiten.

*) Das Schloß der Königin auf der Insel Wight. 3.

Mikroskopische Schlachtenbilder.

III.

Die neue Kriegskunst beginnt mit Gustav Adolf, welcher sich freilich wieder den Prinzen von Oranien zum Muster genommen hatte, denn dieser verließ die Aufstellung der Infanterie in ein Viereck, und formirte statt dessen Linien, die 6—8 Mann hoch standen. Ein Theil der schwedischen Armee wurde im eignen Lande ausgehoben und uniformirt (die blauen, grünen und gelben Regimenter), der übrige Theil bestand aus Söldnern, die in strenger Zucht gehalten wurden. Alle Tage war Betstunde, und der König dichtete selbst einige Kirchenlieder, die er mit seinen Soldaten sang. Die Bewaffnung machte Gustav Adolf zu einer leichten und zweckmäßigen, theilte dabei seine Regimenter so gut ein, daß sie allerlei Bewegungen, Schwenkungen und Manöver mit Sicherheit und Schnelligkeit ausführen konnten. Zwei Dritttheile seiner Infanteristen trugen Musketen, welche keines Gabelstocks als Stütze bedurften, da sie leichter als die kaiserlichen waren. Außerdem gab er jedem Schützen eine Patrontasche von gebranntem Leder mit fertigen Patronen, sodaß die Schweden viel schneller und sicherer feuern konnten. Schon hierdurch kamen die Kaiserlichen in Nachtheil, welcher noch größer wurde, da die Schweden zahlreicheres und behenderes Geschütz besaßen, für welches die Bedienung gleichfalls Cartouschen als fertige Schüsse im Wagen bei der Hand hatte. Besonders zahlreich waren die eisernen Kanonen von 4 Fuß Länge und 6 Centner Schwere, vor welche man 2 Pferde vorspannte, und von denen jedes Regiment einige bei sich führte, welche Musketiere abzufeuern und zu laden verstanden, wogegen die 24 und 48pfünder zu Batterien vereinigt vor der Front oder sonst auf einem geeigneten Platze bei einander standen.

Stellten sich die Schweden in Schlachtordnung auf, so bildeten sie Linien von 6 Gliedern, doch standen die einzelnen Glieder und Soldaten keineswegs dicht geschlossen neben einander, ließen vielmehr Lücken, damit Kugeln durchgingen und die einzelnen Rotten ohne Störung vortreten oder sich zurückziehen konnten, sobald sie ihren Schuß abgegeben hatten. Nur die Pikeniere mit ihren kurzen Partisanen behaupteten eine dichte Aufstellung, um sich zu schützen. Die Reiterei stand auf den Flügeln, oder auch in Zwischenräumen zwischen dem Fußvolk; beim Angriff setzte sie sich schwadronenweise in Galopp, wobei sie 16 Mann hoch und 4 Mann tief stand. Sobald sie das Weiße im Auge des Feindes sah, feuerten die beiden ersten Glieder ihre Pistolen ab und griffen zum Degen.

Außerdem mußten die verschiedenen Waffengattungen beim Kampfe sich gegenseitig unterstützen und wurden deshalb Musketiere, Pikeniere und Reiter abtheilungsweise zusammengestellt. Die Schlachtordnung selbst bildete zwei Treffen; voran oder zwischen den Reitern schritten die „Commandirten", welche das Gefecht eröffnen mußten. Hierauf kreuzten die Pikeniere des ersten Treffens ihre Partisanen, die Musketiere doublirten ein, und die 6 Glieder der Schlachtordnung vereinigten sich zu 3 Gliedern. Jedes Treffen hatte noch seine besondere Reserve, die Flügel bildeten Reiter, zwischen denen oft Scharfschützen sich befanden. Beim Angriff gaben die Linien ein Pelotonfeuer, indem alle 3 Glieder zugleich feuerten und luden (das erste Glied kniete beim Feuern, das zweite neigte sich ein wenig).

Gegen solche bewegliche Linien, welche freie Bewegungen und Durchzüge der Compagnien und Schwadronen gestatteten, waren die Vierecke der kaiserlichen Schlachtheere unbeholfene Massen. Wallenstein formirte aus 2½ Regimentern ein massives Viereck Pikeniere, welches aus 25 kleineren Vierecken von 10 Mann Höhe und Tiefe bestand. Um dieses Viereck stellte er wie einen Rahmen 24 kleinere Vierecke von Musketieren, und endlich an jede Ecke wie eine Bastion ein vorspringendes kleines Viereck Musketiere von 5 Mann Front und Tiefe. Da nun die Musketiere am Saum des Quadrats, sowie die der hinteren kleineren Vierecke selten schießen durften, um die Schützen der vorderen Eckquadrate nicht zu treffen, und da die Pikeniere gar nicht thätig sein konnten, den Kugeln aber ein sicheres Ziel darboten, und da endlich ein solches Quadrat von 100 Mann Front und Tiefe sich nur sehr schwerfällig bewegte, so mußte es den beweglichen schwedischen Linien unterliegen, denn auf diesen kamen mehr Leute ins Feuer, sie konnten die Vierecke leichter überflügeln und von drei Seiten fassen, und hatten mehr Schützen. Obschon die Schweden an Zahl geringer waren, so konnten doch mehr Leute am Kampfe selbst theilnehmen. Als Tirailleurs sandten die Kaiserlichen die „Verlorenen" voraus, welche ein langes, mörderisches Schützenfeuer zu unterhalten pflegten; hierauf begann die Kanonade, um den nun folgenden Angriff zu unterstützen, da die Vierecke und Linien zum Nahkampf mit Spieß, Partisane und Schwert gegen einander rückten, nachdem die Schützen Unordnung und Bangen verbreitet hatten. Zugleich prellte die Reiterei auf den Flügeln gegen einander, die Wallensteiner galoppirten gliederweise vor, feuerten ihre Pistolen ab und schwenkten, die Schweden dagegen ließen auf ihr Pistolenfeuer einen raschen Choc folgen, indem sie die Unordnung benutzten, welche ihre Kugeln oder die Schwenkungen der feindlichen Glieder hervorgebracht hatten. Die kaiserliche Reiterei dagegen verstand keinen Choc auszuführen; auch stand die Artillerie unter einem besondern Anführer und nahm nur nach dessen Ermessen an der Schlacht Antheil.

Die französischen Truppen, welche am dreißigjährigen Kriege theilnahmen, hatten besondere mechanische Vortheile der Waffen, welche bald allgemeine Nachahmung fanden. Ihre Schießgewehre waren mit Steinschlössern (fusil) versehen und hatten einen fußlangen Dolch als Bayonnet, den man mittelst eines hölzernen Stieles im Flintenlaufe befestigte. Desto mangelhafter war ihre Artillerie, auch behielten sie die alte Marschordnung bei, welche auch die Kaiserlichen beobachteten, indem die zahlreichen Wagen rechts und links von der Marschcolonne fuhren, wogegen sie bei den Schweden regimenterweise hinter dem Zuge herfuhren, welche auch kein Plänkeln der Reiter als Eröffnung der Schlacht duldeten. Gegen Reiter wußten die Pikeniere sich trefflich zu wehren; sie stemmten den Speer schräg gegen die Erde und hielten ihn mit der Linken; mit der Rechten dagegen faßten sie den Degen, um sich mit diesem im Nothfalle gegen die Reiter zu vertheidigen.

In jenen Zeiten ist Benutzung des Terrains weniger von Bedeutung; noch weniger kennt man die Besetzung und Vertheidigung

von Dörfern, Engpässen rc., sondern es entscheidet der Massenkampf, die Massenentwickelung, der persönliche Kampf Mann gegen Mann, während jetzt geschickte Märsche, Stellungen, Frontveränderungen, Benutzung von Gräben, Häusern, Gebüsch rc. von Wichtigkeit ist, und die Attake zuletzt nur den Ausschlag, den letzten Stoß giebt.

Seit dem dreißigjährigen Kriege ging die Kampfweise der Schlachten aus dem Nahkampfe in einen Fernkampf über, weil die Schußwaffen immer mehr in Gebrauch kamen. Das Viereck der Landsknechte ist die Wiederholung der griechischen Phalanx, und die schwedische Schlachtordnung entspricht gewissermaßen der römischen Legion. Sobald der Kampf ein Fernkampf wurde, machten sich Talent und Klugheit weit mehr geltend; zunächst kam es aber darauf an, dem Schießgewehr sein Recht auf Entscheidung zu verschaffen. Was der Lanzenangriff ausrichtete, das sollte die Flinte aus der Ferne thun: den Feind niederstrecken, in seine Massen Lücken und Verwirrung bringen und ihn dadurch zwingen, das Feld zu räumen.

Zunächst kam es darauf an, schnell und sicher zu feuern, rasch an den Feind zu kommen und sich durch sein Feuer nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Diese Eigenschaften besaß das preußische Heer im siebenjährigen Kriege; denn der alte Dessauer, „der Exercirmeister des preußischen Heeres“, hatte den eisernen Ladestock eingeführt, welcher ein schnelles Laden möglich machte und nicht zerbrach, er hatte das Bayonnet mit einem verlängerten Arm versehen, sodaß es neben dem Flintenlauf stand und am Schießen nicht hinderte, weil es nicht eingesteckt und abgenommen zu werden brauchte, und endlich hatte er den Gleichschritt eingeführt. Mitten in der Schlacht mußten seine Soldaten wie auf dem Paradeplatz in gerader Linie stehen, oder er ließ Gewehr auf! nehmen, richtete die Regimenter mit pedantischer Genauigkeit und setzte dann erst das Feuern fort.

Bereits bestanden die Heere nur zum größeren Theile aus geworbenen Söldlingen, waren uniformirt, genau in Abtheilungen gebracht und das Geschütz vervollkommnet. Genaue Karten gaben den Märschen und Operationen eine sichere Grundlage; aber die Versorgung der Armeen mit Lebensmitteln und Zelten machte große Unbequemlichkeit und den Ausgang der Feldzüge von Magazinen abhängig. Die Heere marschirten auf Einer Straße und führten Zelte mit, unter denen sie übernachteten; ebenso hatten sie Speisevorräthe bei sich, die sie sich kochten; Cavalerieattaken gingen im Trabe und 25 Schritte vor dem Feinde feuerte man die Pistolen ab, ehe man einen Choc ausführte. Die Infanterie der Franzosen feuerte gliederweise; die drei ersten Glieder knieten, das vierte schoß über sie, dann stand das dritte auf und feuerte, hierauf das zweite, während das erste knieend schoß. Colonnenangriffe sind selten, doch dienten Dörfer schon als Stützpunkte der Aufstellung. An den Ecken der Carée's standen Grenadiere, um Granaten gegen den Feind zu werfen.

Friedrich der Große brachte manche wesentliche Verbesserungen; er ordnete nicht nur das Lazarethwesen und die Feldbäckerei, sondern sorgte für Magazine. Auf 3 Tage führte der Soldat Brot bei sich, auf 6 Tage fuhren die Wagen Vorrath nach, aber am 9. Tage mußte man ein Magazin erreichen. Ging dies vorher verloren, so war die Unordnung groß, und Hauptsorge bei den Operationen waren daher die Magazine. Die Uniform der Preußen war knapp, der Mantel abgeschafft, zu 60 Pfund Gepäck kamen noch 60 Patronen und Pallasch. Unterofficiere hatten Partisanen und Subalternofficiere Espontons. Husaren erhielten lange, krumme Säbel, Dragoner statt der Bayonnetflinte den Carabiner, Cürassiere den Halbpanzer und einen Hut mit eisernem Kopfkreuz. Dabei wurden sie geübt, sich im Carriere auf den Feind zu stürzen, worin Ziethen und Seidlitz Meister waren. In der Schlacht stellte sich die Infanterie in 2—3 Gliedern mit 6 Fuß Distanz auf, vor der Front der Bataillonschef zu Fuß, dahinter der Major zu Pferde; nun avancirte man mit geschultertem Gewehr 76 Schritt in der Minute, rückte bis 150 Schritt vor den Feind, indem die ganze Armee Eine Linie bildete, feuerte heftig — in der Minute fünfmal — und damit war die Schlacht meist entschieden, denn zum Bayonnetangriff kam es selten. Geschütze protzten 500 Schritt vor dem Feinde ab, avancirten dann mit der Infanterie, die sie mitsichzog, wenn Kartätschen in den Feind geschleudert werden sollten. Die Schlachtordnung bestand aus zwei parallelen Linien; Tirailleure, Vor- und Nachhut gab es nicht, auch bestand jede Waffengattung für sich und unter dem Feldherrn unmittelbar. Im Marschiren und Manövriren war man sehr geschickt; die Franzosen und Russen sehr ungeschickt, da sie in dichten Linien oft 24 Mann tief standen. Uebrigens schlug man sich nicht in den Dörfern, sondern vor denselben, weshalb man sie auch gar nicht zu besetzen pflegte. War die Armee auf dem Marsche, so bewegte sie sich in Colonnen parallel in Distanzen von höchstens 1 Stunde nebeneinander, und ging den Colonnen eine kleine Avantgarde voraus, um Lagerplätze abzustecken.

Diese preußische Kriegsführung und Schlachtlinie in parallelen Gliedern erhielt sich bis zu den Revolutionskriegen, in denen eine andere aufkam, die auch jetzt noch gilt. Die Revolution hatte kein Heer, konnte auch keine Söldner werben, daher hob sie aus der Jugend des Landes die nöthigen Truppen aus, sodaß nun die Nationalheere wieder in Anwendung kamen, wie sie bei den Griechen und Römern Gebrauch waren. Man hatte jedoch keine Zeit, diese jungen Truppen lange zu exerciren; noch weniger hatte man die Geldmittel, sie mit Zelten und Magazinen zu versehen, daher mußte das Land die Krieger ernähren, sie ins Quartier nehmen und Vorräthe für Menschen und Pferde liefern, wenn diese im Bivouac lagen. Dadurch wurden große Massen viel beweglicher, die Menge der Wagen wurde geringer, die Verluste nach einer unglücklichen Schlacht minder erschöpfend, da keine Zelte und Magazine vom Feinde konnten weggenommen und somit Hülfsquellen verstopft werden. Um die Soldaten schnell auszubilden, führte man die sogenannte zerstreute Fechtart ein, indem ein Theil der Infanterie als Tirailleurs die Schlacht eröffnen und schließen mußte. Daneben formirte sich die schwere Infanterie aus der Linie zur Colonne (besonders in Aegypten), um im Sturm gegen einen wichtigen Punkt vorzurücken und dessen Besatzung mit blanker Waffe anzugreifen. Die einzelnen größeren Heerestheile organisirte man dergestalt, daß sie aus Truppen aller Gattungen bestanden, also gewissermaßen ein Heer im Kleinen ausmachten, und endlich führte man nicht alle Truppen oder Massen in den Kampf, sondern verfuhr sparsam, indem man vorzugsweise auf Reserven hielt und die Truppen nur bataillonsweise in den Kampf schickte, den man in

die Länge zu ziehen pflegte und endlich durch einen Colonnenangriff frischer Massen entschied.

Den französischen Republikanern fehlte es an Officieren, welche den Dienst verstanden, und die jungen Truppen wollten den Angriffen der wohlexercirten österreichischen und preußischen Bataillone nicht Stand halten. Da erinnerte man sich der Kriegsweise der Nordamericaner, denen die Franzosen ja im Kampfe gegen die Engländer Beistand leisteten; daher ahmte Lafayette jene Fechtweise nach, löste seine Bataillone in Schwärmerlinien auf, lehrte sie jeden Busch, jeden Baum, jeden Maulwurfshügel benutzen, dem Feinde durch wohlgezieltes Feuer aus sicherm Versteck Abbruch thun und seinen Angriffen eine flüchtige, ungreifbare Tirailleurkette entgegenstellen. Geschlossenen, dichten Reihen gegenüber war das Kleingefecht mit Plänklern jedenfalls vortheilhaft, da Salven und Kanonenfeuer wenig Zielpunkte fanden. Außerdem entsprach diese Gefechtsordnung dem französischen Geiste, da sie dem einzelnen Soldaten eine gewisse Selbständigkeit einräumte und ihn auf seine eigene Geschicklichkeit verwies. Das System Lafayette's wurde weiter ausgeführt, indem Dumouriez Flankenpatrouillen einführte, und sogar Schanzen von den Plänklerschwärmen angegriffen wurden. Bei ernsten Angriffen marschirte man nicht in Linearfront auf, sondern in Colonnen, entzog also dem Geschütz eine große Fläche zum Zielen und übte durch den Druck der Masse einen kräftigen Stoß gegen die feindlichen Linien, die jedesmal durchbrochen wurden, da sie zu dünn standen. Als Frankreich von allen Seiten angegriffen wurde, mußte es verschiedene Armeen aufstellen, wodurch es genöthigt war, selbst kleinere Corps selbständig zu machen, d. h. bei denselben alle Waffengattungen zu vereinigen. Es zeigt sich also, daß die neue Kriegsweise ein Ergebniß der Noth ist, in welcher Frankreich sich befand, worauf Napoleon diese neuen Hülfsmittel zu organisiren und zweckmäßig zu gebrauchen wußte. Er bewegte sich viel schneller, weil er viel weniger Gepäck, Proviant, Zelte rc. mit sich führte, sondern seine Armee vom Lande ernähren, selbst da bekleiden ließ, wo sich dieselbe befand. Mit seinen Tirailleurs deckte er jede Bewegung, eröffnete er jedes Gefecht, brachte Unordnung in die feindlichen Linien, die ihm nichts Aehnliches entgegenzustellen hatten. War der Feind ermüdet, erschöpft, wankten seine Linien, hatte die Artillerie die feindliche Stellung erschüttert, dann warf Napoleon dichte Colonnen oder Reitercorps auf die feindlichen Linien, welche dadurch niedergeworfen und durchbrochen wurden. Dies ist das ganze Geheimniß seiner Schlachtengewinnung. Als ihm die Gegner dies abgelernt hatten, so schwand seine Unbesiegbarkeit.

Die Schlachten unserer Zeit haben das Eigenthümliche, daß sie vorzugsweise auf Benutzung des Terrains berechnet sind und besonders Dörfer als Stützpunkte des Centrums wie der Flügel benutzt werden. Der Besitz irgend einer Position entscheidet den Ausgang der Schlacht. Die Heere bilden jedoch nicht mehr lange Linien, wie im siebenjährigen Kriege, sondern stehen in Brigaden oder Divisionen vereinigt, wobei zwischen den kleineren und größeren Abtheilungen hinreichender Raum zu den nöthigen Bewegungen und Manövern freigelassen bleibt. Die Artillerie leitet das Gefecht ein, deckt die Bewegungen und erschüttert große Massen, Tirailleurs eröffnen die Schlacht, plänkeln eine Zeitlang, werden verstärkt, wenn es nöthig erscheint, worauf eine Sturmcolonne hervorbricht, um eine wichtige Stellung zu nehmen. Wankt der Feind, so stürzt Reiterei auf ihn; muß das Fußvolk weichen, so deckt Reiterei den Rückzug. Es zerfällt eine Schlacht daher in eine Reihe kleiner Gefechte, die selten durch Einen Angriff entschieden werden. Man führt im Gegentheil nur kleine Abtheilungen ins Gefecht, verstärkt diese, löst sie ab und nährt das Gefecht, bis irgend ein Hauptstoß auszuführen ist. Geht eine Schlacht verloren, so ziehen die Truppen corpsweise ab, indem einige den Rückzug decken, damit die übrigen sicher davonkommen. F. K—r.

Harald Sängerkönig und Baldurs Tod.

— Wir haben über zwei willkommene Dichtungen zu berichten, die uns die Götter- und Heroensagen der alten Welt Scandinaviens, die germanischem Wesen so verwandt sind, mit Glück und Geschick näher rücken. „Harald Sängerkönig, das ist: das Lied von der Liebe Macht“ nennt sich (Leipzig bei Brockhaus) eine Dichtung von Curt Oswalt (v. Querfurth in Dresden), der schon 1856 in einer Gedichtsammlung: „Aus voller Seele“ (Dresden bei Adler und Dietze) seine rhythmische Begabung und zugleich seine Befreundung mit der Frithjofsage und mit den Sagenstoffen altnordischer Poesie bekundete. Harald — nach Saxo Grammaticus in der Geschichte Dänemarks: Hjarne (Hiarnus) — ist schon öfter Held deutscher Dichtungen der Neuzeit gewesen; Amalie Schoppe machte ihn zum Helden eines Romans, Adolf Stern besang ihn episch. Ein Sang der Nornen, der Schicksalsgöttinnen, eröffnet die neue Dichtung und giebt uns die Stimmung die auf den Gebilden des hohen Nordens liegt, in der Natur seiner wilden Klippengestade, seiner nebelreichen Tage und langen Nächte, wie in der hypochondrisch düstern Vorstellung vom Sieg der bösen Elemente (in Loki) über die guten (in Baldur persönlich aufgefaßt). Dieser Dualismus zieht sich durch die gesammte Religionsgestaltung, wie durch alle Sagenstoffe des scandinavischen Alterthums, und ein zweites neues Gedicht: „Balders Tod,“ von Dr. A. Schütt, Verfasser der „Psyche,“ hat uns (Karlsruhe bei Braun) diesen Kampf zwischen den nordischen Götter- und Naturgewalten mit großer Innigkeit vorgeführt.

Bleiben wir zunächst bei Curt Oswalts Dichtung. Auf die Ouvertüre im Gesang der Nornen folgt Haralds, des mächtigen Helden und Skalden (Sängers) Vermessenheit, bei einem Gelage der Liebe zu spotten. Wir schicken diesen Gesang, als einen der gelungensten, voraus, um den Verlauf der Dichtung daranzuknüpfen.

Sänger Harald sprang vom Rosse,
Traf ins Burgthor ein und sang
Und wie Echo dröhnt' im Schlosse
Hundertfacher Freude Klang.

Zur gewohnten Tafelrunde
Freunde nahn von da und dort;
Fröhlich geht von Herz zu Munde
Trauter Sprache leichtes Wort.

Stille plötzlich herrscht im Saale;
Reicher Sigurd, wohlbekannt,
Leert das Horn mit einem Male,
Rede fügt er wortgewandt:

„Meinen Gruß den Frauen,
Und Jungfrauen alln,
Die beim Fest wir schauen,
Laß' ich laut erschalln.

„Aber treubeständig
Durch die Lande weit
Tausend Grüße send' ich
Meiner trauten Maid.

„Ohne Schwunggefieder
Mag kein Vogel ziehn;
Ohne Lieb' und Lieder
Mag kein Herz erglühn!"

Sprach's und alle Stimmen schallten
Durcheinander laut und bunt,
Sprach's und alle Becher prallten
Bis auf einen, der noch stund.

Harald stellt sich ihm entgegen,
Wirft das Trinkhorn lachend fort
Und um Antwort nicht verlegen
Spricht er das gewagte Wort:

„Herzen mögen glühen
Wohl von hohem Muth,
Augen mögen sprühen
Ohne Liebesgluth.

„Frei das Herz mag schlagen,
Das mir selbst gehört,
Doch muß Ketten tragen,
Wen ein Weib bethört.

„Ketten trag' ich nimmer,
Breche sie entzwei,
Ketten trag' ich nimmer —
Bräch' das Herz dabei!"

Düster aber ging vom Mahle
Harald und im Sinn verstört;
Saß die Rache mit im Saale
Und die Rache hat's gehört.

Freia, die Göttin der Liebe, entbrennt in Zorn darob, während Braga, der Gott der Sänger, den Helden zu schützen wagt. Jene Mächtige sendet ihm einen Traum, der ihn nach Drontheim zu König Asmund zu fahren drängt. Da geschieht's um seine gerühmte Seelenruhe; Frogertha's blaues Auge, als sie ihm das Trinkhorn reicht, dringt tief in sein Herz, und wie er um das Königskind werben will, wird ihm der grelle Abstand zwischen Fürstentochter und bloßem Ritter und Sänger als Grund der Abweisung gegeben. Für Freia ist das Genugthuung, ihre Rachelust ist gesättigt, nicht aber des bösen Loki, den der Held im Uebermuth ebenfalls herausgefordert. Asmunds Reich ist bedroht; Harald der Tapfere rettet ihm Thron und Scepter, hat abermals ein Anrecht auf Frogertha's Hand, aber Loki bethört Asmund zum Treubruch, der Unebenbürtige wird zum zweiten Male verschmäht. Harald zieht heim, auf neuen Rath sinnend. Wie der König seines Landes stirbt, die Erben auf Seezügen verschollen sind, erheben die Ritter ihn auf den Schild. Er ist nun Fürst und wirbt um Frogertha ebenbürtig. Da kommt ein Erbe zurück und raubt ihm Thron und Braut. Rathlos und gebrochen flüchtet sich Harald auf ein ödes Eiland. Loki kommt in der Gestalt eines Zauberweibes zu ihm, ihn abermals zu höhnen und zu närren. Noch giebt's ein Mittel, den Gegner zu besiegen: das Schwert Nädra (Natter) muß er dem Riesen Eiolf abgewinnen. Nichts hilft Braga's Warnung; Harald, sinnbethört, geht in die Schlinge, überwindet den Riesen Eiolf, erobert das Schwert Nädra und zieht wiederholt aus, Frogertha's Leiden zu enden und sie zu gewinnen. Nachdem alle Gegner besiegt, alle Hindernisse beseitigt sind, fordert König Asmund selbst den Helden zum Zweikampf. Harald nimmt ihn an und die Gabe des bösen Geistes, das Schwert Natter, ergiebt sich als tückisch und treulos. Wir geben vom Schluß der Dichtung, „des Leides Ende":

Ein blutiger Tag folgt langer Nacht;
— Weh ihm, den ein Gott mit Verderben bedroht! —
Im Schlosse zuerst der Fremdling wacht.
— Ja, die Liebe sie schuf ihm so bittere Noth.

Wild springt er empor, verstört im Sinn,
— Weh ihm, den ein Gott mit Verderben bedroht! —
Rasch tritt er zu König Fridleif hin;
— Denn die Liebe sie schuf ihm so bittere Noth.

„Erwache, nicht Schlafens Zeit ist mehr,
„Dein harret ein Mann im Zorne schwer;

„Zu rechten um allerhöchsten Preis
„Zweikampf begehret er auf dem Eis."

„„Das sag Du von Fridleif nimmermehr,
„„Daß einem Feind er gewichen wär'.""

Thut Waffen an und den Mantel blau
Und folgt dem Fremden durch Pfad und Gau.

Das meld' ich mit Ruhm: sie schritten fort
Vieltrutzig und Keiner sprach ein Wort.

Am eisbehelmten Felsengestein
Die Raben so beutehungrig schrein.

Und als sie kamen hinaus zum Meer,
Vor Fridleif flogen die Raben her.

Der Andre sagte: „Vernimm das hier:
„Der Sängerkönig nun steht vor dir.

„Was lieber: willst mir lassen die Maid?
„Willst lassen Dein Leben jetzt im Streit?"

„„Und wenn Du der Sängerkönig bist,
„„Frogertha laß' ich zu keiner Frist;

„„Sie hab' ich gewonnen durch Waffenrecht,
„„Mit Waffen schütz' ich sie im Gefecht.""

Harald zog Nädra mit hellem Klang — :
„Wem ziemt nun der erste Hieb im Gang?"

„„Weil Du der Fordrer — das ist bekannt —
„„Mir ziemet der Streich mit erster Hand,

„„Mir ziemet der Streich mit erster Hand,
„„Dieweil ich der erste Mann im Land.""

Der König sprach es und traf so hart
Den Panzer, daß er zerschroten ward.

Nun rafft sich zum Streich der Sänger werth —
Wie bist Du, Nädra, ein falsches Schwert!

In morsche Trümmer beim ersten Gang
Die fluchbeladene Klinge sprang.

Mit beiden Fäusten sein Schwert zugleich
Packt Jener und führt den schwersten Streich

Und führt den Streich auf des Sängers Herz,
Das mitten zerbarst in Qual und Schmerz.

Da liegt er zuckend, doch klagt er nicht,
Bis ihm das lächelnde Auge bricht.

Das aber sag' ich in Wahrheit an:
Ihm hatt' es Keiner zuvorgethan

Und nur des Bösen höllischer Lug
— Weh ihm, den ein Gott mit Verderben bedroht! —
Den bitteren Sieg vondannen trug.
— Doch die Liebe sie schuf ihm die bitterste Noth.

Aufstöhnend unter Gewissens Last
Der König eilte zum Schloß in Hast.

Bald ruchbar wurde die Wundermär,
Vom Schloßhof strömten die Leute her.

Doch, als Frogertha die Leiche schaut',
Zu Boden sank die verlass'ne Braut — :

„Und ward er im Leben nimmer mein,
„So will ich ihm nun Walkyre sein!"

Und wand den Dolch vom Stahlgurt los
Und gab sich den raschen Todesstoß.

Von Aller Augen die Thräne fleußt,
Den König aber ergriff's zumeist — :

„Und hätt' ich geahnt solch Ende graus,
„Nie wär' ich gangen zum Kampfe aus;

„Und hätt' ich geahnt solch schweres Leid,
„Sein wäre die unberührte Maid!"

Nun bauten sie einen Hügel gut,
Drin Harald neben Frogertha ruht. —

Die Götter trauern, nur Einer lacht.
— Weh ihm, den ein Gott mit Verderben bedroht! —
So schließt das Lied von der Liebe Macht.
— Ja, die Liebe bereitet die bitterste Noth!

Reim- und Versweisen der interessanten Dichtung sind, mit Ausnahme einiger bekannten Versarten, z. B. der Nibelungenstrophe, dem Verfasser eigenthümlich; dies gilt selbst von denjenigen, die er dem nordischen Alterthume nachgebildet hat, namentlich den skaldischen Stabreimen, die den alten berühmten Sangweisen frei nachgesungen sind, und zwar theils mit Beiklängen z. B.

Todt nun liegt der tapfere
Tugendreiche Krieger;
Wandelnd seine Wege
Weint der Mond am Grabe.

Oder:

Die klaren Bäche klingen
Klagend bange Sänge,
Sterne weinen und Stürme
Stöhnen hoch in den Tannen. —

theils auch ohne Beiklänge:

Laßt nun die Leiche
Letzten Beherrschers
Aus dem edlen Ahnenstamme
Heiligen Hügels
Hülle umnachten;
Trauerthränen träufelt ihm nach!

Mehr zu der letztern Art gehört auch die frei reproducirte Skaldenweise im 27. Gesange: „Winde nahen, Wellen geleiten hoch vom Nord der Helden Drachschiff; Mächtige Männer, Müd' der Stürme, Senken tief zur See die Anker &c." Hier sind nur in den in sich selbst gestabten Zeilen, 3 und 6, Beiklänge angebracht. In der Saemundar-Edda findet man beim Dialog diese Versart als die gebräuchlichste angewendet. Die Gesänge 19 und 33 sind in der Manier nordischer Kehrreimballaden geschrieben, wie uns solche aus den Uebertragungen der Gebrüder Grimm und G. Mohnike's bekannt sind. Aber auch hier hat sich der Dichter nicht blindlings an die Vorbilder gehalten; er gestaltet den roheren Vers der Volksweise in einen geregelten Kunstvers, verwebt den Kehrreim, dessen sich die Volksballaden meistens ganz planlos bedienen, eng mit dem Zusammenhang des Gedichtes und bringt auch in der Mitte der Ballade, gleichsam in der Peripetie der Fabel, den Kehrreim an. Ein Beispiel davon giebt der oben mitgetheilte Schlußgesang der Dichtung. Im Hexameter des 21. Gesanges ist die Hauptcäsur des dritten Fußes streng durchgeführt. — Dies alles bezeugt des Verfassers Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit in der rhythmischen Architektur, während so viele beliebte Lyriker von heute nur planlose Stegreifmusikanten sind, die mit ihrem bequemen Flötenspiel unsere Sprache verzetteln und verloddern. Der strenge Ernst der altnordischen Sagenstoffe zwingt zur festen Gliederung in der Rhythmik. Daß der weiche Zauber melodischer Schönheit darüber nicht schwindet, beweisen die Stellen die wir aus Curt Oswalts Dichtung mittheilten.

Baldurs Tod, episches Gedicht in drei Gesängen, von A. Schütt, führt uns in vierfüßigen und vierzeilig gereimten Romanzen anmuthig den ganzen Mythus des scandinavischen Nordes vor. Odin feiert ein Freudenfest in Walhalla; aber Baldur, der geliebteste seiner Söhne, blieb aus. Der Liebling ist krank daheim, geplagt von Schmerzen und Sorgen. Odin befragt die Nornen; sie weihsagen Baldurs frühen Tod durch befreundete, schuldlose Hand. Da sendet Odin die geliebte Frigga, mit der er Baldur erzeugt, in alle Welt um alle Wesen zu beschwören, dem Liebling kein Leid zu thun. Frigga, die mütterliche Erdengöttin, macht eine Rundreise zu den Elfen und Riesen; alle Wesen der Schöpfung, alle Thiere und Pflanzen selbst, leisten freudig den Eid; nur eine kleine Mistel (Mistiltein, eine Pflanze, wegen ihrer Heilkraft, freilich auch als Gift heilig gehalten und gescheut), die sich in Wingolfs Hain um den Stamm einer Eiche windet, scheint der Göttin zu gering und schmächtig, um Willenskraft zum Bösen zu haben. Dem bösen Loki, der wieder als altes Weib auftritt, gelingt es, der Frigga das Geheimniß zu entlocken, wo die kleine Pflanze, die nicht den Eid geleistet, blüht. Dem bösen Geist scheint nichts so sehr gering, daß es nicht schädlich wirken könne, und Loki weiß auch das Unscheinbarste zum Bösen zu verwenden. Baldur ist genesen. Er erscheint in Walhalla's Wonne, und Odins Fest im Feensaal beginnt von neuem mit Tänzen und Kampfspielen. Im sichern Gefühl seiner Unverletzbarkeit bietet Baldur die eigene Brust zum Ziel für die Wurfspeere dar, bis Loki dem blinden Bruder des Helden, der ganz verloren und am Wettspiel unbetheiligt bei Seite steht, den giftigen Stiel der Mistel in die Hände drückt und ihm Richtung und Ziel zum Wurfe giebt. Wir geben aus der Dichtung diese Stelle, wo Baldur sich in die Waffenspiele mischt.

Der Genossen Scherz zu theilen,
Tritt er in der Asen Kreis;
Ihren Speeren, ihren Pfeilen,
Giebt er ohne Furcht sich preis.
Und sie schossen und sie warfen
Jetzt, voll Freudigkeit und Lust,
Zielend mit den hellen, scharfen
Waffen nach des Lieblings Brust.

Die Geschosse aufzufangen,
Steht er, ohne Helm und Schild,
Freundlich da und ohne Bangen,
Wie ein regungsloses Bild;
Nichts vermag ihn zu verwunden
Im Bereiche der Natur;
Alle Wesen sind gebunden,
Welche leisteten den Schwur.

Aber Locke sinnt auf Rache,
Eilet fort in Wingolf's Hain;
Fällt die gestern noch so schwache,
Schnell erstarkte Mistilstein;
Um nach Balders Herz zu zielen,
Kehrt er mit dem falschen Blick,
Grollend zu den heitern Spielen
In der Frigga Schloß zurück.

Wo die Asen fechten, ringen,
Alle, die das Fest begeh'n,
Sich im Kreis um Balder schwingen,
Sieht er Hödur einsam steh'n;
„Kamst Du wohl mit leeren Händen —
Spricht er — aus der Ferne her,
Willst Du keinen Pfeil entsenden,
Werfen keinen blanken Speer?"

Ihm entgegnete der Blinde —
Beide Arme ausgestreckt,
Ob er nicht den Bruder finde: —
„Hast Du, Locke, mich geneckt?
Gerne gönnt' ich mir die Ehre,
Hätt' ich nur der Augen Licht;
Doch mir fehlt es an dem Speere
Und den Theuer'n seh ich nicht."

Locke drückt in Hödur's Hände
Schnell der Mistel scharfen Stiel,
Zeigt ihm, wo er hin sich wende,
Führt ihn näher an das Ziel;
Hödur wirft — welch' eitles Hoffen
Täuscht der Asen frohen Sinn! —
Baldur fällt, zum Tod getroffen;
Lust und Freude sind dahin.

Es ergreift ein kalter Schauer
Jeden, der bestürzt sich naht,
Alles sinkt in tiefe Trauer
Ob der grauenvollen That;
Fähig nicht, den Schmerz zu tragen,
Rauft ihr schönes, langes Haar
Frigga, und mit lauten Klagen
Füllt die Luft der Helden Schaar.

Baldurs Leichenbegängniß ist ein Trauerfest für die ganze Natur; stirbt doch mit ihm Keim und Saat zum Guten und Schönen, ist doch mit ihm, in welchem sich die fröhliche Lust am Dasein personificirt, Selbstgefühl, Hoffnung und Vertrauen auf sich selbst in jeder Creatur getödtet! Ein Bote wird abgesendet zu Hela, der Beherrscherin der Unterwelt, um den geliebten Todten aus deren Schattenreich loszubitten.

Hela spricht: „Wenn Alles Zähren
Um des Odin Sohn vergießt,
Will ich Deinen Wunsch gewähren;
Doch des Todes Nacht umschließt
Baldur; nie soll er genesen,
Ob auch Frigga weint und klagt,
Wenn ein Einziges der Wesen
Seine Thränen ihm versagt."

Diese Kunde bringen die Himmlischen von neuem in alle Welt:

Schnell entsendet man die Boten,
Als es fern im Osten tagt,
Forschend, ob den großen Todten
Man beweinet und beklagt;
Viele setzen sich zu Pferde,
Reiten, wann der Morgen graut,
Bis das Roß der Nacht die Erde
Mit dem weißen Schaum bethaut.

Und sie horchten still und lauschten,
Wann, bestrahlt vom Abendroth,
Blaue Ströme unten rauschten,
Trauernd über Balders Tod;
Endlich kehren Roß und Reiter
In Walhalla's Au'n zurück,
Und verkünden froh und heiter
Allen Asen Heil und Glück.

Seinen frühen Tod beweinen
Alle Wesen der Natur;
Still ist's in den Wäldern, Hainen,
In den Triften, auf der Flur.
Bäume neigen ihre Wipfel;
Wegen Balders hartem Loos
Fließen von der Berge Gipfel
Thränen in des Meeres Schooß.

Aber siehe: abermals sitzt am Wege ein altes Weib mit dem Kopfe wackelnd, das Bild des auf Glück und Freude verzichtenden Ingrimms. Töck, die Alte, will nicht weinen, wo Alles weint, wie sie nicht lachen wollte, wo Alles gelacht. Loki hat sich wieder dieser Gestalt bedient, um wie auf einem polnischen Reichstage, mit seinem einzigen Veto das Glück eines guten Beschlusses zu vereiteln, und so muß Baldur ernst und bleich, todt und schweigend im Schattenreiche bleiben — „bis dereinst die Midgardsschlange Erde, Luft und Meer umschlingt, Bis der Ruf vom Untergange Asgards zu den Todten dringt." Nach Tod und Untergang folgt Auferstehung, wie zum Frühling neues Leben den alten Winterschlaf der Natur durchdringt, die Rose, vom Sonnenstrahl aufgeküßt, wieder ihren Kelch erschließt und im Reiz neuer Jugend ein allgemeines Werde! durch die Welt zittert. Auf die Götterdämmerung erfolgt Baldurs Erwachen.

Schütts Dichtung hätte sich von einigen Schillerschen Reminiscenzen, z. B. S. 22: „Trauer ist in Asgards Hainen, Die der holde Lenz belaubt" zc. freihalten sollen. Sonst ist gerade die Schillersche Wärme in der Belebung alter Sagengestalten höchst vortheilhaft; der weiche Romanzenton mildert und sänftigt die harte spröde Granitformation der nordischen Mythen. Wie unterirdische Stalaktiten formten sich tropfweise diese Gebilde des scandinavischen Götterglaubens; wie vom Nordlicht magisch überstrahlt und gebannt starren sie uns wie Eilandsfelsen im Schaum der brandenden Woge entgegen. Die lange Nacht der Polargegend gebar die Hypochondrie dieser Mythen. Nachts reiten diese Geister auf dunklen Pferden durch das „Niflheim," die Nebelwelt dieser Phantasien; aber ein langer Tag folgt der langen Nacht und im aufblitzenden Thau — dem Schaum von den Nüstern des Nachtrosses — steigen jene Hunderte von glänzenden Gestalten auf, um die Welt der nordischen Empfindung zu bevölkern. K.

Napoleon als Mythe.

Man kennt den Scherz eines britischen Bischofs, der, um das Leben Jesu von Strauß zu entkräften, in Napoleon eine bloße Mythe nachwies. Vor einigen Tagen fiel uns ein altes defectes Zeitungsblatt in die Hände, dessen Feuilleton in scharfsinniger Weise ebenfalls den Beweis versuchte, daß der Kaiser aus Corsica nicht wirklich existirt habe, sondern ein Sonnenmythus sei. Der Spaßvogel argumentirt wie folgt:

Jene fabelhafte Person wird Napoleon Bonaparte genannt; er wurde auf einer Insel im Mittelmeer geboren, seine Mutter hieß Lätitia, er hatte drei Schwestern und vier Brüder, von welchen Drei Könige waren, und zwei Frauen, von denen Eine ihm einen Sohn gebar. Von den sechzehn Marschällen seines angeblichen Reiches waren zwölf in thätigem Dienst, vier andere außer Dienst; er beendigte eine große Umwälzung, war siegreich im Süden und wurde besiegt im Norden, und nach zwölfjähriger Regierung, die er im Osten begonnen hatte, verschwand er in dem Meere das gen Westen liegt. — Nun weiß jedes Kind, daß die Dichter des Alterthums die Sonne als Apollon bezeichnen. Hier ist schon der Anklang an Napoleon. Apollon heißt bekanntlich Vertilger, die Sonne wurde so benannt von den Griechen, weil sie ihnen vor Troja durch Hitze und Seuchen großen Schaden zufügte: das war die Rache der Sonne, weil Agamemnon den Sonnenpriester Chryses schmachvoll behandelt hatte. Die Geschosse des Gottes durchflogen das Heer der Achäer, wie Homer sagt; diese Geschosse sind die Sonnenstrahlen. Das fragliche Individuum wird Napoleon genannt, — Apoleon mit vorgesetztem N, — und dadurch erscheint die Uebereinstimmung nur noch größer, denn N ist im Griechischen (νη oder ναι) eine Bestätigung, die soviel bedeuten will als wahrhaftig. Napoleon ist somit der wirkliche „Vertilger," die Sonne, Apollo.

Bonaparte bedeutet: guter Theil. Durch diesen Namen soll ein Gegensatz angedeutet werden. Der gute Theil steht dem Bösen gegenüber; er bezeichnet den Tag im Gegensatze zur Nacht, das Licht im Gegensatze zur Finsterniß; er ist Ormudz im Gegensatze zu Ahriman, er ist das Reich des Guten. Den Geist des Bösen verwünschte man früher mit der lateinischen Kirchenformel: abi in malam partem; hinweg mit dir in die Finsterniß! Mala pars, der böse Theil, ist das Dunkel, die Hölle; bona pars, das Licht, die Helle.

Apollo war auf Delos, einer Insel im mittelländischen Meere geboren. Napoleon erblickte angeblich auf der Insel Corsica das Licht der Welt. Dem griechischen Festlande, wo Apollo der Sage zufolge eine Rolle spielte, lag Delos nahe, etwa sowie Corsica dem französischen Festlande, welches die Fabel als den Schauplatz der Thaten Napoleons annimmt. Einige alte Schriftsteller nennen den Apollo freilich einen ägyptischen Gott; aber damit meinen sie nicht, daß er in Aegypten geboren, sondern nur, daß er auch dort verehrt worden sei. Dasselbe wird von Napoleon berichtet; auch er, sagt der Mythus, zog nach Aegypten und ist dort vom Volk als ein Freund des Propheten Mohamed betrachtet worden; das Volk hat ihn dort vergöttert. Kann eine größere Uebereinstimmung gedacht werden?

Napoleons Mutter soll Lätitia geheißen haben; sie führt einen Namen welcher Freude und Frohsinn bezeichnet. Sie ist die Morgenröthe, deren Schein den Aufgang der Sonne, Napoleons, verkündet, und bei den Griechen hieß Apollo's Mutter Leto, bei den Römern Latona. Also abermals Uebereinstimmung. Der Sohn der Lätitia hatte drei Schwestern. Sie sind die drei Charitinnen, die Grazien, die nebst den Musen die Zierden des Hofes ausmachten, welchen der Sonnengott Apollo hielt. Und was die angeblichen vier Brüder Napoleons anbelangt, so liegt es für jeden Menschen der fünf gesunde Sinne besitzt, auf der flachen Hand, daß sie ganz einfach die vier Jahreszeiten sind, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Drei dieser Brüder, sind der Fabellehre zufolge, Könige gewesen. Ganz richtig. Der Frühling herrscht über Blumen, der Sommer über die Feldernten, der Herbst über Wein, Obst und andere Früchte. Alle drei bedürfen den Sommer zu ihren Verrichtungen, und deshalb sagt man ganz angemessen, diese drei Könige hatten ihre Kronen von ihrem Bruder Napoleon-Apollon, nämlich der Sonne. Der vierte Bruder, der keine Krone trägt, ist der Winter, in welchem die Sonne keine Wirkung übt.

Manche sagen zwar, der Winter habe auch eine Krone, er herrsche über Eis und Schnee, und das ist wahr; daß aber der vierte ungekrönte Bruder gar nichts anders bedeuten kann als den Winter, wird jeder Unbefangene sogleich einsehen. Die drei anderen waren Könige; der vierte Bruder ist nur Fürst. Er fühlte sich zurückgesetzt, oder zog sich schmollend zurück; er war wie man sagt Fürst in einer Stadt Namens Canino. Nun kommt dieses Wort her von einem lateinischen Worte das grau und greis bedeutet und eben den Winter bezeichnet, welcher bei den alten Dichtern dieses Epitheton führt. Diese Poeten nennen z. B. die Wälder das Haar der Berge; wenn der Winter sie mit Reif und Schnee überzieht, sind sie das Silberhaar der abgestorbenen Natur im Greisenalter des Jahres. Wir könnten dafür eine Menge Stellen anführen, aber einige mögen hinreichen. Ein Poet sagt: „Wenn auf den greisen Bergen die erstarrte Feuchtigkeit wächst,"

cum gelidus crescit canis in montibus humor,

nämlich in der Winterzeit. Ganz klar wird das Verhältniß aus einer Stelle in Ovids Verwandelungen. Phaëton, der Sohn Apollo's, kommt zum Palast seines Vaters, welchen Vulcan mit herrlichen Bildern aus getriebener Arbeit geziert hatte. Apollo saß umgeben von den Jahreszeiten:

> Und der eisige Winter, umstarrt von ergrauetem Haupthaar.
> Et glacialis hiems canos hirsuta capillos.

Hier haben wir Lucian, den angeblichen Fürsten von Canino. Die Sage geht, daß die beiden Söhne desselben sich eines Doppelmordes schuldig gemacht hätten. Ganz richtig. Als Söhne des Winters tödten sie Wärme und Schönheit. Der Mythus erzählt ferner, daß Frankreich, wohin Napoleon versetzt wird, von Völkern aus dem Norden überzogen und unterjocht worden sei. Sie hätten die vielfarbige Fahne, — nämlich den Regenbogen — herabgerissen, und nach Entfernung Napoleons, — der Sonne — eine weiße Fahne aufgezogen. Diese angebliche weiße Fahne ist weiter nichts als ein Sinnbild des Schnees, des Winters; die Völker aus dem Norden sind die winterlichen Stürme, welche rauh

über das Land hinfegen und Schneegestöber bringen, nachdem die Sonne in ihr Wintersolstitium getreten ist.

Napoleon hatte angeblich zwei Frauen, gerade wie Apollo. Sie waren die Luna und die Erde; jene nach Versicherungen der Griechen; die Aegypter machen ihn auch zum Gemahl der Erde. Von der Luna besaß er keine Kinder; aber die Erde gebar ihm den kleinen Horus. Dieser ist Sohn des Osiris, wie die Aegypter die Sonne nannten, und der Isis, der Erde. Horus wird geboren von der Erde, welche von der Sonne befruchtet wird, sobald diese bei Tag- und Nachtgleiche im Frühling in das Sommersolstitium tritt. Der angebliche Sohn Napoleon läßt deshalb auch den Mythus am 20. März, also zur Zeit der Frühlingssonnenwende, mit Anbeginn des Frühlings, geboren werden, wenn die Natur aufs neue erwacht.

Napoleon soll der Hyder der Revolution ein Ende gemacht haben. Die Hydra ist eine Schlange, die Schlange Python, jener scheußliche Drache vor welchem ganz Griechenland sich entsetzte. Diesen Drachen dämpfte Apollo als er sich noch in der Wiege befand. So sagt auch der neue Mythus, Napoleon habe, als er sich noch im Anfang seiner Laufbahn befand, die französische Revolution erstickt und gedämpft. Revolution kommt vom lateinischen revolvere, umdrehen. Es wird damit angedeutet, daß die Schlange zusammengeringelt, in Kreise gewunden gelegen habe. Und was seine zwölf dienstthuenden Marschälle anbelangt, so sind sie eben nichts Anderes als die zwölf Zeichen des Thierkreises, welche unter Napoleon-Apollo's Befehlen stehen. Jeder von ihnen führt ein Heer an, nämlich eine Schaar von Sternen. Oder sie bedeuten die zwölf Monate. Die vier nicht dienstthuenden Marschälle sind die vier Cardinalpunkte, die Himmelsgegenden, die im Weltall unverrückbar immer dieselben sind.

Die Sonne herrscht unbeschränkt im Süden; wie Napoleon. Nach der Tag- und Nachtgleiche dringt sie, sich mehr und mehr vom Aequator entfernend nach Norden hin, und trifft nach drei Monaten auf den nördlichen Wendekreis, der sie zurückstößt. Sie muß sich dann wieder nach Süden wenden, und folgt dabei den Zeichen des Krebses; welchem man, nach der Versicherung des alten Macrobius, diesen Namen beigelegt hat, um die rückgängige Bewegung der Sonne in diesem Kreise der Himmelskugel zu bezeichnen. Man sieht nun was für eine Bedeutung das angebliche Vordringen Napoleons nach Rußland und sein Rückzug von Moskau hat. Es handelt sich lediglich um Anspielungen über den Lauf der Sonne.

Wir Alle wissen, daß die Sonne im Osten auf-, im Westen untergeht. Den Küstenbewohnern scheint sie an jedem Morgen aus dem Meer emporzutauchen und sich Abends in den Ocean zu senken. So schildern die Dichter den Auf- und Untergang, und ebenso sagt der Mythus, Napoleon sei über See aus dem Morgenlande, Aegypten, gekommen, um Frankreich zu beherrschen. Nach einer zwölfjährigen Regierung, nämlich nachdem er in zwölf Stunden seine Bahn von Morgen bis zum Abend am Himmel durchwandelt, sei er im westlichen Ocean verschwunden. Ein Dichter, welcher „Messeniennes“ geschrieben hat, sagt von Napoleon:

Er hat nur einen einz'gen Tag geherrscht.

Das ist richtig; der Dichter sah in ihm lediglich ein Symbol der Sonne. Sämmtliche Attribute dieses angeblichen Kaisers sind der Sonne entlehnt. Kurz: dieser vielbesprochene Napoleon Bonaparte hat niemals existirt, außer in der Mythologie des 19. Jahrhunderts. Alles was man Geschichte Napoleons nennt, ist rein erfunden und erdichtet. Die actenmäßigen, mit Tag und Jahreszahl unterzeichneten Verfügungen König Louis des Achtzehnten beweisen ohnehin, daß ein Zwischenreich von 1793 bis 1815, von welchem soviel gefabelt wird, gar nicht vorhanden war. Man sieht aber wie thörig die Menschen sind, daß sie sich so viele Fabeln als geschehene Dinge aufbinden lassen!

—ee.

Gedankenspähne.*

Es giebt in jeder Brust ein geheimes Fach das Tugenden enthält, aber der Mensch weiß oft selbst den verborgenen Drücker nicht zu finden. Durch zufällige Berührung öffnet sich manchmal ganz unerwartet der werthvolle Schrein, und wenn er sich schließt, tappen wir oft ein ganzes Leben hindurch vergebens herum und können den versteckten Schieber nicht wiederfinden.

Originalität ist die Baßgeige im Orchester unserer Geistesanlagen. So wichtig die Baßgeige ist — denn sie bestimmt den Grundton, sie giebt dem Harmonienkörper sozusagen die knochig feste Unterlage — so dringt man ihr gleichwohl einen fremdartigen Charakter auf, wenn man sie zum Concertinstrument mißbraucht. Gerade so ists mit der Originalität. Man soll in seiner Unterhaltung originell sein, aber man soll mit seiner Originalität nicht unterhalten, nicht damit concertiren wollen.

Man hat so oft die Sprossen auf der großen Leiter der Natur bezeichnet, auf denen das Thier in den Menschen übergeht und beachtet so wenig die abwärtsführenden Stufen allmählichen Versinkens, auf denen der Mensch im Thiere untergeht.

Eine Stelle eines ziemlich rennomirten Buches sagt: „Er wußte nicht, daß Frauenzimmer, die sich recht eigentlich nur mit Männern gern unterhalten, sich gerade am langsamsten verlieben.“ — Ist die Bemerkung denn auch wahr? Ich glaube es allerdings und erkläre es mir so: Frauen, die viel mit Männern verkehren, sind doch wohl häufig in Gesellschaft. Das häufige „in Gesellschaft sein“ verflacht, und mehr als alles Andere wird das Gefühl ein blos oberflächliches, und demnach kommt es bei einem solchen Frauenzimmer selten zu einer tieferen Empfindung, die doch zum Verliebtsein so gut wie Eier zum Pfannkuchen gehört. Das Spaßige ist, daß in dem Eingangs erwähnten Satze das Wort: „unterhalten“ mit dicker Schrift gedruckt ist! Sollte vielleicht die Meinung sein, daß das Unterhalten mit Männern dem Proceß des Verliebtwerdens entgegen sei, die Langeweile hingegen ihn fördere? Daran ist etwas. Ich weiß Fälle genug, wo wechselseitiges ennui das zarte sympathische Band erst recht festgemacht hat.

Auch im Bücherverkehr wäre eine strenge Marktordnung zu wünschen, die den Verkauf allzujunger Kartoffeln für den Geist verbietet. In den meisten Fällen thäte es gut, mit dem Ausgraben noch einige Zeit zu warten.

L—r.

Zur Chronik.

Fränkische Alterthümer.*

c. Im September und October 1856 ließ der Abbé Cochet seine siebente und letzte archäologische Nachgrabung auf dem Merowingischen Kirchhofe in Envermeu vornehmen, der seit sieben Jahren diesem Forscher beinahe die ganze fränkische Archäologie enthüllt hat. Dieser Kirchhof, der jetzt in allen seinen Theilen untersucht worden ist, hat eine runde Form und scheint früher mit einem Hügel bedeckt gewesen zu sein, der aber, um das Land leichter bebauen zu können, abgetragen worden ist; er heißt noch jetzt bei den Einwohnern von Envermeu „das Grab." Die 1856 vorgenommene Nachgrabung erstreckte sich auf 60 Gräber, die auf einen 28 Mètres langen und 18 Mètres breiten Raume in zehn Reihen vertheilt waren, die von Norden nach Süden liefen, während die Gräber selbst von Osten nach Westen gingen. Hinsichtlich der Richtung der Gräber herrschte indessen weniger Regelmäßigkeit, denn einige derselben gingen von Nordwest nach Südwest und fast von Norden nach Süden; welche Unregelmäßigkeit indessen beinahe auf allen Kirchhöfen der Franken, Burgunder und Angloſachsen wahrgenommen worden ist. Auch bei der letzten Nachgrabung stellte sich wie bei den früheren heraus, daß die Gräber bereits früher aufgegraben und ausgeplündert wurden. Man gab den Todten in den früheren Zeiten oft reiche Schätze mit in die Gruft; deshalb diese Entweihung in den Zeiten der Merowinger trotz der Strenge der bürgerlichen und kirchlichen Gesetze. Selbst hochgestellte Personen ließen sich dieses Verbrechen zu Schulden kommen; die Geschichtschreiber erzählen, daß Gontran Boson, ein Prinz von Austrasien, im Jahre 580 in einer Kirche zu Metz das Grab einer Verwandten, die mit ihrem kostbarsten Schmuck beerdigt worden war, beraubte. Man war übrigens bei der letzten Nachgrabung so glücklich, einige Gräber zu finden, die der Beraubung entgangen waren; in ihnen fand man viele in der Archäologie schon bekannte, doch für das Eaulnethal auch ganz neue Gegenstände, so daß man mit dem Erfolg der Nachgrabung sehr zufrieden sein konnte.

Zu den Gegenständen, wie man sie bei den früheren Nachgrabungen bereits gefunden, gehört ein spitzer, zweischneidiger Degen, 80 Centimètres lang, und in einer hölzernen, mit Leder überzogenen Scheide, die am unteren Theile mit einer verzinnten oder versilberten Platte verziert ist. Diesen Degen hält man für die Waffe der Reiterei; der Säbel dagegen, der auch Scramas axe oder Kampfmesser genannt wird, scheint die Waffe des gewöhnlichen Soldaten gewesen zu sein. Degen und Säbel fanden sich stets an der linken Seite der Krieger; die Messer dagegen hingen am Gürtel und am häufigsten vorn in der Mitte des Leibes. Die Gürtel waren von Eisen, doch fast alle mit Leder oder Thierhaut umgeben, deren Spur sich noch erkennen ließ. Diese Messer, Degen und Säbel waren mit einem Riemen, zuweilen von gewebtem Stoffe, am häufigsten von Leder, am Gürtel befestigt. Das Degengehenk, von dem man zuweilen die Spur fand, war mit einer eisernen oder verzinnten bronzenen Schnalle, zuweilen auch nur mit einer Spange oder Agraffe geschlossen. Bei der letzten Nachgrabung fand man drei Agraffen mit kupfernen und zwei eisernen Platten. Die letzteren waren in Silber damascirt. Es wurden gleichfalls dreizehn kleine bronzene Schnallen gefunden, die bestimmt waren, den Degen, das Schwert und besonders das Messer vermittelst eines schmahlen ledernen Streifens am Hauptriemen zu befestigen.

Außer diesen Schnallen und Agraffen trugen die Franken an ihrem Gürtel für einen Gebrauch, der uns ganz unbekannt geblieben ist, theils eiserne, theils bronzene Ringe, an denen man, wenn sie von Eisen sind, noch erkennt, daß lederne Riemen oder Streifen durchgezogen wurden. Diese Riemen preßten diese Ringe so eng aneinander, daß manche derselben durch das Reiben ganz abgenutzt sind. Dann fand man zwei eiserne Scheeren in einem ledernen Futterale, zwei eiserne Schlüssel, wirkliche Hausschlüssel, von Frauen getragen. Die Form dieser Schlüssel ist die römische, die sich bekanntlich während des ganzen Mittelalters erhalten hat. Auch entdeckte man einen eisernen Zwickbohrer oder Schuhmacherpfriemen, um Leder oder Holz zu durchbohren, vier oder fünf Feuersteine, deren man sich viel bediente, und vier bronzene Nadeln. Alle diese Gegenstände waren in leinenen Taschen oder ledernen Säcken verwahrt gewesen, die von der Zeit zerstört wurden, denn ihre Erhaltung läßt sich nur in dieser Art erklären.

Am Degengehenk bildeten bronzene Nägel mit einem platten oder abgerundeten, am häufigsten fünfeckigen Kopfe Verzierungen; ebenso kupferne Blättchen, welche gleichsam die Franze des Gürtels bildeten, und besonders kleine Dreiecke von einem glänzenden Metall, die mit einem metallenen Stifte in dem Leder der Degenkoppel befestigt waren. Diese Stücke, von denen sich beständig drei zusammenfinden, sind in Folge einer Verzinnung, die man unzerstörbar nennen kann, immer glänzend. Von Fingerringen hat man nur einen silbernen und vier kupferne gefunden, und die letzteren, die so klein sind, daß sie für den Finger eines Kindes oder allenfalls einer sehr zarten Frau bestimmt gewesen sein müssen, haben das Eigenthümliche, daß der Draht, von dem sie gemacht sind, ebenso rund ist wie bei Vorhangsringen. Auch hat man drei oder vier Armbänder von Glasperlen gesammelt; an einem derselben war eine bronzene Münze von Magnentius (350) als Zierrath befestigt. Ebenso fand man eine gallische goldene Münze, auf deren Rückseite ein unförmliches Pferd dargestellt ist, während die Vorderseite platt und gewölbt ist, nach dem Urtheil von Numismatikern der symbolischen Periode angehörend, von 270 vor bis 100 nach Christi Geburt. Auf der concaven Seite mit Harz bedeckt, mußte sie ehemals in ihrem convexen Theile als Brillant dienen.

Von dem Kopfputz der Franken fand man diesmal weder Kämme noch Nadeln, blos Ohrringe und Halsbänder. Von den aufgefundenen fünf Paar Ohrringen, in ihrer Form sehr verschieden, sind drei von Silber, eins von Bronze und eins von Silber und Bronze. Die Halsbänder waren von Glas oder von Glasperlen. An den Füßen der Franken fand man diesmal sieben eiserne oder fränkische Aexte, fast alle von ebenso viel eisernen Lanzen begleitet. An den Köpfen wurden ebenfalls sechs eiserne Lanzen gefunden. Als etwas Sonderbares ist zu bemerken, daß jedesmal, wenn die Lanze sich am Kopfe befand, die Spitze in die Höhe gerichtet war und der Stiel sich nach den Füßen hinzog; wenn sich aber die Lanze mit der Axt kreuzte, war die Spitze derselben nach unten gerichtet und der Stiel der beiden Waffen, der sich nach dem Kopfe verlängerte, schien dem Krieger in die Hand gelegt worden zu sein. Am Fußende fand man auch thönerne Geschirre, zwölf ganz und acht zerbrochen. Von den zwölf Vasen sind neun schwarz, die anderen weiß oder röthlich. Die Form derselben ist dieselbe, nur die äußeren Verzierungen sind verschieden.

Außer den erwähnten Gegenständen, die auch anderswo in Gräbern gefunden wurden, sah man bei den letzten Nachgrabungen in drei verschiedenen Gräbern noch drei eiserne Sporen, anstatt eines Sporenrädchens mit einer scharfen Spitze bewaffnet. In zwei verschiedenen Gräbern fand man gleichfalls am Fußende fünf eiserne Pfeile; einer allein und auf ein Tuch oder einen Stoff mit der Spitze nach unten gekehrt; die vier anderen zusammen und durch den Rost an einander gelöthet. Wahrscheinlich war in das Grab eines fränkischen Bogenschützen ein Köcher mit seinem Inhalte geworfen worden. Man hat bei Envermeu früher schon einmal Aehnliches ausgegraben. Im Jahre 1856 fand man endlich auch hier Ohrlöffel und Zahnstocher in Silber und Bronze, wie sonst schon in verschiedenen Orten Frankreichs und Englands. Bei den alten Kriegern hat man häufig bronzene Zangen zum

Haarausziehen gesehen; diesmal fand man eine eiserne, wie früher nur in England in einem angloſächsischen und in Beauvais in einem galloromischen Grabe. Ein Fund, der bisher noch nicht gemacht worden ist, waren zwei eiserne Dolche am Gürtel von Kriegern, die schon mit verschiedenen Waffen versehen waren. Diese beiden Dolche, die am Ende ganz spitzig sind, haben eine Klinge, die 4 Centimètres breit und 19 lang ist; das Stück der im Hefte befindlichen Klinge ist 7 Centimètres lang. Die beiden Waffen stecken in einem hölzernen Futterale, das in seiner ganzen Länge mit Leder bedeckt und unten mit einer bronzenen Platte versehen ist. Neben jedem Dolche sind zwei kleine Messer, wahrscheinlich in einem ledernen Etuis eingeschlossen gewesen, das an die Dolchscheide befestigt war, denn die beiden Messer hangen vermittelst des Oxyds noch jetzt an der Masse. Bei dem einen Dolche sind die beiden Messer zur Rechten der Klinge, bei dem anderen beide zur Rechten.

Als ein Beweis dafür, daß man in jenen frühen Zeiten unter den Franken die Eleganz liebte, kann der Fund von fünf Börsenbügeln dienen, vier von Eisen und einer von Bronze. Der Letztere an der Seite eines jungen fränkischen Kriegers, der ein Perlenhalsband, einen Griffel und eine Lanze trug, ist auf der Oberfläche mit gravirten Zeichnungen verziert. An den beiden Enden des Bügels figurirt der Schnabel eines Raubvogels; die Krallen des Vogels sind durch eine bronzene Schnalle unten am mittleren Theile des Bügels dargestellt. Diese Agraffe war augenscheinlich dazu bestimmt, den ledernen Riemen oder das Band, welches die Börse schloß, aufzunehmen.

Ein ähnlicher bronzener Börsenbügel ist 1846 nur zu Oberflacht in Würtemberg gefunden worden; doch dieser endigt sich in Schlangenköpfen, ist länger und bei weitem nicht so reich verziert. Die in Dieppe erscheinende „Vigie," welche einen ausführlichen Bericht über diese Nachgrabung bringt, die auch für Deutschland von Interesse ist, da es sich dabei um einen ursprünglich deutschen Volksstamm handelt.

Theater und Musik.

— Das Burgtheater in Wien hat das Verdienst, wiederum mit einer Neuigkeit vorangegangen zu sein, welche für die deutschen Bühnen eine Zukunft verspricht; es brachte von Roderich Anschütz, dem Sohn des verdienten Mimen Heinrich Anschütz, ein Erstlingswerk: „Brutus und sein Haus." Der Vater des Dichters gab im Stück die tragische Gestalt jenes Junius Brutus, der als Römer, als Bürger der Republik, als Consul und Vater den tragischen Schmerz in sich erfährt, die eignen Söhne dem Beil des Lictor zu unterwerfen. Eine Verschwörung zu Gunsten der Wiederherstellung des Königthums ist entdeckt. Junius Brutus verwirft die Milde seines Collegen; vergebens drängt Dieser wohlmeinend in ihn, das Amt ihm allein nur für den nächsten Tag zu überlassen. Junius besteht auf sein Recht, und nachdem der Spruch gefällt ist, stehen die Söhne als Mitschuldige vor ihm. Umsonst flehen die Uebelthäter, das Volk und ganz Rom um Gnade: der Vater erklärt, strafen zu wollen, wenn dem Bürger und Consul das Recht dazu versagt werde. Er hat, nach seinem Sinne, die höchste Palme der Bürgertugend errungen; aber sein ganzes Haus, seine Genossen und das gesammte Volk auf dem Forum murrt wider solch Extrem der rauhen Tugend, das an Unmenschlichkeit des Henkers streift. Er will sich zurückziehen vom Schauplatz des öffentlichen Lebens: sein Weib fordert die Söhne zurück, die sie ihm gebar; er wendet sich an das Volk: es tritt von ihm zurück, und so, in seiner einsamen Größe gezeichnet und preisgegeben, zieht er gegen den Feind, um, nachdem er Alles für Rom geopfert, auch sein Leben dem Vaterlande darzubringen. — So wenigstens steht die Gestalt im Buche der Geschichte vor uns.

Wiesbaden brachte in letzter Woche ebenfalls die Tragödie eines neuen Dichters, deren Held in der Geschichte gleich sehr das Opfer seiner eignen Bürgertugend wird: „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich," von Bernhard Scholz. Es ist jener vom Pfluge zum Feldherrn und Haupt der Republik aufgestiegene Patriot, der Sieger, vor dem der kühne Karl von Burgund bei Murten und bei Nancy sich beugte und gegen dessen erhabene strenge Tugend das Volk sich auflehnt, nachdem er diesem Volk Vaterland und Staat gerettet. Hans Waldmann erliegt den Intriguen der Partei der Aristokraten, dem Geschlechte der Göldli, und stirbt auf dem Schaffott. Vom Personal des Wiesbadener Theaters wirkte Fräulein Genast mit, die Tochter des verdienten Genast in Weimar. Wir erinnern daran, daß Hans Waldmann schon zweimal dramatisch bearbeitet wurde, von Spindler, in seiner ersten Schauspielerepoche, und von Arnold Schloenbach: „Waldmann und Burgund."

Einen denk- und merkwürdigen Theaterzettel lieferte im Laufe der letzten Märzwoche die Leipziger Zeitung vom Schloß Friedenstein in Gotha; wir führen die Quelle umdeswillen an, um die Richtigkeit der Angabe zu erweisen. Vor einem eingeladenen, in Ballcostüm erschienenen Publicum wurde auf dem alten Schloßtheater von Personen des Hofes am 26. März d. J. „die Marquise von Villette" aufgeführt. Eine Fürstin v. Hatzfeldt spielte die Titelrolle, der Regisseur des zwischen Koburg und Gotha hin- und herwandernden herzoglichen Thespiskarrens, Herr Max v. Wangenheim, gab den Herzog Philipp von Orleans; den Lord Henry St. John Viscount v. Bolingbroke — Serenissimus, Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha.

In Berlin lieferte die Königl. Bühne von Jul. Bacher, dem Verf. des Romans von der philosophischen Königin Sophie Charlotte, unter dem sehr allgemeinen Titel: „Aus dem Leben" ein sogenanntes Charaktergemälde, das wohl mehr Roman als Drama zu sein scheint. Vom witzigen Kalisch steht ein neues Lustspiel zu erwarten: „Otto Bellmann," nach dem französischen: Un notaire à marier. Die Friedrichwilhelmstadt brachte ein einactiges Lustspiel von Feodor Wehl: „Eine feurige Kohle."

In Weimar ist eine Oper von Lassen in Brüssel eingereicht, welche am belgischen Conservatorium den ersten Preis erhielt. Der französische Text erfordert eine Bearbeitung, welche der Regisseur der Oper in Weimar, Herr Pasqué, übernommen hat. Der Titel des Werkes wird sich erst darnach bestimmen. Franz Liszt hat Ouvertüre, Chöre und Melodram zu Herders „Entfesseltem Prometheus," 1850 zum Herderfeste auf der Bühne ausgeführt, mit verbindendem Text von Richard Pohl zum Concertgebrauch umgearbeitet. Zum Besten der Orchesterpensionen wird die Musik in der neuen Gestalt in Weimar ausgeführt.

Weltliches und Heiliges in Cöln.

— Im reichen großen Cöln steigt nicht blos der Dom, steigen auch weltliche Bauten mächtig in die Höhe, theils Unternehmungen des Gewerbfleißes, theils Stiftungen patriotischer Männer für den Gesammtgenuß der Stadt, wie das Museum, das der Bürger Richarz bauen läßt. Für das Reiterbild, welches die Rheinlande dem dritten Friedrich Wilhelm setzen wollen — zum Dank, daß er sie preußisch, aber nicht protestantisch gemacht hat — ist nun in der That Cöln bestimmt, dasselbe Cöln, wo Kanoniere mit brennender Lunte vor den erzbischöflichen Palast rückten, um weiland den Kirchenfürsten als Gefangenen fortzuführen. Die Sache des Reiterbildes war Anfangs Sache der Landräthe, ist aber jetzt ins Bürgerthum übergegangen, weil man doch wohl fühlt, es sei ein Segen, einem größern Ganzen, und wär's dem „Prühßenthum", anzugehören. Mit dem preußischen Regimente kam an den Rhein etwas Gamaschendienst, hörte aber doch die Herrschaft des Schlepprocks auf. Wir hielten Coblenz, die concentrirte Soldatenstadt am Rhein, für den besten Platz, um dem dritten Friedrich Wilhelm die Ehre zu geben; allein man hat sich für Cöln, das wohl die meiste Beisteuer giebt, entschieden, und

Coblenz mit seinen ungeheuern Bastionen und seinem Ehrenbreitstein ist an sich schon militärisches Denkmal genug. — Zugleich aber wird, solchem weltlichen Ruhme gegenüber, vor dem erzbischöflichen Palaste eine Mariensäule errichtet, zur Erinnerung an den heutigen Sieg des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß — nicht Christi blos — sondern auch der Maria, womit also auch Jesu Großmutter mütterlicherseits als Jungfrau verehrt und gefeiert wird. Im Mai sieht man der Grundsteinlegung der Mariensäule entgegen. Außerdem wird Cöln, auf daß es „dat olle hillige Cöllen am Rhing" bleibt, zu seinen vielen Heiligen noch einen neuen erhalten. Erzbischof Geissell ging nach Rom, um die Heiligsprechung des weiland glorreichen Doctor subtilis zu betreiben. Also hieß der fein- und scharfsinnige Scholastiker Johann Duns, auch genannt Scotus, weil er aus Schottland als Franciscaner nach dem europäischen Festlande kam, um in Paris zu predigen und 1308 in Cöln zu sterben. Er schrieb 12 Foliobände voll subtiler Beweise vom Dasein Gottes, Commentare über den Aristoteles und Vertheidigungen der unbefleckten Empfängniß Mariä. Seine Schule hieß die der Scotisten, seinem Widersacher Thomas v. Aquino gegenüber, der von den Thomisten als Doctor universalis, ja als Doctor angelicus gepriesen wurde. Thomas, aus Neapel, war Dominicaner und hatte seinen Schauplatz meist in Südfrankreich; in Toulouse liegt sein Körper begraben. Seltsam! der schon 1323 vom Papst Johann XXII. kanonisirte und unter die Heiligen versetzte Thomas war ein Gegner der Behauptung von der unbefleckten Empfängniß. Erzbischof v. Geissell wird zweifelsohne das Unrecht, das dem Duns Scotus damit angethan, ins rechte Licht stellen. Thomas aber muß anderweit seine Verdienste gehabt haben, daß er schon so bald nach seinem Tode sacrificirt wurde. Und in der That, sein Verdienst besteht besonders darin, die Lehre von den „überflüssigen" Verdiensten der Kirche, vom sogenannten Ueberfluß an Schätzen aufgebracht zu haben, nach welchem es der Hierarchie möglich wird, Sünder zu begnadigen, auch wenn sie es nicht verdienen, weil eben in der Kirche an Verdiensten soviel Ueberschuß vorhanden ist. Es will uns Kindern von heute das nicht eben der Moral förderlich erscheinen; und doch hieß Thomas der „Vater der Moral."

Die Fusion.

* Es geben unter den hohen Herrschaften sonderbare Dinge vor. Nachdem der Graf v. Chambord in einem Trostschreiben an die Wittwe des Grafen v. Salvandy erklärt hat, daß seine Aussöhnung mit den Orleans eine vollständige sei, erfahren wir jetzt durch den Herzog von Nemours, durch den die Fusion erfolgt sein soll, daß ein Versuch zur Verständigung gemacht worden, aber mißglückt sei. Wer von den beiden royalistischen Chefs hat nun Recht? — Ohne Zweifel der Herzog von Nemours. Handelte es sich selbst nur um eine Familienaussöhnung, so wäre schon eine Aussöhnung kaum denkbar, da nichts so schwer von Herzen geht, als ein Verzicht auf Thronrechte, und die Opferfreudigkeit der Orleans zu den unauffindbaren Dingen gehört. Hier kommen alle große und politische Principien und Gegensätze in Frage. Zwischen der Republik und der Julidynastie gähnt keine tiefere Kluft, als zwischen der Bourbonischen Legitimität und der mit der Volkssouveränetät verquickten Legitimität der Orleans. Der Graf v. Chambord stützt sich auf den legitimistischen Adel und den großen Grundbesitz; der Graf v. Paris erwartet seine Zurückberufung von dem liberalen Mittelstande. Außerdem sind die Orleans verständig genug, um zu wissen, daß der Graf v. Chambord als Heinrich V. sofort die Seigneurs der Provinzen um sich versammeln würde, und daß diese Herren, die seit 1830 auf ihren einsamen Schlössern von der Vergangenheit zehren, nicht im Stande sein würden, eine irgend lebensfähige Regierung zu bilden. Wir wiederholen darum, der Herzog von Nemours ist es, der die Wahrheit über die Fusion gesagt hat.

Eine neue Geldklemme.

st. Die neuesten Nachrichten über die Lage des französischen Geldmarkts sind beunruhigender Natur. In den Monaten Januar und Februar hat sich die Einfuhr und Ausfuhr der edlen Metalle in Frankreich wie folgt gestellt:

Gold:	Einfuhr	467,651	Hektogrammen.
„	Ausfuhr	63,098	„
		+ 404,533	„
Silber:	Einfuhr	825,437	„
„	Ausfuhr	4,145,560	„
		— 3,320,123	Hektogrammen.

Das Gold ist von England gekommen und das Silber eben dahin gegangen. Da zu gleicher Zeit Hamburg hohe Discontosätze gewährt, um Silber an sich heranzuziehen, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der große Geldschwamm Asien einmal wieder große Begehrlichkeit verräth, Geld einzuschlucken. Frankreich hat in dem bezeichneten Zeitraum um 174,214 Hektogrammen weniger Silber empfangen und um 2,905,506 Hektogrammen mehr abgegeben, als in denselben Monaten des vorigen Jahres. Herrschte schon damals bald darauf ein großer Silbermangel, so liegt der Schluß auf eine gleiche oder größere Klemme sehr nahe.

Die japanischen Yams.

st. Herr v. Siebold in Bonn macht in der Cölnischen Zeitung über die in Holland und durch ihn selbst in Deutschland eingeführte Dioscorea opposita interessante Mittheilungen. Diese Yamsart ist der beste Ersatz der Kartoffel und eignet sich für unser Klima, da sie der strengsten Winterkälte widersteht. Man kann sie in Gruben, die man mit faulem Laube oder anderem Dünger füllt, anpflanzen, und zwar überall, auf jedem unbebauten Stückchen Land, an freien Stellen in Wäldern, in Gärten und Baumfeldern, längs Wegen, Pfaden und Mauern. Da sie stark rankt, muß man ihr, wo sie keine natürliche Stütze findet, eine Stange geben. Sie liefert nach zwei Jahren eine große, schwarze Wurzel von zwei Pfund und mehr. Diesen Nachtheil des langsamen Wachsens ersetzt die Wurzel dadurch, daß man sie, wenn sie zur Reife gelangt ist, vom October bis zum März zu jeder beliebigen Zeit ausgraben kann. Die allgemeine Einführung dieser Yamsart wird uns, wenn sich Alles so bewährt, Reservevorräthe liefern und jede Hungersnoth fernhalten.

Wallensteins Grabschrift.

— Der neueste Jahrgang des Hormayrschen, von Rudhart in München fortgesetzten Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte (für 1856 und 57) bringt des großen Friedländers Grabschrift.

Hye ligt der Fridtland ohne frid
Des Reichs ein Fürst vnd doch kein glid,
War ohne schiff ein Admiral,*)
Ohn ofne schlacht ein General:
Ein Landtsaß in dem Herzog Standt
Im Kopf ein Herr, in keinen landt,
Guet Römisch vnd ein Mammeluckh,
Aufrichtig, voll der Vntrew stuckh,
Mit krieg in sinn, ein fridens Man,
Von suessen wortten ein Tyrann.
Wolt endlich mehr alß Kayser sein
Bleßt drüber mit einander ein,
Leib, ehr vnd guet, fast d' Seel darzue,
Ey siehet doch, was ehrsucht thuet. —

*) Kaiser Ferdinand II. hatte den Waldstein, zur Zeit, als die kaiserliche Macht siegreich am Belt stand, zum Admiral des oceanischen (deutschen) und baltischen Meeres ernannt. Das deutsche Meer war nach der Anschauungsweise der Spanier ein Theil des atlantischen Oceans, den der Spanier el mar oceano nannte: daher der Ausdruck „oceanisches Meer."

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 17. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [25. April.

Inhalt.

Persien.

Das orientalische Drama spielt in riesenhafter Ausdehnung. Von den Ebenen im Süden und Osten der Karpathen, durch welche die Donau ihre mächtigen Wellen wälzt, erstreckt sich sein Schauplatz bis zu fernen großen Inselgruppen, von denen die Kurilen und Aleuten brückenartig zum fünften Welttheil hinüberführen. So groß der Schauplatz ist, so mannichfaltig sind die Gestalten und Trachten der Schauspieler. Der Araber, der mehr als eine Eigenschaft der Gazelle, dieses Lieblings seiner Lieder, in sich vereinigt, der Türke, der Popanz unserer Väter, der intelligente Perser, der Afghane, das Räthsel der Ethnologen, auch Derer die nicht mit frommer Beharrlichkeit jeden Heerweg der Völker nach Spuren der verlorengegangenen zehn Stämme absuchen; der Tatar, Mongole, Kirgise, Turkmene und wie sie alle sonst noch heißen, die Stämme der einst weltbezwingenden hochasiatischen Steppe, der (von der Ferne gesehen!) romantische Tscherkesse, der Hüter des vom Schnee weißen Gebirges, der schmächtige Hindu und sein südlicher Nachbar, der Malaie, der Chinese, diese Incrustation des ältesten aller Staaten, der Japanese und die zahlreichen Verwandten dieser beiden Hauptgruppen Ostasiens: sie sind Alle in das große orientalische Drama verflochten, dessen Ausgang von dem winzig kleinen Welttheil Europa abhängt. Aber was ist dieses Drama, Tragödie oder Komödie? Ist es ein Völkerherbst oder ein Völkerfrühling? Ist was wir von Asien herüberleuchten sehen, ein blutig gefärbter Abendhimmel, oder ein verheißendes Morgenroth? Nicht Einer von uns wird die Schlußantwort auf diese Fragen erleben.

In ihrer unmittelbarsten Wichtigkeit für uns nimmt die eigentlich orientalische Frage, d. h. die türkische, unter den asiatischen Dingen die erste Stelle ein. Auf einer langen Strecke der türkischen Grenze schildern und reiten österreichische Grenzwachen den osmanischen gegenüber; die Donau entspringt im südwestlichen Deutschland, die Slaven der Türkei sollen die stärksten Maschen des Netzes liefern, das Rußland für unsern Handel und noch für einiges mehr bestimmt. Persien kommt für uns erst in zweiter Reihe. Ohne directes Interesse an den Schicksalen dieses Reichs sind wir übrigens nicht. Die Tifliser, die man in Leipzig geographisch falsch, aber kaufmännisch richtig als Perser zu bezeichnen pflegt, machen ihre Einkäufe wirklich zum Theil für Persien. Wenn unsere Handelspolitiker die freie Donauschiffahrt so warm befürworteten, so richteten sich ihre Hoffnungen eines großen Verkehrs auf dieser Straße viel weniger auf die pontischen Uferländer der Türkei, als auf Persien, dessen lebhafteste Karawanenstraße mit einer Gabeltheilung nach Tiflis und Trapezunt mündet. Die Euphratbahn wird Persien noch näher an den europäischen Verkehr heranziehen. Ueber diese Handelsbeziehungen geben unsere deutschen Interessen an Persien nicht hinaus. Unserer Diplomatie fehlen augenscheinlich in ihrem Gewebe Fäden, die an Teheran anknüpften. Die Politik des Königs der Könige ist eine englisch-russische Hausangelegenheit, die wir übrigens auf sich beruhen lassen, da die „Europa“ in dem Artikel: Herat (1856 Nr. 52) bereits alle nöthige und verschiedene unnöthige Erwägungen über diesen Gegenstand angestellt hat.

Was wir heute besprechen möchten, ist der innere Zustand Persiens. Wir unserntheils wollen durch Schweigen nicht mit verschulden, daß die europäische Welt noch einmal in den Todesschrecken geriethe, der sie befiel, als sie unerwarteter Weise hörte, in Vorderasien und Osteuropa wohne in einem einige zehntausend Geviertmeilen großen Hause ein kranker Mann, der seinen Nachbarn eines Morgens todt in die Arme fallen könne. Haben wir ohne Umschweife gesagt, daß Persien ebenfalls ein kranker Mann ist, so haben wir unsere Schuldigkeit gethan und können das Uebrige ruhiger abwarten.

Man nennt die Perser reformfähiger als die Türken, und wir wollen ihnen dieses Lob nicht schmählern. Sind sie intelligenter, betriebsamer, rühriger als ihre westlichen Nachbarn, so leiden sie dagegen an großen geographischen Nachtheilen. An die persischen Lande trägt kein prächtiges Wasserbecken, wie das Mittelmeer, die Schiffe aller Weltvölker. Der persische Meerbusen ist ein todter Seearm, der ohne die Perlen von Baharein nicht soviel Schiffsverkehr haben würde wie ein einziger Mittelhafen des schwarzen Meeres, das Kaspimeer sieht blos russische Regierungsschiffe und Fischerkähne von Astrachan. Wo finden sich in Persien Ströme

wie Nil, Donau und Schat el Arab, die vereinten Ströme Tigris und Euphrat? Mit dem letztern Strome stehen drei persische Flüsse in Verbindung; aber sie werden nicht benutzt und ihr Anland scheint keiner großen Entwickelung fähig zu sein. Der Sefidrud oder weiße Fluß, der in das kaspische Meer fällt, ist nur im kleinsten Theile seines Laufes schiffbar.

Flüsse lassen sich durch Straßen ersetzen. Persien hat deren, wenn man blos die noch benutzten rechnet, nicht mehr als drei, die von Herat nach Teheran (mit einer Abzweigung nach Bochara), von Teheran nach Bagdad und von Tabris nach Tiflis und Trapezunt führen. Alle diese Wege sind Karawanenstraßen, und nicht Wagen, sondern Lastthiere gehen auf ihnen. So gering ist der persische Verkehr mit dem persischen Meerbusen, daß die von Gambrum nach Kerman, Schiras und Ispahan führende Straße nicht mehr benutzt wird. Alle zur See anlangenden Waaren gehen von Bassora nach Bagdad und betreten erst auf der von der Kalifenstadt nach Teheran führenden Straße persisches Gebiet. Eine persische Kauffahrteiflotte existirt nicht, auf dem persischen Meerbusen besorgen arabische, auf dem Kaspimeer russische Hände den Verkehr.

Persien ist eine Hochebene mit Gebirgsrändern. Innerhalb seiner Grenzen nimmt die Wüste einen großen Raum ein. Sie erreicht im Osten eine Breite von 90 Meilen und bildet 7 Längengrade weiter westlich noch eine schwer überschreitbare Schranke von 64 Meilen Ausdehnung. Ihre Blumen sind Salzgebilde; wo sie aus Flugsand besteht, begräbt sie unter ihren beweglichen Hügeln bei Stürmen Menschen und Thiere. Künstliche Wüsten, die durch Druck und Vernachlässigung entstanden sind, ziehen sich aller Orten zwischen den fruchtbarsten Strichen hin. In seinen guten Tagen hatte Persien seine Canäle über und unter der Erde. Jetzt sind seine bösen Tage gekommen, und die Canäle liegen größtentheils in Trümmern. Des Zutrittes der belebenden Nässe beraubt, wirbelt das einst fruchtbare Erdreich in Staubsäulen über die kahle Ebene.

Von den sieben Millionen Persern wird der vierte Theil ein Nomadenleben führen. Die alten Perser waren durch ihre Religion zu Ackerbauern erzogen worden. Wer säet und pflanzt, lehrt der Zend Avesta, der ist ein Kämpfer des Lichtgottes von Iran gegen den bösen Ahriman, den Herrscher des steppenreichen Turans. Die jetzigen Perser haben den bösen Geist bis in das Herz ihres Landes vordringen lassen. Die meisten der unter ihnen umherziehenden Horden sind türkischen Ursprungs; in den Lurs und Kurden hat Rawlison Reste der alten Ureinwohner erkennen wollen. Alle nehmen mit ihren doppelten Weideplätzen, für den Winter und für den Sommer, einen unverhältnißmäßigen Theil des Landes ein. Mag nun ihr Weiderecht auf Verträgen oder altem Herkommen beruhen: die Regierung könnte es ihnen nicht nehmen. Die Hirtenstämme sind stark, der Schah ist schwach. Unter den jetzigen Verhältnissen wäre ihr Verschwinden ein Unglück, da sie zahlreichen Familien Aufnahme gewähren, welche durch das Blutegelsystem der königlichen Statthalter zu Grunde gerichtet worden sind.

Mit Ausnahme von Azerbeidschan, der nördlichsten Provinz, wo verschiedene günstige Verhältnisse, zu denen auch die Nähe der gefürchteten Russen gehören wird, ihren Einfluß üben, wird Persien von Jahr zu Jahr menschenleerer. Die Umgegend von Persepolis mag schon seit sehr langer Zeit eine Wüste sein, aber Kasbin, dessen Ebenen die Kornkammer der Hauptstadt waren, aber Ahwas, unter dem Kalifat volkreicher als heute die ganze Provinz Schiras, aber das von Trümmern, Schmutz und Armuth entstellte Schiras, aber die Menge verödeter Städte zwischen Kascham und Kum sind unter der fluchbeladenen Herrschaft der Kadscharen verfallen. Der Schah träumt in seinem Harem, daß er über ein von Kraft und Reichthum strotzendes Volk regiere; seine Beamten und Günstlinge sagen es ihm täglich. Inzwischen erpressen seine Statthalter, namentlich die von königlichem Geblüt, was sich durch den äußersten Druck erlangen läßt, und gewähren nicht einmal Schutz gegen die anderen Räuber an den Straßen und in den Bergen.

In der Türkei hat man mit Heerreformen begonnen, aber man ist dabei nicht stehen geblieben. Könnte der gute Wille des Padischahs im ganzen Umkreise seines Reiches durchdringen, so würde die Türkei binnen kurzem zu den bestregierten Ländern gezählt werden müssen. In Persien ist man bei Heerreformen stehen geblieben, und selbst diese hat man nicht genügend durchgeführt. Stellt man nach europäischer Art der Statistiker eine tabellarische Uebersicht auf, so erhält man ein ganz stattliches Resultat. Eine solche Tabelle sieht so aus:

I. Fußvolk.		
1) Garde	3000 M.	
2) Linie	39,000 „	
3) Reserve	56,400 „	
4) Miliz und Grenzer	80,000 „	
		178,400 M. Fußvolk.
II. Reiterei.		
1) Garde	10,000 „	
2) Irreguläre	60,000 „	
		70,000 M. Reiterei.
III. Artillerie.		
1) Fußartillerie	4000 „	
2) Kameelartillerie	200 „	
		4200 M. Artillerie.
	Zusammen:	252,600 M. mit 120 Geschützen u. 200 Drehbassen.

Diese schöne Tabelle erhält leider von der Wirklichkeit ein klägliches Dementi. Man streiche ohne Weiteres Reserve und Miliz, setze die Linie auf etwa den vierten Theil herab, denke sich die ganze unregelmäßige Reiterei nebst einem guten Theile der Garde hinweg, nehme die Artillerie mit Ausnahme der auf Kameelen reitenden Abtheilung für gänzlich zerrüttet an, und man hat ein treues Bild des persischen Heeres! Der Sold des Fußvolkes ist in der Regel Jahre lang im Rückstand und hört bei Feldzügen ganz auf. Die Irregulären zu Fuß und zu Pferd erhalten niemals Sold. Die Officierstellen werden verkauft oder an Günstlinge verschenkt. In der letzten Beziehung denken orientalische Sunniten und Schiiten ganz überein. Wer ein guter Pfeifenstopfer oder Reitknecht gewesen ist, der wird auch einen guten Obersten und General abgeben: das ist in Konstantinopel wie in Teheran Glaubenssatz.

Die persischen Regierungsgrundsätze stellen dem Schah Leben und Eigenthum aller seiner Unterthanen zur freiesten Verfügung. Das Leben läßt er ihnen gewöhnlich, das Geld nicht. Uebrigens ist in dem persischen Erpressungswesen System und Taktik; Theorie und Praxis harmoniren. Jeder Beamte erpreßt, um seinerseits

für den Höheren zum Erpressungsobject zu werden. Tausend kleine Canäle saugen das Geld in Dörfern und Städten ein und liefern es widerwillig an wenigere, aber größere Schläuche ab, die dann ebenfalls in Contribution gesetzt werden, bis endlich der Schatz des Schahs Alles in Empfang nimmt. In diesem selbst ist trotzdem eine beständige Ebbe, da tausende von sichtbaren und unsichtbaren Abführungsröhren in ihn eingesetzt sind. Es ist wie der Kreislauf des Blutes, nur mit dem großen Unterschiede, daß das System der Arterien und Venen den Körper nährt und erhält, während die persische Sorte des Geldumlaufs den Staatskörper auszehrt.

Wohin die persische Wirthschaft führen muß, ist klar wie der Tag. Schwächer und schwächer zu werden, mit jedem Jahrzehent einen neuen hippokratischen Zug in sein Antlitz aufzunehmen, die Nachbarvölker, die zahmen so gut wie die wilden, immer unwiderstehlicher zum Angriff zu reizen, das ist das traurige Loos des persischen Staates. Seine Tage sind gezählt, wenn nicht die zwölfte Stunde noch Rettung bringt. Wir glauben an keinen glücklichen Ausgang; wir erwarten für Persien, was sein Sänger Ferduſi an Turan erfüllt sah:

Es zieht in Königsburgen vor dem Thor
Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiabens stolzen Hallen
Hört man die Heermusik der Eulen schallen.

St.

Südliche Licht- und Lufterscheinungen.*)

Fast eine Stunde ist seit Sonnenuntergang verflossen; der Sternenhimmel ist in seiner vollen Pracht entfaltet, und sein ruhiges Licht bildet einen wunderbaren Gegensatz zu den leuchtenden Meereswellen; doch während wir uns in die Betrachtung dieser Schönheiten vertiefen, zeigt uns der Himmel ein neues, prachtvolles Phänomen. Von der Stelle des Horizonts, hinter welcher sich die Sonne gesenkt hat, erhebt sich als ein mächtiger, schwach geneigter Lichtkegel das Zodiakallicht mit unvergleichlicher Pracht; „es überstrahlt selbst den Glanz der Milchstraße, und gewährt in Verbindung mit den hellschimmernden Sternen und dem matten Licht der Nebelflecke ein Schauspiel, welches kein Pinsel und keine dichterische Phantasie wiederzugeben vermag. Besonders in der Mitte des März und September, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wenn die Sonne sich in das Meer gesenkt und vollständige Finsterniß die kurze Dämmerung verdrängt hat — taucht ein prachtvolles und doch so sanftes Licht aus der Tiefe des sternbesäeten Himmels auf, sich vom Horizont beinahe bis zur halben Höhe des Himmels erhebend. Tief unten am gelben, sternenreichen Teppich des Horizontes, zeigen sich dann oft schmahle, langgedehnte Wolken mit einer reizenden blauen Farbe, während höher am Himmel leicht gekräuselte Wölkchen in buntester Farbenpracht spielen. Gerade als wollte die Sonne wieder aus dem Meere emportauchen, nimmt die Dunkelheit der Nacht mit jedem Augenblicke ab, bis endlich um Mitternacht das Zodiakallicht wieder vollständig verschwindet. So weicht oft in vielen Nächten die Finsterniß der tropischen Nacht dem wunderbaren Glanze des Zodiakallichts, wie im hohen Norden die Finsterniß der langen Winternacht vor dem strahlenden Bogen des Nordlichts zurückweicht. Aber während sich dieses in unserer Atmosphäre bildet und entfaltet, hat jenes seine Heimath im großen Weltenraume; denn das Zodiakallicht rührt von einem Weltkörper her, dem seltsamsten unter allen, welche die Sonne umkreisen; es ist ein mächtiger Ring, welcher frei im Weltraume schwebt, mit der Sonne in seiner Mitte und vielleicht noch entfernter von ihr als die Erde. Was die Ringe des Saturns für diesen Planeten sind, das ist das Zodiakallicht für die Sonne; aber während jene aus einem festen Stoffe gebaut sind, gleich den meisten übrigen Weltkörpern, besteht der Ring des Zodiakallichts aus dem festen Nebel, ebenso wie der Stoff, welcher den Millionen Meilen langen und doch so leichten Schweif der Kometen bildet. Sowie uns das Sonnenlicht die dunkeln Körper des Planetensystems sichtbar macht, so zeigt es uns auch den Ring des Zodiakallichts; aber das Licht, welches derselbe zu verbreiten vermag, ist nur schwach, und es bedarf der außerordentlichen Klarheit eines tropischen Himmels, um es recht merklich hervortreten zu lassen. Nur selten zeigt sich das Zodiakallicht stark entwickelt in den nördlichen Ländern, und darum hat sich bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts dies großartige Phänomen der Aufmerksamkeit entzogen.

Es ist wieder Tag; die zwölf Stunden lange Nacht ist plötzlich vom Tage abgelöst worden, und nur eine kurze Dämmerung hat den starken Uebergang gemildert; die Sonne hat sich feuerroth über die Wellen des Oceans erhoben und beginnt aufs neue ihren Lauf am Himmel. Zwar brennt die Sonne mit ungeschwächter Kraft, Wind und Meereswasser strömen in derselben Richtung wie früher, und doch ist eine merkliche Veränderung eingetreten; die Luft ist nicht mehr so klar und tief wie früher, und ihre Farbe erinnert uns an den Himmel in unserer Heimath. Schon um die Mittagszeit erblickt man Wolkenstreifen am Horizont gen Süden; aber sie verschwinden im Laufe des Tages, und bei Sonnenuntergang ist die Luft wieder klar, obschon der Sternenhimmel deutlich zeigt, daß die Luft einen großen Theil ihrer Durchsichtigkeit verloren hat. Der Nordostpassat, dessen Richtung wir Tage und Wochen gefolgt sind, nimmt nach und nach sichtbar an Stärke ab; mit jeder Stunde wird er schwächer und schwächer, und schon im Laufe des kommenden Tages ist der frische Wind, der uns rasch über den mächtigen Ocean geführt hat, vollkommen erstorben, und das Schiff gleitet mit hängendem Segel auf der ruhigen Meeresfläche. Der Tag bricht abermals an, und die Sonne steigt feuerroth aus dem Meere auf; der Himmel ist wolkenlos; aber es rührt sich kein Wind; die Wärme nimmt in drückender Weise zu, unsere Sinne erschlaffen, und wir ahnen kaum, daß das Schiff ohnmächtig von der Strömung nach der fernen Küste geführt wird, welche drohend am Horizont hervortaucht. Aber je höher sich die Sonne erhebt, desto mehr runzelt der Himmel seine Stirn. Dichte Wolken bilden

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes, Julius Thomsen, ein Däne, hat soeben seine mit großem Beifall aufgenommenen „Vandringer paa Naturvidenskabens Gebeet" (Wanderungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften) veröffentlicht. Von den vielen frischen, anziehenden Schilderungen bieten wir unseren Lesern folgende, worin wir dem Verfasser nach den Tropengegenden folgen müssen.

sich über unserem Haupte, und der Regen stürzt stromweis hernieder; der Blitz beleuchtet den verfinsterten Himmel, und der Donner rollt, während kurze Windstöße das Schiff bald in dieser bald in einer andern Richtung dahinführen. Einige angstvolle Stunden vergehen, bis das Unwetter sich ausgetobt hat. Endlich durchbricht die Sonne wieder die dichte Wolkenschicht; Wolke auf Wolke verschwindet vom Himmel, und bald glühen aufs neue die Strahlen der Sonne mit ungeschwächter Kraft durch die vollkommen ruhige Atmosphäre, bis endlich die kühle Nacht den brennend heißen Tag ablöst. Die Sterne funkeln unstet in Folge der feuchten Luft, und nur im Zenith schimmern noch einzelne hell und ruhig. Es ist eine lange und gefährliche Nacht, denn kein Luftzug füllt die schlaffen Segel und giebt uns die Herrschaft über den Lauf des Schiffes; kein Anker vermag den 12 bis 16,000 Fuß tiefen Meeresgrund zu fassen; schutzlos gleitet das Schiff in der todtstillen Nacht dahin, von der Strömung des Meeres nach der gefahrvollen Küste getrieben, welche die Finsterniß der Nacht unserem Blicke vollkommen verschleiert. Das ist ein Augenblick, in welchem der Schiffer, der der Macht des Sturmes und der Wellen kecken Sinnes Trotz bietet, muthlos den Kopf senkt; denn er hat nicht die Herrschaft über das Schiff und sein Geschick liegt in der unberechenbaren Macht des Zufalls.

An den Mündungen des Orinoko wollen wir einige Augenblicke verweilen, um uns mit dem Leben der Natur an den Stellen vertrautzumachen, welche einen so mächtigen Einfluß auf alle Verhältnisse der Erde ausüben. Wir sitzen am Ufer des weiten Meeres; gewaltige Felsenblöcke, geschmückt mit der üppigen Flora der tropischen Zone, schützen uns gegen die Sonne im Osten, während schlanke Palmen ihre stolzen Kronen schirmend über unserem Haupte ausbreiten. Die Sonne hat schon vier volle Stunden lang ihre glühenden Strahlen über Erde und Meer gesandt, aber noch erinnert nichts daran, daß wir uns in dem Erdstrich befinden, von welchem der Wind und die Strömungen des Meeres ihren Ursprung haben; denn der Himmel hat sich vom frühen Morgen an in seiner vollkommenen Klarheit gezeigt, und die schwachgekräuselte Oberfläche des Meeres ist nur die Wirkung des schon ersterbenden Landwindes, der hier wie an unseren Küsten beim Aufgang der Sonne sich erhebt. Und doch wirkt in diesen Gegenden in aller Stille, und mächtiger als an irgend einer anderen Stelle der Erde, die Kraft, von welcher alle Bewegung, alles Leben auf Erden entspringt. Hier, wo die Sonne zur Mittagszeit am höchsten Punkt des Himmels steht, wirkt sie mit ihrer ganzen Macht erwärmend auf die Erde und das Meer; mit Wasserdämpfen vom Meere gesättigt, steigt die niedere, stark erwärmte und ausgedehnte Luft rasch zu den höheren Theilen des Luftkreises auf, und breitet sich gen Nord und Süd aus, um sich über die ganze Erde zu vertheilen. Das regelmäßige Fallen des Quecksilbers im Barometer beweist uns, daß das Gewicht der über uns ruhenden Luftmasse beständig abnimmt; aber kaum ist diese Veränderung im Luftdruck recht merklich geworden, als auch schon leichte Wolken einen Schleier über den Himmel ziehen, der mit jedem Augenblick immer dichter wird, bis rasch ein furchtbares Unwetter über die kurz vorher so ruhige Natur hereinbricht. Der Regen stürzt in großen Tropfen zur Erde, und zahlreiche Blitze durchkreuzen die Wolken, während der Donner mit einer Stärke rollt, von welcher man sich in unseren Breiten keinen Begriff machen kann; selbst der Donner zwischen den hohen Alpenwänden giebt nur eine schwache Vorstellung davon. Während dieses gewaltsamen Kampfes ist das Quecksilber im Barometer in stetigem Sinken begriffen, zum Zeichen, daß eine immer größere Menge des ausgedehnten und aufsteigenden Luftstromes einen Ausweg nach den Seiten findet und nach Nord und Süd abströmt. Drei bis vier Stunden nach Mittag durchbrechen endlich die ersten Sonnenstrahlen das Gewölk und lösen es rasch auf; beim Sonnenuntergang ist der Himmel wieder klar, und nichts erinnert an den eben stattgefundenen Kampf, während in der stillen Nacht die Sterne und das Zodiakallicht ihr mildes Licht verbreiten. Wenn die Sonne wieder im Osten emporsteigt, ist der Himmel klar, wie stets beim Sonnenaufgang, und ihre brennenden Strahlen verscheuchen bald die Kälte der Nacht. Aber nach Verlauf von einigen Stunden bricht ein neues Unwetter über die scheinbar ruhende Natur los, bis am Nachmittage die Kraft der Sonne das Unwetter bedroht und die Wolken auflöst.

Tag für Tag wiederholen sich diese Erscheinungen mit derselben Regelmäßigkeit. Zur Zeit, da die Sonne am höchsten ist, wird der Himmel in dichtes Gewölk gehüllt und das Unwetter tobt; aber am Abend ist der Himmel wieder klar, und es zeigen sich am Horizont nur einzelne verstreute Wolken, die mit dem mächtigen Kegel des Zodiakallichts spielen. Sie verschwinden gewöhnlich im Laufe der Nacht, und wenn die Sonne aus den Wogen des Meeres auftaucht, ist die Luft wieder rein, bis sich das Unwetter aufs neue zur bestimmten Zeit wieder bildet, und der tägliche Kreislauf damit beginnt. Es ist das Frühjahr, welches gekommen ist, oder richtiger der Sommer; denn in dem Erdstrich, in welchem wir uns jetzt befinden, der „stillen Zone," welche in einer Breite von 60—100 Meilen der Richtung des Aequators ringsum die Erde folgt, kennt man nur zwei Jahreszeiten. Hier lösen die ungleichartigsten Verhältnisse einander ohne mildernde Uebergänge ab. Sowie auf den warmen Tag im schroffen Uebergange die finstere kalte Nacht folgt, in welcher das Wasser oft zu Eis gefriert, so brechen auch furchtbare Stürme plötzlich über die kurz zuvor völlig ruhige Atmosphäre herein. Die stille Zone ist die Heimath der Stürme und Orkane und trägt so zum Theil mit Unrecht ihren Namen. Hier ist es, wo die Sonne mit ihrer ganzen Stärke das Gleichgewicht in der Atmosphäre zu zerstören sucht, während diese sich anstrengt, es theils durch regelmäßige Strömungen, theils durch Stürme und furchtbare Gewitter wiederherzustellen. Die letzteren beschränken zwar meist ihre Wirksamkeit auf die stille Zone selbst, während die ersteren sich über die ganze Oberfläche der Erde ausbreiten. Durch die Strömungen, welche unter dem Aequator die Wärme der Sonne in der Atmosphäre hervorruft, wird diese in eine allgemeine Bewegung versetzt; in den höheren Regionen derselben strömt die Luft vom Aequator nach den Polen und an der Oberfläche der Erde in entgegengesetzter Richtung. Dadurch wird die Luft, welche die ganze Erde umschließt, dermaßen gemischt, daß nur die feinsten Untersuchungen einen Unterschied in der Zusammensetzung der Luft, welche über der brennenden Küste Africa's und den schwimmenden Eismassen des Polarmeeres ruht, nachzuweisen vermögen. In verschiedener Weise greifen diese entgegengesetzten Strömungen in einander ein und rufen dadurch die unzähligen Abwechselungen in Wind und Wetter hervor, von welchen wir in unseren Ländern täglich Zeuge sind.

Wenn wir zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die Stelle besuchen, wo wir uns jetzt befinden, so werden sich uns ganz andere Verhältnisse darbieten. Dann ist der Himmel immer klar, und der Nordostpassat, der uns rasch über den Atlantischen Ocean führte, aber innehielt, als wir uns unserem Ziele näherten, erstreckt dann seine Herrschaft bis zu den Ufern des Orinoko; aber nach und nach vermindert sich die Reinheit der Luft, so daß die Sterne zur Nachtzeit wie in unserer eignen Heimath funkeln. Der Wind verzögert seinen Flug, ja er wird sogar dann und wann von völlig ruhiger Luft abgelöst; Wolken thürmen sich allmählich am südlichen Horizonte auf, die Wärme der Luft steigt, der Nordostwind wechselt mit unsteten und westlichen Winden und stiller Luft, und endlich wird der Himmel in den letzten Tagen des April in Wolken eingehüllt, indem der Sommer oder die Regenzeit beginnt. Vom Mai bis October regnet es in diesem Erdstrich täglich zu bestimmten Zeiten, aber in der übrigen Zeit des Jahres herrscht der Nordostpassat, und dann ist der Himmel stets klar, wie überall wo dieser Wind weht. Hier finden sich also nur zwei Jahreszeiten: ein regnichter Sommer und ein regenloser Winter.

Von Nord und Süd strömt die Luft das ganze Jahr hindurch über den heißesten Erdstrich, denn sowohl die südliche als die nördliche Halbkugel hat ihren regelmäßigen Passatwind, welcher von den kälteren Gegenden nach der stillen Zone weht. Indem die Luft an der Oberfläche der Erde über stets wärmere Erdstriche geführt wird, steigt ihre Wärme; sie nimmt eine immer größere Menge Wasserdämpfe auf, aber bleibt stets klar. Wolken können sich nicht bilden, obwohl die Luft eine große Menge Dampf enthält; denn es fehlt die wichtigste Bedingung für ihre Bildung, nämlich die Abkühlung. Auf ihrer Wanderung nach dem warmen Erdstrich wird die Luft immer wärmer, und gerade darum haben die Gegenden, in welchen der Passatwind das ganze Jahr herrscht, stets einen klaren Himmel. Allmählich wird die Luft auf ihrer Bahn so stark erwärmt, daß sie sich nicht mehr an der Oberfläche der Erde halten kann; dann steigt der Wind, gehoben von der Wärme der Sonne, zu den höheren Theilen der Atmosphäre auf, und das Schiff, welches sicher dem regelmäßigen Passat folgt, fühlt sich, sobald es sich der Quelle der Winde und der Heimath der Stürme nähert, endlich von dem Passat verlassen, indem sich dieser hoch über die Meeresfläche erhoben hat. Unbeweglich liegt dann auf dem ruhigen Meere das Schiff mit ausgebreiteten Segeln, bereit, jeden unsteten Luftzug aufzufangen, um sich mit dessen Hülfe womöglich aus dem Bereich der stillen Zone herauszuarbeiten, eh' es vom Unwetter seiner Zerstörung entgegengeführt wird oder die glühende Sonne den letzten Tropfen des dürftigen Wasservorraths austrocknet.

So gleiten demnach durch die höheren Regionen der Atmosphäre die entgegengesetzten Luftströmungen unbemerkt über unserm Haupte hinweg, während an der Oberfläche die Luft zu ruhen scheint. Wenn nun im Laufe des Tages die Sonne den ganzen Weltstrich durchglüht, so werden diese Luftströmungen durch die Ausdehnung der untern Luft zu noch höheren Theilen der Atmosphäre emporgehoben; dadurch kommen sie in Berührung mit der hochschwebenden kalten Luft, ein Theil ihres Dampfes wird zu Wolken verdichtet, und der Regen stürzt zur Erde, während die durch Entwickelung der Dämpfe reichlich entwickelte Elektricität sich in heftigen Blitzen zu erkennen giebt. Aber die Wolken bilden einen Schirm vor der Sonne, die Luft wird nicht mehr erwärmt von ihrem directen Licht und von dem fallenden Regen abgekühlt. Nach und nach zieht sich die untere Luft zusammen, die entgegengesetzten höheren Luftströmungen senken sich wieder und treten aus den kalten Theilen der Atmosphäre, die Wolkenbildung hört auf, und die Strahlen der Sonne lösen die schon verdichteten Dämpfe auf. Gegen Abend ist die Luft wieder klar, und erst am folgenden Tage, wenn die Sonne aufs neue den Passatwind zu einer größern Höhe emporhebt, wird der Himmel wieder in Wolken eingehüllt. Wie in unserer Heimath an einem stillen, warmen Sommertage die Wirkung der Sonne am wärmsten Theil des Tages dadurch geschwächt wird, daß sich ein Schleier von leichten Wolken über den Himmel zieht, um im Laufe des Tages wieder zu verschwinden, so wird auch in der tropischen Zone die brennende Hitze der Sommersonne durch die Wolkenschicht gedämpft, welche in den wärmsten Stunden des Tages ihre Strahlen auffängt.

Die Grenzen der stillen Zone wechseln im Laufe des Jahres, denn sie begreifen hauptsächlich den wärmsten Erdstrich. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche verbreitet die Sonne ihre Wärme gleichförmig über die ganze Erde; überall ist dann Tag und Nacht gleich lang, die Sonne steht zur Mittagszeit senkrecht über den Stellen, welche unter dem Aequator liegen; aber im Laufe des Sommers rückt die Sonne, in Folge der veränderten Stellung der Erde, anscheinend nach Norden und verbreitet ihre Wärme vorzugsweise über die nördliche Halbkugel; endlich in der Mitte des Sommers ist die Sonne so weit nach Norden gerückt, daß sie am Mittag senkrecht über allen den Orten steht, welche 350 Meilen nördlich vom Aequator liegen, wie z. B. die Südspitze der Halbinsel Florida. Zu dieser Zeit hat die nördliche Halbkugel lange Tage und kurze Nächte, und die Sonne steht zur Mittagszeit hoch am Himmel. Die stille Zone rückt dann auch gegen Norden, aber wie die Wärme des Sommers ihre größte Höhe erst im August erreicht, so erreicht auch die stille Zone ihre äußerste nördliche Lage zu dieser Zeit. In den Umgebungen des Atlantischen Oceans begreift sie dann alle die Stellen, welche in einem Abstand von 50—200 Meilen nördlich vom Aequator liegen, d. h. der Länder zwischen dem nördlichsten Punkte der Mündungen des Amazonenflusses und der nördlichsten Spitze des Continents von Südamerica, oder diejenigen, welche zwischen dem Meerbusen von Guinea und der südlichsten der Capverdischen Inseln liegen. Nachdem die stille Zone diese Grenze erreicht hat, zieht sie sich wieder zurück; die Sonne ist dann auf ihrer Wanderung gen Süden, und zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche steht sie am Mittag aufs neue senkrecht über dem Aequator der Erde. Dann wird die nördliche Halbkugel von den langen Nächten und kurzen Tagen des Winters heimgesucht, während der Sommer auf dem entgegengesetzten Theile der Erde herrscht. Aber die südliche Halbkugel der Erde ist die Heimath der Meere, und die Wärme der Sommersonne wirkt hier nicht so stark erwärmend, wie auf den ausgedehnten Festländern der nördlichen Halbkugel; denn ein großer Theil Wärme wird bei der Verdampfung des Meeres gebunden, sodaß selbst im Januar, dem kältesten Monat des Winters, die stille Zone oder der wärmste Erdstrich doch nicht südlich vom Aequator vorrückt, sondern die Stellen umfaßt, welche 40—80 Meilen nördlich von demselben liegen.

Nur auf der entgegengesetzten Seite der Erde, in den Umgebungen des stillen Oceans, wo Meer und Land mehr gleich vertheilt sind, tritt die stille Zone zu dieser Jahreszeit auf die südliche Halbkugel hinüber. So sind also die Theile des Atlantischen Oceans und seiner angrenzenden Länder, welche etwa 50—80 Meilen nördlich vom Aequator entfernt liegen, stets von den Grenzen der stillen Zone eingeschlossen, und es findet sich nur eine Jahreszeit: die Regenzeit herrscht das ganze Jahr hindurch.

Wie die stille Zone, so verschiebt auch der Passatwind seine Grenzen; für die nördliche Halbkugel ist die südliche Ausdehnung des Passats durch die Lage der stillen Zone bestimmt, auf deren Grenze der Wind bis zu den oberen Theilen der Atmosphäre steigt. Gegen Norden breitet sich der Passat im Sommer bis zu allen den Orten aus, welche, wie die Insel Madeira, 480 Meilen vom Aequator entfernt liegen, während er im Winter 60 Meilen weiter nach Süden zieht, wo die Canarischen Inseln die Grenze desselben bilden. Diese Inselgruppe und die Capverdischen Inseln, bei welchen die stille Zone in ihrem Vorrücken gen Norden zur warmen Jahreszeit gehemmt wird, bilden so die Grenzen für die Regionen des ewigen Passatwindes. In diesem Erdstrich, wo also der Nordostpassat das ganze Jahr herrscht, findet sich wiederum nur eine Jahreszeit, der Gegensatz zu derjenigen, welche in den Erdstrichen herrscht, die nie aus dem Bereich der stillen Zone herauskommen; denn während in diesem Striche der Regen das ganze Jahr hindurch stromweise vom Himmel herabstürzt, fällt kein Regentropfen in der Zone, wo beständig der Passat herrscht; da ist die Luft rein und klar sowohl Tag als Nacht zu allen Zeiten des Jahres. Wie verschieden vertheilt doch die Natur ihre Gaben! Dort fällt der Regen in so reichlicher Menge, daß der Schiffer oft süßes Wasser auf dem Meere sammeln kann; hier dagegen, in der wahren Heimath der großen Wüsten, verschmachtet die Karawane unter den Strahlen der brennenden Sonne!

Wenn die stille Zone auf ihrer Wanderung gen Norden den Passat bis zu den höheren Regionen der Atmosphäre erhebt, nimmt der Sommer oder die Regenzeit ihren Anfang; da wird die Pflanze von dem täglichen Regen erquickt, und die tropische Flora entwickelt sich in ihrer ganzen Ueppigkeit; wie dann auch in unserer eigenen Heimath die Natur zu einer Thätigkeit geweckt wird, welche weniger die Kälte des Winters, als der Mangel an Feuchtigkeit gehemmt hat. Aber dann kommt auch die Zeit, in welcher die Feuchtigkeit jene große Menge von Dünsten erzeugt, welche für die Menschen überhaupt, insbesondere aber für den Fremden, so gefährlich sind und das ungesunde Klima der tropischen Zone veranlassen. Selbst die Vegetation, so reich und üppig sie sich auch unter dem Einfluß der Wärme und der Feuchtigkeit entfaltet, trifft zu dieser Zeit ihren Feind in der Macht der Stürme und Orkane, vor welchem selbst der dichteste Urwald sich demüthig beugen muß. Ein fürchterlicher Lärm erfüllt die Luft, wenn der Sturm durch die Kronen der mächtigen Gewächse des Urwaldes saust; Zweige und Bäume werden dann in einander verschlungen, selbst die mächtigen Lianen werden zerrissen, sodaß die welken Zweige und Stämme zur Erde stürzen, und Schmarotzerpflanzen werden in großer Menge von der Spitze des Waldes herabgeschüttelt. Die Bäume verlieren ihre Früchte, welche, meist in einer harten Schaale eingeschlossen, mit Getöse zur Erde fallen. Der Regen, welcher Anfangs von dem dichten Laube zurückgehalten wurde, stürzt jetzt in um so reichlicherer Menge zur Erde und vermehrt die Schrecknisse des Augenblicks. Fast alle Bewohner des Waldes äußern ihre Furcht durch ein klagendes Heulen und Schreien; die Affen, die großen Fledermäuse, der ganze Schwarm von Vögeln, Laubfröschen und anderen Gliedern dieser Familie, deren Gequak wie Paukenschläge erschallt, kurz Alles ruft durcheinander und verräth die große Noth des Augenblicks. Nur die Insecten, welche lange zuvor den Waldbewohnern die kommende Gefahr verkündeten, sitzen still, verborgen unter den unterwärts gekehrten Seiten der Blätter, bis Alles vorbei ist und die Sonne wieder freundlich durch die Krone des Waldes scheint. Nach dem gewaltigen Sturme herrscht wieder tiefe Stille, denn in diesem merkwürdigen Erdstrich lösen Unwetter und Windstille, Regenschauer und klare Luft, Tag und Nacht, Sommer und Winter ohne mildere Uebergänge einander ab.

Setzen wir unsere Wanderung nach Süden bis zur Mündung des Amazonenstromes fort, so kommen wir wieder aus der stillen Zone. Der Passat der südlichen Halbkugel, welcher das ganze Jahr hindurch als ein Südostwind weht, tritt uns da entgegen, noch ehe wir den Aequator erreichen, welcher gerade die Ostküste America's an der Stelle durchschneidet, wo der größte Fluß der Erde ins Meer mündet. Von Nord und Süd strömt so die Luft nach dem Aequator hin, aber der Wind tritt nicht als Nord- und Süd-, sondern als Nordost- und Südostwind auf. Denn die Luft, welche uns entgegenströmt, kann der raschen Bewegung von West nach Ost, in welcher Richtung sich die Erde um ihre Axe dreht, nicht folgen; der Wind kommt von Orten, welche entfernt vom Aequator liegen und also in 24 Stunden einen geringeren Weg zurücklegen als die Orte, nach welchen er eilt; er bewegt sich also mit einer geringeren Geschwindigkeit nach Osten als diese, und gerade darum tritt er nicht als ein reiner Nord- und Südwind, sondern mit einer östlichen Richtung auf. Er strömt uns über der mächtigen Wasserfläche des Atlantischen Oceans entgegen und ist reich an Wasserdämpfen, aber dessenungeachtet ist die Luft klar; denn je weiter er sich bewegt und jemehr er sich mit Wasserdämpfen sättigt, desto stärker wird er erwärmt.

Der Passatwind, welcher von der südlichen Halbkugel aus über dem südlichen Theil des Atlantischen Oceans uns entgegeneilt, steigt an der Grenze der stillen Zone zu den höheren Räumen der Atmosphäre auf und setzt dort seinen Lauf über die Regionen der stillen Zone fort, indem er sich dem von der entgegengesetzten Seite des Himmels strömenden Passat der nördlichen Halbkugel nähert, welcher ebenso wie der Südostpassat an den Grenzen der stillen Zone gehoben wird. Indem die entgegengesetzten Winde einander begegnen, steigen sie zu noch höheren Räumen der Atmosphäre auf, durchkreuzen einander zum Theil und setzen so ihren Lauf nach dem entgegengesetzten Theil der Erde fort, sodaß wir in der Atmosphäre der stillen Zone über dem unteren ruhigen Theil derselben zwei entgegengesetzte Luftströmungen haben, eine, welche durch die unteren Theile der Atmosphäre dem warmen Erdstrich entgegeneilt, nämlich der gehobene Passatwind, und eine, die in noch größerer Höhe in der entgegengesetzten Richtung geht, nämlich der Passatwind der andern Halbkugel, welche ihren Lauf in den höchsten Theilen der Atmosphäre fortsetzt.

Aber die Luft, welche aus der heißen Zone nach Nord und Süd strömt, tritt nicht als ein reiner Süd- oder Nordwind auf. Aus demselben Grunde, aus welchem der Passatwind der nördlichen Halbkugel nicht als Nord-, sondern als Nordostwind erscheint, wird auch die aus der stillen Zone gegen Norden strömende Luft sich nicht als Süd-, sondern als Südwestwind zeigen.

Die Luft, welche ihre Wanderung nach Norden antritt, nimmt an der allgemeinen Bewegung der Erde von Westen nach Osten Theil, welche für die Länder um den Aequator ungefähr 4 Meilen Geschwindigkeit in der Minute beträgt; aber indem sie nach Norden wandert, gleitet sie über die Erdstriche hinweg, deren Bewegung nach Osten, infolge ihres geringeren Abstandes von der Erdaxe, mit weniger Geschwindigkeit stattfindet. Die Luft eilt diesen Stellen nach Osten hin voraus, und so wird die Luft, welche an der Mündung des Amazonenstromes ihre Wanderung nach Norden durch die höheren Theile der Atmosphäre antritt, nicht die nördlich von dieser Stelle liegenden Gegenden, nicht die Nebelatmosphäre der von schwimmenden Eisbergen umringten Küsten Neufundlands erreichen, sondern als ein hochschwebender Südwestwind über den Atlantischen Ocean hinüber nach Africa's brennenden Küsten und den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gleiten.

Indem wir die Südgrenze der stillen Zone überschreiten, treten wir nach dem Theil der Erde hinüber, wo es Winter ist, während wir Sommer haben; und wie seltsam: hier unter des Südens warmer Sonne die Merkmale des Winters anzutreffen! Nur die weiße Schneedecke fehlt; aber der üppige Pflanzenwuchs, welcher sich in der Regenzeit auf den südamericanischen Steppen entfaltet, ist spurlos verschwunden, und der Wind wirbelt den ausgedörrten Boden in dichten Staubwolken über die großen Ebenen hinüber; selbst die Wälder sind oft ihres reichen Laubes beraubt, und die mächtigen Stämme zeigen sich dann in ihrem ganzen majestätischen Umfange, weil auch die zahlreichen Schlingpflanzen, deren reiches Laub zu anderen Zeiten die Stämme des Waldes verbirgt, in der regenlosen Jahreszeit verdorrt sind; nur die Schmarotzerpflanzen, die ihre Nahrung aus dem Saft der Bäume saugen, entfalten noch ihre Blätter und Blüthen über dem weiten Grabe. Die Flüsse sind beträchtlich zusammengeschmolzen, Sümpfe und Moräste vollständig ausgetrocknet, und in ihrem dürren, starren Boden eingeschlossen, schläft manche Schlange oder andere mächtige Reptilie ihren langen Winterschlaf, bis die Regenzeit aufs neue eintritt und die Fessel löst. Dann ist wieder Leben; wie mit einem Zauberschlage entwickelt sich die üppige Pflanzendecke der feuchten Erde und das reiche Laub der bis dahin nackten Zweige des Waldes.

Ueber Volkspoesie.

Nachdem unter uns Deutschen zuerst Herder (1774) es gewagt hatte, den „Stimmen der Völker“ Gehör zu verschaffen, erwachte der Sinn dafür in immer weiteren Kreisen und das Interesse daran wurde immer allgemeiner, je mehr der sprachliche und historische Nationalwerth der Volkspoesie nun auch von Sprach- und Geschichtsforschern gewürdigt und ihre unvergänglichen und unnachahmlichen Reize von allen unverbildeten Freunden wahrer Poesie, auch von den größten Dichtern selbst anerkannt worden waren. Es bleibt das Verdienst der Deutschen, daß sie zuerst die Volkspoesie ästhetisch und wissenschaftlich gewürdigt und zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen gemacht haben. Ihrem Beispiele folgten bald die Engländer und Franzosen, und es fanden sich dann auch unter den Griechen, wie unter den Italienern, ebenso in Spanien und Portugal, wie im Norden Europa's Männer, die den im Munde des Volks lebenden Liedern lauschten, sie mit dessen Worten niederschrieben und in mannichfaltigen Sammlungen herausgaben. Diese Sammlungen von Volksliedern einzelner Nationen, wie sie, in Uebersetzungen und zum Theil in der Ursprache selbst, allein die deutsche Litteratur aufzuweisen hat, sind seitdem zu einer kleinen Bibliothek angewachsen, wie man aus der litterarischen Zusammenstellung: „Volksliederquellen in der deutschen Litteratur,“ von Kertbeny (Halle bei Schmidt 1851), des Weiteren ersehen kann. War diese Zusammenstellung schon damals, als sie erschien, in mehr als einer Beziehung ungenügend und mangelhaft, so sind nun auch seit dem Jahre 1851 mancherlei neuere Sammlungen derartiger Volkslieder und also ebenso viele Nachträge dazu erschienen. Außerdem aber kommen noch die theilweise von Einheimischen in den einzelnen Ländern selbst, sowie auswärts von Fremden unternommenen Sammlungen der Volkslieder in den Originalen in Betracht, und auch in dieser Hinsicht sind die einzelnen Litteraturen ziemlich reichhaltig, so daß es wohl an der Zeit wäre, ein ähnliches Verzeichniß, wie das obgedachte von Kertbeny, welches nur Sammlungen deutscher Originale oder Uebersetzungen ins Deutsche berücksichtigt, auch von den Volksliederausgaben in fremden Originalsprachen zu unternehmen und zu veröffentlichen.

Fragen wir: Was ist Volkspoesie? Was kann und muß im Einzelnen als Volkslied gelten? Was ist ein Volkslied? — so ist zunächst soviel wohl gewiß, daß man hierbei den Begriff „Volk“ nicht in dem engen Sinne nehmen, darunter nicht eine bestimmte Schicht oder Classe verstehen darf, welche man im Verhältniß zu höheren oder gebildeteren Classen, „Volk“ nennt. Vielmehr muß man hier den politischen und culturhistorischen, sowie litteraturgeschichtlichen Standpunkt festhalten, nach welchem unter „Volk“ ein, der Abstammung und Sprache, dem Geiste und der Sitte nach zusammengehöriges Ganzes und die als ein solches Ganzes sich darstellende Gesammtheit verstanden wird. Hält man dies fest, so ergiebt sich weiter, daß alles gemeinsam Eigenthümliche dieses Ganzen, alles, was in ihnen nach Geist und Sitte, nach Auffassung der Einzelnen und nach der Ueberlieferung als dem ursprünglichen Wesen und der innersten Natur dieses Ganzen angehörig sich darstellt, im Gegensatze zu allem fremdartig Ueberkommenen und zu einer jeden blos subjectiven Tendenz des Einzelnen, als das Volksthümliche, als das Volksmäßige bezeichnet werden muß. Darnach ist nun Volkspoesie das naiv-objective Erzeugniß dichterischer Eindrücke auf eine, durch gleiche Abstammung, Sprache und Sitte bestimmte, auf eine in der Gleichheit ihres Geistes und Wesens übereinstimmende Gesammtheit, und es unterscheidet sich diese Volks-

poesie von der Kunstpoesie theils dadurch, daß die erstere den dichterischen Eindruck als selbstbewußte künstlerische Absicht und Bildung, sowie unvorbereitet, rein wiedergiebt, theils dadurch, daß in der Volkspoesie und in dem einzelnen Volksliede nicht besondere individuelle Gefühle, Stimmungen und Ansichten ausgesprochen werden, sondern daß sie vielmehr nur das ausdrückt, was die Gesammtheit selbst empfindet und fühlt, was sie als Ansicht und Stimmung bewegt und leitet, was der lebendige Ausdruck ihres gemeinsamen Geistes und innersten Wesens ist. Das dichtende Subject spricht dies Alles nicht für sich, nicht in der Meinung und in dem Bewußtsein aus, daß es seine eigenen besonderen Gefühle und Ansichten seien, auch nicht in der Absicht, sich dadurch irgendwie vor Anderen auszuzeichnen, sondern nur um dem gemeinsam Gefühlten, der allgemeinen Stimmung und Ansicht, dem eigensten Geiste und Wesen der Gesammtheit, also dem rein Menschlichen in ihr im Sinne dieser Gesammtheit einen Ausdruck zu geben. Enthält das einzelne Volkslied wirklich den reinen unverfälschten Ausdruck dieser Gesammtheit, so wird auch diese letztere das Erzeugniß selbst sich aneignen und in sich aufnehmen, selbst dann, wenn dasselbe von einem bestimmten Verfasser herrührt; denn es ist an und für sich das Gemeingut einer gleichgesinnten Gesammtheit, nicht das Erzeugniß eines Einzelnen, es ist der wahre Ausdruck einer nationellen Individualität, die Volkspoesie selbst aber in diesem höheren oder wissenschaftlichen Sinne ist „die Poesie eines Volkes, der naturwüchsige, reinste Ausdruck seines idealen Humanismus und seines nationellen Bewußtseins."

Mit diesen Worten erklärt die Volkspoesie ein warmer Freund und tiefer Kenner derselben, Dr. Ferdinand Wolf in Wien, in dem Vorworte, welches er zu der interessanten Sammlung: „Schwedische Volkslieder der Vorzeit ꝛc., von Rosa Warrens" (Leipzig, Brockhaus 1857) geschrieben hat. Derselbe sucht in diesem Vorworte die Frage zu beantworten: „In welchen Kreisen sind die jetzt sogenannten Volksballaden entstanden?" und dabei verbreitet er sich der Natur der Sache nach auch über den Begriff „Volkslied" in einer so klaren und so richtigen Weise, und stellt den Begriff und das Wesen des Volksliedes so scharf und so genau auf, daß wir es nicht unterlassen konnten, in Vorstehendem den Grundzügen seiner Darstellung selbst zu folgen. Ueber jenen Begriff und über das eigentliche Wesen der Volkspoesie herrscht noch viel Unklarheit und eine große Unkenntniß von der Sache selbst, der man daher bei jeder Gelegenheit zu begegnen und welche man zu berichtigen suchen muß. Dies geschieht a. a. O. in Bezug auf die sogenannten Volksballaden und Romanzen germanischer und romanischer Nationen, im Gegensatze zu den vorwiegend oder rein lyrischen Volksliedern, die zu allen Zeiten und bei allen Nationen auch von allen Classen der Gesellschaft ausgingen und in gewissen Beziehungen vorzugsweise den niederen, ungebildeten Kreisen des Volkes angehören. Allerdings hält Wolf auch diese alten, mehr epischen und besonders die romantisch-ritterlichen Volkslieder (Balladen, Romanzen) für Erzeugnisse der bloßen Begeisterung Einzelner, welche von objectiven Eindrücken mächtig aufgeregt und dabei dichterisch begabt waren, übrigens von einer künstlerischen Absicht und von einem künstlerischen Selbstbewußtsein sich durchaus nicht leiten ließen. Jene Balladen und Romanzen waren auch in ihrer ursprünglichen Gestalt der Ausdruck des Volksgeistes und Volkscharakters, das volksthümliche Erzeugniß dieses Geistes und Charakters der Gesammtheit des Volkes, und es ist daher um so erklärlicher, daß das Landvolk, welches an seinen Traditionen, wie an seinen Trachten und Sitten mit Treue und Zähigkeit hängt, auch jene Balladen und Romanzen treu bewahrt hat. Daß in ihnen, wenn schon sie in der sprachlichen Darstellung von ihrem Ursprunge selbst oft weit genug sich entfernt haben, doch meistens noch der ursprüngliche Geist und ihr Grundcharakter sich erkennen läßt, ist ebenfalls nur das Verdienst jener treuen Anhänglichkeit des Landvolkes an seinen Traditionen. Wolf erläutert dies an den castilischen, catalanischen und portugiesischen Romanzen, englischen, schottischen und scandinavischen Balladen. Seine Auseinandersetzung ist klar und begründet; sie beruht auf dem von ihm festgestellten richtigen Begriffe der Volkspoesie und der Entstehung des Volksliedes. Auch bei anderen Classen der Volkslieder, als jenen epischen, auch bei rein lyrischen Volksliedern läßt sich ein ähnliches Verhältniß nachweisen, und es gilt auch ebenso gut von Volksliedern anderer, als der genannten Nationen. Nehmen wir z. B. die neugriechischen Volkslieder, die den Deutschen namentlich durch Wilhelm Müller zugänglich gemacht worden sind, so kann man auch da, wo es gewiß ist, daß ein im Munde des Volkes lebendes Lied nicht das Kunsterzeugniß Eines bekannten Dichters ist, oft schwer bis zur Quelle seines Ursprungs gelangen. Dies ist der Fall bei den Klephtenliedern, welche, wie sie aus dem Leben der Klephten selbst hervorgegangen sind, so auch ohne Zweifel in ihm ihren unmittelbaren Ursprung gefunden, d. h. Klephten selbst zu Verfassern haben. Ebenso bei den historischen Volksliedern, wie z. B. bei einem der ältesten dieser Classe, bei dem auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, welches übrigens in verschiedenen Weisen mit mannichfaltigen Aenderungen in Nebendingen, im griechischen Volke sich erhalten hat und einen einzigen Grundgedanken ausdrückt, welcher selbst wieder die Gefühle und Empfindungen, den Schmerz und die Hoffnungen des Volkes um so wahrer und lebendiger kundgiebt, je mehr dieses Volkslied in seiner ursprünglichen Gestalt offenbar zur Zeit des Ereignisses selbst gedichtet worden ist, auf welches es sich bezieht. Ursprünglich Eine Form, Eine Ausdrucksweise, ist es durch Reproduction, unter dem Einflusse jenes Grundgedankens, verändert und erweitert worden. Bei einzelnen Volksliedern der Neugriechen dagegen, z. B. bei dem bekannten Kriegsgesange des Rigas, sowie einem anderen auf den Tod des Markos Botzaris v. Angelica Pali, weiß man ebenso viel, daß sie ihrem Ursprunge nach keine eigentlichen Volkslieder sind; allein sie schlagen so laut und so stark, so tief und innig die Saiten des Volksgeistes und Volkscharakters an, sie sind so sehr auf die äußeren Zustände des Volkes, auf dessen moralische und geistige Stimmungen gegründet und berechnet, daß das griechische Volk sie alsbald in sich und in sein Bewußtsein, in sein Herz und in sein Gedächtniß aufnahm, daß sie von ihm unter den Einflüssen jener Zustände und Stimmungen fort und fort gesungen worden sind und auch noch gesungen werden, daß sie ins Volk übergingen, daß sie daher auch in diesem Sinne als wahre und wirkliche Volkslieder angesehen werden müssen.

Aehnlich ist es im alten Griechenland z. B. mit den Kriegsgesängen des Tyrtäus gewesen, und ein Gleiches gilt auch in der deutschen Volkspoesie, z. B. von dem bekannten Feldliede Gustav

Adolfs: „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ sowie aus der neueren Zeit von den Schlachten- und patriotischen Liedern Arndts, Körners, Uhlands, Schenkendorfs u. A. Sie alle sind an und für sich und ursprünglich keine wahren Volkslieder gewesen, aber sie waren der frische, lebendige Ausdruck der Ansichten und Stimmungen einer Gesammtheit; die Dichter selbst waren das beredte Organ des Volksgeistes, oft gleichsam die prophetischen Verkündiger des Volksbewußtseins, und so gingen jene Lieder auch um so schneller und tiefer in des Volkes Herz und Gedächtniß über, in welchem sie nun auch unter vielfach veränderten Verhältnissen und Stimmungen sich erhalten haben. Von dieser Seite betrachtet, legt sich der nationale, der historische, politische und culturgeschichtliche Werth der Volkspoesie im Allgemeinen, also auch jener besonders erwähnten deutschen Volkslieder klar und deutlich zu Tage, und es kann daher auch in dieser Hinsicht nur gebilligt werden, daß W. Menzel sie und viele andere Volkslieder dieser Gattung in seine reichhaltige Sammlung: „Die Gesänge der Völker“ (1851) mit aufgenommen hat. —n.—

Aus dem Befreiungskriege.

Von einem Offizier der Nordarmee.

Das Interesse des deutschen Volkes an dem Befreiungskriege der Jahre 1813 und 1814 bleibt ewig jung und ewig neu. Es ist das Interesse einer aus langer Todeserstarrung plötzlich zu frischem Leben auferstandenen Nation an der ersten großartigen, begeisterten und glücklichen That ihres neuerwachten Selbstbewußtseins, dessen Inhalt wohl eine spätere Zukunft tiefer verarbeitet und klarer herausgestellt hat, dessen Ursprünglichkeit und Energie aber nie wieder erreicht worden ist. Wir blicken auf jene Zeit zurück, wie der seiner höhern Lebensaufgabe sich zwar bewußte, über seine nächsten Zwecke und Ziele aber noch mannichfach im Dunkeln schwebende, oftmals im Kampfe gegen ein feindseliges Geschick rath- und hülflos verzagende, im Verkehr mit der Welt nicht selten schmachvoll getäuschte und betrogene Jüngling auf die Jahre seines durch keine Zweifel beirrten, unbefangenen, hoffnungs- und vertrauensvollen, hingebenden und arglosen Knabenalters mit seiner Unschuld, Lebensfrische und unverwüstlichen Heiterkeit. Und wie der Jüngling, der Mann und der Greis sich so gern in der Erinnerung an die ersten Jahre ihres Lebens ergehen, wenn die Sorgen und Mühen des reiferen Lebens schwer auf ihnen lasten, ihre schönsten Ideale am Lebenshorizonte zu erbleichen drohen und die Verzweiflung über fruchtlose Kämpfe und gescheiterte Pläne ihr Herz erfüllen will, so flüchten auch wir uns gern aus dem Dunkel der Gegenwart in das von dem Glorienschleier jener Ruhmesperiode unseres Volkes ausstrahlende Sonnenlicht, tauchen uns in den reinen Aether der Begeisterung jener Tage und schöpfen aus dieser unversiegbaren Quelle neuen Glauben an unsere Bestimmung.

So ist es denn unschwer zu erklären, warum sich namentlich in der jüngstverflossenen Zeit die historische Litteratur unseres Volkes mit Vorliebe jenen Jahren zugewandt hat. Dies gilt zunächst von den Memoiren, jenem Litteraturzweige, der bei dem früher in Deutschland mangelnden öffentlichen Leben nie bei uns wie in England und namentlich in Frankreich heimisch werden wollte, und erst infolge der bedeutungsschweren kriegerischen und politischen Ereignisse jener Zeit auch in deutschem Boden Wurzel geschlagen hat. Den früheren berühmten Denkwürdigkeiten eines Arndt, Varnhagen v. Ense, des ältern Gagern, Wollzogen, Müffling u. A. haben sich neuerdings eine Reihe von Mittheilungen namentlich aus der Feder preußischer Krieger angeschlossen, welche über manche bisher noch ziemlich dunkle Einzelpunkte jener ereignißvollen Zeit Licht verbreitet haben. Auch die biographische Litteratur hat sich neuerdings mit Vorliebe diesem Gebiete zugewendet, und namentlich hat der hier unübertreffliche Varnhagen seine früheren biographischen Denkmale in den letzten Jahren durch die mit gewohnter Meisterschaft gezeichneten Lebensbilder Bülows und Yorks vervollständigt. In dieselbe Zeit fällt die Vollendung eines der schönsten Denkmale deutschen Forschergeistes und deutscher Pietät, des durch Inhalt und Darstellung gleich ausgezeichneten „Lebens des Ministers Freiherrn v. Stein“, von Pertz, eines Werkes, das gewissermaßen zwischen Biographie und allgemeiner Zeitgeschichte in der Mitte steht, und indem es zur Entstehung einer Reihe volksthümlicher Schriften über jenen Zeitraum den Anstoß gab, vielleicht mehr als irgend ein anderes Werk Veranlassung geworden ist, die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf jene Ruhmperiode seiner Geschichte wieder hinzulenken, und die großen Männer derselben zu den Ehren unsterblicher Heroen im Pantheon der vaterländischen Geschichte und im Herzen des deutschen Volkes zu erheben.

Bei alledem läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß manche Ereignisse und Zustände jener Zeit noch gar sehr der Aufklärung bedürfen, daß die Quellen zu einer umfassenden Darstellung derselben noch nicht reichhaltig genug sind, und daß namentlich die Bereicherung unserer Memoirenlitteratur über dieselbe höchst wünschenswerth erscheint, und zwar um so wünschenswerther, je sichtlicher die Augenzeugen und Theilnehmer an den sie erfüllenden Bestrebungen und Thatsachen gegenwärtig bereits im Aussterben begriffen sind. Unter diesen Umständen heißen wir auch die im Laufe des vergangenen Jahres zu Stockholm erschienenen „Erinnerungen aus den Feldzügen während der Jahre 1813 und 1814 in Deutschland und Norwegen“, von Karl Johann Ljunggren,*) als einen nicht unwichtigen Beitrag namentlich zur Geschichte der Nordarmee und des Krieges im nördlichen Deutschland willkommen. Der Verfasser, welcher jenen ganzen Feldzug als Subalternofficier in dem schwedischen Heere mitgemacht hat, veröffentlicht darin seine während dieser Zeit angestellten Beobachtungen und Erlebnisse nach schriftlichen Aufzeichnungen, welche durch und durch das Gepräge unmittelbarer Anschauung, ausgezeichneter Beobachtungsgabe und unzweifelhafter Wahrheitsliebe ansichtragen. Da der Verfasser sich durchaus nur mit denjenigen Kriegsereignissen beschäftigt, an denen er selbst theilgenommen hat, die Wirksamkeit

*) Ljunggren, C. J., Minnes-Anteckningar under 1813 och 1814 Årens Kampagner uti Tyskland och Norge. Stockholm 1854.

des schwedischen Heeres während des Befreiungskrieges aber bekanntlich nur eine sehr untergeordnete war, so darf man in dem Werke über die größeren und entscheidenderen weltgeschichtlichen Ereignisse und über die wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit keinen wesentlichen Aufschluß suchen; dagegen enthält dasselbe über Einzelheiten und namentlich über die Sitten, Zustände und Verhältnisse Deutschlands viele werthvolle Mittheilungen.

Marsch, Schlacht und Bivouac.

Ich kehrte in unser Bivouac bei Charlottenburg zurück, das während meiner Abwesenheit keinerlei Veränderungen erlitten hatte; hier fand man dieselben rüstigen Figuren, dasselbe harte Nachtlager, aber auch denselben Eifer der Berliner, unsere Beschwerden zu mildern. Inzwischen kam mir Alles ziemlich langweilig vor, nachdem ich ganze vierundzwanzig Stunden in der Hauptstadt und deren verführerischen Vergnügungen geschwelgt hatte. Im Soldatenleben ist es nun aber einmal so: heute Wein, morgen Wasser. Man hat dabei wenigstens die Befriedigung, nicht von der Einförmigkeit des Alltagslebens beschwert zu werden, welche Melancholie erzeugt und zwar oft in so hohem Grade, daß sich Menschen lediglich deshalb gehängt haben, weil ihr Glück durch Nichts unterbrochen ward.

Daß der Feldzug bereits seinen Anfang genommen hatte, bewies ein Transport französischer Gefangener, die an uns vorbei nach Spandau geführt wurden. Sie waren während einer großen Recognoscirung der russischen Cavalerie gefangengenommen worden und bestanden aus Officieren und Soldaten verschiedener Regimenter. Zum ersten Mal erblickte ich diese Weltbesieger, obwohl in einer für sie unglücklichen Lage, die jedoch auf ihre fröhliche Laune durchaus keinen Einfluß zu haben schien. Es lag in ihrem ganzen Wesen etwas eigenthümlich Zuvorkommendes, Liebenswürdiges und Artiges, was ihnen auf der Stelle unser Wohlwollen gewann und uns höchlichst frappirte. Aus alter, fest eingewurzelter Gewohnheit geneigt, die Leute nach den Kleidern zu beurtheilen, verwunderten wir uns nicht wenig über das Ungewöhnliche in den französischen Uniformen, und es gab Manchen unter uns, der nicht zu begreifen vermochte, wie man bei so großem militärischen Rufe so wenig militärische Anzüge wie die verschiedenfarbigen Civilüberröcke und gelben Stulpenstiefeln der französischen Officiere waren, tragen könne. Eine andere ihrer Eigenthümlichkeiten bestand darin, daß die Epauletten die Achsel nicht bedeckten, sondern vorn über die Brust hingen.

Am 21. August brach unser Bataillon vor Tagesanbruch auf, um als Stabswache nach Potsdam abzugehen, wohin das Hauptquartier verlegt werden sollte. Unsere Ruhe hier dauerte indeß nicht lange. Gegen Mitternacht am 22. wirbelten die Trommeln ihren ängstlichen Generalmarsch und widerhallten durch die öden Straßen, welche sich in der Hast mit schlaftrunkenen Officieren und Soldaten füllten, die in einem allgemeinen Wirrwar auf die verschiedenen Alarmplätze der Bataillone eilten. Wir stellten uns in der Finsterniß auf, gingen schweigend in tiefen Colonnen ab und hatten zum ersten Mal während dieses Feldzuges scharf geladen. Alles Gepäck ward zurückgelassen und — nunmehr war der Ball eröffnet; in Zukunft hatte man sich auf ernste Spiele vorzubereiten, und bereits verspürte man auf manchen Gesichtern eine unruhige Sehnsucht nach dem in unseren Kriegsannalen so seltenen Augenblick, wo Schweden sich zu einer offenen Feldschlacht entfalten sollten.

Beim Durchmarsch durch die kleine Stadt Saarmund trafen wir die ersten russischen Truppen, welche aus Kosaken und mehreren Cavalerieregimentern bestanden, von welchen letzteren insbesondere ein Husarenregiment durch seine rothe Uniform und die Fähnchen auf den Piken der Mannschaft Aufmerksamkeit erregte; solche Piken trugen auch die Uhlanen. Die schrille Musik der russischen Trompeter, von denen jeder eine besondere Stimme blies, was in der freien Luft einen starken und imposanten Effect machte und mit dem Wesen dieser Halbwilden ordentlich zu harmoniren schien, war uns etwas ganz Neues. Die Kosaken begannen sich sofort, ohne Umstände und als wären sie von Alters her daselbst heimisch gewesen, in unsere Glieder zu mischen. Stumpfnäsig, das Kinn in einem üppigen, ungekämmten Barte verborgen, mit herabhängendem Haar, ohne anständige Kleidung, oft mit einem zottigen, schwarzen Pelze über den Achseln, auf einem Kissen über dem Sattel sitzend, hoch über dem Pferde, welches sie vermittelst eines sogenannten Kantschu zu beständigem Galopp antreiben, und die Pike während des Rittes vorwärts geneigt, spielen diese Krieger eine höchst lächerliche Figur, ohne sich durch etwas Anderes als Grausamkeit und Wachsamkeit auszuzeichnen. Mehrere Finnen, die früher in den schwedischen Reihen gedient hatten, jetzt aber im russischen Generalstabe, oder bei der sogenannten Suite angestellt waren, fanden sich bei uns ein, um alte Bekannte aufzusuchen. Es schien mir übrigens ganz außer Ordnung zu sein, daß unsere Soldaten mit den russischen vermischt waren; ein inneres Gefühl der Antipathie sprach entschieden gegen eine derartige Vereinigung, die für einen Schweden ganz und gar naturwidrig war.

Die Stadt Saarmund liegt auf einer großen Ebene. Hier ward einige Stunden gerastet und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht vom Vordringen der Franzosen gegen Berlin. Es war somit klar, daß in dieser Gegend das erste blutige Spiel ausgekämpft werden mußte. Aller Erwartung war aufs höchste gespannt; denn der Ausgang des Feldzugs beruhte in jeder Hinsicht auf der Einleitung, und man konnte sich ja nicht verhehlen, daß der Sieg bis jetzt an die französischen Adler gefesselt zu sein schien. Diese bei so vielen Völkern geltende Meinung hatte ebenso viel zu Napoleons glücklichen Erfolgen beigetragen, wie die Talente seiner Generale und die Ueberlegenheit seiner kriegsgewohnten Truppen. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die Phantasie sich mit derartigen Vorstellungen beschäftigte; allein diese Vorstellungen waren nicht von langer Dauer, sie wurden schmählich durch den Befehl zu einem ordentlichen Feldmanöver unterbrochen, das während der Passage durch den Engpaß am Saarbache, dem wir während des ganzen Morgens gefolgt waren, ausgeführt ward. Hier ging es wie auf einem Exercirplatze zu; man machte einen Contremarsch, um eine Aufstellungslinie jenseit des Baches aufzusuchen, wobei uns die Unerfahrenheit unserer guten Generalität manchen unnützen Schritt kostete. Zu allem Glück war der Prinz selbst anwesend, um das Ganze zu leiten. Der Marsch wurde durch das Dorf Gütegotz schnurgerade über die Felder nach den vor der Stadt Teltow beim Dorfe Ruhlsdorf liegenden Anhöhen gerichtet, wo der Aufmarsch und die Formirung in Linie bewerkstelligt ward. Diese Position beherrschte die Gegend und war vom Kronprinzen selbst

ausersehen worden. Die Schweden nahmen das Centrum, die Russen den rechten und die Preußen den linken Flügel ein; die Letzteren waren in diesem Augenblicke gegen Trebbin vorgerückt, wo der Kampf sich bereits entsponnen hatte; der Kanonendonner ließ sich weithin vernehmen; einzelne Wanderer gaben vor, aus Trebbin geflüchtet zu sein, das der Feind bereits inne hatte; die Preußen, von da zurückgeschlagen, näherten sich unserm Standpunkt, von welchem aus allmählich Gewehrsalven, dann und wann von einem Fort aus der Kanone begleitet, hörbar wurden. Der Abend war ruhig und still. Man konnte zwar noch nichts sehen, der Abstand und die zahlreichen Wäldchen der Umgegend verhinderten dies; aber man horchte desto eifriger auf die Leute. Mit Ungeduld erwarteten wir die Entwickelung der Ereignisse, die sich fern von uns zutrugen. Plötzlich erhielten alle Jäger Befehl, von den Anhöhen in das Thal hinabzurücken, um den Feind aus einem vor der Front befindlichen Walde zu beobachten. Wir gingen durch Ruhlsdorf, das bereits von den Scheußlichkeiten des Krieges gestempelt war: geplünderte Häuser ohne Fenster und Thüren — Alles war hinweggenommen, zertreten, und die Einwohner hatten in der Flucht ihre persönliche Rettung suchen müssen. Und gleichwohl war noch kein Feind hier gewesen, nur Freunde und Verbündete! Die Russen schoben die Schuld auf uns, wir auf die Russen, ohne daß die Thäter zu ermitteln waren. Soviel stand jedoch fest, daß das Dorf völlig ausgeplündert war.

Der Wald, an dessen äußerem Rande die Jägerkette aufgestellt ward, rief uns unser altes Schweden ins Gedächtniß zurück: es war ein hoher, dichter und alter Tannenwald auf feuchtem und sumpfigem Boden. Hier verbrachten wir eine höchst unangenehme Nacht im Sturzregen und Unwetter, ohne Mäntel, ohne Speise und obendrein ohne Feuer, das wegen der Nähe des Feindes nicht angezündet werden durfte; allein wir Jäger hatten dessenungeachtet vor dem übrigen Heere den Vortheil voraus, unter den Bäumen einigermaßen Schutz suchen zu können, während die Linientruppen auf kahlen, flachen Sandhügeln bivouacirten. Der Kronprinz selbst logirte diese Nacht in einer Windmühle hinter Ruhlsdorf, und von diesem Augenblicke bekamen die Generale, welche Alles nachäfften, eine wahre Leidenschaft für Quartiere in Windmühlen. Vielleicht hofften sie durch die Nachahmung zugleich einiger Talente ihres Vorbildes habhaft zu werden. Ach, warum ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung!

Am 23. dauerte der Regen den ganzen Tag an. Kein Feuer, keine Kleider zum Wechseln, denn alles Gepäck war zurückgelassen, und die durchnäßten mußten sonach auf dem Leibe trocknen; doch gab es wenigstens für den hungrigen Magen einigen Trost, insofern der Morgen unter der Jagd auf verschiedene Partien Ferkel und Gänse verfloß, die, während die Plünderungsraserei die Dörfer rings umher verheerte, in der Irre umhergelaufen waren, bei ihrer Reise an den Vorposten vorbei aufgefangen und, als unbekannt und der Desertion verdächtig, zum Tode verurtheilt wurden, welches Urtheil ohne Aufschub durch Säbel, Bayonnete und Messer vollstreckt ward. Hierauf wurden einige Gruben weit hinter der Jägerkette aufgesucht, wo das eine oder andere Feuer unbemerkt angezündet werden konnte, um die Braten gehörig zuzubereiten.

Gegen 12 Uhr Mittags ward es wieder allzu unruhig in der Nachbarschaft. Das heftige Schießen des vorhergehenden Tages begann aufs neue, zog sich aber diesmal ganz bis in unsere Nähe nach Großbeeren, das kaum eine Viertelmeile von unseren Vorposten gelegen war und nicht allein den Mittelpunkt der blutigen Ereignisse des Tages bildete, sondern diesen auch den Namen gab. Die Franzosen rückten an, nahmen nach einem verzweifelten Widerstande von Seiten der Preußen das Dorf ein und entfalteten das ganze Armeecorps Regniers.

Von unseren Vorposten am Waldrande konnten wir ganz deutlich die feindlichen Linien bei Großbeeren beobachten, ehe sie späterhin bei zunehmender Kanonade durch den Pulverrauch unseren Blicken entzogen wurden, und dies dauerte nicht lange. Die preußischen Colonnen unter General Bülow kehrten mit 60 Kanonen in der Front zum Angriff zurück. Der Regen fiel in Strömen herab, sodaß die Handgewehre nicht losbrannten; hier mußten Artillerie, Bayonnete und Cavaleriesäbel das entscheidende Urtheil fällen; auch entstand ein rasendes Donnern und Krachen, die Erde erdröhnte unter den vorwärts rollenden Kanonenrädern, und bald hörte man Knall auf Knall um die Wette mit gellenden Commandorufen und schmetternden Trompetenstößen. Die französischen Plänkler näherten sich unserm linken Flügel bei Ruhlsdorf, wurden aber von der reitenden Artillerie Oberst Cardells kurz abgefertigt, worauf die Schweden an den Ereignissen des Tages nicht weiter theilnahmen. Dagegen eilten große Schaaren buntscheckiger und bärtiger Kosaken raubgierig nach dem Schlachtfelde; jeden Augenblick durchritten sie die Vorposten, mit ihren langen Piken fertig zum Plündern und die Kantschus in fortwährender Bewegung, um ihre kleinen Pferde anzutreiben.

Der Kanonendonner krachte mehrere Stunden und war gegen sechs Uhr Abends am heftigsten. Um diese Zeit griffen die Preußen den französischen rechten Flügel mit größtem Ungestüm an. Das Dorf Großbeeren ward nach einem schauderhaften Gemetzel wieder genommen, die Franzosen daraus verdrängt und ihre ganze Linie genöthigt, sich während der Dämmerung in Unordnung zurückzuziehen. So verfehlte der Feind seinen Zweck und Berlin war gerettet.

Die Nacht war nicht sehr angenehm, obgleich der Regen aufhörte; denn wegen der nassen Kleider war man vor Kälte völlig erstarrt. Zudem mußten wir fortwährend unter Gewehr stehen bleiben; denn da der Zug der Franzosen in vollkommener Auflösung war, so hatten sich viele ihrer Truppen in der Finsterniß verirrt und stießen jeden Augenblick auf unsere Vorposten, oder wurden von patrouillirenden Husaren als Gefangene eingebracht. Ich nahm selbst einige solche umherirrende Jäger zu Pferd gefangen, und ward dadurch Eigenthümer eines ziemlich guten Pistolenpaares.

Eine solche Abtheilung französischer Cavalerie versetzte unsere ganze Jägerlinie in hastige Bestürzung; sie stieß auf die wermländischen Jäger, welche sich unvorsichtigerweise auf das offene Feld hinausgewagt hatten und mit ihren Stutzen ohne Bayonnete nicht sehr kräftigen Widerstand leisten konnten, zumal da der viele Regen die Ladung unbrauchbar gemacht hatte; sie wurden daher auch ohne Schonung niedergehauen. Ihr Geschrei und Schwanengesang in der finstern Nacht verbreitete überall Alarm; allein einige Kameraden eilten den Wermländern mit Bayonneten zu Hülfe und stillten bald den Tumult.

Beim Anbruch des Morgens war Alles wieder schweigsam und still. Die Sonne beleuchtete jetzt den Schauplatz des blutigen Kampfes. Ich nahm eine Wanderung dahin vor. Welcher Jammer! Der erste Unglückliche, den ich traf, war ein schwedischer reitender Artillerist, der ein Bein verloren hatte und während der Hitze des Streites liegen gelassen worden war; er erklärte, daß er inwendig zu brennen glaube und bat um Wasser. Neben ihm lag ein Franzose, dem beide Beine abgeschossen waren und dessen Lebensgeister zum größten Theile bereits entflohen zu sein schienen. Hier lag ein anderer mit zerschmettertem Schädel; da hüpfte ein Pferd auf drei Beinen herum; dort wieder nackte Leichname; weiterhin verstümmelte arme Teufel, die auf Händen und Beinen krochen — solcher Art waren die Scenen, welche sich von allen Seiten zeigten und immer mehr anhäuften, je näher man Großbeeren kam. Das ganze Feld war mit Gewehren, Tschakos, Säbeln, leeren Tornistern, zerlumpten, von Ruß geschwärzten und von Blut gerötheten Kleidern, zerschossenen Munitionswagen und verwundeten Pferden, die auf noch einen Schuß warteten, um sodann auszuruhen, wie übersäet. Und, wie gewöhnlich, war hier ein reiches Feld für Plünderer; auch ruhten die Kosaken nicht eher, als bis sie jeden blutigen Lumpen aufgerafft hatten.

Später am Tage stellten sich viele Berliner und Potsdamer ein, um das Schlachtfeld zu besehen, sich über die nunmehr überstandene Gefahr zu freuen und Wein nebst verschiedenen Erfrischungen unter ihre Vertheidiger auszutheilen; was auch richtig zu Passe kam, da kein Mensch einen Bissen zu essen hatte. Was uns Jäger anbetrifft, so hatten wir bereits verzehrt, was uns der gestrige Morgen gleichsam in den Mund hatte fliegen lassen, und für den Augenblick fand sich kein anderes Diner als Rostbeef von einem todtgeschossenen Pferde, das in unserer Nachbarschaft lag. Selbst die elegantesten Damen scheuten sich nicht, an diesen Ausflügen theilzunehmen; Alle wollten sich mit eigenen Augen überzeugen, daß sie der Gefahr für diesmal entronnen seien. Die Furcht vor der französischen Armee war in Berlin grenzenlos.

Dies war das Ergebniß der Schlacht bei Großbeeren, des ersten Versuchs der Franzosen gegen die Armee, welche der Kronprinz befehligte. Mit der Besiegung dieser Armee wollte man die Operationen nach dem Waffenstillstande wieder anfangen und Berlin, den Hauptpunkt für die Bewegung der verbündeten Heere, durch einen hastigen Marsch einnehmen. Der Versuch mißglückte augenblicklich. Nur durch einen schnellen Rückzug wurden die aus dem 4., 7. und 12. Armeecorps unter dem Befehl des Marschall Oudinot bestehenden französischen Truppen gerettet; sie wurden von preußischer und russischer Cavalerie und leichter Infanterie nachdrücklich bis an die Elbe verfolgt.

Die norddeutsche Armee verblieb mehrere Tage in derselben Stellung. Während dieser Zeit erlustigten wir Jäger nebst den Husaren uns in dem alten Tannenwalde, bis derselbe in Folge der Bivouacüberreste allzu widrig wurde. Da ich gerade auf das Bivouac zu sprechen komme, so dürfte eine kleine Skizze desselben nicht am unrechten Orte sein. Man stelle sich also eine Wiese, einen Acker, oder einen andern derartigen Platz vor, eben oder uneben, gleichviel. Hier sind Gewehre in langen, langen Reihen zusammengestellt, und zwischen den Gewehren thürmen sich kleine Haufen von Tornistern und Bündeln empor. Rings umher sieht man Soldatengruppen stehen, sitzen oder liegen, und hier und da in der Nachbarschaft fressende und nicht fressende Pferde und widerspenstiges Schlachtvieh, vollgepackte Wagen oder Troßkarren, zuweilen auch Kanonen und Munitionswagen; ferner hundert und aber hundert Feuer, die in Ermangelung anderer brennbarer Stoffe reichlich mit Thüren, Tischen, Stühlen, Brettern ꝛc. genährt werden; aber den ganzen Tag über müssen die Feuer zur Hand sein, umringt von rußigen Soldaten, die auf die noch rußigeren Kupferflaschen und Kochkessel über dem Feuer, worin der Proviant ohne alle Kochkunst zu einem derben und gediegenen, obwohl etwas räucherigen Magenfüllsel umgewandelt wird, außerordentlich aufmerksam sind; und in Erwartung der appetitlichen Mahlzeit beschäftigt man sich mit Geschwätz über die Vorfälle des Tages, oder schnarcht in guter Ruhe, denn Schlafen und Essen sind die wollüstigsten Genüsse des Bivouacs. Dieses Gemälde erhält einen noch bunteren Anstrich durch Tabaksraucher, Stiefelbürster, Näher, Briefschreiber, hier und da auch durch Kartenspieler neben einer Trommel oder einem umgestürzten Fasse, durch Personen, die sich vor dem Fragmente eines Spiegels rasiren, oder durch andere — jedoch in etwas größerer Entfernung von den übrigen befindliche — die, fast nackt, eine eifrige Recognoscirung in ihren eigenen Hosen oder Hemden anstellen, um größere Ruhe zu gewinnen. Man betrachte alle besonderen Coterien von halbangekleideten Officieren mit den geschäftig um sie herumspringenden Dienern und Burschen, alle jene schmuzigen, zu Priesterinnen des Bacchus erhöhten Marketenderinnen, Alles zusammen bunt durcheinander, in oder nicht in Hütten von Stroh oder gestohlenen Brettern, die zum Schutz gegen Wind und Wetter bestimmt und hier und da zwischen den Eingeweiden geschlachteter Thiere und diversen anderen Ausleerungen aufgerichtet sind — man betrachte dies Alles ganz genau und höre dabei auf alle die verschiedenen Laute, auf all dieses Gemurmel hundertfacher Rufe, Flüche, lustiger Lieder, Gesangbuchsverse, Instrumente, Pferdegewieher ꝛc. — und man hat die Vorstellung von einem Bivouac in dessen vollem Glanze, dieser großen Erfindung einer natürlichen Folge der verfeinerten Kriegskunst und der größeren Beweglichkeit der Heere in allen Jahreszeiten.

Am 26. August ward das schwedische Bivouac nach Saarmünde verlegt. Der Regen verfolgte uns auch dorthin; doch fanden wir hier wenigstens unser Gepäck, sodaß wir den kleinen Kleidervorrath, welchen wir im Ränzel auf dem Rücken trugen, vervollständigen konnten. Die Gewohnheit hatte uns einigermaßen mit den täglichen Mühen versöhnt; das Hauptbedenken lag blos in der Schwierigkeit, einen leeren Magen, der wegen der fortwährenden Motion beständig Nahrung verlangte, gründlich versehen zu können; leichter fand man sich in den Schlaf auf nackter Erde, wenigstens so lange die Luft lauwarm blieb. Außerdem hatten wir Jäger unter uns eine Menge Weibspersonen, die entweder durch eheliche Verbindung, oder auch ohne diese unseren deutschen Soldaten von den pommerschen Regimentern angehörten, und diese Damen, die uns übrigens in aller Ehrbarkeit begleiteten, besaßen ganz außerordentliche Fähigkeiten, Eßwaaren aufzuspüren, welche sie sodann zum Verkaufe ausboten, allerdings gegen einen übertriebenen Preis; allein das durfte hier gar nicht in Betracht kommen. — Am 28. erreichten wir Treuenbriezen, wo wir das dritte preußische Armeecorps trafen.

Zur Chronik.

Die preußische Marine.

— Preußen, das fast die Hälfte seiner reinen Einkünfte auf das Landheer verwendet, ist auch noch genöthigt eine Seemacht zu halten. Seine lange Seeküste erfordert es. Der Ostseehandel, sagte Hr. v. Manteuffel im Hause der Abgeordneten, hat dadurch, daß Preußen über keine schlagfertige Marine verfüge, einen Verlust von 7 Mill. Thlrn. erlitten; von den 30 Mill. jedoch, die zur Verstärkung der preußischen Wehrkraft bestimmt worden, habe auf die Flotte nichts verwendet werden können. Graf Schwerin gab die Mahnung, weniger auf Glanz, als auf technische Brauchbarkeit der Schiffe zu sehen. Harkort machte die Mittheilung, in dem 2000 Mann starken Marinecorps seien nicht weniger als 16 Aerzte angestellt; das lasse schließen, daß manches im preußischen Flottenwesen ungesund sei! Das Ministerium verlangt 2 Mill. jährlich für die Marine, nicht den dritten Theil dessen, was Dänemark, nicht den fünften Theil dessen, was Schweden auf seine Flotte verwendet. — Aller Anfang ist schwer. Mitunter ist der Anfang ein bloses Phantasiespiel. Das Fort Friedrichsburg auf der africanischen Küste, das der große Kurfürst 1683 vom Major v. d. Gröben bauen ließ zum Schutz seiner africanischen Handelsgesellschaft, war die erste Mythe vom Beginn Preußens als Seemacht. Hätte Preußen Ostfriesland behalten (1807), so würde sich das Bedürfniß zu einer Marine seit dem Pariser Frieden als Thatsache geltend gemacht haben; ließ sich doch Preußen in jenem Frieden sogar das Recht zusprechen, im Schwarzen Meer und an der unteren Donau zwei leichtere Kriegsschiffe zu halten. Aber Preußen hat sich im Jahdebusen einen Nordseehafen erworben; Oldenburg trat die nöthige Strecke von 1550 Morgen Landes in der Herrschaft Jever ab, und schon Rußland und Frankreich, welche die Strecke, jenes von 1798 bis 1807, dieses von 1800 bis 1813, besaßen, hatten den Platz zur Anlage eines Kriegshafens für geeignet erklärt. Die Denkschrift der deutschen Centralgewalt hob 1849 diese Nöthigung hervor und Preußen trat 1854 die Erbschaft dieses Gedankens an, als es aus war mit der deutschen Gesammtheit und die deutsche Flotte vom Commissär Hrn. Hannibal Fischer verauctionirt wurde. Die deutsche Flotte hatte nachweislich bis zum 1. Juli 1851 etwa 8 Mill. Gulden gekostet; die Nation hatte mit Begeisterung beigesteuert, selbst Knaben dazu ihren Spartopf geleert, deutsche Frauen ihr Geschmeide hingegeben. Sechs Dampfcorvetten, der Ernst August, der Großherzog von Oldenburg und vier nach den Freien Städten benannte, wurden für einen Spottpreis an die General-Steam-Navigation-Company verthan, die Ankerkette von Christian VIII. als altes Eisen verkauft und mit der Versteigerung eines Sarges ordentlich methodisch und metaphorisch der Abschluß gemacht; nur das Gallionbild jenes Schiffes fand mit einzelnen kleinen Trophäen auf der Feste Coburg eine Stätte. Die deutschen Nordseestaaten erstanden Waffen und Schiffsmaterial, 100 Geschütze, für welche sich kein Käufer finden wollte, wurden nach Mainz gebracht, Lübeck kaufte sich ein Kanonenboot, der Rheder Fritz in Bremen die Hansa und den Erzherzog Karl, später Germania genannt, gegenwärtig Packetschiffe zwischen Bremen und Newyork. Sic transiit gloria populi! Preußen hätte, wenn es Erbe der Ideen des Vaterlandes werden wollte, die gesammte deutsche Flotte kaufen müssen; es erstand nur den Gefion und den Barbarossa, sprach aber doch in seiner Denkschrift 1854 den Entschluß aus, den Erwerb des Jahdebusens als eine Fortsetzung der Bestrebungen für den Schutz deutschen Handels und deutscher Schiffahrt zu betrachten. Die Landesvertretungen von Preußen und Oldenburg haben diesen Vertrag, ein letztes Hoffnungsbrett beim Scheitern der deutschen Marinegedanken, mit Freudigkeit genehmigt. Aller Anfang ist schwer! sagte der preußische Ministerpräsident. Ja wohl!

Deutsche Denkmäler; L. v. Buch und Fugger.

— Die geologische Abtheilung der deutschen Naturforscherversammlung zu Wien beschloß im vorigen Jahre, dem berühmtesten Geognosten unserer Epoche, Leopold v. Buch ein Denkmal zu setzen, und zwar nicht in seiner preußischen Geburtsstadt, sondern auf einem der Schauplätze seines Wirkens, in den deutschen Alpen, zwischen Steyer und Weyer in Oberösterreich, in dem sogenannten Pechgraben, einem kleinen Thal, das mit seinem 16 Fuß hohen Granitblock und zwanzig anderen ringsherum malerisch verstreuten Blöcken, hohe Föhren im Hintergrunde, von der Natur selbst zu einem Gedächtnißplatz ausersehen und hergerichtet ist. Man braucht dem kolossalen Granitstein nur mit einer Umfriedung die geeignete Inschrift zu geben und das Denkmal ist fertig; Platz und Block sind bereits angekauft. — Somit erhält ein Preuße auf österreichischem Boden ein Monument! L. v. Buch ist 1777 in Preußen geboren und war im sächsischen Freiberg auf der Bergakademie A. v. Humboldts Genosse. Er galt für Werners ausgezeichnetsten Schüler, obschon er seines Lehrers System verließ. Gottlob Werner († 1817 zu Dresden), der Gründer der deutschen Geognosie, war Neptunist, und noch mehr als Humboldt wandte sich Buch auf das Studium der vulcanischen Kräfte in der Erdbildung. L. v. Buch besuchte recht eigentlich zur Erkenntniß der vulcanischen Erscheinungen und Gesetze des gesammten europäischen Festlands, Scandinavien bis zum Nordcap, außerdem Island, die Azoren, die Liparischen und Canarischen Inseln. Sein erstes geognostisches Hauptwerk (1802—9) beschränkte sich auf Deutschland und Italien, 1810 brachte er seine Reise durch Norwegen und Lappland, seine physikalische Beschreibung der Canaren, welche er 1815 besuchte, erschien 1825. Der Jura in Deutschland und die russische Gebirgswelt erfreuten sich gleich sehr wie die scandinavischen Gebilde seiner gründlichen Beleuchtung ihrer Structur und Formation. Neben seinen Verdiensten um die Petrefactenkunde rühmt man besonders seine geognostische Karte von Deutschland und den Grenzländern in 42 Blättern. (2. Auflage 1832 in Berlin.)

In Augsburg auf dem Zeugplatze bei dem Fuggerhause, wird das in König Ludwigs Auftrag von Brücker gefertigte eherne Standbild zu Ehren Johann Jacob Fuggers, des großen Kaufherrn und Leinwebers, errichtet, von welchem Kaiser Karl V. beim Anblick der königlichen Schätze in Paris das Wort sprach: „In Augsburg giebts einen Leinweber, der kann das alles mit seinem Gelde bezahlen!" So melden süddeutsche Blätter. Unseres Wissens aber war es ein Anton Fugger, von welchem Kaiser Karl dies Wort gesprochen haben soll, derselbe, bei welchem er nach seinem Zuge gegen Algier einkehrte und der im Kamin des Fuggerhauses zu Augsburg von Zimmtholz ein Feuer machte, um die Schuldverschreibungen des Kaisers den Flammen zu übergeben. Von Anton Fugger sagte man, er habe 6 Mill. Goldkronen baar hinterlassen, seine Juwelen und Besitzungen in allen Theilen Europa's und beiden Indien noch ungerechnet. Ein Jacob Fugger gilt als der Stammvater des jetzigen Hauses; er besaß zuerst das Haus in Augsburg und seine drei Söhne wurden schon von Maximilian in den Adelstand erhoben für die ihm geleistete Geldhilfe. Der dritte Sohn dieses Jacob war ebenfalls ein Jacob Fugger, der die Bergwerke in Tirol pachtete und das Schloß Fuggerau daselbst erbaute; seiner Leiche folgte Kaiser Max in Person. Anton war der Neffe dieses zweiten Jacob, der ohne Söhne starb. Bei ihm im Hause auf dem Weinmarkt wohnte Kaiser Karl, als er 1530 den Augsburger Reichstag hielt; er ward nebst seinem Bruder in den Grafenstand erhoben und erhielt für die ihm verpfändeten, dann aber erblich überlassenen Güter fürstliche Vorrechte. Möglich, daß dem älteren Jacob Fugger das Standbild gelten soll. Von seinen Söhnen stammt auch die Fuggerei, ein Complex von 106 kleinen Häusern, die für ge-

ringen Zins arbeitsamen Armen in Augsburg überlassen wird. Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn nannten sich die Nachkommen der vielverzweigten Familie. Ein Graf Anselm Fugger wurde für die Herrschaft Babenhausen mit 7 Geviertmeilen und 11,000 Einwohnern 1803 von Kaiser Franz in den Reichsfürstenstand erhoben; der Rheinbund brachte sämmtliche Besitzungen unter die bayerische Krone. Der jetzige Standesherr von Babenhausen, Fürst Leopold Karl Maria ist 1827 geboren.

Ungarns materielle Lage.

* Die nunmehr beendeten Berathungen der Vorstände der fünf ungarischen Verwaltungsgebiete haben zu dem Ergebniß geführt, daß die Lage des Grundbesitzes eine höchst mißliche, und eine rasche ausgiebige Abhülfe dringend geboten sei. Diese Lage ist nicht die Folge der Revolution und des Kriegs; man hat sie schon vor Jahren empfunden, und die ersten Bestrebungen des unglücklichen Grafen Szechenyi liefen gerade darauf hinaus, Fortschritte im Creditwesen und in der Landwirthschaft anzubahnen. Jetzt hat Ungarn durch die Fürsorge der Regierung Eisenbahnen erhalten, die große Wasserstraße der Donau trägt auf der einen Seite bis zum Meer, auf der andern Seite bis Donauwörth Getreidemassen ins Ausland, und mit der Adelsherrschaft sind die berüchtigten Aviticitätsgesetze gefallen. Es fehlt aber noch immer an Capital, und um dieses herbeizuschaffen projectirt man einen Landescultur-Creditverein. (Aviticität kommt von avus, Großvater, Ahne. Das Aviticitätsgesetz besteht in der Annahme, aller Verkauf von Gütern könne nur als Borg anzusehen sein und rückgängig gemacht werden, sobald der Verkäufer als Nachkomme des Urbesitzers vor Jahrhunderten Lust oder Mittel zum Rückkauf habe. Der Rückkauf dieser Art aber geschah um den alten früheren Preis, auch wenn das Gut durch zehnjährlange Verbesserungen im Werthe ums Doppelte, ja Dreifache gestiegen war. Man konnte also in Ungarn nichts kaufen, nichts verbessern am Boden und der Wirthschaft, weil man nie sicher war, alles wieder einzubüßen durch Rückkauf des Urbesitzers!)

Montenegro.

— Fürst Danilo, das Oberhaupt der Tschernagorzen, befindet sich in Paris, um beim Congreß seine Stellung zur Pforte ordnen zu lassen. Er verlangt ein Stück Ackerland, etwa 12 Geviertmeilen, und will dafür die Oberhoheit des Sultans anerkennen. Ohne eine solche Erweiterung kann sein Volk und sein Staat nicht bestehen, ohne Ackerboden kann er sein wildes Räuberbergvolk nicht sittigen und erziehen. Dies die Beweggründe seiner Forderung. Im Grunde hat Griechenland, wenn es als Staat bestehen soll, ähnliche Forderungen, sobald es aufhören soll, auf Schiffahrt und Räuberei angewiesen zu sein. — Montenegro, zu deutsch Schwarzes Gebirge, slavisch von den Eingeborenen Tscherna Gora genannt, ist eine wilde, zwischen Bosnien, Herzegowina und Albanien eng eingekeilte Gebirgslandschaft, eine natürliche Bergfestung, deren 150,000 Köpfe im Nothfall nicht weniger als 40,000 waffenfähige Männer stellen kann, deren karger Boden sie aber nöthigt, von Zeit zu Zeit willkommen Krieg zu führen, um sich durch Verwüstung und Raub zu nähren. Der Selbsterhaltungstrieb drängt diese unsteten Horden dazu, auf ihrer Scholle nicht Ruhe zu halten. Der Montenegriner ist Jäger und Hirte; sein patriarchalisches Leben hindert ihn so wenig wie den Corsen, Blutrache zu seinem alten Usus zu rechnen. Die gesellschaftliche Verfassung des kleinen Volkes ist hierarchisch-republicanisch; der Wladica hat zugleich die Würde eines Erzbischofs. Die früheren Wladica's bezogen russische Gelder. Fürst Danilo möchte nun gern mit der Pforte in geordneten Verband treten; um aber sein Volk seßhaft zu machen und zu cultiviren, scheint ihm ein gut Stück Ackerland eine nothwendige Lebensbedingung. Der Mann hat Einsicht und der Fall ist in staatsbürgerlicher und landwirthschaftlicher Hinsicht interessant.

Die englischen Wahlen.

st. Es ist traurig, aber es ist wahr, daß wir Continentalen allzumal, obgleich wir aus lauter Normalvölkern bestehen, den Engländern in staatlichen Dingen noch immer wie Schulknaben dem Lehrer gegenübersitzen. Wo wäre auf dem Festlande die Partei, die nicht jubelte, wenn sie bei Kammerwahlen ihre Gegner bis auf den letzten Mann von den Bänken der Gesetzgeber ausschließt? Die Engländer verstehen die Sache besser. Daß Cobden und seine Freunde aus dem liberalen reichen Bürgerstande bei den jetzigen Wahlen durchgefallen sind, ist ihnen fast so unangenehm, als wenn diese Leute als Mehrheit ins Unterhaus eingerückt wären. Die heftigsten Debatten drinnen im Hause erscheinen ihnen nicht als so gefährlich, wie eine Agitation draußen. Mit Recht, denn der Opponent des Parlaments muß die Basis achten und schonen, die ihn selbst und sein Streben trägt, der Agitator im freien weiten Felde kann ungescheut gegen das ganze Verfassungsgebäude anrennen, das für ihn keinen Platz hat. Man ahnt in England einen neuen Reformsturm, und Veranlassung zu Beschwerden über das jetzige Wahlsystem ist genug da. Was ist ein Parlament, in dem der große Kaufmanns- und Fabrikantenstand kaum vertreten ist, wenigstens gewiß nicht durch die Führer, die er sich selbst gegeben hat? Was ein Wahlsystem, welches dem Adel in dem Grade das Uebergewicht läßt, daß in bedeutenden Wahlorten kein Drucker sich findet, der dem Oppositionscandidaten ein Wahlmanifest drucken darf, kein Kaufmann und Gewerbtreibender, der für ihn aufzutreten wagt?

James Buchanan.

— Der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerica, von irländischen Eltern 1791 geboren, ist ein Fünfundsechziger. Seine Abneigung gegen England und dessen Politik hat also nach dieser seiner Abstammung schon im Blut einen Grund. Mit einigen Führern der conservativen Partei in England stand er jedoch dauernd in freundschaftlichem Verkehr, und man will die Aeußerung von ihm gehört haben, daß merkwürdiger Weise die Tories sich den Vereinigten Staaten stets geneigter erwiesen als die Whigs. Die schmeichelhafte Aufnahme, deren er sich in Petersburg nicht allein von Seiten des kaiserlichen Hofes, sondern auch in den Kreisen des höchsten Adels zu erfreuen gehabt hat, mag als Gegensatz zu der Kälte, womit man ihm in England begegnete, nicht ohne Wirkung geblieben sein; man hielt und hält ihn sogar für einen Russenfreund. Washington Irving beschreibt eine alte holländische Familie in Neuyork, welche die Yankees „mit größtem Respect und Abscheu betrachtete." Eine gleiche Haltung mochte, wie New-Quarterly Review bemerkt, die englische Aristokratie gegen Buchanan zur Zeit seiner officiellen Stellung in London beobachten. Er begann seine Thätigkeit als Jurist und hatte eine umfangreiche Praxis, bekleidete dann stufenweis die höchsten Aemter, war Senator, Staatssecretair und Gesandter. Er ist Presbyterianer, gewissenhaft religiös, gegen Andersgläubige jedoch duldsamer als es Bekennern seiner Religionspartei eigen zu sein pflegt. Er ist, sagt die genannte Review, gutherzig, großmüthig, mildthätig, von Denen die ihm nahe stehen sehr geliebt. In seinen politischen Grundsätzen zeigt sich Beständigkeit, scharfsinnige Bedachtsamkeit und kalte Selbstbeherrschung. Auch hinreichendes Selbstbewußtsein, wie sich schon aus einer seiner Aeußerungen in London verrieth. Er trägt den Kopf etwas zur Seite geneigt und pflegt das eine Auge halb zu schließen; „gleichwohl," sagte Buchanan, „habe ich mit halbem Auge mehr gesehen, als sämmtliche englische Minister mit weit aufgerissenen Augen!" Er hat sie in der That mitunter gezwungen die Augen weit aufzumachen, namentlich durch sein Ostender Manifest, in welchem sich sein antienglischer Sinn aussprach. In seinem Benehmen ist Buchanan artig, in seiner Unterhaltung sanft und bedächtig, mit einem Anstrich der Formalität der älteren Diplomatenschule. Sein Wahlspruch (mehr schottisch als irlän-

disch) ist: „Niemand beleidigt mich ungestraft!“ Seine Lebensweise ist regelmäßig und arbeitsam, sein Charakter als Mensch fleckenlos. In jüngeren Jahren galt er für einen schönen Mann. Verheirathet war er nie, stand aber früher in einem zärtlichen Verhältniß mit einer Freundin, die er unerwartet durch den Tod verlor. Gleich Washington Irving hat er der Jugendgeliebten sein Herz bewahrt.

Entdeckungsreisen.

p. Die österreichische Erdumsegelung, an deren Spitze Erzherzog Ferdinand Max steht, ging im Januar 1857 ab und wird die ehemaligen, längst eingegangenen österreichischen Factoreien an der malabarischen Küste: Mangalore, Bassiapatnam und Koiwar aufsuchen. Der Wiener Naturforscher Frauenfeld begleitet die Expedition.

Vorbereitet wird von Dr. Bleek, der sich durch seine Forschungen in Natal bekanntgemacht, und der dieses Land nach Aussage der „geographischen Mittheilungen“ von Petermann als sehr empfehlenswerth für Auswanderer hält, eine Reise nach dem großen See Uniamsi, die er im Winter 1857 und 1858 auszuführen gedenkt.

In einer Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft legte der Admiral Sir Charles Elliot, ehemaliger Gouverneur von Trinidad, welcher während des letzten chinesischen Krieges eine so bedeutende Rolle spielte, einen Plan zu weiterer Erforschung des Orinoko vor, durch welchen die Explorationen Humboldts und Bonplands vervollständigt werden sollen. Die Expedition, zu der die Erlaubniß der Regierungen von Neugranada und Venezuela ohne Mühe erlangt werden könnte, würde von der Insel Trinidad abgehen, deren Lage sich zu diesem Zwecke besonders eignet.

Lady Franklin hat wiederum einen Brief an Lord Palmerston drucken lassen, worin sie denselben ersucht, eine neue Expedition zur Aufsuchung des vermißten Franklin ausrüsten zu lassen. Sie sagt darin: „Viele competente und ehrenhafte Männer, veranlassen mich zu der Ansicht, es sei der Ehre unseres Vaterlandes noch nicht Genüge gethan, solange ein Geheimniß nicht enthüllt ist, das die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt erregt hat.“ Sie beruft sich auf die Zugänglichkeit der arktischen Regionen, welche durch Freiwerden des aufgefangenen Schiffes „Resolute“ dargethan sei, und auf die Aussprüche der Capitäne Collinson, Richards, M'Clintock, Maguire und Osborn. „Sollte Ihre Entscheidung,“ so sagt sie, „mir leider die Verantwortlichkeit und die Kosten auferlegen, selbst ein Schiff abzusenden, so versichere ich doch, daß ich weder vor dieser schweren Verantwortlichkeit, noch vor der Aufopferung meines ganzen verwendbaren Vermögens zurückschrecken werde.“ Nach den Beschlüssen der englischen Regierung zu urtheilen, hat Lady Franklin kaum noch Aussicht auf Unterstützung von dieser Seite. Andere Berichte melden allerdings, daß Marinelieutenant Pim und Sir Roderik Murchison in einer Denkschrift eine neue Franklin-Expedition befürwortet haben, und daß sich auch durch den gewichtigen Ausspruch A. v. Humboldts Lord Palmerston doch noch vielleicht entschließen wird, auf den Antrag einzugehen. Die Expedition soll, so heißt es, eine doppelte sein, und zwar zu gleicher Zeit auf dem Landwege und zur See gehen. Als Befehlshaber der Expedition durch die Behringstraße nennt man Capitän Collinson, als Führer jener durch die Davisstraße Capitän M'Clintock.

Der glückliche Auffinder unzweifelhafter Reste der Expedition Sir John Franklins, Dr. Rae, welcher 1854 in Boothialand bei den Eskimos z. B. Franklins Guelphenorden entdeckte, läßt jetzt zu Kingston in Canada einen arktischen Schooner bauen, der im Mai bereit sein soll, nach Quebek und von da nach dem arktischen Meer zu segeln. Dr. Rae selbst wird den Schooner commandiren und seine Absicht ist, weitere Reste der Franklinexpedition und wo möglich den Körper des berühmten Reisenden selbst aufzusuchen und heimzubringen. Eine Mannschaft kühner Abenteurer ist für seine Expedition bereits ausgewählt und engagirt.

Der englische Reisende Major Burton, dessen kühner Zug nach Härar, dem ostafricanischen Timbuktu bekannt ist, befindet sich wiederum unterwegs. Seine Expedition gilt diesmal der Erforschung des Uniamesi, des großen ostafricanischen Binnenmeeres. Major Burton wird von Capitän Speke und Dr. Steinhäuser begleitet und die Reisenden führen ein eisernes Boot mit sich, das an den Ufern des Uniamesi vom Stapel gelassen werden soll.

Im Lande der Damarwas, mehrere hundert englische Meilen vom See N'Gami entfernt, ist am 28. Februar 1856 der schwedische Naturforscher und Ingenieur Wohlberg durch einen Elephanten getödtet. In Folge dieser erst vor kurzem eingetroffenen Kunde beschlossen seine Fachgenossen in ganz Schweden eine achttägige Trauer um den Verlust ihres berühmten Collegen anzulegen.

Von dem Berichte über die Ergebnisse der astronomischen Expedition nach Chili, welche vor einigen Jahren die Vereinigten Staaten von Nordamerica ausgesendet hatten, sind nun zwei Bände erschienen; sie enthalten das Reisejournal und die naturgeschichtlichen Forschungen der Expedition. Der Rest der Bände, vier an der Zahl, wird die astronomischen, magnetischen und meteorologischen Resultate der Unternehmung enthalten. Ebenso sind schon zwei Bände des Berichtes über die nordamericanische Expedition nach Japan erschienen, deren erster die Beschreibung der Reise selbst, der dritte Beobachtungen über das Zodiakallicht enthält. Der noch fehlende Band mit den verschiedenen wissenschaftlichen Berichten der Offiziere der Expedition wird bald nachfolgen.

Ein Nordamericaner, A. J. Stevens, von Fort Des Moines in Jowa hat auf eigene Kosten eine Expedition nach dem Napoflusse und an den obern Lauf des Amazonenstromes im Gebiet der Republik Ecuador ausgerüstet. Die Professoren Moore und Francis sind die Leiter dieses Unternehmens. Moore berichtet aus Quito, daß General Robeles, Präsident von Ecuador, die Expedition auf das bereitwilligste unterstützt und daß er ein wissenschaftliches Corps organisirt, welches die americanischen Gelehrten in die Naporegion begleiten soll. Der Expedition hat sich gleichzeitig George Jones angeschlossen, dessen Beobachtungen über das Zodiakallicht so großes Aufsehen erregt haben. In Folge eines Aschenregens, den der Cotopaxi ausgeworfen, fand die Expedition die Vegetation im Thal von Quito ganz der Blätter beraubt, und vierzig Meilen waren von einem Lavastrom überdeckt.

Dem Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten von Nordamerica liegt ferner eine Bill vor zur Votirung von 25,000 Dollars für die Ausrüstung eines kleinen Kriegsdampfers, der die englischen Entdeckungen auf dem Niger in Africa weiter verfolgen und wo möglich Handelsverbindungen mit den großen Handelspunkten von Centralafrica anknüpfen soll. Die schon begonnenen Erforschungen des Flußgebietes des La Platastromes in Südamerica endlich sollen durch eine zweite Expedition von Nordamerica aus weiter verfolgt werden.

Die Behörden von Neuyork beschlossen, am Tage des Leichenbegängnisses des zu Havanna verstorbenen Dr. Kane, welches in Philadelphia stattfindet, ebenfalls eine Leichenfeier als öffentliche Demonstration. Es sollen die Flaggen an allen öffentlichen Gebäuden aufgezogen und die Stadthausglocke geläutet werden; die Bürger und Schiffscapitäne werden ersucht, gleichfalls ihre Flaggen wehen zu lassen; nach Philadelphia geht eine Deputation, um die Ueberreste des Verstorbenen zur letzten Ruhe zu begleiten. America ist stolz auf seinen ausgezeichneten Entdeckungsreisenden!

Bowring über Siam.

* Vor nun zwei Jahren war der jetzige englische Bevollmächtigte in China mit einer Sendung nach Siam betraut und gelangte zum Abschluß eines Handelsvertrags. Er sah von dem ganzen Reiche nichts als die Hauptstadt Bangkok, und sein Aufenthalt erreichte gerade den dritten Theil der sächsischen Frist — einen Monat und einen Tag. Diese Kürze der Zeit hat den schnell arbeitenden Mann, den ja auch die Anzettelung eines englisch-chinesischen Kriegs im Handumdrehen gelungen ist, nicht abhalten können, sich in zwei Bänden über Siam, seine Regierung und sein Volk, vernehmen zu lassen. Was er nicht gesehen hat, das haben Andere gesehen und beschrieben, namentlich Crawfurd und der französische Sendbote Pallegoix, deren Werke auszuschreiben in diesem Falle dringend geboten war, wenn die englische Litteratur überhaupt mit einem Bowringschen Produkt bereichert werden sollte. Was er selbst beobachtet hat, beschränkt sich zumeist auf die Majestäten und ihren Hof. Es giebt zwei Könige, Brüder, die sich brüderlich in die Herrschaft getheilt haben, und zwar so, daß der eine das himmlische, der andere das weltliche Departement versieht. Der geistliche Lenker lebte ehe er den Thron bestieg 27 Jahre in einem buddhistischen Mönchskloster als der Gelehrteste unter den Gelehrten. Er führte damals bei den Prüfungen der theologischen Candidaten den Vorsitz und war nahe daran, in den Geruch der Heiligkeit zu kommen, als er auf den Thron berufen wurde. Als König scheint er sich den englischen Heinrich VIII. zum Muster genommen zu haben und ist mit einer Reformation des Glaubens hervorgetreten. Ahmte er seinem englischen Collegen auch im ehelichen Leben nach, so eröffnete sich dem Scharfrichter ein unendliches Feld, denn die siamesische Majestät besitzt der Ehefrauen 600. Wie es sich nicht anders gebührt, ist der geistliche Herrscher ein besserer Vater als sein weltlicher jüngerer Bruder. Er wußte genau, daß er 23 Kinder habe, darunter 12 rechtmäßige. Der jüngere Monarch jedoch konnte, als Bowring ihn fragte, blos einen muthmaßlichen Ueberschlag seiner Sprossen machen und antwortete: „Ungefähr zwanzig." In so entschieden polygamischen Ländern sollte man nach Dutzenden rechnen; Gedächtnißfehler würden dann leichter vermieden. Uebrigens ist auch der jüngere König ein Gelehrter und ein Mechaniker dazu. Wie Friedrich der Große spielt er die Flöte, aber die seinige ist etwas länger, als die man in Sanssouci zeigt; sie mißt sieben Fuß. Das Instrument ist gegenwärtig in Sir Johns Besitz und dürfte für die Herren Musiker der Zukunft nicht unerreichbar sein.

Bowrings Vorstellung bei Hofe war für ihn bequem und für die Herren vom Hofe noch bequemer. Er saß und sie lagen — versteht sich, hingestreckt im Staube vor der Majestät. Ein indisches Sprüchwort sagt: „Liegen ist besser als sitzen," doch bleibt das immer Geschmackssache. Der König saß auf seinem Thron hinter Vorhängen wie in einer Theaterloge. Dann folgte noch eine Vorstellung des Gesandten bei dem weißen Elephanten, und da das heilige Thier keine Zeichen von Unzufriedenheit gab, so wurde der englisch-siamesische Handelsvertrag abgeschlossen. Nach den Geschäften kamen die Vergnügungen. Es wurde Theater gespielt, und Sir John konnte sich überzeugen, daß die Schaubühne aller Orten ketzerisch ist und profanirt. Die Affen sind in Siam heilige Thiere, und Affen hatten ausschließlich die Rollen der Entführer, Mörder und sonstigen Bösewichter. Wenn in Rom bis auf die neueste Zeit blos Männer auftreten durften, so ließ man in Siam blos Mädchen spielen. Oben auf der Bühne wurde soufflirt, dirigirt und recensirt, letzteres mit der Peitsche. In einem der Stücke kam eine Badescene vor; — wir Europäer sollen einmal nichts mehr voraus haben!

Der Vertrag, den Bowring abgeschlossen hat, sollte im Grunde die ernsthafte Seite der vierwöchentlichen Gesandtschaft sein, ist aber in Wahrheit deren komische Seite. Die Engländer, besagt er, sollen für ihre Schiffe, die den Hafen besuchen, keine Abgaben bezahlen, die Waaren bleiben dem Zoll unterworfen. Das heißt mit anderen Worten, daß gar kein Handel mit Siam stattfinden wird. Alle werthvollen Waaren sind nämlich Monopol der Könige oder der Großen und die Schutzzölle stehen nirgends in so üppiger Blüthe wie in Siam.

Galvanoplastik mit Sprudelstein.

p. Jahr aus Jahr ein fördern die heißen Quellen zu Karlsbad eine beträchtliche Menge fester Stoffe aus der Erde herauf die das Wasser, das allgemeinste Auflösungsmittel, auf seinem Wege zum Licht auflöst und mit sich fortführt. Der bekannte Sprudel soll davon jährlich allein über 204,500 Centner auswerfen, und doch finden wir in 1000 Pfund Wasser nur 5½ Pfund feste Bestandtheile. Von diesen wird wiederum nur ein ½ Pfund an Ort und Stelle in fester Form abgelagert, denn in demselben Augenblicke, wo das Wasser auf der Oberfläche ankommt, lösen sich die lästigen Fesseln, welche die Kohlensäure, das Auflösungsmittel für jene Massen, mit dem Wasser verbanden; sie entweicht frei in die Luft und damit zugleich fällt jener Theil zu Boden. So bildet sich ein Absatz von über einen Centner in jeder Stunde, und im Laufe von Jahrhunderten entstand jene gewölbte kolossale Decke, die unter dem Namen Sprudelstein bekannt ist. Die mächtigen Sintermassen der Sprudelschale wurden zuerst als Kalk gebrannt und dann als Mörtel verbraucht. Wer aber Karlsbad besuchte, kennt auch jene kleine einträgliche Industrie, welche sich aus der Benutzung des sich niederschlagenden Steins zu zierlichen Andenken entwickelt. Man setzte kleinere natürliche Gegenstände, Blumen, Kornähren, Laubwerk rc. dem feinen Sprühregen der Quellen aus, worauf sich dann der Sinter in wundervollen Formen absetzte. Kein Gast verläßt Karlsbad, ohne sich mehrere solche Erinnerungszeichen mitzunehmen. Jetzt erhebt sich, wie in der balneologischen Zeitung berichtet wird, dieser Industriezweig zu einer Art künstlerischer Ausbildung, und man gerieth auf dieselbe Idee, wie der schlaue Italiener, der artige Brustbilder und Medaillen aus schneeweißem Kalksinter herstellt, indem er Formen und Modelle aus Schwefel dem in den warmen Bädern zu Filippo im Toscanischen herabrieselnden Kalkwasser aussetzt. In Karlsbad ist eine galvanoplastische Anstalt der Natur in der Entstehung begriffen. Die größte Schwierigkeit war die, ein geeignetes Material zu den Formen zu finden, das der Auflösungskraft des Wassers, der Wärme und der Kohlensäure genügenden Widerstand leistet. Nach vielen mißlungenen Versuchen entsprach endlich eine Legirung von Zinn und Silber allen Anforderungen. Man gießt sie entweder in Formen oder walzt sie in Blech aus und preßt die Münze oder das Bildwerk hinein, um die Hohlformen zu erzeugen, die der Ansinterung ausgesetzt werden; in 2—3 Wochen ist die Sinterkruste eine Linie dick. Läßt man bedrucktes oder bemaltes Papier ansintern, z. B. Lithographien, Kupferstiche rc., so bleiben Druckerschwärze und Farben am Sinter hängen, während das Papier sich ablösen läßt; so erhält man einen vollkommenen Abklatsch des Bildes. Bis zu welchem Grade die feinsten Erhöhungen und Vertiefungen des Originals wiedergegeben werden, dafür liefert das „Sinterbild" eines Daguerreotyps auf überraschende Weise den Beleg. Die nach 3 Wochen abgenommene Sinterplatte zeigte das Porträt Zug für Zug bis zur feinsten Garnitur, ohne daß das Original im geringsten Schaden gelitten hatte. So ist für die Vervielfältigung der Lichtbilder sehr viel gewonnen; bisher stellten sich dieser Vervielfältigung durch den Druck mit Hülfe von Kupferplatten, die auf galvanischem Wege gewonnen wurden, verschiedene Hindernisse in den Weg; letztere fallen bei der Benutzung der Sinterplatte hinweg und das Ganze wird dadurch noch sehr erleichtert, daß sich die Sinterplatte auf dieselbe Weise zubereiten und ätzen läßt, wie lithographischer Stein. Auer in Wien hat den Naturselbstdruck erfunden; die Darstellung der Sinterbilder könnte man Autoplastik nennen. (S. die Monatshefte des „Kosmos," redigirt von R. Reclam.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 18. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [2. Mai.

Inhalt.

Der König von Siam und sein Hof.

Erster Artikel.

Ein asiatischer Despot, der zugleich umsichtiger Staatsverbesserer und philosophischer König ist, gehört zu den seltenen Erscheinungen. Es ist eine geschichtliche Erfahrung, daß die Beherrscher der östlichen Länder sich gegen europäische Einwirkungen soviel als irgend möglich ablehnend verhalten, in den Fremden aus dem fernen Abendlande offene oder verkappte Feinde sehen, und ihnen immer nur ungern Zutritt gestatten. Diese asiatische Politik des Mißtrauens hat ihre guten Ursachen und kann im Grunde auch nicht getadelt werden, denn die Europäer haben vom Anfang an sich in so hochfahrender Weise benommen, sind den Gebietern jener Länder so gefährlich geworden, und haben so manchen Thron umgestürzt, daß es begreiflich ist, weshalb man so ungebetener Gäste sich am liebsten ganz entledigen möchte.

Als die Portugiesen auf dem Seewege nach Asien kamen, fanden sie freundliche Aufnahme. Aber das friedliche Einvernehmen wurde bald durch ihre Schuld gestört; die Goldgier und der Glaubensfanatismus, beide in engem Bunde, trieben zu entsetzlichen Grausamkeiten. Wer die Einzelheiten der portugiesischen See- und Eroberungszüge kennt, wird eingestehen müssen, daß die hochgepriesenen Lusitanier sammt ihrem Albuquerque und anderen „Helden" auf gleiche Stufe zu stellen sind mit Räuberbanden; nur trieben jene ihr blutiges Handwerk im Großen und im Namen ihres Glaubens und ihres Königs. In J a p a n, wo man sie doch so gastlich aufgenommen hatte, traten sie, insbesondere die von ihnen eingeführten Jesuiten, als Demagogen auf, bildeten aus den Neubekehrten eine politische Partei und stellten einen Gegenkaiser auf, der von ihnen sich hatte taufen lassen. Der schwer bedrohte Inhaber des Throns schlug dann eine Partei zu Boden, welche die Fahne des Bürgerkriegs erhoben hatte, rottete die Christen aus und gewährte fortan den Europäern keinen Einlaß mehr; bis in die neueste Zeit durften nur allein die Holländer, und diese bekanntlich nur in sehr eingeschränkter Weise, mit Japan Handel treiben. In C h i n a war einst allen Ausländern der Zugang gestattet; die Christen konnten dort, wie in Japan, ihre Lehre ungehindert verbreiten, die Jesuiten spielten am Hofe zu Peking eine wichtige Rolle und erfreuten sich großer Auszeichnungen; allmählich wurden aber diese Patres ebenso unbequem wie die protestantischen Kaufleute, und der Kaiser hielt es für angemessen, Beiden einen Riegel vorzuschieben. Der Schleichhandel mit einer verbotenen Waare erschien nicht geeignet, die ungünstige Stimmung des Pekinger Hofes zu beseitigen; der Opiumkrieg, welcher die Ueberlegenheit europäischer Waffen herausstellte, erbitterte noch mehr; und daß die Taiping-Rebellen sich im Namen des „Himmelssohnes" erhoben und aus christlichen Büchern ihre Berechtigung zum Aufstande herleiten, nimmt begreiflicherweise den Beherrscher des Reiches der Mitte noch mehr gegen die Christen ein.

Auf allen Inseln, welche jenen Archipelagus bilden, der sich von Sumatra bis zu den Philippinen erstreckt, steht die Herrschaft der Holländer und Spanier auf den Trümmern umgestürzter Throne. Und gehen wir weiter nördlich, so finden wir daß die Engländer in H i n t e r i n d i e n das birmanische Reich zerstückelt und einen großen Theil desselben sich angeeignet haben; sie eroberten binnen 100 Jahren V o r d e r i n d i e n bis über den Indus hinaus, sie führten Krieg in Afghanistan und in Persien. Der Schah des Landes, der sich in seinem Titel einen Nachkommen des Darius nennt, ist ein Spielball in den Händen der Engländer und des russischen Kaisers; der Letztere hat ihm einige seiner schönsten Provinzen genommen und seit langer Zeit auch im Süden des Kaukasus festen Fuß gewonnen; er ist Gebieter von ganz Nordasien und seit einigen Jahren, auf China's Kosten, auch Herr des Amurstroms.

Ueberall hat die natürliche Ueberlegenheit des europäischen Genius auf Kosten der asiatischen Herrscher sich geltend gemacht; allemal sind die Letzteren unterlegen; sie können sich dem Einflusse der Fremden nicht mehr entziehen und auch für Asien hat sich eine neue Zeit angebahnt. Die Orientalen begreifen einen solchen Umschwung

nur mit Mühe, weil ihre geistige Auffassung durch überkommene Formeln beschränkt wird und der flüssige, vielgewandte, sich leicht zurechtfindende Geist der Abendländer ihnen abgeht. Sie sind zu sehr in sich selbst befriedigt und viel zu selbstgenügsam, sie sind im Allgemeinen auch viel zu wenig über die ganze Weltlage und das große europäisch-americanische Staatengetriebe unterrichtet, als daß sie sich zurechtfinden könnten. Sie möchten am liebsten bei dem alten überkommenen Systeme verharren; das aber ist unhaltbar geworden. Der so lange Zeit starre Orient wird aufgerüttelt im Zeitalter des Dampfes und der elektrischen Telegraphen; man drängt sich ihm auf, reißt ihn in die neue Epoche wider seinen Willen hinein, und er muß nachgeben, muß sich fügen, wie sehr er sich auch sperre. Man sucht ihn von Europa und America her auf, man läßt ihn nicht mehr los, und endlich fängt er an zu begreifen, daß ein Ablehnen fortan nicht mehr möglich sei.

Zuerst haben die Könige von Siam diese Wahrheit eingesehen. Bis in die neueste Zeit war auch dieses Reich den Europäern nur in sehr eingeschränkter Weise zugängig; und alle Bemühungen, das an werthvollen Naturerzeugnissen so reiche Land in den schwunghaften Handelsverkehr hineinzuziehen, blieben vergeblich. Die verschiedenen Gesandtschaften, welche in Bangkok Verträge abschließen sollten, wurden ungemein höflich empfangen, aber das alte Mißtrauen blickte überall hindurch und ließ keine wesentlichen Concessionen zu; die Bewilligungen waren nur scheinbar und obendrein durch allerlei Klauseln eingeschränkt. Dann trat plötzlich eine Wandelung ein, welche nicht ohne tiefeingreifenden Einfluß auf das ganze Land bleiben wird. Der König ließ das alte Monopolsystem fallen und befreite den Handel von vielen Fesseln, welche seither jede freie Beweglichkeit gehindert hatten; er ließ die Europäer und Nordamericaner in seinem Reiche zu, sie dürfen dort Eigenthum erwerben, Schiffe bauen, Waaren aus- und einführen, sie werden ferner nicht als verkappte Feinde betrachtet, sondern als willkommene Gäste behandelt; man sieht es gern, daß sie in Siam Capitalien anlegen und den Verkehr beleben. Der König hat sich bei den Verhandlungen über den Abschluß von Freundschafts- und Handelsverträgen nicht benommen wie ein Barbar sondern wie ein gebildeter Mann. Deshalb darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Engländer, welchen in Siam große Handelsvortheile in Aussicht stehen, ihn preisen, und daß namentlich Sir John Bowring in seinem jüngst erschienen Buch über Siam ihn rückhaltslos ein gewiß wohlverdientes Lob spendet.*) Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man das dem Buche vorgedruckte Porträt des Königs Mongkut betrachtet, der sich mit lateinischen Lettern als Rex Siamensium unterzeichnet, oder wenn man den englisch geschriebenen Brief liest, mit welchem er den britischen Bevollmächtigten als seinen gracious friend begrüßt. Sobald er erfahren, daß der Dampfer Rattler und eine Kriegsbrigg in der Mündung des Meinamstromes, in der Nähe der Hauptstadt Bangkok erschienen sind, schickt er gleich jenen liebenswürdigen Brief durch seinen Privatminister, den er als Mister bezeichnet (Mr. Nae Khum) an Bowring, welchem er delicate siamesische Früchte übersendet, „um gleich seinen Respect zu bezeigen und seine größte Freude auszudrücken, daß er nun in persönlichen Verkehr mit Sr. Excellenz treten könne" oder wie er sich englisch ausdrückt: for showing of my first respect and expressing of my greatest joy, that I will have now personal entertainment with your Excellency in both publicly and privily, as well as very intimate friend during your Excellency's staying here, when our officers of state have communicated with your Excellency according to Siamese custom. Er fügt weiter hinzu, daß er für Se. Excellenz in der Hafenstadt Parknam (Paknam) eine neue Empfangshalle habe bauen lassen, wo er einen seiner Stellung würdigen Empfang finden werde; dann werde man ihn mit allen Ehren nach der Hauptstadt geleiten, „as your Excellency is my friend. Please allow our respect according to Siamese manners."

Man vergleiche mit dieser Ausdrucksweise des Königs von Siam die hochfahrende Art in welcher der chinesische Kaiser sich über die ausländischen Barbaren zu äußern pflegt! Mongkut dagegen schreibt wie ein humaner Mann, und hat sich bis auf den heutigen Tag auch als ein solcher bewährt. Er verdient, daß wir ihn näher betrachten.

In Siam, wie in Birma und Annam, herrscht vollendete Despotie; der König ist unbedingt Gewaltiger über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen; sie haben ihm gegenüber gar keine Rechte sondern nur Pflichten, sie sind seine Sklaven, und haben lediglich zu gehorchen. So ist es einmal Brauch und Herkommen in jenen Reichen des südöstlichen Asiens. Der Großvater König Mongkuts war Befehlshaber der siamesischen Armee im Jahre 1782. Damals wurde der regierende Herrscher vom Wahnsinn heimgesucht und vom Volk und den Edeln des Thrones verlustig erklärt, auf welchen sie den General erhoben, der dann neunundzwanzig Jahre regierte. Ihm folgte sein ältester Sohn, der dreizehn Jahre später, 1824, starb. In Siam hat der König das Recht, seinen Nachfolger aus der Zahl seiner Söhne zu ernennen. Insgemein überträgt er die Krone dem ältesten unter denen, welche ihm seine höchste Gemahlin, die Hauptfrau, geboren; diese steht an Rang allen anderen voran. Mongkuts Vater jedoch überging Mongkut und seinen Bruder Chau Fa Noi, und ernannte Kromkluat, der älter war als jene beiden, dessen Mutter jedoch nur eine Unterfrau gewesen. — Kromkluat war ein sehr begabter Mann, dem weder Schlauheit noch Kraft fehlten, und die hohen Würdenträger unterwarfen sich ihm. In Siam ist es herkömmlich, daß zwei Monarchen zu gleicher Zeit den Thron inne haben. Der eine ist der erste oder Hauptkönig, der andere heißt der zweite König. Das Amt des letztern beseitigte Kromkluat, weil er allein Herrscher bleiben wollte, und er regierte bis 1851. Im Januar erkrankte er; am 9. Februar berief er seine Edelleute zusammen, um mit ihnen zu berathen, wen er zu seinem Nachfolger ernennen solle. Bis zum 17. März war er noch zu keiner Entscheidung gekommen, obwohl er dem Tode nahe war. Da ernannten die Würdenträger die legitimen Brüder des Königs, eben jene beiden Prinzen Chau Fa Yai Mongkut und Chau Fa Noi, welche dann auch am 3. April den Thron bestiegen, als Kromkluat, dreiundsechzig Jahre alt, nach siebenundzwanzigjähriger Regierung starb.

*) The kingdom and people of Siam, with a narrative of the mission to that country in 1855 by Sir John Bowring. Her Majesty's plenipotentiary in China. London 1857. 2 Voll. 920 Seiten.

Die beiden Brüder hatten keinen Versuch gemacht ihn vom Throne zu verdrängen, sondern sich in ein Wat begeben, in ein Kloster, und waren Bonzen geworden. So vermieden sie die Nothwendigkeit, sich vor einem Manne zu Boden werfen zu müssen, der an Geburt unter ihnen stand. Sie benutzten die Muße, welche das Leben im Tempelkloster ihnen aufzwang, in musterhafter Weise zum Studium. Mongkut wurde der größte Gelehrte im Reiche Siam; er las alle Palischriften, führte den Vorsitz bei den Prüfungen der Geistlichen, machte sich mit der Sanscritlitteratur genau bekannt, lernte das Peguanische sprechen und schreiben, und trat zugleich als Reformator der buddhistischen Kirche auf. Er reinigte die Lehre, und verwarf eine Menge abergläubiger Vorschriften und Bräuche, welche sich im Laufe der Zeit eingeschlichen hatten. Aber das Alles genügte dem prinzlichen Bonzen nicht. Er versank keineswegs in mönchische Beschränktheit, sondern bewahrte sich einen freien Blick. Die Völker des Abendlandes waren groß und mächtig auch in Asien geworden; sie hatten schon mehr als einmal an die Pforten von Siam geklopft und Einlaß verlangt. Der Bonze Mongkut wollte sich näher über den Occident unterrichten; dieser buddhistische Mönch, der Talapoine, wandte sich an einen katholischen Mönch, den Bischof Pallegoix aus Frankreich, der in Siam die römische Lehre predigte. Manche buddhistische Länder sind toleranter als europäische; jene lassen fremde Glaubensboten ungehindert predigen und lehren, während man in Europa bekanntlich in den meisten Gegenden wenigstens, weit entfernt ist, eine gleiche Freiheit zu gestatten. Der buddhistische Geistliche also trat zu dem römischen in ein freundliches Verhältniß und lernte von ihm Lateinisch; so wurde ihm das classische Alterthum erschlossen. Dabei blieb er nicht stehen; im Jahre 1845 suchte er die Bekanntschaft americanischer Missionäre und studirte auch bei ihnen mit großem Eifer die englische Sprache und Litteratur. Bei dem Reverend Carswell zum Beispiel nahm er anderthalb Jahre lang täglichen Unterricht. Er liebt nun die römischen Classiker, kennt Cicero und Tacitus, und viele griechische Autoren in lateinischer Uebersetzung; er hat auch die englischen Philosophen gelesen und bewundert Gibbons und Macaulay's Schriften. Auch mit Mathematik hat er sich beschäftigt, er ist Verfasser des siamesischen Staatscalenders, der alljährlich erscheint; er berechnet Mond- und Sonnenfinsternisse, Längen und Breiten. Auch hat er eine Buchdruckerpresse erst in seinem Kloster, dann in seinem Palast aufstellen lassen.

Dieser gelehrte und vortreffliche König Mongkut von Siam ist im October 1804 geboren. Pallegoix und Bowring schildern ihn als einen hochgewachsenen schlanken Mann mit ernstem Gesichtsausdruck, dessen Unterhaltung in englischer Sprache sehr anregend und intelligent sei.

Kromkluat hatte nicht weniger als siebenhundert Frauen. Seine Hoffnung, daß einer seiner Söhne den Thron besteigen werde, wurde, wie wir gesehen, durch die Erhebung Chau Fa Yai Mongkut's zum ersten, seines Bruders Chau Fa Noi zum Wangna oder zweiten König zu nichte gemacht. Jener führt nun den Titel Phra Bard Somdech Phra Paramendr Maha Mongkut Phra Chom Klau Chau Yu Hua, und ihm hat Sir John Bowring sein Buch gewidmet. Schon vor zwanzig Jahren als er noch in der Zelle seines Klosters lebte, suchte er Verkehr mit Europäern, und versäumte nie Engländer aus den gebildeten Classen, welche in Bangkok verweilten, zu sich einzuladen. Einige haben schon damals Schilderungen von ihm entworfen. Moore besuchte ihn in seinem Wat. Dort hegte er in einem großen Teiche einige Dutzend — kleine Alligatoren, die er zur Belustigung des Engländers mit Seegarnellen fütterte. Der Americaner Robbins erklärte ihn für den bei weitem intelligentesten Mann, welchen er in Siam angetroffen. „Kein Mensch im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme des Königs Kromkluat, würde es wagen vor ihm anders als auf dem Boden liegend zu erscheinen. Gegen die Missionäre benimmt er sich sehr freundlich, und er ist hocherfreut wenn er Bücher von uns erhält; in seinem Hause gehen wir ganz zwanglos mit ihm um. Als wir ihm zuerst einen Besuch machten, saß er auf einem Sammetpolster, dessen Rückenkissen vergoldet war; sein Oberkörper war unbedeckt; den übrigen Theil des Leibes umhüllte ein mit Gold und Silber durchwirkter Sarong. Unsere Gattinnen erhielten Erlaubniß die Frauen zu besuchen, welche in den inneren Gemächern verweilten. Es waren ihrer zwölf, und alle schienen sehr glücklich und zufrieden. Sowohl Männer als Frauen scheeren das Kopfhaar ab und lassen nur oberhalb der Stirn einen Büschel stehen."

Sir John Bowring hat mündlich und schriftlich manche Mittheilungen von Mongkut über die Vielweiberei erhalten. Der König möchte, wie er sagte in dieser Beziehung von den Abendländern nicht falsch beurtheilt werden. Die Polygamie sei einmal Brauch und Herkommen im Orient, durch Gesetz und Uebung auch in Siam geheiligt, und der buddhistischen Religion keineswegs zuwider. So lange er, Mongkut, als Bonze im Kloster gelebt, habe er das Gelübde der Keuschheit streng gehalten. Als er sich in den Tempel zurückzog, war er bereits Vater von elf Kindern; seit er im Jahre 1851 den Thron bestieg wurden ihm noch vierzehn geboren; und 1856 wurde seine Familie binnen drei Monaten um weitere vier Sprößlinge verstärkt.

Wir haben gesagt, daß der König als Reformator auftrete und in dieser Beziehung hält er auch anscheinend geringfügige Sachen nicht für unwichtig. So hat er in seinem Palaste Schornsteine eingeführt, und die Küchen europäisch einrichten lassen. Außer ihm, und vielleicht seinem Bruder, hatte bis vor einigen Jahren Niemand in Siam eine Feueresse. Als er noch Bonze war, versammelte er oft junge Talapoinen um sich, um sie in europäischen Wissenschaften zu unterrichten; er forderte sie dringend auf, so viele Kenntnisse als irgend möglich zu erwerben, und sagte ihnen Folgendes: „Hört mich an! Zwei Männer kommen aus der Dschengel, (dem Walde) beladen mit Erzeugnissen, welche der Boden hervorbringt, z. B. mit Hanf. Sie gehen weiter, und finden an einer Stelle Sachen, die viel werthvoller sind als Hanf, etwa Baumwolle. Der thörige Mann, welcher sich aus Verbesserungen nichts machte, besteht darauf, seine schwere Last von grobem und nun werthlosem Hanf weiter fortzutragen; sein klügerer Genosse vertauscht aber den groben Hanf gegen die werthvollere Baumwolle. Beide gehen weiter und kommen an einen Ort wo Seide zu haben ist. Der Thörige behält auch hier seinen Hanf noch auf der Schulter, der Weise wirft die Baumwolle weg und nimmt Seide dafür. Endlich gelangen Beide ans Ziel ihrer Wanderung; der eine erlag beinahe unter der schweren Last und hatte eine wenig werthvolle

Waare mit sich geschleppt, der Andere dagegen mit leichter Mühe eine sehr schätzbare Sache erworben und war reich."

Mongkut hat den Missionären erklärt, daß er nicht Christ werden wolle, er ziehe es vor, seine asiatische Religion, welche er passend für seine Landsleute erachte, von ungehörigen Beimischungen und Zuthaten zu säubern und, wie schon gesagt, als Reformator im Buddhismus aufzutreten. Er anerkenne das Dasein eines Gottes, der Alles geschaffen habe und Alles lenke; diese Ueberzeugung werde er, gegenüber den Traditionen der buddhistischen Priester, verallgemeinern. Einst sprach er von der Erschaffung der Welt und äußerte gegen einen Missionar: „Wie könnten wir Menschen erschaffen sein ohne einen Schöpfer, welchen Ihr Gott nennt und den Andere mit einem andern Namen bezeichnen?"

Diese Reform ist freilich keine leichte Aufgabe und es fragt sich, ob selbst ein so begabter Mann wie Mongkut im Stande sei, dieselbe zu lösen. Es wird ungemein schwer halten eine ungeheure Masse von wunderlichem Aberglauben und Formelwesen zu beseitigen; weil das Volk gerade daran eifrig hängt und die Bonzen Gewicht darauf legen. Das siamesische Strafgesetzbuch ahndet jedes Vergehen an einem Buddhabilde sehr streng. Wer ein solches stiehlt, soll sechzig Streiche erhalten, er muß siebenmalhunderttausend Kauris (Muscheln die als Werthmesser gelten und allgemein im Umlaufe sind; Cypraea moneta) zahlen, und außerdem soll man ihm Hände und Füße abhacken. Wer von einer Buddhastatue Gold raubt, dieselbe abwäscht oder abschabt, soll in einen glühenden Ofen geworfen werden; oder er wird auf einen öffentlichen Platz geschleppt, und man fährt mit einem heißen Eisen über seine Haut. Wer von einem Tempel oder geheiligten Feigenbaume etwas Gold abkratzt, verliert seine Finger oder erhält zum mindesten sechzig Streiche. Jedermann ist verpflichtet derartige Verbrechen anzuzeigen; wer es unterläßt, wird schwer bestraft; denn je nach der Größe des Verbrechens wird er hingerichtet, oder man schneidet ihm den Mund auf, oder er muß Gras für des Königs Elephanten schneiden, oder wird ausgepeitscht, oder muß Geldstrafe erlegen.

An und für sich ist der Buddhismus eine Lehre der Milde; es erscheint deshalb auffallend, daß die Bonzen gerade die Höllenstrafen, welche den verstockten Sünder erwarten, so ausführlich und nicht selten auch ungemein poetisch darstellen. Man wird bei ihren Schilderungen nicht selten an Pater Abraham a Santa Clara erinnert. Es giebt Engel, aus deren Fingern so glänzendes Licht strahlt, daß ganze Welten davon erleuchtet werden; andere Engel haben Gewalt und Leitung über Sonne, Mond und Sterne. Andere Vorstellungen erinnern an jene des Talmud, welcher dem Barte Jehovahs eine Länge von mehr als elftausend Meilen zuschreibt. So kennen die buddhistischen Bonzen einen Engel, dessen Mund dreihundert Meilen weit ist; sein Körper hat eine verhältnißmäßige Größe; er schnappt nach Sonne und Mond, um die auf beiden befindlichen schönen Paläste zu fressen, aber die Himmelskörper sind ihm zu schnell und er kann sie niemals erhaschen. Wenn Regen fallen soll, erhebt der Engel des Regens unter Anstimmung eines Gesanges seine Hände, und aus seinen Fingern trieft das Naß zur Erde herab. Der weibliche Engel Mekhala wohnt in den Wolken; wenn sie den Spiegel bewegt, welchen sie in der Hand hält, so blitzt es. Ein feindlicher Riese wirft nach dem Spiegel mit Pfeilen und Steinen, die Geschosse treffen aber nicht, sondern fallen als Donnerkeile zur Erde. In einem der vielen Himmel wachsen duftende Blumen, die Jedem in die Hand springen, der sie darum bittet. Eine besondere Körperschaft von Engeln sitzt über die Menschen zu Gericht; sie betrüben sich über deren Irrthümer, Thorheiten und Sünden und verzeichnen alle Vergehen auf eine Hundshaut, welche sie als Protokoll dem Fürsten der Hölle zusenden. Sie freuen sich und jubeln über die Tugendhaften und schreiben alle guten Handlungen auf goldene Tafeln, die im himmlischen Archive niedergelegt werden.

Derjenige Buddha, Gautama, welcher gegenwärtig die Welt regiert, trat seine Herrschaft etwa sechshundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung an. Wenn ein Mensch tausend Köpfe hätte, und jeder Kopf hätte einen hundertfachen Mund, und jeder hundertfache Mund hätte hundert Zungen, und alle Zungen hätten gesprochen vom Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag, so würden sie doch nicht im Stande gewesen sein, die verschiedenen Tugenden und hohen Eigenschaften Buddha's aufzuzählen und zu schildern. Die Siamesen haben das Decimalsystem, es wird deshalb den Bonzen leicht, die Ziffern ins Unendliche zu vervielfachen. So sagen sie z. B., daß von zehn millionenmal Millionen Welten die Zerstörung stufenweise fortgehe, wie Eins in einem Asongkaï, das heißt einer Periode, welche so lang ist, daß sie durch 186 Nullen hinter einer Eins bezeichnet werden muß. Durch alle jene Welten und durch alle Asongkaï's dringt Buddha's Majestät und Heiligkeit hindurch; aber seine Geburtstätte ist immer auf unserer Erde, und auf dieser läßt er Spuren seiner Fußsohle. Gautama wird noch dritthalbtausend Jahre regieren. Er ist der vierte Buddha unserer irdischen Aera: der fünfte Buddha wird unter dem Namen Phra Metraï erscheinen und achtzigtausend Jahre herrschen. Mit ihm kommt das goldene Zeitalter, das weder Krieg noch Krankheit und Noth haben wird; die Erde trägt alle Früchte, ohne daß der Mensch zu arbeiten braucht; auch wird keine übermäßige Hitze oder Kälte vorkommen. Dieser neue Buddha pflanzt an jeder Ecke einer jeden Stadt den Kamaphrukbaum, an dem Alles wächst, was man sich wünscht: Gold, Silber, schöne Kleider, schmackhafte Speisen und köstliches Getränk. Dann werden auf einmal vierundachtzigtausend große Städte aus dem Boden emporwachsen; wilde Thiere wedeln zahm und freundlich den Menschen an.

Die Bonzen wissen von acht verschiedenen Höllen zu erzählen. In der ersten wird der arme Sünder in Stücke zerschnitten. Aber dort weht ein Wind, durch dessen Wirkung alle diese abgehackten Theile wieder zusammengefügt werden, und das Zerstückeln dauert ununterbrochen fort, bis in der Region der Ungeheuer ein anderes Leben beginnt. In der Region der Monstra dauert ein Tag so lange wie auf Erden eine Periode von neunmalhunderttausend Jahren. Die zweite Hölle hat einen Boden von geschmolzenem Eisen, und dort leiden die Missethäter ungeheure Qualen. Sie sterben elendiglich hin, werden aber stets wieder zum Leben erweckt, um abermals hinzusterben; dort währt ein Tag so lange, wie sechsunddreißig Millionen Jahre auf Erden. In der dritten Hölle nimmt der Sünder einen Thierleib an, behält aber den Menschenkopf. Teufel treiben ihn von einem

Berge zum andern; die Gebirge stürzen auf ihn herab und zermalmen ihn; er wird aber immer wieder belebt, damit er ohne Ende wieder und immer wieder zerschmettert und zuletzt einer vierten Hölle überantwortet werden könne, der Hölle des Geschreies und der Seufzer. In ihr ist der Boden mit Lotusblumen und eisernen Spitzen bedeckt, auf welchen der arme Sünder umhergeschleudert wird. Dort heult und kreischt und jammert er nun gräßlich, furchtbar und entsetzlich viertausend Höllenjahre, deren jedes so lang ist, wie sechsundsiebenzig Millionen Erdenjahre. Die fünfte Hölle gleicht im Allgemeinen der vierten, nur hat sie besondere Teufel, welche die Sünder mit Keulen und Hämmern niederschlagen, wenn er den Lotusblumen und glühenden Eisenspitzen entfliehen will. In der sechsten Hölle werden die Verdammten von einem lodernden Feuer am Bratspieß geröstet; sobald sie gahr sind, kommen ungeheuer große Hunde und zerreißen sie mit den Zähnen. Der so Zerfleischte und Gefressene wird wieder geboren und sechzehntausend Jahre hindurch ununterbrochen geröstet und verzehrt. In der siebenten Hölle leiden grausame Könige eine wohlverdiente Pein, die weit ärger ist als in der sechsten. Die bösen Herrscher vermeinen entfliehen zu können und klimmen einen steilen Berg hinan. Aber sobald sie oben sind, erhebt sich ein Orkan und schleudert sie hinab, so daß sie auf glühenden Spitzen aufgepfählt werden. Dort währen die Qualen ein Antarakab lang, das heißt eine Periode deren Jahre so lang sind, daß sie gar nicht ausgedrückt werden können. Die achte Hölle besteht aus unverlöschbarem Feuer; sie ist mit armen Sündern dermaßen angefüllt, daß dieselben sich kaum bewegen können. Unter allen höllischen Regionen ist sie die weiteste und tiefste, und auch sie wird dauern bis die Wolke erscheint, welche den Untergang der Welt verkündet.

Diese acht Höllen könnten billig auch einer sehr ausschweifenden und wilden Einbildungskraft genügen; die Bonzen haben aber noch nicht genug daran, sondern kennen obendrein eine Menge von Nebenhöllen, deren jede der obigen acht nicht weniger als sechzehn hat; jede ist dreißig Meilen lang, hoch und breit. In einer derselben leiden die Verdammten ewigen Durst. Ein Salzstrom fließt hindurch; in diesen stürzen sich die Sünder hinein, aber sogleich sind Schaaren von Teufeln zur Hand, fischen sie auf, reißen ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, und gießen ihnen geschmolzenes Eisen in die Kehle, wenn sie nach Wasser schreien. —

Die gebildeteren Siamesen unterstützen den König Mongkut in seinen Bemühungen, das Volk aufzuklären; er begann, wie wir schon sagten, seine reformatorische Thätigkeit noch als Mönch, und fing an die heiligen Bücher zu sichten. Auch schaffte er viele überflüssige und widersinnige Kirchengebräuche ab, und hielt auf reine Lehre, zum großen Aerger einer Gegenpartei.

Die Frauen haben in den buddhistischen Ländern eine weit freiere Stellung als bei den Mohamedanern; sie sind den Männern beinahe gleichgestellt, können in Siam nach Belieben das Haus verlassen, und sind nicht des Mannes Sklavinnen, sondern seine Lebensgefährten. Bonzen dürfen nicht heirathen. Von den Europäern werden sie gewöhnlich Talapoinen genannt, weil jeder Priester einen Fächer trägt, der aus den Blättern der Talipatpalme bereitet wird. Der Siamese nennt den Priester Phra, d. h. groß, geheiligt, ausgezeichnet. Die meisten leben in Tempelklöstern, und die Hauptstadt Bangkok zählt wohl an Zehntausend solcher geistlichen Müßiggänger, ganz Siam deren mehr als hunderttausend!

Im Allgemeinen zeigen sich die siamesischen Mönche weit toleranter gegen Andersgläubige als ihre Collegen im Abendlande. Der siamesische Geistliche verdammt, verketzert und verflucht nicht, sondern läßt sich gern in Erörterungen über Religion ein und disputirt mit Ruhe und Milde. Der römischkatholische Bischof Pallegoix hat es erfahren und weiß davon zu erzählen. Die Bekehrungsversuche laufen gewöhnlich darauf hinaus, daß die Siamesen sagen: „Eure Religion ist vortrefflich für euch, die unsere ist vortrefflich für uns. Nicht alle Länder erzeugen dieselben Blumen und Früchte, und so passen für verschiedene Völker auch verschiedene Religionen.“ Bowring erzählt: „Der König ist so duldsam, daß er den katholischen Missionären dreitausend Kriegsgefangene zuwies, und ihnen sagte: Nun macht diese Leute zu Christen.“ Zum römischen Geistlichen Pallegoix sprach er wörtlich Folgendes, das man in Rom und auch noch anderwärts wohl beherzigen könnte. Also der Heide Mongkut äußerte: „Jede Verfolgung ist verabscheuungswerth; man soll einen Jeden sich zu der Religion bekennen lassen, die er vorzieht. Wenn Sie eine Anzahl meiner Unterthanen bekehrt haben, so geben Sie mir Nachricht davon; ich will ihnen dann einen christlichen Gouverneur bestellen, damit sie nicht etwa von meinen siamesischen Behörden irgend behelligt werden.“ In einem Briefe an Sir John Bowring schreibt König Mongkut: „In Betreff der Auffassung von Gott und der Gottheit können wir gar nicht fest bestimmen, wer recht und wer unrecht habe. Ich will aber zu meinem Gotte beten, daß er Ihnen seinen Segen gebe, und bitten Sie Ihren Gott, daß er mich segne; so wird Segen auf uns beide herabkommen.“

Seit zwei Jahrhunderten arbeiten christliche Missionäre in Siam. Die Missionen haben aber in diesem Lande denselben geringen, nicht der Rede werthen Erfolg wie in anderen Ländern der außereuropäischen Erdtheile. Es gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen, daß man immer noch die vergebliche Hoffnung hegt, die christlichen Lehren und Kirchen bei den nichtkaukasischen Menschenstämmen einbürgern zu können. Bowring hebt richtig hervor, daß katholische wie protestantische Missionäre an Siam so gut wie verzweifeln; höchstens machen sie dort unter den Fremden einige Proselyten, namentlich unter Chinesen und Cochinchinesen. In zweihundert Jahren haben die Katholiken, denen nur selten ein Hinderniß zur Verbreitung ihres Glaubens in den Weg gelegt worden ist, so wenig Menschen in Siam bekehrt, daß alle ihre Gemeinden, nach Pallegoix' Angabe, nur 7050 Köpfe zählen, zumeist, wie gesagt, Ausländer. Die Protestanten haben noch gar kein Resultat erzielt; und was die Missionsberichte darüber erzählen, läuft lediglich auf Hoffnungen und Phantasien hinaus.

—d—.

Innsbruck.

Welch schöne Erinnerungen knüpfen sich nicht an den Namen der anmuthigen Innstadt für Jeden, welcher einmal Gelegenheit hatte, ihre großartige und doch liebliche, idyllische Umgebung zu bewundern und durch die Laubengänge ihrer Straßen mit den halb süddeutschen, halb italienischen Häusern, den stattlichen Kirchen, den Statuen, den Springbrunnen und dem Triumphbogen zu wandeln! Wie muthet uns diese Stadt so traulich an, wie ist sie bei ihrem eigenthümlichen Charakter doch so sauber, so zierlich, ja fast elegant! Obgleich in weitem Thale gelegen, umgiebt sie überall hohe Alpennatur, und von welcher Seite auch der Blick auf die schöne Hauptstadt Tyrols fällt, immer ist es ein prachtvoller Landschaftsrahmen, der dieselbe umschließt. Kommt man das Innthal herab, so liegt die weißglänzende Stadt mit ihren Thürmen so recht inmitten des Bildes mit dem grünen Fluß und der Brücke; überall um dieselbe leuchten freundliche Dörfer aus dem üppigen Laubgrün und schauen Schlösser und Wallfahrtskirchlein von den Höhen, welche sich links jäh, rechts sanfter erheben, bis sie zu beiden Seiten durch riesige Gebirgspfeiler das Bild abschließen. Im Hintergrunde verjüngen sich die Berge im Unterinnthale, bis sie in der bläulichen Ferne verdämmern. Wahrhaft reiche Vegetation in der Tiefe des Thales und ein immer lebhaftes Menschentreiben in der Nähe der Stadt geben eine höchst passende Staffage.

Befinden wir uns auf dem linken Ufer des Flusses, der Stadt gegenüber, deren nette weiße Häuser mit den grünen Jalousien zwischen massigen Baumgruppen herüberschauen, so wird die Umrahmung womöglich noch gehaltreicher. Ueber die durch Thürme unterbrochene Masse der grauen flachen Dächer blinken die Mauern der stattlichen Prämonstratenser-Abtei Wiltau, über welcher der Patscherkofel mit dem runden Scheitel ansteigt, und die kleine Wallfahrtskirche Heiligenwasser von bedeutender Höhe des Berges herableuchtet. Links zieht sich, hinter Wiltau beginnend und vom Glungeser Spitz überragt, eine Reihe anmuthiger Dörfer über das Schloß Ambras hinaus, welches das Bild zur Linken schließt und in seiner schönen Lage so recht als Wohnsitz der Liebe geschaffen scheint, uns in die Tage zurückversetzend, welche der Erzherzog Ferdinand hier in den Armen seiner reizenden Gattin Philippine Welser genoß. Rechts von der Stadt baut sich das Mittelgebirge mit dem denkwürdigen Iselsberge auf und von der hohen Saile-spitz zur Rechten zeigen sich nach der Mitte zu die Dolomithörner des Nockspitz und der Waldrasterspitze, deren von der Sonne gefärbtes Schneeweiß scharf von dem tiefblauen Himmelsgrunde sich losscheidet.

Das großartigste Gebirgsbild geben aber die gigantischen Felswände des linken Innufers, welche sich im Norden der Stadt erheben, wenn man am Rande der Schießstätte hinter Wiltau stehend, über dieses weitläufige Kloster mit der italienischen Kirche und über die ausgebreitet uns zu Füßen liegende Stadt hinweg blickt. Ueber den hellblickenden Strom, dessen Spiegel oft durch Baumpartien und Häusermassen unterbrochen wird, lagern sich die üppigen Fluren, aus denen Höttingen, Mühlau und andere Dörfer emportauchen; dann steigt die Bergmasse ziemlich jäh zu den Höhen, wo die saftigen Almen mit den grauen Sennhütten sich zeigen, und auf diesen Unterbergen thürmen sich nun die Felskolosse, welche unter den Namen Solstein, Höttinger-Alp und Frau Hütt bekannt sind. Mit ihren schneebedeckten Scheiteln kaum anderthalb Stunden vom Inn zurücktretend, erheben sich diese Wände 7000 bis 8000 Fuß über der Thalsohle und die ungeheuren Massen müßten in dieser Landschaft die tiefuntenliegende Stadt gleichsam erdrücken, wenn nicht jener reizende Duft der Luftperspective der Alpen die oberen Massen sanft zurücktreten und die verschiedenen Farben des Gebirges so harmonisch zusammengehen ließe. Wo rechts die hohe Wand mit der Zunderspitz sich senkt und das Salzthal sich öffnet, erblicken wir über Ambras und die etwas undeutlichen Gebäudemassen der alten Salinenstadt Hall den sogenannten Gnadenwald, jenen herrlichen parkähnlichen Wald, der sowohl oben auf ziemlicher Berghöhe, wie unten längs des Flusses durch viele idyllische Dörfer eingefaßt, sich mehr als zwei Stunden weit über eine sanft gestreckte Höhe entlang zieht und aus seiner grünen Waldesnacht oft reizende Durchblicke in das helle Thal darunter erlaubt. Voll romantischer Punkte und Erscheinungen ist er immer das Ziel der Naturfreunde und Romantiker. Immer aber wieder kehrt der Blick zur großen Innstadt zurück, welche mit den vielen Thürmen ihrer elf Kirchen und drei Klöster und den dichten Dächergruppen weit sich unter uns hinbreitet und ihre Größe bedeutender erscheinen läßt. Ueberall, und dies giebt dieser Stadt das Freundliche, sind die Gebäudemassen mit Baumgruppen untermischt, und damit sie nicht zu aristokratisch von der Bauart der Umgebung abstechen, schaut hier und da ein echtes Gebirgshaus mit dem breit vortretenden Giebeldache aus den zierlichen, geputzten Nachbarn heraus.

Haben wir auf dem Schießstande, von wo wir diese Aussicht genossen, eine Zeitlang dem ausgezeichneten Schießen der Jäger zugeschaut und uns die beiden Steinpyramiden angesehen, welche zur Erinnerung an den Befreiungskrieg mit dem österreichischen und tyroler Adler und bezüglichen lateinischen Inschriften versehen sind, so gehen wir, immer das große Naturbild vor Augen, wieder der Stadt zu und verweilen nur etwas bei Wiltau, um die innen und außen reich, aber zopfig-italienisch verzierte Kirche und die großen Standbilder der Riesen Haimon und Thyrsus vor derselben zu betrachten.

Durch einen Triumphbogen, den die Bürger Innsbrucks zum Andenken der im Jahre 1765 stattgefundenen Vermählungsfeier Leopolds II. und des Einzuges der Kaiserin Maria Theresia errichten ließen, und der auf beiden Seiten mit Portraitmedaillons geziert ist, welche wohlgetroffen die damaligen Glieder des Hauses Oesterreich und Lothringen darstellen, betreten wir die schöne breite Straße der Neustadt. Hier zögern wir gern, das Auge hat so viele Beschäftigung. In prächtiger Perspective führen die stattlichen Häuserreihen der innern Stadt zu, über deren hohe Gebäude noch die schneebedeckten Alpenwände hereinschauen. Um die schöne schlanke Marmorsäule der heiligen Anna und den Brunnen zu beiden Seiten derselben, welch reges Volksgewühl! Hier sind es ländliche Händler, um deren Karren und Körbe sich Gruppen

bilden; dort kommen aus der Kirche zur Linken, da eben der Gottesdienst beendet ist, Landleute in allerlei Tracht, Soldaten und Bürger. Italienische Vetturini, in verschossenen Sammetjacken, treiben in ihrem Kauderwelsch die magern Pferde an, ihren Wagen mit den Reisenden vorwärtszubringen, indessen stattliche Carossen, oft mit den Wappen hohen österreichischen Adels auf den Schlägen, langsam auf- und niederfahren; denn diese geräumige lange Straße ist zugleich der Corso der Gebirgshauptstadt.

Man erwarte nicht, in die Museen und zu allen andern Sehenswürdigkeiten der Stadt geführt zu werden; darüber geben Reisehandbücher besser Aufschluß. Nur zwei der bemerkenswerthesten Denkmale der Stadt wollen wir uns anschauen, das unvergleichliche Kaisergrab und das goldene Dacherl.

Es war am Morgen eines Festtages, als wir die Hof- oder Franciscanerkirche betraten. Eben hatte das Hochamt begonnen und die hehre Musik fluthete durch die weiten hohen Räume, welche durch die vielerlei Schnörkel, durch Engelchen, Wolken, Strahlen, Attribute und alle die andern Decorationen des vorigen Jahrhunderts mit Ornamentik überladen und nach Kräften verunziert sind. Da die andächtige Menge dicht gedrängt bis an die Eingangsthüre stand, so waren wir genöthigt, ebenfalls hier stehen zu bleiben, und hatten somit Muse, während unser Ohr den Klängen der Orgel lauschte und dem Gange der trefflich ausgeführten Kirchenmusik folgte, das gleich links am Eingange befindliche weiße Marmorstandbild des Andreas Hofer, von Professor Schaller in Wien gearbeitet, zu betrachten, obgleich ich selbst es schon bei mehrmaligen früheren Besuchen der Kirche gesehen hatte. Da steht sie, die kräftige männliche Figur des tyroler Helden, mit dem offenen gutmüthigen Gesichte, in ihrer malerischen Nationaltracht, edel und frei, die halbentrollte Fahne haltend; und wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß der weiße glänzende Stein der Darstellung, namentlich der Tracht, ungünstig ist, und der Held wohl einen günstigeren Standpunkt, als so unmittelbar an der Thüre verdient hätte, so freut es uns doch, dies äußere Erinnerungsmonument eines schlichten, aber großen und festen Menschen zu sehen, der in den Herzen und in den Erzählungen seiner Landsleute bereits ein schönes Denkmal besitzt. Auf einem gut ausgeführten Relief, von gleichem Material, schwören sechs Tyroler, die sechs verschiedenen Kreise des Landes darstellend, zur niedergesenkten Fahne.

Das Hochamt war beendet, die Kirchgänger verließen das Gotteshaus, und das großartige Monument, dessen bronzene knieende Kaiserstatue wir bereits über den Köpfen der Versammlung erblickt hatten, lag in seiner Pracht und Größe inmitten der Kirche vor uns. Auf drei weiß und roth gesprenkelten Marmorstufen ruht der länglich viereckige Mittelwürfel, der durch sechzehn schwarze Marmorsäulen abgetheilt, jene bekannten und durch ihre außerordentlich feine und echt künstlerische Ausführung berühmten vierundzwanzig Reliefstafeln Collins und des Cöllner Abels enthält, welche Scenen aus dem Leben des großen Fürsten, seine denkwürdigsten Thaten und Schicksale darstellen. Ueber dem Trophäengesimse von Metall erheben sich abermals drei verjüngende Stufen aus buntem Marmor, auf welchen Kaiser Maximilian I., umgeben von schön gearbeiteten Attributen, auf einem Kissen in betender Stellung kniet. Für gewöhnlich sind die weißen Reliefs verhangen, um sie zu schützen, und das ganze Monument ist noch mit einem Eisengitter unten umgeben. Fast mehr jedoch als dieses Hauptdenkmal ziehen die kolossalen Bronzestatuen den Blick auf sich, welche rings das Grabmahl umstehen und Anverwandte des Kaisers, hervorragende Persönlichkeiten aus den Häusern Habsburg und Burgund und fürstliche Helden des Mittelalters repräsentiren. Alle diese achtundzwanzig großen Statuen wurden in den Jahren 1513 bis 1535 von den berühmten Erzgießern Gregor Löffler mit seinen Söhnen und den drei Gebrüdern Godl verfertigt. Ihre gute Auffassung und höchst gelungene Ausführung sind der größten Beachtung werth, vorzüglich die des Königs Arthur von England und des Königs Theodorich der Ostgothen in derselben rechten Reihe.

Rechts zur Seite des Hauptmonumentes befindet sich das Doppelgrabmahl des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Philippine Welser, von den Wappen der österreichischen Lande, die in bunten Steinen ausgeführt sind und vier geschichtlichen Reliefs eingefaßt. Die Marmorbildnisse, von einem Sohne und einem Schüler Collins herrührend, fesseln uns nicht besonders, so wenig wie die getriebenen Arbeiten der Silbercapelle und die darin aufgestellten dreiundzwanzig kleinen metallenen Heiligenstatuen, welche früher dem Hauptportale gegenüber hoch an der Wand angebracht waren. Alle diese verschiedenen Arbeiten sind zwar nicht ohne Kunstwerth, werden aber durch die größeren Kunstdenkmale in der Nähe in Schatten gestellt.

In dieser Hofkirche war es, Angesichts dieser erhabenen Erinnerungszeichen eines theuren Fürsten und einer schrankenlosen hohen Gattenliebe, daß im Jahre 1651 die ihrem Vaterlande und den Erwartungen ihres Vaters ungetreue Tochter des edlen Gustav Adolph von Schweden unter großen Feierlichkeiten zum Katholicismus übertrat. Männer mit Halskrausen und mächtigen Allongenperrücken und überladen, aber steif gekleidete Damen drängten sich um das Monument und zwischen den Kolossalstatuen, um nichts von der Festlichkeit zu verlieren, und dünkten sich sicher erhabener und wichtiger als die portraitirten Fürstengrößen neben ihnen.

Das „goldene Dacherl“ am Stadtplatze ist weniger durch das wirklich vergoldete Dach bemerkenswerth, als durch die historischen Beziehungen, die seine Gründung veranlaßten und durch die schöne architektonische Sculptur seines Aeußeren. Es ist eigentlich ein breiter, vorspringender, unten auf Säulen ruhender Erker, unter welchem sich der Eingang zu dem Hauptgebäude befindet, das Erzherzog Friedrich IV. im Jahre 1425 als Fürstenschloß erbauen ließ. Der Erker mit seinem Dache soll der Sage nach dem Fürsten 30,000 Ducaten gekostet haben, um den ihm gegebenen Spottnamen „Friedrich mit der leeren Tasche“ zu widerlegen. Das Gebäude ward von seinem Sohne Siegmund, dem Münzreichen, erweitert und vom Kaiser Maximilian I. theils erneuert, vorzüglich aber der schöne Erker im Geschmacke der Zeit verziert. Besonders beachtenswerth ist die reiche, schön erfundene gothische Architektur dieses Erkers, namentlich in den zierlich gewundenen Säulchen und reichgegliederten Bogen der unteren Halle, über welcher sich die Wappen Maximilians befinden, während das erste Stockwerk um das eigenthümliche Fenster die großen gemalten Bilder zweier ritterlichen Fahnenschwenker zeigt. Auf schön verzierten

Trägern tritt das offene zweite Stockwerk vor, mit reichen Reliefdarstellungen als Ballustrade, auf welchen seine gothische Pfeiler mit zierlichen Säulchen aufstehen, die den breiten Dachsims tragen und darin als prächtiges, baldachinbildendes Maßwerk endigen. An der innern Wand dieses offenen Stockwerkes befinden sich die gemalten Portraits des Kaisers und seiner zwei Gemahlinnen.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Innsbruck ward mir noch am Abend vor meiner Abreise, es war nämlich der Johannisabend, ein eigenes prachtvolles Schauspiel. Durch die in tiefe Dunkelheit gehüllten Straßen der Stadt wandelnd, in welcher hier und da die Laternen angezündet wurden, bemerkte ich, daß die Leute in den Straßen nach einer Richtung flutheten, und gelangte dem Strome der Menge folgend, auf die Innbrücke, welche nebst ihrer Umgebung bereits dicht mit Menschen bedeckt war. Da sah ich denn, wie an den hohen Wänden der Höttinger Alp und der benachbarten Felsen als eine Feier dieses Abendes zahlreiche Feuer brannten, die, je höher sie angebracht waren, mehr nur als glühende Punkte erschienen. Eine eigenthümlich schöne Illumination des Gebirgsstockes, diese fast unzählbaren, bald hellflammenden, bald rothsprühenden Lichter an den hohen dunkeln Felsenmassen und darüber der hellgestirnte Himmel. Man begreift nicht, wie es möglich ist, das Material zu diesen Feuern so hoch hinauf an den steilen zerklüfteten Wänden zu schaffen. Es gilt aber, wie ich hörte, als Ehrenpunkt und als Zeichen der Unerschrockenheit, das höchste Feuer zu haben, und die Hirtenbuben und die Jäger überbieten sich deshalb in Wagnissen. M. Th.

Alte und neue Glasmalereien.

Wenn wir eines jener Meisterwerke alten deutschen Baustyles, einen jener Münster betreten, deren großartige Erfindung und meisterhaft vollendete Ausführung uns die höchste Achtung vor den alten Baumeistern erwecken, welche bei der Größe der Aufgabe Alles so malerisch zu ordnen, jedem Pfeiler, jedem Bogen, jedem Säulchen, jeder Decoration den richtigen Platz anzuweisen vermochten, um bei oft scheinbarer Willkür die kunstvoll berechnete Zusammenwirkung hervorzubringen, — wenn wir eines dieser Baudenkmale betreten, dann wird unser Blick auch mächtig von den Glasmalereien der Fenster angezogen, wo solche noch erhalten oder wieder hergestellt sind. Die bunten Darstellungen dieser Fenster mit Heiligenfiguren, biblische Scenen und christliche Legenden, von nachgeahmten architektonischen Zierrathen umgeben, welche ein so mildes Licht in den großen Räumen der Kirchenschiffe verbreiten und die Sonnenstrahlen gesänftigt und magisch bunt gefärbt auf die Pfeiler, Altäre, Statuen und Tabernakel fallen lassen, tragen nicht wenig zu dem mächtigen Eindrucke bei, den das Innere eines deutschen Domes auf das Gemüth des Eintretenden bewirkt, und scheinen innigst zu dem ganzen Organismus des großen Prachtgebäudes zu gehören und ebenso nothwendig zu sein, wie irgend ein anderer Haupttheil desselben.

Obgleich die Glasmalerei, aus der einfachen Glasmosaik entspringend, zuerst zur Blüthezeit des romanischen Styles mit seinen meist kleinen Rundbogenfenstern auftrat, so mußte sie doch ihre wahre Geltung, Anwendung und Wirkung erst in einer Bauweise finden, welche bei den Gotteshäusern keine flachen Wände, sondern nur massige Pfeilerstellungen anwendete, deren weite Zwischenöffnungen zum Lichtgeben bestimmt waren. Die Masse des durch diese breiten hohen Fenster einfallenden blendenden Lichtes zu mildern und ihr zugleich jene weihevolle Sanftheit zu geben, welche bei aller Klarheit den Augen so wohlthuend ist, war kein Mittel geeigneter, als dies Licht durch Färbung zu brechen und, damit diese Färbung mit dem Schmucke der Architektur und der Bilder im Innern des Baues im Einklang stehe, ihr Zeichnung zu geben. So entstanden jene Darstellungen in den Fenstern, welche die Mitte zwischen einfacher Decoration und dem historischen Bilde haltend, gleich dem Baue selbst einen rein monumentalen Charakter erhielten. Der richtige Sinn für Decorirung, der den Spitzbogenstyl belebt, und alle Theile in Einklang zu bringen wußte, verstand auch die weiten Glasräume der Fenster mit einer Zeichnung und Farbengebung zu versehen, daß sie harmonisch dem Ganzen sich anschlossen. So finden wir z. B. im hohen Chore des Domes zu Cöln die kleinen oberen Fenster fast ganz durch die Figuren von Heiligen ausgefüllt, während die großen und hohen Hauptfenster nur im unteren Theile überlebensgroße Figurendarstellungen, von Säulchen umgeben und von Baldachinen überdacht, zeigen, indeß der obere Theil, fast zwei Drittheile des Fensters, mit künstlich verschlungenen Laubgewinden und Rosetten angefüllt ist, in welchen, wie auch im unteren Theile stets dunkle und helle Farben sinnig mit einander wechseln und eine unvergleichliche Wirkung hervorbringen. Die Anordnung, die darzustellenden Figuren und Gruppen der Heiligen, Fürsten, Stifter ꝛc. von architektonischem Schmuck umgeben, dem Auge des Beschauers am nächsten zu bringen und den Raum darüber mit bunten Rosetten auszufüllen, kommt am meisten vor. Seltner findet man figurenreiche Bilder ins Freie gemalt oder ein ganzes Fenster ausfüllend. Noch seltner sind jene Fenster, in welchen der ganze Raum von verschlungenen Laubgewinden eingenommen wird, die kleine Figuren oder biblische Legenden umschließen oder wo der ganze Raum, in gleiche kleine Quadrate getheilt ist, die jedes ein besonderes Bild enthalten. Die letzte Art datirt meist aus sehr früher Zeit und zeigt von weitem wie auch die vorhergehende, nur ein chaotisches Gewirr bunter Farben, von denen die glühendsten blitzend herausfunkeln. Die Malerei der Fenster war sicher in vielen Plänen zu den Münstern schon angegeben. Der Glasmaler war, wenigstens in den früheren Zeiten, zugleich der Verfertiger des Glases und der chemischen Malfarben und verwendete ebenso viel Sorgfalt auf die Herstellung des brillant durchgefärbten Glases, wie auf die spätere Ausführung des Bildes. Die letztere bestand übrigens hauptsächlich aus kernigen Conturen und kräftigen schwarzen Schatten, und nur in der Blüthezeit dieser Kunst, als man reicher an Farben war, finden sich colorirte Tuschungen. Da man anfänglich keine großen Glastafeln herzustellen vermochte, so bestehen die älteren Glasmalereien aus unzähligen kleinen Stücken, und selbst als man später größere Gläser verfertigte, nahm man keine zu großen Stücke, da die Bleizüge zwischen denselben, bei der Kraft des Lichtes, in einiger Ent-

fernung wenig oder gar nicht sichtbar wurden und das ganze Fensterbild dadurch an Haltbarkeit gewann. Es bedarf überhaupt bei Beurtheilung dieses Kunstzweiges die technische Ausführung eine ebenso große Beachtung als die künstlerische. Während bei jedem anderen Zweige der zeichnenden Kunst das Aeußerliche, das Material, die mechanische Behandlung fast ganz in den Hintergrund treten und der Kunstkenner mehr nur die Entwickelung des Geistes im Auge behält, behauptet gerade der technische Theil der Glasmalerei einen solchen Platz neben dem ästhetischen, daß er fast überwiegende Berücksichtigung verdient.

Die künstlerische Ausführung der Malerei hielt übrigens, so weit sie nicht durch Räumlichkeit und Material beschränkt wurde, so ziemlich gleichen Schritt mit der zeichnenden Kunst im Allgemeinen. Wenn wir sie beim ersten Erscheinen gemalter Glasfenster und während der Dauer des romanischen Styles fast ganz auf das Ornamentale angewiesen und selbst ihren menschlichen Figuren jene strenge typische Zeichnung und selbst symmetrische Anordnung der Stellung und des Faltenwurfes gegeben finden, die so sehr jenem Kunststyle eigen war, so sehen wir sie mit dem Auftreten des deutschen Styles sich jener starren Fesseln bald entledigen und, von der immer weiter fortschreitenden Vervollkommnung des Materials begünstigt, sich freier und freier bewegen; erst in der naiven Ausdrucksweise der erwachenden Kunstbegeisterung, später in der edlen, vollendeten Zeichnung der Meisterschaft. Die wahre frühere Blüthezeit der Glasmalerei, welche man als die zweite der vier Perioden dieser Kunst bezeichnet, fällt in das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert.

Wie allgemein verbreitet diese Kunst als Begleiterin der mittelalterlichen Architektur gewesen und wie sie nicht nur den großen Domen, sondern selbst kleinen Kirchen zur Zierde verliehen wurde, beweisen die überaus zahlreichen Ueberreste, welche sich fast in allen gothischen und romanischen Kirchen finden, trotz der Zerstörungen, welche blinde Volkswuth und die Kriege mehr als zwei Jahrhunderte lang angerichtet haben. Mitunter sind es sämmtliche Fenster oder doch eines oder mehrere, die auf uns gekommen sind; oft nur einzelne zerbrochene Theile, welche errathen lassen, wie schön einst das Ganze gewesen. Die bedeutendsten der noch ziemlich unverletzt auf uns gekommenen Glasmalereien in Deutschland, aus der ersten und zweiten Periode, sind namentlich: die bereits erwähnten Fenster des Cölner Domchores, aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von unbekannten Meistern, in Zeichnung wie in dauerhafter technischer Ausführung meisterhaft, — die Fenster des Domchores zu Erfurt, — die besonders schönen Malereien in der Liebfrauenkirche zu Eßlingen, Scenen aus dem Leben Moses, Davids, der Maria und des Heilandes darstellend, — die Fenster der elf Chorcapellen im Freiburger Münster, Malerei und Zeichnung gediegen, — die Fenster des Presbyteriums der Kirche zu Friedersbach in Oberösterreich aus dem fünfzehnten Jahrhundert, — einige schöne Reste im Dome zu Halberstadt, — die interessanten Fenster der Kirche zu Heiligenblut im Lande unter der Enns, — die schönen Darstellungen in der Marienkirche in Lübeck von Franz Livi aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, — viel Bemerkenswerthes in Nürnberg, vorzüglich in der St. Lorenzkirche zwei Fenster von 1477 und 1480, letzteres den Stammbaum der Maria darstellend, und die aus architektonischen Mustern bestehende große Rosette; in der St. Sebalduskirche viele Fenster, fast alle werthvoll, mit verschiedenartigen Darstellungen, von Patrizierfamilien im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gestiftet, darunter einige vom berühmten Hirschvogel dem Aelteren, mit großen stehenden Figuren auf weißgrau damascirtem Grunde, — ein noch gut erhaltenes Fenster in der Frauenkirche in München, schön in Farbenpracht und Zeichnung, von Trautenwolf, Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, gefertigt, — die berühmten Malereien in der schönen Katharinenkirche zu Oppenheim, — drei Fenster in der Jacobskirche zu Rothenburg an der Tauber vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in den schöngeordneten Darstellungen, den herrlichen Mustern und der mit der Architektur harmonirenden Wirkung zu dem bedeutendsten gehörend, was überhaupt von alter Glasmalerei auf uns gekommen; — ferner in der Klosterkirche der Benedictinerinnen zu Salzburg ein Prachtfenster von 1480, — in Schäfau im Salzburgischen schöne alte Fenstermalereien in der Ulrichskirche, — wohlerhaltene Malereien in der Marienkirche zu Soest, — im Straßburger Münster werthvolle Arbeiten von Hans von Kirchheim um 1348, theils biblische Legenden, theils Frankenkönige und deutsche Kaiser darstellend, — im Münster zu Ulm Meisterwerke von Hans Glaser, Meister Jacob, Hans Wild, Kramer und Hans Schön von 1441 bis 1480 gemalt, — in der Leonhardskirche zu Tamsweg im Lungau berühmte Fensterbilder aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, — schöne Glasbilder in der Kirche zu Wels in Oberösterreich, — im St. Stephansdome zu Wien in den Thurmfenstern schöne große Darstellungen von Heiligen- und Regentenfiguren, — altniederländische Glasmalereien hinter dem Hochaltare der St. Georgenkirche zu Wienerneustadt von 1429 — und die Chorfenster der Johanniskirche zu Werben in der Mark Brandenburg von 1467, mit charakteristischen Darstellungen des jüngsten Gerichtes, des Paradieses, der Grablegung und der Krönung der Maria, nebst vielen Wappen. Außer in den Kirchen selbst finden sich auch einzelne Bruchstücke größerer alter Malereien in Kunstsammlungen und im Privatbesitz.

Mit dem Verlassen des deutschen oder Spitzbogenstyles beim Bau der Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude und dem Aufnehmen eines fremden, des italienischen oder sogenannten Renaissancestyles, wurde der Glasmalerei gleichsam der Boden entzogen, indem die Ursache und daher auch die Aufgaben wegfielen. Auf kleinere Arbeiten beschränkt, flüchtete sich die dem Verfall rasch entgegengehende Kunst in die kleineren Fenster der Rathhäuser, Schlösser, Gildenstuben und Privatwohnungen. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als schon der Mangel an größeren Aufgaben fühlbar werden mochte, begann man Bilder auf eine Glastafel zu malen oder kleine Darstellungen zusammenzusetzen. Es entstand damit die später sogenannte Cabinetsmalerei, welche einige wirklich gute Gegenstände, aber viel Mittelmäßiges und Geringes zu Tage förderte und nur zu oft zur läppischen Spielerei ausartete. Wappen, biblische Legenden, Allegorien, Witze der Zeit waren meistens die dürftigen Vorwürfe und nur wenige Meister dieser Art der Glasmalerei haben sich einen bedeutenden Namen erworben. Viele der besten Arbeiten entstanden in der Schweiz und die Namen der Maurer in Zürich und der des Erabeth sind berühmt.

Wo man die Glasmalerei der neuen Bauweise mit Gewalt an-

passen und die Verzierungen derselben in der neuen Ornamentik halten wollte, wie an einigen Orten Frankreichs und in England zur Zeit der Königin Elisabeth, entstanden jene Zerrbilder, für deren Figuren- und Decorationsmalerei das Material sich sehr ungünstig erwies. Fast ganz erloschen schien die Kunst im vorigen Jahrhundert, und wo sie verborgen und unbekannt noch ein kümmerliches Leben fristete, da leistete sie nur höchst Unbedeutendes, denn mit dem Genius der Darstellung war auch fast jede Kenntniß der Technik verlorengegangen. Eine Zeit, welche keinen Sinn und kein Verständniß für die hehren Baudenkmale des Mittelalters besaß, konnte natürlich auch keinen Sinn und keine Liebe für eine Kunst hegen, die eine innige Begleiterin jener vergessenen Bauweise gewesen und mit ihr gefallen war.

Als aber zu Anfange unseres Jahrhunderts nach und nach ein neuer Aufschwung alle Kunstzweige zu beleben begann, als der fühlbare Mangel eines neuen selbständigen Baustyles die Aufmerksamkeit auf jene weit zurückliegenden Bauarten des Mittelalters lenkte, erstand auch die Kunst der Glasmalerei von ihrem Scheintode. Sie trat zwar anfänglich nur schüchtern, mit kleinen der Cabinetsmalerei angehörenden Arbeiten auf; als aber der Sinn für die alten architektonischen Meisterwerke wiedererweckt und man zu dem Verständniß derselben gelangt war, als man daran dachte, die beschädigten alten Prachtbauten wiederherzustellen, fanden sich bald auch größere Aufgaben für diejenigen Glasmaler, die indessen mit rastloser Thätigkeit die verlorne Technik wiederzuerlangen und selbst zu vervollkommnen gestrebt hatten. Indem man sich bei Ergänzungen und Restaurationen Anfangs der Gleichmäßigkeit halber an das noch Vorhandene anlehnte und dabei die Anordnung und Ausführung studirte, kamen zu diesen Wiederherstellungen bald Neubauten, die neue Glasmalereien bedingten und somit unserer Kunst Gelegenheit gaben, auf der erlangten Basis in eigner freier Weise sich zu entfalten. So ging aus der Neubelebung eine Vervollkommnung hervor, welche durch die großen technischen Hülfsmittel unserer Zeit eine Vollendung erreichte, wie sie selbst die frühere Blüthezeit der Glasmalerei nicht kannte. Und nicht nur die monumentale, auch die Cabinetsmalerei erreichte eine bisher ungekannte Höhe. Das Protectorat kunstsinniger Fürsten, welche an Stelle ehemaliger Zünfte, Patrizier u. a. die großen Kirchenfenster, und zwar gleich für ganze Kirchen stifteten und dazu der Kunsttechnik großartige Locale zur Herstellung anwiesen, trug natürlich außerordentlich viel zu dieser schnellen Erreichung jetziger Kunsthöhe bei.

Siegmund Franck, jener unermüdliche Glasmaler, der Gesundheit und Vermögen den Forschungen und technischen Versuchen opferte, kann als Anbahner des neuerstandenen Kunstzweiges in Deutschland betrachtet werden. Seine erst geringen, später ergiebigeren Erfolge in Auffindung und Vervollkommnung der Technik ermunterten Andere, und nach einigen Jahrzehnten besaß die Glasmalerei wieder soviel Jünger und darunter solche Meister, daß sie allen Ansprüchen genügen konnte. Es würde zu weit führen, specieller auf den Entwickelungsgang einzugehen und alle die Namen jener Künstler oder selbst nur die bedeutendsten hier aufzuführen, welche durch ihre Arbeiten sich hervorgethan haben. Der als Kunstmäcen unvergleichliche König Ludwig von Bayern war es, welcher zuerst ein Zusammenwirken verschiedener Kunstkräfte zur Herstellung vollkommner Glasmalereien veranlaßte, und Locale zu chemisch-technischen Vorbereitungen wie zur Ausführung der größten Aufgaben anwies. Unter seinem Schutze war es, daß ein Ainmüller eine bis dahin ungekannte Höhe in der Technik herbeiführen, und die ganze Glasmalanstalt leitend, jene reizende und so ganz dem Zweck entsprechende Ornamentik der Cartonzeichnungen eines Heinrich Heß und anderer Malergrößen beifügen konnte, welche soviel zu dem Werthe der aus München hervorgegangenen Kirchenfenster beiträgt. Die Fortschritte der Glasmalerei bethätigen am sichtlichsten die noch unvollkommnen Neufenster im Dome zu Regensburg von 1828, dann die von den Jahren 1832 bis 1843 hergestellten 19 großen Fenster der Aukirche in München, und endlich die eben vollendeten Fenster für den Dom zu Cöln. Aber nicht nur in München, in ganz Deutschland regte sichs in dieser Kunst nach vorwärts, an vielen Orten fanden sich Aufgaben, die rasch fortschreitende Technik mit den Fortschritten der zeichnenden Künste im Allgemeinen in Einklang und zur Geltung zu bringen. Außer zahlreichen größeren und kleineren Arbeiten, sind es, nächst den obengenannten Ausführungen vorzüglich die schönen Glasmalereien von Scheerer in der Stiftskirche in Stuttgart, die aus München hervorgegangenen vielen mittelgroßen Fenster für die Kirche zu Kilntown in England, und die Fenster in den Domen zu Magdeburg und zu Aachen, wie die der Werderkirche in Berlin von Berliner Künstlern, die Fenster im Deutschherrenhause zu Marienburg, die von Gillmeister nach Zeichnungen von Cornelius gemalten im Dome zu Schwerin, und die Arbeiten Mohns und Vörtels in Laxenburg und in der Ruprechtskirche in Wien, welche besondere Erwähnung verdienen.

Wo aber eine Kunst vergleichsweise in so kurzer Zeit von den ersten Wiederauffindungsforschungen bis zu so bedeutender Höhe künstlerischer und technischer Vervollkommnung gelangte, da konnte es wohl auch nicht fehlen, daß sich Abweichungen von der Bahn des Richtigen und Wahren zeigten. Und solche Abweichungen giebt es in der Glasmalerei und zwar bei einigen der besseren Meister. Da die Zeichnung sich fast so frei wie auf der Leinewand bewegte, wollte man auch in der technischen Ausführung und vorzüglich im Colorit nicht zurückbleiben, man wollte förmliche Staffeleibilder, vollendete Kunstwerke, schaffen. Die erfolgende Wirkung, das Material und die Hülfsmittel vergessend, hat man auch dergleichen vollendete Bilder auf großen Glasflächen geschaffen, den Zweck eines Kirchenfensters aber überschritten.

Auf der anderen Seite wieder giebt es Künstler, und zwar ebenfalls nicht unter den Unbedeutenden, welche der auferstandenen Kunst gerechtzuwerden glauben, wenn sie in der Darstellungsweise und der technischen Ausführung sich genau an die alten Vorbilder halten, ja sogar in das Starre, Unbeholfene der frühesten Periode zurückgehen. Sie glauben damit der Glasmalerei jene gemüthliche Naivität und ursprüngliche Einfachheit zu bewahren, welche sie als Schmuck der alten Bauwerke für unerläßlich halten. Sie finden den Faltenwurf eines Albrecht Dürer fast noch zu modern und geben in der Ornamentik nur die einfachste Conturzeichnung. Es scheint, sie haben vergessen, daß die ganze Kunst längst aus jener Kindlichkeit herausgetreten ist, daß selbst die Architektur beim genauen Nachahmen des altdeutschen Styles zugleich den Kunstanschauungen der Jetztzeit huldigt, die vermehrten und vervollkomm-

neten Hülfsmittel nicht verschmäht und bei aller Befolgung fester alter Gesetze und bestimmter Ornamentik Neues zu schaffen trachtete.

Es haben selbst Glasmaler die bisher gekannte Wechselwirkung im Stück gefärbten und gemalten Glases aufeinander als für die Haltung des Bildes unvortheilhaft gefunden. Sie sagen, das brillant durchgefärbte Glas, namentlich das Rubinroth dominire zu sehr über die sanften, auf weißes Glas aufgetragenen Farben und falle, von fern gesehen, als störender brillanter Fleck aus dem Bilde heraus. Sie suchen daher einestheils fast alle Farben zu malen und mit gefärbtem Glase so sparsam als möglich umzugehen, anderntheils suchen sie, was gewiß wirksamer ist, alle Gläser, selbst die für die hellsten Farben bestimmten, mit einer innern Färbung zu versehen.

Wo hier die richtige Mitte liege, wollen wir nicht zu entscheiden wagen, da es, wie schon bemerkt, einige der tüchtigsten Glasmaler sind, die diese abweichenden Ansichten hegen.

Sollte man aber nicht den richtigsten Weg einschlagen, wenn man den wahren Zweck einer größeren Glasmalerei mit den Anforderungen unserer Kunsthöhe und die technischen Bedingungen mit dem Fortschritte der jetzigen Technik in Einklang zu bringen suchte, ohne die besseren Arbeiten einer früheren Zeit und ihre ausgezeichnete Wirkung unberücksichtigt zu lassen? Der Zweck eines Kirchenfensters ist doch immer noch wie ehedem, das zu stark hereinfallende Licht zu mildern und durch die der Färbung gegebene Zeichnung ihm einen Kunstwerth zu verleihen, der es seiner Umgebung würdig macht. Da aber diese Fensterbilder nicht immer in der Nähe gesehen werden können, ihre Wirkung daher auf eine gewisse Entfernung berechnet werden muß, so ist Correctheit der Zeichnung und Bestimmtheit des Ausdrucks, der auch in der Ferne nichts verliert, das Haupterforderniß. Feine Farbenschattirungen, zarte Uebergänge der Töne, wie sie das Staffeleibild vorschreibt, sind bei der Kraft des durchfallenden Lichtes kaum in der Nähe, in einiger Entfernung aber nicht sichtbar; ja sie können selbst störend wirken, da sie die Bestimmtheit der Zeichnung mindern. Da es nun aber vornehmlich die Zeichnung ist, welche dem Glasfenster Kunstwerth verleiht, so ist vor Allem nöthig, daß diese Zeichnung, sei sie historische Figurendarstellung oder Ornamentik, genau dem Bauwerke und dem Zwecke, der Form und der Größe des Fensters entspreche. Nicht jeder Maler, und wenn er auch im Oel- oder Frescobilde Großes leistet, vermag sich sogleich in diese Art monumentaler Zeichnung hineinzudenken, und wir haben Cartons zu Kirchenfenstern von tüchtigen Historienmalern gesehen, die wenig dem Zwecke sich anpaßten und dem Glasmaler bedeutende Schwierigkeiten bei der Ausführung bereiteten. Solange bei der Zerbrechlichkeit des Materials und der Schwierigkeit des Einbrennens nur Glastafeln in einer gewissen Größe verwendet werden können, solange man der Bleifassung und der Windeisen bedarf, solange muß man sich auch in der Zeichnung den vorgeschriebenen Gesetzen, der technischen Möglichkeit fügen. Fast unvergleichlich in Anordnung und Ausführung, nach unserer Meinung Musterbilder der neueren Glasmalerei, sind die zehn mittelgroßen Fenster, welche aus der Münchener Glasanstalt für die Kirche zu Kilntown in England hervorgingen, und zu welchen Schraudolf und Fischer die Heiligenfiguren, Ainmüller die reiche Ornamentik gezeichnet hat. Die von Egger davon herausgegebenen Radirungen beweisen Kunstverständigen wie Laien, welch edle Darstellung bei aller Beschränkung erreicht werden kann.

Ueber die Zukunft der Glasmalerei ließe sich manche Vermuthung aufstellen. Da sie als Fensterdecoration kein selbständiger Kunstzweig sondern nur eine Begleiterin gewisser Bauweisen ist, so ist sie von diesen abhängig. Gemalte Glasfenster ohne Zweck oder Bestellung, als freie künstlerische Schöpfung, sind nicht gut denkbar, und es möchte wohl nur selten vorkommen, daß der Käufer eines solchen Kunstwerkes erst später eine Fensterhalle nach der Größe und Form des Bildes bauen ließe. Wird man aber bei neuen Kirchen- und Palastbauten in Zukunft immer den romanischen oder germanischen Baustyl beibehalten, oder könnte nicht ein neuer Styl sich bilden, dessen Lichtöffnungen der Glasmalerei ungünstig wären?

Um auf die Glasmalerei geringen Umfanges, auf die Cabinetsmalerei zurückzukommen, so hat sich diese bei dem Kunstaufschwunge dieses Jahrhunderts sehr vervollkommnet, und hier namentlich hat man volle malerische Wirkung, ein Nachahmen des Oelbildes zu erstreben gesucht und wirklich Bedeutendes darin erreichte. Ihr wäre eher eine lange Zukunft zu prophezeien, wenn nicht ihr gerade das Streben unserer Zeit nach Billigkeit entgegenstände. Meist Copie, selten selbständige Erfindung, ist die Cabinetsmalerei bei der Zerbrechlichkeit des Materials zu kostspielig für Kunstliebhaber, die nur über geringe Fonds zu verfügen haben. Ins Privatleben kann und wird sie nicht eindringen. Man wendet Millionen an große Bauten und große Zwecke, aber man geizt bei Gegenständen von untergeordneter Bedeutung, deren unmittelbarer Zweck nicht sogleich in die Augen springt. Solche Cabinetsmalereien werden meist nur bei einzelnen vermögenden Kunstliebhabern und in Kunstsammlungen ihren Platz finden, oft weniger als Kunstwerke, denn als Curiosa, was man mit Schmelzfarben auf Glastafeln erreichen konnte.

Indessen wollen wir uns aber der hohen Entfaltung einer Kunst und ihrer imposanten Wirkungen auf den Geist und die Sinne erfreuen, welche unseren Künstlern ebenfalls ein schönes Feld bietet, ihre Schöpferkraft zu bethätigen. Zu Anfange dieses Jahrhunderts ahnte man wohl kaum die Erfolge, und wiederum ist es Deutschland, wo die Wiedergeburt vorsichging und wo bis jetzt die höchsten Triumphe darin erzielt wurden. -h-.

Schweizer Künstler.

Einem Vortrage des Präsidenten des Bernischen Cantonalkunstvereins, Herrn v. Effinger, welcher eine Rundschau über die bildende Kunst in der Schweiz abhielt, entlehnen wir einige auch allgemeiner interessante Notizen. Die bekannteren Genferischen Kunstzustände übergehend (mit den Namen eines Calame, Diday, Duval, Dunan, Lugardon, Hebert, Mennet, Favas u. A.), wird von der Waadt bemerkt, daß man die Künstler dieses Landes meist außer der Landesgrenze suchen müsse. So in Frankreich den

Historienmaler Gleyre (Gallerie des Luxemburg), den Marinemaler Morel Fatio, in Rom den Genremaler van Muyder (dessen Refectorium Kaiser Napoleon gekauft hat) und den Aquarellmaler Knebel, in Düsseldorf der Genremaler Vautier aus Vevey. Der kleine Canton Neuenburg ist noch immer das gelobte Land der Kunst. Seine größte Zierde, Leopold Robert, hat einen Bruder, Aurel, hinterlassen, einen tüchtigen Architekturmaler. Auch Calame erblickte auf Neuenburger Boden das Licht der Welt. Maximilian Maurons, des trefflichen Landschaftsmalers, Sohn, Albert, hat Ruf durch die Strenge und Reinheit seiner Zeichnung. Kunstbegabt ist die ganze Familie Girardet; der Vater und jüngste Sohn Paul sind geschickte Kupferstecher (von dem Sohne: Washingtons Uebergang über den Delaware, nach Leutze), Karl und Eduard Maler. Zuberbühler aus Locle, Eduard Tschaggeny (in der Manier der belgischen Malerschule), Grosclaude Vater und Sohn, Berthoud, Eduard v. Pourtalès, Karl Tschaggeny. Chaux de Fonds ist die Geburtsstätte des berühmten in Paris lebenden Kupferstechers Forster; daher stammte auch der vor 12 Jahren in Berlin gestorbene Medaillenstecher Brand. Von Basel nennen wir den Landschafts- und Thiermaler Burkhardt-Schönauer, den Historienmaler Landerer (meist in Paris), den Landschaftsmaler Frey (in Rom; er wurde von dem preußischen Hofe auserkoren, den Professor Lepsius auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Aegypten zu begleiten), den Bildhauer Schlött, der das Winkelrieddenkmal, und zwar in Rom, ausführen will; der Kupferstecher Weber, meist in Paris; die Maler Rapp, Jäggi, Stückelberger in München. Baselland und Solothurn sind ziemlich unergiebig; man könnte dort den in Solothurn lebenden Jenny nennen, dem die humoristischen Skizzen im Schweizer Kladderadatsch ihr Dasein verdanken; hier Buchser, dessen Pinsel gerühmt wird; auch der treffliche Porträtmaler Dintler in Bern ist ein Solothurner. Aus Aargau sei vor Allem der in Dresden wohnhafte Bildhauer Dorer von Baden erwähnt, dessen sterbender Fechter an der letzten Weltausstellung in Paris viele Anerkennung gefunden. Einer Künstlerfamilie Burger gehört der Kupferstecher Burger an, dem die Akademie von München für die Nachbildung der Schraudolphschen Fresken im Dome von Speyer eine Verdienstmedaille zugesprochen. Zu den Aargauern zählt auch der Porträtmaler Hünerwadel. Aus Zürich erwähnen wir den Historienmaler Vogel; die jüngeren Boßhardt und Weckesser; vor Allem aber den vortrefflichen Thiermaler Koller. Als Landschafter in Oel sind Ulrich in Zürich, Bodmer in Paris, Steffan und Scheuchzer in München bedeutend. In Aquarell verdient die Dilettantin, Frau Stocker-Escher, Erwähnung; in Rom sucht Fräulein Anna Fries die Ausbildung eines schönen Talents. Kupferstecher: Rahn, Werdtmüller, Ernst v. Winterthur (in München). Thurgau ist unfruchtbar. St. Gallen hatte seinen Architekten Müller; von ihm die neureparirte St. Lorenzkirche, die Zeichnung der Hauptfronte des Doms in Florenz; nach seinen Plänen die schöne Lerchenfelder Kirche in Wien. Dem Kupferstecher Merz übertrug Kaulbach den Stich seines berühmten Gemäldes: „die Zerstörung Jerusalems." In Paris lebt Gsell, hauptsächlich mit Glasmalerei beschäftigt; von ihm sind die schönen Fenster im neurestaurirten Münster in Basel. Aus Rorschach stammt der Architekturmaler v. Bayer in München. Ein gerühmter Landschaftsmaler Bühlmann hält sich seit 11 Jahren in Rom auf. Vom Bildhauer Oechslin in Schaffhausen ist die Marmorbüste Johannes v. Müllers unter den Baumgängen des Fäsenstaubes bei jener Stadt. Appenzells Künstlerinnen malen mit der kunstfertigen Nadel; der Genre- und Porträtmaler Buff lebt in München. In den hohen Thälern des Engadin ruhen Künstler anderer Art im Genusse ihres Erworbenen aus, die Bildner in Zucker und Marzipan, einst die Freude der muntern Kinderwelt. Doch lebt ein reicher Engadiner, Nicolo Orlandi, seit mehreren Jahren in München der Landschaftsmalerei, und eine 1849 in Chur gehaltene Ausstellung zeigte mehrere Graubündner auf (Jecklin, Darms). Reichere Kränze wieder flechten die lachenden Gefilde der italienischen Schweiz. Der Maler Luini, dessen Werke den Salon carré im Louvre und die Tribune in Florenz schmücken, gehört zu den Todten; ebenso der Cavaliere Bianchi und der Bildhauer Somaini. Jener, Director der Ausgrabungen in Pompeji, baute in Neapel die Kirche St. Vincent de Paulo; von dem Letzteren rührt das schöne Basrelief der Schlacht von Bar sur Aube am Arco della pace in Mailand her. So wenig Günstiges von dem Bildungsstande Tessins im Allgemeinen zu sagen ist, so weiß man doch, daß es die Heimath ausgezeichneter Künstler, namentlich Maler, Bildhauer und Architekten, deren es vielleicht mehr als die ganze übrige Schweiz zusammengebracht hat. Fontana, der unter Papst Sixtus V. den Obelisken auf dem Petersplatze erhob, war ein Tessiner; ebenso Adamini, der die colossale, aus einem einzigen Porphyrblock bestehende Denksäule Alexanders I. in St. Petersburg errichtete. Während dieser Zeit leitete ein anderer Ticinese, Bernardozzi, den Bau der Isaakskirche, welche durch ihre gewaltigen Verhältnisse und die Mächtigkeit ihrer Säulen die Bewunderung der Fremden erregt. Die Gebrüder Fossati restaurirten die zur Moschee umgewandelte Sophienkirche in Konstantinopel und der Aeltere dieser Architekten erbaute das Universitätsgebäude und den russischen Gesandtschaftspalast am Bosporus. Aus der Nähe von Lugano stammte Luigi Canonica, Architekt der kaiserlichen Paläste in Mailand und Monza, in der neuesten Geschichte der Baukunst in Italien ausgezeichnet. Vor kurzem starb der Cavaliere Nobile in Wien, Director der dortigen Architekturschule, Restaurator des Amphitheaters von Pola in Illyrien, Erbauer des Burgtheaters in Wien. Doch kehren wir zu den Lebenden zurück. Da begegnet uns vor Allen der Bildhauer Vela, gegenwärtig in Turin, dessen Spartacus anerkannt zu den schönsten Werken der neuesten Plastik gehört. Gerühmt wurde sein Standbild des Historikers Cesare Balbo, im vorigen Jahre in Turin enthüllt. Schöne Sculpturen von Rossi (in Mailand lebend), erregten Aufmerksamkeit auf der Ausstellung in Paris. In der Blüthe seines Talents ist der Historienmaler Antonio Ciseri von Ronco, jetzt Professor der Malerei in Toscana. Auch der Maler Luchini hat sich in Mailand mit einigen Gemälden aus Tasso's „befreitem Jerusalem" ausgezeichnet. Steigen wir das Livinenthal und die Zickzackwindungen einer der ersten Kunststraßen der Schweiz im Val Tremola, von dem Tessiner Boccabelli erbaut, hinauf über den Gotthard nach Uri. Bürglen, der Geburtsort Tells, ist es auch dem Bildhauer Heinrich Imhof in Rom, einem Schüler Danneckers und Thorwaldsens, der einige Zeit die Ausgrabungen in Athen geleitet hat. Seine Werke wurden in weite Ferne entsendet, befinden sich in den kaiserlichen Palästen an der Newa und in

England. In Altorf lebt der Landschaftsmaler Muheim, bei dem leider die Toga des Magistraten die Malerbluse fast verdrängt hat. Schwyz ist das Vaterland des einst berühmten Medaillenstechers Hedlinger, der lange am schwedischen Hofe lebte. Ein verdienter Schwyzer Medailleur Niederöst ist Director der großherzoglichen Münze in Florenz. Unterwalden gehört Paul Deschwanden an, der mit Vorliebe religiöse Bilder malt, der helvetische Kirchenmaler par excellence; der Landschaftsmaler Zelger; die Bildhauer Christen (in Bern), Abhardt, von dem die Granitbären in Bern, Franz Kaiser (nationale Gruppen in gebrannter Erde). Um Zelger, der in Luzern wohnt, hat sich eine Reihe Landschafter gesammelt: Zünd, Büttler, die beiden Schwegler, Schiffmann (in München), J. Schnyder, von denen manches Treffliche kommt. Zug hat den begabten Porträtmaler Stocker, und daher ist auch der Bildhauer Ludwig Kaiser, jetzt Professor der Modellirkunst am Polytechnikum in Zürich. Wallis und Freiburg sind der Kunst wenig hold. Proben eines schönen Talentes für Bildhauerei legte eine junge Gräfin d'Affry, jetzt Fürstin Colonna, ab, die einige Zeit in dem Atelier Imhofs in Rom gearbeitet hat. — Wie es uns hier nur um einen cursorischen Ueberblick zu thun ist, so seien vom Canton Bern nur genannt die plastischen Arbeiten v. Tscharners und Volmars, die Glasmaler Dr. Stantz und Müller, die Maler Brunner, Simon, Kurz, Durheim, Rieter (dieser in Düsseldorf leider im vorigen Jahre gestorben), Snell, Fräulein Bourgeois, der Porträtmaler Tanner, der Landschaftsmaler Burkhardt, der Agassiz auf seinen wissenschaftlichen Reisen in America begleitet. Der Burgdorfer Architekt Aeschlimann erbaute den prachtvollen Palast des Fürsten Woronzoff in der Krim; der Architekt Studer leitete den Bau des neuen Bundespalastes in Bern. Gedenken wollen wir noch der im Oberlande heimischen Schnitzerkunst, die neuerdings einen mehr künstlerischen Aufschwung zu nehmen verspricht. Geschickte Schnitzer sind Baumann, die Zerflün, v. Almen, Michel und Huggler. Aus dem Bernischen Jura ist der Kupferstecher P. Pelée in Paris, der den Grabstichel mit großem Ruhme führt. In dem letzthin von Goupil herausgegebenen Prachtwerke: „les Vierges de Raphael“ sind drei Blätter von ihm gestochen. Geschickte Dilettanten in der Malerei sind der Abbé Kohler in Pruntrut und der Maire von Rebenvilliers, Juillerat. Ein Landschaftsmaler mit gleichem Namen ist wohl der Nestor der jurassischen Künstler. Juillerat kam nach langer Abwesenheit und Reisen in Italien ins Vaterland zurück, wo er eine ganz andere Ordnung der Dinge vorfand, sodaß er sich vergebens nach Schultheiß und Rath der Stadt und Republik erkundigte. Leider wurden ihm aber auch während seiner mehr als 20jährigen Entfernung aus einer Kiste fast alle seine früher angesammelten Studien und Zeichnungen entwendet. Mit ihm kam auch seine Schwägerin Christine Mouillet zurück, deren römische Aquarellen (architektonische Veduten) verdiente Anerkennung gefunden haben.

λ.

Der gebesserte Schuster.

Ein böhmisches Märchen.

Es war einmal ein Schuster, und der arbeitete gewöhnlich am Samstag bis über die Mitternacht, ja bis früh, wenn schon die Leute aus der heiligen Messe nach Hause gingen. Am Montag feierte er natürlich den blauen Montag, wie alle unordentliche Handwerker, und am Dienstag saß er noch in der Schenke.

Spät Abends an einem Samstag kam ein Rauchfangkehrer zu ihm in die Stube, und bat ihn um ein Nachtlager. Der Schuster schien ihn nicht zu hören und arbeitete fest fort. „Ich bitt' Euch, Meister,“ sagte der Rauchfangkehrer, „laßt mich bei Euch übernachten! Es ist schon zu spät, als daß ich noch nach Hause käme.“ — „Kann nicht sein, hab' eine kleine Stube!“ erwiderte der Schuster. „Ich werd Euch nicht viel Platz wegnehmen,“ meinte der Rauchfangkehrer. „Kann nicht sein!“ wiederholte der Schuster.

Der Rauchfangkehrer ging, aber nicht aus dem Hause, sondern in die Küche, und kroch von dort in den Ofen, wo er glücklich einschlief. Der Schuster arbeitete bis in den Tag hinein. Sein Weib stand auf und sagte: „Peter, Peter! daß Du den lieben Herrgott nicht fürchtest! Die Leute gehen schon haufenweise in die Kirche, und Du arbeitest noch immer, wie an einem Werktag.“ — „Halt' das Maul, Du Sonntagsweisheit!“ versetzte der Schuster unwillig. „Hab' viel Arbeit und darum muß ich arbeiten.“

Sein Weib ging zur Messe. Als sie nach Hause kam, schusterte Peter noch. Sie blieb zwischen der Thüre stehen und rief: „Um des Himmels willen, Peter, laß es doch einmal sein!“ Der Schuster wetterte und nähte fest fort.

Sein Weib ging, um Feuer in den Ofen zu legen. Als sie in die Stube zurückkam, sah sie, daß ihr Mann noch arbeite. Da gerieth sie in Zorn und rief: „Du schusterst noch? O Du gottlose Haut, Dich wird gewiß einmal der Teufel holen, weil Du nicht folgen willst!“ In dem Augenblicke schlug der erwachte Rauchfangkehrer, den das Feuer zu brennen anfing, den Ofen durch, und sprang in die Stube. Der Schuster meinte, es komme der Teufel, schlug das Fenster durch und sprang auf die Gasse, der Rauchfangkehrer durch das Fenster ihm nach und das Weib, in der Meinung, der Teufel hole ihren Mann, hinter dem Rauchfangkehrer, indem sie aus vollem Halse schrie: „Teufel, ich bitt' Dich, nimm mir meinen Mann nicht! Mann, lauf' und bekreuzige Dich!“

So rannten alle Drei bis auf den offenen Platz, wo die Leute sie verwundert betrachteten. Dort erst machten sie Halt, es kam zur Erkennung, und der Schuster kehrte beschämt zurück. Von dem Tage an ging der Schuster in sich, schusterte nicht am Sonntag, feierte auch keinen blauen Montag mehr, und befand sich wohl dabei.

Zur Chronik.

Ueber die Zukunft der Telegraphik.

B. Aus kleinen Anfängen haben sich, wie bekannt, die elektrischen Telegraphen binnen wenigen Jahren zu einem Netze entwickelt, welches bereits einen großen Theil von Europa und Nordamerica umspannt und sich auch über die anderen Welttheile zu verbreiten anfängt. Zugleich mit der räumlichen Ausdehnung ist die Vervollkommnung der in den Stationen aufgestellten Apparate fortgeschritten, so daß wir bereits eine Stufenleiter verschiedener Systeme von dem einfachsten Zeigertelegraphen an bis zu dem gegenwärtig schon 270 Zeichen in einer Minute befördernden Morse'schen verfolgen können. Man liest ja fast in jedem Zeitungsblatte von Versuchen, welche auf diesem interessanten Gebiete der angewandten Physik angestellt worden sind; man blickt mit Staunen auf Depeschen, welche mittelst des Telegraphen selbst unmittelbar auf den langen Papierstreifen in deutlichen Lettern aufgedruckt worden sind, ja man hört sogar, daß der Telegraph in weiter Entfernung die Formen, welche die Hand des Zeichners entwirft, nachzubilden vermag. Da indessen gerade von diesen Apparaten an den Stationen und eigentlichen Arbeitspunkten der elektrischen Drähte schon vielfach und ziemlich erschöpfend geschrieben worden ist, so wollen wir sie hier ganz übergehen und die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers auf einen anderen Punkt lenken.

Es ist bekannt, daß man zu Anfang das System der unterirdischen Drähte fast allgemein adoptirt hatte, daß man aber seit den letzten Jahren, wenigstens bei Leitungen auf weite Distanzen (an Eisenbahnen, durch ganze Länder rc.), den Drath über der Erde, gewöhnlich in einer Höhe von wenigstens einer Ruthe angebracht hat. Diese Art der Leitung hält man denn gegenwärtig für die einfachste und zweckmäßigste, obgleich sich auch an ihr bereits manche Uebelstände zu zeigen anfangen; die Tragstangen widerstehen z. B. nicht immer dem Andrange der stürmisch bewegten Atmosphäre und die elektrischen Spannungen, welche Gewitter in derselben erzeugen, sind im Stande, alle geregelte Thätigkeit des Telegraphen auf einige Zeit zu unterbrechen. Wenn sich aber trotzdem die politische und Handelswelt von dem hohen Nutzen der Landtelegraphen längst überzeugt hat, so pflegt man doch noch bis auf den heutigen Tag über die Meertelegraphen mancherlei Bedenken zu äußern. Man weiß, daß die starken Drahttaue, welche man bis jetzt in die Tiefe des Meeres zu versenken pflegte, sehr kostspielig sind und fürchtet mit Recht, daß ein Zerreißen derselben — sei es beim Legen oder gar zu bald nach demselben — unverhältnißmäßig große Reparaturkosten verursacht. Dennoch hat sowohl ihre gleichmäßig ohne alle Störung vorsichgehende Thätigkeit, als auch die große Annehmlichkeit, Nachrichten, selbst durch die stürmische See, augenblicklich befördern zu können, die Meertelegraphen längst empfohlen und sie müssen sich ja nothwendig als wichtige Glieder an die Kette der Landtelegraphen anschließen, wenn sich überhaupt ein Telegraphennetz über den ganzen Erdball ausbreiten soll.

Besonders aus diesem Grunde sind denn auch in den letzten Jahren sehr vielfache Sondirungen des Meeresbodens vorgenommen worden, über welche man Mittheilungen in der physischen Geographie des Meeres von Maury findet. Bei diesen besonders als Vorarbeiten zur Legung des großen Atlantischen Telegraphen angestellten Sondirungen suchte man bisher nach den möglichst seichten Stellen des Meeres, und entdeckte auf diese Weise das sogenannte Telegraphenplateau, von dem, sowie überhaupt vom Bassin des Atlantischen Oceans, sich ein Kartenbild in dem genannten Buche vorfindet. Diese Sondirungen wurden früher in großer Zahl vom Lieutenant Brooke, im letzten Jahre von Berryman vorgenommen und man weiß jetzt, daß die Länge des Drahtes, der Neufundland mit Irland verbinden soll, etwa 1640 nautical miles, jede zu 5710 Pariser Fuß betragen, daß sich derselbe etwa 833 miles westlich von Irland und 807 miles östlich von Neufundland in eine größte Tiefe von 4830 Mètres einsenken wird. Wer nun irgend über dieses großartige Unternehmen tiefer nachdenkt, wer den großen Nutzen, den dasselbe, wenn erst ausgeführt, in vielen Beziehungen bieten muß, wohl anerkennt, sich aber doch nicht verhehlt, daß es fast tollkühn zu nennen ist, ein so bedeutendes Capital, wie es durch das starke Drahttau des Telegraphen repräsentirt wird, in die fast unerreichbare Tiefe des Meeres zu versenken, Dem werden die folgenden Bemerkungen, welche ganz neue Aussichten in die Zukunft der submarinen Telegraphen eröffnen dürften, nicht unbedeutend erscheinen.

Nach Maury's schönen Untersuchungen zeigt das Meer fast überall eine Oberflächenströmung und unter dieser einen zweiten, gleichsam compensirenden Strom, sowie in der Atmosphäre der Regel nach stets zwei in verschiedenen Richtungen bewegte Luftströmungsschichten übereinanderliegen; erst in den höchsten Theilen unserer Atmosphäre und ebenso in den tieferen Partien des Meeres tritt Ruhe ein. Wenige hundert Faden unter der Oberfläche des Oceans beginnt ein absolut stilles Reich, das vom Meeresboden begrenzt wird. Ueberall aber, wo das Meer tief genug ist, um jede Strömung von seinem Grunde fernzuhalten, hat man den neueren Sondirungen zufolge denselben mit einer mehrere Fuß starken Schicht einer flaumweichen Thonmasse, eines Schlicks bedeckt gefunden. Er ist gleichsam das seit Jahrtausenden langsam, aber stetig gefüllte Leichenfeld unzähliger Molluskenschaalthierchen und verwesender Skelette, die Ablagerungsschicht aller aus dem vorzugsweise in der Nähe der Oberfläche und des Lichtes belebten Meere herabgesunkenen organischen Stoffe. Die Weichheit dieses Bettes und die Ruhe, die über ihm herrscht, empfehlen aber dasselbe ganz besonders zur Aufnahme des Telegraphendrahtes. Dieser selbst muß nach Maury's Vorschlag viel bescheidenere Dimensionen annehmen, als man ihm bisher geben zu müssen geglaubt hat. Weich, geschmeidig, handlich, nicht stärker als der kleine Finger einer Frauenhand, muß er vorsichtig und wo möglich mit Vermeidung jeder starken Spannung in dieses Bett gelegt werden und ob es zweckmäßig sei, denselben mit Gutta Percha zu überziehen, bleibt überdies noch fraglich. Das starke Tau, welches der Ingenieur Brett durch das Mittelmeer zu legen versuchte, zerriß, wahrscheinlich durch seine eigene Schwere; die Drähte des Canaltelegraphen leiden bei jeder Brandung; aber sowie das mächtige Linienschiff im Orkane zerschellt wird, während der feine Papiernautilus ungestraft über die Meereswogen segelt, so wird der geschmeidige, nicht gespannte Draht jedem Sturme und jeder Strömung im seichten Meere besser widerstehen als das stärkste Tau. Sollte aber der Vorschlag sich praktisch bewähren, sollte man fortan dünne Drähte durch den Ocean legen, dessen Tiefen man aufsucht, statt sie wie bisher zu fürchten, sollte man endlich einen noch praktischeren, dauerhaftern Ueberzug für den feinen Draht erfinden, vielleicht das Seewasser auf irgend eine Weise selbst dazu vermögen, denselben anzufertigen, so würde, was noch ein sehr wichtiger Umstand ist, der submarine Telegraph gewiß nicht 300 Thlr. per Meile kosten, wie bisher auf dem Festland. Wenn er sich einmal in das stille weiche Bett des Meeresbodens gelagert hätte, würde er zuverlässiger, stetiger arbeiten als alle andere; jene weitausgedehnten, ewig schweigenden Strecken tiefen Meeresgrundes, welche sich bisher dem Blicke der Oberwelt so neidisch entzogen, würden die Träger, die Vermittler der wortreichen Kunde werden, welche in den mannichfachsten Richtungen von einem continentalen Plateau zum anderen hin sie durchzucken würde.

Graf Ficquelmont.

— Der am 7. April in Venedig gestorbene Karl Ludwig Graf v. Ficquelmont war den 23. März 1777 zu Dieuze in Lothringen geboren, zu einer Zeit wo Lothringen an Frankreich abgetreten war (Franz Stephan, der Gemahl der Maria Theresia hatte dafür Toscana erhalten), Land und Leute aber noch ihren deutschen Reichsverband mit Sitz und Stimme behaupteten, bis der Luneviller Friede Deutschlands politische Ohnmacht vollendete. Wir erinnern daran, falls österreichische Blätter den Staatsmann für einen gebornen Franzosen erklären sollten, wie sie den General Schönhals fälschlich einen geborenen Preußen nannten. Schon Ficquelmonts Vater war Oesterreicher, er fiel 1799 als Major. Sechs Jahre vorher war der lothringische Knabe Karl Ludwig in österreichischen Kriegsdienst getreten, der Jüngling und Mann machte alle Feldzüge gegen Frankreich mit; 1813 war er Generalmajor und als Geheimerath von da ab Gesandter in Schweden, Toscana, Neapel und Petersburg. Ficquelmont gehörte zu den Männern Oesterreichs, die gleich sehr Degen und Feder zu führen wissen. Militärisch stieg er noch in den dreißiger Jahren zum Feldmarschalllieutenant, und als Metternich 1839 mit dem Anschein der Resignation auf den Johannisberg ging, ward Ficquelmont von seinem Urlaub in den Bädern zu Aix plötzlich nach Wien berufen zur Führung der auswärtigen Angelegenheiten des Staates. Auch in der Vertretung der orientalischen Verwickelungen that dem alternden Premier ein Nachfolger noth. In Sachen der polnischen Wirren war Ficquelmont 1846 in Berlin. Erst jedoch nach der Märzrevolution, nachdem der alte Cunctator abgedankt hatte und geflohen war, trat Ficquelmont an die Spitze der Regierung, namentlich nachdem Kolowrat zurückgetreten war. Die Kriegserklärung an Sardinien war sein Werk, und er starb just wie Graf Paar in Turin seine Pässe verlangte. Ficquelmont ist zugleich Geschichtschreiber der Epoche seines Ministeriums, er schrieb „Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848," jedenfalls ebenso wichtig als Pillersdorfs „Rückblicke." Ficquelmont schrieb in Wien ferner die Schrift: „Deutschland, Oesterreich und Preußen," und mit Einseitigkeit, aber Kraft und Entschiedenheit das umfassendere Werk: „Lord Palmerston, England und der Continent." Die beiden letzten Winter verlebte er in Venedig; er soll in seiner Muße Denkwürdigkeiten geschrieben haben.

Zwei Weimarische Veteranen.

— Heinrich Schmidt, der Verfasser der „Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen", ist den 14. April, 78 Jahre alt, in Wien gestorben. Er war Jenaischer Student zur Zeit der Schillerschen Professur daselbst, ließ sich aber, vom Aufschwung der Weimarischen Bühne ergriffen, dazu bestimmen, die Wissenschaft mit der ausübenden Kunst zu vertauschen. Goethe's Urtheil nach vorgenommener Prüfung im Vortrag dichterischer Stellen war bezeichnend; es lautete dahin, daß der junge Mann nicht Talent genug verrathe, um als Mime zu glänzen, wohl aber zu viel Geschmack und Bildung zeige, um blos Schauspieler zu sein, er werde sich zum Regisseur eignen. Diese Vorbestimmung ging an Heinrich Schmidt in Erfüllung; er leitete das fürstlich Esterhazy'sche Theater zu Eisenstadt in Ungarn, später das Stadttheater in Brünn. Schmidts Jugenderinnerungen erstrecken sich auch vielfach auf das Herdersche und Wielandsche Haus; er war ein Onkel der noch jetzt in Weimar lebenden Enkelinnen Herders.

Von einem noch muntern und schaffensfröhlichen Veteranen der Goethe'schen Theaterzeit, Musikdirector Karl Eberwein, brachten wir (1856 Nr. 17) den mit soviel Interesse aufgenommenen Artikel: „Goethe als Theaterdirector." Auch er ist mit Aufzeichnung seiner Erinnerungen beschäftigt. Wir bringen nächstens seine Schilderung des gesammten Weimarischen Theaterpersonals zu Goethe's Zeit.

Der Dom zu Meißen.

— Leider hat die Leipzig-Dresdener Eisenbahn das alte Meißen links liegen lassen; man muß von der Station Niederau noch eine Stunde Weges wandern, kann jedoch von Dresden aus mit dem Dampfboote die Stadt leicht erreichen. Meißens alte Kirchen, Kloster Sanct Afra, Schloß und Dom ziehen noch immer, die Porzelanfabrik ungerechnet, die Aufmerksamkeit der Kunst- und Alterthumsfreunde an sich. Die Restauration des Domes wurde 1852 in der zu Meißen tagenden Versammlung der deutschen Alterthümler unter Vorsitz des jetzt regierenden Königs, damaligen Prinzen Johann, beschlossen. Dies Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit seinem merkwürdigen höckerigen Thurme, der in eine 60 Fuß hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft, sollte in erster Gestalt von Kaiser Otto I. herrühren. Nach einem Brande im 13. Jahrhundert erfolgte der Neubau, der bis zur Vollendung der beiden westlichen Thürme fortschritt, bis diese, vom Blitz erfaßt, abbrannten. Um die Gewölbe zu schützen, baute man höchst unkünstlerisch an Stelle dieser Thürme den sogenannten Schafstall, der erst in neuester Zeit einer Plattform gewichen ist. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstencapelle mit den Gräbern des Hauses Wettin, von Kurfürst Friedrich dem Streitbaren, dem Erbauer derselben (1425), bis auf Herzog Georg den Bärtigen. Diese Capelle ist jetzt würdig wiederhergestellt durch Entfernung des provisorischen und profanen Bauwerks und Nothbehelfs; eiserne Geländer scheiden und schirmen jetzt die Gräber des sächsischen Fürstenhauses. Auch die Capellen St. Johannis und St. Dionysius bedürfen der Restauration; jene ist fertig hergestellt und wurde in den Ostertagen wieder geöffnet und eingeweiht. Im Schiff der Kirche begann die Restauration mit Beseitigung störender Unzierden. — Das Domcapitel besteht noch immer aus acht Capitularen und drei Domherren; zu den Letzteren gehören jedesmal die beiden ersten Professoren der Theologie zu Leipzig. Die Fürstenschule zu St. Afra gründete Kurfürst Moritz nach Aufhebung des Klosters. Im Schloß zu Meißen, der Albrechtsburg, befindet sich die Porzelanfabrik, bekanntlich die erste in Europa, von Böttger 1710 gegründet. In Nr. 19 des Jahres 1856 brachte unsere Zeitschrift einen Artikel über die Geschichte dieser Fabrik. Ueber Schloß und Dom zu Meißen gab der verstorbene Puttrich in Leipzig (1845 Fol. mit Abbildungen) eine Beschreibung.

Die Barmherzigen Brüder in Oesterreich.

— Jedem der ein böhmisches Bad besuchte, wird ein frommer Bruder entgegengetreten sein, die Sammelbüchse in der Hand, Freundlichkeit und Demuth im Blick, ein herzliches Willkommen und die bescheidene Bitte um ein Scherflein für Leidende jedwedes Standes, jedweder Nation und jedwedes Glaubens auf den Lippen. Niemand versagt eine Beisteuer, und ist sie nur gering, so wächst das auf hundert, ja tausend Punkten täglich Gesammelte doch zu einer Summe an, bei der es begreiflich wird, daß von den Barmherzigen Brüdern jährlich soviel Kranke aufgenommen und gepflegt werden, die sonst nirgend eine helfende Hand finden. „Nehmt Ihr denn auch nicht die Gelegenheit wahr, auf dem Krankenlager Convertiten zu machen?" fragten wir einen Sendboten der sich zur Meßzeit auch nach Leipzig hinauswagt und unerschrocken, obwohl bescheiden und freundlich ein Almosen erbittet, das aller Welt zugutekommt. „Ach, lieber Herr, Convertiten zu machen: dazu haben wir halt gar keine Zeit!" entgegnete der Barmherzige, und in seinem Antlitz stand jene gewinnende Freundseligkeit die den Sohn Oesterreichs so wohlthuend kennzeichnet. Es ist in der That vorgekommen, daß protestantische Geistliche in Prag und Böhmen norddeutschen Handwerksburschen in ihrer Erkrankung jede Hülfe versagten, aus Mangel an Mitteln vielleicht noch mehr als aus Mangel an gutem Willen. Die katholische Barmherzigkeit hat mit ihren Institutionen und mit der Mildthätigkeit des guten Herzens ausfindig

gemacht, mit Wenigem Viel zu leisten. Der gute Bruder dem wir in Leipzig auf der Messe begegneten, überreichte uns eine gedruckte Uebersicht von der Thätigkeit seines Ordens im Laufe des vorigen Jahres; sie ist in Bezug auf Prag vom Prior und vom Spitalsphysikus, in Bezug auf ganz Oesterreich vom Ordensprovincial der deutschen und vom Vicar der ungarischen Ordensprovinz unterzeichnet und bestätigt. Die Uebersicht giebt ein Verzeichniß der Krankheitsformen im Spital der Barmherzigen Brüder in Prag, eine Classeneintheilung der Aufgenommenen und Gepflegten nach bürgerlichem Stand und Gewerbe, eine Tabelle derselben nach den Heimathsländern, und hier finden wir in die Tausende aus Oesterreich, aber doch auch in die Hunderte aus deutschen Ländern, in Summa binnen letzter Jahresfrist unentgeldlich Aufgenommene: 3119, darunter 3010 Katholiken, 73 Protestanten und 36 Israeliten. Der Orden besitzt 29 Krankenhäuser im Bereich Oesterreichs; von diesen pflegte das Wiener Haus in der Leopoldstadt 4081 Kranke im Jahre 1856; auch Linz, Ofen, Preßburg, Graz, Feldsberg in Niederösterreich mehr als 1000; bis ins Banat (Temeswar) hinein erstrecken sich die wohlthuenden Arme dieser Barmherzigen. In Summa haben die 29 Häuser 1856 unentgeldlich aufgenommen: 23,127, darunter 1422 Protestanten, 344 Israeliten, 218 Griechen. Von dieser Zahl starben im Laufe des Jahres 1867, jedoch wurden, sagt das Verzeichniß, 215 sterbend überbracht. Genesen und entlassen wurden 20,818, in der Heilung verblieben sind 948.

In protestantischen Ländern tauchen jetzt hier und da Diakonissenanstalten auf, nach dem Vorbild der 1836 vom Pfarrer Fliedner in Kaiserswerth am Rhein gestifteten. Die Kaiserswerther Anstalt gab 1840 der trefflichen Frau Elisabeth Fry Veranlassung zur Stiftung eines Vereins für Protestant sisters of charity in London. Möchten die auch sonst vielfach angebauten evangelischen Hülfsvereine sich von den Barmherzigen Brüdern in der Duldsamkeit und Toleranz nicht überbieten und beschämen lassen! In Macht und Ausdehnung der Wirksamkeit werden sie mit den seit Jahrhunderten thätigen und systematisch geleiteten Anstalten des katholischen Christenthums sich noch lange nicht messen können. Der Orden der Barmherzigen Brüder ging 1540 von Spanien aus; Johannes di Dio hieß der portugiesische Kriegsmann der ihn stiftete und wohl auf seinen africanischen Feldzügen unter Kaiser Karl V. das Bedürfniß und den Werth einer aufopferungsbereiten Brüderschaft kennengelernt haben mochte. Die Tracht der Barmherzigen ist schwarz, ihre Ordensregel der der Franciscaner ähnlich, nach dem heiligen Augustin. Sie stehen unter einem gemeinsamen General; die in America jedoch unter einem besondern Obern. Der Orden der Barmherzigen Schwestern, Filles de la charité, auch, ihrer Tracht wegen Soeurs grises genannt, wurde 1624 unter Mitwirkung des Vinceng de Paula gestiftet. In Paris gehört ihnen das Hotel-Dieu; Napoleon ließ sie 1807 sich neu ordnen. Unentgeldliche Krankenpflege ohne Unterschied der Religion ist ihre Mission. Es giebt mit ähnlichen Zwecken auch Ursulinerinnen, Salesianerinnen, Lazaristen, Elisabethinerinnen, die Letzten nach dem Vorbilde der heiligen Elisabeth Landgräfin von Thüringen.

Schöne Mädchen in Sachsen.

-d. Das alte Sprüchwort: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen", gilt nicht von dem Königreiche Sachsen, nicht von dem früher sogenannten Meißner Lande; es weist vielmehr auf das frühere Sachsenland im Norden des Harzes hin, wo ja auch sonst noch Spuren der alten Sachsen bis auf die Gegenwart sich erhalten haben: es gilt durchaus nicht von dem gegenwärtigen Sachsen, wenn schon jüngst ein officieller oder officiöser Dichter des Königreichs jenes Sprüchwort zu einer Art von legitimer Anerkennung und Geltung in einem Festgedichte anzubringen versucht hat. In einer Reisebeschreibung durch die Lüneburger Haide lasen wir vor einiger Zeit: „Der Schlag Menschen in der Haide ist kräftig; die wahren Perlen in der Haide sind aber die Weiber in Celle. Nach allen Seiten habe ich das deutsche Vaterland durchwandert, von den Grenzen Schleswigs bis zum adriatischen Meere; ich kenne auch manche Strecke wälschen und slavischen Gebiets, aber anmuthigere Erscheinungen als Celle'sche Mädchen sind mir nirgends entgegengetreten. Sie haben Typus, es ist Race darin; das Haar ein glänzendes Lichtbraun, die Augen dunkelblau und stark bewimpert, die Brauen voll geschwungen, das Incarnat des länglich geformten Gesichts mit dem kleinen Munde rein, untadelhaft, oft Tizianisch. Die Gestalt schlank, oft ein wenig über mittelgroß, die Brüste zum Modell für Maler wie geschaffen. Die Formen rund, nicht übervoll, die Hüfte anmuthig geschwungen, und der Gang auf zierlichem Fuß leicht und graziös. Auf die Frauen und Mädchen im Meißner Lande, wo „in Trähsen tas veste Teitsch geredt wert", paßt also das bekannte Sprüchwort nicht, und dazu kommt nun auch noch, daß in Celle (wie überhaupt in jener Gegend, im Braunschweigschen ꝛc.) zugleich das beste Hochdeutsch gesprochen wird, voll, rund, wohltönig, ungeziert, ohne Dialekt, also auch — dies anders als im Meißner Lande."

Bewaldung des Karstes.

st. Im Hintergrunde von Triest erhebt sich ein Kalkgebirge, das unter dem Namen des Karstes von Triest bekannt und berüchtigt ist. Es ist abgesehen von seinen Vertiefungen, die trichterförmig in den Boden hinabgehen, völlig kahl. Seine tyrannische Herrscherin ist die Bora, jener furchtbare Wind, von dem nicht feststeht, ob der turbidus Adria der Römer ihn schon gekannt habe. Diesem Winde, der die Frachtwagen reihenweise zu Boden wirft und gegen den der Postwagen von nebenhergehenden Männern mit Stangen gestützt wird, läßt sich durch ausgedehnte Waldungen ein Zügel anlegen. Maria Theresia erkannte dies und erließ Verordnungen, die nach ihrem Tode unnütz wurden, da man aus falsch verstandenem Mitleid die Ziegen nicht ausrottete und dadurch den jungen Anwuchs dem Untergange preisgab. Die Pläne der edlen Kaiserin werden nun zur Ausführung kommen; am 30. März hat das Anpflanzen von Bäumen in zwei Gemeinden begonnen. (Ueber den Karst vergleiche Schouws vortreffliche Naturschilderungen: Die Erde, die Pflanzen und der Mensch.)

Humbug in Australien.

— Zu Melbourne in Australien erscheint eine deutsche Zeitung: „Der Kosmopolit", in großem Format mit lateinischen Lettern, Allen zu empfehlen, die diesen Welttheil vom deutschen Gesichtspunkt kennenlernen wollen und sich für Wohl und Wehe unserer Landsleute dort interessiren. Die zahlreichen Inserate beweisen, daß der Humbug auch in Australien in Blüthe ist. Wir heben aus einer Nummer des Kosmopoliten nur folgende zwei hervor.

„Wichtig zu wissen. Geld vorgeschossen! Geld vorgeschossen! 20,000 Pfd. St. auszuleihen an alle Freunde und Fremde. Alle, die Ihr Geld nöthig habt, wendet Euch an Euren reichen „Uncle Tom", Nr. 177, Lonsdale-Street, East, wo Ihr Geld leihen könnt zu irgend einem Betrag und gegen irgend ein werthvolles Pfand, und zu niedrigeren Zinsen als in irgend einem andern Haus in der Colonie. Feuerfeste Kisten und Verschläge wurden für die Sicherheit der Waaren in dem Hause angebracht. Die größte Verschwiegenheit beobachtet. Man merke sich die Adresse: „Uncle Toms" Leihhaus, 177, Lonsdale-Street, East, Melbourne. Thomas Lewis, Uhrmacher ꝛc., licensirtes Leihhaus."

„Wir empfehlen der Beachtung derjenigen Herren, welche ein vollkommen passendes Hemd nach einer verbesserten Form zu würdigen wissen, unser „Criterion", für welches wir, da es nach wissenschaftlichen Grundsätzen zugeschnitten ist, ein nettes sowohl als auch bequemes Passen garantiren. Sie sind nur allein zu haben bei G. und J. Espie, „Edinburghhouse", 41 und 43, Bourke-Street, East."

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 19. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [9. Mai.

Inhalt.

John Law und sein Actienschwindel.

So oft irgend ein menschliches Streben, irgend eine geistige Richtung mit Macht in den Vordergrund drängt, sucht man nach geschichtlichen Beispielen und Vorgängen verwandter Art, insbesondere nach solchen, an denen die Gefahren der neuesten Wendung der Dinge wohl oder übel nachgewiesen werden können. In den Jahren der politischen Uebertreibungen sind wir bis auf Johann von Leyden und seine Wiedertäufer zurückgegangen; jetzt holen wir das Bild Laws aus den Schatten der Regentschaft hervor. Wie es aber mit solchen Beispielen geht, die gewöhnlich den willkürlich herausgehobenen Stellen eines Buchs gleichen, so sehen wir an ihnen nur, was wir sehen wollen, und beweisen durch sie nichts. Geschichtliche Vorgänge wollen im Zusammenhange mit ihrer Zeit beurtheilt werden, und das ist nicht blos mühsam, sondern gestattet auch keine schnelle und unmittelbare Nutzanwendung auf unsere Zeit. Was Law insbesondere betrifft, so wird die Moral, die wir aus seiner Geschichte ziehen, bei der Lösung unserer Zweifel, ob wir Creditbankactien kaufen, bei Paraffinfabriken Antheil nehmen und auf ein Hinaufgehen der Kosel-Oderberger rechnen sollen, keinen übermäßigen Nutzen bringen. Trotzdem wollen wir Law die folgenden Zeilen widmen und hoffen, für den merkwürdigen Mann auch bei Solchen, die in der materiellen Zeitrichtung eine Verirrung sehen, einiges Interesse zu erregen.

Der Ausgang Ludwigs XIV. war ein trauriger, um nicht zu sagen schimpflicher gewesen. Bleiben wir bei der finanziellen Seite der Staatsgeschäfte stehen, so zeigt sich uns eine schwebende Schuld von 789 Millionen Livres (dreißig auf die Mark, oder nach jetzigem Gelde von 1420 Millionen Livres). Die Cassen waren leer, in mehreren Provinzen verweigerte man die Abgaben, der öffentliche Dienst gerieth ins Stocken, und im nächsten Winter starben in Paris viele Menschen vor Hunger und Kälte. Man half sich in dieser Noth mit Mitteln, vor denen die Moral des Zeitalters nicht zurückbebte. Das erste dieser Mittel, Visa genannt, bestand darin, daß man die fälligen Schuldscheine von 652 auf 250 Millionen Livres herabsetzte. Da diese Scheine im Verkehr nur zu dem vierten Theile ihres Nennwerths Annahme gefunden hatten, so glaubte man mit dieser Herabsetzung kein Unrecht zu begehen. Die Bevölkerung dachte anders; eine Regierung, die so willkürlich verfuhr, flößte ihr kein Vertrauen ein, und die neuen Staatsschuldscheine fielen am ersten Tage um 4 Procent. Nach dem Visa kam die Plünderung der reichen Geldleute. Diese Art von Finanzhülfe, der man ein Mäntelchen umhing, indem man sie als Bestrafung der Wucherer und der Verschleuderer öffentlicher Gelder ankündigte, war oben und unten gleich beliebt. Die großen Finanzmänner Frankreichs, Colbert und Sully, hatten sie angewendet, und das Volk war dabei außer sich vor Freude gewesen. Es war auch jetzt wieder eine angenehme Befriedigung für die Menge, daß die Leute, die in den letzten Unglücksjahren mit Darlehen an den Staat und Lieferungen allein gute Geschäfte gemacht hatten, plötzlich an den Bettelstab gebracht werden sollten. Sie alle wurden vom Staat als grobe Verbrecher behandelt, zum Theil in die Bastille geschickt, zum Theil vor einen außerordentlichen Gerichtshof gestellt, dem sie Sou für Sou und Livre für Livre die Entstehung ihres jetzigen Vermögens nachweisen sollten. Der ungebührliche Gewinn, der durch Verträge und Geldgeschäfte mit dem Staate entstanden war, mußte zurückgestellt werden, und bei dieser orientalischen Maßregel blieb man nicht einmal stehen. Von den Lieferanten ging man auf alle Geldmänner überhaupt über, indem man ihnen befahl, „binnen zehn Tagen dem Gerichte ihr Vermögen anzuzeigen, die Taxe, welche man ihnen auferlegen würde, zu bezahlen und anzuerkennen, daß sie den Rest ihres Vermögens allein der reinen Gnade des Königs, die ihnen ohne ihr Verdienst zu Theil werde, verdankten.“ Diese Zwangsanleihe verwerflichster Art richtete eine Menge Leute zu Grunde, verbreitete durch die abscheulichste Begünstigung der Angeberei Unsittlichkeit und führte den Staatscassen doch nur 70 Millionen zu. In den Rest der 219 Millionen, die man den Geldmännern abpreßte, theilten sich die Angeber und die Herren und Damen vom Hofe, welche den Verfolgten Schutz gewährten. — Der Regent (Orleans) versuchte es nun mit einer Münzverschlechterung um 5 Procent. Der Widerstand der Parlamente, die Aufruhrsscenen in den Provinzen schreckten den ebenso kühnen wie leichtsinnigen Mann nicht; aber er mußte einsehen, daß dieses Mittel der dringenden Noth gegenüber

ebenso unzureichend sei wie die früheren. Seine aus der französischen Staatspraxis entnommenen Auskunftsmittel waren erschöpft — Laws Stunde hatte geschlagen.

John Law, geboren im Jahre 1671 zu Edinburgh, war der Sohn eines Goldschmiedes, d. h. also eines Finanzmannes, denn die damaligen Goldschmiede waren zugleich Geldwechsler und Banquiers. Da die Mutter mit dem herzoglichen Hause Argyle verwandt war und der Vater jedem seiner Söhne eine herrschaftliche Besitzung gekauft hatte, so konnte John sich zum Adel rechnen, und er verfehlte nicht, es zu thun. Reich und unabhängig, ging er nach London, tödtete einen gewissen Whilston im Zweikampf und mußte fliehen. In Amsterdam, Paris, Venedig, Genua, Florenz, Neapel und Rom spielte er den großen Herrn und vergeudete sein Vermögen. Das Spiel eröffnete ihm neue Hülfsquellen. Obgleich sein außerordentliches Glück ihn überall verdächtig machte, mußte man zuletzt doch immer anerkennen, daß seine Erfolge blos in seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit und in seinen Berechnungen ihren Grund hatten. Sein Nachdenken über die Wechselfälle des grünen Tisches führte ihn weiter, zu Studien über die Gesetze, denen die räthselhaften Fluthungen und Schwankungen des großen Verkehrs folgen. Ohne ein Nationalökonom in unserm Sinne zu werden, lernte er vom Handel und vom Geldwesen mehr, als irgend ein großer Herr seiner Tage verstand. Er trug seine Erfahrungen und Kenntnisse an verschiedenen deutschen Höfen, in Genua, Rom, Venedig, Florenz und Turin zu Markte und wurde regelmäßig abgewiesen, weil er für einen Abenteurer galt.

Der Regent und Law kannten sich von früher her. Der Schotte hatte bei der Schauspielerin Duclos mit 200,000 Livres Bank gelegt, und Leute solchen Schlages entgingen der Aufmerksamkeit Philipps von Orleans nicht. Auch er hatte sich nationalökonomischer Vorträge zu erfreuen gehabt, und es war seinem Scharfsinn nicht entgangen, daß gesunde Ideen in ihnen steckten. Dieser Verkehr hatte durch einen Ausweisungsbefehl der Polizei, die in Law blos den Spieler sah, ein Ende genommen. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kehrte Law zurück und hatte die alten Wege zum Regenten bald wieder aufgefunden. Man denke nicht, daß er als armer, nach Geld hungernder Abenteurer gekommen sei; in seinen Koffern waren 1,600,000 Livres, nach dem heutigen Münzfuße 2,680,000 Francs verwahrt.

Die gewaltsamen Maßregeln, die wir kennengelernt haben, fallen in die Zeit vom December 1715 bis zum Mai 1718. Während derselben Periode war Law bei Hofe thätig und erweiterte seinen Einfluß. Man gab sich ihm mehr und mehr hin, und 1718 warf man sich ihm ganz in die Arme. Er sollte den Staat retten, und er versprach es mit einer imponirenden Zuversichtlichkeit.

Seine erste Schöpfung datirt schon von 1716 und war die Bank, anfänglich ein Privatunternehmen mit einem bescheidenen Capital von sechs Mill., von denen nur der vierte Theil, und zwar zu drei Viertheilen in entwertheten Papieren, eingezahlt wurde. Mit diesem winzigen Grundstock that Law Wunder. Da er die Geldzahlungen nach dem innern Geldwerthe regelte und jede Banknote auf der Stelle einlöste, stand sein Papier bald höher als baares Geld. Nun setzte er den Disconto von 6 auf 4 Procent herab, streckte unternehmenden Handelsleuten Geld vor und belebte, obgleich das Plünderungssystem des Staates noch fortdauerte, den Verkehr. Abgesehen von den Neidern, fand man es in der Ordnung, daß ein Erlaß des Staatsraths vom 10. April 1717 alle königlichen Einnehmer anwies, die Banknoten an Zahlungsstatt anzunehmen und auf Verlangen ohne Draufgeld gegen Münze umzutauschen. Law zahlte sehr beträchtliche Dividenden, und die Finanzwelt ahmte das blinde Vertrauen des Regenten zu diesem Möchlichmacher nach.

Die Feindschaft des Finanzministers d'Argenson und seiner Schützlinge, der reichen Brüder Paris, in der Hauptstadt gewöhnlich die vier Haimonskinder genannt, verzögerte den Triumph Laws bis zum Schlusse des Jahres 1718. Auch die Haimonskinder hatten ihren großen Plan, die schwebende Schuld zu vermindern. Sie wollten eine Gesellschaft der Steuererhebung bilden, die dem Staat 100 Millionen seiner entwertheten Papiere als Caution übergebe und jährlich 48 Millionen Pacht zahle. Die Actienzeichnung hätte keine Schwierigkeit gehabt, denn es gab in sechs Jahren 200 Millionen zu verdienen; aber das Volk wäre ausgesogen worden. Das stellte Law vor, und der gutmüthige Regent gab seinem Plan, der Niemandem Geld nahm und ganz Frankreich bereicherte, den Vorzug.

Laws großer Plan hat von der unerbittlichen Geschichte den Namen des Mississippischwindels erhalten. Unter den außereuropäischen Besitzungen Frankreichs war Louisiana die größte. Man begriff unter diesem Namen nicht blos die jetzt so genannte Provinz auf dem rechten Ufer des nordamericanischen Riesenstromes, sondern alles Land zwischen den spanischen und englischen Colonien bis zum fernsten Westen. Das damalige Louisiana grenzte mit Texas und Mexico, lief westlich im Rücken des ganzen britischen Nordamerica's gegen Norden und stieß an das französische Canada. Dieses ungeheure Gebiet, aus dem die Union eine ganze Reihe von Staaten und Territorien gebildet hat, war für Frankreich ganz und gar nutzlos. Ob Law im guten Glauben war, als er durch Louisiana den französischen Finanzen aufzuhelfen und den Volkswohlstand auf die höchste Stufe zu heben versprach, könnte in Zweifel gezogen werden. Nach dem ganzen Wesen des trotz aller Kälte sanguinischen und nur halb unterrichteten Mannes glauben wir es bejahen zu müssen.

Er ließ sich die Ermächtigung zur Bildung einer Gesellschaft geben, welche das Monopol des Handels mit Louisiana erhielt. Das Capital derselben stellte er auf 100 Millionen, vertheilt auf Actien zu 500, die in Staatspapieren (der Curs war 30 Procent) eingezahlt werden sollten. So absorbirte die Gesellschaft abermals 100 Millionen der schwebenden Schuld. Das genügte Law noch nicht; er versprach, daß er die anderen Staatspapiere insgesammt auf Pari bringen werde. Seine großen Operationen nahmen ihren Anfang.

Er begann mit der Verwandlung der Bank in eine königliche. Ihre Noten erhielten Zwangscurs und in ihnen sollten alle Summen über 600 Livres ausschließlich bezahlt werden. Die alten Actieninhaber wurden glänzend entschädigt, denn sie erhielten für 800 Livres wahren Geldwerths, die sie eingezahlt hatten, 5000 Livres in klingenden Thalern zurück. Die Actien der Handelsgesellschaft standen auf 250, aber sie stiegen nicht, sie flogen auf Pari, da Law jedes dieser Papiere zu 500, in sechs Monaten zahlbar, kaufte. Das waren nur die ersten Schritte.

Es gab noch verschiedene Handelsgesellschaften, eine orientalische, eine chinesische, eine von Guinea. Law verschmolz sie alle mit der seinigen, welche nun den Namen der indischen erhielt (Mai 1719). Die Phantasie der erregbaren Franzosen erhitzte sich an den Bildern von Handelsaufschwung und Reichthum, die Law vor den Augen gaukeln ließ. Welche Reichthümer waren aus Guinea, dem rothen Meere, Persien, dem Reiche des Großmoguls, China, Japan und den Inseln der Südsee zu holen! Und was versprach Louisiana! Da gab es Berge voll Gold, Silber, Kupfer, Blei und Quecksilber, da gab es einen Felsen, der vom Scheitel bis zur Sohle aus Smaragd bestand, da gab es eine Werkstätte, in der 12,000 Natchezindianerinnen Seide webten. In jener Zeit der Völkerisolirung lebte in Paris nur ein einziger Mensch, ein alter Officier Namens Lamothe Cadillac, der sagen konnte und wirklich sagte, daß dieses Land der Verheißung eine grüne, von Fiebern heimgesuchte Wüste sei. Man schickte ihn in die Bastille und log schamloser denn je.

Die Erweiterung der Gesellschaft forderte Geldmittel, und Law schuf diese durch neue Actien, welche baar eingezahlt werden mußten. Nur wer Actien der alten Gesellschaft besaß, wurde zur Zeichnung zugelassen. Als die Gesellschaft noch weiter ausgedehnt wurde, als sie das Tabaksmonopol kaufte, die Salzsteuer im Elsaß und der Freigrafschaft, die Münze, den Generalpacht der Steuern übernahm und die gesammten Staatsschulden auf sich überschreiben ließ, wurde eine zweite Ausgabe von Actien nöthig. Die ersten Actien hießen die Mütter, die zweite Serie die Töchter, die dritte die Enkelinnen. Weder die Töchter noch die Enkelinnen gab Law zu Pari fort. Er verdiente an ihnen soviel, daß alle seine Actien, die einen Nominalwerth von 312 Millionen hatten, einen Kaufpreis von 1797 ½ Millionen repräsentirten. Welche beispiellose Höhe das Vertrauen zu ihm erreicht hatte, sagen diese beiden Zahlen hinlänglich.

Stützte sich Law auf irgend eine Berechnung des wahrscheinlichen Gewinns? Allerdings, und noch dazu auf eine ganz verständige. Er berechnete seine Einnahmen nämlich so:

Steuerpacht	56,600,000	Livres Ertrag
Tabaksmonopol	6,000,000	„ „
Salzsteuer u. a. m. . . .	1,400,000	„ „
Münzregal	10,000,000	„ „
Handel mit Louisiana ꝛc. .	8,000,000	„ „
Zusammen:	82,000,000	Livres Ertrag.

Nach dieser Berechnung entfiel auf jede Actie von 500 Livres die bedeutende Dividende von 130 Livres. Die meisten Actieninhaber hatten aber für ihr Papier 5000 Livres gegeben, und wenn diese nur 4 Procent erhalten sollten, mußte die Dividende auf 200 Livres gebracht werden. Diese Aufgabe zu erfüllen, schien Jedermann sehr leicht zu sein. Law hatte ja den gesammten Handelsgewinn, auf den das Publicum seine ganze Hoffnung setzte, zu nicht mehr als 8 Millionen veranschlagt. Wie weit Law diese Volksillusionen theilte, lassen wir unentschieden. Seine Zuversicht gründete sich auf etwas Anderes. Man hat ihm ein System zugeschrieben; das hatte er nicht, wohl aber eine Theorie, und diese lautete: „Der Reichthum eines Volkes läßt sich durch die Vermehrung der umlaufenden Gelder und Werthzeichen ins Unendliche steigern."

Im September 1719 wurden 324,000 Actien ausgegeben, deren Ertrag zur Erfüllung der gegen den Staat eingegangenen Verpflichtungen diente. Jede lautete auf 500 Livres, und bei dem Verkauf, der öffentlich geschah, wurde keine unter 5000 Livres weggegeben. Das Publicum riß sich um diese theuren Papiere, ihr Curs stieg fast stündlich, und wer Actien erobert hatte, eilte stehenden Fußes nach der Straße Quincampoix, wo sich der schwunghafteste Actienhandel eingerichtet hatte. Diese Straße, die seit unvordenklichen Zeiten zum Stelldichein der Speculanten diente, war 450 Schritte lang und nicht mehr als 4 breit. Hier wimmelte es vom frühesten Morgen bis zum Abend von Speculanten, und die armen Bewohner würden auch in der Nacht keinen Augenblick Ruhe gehabt haben, wenn man nicht an beiden Enden der Straße Gitterthore angebracht und sie Nachts geschlossen hätte. Die armen Bewohner standen sich übrigens bei diesem Treiben nicht schlecht. Sie vermietheten ihre Wohnungen einschließlich der Keller und der Dächer, auf die man Schilderhäuser stellte, zu den fabelhaftesten Preisen. „Zehn Quadratfuß," sagt Duhautchamp, „brachten soviel ein, wie ein herrschaftliches Gut." Häuser, die zu 800 Livres vermiethet worden waren, brachten dem Miether monatlich 16,000 Livres ein. Die Wirthe der Umgegend machten die besten Geschäfte. Man aß und trank in der Straße selbst, um nicht eine der kostbaren Minuten zu verlieren. Zuweilen versteigerte der Wirth seine Waare, und bei einer dieser Gelegenheiten ging ein gebratenes Rebhuhn für 200 Livres weg. Der Aermste konnte als Agent oder durch den Verkauf von Papier und Bleistiften reich werden. Wählte er das letztere Geschäft, so mußte er seinen Rücken als Schreibpult darbieten. Ein kleiner Buckliger brachte es auf diese Weise zu 150,000 Livres, ein breitschultriger Soldat zu einem schönen Bauerngute.

Die Actien stiegen unaufhörlich, und Jedermann gewann. Law fertigte Banknoten über Banknoten und vertauschte sie mit 10 Procent über Pari gegen Münze. Von Silber durfte in der Straße Quincampoix gar keine Rede sein, und Gold wurde in der Regel zurückgewiesen. „Wenn Sie Gold haben," hörte man alle Tage, „dann können wir nicht handeln." Gegen Ende des Jahres 1719 hielten sich die Curse der Actien zwei Wochen lang auf und über 20,000. Wer im Jahre vorher für 20,000 Livres Actien genommen hatte und jetzt verkaufte, konnte sich mit 2 Millionen in Gold zurückziehen. Die Geschichte hat die Namen der glücklichsten „Mississippier" aufbewahrt. Eine Dame, Frau Chaumont aus Namur, steht an der Spitze. Sie, die als arme Bittstellerin nach Paris gekommen war, gewann 100 Millionen Livres; André, der verschuldete Sohn eines Lederarbeiters, 70, der Bediente Dupin 50, der Savoyarde und Stiefelwichser Chambery 40, der Kellner Bourdon 30 — alles natürlich Millionen Livres.

Man lernt Law nicht genau kennen, wenn man den Gebrauch übersieht, den er von dem unermeßlichen seiner Leitung übergebenen Reichthum machte. Unser Urtheil wird unwillkürlich ein mildes, ja anerkennendes, wenn wir sehen, daß dieser sogenannte Spieler und Abenteurer, sobald er den schwindelnden Gipfel des Glücks erstiegen hatte, wo er täglich den berauschenden Ruf hörte: Vivent le Roi et Monseigneur Law, jeden Augenblick, den er den Aufforderungen des Hofes und der Bank abzugewinnen vermochte, dazu benutzte, für die allgemeine Wohlfahrt des Volkes zu sorgen.

Er vereinfachte eine Menge von Abgaben durch Verschmelzung in eine einzige, was eine Erleichterung dieser Lasten um 30—40 Procent gleichkam, beseitigte eine noch größere Zahl der drückendsten Steuern, z. B. die Binnenzölle der Provinzen auf Korn, Gemüse und Lebensmittel aller Art, entlastete die Straßen und die Schiffahrt, entfernte die käuflichen Stellen und die damit verbundenen Abgaben und Erpressungen, die den Handel mit den Lebensnothwendigkeiten erschwerten und zehnteten, worauf in Paris Holz, Kohlen, Heu, Korn, Mehl, Fleisch, Wildpret, Geflügel, Fische, Eier, Butter, Käse und Salz durchschnittlich um 35 Procent wohlfeiler wurden, gab den Hanfhandel frei, erlaubte trotz seines Monopols den Anbau, die Fabrikation und den Verkauf von Tabak, ließ Steinkohlen steuerfrei ein, führte alle die Franzosen, welche durch die vorhergegangenen Hungerjahre vertrieben worden waren, umsonst in ihr Vaterland zurück, erließ für 80 Millionen Steuerrückstände, gab zur Loskaufung ehrlicher Schuldgefangener 2 Millionen, lieh strebenden Geschäftsleuten Geld zu 2 Procent, errichtete, um den Bürgern die Last der Einquartirung abzunehmen, die ersten Casernen, baute Brücken, Straßen und Canäle und führte bei der Pariser Hochschule freien Unterricht ein.

Es war ihm mit der Begründung der Volkswohlfahrt Ernst, wie man sieht. Soweit es an ihm lag, erreichte er seinen Zweck. Der Werth der Manufacturen stieg um die Hälfte, die Bankerotte verminderten sich um drei Viertheile. Aber was er Gutes stiftete, das wurde durch den Unsinn der Anderen doppelt und dreifach an Schlechtem überboten. Er hätte das Rad, dem er den ersten Schwung gegeben und dessen Lauf er mehrmals nachgeholfen hatte, nun gern aufgehalten; allein es rollte unaufhaltsam, unterwegs vernichtend und zermalmend, was es traf, dem Abgrund zu.

Die tolle Verschwendung, welche dem Steigen der Actien folgte, spottet jeder Beschreibung. Einen ungefähren Begriff kann man sich machen, wenn man den königlichen Befehl vom 18. Februar 1720 liest, welcher den Goldschmieden verbot, gewisse Geräthe von Silber zu machen. Unter diesen Gegenständen werden angeführt, Treppengeländer, Stühle, Schränke und Schreibtische, Tafeln, Gueridons und Armleuchter, Kohlenbecken, Kamineinfassungen, Körbe, Töpfe, Flaschen, Kübel für Orangerie u. a. m. Seide und Sammet wurden so allgemein, daß die Magazine erschöpft wurden; das Tragen von Perlen und Edelsteinen ohne besondere Erlaubniß mußte verboten werden. Damit standen die Feste und Lustbarkeiten im Einklang. Ein Spielsatz von 10,000 Francs erregte kein Aufsehen mehr, daß die ersten jungen Erbsen mit 100 Pistolen das Maß (litron) bezahlt wurden, erfahren wir so nebenbei. Die Pariser wurden Fresser; für die Dame Chaumont, die wir als die glücklichste Gewinnerin kennen, und für ihr „Haus" schlachtete der Fleischer täglich einen Ochsen, zwei Kühe und sechs Schafe.

Die höchste Blüthezeit des Schwindels hielt acht Monate an, vom Juni 1719 bis zum Februar 1720. Eine Katastrophe war unvermeidlich; daß sie so schnell und so furchtbar eintrat, war die Schuld des Hofes. Die großen Herren insgesammt, mit Ausnahme von fünf, forderten schamlos die größten Summen, und Law, fremd und schutzlos am Hofe, mußte mit vollen Händen geben. Der Herzog von Bourbon bereicherte sich mit 60 Millionen, der Herzog von Antin mit 12, der Marquis von Lassé, der Marschall d'Estrées, der Herzog v. Laforce, Frau v. Verue mit den stärksten Summen (force millions). Der Regent schöpfte aus der Goldquelle, als ob sie unversieglich sei. Er vertheilte die Banknoten unter seine Günstlinge, seine Roués, seine Diener, und die ganze königliche Familie machte es nicht besser. Als der Krieg gegen Spanien begann, erhielten alle Officiere des Heeres, der General wie der Fähnrich, Papier mit auf den Weg. Law setzte zu viel Banknoten in Umlauf, aber die unersättliche Habgier der Großen zwang ihn dazu, und auch so machte er sich noch viele Feinde, unter andern den Prinzen von Conti, der $4\frac{1}{2}$ Millionen erhalten hatte und damit nicht zufrieden war.

Unter den Nebenursachen der Katastrophe spielte die folgende die Hauptrolle. Man hatte, um Louisiana eine Bevölkerung zu geben, Verbrecher und unsittliche Mädchen dorthin geschafft. Da diese Gesellschaft nur Unordnungen hervorrief, so transportirte man Arme. Weiterhin griff man Jeden auf, der sich über seinen Erwerb nicht ausweisen konnte, und schließlich organisirte sich ein förmlicher Sklavenhandel mit Weißen. Law's Häscher, die bandoulies du Mississippi, schleppten fort, wen sie fanden oder wer ihnen bezeichnet wurde, und Law konnte diesem schändlichen Mißbrauch mit aller Energie nicht steuern. Das Volk murrte; es kam sogar zum Aufstande, und Jeder sah ein, daß Louisiana, da man ihm auf solche Weise Ansiedler werben müsse, kein gelobtes Land sein könne.

Als einige der reichsten Mississippier den hohen Curs von 20,000 Livres benutzten, um ihr Papier zu verwerthen, und ihr Beispiel Nachahmung fand, war das Signal zu einem allgemeinen Verkaufen gegeben. So toll die Speculation gewesen war, so sinnlos wurde der Schrecken. Das Fallen war ein Stürzen; man kaufte Alles, was einen reellen Werth hatte, um jeden Preis, sogar Bücher! Law verlor im Unglück den Kopf. Man staunt, ihn bei den tollsten und gewaltsamsten Maßregeln, durch welche die Regierung das Unglück vermehren half, betheiligt zu sehen. Das Verbot, mehr als 500 Livres in baarem Gelde zu besitzen, der fernere Befehl, daß von einem bestimmten Zeitraume an der Gebrauch des Goldes gänzlich aufhören, der des Silbers auf die kleinsten Münzen beschränkt werden müsse, die Verschmelzung der Bank mit der Handelsgesellschaft und andere Schritte mehr gingen von ihm aus oder wurden von ihm gutgeheißen. Wie sich von ihm erwarten läßt, traf er auch einige kluge Anordnungen, durch die viel, wenn nicht alles zu retten gewesen wäre, wenn man sie verstanden hätte. Seufzend legte er endlich selbst die Axt an sein Gebäude und willigte ein, daß seine Handelsgesellschaft alle ihre Geschäfte bis auf den Handel mit Indien abgebe und die Banknoten in Renten verwandelt würden.

Die letzten Folgen seines Plans sah er nicht mehr. Mit einem Passe des Regenten reiste er am 16. December 1720 ab und nahm nach verschiedenen Reisen seinen Wohnsitz in Venedig. Seine vierzehn großen Herrschaften in Frankreich, deren Ankauf den stärksten Beweis für seinen guten Glauben insichschließt, verlor er. Als er 1729 starb, bestand sein ganzer Nachlaß in einigen Gemälden und einem Ringe von 10,000 Thalern an Werth.

Während des tiefsten Standes der Actien erhielt man für einen Louisdor ein Papier, für das sein Eigenthümer vielleicht 20,000 Livres gezahlt hatte. Banknoten wurden nur mit 80 Procent Verlust und noch häufiger gar nicht genommen. Diese Noten wurden

allerdings eingelöst, aber Niemand durfte an demselben Tage mehr als eine Note von 10 Livres bringen, und die Beamten der Bank zählten das Geld mit einer verzweifelten Langsamkeit hin, um nicht viel zählen zu müssen. Es gab vor der Bank furchtbare Scenen; man trug aus dem Menschengewimmel, das an einem Tage auf 15,000 Köpfe anschwoll, Sterbende und Todte fort. Dieser Andrang darf uns nicht wundern, denn Tausende, mochten sie auch große Summen werthlosen Papieres besitzen, hatten den Hungertod vor Augen.

Wie der Anfang, so der Schluß. Hatte man sich vor Law mit Entwerthung der Münzen, mit dem Visa und mit Plünderungen der reichen Speculanten geholfen, so griff man nun wieder zu denselben Mitteln. Für das verarmte Volk, für die zu Grunde gerichteten Speculanten war es kein geringer Trost, zu sehen, wie die glücklichen Mississippier so lange gepreßt wurden, bis sie das gewonnene Geld zurückgaben.

Die Folgen waren für Frankreich nicht so verderblich, als man meinen sollte. Der Staat war seine ungeheure schwebende Schuld losgeworden und bezahlte für die consolidirte nicht mehr 4, sondern 2½ Procent Interessen. Als der Regent starb, lagen in den öffentlichen Cassen 91 Millionen Livres in Thalern. Die Staatsgläubiger wurden von nun an weit pünktlicher bezahlt, und darin lag ein nicht unbedeutender Ersatz für ihre Verluste. Waren viele, nicht die sittlichsten Menschen, zu Grunde gerichtet, so hatten ebenso viele sich aufgeschwungen. Die empfindlichsten Verluste rief aber nicht das Papier hervor, sondern die Entwerthung der Münze, die von 1715 bis 1726 in 80 Procent bestand. Die hypothekarischen Schulden hatten stark abgenommen, die industriellen Unternehmungen waren zahlreicher geworden, der Seehandel, der Ackerbau hatten sich gehoben, und diese guten Folgen wirkten fort, als die bösen längst verschmerzt waren.

Die ungemeine Bedeutung des Credits, auf die Law als einer der Ersten aufmerksam gemacht hat, kennen wir Alle. Daß man mit diesem gewaltigen Hebel Mißbrauch treibt, haben wir vor Augen. Es ist das ausschließliche Privilegium des Dichters, aus dem Nichts Gestalten und Dinge hervorzuzaubern. Eine Handelsgesellschaft, mag sie indische Gesellschaft oder Creditbank heißen, die dasselbe versucht, muß zu Grunde gehen. Je weiter sie sich von der natürlichen Basis aller Production, der Arbeit, entfernt, um so tiefer gräbt sie die Kluft, die ihr Grab sein wird. Den Reichthum einer Nation nach der Masse der Werthpapiere, die in den Brieftaschen ihrer Geldleute stecken, schätzen wollen, ist Unsinn. Repräsentiren diese Papiere kein wirkliches Capital, so sind sie Seifenblasen, die allerdings sehr hoch steigen können, aber nur um schließlich zu platzen. Bemüht sich der Staat, dieses Steigen zu begünstigen und die Papiere auf der Höhe, die sie erklettert haben, zu erhalten, so macht er das Platzen der Blase, das schließlich doch eintreten wird, um so gefährlicher.

So ungefähr dürften die Lehren lauten, welche Law's Schicksal unserer Zeit giebt. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß diese Lehren von Geschlecht zu Geschlecht mehr beherzigt werden, daß die nationalökonomischen Kenntnisse mit Siebenmeilenstiefeln fortschreiten, und daß die Katastrophen aus beiden Gründen milder werden. Ebenso wahr aber ist, daß die Leidenschaften keine Lehre annehmen, und daß die Ammenmärchen vom Goldmännlein und vom Schlaraffenlande in den Traditionen der Börse ihre Stelle behaupten. Ohne Arbeit reich werden, ist der Lockspruch der Agiotage, und wer diesem Ziele nachrennt, mag selbst sehen, wie er fährt!

—l—.

Rückblick auf die Entdeckungsreisen in Africa.

Africa ist noch immer derjenige Theil des Erdballs, welcher der wissenschaftlichen Thätigkeit der Reisenden das größte und zugleich schwierigste Feld der Entdeckungen darbietet. Es ist den Seefahrern in dem nördlichen Eismeere leichter gewesen, durch den ewigen Eisgürtel zu dringen, welcher den Eingang zum Pole vertheidigt, als den europäischen Forschern, sich durch die unermeßliche Ausdehnung der Wüsten und die Feindschaft der wilden Völkerschaften Wege in das Innere Africa's zu bahnen. Und wie viele Opfer liegen nicht schon auf diesen unheilschwangern Wegen des Todes umhergestreut! Es ist ein trauriges Vorrecht, welches den africanischen Entdeckungen vorbehalten ist. Weder der unermeßliche Ocean und dessen Klippen und Untiefen, noch die Savannen und Wälder der neuen Welt, noch die finstern Nebeldünste der Polarmeere, noch die Wüsten Mittelasiens und dessen ungastliche Stämme, noch die eisbedeckten Alpen America's und Asiens bieten Gefahren dar, welche mit denjenigen zu vergleichen sein dürften, welche in Africa die Schritte der Reisenden verfolgen. In den übrigen Welttheilen verzeichnet die Wissenschaft den Verlust dieses oder jenes während des Versuches unterlegenen Forschers als eine beklagenswerthe Ausnahme; in Africa ist es der Tod, welcher die Regel, und die Rettung, welche die Ausnahme bildet, und mehr als hundert Reisende sind allein seit dem Jahre 1798 als Opfer ihres Eifers, das Innere des africanischen Continents zu erforschen, gefallen. — Allein weit entfernt, daß das Schicksal Derjenigen, welche unterliegen müssen, den Muth und Eifer ihrer Nachfolger schwäche, scheint es fast eher, daß es denselben noch mehr entflammte. Vergebens untergraben und zerstören die plötzlichen Abwechselungen der auf die Spitze getriebenen Temperaturen, oder die heißen Ausdünstungen sumpfiger Gegenden die starken Constitutionen; vergeblich streut die wilde Raubgier der Muselmänner oder die Barbarei heidnischer Völkerschaften immerwährende Gefahren auf den Weg der Reisenden: der Drang, die Ungeduld nach neuen Entdeckungen wird weder durch die Gefahr des Klima's, noch durch die Furcht vor der Bevölkerung geschwächt. Wenn der Soldat auf dem Schlachtfelde von dem feindlichen Eisen getroffen wird, dann schließen die Reihen sich zusammen und die Linie bildet sich aufs neue. Dasselbe gilt auch von der unerschrockenen Phalanx africanischer Forscher, indem einige von dem Genius der Handelsspeculation vorwärts getrieben, andere in frommer Begeisterung und von der Sehnsucht, den Samen des Wortes Gottes unter den uncultivirten Nebenmenschen segensreich aufkeimen zu sehen, andere endlich nur von reiner Liebe zu den Wissenschaften geleitet werden; — sie Alle liefern tagtäglich zu dem allmählich und langsam sich erhebenden Gebäude africanischer Entdeckungen ihre Bausteine.

Die Kenntniß der Geographie dieses großen Continents schreitet in der That sehr langsam vorwärts; denn wie unvollständig auch in unseren Tagen noch die Kunde ist, welche Europa von Africa besitzt, so verlieren sich doch die ersten bekannten Versuche, diesen Erdtheil kennenzulernen, fast bis ins 7. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung. Diese Versuche, welche damals während eines Zeitraums von weniger denn zwei Jahrhunderten zu wiederholten Malen erneuert wurden, werden alle den phönicischen Seefahrern von Tyrus und Karthago, den tüchtigsten Seefahrern der alten Welt, zugeschrieben, und die Tradition setzt sie mit dem Namen des Pharaonen Necho, mit dem eines Xerxes und dem des karthagischen Admirals Hanno in Verbindung.

Gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung hatte eine Ansiedelung von ägyptischen Verbannten sich im oberen Thale des Nils — ungefähr eine Reise von zwei Monaten oberhalb Meroë — in derselben Entfernung, welche Meroë von Elephantine trennt, niedergelassen, wahrscheinlich in jener Gegend, wo der Sobat mit dem weißen Nil sich vereinigt, also etwa unter 9 Grad nördlicher Breite. Später, unter der Regierung Nero's, berichten die Geschichtschreiber von einer Expedition, welche ausgesandt wurde, um die Quellen des Nils zu erforschen. Alle diese geographischen Erinnerungen beruhen unzweifelhaft auf wirklichen Thatsachen, obgleich keine von denselben, mit Ausnahme der Segelfahrt Hanno's, in so authentischem und einigermaßen umständlichem Bericht auf uns gekommen ist, daß denselben das Gepräge und die Bedeutung einer wissenschaftlichen Thatsache beigelegt werden könnte. In den Augen der Geschichte wird Vasco de Gama immer der Erste bleiben, welcher (1498) das gefürchtete Vorgebirge umsegelte, welches die südliche Spitze des africanischen Festlandes bildet und den Seefahrern eine directe Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem indischen Meere erschlossen hat.

Der Zwischenraum von 15 Jahrhunderten, welcher den Anfang unserer Zeitrechnung von der denkwürdigen Zeit Vasco de Gama's trennt, bietet nur eine einzige, in Bezug auf die geographische Geschichte des africanischen Festlandes wichtige Thatsache dar, nämlich die Einwanderung der mohamedanischen Araber in Mittelafrica, welches von ihren Geographen Beled-es-Sudan, das Land der Schwarzen, genannt wird. Allein diese Begebenheit, welche in das erste oder zweite Jahrhundert der Hegira (der mohamedanischen Zeitrechnung) fällt, hat bedeutende Resultate für die africanische Geographie geliefert; und die Mittheilungen, welche in den Berichten ihrer Reisenden und in den Büchern ihrer Geographen enthalten sind, behaupten noch immer in unseren Tagen zum Theil ihren praktischen Werth als Vergleichungspunkte mit der jetzigen Kunde, welche wir unseren neuesten Entdeckungsreisenden zu verdanken haben.

Die 300 Jahre, welche zwischen der Zeit Vasco de Gama's und dem Ende des 18. Jahrhunderts liegen, lieferten in dieser Richtung zu den portugiesischen Entdeckungen eine nicht besonders große Summe von Aufschlüssen über dieses schwer zugängliche Land. Die Portugiesen selbst hatten Ansiedelungen sowohl aus commerciellen als religiösen Endzwecken gegründet, und zwar auf den zwei entgegengesetzten Küsten von Südafrica; wir wissen mit Bestimmtheit, daß sie zu wiederholten Malen in Handelsgeschäften selbst bis Timbuktu vorgedrungen sind; allein die beklagenswerthe Politik der portugiesischen Regierung bestand, wie im grauen Alterthume die der Phönicier, darin, die Kenntniß von ihren Unternehmungen und von ihren Colonien anderen Völkerschaften zu verheimlichen.

Diesem Umstande haben wir es dann auch zuzuschreiben, daß die Nachrichten von den Reisen, welche J. Rodriguez im Auftrage des Vorgängers Emanuels des Großen und des Königs Johann II. von Portugal in die Senegalländer und nach Arguin gemacht hat, den portugiesischen Autoren unbekannt geblieben sind. Und sie wären, wie so viele andere, für die Geschichte ganz verloren gegangen, wenn Rodriguez seinem deutschen Freunde, Valentin Ferdinand (wahrscheinlich ein Nürnberger, welcher im Jahre 1495 als Buchbinder nach Portugal gekommen war), diese nicht anvertraut hätte. Valentin Ferdinand sammelte diese und andere Nachrichten über die Entdeckungen in Africa bis zum Jahre 1508, und hat uns auf diese Weise eine völlig unbekannte Chronik der Entdeckungen von Diego Gomes, einem verdienstvollen Seefahrer, der noch unter dem Infanten Heinrich und später diente, wie es bis jetzt scheint, vollständig erhalten. Jene Handschrift fand glücklicherweise ihren Weg nach München.*) Besonders werthvoll sind Ferdinand Valentins Nachrichten über den Handel der Küstenbevölkerung mit Inner-Africa, über die Oase Wadan (Hoden) nach Timbuktu und das vielgesuchte Gyni (Dschenné), welches er als eine große, unermeßliche Stadt in dem damals seinem Untergange zueilenden Sultanate der Mollier schildert. Drei Handelsartikel waren es, welche vorzüglich die Verbindung des nördlichen Africa mit den Negerländern jenseit der Sahara von Alters her lebendig erhalten haben: Negersklaven, Salz und Goldstaub. Gyni, als der Stapelplatz für das Gold, hat dem alten Guinea (ein geographischer Begriff, der sich im Laufe der Zeiten verschoben hat), nicht nur den Namen, sondern auch den Ruf eines Goldlandes verschafft, welches so unwiderstehlich zu Entdeckungen jenseit des Cap Bojador anregte. Merkwürdig in Bezug auf den Goldhandel ist die Versicherung Valentin Ferdinands, daß die jetzt verdrängten Azanaphen (die Zenhaga-Berber) im Handel drei Gewichte Goldes gegen ein Gewicht Silber, wegen der örtlichen Seltenheit dieses Metalls gaben: ein Beispiel ohne Gleichen in der Geschichte der edlen Metalle.

Gleich wichtige Nachrichten über dieses Ländergebiet und ins Besondere über das Reich Ghana an der Nordcurve des Nigerstromes (Kwora) verdanken wir dem unter dem Namen Johann Leo der Africaner am bekanntesten gewordenen Marrokkaner Alhasen, der eine Beschreibung von Africa hinterlassen hat.

In Granada geboren und von da vertrieben, hatte er in Fez seine gelehrten Studien gemacht, worauf er von dem marrokkanischen Könige als Gesandter an die Königshöfe Inner-Africa's geschickt wurde. 1517 wurde er an der Küste der Syrten von einem Europäer geraubt und als Sklave nach Rom verkauft, wo Papst Leo X. ihm die Freiheit auswirkte und bei der Taufe den Namen Leo Africanus gab. Er beschreibt Timbuktu, wo er zweimal gewesen, als angesehenen Markt, mit schön gebauter Moschee, die von einem geschickten Baumeister aus Granada aufgeführt wurde, und

*) Vergl. die Zeitschrift „Ausland" [illegible] 30. Mai 1856 und die Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. III. Cl. VIII. Bd. I. Abschn. (1856.)

rühmt den Wohlstand, die Gewerbe und den Reichthum dieser Stadt an Gold und anderen Waaren.

Die italienischen, portugiesischen und französischen Missionäre verschafften jedoch Europa weit ausgedehntere Aufklärungen über jene räthselhaften Länder. Ueberhaupt haben sich die katholischen Missionäre nicht unbedeutende Verdienste um die Kenntniß des africanischen Continents erworben; ja mehrere ihrer Berichte, wie die von Alvarez, dos Santos, Zucchelli, Merolla, Carli, Cawarzi u. A. galten fast Jahrhunderte lang als einzige Quellen für die Kunde einiger Theile Africa's. — Eine der vielen muthvollen Bestrebungen der katholischen Missionäre, in das Innere Africa's einzudringen, blieb lange Zeit völlig unbekannt; die einzige neuere Notiz verdanken wir John Barrow und dem durch seine Küstenaufnahme im mittelländischen Meere so bekannten Capitän Smith. Ein im Kloster der Congregation de Propaganda Fide zu Tripoli vorgefundenes Manuscript enthält nämlich die Nachricht, daß der Priester Carlo Maria von Genua, welcher vom Papste den Titel eines Präfecten von Borno erhalten hatte, in Gesellschaft eines Pater Serafino di Salesia am 20. Juni 1710 von Tripoli abgereist sei, um sich nach dem Innern Nordafrica's zu begeben. Ein dritter Missionär, P. Anastasio, wurde durch Krankheit gehindert, mit den Genannten die Reise fortzusetzen und somit zur Rückkehr gezwungen. Nach Barrow begaben sich die italienischen Missionäre, da ihnen der gerade Weg nach Borno durch Räuber versperrt war, zuerst nach Fessan und waren so die ersten Reisenden neuerer Zeit, welche dieses Land besuchten. Im Jahre 1711 setzten sie ihren Weg von Fessan nach Agades fort, wohin erst im Jahre 1850 wieder der deutsche Reisende, Dr. Barth, gelangte. Obgleich nun die Aufschlüsse der Missionäre hinsichtlich der positiven Geographie von einer sehr unbestimmten Natur sind, da ihren Verfassern nicht das hinreichende Maß der Fachbildung zu Gebote stand, so müssen diese Männer doch immer als ein Gewinn für die Wissenschaft gelten, da ihr Aufenthalt in jenen fernen Gegenden die Eingeborenen an den Anblick von Weißen gewöhnt und dadurch die Bahn für spätere wissenschaftliche Reisende eröffnet hat. Mit Recht nennt daher ein neuerer um die Kunde Africa's verdienter britischer Forscher, H. Thompson, die Missionäre im Allgemeinen „die unermüdlichen Bahnbrecher der Entdeckung und der Civilisation."

Eine gleiche Bedeutung wie die Nachrichten der vorerwähnten Reisenden besitzen, kann mit wenigen Ausnahmen den Ermittelungen, welche wir Reisenden und Missionären von einzelnen anderen Theilen des africanischen Küstenlandes zu verdanken haben, beigelegt werden: — von den Nachbarthälern des Senegal und Gambia — von mehreren Gegenden in Guinea — von den in der Nähe des Cap liegenden Ländern — von dem Königreich Habessinien am oberen Nil. Wenn man die Grundlage berücksichtigt, auf welcher diese Aufschlüsse größtentheils beruhen, so kann man nicht umhin, den Scharfsinn zu bewundern, welchen der berühmte d'Anville bei seiner Beurtheilung und Bearbeitung der Materialien entfaltet hat, die er bei der Ausarbeitung seiner großen Karte von Africa im Jahre 1749 benutzte. Und in der That, will man den Zustand der africanischen Geographie um die Mitte des 18. Jahrhunderts genau studiren, so muß man die Karte d'Anville's zur Hand nehmen.

Das Ende dieses Jahrhunderts bezeichnet jedoch eine große Epoche in der geographischen Geschichte dieses Welttheils.

Das, was die Bildung der britischen Gesellschaft zur Beförderung africanischer Entdeckungen (1788) zu einer epochemachenden Begebenheit stempelt, ist nicht allein der starke Impuls, welchen diese Gesellschaft zu Reisen und Untersuchungen giebt, sondern namentlich das neue Gepräge, welches sie den Nachforschungen aufdrückt. Von da an mußte nämlich die Beobachtungen der Reisenden eine wesentlich wissenschaftliche Richtung nehmen. Mit der Naturgeschichte und der noch immer ziemlich oberflächlichen Beschreibung der Völkerschaften haben die Reisenden ein allgemeineres und besser geordnetes Studium von den Terrain- und den klimatischen Verhältnissen des Landes verbinden müssen. Man hat einen besonderen Werth auf astronomische Bestimmungen gelegt, weil nur dadurch die Punkte auf den Entwürfen der Karten angegeben werden können, welche unerläßlich und das einzig sichere Mittel sind, um für die Züge der Karawanen und Reisenden untrügliche Anhaltspunkte zu erhalten. Das Studium der Völkerschaften wurde dadurch genauer und gründlicher. Der Typus der verschiedenen Racen ist mit einer gewissenhaften Treue, welche frühere Berichte nicht gekannt haben, geschildert und dargestellt worden. Man hat ihre moralischen Ideen und religiösen Ueberzeugungen erforscht, ihre Sitten und Gebräuche verglichen und, so gut man es vermochte, ihre unbedeutenden Sagen gesammelt. Ferner ist ein ganz neues Studium, nämlich das Studium der africanischen Sprachen, sozusagen, geschaffen worden und dieses Studium und die Schlüsse, die man aus denselben gezogen, haben bereits zu neuen und völlig unerwarteten Resultaten hinsichtlich der Vertheilung der Racen geleitet, welche Africa bevölkern und gleichfalls auf die gegenseitige Begrenzung derjenigen Gruppen ein Licht verbreitet, welche man jetzt schon wahrnehmen kann. Endlich hat man auf den Küstenländern des mittelländischen Meeres — in dem langen Nilthal, Cyrenaica und dessen Oasen, in Tripoli, Tunis und Algier — mit archäologischer Strenge die Alterthümer und deren Inschriften studirt, und aus diesem Studium, welches das 18. Jahrhundert kaum geahnt, ist für Aegypten eine neue Wissenschaft, die Wissenschaft der Hieroglyphen, hervorgegangen, welche schon berühmte wissenschaftliche Bearbeiter aufzuweisen und von ihrem ersten Anfang an zu wichtigen Resultaten für die älteste Geschichte der Welt geleitet hat.

Eine dieser Untersuchungen, namentlich diejenigen, welche auf das vergleichende Sprachstudium ausgehen, verdanken wir den Forschungen unserer Gegenwart, welche immer ihr Ziel höher und höher stellt und immer größere Schärfe hinsichtlich ihrer Resultate erreicht; jedoch schon die von der africanischen Gesellschaft von 1788 hervorgerufenen Expeditionen bieten jenes Gepräge wissenschaftlicher Untersuchungen, welches sie hoch über die Mehrzahl früherer Berichte stellt. Die Namen eines Browne, Ledyard, Hornemann und Mungo Park sprechen deutlich genug von dem ehrenvollen Erfolge dieser Gesellschaft schon während der ersten Epoche und von den großen Diensten, welche sie der Erforschung des Innern von Africa leistete.

Die Reisen, welche unter der Aegide der africanischen Gesellschaft unternommen wurden, mußten nothwendigerweise unter der allgemeinen Verwirrung der ersten Jahre unseres Jahrhunderts

leiden; allein die Erneuerung des Weltfriedens im Jahre 1815 gab ihnen einen neuen Stoß vorwärts. Die begonnenen Forschungen wurden fortgesetzt und viele neue erweiterten immer mehr den Kreis der Kenntnisse. Wichtige Untersuchungen fanden auf demjenigen Theile der africanischen Küste statt, welcher von dem mittelländischen Meere bespült wird, ferner auf den Küsten des atlantischen, des indischen und des rothen Meeres. Eine vollständige Umsegelung des Festlandes wurde mit der ganzen Strenge und Genauigkeit unternommen, welche die Nautik erheischt. Seemänner Frankreichs und Englands überboten einander in Eifer und Thätigkeit, diese unermeßliche Aufgabe zu lösen, sowie auch die Forscher beider Nationen sich bestrebten, den Kreis der Kenntnisse hinsichtlich der inneren Theile des Landes zu erweitern. Es muß indeß gesagt werden, daß in diesem edlen Wettstreite zweier Nationen, ein Wettstreit, welcher auf die blutigen Kämpfe des Schlachtfeldes folgte, der größte Theil der Unternehmungen und Resultate England zu verdanken ist, welches in einer ihm eigenthümlichen Weise von commerciellen Rücksichten angespornt wurde, ohne welche nun einmal in England nie etwas Bedeutendes auf dem Felde der Entdeckungen zu Stande kommt. Es giebt namentlich zwei große Gegenden, deren Untersuchung ausschließlich den Briten zu verdanken ist: im Norden das Centralbassin des Tsadsee's und die niedriger liegenden Theile des Nigerthales; im Süden die unermeßlichen Länderstrecken, welche sich von den Capcolonien nach dem Aequator hin ausdehnen. Die unmittelbare Untersuchung, ja, man darf fast sagen, die Entdeckung des Tsadsee's (1823), eines großen Binnenbeckens im Sudan, dessen Existenz man nur aus den ziemlich unbestimmten Berichten der alten arabischen Reisenden kannte, hat Clapperton und Denham in die Reihe der vorzüglichsten neuen africanischen Entdeckungsreisenden eingeführt.

Namentlich aber während der letzten Jahre hat sich bezüglich der Anstrengungen der africanischen Forschungen ein doppelter Eifer gezeigt, und diese Anstrengungen sind bereits auf mehreren Punkten mit außerordentlich wichtigen Entdeckungen belohnt worden, die wiederum die Bahn für noch größere und entscheidendere Resultate eröffnet haben. Gleichzeitig an allen Punkten seines unermeßlichen Umkreises angegriffen, hat Africa den europäischen Forschern täglich einige der Geheimnisse seiner inneren Geographie entschleiern müssen.

Capitän Becroft, der im Jahre 1844 eine großer Nigerfahrt mit einem Schraubendampfer unternahm, nachdem die britische Regierung 5000 Pfd. Sterl. für diese Expedition ausgeworfen hatte, ferner Forbes, Duncan, Irving und andere englische Seeofficiere haben in hohem Grade den Kreis unserer Kenntnisse von der Beninbucht und von Guinea hinsichtlich der inneren Geographie und der Negerbevölkerung dieser Gegenden erweitert. Die Missionen der anglicanischen Kirche und die des deutschen Missionärs Schön haben gleichfalls ihren Antheil an der Erweiterung der geographischen und ethnologischen Studien der officiellen Forscher, und man hat ihnen erst kürzlich höchst lehrreiche Mittheilungen über verschiedene Völkerschaften in der Nähe von Sierra-Leone zu verdanken. In dem Lande am Ober-Senegal herum erinnern wir an die glücklichen Untersuchungen eines Raffenel (1846) und eines Hecquard, welcher im Jahre 1850 in die Fußstapfen des Erstgenannten trat. In dem südlichen Theile des Festlandes knüpfen sich die Namen Livingston, Galton und Andersson an sehr umfangreiche Untersuchungen und Entdeckungen zwischen den portugiesischen Besitzungen auf beiden Küsten und der britischen Colonie auf dem Cap. Lange Zeit hindurch hat kein Reisender in die inneren Theile von Marokko oder in die Thäler des westlichen Atlas einzudringen vermocht; allein die französische Niederlassung in Algier ist ein Hauptsitz fruchtbringender Studien und umfassender Untersuchungen des ganzen nördlichen Erdstriches dieses Welttheils geworden. Das große Werk, welches unter dem Titel „Description scientifique d'Algérie“ herausgegeben wird, enthält bereits eine große Menge mannichfacher Aufklärungen und Actenstücke in Betreff der physischen Geographie, der Naturgeschichte, der Ethnographie und der Antiquitäten, und außerdem eine große Anzahl individueller Berichte und Arbeiten voll neuer Thatsachen und nützlicher Aufklärungen. Das Studium der positiven Geographie geht hier Hand in Hand mit physischen und ethnographischen Untersuchungen, und vorzügliche Karten, welche wir der Unermüdlichkeit französischer Ingenieure zu verdanken haben, begleiten immer die officiellen Mittheilungen. Die Forschungen französischer Officiere beschränken sich übrigens nicht allein auf diese Colonie; es werden auch täglich Erfahrungen über die angrenzenden Länderstrecken und namentlich über den Theil der großen Wüste gesammelt, welche Algier von den Königreichen des Sudan trennt.

Hinsichtlich der östlicheren Theile der atlantischen Küste bis zu der Landzunge, welche Africa mit Asien verbindet, müssen wir nächst dem gelehrten Tagebuche, welches vor einigen Jahren von Dr. Barth herausgegeben wurde, die Aufmerksamkeit auf eine kleine Schrift lenken, in welcher Bayle Saint John seinen Bericht über einen Ausflug nach der Oase Siwah, den er im Jahre 1847 unternahm, niedergelegt hat. In einer humoristischen und höchst anziehenden Darstellung hat der Verfasser hier einen sehr lehrreichen Bericht von dieser Oase geliefert, welche ehemals von Alexander besucht wurde. Die übrigen Oasen, welche, weiter gen Sudan, eine lange Kette im Westen des Nilthales bilden (Wadai, Kordofahn und Dar-For), haben gleichfalls während der letzten Jahre den Stoff zu wichtigen Schriften geboten.*) Selbst das Nilthal ist in seinem oberen Theile der Gegenstand einer großen Untersuchung gewesen, welche auf Befehl Mehemed Ali's (1840) unternommen wurde; und obgleich die Wissenschaft zu beklagen hat, daß der Bericht des französischen Ingenieurs d'Arnaud, welcher diese Untersuchung leitete, nicht im Druck erschienen ist, so macht doch die persönliche Mittheilung eines deutschen Reisenden, Ferdinand Werne, welcher sich der Expedition angeschlossen hatte, diesen Mangel weniger fühlbar. Der österreichische Consul Dr. Reitz, der Provicar Dr. Knoblecher, der Missionär Goßner aus Tirol und andere noch neuere Reisende sind auf dem Weißen Nil selbst bis über den Punkt hinaus vorgedrungen, auf welchem die Expedition d'Arnauds Halt machen mußte; und im Ganzen genommen ist der Fluß in diesem Augenblick bis etwas weniger als 4 Grad vom Aequator aus beschifft worden. Noch zwei- bis dreihundert Meilen (4—5 Grad) einer fortgesetzten Segelfahrt in derselben Richtung: und man wird unzweifelhaft auf die wirklichen Quellen des Nil

*) Alfr. Brehm, Reiseskizzen aus Nord-Ost-Africa. 3 Theile. Jena 1855.

stoßen, welche so viele Jahrhunderte hindurch der Gegenstand fruchtloser Nachforschungen gewesen sind. Das Ziel wurde, wenn auch nicht erreicht, so doch wenigstens von der Ferne erblickt, und unser Zeitalter kann sich mit der Hoffnung schmeicheln, endlich die Lösung dieses großen geographischen Räthsels zu finden.

Zwischen dem großen Arm des Nil (Bahr-el-Abyad oder dem Weißen Fluß) und dem Rothen Meere erhebt sich ein Alpenland, Habessinien genannt, dessen Gewässer von einem Nebenfluß des Nil (Bahr-el-Azrek oder dem Blauen Fluß), welchen man längere Zeit für den wirklichen Nilfluß angesehen hat, während er nur ein in denselben mündender Nebenfluß ist, aufgenommen werden. Keine Gegend, nicht allein in Africa, sondern in der ganzen Welt, ist während der letzten zwanzig Jahre das Ziel so vieler und so wichtiger Reisen gewesen. Eine unermeßliche Menge physischer, geographischer, naturgeschichtlicher, ethnographischer und historischer Begriffe haben in hohem Grade den Vorrath an Kenntnissen von diesem Lande vergrößert, welchen wir zahlreichen Reisenden, die hier während der letztverflossenen drei und eines halben Jahrhunderts auf einander folgten, zu verdanken haben. Sämmtliche Nationen der Christenheit sind hier durch ausgezeichnete Forscher repräsentirt, von welchen mehrere einen hohen Rang in der Wissenschaft erlangt haben. Frankreich durch Lefebre, Rochet d'Héricourt, die Gebrüder Abbadie, Ferret und Galinier; England durch Beke, Harris, Johnson und Pater Gobat; Italien durch Pater Sapeto; Deutschland durch Krapf, dessen Reisegefährten Isenberg, Rüppel, Russegger, — eine ausgezeichnete Phalanx, welcher noch mehrere andere Namen hinzugefügt werden könnten. Habessinien ist, als das Ziel gelehrter Forschungen, ein vor allen andern begünstigtes Land gewesen.

Einer der Reisenden, deren Namen wir soeben verzeichnet haben, der Missionär Krapf, hat sich später auf einem andern Schauplatz eine noch größere geographische Berühmtheit erworben. Im Jahre 1844 erhielt er von der Londoner Missionsgesellschaft den Auftrag, im Verein mit Rebmann eine Missionsniederlassung, in der Nähe von Mombaz auf der Ostküste Südafrica's zu gründen, und seit jener Zeit hat er sich vollständig der Aufgabe hingegeben, die ihm angewiesen wurde. Um sich in unmittelbare Verbindung mit den umwohnenden Völkerschaften zu setzen, hat er sich ihre verschiedenen Sprachen angeeignet; um diese barbarischen Völker für das Evangelium empfänglich zu machen, hat er sich mitten unter sie begeben, dort ihre Sitten und Gebräuche, ihre religiösen Begriffe und Vorstellungen studirt. In jedem Jahre seit 1844 wurde eine dieser Excursionen unternommen, oft in ziemlich bedeutender Entfernung von Mombaz, theils in westlicher, theils in nördlicher, theils in südlicher oder südwestlicher Richtung, und jede dieser Excursionen ist der Gegenstand ausführlicher Berichte gewesen, die sämmtlich nach und nach von der Londoner Missionsgesellschaft in Druck gegeben worden. Krapf ist weder Gelehrter noch Geograph im strengeren Sinne des Wortes; allein er ist ein kenntnißreicher Mann, ein feiner Beobachter, ein genauer Erzähler, und wir kennen wenige Berichte, welche eine größere Masse wirklicher Aufschlüsse über das Land und dessen Bewohner geben, als diese einfachen und prunklosen Berichte. Die geographischen und ethnographischen Mittheilungen, welche man hier findet, sind ganz neu; auf einem Flächenraum von mehreren Graden, woselbst die Karte zehn Jahre früher einen vollkommen leeren Raum darstellte, erscheinen hier eine Menge Namen von Völkerschaften, Flüssen, Bergen, Dörfern und kleinen Städten. Auf einem seiner Ausflüge gen Westen hat Krapf eine Bergkette zu Gesicht bekommen, von welcher einige sehr hohe Gipfel mit Schnee bedeckt sind, welche Eigenschaft denselben in der Sprache der Eingeborenen den bezeichnenden Namen der Weißen Berge verschafft hat. Von dieser Bergwand aus in einer Entfernung von der Küste von zwei- bis dreihundert Meilen (d. i. 4—5 Grad) haben die bedeutendsten Flüsse, welche die Gegenden bewässern, ihren Ursprung. Jenseit dieser Berge findet man laut der Berichte der Eingeborenen eine sumpfige Länderstrecke mit großen Landseen, von welchen mehrere Flüsse ausströmen, die sich später zu einem großen Fluß, welcher die Richtung gen Norden nimmt, vereinigen. Krapf bezweifelt nicht, daß dieser Fluß, der somit seine Quellen 4—5 Grad südlich von dem Aequator haben muß, der obere Theil von Bahr-el-Abyad ist; und aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte diese Vermuthung begründet sein. Es war die Absicht des Missionärs, auf einem seiner späteren Ausflüge über jene Weißen Berge bis zu dem großen Landsee vorzudringen, von welchem der Fluß des Nordens seinen Ursprung nimmt.

Als die Krone der Entdeckungsreisen muß jedoch die von der britischen Regierung ausgerüstete Expedition der Reisenden Richardson, Barth, Overweg und Vogel, welche eine Kette heroischer Unternehmungen bilden, betrachtet werden. Nie hat eine Expedition zur Erforschung fremder Länder ein so allgemeines und lebhaftes Interesse unter allen Gebildeten Europa's hervorgerufen, als diese; denn keine war wie sie so systematisch ins Werk gestellt und geeignet den Völkerverkehr und den Handel zu erweitern, der Entwürdigung der Menschennatur durch den Sklavenhandel die Wirkungen der Humanität, geläutert durch das Christenthum, entgegenzusetzen und die Wissenschaften, namentlich Geographie, Naturwissenschaften, Geschichte und Sprachforschung, mit bedeutenden Erfolgen zu betreiben. Die Idee zu dieser großen Expedition nach Mittelafrica ist von dem Engländer James Richardson ausgegangen, der sich durch seine Reisen in den Jahren 1845 und 1846 durch den nördlichen Theil von Sahara, von Tripoli nach Ghadamis, Ghat und Mursuk, um dort den Sklavenhandel nach Kräften zu unterdrücken, in England einen klangvollen Namen erworben hatte. Im Jahre 1849 erhielt Richardsons Plan die Genehmigung und Unterstützung der britischen Regierung, und zugleich wurde auf Anregung des berühmten Geographen A. Petermann ihm der mit tüchtigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstete Dr. Adolph Overweg aus Hamburg beigesellt. Dieser Entschluß Overwegs war für das ganze Unternehmen noch dadurch von großer Bedeutung, daß sein Freund und Landsmann, der als Archäolog und Sprachkenner sehr geachtete Dr. Heinrich Barth, sich bestimmen ließ, der Expedition sich anzuschließen.

Im November 1849 begaben sich die Reisenden nach Tripoli, dem natürlichen Eingangsthore in das Innere von Africa. Während Richardson, um die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen, in dieser Stadt zurückblieb, besuchten Barth und Overweg das Ghariangebirge. Gegen Ende März 1850 erfolgte der Aufbruch der Expedition. Der Zug bewegte sich auf dem gewöhnlichen Karawanenwege über Mursuk, Bentscholid, Sokna, durch das Land der Tebo nach Ghat, um durch das Gebiet der Tuareg, nament-

lich durch das von Europäern bis jetzt wenig besuchte Air bis nach Tegelal in Damahn, der Pforte vom Sudan, vorzudringen. Hier trennten sie sich in der Absicht, um das Land nach verschiedenen Richtungen hin zu erforschen, nachdem sie Kuka, die Hauptstadt des Reiches Borno, als den Wiedervereinigungspunkt bezeichnet hatten. Leider ist es den Reisenden nicht vergönnt gewesen, den Wunsch des frohen Wiedersehens erfüllt zu sehen: ihr Abschied war ein Abschied auf ewig. Richardson erlag nämlich den Strapazen der Reise schon am 4. März 1851 zu Ungurutua, 6 Meilen westlich von Kuka. Barth eilte zur Stätte des Todes seines Gefährten und rettete der Wissenschaft seine werthvolle Hinterlassenschaft. Die beiden Freunde, Barth und Overweg, nahmen nun ihren Weg in nordöstlicher Richtung über den Tsadsee nach Kanem, um die nordöstliche und östliche Küste des See's, sowie Wadai im Osten kennenzulernen. Am 25. November desselben Jahres unternahmen sie die Reise von Kuka östlich nach Musgo und stießen auf eine Reihe industriöser Städte in der Ebene südlich vom Tsadsee in dem Fürstenthume Logone.

Die beiden Reisenden trennten sich, und Barth unternahm, den Doppelstrom Schari überschreitend, die Reise nach dem bisher noch von keinem Europäer betretenen Bagirmi, um einen neuen Weg in das Innere Africa's, gegen die Nilquellen und nach dem indischen Ocean aufzusuchen, während Overweg die Richtung südöstlich von Kuka einschlug. Als Barth an den Tsadsee zurückkehrte, hatte er das große Unglück, seinen Freund Overweg zu Maduari ins Grab zu legen. Barth entschloß sich nun, die Handelsstadt Timbuktu zu besuchen, welches er über Minyo, Sinder und Gesaua unter großen Gefahren am 7. September 1853 erreichte. Nach einem Aufenthalte von sieben Monaten verließ er die von politischen Parteikämpfen zerrissene Stadt, durchschnitt das Sonrayreich und traf am 1. December 1854 in einem Walde bei Buadi mit dem vor zwei Jahren ihm zur Unterstützung nachgesandten Dr. Vogel aus Leipzig zusammen. Er setzte dann seine Heimreise fort und traf am 7. August nach einer Abwesenheit von fünf Jahren und fünf Monaten in Tripoli wohlbehalten ein. Vogel, durch astronomische und botanische Kenntnisse ausgezeichnet, hatte seine Reise von Tripoli über Mursuk auf dem geraden Wege nach dem Tsadsee angetreten und überall Vermessungen vorgenommen und die astronomische Lage der bewohnten Plätze, Gebirge und andere geographische Punkte bestimmt. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind seine Aufnahmen am Tsadsee und seine Beschreibung dieses See's und der an denselben angrenzenden Landschaften und Völkerstämme. Vieles, was durch Clapperton und Denham geographisch und astronomisch bestimmt worden ist, wurde von ihm als irrig bewiesen und verbessert, so daß seine Thätigkeit für die positive Geographie von Bedeutung ist. Seine Absicht war von Anfang an, von den Ländern des Tsadsee's einen Weg nach Wadai, Darfor bis nach dem indischen Ocean zu finden. Die jüngsten Berichte melden uns sein glückliches Eindringen in das gefährliche Land Wadai, und ist zu hoffen und zu wünschen, daß er so glücklich sei, sein Ziel zu erreichen und der großen Unternehmung die Krone aufzusetzen!

Hiermit schließen wir unsere Skizze, weil wir uns an dieser Stelle nicht ausführlicher über diese Expedition verbreiten können und weil wir überdies nach dem Erscheinen des großen Reisewerkes von Dr. Barth wieder darauf zurückzukommen gedenken. Außerdem lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser auf eine von dem Einsender dieses Artikels in kurzem erscheinende Schrift: „Die Untersuchungsexpedition von Richardson, Overweg, Barth und Vogel in Nord- und Mittelafrica.“ A—s.

Die Naturforschung und ihre Opposition dagegen.

Von Zeit zu Zeit taucht in Deutschland bekanntlich ein muthiger Mann auf, der den Gravitationsgesetzen den Krieg erklärt und eine neue Hypothese zur Erklärung von Erscheinungen zum Besten giebt, die er für unerklärbar hält, weil ihm ihre Erklärung unverständlich ist. Dergleichen geht spurlos vorüber und findet kein Publicum, weil der gesunde Menschenverstand in dem richtigen Eintreffen der Voraussagungen des Kalenders einen Beweis dafür sieht, daß es mit der Astronomie und dem, was ihr anhängt, doch wohl seine Richtigkeit haben möge. Anders ist es bei anderen Zweigen der Naturwissenschaft, die sich nicht gleicher relativer Vollendung rühmen und keinen Kalender aufweisen können, der für sie spricht. Hier unterwirft man sich nur ungern der Anerkennung der von der Forschung aufgestellten Gesetze und gesteht der Autorität der Wissenschaft nur ein sehr bedingtes Recht zu. Die unbestreitbare Gewißheit, daß die Naturwissenschaft eine unvollendete ist, ohne welchen Umstand sie ja eben keine Fortschritte machen könnte, gilt Vielen, die fast unwillig auf die Bedeutung der Naturwissenschaft in unserer Zeit blicken, zugleich als Beweis für die Berechtigung eines Jeden, jede ihrer Lehren anzuzweifeln. Ein von wissenschaftlichem Ballast unbelästigter Weltfahrer erzählt, daß das Wasser des Red River bei Nacht schneller fließe als bei Tage. Der Mann findet einen Herold der das Factum — das ist es ihm — weiter verbreitet mit dem Ausrufe: „Wieder ein Beweis, wie weit unsere Stubengelehrten von der Kenntniß des Waltens der Natur im Großen entfernt sind!“ Aehnliche Facta werden täglich geglaubt, ähnliche Urtheile täglich gefällt. Von einer naturwissenschaftlichen Bildung, die vor Allem die Feststellung des Factums verlangen würde, ehe von einer Erklärung desselben oder nur von irgend einem Urtheile darüber die Rede sein könnte, findet man im großen Publicum gar wenig. Desto größer ist die Neigung, dem Despotismus der naturwissenschaftlichen Autorität Opposition zu machen. Daher die Unsterblichkeit der Geschichten von Irrlichtern, brennendem Speck, der durch die Esse fährt, Mineralwässern, die langsamer abkühlen als anderes Salzwasser von gleicher Schwere 2c. 2c. Daß Forscher, welche ihr ganzes Leben, Zeit, geistige und körperliche Kraft daran setzen, sich im Beobachten zu üben, welche es nicht scheuen, der Erforschung des Kleinsten und scheinbar Geringfügigsten die unsäglichste Mühe zu widmen, weil sie wissen, daß oft im Kleinsten das Größte liegt, daß Solche wirklich zuletzt ihre Sinne sicherer zu brauchen wissen als im Beobachten Ungeübte, und daß sie endlich auch in den dunkelsten Gebieten der Natur einige Anhaltpunkte zu finden vermögen und gefunden haben, von welchen aus

sich mit einer gewissen Sicherheit über Das urtheilen läßt, was dem menschlichen Urtheile, oberflächlicher Ansicht zu Folge, unzugänglich zu sein scheint: das wird kaum von der großen Mehrzahl zugestanden. „Wie können Sie das wissen?“ wird der Naturforscher oft gefragt; die Frage enthält immer den Nachsatz in sich, der freilich nicht ausgesprochen wird: „Da ich es nicht weiß!“

So kommt es, daß gegen die naturwissenschaftliche Autorität, ähnlich wie gegen die politische, von Zeit zu Zeit Emeuten, Putsche, gewagt werden. Man sucht sich zu emancipiren, eine naturwissenschaftliche Demokratie soll auf den Thron gehoben werden, Jeder soll ein geborner Forscher sein. Nieder mit den Professoren! Revolutionen sind indessen auf diese Weise nie gemacht worden; diese gingen stets aus dem Schooße der Wissenschaft selbst hervor. Von einem Aufstande jener Art aber, in Masse, welche nichts Geringeres als eine Revolution beabsichtigte, sind wir Alle Zeugen gewesen oder haben gar selbst daran Theil genommen; ich meine die Tischrückerei! Der Mann, welcher diese Geburt der Thorheit uns aus America brachte, grollt nun, nach dem traurigen Ende seines Pfleglings, im Stillen fort. „Du kannst im Großen nichts verrichten und fängst es nun im Kleinen an.“ An diese Worte muß man denken, wenn man liest wie er gegenwärtig beweist, daß die sämmtlichen Erfindungen der Neuzeit, welche man fälschlich für Früchte der Naturforschung gehalten hat, eigentlich gar nicht von Naturforschern, sondern von Nicht-Naturforschern gemacht worden sind. Nicht ein Naturforscher hat die Fruchtbonbons erfunden, sondern ein Conditor! Die thörichten Chemiker begnügten sich damit, die Fruchtessenzen zu erfinden; da kam der Conditor und that sie zum Zucker: das erst war die Erfindung! Wir glauben, man verdanke die Aepfel den Aepfelbäumen und ihrer Pflege. Die Philosophie des „Vaters der Tischrückerei“ belehrt uns, daß die Obsthändlerin, welche sie abnimmt und verkauft, der Aepfel wahre Quelle ist. Warum auch nicht? Wöhler in Göttingen entdeckte vor langer Zeit das Aluminium; aber freilich, er machte weder Pfunde davon, noch Lärm damit. Deville in Paris macht fünfzehn Jahre später das Experiment nach, stellt große Massen des Metalls mit kaiserlicher Unterstützung dar, macht viel Lärm dazu und — Deville ist der Entdecker des Aluminium! Die Zeitungen sagen's und so ist es wahr! D. L. E.

Zur Ethnographie Dalmatiens.*

Die Bevölkerung Dalmatiens in allen ihren ursprünglichen Bestandtheilen mit Genauigkeit ermitteln zu wollen, dürfte ebenso schwierig, wie unbelohnend sein. Vermöge seiner Lage war Dalmatien von jeher ein ersehntes und bestrittenes Land: seine ganze Geschichte ist nichts als ein fortwährender Kampf um seinen Besitz. Ansiedler auf Ansiedler folgten sich. Barbarenstämme auf Barbarenstämme drängten vom Festland her dem Meere zu, die Schwächeren riefen fremde Hülfe herbei, die Retter erschienen und blieben Herren, bis sie einem ähnlichen Schicksal erlagen. Es giebt fast kein Volk in Europa, welches nicht einmal an Dalmatiens Küsten erschienen wäre und Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen hätte. Wir finden kolchische Colonien (Dulcigno und Pola) und griechische Niederlassungen (Pharia), auf Lesina, Epetium (Stobrez), Tragurium (Traù), Melita (Meleda), Butra (Budua), Ambrachia (Brazza); römische Familien (Lutia, Lucio), Cöpia (Cippico), Valeria (Valeri), Junia (Giunio), Coccia (Coccich), Marcia (Marce), Cölia (Celio), Statilea (Statileo), Aeutheis (Geremia) und byzantinische Geschlechter (Andronico, Cantacumano, Grisogono, Lascaris, Paleologo); aus Spanien vertriebene Juden ließen sich in Spalato und Ragusa, verbannte Ghibellinen in Zara und Spalato nieder; flüchtige Edelleute aus Ungarn und Bosnien gründeten den Freistaat Poglizza, Albanesen aus der Gegend von Antivari das Dorf Erizzo bei Zara; die Kreuzfahrer ließen viele kranke Franzosen auf den Scoglien von Zara und ihre Aussätzigen auf der Insel Lagosta zurück; Venetianer und Lombarden kamen an die Küsten und auf die Inseln, Uskoken aus der Türkei herüber; Schweizer siedelten sich in den Städten, Engländer in Lissa an und dem unaufhörlichen Herrschaftswechsel der Chrovaten, Ungarn, Bosnier, Genueser, Neapolitaner, Venetianer, Türken, Franzosen und Oesterreicher verdankt Dalmatien eine nicht geringe Zahl seiner Bewohner.

Gleichwohl lassen sich vier Hauptabstammungen deutlich unterscheiden: die slavische, italienische, spanische und albanesische.

Die Albanesen, 882 Seelen stark, bewohnen den Flecken Erizzo bei Zara. Es waren ursprünglich 27 Familien aus der Umgegend von Antivari, welche sich, um den Verfolgungen des Mahmud-Begovich zu entgehen, nach Perasto flüchteten. Von dort rief sie 1726 der Erzbischof Zmajevich von Zara, welcher sie kannte, da er früher Bischof von Antivari gewesen, nach Zara und verschaffte ihnen durch die Vermittelung des Provveditore Niccolo Erizzo den Schutz und die Gunst des venetianischen Senats. Es wurde ihnen zuerst ein Strich Landes bei Zemonico angewiesen, dann aber die Erlaubniß zur Gründung eines Dorfes ganz in der Nähe von Zara bewilligt, welches sie zu Ehren des genannten Provveditore Erizzo nannten. Der Erzbischof Zmajevich baute ihnen auf eigne Kosten eine Kirche, welche er später zur Parochialkirche erklärte. Noch halten die Bewohner von Erizzo streng an der Sprache und den Sitten ihres Vaterlandes.

Die Spanier, jüdischen Ursprungs, sind meist Nachkommen der Familien, welche in Folge des königlichen Decrets vom 30. März 1492, das allen Juden des Reiches befahl, entweder das Land zu verlassen oder Christen zu werden, aus Spanien auswanderten. Sie ließen sich in Spalato und Ragusa nieder und bilden jetzt eine Bevölkerung von 510 Personen. Ihr heiliges Buch ist die Schrift mit den Erklärungen des Talmud. Ein Decret des Generalproveditore von Dalmatien, Pietro Valier, vom 9. September 1678 bewilligte der hebräischen Gemeinde von Spalato, welche damals aus 38 Familien bestand, ein neues Synagogenbuch anzufangen. Es wurde in spanischer Sprache geschrieben und fast bis 1700 in derselben Sprache fortgesetzt. Auch die Bibelvorlesungen und Predigten in der Synagoge, welche jetzt, wo nur noch Wenige spanisch verstehen, italienisch sind, wurden bis vor fünfzehn Jahren

spanisch gehalten und die Ceremonien und Gebete folgen noch immer dem in Portugal und Spanien, nicht dem in Italien und Deutschland üblichen Ritus.

Die Italiener, jetzt gegen 20,000 Seelen stark, fingen seit dem elften Jahrhundert an, sich in Dalmatien anzusiedeln. Im Rath von Zara waren 1552 von 17 adeligen Familien über zwei Drittel italienischer Abstammung, und auf Lesina war in demselben Jahre das Verhältniß noch größer. Außer Venedig war es vorzüglich Apulien, Toscana und Bergamo, dessen Bewohner nach Dalmatien auswanderten. Anfangs vorzugsweise in den Städten der Küste und der Inseln drang das italienische Element allmählich auch in das Innere ein, und die Italiener bilden jetzt nicht nur die gebildetste Classe des ganzen Landes, sondern verbreiten auch mehr und mehr italienische Sitte und Lebensweise. Nur in einigen Hauptstädten gewinnt der Deutsche das Uebergewicht. Die italienische Sprache hat sich in Dalmatien zu einem besonderen Dialekt, der sogenannten lingua Bodola,*) ausgebildet, der wiederum je nach den Städten besondere Schattirungen darbietet. Am reinsten wird das Italienisch in Ragusa, am venetianischsten in Zara, am eigenthümlichsten in Spalato und auf den Inseln gesprochen. Charakteristisch ist hier die Versetzung des r und der Gebrauch des i anstatt des e. Man sagt nämlich crompare anstatt comprare, promesso für permesso rc., und der Mißbrauch des i gab den Ragusäern Anlaß zu den Spottversen:

Si mi rimiri ti,
Ti mi rimiri mi,
Si ti rimiri mi,
Mi ti rimiri ti.**)

Die Slaven, gegen 350,000 Seelen, nach Šafařik an 391,000 Seelen zählend, bilden den größten und wichtigsten Theil der Bevölkerung Dalmatiens. Ob sie auch die frühesten Bewohner dieses Landes gewesen sind, wie Viele der südslavischen Gelehrten behaupten, mag dahingestellt bleiben. Der in ganz Dalmatien als gründlichster Alterthumsforscher seines Vaterlandes berühmte und auch dem Ausland als bedeutender Archäolog bekannte Professor Pietro Nisiteo in Cittavecchia beweist in seinem leider noch ungedruckten „Memorie staccate sulla Dalmazia" zur Evidenz, daß die alten Illyrier nicht slavischen, sondern thrakisch-pelasgischen Stammes waren und alle von den griechischen und römischen Historikern und Geographen uns aufbewahrten Völkernamen, wie Liburner, Autoriaten, Enkeleer, Daorser rc. nur Benennungen der verschiedenen Glieder eines und desselben Volkes sind. Viele der Gewohnheiten und Gebräuche dieses Volkes haben sich, wie es häufig geschieht, auf die später eingewanderten slavischen Stämme verpflanzt und die Sprache hat sich zum Theil noch in der heutigen Sprache der Albanesen erhalten, welche die letzten Ueberreste der einst so mächtigen Illyrier sind. Die Slaven beginnen nach Prokop erst mit dem Jahre 549 unserer Zeitrechnung Einfälle in Dalmatien zu machen. Feste Niederlassungen in diesem Lande gründeten sie aber, wie Šafařik in seinen slavischen Alterthümern ausführlich beweist, nicht vor der großen Einwanderung der Chorvaten und Serben, welche zwischen 634 und 638, nach Mikotey erst 640 stattfand. Die Nachkommen beider Stämme lassen sich noch durch ihre Dialekte genau bestimmen. Ebenso die der letzten slavischen Ansiedelung, welche in das vierzehnte Jahrhundert fällt, als die Uebermacht der Grafen von Bribir, Ostrovizza und des Prior von Vrana viele Serben aus Rascia nach Dalmatien zog. Sie wohnen in den inneren Theilen des Landes, während die Nachkommen der Chorvaten des Porphyrogenitus nach Vuk Stefanovich vorzüglich auf den Inseln zu suchen sind.

Menis in seinem „Mare adriatico" unterscheidet die ursprünglichen Stämme nach ihren Physiognomien. „Zwischen der Zermagna und Cettina olivenfarbiger oder bräunlicher Teint, schwarze oder dunkelkastanienbraune Haare, ähnliche aber lebhafte Augen, etwas längliches Gesicht, ernstes und drohendes Aussehen und meist hoher Wuchs."

„Jenseit der Cettina sehr vortheilhafter und wohlproportionirter Körperbau, röthlich dunkle Haut, schwarze Haare und dichter Haarwuchs, schwarze Augen, eine kriegerische und entschlossene Miene und eine ernste Haltung bei überaus hohem Wuchs und athletischen Formen. Man kann sie als die ächtesten Nachkommen des serbischen Stammes ansehen, indem sie auch im Vergleich zu den Anderen unter ganz ähnlichen Verhältnissen eine größere Empfänglichkeit zur Civilisirung zeigen. Denn im Allgemeinen gilt der serbische Stamm für edler und schöner als der kroatische, welchen er mehr und mehr nach Norden und Westen zurückgedrängt hat.

„Eine Vermischung beider Stämme scheint besonders nördlich der Kerka stattgefunden zu haben."

Die Insulaner oder Scoglianer (von scoglio, Felsenriff, was in Dalmatien nicht nur für die kleinen unbewohnten, sondern auch für nicht allzugroße bewohnte Inseln angewandt wird) zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Physiognomie und aufgeweckteren Geist, weniger durch starke Körperbildung aus. Ihrer verdorbenen slavischen Mundart verdanken sie die Spitznamen Schokazi oder Čakavci d. h. die, welche scho oder ča anstatt što sagen. Die Bewohner des Innern dagegen werden von den Küsten- und Inselbewohnern Morlacchi genannt. Ueber die Bedeutung dieses Namens ist man sehr verschiedener Ansicht. Lucino erklärt ihn morovlacchi schwarze Lateiner, Kopitar: mauro-valacchi schwarze Wallachen, Cattalinich: mauro-vlassi schwarze Volscer oder Italiener, Ljubich und Andere: more-vlassi Meerwallachen, entweder weil sie vom Schwarzen Meere hergekommen wären, oder sich dem Adriatischen Meere genähert hätten. Da aber der Name schon bei den byzantinischen Schriftstellern und vor der letzten slavischen Einwanderung im vierzehnten Jahrhundert vorkommt, ist wohl die Erklärung Kopitars als die richtigste anzunehmen, welche überdies mit der türkischen Bezeichnung der Morlacchen: Karavlassi, schwarze Wlachen, übereinstimmt. Ganz unhaltbar ist die Ansicht des Abbate Fortis: Morlacchi sei ein rein slavischer Name und bedeute „die Mächtigen vom Meere," ebenso die des D. H. Meinert: die Morlacchen als Abkömmlinge der in Dalmatien zurückgebliebenen Mongolen legten sich den Namen des Herrscherstammes Uluses bei. Denn die Morlacchen sind der Urtypus des slavischen Stammes in Dalmatien: in Sprache, Anlagen, Gewohnheiten und Sitten ganz gleich den Serben in Serbien, Bosnien und der Herzegowina.

*) Bodoli hießen in Venedig zur Zeit der Herrschaft der Republik die überseeischen Soldaten zu Fuß; daher deren verdorbene italienische Sprache: lingua Bodola.

**) An einen Spiegel: Wenn ich dich ansehe, zeigst du mich mir; wenn du mich ansiehst, zeigst du dich mir.

Italienische Cultur und deutsches Wesen hat bis jetzt wenig oder gar keinen Einfluß auf sie ausgeübt. Daher hat auch ihr Name im Munde des gebildeteren Städters und des mehr italienisirten Insulaners einen ebenso verächtlichen Sinn angenommen wie in Cattaro und an den Bocche, wo der Name Vlach unbekannt geblieben ist, wie der Name Montenegriner und in Ragusa gilt „Morlach" geradezu als Schimpfname.

Die Stammverschiedenheit der dalmatischen Slaven bedingt auch die Trennung der slavo-dalmatischen Sprache in zwei Hauptmundarten: die serbische oder morlachische, welche mit geringen Abweichungen in der Aussprache der in Serbien gesprochenen gleich ist, und die der Inseln. Diese wird auf den Inseln und an der Küste von Istrien bis zum Primorjo von Macarsia gesprochen, zeigt viele Reste der altcroatischen Sprache und ist nicht nur in Worten sondern auch in der Grammatik verschieden von der ersten. Denn während der Morlach bio, pisao, kupio (gewesen, geschrieben, gekauft) spricht, sagt der Insulaner bil, pisal, kupil. Auch ist diese Mundart mit vielen italienischen Worten vermischt und Ausdrücke, welche in Lissa gang und gäbe sind, werden in Curzola oft gar nicht verstanden.

Die erste Hauptmundart dagegen, welche auf dem Festland in den Districten Kotar, Knin, Verlika, Sinj, Imoschi, Vergoraz, Narenta, Slano, Canali, Castelnuovo, Risano, Dobrota und Cattaro und an der Küste nur in den Gegenden gesprochen wird, welche wie Macarsca mit dem Innern in unmittelbarem Verkehr stehen, zerfällt durch die Anwedung des i oder ĕ (je), in zwei Hauptdialekte. An den Bocche und bei Ragusa sagt und schreibt man nämlich ĕ, wie in bĕlo (weiß), dĕvojka (Mädchen) und ähnlichen Worten für das im übrigen Dalmatien übliche i in bilo, divojka u. s. w. Bei den Anwohnern der Grenze von Bosnien, der Herzegowina und von Montenero findet man viel türkische Worte. Am reinsten wird die Sprache von den Bergbewohnern, in Sign, Imoschi, Macarsca, an der Primorja (Küstenstrich) von Ragusa und an den Bocche, am wohlklingendsten bei Ragusa gesprochen. In Ragusa selbst hat sich als Volkssprache ein eigner Dialekt halb slavisch, halb italienisch gebildet, welcher ebenso verdorben ist, wie sich die dortige Schriftsprache classisch-rein erhalten hat. In den andern Küstenstädten, wo das Slavische nur von den unteren Volksclassen gesprochen wird, wird die Sprache von dem größeren oder geringeren Verkehr mit den Inseln oder dem Inneren beeinflußt. So sind z. B. in Sebenico drei verschiedene Sprachweisen herrschend: in der Landvorstadt, borgo di terra, spricht man das Slavische so rein, wie bei Sign, in der Seevorstadt, borgo di mare, wird ž gar nicht und š für št (z. B. šoi statt štoi) ausgesprochen und in der oberen Stadt (gorica) sagt man c statt č, z. B. cověk (Mensch). Die Griechen, selbst die Gebildeten, sprechen in ihren Familien stets slavisch und in allen Städten gleich gut.

Zur Schrift sind in Dalmatien drei Alphabete üblich: das glagolitische (bukviza), das cyrillische (kirilliza) und das lateinische.

Die glagolitische Schrift ist die heilige Schreibweise der römisch-katholischen Christen, und ausschließlich den Dalmatiern eigen. Noch weiß man nicht mit Bestimmtheit anzugeben, wann es zuerst angewendet worden ist. Levacovich gedenkt eines Psalters, den er von Tomeo Marnavich hatte und der von einem älteren 1222 unter Papst Honorius durch einen Geistlichen von Arbe, Nicolò, abgeschrieben worden war. Das älteste Document über diese Schrift ist eine Bulle des Papst Innocenz IV. von 1248, welche den Dalmatiern und Istriern erlaubt, sich der glagolitischen Schrift bei der Messe zu bedienen. Die ältesten Handschriften darin sind der von Kopitar veröffentlichte Glagolita Clozianus, das Evangelium Assemani in der Vaticanbibliothek und ein anderes Evangelienbuch, welches Professor Grigorovich aus Kasan auf dem Berge Athos entdeckte. Das älteste gedruckte glagolitische Werk ist ein Missale von 1483, von dem nur noch drei Exemplare bekannt sind: eins in der k. k. Bibliothek in Wien, eins in der Vaticanbibliothek und ein drittes in der Bibliothek des Professor F. Carrara, welcher es 1845 in der Poglizza entdeckte. Um die Verbesserung der glagolitischen Meßbücher haben sich außer Levakovich (zur Zeit Papst Urbans VIII.) die beiden Spalatriner Pastricio (1688—1706) und Caraman (1741—1745 verdient gemacht, um den Druck derselben die Propaganda in Rom, Segna und Venedig. Abhandlungen über die glagolitische Schrift besitzen wir von Dobrowsky, Kopitar und besonders Stojačkovic in dessen 1847 in Neusatz erschienenem Werke über die Geschichte des griechisch-slavischen Gottesdienstes und der cyrillischen Litteratur bei den abendländischen Slaven.

Die cyrillische Schrift, von den Heiligen Cyrillus und Methodius, den Aposteln Mährens, eingeführt und von den Päpsten Hadrian II. und Johann VIII. den neubekehrten Mähren gestattet, ist bei den Griechen üblich. Es ist dieselbe, welche wir bei den Russen, Serben, Bulgaren und Wallachen finden. Aus ihr bildete Peter der Große die sogenannte Civilschrift, welche von den Serben noch jetzt für außerheilige Gegenstände angewendet wird. Die ältesten Manuscripte in cyrillischer Schrift sind in Rußland und Mähren gefunden worden.

Die lateinische Schrift ist in Dalmatien allgemein und jetzt selbst für heilige Sachen üblich. Padre Bernardino von Spalato veröffentlichte zuerst darin und zwar mit gothischen Lettern sein illyrisches Meßbüchlein (Venedig 1495). Leider hat die Orthographie eine unglückliche Spaltung hervorgerufen. Die Ragusäer haben eine eigene Schreibweise, die übrigen Dalmatier ebenfalls. Die Regierung versuchte beide in eine zu verschmelzen, aber die dazu ernannte Commission, welche 1820 eine besondere Orthographie festsetzte, erreichte nur, daß die zwei üblichen Schreibweisen um eine dritte vermehrt wurden, welche auf die Behörden und Schulen beschränkt blieb und nicht in den Privatgebrauch drang.

Jetzt gewinnt die neue kroatische Orthographie immer mehr und mehr Anhänger und wird vielleicht binnen kurzem ihrer Einfachheit wegen allgemein angewendet werden. Bereits sind die Volkslieder des Kačich, die letzterschienenen illyrischen Grammatiken und Wörterbücher, viele Gebetbücher und die meisten alten Classiker und neuen belletristischen Werke mit dieser Orthographie gedruckt worden. Nur Ragusa hält noch die alte ragusäer Schrift fest und die Griechisch-Gläubigen bedienen sich nach wie vor zu Druck und Schrift des cyrillischen Alphabetes. O. v. R—g.

Zur Chronik.

Ernst Moritz Arndt.

— Unter den deutschen Jubelgreisen steht Arndt mit Humboldt oben an; er ist mit Diesem in gleichem Jahre geboren (1769 den 26. December), nur um drei Monate jünger als der große Naturforscher der im September (den 14.) jenes Jahres das Licht der Welt erblickte. Der alte Arndt ist ein deutscher Insulaner, ein Sohn Rügens, und was diese Insel nach Art und Geschichte im germanischen Verwandtschaftsverbande mit dem scandinavischen Norden hielt und hält, das sehen wir auch in Arndt als Lebenselement. Schon nach erledigten Schul- und Universitätsstudien in Stralsund, Greifswald und Jena trieb ihn dieser Verwandtschaftsdrang nach Schweden (seine „Reise durch Schweden," 4 Bde. erschien 1804—6), und, als sein kühnes deutsches Buch „Geist der Zeit" (Bd. 1. 1807; später in 4 Bdn. 1813—18) erschien, der feurige Franzosenfeind und muthige Hochwächter des deutschen Rheins auf Napoleons Befehl von seiner Professur in Greifswald weichen mußte, da wählte er abermals Schweden zu seiner Zuflucht und verlebte vier Jahre in Stockholm, bis er (1809) unter dem Namen eines Sprachlehrers Allmann wieder nach Pommern zurückkehrte, seine Stelle an der Hochschule aufs Neue antrat, 1812 jedoch beim kriegerischen Gewittersturm der über ganz Europa losbrach, nach Rußland ging, um an Steins Seite den Befreiungsheeren nach Frankreich zu folgen. Wir wissen, daß Arndt sich zu seiner „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen," die ihm Haß und Denunciation von Seiten des pommerschen Adels zugezogen, noch später bekannte, auch nachdem er die russische Leibeigenschaft kennengelernt; obschon sein freier Bauer sich nicht recht mit dem absolut freien Edelmann wie ihn das Mittelalter kennt, verträgt. Im deutschen Parlament zu Frankfurt brachte er den Antrag ein, „den weiland reichsunmittelbaren oder herrschenden Familien ihre Familienfideicommisse zu erhalten." Arndt gehörte zur preußischen Kaiserpartei, zur Partei Derer die Oesterreich von Deutschland auszuschließen gedachten und damit in Geschichte und Gesittung, in Vergangenheit und Zukunft deutscher Entwickelung den großen schweren Riß brachten. Arndt stand somit jener Partei und Uhland, dem hehren Sänger, gegenüber, die Oesterreich als mit zu Deutschland gehörig erachten. Kleindeutschland hatte Möglichkeiten, in Großdeutschland aber liegt eine Nothwendigkeit, selbst wenn diese Nothwendigkeit auch erst noch ein halbes Jahrhundert braucht um zur Erscheinung zu kommen. Der alte Sänger der Befreiungskriege hatte zur Franzosenzeit begeistert gesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Er ging die Reihe der einzelnen Stammesländer durch und schloß: „O nein, o nein, mein Vaterland muß größer sein." In welchem ironischen Widerspruch stand damit sein deutscher Kaisergedanke von Kleindeutschland und Großpreußen! — Doch gedenken wir dessen nicht weiter; der Mann focht als Greis für Ueberzeugungen die er sich mit seiner Partei combinirt hatte. In den Jahren seiner Blüthe focht er mit dem feurigen Muth eines unbewußten, eines tiefern Instinctes, in jener Zeit als er seine Kriegs- und Wehrlieder (1813—15) sang. Es sind Lieder die Haare auf den Zähnen haben; sein Blücherlied: „Was rufen die Trompeten, Husaren heraus? Es reitet der Feldmarschall in Saus und Braus" — gehört zu unseren classischen Gesängen, die zugleich Volkslieder wurden; seine Verse: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" — gehört zu den besten Manifestationen deutscher Kernkraft; sein: „Sind wir vereint zur guten Stunde" tönt noch im Studentenkreise und allerwegen „so weit die deutsche Zunge klingt" — und so weit nach Arndts eignem Liede von ehedem das deutsche Vaterland reicht. Arndt focht auch in Prosa tapfer für die Ehrenrettung und Erweiterung des deutschen Landes. „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" heißt eine seiner Schriften aus der Befreiungszeit, sein Soldatenkatechismus und seine Flugschrift über Landwehr und Landsturm entflammten mit Kraft und Feuer den eingeschlafenen Eifer für Unabhängigkeit und Freiheit. Seine „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" erschienen 1814; seine Mährchen und Jugenderinnerungen 1818. In diesem Jahre erhielt er die Professur an der im Freiheitsdrang und in deutschem Sinne geschaffenen Bonner Hochschule. Nachdem deutscher Geist die deutschen Throne gerettet, mußte er büßen für soviel freiwilligen Aufschwung des guten Herzens. Auch Arndt gehörte zu den Opfern der demagogischen Verfolgungen; er wurde abgesetzt, und blieb, selbst freigesprochen, ohne Amt. Wozu nun sein blinder Eifer gegen Männer die ein größeres und ein freieres als blos ein franzosenfreies Deutschland wollen? Er hat diesen Groll noch in diesen Tagen in Verse gebracht. Wir lesen von ihm eine ganz neue Gabe: „Blüthenlese aus Altem und Nenem" (Leipzig bei Brockhaus), ein seinen Freunden Welcker und Dahlmann gewidmetes Buch mit poetischem Gruße:

„Seid gegrüßt, Ihr treuen Alten,
Die dem alten Gott vertraun,
Durch des Alterthums Gestalten
Hin auf neue Schöpfung schaun.
Her die Hände auf den Glauben,
Der sein Halte fest! uns schreibt,
Und, wieviel auch Narren schnauben,
Doch das Ewiggleiche bleibt.

Sind die „Narren" auf der Seite zu suchen, auf der Uhland steht? Der alte Arndt schilt auf die Krähen und Raben die frech den Adlerflug bekrächzt:

Und so schaut, troß feiger Todten
Und troß feiler Knechte Witz,
Wir von fern den deutschen Adler
Mit dem alten Donnerblitz.
Fern schon saust es und wird kommen —
Deutschland, süßes Vaterland! —
Alle Tapfern, Treuen, Frommen
Sind dem Wetter zugewandt.
Schrei der Pöbelschwarm sich heiser —

Wir wissen wahrlich nicht, auf wen Vater Arndt eigentlich schimpft. Wenn auch er warten will, bis ein politisches Gesammtvaterland seine politischen Formen findet, so wird Niemand etwas dagegen haben und der Lärm ist also ein leerer. 1819 gehörte Arndt zu den entschieden Ehrlichen und also entschieden Gefährlichen; — diese Wörter reimen sich sehr oft in Deutschland, wenn auch schlecht. Erst nach zwanzigjähriger Suspension ward der bereits Einundsiebzigjährige 1840 vom jetzigen Könige wiederhergestellt in Amt und Ehre, weil im neuen Herrscher ein neuer Glaube an deutsche Ehrlichkeit wiederaufkam. Arndt hatte in der Zwischenzeit, wo er nicht mündlich lehren konnte, schriftlich zu wirken fortgefahren. 1831 sprach er sich in der Frage über die Niederlande und die Rheinlande aus; 1839 brachte er ein Buch: „Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav Adolf IV.", dann: „Erinnerungen aus dem äußern Leben," „das Turnwesen," „Versuch in vergleichender Völkergeschichte," „Schriften für und an seine lieben Deutschen" (3 Theile. 1845), schon vorher (1828) „Christliches und Türkisches;" seine Gedichte erschienen gesammelt seit 1840 wiederholt.

Die „Blüthenlese ans Altem und Nenem" ist eine Ergänzung theils zu den Gedichten, theils zu den Erinnerungen des alten Arndt. Der Achtundachtzigjährige hat aus der Zeit seines schwedischen Asyls in alten Papieren seine Studien „aus dem dunkeln Winkel," wie er selbst sagt, herausgeholt. Er hat zur griechischen Anthologie Gehöriges verdeutscht, und von alten schwedischen und englischen wie schottischen Balladen mancherlei Schönes in Reimen wiedergegeben. Was seine Uebersetzung altgriechischer Spruchgedichte in Distichen betrifft, so sind namentlich des Alten lahme und falsch gebaute Pentameter nicht mehr entspre-

chend den jetzigen Anforderungen an Versbau; dagegen heben wir aus schwedischen und schottischen Nationalweisen einige seiner trefflichen Uebersetzungen und poetischen Wiedergeburten hervor, die wir in nächster Nummer unseren Lesern mittheilen werden.

Die Griechen Solomos und Oikonomos. †.

-d. In Zante starb im Februar einer der bedeutenderen Dichter des neuen Griechenlands, Dionysios Solomos. Seine Dichtungen auf dem Gebiete der Lyrik zeichnen sich durch Kühnheit der Phantasie, Kraft der Gedanken und einen hohen Schwung der Begeisterung aus, aber in der Wahl seiner metrischen Formen ist er nicht frei von dem Einflusse der italienischen Dichtkunst, während die Sprache, in welcher er dichtete, und wobei er des Dialekts der jonischen Inseln sich bediente, in dem Mangel an Orthographie und in der Nichtbeachtung der Regeln der Grammatik als die nachläßige Redeweise des Volks sich darstellt. Der edlen Würde der dithyrambischen Dichtkunst, in der Solomos vorzugsweise dichtete, steht diese entschiedene Nachlässigkeit der Volkssprache gar übel an. Dies zeigt sich besonders auch in seinem bekannten und vielgelobten Dithyrambus an die Freiheit, den der Franzose Fauriel im zweiten Theile seiner „Chants populaires de la Grèce moderne“ (Paris 1824) mittheilt. Seine Landsleute haben ihn in dieser Hinsicht offenbar überschätzt, wenn schon ihm dichterisches Talent und seinen Poesien, soweit sie bisher bekannt geworden sind, dichterische Schönheiten durchaus nicht abgesprochen werden können. Namentlich dürfte daran wohl mit Recht gezweifelt werden, daß, da ein großer Theil der Gedichte des Solomos noch ungedruckt ist, deren allerdings zu hoffende Veröffentlichung es werde erkennen lassen, wie Solomos „der Dante des neuen Griechenland sei!“ — eine Meinung, welche ein Landsmann des Solomos und gleichfalls ein Dichter, der jonische Grieche Julios Typaldos, im Jahre 1856 voll Zuversicht aussprach. — Ein anderer ausgezeichneter Grieche, Konstantin Oikonomos, starb am 20. (8.) März in Athen. Er war einer der gelehrtesten Hellenisten und Theologen seiner Zeit und der vorzüglichste geistliche Redner unter den Griechen der Gegenwart. Nachdem er längere Zeit als Lehrer, namentlich der griechischen Sprache am Gymnasium in Smyrna, nicht ohne besondere Erfolge thätig gewesen war, kam er im Jahre 1820, kurz vor dem Ausbruche der griechischen Revolution nach Konstantinopel, wo er eine Anstellung als Prediger an der griechischen Hauptkirche erhielt. Es gelang ihm nicht ohne große Schwierigkeiten, nach der Ermordung des Patriarchen Gregorios im April 1821 nach Odessa zu entkommen, wo er dann diesem selbst die bekannte, vielfach gedruckte und übersetzte Leichenrede hielt. In Rußland blieb er über zehn Jahre und wirkte daselbst in verschiedenen Beziehungen für die Interessen seiner Nation und seines Vaterlandes. Im Jahre 1832 hielt er sich längere Zeit in Norddeutschland, namentlich in Berlin, wo noch Manche der würdevollen Erscheinung des edlen Mannes sich erinnern werden, sowie später in Wien auf, und er fand da vornämlich bei den deutschen Hellenisten die ehrendste Anerkennung, denen er sich durch die, kurz zuvor in Petersburg erschienenen Werke: *Περὶ τῆς συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν* (3 Bde. 1828) und *Περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης* (1830) auf eine besondere Weise als einen würdigen Jünger der Wissenschaft empfahl. Im Jahre 1835 ging er nach Griechenland und lebte seitdem in Athen, ohne ein Amt anzunehmen, in ehrenvoller, aber nicht müßiger Zurückgezogenheit, vielfach wissenschaftlich und litterarisch thätig und nicht ohne Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche und auf die theologische Wissenschaft. Von Zeit zu Zeit gab er Gelegenheit, sein außerordentliches Talent als geistlicher Redner zu bewundern. Der bekannte griechische Gelehrte, der ausgezeichnete Dichter und Litterator, auch Staatsmann des neuen Griechenland, der im Jahre 1850 als griechischer Gesandter in Konstantinopel verstorbene edle Jakovakis Risos Rerulos, sagte in seinem, noch heutzutage höchst schätzbaren: „Cours de littérature grecque moderne“ (Genf 1827) von Konstantin Oikonomos, daß er sich in seinen geistlichen Reden auszeichne „par des connaissances positives, par une étude approfondie des livres saints et des écrits des Pères, surtout par la justesse et la vivacité de son esprit, par la fécondité de son imagination et par un goût exquis.“ Neben allen diesen geistigen und wissenschaftlichen Vorzügen bleibt ihm auch noch die besondere Auszeichnung, daß er ein wahrer uneigennütziger Freund seines Vaterlandes war, und daß er dessen wahren Ruhm, ohne Rücksicht auf gewisse vergängliche Meinungen des Tages und Modeansichten, nach bestimmten entschiedenen Grundsätzen zu befördern eifrig sich bemühte.

Die Presse in Preußen.

— Der Abgeordnete Mathis erwarb sich das Verdienst, in der zweiten preußischen Kammer gewisse Uebelstände zur Sprache gebracht zu haben, unter welchen die Presse in Preußen bei einem nicht selten obwaltenden Zwiespalt zwischen Justiz und Polizei leidet. Die Commission, welche diese Uebelstände zu erörtern hatte, bestand freilich aus 11 Regierungsmännern, neben 3 unabhängigen Mitgliedern des Hauses. Und diese Commission war fast gouvernementaler als das Gouvernement. Dennoch kamen Dinge zur Sprache, die von großem Gewicht und höchst belehrend waren. Selbst die Herren v. Gerlach u. Wagener fochten, zum Theil mit verkapptem Visir, für die Preßfreiheit, für Unabhängigkeit der Presse von der Polizei und für Feststellung eines strengen und logischen Rechtszustandes. Herr v. Gerlach sagte zwar, wir hätten mehr Preßfreiheit als wir, Staat und Volk, „verdienten“; allein er verwarf doch die Concessionsentziehungen, die bei anderen Gewerben nur gegen nicht mehr unbescholtene Personen stattfinden, und rügte die Beschlagnahme einzelner Nummern von Zeitungen, wenn darauf keine gerichtliche Anklage erfolge. Der Minister des Innern soll geäußert haben, die Gerichte seien gegen die Presse nicht ausreichend, man bedürfe der Polizeimaßregeln. Wenn aber Justiz und Polizei nicht einig sind, so weiß die Presse nicht woran sie ist. 37 Berliner Buchhändler, Perthes und Genossen, haben die Bitte um Recht, der Willkür gegenüber, eingereicht. Auch der stets erheiternde Graf Pfeil aus Neurode, der den Stock wieder einführen wollte, hat kein Verlangen nach Censur und hält jede Beschränkung der Presse für einen politischen Fehler. Ein Mann der Regierung äußerte, unter den jetzigen Maßnahmen sei Niemandem verwehrt, in der Presse die Wahrheit zu sagen. Dagegen erwiderte Herr v. Gerlach, Preßfreiheit bestehe nur dann, wenn auch die Unwahrheit gesagt werden dürfe, denn was Wahrheit sei, liege nicht jedesmal im Niveau der Regierungsansichten. Was ist Wahrheit? sagte weiland Pilatus und wusch seine Hände in Unschuld. Nicht aus der subventionirten, sondern aus der unabhängigen Presse, nicht mit Hülfe der geheimen Fonds, sondern mit Hülfe des freigegebenen Druckwortes läßt sich erst pro und contra ermitteln, was Wahrheit ist. — Interessant war der Aufschluß, welchen Regierungsrath Ribbeck vom Absatz der preußischen Blätter gab, um damit zu bekräftigen, daß unter den bisherigen Zuständen die Journalpresse nicht geschmählert, sondern gewachsen sei, — d. h. nicht parceque, sondern quoique. Der Preßanstalten in Preußen seien seit 1849, wo es 2612 gab, 1852 nicht weniger als 2755 geworden, die Anzahl der Pressen von 1275 auf 1310, die Zahl der daran betheiligten Arbeiter von 6496 auf 6809 gestiegen. Von 1852 – 1856 wuchsen die Abonnenten der Blätter nicht unbedeutend, die Vossische von 11,000 auf 13,400, die Cölner von 10,200 auf 12,500, die Nationalzeitung von 5000 auf 6750, die Kreuzzeitung von 4800 auf 6550. Nur Onkel Spener ist zurückgegangen von 8000 auf 6600 Abonnenten. Alle überflügelt freilich „das Blatt der Blätter“, der Kladder, dies Schoßkind Berlins; es erhob sich seit 1852 von 20,250 auf 26,000 Abonnenten.

Moldau und Walachei.

st. Nachdem die Europa die Unionsfrage in einem längeren Artikel (1856, Nr. 43) besprochen hat, können wir uns auf eine kurze Nachlese beschränken. Die Agitation für die Vereinigung der beiden Fürstenthümer dauert fort und ist hoffnungsreicher denn je. Die Partei, die sich die nationale nennt, hat einen Köder gefunden und bietet einem ausländischen Fürsten, der einer der herrschenden Dynastien angehören muß, die Krone an, erblich, aber unbeschadet der Souveränetät der Pforte. Für diese sublime Idee wirken zwei rumänische Blätter, eines in Paris, das zweite in Brüssel. Da die französischen Diplomaten diese Blätter nicht lesen können, so haben sich Schwärme rumänischer Dolmetscher, junge Bojaren, an der Seine niedergelassen und versorgen die Salons ballenweise mit Notizen von der untern Donau. Dort unten wird der Kreis der Agitation übrigens ein beschränkter. Die Moldau will von der Union nichts mehr wissen, weil sie als kleinerer Staat in dem größern aufgehen würde. Erhält sich diese Stimmung, so sind den auswärtigen Gönnern die Hände gebunden. Die Union war schon eine Ungerechtigkeit, als die Türkei allein widersprach; nun auch die Moldau ihr Veto einlegt, erscheint sie als eine Gewaltmaßregel.

Zur Statistik Polens.

c. Von Seiten der Sternwarte ist vor einiger Zeit zum ersten Mal ein von Herrn v. Monkhanoff verfertigter Almanach veröffentlicht worden, der unter Anderem eine allgemeine Statistik des Königreichs Polen für das Jahr 1856 enthält, der wir folgende Notizen entnehmen.

Polen zählte 1855: 2,239,577 männliche und 2,434,292 weibliche Einwohner (1000 : 1087), darunter 3,647,179 Slaven, 210,527 Littauer, 245,317 Deutsche, 353 Holländer, 111 Engländer, 565,877 Juden, 2489 getaufte Juden, 1049 Franzosen, 91 Italiener, 323 Griechen, 344 Tataren und 160 Zigeuner. Davon gehörten 3,607,313 zur römisch-katholischen, 4318 zur orthodoxen, 217,823 zur griechisch-unirten Kirche; 265,108 waren Protestanten, 6488 Reformirte, 1432 Mennoniten, 1206 Herrnhuter, 325 Mohamedaner. Im Jahre 1855 wurden in Polen 171,446 Kinder geboren, während man 276,713 Todesfälle zählte. Die Bevölkerung der Städte und Flecken belief sich auf 1,116,768, die der Dörfer auf 3,557,101 Seelen (31 : 69). Unter der ersteren Zahl gab es 485,178 Nichtchristen, demnach 0,434.

Für den Unterricht war in folgender Art gesorgt: Im Jahre 1855 gab es in Polen: 1 Institut für den Adel, 6 philologische Gymnasien, 17 philologische Kreisschulen, 1185 Elementarschulen, 92 Sonntagsschulen und 5 Elementarschulen für die Juden. Außerdem noch 1 Ackerbauinstitut in Marymont, 1 Realschule und 1 Schule der schönen Künste in Warschau, 1 Seminar in Radzymin, 2 höhere Realschulen und 9 Kreisrealschulen, 1 Rabbinerschule und 1 Sonntagshandlungsschule in Warschau. Fügt man zu diesen Lehranstalten die vorhandenen 193 Privatinstitute hinzu, so giebt es zusammen 1516 Schulen, in denen im Jahre 1855: 46,338 Schüler und 25,397 Schülerinnen Unterricht erhielten. Von denselben gehörten 54,378 der römisch-katholischen, 387 der orthodoxen, 1096 der griechisch-unirten, 13,217 der protestantischen Kirche an, 2564 waren Juden, 13 Mohamedaner. Wenn man diese Ziffern vergleicht, so ist die Zahl der protestantischen Zöglinge verhältnißmäßig dreimal größer als die der katholischen; die Juden betheiligen sich an dem öffentlichen Unterricht am allerwenigsten. Ebenso bemerkt man, daß das weibliche Geschlecht im Verhältniß zu dem männlichen bei dem Unterrichte sehr vernachlässigt ist, während die Zahl der weiblichen Bewohner des Königreichs die der männlichen bei weitem übersteigt.

Das Hallelujahfest in Brasilien.

-s-. Unter den sogenannten religiösen Festen der Brasilianer zeichnen sich an Originalität die Feste des Sabbath und des Hallelujah aus; über das letztere finden wir in dem „Almanach de l'émigrant pour 1856“ Folgendes aufgezeichnet. Von zehn Uhr Morgens an sind die Straßen mit phantastischen Gestalten angefüllt; die einen sind an Bäumen angehängt, die anderen schweben an langen Stangen. Im Allgemeinen zeigen diese Gliederpuppen, die von natürlicher Größe sind, von viel Geschick und Einbildungskraft in der Weise, wie sie geordnet sind: einige hangen allein, andere bilden Gruppen; Devisen in Versen zeigen die Personen an, die sie vorstellen sollen. Die beiden Hauptfiguren sind die des Satans und des Judas; sie sind, von einer Menge mit Feuerwerk gefüllter Drachen und Schlangen umgeben, so aufgestellt, daß sie ihre lärmende Explosion zu gleicher Zeit machen können. Zu diesen Puppen fügt man andere, welche Carricaturen von gewissen Classen der Gesellschaft oder bekannter Personen sind; diese Carricaturen sind gewöhnlich mit soviel Laune und Geist gemacht, daß man sie nicht ohne Lachen ansehen kann. — Der charakteristische Theil des Festes geht zu Rio de Janeiro in der „geraden Straße“ vor. Die Straße ist in einer langen Allee mit Palmen bepflanzt, welche den schönsten Effect machen. Von diesen Bäumen gehen sich kreuzende, mit Blumen garnirte Seile aus, an welche Vasen gehängt sind. In dem Augenblick, wo das „Hallelujah“ zum ersten Male intonirt wird, knallt eine Ladung Büchsenschüsse; dies ist das Signal, daß die Spiele beginnen können; die Glocken ertönen und die Explosionen folgen eine der andern. Alsbald kommt Satan schnell von einem Baume herab, erfaßt den aufgehängten Judas und im nächsten Augenblick stehen Beide in Feuer. Das sie umgebende Feuerwerk spielt; endlich thut sich der brennende Körper des Judas auf, und alles was er enthält, wird die Beute des Volkes, das sich dieser Dinge, als seiner Trophäen, bemächtigt; die übrigen Figuren verschwinden unter Wolken von Rauch. Später jedoch fangen auch sie, sowie die Reihe an sie kommt, Feuer, und man erblickt sie in Uebereinstimmung mit den Charakteren, welche sie vorstellen, verschiedene Evolutionen machen, bis sie gänzlich verzehrt sind.

Jetzt wird in der Mitte der Straße ein Raum frei; man sieht mehrere Ritter auf ihren Schlachtrossen, gefolgt von ihren Knappen, heraneilen. Nachdem sie verschiedene Evolutionen ausgeführt, nehmen sie ihre Stellung an den Barrièren, welche man zu beiden Enden der Straßen hingestellt hat. Auf ein gegebenes Zeichen fällt die Barrière und ein Ritter stürmt auf eine der Vasen, deren wir obenerwähnten, zu und schlägt auf dieselbe mit seinem Schwert. Die Scherben fliegen krachend umher und man sieht ein Spanferkel herausfallen, das der Menge zu entfliehen sucht, aber bald die Beute Dessen wird, der es ergreifen kann. Der zweite Reiter schwingt sich gegen die andere Vase, und aus dieser kommt ein Affe hervor; die Menge bemüht sich, ihn zu fangen, aber er ist gewandt, klettert an einem Seile entlang und gelangt zu einem Fenster, das ihm ein Asyl gewährt. So werden die Vasen eine nach der andern zerbrochen und man sieht aus ihnen eine große Eidechse, eine Katze und ähnliche andere Thiere hervorgehen. Jetzt ist nur noch eine Vase übrig; alle Augen sind auf sie gerichtet, aber keiner der Ritter scheint Lust zu haben, sich ihr zu nähern. Endlich führt einer von ihnen einen Streich gegen die Vase und ist so glücklich zu entkommen; denn kaum ist das Gefängniß zerbrochen, so entströmten demselben Schaaren von großen dicken Wespen, die sich wie eine Wolke auf die Zuschauer niederließen und schmerzhafte Stiche hier und dort beibrachten. Die ganze Straße bietet in diesem Moment den Anblick von Tausenden sich bewegender weißer Schnupftücher dar, indem Jeder sein Gesicht vor wenigstens einem Dutzend dieser bösartigen Thiere zu schützen bemüht ist.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 20. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [16. Mai.

Inhalt.

Daniel Chodowiecki.

Die Natur, die Schöpferin des Größten wie des Kleinsten, erscheint in ihren kleinsten wie in ihren größten Werken gleich bewunderungswürdig. Im Gebiet der Kunst herrscht diese Gleichschätzung des Großen und des Kleinen nicht in demselben Maße: denn die Kunst manifestirt sich nicht wie die Natur als eine und dieselbe ungetheilte Schöpferkraft, sondern sie zersplittert sich in die verschiedenen Talente und Fertigkeiten der einzelnen Künstler, und wer unter Diesen vorzugsweise Großes schafft, wird in der Regel mehr angestaunt und bewundert als Derjenige, dessen Schöpfungen sich hauptsächlich im Mittleren und Kleineren bewegen. Trotzdem wird auch in der Sphäre des künstlerischen Schaffens die Production des Kleinen der Anerkennung, ja des Ruhmes nicht ermangeln, sobald sie nur dem Kleinen zugleich das Gepräge der Vortrefflichkeit aufzudrücken versteht und gerade durch das Kleine etwas leistet und erreicht, was sich durch das Große als solches nicht leisten und erreichen läßt.

Ein Beleg hierfür ist der weitverbreitete und wohlverdiente Ruhm des Zeichners und Kupferstechers Chodowiecki, dessen Andenken soeben Herr Wilhelm Engelmann durch eine ihm und seinen Werken gewidmete umfang- und gehaltreiche Schrift*) erneuert hat. Auch Chodowiecki war ein solcher Meister im Kleinen. Die Zahl derjenigen von ihm gelieferten Blätter, welche über die Größe des Octavformats hinausgehen, ist nur gering; die meisten bleiben dahinter zurück, und nicht wenige gehören geradezu der Classe der Miniaturbilder an. Aber was er auf diesen kleinen Blättern darstellte, zeichnete sich, wenngleich nicht Alles von demselben Werthe war, durch eine so geistige und charakteristische Erfassung des Gegenstandes und durch eine so leichte und sichere Ausführung aus, daß es sich des Beifalls und der Bewunderung Aller, die damit bekannt wurden, zu erfreuen hatte, und die Zahl der Bewunderer war hier um so größer, je mehr seine Blätter als artistische Beigaben zu Kalendern, Taschenbüchern, Dichterausgaben und anderen weitverbreiteten Werken in alle Welt hinausgingen und sich in alle Sphären und Schichten der Bevölkerung zerstreuten. Es liegt in der Natur der Sache, daß viele seiner Compositionen, die unter dem Einfluß des im vorigen Jahrhunderts herrschenden Geschmacks entstanden sind, dem jetzigen Geschmack nicht mehr entsprechen; gleichwohl genießen die Chodowiecki'schen Arbeiten unter den Kennern und Kunstfreunden noch immer die größte Achtung und für die Sammler bilden sie um so mehr vielgesuchte und nicht selten mit hohen Preisen bezahlte Artikel, als nicht wenige derselben schon zu den Seltenheiten gehören.

Unter solchen Umständen ist die Ausarbeitung und Veröffentlichung des ebengedachten Engelmannschen Werkes ein sehr verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen, um so mehr als das bisher im Gebrauch gewesene Jacobysche Verzeichniß der Chodowiecki'schen Kupferstiche trotz seiner sonstigen Verdienste an vielen Lücken und Mängeln leidet, die seine Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit nicht wenig beeinträchtigen. Diese Lücken auszufüllen und dem vorliegenden Verzeichniß die größtmögliche Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, war also die Aufgabe, deren Lösung der Herr Verfasser sich angelegen sein ließ, und wer die außerordentliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit kennt, mit welcher derselbe Autor bei ähnlichen Arbeiten, z. B. seinen bibliographischen Zusammenstellungen der philologischen Litteratur, verfahren ist, für Den bedarf es keiner Versicherung, daß auch diese Arbeit eine Frucht der genauesten und umfangreichsten Forschungen ist. Ueber die Quellen und Hülfsmittel, welche er zu dieser Arbeit benutzt hat, über die verschiedenen Punkte, auf die er bei Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Kupferstiche Rücksicht nimmt, und über die Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt, legt er selbst in einer ausführlichen Einleitung Rechenschaft ab. Sodann folgt eine bereits 1838 im „Kunstblatt" zum „Morgenblatt" mitgetheilte, hier jedoch durch mehrere Zusätze und Bemerkungen bereicherte Biographie und Charakteristik des Künstlers von Professor A. Weise; an sie schließen sich eine Genealogie der Chodowiecki'schen

*) Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Beschrieben, mit historischen, litterarischen und bibliographischen Nachweisungen, der Lebensbeschreibung des Künstlers und Registern versehen von Wilhelm Engelmann. Mit drei Kupfertafeln: Copien der seltensten Blätter des Meisters enthaltend. Leipzig bei Wilhelm Engelmann.

Familie, ein Verzeichniß der für den Künstler und seine Werke wichtigen Litteratur und ein Verzeichniß der den Künstler selbst darstellenden Bildnisse; hierauf endlich die Zusammenstellung und Beschreibung der Chodowiecki'schen Kupferstiche selbst, und zwar in chronologischer Ordnung. Den Schluß des Ganzen bilden vollständige Register

Für den Leser dieser Blätter wird es am interessantesten sein, Einiges über das Leben des Meisters zu erfahren; daher wollen wir hier dasselbe in seinen wesentlichsten Entwickelungsmomenten an ihm vorübergehen lassen.

Daniel Nicolaus Chodowiecki wurde am 16. October 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater war Kornhändler, hatte aber daneben soviel Kunstsinn, daß er in seinen Mußestunden seine beiden Söhne Daniel und Gottfried im Zeichnen unterrichtete. Hierdurch und durch den Umstand, daß sich die Schwester seiner Mutter mit Malereien in Emaille beschäftigte, ward zu der künstlerischen Richtung, die das Leben des Knaben späterhin nahm, der erste Anstoß gegeben. Auch als sein Vater 1740 gestorben und sein Bruder Gottfried nach Berlin gegangen war, setzte er unter Leitung der Tante seine Uebungen im Zeichnen fleißig fort, und wenn auch seine Vorbilder, Martin de Vos, Parelle, Callot und Blomaert, nicht geeignet waren, ihn über eine kleine und ängstliche Manier hinauszuführen, so beschäftigten sie doch seine Phantasie und gewöhnten sein Auge an die Beobachtung der Formen und Verhältnisse. Einen weiteren Fortschritt verdankte er der Bekanntschaft mit Kupferstichen nach Watteau und Lancret, indem sie ihn eine bessere Behandlung des Lichtes und Schattens lehrten. Die Vorliebe für das Kleine war ihm bereits damals eigenthümlich und nicht selten war es, daß er die schon an sich kleinen Vorbilder beim Copiren noch mehr verkleinerte. Die meisten seiner damaligen Zeichnungen führte er mit der Feder oder mit dem Pinsel in Tusche aus; jedoch versuchte er sich auch schon im Malen und verfertigte Bilderchen auf Pergament, welche seine Tante in Berlin verkaufen ließ und ihm dadurch ein Taschengeld verschaffte. Eine Unterbrechung erfuhr diese künstlerische Beschäftigung dadurch, daß er im Jahre 1741 als Lehrling in eine Spezereihandlung eintrat; indeß war die Lust zum Zeichnen schon so unbezwinglich in ihm, daß er seine abendlichen Mußestunden lediglich mit dieser Lieblingsbeschäftigung ausfüllte, und in der Regel so tief in die Nacht hinein zeichnete, bis das Licht heruntergebrannt war oder ihm die Augen vor Müdigkeit zufielen. Der Mangel an Musterzeichnungen, an welchem er litt, kam seiner Entwickelung insofern zu Gute, als er ihn darauf brachte, unmittelbar nach der Natur selbst zu zeichnen. Er wählte hierzu, was ihm zunächst lag z. B. den Kramladen, in welchem er seine Tage verbrachte, nebst allem Zubehör, die Käufer und seine Principalin nicht ausgeschlossen. Da ihm jede Kenntniß der Perspective mangelte, so brachte er in dieser Zeichnung, wie er selbst sagt, nur „ein elendes Ding“ zu Stande; auch wurde sie aus Mangel an Zeit nicht ganz vollendet. Gleichwohl nützten ihm diese Studien nach der Natur wesentlich, indem sie seine Beobachtung schärften und seine Selbständigkeit förderten.

Nach anderthalb Jahren kehrte er, da die Handlung, in welcher er Lehrling war, geschlossen wurde, in das Haus seiner Mutter zurück und konnte sich hier seinem Kunsttriebe wieder ganz hingeben. Im Jahre 1743 reiste er auf die Einladung seines Onkels nach Berlin. Er hatte gehofft, hier eine Masse von Kunstwerken vorzufinden, nach denen er sich bilden könne, fand sich aber bitter getäuscht, da das Wenige, was damals in Berlin an bedeutenden Gemälden existirte, für unseren jungen Künstler unzugänglich war. Er mußte sich in Berlin begnügen, nach unbedeutenden Kupferstichen für Rechnung seines Onkels zu arbeiten; inzwischen hatte er das Glück, auch einige Miniaturgemälde von Harper und Wolfgang copiren zu dürfen, wodurch sein Styl und die Wahrheit seines Colorits wesentlich gefördert wurde. Trotzdem kam er zu der Ueberzeugung, daß auf dem bisher verfolgten Wege und ohne Anleitung eines tüchtigen Meisters kein wahrer Künstler aus ihm werden könne, und als er keine Aussicht sah, sich in erfolgversprechender Weise weiterzubilden, faßte er den Entschluß, lieber zum praktischen Geschäft des Kaufmannstandes zurückzukehren und trat zum zweiten Mal als Lehrling in eine Handlung, diesmal bei seinem Onkel. Er ließ es hier keineswegs an Fleiß und Eifer fehlen, setzte jedoch daneben mit ungeschwächter Liebe auch seine künstlerischen Arbeiten fort. Sein Oheim beschränkte ihn darin nicht, gedachte vielmehr daraus Vortheil zu ziehen und ließ sogar, um ihm zur Fortbildung Gelegenheit zu geben, einen in Polen sich aufhaltenden Maler, Namens Haid, einen Schüler des Georg Philipp Rugendas, kommen. Dieser war zwar mehr Kenner und Theoretiker als Praktiker; dennoch zeigte er beiden Brüdern manche Kunstgriffe in der Emaillemalerei und trug, was ganz besonders von Wichtigkeit war, dazu bei, seinen Zöglingen einen klareren Begriff von der Aufgabe und dem Wesen der Kunst und von den Mitteln, durch die man zu ihr gelangt, beizubringen. Sein Einfluß auf Daniel war so bedeutend, daß sich derselbe entschloß, den Kaufmannsstand abermals aufzugeben, und sich von jetzt an für immer und ausschließlich der Kunst zu widmen. Dies geschah im Jahre 1754, und es beginnt damit, wie Chodowiecki selbst zu sagen pflegte, seine zweite Kunstperiode.

Er blieb vor der Hand noch im Hause seines Oheims, beschränkte sich aber nicht wie bisher darauf, für ihn Dosen zu malen, sondern suchte sich in mehr schulgerechter Weise auszubilden, indem er fleißig akademische Figuren zeichnete. Außerdem verschaffte er sich gute Kupferstiche nach Watteau und Boucher zu Vorbildern, und ging nach und nach, des ewigen Copirens müde, auch dazu über, sich in eignen Compositionen zu versuchen, welche sein Oheim für Meisterstücke erkannte. Das Selbstvertrauen, welches er hierdurch gewann, ermuthigte ihn, den Maler Pesne zu besuchen, der ihn liebreich aufnahm und ihm in mehrfacher Beziehung förderlich wurde. Zwar starb derselbe bald; in kurzem aber trat unser junger Künstler auch zu Falbe, Glume, Meil, Reclam, Rode, Frisch, Lesueur und anderen Malern, unter denen er besonders Rode hochschätzte, in freundschaftliche Beziehung. Um diese Zeit versuchte sich Chodowiecki auch zum ersten Mal im Radiren auf Kupfer, stand jedoch bald wieder davon ab, weil er dadurch die Leichtigkeit seiner Hand zu verlieren fürchtete. Seine Arbeiten müssen ihm damals schon ein mäßiges Einkommen verschafft haben, denn er befand sich in der Lage, einen Theil desselben auf gründliche Erlernung der französischen und deutschen Sprache und auf anderweitige geistige Ausbildung verwenden zu können; auch durfte er den Entschluß fassen, sich im Jahre 1755 mit Jeanne Barez, der Tochter eines geschickten Berliner Goldstickers, zu verheirathen. Das von ihm

in Miniatur ausgeführte Bildniß eines Herrn v. Burgdorf, welches sich durch Wahrheit und charakteristische Auffassung auszeichnete, fand soviel Beifall, daß jetzt die Miniaturmalerei seine Hauptbeschäftigung und sein ergiebigster Erwerbsquell wurde, bis wohlfeil arbeitende Concurrenten die Preise herabdrückten.

Seine Fertigkeit im Componiren und Nachbilden der Natur wurde ganz besonders durch seine Uebungen in einer Art Privatakademie im Rode'schen Hause, wo man Abends bei Beleuchtung nach dem Leben zeichnete, gefördert. Er hielt sich hierbei von jeder Nachahmung anderer Künstler frei und ließ sich nur durch eine genaue und scharfe Beobachtung der Natur in allen ihren Formen und Verhältnissen, sowie in ihren Licht- und Farbeneffecten leiten. Eine gleich scharfe Beobachtung übte er in allen Gesellschaften. Stets wählte er seinen Standpunkt so, daß sich ihm interessante, malerische Gruppen darstellten. Konnte es, ohne bemerkt zu werden, geschehen, so entwarf er sich von ihnen sogleich in der Geschwindigkeit eine Skizze; war dies nicht möglich, so prägte er sich die Situationen möglichst tief ins Gedächtniß und entäußerte sich zu Hause dieser innern Anschauung.

Mit gleichem Eifer suchte er sich auch mit den verschiedenen Arten der Technik vertrautzumachen. So verwandte er eine Zeitlang hauptsächlich die Abendstunden darauf, sich auch in der Oelmalerei zu versuchen und vollendete nach einander mehrere Gemälde verschiedener Gattung z. B. ein biblisch-historisches, welches Eliesar darstellte, wie er, von Laban geführt, Bethuel den Antrag macht, seine Tochter Rebekka dem Isaak zur Gemahlin zu geben, und eins im Rembrandtschen Geschmack. Wichtiger jedoch für seine fernere Entwickelung war, daß er gegen 1758 einen neuen Versuch im Radiren machte. Den Anlaß hierzu gab eigentlich ein Scherz. An einem Vergnügungsorte, den Chodowiecki mit seinen Freunden öfter besuchte, fand sich auch ein herabgekommener Stempelschneider und ein Dosenstecher ein, welcher, häßlich und verwachsen, gleichwohl durch seine heitere Laune die Gesellschaft zu ergötzen wußte und dadurch erreichte, daß man ihn frei hielt und im Würfelspiel „Le passe dix" gern gewinnen ließ. Diesen hatte Chodowiecki, ohne daß Jener selbst etwas davon gemerkt hatte, gezeichnet, und um den Scherz zu vervielfältigen, entschloß er sich, diese Zeichnung zu radiren. Der erste Versuch fiel, weil der Künstler die Stärke des Aetzwassers noch nicht mit Sicherheit bestimmen konnte, unglücklich aus; aber, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, schritt der Künstler zu einem zweiten, und dieser gelang zur Zufriedenheit. Es bildet dieser Kupferstich die erste Nummer im Verzeichniß. Er führt den Namen: „Le passe dix, oder der Würfler," hat eine Höhe von 4 Zoll 6 Linien und eine Breite von 4 Zoll 3 Linien und wird vom Verfasser unseres Buches folgendermaßen beschrieben: „Nicolaus Fonvielle, ein häßlicher alter buckliger Mann, steht nach links gebückt vor einem Tische und betrachtet erstaunt drei Würfel, die er aus einem Becher ausgespielt hat. Auf dem Tische liegen drei Geldstücke, daneben steht ein brennendes Licht und ein hohes Glas mit schäumendem Biere." Daß dieses Blatt Beifall fand, erhellt daraus, daß es mehrfach copirt worden ist; trotzdem wandte der Künstler der Anwendung der Radirnadel damals noch nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zu; nur sofern ihm dadurch ein Mittel zur Vervielfältigung seiner Compositionen geboten wurde, kehrte er öfter zu weiteren Versuchen zurück, hatte aber in der Regel dabei mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen und konnte, weil er den Grabstichel noch nicht zu führen wußte, die tieferen Schatten und kräftigeren Töne meistentheils nur durch mehrmaliges Aetzen zu Stande bringen. Der Verkauf der Abdrücke verschaffte ihm zwar eine gute Einnahme, jedoch nicht soviel, als ihm die Emaille- und Miniaturmalerei einbrachte, und es war daher erklärlich, daß er einige Jahre lang (1760—62) das Radiren ganz aufgab. Erst 1763 veranlaßte ihn der Wunsch seiner Freunde, eine von ihm ausgeführte schöne Zeichnung auf die Rückkehr Friedrichs des Großen vervielfältigt zu sehen, zu einer Wiederaufnahme der Radirnadel. Der König nahm die Ueberreichung dieses Blattes sehr huldreich auf, wünschte jedoch, daß es nicht ins Publicum komme, indem er mit Beziehung auf die römische Imperatorenkleidung, in welcher ihn der Künstler dargestellt hatte, äußerte: „Ce costume n'est que pour les héros du théâtre." Es wurden daher von diesem Kupferstich nur sehr wenig Abdrücke genommen, weshalb er sehr selten ist und theuer bezahlt wird. Der Künstler ward übrigens für den Ausfall des Gewinns, den ihm der Verkauf der Abdrücke gebracht haben würde, königlich entschädigt. An diese Radirung schlossen sich nun in rascherer Folge bald mehr und mehr, und je größer der Beifall war, den er damit erntete, und je weniger sich zu Berlin in charakteristischer Darstellung im Kleinen irgend ein Kupferstecher mit ihm messen konnte, um so mehr ließ er sich nun auch angelegen sein, im Kupferstich immer Vollkommneres zu leisten. Unter den hierher schlagenden Arbeiten der nächsten Zeit trug ganz besonders eins zur Erhöhung seines Ruhmes bei. Dies war sein „Abschied des Calas von seiner Familie," ein Gegenstück zu dem französischen Kupferstich: „La malheureuse famille de Calas." Die Herstellung dieses Blattes machte ihm sehr viel Mühe; die Abdrücke der zuerst gearbeiteten Platte fielen so wenig zu seiner Zufriedenheit aus, daß er sich entschloß, sie abschleifen zu lassen und völlig neu zu radiren. Auch bei der zweiten Platte waren mehrere Aetzungen nöthig, eh' ihm die Abdrücke genügten, und da er sich hatte verleiten lassen, unter das Bild Verse zu setzen, welche allgemeine Mißbilligung fanden, so sah er sich gezwungen, in letzter Beziehung die Platte nochmals zu revidiren und das Bild mit einer andern Unterschrift zu versehen. Aber der Mühe, die ihm diese Arbeit machte, entsprach auch der Erfolg: denn die Aufträge der Kunstfreunde und Buchhändler, welche Compositionen von ihm zu erhalten wünschten, vermehrten sich von jetzt an dergestalt, daß er die Miniaturmalerei völlig aufgeben mußte. Im Jahre 1769 übernahm er von der Akademie der Künste, deren Mitglied er bereits 1764 geworden war, den Auftrag, alle Zeichnungen und Kupfer für sie zu verfertigen. Hierher gehören namentlich seine Zeichnungen für den in französischer und deutscher Ausgabe von der Akademie herausgegebenen Genealogischen Kalender, 12 Blätter zu Lessings Minna von Barnhelm, 12 Blätter zu Cervantes' Don Quixote, 12 Blätter zu Geßners Idyllen, 12 Blätter zu Ariosts rasendem Roland, 12 Blätter zum Leben eines Liederlichen, 12 Blätter zu dem Deserteur von Sedaine, 12 Blätter zu Gellerts Fabeln und Erzählungen 2c. Gleichzeitig lieferte er viele Zeichnungen zu Basedow's „Elementarwerk" und radirte mehrere Platten dazu. Sie enthielten zum größeren Theil allegorische Darstellungen religiöser und sittlicher Ideen.

Diese und ähnliche Arbeiten nahmen seine ganze Zeit in An-

spruch, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich im Jahre 1773 auf einige Zeit von seiner Thätigkeit loszureißen, um seiner Mutter in Danzig, die er seit 1743 nicht wiedergesehen hatte, einen Besuch zu machen. Er machte diese, wie alle seine Reisen, zu Pferde, und dies gewährte ihm den Vortheil, daß er Alles, was ihm Interessantes in den Weg kam, ungehindert beobachten, ja, wenn es ihm dessen werth schien, sofort in raschen Zügen dem Papier anvertrauen konnte. Es kam daher nicht selten vor, daß er die Zügel des Pferdes in den Mund nahm und während dessen irgend eine kleine Skizze ausführte. Auch in Danzig, wo ihm viel Ehrenbezeigungen zu Theil wurden, war er sehr fleißig. Er führte hier ein eignes Tagebuch, in welchem er die während des Tages von ihm gemachten Beobachtungen bildlich darstellte. Mit Einschluß der auf der Reise entstandenen Bilder enthält dieses Tagebuch 108 Blätter, theils getuscht, theils mit der Feder gezeichnet. Alles ist mit außerordentlicher Wahrheit ausgeführt und von großem Interesse; der Künstler selbst legte auf diese Blätter großen Werth. Auch andere Arbeiten führte der Künstler in Danzig aus, z. B. ein Miniaturgemälde Gabriel Potocki's, des Primas von Polen, und die Platten zum Lobe der Narrheit.

Nach neunmonatlichem Aufenthalt in Danzig kehrte er nach Berlin zurück, machte aber in demselben Jahre, nachdem er sich mehrerer Aufträge entledigt, z. B. für Lavater zu dessen physiognomischen Fragmenten viele Zeichnungen verfertigt, auch mehrere Blätter in Kupfer ausgeführt hatte, eine zweite Reise, auf der er u. A. auch Dresden besuchte, wo er die ehrendste Aufnahme fand, mit Graff und Zingg das Band der Freundschaft befestigte. Die Aufträge strömten ihm jetzt in immer größerer Fülle zu, und hatten sich bisher Viele begnügt, von ihm nur die Zeichnungen fertigen zu lassen, die dann durch Andere in Kupfer gestochen wurden, so wurde es von jetzt an immer mehr Sitte, ihm auch die Ausführung der Kupferstiche zu übertragen: man hatte sich überzeugt, wieviel in der Regel vom Geist seiner Compositionen unter einer fremden Hand verlorenging. Die Thätigkeit, welche er fortan entfaltete, ist wahrhaft bewundernswürdig; gleichwohl machte er dazwischen noch mehrere Reisen, 1780 wieder nach Danzig, von wo er nach dem Tode seiner Mutter seine Schwester zu sich abholte, 1781 nach Hamburg, wo er das Cabinet des Kaufmanns Willem zu taxiren und den Katalog von dessen Kupferstichen anzufertigen hatte. Im Jahre 1789 ging er in Begleitung seines Sohnes, Schwiegersohnes und des ihm befreundeten Naturmalers A. L. Krüger nach Dresden, Leipzig, Halle und Dessau. Auf der letzten Reise war er trotz seines dreiundsechzigjährigen Alters unter seinen Reisegefährten der rüstigste und frischeste. Er war stets beim Schlafengehen der Letzte, beim Aufstehen der Erste. Gewöhnlich hatte er dann bereits die Pferde besorgt und seine Notizen über den vorangegangenen Tag in sein Tagebuch eingetragen. Diese Frische und Thätigkeit behielt er bis kurz vor seinem Tode. Zwar litt er in den letzten Jahren zufolge des anhaltenden Sitzens häufig an geschwollenen Füßen; jedoch ließ er sich dadurch nicht von seinen nothwendigen Geschäftsgängen abhalten. Nicht selten arbeitete er während des Winters in ungeheiztem Zimmer, ohne Kälte zu empfinden, und noch im letzten Jahre seines Lebens machte er bei strengem Frost in Stiefeln ohne Strümpfe einen Ritt nach Potsdam. Endlich sollte jedoch auch er eine Beute des allgemeinen Verhängnisses werden. Zu Anfang des Jahres 1801 verfiel er in ein hitziges Fieber und nach vierwöchentlicher Krankheit erlag er demselben am 7. Februar 1801 in einem Alter von 74 bis 75 Jahren. Seine Gattin war ihm bereits 1785 vorangegangen, und auch von seinen sieben Kindern überlebten ihn nur fünf, von welchen sein Sohn Wilhelm, des Vaters Schüler und Fortsetzer seiner Thätigkeit, jedoch ohne des Vaters Talent, bis 1805 in Berlin lebte. Noch im letzten Jahre seines Lebens empfing Chodowiecki verschiedene Auszeichnungen. Schon seit dem 25. November 1764 Rector der Akademie, ward er 1788 zu ihrem Vicedirector und 1797 nach B. Rode's Tode zum wirklichen Director ernannt; im folgenden Jahre genoß er die Ehre, daß ihm die Kunstakademie zu Siena das Diplom eines Ehrenmitgliedes übersandte. Die größte Auszeichnung aber, die ihm zu Theil werden konnte, bestand in der Anerkennung und Bewunderung, deren sich seine Arbeiten nicht nur in ganz Deutschland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus zu erfreuen hatten.

Und Chodowiecki verdiente diesen Ruhm in vielfacher Beziehung. Er besaß eine Productivität, Feinheit der Beobachtung, Leichtigkeit und Sicherheit der Zeichnung, Fleiß und Ausdauer in Ueberwindung von Schwierigkeiten, Beweglichkeit, Frische und Vielseitigkeit des Geistes in einem Grade, wie man diese Eigenschaften nur höchst selten vereinigt findet. Seine Productivität läßt sich am einfachsten aus der Zahl seiner Arbeiten erkennen. Abgesehen von den unzähligen Bildern in Emaille und in Miniatur und allen denjenigen Zeichnungen, welche keine Vervielfältigung erlebt haben, beläuft sich allein die Anzahl der von ihm in Kupfer gestochenen Darstellungen auf 2075 auf 978 Platten, wovon 1255 auf 178 Platten in die Reihe der Kalenderkupfer gehören und die verschiedenartigsten Stoffe behandeln, indem sie bildliche Darstellungen zu fast sämmtlichen Dichtern und Dichtungen, welche damals im gebildeten Europa Epoche machten, enthalten. So lieferte er z. B. außer den oben bereits angeführten Blättern Kupferstiche zu Nicolai's „Sebaldus Nothanker“ und dessen „Freuden des jungen Werther,“ zur Geschichte des Blaise Gaulard, zu einer französischen Uebersetzung von Goethe's „Werther,“ zu Goldsmiths „Landprediger von Wakefield,“ zu Voß' „Musenalmanach,“ zur Geschichte des Predigers Gros und zu „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen,“ zum Königl. Großbr. und Churf. Braunschw. Lüneburg. Genealogischen Kalender, die Darstellung der Monate enthaltend, zu Shakspeare's „Hamlet,“ Bürgers Gedichten, Niemeyers Gedichten, Hippels „Lebensläufen“ und Stillings Schriften, zu den Gedichten der Philippine Gatterer, Shakspeare's „Macbeth,“ Le Sage's „Gil Blas,“ Wezels Werken, Campe's „Robinson,“ Lessings Fabeln und Erzählungen, Stollbergs „Gedichten,“ Lavaters „Jesus Messias,“ Meißners „Skizzen,“ Erasmus' „Lob der Narrheit,“ Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud,“ Großmanns „Nicht mehr als sechs Schüsseln,“ Blumenbachs „Beiträgen zur Naturgeschichte,“ Menschenvarietäten darstellend, zu Rousseau's „Neuer Heloise,“ zu „Huon de Bordeaux, par le Comte de Tressan,“ zum Centifolium stultorum, zu den Psalmen, zu Schillers „Räubern,“ Yoricks „Empfindsamen Reisen,“ zum Wandsbecker Boten, zu Salzmanns Carl von Carlsberg, Müllers Siegfried von Lindenberg, Sprengels „Nordamericanischer Revolution,“ Seyfferts Morgenandachten, Ewalds Schriften, Bretzners „Ehe-

procurator," Richardsons „Clarisse," Smollets „Peregrine Pickle," Schillers „Cabale und Liebe," zur „Hochzeit des Figaro," zu Ifflands „Jägern," Shakspeare's „Lustigen Weibern, Heinrich IV. und Sturm und Coriolan," zu Goethe's Schriften (Werther, Götz, Mitschuldigen, Stella, Triumph der Empfindsamkeit, Vögel, Hermann und Dorothee), zu Gotters Gedichten, zu Wielands „Idris," zu Blumauers „Aeneide," zu Chenier's „Bartholomäusnacht," Kotzebue's „Indianer in England," Webers „Sagen der Vorzeit," Ziegenhagens „Verhältnißlehre," zu Fabeln von Gellert, Gleim, Hagedorn und Lichtwer, zu Langbeins Schwänken, zur Brandenburgischen Geschichte, zur ältern, mittlern und neuern Geschichte, zu Storchs Gemälden von Petersburg, Matthissons Gedichten, Hölty's „Elegie," Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" ꝛc. ꝛc. Man braucht nur diese noch nicht zur Hälfte angeführte Auswahl seiner Compositionen zu überblicken, um den Reichthum seiner Ideen und die Leichtigkeit, mit welcher er dieselben ausführte, wahrhaft erstaunenswerth und fast beispiellos zu finden. Die Schnelligkeit, mit welcher er arbeitete, war selbst andern Künstlern unbegreiflich. „Wie ist es möglich," fragte Zingg in einem Briefe, „daß Sie die Kupfer zum Sebaldus Nothanker bis auf die letzten vierzehn Tage versparen, und wie ist es möglich, diese Kupfer in so kurzer Zeit fertig zu machen? Mir ist das Letzte ein Räthsel." — Zum Theil erklärt sich diese Schnelligkeit daraus, daß er in den Zeichnungen, die er stechen wollte, nur die Umrisse bestimmt angab, und alles Uebrige, wie Licht und Schatten, unmittelbar mit der Nadel auf der Platte ausführte; trotzdem würde er nicht soviel haben schaffen können, wenn er nicht mit einem wahrhaft unermüdlichen Fleiß gearbeitet hätte. Oft arbeitete er bis Morgens zwei Uhr und schlief dann völlig angekleidet, um nach dem Erwachen sofort wieder an die Arbeit gehen zu können. Damit ihm hierbei die Perrücke nicht in Unordnung gerathe, schlief er sitzend und begnügte sich, seinen Kopf an die Kissen zu lehnen, die zu diesem Zweck an der Wand angebracht waren. In seiner Stube befand sich ein großer Wecker, damit er ja nicht später erwache, als er sich vorgenommen. Als er einst vom kalten Fieber befallen war, legte er den Griffel nicht eher aus der Hand, als bis ihn das Zittern dazu zwang. Erhielt er Besuch, so arbeitete er ungestört fort, wußte jedoch dabei sehr interessante Unterhaltung zu pflegen.

Daß Chodowiecki's Arbeiten nicht alle von gleichem Werthe sind, ist bei der Art und Weise, wie sie zu entstehen pflegten, natürlich; trotzdem verrathen sie alle den Genius und die Kunstfertigkeit eines Meisters, der in einigen wenigen sicheren Zügen das eigentlich Wesentliche und Charakteristische des darzustellenden Gegenstandes auszudrücken verstand. Ob er mit demselben Erfolg auch in größeren Dimensionen gearbeitet haben würde, ist eine Frage, deren Beantwortung dahingestellt bleiben kann: genug, er besaß wie kein Anderer das Talent einer leichten, charakteristischen Darstellung im Kleinen, und dies hat ihm für das Leben seiner Zeit und insbesondere für die Litteratur derselben eine Bedeutung gegeben, wie er sie sich schwerlich durch größere Arbeiten errungen haben würde. Und dies ist es, was ihm auch für alle Folgezeit eine Wichtigkeit verleiht, welche über seine specifisch-artistische Bedeutung weit hinausgeht, obschon er sie natürlich nur dieser zu verdanken hat. Wie weit sich auch immer der Zeitgeschmack von jenem Geschmack, unter dessen Einfluß die Werke Chodowiecki's entstanden sind, entfernen möge: — ihre cultur- und litteraturhistorische Bedeutung als geistreiche und charakteristische Spiegelbilder des achtzehnten Jahrhunderts können sie nie und nimmer verlieren. Was wahrhaft Schönes in ihnen ist, wird der über den Modegeschmack sich erhebende Kenner zu allen Zeiten herausfühlen.

A. Z—g.

Der König von Siam und sein Hof.

Zweiter Artikel.

Das Symbol der Herrschaft ist in Siam nicht ein Scepter, sondern der Savetraxat, ein Schirm mit sieben Absätzen, welcher das geheiligte Haupt des Königs auf dem Throne überschattet. In höchsten Ehren steht der weiße Elephant. Uralte heilige Bücher erzählen, daß in Indien Gott Buddha, unter der Gestalt eines weißen Elephanten, in den Leib der tugendhaften und keuschen Königin Mahe geschlüpft, und nach zehn Monaten aus ihrer rechten Seite heraus wieder zum Vorschein gekommen sei. In Siam glaubt man, der weiße Elephant sei die Incarnation eines zukünftigen Buddha, und ein Land, das ein so begnadigtes Thier besitze, werde des himmlischen Segens theilhaftig. Auch andere Völker buddhistischen Glaubens in Hinterindien theilen diesen Glauben und jedes will eine solche Fleischwerdung Buddha's im Besitz haben. Man hat blutige Kriege um denselben geführt. Diese Thiere sind Albinos, die von dem gewöhnlichen Elephanten erzeugt werden, und kommen sehr selten vor; um so höher werden sie geschätzt. Die siamesischen Jahrbücher verzeichnen sorgfältig die Jahre, in welchen ein weißer Elephant gefunden wird. Im Jahre 1546 war man so glücklich, einen solchen von 7 Fuß Höhe einzufangen und nannte ihn den Diamanten des Himmels. Jeder hat seinen besondern Titel, der allemal etwas Hohes und Erhabenes ausdrückt; er wird bezeichnet als Ruhm des Landes, als Glanz der Welt, als Gleichmacher der Erde. Das 16. Jahrhundert galt für eine hochbegnadigte Zeit für Siam, denn 1547 wurden drei und 1548 sogar zwölf solcher Diamanten des Himmels in den Wäldern gefunden. Die übrigen Völker beneideten den Siamesen einen so unermeßlichen, segenspendenden Schatz, und der König von Pegu, in dessen Lande kein solcher Glanz der Welt erschienen war, erbat sich durch eine feierliche Gesandtschaft zwei solcher Elephanten; aber der siamesische Monarch schlug ihm sein Gesuch ab. Darüber entbrannte Jener in Zorn, brachte, laut der Chronik, ein Heer von 900,000 Streitern und 7000 Kriegselephanten zusammen, fiel in Siam ein, eroberte die damalige Hauptstadt Ajuthia und nahm vier Elephanten weg, die er im Triumphzug in sein Land führte. Es war großmüthig genug, daß er seinen Feinden nicht allen „Ruhm des Landes" nahm.

Wer so glücklich ist, einen weißen Elephanten zu finden, wird mit Ehren überhäuft und sein ganzes Leben lang mit Ehrfurcht behandelt. Ein zinspflichtiger König oder Statthalter einer Provinz, in dessen Gebiet der Fang stattfindet, läßt Wege durch den

Wald hauen, damit das heilige Thier auf einer bequemen Bahn wandeln könne. Auf dieser wird es bis an den Meinamstrom geführt, wo ein prächtig geschmücktes, mit einem Baldachin überspanntes und mit Blumen bestreutes Floß bereit liegt. In der Mitte desselben hat der Elephant sein Zimmer; man füttert ihn nur mit Zucker und Kuchen. Sobald sein Nahen in der Hauptstadt Bangkok verkündigt wird, sendet der Hof ihm einen Edelmann von hohem Range entgegen, manchmal selbst einen Prinzen aus königlichem Geblüte; ja als der gegenwärtig im Palast verpflegte „Diamant des Himmels" auf dem Strome hinabschwamm, fuhren ihm sogar die beiden Könige entgegen. Es war ein ungemein festlicher Prunkaufzug, Tausende von Booten folgten den königlichen Barken, und als der Elephant endlich in Sicht kam, erhob sich ein ungeheurer Freudenruf und Musik erfüllte die Luft. Jede Barke knüpfte ein Tau an das Floß, auf welchem das lebende Heiligthum stand, und des Jubels war kein Ende, bis dasselbe in der Hauptstadt angelangt war. Dort wurde es von den hohen Würdenträgern des Staates ehrfurchtsvoll begrüßt; der König gab dem Elephanten den erhabenen und volltönenden Namen, mit welchem er fortan angeredet und in den Jahrbüchern verzeichnet werde sollte, und erhob ihn feierlich in den Adelstand. Dann erst wurde er, unter pomphaftem Gefolge, in den für ihn bereiteten Palast geleitet, wo er von seinem eigenen Hofstaat ehrerbietig empfangen wurde. Seine diensthabenden Officiere und Sklaven müssen ihm Speise und Trank in goldenen und silbernen Gefäßen darreichen. Man füttert ihn mit dem Schönsten und Besten und bereitet für ihn ganz besondere Delicatessen; seine Zähne werden mit goldenen Ringen geschmückt, er trägt ein Diadem auf dem Haupte, und seine Diener werfen sich ehrerbietig vor ihm zu Boden. Die achtungsvolle Sorgfalt für ihn geht so weit, daß man einen großen rothen Schirm über ihn ausspannt, wenn er ins Bad geht, und allemal wenn es ihm beliebt zu lustwandeln und sich Bewegung zu machen, hat er sein Gefolge hinter sich. Der königliche Leibarzt hat die Obliegenheit, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen und wenn er krank wird, ihm Arzenei zu reichen. Dann erscheinen auch Priester, beten daß er bald wieder genesen möge, und besprengen ihn mit Weihwasser. Sein Tod wird als ein Unglück für das ganze Land betrachtet; die Trauer ist dann allgemein und die Leichenfeierlichkeiten sind großartig.

Der weiße Elephant gilt dem Volke für einen König unter den Thieren; der Monarch behandelt ihn wie einen Kronprinzen und besucht ihn oft. Er wird als Palladium für des Königs Leben und für das Reich betrachtet; der Aberglaube meint, in dem Jahre, in welchem er sterbe, müsse auch der Herrscher des Landes mit Tode abgehen; man ist daher ängstlich für seine Gesundheit bedacht. Er hat seinen amtlichen Rang gleich hinter den Prinzen von königlichem Geblüt; wer ihn mit einem andern Namen als dem vom König ihm beigelegten anreden wollte, würde schwere Strafe erleiden. Die Beamten seines Hofstaates müssen sich mit tiefen Verbeugungen von ihm verabschieden. Das Thier wird sehr verwöhnt, hat manchmal üble Laune, und es ist schon mehrfach vorgekommen, daß es mit seinem Rüssel Talapoinen, welche Weihwasser sprengten, erfaßt und mit den Füßen zu Brei zerstampft hat. Es schont, obwohl eine Incarnation des Gottes, die Priester nicht; und einst war ein solcher Diamant so bösartig, daß nichts weiter übrig blieb, als ihm die Zähne abzusägen. Abends wird das heilige Thier mit Musik in den Schlaf gespielt; es hat seine besondere Capelle und giebt öffentliche Audienzen, bei welchen ihm Geschenke dargereicht werden; es gilt für glückverheißend, wenn er sie nicht verschmäht.

Auch weiße Affen, die nicht minder zu den Seltenheiten gehören, erfreuen sich einer großen Verehrung. Man nennt sie Paja, sie haben gleichfalls ihre Beamten und eigenen Hofstaat, doch ist ihre Rangstufe keine so hohe als jene der Elephanten. Die Siamesen sagen: „Der Affe ist ein Mensch; hübsch ist er freilich nicht, aber doch unser Bruder. Er spricht nicht, dazu ist er viel zu klug; wenn er redete, würde der König ihn zum Arbeiten zwingen und ihm doch dafür keinen Lohn geben. Doch hat er einmal gesprochen und wurde zum Feldherrn in einem Kriege gegen die Riesen ernannt. Damals hat er mit einem einzigen Schlage einen gewaltigen Berg auseinander gespalten und den Kampf ehrenvoll zu Ende gebracht."

Sir John Bowring bemerkt, daß die Siamesen alle Thiere von weißer Farbe am höchsten achten. Sie sagen, wenn ein Talapoine einen weißen Hahn sehe, so müsse er ihn grüßen; eine solche Ehre erweist der Mönch nicht einmal einem Prinzen. König Mongkut ließ den englischen Bevollmächtigten zum Palast des weißen Elephanten führen; der philosophische Monarch hielt große Stücke auf das Thier und äußerte im Gespräch mehrmals, wie glücklich er sich schätze, dasselbe zu besitzen. Unter den Geschenken, welche er für die Königin Victoria bestimmte, war eines der werthvollsten — ein Büschel Haare von weißen Elephanten. Er ließ Portraits von demselben anfertigen und vertheilte sie unter die englischen Officiere. Diese weiße Elephantin starb am 8. September 1855. Ein Stück von deren Haut erhielt Bowring als Zeichen höchster Gunst von Mongkut, und diese Reliquie wird nun im Museum der zoologischen Gesellschaft zu London aufbewahrt.

Der König hält einen glänzenden Hofstaat; in seiner Palaststadt zu Bangkok ist Alles voll Pracht und Pomp in orientalischer Weise. Die Rangstufen sind streng abgegrenzt; Niemand darf anders vor dem König erscheinen als am Boden liegend und kriechend. Auch sein Bruder, der zweite König, hat seinen eigenen Hofhalt und eine Leibwache von 2000 Mann. Zunächst an Würde folgt ein Prinz vom Geblüt, welcher den Titel Wang lang oder Vicekönig führt. Er besorgt die wichtigsten Staatsgeschäfte, übt Jurisdiction über die anderen Prinzen und alle hohen Beamten, und ist Gouverneur der Hauptstadt als der erste der vier Prinzen vom höchsten Range, Kromaluang; jene des zweiten Ranges heißen Kromakhun, jene des dritten Kromamun. Jede dieser Rangclassen umfaßt nur vier Personen; sie sind die einzigen Würdenträger der königlichen Familie; die übrigen Prinzen erhalten vom König Appanage, ließen sich aber früher nicht selten arge Bedrückungen zu Schulden kommen; manche sind arm und müssen zum Arbeiten ihre Zuflucht nehmen. Unter den Würdenträgern nimmt der Meister der königlichen Elephanten und Rosse den ersten Rang ein; dann folgt jener, welcher die Aufsicht über die Frohnarbeiten hat und den man als Finanzminister bezeichnen kann. Der dritte ist das „Haupt der auswärtigen Nationen", der vierte Ackerbauminister, der fünfte verwaltet die Rechtspflege, der sechste ist Vorsitzender des königlichen Tribunals, der siebente zweiter Aufseher der

Elephanten und Pferde, der achte ist Minister des Medicinalwesens, der neunte Intendant der Zeughäuser, der zehnte Arbeitsminister, der elfte Minister der schönen Künste, insbesondere der Malerei, und der zwölfte ist Bonzen- oder Talapoineninspector, Minister des Cultus. Der Adel, welcher nicht zum königlichen Geblüte gehört, zerfällt in fünf Rangclassen. Amt und Würde sind zum größten Theile erblich; wenn nicht besondere Umstände es verhindern, ist der Sohn des Vaters dessen Nachfolger. Alljährlich zweimal trinken alle höhere Beamte das geweihte Wasser der Anhänglichkeit und Treue, und bekräftigen dadurch aufs neue ihre Anhänglichkeit an den Herrscher. Ende November werden die Gehälter ausgezahlt. Prinzen und Minister erhalten jeder 20 Pfund Silber; die Phajas oder adeligen Beamten erster Classe 2—12 Pfund, je nach ihrem Range, und so fort. Der König hat ein Anrecht auf den Dienst aller seiner Unterthanen; und diese Pflichtarbeit heißt Raza kan. Die im Lande wohnenden Chinesen zahlen eine Kopfsteuer; zum Zeichen daß sie dieselbe erlegt haben, tragen sie eine Cordel am Handgelenke, woran sich ein Siegel befindet, das als Quittung gilt. Die Zwangsarbeit, welche der Siamese dem König leisten soll, besteht darin, daß er drei Monate im Jahre an öffentlichen Arbeiten thätig ist; doch kann er sich mit einer bestimmten Summe Geldes davon loskaufen. Der dritte Theil sämmtlicher Bewohner von Siam besteht aus Sklaven, die in drei Classen zerfallen. Sie sind entweder Kriegsgefangene oder solche die sich aus der Sklaverei frei kaufen können, oder endlich solche, welche in derselben bleiben müssen. Die Form der Sklaverei ist mild.

Man sieht wie weit die gesellschaftlichen Verhältnisse Siams von den europäischen abweichen; beide sind einander völlig entgegengesetzt. Es muß einem Siamesen ungemein schwer werden, sich auch nur annähernd in unsere Denkungsart und Anschauungsweise zu versetzen, unser abendländisches Wesen einigermaßen richtig aufzufassen und zu begreifen, und es gereicht dem König Mongkut, dessen Bruder und einigen Ministern zu nicht geringem Ruhme, daß sie sich mit unserer Cultur aufrichtig befreundet haben. Es kann natürlich keine Rede davon sein, dieselbe nach Siam zu verpflanzen, sie einem Volke aufzudringen, das sie weder ganz noch theilweise verstehen würde, und für das sie auch gar nicht paßt. Aber in manchen Dingen läßt sich das asiatische Element modificiren, es wird durch lebhaftern Verkehr mit den Völkern des Abendlandes von seiner Schroffheit verlieren, und allerlei annehmen können, das ihm zu Nutzen gereicht. Dahin trachtet offenbar König Mongkut, und er geht dabei sehr vorsichtig, wiewohl durchgreifend zu Werke. Für einen asiatischen Monarchen war es ein ungeheurer Schritt, alle Monopole aufzuheben, den Handel frei zu geben, rückhaltslos Verträge mit Fremden abzuschließen, diesen die Pforten des Landes zu öffnen, und ihnen sogar die Erwerbung von Grund und Boden zu gestatten. In allen Ländern des Orients hat man in den Europäern mehr oder weniger Feinde und unwillkommene Gäste gesehen; Siam ist das einzige Land, dessen König sie als Freunde empfängt und behandelt. Seit einigen Jahrhunderten haben die seefahrenden Nationen sich bemüht, in Siam Zugang zu finden und lästige Beschränkungen aus dem Wege zu räumen, aber alle Versuche waren vergeblich, das Mißtrauen blieb, bis in die allerneueste Zeit Mongkut den Thron bestieg und nach sorgfältigem Erwägen ein neues System befolgte. Wie klug und verständig er dabei zu Werke geht, ersieht man aus hundert Stellen in Bowrings Buche. Wer dasselbe liest, wird sich angenehm überrascht finden von der Liebenswürdigkeit des Königs und von dem verständigen Betragen seines Bruders und der Minister. Sie zeigen soviel Verstand, Milde und Wohlwollen, sie sind so freundlich, höflich und honett, daß man sie liebgewinnt. Sie halten auf Würde, aber zeigen nicht eine Spur von Hochmuth, nichts von der Bornirtheit und dem hochfahrenden Wesen, welche bei mohamedanischen Potentaten so häufig vorkommen und bei den chinesischen Kaisern im Verkehr mit den Ausländern hergebracht sind. Wir haben schon früher gesagt, daß der Rex Siamensium den englischen Bevollmächtigten seinen Freund nannte; wir fügen hinzu, daß er ihn auch als solchen empfing und behandelte. Diese Gesandtschaft Bowrings steht in den Annalen europäischer Gesandtschaften geradezu einzig da. Kleine Anstände, welche sich bei den Verhandlungen über den Freundschafts- und Handelsvertrag erhoben, wurden allemal mit leichter Mühe beseitigt. Wir wollen den Engländer selbst reden lassen. Er schildert, wie durchaus befriedigend das Benehmen der Siamesen bis zuletzt gewesen sei, wie er dann Vorbereitungen zur Abreise von Bangkok traf, und welche Feierlichkeiten vor derselben stattfanden. Es war im Monat April 1855. Also Bowring schreibt:

„Prinz Mom Phra Taï, des Königs Privatminister, gab mir einen interessanten Bericht über die Art, wie er Englisch gelernt habe. 61 Tage hatte er Unterricht bei Dr. Bradley; dann kamen allerlei Störungen; das Volk lachte über ihn und nannte ihn einen Narren; aber nach 6 Monaten hatte er bedeutende Fortschritte gemacht. Der zweite König fragte den Doctor, wie lange Zeit man nöthig habe, um Englisch zu lernen. Die Antwort lautete: Drei Jahre. Darauf wurde ein Knabe drei Jahre lang unterrichtet, lernte aber nichts. Der Prinz brachte mir eine Frucht, die ich noch nicht gesehen hatte; sie heißt Ma fa, ist gelb und schmeckt wie Weintrauben. Er sagte mir, eine alte Frau habe gehört, ich äße siamesische Früchte gern und habe sie für mich in den Palast gebracht, nun schicke der König sie mir.

Um zehn Uhr erschienen die königlichen Barken; wir stiegen aber nicht in diese, sondern bedienten uns unserer eigenen Boote. Als wir das Ufer gegenüber dem Tempel erreicht hatten, war der König bereits angelangt; eine große Anzahl von Schiffen befand sich in seinem Gefolge. Er hatte sich sogleich ans Land begeben, um den Priestern Almosen zu spenden und dem Gautama Opfer darzubringen. Für uns wurden unter einem großen Schirmdache Stühle hingestellt, die Hitze war aber so drückend, daß wir uns ins Innere des Gebäudes begaben, an eine Stelle, welche der großen Thür des Tempels nahe war; man schlug mir vor, die Herren aus meinem Gefolge, welche keinen höhern Rang hatten, zurückzulassen. Bald kam der Prinz, des Königs Bruder, und ich wurde in gleiche Linie mit ihm gestellt; auch der zweite Sombetsch erschien und nahm einen Sitz weiter nach oben ein. Der König blieb noch etwa eine halbe Stunde im Tempel; inzwischen lud man uns höflich ein, den Garten anzusehen. Neben mir an der andern Seite der Eingangsthür saß ein Lieblingssohn des Königs, ein Knabe von drei Jahren, um ihn befanden sich Damen und Wärterinnen; seine Füße waren mit goldenem Schmucke bedeckt,

um den Kopf hatte er ein Geflecht von weißen Blumen und Juwelen. Die Edelleute trugen prächtige Kleider, und der Prinz fragte lachend, wieviel er wohl von seiner starken Person verlieren werde, wenn er sich längere Zeit der glühenden Sonne aussetzen müsse. Dann nahte der König; vorher hatten wir die uns angewiesenen Stellen eingenommen. Dem Herrscher voran ging eine zahlreiche Hofdienerschaft, sie trugen Waffen oder Schirme; Alle waren in Staatskleidern. Als der König auf einem Thronsessel hereingebracht wurde, legten die Edelleute sich nieder und beugten ihr Gesicht bis zum Boden; die britischen Officiere dagegen standen in einer Linie hinter den Edelleuten und nahmen ihre Kopfbedeckung ab, als der König vorbei kam. Als Se. Majestät mit dem ebenerwähnten Knaben auf dem Throne Platz genommen hatte, setzten wir uns Alle auf die Erde; ich war etwa sechs Fuß von dem Throne entfernt. Der König sprach mich Englisch an, sagte, er sei hierher gekommen, um in dem von seinem Vater gebauten Tempel eine Feierlichkeit zu verrichten, die alljährlich stattfinde; er begrüße mich und freue sich, daß ich dem „königlichen Staat“ beiwohne. Dann fragte er, ob der Anzug der Herren in meinem Gefolge zugleich bürgerlich und militärisch sei, sprach von Siam und wie wichtig für dasselbe der Wasserstand der Ströme sei; im October und November sei nicht selten das Land oberhalb der Stadt Ajuthia weit und breit überschwemmt. Jetzt sei die Hitze groß, weil die Sonne im Zenith stehe. Ich möchte mir, nach beendigten Feierlichkeiten hier, doch einmal das Innere des Tempels ansehen. Während der König in solcher Weise zu mir sprach, wurden Liqueure gebracht. Er bat mich, die königliche Barke zu betrachten, wann sie vorbeikomme, dann erhob er sich, wir aber gingen durch eine lange Reihe von Soldaten, welche das Gewehr präsentirten. Als die Barke hinwegruderte, wurde „God save the Queen“ gespielt. Die Königin war ungemein pomphaft geschmückt; sie trug eine Krone in Gestalt einer Tiara, viele mit Edelsteinen besetzte Ringe und andere kostbare Zierrathen. Als das Boot vorüber fuhr, machte mir der König eine Verneigung.

Nun wurden Erfrischungen herumgereicht, und Prinz Krom Wongsa führte uns in den Tempel, in welchem kurz vorher der König seine Opfergaben niedergelegt hatte. Sie bestanden in Blumen, Reis und süßen Früchten, die vor einem vergoldeten, mit einem Gürtel nachgemachter Diamanten umwundenen Bilde Buddha standen. Der König bekennt sich, wie schon früher angedeutet wurde, zu einem reformirten Buddhismus, und sagte einst den Missionären: Gegenüber dem gemeinen Volksglauben verhält sich meine Religion so, wie der Protestantismus zum Katholicismus. Ich wünsche am reinen Text der heiligen Bücher festzuhalten und alle abergläubigen Zusätze und Beimischungen zu beseitigen. — Zum Andenken an Verstorbene waren in der Nähe des Tempels viele große Erdhaufen aufgeschüttet worden. Die Wände fanden wir mit vielerlei Gemälden bedeckt; sie stellten Schlachten, Abenteuer verschiedener Art, Liebesscenen und dergleichen mehr vor. Vor dem Altar stand ein ungeheures Licht, das, wie man uns versicherte, Monate lang brennt. Im Tempel war großes Gedränge von Menschen, die sich aber wenig um das Buddhabild kümmerten; manche rauchten Cigarren. Alles was wir an jenem Tage sahen und erlebten, machte einen imponirenden Eindruck; das ganze Schauspiel war für uns überraschend durch seine Neuheit und durch die barbarische Pracht in diesem Pompe. Die Nachahmung englischer Uniformen bei den siamesischen Soldaten bildete einen wunderlichen Abstand zu den siamesischen Soldaten.

Bowring spricht mit Hochachtung und Bewunderung von dem Charakter des Phra Kalaom, ersten Ministers, durch dessen Einfluß Mongkut auf den Thron erhoben wurde. „Er hat mich wiederholt versichert, daß er mich eifrig unterstützen wolle, wenn es meine Absicht und Politik sei, das Monopol in Siam zu brechen; mein Name werde für alle Zeiten gesegnet sein falls das große Werk mir gelinge. Er enthüllte mir eine Menge von Mißbräuchen und wurde dabei manchmal heftig. Wenn seine Handlungen seinen Versicherungen entsprechen, so kann ich nicht umhin ihn für einen der besten Männer zu halten, welche der Orient jemals gesehen hat. Aus Geld macht er sich nichts, und er giebt es mit vollen Händen aus. Ihm verdankt Siam seine Kauffahrteiflotte.“

In der Mitte des Aprils waren alle Unterhandlungen über den Handelsvertrag beendigt. Die Siamesen hatten verlangt, daß Spirituosen mit einem Verbot belegt werden sollten; Bowring gab aber nicht nach. Am 16. war dann Schlußaudienz beim König. „Wie kann ich,“ ruft der englische Bevollmächtigte aus, „die barbarische Pracht, das Schaugepränge und den Luxus beschreiben, der am heutigen Tag entfaltet wurde! Wir fuhren, wie gewöhnlich, in Staatsbarken; die meinige hatte Vorhänge von Scharlach mit Gold. Als wir landeten wurden für uns Stühle gebracht; eine Abtheilung der Garde geleitete uns, und als wir in die Vorhöfe des Palastes traten waren in unabsehbarer Linie Soldaten aufgestellt. Sie hatten höchst mannichfaltige Trachten und eine reiche Auswahl verschiedenartiger Waffen: Speere, Schilde, Schwerter, Streitäxte, Bögen und Köcher; die Uniformen waren an Schnitt und Farbe nicht minder bunt. Manche waren gekleidet wie die indischen Sipahis, andere trugen europäische Hofkleider von altfränkischem Schnitt; manche Adelige hohen Ranges waren oberhalb des Gürtels durchaus unbekleidet. Ich saß in einem reichvergoldeten Sessel und wurde getragen; über meinem Kopfe hatte ich einen scharlachrothen Schirm, welchen acht Träger hielten, und eine zahlreiche Menge begleitete mich. Die Sessel meines eigenen Gefolges waren nicht so prächtig geschmückt. Die herbeidrängende Volksmasse wurde von der Polizei mit Stöcken zurückgetrieben. Eine Strecke weit bemerkten wir zu beiden Seiten angeschirrte Ponies und Elephanten in voller Kriegsrüstung; zwischen den unregelmäßigen Truppen, welche aus fernen Gebirgsgegenden stammen, waren kleinere Abtheilungen europäisch uniformirter Soldaten aufgestellt, welche Trommeln und Pfeifen hatten und regelrecht das Gewehr präsentirten. Doch den Haupttheil der Regimentsmusik bildeten chinesische Tamtams und siamesische Instrumente.

Endlich gelangten wir in einen Saal wo wir der Vorladung des Königs harrten. Man brachte uns Kaffee und Cigarren; auf einem Tische, an dessen obern Ende ich Platz nahm, standen goldene und silberne Gefäße, die mit reinem Wasser gefüllt waren. Das Speibecken neben mir war von Silber, mit Gold eingelegt, und hielt etwa vierzehn Zoll im Durchmesser. Darauf erschien ein Bote und wir gingen zu Fuß nach der Empfangshalle, wo eine sanfte wohltönende Musik uns begrüßte. Dann wurden die Geschütze abgefeuert.

Alle Siamesen in unserem Gefolge warfen sich auf die Knie,

und krochen zu beiden Seiten eines Verschlages, welcher das Innere vor unserem Blicke verbarg. Wir besorgten, daß die Beamten einen Versuch machen würden, uns unsere Degen abzunehmen, weil der König mir privatim geschrieben hatte, es sei gegen alles Herkommen, einen bewaffneten Fremden in die Nähe des Herrschers gelangen zu lassen. Ich hatte geltend gemacht, daß ich in Gegenwart Sr. Majestät nicht anders werde erscheinen können als in der Tracht in welcher ich mich bei meiner Königin verabschiedet habe. Und so forderte man uns unsere Degen nicht ab. Die Halle war mit Edelleuten angefüllt, welche sämmtlich am Boden lagen. Ich ging hindurch und nahm auf einem Polster Platz, das in gleicher Linie mit jenem des höchsten Edelmannes lag, der nicht aus königlichem Geblüte stammte; der Premierminister und dessen Bruder lagen mir ganz nahe, zu rechter Hand.

Nun erschien der König und nahm auf einem prachtvoll geschmückten Throne Platz; der wie eine Loge im Schauspielhaus aussah. Er trug goldene Kleider; die Krone lag neben ihm, aber auf dem Kopfe hatte er eine mit Diamanten besetzte Kappe, und an den Fingern große Diamantringe. Zu meiner Linken, unweit vom Throne, waren des Königs Brüder und Söhne, zur Rechten die Prinzen vom Geblüt, die Sombetsches und die Edelleute höchsten Ranges. Die Edelleute lagen, wie schon bemerkt, in der Halle umher. Des Königs Thron wurde zehn Fuß hoch emporgehoben; die Edelleute neigten ihr Gesicht an den Boden, und wir nahmen in unseren Sesseln Platz. Die Musik tönte inzwischen fort bis ich das Wort nahm und in einer Rede Sr. Majestät für den herzlichen Empfang dankte, welchen ich gefunden; ich dankte ferner für die raschen Verhandlungen und den Abschluß des Vertrages, welcher ohne Zweifel unter den westlichen Völkern den Glanz von Mongkuts Namen noch erhöhen werde, während er zugleich die Wohlfahrt beider contrahirenden Staaten und überhaupt der Welt zu Nutzen gereichen müsse. Was ich sagte, wurde vom Bruder des Premierministers ins Siamesische übersetzt. Darauf hielt der König eine lange Rede in welcher er die früheren Gesandtschaften namhaft machte, welche europäische Völker nach Siam geschickt habe. — — Er sagte unter Andern: „Wir müßten nicht zuviel von Siam erwarten; es sei zumeist noch Dschengel (Wald).“ Ich ententgegnete, der Handel werde den Wald in einen Garten umgestalten. Er äußerte: „Ja, Ihr Land ist ein Garten.“ — Ich antwortete: Unsere Fortschritte verdanken wir dem Handel. — Dann bemerkte er: „Es sei seine Absicht, an die Königin von England einen Brief zu schreiben,“ und bat mich um Besorgung desselben. — Alles was der König sagte, wurde niedergeschrieben, und meine Antworten wurden in siamesischer Uebersetzung den versammelten Edelleuten vorgelesen. Der König stellte mich dann seinem ältesten Bruder und mehreren Prinzen vom Geblüt vor, welche den Kopf ein wenig hoch hoben, wenn er ihren Namen nannte. Sie trugen dünne Kleider von golddurchwirktem Tüll, die Edelleute dagegen welche in den hinteren Theilen der Halle lagen, waren nackt bis zum Gürtel; die Bekleidung des Unterkörpers war aber kostbar. Alle waren ohne Bein- oder Fußbekleidung. Zu beiden Seiten des Thrones lagen viele Pagen. An den Pfeilern der Halle bemerkte ich die Porträts des Papstes, der Königinnen von England und Portugal und des chinesischen Kaisers Tao kwang, ferner einige Lithographien der Londoner Ausstellung von 1857, eine Zusammenstellung von Flaggen verschiedener Nationen, die ein Knabe in Whampoa gemalt hatte und noch andere Bilder. Die Audienz mag etwa eine halbe Stunde gedauert haben. Dann zog der König sich zurück, und der goldene Thronvorhang wurde niedergelassen. Die Edelleute standen auf, jene welche mit uns persönlich bekannt waren, begrüßten uns, und die Musik begann zu spielen. Eine Botschaft vom König meldete mir, daß er mich allein zu sprechen wünsche. Ich ging und fand ihn, des königlichen Schmuckes entkleidet, hinter einem vergitterten Fenster sitzen; ich stand etwas tiefer auf einem Teppich. Bald wurde jedoch ein Stuhl gebracht; der König las mir den Wortlaut des abgeschlossenen Vertrages vor und sagte mir viel Schmeichelhaftes; er verstehe jedes Wort. Dann fragte er, ob ich von den Erzeugnissen Siams etwas zu besitzen wünsche, es stehe zu meinem Befehl und er werde es mir senden, z. B. zwei junge Elephanten. Er ließ mir auch eine Lithographie des weißen Elephanten geben (der eigentlich hell mahagonybraun ist). Darauf zeigte er mir sein jüngstes Kind, ein Mädchen von acht Monaten, und fragte ob ich es nicht sehr hübsch fände. Es war in der That recht hübsch, ganz nackt und trug einen Kranz weißer Blumen auf dem Kopfe. Ich fragte Se. Majestät, wie viele Kinder er habe. Er entgegnete: „Seit ich König bin elf, vorher schon zwölf; das ist plenty of royalty.“ Es war ein anmuthiges Bild, einen despotischen Monarchen, vor welchem eben noch das ganze Land am Boden lag, mit einem kleinen Kinde spielen und lächeln zu sehen.“ —d—.

Eine Vogeljagd in Norwegen.*)

Der bekannteste unter den größern Vögeln, die in unseren dunkeln Wäldern hausen, ist der Auerhahn mit seiner Henne. Da wo die Felsen sich dicht zusammendrängen, und wo der Nebel über den weiten Moorstrecken und den halb verwitterten Föhren auf den Bergflächen ruht, treiben sie beim Kommen des Lenzes ein Liebesspiel, das nur der früh muntere Jäger beobachtet. Er ist draußen, ehe der Mond noch erblichen ist vor dem ersten Strahle des Tages, während der Singvogel noch in den dichten, buschigen Tannen träumt und der Morgenstern auf die schweigenden Wälder niederschaut; der weiße Schleier des Nebels hängt noch über dem Thale

*) Von Bernhard Herre erschien (Leipzig bei H. Schultze): „Ein Strauß aus Norwegens Wäldern“, aus dem Norwegischen übersetzt von B. Th. — Von C. Ph. Asbjörnsen, dem trefflichen Manne Norwegens, der in Tharand bei Dresden die Waldcultur theoretisch studirte, um sie jetzt in Frauenberg und auf den Gütern des regierenden Fürsten Adolf von Schwarzenberg, Herzogs von Krumman in Böhmen, praktisch zu verfolgen, stehen Bilder und Sagen aus Norwegen, auch deutsch, zu erwarten, wie von demselben Autor auch schon Mährchen seiner Heimath, deutsch mit einem Vorwort von Ludwig Tieck, erschienen sind. Wir geben vorläufig aus dem norwegischen Büchlein von B. Herre die folgende Scene, die uns den hohen Norden freundlich näherrückt. D. Red.

und das Halblicht schwebt zwischen den Felsen. In dieser frühen Stunde ist der Jäger Zeuge bei dem Spiele der Vögel. — Aber wenn der milde Himmel des Mai die Knospen öffnet und das Haidelbeergestrüpp hervorzusprossen beginnt, da sucht die Henne getrennt vom Hahne einen schattigen, mit weichem Haidekraut bewachsenen Platz, wo sie einsam, ungesehen und ruhig ihre Küchlein ausbrüten kann. Der Hahn dagegen sucht die dunkelsten Bergklüfte auf, wo er den Sommer in einer anscheinend stumpfen und trägen Unthätigkeit hinbringt, nur unterbrochen von dem Jäger, der fast auf ihn tritt, oder dem Jagdhunde, der nach ihm schnappt, und oft wird er da ein Opfer seiner schläfrigen Faulheit. — Erst die langen Tage und hellen Nächte der Johanneszeit sehen die Auerhenne mit ihren 4—8 gelben, mit weichem Flaum bedeckten Küchlein durch die schmahlen Vogelpfade streifen. Unter ihren ausgebreiteten, herabhängenden Flügeln birgt sie gackernd ihre Jungen; doch bald verräth sich deren wilde Natur, denn die Schwungfedern wachsen ihnen zuerst und dann suchen sie fliegend ihren Verfolgern zu entgehen. Waldumkränzte, mit Haidekraut bewachsene Bergflächen in der Nähe von Moorstrecken sind ihr Lieblingsaufenthalt, so lange die Henne mit den Jungen geht, und dies währt bis Ende September. Vom August an wird dieser kleinen Familie scharf nachgestellt von den Jägern und es giebt keine Jagd, in welcher man glücklicher sein könnte. In dem hohen, verwachsenen Haidekraut sucht die kleine Schaar ihr Futter und verbirgt sich darin am Tage; aber gerade dadurch kommen die Hunde leicht auf ihre Spur und jagen die Vögel auf. Indem er die Stimme der Jungen nachahmt, lockt der Jäger erst die Henne zu sich und dann beginnen jene nach der Mutter zu piepen und werden so auch dem Schusse zur Beute. Die Zeit, in welcher diese Jagd stattfindet, wird von den Jägern „Föstrezeit" (föstre: auferziehen) genannt.

Ungefähr drei Viertelmeilen nordöstlich vom Felsensäter im Krogskoven fließen zwischen geheimnißvollen, unbekannten Landschaften zwei Flüsse, welche nur Wenige auf dieser Strecke ihres Laufes gesehen haben. Ihr Lauf ist hier reißend und gewaltsam; hier zerknicken sie die Tannen und stürzen sich die Felsen herab und die Berge seufzen bei ihrem Getöse. Die Strahlen der Sonne spielen zwischen den dunkeln Nadelbäumen und auf dem Staubregen des Wasserfalls, und der Fluß kennt hier keine andere Brücke, als den Regenbogen, den launenvolle Sommertage darüber bauen. Das Bett dieser Wasser ist tief und schwarz; weißliche, halb verwitterte Birkenstämme liegen hier und da in den Strömungen. Die Tannen neigen sich darüber hin und die Blätter der Erlen werden von dem Sturze des Wasserfalls gepeitscht. Südlich von Mostuermyrsäter vereinigen sich diese Flüsse und gehen dann unter dem Namen „Lomma" bei Jönsrud vorbei — und nun sind sie wohlbekannt als das Wasser, welches Bärums Eisenwerke treibt.

Jene einsamen Landschaften, welche die Flüsse vor ihrer Vereinigung umgeben, empfangen ihren eigenthümlichen Charakter durch die waldbekleideten Felsen, die sich an den Flußufern erheben und sich dann wieder zu langen, öden Moorstrecken hinabsenken. Unter diesen kahlen Flächen ist doch ein Moorgrund, auf dessen lichtgrünem, sammetweichem Teppich einige verkrüppelte Tannen zu sehen sind, und in der Nähe der Felsen ein Paar hohe, rothstämmige Kiefern, die bei dem leisesten Windhauche die schwärzlichen Kronen bewegen. Die weißen, baumwollenartigen Blumen des Moltegrases sind über das ganze Moor verstreut, und einzelne Wachholdergebüsche strecken ihre grauen Zweige über den grünen Boden. Ungefähr mitten im Moor schimmert noch zwischen hohem, verwachsenem Rohr der letzte Ueberrest des See's, der in alten Tagen ohne Zweifel über dieser Fläche gewogt hat. Aber nach Norden zu steht der Wald wieder hoch und kräftig und die Landschaft steigt sanft zu den höheren Felsenstrecken hinauf; und hier sind grüne Partien, über denen ein frischeres Leben ausgebreitet ist. Den Rahmen der Landschaft bildet überall der tiefe, stille Wald und eine geheimnißvolle Einsamkeit schwebt über diesen fernen, gleichsam verschlossenen Gegenden.

Der Himmel ist wolkenlos, durchsichtig und lichtblau, und die Mittagsonne des August legt ihre heißen Strahlen über Berg und Moor. Die Luft ist drückend und schwühl, kein Hauch in den dunklen Tannen und auf dem öden Moor; an den Bergabhängen, wo die einzelnen grünen Partien winken, liegt das Gras welk und bleich, und das Moos auf den Steinen sieht saftlos und trocken. Weiterhin auf dem Moore, da wo es sich in den Wald verliert, spielt die Luft zwischen den verunstalteten Bäumen — und über dem ruhigen, blanken See und dem Rohre liegt ein heißer, erdrückender Dampf. Kein Laut schwebt zwischen den Bäumen, kein Leben ist zu sehen — alles ist Schweigen und Oede. Ein schwerer, unnatürlicher Schlaf hat seine Arme um Pflanzen und Thiere gelegt. Welcher Fuß ist wohl über diesen grünen Teppich gegangen? Keiner außer dem des Jägers. Wer ist wohl hier gewesen und hat unter den schattigen Bäumen geruht? Niemand als der Jäger. — Er wandert nun dort an den Bergen mit seinen müden Hunden; die Beute, unter welcher er stöhnt, zeigt, daß diese ihre Pflicht gethan haben. Die dunkelgrünen Tannen beschatten den moosigen Pfad, der sich die Berge hinab windet; aber das ist auch die einzige Linderung, denn kein kühlendes Lüftchen rührt sich hier. Das Haidelbeerkraut deckt drinnen im Walde überall den Boden, die Hunde schnappen nach Luft und schnobern hin und wieder unruhig im Gestrüpp umher. Der Jäger wirft zuweilen forschende Blicke zwischen die Bäume, während die Hunde drinnen im Walde suchen. Ihr Gebell läßt sich hören, sie haben eine Auerhenne aufgejagt mit ihren Jungen; da bekommt der Jäger auf einmal Leben — und sein Schuß fällt. Die Hunde werden nun zurückgerufen und nur ungern legen sie ihre Hälse in die Riemen. Etwas weiter hinab beschatten die Bäume einen kleinen, grünen Platz, dort werden sie angebunden und die Jagdbeute neben sie niedergelegt; aber er selbst geht leise zurück, wo die einsame Familie noch vor kurzem in Ruhe und Frieden wohnte. Hier setzt er sich ins Haidelbeergestrüpp und lehnt sich an eine Tanne. Die ängstliche Stille, die durch den Schuß und das Hundegebell unterbrochen worden, herrscht wieder. Die Feldmaus läuft über das Moos und verschwindet unter einer Wurzel; die fleißigen Ameisen treiben ihre geräuschlose Thätigkeit und des Jägers Herzschlag mischt sich mit diesem Waldleben. Die Büchse ruht auf seinem Knie und sein Auge späht umher. Wenn Alles wieder ganz sicher und ruhig ist und der weiße Rauch des Schusses sich längst mit dem Dampfe des See's gemischt hat, beginnt er in einem zitternden Tone zu pfeifen. Fern gackert die Auerhenne zur Antwort; wieder ruft das lockende, ängstliche Pfeifen und näher antwortet die zärtliche Mutter

ihrem falschen Kinde. Noch ist sie auf der andern Seite des Moors, aber ein leiser Flug rauscht durch die Luft und die Henne läßt sich am Rande des Berges nieder. Das nahe lockende Pfeifen ertönt und ängstlich um ihr Kind läuft sie ein Stück den Pfad entlang, streckt ihren langen Hals aus über die Spitzen des Haidekrautes und späht unruhig nach dem, der diese klagenden Laute hervorbringt. Die zärtliche Mutter ruft und nähert sich mehr und mehr dem Haidelbeergesträuch, wo der Jäger ruht; sie breitet die Flügel aus, als wenn sie schon das verirrte Küchlein darunter hätte, aber das Locken schweigt, — und erschreckt, daß sie ihre Jungen nicht finden kann, läuft sie umher in dem Gestrüpp und überall sucht das ängstliche Auge der Mutter die verlornen Kinder. Wieder ruft es nach ihr in einem nahen und frohen Tone, sie eilt ihm nach — aber des Jägers Büchse knallt und sie liegt todt im Gestrüpp. Der Jäger legt den blutenden Vogel zu der übrigen Beute und streckt sich nun mit seiner Büchse hin zwischen die Hunde und das Wild. Sein Haupt ruht auf einem kleinen Hügel, seine Augen schließen sich und die Tannen breiten ihre schattigen Zweige über seinen Schlummer.

Nach und nach beginnen die Schatten sich zu verlängern und der Jäger erwacht. Ein leiser warmer Hauch fächelt durch die Luft und rings umher im Walde hört man von den Küchlein dieselben klagenden Töne, die vor einigen Stunden der Mutter Tod verursachten. Hin und wieder fällt ein Schuß in der Nähe dieses angstvollen Piepens und mit jedem Schusse fällt auch ein Küchlein zur Erde; zuletzt ist kein ängstlich rufendes, mutterloses Küchlein mehr im Walde — nur eine einzelne Drossel schlägt in dem hohen Tannenwipfel und die braune Waldschnepfe schwebt leise hin über das Moor. Der Himmel wird dunkelblau und die Sterne schauen herab auf den schlummernden See; — aber dort an den Bergen schimmert ein Feuer zwischen den dunkeln Tannen und dessen Licht fällt auf den Jäger und seine Hunde. —

Ich will hier erzählen, was mir einst auf einem Jagdausfluge begegnete. Es war ein Mittag wie der, welchen ich eben beschrieben, und die Landschaft, die ich durchstreifte, glich ebenfalls der oben geschilderten. Ein alter Jäger begleitete mich, er war im Walde aufgewachsen, an Wetter und Wind gewöhnt, grauhaarig und abergläubisch. Er hatte mir allerhand wunderliches Zeug vorgeschwatzt, aber als wir in die Nähe eines waldumkränzten Moores kamen, ward er stumm und hemmte seine Schritte. Er spähte mit fast ängstlichen Blicken umher, und als ich fragte, was ihm fehlte, antwortete er, daß es hier nicht richtig wäre. Er erzählte mir, daß er das Jahr zuvor um dieselbe Zeit dreimal ein und dieselbe Auerhenne gelockt und nach ihr auf zwanzig, fünfzehn und zehn Schritt geschossen habe, ohne sie zu erlegen; nur nach dem letzten Schusse habe er einen Tropfen Blut und zwei kleine Erlenzweige über's Kreuz gelegt gesehen: da habe er gewußt, daß sie eine von den Unterirdischen sei, die diese Gestalt angenommen, und sei heimgegangen, noch froh, ohne Schaden davonzukommen. — Seine Geschichte langweilte mich und unwillkürlich lockte ich meinen alten Hund, der ungefähr dreißig Schritt vor mir vorbeistrich; doch indem der Hund sich nach mir wendete, jagte er kaum zehn Schritt von mir eine Auerhuhnsfamilie auf. Die Jungen stoben auseinander, aber fast unmittelbar vor meinen Füßen hüpfte die Henne gackernd auf einen Baumstumpf. Ich legte das Gewehr an — aber der eine Flügel des Vogels hing gebrochen an seiner Seite und Flucht war ihm unmöglich. Dreimal erhob ich die Büchse, doch der verwundete Vogel sah mich mit so bittenden, sanften Blicken an, daß ich an Schillers „Alpenjäger" denken mußte. Ich warf das Gewehr über die Schulter und winkte dem Alten, daß er den Vogel schonen und mir folgen sollte.

Ich ging hinab nach dem Moore und das traurige Leben, das dieser Vogel während fast eines Jahres geführt, fiel mir schwer aufs Herz. Verwundet und zum Krüppel gemacht, hatte er einsam und verlassen in dem schneebedeckten wilden Gebirge den Winter über sein Dasein gefristet; aber als der Frühling kam, hatte Liebe und Mutterzärtlichkeit noch einmal seine Brust erfüllt. Manch ein Vergleich stieg dabei in meinen Gedanken auf; — doch kurzabgebrochenes Hundegebell und ein Schuß weckte mich — und bald darauf kam der Jäger mit dem Vogel in der Hand zu mir herab.

Schwedisches und Schottisches, deutsch von E. M. Arndt.*)

Herr Olof im Elfentanz.

Herr Olof reitet frühmorgens aus,
Und so kommt er in einen Elfentanzsaus.
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

Elfenvater reicht seine weiße Hand herfür:
„Komm, komm, Herr Olof, und tanze mit mir."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

„Ich will und kann mit dir nicht tanzen den Reih'n,
Denn morgen soll meine Hochzeit sein."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

Und Elfenmutter reicht ihre weiße Hand herfür:
„Komm, komm, Herr Olof, und tanze mit mir."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

„Ich will und kann mit dir nicht tanzen den Reih'n,
Denn morgen soll meine Hochzeit sein."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

Und Elfenschwester reicht ihre weiße Hand herfür:
„Komm, komm, Herr Olof, und tanze mit mir."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

Und zum Brautführer sprach die Braut:
„Was bedeutet, daß gehen die Glocken so laut?"
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

„Das ist auf unsrer Insel so der Brauch,
Jeder Junggesell läutet heim seine Braut."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

„Und die Wahrheit die will ich Euch sagen nun klar,
Herr Olof liegt todt auf der Todtenbahr'."
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

Und den andern Tag, eh' die Sonne ging auf,
Waren drei Leichen in Herrn Olof's Haus.
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

Das waren Herr Olof und seine Braut,
Und seine Mutter, die sich hat halb todt getrau'rt.
Der Tanz geht frisch, so frisch im Hain.

*) S. unsere Chronik in Nr. 19 der Europa.

Christinchen.

Und Christinchen diente
An des jungen Königs Hof,
Vor allen Fräulein glänzte
Ein Stern sie hell und hoch.

Ja, wie ein Stern sie glänzte
Unter den Fräulein hoch.
Der junge König red'te
Wohl zu Christinchen so:

„Und hörest du, Christinchen,
Willst du werden mein,
Grauschimmel und Goldsattel
Geschenkt von mir ist dein."

„Grauschimmel und Goldsattel
Drauf seh' ich gar nicht hin,
Laß mich mit Ehren gehen,
Gieb sie deiner jungen Königin."

„Und hörest du, Christinchen,
Willst du nicht werden mein?
So werd' ich dich lassen setzen
In eine Nägeltonne hinein."

„Und willst du mich lassen setzen
In eine Nägeltonne hinein,
So werden, daß ich unschuldig bin,
Sehen Gottes Engelein."

So setzten sie Christinchen
Hinein in die Nägeltonn',
Und des Königs Knappen
Die rollten sie herum.

Da kamen vom Himmel nieder
Schneeweiße Tauben zwei,
Die nahmen klein Christinchen
Und stracks wurden ihrer drei.

Da flogen zwei schwarze Raben
Wohl aus der Hölle herbei,
Die nahmen den jungen König,
Und stracks wurden ihrer drei.

Lord Randal.

„Wo seid Ihr gewesen, Lord Randal, mein Sohn?
O wo seid Ihr gewesen, mein hübscher junger Gesell?"
„Im wilden Wald war ich, Mutter. Macht mein Bett geschwind und schön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte schlafen gehn."

„Wo bekamt Ihr Mittagsessen, Lord Randal, mein Sohn?
Wo bekamt Ihr Mittagsessen, mein hübscher junger Gesell?"
„Ich aß mit meiner Treuliebsten. Macht mein Bett geschwind und schön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte schlafen gehn."

„Was bekamt Ihr zu Mittag, Lord Randal, mein Sohn?
Was bekamt Ihr zu Mittag, mein hübscher junger Gesell?"
„Aale aß ich in Brühe gekocht, Mutter. Macht mein Bett geschwind und schön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte schlafen gehn."

„Was ward aus Euren Bluthunden, Lord Randal, mein Sohn?
Was ward aus Euren Bluthunden, mein hübscher junger Gesell?"
„O sie schwollen und sie starben, Mutter. Macht mein Bett geschwind und schön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte schlafen gehn."

„O ich fürchte, Ihr seid vergiftet, Lord Randal, mein Sohn.
O ich fürchte, Ihr seid vergiftet, mein hübscher junger Gesell."
„O ja, ich bin vergiftet, Mutter. Macht mein Bett geschwind und schön;
Denn ich bin krank im Herzen und möchte schlafen gehn."

Die zwei Raben.

Als ich einsam ging meinen Gang,
Hört' ich zweier Raben dumpfen Klang;
Der eine zu dem andern sprach:
„Wo gehn wir frühstücken diesen Tag?"

„Dort hinter dem krausen Hagdornstrauch
Blies ein erschlagner Ritter den letzten Hauch,
Und daß er da liegt, ist Keinem kund,
Als seiner schönen Dame, seinem Falken und Hund."

„Sein Hund lief auf die Jagd hinaus,
Sein Falk trägt wild Geflügel nach Haus,
Seine Dame nahm einen andern Mann;
So greifen wir unser süßes Frühstück denn an!"

„Du hältst auf seinem Schulterbein den Schmaus,
Ich hack' ihm seine schönen blauen Augen aus,
Sein Goldhaar wird von uns Allen gepflückt,
Unser Nest damit gepolstert und geschmückt."

„Viele, Viele jammern und klagen um ihn,
Doch Keiner wird wissen, wo er fuhr hin;
Ueber sein Gebein, wenn's liegt bloß und baar,
Wird der Wind blasen heut und immerdar."

O wäre meine Liebste eine Rose roth.*)

O wäre meine Liebste eine Rose roth,
Die wächst auf dem Schloßwalle,
Und ich selber ein Tropfen Thau,
Nieder auf die Rose wollt' ich fallen.
O meine Liebste ist hold, hold, hold,
Sie ist hold und so wohl gethan,
Wenn ich ihr schönes Antlitz seh',
Da sieht sie wieder lächelnd mich an.

O wäre meine Liebste ein Weizenkorn,
Gesä't, wo die Lilien blühn,
Und ich ein hübsches Vögelein,
Wie wollt' ich fliegen mit dem Körnlein dahin!
O meine Liebste ist hold, hold, hold,
Sie ist hold und so wohl gethan,
Wenn ich ihr schönes Antlitz seh',
Da sieht sie wieder lächelnd mich an.

O wäre meine Liebste eine Kiste voll Gold,
Und müßte ich die Schlüssel bewachen,
Wann's mir gefiele, schlöß ich sie auf
Und würd' in die Küste mich machen.
O meine Liebste ist hold, hold, hold,
Sie ist hold und so wohl gethan,
Wenn ich ihr schönes Antlitz seh',
Dann sieht sie wieder lächelnd mich an.

*) „The Minstrelsy" Bd. 3.

Zur Chronik.

Mikroskopische Vereine.

p. Dem Mikroskop verdankt die Naturforschung unserer Zeit ihre glänzendsten Triumphe. Es ist nun aber dahin gekommen, daß die Entdeckungen, welche man mit Hülfe dieses Instruments machte, nicht mehr vereinzelt und zusammenhanglos unter sich dastehen, wie es früher der Fall war, wo sich nur einige wenige Forscher mit dem Gebrauche des Mikroskops vertraut gemacht hatten, sondern die gewonnenen Aufschlüsse über die feinste physikalische Zusammensetzung der Körper und über das kleinste Leben haben sich nun so eng an einander gereiht, daß die Naturwissenschaften während der letzten Jahre auf manchen Gebieten vollständige Reformen erfahren mußten, und daß jetzt fast jeder Naturforscher sich zur Benutzung des Mikroskops gezwungen sieht. Deshalb können nun auch die berühmtesten Verfertiger von Mikroskopen, deren Herstellung und Construction besondere Aufmerksamkeit erfordert, die Werkstätten von Oberhäuser in Paris, Schiek, Bénèche und Wasserlein, Wappenhans, sämmtlich in Berlin, Plössl in Wien, Belthle in Wetzlar, Merz in München auf einen ausgebreiteten Absatz ihrer Instrumente rechnen; und die Firma Schäffer in Magdeburg setzt jetzt alljährlich eine bedeutende Menge kleinerer Mikroskope und zugleich mikroskopische, in der Schweiz verfertigte Objecte nach allen Seiten hin auch an Dilettanten ab, unter denen sich die Mikroskopie schon viele Freunde erwarb. Am populärsten wurde das Mikroskop in England, und namentlich Hassalls Entdeckungen über die Verfälschungen, mehrere berühmte Criminalprocesse ꝛc. machten die praktische Bedeutung desselben dort überall bekannt. Man kann jedoch nicht sagen, daß je mehr Laien sich mit diesem wichtigen Instrumente versehen und Fragen an dasselbe stellen, auch um so mehr neue Entdeckungen zu erwarten stehen; wohl gelingt es bisweilen einem derselben eine werthvolle Beobachtung zu machen, wie Saul, dem Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Allein in der Regel sind systematische Vorkenntnisse nöthig. Die Wichtigkeit des Mikroskops beurtheilen wir ferner nicht mit engherzigem Nützlichkeitssinne allein nach seiner praktischen Hülfsleistung für Gewerbe, Handel und Wandel, sondern nach der lebhaften Bewegung, die es durch Umänderung der gangbaren Grundanschauungen in den Wissenschaften überhaupt veranlaßt hat. Ein Symptom dieser Bewegung ist die jüngst geschehene Bildung mikroskopischer Vereine, die für jetzt schon in Gießen, Frankfurt a. M. und Leipzig entstanden und gewiß in nächster Zeit Nachahmung finden werden. Wo Alles, wie bei der Mikroskopie, auf unmittelbare Anschauung ankommt, wo aber auch die alsbaldige Mittheilung des Gefundenen und Beobachteten den größten Nutzen verspricht, da wird auch die nur in Vereinen mögliche gegenseitige Belehrung und der wissenschaftliche Austausch den weiteren Aufschwung des mikroskopischen Wissens ungemein fördern. Schon hat von Gießen aus ein großartiger Tauschverkehr mit mikroskopischen Präparaten und Objecten begonnen, und der zu diesem Zweck errichtete Tausch-Verein breitete seine Verzweigungen über die ganze civilisirte Welt, ja auch bis auf jene Winkel der Erde aus, auf welche noch Niemand, als der entdeckungslustige Naturforscher, seinen Fuß setzte. Der Grund des Meeres und die Spitze des Himalaya, das arktische Leben im Eise und die heißen Gefilde Centralafrica's liefern Objecte, welche gar bald von Forschern unter allen Breiten und Zonen, von Geologen, Botanikern, Physiologen, Medicinern und Chemikern untersucht werden. Die neuen Mikroskopiker hüten sich aber auch sehr, dem Ausspruche Goethe's: „Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn“ zu verfallen. Es werden im Gegentheil, wie einer der bedeutendsten Forscher der Neuzeit ganz richtig bemerkt, die Studien über die Zusammensetzung der Gewebe im thierischen Körper nur den bekannten Satz vom Enthaltensein des Makrokosmus im Mikrokosmus bestätigen, oder besser zu sagen: die mit dem Mikroskop zu sehenden Formen sind immer nur eine Wiederholung, ein Abglanz dessen, was schon das freie Auge an den Dingen gewahrt; in den mikroskopischen Formen spiegeln sich fortwährend die makroskopischen.

Die deutsche Ostgrenze.

st. Vor Zeiten, als die heilige Allianz zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich anfing und die Kosaken in Deutschland noch volksbeliebt waren, hatte die deutsche Ostgrenze so gut wie keinen Schutz. Auch die großen Befestigungen im russischen Polen nach der Bewältigung des Aufstandes von 1830 weckten auf unserer Seite lange Zeit keine entsprechende Thätigkeit. Preußen begann endlich Arbeiten, durch die Posen zu einem Waffenplatze ersten Ranges erhoben und Königsberg wehrhaft gemacht wurde. Oesterreich blieb zurück. Der orientalische Krieg ist nun auch dort zum vorwärtstreibenden Stachel geworden. Feldzeugmeister v. Heß hat die Pläne zu einem Festungskranz entworfen, der sich von der Moldau bis Preußen ziehen wird. Auf die Savelinie fällt ein besonderes Gewicht, Krakau wird als Hauptfestung behandelt, Lemberg soll die bekannten detachirten Forts erhalten, die sich bei Sebastopol neuerdings bewährt haben. Vergißt man nicht, daß Galizien ein dünn bevölkertes Land mit grundlosen Wegen und dürftigen Hülfsquellen ist, so wird man diesen Festungsgürtel in seiner ganzen Bedeutung würdigen können. Ein feindliches Heer in einem solchen Lande durch Wall und Graben aufhalten: ist der halbe Sieg.

Die Donaumündungen.

st. Die Arbeiten zur Herstellung einer sichern Straße aus der Donau in das Schwarze Meer haben begonnen. Man baggert an der Sulina-Mündung und hofft der dortigen Barre in hundert Arbeitstagen an einer Breite von 600 Fuß eine hinreichende Tiefe geben zu können. Die türkische Regierung stellt die Baggermaschine und einen Schlepper umsonst. Viel schwieriger und kostspieliger wird die Ausbaggerung der Georgsmündung sein, die man auch in Angriff genommen hat. Die anderen, an der Sulina-Mündung erforderlichen Bauten werden unabhängig von den Baggerungen fortgehen. Das Lootsenwesen hat man, unter Herabsetzung der Gebühren auf die Hälfte, so geordnet, daß nur Lootsen zugelassen werden, die mit dem Fahrwasser genau bekannt sind. Die Capitäne sind keinen Mehrforderungen ausgesetzt, da sie an die Hafencasse bezahlen, aus der die Lootsen besoldet werden.

Die kroatischen Eisenbahnen.

* Die österreichische Regierung will durch Eisenbahnen (Sissek, Agram, Steinbrück, Essegg oder Bukovar nach Sissek und Agram) und durch Regulirung der Sau und Drau den Producten Kroatiens, Slavoniens, des Banats und des südlichen Ungarns einen fortlaufenden Schienenweg von der Donau bis zum adriatischen Meere eröffnen und dem Verkehr damit die Richtung nach Triest geben. Da bisher ein großer Theil des Verkehrs durch Karlstadt an die kroatische Seeküste nach Fiume und Zengg ging, so fürchtet man von jener Linie für das südliche Kroatien eine Verödung. Um dieser vorzubeugen, hat sich die oberste Militärbehörde für eine Linie Karlstadt-Josephstadt-Zengg ausgesprochen. Wir erwähnen diese Verhältnisse, um daran die Mittheilung des Curiosums zu knüpfen, daß drei kroatische Handelsgremien, die von Agram, Sissek und Karlstadt, von der Regierung zu Gutachten aufgefordert, sich auf eine Weise ausgesprochen haben, die keinen Zweifel

läßt, daß sie die an sie gestellten Fragen: Ob in diesen Städten Capitalkräfte für jene Bahnen vorhanden seien und wie ihre Interessen von den letzteren berührt würden, — gar nicht verstanden zu haben.

Neal Dow.

* Wer ist Neal Dow? Ein Bramine oder ein Nachkomme jener mythischen Männer aus Milet, die für die Ahnen der heutigen Bevölkerung des grünen Erins gelten? Wahrscheinlich das letztere und in diesem Falle ein Abtrünniger. Niemand wüthet so unbarmherzig gegen den Branntwein, das Labsal aller Iren, als Neal Dow, ein Oberrichter des Staates Maine, dem er das Maine-Liquor-Law geschenkt hat. Nicht zufrieden damit, in seinem Vaterlande eine fanatische Mäßigkeitsbewegung in Gang gebracht zu haben, ist er nach England gesegelt, in der Hoffnung, daß seine Reise ebenso Epoche machen werde, wie die hundertmal besungene Fahrt der Pilgerväter in der „Maiblume." Elihu Burrit mit dem Olivenzweige und Neal Dow mit der Theetasse ergänzen sich gegenseitig. Der Quäker bringt den Völkern den Frieden, der Oberrichter bringt ihn den Familien. Hat Neal Dow seine Mission in England beendet, so wendet er sich hoffentlich nach einem andern Lande, das seiner dringend bedarf. In Galizien (Lemberger Verwaltungsgebiet und Herzogthum Bukowina) wurden im Jahre 1856 gebraut:

1,138,591 Eimer Branntwein.
39,388 „ Bier.

Um in Galizien zu wirken, müßte Herr Neal Dow von seinem grimmigen Hasse gegen das Bier sich bekehren; denn nicht darauf kommt es an, jene 1,138,591 Eimer Fusel in Thee (wer berechnet die Zahl der Tassen?) zu verwandeln, sondern sie durch Bier zu verdrängen. Was England betrifft, so berechnet man, daß seine Arbeiter 30 Millionen Pf. St. in den Wirthshäusern vertrinken. Diese Summe will Neal Dow ihnen erhalten; doch sagt er nicht, wie die 14 Millionen, welche die englische Regierung jährlich von Bier und Branntwein einnimmt, zu ersetzen sind.

Barbarei des englischen Zollwesens.

x. Während wir im deutschen Zollverein die Intelligenz nicht besteuern, das heißt die Geisteswerke anderer Völker zollfrei eingehen lassen, hat England, das soviel Rühmens von seinen angeblich freihändlerischen Grundsätzen macht, die schwere Eingangssteuer auf fremde Bücher und Kunstwerke fortbestehen lassen. Preußen und andere deutsche Regierungen haben sich, — was für viele praktische Leute unbegreiflich ist, — herbeigelassen zu einem internationalen Vertrage über das Verlagsrecht, bei welchem der bei weitem größte Vortheil auf Seiten Englands ist. Sie haben aber nicht, als Bedingung für den Abschluß jenes, (sehr überflüssigen und in Deutschland mit entschiedener Ungunst aufgenommenen) Vertrages, die Aufhebung jenes Eingangszolls auf deutsche Bücher gestellt. In England selbst erkennt man übrigens recht wohl, wie verwerflich eine solche Steuer ist. Thomas Taylor Meadows erzählt in der Vorrede zu seinem Werke über die Chinesen und deren Rebellionen, daß er in China etwa dreihundert Bände gekauft habe, welche er mit nicht geringen Kosten mit den Dampfschiffen und dann über Land mit nach London gebracht habe. Er ist Consulatsdolmetscher zu Schanghai und britischer Staatsbeamter. Als er im Zollhause zu London untersucht wurde, mußte er für jene chinesischen Bücher eine schwere Steuer zahlen. Unwillig ruft er aus: „Ich fühle mich gedrungen, in einem Buche das über Civilisation handelt, ein solches Verfahren als ein platt barbarisches zu bezeichnen. Man muß Geld dafür bezahlen, wenn man es unternimmt seine Landsleute über wichtige Interessen belehren zu wollen! In China ist nicht allein die Presse frei, sondern auch Bücher können ohne irgend einen Zoll über die Land- oder Seegrenze eingeführt werden. Ich glaube, daß auch der habsüchtigste, noch so sehr auf Erpressung erpichte Mandarin vor dem bloßen Gedanken zurückbeben würde, eine Steuer von Gegenständen zu erheben, welche ein Hauptmittel zur Verbreitung von Kenntnissen sind."

Neucaledonien.

* Der Beschluß der französischen Regierung, die Deportirten von Cayenne nach Neucaledonien zu versetzen, scheint festzustehen. Es war in der That hohe Zeit, daß man die Forderungen der Menschlichkeit anerkannte. Allerdings liegt Neucaledonien, das wir erst 1774 durch Cook kennengelernt haben, zwischen 20 Grad und 22 Grad 30 Minuten südlicher Breite (164 Grad 5 Minuten und 167 Grad östlicher Länge von Greenwich), also zwischen den Wendekreisen, aber sein Klima ist wie das der meisten Südsee-Inseln kein ungesundes. Zwei Häfen, Port Balade und Port St. Vincent, sind für Schiffe zugänglich. Im Innern ziehen sich unfruchtbare Berge hin, deren Zwischenthäler zum Theil einen üppigen Pflanzenwuchs tragen. In einem dieser Thäler wird man die Deportirten wahrscheinlich unterbringen. Zuckerrohr, Bananen, Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Tarrowurzeln und Mangos gedeihen gut. Die Einwohner leben von Yams und Fischen und sind wie alle Südsee-Insulaner, denen vierfüßige Thiere fehlen, Menschenfresser.

Die Dampfschiffahrt in Griechenland.

-d. Der Handelsschiffahrt in Griechenland fehlte bis vor kurzem die Anwendung des Dampfes. Unter allen Eigenschaften des griechischen Matrosen ist es die große Thätigkeit, die bewunderungswürdige Schnelligkeit in seinen Bewegungen, die vor dem Unabhängigkeitskampfe am meisten zu den glücklichen Erfolgen seiner Unternehmungen beigetragen hat und die es ihm noch gegenwärtig möglich macht, die Concurrenz mit den am weitesten vorgeschrittenen Handelsmarinen Europa's auszuhalten. Während der französischen Revolutionskriege war es für die griechischen Seefahrer, namentlich für die Hydrioten, in der Regel das Werk weniger Wochen, ihre Ladung, meistentheils Getreide, im südlichen Rußland oder in der Türkei einzunehmen und damit nach den ausgehungerten und blokirten Häfen Spaniens und Frankreichs zu eilen, die Blokade zu durchbrechen, ihre Ladung ans Land zu schaffen und wieder zurückzuschiffen, um dann das Werk von neuem zu beginnen. Diese kühnen Matrosen kämpften gegen die Wellen, die Wirbelwinde und die Stürme mit einer Furchtlosigkeit und einem Glück, daß der griechische Admiral Miaulis sich endlich überzeugte, daß, wie er selbst es aussprach, auch der heftigste Sturm nicht im Stande sei, ein geschickt geleitetes Schiff von seiner Richtung abzubringen. Nur ein einziges Mal in seiner langen seemännischen Laufbahn, setzte der berühmte Admiral hinzu, habe er sich durch einen der furchtbarsten und plötzlichsten Stürme gezwungen gesehen, seine Richtung zu ändern, indem ihm dieser Sturm seine Segel zerrissen und seine Masten umgebrochen hatte. Allein jene Thätigkeit der griechischen Matrosen ist nicht im Stande, ihre Vortheile gegenüber den Wirkungen des Dampfes sich zu sichern: Jetzt aber tritt in Griechenland eine Dampfschiffahrtsgesellschaft ins Leben. Die Regierung selbst hat sich an die Spitze des Unternehmens gestellt; sie hat sogar ohne die Bildung der Gesellschaft selbst abzuwarten, in England drei Dampfschiffe kaufen lassen, von denen bereits zwei ihre Fahrten begonnen haben. Es ist in Griechenland selten, daß dergleichen Unternehmungen ohne die Theilnahme der Regierung ins Leben treten, welche auch gewöhnlich unmittelbar daran sich betheiligt. Der Grund davon liegt nicht darin, daß der Associationsgeist unter den Griechen etwa nicht Wurzel geschlagen hätte, indem vielmehr jenes sonst unbekannte Dorf, Ambelakia am Pelion, dessen weit ausgedehnte Handelsverbindungen bis nach der Donau, Elbe und dem Rheine sich erstreckten, sowie die frühere Einrich-

tung auf den griechischen Handelsschiffen, wo Rheder, Capitän und Matrosen an den Erfolgen der Fahrt gleich betheiligt waren, jenen Vorwurf als unbegründet erscheinen lassen. Ebenso wenig liegt der Grund darin, daß es in Griechenland an Capitalien fehlte; denn die reichen Griechen scheuen kein Opfer, wenn es sich um ein wahrhaftes Nationalunternehmen handelt. Der Grund ist vielmehr lediglich darin zu suchen, daß, weil das öffentliche Vertrauen in Griechenland noch keine sichere und feste Grundlage gefunden hat, man nur in der Theilnahme der Regierung die stärkste Gewähr gegen das Mißlingen eines Unternehmens findet. Es fehlt in Griechenland auch nicht an Steinkohlenlagern, deren man zur Zeit wenigstens an drei verschiedenen Punkten, in Euboea, Boeotien und Akarnanien, entdeckt hat. Es kommt nur darauf an, daß die Regierung auf geeignete Weise dafür Sorge trage, diese Steinkohlenlager gehörig auszubeuten und dieses Bodenerzeugniß Griechenlands für das Land selbst ergiebig zu machen. Das Steinkohlenlager von Kumi auf Euboea ist bereits vor acht oder neun Jahren und auch ganz kürzlich wieder von Franzosen untersucht worden, und namentlich der im Februar 1857 von dem französischen Marinelieutenant Bastard an den Admiral Bouet-Villaumez erstattete ausführliche Bericht spricht sich über die Eigenschaften und Vortheile jener Kohlen günstig aus.

Der Park von Muskau.

p. Die Landschaftsgärtnerei hat durch Herstellung des Parkes zu Muskau einen großen Triumph gefeiert, und es ist vorzugsweise dabei die Energie zu bewundern, mit der in einer keineswegs besonders günstigen Gegend ein wahres Paradies ins Leben gerufen worden ist. Ungeheure Terrainschwierigkeiten, welche zu überwinden waren, hat Fürst Pückler während der ganzen Zeit seines Besitzes, während eines Zeitraumes von 35 Jahren, consequent bekämpft, und seiner planmäßigen Thätigkeit stand die des bekannten Parkinspectors Petzold treu zur Seite, welcher jetzt ein lebhaftes Bild des wunderbaren Werkes entwirft. („Der Park von Muskau. Für Freunde der Landschaftsgärtnerei vom Parkinspector Petzold." Hoyerswerda, Verlag von Erbe.) Es gehörte schon die größte Ausdauer dazu, die Vorarbeiten zu vollenden, ehe überhaupt mit der Arbeit selbst begonnen werden konnte. Man hatte eine sandige, größtentheils nur mit Kiefernwäldern bedeckte Gegend vor sich; der Boden war äußerst schlecht im Bezirk des zum Park bestimmten Terrains; zur Abrundung des Ganzen mußten vorerst mehr als 2000 Morgen fremden Landes erworben und oft mit dem sechsfachen Werthe bezahlt werden. Die alten, das Schloß und Amthaus umgebenden Wallgräben wurden cassirt, eine ganze Straße der Stadt abgekauft und die ansehnlichen Häuser derselben abgetragen. Um Erde zum Füllen der Wallgräben zu gewinnen und verschiedene Wasseransichten zu schaffen, war es nöthig, einen Arm aus der den Park durchströmenden Neiße abzuleiten, welcher jetzt während eines Laufes von fast Dreiviertel Stunden zwei Seen von bedeutendem Flächeninhalt bildet. Am schwierigsten und kostbarsten war die Tragbarmachung von 500 bis 600 Morgen des dem Schlosse zunächstliegenden Landes, welche aus unfruchtbarem Sande und eisenbartem Lehm bestanden. Jahrelang wurde gearbeitet, um dort Wiesen zu schaffen, wo früher Sandberge waren; an anderen Stellen fanden sich bodenlose Sümpfe, die durch Ueberführen guten Bodens, durch Düngen und Bestellen mit Hackfrüchten, durch Entwässerungsarbeiten in Cultur gebracht wurden; die ödesten Sandberge wurden mit Strauchwerk bepflanzt, das vom Regen wiederholt heruntergewaschen wurde, so daß die Berge durchgehends faschinirt werden mußten, um nur auf dem so befestigten Boden mit Erfolg pflanzen zu können. Rechnet man nun hinzu, daß zu allen Pflanzungen, deren es gegenwärtig 1760 Morgen im Park giebt, zwei Fuß tief reolt worden ist, daß es also eigentlich, im ganzen 4284 Morgen großen Park keinen Quadratfuß Land giebt, der nicht durch Menschenhände mit der Schaufel bearbeitet worden wäre, so wird man sich eine Vorstellung von der Größe der aufgewendeten Arbeit machen können. Für die Consequenz des Fürsten in Festhaltung seiner Ideen ist es charakteristisch, daß während der langen Unterhandlungen wegen des Verkaufs des Parkes noch über 100,000 Thlr. auf Anlagen und Bauten verwendet worden sind, und daß im Thiergarten von fünf Stunden Umfang selbst das überständige Holz nicht geschlagen wurde, um das urwaldliche Ansehen des Ganzen nicht zu stören, obgleich unbeschadet des Verkaufs dort große Summen hätten herausgezogen werden können.

Bälle in Irrenhäusern.

p. Von jeher hat man nicht blos Arbeit, sondern auch gesellschaftliche Zerstreuung als eines der kräftigsten Heilmittel für Wahnsinnige betrachtet, und man ließ es deshalb niemals in öffentlichen oder privaten Irrenanstalten unangewendet. Wer den Roman Galens (des Militärarztes Lange): „Der Irre von St. James" las, hat vielleicht über den Luxus und über die Vergnügungen gestaunt, welche nach der in diesem Buche gegebenen Schilderung den Pfleglingen eines Irrenhauses gewährt wurden. Der Bericht ist wahr, und diese Methode der Pflege nicht unzweckmäßig. Ja in einigen englischen Irrenhäusern wird den Irren noch weit mehr von Lustbarkeiten bereitet, als hier angegeben worden ist; die Edinburger Anstalt z. B. mit 300 Kranken gab außer Spaziergängen, Billard, Concerten 2c. wöchentlich einmal Ball für beide Geschlechter gemeinschaftlich. Auch in Murray's Royal Asylum sind Spiele aller Art, ländliche Feste, Concerte, Vorlesungen über Landwirthschaft, Pianofortespiel an der Tagesordnung; im Winter giebt es wöchentlich einen Ball, und Murray, der Vorsteher dieser Anstalt, theilt in seinem Berichte zwei lange Concertzettel mit. — Ein noch größerer Kreis von Vergnügungen steht den 800 Irren der Neuyorker Staatsanstalt zu Gebote; in einem officiellen Berichte über dieselben heißt es: „Spiele, Schaustellungen, Theater werden im Laufe des Jahres häufig veranstaltet, und sie gewähren den Kranken das meiste Vergnügen; eine beschränkte Anzahl der Kranken hat an größeren Ausflügen Theil genommen: ein Theil der Irren hat die Trenton-Fälle besucht, drei Theile den Niagara-Fall 2c.; alle Concerte und Vorlesungen und dergleichen in Utica sind von Kranken besucht worden." Ein anderes Irrenhaus in Nordamerica ließ mehrere seiner Pfleglinge sogar die Londoner Industrieausstellung besuchen. — Deutschland bleibt bei dem Streben, den Kranken in den Irrenhäusern den Eindruck geistiger und gesellschaftlicher Freiheit zu verschaffen, hinter anderen Ländern nicht zurück. Erst neulich fand ein großartiger Maskenball im k. k. Irrenhause zu Wien statt, dem beinahe 300 Wahnsinnige und fast nur etwa 80 eingeladene Gesunde beiwohnten, und auf welchem keinerlei Störung stattfand; tumultuarische Irre müssen natürlich von solchen Festen ausgeschlossen bleiben. Schon früher hatte die unter Goergens Leitung stehende Privatirrenanstalt in Döbling bei Wien glänzende Bälle veranstaltet, bei welchen der Director, der gleichzeitig den höchst angenehmen Wirth machte, unter seinen Gästen die elegante, vornehme und geistreiche Gesellschaft zahlreich vertreten sah. In der bekannten Privatanstalt von Günz zu Stötteritz bei Leipzig finden schon seit längerer Zeit jährlich frohe Feste, Bälle und Maskenbälle statt, bei denen die Eingeladenen bisweilen nicht wissen, ob sie mit einer geisteskranken Person tanzen oder nicht. Man will allgemein bemerkt haben, daß eine derartige freie Behandlung von höchst günstigem Einfluß auf die Gemüthssphäre der Irren ist.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 21. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [23. Mai.

Inhalt.

Ein Rückblick auf die Pariser Julitage 1830.

Eine Anekdote, welche vom Herzog von Ragusa im 8. Bande seiner Memoiren erzählt wird, wirft ein schlagendes Licht auf den Zwiespalt zwischen Wollen und Können, welcher die ältern Bourbonen zum zweiten Male zum Sturz gebracht hat. Karl X. besuchte 1827 das Lager von St. Omer, wo 12—15,000 Mann Truppen zusammengezogen waren. Er wurde von ihnen sehr gut empfangen und war mit ihrem Geiste sehr zufrieden. Das machte sofort seine absolutistischen Gelüste rege und er sagte nach einem Manövertag zum Herzog von Mortemart: „Mit diesen braven Truppen könnte man sich Gehorsam verschaffen und den Gang der Regierung sehr vereinfachen." — „Ja," gab ihm Mortemart zur Antwort; „aber der König dürfte nicht mehr den Sattel verlassen und er ist jetzt schon müde." — „Sie haben Recht," gab der König zur Antwort. Dieser Ansicht blieb jedoch der König nicht lange. Großmüthig von Charakter, zog es ihn doch zum Absolutismus hin, weil er das Frankreich, wie er es 1815 wiedergefunden, ganz und gar nicht kannte, sondern noch als König vollständig an den Anschauungen, wie er sie sich in Coblenz als Emigrant gebildet, festhielt. Er war ganz außer Stande, einzusehen, daß die Institutionen, welche aus der Revolution hervorgegangen waren, den Bedürfnissen der Gesellschaft und den politischen Gefühlen der Nation entsprachen, und ahnte daher auch nicht, daß ein Versuch, sie abzuändern, nicht eine Partei, sondern ganz Frankreich zum Widerstande antreiben würde.

Der Anfang der Regierung Karls X. war glückverheißend. Die lange Krankheit seines Vorgängers hatte der letzten Zeit der Regierung desselben den Charakter großer Schwäche aufgeprägt und viel Unzufriedene gemacht. Man erwartete viel von dem Nachfolger. Seine offenen und liebenswürdigen Manieren hatten viel Vertrauen erweckt und man hoffte in ihm einen Fürsten zu bekommen, der Viel wieder gutmachen würde. Es war viel Neigung vorhanden, ihn zu lieben, und seine erste Regierungshandlung, die Abschaffung der Censur, vermehrte seine Popularität allgemein. Aber von da an folgte eine Ungeschicklichkeit auf die andere. In einem Lande wie Frankreich ist es für den Regenten immer eine Sache erster Wichtigkeit, das Heer an sich zu fesseln; es war dies jetzt um so nothwendiger, wo die tüchtigsten und die einflußreichsten Officiere ihre Lorbern unter der gestürzten Dynastie erworben hatten und an die neue Dynastie herangezogen zu werden verlangten. Die Generale der alten Armee waren vornehmlich Gegenstand des allgemeinen Interesses, denn sie waren die einzigen in Frankreich übriggebliebenen Denkmäler einer großen Zeit. Sie verlangten so wenig um zufrieden zu sein; die neue Regierung entfremdete sie sich aber durch eine beispiellose Tactlosigkeit vollständig. Die auf Halbsold gesetzten Officiere waren, da es ihnen an Pferden fehlte, der Leiche Ludwig XVIII. zu Fuße gefolgt. Karl X. hatte zu ihnen gesagt: „Sie haben die Leiche meines Bruders zu Fuße begleitet; in Zukunft sollen Sie zu Pferde in meiner Nähe sein." Für was anderes konnte man diese Worte halten, als für ein Versprechen, die Officiere anzustellen und zu verwenden? Wenige Tage darauf hatten sie jedoch den Abschied. Die Reaction, welche diese Maßregel in der öffentlichen Meinung hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Im Ministerium war der Schritt seit langem vorbereitet. Der Kriegsminister Baron v. Damas, der seine militärische Laufbahn in einer guten Armee (der russischen) gemacht und wirklichen Dienst versehen, hatte seine Zustimmung zu einer Maßregel, welche tapfere Veteranen um den Lohn für ihre langjährigen Anstrengungen und ihre zahlreichen Wunden brachte, verweigert; aber der Marquis v. Clermont Tonnerre, ein Hof- und Paradesoldat, der bei den Neapolitanern und den Spaniern gedient hatte, nahm die Durchführung auf sich. Außerdem vermuthete man, daß der Minister Villèle, eifersüchtig auf die Popularität, welche sich der König bei den Generalen erworben hatte, ohne Aufschub zeigen wollte, daß er allein eigentlich die Macht besitze.

Ein anderer Grund der Unpopularität wurde der sehr bald sich fühlbar machende Einfluß der Geistlichkeit, die sich in alle weltlichen Angelegenheiten mischte. Die Priester waren auf dem Lande intolerant und widersetzlich gegen ihre Obern, und ergriffen bei Hofe jede Gelegenheit, sich in die wichtigsten politischen Fragen einzudrängen. Mochten sie auch noch so weit übergreifen, so blieben

sie dennoch straflos. Ein Erlaß des Erzbischofs von Rouen und Großalmoseniers, des Cardinals von Croi — ein guter Mann, aber ein willenloses Werkzeug der Intriguanten, von denen er umgeben war — brachte Alles in Aufruhr. Dieser Erlaß griff in die gesammten Civilverhältnisse ein und erklärte alle Gesetze des Reichs für ungültig. Dennoch zog er sich deshalb keine Verdrießlichkeiten zu. Fürst Metternich, der sich damals in Paris befand, äußerte bei dieser Gelegenheit zum Herzog von Ragusa: „Wenn in Wien der Großalmosenier so etwas gewagt hätte, so wäre er abgesetzt und in ein Seminar verwiesen worden!" — eine Aeußerung, die, beiläufig gesagt, zugleich einen schlagenden und gewiß befriedigenden Beweis für den Unterschied zwischen dem neuen und dem alten Oesterreich giebt. Der Cardinal von Croi aber bekam nicht einmal ein Wort des Tadels vom König zu hören.

Dieser so nachtheilige Einfluß der Geistlichkeit machte sich überall und selbst in der Armee fühlbar. Die Almoseniere der Corps hatten einen zu hohen Rang erhalten, der die Officiere demüthigte. Sie statteten regelmäßige Berichte an den Generalalmosenier ab. Sie schickten Bemerkungen über die Aufführung der Officiere ein, und das Kriegsministerium richtete sich bei den Anstellungen häufig nach diesen Bemerkungen. Mehr als einmal trug die Meinung des Almoseniers den Sieg über die der Inspectoren davon.

Nachdem man sich die Armee durch die Verabschiedung der alten Generale und die gebildeteren Classen des ganzen Landes durch den Einfluß, den man der Geistlichkeit so vorwiegend einräumte, entfremdet hatte, zog man sich auch noch die besondere Feindschaft der Bevölkerung von Paris zu. Zum Dank dafür, daß sich dieselbe im Augenblick der Restauration so energisch für die Bourbonen ausgesprochen, hatte Ludwig XVIII. angeordnet, daß am 3. Mai jedes Jahres, am Jahrestag seines Einzugs in Paris, die Nationalgarde allein den Dienst im Schlosse versehen sollte. Die königliche Garde und die Leibwache räumte ihr die Posten ein und der König überließ es ganz den Bürgern, für seine Sicherheit zu sorgen: ein Vorrecht, welches ihrer Eigenliebe schmeichelte. Karl X. behielt diesen Brauch bei und verlegte ihn auf den 12. April, den Jahrestag seines Einzugs in Paris im Jahre 1814. Gewöhnlich wurde zur Feier dieses Tages eine große Revue der Nationalgarde abgehalten. Kurz vor der Wiederkehr des Tages 1827 hatten bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des liberalen Herzogs von Liancourt Ruhestörungen stattgefunden und die Revue wurde, da man der Stimmung der Hauptstadt nicht traute, nach längerm Zögern auf den 27. April verschoben. Noch nie hatte sich die Nationalgarde so zahlreich eingefunden. 50,000 Mann, in prächtiger Haltung, waren in Waffen versammelt. Der Tag ging viel besser vorüber, als man geglaubt hatte. Beim Defiliren erscholl aus den Reihen der Nationalgarde mit großer Einstimmigkeit und selbst mit Begeisterung der Ruf: „Es lebe der König!" und die zahlreich versammelten Zuschauer stimmten mit Lebhaftigkeit ein. Nur bei drei Legionen mischten sich die Rufe: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit Villèle!" und: „Nieder mit den Jesuiten!" hinein. Aber bei zweien dieser Legionen waren diese Rufe nur vereinzelt und blos in einer einzigen waren sie sehr zahlreich. Der König war mit dem Resultate sehr zufrieden. Er gab dem Herzog von Reggio Befehl, in einem Tagesbefehl der Nationalgarde seine Zufriedenheit über ihre gute Haltung auszusprechen, und zugleich sein Bedauern auszudrücken, daß einige unpassende Rufe die allgemeine Harmonie gestört hätten. Als er sein Gefolge an der großen Treppe der Tuilerien verabschiedete, äußerte er sich gegen Marmont: „Zuletzt sind es doch mehr Gute als Schlimme." — „Wie?" gab Dieser zur Antwort, „sieben Achtel sind gut!" So war die Stimmung des Königs, als er in das Schloß zurückkehrte. Aber die Legion der Chaussee D'Antin, dieselbe, welche schon bei der Revue: „Nieder mit den Jesuiten!" gerufen, hatte bei dem Vorbeimarsch vor dem Finanzministerium: „Nieder mit Villèle!" geschrieen. Der Minister speiste gerade bei dem österreichischen Gesandten, Grafen Appony, und erhielt auf der Stelle Nachricht von der ihm widerfahrenen Insulte. Außer sich vor Zorn stand er von der Tafel auf, begab sich nach den Tuilerien und wußte dem König den Befehl zur Auflösung der Nationalgarde abzugewinnen. Die Ordonnanz ward unterzeichnet und dem Herzog von Reggio in dem Augenblick übergeben, wo er den Tagesbefehl zur Unterschrift vorlegen wollte, welcher der Nationalgarde die Zufriedenheit des Königs aussprechen sollte. Die diensthuenden Nationalgardisten wurden ohne Umstände und schimpflich mitten in der Nacht, sogar ohne von ihrem Posten abgelöst zu werden, nach Hause geschickt. Eigenthümliche Gerechtigkeit: ein Corps von 50,000 Mann, die ganze Bürgerschaft von Paris in sich begreifend, schimpflich auseinanderzujagen, weil 45,000 vom besten Geiste erfüllt waren und nur 5000 ihrem Fürsten nicht die nöthige Ehrerbietung erzeigt hatten! Eigenthümliche Klugheit: eitle Menschen, nachdem man sie unzufrieden gemacht und beleidigt, nach Hause zu schicken, ohne sie zu entwaffnen! Eigenthümliche Politik: anstatt die Zahl seiner Freunde größer darzustellen, Paris, ganz Frankreich und das Ausland darauf hinzuweisen, daß der König von Frankreich mit seiner Hauptstadt gespannt war! Von diesem Augenblick an fing der Krieg zwischen Paris und Karl X. an, der mit der Julirevolution endete.

Herr v. Villèle, ein gescheidter und gewandter Mann, und nicht ohne politischen Muth, war viel mehr eine administrative Capacität als ein Staatsmann. Er lavirte zwischen den kämpfenden Parteien hin und her und strebte nach Popularität, während er zugleich sich die Gunst des Hofes zu bewahren wünschte. Weder das Eine, noch das Andere gelang ihm. Als er fühlte, daß die öffentliche Meinung ihm ungünstig wurde, war er unklug genug, ganz unnöthigerweise eine ihm unbedingt ergebene Kammer, die noch zwei Jahre bestehen konnte, aufzulösen und neue Wahlen zu veranlassen, die ganz ungünstig für ihn ausfielen. War er dem Volke zu wenig liberal, so war er den Ultraroyalisten, welche den König umgaben, wegen seiner Mäßigung verhaßt. Diese, die Frömmlerpartei und ehrgeizige Intriguanten ohne Talent und Einsicht, aber eingebildet auf ihr angebliches Genie, an deren Spitze Polignac und der Herzog von Rivière standen, ruhten nicht eher als bis sie ihn gestürzt hatten, in der Hoffnung, an seine Stelle zu treten. Aber darin täuschten sie sich, denn es trat erst ein gemäßigtes Zwischenministerium de la Ferronays ein, das aber nicht von langer Dauer war, da der König ihm gar keine Unterstützung lieh und sich immer ausschließlicher den Einflüssen seiner persönlichen Umgebung hingab. So kam durch die Vermittelung des Herrn v. Chabrol das Ministerium Polignac zusammen.

„Der Gang der Regierung," bemerkt der Herzog von Ragusa über diese den Juliordonnanzen unmittelbar vorhergehende Zeit, „vermehrte meine Besorgnisse. Der extravagante Schritt, die Kammer aufzulösen, weil sie ihren Meinungen Ausdruck gegeben, ein Recht, welches sie besaß und dessen sie sich in den ehrerbietigsten Formen bedient hatte, — die noch extravagantern Lehren, welche die ministeriellen Zeitungen aufstellten, die verrückte Behauptung, daß die Wiederwahl von 221 Abgeordneten, welche die Adresse unterzeichnet hatten, eine Beleidigung gegen den König sei, bewiesen, in welche Sinnesverwirrung die Inhaber der Gewalt gerathen waren; auch durchdrang das Gefühl ihrer unbegreiflichen Unfähigkeit das ganze öffentliche Bewußtsein. Einer der merkwürdigsten Züge dieser Unfähigkeit war ihr unbedingtes Vertrauen inmitten der unermeßlichen Schwierigkeiten, die sie umgaben. Ein großes Selbstvertrauen entsteht immer nur auf zweierlei Weise: entweder aus dem Bewußtsein der eigenen Kraft, welches ein überlegenes Genie stets hat, oder aus der Einfalt die nichts sieht, nichts hört, nichts begreift und sich, ohne es zu ahnen, in den vor ihren Füßen geöffneten Abgrund stürzt. Welches Gefühl in diesem Falle dem obwaltenden Selbstvertrauen zu Grunde lag, ist leicht zu entscheiden."

„Das Schauspiel, welches die königliche Familie darbot, war nicht beruhigender. Wie die geistige Begabung des Dauphins war, ist bekannt. Er war nicht im Stande, zwei Ideen zu combiniren; damit war aber eine Entschlossenheit und eine Starrheit des Willens verbunden, die Zureden niemals erschüttern konnten, und die sich dennoch in dem Ziele, das sie verfolgten, lediglich vom Zufall lenken ließen. Deshalb war es auch unmöglich, mit ihm die unbedeutendste Sache zu einem guten Ende zu führen. Seine Betheiligung an der Regierung war daher verhängnißvoll. Er verhinderte die Anwendung jedes wirksamen Mittels zur Abhülfe der unermeßlichen Schwierigkeiten des Augenblicks." Von Karls X. Charakter haben wir schon gesprochen. Versessen in die Vorurtheile, die er in seiner Jugend eingesogen hatte und unter der Herrschaft seiner Umgebung stehend, hatte er doch guten Willen und wäre vielleicht besserm Rathe zugänglich gewesen, wenn nicht das rauhe Wesen und der alles Maß übersteigende Stolz seines Sohnes Alles verdorben hätte.

So sorgfältig hatte man das Geheimniß des beabsichtigten Staatsstreichs bewahrt, daß Jedermann ohne Ausnahme überrascht war, als Montag früh am 26 im Moniteur die Ordonnanzen erschienen. Polignac selbst hatte noch am Sonnabend Abend dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo sein Wort gegeben, daß kein Staatsstreich stattfinden würde. Marmont erfuhr erst etwas davon bei dem holländischen Gesandten, Baron Fagel, seinem Nachbar, wo er den Moniteur las. Große Aufregung verbreitete sich durch ganz Paris und die Fonds fielen nicht weniger als 4 Procent. Doch machte die Nachricht von dieser Aufregung und ihren Folgen in Saint Cloud keinen großen Eindruck und der Dauphin tröstete sich mit der Hoffnung, daß die Fonds wieder so rasch steigen würden, wie sie gefallen waren. Noch an demselben Tage übertrug der König dem Herzog von Ragusa den Oberbefehl über die in Paris befindlichen Truppen.

Man hätte meinen sollen, daß Diejenigen, welche den Plan zum Staatsstreich entworfen hatten, auch Vorsorge hätten treffen müssen, etwaigen Widerstand überwinden zu können. Dem war aber nicht so. Man hatte weder für eine hinlängliche Anzahl Truppen, noch für die nöthige Ernährung derselben gesorgt. Unter dem Oberbefehl des Commandanten von Paris befanden sich im Ganzen neun Regimenter Infanterie und zwei Regimenter Reiterei, zusammen nicht mehr als etwas über 10,000 Mann mit 12 Kanonen. Von dieser Truppenzahl war aber nur die Hälfte, die Garde, als zuverlässig zu betrachten, und von dieser mußten noch zwei Regimenter, von denen das eine den Dienst in Saint Cloud versah, das andere Vincennes besetzt hielt, abgerechnet werden. Ferner gingen noch ab ungefähr 1200 Mann, die, als Posten durch die ganze Stadt vertheilt, auf der Stelle entwaffnet wurden, als die Revolution fast überall gleichzeitig ausbrach. Mit dieser geringen Truppenmacht wollte man eine so energische und so leicht sich in eine kriegerische Organisation schickende Bevölkerung, wie die Pariser ist, bekämpfen!

Nicht einmal für die Verpflegung der Truppen während des ermüdenden und so leicht demoralisirenden Straßenkampfes war gesorgt worden. Da Marmont so unerwartet das Commando übertragen worden, hatte er natürlicherweise keine Vorkehrungen treffen können und er muß freigesprochen werden von jeder Verantwortung, die ganz allein auf die Minister fällt, die den Staatsstreich vorbereiteten. Die Truppen hatten blos für den Dienstag Lebensmittel und es waren weder in der Militärschule, noch in dem fliegenden Magazin Vorräthe vorhanden. Die Lage der Dinge Mittwoch früh machte es unmöglich, die in der Nacht bereiteten Lebensmittel zu vertheilen. An Transportmitteln zur Herbeischaffung des Proviants fehlte es ganz und gar, und Mannschaften ohne eine starke Bedeckung, die man nicht entbehren konnte, eine so weite Strecke zu schicken, war ganz unausführbar. Wie mit dem Brote, so war es auch mit dem Fleische. Um Brennmaterial zu ersparen, hatte man die tragbaren Kochgeschirre abgeschafft und sie durch Compagniekessel ersetzt, die in den Casernen eingemauert waren. Daher konnten nur in den Casernen die Truppen warm gespeist werden. Diese waren aber während des Kampfes entweder zu entlegen, oder schon in der Gewalt des Volks, und ihre Hülfsmittel waren nicht zu benutzen. Was das Futter für die Pferde betrifft, so hatte man das Magazin von Berry oberhalb, anstatt unterhalb Paris, auf der Seite von Grenelle, dem wahrscheinlichsten Sammelplatz der Truppen, angelegt. In Folge dieser Einrichtung mußte die Fütterung für die Pferde entweder durch ganz Paris geschafft werden, oder einen weiten Umweg machen, und die Pferde konnten schon in dem Augenblick nicht gefüttert werden, wo die Gardecavalerie sich von verschiedenen Punkten auf den elyseischen Feldern zusammenzog. In den umliegenden Dörfern und innerhalb der Bannmeile zu requiriren, war keine Möglichkeit, da diese bereits vollständig insurgirt waren. Menschen und Pferde waren daher in diesem kritischen Augenblicke von jeder Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten.

Zu diesen Uebelständen kam noch ein anderer: eine große Desorganisation des Officierscorps. Sämmtliche, die vier Gardedivisionen commandirende Generallieutenants waren abwesend. Bourmont hatte bei seinem Eintritt ins Ministerium seine Division nicht abgeben wollen. Er hatte sie sogar noch behalten, als er den Befehl über die Expedition nach Algier übernommen; diese Division, die gerade den Dienst hatte, war ohne Chef.

General Ricard, Befehlshaber der ersten Infanteriedivision, war ebenfalls abwesend. Erst vor zehn Tagen hatte er Urlaub zu einer Badereise bekommen. General Foissac Latour, Befehlshaber der Division leichter Reiterei, war auf einer besondern Mission in der Normandie abwesend und hatte zwei Regimenter mitgenommen. General Bordesoulle, der Commandant der schweren Reiterei, hatte Dienst bei dem Dauphin.

Die Gardedivisionen waren daher von Brigadiers befehligt, von denen Einige, sehr mittelmäßige Militärs, sehr wenig Einfluß auf den Geist der Truppen besaßen. Generallieutenant Coutard, seit zehn Jahren Befehlshaber der Garnison von Paris, war im Bade. Während seiner Abwesenheit war der Posten einem alten Emigrirten übertragen worden, einem Mann von Muth, aber von ziemlich geringer Fähigkeit. Um das Maß voll zu machen, hatten alle Gardeofficiere, welche Wähler waren, und es gab deren eine große Anzahl, Urlaub erhalten, um sich zu den Wahlen in die Provinz zu begeben; und dazu kam noch, um die Reisekosten zu ersparen, die Ermächtigung, bis zum Beginn des gewöhnlichen halbjährlichen Urlaubs zu Hause zu bleiben. So waren mehr als die Hälfte der höhern Officiere abwesend. Viele Compagnien hatten nur einen einzigen Officier. Mit solchen Werkzeugen und mit dieser Sorglosigkeit wagte Herr v. Polignac einen Staatsstreich, dessen Erfolg selbst bei sehr umsichtigen Vorkehrungen sehr zweifelhaft sein mußte!

Marmont eilte, gleich nachdem ihm das Commando übertragen worden, nach Paris zurück und ließ die vorhandenen Truppen sofort ausrücken und Stellung nehmen. Sie mußten Barricaden wegräumen und einigemal Feuer geben; doch kam es zu keinem ernstlichen Zusammenstoß und um halb zehn Uhr war Alles vorüber.

Bedenklicher gestalteten sich die Sachen am Mittwoch den 28. Schon am frühesten Morgen bildeten sich Gruppen und überall herrschte die größte Aufregung. Marmont schickte Officiere nach Versailles und Saint Denis, um die Garnisonen nach Paris zu beordern, und Couriere nach Melun, Provins, Fontainebleau, Beauvais, Compiegne und Orleans. Um sieben Uhr fing die Aufregung an sich auf das gefährlichste und feindseligste zu äußern. Man zerschlug überall das Lilienwappen, zerschnitt die Stricke der Laternen, schleppte die weißen Fahnen der Mairien durch die Gassen und rief: „Nieder mit den Bourbons!" Marmont setzte sich sogleich hin, um dem König Nachricht von diesen Vorfällen zu geben und gebrauchte dabei die Worte: „Das ist keine Emeute mehr, sondern eine Revolution. Es ist dringend nothwendig, daß Ew. Majestät zu Pacificationsmitteln greift. Die Ehre der Krone kann noch gerettet werden. Morgen ist es vielleicht zu spät." Im Uebrigen bat er um die Befehle des Königs. Diesen wichtigen Brief empfing Karl X. in dem Augenblick, wo er in die Messe ging. Er legte ihn auf ein Tabouret in der Galerie und erbrach ihn erst, als er aus der Kapelle zurückkehrte. Eine Antwort bekam der Ordonnanzofficier gar nicht.

Da Marmont keine Befehle von Saint Cloud erhielt und die Unordnung immer zunahm, glaubte er den immer noch guten Geist der Truppen um so eher noch benutzen zu müssen, als bereits am Morgen 60 Mann vom fünfzigsten Regiment zum Volke übergegangen waren, und längere Unthätigkeit die Stimmung der Truppen noch verschlimmern konnte. Er ließ deshalb drei Colonnen unter den Generalen Saint Chamans, Talon und Quinsonnas nach dem Bastillenplatz, dem Greveplatz und dem Markt der unschuldigen Kinder abgehen, um die Zusammenrottungen zu zerstreuen und die Barricaden wegzuräumen, aber nur von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wenn sie angegriffen würden. Ueberall stießen die Truppen auf lebhaften Widerstand und der General Quinsonnas wurde sogar so vollständig abgeschnitten, daß sein Adjutant mit der Nachricht nur verkleidet und mit der größten Gefahr das Hauptquartier erreichen konnte. „Man hatte auf eine Emeute, auf einen partiellen Aufstand gerechnet; aber von dem Augenblick an, wo die ganze Bevölkerung Theil an der Revolution nahm, gab es kein anderes Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung, als Unterhandlungen; denn um die Pariser zu unterwerfen, waren andere Mittel nothwendig, und diese Mittel waren nicht zu meiner Verfügung. Es war offenbar, daß die Truppen nicht genügten. Das Beste war daher, zu unterhandeln und Concessionen zu machen, die man durch den moralischen Eindruck einzuschränken versuchte, den ein tapfer bestandener Kampf und die Besorgniß, daß das gegenwärtige Verhältniß fortdauern würde, jedenfalls auf die Gemüther hätte hervorbringen müssen." Als Marmont noch mit dem Brief an den König beschäftigt war, fand sich bei ihm die bekannte Deputation, mit Perier und Laffitte an der Spitze, ein, die ihn aufforderte, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und ihm unter die Hand zu geben, sich für sie zu erklären. Auf letzteren Punkt gab Marmont keine Antwort; er verlangte, was die Einstellung der Feindseligkeiten betrifft, daß die Pariser zuvörderst ihrem Angriff ein Ende machten. Die politische Seite der Frage zu discutiren, lehnte er ab. Die Abgeordneten verlangten dagegen Zurücknahme der Ordonnanzen. Marmont versprach über ihre Wünsche an den König zu berichten und schickte auch in der That seinen ersten Adjutanten, den Obersten Komierowski, nach Saint Cloud, um den König auch noch mündlich Aufklärungen über die wahre Sachlage zu geben und ihm die Nothwendigkeit, Concessionen zu machen, vorzustellen. In Saint Cloud ahnte man noch gar nichts von der Gefahr, welche die Dynastie der Bourbonen lief; so sehr hatte man sich von einem ganz unbegründeten Gefühl der Sicherheit einwiegen lassen. Der Adjutant Marmonts mußte fast eine halbe Stunde warten, ehe er trotz seiner dringlichen Botschaft vorgelassen wurde, und als er den dienstthuenden Kammerherrn erinnerte, daß er noch auf Antwort warte, erhielt er zur Antwort, daß die Etiquette nicht gestatte, ihn so zeitig vorzulassen. Zuletzt erhielt er keinen andern Befehl als folgenden: „Sagen Sie dem Marschall, daß er seine Truppen vereinigen, sich gut halten und durch Massen wirken soll."

Polignac hatte gleichzeitig mit dem Marschall Depeschen nach Saint Cloud geschickt, die von jeder Concession abriethen.

Der hartnäckige und verlustvolle Kampf am 28. nöthigte den Herzog von Ragusa, noch am Abend die beiden Colonnen der Generale Saint Chamans und Talon ansichzuziehen, was nicht ohne Schwierigkeiten gelang, und mit Tagesanbruch des 29. eine concentrirte Stellung um den Louvre und die Tuilerien einzunehmen. Letztere zu halten war von großer politischer Wichtigkeit, da man mit ihnen doch immer den wichtigsten Punkt der Hauptstadt im Besitz hatte, und Marmont beschloß lieber Alles zu wagen, als diesen Posten freiwillig zu räumen. Im Besitz dieses Punktes glaubte

er noch mit Erfolg unterhandeln und die Dynastie retten zu können, wenn er noch zu rechter Zeit Ermächtigung zur Zurücknahme der Ordonnanzen erhielt.

Diese Hoffnung ward aber durch den Uebergang der auf den Boulevards und dem Vendomeplatze aufgestellten Truppen, die eine feurige Anrede Casimir Periers fortriß, vereitelt. Die Lücke, die dadurch entstand, mußte mit Truppen aus den Tuilerien und dem Louvre ausgefüllt werden, und die zur Nothwendigkeit gewordene Schwächung der Besatzung dieser beiden wichtigen Punkte führte schließlich zu ihrem Verlust. „Ein zahlreicher Haufe," erzählt Marmont, „rückte, ein lebhaftes Feuer unterhaltend, in der Straße Richelieu vor und hatte bereits die Passage Saint Guillaume erreicht. Der dort mit einem Geschütz stehende Artilleriehauptmann verlangte von mir Ermächtigung, auf den Haufen zu schießen."

„Ich begab mich selbst an Ort und Stelle und beobachtete mit Aufmerksamkeit den Trupp, dessen Feuer bei meinem Erscheinen lebhafter wurde. Da ich Frauen in der Gruppe bemerkte, verbot ich zu schießen. Erfüllt jedoch von dem Wunsche, auf diesem Punkte den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, befahl ich dem Bataillonschef de la Rue, meinem Adjutanten, mit Jenen zu parlamentiren und ihnen zu sagen, daß man unterhandeln, daß man aber auf sie schießen würde, wenn sie weiter vordrängen. Auf diese Weise gelang es, hier das Feuern einzustellen. Die Pariser riefen sogar: „Es lebe der König! Es lebe die Charte!" Es war bereits ein Uhr. Alles schien endlich ruhig zu sein, als sich plötzlich ein lebhaftes Schießen hören ließ. Ich befand mich noch in der Rohanstraße. Kurz darauf hörte das Schießen auf; ein verworrener Lärm trifft mein Ohr und ich sehe das Schweizerbataillon in Unordnung die Straße herabkommen. Es hatte übereilt den Louvre geräumt, den tapfere Soldaten in alle Ewigkeit gegen einen Feind ohne Kanonen hätten vertheidigen können. Erst später konnte ich erfahren, wie die Sache zugegangen ist. Das Bataillon, auf meinen Befehl aus dem Louvre auf den Carousselplatz vorgerückt, hatte an der linken Ecke des Louvre nach der Rue du loi hin eine Compagnie zurückgelassen, in deren Nähe unvollendete Gebäude den Angreifern vortreffliche Deckung darboten. Der erste Adjutant des Bataillons hatte unüberlegter Weise diese Compagnie abmarschiren lassen, ohne dem Obersten Salis davon Nachricht zu geben, der den Posten anderweitig besetzen mußte. Sowie die Pariser entdeckten, daß der Posten nicht mehr besetzt war, drangen sie dort ein und zeigten sich am Eingang der Appartements, wo sie einige Flintenschüsse abfeuerten. Ueberrascht prallten die Schweizer zurück. Der Oberst verlor den Kopf: anstatt diese Hand voll Feinde zurückzuwerfen und zu Gefangenen zu machen, räumte er befangen von dem Gedanken an die Gefahr, im Louvre eingeschlossen zu werden, diese Position in größter Eile und in Unordnung. Einmal draußen, versuchte er Widerstand zu leisten und zu kämpfen, aber vergeblich, und die Unordnung verwandelte sich bald in eine vollkommene Flucht. Als die auf dem Carousselplatz aufgestellten Truppen die Schweizer übereilt sich zurückziehen, die Pariser ihnen folgen sahen und aus den Häusern um den Platz Schüsse auf sie fielen, stürzte Alles, Infanterie, Reiterei und Artillerie, nach dem Triumphbogen zu. Die größte Verwirrung tritt ein. Ich steige zu Pferde und bin der Letzte, der das Defilé passirt. Menschen und Pferde fallen neben mir und ich gelange in den Hof des Schlosses. Dort sammle ich 60 Schweizer. Mit diesem schwachen Trupp werfe ich mich den uns Drängenden entgegen, um der Masse Zeit zu geben, zur Porte de l'Horloge hinauszugelangen. Die Pariser dringen bis in den Hof vor und Einer von ihnen fällt, von einer Kugel durchbohrt, in dem Augenblick, wo er zehn Schritt von mir auf mich schießen will. Ich lasse den Haufen durch vier Officiere angreifen, die mich begleiteten, und er wird zurückgedrängt. Ich lasse das Gitterthor während eines lebhaften Gewehrfeuers schließen. Meine 60 Schweizer bleiben Herren des Schlachtfelds."

Marmont mußte alle Anstrengung machen, um nach diesem Unfall die weiter vorwärts vertheilten Truppen zu sammeln und sich in Ruhe und Ordnung nach der Barrière zurückzuziehen, wo er vor der Faubourg du Roule Stellung nahm. Hier wollte er die Artillerie von Vincennes anfschziehen und den Montmartre besetzen, um von dort aus die Stadt zu bombardiren, oder wenigstens zu bedrohen. Vielleicht wären immer noch Unterhandlungen möglich gewesen. Aber in dieser kritischen Wendung übertrug der König das Commando über die Armee dem Dauphin, und Dieser gab den Truppen Befehl, Paris zu räumen und sich nach Saint Cloud zurückzuziehen.

Der Marschall traf den Dauphin zwischen Saint Cloud und Boulogne, und wurde kalt von ihm empfangen. Alsdann begab er sich zum König, bei dem er Polignac fand. Der König hatte seit einigen Stunden viel Terrain verloren und seine Sache stand schon sehr schlimm; dennoch war er noch nicht entschlossen, zu unterhandeln, oder den Minister zu entlassen, der die Dynastie ins Verderben stürzte, oder die Ordonnanzen zurückzunehmen. Zwar entschloß er sich auf das Zureden des Marschalls, Ausgleichungsvorschläge zu machen; aber man betrieb Alles so saumselig, daß, obgleich man bereits fünf Uhr Abends einig war, erst am nächsten Morgen um sieben Uhr der Herzog von Mortemart mit den neuen Vorschlägen nach Paris abging.

Der Dauphin tadelte laut gegen Marmont, daß der König versprochen, das Ministerium zu entlassen und die Ordonnanzen zurückzunehmen. „Aber welche Mittel haben Sie, etwas Anderes zu thun?" fragte der Marschall den Prinzen. — „Thut nichts," gab Dieser zur Antwort, „lieber untergehen, als nachgeben!" — „Aber mit dem Untergehen ist Alles zu Ende; dazu entschließt man sich, wenn nichts Anderes zu thun ist, und es sind noch Mittel vorhanden, wenn man nur davon Gebrauch machen will." — „Die Wähler haben den König beleidigt, indem sie die Deputirten, welche für die Adresse unterzeichneten, wieder in die Kammer geschickt haben." — „Vielleicht war das weder höflich noch liebenswürdig gegen den König gehandelt; aber wenn man mit der Vertheidigung seiner Rechte beschäftigt ist, denkt man nicht an Höflichkeit, und das Land hat sich in diesem Falle mit den Waffen vertheidigt, die ihm die Charte gegeben hat." — „Zuletzt ist der König doch der Herr," sagte er; „aber ich bin weit entfernt zu billigen, was er gethan hat." Damit verabschiedete er Marmont. Dieses kurze Gespräch legt genügendes Zeugniß für die politische Unfähigkeit des Dauphins ab. Wir werden ihn gleich noch von einer andern Seite kennen lernen.

Der Herzog von Ragusa hatte bei seiner Ankunft in St. Cloud den Oberbefehl über die Garden wieder übernommen. Die Stimmung war leidlich, aber für Lebensmittel nur sehr knapp gesorgt

und der Sold war in Rückstand. Schon fingen Desertionen an. Da der Dauphin gar nichts that, entschloß sich Marmont, einen Tagesbefehl an die Garde zu erlassen, in welchem er sie aufmunterte, bei dem König treu auszuharren und ihr anzeigte, daß der Herzog von Mortemart als erster Minister mit Ausgleichungsvorschlägen nach Paris abgegangen sei. Letzteres war nothwendig, weil der einmüthige Widerstand der Pariser eine große moralische Wirkung auf die Truppen hervorgebracht hatte und sie sichtbar unsicher machte. Es mußte ihnen durchaus gezeigt werden, daß noch Aussicht für eine Aussöhnung zwischen dem König und dem Lande vorhanden war. Der König war jedoch nicht dieser Ansicht als Marmont ihm diesen Schritt mittheilte. „Sie haben Unrecht," sagte er zu ihm; „man darf nie mit den Truppen von Politik reden." — „Das ist wahr," gab der Marschall zur Antwort, „wenn Alles in Ordnung ist; aber wenn Alles in der Auflösung begriffen ist, muß man versuchen es zusammenzuhalten. Die Politik zwingt sich den Soldaten auf. Sie sind keine Maschinen; man muß zu ihrem Verstand, zu ihrer Ehre, zu ihrem Interesse sprechen." — „Haben Sie meinem Sohn diesen Schritt mitgetheilt?" — „Nein, Sire; die Zeit drängte; ich habe blos einen Tagesbefehl an die Garde erlassen und gedachte Monseigneur davon in Kenntniß zu setzen, sowie ich von der Meldung bei Ihrer Majestät zurückkehrte." — „Sie haben Unrecht gehabt! Gehen Sie sogleich zu ihm um es ihm zu melden!"

Marmont verließ den König und begab sich zum Dauphin, der aber in dem Augenblick wo der Marschall fortgegangen war, durch eine andere Thür bei dem König eingetreten war. Kaum waren jedoch zwei Minuten verflossen, so erschien er wieder mit verstörter Miene. Wir berichten über den nun folgenden beispiellosen Auftritt mit den Worten des Marschalls. „Als er vor mir vorüberging," sagte er zu mir mit wüthender Miene: „Kommen Sie herein!" Kaum in seinem Salon eingetreten, packte er mich bei der Kehle: „Verräther! Elender Verräther! Sie nehmen sich heraus einen Tagesbefehl ohne meine Erlaubniß zu erlassen!" Bei diesem unerwarteten Angriff faßte ich ihn bei den Schultern und stieß ihn zurück; aber er verdoppelte sein Geschrei und wiederholte seine Beleidigungen: „Geben Sie mir Ihren Degen!" — „Man kann ihn mir entreißen, aber nie werde ich ihn freiwillig hergeben!" Er stürzte auf mich zu und zog ihn; er schien mich damit schlagen zu wollen und schrie: „Zu mir, Garde-du-Corps! Nehmt diesen Verräther fest; führt ihn fort!" Zu sagen was ich in diesem schrecklichen Augenblick fühlte, ist unmöglich. Abscheu, Entrüstung, Verachtung beherrschten mich ganz — aber ich breche ab; denn ich werde aufgehört haben zu leben, wenn diese Memoiren erscheinen. Die Erzählung der Thatsache wird daher für die Nachwelt meine einzige Rache sein."

Sechs Garde-du-Corps umringten den Marschall und brachten ihn so in seine Wohnung. Dort blieben sie in seinem Zimmer, wo er nun Arrestant war. Nach einer halben Stunde jedoch erschien Herr v. Luxembourg, diensthabender Hauptmann von den Garden, in Begleitung aller höheren Officiere der Garde-du-Corps, überbrachte dem Marschall seinen Degen und zeigte ihm an, daß der König ihn zu sich befohlen habe. Marmont begab sich natürlich sogleich zu ihm und Karl X. empfing ihn mit den Worten: „Sie haben Unrecht gethan einen Tagesbefehl zu erlassen ohne ihn meinem Sohn vorzulegen; aber ich gebe zu, daß er zu lebhaft gewesen ist. Gehen Sie zu ihm. Gestehen Sie Ihr Unrecht ein; er wird seines anerkennen." — „Zu lebhaft, Sire? Behandelt man so einen Mann von Ehre? Den Dauphin sehen? Niemals! Eine Mauer von Erz ist von nun an zwischen ihm und mir. Das ist also der Lohn für so viele Opfer und so viele Hingebung! Sire, meine Empfindungen für Sie sind unzweideutig; aber Ihr Sohn flößt mir Schrecken ein!" — „Lieber Marschall, beruhigen Sie sich, vermehren Sie unser Unglück nicht noch dadurch, daß Sie sich von uns trennen!" sagte der König mit großer Sanftmuth, faßte den Marschall mit beiden Händen und umarmte ihn. So führte er ihn bis an die Thür seines Cabinets, welche offen stand, wahrscheinlich mit Absicht, damit alle diensthabenden Officiere Zeuge der Sühne wären. Dann befahl er dem Herzog von Guiche den Marschall zum Dauphin zu führen. „Sowie ich mit dem Herzog von Guiche allein war, wurde mein Zorn wieder lebendig und ich brach aus: „Verhüte der Himmel, daß Frankreich jemals in die Hände eines solchen Menschen fällt!" Nach einer Viertelstunde Hin- und Herredens und bei den traurigen Verhältnissen in denen wir uns befanden, erkannte ich gleichwohl die Nothwendigkeit, zu gehorchen. Ich ging zum Dauphin und sagte ihm mit Stolz und auf die ernsteste Weise: „Monseigneur, auf ausdrücklichen Befehl des Königs komme ich zu Ihnen und erkenne an, Unrecht gethan zu haben, einen Tagesbefehl ohne Ihre Zustimmung zu erlassen." Er schwieg einen Augenblick und gab zur Antwort: „Weil Sie Ihr Unrecht anerkennen, gestehe ich ein, daß ich ein wenig lebhaft gewesen bin." Ich sagte nichts und er setzte hinzu: „Uebrigens bin ich bestraft worden, denn ich habe mich mit Ihrem Degen verwundet." Und er zeigte mir den Schnitt mit dem er sich die Hand verletzt hatte. Ich antwortete mit Lebhaftigkeit: „Er war nicht bestimmt Ihr Blut zu vergießen, sondern es zu vertheidigen!" — „Kommen Sie," sagte er, „vergessen wir Alles und umarmen uns." Das Umarmen wurde ihm schwer, denn gewiß bückte ich mich nicht um mich seiner Größe mehr anzupassen. Er ergriff meine Hand; aber ich gab den Druck der seinigen nicht zurück. Ich machte eine tiefe Verbeugung ohne ihn anzusehen, und begab mich auf meine Zimmer."

Die Bourbonen waren verloren, obgleich der König und der Hof noch nicht daran glauben wollten. Das Land hatte sie längst verlassen, und jetzt fielen auch die Truppen ab. Ein Haufe Bewaffneter aus Sevres, Meudon und Boulogne feuerte einige Schüsse auf die bei Saint Cloud stehenden Truppen ab. Ein Bataillon des dritten Garderegiments ward ihm entgegengeschickt, weigerte sich aber zu schießen. Sechs Kompagnien des ersten Schweizerregiments, die denselben Befehl hatten, legten sogar die Waffen nieder, und 2 Kanonen, welche die Brücke bestreichen sollten, fuhren nach Paris ab. Am 3. August früh folgten ihnen sämmtliche drei Regimenter schwere Reiterei, und schon am Tage vorher waren die Befehlshaber der Gardeinfanterieregimenter zu einer Conferenz in Trappes zusammengetreten, in welcher sich die Mehrzahl geneigt zeigte, sich für die provisorische Regierung zu erklären. Die Obersten der Schweizerregimenter erlangten auch wirklich von dieser sicheres Geleite. So stark wurde die Desertion, daß am 5. die fünf Garderegimenter nicht mehr als 1350 Mann zählten.

Unter diesen Umständen schien die Abdankung Karls X. und des Dauphins zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux noch das

einzige Rettungsmittel für die Dynastie zu sein. Sie erfolgte am 3. August und Marmont übernahm auf die Bitte des Königs wieder den Oberbefehl. Als er den Hof des Schlosses hinabging um Befehle zu ertheilen, erblickte er den Dauphin an einem der Fenster stehen. Er winkte dem Marschall zu ihm hinaufzukommen und sagte zu ihm: „Herr Marschall, Sie wissen welche Entschlüsse der König gefaßt hat und daß ich ihnen zugestimmt habe: ich werde daher in Zukunft keine politische Rolle mehr in Frankreich spielen. Ich bitte Sie jetzt als Christ und als Mensch zu vergessen was zwischen uns vorgefallen ist." Einer solchen Appellation an seine Großmuth und sein Mitleid konnte der Marschall nicht widerstehen, und er drückte dem Dauphin mit Rührung die Hand.

Im Uebrigen zeigte sich der Dauphin während dieser verhängnißvollen Wendung für die Geschicke Frankreichs und seines Hauses heiter und unbekümmert, was sich nur durch das geringe Maß seiner geistigen Fähigkeiten erklären läßt. Er hatte keine andere Sorge, als um seine Jagdhunde. Er sagte zu Herrn v. Girardin: „Was soll ich mit meinen Hunden machen?" — „Monseigneur, Sie haben Interessen die wichtiger sind als Das." — „Ach was, ich will mich nur um meine Hunde bekümmern." — „Das steht Ihnen frei, Monseigneur; aber ich habe keine Lust von Hunden zu sprechen." Der Dauphin hat noch mehr als einmal nach der Katastrophe und, wie Marmont glaubt in aller Aufrichtigkeit, wiederholt, daß ihm weiter nichts leid gethan, als seine Hunde und seine Pferde.

Aber auch die Abdankung zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux kam zu spät; Frankreich wollte nichts mehr von den Bourbonen wissen, und auch dem König und seiner Umgebung drängte sich zuletzt diese Ueberzeugung auf. Als Karl X. am 4. in Maintenon ankam, erklärte er dem Marschall Marmont, jeden Gedanken an eine Verlängerung des Kampfes aufgeben und sich nach Cherbourg begeben zu wollen, um sich dort nach England einzuschiffen. Es warteten in dem dortigen Hafen zwei americanische Packetboote, Great Britain und Charles Caroll, die — seltsame Laune des Schicksals! — Joseph Bonaparte gehörten; sie sollten die Bourbonen nach der Insel Wight hinübertragen.

„Diese unglückliche Dynastie," resumirt der Marschall die Katastrophe, „hat sich zu Grunde gerichtet, erstlich durch den unbedingten Mangel an Talent und den entschiedenen Geschmack für die Mittelmäßigkeit der sie auszeichnete; dann durch ihre unüberwindliche Abneigung gegen Alles was voll Adel, Kraft und Schwung war; durch ihre Unkenntniß der Dinge dieser Welt; durch ihre tiefe Verachtung für Alles was nicht zu ihr gehörte; durch die ihr angeborene Schwäche gegen Alles was ihre erbärmliche Umgebung bildete; durch den offenbaren Einfluß der Geistlichkeit, deren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten so sehr im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung stand; durch ihre Unaufrichtigkeit in allen ihren Maßregeln und das fortwährende Träumen von absoluter Gewalt, welche unter ganz anderen Aussichten und Verhältnissen in die Hände von Zwergen den Degen Napoleons gelegt hatte, dessen Gewicht schon genügte sie zu erdrücken; endlich durch die gänzliche Unkenntniß der Umstände, die nie gestattet hat etwas zu rechter Zeit zu thun, obgleich man sich immer zu Allem entschloß, aber stets zu spät.

„Im Augenblick der Krisis kam zu diesen Ursachen noch der Unverstand, die Sorglosigkeit und die Verblendung der Inhaber der Regierungsgewalt. Herr v. Polignac war auch nicht auf die Möglichkeit von Widerstand gefaßt. Gebete für den Erfolg seiner Pläne, die auf seine Anordnung die Erzbischöfe zum Himmel richteten, schienen ihm ausreichend zu sein den Erfolg zu sichern. Obgleich seine Unwissenheit ohne Beispiel war, hatte er den Vorsitz im Ministerconseil und die Portefeuille bei auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs übernommen; und der Unglückliche verstand so wenig von Militärangelegenheiten, daß er keine Bestandliste lesen konnte, vom Unterschied zwischen Effectiv- und Präsenzstande nichts wußte. Noch niemals ist eine so wichtige und ernstliche Unternehmung mit solchem Leichtsinn angegriffen worden."

Was die Betheiligung des Herzogs von Orleans an der Revolution betrifft, so spricht ihn Marmont von jeder Verschwörung gegen den Thron frei. „Direct hatte er sich nicht verschworen, und der beste Beweis liegt in den geringen Kräften über die er verfügte, als er zur Macht gelangte; aber ich glaube, daß er die Revolution vorausgesehen und schon frühzeitig Vorbereitungen getroffen hatte, sie zu benutzen. Zu diesem Zwecke hatte er kein Mittel versäumt sich beim Volke beliebt zu machen und den Führern der Liberalen zu schmeicheln. Gewiß hat er durch seinen lauten Tadel des Ganges der Regierung dem König großen Schaden gethan; aber was directes Handeln und ein bestimmtes, auf ein unmittelbares Ziel gerichtetes Eingreifen betrifft, so war er unschuldig. — Der Herzog von Orleans hat mit allen seinen Kräften auf die Zerstörung des Gebäudes hingewirkt, in der Ueberzeugung, daß er in seinen Trümmern ein Unterkommen finden werde." Die Pläne des Herzogs von Orleans waren übrigens nicht von neuem Datum. Schon 1815 hatte er bei den Verbündeten sondirt, ob sie wohl geneigt wären, den jüngeren Zweig anstatt der Bourbonen auf den französischen Thron zu erheben und etwas später dem Vicekönig Eugen das Anerbieten gemacht, die Kräfte ihrer beiden Parteien mit einander zu vereinigen und nach dem Siege das französische Volk abstimmen zu lassen, welche von beiden Dynastien, die Orleanische oder die Napoleonische, es haben wollte. Dies erzählte dem Marschall Marmont bei seinem Aufenthalt in Wien der Fürst Metternich.

Lüsterner als Eugen von Beauharnais war ein anderer Verwandter Napoleons 1814 nach der französischen Krone, der alte Nebenbuhler des französischen Kaisers, Bernadotte, der Kronprinz von Schweden. Das Streben danach hat seinem Benehmen während des ganzen Feldzugs 1813 und 14 ein Gepräge aufgedrückt, welches ihn in ganz anderem Lichte erscheinen läßt, namentlich schwedische Schriftsteller ihn darzustellen belieben. Diese möchten ihn fast zum eigentlichen Befreier von Deutschland, zum militärischen Leiter des Kreuzzuges gegen Napoleon machen; er war aber von alledem das Gegentheil, versuchte überall die Operationen der Verbündeten zu Gunsten der Franzosen zu hemmen, stand sogar 1814 von den Niederlanden aus mit dem französischen General Maison in heimlicher Verbindung, und hatte nicht übel Lust unter günstigen Umständen seinen Verbündeten, den Preußen, in den Rücken zu fallen. Marmont theilt darüber manches Interessante mit, und wer in Bezug darauf seine Glaubhaftigkeit anfechten will, sollte bedenken, daß das was er sagt, durch neue Einzelheiten nur das bestätigt, was Bülow und Müffling bereits constatirt haben. J—t.

Der König von Siam und sein Hof.

Dritter Artikel.

Wir haben in unserm vorigen Aufsatze des ersten Ministers von Siam erwähnt, welchen Sir John Bowring als einen ungewöhnlich intelligenten Mann schildert. Bereits vor mehr als zwanzig Jahren hatten americanische Missionäre sich sehr vortheilhaft über ihn geäußert. Er ist scharfsinnig, rasch im Denken, kühn und dabei sehr klug. Vor allen Dingen zeichnet er sich aber durch eine Eigenschaft aus, die im Orient sehr selten angetroffen wird, durch Aufrichtigkeit. Ein christlicher Sendbote sagte ihm einst: „Wenn die Siamesen an die Allgegenwart Gottes glaubten, so würden wohl nur wenige Diebstähle vorfallen; jetzt sind sie dagegen zum Erschrecken häufig." — Die Antwort lautete: „Habt Ihr keine Diebe in Eurem Lande?" — „Nur wenige; in meiner Vaterstadt giebt es deren kaum." — „Ja. Ihr Americaner lehrt den Kindern Religion, das ist in Siam nicht der Fall. Unsere Bonzen kümmern sich um den Volksunterricht nicht, und sind oft recht schlecht. Die Kugelgestalt der Erde begreife ich wohl, nicht aber die Wunder, von welchen Eure Religion erzählt." Der Premierminister lud die Missionäre mit ihren Frauen in seinen Palast, über dessen Eingangspforte mit lateinischen Buchstaben geschrieben steht: „Dies ist Luang Na Sits Haus. Willkommen Freunde!" Er ermunterte die Missionäre in ihrem Berufe. Als einst siamesische Musikanten auf einem Platze spielten, in dessen Nähe die Sendboten Unterricht ertheilten, wies er diesen Letzteren einen Platz an, wo sie ungestört waren: „Hier könnt Ihr Gott ungestört verehren. Namentlich die Chinesen sind Eurer Arbeit sehr bedürftig; sie haben keinen Gott und keine Religion."

Als die englische Regierung kundgegeben hatte, daß sie einen Bevollmächtigten nach Siam schicken werde, ging der Minister sehr besonnen zu Werke. Die conservative Partei wollte sich auf keinen Handelsvertrag einlassen, sondern sich nur ablehnend verhalten; der Phra-klang begriff aber wohl, daß mit einem bloßen Neinsagen nichts geschehen sei. Er ließ einen Engländer kommen, der sich in die Stellung des englischen Gesandten versetzen mußte, und dem er eine lange Reihe ökonomischer und handelspolitischer Fragen vorlegte. Als Derselbe darauf hinwies, daß Siam von dem lebhaften Verkehr mit Fremden schon deshalb großen Nutzen ziehen werde, weil es ein so fruchtbares Land sei, entgegnete er: „Ja. der Boden ist fruchtbar, aber wir haben kein Volk. Ein Boden ohne Volk und Leute ist nur eine Wildniß. Unser Volk ist träg, nicht so fleißig wie das Eurige, das gern seinen Boden bestellt." Und dann: „Ihr habt Maschinen und Capital. Ihr macht Alles in Fabriken. War nicht eine Zeit, da die Engländer in ihren Häusern spannen und webten? Jetzt thun das die Maschinen so wohlfeil, daß in Siam Niemand vom Spinnen leben kann." — Antwort: „Einige leiden freilich, aber die Mehrzahl gewinnt. Wo Handelsaustausch stattfindet, gewinnt Jeder. Ihr erhaltet bessere Preise für Eure Erzeugnisse und bekommt dann fremde Waare billig." — Frage: „Was können wir verbrauchen? Wir sind ein kleines Land. Eine Allianz mit England heißt soviel, als ein vertrautes Verhältniß zwischen einem armen Manne und einem Fürsten. Der Fürst zieht alle Vortheile und der arme Mann bringt alle Opfer. Ich habe gehört, in England seien manche Leute so reich, daß sie unser ganzes Land kaufen könnten."

Das Lob des parlamentarischen Regierungssystems aus dem Munde eines asiatischen Ministers in einem despotisch verwalteten Staate zu vernehmen, ist auf jeden Fall eine Denkwürdigkeit. Im Juni 1855 hatte der Phra-klang eine Unterredung mit einem Engländer, der Bangkok besuchte und sich ihm vorstellte. Der erste Gegenstand des Gesprächs war der Krieg gegen Rußland. Darauf erhob der Minister die Frage, wie ein so kleines Land ganz Indien habe erobern und sich auf der ganzen Erde habe geachtet und gefürchtet machen können? Der Engländer gab als Grund an, daß Großbritannien eine Insel sei, welche keine feindlichen Ueberfälle zu besorgen habe, und dessen Bewohner deshalb eine ungehinderte Thätigkeit nach Außen entfalten dürften. Auch sei es wesentlich, daß sie von Sachsen, Normannen und Kelten abstammten, und neben manchen nicht gerade rühmlichen Eigenschaften doch auch die Tugenden dieser ihrer Vorfahren geerbt hätten, insbesondere das stürmische Wesen des Normannen, den Enthusiasmus des Kelten und die Gediegenheit des Sachsen.

Nun erzählt der Engländer weiter: „Ich glaubte Sr. Excellenz eine genügende Erklärung gegeben zu haben, war aber höchlich überrascht, als er unwillig auffuhr und so rasch sprach, daß ich seinem Redeflusse nur mit Mühe folgen konnte. Er schien plötzlich ein ganz anderer Mann geworden zu sein. Nein, rief er, England ist zu seiner gegenwärtigen Größe und Macht keineswegs durch seine Lage gekommen, die allerdings sehr vortheilhaft ist; auch nicht durch sein Volk, obwohl es sich so tapfer zeigt wie ein Löwe. Andere Länder haben eine ebenso gute Lage und ebenso tapfere Soldaten, und es doch nicht soweit gebracht wie die Engländer. Ihre Regierung ist es, die bewundernswürdige Form der Verwaltung, welche durch den König Edelleute und Volk im Gleichgewicht erhält; die Regierung, an welcher jeder Einzelne seinen Antheil hat. Bei Euch weiß Jedermann, daß seine Interessen Berücksichtigung finden. Und deshalb fechten Eure Leute so gut; denn ein Mann mit freiem Geiste wagt Dinge, vor welchen ein Sklave zurückbebt. Kann es gut sein, daß einige Wenige für Alle Gesetze geben? Seht einmal nach Laos. Dort wählt jeder District einen Mann, der Mitglied im Rathe der Sechs wird. Dieser ist Rathgeber des Königs, der ohne dessen Einwilligung nichts thun kann, doch darf er seine abweichende Meinung haben. Nun seht was folgt. König und Rath stimmen gemeinschaftlich für Krieg, und Jedermann beeilt sich zu beweisen, daß er mit den Ansichten des Raths einverstanden sei. In Laos kann man sich schlafen legen, ohne daß man nöthig hätte, eine Thüre zu verschließen und zu verriegeln, während man hier in Siam alle mögliche Vorkehrungen gegen Diebe beobachten muß. Bei uns hat man bisher alle Macht ausschließlich den Edelleuten verliehen, und was sind wir dabei geworden? Wir sollten doch auch ein wenig dem Volke vertrauen und versuchen, ob es dabei nicht besser ginge. Wir sollten die Minister nicht auf Lebenszeit anstellen, sondern auf eine Reihe von Jahren, und bei ihrer Erwählung sollte das Volk eine Stimme haben. Je

mehr wir mit den Engländern in Berührung kommen, um so mehr wird das Volk begreifen, daß ihm eine Stimme bei Abfassung der Gesetze gebühre, nach welchen es regiert wird. Und wenn es solche Rechte einmal haben will, wer kann sie ihm verweigern? Wir haben kein ordentliches Heer, denn unsere Soldaten bestehen aus Sklaven des Königs, und sie würden nicht gegen ihre Landsleute fechten."

In Siam dagegen steht Alles auf Sklaverei, welcher ein großer Theil der Nation anheimgefallen ist. Sie ist nicht so scharf ausgeprägt wie die Negersklaverei in Westindien, aber Knechtschaft in verschiedenen Formen durchdringt alle Verhältnisse. Jeder Siamese ist verpflichtet, den dritten Theil des Jahres dem Dienste des Königs zu widmen; er ist also der Frohnde unterworfen. Die im Kriege gefangenen Laosmänner, Kambodschaner, Birmanen und Andere sind absolute Vasallen ihrer Gebieter oder des Königs. Im Allgemeinen werden die Sklaven mild behandelt, „besser als die Dienerschaft in England", sagt Bowring; sie singen und scherzen bei ihrer keineswegs übermäßigen Arbeit. Die bei weitem größte Zahl der Sklaven besteht aus solchen Leuten, die ihre Schulden nicht bezahlt haben. Der Gläubiger hat das Recht, sich an die Person eines Mannes zu halten, der seine pecuniären Verpflichtungen nicht erfüllt; Derselbe muß für ihn arbeiten, bis er Capital und Zinsen dadurch getilgt hat.

In Siam sind die Vielen einigen Wenigen völlig überantwortet und die Unterwürfigkeit ist so unbedingt, daß man sich auch der härtesten Strafe ohne Murren unterwirft, wenn die Behörden sie verhängen. Einst war ein Beamter verhaftet worden und sollte gezüchtigt werden, als ein Franzose sich erbat, als sein Fürsprecher aufzutreten, und den Vorgesetzten milder zu stimmen. Jener Mandarin antwortete aber: „Nein, ich will sehen wie weit seine Liebe reicht," und das war nicht etwa spöttisch gemeint. Der König äußerte gegen den französischen Gesandten, seine Unterthanen hätten ein Temperament wie die Esel, welche zittern, solange sie Einer an der Kehle hält, und sich nicht mehr an den Herrn kehren, wenn er sie losgelassen hat. Allen siamesischen Einrichtungen und Gewohnheiten liegt Ehrfurcht vor den Behörden zu Grunde, und dieses Princip treibt dort zu Ungeheuerlichkeiten, welche ein Europäer gar nicht begreift. So sind die Ausdrücke der Sprache in verschiedenen Graden der Gesellschaft für manche Gegenstände völlig verschieden, und manche Gebräuche erscheinen uns geradezu lächerlich. Kein Mann geringern Ranges darf sein Haupt bis zu der Kopfhöhe eines Vorgesetzten emporheben; er darf nicht über eine Brücke gehen, wenn ein Mann höhern Ranges unter derselben hindurchgeht; keine geringe Person darf auf einem Fußboden gehen, unter welchem „Bessere" wohnen. Göttliche Ehren, eine ganz unterwürfige Sprache und herabwürdigende Erniedrigungen bezeichnen den Abstand zwischen Herrscher und Unterthanen. Aber auch dem Alter wird eine große Ehrfurcht erzeigt; und Vater und Mutter werden bei den Siamesen aufrichtig und allezeit geehrt und geachtet.

Die Siamesen sagen, um einen Vorrang und höhere Stellung zu bezeichnen: Die rechte Hand ist ehrenwerther als die linke. Das ist ganz und gar dem chinesischen Brauche zuwider, wo die linke Hand der rechten vorgeht. Ein gewöhnlicher Siamese, der sich einem Würdenträger nähert, wirft sich zu Boden; er sagt zu ihm: „Ich bin Dein Sklave, ein Haar, ein Thier!" In allen Sätzen, die er spricht, kommt das Wort „Korab" vor, d. h.: Gehorsam dem Befehl. — Andere Ausdrücke sind, wenn man mit einem Prinzen redet: Herr Wohlthäter, zu dessen Füßen ich liege. Zum König: Ich bin der Staub Deiner erhabenen Füße, Du mächtiger und erhabener Herr, Du göttliche Gnade. Ich bin ein Staubkorn unter Deinen Sohlen, Du göttliche Ordnung, Gebieter des Lebens, Beherrscher der Erde und Beschützer der Bonzen. Man sagt vom König, er sei Phra ong, die göttliche Person.

Wenn, wie wir weiter oben erwähnten, der Premierminister einem Engländer sagte, daß die Bonzen sich nicht um den Volksunterricht kümmern, so ist das nur theilweise wahr. Diese Talapoinen haben bei fast allen Klöstern Schulen, unterweisen das Volk nicht nur in den Ceremonien des Buddhismus, sondern auch im Lesen und Schreiben, das die Mehrzahl der männlichen Bevölkerung versteht. Unter den höheren Classen beschäftigen sich Viele mit Mathematik und Technologie. Die Erziehung der Mädchen wird allerdings vernachlässigt, nur wenige lernen lesen oder schreiben, dagegen sind sie musikalisch und werden auch im Singen unterrichtet.

Die Siamesen lieben in ihrer Ausdrucksweise die poetische Umschreibung. Das Wort für zufrieden ist: gutherzig; die Lippe heißt Licht oder Schönheit des Mundes; eine Blume: Ruhm der Welt; ein Krokodil: Sohn des Wassers. Die Anrede an Jemand ist verschieden nach dem Range desselben; ein Kind von Eltern niedrigen Standes wird angeredet mit: Du Ratte; gehört es aber den mittleren Classen an, so wird schon ein Wort vorgesetzt, das eine gewisse Hochachtung andeutet, z. B.: Herr Ratte, Fräulein Maus. Kinder von Edelleuten werden von ihren Untergebenen mit Vater oder Mutter bezeichnet. Leute desselben Standes bedienen sich gegenseitig einer Anrede, die unserm Herr und Madame entspricht. Der Beamte erhält die Anrede: Wohlthäter, und die Redensart: „Ich harre Deiner Befehle," kommt bei Verhandlungen und Gesprächen mit Würdenträgern in jedem Augenblicke vor. Den König bezeichnet man durch Umschreibungen, als: Gebieter des Lebens; allerhöchstes Haupt, und dergleichen mehr.

Die „Weisheit auf der Gasse" ist bei den Siamesen nicht zu kurz gekommen, denn sie haben manche sinnreiche Sprüchwörter. Wir wollen einige derselben anführen: — Vergiß Dein Messer nicht, wenn Du in den Wald gehst. — Ein Elephant hat vier Beine und kann doch einmal ausgleiten; so kann auch ein Arzt sich irren. — Um anzudeuten, daß der Mensch im Leben auf viele Schwierigkeiten stoße, sagen sie: Gehst Du zu Lande, begegnet Dir der Tiger; gehst du aufs Wasser, begegnet Dir das Krokodil. — Beißt Dich ein Hund, beiß ihn nicht wieder. — Wer unter dem Himmel wohnt, darf den Regen nicht fürchten. — Nähre keinen Holzwurm; d. h. sei vorsichtig in der Wahl Deiner Freunde.

Wir haben in unserm ersten Artikel darauf hingewiesen, daß die Missionäre in Siam völlig freies Feld haben, und daß die Regierung ihnen nicht nur nicht Schwierigkeiten in den Weg legt sondern sie begünstigt. Sie erzielen aber nur geringe Resultate, obwohl insbesondere seit 1830, als der katholische Bischof Pallegoix ins Land kam, die römischen Missionen mit Eifer und Umsicht geleitet werden. Im Laufe dreier Jahrhunderte hat man so wenig ausgerichtet, daß, wie wir schon erwähnten, im ganzen sia-

mesischen Reiche die Zahl der einheimischen Katholiken nur 7050 Seelen beträgt. Die römische Mission besteht aus dem Bischof, einem Provicar, acht europäischen Missionären, vier eingeborenen Priestern, vier Klöstern mit fünfundzwanzig Nonnen, fünf Schulmeistern und fünfzehn Katecheten, zumeist Chinesen. Bischof Pallegoix gesteht selbst ein, daß die Neubekehrten sich nicht selten schlecht und unverschämt betrugen; sie vergalten den Siamesen die Toleranz mit Frechheit. Im Jahre 1834 hatten die cochinchinesischen Bekehrten (Siamesen werden keine Christen) in der Nähe einer königlichen Pagode Land zum Geschenk erhalten. „Allmählich begannen unsere Christen bei der Pagode Unfug zu verüben; sie lachten die Bonzen aus, spielten denselben allerlei Schabernack, und trieben es so arg, daß der Phra (Vorsteher) das nicht länger mit ansehen konnte. Die Bonzen verließen die Pagode, welche dann eine Beute unserer Christen wurde. An jedem Abend demolirten sie an den Hallen, an den Zellen der Geistlichen, am Thurme, an den Mauern und Pyramiden. Einige fromme Siamesen, welche diese Verwüstung mit angesehen hatten, führten Klage beim Obersten der Bonzen, welcher dann dem Könige Vorstellungen machte. Dieser erwiderte: „Wie könnt Ihr nur glauben, daß die siamesischen Götter Ruhe haben, wenn sie sich in der Knechtschaft der Christen befinden. Es ist besser, Ihr nehmt die Götter fort und verlaßt die Pagode." Was würde in Rom geschehen sein, wenn dort Buddhisten sich in ähnlicher Weise benommen hätten? — Hören wir weiter was Pallegoix erzählt: „Am andern Tage sah ich wie die Priester auf dem Dache der Pagode standen und die Götzenbilder an Stricken hinabließen, welche sie ihnen um den Hals gebunden hatten. Unten wurden sie in Körbe gelegt und anderswo hingebracht. Ich fragte: Meine Freunde, was beginnt Ihr? Einer entgegnete: Was wir beginnen? Meinst Du etwa, wir wollen unsere Götter auch den Christen lassen? Ihr würdet sie doch nur einschmelzen und Kugeln daraus gießen! — Darin lag eine Anspielung auf die Thatsache, daß unsere Christen zumeist Soldaten und Jäger sind. Unsere Cochinchinesen lachten herzlich; ich aber segnete den Herrn als ich sah, daß mitten in einer großen heidnischen Stadt die Götzenbilder einer königlichen Pagode, mit einem Strick um den Hals gezwungen wurden schmachvoll anderwärts eine Zuflucht zu suchen. Als der Tempel leer war, säumten unsere Christen nicht das Werk der Verwüstung zu vollenden, und gegenwärtig liegt kein Stein mehr auf dem andern von diesen schönen Gebäuden, welche einst von Gold und farbigem Glas schimmerten." — Soweit der Bischof. Was würden wohl die liebenswürdigen Dominicaner thun, wenn Buddhisten ihren römischen Heiligenbilder einen Strick um den Hals bänden und ihre Kirchen demolirten? —

Die katholischen Missionäre leben höchst einfach; nur ausnahmsweise genießen sie Brot oder Wein. Unter den Siamesen haben sie so gut wie gar keinen Erfolg gehabt. Die Missionäre der verschiedenen Kirchen und Secten arbeiten bekanntlich überall einander entgegen und fallen dadurch bei den Mohamedanern und Heiden in große Mißachtung. Pallegoix sagt von den protestantischen Missionären: „Vor siebenundzwanzig Jahren ließen sie sich in Bangkok nieder; einige theilen Arzneien aus, andere predigen oder halten kleine Schulen, aus welchen jedoch nichts werden will. Ihre Hauptsache ist Bibeln in siamesischer und chinesischer Sprache zu vertheilen; sie haben vier Druckerpressen in Thätigkeit und geben ungeheure Summen aus, ihre Bibeln sind im ganzen Lande verbreitet, und doch versichert man mich, daß sie in jenen siebenundzwanzig Jahren noch nicht siebenundzwanzig Chinesen getauft haben, und obendrein sind dies solche, die in ihrem Dienste stehen. Den Siamesen will es nicht einleuchten, daß einer ein Priester und doch verheirathet sein kann. Sie nennen deshalb einen protestantischen Missionär nie Phra (Priester), sondern Khru, Herr, oder Mo, Doctor. Außerdem gehören die sechs americanischen Missionsfamilien drei verschiedenen Secten an." Die Katholiken haben ein Paar tausend Chinesen bekehrt, die aber alle der niedrigsten Classe angehören; die Missionäre sagen, daß dieselben viel Geschmack an Musik, Weihrauch, Altären, Bildern, Gemälden, Messen und Processionen finden. Es bleibt dahingestellt, wie es mit der innern Bekehrung aussieht. Die Siamesen halten es für entehrend, dem Buddhismus den Rücken zu kehren.

Bowring hat scharfen aber gerechten Tadel für den vielgenannten, vor einigen Jahren verstorbenen Doctor G ü t z l a f f aus Pommern, der in Deutschland so manchen mehr frommen als verständigen Leuten Wind vorgemacht hat. Er war, gelind ausgedrückt, ein leichtsinniger Mensch, aber wohlbewandert im Gebrauche salbungsvoller Phrasen, durch welche die Schwachen an Geist sich berücken zu lassen pflegen. Dieser Gützlaff ignorirte die Prosa der Thatsachen. In China vertheilte er Bibeln vom Bord solcher Schiffe aus, welche Opium schmuggelten; in Siam verweilte er drei Jahre und mystificirte das europäische Publicum. Der englische Bevollmächtigte, welcher sicherlich nicht zu den Gegnern der protestantischen Missionen in Ostasien gehört, sagt über die Berichte, welche Gützlaff über die Bekehrungsversuche in Siam veröffentlichte: „Sie charakterisiren sich durch jene außerordentliche und sanguine Leichtgläubigkeit, welche steif und fest bleibt trotz aller Enttäuschungen, und sich gar nicht um Erfahrungen, Thatsachen und Umstände kümmert. Gützlaff sah überall und allerwärts Hoffnungen und die besten Aussichten. Seine Theorie war, wie er das seinen Freunden mit eigenem Munde zu sagen pflegte, daß selbst Lügen, welche man ihm aufbinde, und Betrug, welchen man ihm spiele, doch am Ende mit Hülfe der Vorsehung wohl dazu dienen könnten, seine Zwecke zu fördern; wo andere eine Niederlage sahen und Schwierigkeiten fanden, sah er Triumphe. Seinen Darstellungen zufolge war Siam ein Land wo evangelische Schnitter eine reiche Ernte halten würden. Nun, diese Schnitter kamen, und sie waren vortreffliche und beharrliche Männer; allein es steht dahin, ob sie a u c h n u r e i n e n e i n z i g e n S i a m e s e n bekehrt haben." Gützlaff hatte gesagt, Siam sei begierig, die Hände zum Erlöser emporzustrecken. „Die protestantischen Missionäre," sagt Bowring, „hatten ungehinderten Zugang zu Palästen und Hütten. Menschen aller Classen, hoher und niedriger, Priester und Laien, Alt und Jung, Einheimische und Ausländer drängten sich zu ihnen, weil sie neugierig waren und wissen wollten, was die Fremden zu sagen hätten. Aber schon 1833 schreibt Abeel, einer der tüchtigsten protestantischen Missionäre im Osten, er könne weder jene glänzenden Erwartungen theilen, noch ungerechtfertigte Hoffnungen rege erhalten. Er warnt vielmehr vor solchen, und mahnt zur Vorsicht. Auf die in Fülle vertheilten Bibeln legen die Siamesen gar keinen Werth; ein Missionär gesteht selbst, daß weißes, unbedrucktes Papier ihnen weit lieber sein würde. „Hunderttausende von Tractätlein sind über

China und Siam ausgestreut worden; aber hat das Ergebniß auch nur einigermaßen der Erwartung entsprochen, und ist die Saat aufgekeimt zu einer Ernte der Verheißung? Nicht im Geringsten. Ich zweifle nicht daß der christlichen, wie jeder anderen Wahrheit, am Ende einmal der Sieg bleiben werde; aber es ist unmöglich, daß man die Augen verschließen kann vor der betrübenden, sehr betrübenden Thatsache, die aber gar nicht umgestoßen werden kann, daß trotz heldenmüthiger Opfer, hingebenden Eifers und grenzenloser Freigebigkeit, wenig oder vielmehr gar nichts erreicht worden ist. Ich verlange nicht, daß die Missionäre ihre Thätigkeit einstellen sollen; ich möchte aber, daß man ruhig in Erwägung zöge, weshalb Alles fehlgeschlagen ist, und weshalb man so unglaublich wenig mit so ungeheuren Anstrengungen erreicht." Wir haben diese Stelle mitgetheilt, weil bis auf diesen Tag in manchen Missionsberichten jenes Gützlaff'sche System vorwaltet. Es bleibt tadelnswerth, immer und immer wieder in schwachen Gemüthern und bei wohlmeinenden aber ununterrichteten Leuten Hoffnungen und Erwartungen rege zu machen, die sich nicht erfüllen, und für leere Luft schweres Geld zahlen zu lassen, das keine anderen Zinsen bringt als — Täuschungen. —d—.

Wie der Wagner König ward.

Ein böhmisches Mährchen. Mitgetheilt von Joseph Wenzig.

Es war ein Wagner, der hatte drei Söhne. Als diese nach des Vaters Tode heranwuchsen, meinte der älteste zu dem jüngern, es dürfte wohl an der Zeit sein, daß er, der älteste, in die Welt ginge. Der jüngere stimmte ihm bei. Sie buken ihm Kuchen auf den Weg, damit er nicht Hunger leide. Als er bereit war, ging er, kam in einen Wald, und dachte, er sei ein Wagner, habe nicht nöthig, zu Fuße zu gehen, könne sich einen Wagen machen, der von selbst fahre. Als er den Wagen zu machen anfing, kam ein Greis zu ihm und sagte: „Gottes Segen, junger Mann!" Er aber grüßte ihn nicht und arbeitete fort. Der Greis fragte: „Was machst Du da?" Der Jüngling versetzte: „Ich bin ein Wagner, ich habe nicht nöthig, zu Fuße zu gehen, ich kann mir einen Wagen bauen, der von selbst fährt." Der Greis sprach zu ihm: „Dein Wagen wird nicht fahren!" Er achtete nicht darauf und arbeitete fort. Der Greis entfernte sich. Der Jüngling stellte nun den Wagen zusammen; allein der Wagen wollte nicht fahren. Da der Wagen nicht fahren wollte, warf er die Stücke aus einander, aß seine Kuchen auf, und als er nichts mehr übrig hatte, kehrte er heim.

Nun sagte der jüngere Bruder: „Du warst schon in der Fremde, jetzt will ich in die Welt gehen!" Was der älteste auf den Weg mitbekommen hatte, bekam der jüngere auch, und ging. Als er an die Stelle kam, wo sein Bruder gewesen, fand er die Stücke von dem Wagen. Er dachte, daß er ein Wagner sei, und sich einen Wagen zusammenstellen könne, der von selbst fahre. Es kam wieder jener Greis und sagte zu ihm: „Gottes Segen, junger Mann!" Er aber sah nicht einmal auf, und arbeitete. Der Greis fragte ihn: „Was machst Du da?" Der Jüngling versetzte: „Ich bin ein Wagner, ich habe nicht nöthig, zu Fuße zu gehen, ich kann mir einen Wagen zusammenstellen, der von selbst fährt." Der Greis sprach zu ihm: „Dein Wagen wird nicht fahren!" Er achtete nicht darauf und arbeitete fort. Der Greis entfernte sich. Der Jüngling stellte nun den Wagen zusammen, allein der Wagen wollte nicht fahren. Da ward er böse, warf die Stücke auseinander, aß auf, was er mithatte, und kehrte heim.

Nun sagte der jüngste Bruder: „Ihr waret Beide schon in der Fremde, jetzt will ich in die Welt gehen!" Sie buken ihm gleichfalls Kuchen und er ging, und kam an die Stelle, wo die zwei Ersten die Stücke des Wagens auseinander geworfen, und dachte gleichfalls, daß er ein Wagner sei, nicht nöthig habe, zu Fuße zu gehen und sich einen Wagen bauen könne, der von selbst fahre. Als er mit der Arbeit beschäftigt war, kam der Greis wieder und sagte zu ihm: „Gottes Segen, junger Mann!" Und er sprach darauf: „Gott vergelt's! Seid mir gegrüßt!" Der Greis fragte ihn: „Was machst Du da?" Der Jüngling erwiderte: „Ich mache mir einen Wagen, lieber Alter, der von selbst fahre. Ich bin ein ausgelernter Wagner, und darum denk' ich, daß ich nicht nöthig habe, zu Fuße zu gehen, sondern in einem Wagen fahren kann." Der Greis sprach zu ihm: „Du hast Recht, junger Mann; allein er wird nicht von selbst fahren." Der Jüngling bat ihn, er möchte so gut sein und ihm helfen den Wagen zusammenzustellen; er wolle ihm von dem geben, was er zum Essen mithabe. Als der Greis mit ihm den Wagen zusammengestellt, aßen sie; dann setzte sich der Jüngling in den Wagen, und der Greis gab ihm eine Gerte und sprach: „So schnell als Du die Gerte schwingen wirst, so schnell wird der Wagen fahren; nur mußt Du Alle in den Wagen aufnehmen, die Dir im Walde begegnen!"

Der Jüngling schwang die Gerte und fuhr. Es begegnete ihm ein Mann, der hatte lange Beine. Sogleich nahm er ihn auf und fuhr weiter. Dann begegnete ihm ein zweiter, der hatte zwei goldene Kugeln. Er nahm auch diesen auf und fuhr weiter. Endlich begegnete ihm ein dritter, der hatte ein weit aufgesperrtes Maul, und den nahm er gleichfalls auf. So fuhren sie alle Vier, kamen des Abends in ein Wirthshaus und nachtmahlten. Während sie nachtmahlten, beschaute sich die Hausmagd durch's Fenster den Wagen und sah die zwei goldenen Kugeln daran hangen. Sie lief hinaus und wollte die Kugeln stehlen; wie sie aber nach ihnen griff, blieb sie mit den Händen an den Kugeln kleben und konnte sich nicht losreißen. Die Vier fuhren, nachdem sie genachtmahlt, die ganze Nacht, und die Magd lief hinter ihnen. Des Morgens kamen sie in ein anderes Wirthshaus zum Frühstück. Während sie frühstückten, lief die dortige Hausmagd zufällig mit dem Besen hinaus und sah die erste Magd bei den Kugeln stehen. Sie glaubte, sie wolle stehlen und schlug sie mit dem Besen auf den Rücken, indem sie rief: „Was machst Du da bei dem Wagen?" Allein sie blieb mit

dem Besen am Rücken der Magd kleben und konnte sich nicht losreißen. Die Vier hatten indeß gefrühstückt, setzten sich in den Wagen und fuhren weiter, und die zwei Mägde liefen hinter ihnen. Des Mittags kamen sie in ein drittes Wirthshaus. Dort war die Hausmagd beschäftigt, Mist aus dem Stall zu schaffen, und als sie die zwei anderen Mägde bei dem Wagen stehen sah, lief sie mit der Mistgabel auf sie los und rief: „Ihr nichtsnutzigen Dinger, was macht Ihr da? Die eine stiehlt goldene Kugeln, die andere hält ihr müßig den Besen auf den Rücken!" Sie stieß die zweite mit der Mistgabel in die Lende, blieb aber mit der Mistgabel kleben und konnte sich ebenfalls nicht losreißen. Die Vier hatten indeß gemittagmahlt, setzten sich in den Wagen und fuhren in die Stadt. Dort war eine Prinzessin, die seit ihrer Geburt über nichts gelacht hatte, und der prophezeit worden, sie werde Dessen Gemahlin werden, über Den sie zuerst lache. Es fuhren dort hohe Herren mit großem Geschick umher, die froh gewesen wären, wenn sie über sie gelacht hätte, und auch Prinzen kamen gefahren; allein sie lachte über Niemanden, bis der Wagner in der Stadt erschien mit seiner Begleitung. Als er durch die Stadt fuhr, sah die Prinzessin eben aus dem Fenster; da lachte sie auf, daß es gällte. Der König und die Königin hörten das Gelächter der Prinzessin, eilten in ihr Gemach und fragten sie, worüber sie so lache. Sie zeigte ihnen den Aufzug in der Stadt, und der König und die Königin mußten gleichfalls lachen, denn solch einen Spaß hatten sie noch nie gesehen.

Der König, der sehr stolz war, sandte nun nach dem Wagner, und verhieß ihm spöttisch, er solle sein Schwiegersohn werden, er solle das Königreich sammt der Prinzessin erhalten, aber nur, wenn er ein Stück ausführe. Der Wagner fragte, welches. Der stolze König sprach lächelnd: „Wenn Du Jemanden stellst, der drei Schübe Brots auf ein Mal aufißt und vier Gebräue Biers dazu austrinkt, dann will ich Dir die Prinzessin geben." Der Wagner ging zu Dem, der das Maul weit aufgesperrt hatte, und fragte ihn, ob er sich getraue, die Aufgabe zu lösen. „Ich eß' und trinke noch mehr," antwortete dieser. „Nur her damit!" Sogleich buken die Bäcker drei Schübe Brots und die Brauer brauten vier Gebräue Biers. Als Alles fertig war, brachten sie es dem Wagner. Der stellte Den mit dem weit aufgesperrten Maul vor sich, nahm Laib für Laib und warf ihm so die Laibe in das Maul; dann schüttete er Bier in eine Kanne und aus der Kanne ihm in das Maul, bis er alles Bier ausgetrunken hatte. Hierauf ließ er dem König melden, daß er sein Stück ausgeführt.

Der König wunderte sich nicht wenig, sagte jedoch dem Wagner, die Prinzessin sei noch nicht sein, er müsse noch ein Stück ausführen. „Dreihundert Meilen von hier," sprach er, „ist eine Quelle und aus dieser Quelle will ich noch in dieser Stunde frisches Wasser haben." Der Wagner ging zu Dem, der die langen Beine hatte und fragte ihn, ob er sich getraue, die Aufgabe zu lösen. „Will das Wasser noch früher bringen!" antwortete dieser. Er ging um eilf Uhr aus und kam sehr bequem um halb Zwölf zur Quelle; da meinte er, es sei noch Zeit genug und legte sich hin und schlief ein. Bereits war's fast drei Viertel auf Zwölf; er kam mit dem Wasser noch immer nicht. Da ging der Wagner zu Dem, der die zwei goldenen Kugeln hatte und fragte ihn, ob er sich getraue, mit einer von ihnen Den, der das Wasser bringen sollte, zu treffen und ihm ein Zeichen zu geben. Er antwortete: „Freilich!" Er warf die erste Kugel und traf den Andern nicht; er warf die zweite, mit der traf er ihn. Dieser erwachte, klaubte die Kugeln schnell auf, beschleunigte seine Schritte und war um Mittag mit den Kugeln und mit dem Wasser da.

Allein der König, der sehr stolz war, sagte nun dem Wagner, er müsse noch ein Stück ausführen, wenn er die Prinzessin erhalten wolle. „Ich habe," sprach er, „zwölf Hasen und eine Rehziege. Vermagst Du sie zu weiden, so will ich Dir die Prinzessin geben." Der Wagner war's zufrieden und trieb seine Heerde auf die Weide; doch kaum hatte er sie auf den Weideplatz getrieben, so lief sie auseinander. Da begann er mißmuthig zu klagen, bis ihm jener Greis erschien, der ihm den Wagen hatte zusammenstellen helfen, und ihn fragte: „Junger Mann, warum klagst Du?" Der Wagner vertraute ihm sein Leid, daß er habe König werden können, und daß er jetzt nichts werde; daß ihm der König zwölf Hasen und eine Rehziege zu weiden gegeben und daß die Heerde auseinander gelaufen. Der Greis gab ihm eine Pfeife, er solle auf ihr pfeifen, die Heerde werde wieder gelaufen kommen. Als er zu pfeifen begann, kamen die Thiere wirklich alle gelaufen. Nun weidete er fröhlich und pfiff und sang; des Abends trieb er die Heerde nach Hause.

Der stolze König befahl ihm, die Heerde bis übermorgen zu weiden. Ueber Nacht beriethen sich der König und die Königin, wie sie ihn um einen Hasen prellen könnten; sie wollten des Morgens zu ihm auf die Weide schicken, um ihm einen abzukaufen, und ließen einen eisernen Kasten machen, damit der Hase nicht herausspringen könnte, wenn er hineingesteckt wäre. Die Prinzessin selbst verkleidete sich als Lumpensammlerin und ging, den Hasen zu kaufen. Der Wagner wollte ihr um keinen Preis einen verkaufen; als sie aber inständig bat, versprach er ihr einen zu schenken, wofern sie eine Viertelstunde lang tanze, wie er ihr pfeife. Die Prinzessin meinte, der Wagner habe sie nicht erkannt, und willigte ein. Der Wagner pfiff bald langsam, bald geschwind; die Prinzessin drehte sich und sprang, daß es zum Lachen war. Als sie sich recht abgemüdet, steckte er ihr einen Hasen in den Kasten. Sobald die Prinzessin den Hasen hatte, lief sie freudenvoll nach Hause. Als sie sich jedoch dem Schlosse näherte, begann der Wagner zu pfeifen und der Hase zersprengte den eisernen Kasten und lief zurück. Da weinte die Prinzessin vor Zorn und beschwerte sich bei dem Könige bitter über das, was ihr geschehen. — Des Nachmittags nahm die Königin einen stählernen Kasten und verkleidete sich als Bettlerin, ging zu dem Wagner auf die Weide und bat ihn, er möchte ihr einen Hasen verkaufen; in der Stadt werde ein Festmahl sein und sie müsse dazu einen Hasen haben, möge sie ihn nehmen, woher immer. Er wollte ihr keinen verkaufen; nach vielen Bitten versprach er ihr einen umsonst, wofern sie nach dem Ton seiner Pfeife eine ganze Viertelstunde auf einem Fuß um die Hasen herum tanze und sich dabei Schnippchen schlage. Die Königin meinte gleichfalls, der Wagner habe sie nicht erkannt, und willigte ein. Sie sprang nach dem Ton der Pfeife auf einem Fuße und schlug sich Schnippchen; schon war sie fast außer Athem und sprang noch immer, bis der Wagner laut zu lachen anfing. Dann steckte

er ihr einen Hasen in den stählernen Kasten. Freudenvoll eilte sie mit dem Hasen nach dem Schlosse. Als sie jedoch zum Schlosse kam, begann der Wagner auf dem Weideplatz zu pfeifen und der Hase schlug den Kasten durch und rannte zurück. Da beschwerte und beklagte sich die Königin bitter, daß ihre Freude zu Ende sei, allein es half ihr nichts. — Des andern Tages früh ging der König selbst. Er verkleidete sich als Bettler, nahm einen kupfernen Kasten, kam zu dem Wagner auf die Weide und bat ihn, er möchte ihm einen Hasen verkaufen. Der wollte Anfangs nicht, dann aber sprach er: „Wenn Du hier eine ganze Viertelstunde Purzelbäume machst, so schenk' ich Dir einen Hasen." Der König in der Meinung, der Wagner kenne ihn nicht, begann, um ihm den Hasen zu entlocken und seine Tochter nicht geben zu müssen, Purzelbäume zu machen, an die er natürlich nicht gewöhnt war. Er überpurzelte sich häufig, und in einer Viertelstunde war er ganz hin. Der Wagner steckte, als er sich satt gelacht, ihm einen Hasen in den kupfernen Kasten. Freudenvoll eilte der König nach Hause, und dachte, der Hase werde ihm aus dem kupfernen Kasten nicht entspringen können. Als er sich aber dem Schlosse näherte, begann der Wagner zu pfeifen, und der Hase sprang mit Gewalt aus dem kupfernen Kasten heraus, und lief zurück.

Die Prinzessin, die Königin und der König trösteten sich wenigstens damit, daß sie der Wagner auf der Weide nicht erkannt habe, da sie verkleidet waren. Als nun der Wagner mit seiner Heerde glücklich nach Hause kam, sprach der stolze König zu ihm: „Du hast alle Aufgaben wohl gelöst, ein Stück aber mußt Du noch ausführen. Du mußt drei Scheffel Wahrheit messen; missest Du die, dann erhältst Du meine Tochter zur Gemahlin." Der Wagner willigte mit Freuden ein, und bat den König, er möchte öffentlich austrommeln lassen, daß er auf dem Marktplatz Wahrheit messen werde. Das Volk strömte zusammen, und der König, die Königin und die Prinzessin kamen auch, und setzten sich auf hohe Sitze. Der Wagner ließ drei Scheffel und ein Streichholz bringen. Als Alle versammelt waren, that er, als ob er aus einem Sacke etwas in den einen Scheffel schüttete, und sprach dabei: „Ich weidete Hasen und eine Rehziege. Da kam eine Lumpensammlerin zu mir, und bot mir viel Geld für einen Hasen; allein ich verkaufte ihr keinen, sondern sagte ihr, ich wolle ihr einen schenken, wenn sie tanze, wie ich pfeifen würde. Die Lumpensammlerin willigte ein, und sprang so, wie Ihr gleich sehen werdet." Da trat Derjenige vor, der die langen Beine hatte, als Lumpensammlerin verkleidet, und sprang, wie ihm der Wagner pfiff, bald langsam, bald geschwind, und dabei machte er possierliche Gebährden, als ob er sehr erschöpft wäre, so daß Alle vor Lachen beinah barsten und selbst der Wagner zuletzt nicht mehr pfeifen konnte; nur die Prinzessin lachte nicht, sondern verbarg das Gesicht in ihr Tuch. Hierauf hieß er die falsche Lumpensammlerin abtreten. — Als die Versammlung ruhig geworden, nahm er einen zweiten Sack, und ging zu einem andern Scheffel. Er that wieder, als ob er aus dem Sacke etwas in ihn schüttete und sprach dabei: „In den zweiten Scheffel meff' ich folgende Wahrheit: Ich weidete Hasen und eine Rehziege. Da kam eine Bettlerin zu mir, und bot mir viel Geld für einen Hasen; allein ich verkaufte ihr keinen, sondern sagte ihr, ich wolle ihr einen umsonst geben, wenn sie nach dem Ton meiner Pfeife auf einem Fuße um die Heerde herum tanze und sich dabei Schnippchen schlage. Die Bettlerin willigte ein, und sprang auf einem Fuße und schlug sich Schnippchen, wie Ihr gleich sehen werdet." Nun trat Derjenige vor, der die zwei Kugeln hatte, als Bettlerin verkleidet, und sprang nach dem Ton der Pfeife, auf welcher der Wagner pfiff, auf einem Fuße, und schlug sich Schnippchen, und dabei warf er die goldenen Kugeln in die Höhe, und fing sie wieder so possierlich-gewandt, daß Alle laut und gewaltig lachten; nur die Königin war still und schämte sich sehr.

Als sie sich satt gelacht, hieß der Wagner die falsche Bettlerin abtreten, ging zu dem dritten Scheffel, und that, als ob er aus dem dritten Sacke etwas hineinschüttete. Dabei sprach er: „Ich weidete Hasen und eine Rehziege. Da kam ein Bettler zu mir, und bot mir viel Geld für einen Hasen; allein ich verkaufte ihm keinen, sondern sagte ihm, ich wolle ihm einen schenken, wenn er auf dem Weideplatz eine ganze Viertelstunde Purzelbäume mache. Der Bettler willigte ein, und machte Purzelbäume, wie Ihr gleich sehen werdet." Nun trat Derjenige vor, der das Maul weit aufgesperrt hatte, verkleidet als Bettler, und begann Purzelbäume zu machen, und dabei schnitt er solche Gesichter mit seinem ungeheuren Maul, und wälzte die Augen so heraus, daß vor unbändigem Lachen Niemand unter den Zuschauern bestehen konnte; nur der König sah verdrießlich drein. Als Alle ausgelacht hatten, ließ er auch den Dritten abtreten. Nun stellte er alle Drei, die Lumpensammlerin, die Bettlerin und den Bettler zu den drei Scheffeln und rief: „Damit Ihr wisset, daß ich in die drei Scheffel Wahrheit gemessen, so will ich Euch sagen, daß ich der Lumpensammlerin, als sie vom Springen müde war, einen Hasen in einen eisernen Kasten steckte, und der Bettlerin, als sie sich außer Athem getanzt, einen in einen stählernen Kasten, und dem Bettler, als er sich mit den Purzelbäumen wund und lahm gepurzelt, einen Hasen in einen kupfernen Kasten; allein dafür konnt' ich nicht, daß alle drei Hasen ihnen wieder davon und zu mir zurück liefen, als ich auf meiner Pfeife zu pfeifen anfing. Aber ich will noch das Streichholz nehmen, um die Scheffel glatt zu streichen, und Euch sagen, wer die Lumpensammlerin, wer die Bettlerin, und wer der Bettler gewesen." Und dabei blickte er so schelmisch nach dem König, der Königin und der Prinzessin, daß diese nur zu gut merkten, er habe sie erkannt. Sie wollten um keinen Preis verrathen sein, und so sprach der König, seinen Stolz endlich bezähmend: „Jüngling, glatt streichen wirst Du die drei Scheffel nicht, denn ich befahl Dir blos, in drei Scheffel Wahrheit zu messen. Das hast Du gethan, und so geb' ich Dir die Prinzessin zur Gemahlin." Die Leute hätten gern gewußt wer die Lumpensammlerin, die Bettlerin und der Bettler gewesen; allein der Wagner sagte es ihnen wohlweislich nicht. Er wollte lieber Hochzeit machen und König werden, besonders da er wußte, daß er im Besitz einer Pfeife sei, nach der Alles tanzen müsse.

Zur Chronik.

Preußische Jubiläen auf 1757.

— Während Weimar am 3. September den hundertjährigen Geburtstag seines Karl August feiern wird, hat Preußen das Andenken an seinen Friedrich in drei kriegerischen Siegen, die ebenfalls dem Jahre 1757 angehören, festlich zu begehen. Es war das verhängnißvollste Jahr für Preußens Existenz. Das Triumvirat dreier Höfe, mehr freilich ein Triumfeminat zu nennen, da Maria Theresia, Elisabeth von Rußland und die Pompadour gegen Friedrich in Harnisch waren, hatte gegen eine halbe Million Soldaten wider ihn auf die Beine gebracht. Friedrich konnte sich nur durch schnelle Wagnisse retten; er fiel von seinem Centrum Dresden in Böhmen ein und schlug im Mai bei Prag die Oesterreicher. Der preußische Grenadier in Halberstadt, Gleim, sang das Siegeslied: „Victoria, mit uns ist Gott, — Der stolze Feind liegt da! — Er liegt, gerecht ist unser Gott, — Er liegt, Victoria! — Zwar unser Vater ist nicht mehr“ rc. Schwerin war geblieben, und im Juni verlor der König die Schlacht bei Kollin, trotzdem er in eigner Person seine Grenadiere gegen die feindlichen Batterien führte, bis er fast allein auf dem Schlachtfelde unter Todten stand, ein Adjutant ihm zurief: „Wollen Ew. Majestät die Schanze allein erobern?“ und ein alter Soldat ihm sagte: „Hörst Du, Fritze, für 13 Pfennige ists für heute genug!“ Auch sein Liebling Winterfeld starb an Wunden; die Franzosen drangen in Thüringen ein, die Russen besetzten Berlin, die Oesterreicher nahmen Schweidnitz und Breslau. In jener Zeit schrieb Friedrich seine bittern Klagebriefe und in den Versen an seine Schwester in Baireuth sprach sich sein verzweifelter Entschluß aus, zu siegen oder sich unter den Trümmern seines Staates zu begraben. Der Todesverzweiflung folgte jedoch ein kühner Aufschwung. Schon triumphirten die Feinde, schon schrieb die Pompadour frohlockende Briefe, den brandenburger Marquis lebendig gefangen bald in Versailles zu sehen: da raffte Friedrich ein fliegendes Corps zusammen und schlug im November bei Roßbach die Franzosen und die Reichsarmee, seitdem Reißausarmee genannt. „Seit die Preußen — Können weisen — Döi mit ihrem Fritzen, — Woi Plutona — Und Kanona — Thun im Feuer blitzen. — O itza habt Ehr's g'sehn z'amm, — Merkts sei schön und bleibts derham!“ So lautete das Nürnberger Spottlied auf die deutschen Reichstruppen, und der preußische Grenadier sang: „Erschalle, hohes Siegeslied, — Erschalle weit umher! — Daß dich der Feind, wohin er flieht, — Vernehme hinterher!“ Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena seinen Weg über das Roßbacher Schlachtfeld nahm, stieg er vom Pferd, umfaßte mit beiden Armen den Denkstein, den dort sächsische Bauern errichtet hatten, ließ ihn einpacken und nach Paris bringen. Friedrich eilte wie der Blitz nach Schlesien und schlug, vier Wochen nach Roßbach, eine seiner glänzendsten Schlachten bei Leuthen. Es war der dritte Sieg des Jahres 1757. „In kurzer Zeit haben wir den Feind geschlagen oder sehen uns nie wieder!“ hatte er den versammelten Officieren gesagt; siegen oder sterben: war das Feldgeschrei. Gesiegt aber hatte er über den dreifach stärkeren Feind durch das einfache Manöver der schrägen Schlachtordnung, durch welche Epaminondas bei Mantinea, Alexander bei Arbela, Cäsar bei Pharsalus siegten. Mit diesem Siege war Schlesien wiedergewonnen, Preußen gerettet. Napoleons Urtheil war, diese Schlacht, ein Meisterstück der Bewegungen, Anordnung und Entschlossenheit, würde allein hinreichen, dem Könige Friedrich einen Rang unter den ersten Generalen einzuräumen. Der preußische Grenadier sang sein drittes Lied vom Jahre 1857:

„Im allerhöchsten Siegeston
Erschalle Schlachtgesang.
Der stolze Feind, er ist entflohn
Bei uns'rer Waffen Klang.
Zu feiern großes Siegesfest
Beschlossen sie in Wien;
Sie meinten halt: der kleine Rest
Ist unser morgen früh“ rc.

Zur Feier dieser drei Siege des Jahres 1757 hielt seiner Zeit der Hofprediger Sack im Dom zu Berlin vor Publicum, Königin und Hof drei Dankpredigten, die jetzt (Berlin bei Hertz) auf altem vergilbtem Papier und mit altmodigen Lettern zum Gedächtniß jener Schlachten vom Enkel des Verfassers, Consistorialrath Sack in Magdeburg, wieder in Druck gegeben wurden. Die Predigten sind keine Musterstücke der Beredtsamkeit. Allein sie sind charakteristisch durch den christlich orthodoxen und volksthümlich gewordenen Hinweis auf Saul, der die Philister schlug, und auf David, den der Herr wie seinen Augapfel behütet. Friedrich war bekanntlich nicht der fromme Held, in welchem Lichte ihn der Kanzelredner erscheinen ließ. Allein wider seinen Willen wurde des Königs Sache zur Sache des freien Glaubens, sein Krieg zum Kampf zwischen Römischen und Evangelischen in ganz Deutschland. Der alte Sack sprach auf der Kanzel: „Herr, mein Gott, Du hast große Dinge an uns gethan, Du hast unsere Bande zerrissen, und uns erlöset aus großer Noth; hast zu Schanden gemacht die Anschläge unserer Widerwärtigen, die unseren Gottesdienst hassen und unser Verderben suchten. Ausgerüstet von Dir mit unüberwindlichem Muthe und gestärkt durch einen Geist der Kraft, kämpfte Dein Knecht und sein kleines Heer für uns und für Dein reines Wort, und Du, o Allmächtiger, verliehest ihm abermals einen sehr herrlichen und großen Sieg, und gabest seine Feinde vor ihm in die Flucht!“

Das Jubiläum des Maria-Theresienordens.

— Officiell wird in Preußen das dreifache Siegesjahr 1757 nicht gefeiert werden. Dagegen begeht Oesterreich das hundertjährige Fest der Stiftung des Maria-Theresienordens. Dieser Orden ward in Folge der Schlacht bei Kollin gegründet. Von Prag hatte Friedrich trotz seinem Siege abziehen müssen und seine Niederlage bei Kollin war so stark, daß er Böhmen räumte. Der „böse Mann von Sanssouci“, wie Maria Theresia ihn nannte, schien am Rande des Abgrundes zu sein, obschon Oesterreich bei Kollin nur einen passiven Sieg mit Schanzen und Kanonen gegen preußisches Fußvolk und Reiterei erfochten. Die Siege bei Roßbach und bei Leuthen wetzten die Scharte noch im selben Jahre wieder aus; aber der neue Orden war einmal gestiftet, ob er schon nur an Wenige noch im Laufe jenes Krieges ertheilt werden konnte. Die Schlacht bei Kollin hat man leider noch bis über die Befreiungskriege hinaus in Oesterreich officiell gefeiert, einen Sieg über den norddeutschen Bruderstaat! Statt dessen wird nun in sämmtlichen großen Garnisonstädten des Kaiserreichs blos die Stiftung jenes Ordens festlich begangen werden. Der Maria-Theresienorden zählt mit dem goldnen Vließ, dem Hosenband, dem schwarzen Adler und Alexander-Newski zu den höchsten und bedeutendsten. Seine Ertheilung unterliegt eigenthümlichen Bedingungen, unter anderm nur auf eine kriegerische Heldenthat, die ohne Commando, mithin auf eigenes Risico und auf Gefahr, beim Mißlingen der Todesstrafe zu verfallen, geleistet worden ist. Die Ritter dieses Ordens müssen etwas gethan haben, was nicht befohlen, gegen Berechnung und ohne Ordre ausgeführt wurde. Nur so verdient man diesen Orden; er appellirt also gleichsam an die Spontaneität des Kriegsmuthes, just wie ihn — nicht Oesterreichs Führer — sondern Friedrich in jenem Kriege entwickelte. Nicht passive Siege wie der bei Kollin hinter Schanzen und Wällen, sondern active Wagnisse, wie sie Friedrich bei Roßbach und Leuthen zum Staunen der Welt ausübte, berechtigen und befähigen zum Maria-Theresienorden; dessen sollte man eingedenk sein beim bevorstehenden Feste. Die k. k. Staatsdruckerei

wird amtlich die Geschichte des Ordens liefern. Großmeister ist der Kaiser selbst; als Kanzler wird noch immer der alte Metternich fungiren. Inländische Großkreuze zählt der Orden unter den Lebenden nur drei: Erzherzog Johann, Radetzky und Windischgrätz, und sieben Commandeurs. Soviel wir wissen, trägt bis jetzt noch kein Preuße den — im Kriege wider Preußen gestifteten Orden. Es wird dies schwerlich eine geheime Klausel in den Statuten sein; ist es der Fall, so würde man sie jetzt beseitigen müssen. Auch das goldene Vließ und der Hosenband hatten ehedem einen Paragraphen, der nachträglich aufgehoben wurde: die Bedingung, außer diesem Orden keinen andern zu tragen und zu haben, was bei dem Luxus von Zeichen und Decorationen nicht lange festzuhalten war. Der Maria-Theresienorden zählt unter Nichtösterreichern vier Commandeure, unter diesen die Könige von Württemberg und Belgien, zweifelsohne wegen ihrer militärischen Verdienste im Kriege gegen Frankreich. Das Ordensband ist ponceauroth mit einem weißen Streifen in der Mitte.

Elbdampfschiffahrt.

* Schon mehrmals haben sich auf der Oberelbe in diesem Frühling Dampfer mit zwei Schornsteinen (die ersten ihrer Art) gezeigt, welche als Eigenthum der norddeutschen Flußdampfschiff-Gesellschaft bezeichnet wurden. Es sind Schlepper von bedeutender Größe und sie durchschneiden die Wellen kräftig und schnell. In diesen Tagen ist ein neues Boot der Gesellschaft in Berlin vom Stapel gelaufen, einer der fünf eisernen Schlepper, die Herr Hoppe zu erbauen übernommen hat. Es ist 165 Fuß lang, 18 Fuß breit, geht (doch wohl beladen?) 4 Fuß tief und kann trotz seiner geringen Höhe von 8 Fuß 4000 Centner Ladung einnehmen. Die Segelschiffahrt, die gegenwärtig auch Schiffe von 4000 Centnern Last besitzt, kommt durch die neue Gesellschaft ins Gedränge. Auf der andern Seite ist zu hoffen, daß die Lebensfrage der Elbzölle immer energischer angeregt werden wird, je mehr Capitalien in der Elbschiffahrt angelegt werden.

Annehmlichkeiten auf einer Reise in Neu-Granada.

x. Der geneigte Leser möge uns einmal in die Wildniß folgen, und Gold mit uns suchen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerica hatten sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahres viele Compagnien gebildet, um Gold in Central- und Südamerica zu suchen. Die Goldgräber waren auf manche Abenteuer und allerlei Entbehrungen gefaßt, die Dinge gestalteten sich aber weit schlimmer als sie geahnt hatten. Wer unter so bedenklichen Verhältnissen die gute Laune nicht verliert, ist zu beneiden. Zu diesen Beneidenswerthen gehört ein Yankee, der sich ins Innere von Neu-Granada gewagt hat. Er soll uns seine Erlebnisse selbst erzählen. In einem Briefe aus Quibdo vom 23. August meldet er Folgendes: Vor nun fünf Monaten habe ich Neuyork verlassen, aber mein Glück noch immer nicht gemacht. Es fragt sich auch sehr ob ich es zu was Rechtem bringe in diesem herrlichen Lande der Schlangen und Tiger, der Spinnen und Ameisen, der Fledermäuse und Alligatoren, der nackten Neger und unbekleideten Indianer; aber Gold ist vorhanden. Wir landeten nach einer Ueberfahrt von einundzwanzig Tagen bei der kleinen Stadt Pisisi oder Turbo und mußten dort wochenlang an einem sandigen Gestade liegen bleiben, das von Millionen Moskitos, von Sandfliegen und Schlangen wimmelte. Endlich gelang es uns acht Leute zu miethen, welche unseren Nachen mit Stangen den Atratofluß aufwärts schoben bis zur Mündung des Sucio, einige sechzig englische Meilen von Pisisi; diese Fahrt nahm dreizehn Tage in Anspruch. Dort trennte ich mich von meinen Gefährten, und fuhr in Begleitung von drei Indianern in einem kleinen Nachen den genannten Fluß etwa siebenzig englische Meilen aufwärts bis in die Nähe der Gebirge von Antioquia. Das war eine reizende Fahrt! Es regnete nicht weniger als zwanzig Tage lang ununterbrochen Tag und Nacht, und späterhin habe ich über Mangel an Wasser gleichfalls keine Klage zu führen gehabt. Dabei hatten wir Donner und Blitz, daß es eine wahre Pracht gewesen ist! Das vom Himmel herabblitzende Feuer schlug links und rechts, hinten und vorne in die Bäume, welche krachend zusammenstürzten. Die Strömung in allen Flüssen war ungeheuer reißend; aber was half das? Ich mußte manchmal über Stromschnellen von zehn bis fünfzehn Fuß Höhe hinan, und einige Mal schlug der Nachen um. Ich kann nur von Glück sagen, daß ich nicht ertrank. Gold ist in Hülle und Fülle vorhanden. Man mag in der Provinz Choco graben wo man wolle, überall trifft man auf das gelbe Metall. Jede Señora oder Señorita hat, wie sie sagt, einige Goldgruben zu verkaufen; freilich mit der bloßen Hand und der Spitzhacke ist nicht viel zu holen, man müßte mit Maschinen arbeiten. Aber wie soll man diese an Ort und Stelle schaffen? Straßen und ordentliche Wege sind gar nicht vorhanden, und die Flüsse, mit alleiniger Ausnahme des Atrato, sind zu schmahl, eng und reißend als daß man sie mit Booten befahren könnte. Doch, wie bemerkt, wo ich an diesen Flüssen „prospectet" habe, fand ich überall Gold, am meisten führt der Orado, an welchem ich, in Gemeinschaft mit einem jungen Mann aus Neuyork und zehn indianischen Arbeitern einen Damm aufwerfen will. Fällt die Sache nicht nach Wunsch aus, so komme ich heim. Ich habe seither ein passabel wildes Leben geführt. Manchmal schlief ich in dem halb mit Wasser angefüllten Nachen, manchmal im Walde, wo dann das Gethier rund umher mir Musik machte; namentlich ließen Affen und Tiger nichts zu wünschen übrig. Dann und wann fand ich auch in einer Indianerhütte Obdach, und ruhte mitten unter zwanzig bis hundert nackten, braunhäutigen, tättowirten Teufeln; nicht selten habe ich die Nächte in der Luft campirt, nämlich in meiner Hängematte, die ich an einem Baume befestigte. Die Mahlzeiten, mit welchen ich meinen Magen erquickte, waren ganz prächtig; aller Luxus welchen die Provinz Choco nur irgend aufzubieten vermag, standen mir zur Verfügung. Da gab es, wenn das Glück gerade hold war, an der Sonne gedörrtes Rindfleisch, an welchem die Zähne ihre Kraft erproben mußten; zur Abwechselung hatte ich frisches oder getrocknetes Affenfleisch, oder getrocknete Ratten aus dem Gebirge, die man mir als eine sehr gesunde Nahrung anpries; auch war an Papageienbraten gerade kein Mangel. Brot kennt man freilich in diesen Gegenden nicht; doch bekam ich einigemal Reis und Syrup. Die Hauptspeise der Landeseingeborenen ist die Banane; sie ersetzt ihnen Brot, Fleisch und Gemüse. Während der letzten zwei Monate habe ich nichts Anderes genossen als Bananen und die eben erwähnten Delicatessen, und bin dabei gottlob kerngesund geblieben; nur ganz im Anfange lag ich zu Pisisi drei Tage am Fieber krank. Hier in Quibdo herrscht übrigens das Fieber, dem man nicht entgeht, wenn man sich der Sonne und dem Regen aussetzen muß. Wenn es nicht regnet, haben wir eine fürchterliche Hitze. Alle Leute von der Compagnie liegen am Fieber darnieder; vorgestern habe ich zweien das Grabgeleit gegeben; sie waren mit einer Gesellschaft aus Philadelphia gekommen und ruhen nun auf dem katholischen Kirchhofe zu Quibdo. Drei Tage vor meiner Ankunft waren schon vier andere zur Erde bestattet worden; sie gehörten in Boston zu Hause. Ich für meinen Theil war in den Gebirgen von Antioquia bis achttausend Fuß über der Meeresfläche, siebentausend Fuß hoch in der Cordillere und fünfzehntausend Fuß hoch in den Loroñas. Die Landeseingeborenen taugen nichts; unter zehn von ihnen sind wenigstens neun träge Kerle und ausgemachte Schurken. Diese Indianer gehen vollkommen unbekleidet, wohnen in kleinen Rohrhütten und kennen keine Hausgeräthe Sie kochen ihre Speisen in irdenen Töpfen oder auf heißen Steinen; Messer, Gabeln, Teller oder Löffel sind ihnen unbekannte Dinge. Der Boden ist unglaublich fruchtbar, der hiesige Mensch aber viel zu faul um den Boden zu bestellen. Höchstens pflanzen sie etwas Bananen und Zuckerrohr, dann und wann auch wohl etwas Mais und Kakao.

Geld kennen sie nicht, alle höheren Bedürfnisse sind ihnen fremd, und der Kleider bedürfen sie nicht, da sie keinen Winter haben. Sie waschen etwas Gold und vertreiben sich die Zeit mit Fischfang. Quibdo ist eine spanische Stadt mit etwa dreitausend Einwohnern, theils Abkömmlingen von Spaniern, theils Mischlingen und Negern; sie bildet den Mittelpunkt für den Handelsverkehr der Provinz, welche westlich von den Antioquiagebirgen liegt. Die Provinz Choco führt, wie man mich versichert, für etwa anderthalb Millionen Dollars Gold aus. Eine fleißige Bevölkerung könnte dieses verwahrloste Land zu hoher Blüthe bringen.

Die Sterblichkeit in den Schlachten.

p. Für das, was man gewöhnlich Zufall nennt, sucht und findet die Statistik Gesetze, und auch bei den vielen Zufälligkeiten die scheinbar das Schlachtgewühl beherrschen, walten gewisse nach statistischen Grundsätzen aufzustellende Gesetze ob, so daß das Leben der kämpfenden Massen nur in einem bestimmten und zu berechnenden Grade bedroht erscheint. Die statistische Gesellschaft zu London hat diesem Punkte ihre Aufmerksamkeit geschenkt und die Ereignisse der Feldzüge von 1793 bis 1815 gaben ihr manchen Aufschluß. Bei ihren Berechnungen nahm sie das Verhältniß der Officiere auf jedes Tausend der in Reihe und Glied stehenden Mannschaft zu 72 und 40 an. Das Verhältniß der verwundeten Officiere, die an ihren Wunden starben, ist weit geringer als der Gemeinen, denn von 1973 Officieren (mehr als $^2/_5$ aller Verwundeten von 1793 bis 1815) starben nur 164, also ungefähr 1 von 12. Nach einer Vergleichung der Sterblichkeit der Armee und der Flotte im Kriege scheint es, daß ein Mann, welcher von 1793 bis 1815 in die Armee eintrat, als Gemeiner zwei bis drei Mal, als Officier drei bis vier Mal in Gefahr war, in der Schlacht verwundet zu werden, während derselbe in der Flotte dieser Gefahr nur ein Mal unterworfen war. So war auch die Gefahr, im Treffen zu bleiben, bei dem Erstern noch einmal so groß, als bei Letzterm. Wurde der Soldat in andere Welttheile beordert, so wurde die Gefahr drei Mal so groß für den Gemeinen und beinahe vier Mal so groß für die Officiere, während sie für die wirklich im Seekriege Thätigen siebzehn bis zwanzig Mal so groß wurde im Vergleich zu der übrigen Mannschaft, da während eines Krieges die ganze Flotte als in activem Dienst betrachtet wird. Diese Verhältnisse würden sich indeß beträchtlich vermindern, wollten wir die Gefahr des Schiffbruchs mitaufnehmen. Während des Friedens ist die mittlere Sterblichkeit in der Armee daheim und auswärts doppelt so groß, als die in der Flotte, während eines Krieges aber nur $^1/_3$ mehr; dabei jedoch doppelt für die Truppen in der Fremde und vier Mal für die Truppen in Kriegsaction. Während des Peninsularkrieges von 1808 bis 1813 betrug die Mittelzahl der Kranken in der britischen Armee 209 von 1000, in der französischen Armee in Spanien 130 von 1000, und in Portugal 146 von 1000. — Es scheint, daß am 2. October 1854 bei den von den Engländern in den Krieg mit Rußland gesendeten Truppen 6777 Kranke und Verwundete auf 34,642 Mann kamen. Dies ist ein Verhältniß von 195 auf 1000. Von diesen waren aber nur 328 bei der Armee; ziehen wir diese und die 1539 an der Alma Verwundeten ab, so erhalten wir 4910 Kranke zu Varna. Da nun die ganze Stärke des Heeres bei der Einschiffung 35,000 betrug, so haben wir 140 von 1000 im Spital, bevor noch die Feindseligkeiten begannen. Von der Landung in der Türkei bis zum 6. September 1854 zeigte sich die Sterblichkeit durch Wunden und Krankheiten in dem Jahresverhältniß von 108 auf 1000 Verwundete und 391 auf 1000 Krankheitsfälle, im Ganzen 499 auf 1000 im Jahre. Von 1000 Todesfällen in dem Spital zu Scutari waren 575 verursacht durch Diarrhöe und Ruhr, 173 durch Fieber, 55 durch Wunden; in dem Peninsularkriege aber waren die bezüglichen Verhältnisse 291,398 und 201. — Von 10 großen Schlachten, an denen britische Truppen theilnahmen, und wobei eine britische Macht von 438,205 Officieren und Gemeinen engagirt war, scheinen von diesen 49,281 getödtet oder verwundet worden zu sein, und von diesen wieder starben 14,517 (fast 30 Procent) an den erhaltenen Wunden, sodaß die Zufälle im Mittel 114 von 1000 betrugen, und daß der Tod 33 von 1000 Kämpfenden betraf.

Das Wachsen der Pflanzen.

p. Die Nahrungsmenge, welche die Pflanze aus Boden und Luft in sich aufnimmt, steht vorzugsweise unter dem Einflusse der Wärme und Feuchtigkeit der Witterung. Bis in neuere Zeit fehlten aber zuverlässige Untersuchungen über die Wachsthumsmetamorphose, so weit sie unter den Bedingungen von Boden und Atmosphäre vorsichgeht. Der Fürst Salm-Horstmar erforschte die Wirkung der einzelnen im Boden vorhandenen Mineralstoffe dadurch, daß er einer Pflanze eine Diät vorschrieb, in welcher einzelne Bestandtheile des Ragouts, welches wir Boden nennen, fehlten. An diese Experimente über den Einfluß des Bodens auf die Pflanzenentwickelung schließen sich nun die Beobachtungen an, welche Professor Hoffmann in Gießen über den Einfluß der Witterung auf das Wachsthum anstellte. Auf das genaueste wurden von ihm gleichzeitig die Veränderungen des Wetters und die Verhältnisse des Wachsthums bei einigen Pflanzen z. B. Schneeglöckchen, Gersten-, Korn- und Kartoffelpflanzen, Weinreben controlirt. Er maß zu bestimmten Zeiten den Umfang der Blätter, die Höhe der Stängelglieder, notirte das Oeffnen der Knospen und der Blüthen, das Reifen der Früchte, das Abwelken des Laubes, und construirte sich auf diese Weise Tabellen, aus denen zu erkennen war, wie die einzelnen Factoren der Witterung z. B. Licht, Wärme, Feuchtigkeit, auf die Vegetation wirken. Das Licht zeigte hierbei eine weit geringere Bedeutung, als Wärme und Feuchtigkeit. Je höher bei sonst günstigen Verhältnissen die mittlere Temperatur des Tages steht, desto mehr wachsen die im Triebe befindlichen Pflanzentheile. Kühlt sich dagegen, wie es vor Sonnenaufgang gewöhnlich, die Luft unter Null ab, so steht, wenn auch die Pflanze nicht erfror, das Wachsthum derselben für einige Tage still. Nach plötzlichen bedeutenden Schwankungen, deren Extreme über 15 Grad auseinander liegen, ohne daß die Wärme dabei unter Null sank, sinkt oder steigt der Zuwachs, bleibt aber nicht gänzlich stillstehen. Stärkeren Spätfrösten erliegen viele junge Pflanzentheile, und zwar durch einen im Wesentlichen der Verbrennung durch heißes Wasser ähnlichen Vorgang. Die Beobachtung der Quellentemperatur, welche zugleich die Wärme der tieferen Schichten der Erde annähernd angiebt, ist besonders wichtig, um das Verhalten der Bäume im Frühjahr zu begreifen. Die Spitzen der tief in den Boden dringenden Wurzeln, durch welche die zur Neubildung nöthigen Säfte geschöpft werden, erfahren erst dann die Einwirkung des Frühlings, wenn das in den Boden sickernde Wasser von der Erdoberfläche soviel Wärme mitnimmt, daß es bei seinem langen Durchgange durch die kühlen Erdschichten noch genug übrig behält, um die Winterschläfer zu erwecken. Das durch die Schneeschmelze gebildete Wasser hat natürlich diese Eigenschaft nicht. Darum beginnen unsere tiefwurzelnden Bäume, wie die Eiche, Buche, und die Nadelbäume, erst dann auszuschlagen, wenn andere Pflanzen schon geraume Zeit grün sind. Daß das Licht seinen Einfluß auf die Pflanzenentwickelung hat, ist bekannt, da die ohne Sonnenlicht erwachsenen Blätter meist bleich und schlaff sind; kein Jahr, welches weniger, als 34 Sonnentage zählt, erzeugt guten Wein. Der Regen befördert das Wachsthum der Pflanze nicht blos durch Zuführung der auflöslichen Nährstoffe des Bodens, sondern auch durch Regelung der Bodenwärme. Im Frühjahr und Herbst wärmt er die kühle Erde und facht dadurch die Thätigkeit der Wurzeln an; im Sommer hingegen kühlt er den heißen Boden ab und bewahrt die Pflanze vor dem Verschmachten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№. 22. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [30. Mai.

Inhalt.

Das Personal der Weimarischen Bühne unter Goethe.

— Die Goethe'sche Schauspielschule zu Weimar war durch die Idealität ihrer Richtung, durch das Portament edler und gehobener Declamation ausgezeichnet. Dem Realismus von heute gegenüber ist es von Interesse auch auf die einzelnen Persönlichkeiten in jener Schule hinzuweisen. Wir entheben den noch ungedruckten Memoiren des Weimarischen Musikdirectors Karl Eberwein folgende Schilderungen in dieser Beziehung. Wir brachten schon früher von ihm (Europa 1856 Nr. 17) den mit so vielem Beifall aufgenommenen und aus unserem Blatte so vielfach anderweitig benutzten Artikel über Goethe als Schauspieldirector. Wir lassen die Persönlichkeiten der Reihe nach folgen, wie sie Herr Eberwein einfach vorführt.

Frau Christiane Becker, geborne Neumann, gehörte mit vollem Rechte zu den Notabilitäten der Goethe'schen Schule. Durch Liebreiz des Körpers, Talent und hohe Kunst bezauberte sie den wunderlichsten „Difficultätenmacher.“ Insbesondere ist von dieser verehrten Künstlerin zu rühmen, wie weder glänzende Anerbietungen noch liebenswürdige Eigenschaften hochgestellter Männer sie verlocken konnten, den Pfad der Tugend zu verlassen. Eine ihrer letzten Partien war Afanasia in „Graf Benjowsky,“ worin sie nach langer schwerer Krankheit mit stürmischem Applaus vom Publicum begrüßt wurde. Leider war ihre Genesung von kurzer Dauer. Ihr Verlust wurde allgemein schmerzlich empfunden. Ihrem Andenken widmete Goethe ein Monument im herzoglichen Park, in dem Schatten des Rosenbergs, und die reizende Elegie Euphrosyne (die Jüngste der Grazien). Sie hinterließ eine Tochter, die der Mutter schönes Ebenbild war. Goethe liebte dies Kind und erkannte seine Talente. Er ließ sie in einigen kleinen Rollen auftreten und war voll Hoffnung, daß sie dereinst in die Fußstapfen ihrer unvergeßlichen Mutter treten werde. Als man ihm berichtete, Corona Becker, die kaum das vierzehnte Jahr überschritten, sei von ihrem Clavier- und Singlehrer entführt, und werde sich mit ihm verbinden, gerieth er in grenzenlose Wuth. Nach vollzogener Trauung wollte sich das junge Brautpaar dem Geheimrath präsentiren und um seine fernere Gewogenheit bitten; Goethe aber nahm es nicht an.*)

Nach Euphrosynens Ableben wurde Frau Vohs, geborne Porth,**) mit dem Rollenfach derselben betraut. In naiven Partien, wie Margarethe in den „Hagestolzen“ von Iffland, war sie unvergleichlich; doch in der Tragödie reichten ihre Stimmmittel nicht völlig aus. Maria Stuarts Individualität, Liebe erregend und Liebe begehrend, vergegenwärtigte die Vohs in hohem Grade; in den Momenten (Act 1 und 3), wo die tiefgekränkte Königin ihren Feinden muthig entgegentritt, und sich über diese erhebt, fehlte ihr die Kraft. Während einer Vorstellung der Maria spielte die Jagemann (als Elisabeth) auf jene Mängel der Vohs entfernt an. Diese, welche sich nicht leicht alteriren konnte, erwiderte mit großer Freundlichkeit: „Ich bin ganz Ihrer Meinung; aber so ein Gesichtchen,“ indem sie mit dem Daumen und dem Zeigefinger von beiden Wangen nach dem Kinn zu gleitete, „macht Alles wieder gut!“ Die Gesichtszüge der Jagemann waren edel, die der Vohs hingegen lieblich. Durch der Vohs Abgang unter vortheilhaften Bedingungen nach Stuttgart entstand eine bedeutende Lücke im Personal; doch Goethe wußte diese sehr bald wieder zur Zufriedenheit des Publicums auszufüllen.

Am glänzendsten zeigte sich Goethe's schöpferisches Genie in der Heranbildung der Wolf zur Künstlerin. Als Amalie Malkolmi war sie dem Publicum unausstehlich; sie wurde deshalb nur in kleinen Rollen beschäftigt. Wenn sie ja ein Paar Worte mehr als gewöhnlich zu sprechen hatte, so wurden sie gestrichen, um das Publicum nicht unwillig zu machen. Von anständiger Haltung des Körpers war bei ihr keine Spur vorhanden. Frau Beck, die sehr viel auf Anstand hielt, ergriff einst eine Latte, stieß sie damit in den Rücken und rief ihr aus der Coulisse zu: „Male, willst Du gleich geradestehen!“

---

*) Werner, Vater des Leipziger Aquarellisten, war ihr Gatte.
**) Frau Werdy in Dresden. D. Red.

Bei der Vertheilung der Rollen von Schillers „Braut von Messina"*) dictirte Goethe dem Secretär Kräuter: Isabella, Fürstin von Messina, Malkolmi. „Excellenz," frug Kräuter entsetzt, „hab' ich recht gehört? Sie wollen der Malkolmi, die beim Publicum verhaßt ist, diese bedeutende Partie anvertrauen? Da wird das ganze Stück zu Grunde gehen!" — „Schreiben Sie," sprach Goethe mit Nachdruck, „Fürstin von Messina, Malkolmi; nach der Aufführung sprechen wir uns wieder." Goethe's Lehrmethode, zugleich auf Geist und Gemüth berechnet, sowie Schillers erhebende Poesie, weckten bei der Malkolmi ein Kunstvermögen, das bis dahin gleichsam unter Schutt begraben lag. Der entscheidende Tag, an welchem die „Braut von Messina" zum ersten Mal über die Bretter schreiten sollte, brach an. Die Jenaische Burschenschaft, phantastisch mit Stürmern und Collets, reich mit Schnuren verziert, in Kanonenstiefeln und Sporen, kam herüber gewandert, um ihres Lieblingsdichters Triumph mitzufeiern. Die Weimaraner betraten das Schauspielhaus in gerechtem Mißtrauen, wie sie wähnten, gegen die Leistung der widerwärtigen Malkolmi. Doch ihre Haltung, Recitation, Declamation und Stellungen setzten die Zuschauer in ein Erstaunen, das sich endlich zu Applaus und Bravoruf steigerte. Sie stieg hierauf von Stufe zu Stufe zur höchsten Meisterschaft der Schauspielkunst.

Schillers Braut von Messina ward mit großem Fleiß einstudirt. Sehr ergötzlich war es, den Geheimerath zu sehen, wie er gleich einem Capellmeister mit der Hand das Tempo und den Rhythmus der Chöre marquirte. Die Jagemann (Beatrice), Cordemann (Don Manuel), Haide (Don Cäsar), Graff und Becker (Chorführer) bildeten ein schönes Ensemble. Nach der ersten Vorstellung der Braut erhoben sich die entzückten Musensöhne von ihren Sitzen, wendeten ihr Gesicht nach der Loge, in welcher Schiller sich verborgen hatte, und brachten dem großen Meister ein dreimaliges begeistertes „Vivat" dar. Schiller zischte vergebens, um diesen Sturm zu dämpfen. Höchsten Orts wurde jener Vorfall als ungeziemend für Thaliens Tempel angesehen, und deshalb auf Karl Augusts Befehl dem Anstifter desselben, Student Schütz, ein scharfer Verweis zu Theil.

Die glücklichen Erfolge, deren sich die Wolf durch Goethe's treffliche Anleitung und Belehrung zu erfreuen hatte, erregten bei der Jagemann, die keineswegs frei von Ehrgeiz war, einigen Verdruß. Das Organ der Jagemann war zwar klangreicher und schöner als das der Wolf; doch zu Heldinnen eignete sich Letztere bei imposanter Figur, dunkeln Augen und Haaren besser als die zierliche blonde blauäugige Jagemann. Bei Vertheilung großer Werke konnte Goethe die Jagemann**) schon aus dem Grunde nicht so bedenken, als er wohl wünschte, weil sie dem Theater nach Lauchstedt, Halle u. a. O. nur besuchsweise folgte und überdies durch besondere Zufälligkeiten mehrmals auf längere Zeit behindert ward, die Bühne zu betreten. Goethe würde ganz gegen das Interesse des ihm von seinem fürstlichen Herrn und Freunde anvertrauten Instituts gehandelt haben, hätte er dessen Wirksamkeit von einer einzigen Person abhängig machen wollen. Die Jagemann war zu klug, um nicht begreifen zu können, daß Goethe nur so und nicht anders handeln konnte. Und dennoch wähnte sie sich von ihm in Betreff des Schauspiels vernachlässigt. Eine gegenseitige Verständigung unterblieb. Beide wandelten fortan ihre besonderen Wege, bis sie sich endlich ganz aus dem Gesicht verloren.

Goethe liebte es mit beiden Wolfs theatralische Gegenstände zu besprechen und auszuführen, weil sie es sich angelegen sein ließen, seine hierauf bezüglichen Ideen zu erfassen und zu verwirklichen. Ihrer Betriebsamkeit verdanken wir die ausgezeichneten Aufführungen des Tasso und der Proserpina, denen Faust unter Goethe's Direction gefolgt wäre, wenn unselige Mißverständnisse es nicht verhindert hätten. Wolfs folgten einem ehrenvollen Rufe nach Berlin. In Goethe's Abwesenheit wurden ihre Anträge zur Verlängerung des Contracts höhern Orts nicht angenommen. Es läßt sich denken, daß Wolfs unersetzlicher Verlust Goethen sehr schmerzlich war, und viel zu seinem Entschlusse beigetragen haben mag, das unerquicklich gewordene Directorium des Theaters niederzulegen.

In der Kette der Weimarischen Schaukünstler war Graff eines der bedeutendsten Glieder. Um Theologie zu studiren, bezog er die Universität. Doch zufolge eines unglücklichen Duells, wobei er seinen Gegner erstach, wurde er flüchtig. In Thaliens Tempel fand er Schutz gegen die strafende Gerechtigkeit. Bis zu seiner Verheirathung mied er gesellige Vergnügungen. In Lauchstedt wohnte er jeder Zeit in einem abgelegenen dürftigen Häuschen auf dem Strohhofe. Die Kunst allein gewährte ihm Genuß und Beruhigung über sein trauriges Geschick. Von Gemüth war er ein vortrefflicher Mann. Ein hoffnungsvoller Sohn machte ihn der Welt mit ihren Zerstreuungen zugänglicher. Jener wuchs zur großen Freude des Vaters kräftig heran und zeichnete sich durch Fleiß und Talent im Gymnasium rühmlich aus. Doch im sechzehnten Jahre seines Alters ergriff ihn eine schwere Krankheit, der er unterlag. Da brach Graffs alte Wunde von neuem auf. Untröstlich über so herbes Mißgeschick, glaubte er, das sei eine Strafe des Himmels, weil er den einzigen Sohn einer achtbaren Familie im Duell erstochen habe. Den eifrigen Bemühungen treuer Freunde gelang es endlich ihn von diesem traurigen Gedanken abzubringen, und den Verlust seines geliebten Sohnes als eine Prüfung des Himmels zu betrachten. Am Tage seines fünfzigjährigen Jubiläums beglückte ihn Karl Friedrich mit der goldenen Verdienstmedaille, dessen erhabene Gemahlin mit einer werthvollen goldenen Dose, seine Collegen und Schülerinnen durch mannichfaltige, sinnreiche Geschenke. Der Obermarschall, Freiherr v. Spiegel, welcher unsere theatralischen Darstellungen in Lauchstedt als Hallenser Student fleißig besuchte und Graffs Leistungen seit jener Zeit zu würdigen wußte, gab zur Feier dieses Tages ein glänzendes Diner, wozu die ältesten Mitglieder des Theaters und der Capelle eingeladen waren. Damit auch das Publicum Gelegenheit habe, ihm die volle Anerkennung seiner großen Verdienste um die Kunst zu bethätigen, wurde im Theater „der Taubstumme" gegeben, worin der Jubilar bei überfülltem Hause den Abbé de l'Epée wundervoll spielte. Herzlicher Beifall begrüßte ihn bei seinem ersten Erscheinen und folgte ihm nach jeder Scene. Doch selbst in jenen glücklichen Tagen trübte die Erinnerung an das unglückliche Duell sein Gemüth. Mehrmals rief er mit kummervollem Gesicht aus: „Soviel Gnade und Liebe verdiene ich nicht!"

*) Man erzählt dies auch in Bezug auf Schillers Jungfrau v. Orleans. Zu jener Zeit war aber wohl John Secretär des Dichters?

**) Später Frau v. Heigendorf. D. Red.

Haide hatte Medicin studirt und war gleich mit einem Receptchen bei der Hand, wenn einer seiner Freunde sich über Unwohlsein beklagte. Dennoch verließ er Aeskulaps Fahne, um auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sein Glück zu versuchen. Es dünkte ihm behaglicher, die Charaktere der Menschen zu studiren und sie zur Anschauung zu bringen, als deren Körper zu anatomisiren und an ihnen herumzudoctern. Imposante Gestalt, volltönendes Organ und wissenschaftliche Bildung kamen ihm im höhern Drama sehr zu statten. Zu seinen Forcerollen gehörten Wilhelm Tell und Ritter Bayard. Ueber Kotzebue's Bayard bemerkte einst Professor Schütz, Herausgeber der ersten Litteraturzeitung in Deutschland: „Ohne Furcht mag der Ritter Bayard sein, aber ohne Tadel ist er nicht.“ Im Tell entwickelte Haide vorzüglich die Eigenthümlichkeit der Goethe'schen Schule, welche darin bestand, die Charaktere nicht nach dem Schneidermaß, sondern im weitesten Umfange aufzufassen und wellenförmig abspielen zu lassen, ohne sich deshalb von der gegebenen Linie zu entfernen. In dieser Weise war es Haiden möglich den Tell naturgetreu und ideal, wie ihn Schiller gezeichnet, darzustellen, ohne daß in seinem Spiel ein Sprung oder Riß zu bemerken war. Der als ausgezeichneter Künstler mit Recht berühmte Eßlair, ließ bei seinem Gastspiel in Weimar die lyrischen Momente im Tell fallen, womit die verwöhnten Weimaraner sich keineswegs einverstanden erklären mochten, weshalb seine streng durchgeführte Zeichnung des schlichten Schweizers nur eine kühle Aufnahme fand. — Haide ließ sich verleiten in Wien ein Engagement anzunehmen und seine Freude darüber nicht zu verbergen, endlich aus dem „Loch,“ wie abgehende Schauspieler gewöhnlich Weimar zu nennen beliebten, herauszukommen. Doch sehr bald sah sich Haide in seinen stolzen Hoffnungen, in der Kaiserstadt großes Glück zu machen, schmerzlich getäuscht. Vergebens bemühte er sich sein Spiel mit dem der Mitspielenden in Einklang zu bringen und dem eigenthümlichen Geschmack des Wiener Publicums zu entsprechen. Er sehnte sich nun nach dem kleinen Weimar zurück und bat Goethen flehentlich, ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen. Es war jedoch eine von Goethe's Maximen, gewesene Mitglieder nicht wieder zu engagiren, weil sie immer schlechter zurückkämen als sie weggegangen; in Folge dessen wurde Haide abschläglich beschieden. Haide's Frau versuchte es nun in Person, ihres Gatten Engagement zu erbitten. Da Goethe bei seinem Entschluß beharrte, so wandte sie sich an die Jagemann. Es ist edeln Frauen eigen, Hülfsbedürftigen beizustehen; auch der Jagemann war diese schöne Eigenschaft verliehen. Auf ihre Fürsprache wurde Haide wieder angestellt, zum Nachtheil des Theaters; denn sein Mißgeschick in Wien hatte seine geistige und physische Kraft in dem Grade gebrochen, daß er bei zunehmenden Jahren selbst in kleinen Rollen nicht mehr gut zu verwenden war.

Pius Alexander Wolf von Augsburg war Kaufmann, als ihn eine unwiderstehliche Neigung zum Theater zur Untreue gegen Gott Mercur verleitete. Es sei vergönnt ihn auf kurze Zeit zu verlassen und auf einem Umwege zu ihm zurückzukehren.

Während meines Aufenthaltes in Berlin sollte ein Tenorist, der in „Je toller je besser“ (oder die beiden Füchse) den dummen Schwaben sehr ergötzlich darstellte, sich als Tamino versuchen. Hätte man den jungen Mann aufmuntern und bei verschlossenen Thüren prüfen wollen, welcher Ausdehnung sein Talent fähig sei, so wäre nichts dagegen zu sagen gewesen. Seine Stimme war gut. Doch jenes Prinzen Adel der Gesinnung und sein rühmliches Streben nach geistiger Veredlung anschaulich zu machen, war ihm nicht gegeben und somit ward Mozarts Meisterwerk herabgezogen. Die Mozart'schen Opern waren für die Theater eine Goldgrube, wovon dem glücklichen Componisten wenig mehr als die Ehre, geniale Schöpfungen producirt zu haben, zu Theil geworden ist. Hinsichtlich dessen sollten Theaterdirectionen aus Dankbarkeit und Verehrung für so große Verdienste des unübertroffenen Meisters seine Geistesproducte nicht in die Hände unreifer Talente legen, sondern sie nur ausgebildeten Künstlern anvertrauen, welche fähig sind, Mozarts Tonwerke in Ehren und Würden zu erhalten. Dagegen müssen wir den Scandal erleben, bald einen Sarastro mit knarrender Stimme die schönsten Melodien verunstalten zu hören; bald eine Pamina, die mit zitternder Stimme: „Ach! ich fühl's, es ist verschwunden,“ dem Publicum weiß machen will, sie habe verloren, was sie zuvor nicht besessen, oder eine Königin der Nacht, deren Passagen sich wie ein Wagen auf neugebauter Chaussee bewegen u. dgl. m. Es fehlt ja nicht an Producten, welche man füglich, ohne ihnen zu schaden, jugendlichen Talenten zum Spielplatz anweisen kann, wo sie ihre Kräfte prüfen und stärken können. Aber nein, da sollen Mozart, Goethe, Schiller, Shakespeare sie unter ihre Flügel nehmen und auf den Parnaß tragen, ohne daß man bedenkt, wie durch eine allzu plumpe Masse selbst Adlerschwingen erlahmen.

Als unser talentvoller Wolf seine mimischen Studien unter Goethe's besonderer Protection machte, gab ihm der Meister den Tasso und andere bedeutende Partien zum Studium. Doch es vergingen fast zwei Jahre ehe ihm gestattet wurde, sich in denselben dem Publicum zu zeigen. Wolf murrte über Goethe's ihm unerklärliches Zaudern und Zurückhalten. Als ihm aber endlich die Fesseln gelöst wurden, und sein Spiel allgemeine Anerkennung fand, da wurde es ihm klar, warum Goethe seine seltenen Naturanlagen langsam zur Reife brachte. Durch voreilige Beschäftigung in den ersten Fächern wäre Wolf nur einer jener Schauspieler geworden, welche, wie alle diese Subjecte, ihre oberflächlichen Leistungen überschätzen, und deshalb nie zufrieden gestellt werden können. Vor diesem traurigen Loose bewahrte Wolf Goethe's sorgsame, einsichtsvolle Pflege. Frau Wolf hatte Anfangs in Berlin eine mächtige Opposition zu bekämpfen. Ihr Spiel, für das Weimarische Theater berechnet, reichte dort in den größeren Localitäten nichts aus. Doch bald gelang es ihr, die Gegner zu besiegen und sich bei dem Königlichen Hause sowie im Publicum Anerkennung ihrer Verdienste zu erwerben. Ihr Gatte hingegen war von seinem ersten Auftreten an sowohl beim Theater wie im Publicum, allgemein geschätzt und geliebt. Der Intendant der königlichen Schauspiele, Graf Brühl, übertrug ihm die Regie des Schauspiels, eine Auszeichnung, nach der er in Weimar vergebens gestrebt hatte. Leider war seine zarte Constitution seinen überhäuften Dienstgeschäften und dem ungewohnten lästigen Treiben einer großen Stadt nicht entsprechend. Nach Verlauf einiger Jahre fing er an zu kränkeln. Im Jahre 1828 kam er als ein verlorener Mann nach einer Badekur mit seiner Gattin in Weimar an, um hier im Kreise seiner Freunde auszuruhen. Am 31. August bestatteten wir ihn zur Erde. Sein Freund Riemer dichtete hierzu einen Ruhgesang;

ich setzte ihn in Musik, großherzogliche Capellisten und Mitglieder des Theaters übernahmen dessen Ausführung. Eine Anzahl Theilnehmender begleitete den geliebten Dahingeschiedenen zu seiner letzten Ruhestätte.

Heinrich Becker, Euphrosynens beneidenswerther Gatte, gehörte zu den Auserwählten, denen Goethe wochenweis — daher der Name Wöchner — die Inspection des Theaters übertrug. In frühester Zeit zählte unser Theater vier Wöchner: Vohs, Schall, Becker und Genast. Die Rivalität, welche Goethe durch diese Einrichtung unter denselben hervorrief, kam dem Institut zu gute; zugleich aber gab er ihnen die Gelegenheit, sich zu Directoren zu bilden, welche befähigt wären, die Theatermaschine in seiner Weise in Gang zu halten, wenn er sich gedrungen fühlte, sein schöpferisches Genie einem andern Gegenstande zuzuwenden. Beckers Verdienst um das höhere Drama bezeugt folgender Brief, womit Schiller ihn nach der ersten Aufführung der Maria Stuart erfreute.

W. 15. Jan. 1800.

„Die gestrige Vorstellung ist ein vortreffliches Ganzes gewesen und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie anständig, würdig und bedeutungsvoll es sich dargestellt. Wir dürfen keck jede andere Bühne herausfordern, eine solche Vorstellung zu geben, als die gestrige war. Sagen Sie Allen meinen besten Dank; Ihnen bin ich noch insbesondere für die würdige, untadelhafte Ausführung Ihrer Rolle (Burleigh) verpflichtet, und es hat mich gefreut, in den Urtheilen, die ich gestern noch über die Repräsentation gehört habe, zu vernehmen, daß man Ihrem Verdienst um diese Rolle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie kommen diesen Vormittag vielleicht einen Augenblick zu mir, wo wir zusammen überlegen wollen, wie die künftigen Repräsentationen noch um eine Viertelstunde verkürzt werden können." Schiller.

Beckers Individualität neigte sich vorzüglich zur Komik, die er auch bei jeder Gelegenheit mit allgemeinem Beifall hervortreten ließ. „Erlaubt ist, was gefällt," war auch seine Devise. Die Verbindung mit der liebenswürdigen Malkolmi (damals Frau Miller) war der Wendepunkt seines Glücks. Als sich Diese von ihm trennte und dem Schauspieler Wolf ihre Hand reichte, hätte ihm dieses Ereigniß zur Warnung dienen sollen, sich nicht wieder in ein Ehebündniß einzulassen. Dennoch verheirathete er sich zum dritten Mal mit der Sängerin A., die für seine Tochter hätte gelten können. Die junge Frau fand sich in Weimar nicht so beschäftigt, wie sie es wünschte. Beckern mußte es unangenehm sein, mit seiner geschiedenen Frau und seinem beglückten Nebenbuhler in stetem Verkehr zu leben. Um aus dieser verdrießlichen Lage herauszukommen, verließ Becker mit seiner Frau Weimar, wo er mit Schiller und Goethe so schöne Stunden verlebt. Im Auslande fanden sie das Glück nicht, auf das sie mit zu großem Vertrauen gerechnet. An den Theatern, wo man einen Komiker suchte, brauchte man keine Sängerin; wo man eine Sängerin wünschte, war das Fach des Komikers besetzt. So geschah es, daß Becker zu seinem großen Verdruß kein Engagement finden konnte und seine Frau ihn nun mit Kränkungen aller Art überhäufte. Arm an Geist und Gemüth sprach er nach jahrelanger Entfernung wieder in Weimar ein, um ein Concert zu veranstalten. Von allen Seiten begünstigte man sein Unternehmen; das Ergebniß desselben war ein höchst erfreuliches. In Hoffnung, daß sich sein verlorener Lebensmuth wieder einstellen werde, veranlaßte man ihn in Weimar zu bleiben und seine Frau allein weiter reisen zu lassen, die keinen Widerspruch erhob. Auf allgemeinen Wunsch spielte er eine seiner beliebtesten Rollen. Von Genialität, Witz und Frohsinn, womit er früher das Publicum entzückte, war jedoch keine Spur mehr zu finden. Es war ein jammervoller Anblick; er spielte wie ein Träumender. Eines Morgens fand man ihn entseelt in seinem Bett. Beckers ausgezeichnete Komik bewährte sich noch viele Jahre hindurch in Unzelmanns und Lortzings meisterhaften Copien.

Oels, in Berlin geboren, war gelernter Sattler. Er gehörte in die Classe derjenigen Handwerker, die durch Talent und regen Eifer eine Bildung erlangen, die weit über ihren Stand erhaben ist. Neben seinen profanen Beschäftigungen huldigte er der Schauspielkunst als thätiges, nützliches Mitglied des Liebhabertheaters Urania in Berlin. Die günstigen Erfolge, deren sich seine dramatischen Versuche zu erfreuen hatten, führten ihn zu der Idee, die Sattlerei an den Nagel zu hängen und sein Talent ausschließlich dem Theater zu widmen. Oels wurde zuerst Mitglied des Bamberger Theaters, wo zugleich Hoffmann, Verfasser der berühmten Phantasiestücke in Callots Manier, als Capellmeister, auch Decorationsmaler, Regisseur, Souffleur und Aesthetiker fungirte, sobald man wegen des Einen oder Andern in Verlegenheit war. Mit Freuden ergriff Oels das Engagement am Weimarischen Theater. Ausgestattet mit jugendlich kräftiger Gestalt, edlen Gesichtszügen, schönen blauen Augen, nußbraunem Haar und einem sonoren umfangreichen Sprachorgan, gewann er bald die Gunst der Weimaraner fürs ganze Leben und drüber hinaus; denn selbst noch jetzt, wo er schon lange vom großen Welttheater abgetreten, erinnert man sich seiner trefflichen Leistungen mit dankbarer Anerkennung. Prinz Kalaff in „Turandot" war eine seiner ersten Rollen in Weimar. So leicht wie dieser die Räthsel der männerscheuen Prinzessin löst, ebenso löste Oels die Räthsel der Kunst.*)

Durand. Mit allen Vorzügen, die man im Allgemeinen an einem jungen sogenannten Liebhaber wünschen kann, kam er zu uns; nur vermißte man an ihm ein gewisses inneres Feuer, oder auch nur jene Art von Enthusiasmus, der ihn aus sich selbst herausgetrieben, womit er sich dem Publicum aufgedrungen hätte, sodaß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dies Bedürfniß bald selbst empfinden werde. Der Name Durand war angenommen; er bediente sich dessen, als er die Universität Leipzig, wo er studirte, verließ, um bei dem Director Ruth sich zum Schauspieler zu bilden. Die Natur hatte ihm ein eminentes Talent zur Nachahmung verliehen, womit es ihm gelang, sich die Vorzüge von Wolf und Oels, die er sich zum Vorbild erwählt, anzueignen. Nur in der Plastik erreichte er sie nicht; er spielte mit eckigen Armen. Abgesehen davon war sein Tasso, Faust u. A. rühmenswerth. Als Regisseur des Schauspiels war er eifrig bemüht, die Vorstellungen classischer Werke in der Reinheit, Stärke und Schönheit zu erhalten, so wie sie Schiller und Goethe in Scene gesetzt. Als Anerkennung seiner Verdienste um das großherzogliche

*) Man rühmte Oels besonders im Leben ein Traum und als Muley neben Wolf als standhaftem Prinzen im Calderonschen Stücke. D. Red.

Theater verlieh ihm Karl Friedrich die goldene Civilverdienstmedaille.

Malkolmi, Mitglied der Bellomo'schen Gesellschaft, welche in den Jahren von 1784 bis 91 in Weimar und Lauchstedt Vorstellungen gab, folgte Goethe's ruhmreicher Fahne, als jene sich von Weimar entfernte. Malkolmi, den Goethe den „Unvergeßlichen" nennt, gehörte wohl als Sänger in die Zahl derjenigen, welche ohne Kenntniß der Noten befähigt waren, die bedeutendsten Singpartien sicher und gut auszuführen, wenn man sie ihnen vorher gehörig eingegeigt oder auf einem Flügel eingetrommelt hat. Mehrere Jahre sang er den Sarastro mit Beifall. Unvergleichlich war Malkolmi als Tobias Fils im „Hieronymus Knicker," besonders in der Arie, wo jener die Klänge nennt, die er als Schwerhöriger vernimmt, und mit folgenden Worten schließt:

„Doch was der Sänger leise spricht,
Ja freilich das versteh' ich nicht."

Der Tenorist Leißring, Malkolmi's Zeitgenosse, vernachlässigte im Gesange die Deutlichkeit des Textes. Um diesen von seinem Fehler zu heilen, benutzte Malkolmi die nächste Aufführung des Hieronymus, indem er die oben bezeichneten Worte seiner Arie wie folgt variirte:

„Doch was der Sänger Leißring spricht,
Ja freilich das versteh' ich nicht."

Von Seiten des Publicums wurde des Tenoristen Zurechtweisung sehr beifällig aufgenommen. Leißring fühlte jenen Stich und befleißigte sich fortan einer bessern Aussprache.

Als Cantor in Schenks classischer Operette: „Der Dorfbarbier," imitirte Malkolmi die den Dorfcantoren seiner Zeit eigenthümliche, fehlerhafte Methode zu singen, welche sich von der schulgerechten dadurch unterschied, daß sie mit der Stimme nicht auf den Vocalen, sondern auf den Consonanten ruhten, in Folge dessen der Ton den Weg durch die Nase machen mußte. In dem Sterbelied, das der Cantor zu singen hat, ersetzte er bei den Cäsuren das in der Kirche übliche Zwischenspiel des Organisten damit, daß er die in seiner Nähe befindlichen gefüllten Weingläser eins nach dem andern ganz gemüthlich leerte und dann den Gesang fortsetzte. Seine Vielseitigkeit in der Tragödie, im Schau- und Lustspiel documentirten: Buttler im Wallenstein, Oberförster in den Jägern und Herr von Langsalm im Wirrwar. Er erreichte ein hohes glückliches Alter. Als seine Kräfte schwanden, gewährte ihm huldreichst Karl August jährlich 400 Thaler Pension, die er fern vom Theater in Jena in gewohnter Gemüthlichkeit verzehrte.

„Ehlers," sagt Goethe, „war als Schauspieler und Sänger in manchen Rollen brauchbar und angenehm, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genauester Präcision der Textworte ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin besteht, daß der Sänger nach einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und so die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hiervon durchdrungen ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein, dasselbe Lied mit allen Schattirungen auf's pünktlichste zu wiederholen: denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er sich, wie verwerflich alles sogenannte Durchcomponiren der Lieder sei, wodurch der allgemeine lyrische Charakter ganz aufgehoben und eine falsche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird."

Goethe hatte so gut wie andere Dichter zuweilen Wallungen, in denen sie heute verwerfen, was sie morgen loben. In einer ähnlichen Stimmung wirft hier Goethe dem Durchcomponiren der Lieder dem Fehdehandschuh hin; und dennoch hörte er den durchcomponirten Handschuh von Schiller und Zelter stets mit Wohlgefallen, weil er einsah, daß der Componist die Grenze des einfachen Liedes überschreiten mußte, wenn er mit dem Dichter gleichen Schritt halten wollte. Mithin ist das Durchcomponiren der Lieder nur dann verwerflich, wenn das Gedicht es nicht bedingt.*)

Am 17. Februar 1802 betrat Fräulein Maas zum ersten Mal unsere Bühne. Ihre niedliche Gestalt, ihr anmuthig natürliches Wesen, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publicum. Nach drei Proberollen: als Mädchen von Marienburg, als Rosine in Jurist und Bauer, als Lottchen im deutschen Hausvater, ward sie engagirt und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen. Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Erwerbung.

Aus Achtung für Frau Unzelmann, aus Neigung zu derselben, als einer allerliebsten Künstlerin, nahm Goethe ihren zwölfjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüfte er ihn auf ganz eigene Weise. Er mochte sich eingerichtet haben, ihm mancherlei vorzutragen; allein Goethe gab ihm ein zur Hand liegendes orientalisches Mährchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geschichtchen las, mit soviel natürlichem Humor, Charakteristik im Ausdruck beim Personen- und Situationswechsel, daß Goethe nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat, nachdem er einige Jahre das Gymnasium besucht, als Görge in den beiden Billets mit Beifall auf, und zeigte sich besonders in natürlich-humoristischen Rollen auf's wünschenswertheste. Trotz seines ausgezeichneten Talents ist er in Folge eines unbegrenzten Leichtsinns schmählich untergegangen.

Frau Beck, in der berühmten Mannheimer Schule gebildet, bekleidete das Fach der in Jahren vorgerückten Frauen. Wir erinnern uns nicht, daß eine Schauspielerin in ähnlichen Rollen sich jemals einer innigern Vereinigung von seltener Natur und Kunst zu erfreuen gehabt hätte. Als Gustel von Blasewitz entsprach sie vollkommen Schillers Ideal. In ihrem Gesicht waren noch Spuren ehemaliger Schönheit unverkennbar und somit des Jägers Worte:

„Beim Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Lärvchen gerissen!

gerechtfertigt. Ihre volle, liebliche Gestalt lieferte den Beweis, daß die Strapazen im Felde ihr nichts anhaben konnten; dabei war sie flink und immer beschäftigt. Ebenso vollendet repräsentirte sie Frau v. Wunschel in den beiden Klingsbergen, die Oberförsterin in den Jägern und bösartige Wirthschafterinnen. In dem Lustspiel: „Die offene Fehde" führte sie mit vielem Beifall einen höchst originellen Coup aus. In jenem Stück spielte sie eine habsüchtige,

*) Ehlers war zuletzt Secretär und Geschäftsmann beim Mainzer Theater und starb erst vor kurzem. D. R.

geizige Wirthschafterin, der ein Bedienter derbe Wahrheiten sagt und darauf abgeht. Wüthend über die ihr zugefügte Beleidigung, schleudert sie ihm mit großer Geschicklichkeit und Decenz den Pantoffel im Bogen, wie eine Bombe, nach. — Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Um sich dafür zu entschädigen, adoptirte sie ein wunderhübsches Mädchen armer Eltern, das sich in Kinderrollen und später in jungen Liebhaberinnen vortheilhaft auszeichnete. Hülfsbedürftige klopften nie vergebens an ihre Thür, und hätte es ihr das letzte Geldstück kosten sollen. Im Jahre 1813 besuchte sie täglich die verwundeten und kranken Krieger in den Lazarethen, wo der Typhus furchtbar wüthete, pflegte sie, trug ihnen Wäsche und Kleider zu, und machte der zuständigen Behörde Meldung, wenn die angestellten Wärter ihre Pfleglinge vernachlässigten. Für diese menschenfreundliche Handlung belohnte sie Karl August mit der silbernen Verdienstmedaille. Leider wurde sie im hohen Alter so geistesschwach, daß man sie in Jena unter Aufsicht stellen mußte.

„Ganz zu rechter Zeit" (1815), bemerkt Goethe in seinen Jahresheften, „gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspectivische Mittel unsere kleinen Räume ins Grenzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu vermannichfaltigen, und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl unterwarf er seiner perspectivischen Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die ägyptische, sowie die altdeutsche Bauart, und gab den sie fordernden Stücken dadurch neues Ansehen und eigenthümlichen Glanz. Und so kann man sagen: das Weimarische Theater war auf seinem höchsten ihm erreichbaren Punkt zu dieser Epoche gelangt, der man eine erwünschte Dauer auch für die nächste und folgende Zeit versprechen durfte."

A. Genast*), nach Beckers Abgang alleiniger Regisseur, war ein kleiner, wohlbeleibter Mann, der in untergeordneten Partien, als Capuciner in Wallensteins Lager, als Wirth in Minna v. Barnhelm u. d. m. wesentlich zum Gelingen des Ganzen beitrug. In der Heimath wie auf den Reisen des Theaters verfolgte er streng seiner Vorgesetzten weises Sparsystem. So geschah es, daß im Jahre 1806, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und der Plünderung des Herzogthums, sich 6000 Thaler in der Theatercasse vorfanden, womit man das Theater und die Capelle zwei Monate hindurch vor Mangel schützte, und so die Auflösung dieses Instituts verhinderte. Goethe und seine Nächsten suchten dann dem Theater seine alte Consistenz wiederzugeben und es gelangte, zwar vorbereitet, aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche, den innigsten Frieden herstellende Kunsterscheinung. Tasso ward den 30. Januar 1807 zum Geburtstage unserer unvergeßlichen Frau Herzogin Luise aufgeführt, die das Land vom Untergange rettete. Allerdings war das Stück nicht erst unter solchen Stürmen, vielmehr längst im Stillen eingelernt; denn wie bei uns antretende jüngere Schauspieler sich in manchen Rollen übten, die sie nicht alsobald übernehmen sollten, so verfuhren auch die älteren, indem sie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet schien.

*) Vater des jetztlebenden Genast.

Hiernach hatten sie auch Tasso seit geraumer Zeit unter sich verabredet, vertheilt und einstudirt, auch wohl in Goethe's Gegenwart gelesen, ohne daß er jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigensinn, die Vorstellung hätte anfagen und entscheiden wollen. Nun, da Manches zu stocken schien, da sich zu anderm Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Festtage sich drängten, da regte sich die freundliche Zudringlichkeit seiner lieben Zöglinge, sodaß Goethe zuletzt dasjenige halb unwillig zugestand, was er eifrig hätte wünschen, befördern und mit Dank anerkennen sollen. Der Beifall, den das Stück genoß, war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium, besonders aber durch des Dichters meisterhafte Leitung gewonnen hatte. Goethe ließ sich gern beschämen, indem man ihm dasjenige als möglich zeigte, was er hartnäckig als unmöglich abgewiesen hatte. Alphons (Oels), Leonore v. Este (Jagemann), Leonore Sanvitale (Wolf), Torquato Tasso (Wolf), Antonio Montecatino (Becker) spielten so wunderschön, daß die zarten, geist- und liebevollen Hof- und Weltscenen im Tasso vom Publicum mit Enthusiasmus entgegengenommen wurden. Bei den Wiederholungen des Tasso, der Iphigenia und anderer einfach großer Werke, war das Gefühlspublicum, welches ohne viel zu klügeln sich mit dem wohlthuenden Eindrucke dramatischer Poesie begnügt, immer am stärksten vertreten.

Mit beharrlicher treuer Sorgfalt ward fortan ohne Unterbrechung das Theater behandelt und junge Schauspieler in Allem, was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen Gesetztheit und eigenen persönlichen Ausbildung, die alle Manier ausschließt, geleitet und unterrichtet. Diesem regen Streben verdankt Goethe's Hauscapelle ihre Entstehung. Das Repertorium ward wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, dergestalt, daß das Publicum an sie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Eine Reihe von Jahren blieb Goethe's Stabilität des Theaters unangefochten. Da aber dessen Zähigkeit im Verfolgen des Guten und Schönen nicht Jedem verliehen war, so beklagte man sich endlich höchsten Orts über einen Mangel an Novitäten, der in der erschlafften Führung des Theaters seinen Grund fände, weshalb sich bei demselben eine Reform nothwendig mache. Infolge dessen ward Genast in Ruhestand versetzt, Durand, dieser junge, unerfahrene Schauspieler, zu seinem Nachfolger erwählt und Graf Edling zum Mitglied des Directoriums ernannt. Goethe, gewohnt seines gnädigsten Herrn Befehle heilig zu halten, nahm Alles ruhig hin. In Begleitung des Secretärs Kräuter besuchte er sogar die Proben wieder öfter, ließ dort seine Ausstellungen protocolliren, die dann dem Betreffenden schriftlich ausgefertigt wurden. Endlich ging man so weit, von der Direction zu verlangen, daß dem Hofe jeden Sonnabend im Theater ein Verzeichniß der zu gebenden Stücke zur Auswahl vorgelegt werde. Es geschah; da aber dasselbe immer mit der Bemerkung, man möge geben was man wolle, zurückgeschickt wurde, so unterblieb es in der Folge. Bis zu den Proben von Epimenides' Erwachen verbarg Goethe seinen Unmuth über diese Neuerungen. In jenen aber war eine gereizte Stimmung bei ihm unverkennbar. Zum Theil waltete ein Unstern über jener Vorstellung. Die Darstellerinnen der Liebe und des Glaubens befanden sich in gesegneten Umständen. Die Zufälligkeiten im Gefolge dieses Segens blieben nicht aus. Bald hat die Liebe wegen heftiger Zahn-

schmerzen um Dispensation von der Probe, bald der Glaube. Im höchsten Grade über diese Störungen aufgebracht, ließ Goethe sogleich die ganze Probe absagen. Anselm Webers Musik entsprach Goethe's Erwartung nicht durchaus. Graff (Epimenides) mußte sein erstes Auftreten wohl sechsmal wiederholen. Eine Schauspielerin, welche eine Ohnmächtige längere Zeit mit dem linken Arme zu halten hatte, bat um Erlaubniß, jene im rechten Arme halten zu dürfen, weil ihrem linken die Kraft dazu fehle. „Das ist die Folge Ihrer schlechten Erziehung," versetzte Goethe, „Ihre Eltern hätten darauf bedacht sein müssen, Ihre Arme gleichmäßig zu kräftigen!" Selbst die Jagemann ließ er hart an, als sie nicht sogleich eine Stellung ausführte, die er befohlen. Epimenides wurde nicht wiederholt. Der aufgeregten Volksmasse jener Zeit war diese Dichtung zu subtil.

Von Seiten des Hofs, sowie von dessen Umgebung, wurde Goethe fortwährend mit Auszeichnung behandelt. Wenn dem Großherzog Karl August eine seltene schöne Pflanze oder ein gelungenes Kunstwerk zu Gesicht kam und er sich dessen freute, pflegte er zu sagen: „Was wohl Goethe dazu sagen wird!" Um Diesen damit zu erfreuen, schickte er ihm hierauf die schönsten Sachen zur Ansicht. Die Frau Großherzogin Luise verweilte jeden Mittwoch vor Tafel einige Stunden in seinem Hause.

Der Geburtstag der Jagemann wurde jedes Jahr sehr solenn gefeiert. Vom frühen Morgen bis zum Mittag beeilte man sich aus wahrer Verehrung ihrer ausgezeichneten Talente, oder vom Dankgefühl für empfangenes Gute getrieben, ihr die schönsten Wünsche darzubringen. Ihrem geraden, offenen Sinn lag es fern, diese Beweise aufrichtiger Ergebenheit als einen schuldigen Tribut anzusehen. An einem dieser Abende, wo Gesang mit Tafelfreuden wechselten, erschien Goethe und neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem gnädigsten Herrn; dann begrüßte er die Jagemann und die Anwesenden, von denen die Künstler die Mehrzahl bildeten. Ich hatte für diese Gelegenheit hundert Exemplare von dem zur Zeit noch unbekannten Liede: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie", von Goethe, zur Vertheilung drucken lassen, sodann die Melodie von meinem Bruder Max nach dem Gehör aufgeschrieben, instrumentirt und einstudirt. Dieses Lied, von Stromeier meisterhaft gesungen, erfreute sich allgemeinen Beifalls und verscheuchte die Anfangs rücksichtsvolle Förmlichkeit. Der Vers: „Nun, so nicke sie mir zu", setzte manches Frauenköpfchen in Bewegung. Nach Beendigung des Liedes ergriff der Großherzog das Glas, stieß mit dem Geheimrath an und leerte es auf dessen Wohlergehen. Von der Jagemann aufgefordert, erhoben wir uns von unseren Sitzen und ließen die Gläser fröhlich erklingen.

Nach der Aufführung des Epimenides ließ sich endlich Goethe von Riemer und Wolf bewegen, den ersten Theil des Faust theilweis auf das Theater zu bringen. Während sich Derselbe noch mit den Vorbereitungen zu diesem großen Unternehmen beschäftigte, erhielt er eine Zuschrift von dem Herrn, der mit einem Pudel eine Kunstreise unternommen, worin ihn dieser um Erlaubniß bittet, im Weimarischen Hoftheater als Gast den Hund des Aubri geben zu dürfen. In den 34 Jahren seiner Direction hatte Goethe wegen des Unbequemen, ja Schädlichen, das mit dem Gastspiel verbunden ist, nur ausgezeichneten Künstlern, wie Iffland, als Reizmittel für seine Zöglinge, Gastrollen gestattet. Die alle Illusion störenden Thiere hatten bei uns bis dahin Thaliens Tempel nicht entheiligt; auch in Goethe's Hause war weder Hund noch Katze zu sehen. Jongleurs, Bereiter und Equilibristen fanden im Reithaus ein passendes Unterkommen. Der Pudel wurde abfällig beschieden; dessen Eigenthümer aber ließ sich, wie das böse Princip, durch nichts abschrecken. Er fand Mittel und Wege, sein Gesuch unmittelbar an den Großherzog zu bringen, der als leidenschaftlicher Jäger die Hunde liebte. Serenissimus genehmigten des Pudels Gastspiel und dem Grafen Edling ward befohlen, das Erforderliche dazu einzuleiten. Der Graf mag wohl das Mißliche dieses Auftrags erkannt haben; denn er übertrug ihn dem Regisseur Oels; Durand hatte nach einem Jahre der Regie freiwillig entsagt. Oels wurde vom Geheimrath im Hausgarten freundlich empfangen. Doch so oft Jener Miene machte, sich seines Auftrags zu entledigen, lenkte Goethe das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Endlich nahm Oels einen raschen Anlauf und meldete ihm, was der Großherzog befohlen. „Kommen Sie morgen früh um acht Uhr wieder," versetzte Goethe mit zornentbranntem Gesicht, „da wollen wir weiter davon sprechen!" ließ Oels stehen und ging eiligen Schritts in sein Haus. Unser Regisseur war zur bestimmten Stunde in Goethe's Haus; die Excellenz aber war schon um sieben Uhr, ohne einen Bescheid für ihn zu hinterlassen, nach Jena abgereist. Von dort aus richtete Goethe eine prägnante Zuschrift an den Großherzog, worin er die Gründe darlegte, weshalb es ihm unmöglich sei, das Directorium des Theaters länger zu führen, und bitten müsse, ihn davon zu befreien. Um den Großherzog nicht zu compromittiren, wurde dem Pudel gestattet, seine Künste zu produciren.

Die poetischen Anticipationen, welche wir im Tasso vorfinden, wo Dieser mit Montecatino in Conflict geräth, und der Fürst im Verein mit Leonoren von Este und Leonoren Sanvitale alles aufbieten, sich den geliebten Dichter zu erhalten, sollten sich verwirklichen. Die Frau Großherzogin Luise und die damalige Erbprinzeß-Großfürstin Maria Paulowna suchten ihren theuern Flüchtling in seinem freiwillig gewählten Asyl auf, um ihn mit „zarter Lippe" zu bewegen, ferner dem Theater seine ausgezeichneten Dienste zu widmen. Sie promenirten mit ihm wohl zwei Stunden im Schloßgarten auf und ab, ohne ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Indeß verbreitete sich die Nachricht, Goethe werde nach Wien übersiedeln, wozu ihn die Kaiserin von Oesterreich in Karlsbad dringend eingeladen. Einige Tage nach den Fürstinnen kam Karl August in gleicher Absicht zu ihm. Aber Goethe war ein Mann. Als Hoherpriester der Kunst hielt er es unter seiner Würde, einer Anstalt länger vorzustehen, die man einer Katzenbude gleichstellen konnte. Auch dem Großherzog gelang es nicht, Goethe's Entschluß zu erschüttern. Vermittelst höchsten Rescripts wurde Derselbe mit Anerkennung seiner vieljährigen außerordentlich geleisteten Dienste der Direction des Theaters enthoben. Als Schöpfer des Weimarischen Theaters war es Goethe stets sehr erfreulich, zu vernehmen, daß dasselbe selbst nach seinem Rücktritt unter den deutschen Theatern eine ehrenvolle Stellung behauptete. Karl Eberwein.

Bayard Taylors Reise nach Lappland.*)

Sundsvall in Norrland, den 20. December 1856.

Wir verließen unsere behagliche Wohnung in Stockholm am vorigen Montag Morgens und begannen unsere lange nördliche Reise. Der Postwagen war fest und klein und enthielt vier Personen, doch ich und Braisted waren mit unserem Schießgewehr, Degen, Geldtasche, Reiseglas, Ueberziehstiefeln und den zwei Klaftern langen Leibbinden so beladen, daß wir den uns zukommenden Raum klein genug fanden. Wir reisten um acht Uhr ab und waren kaum hundert Ellen weit gefahren, als wir bemerkten, daß wir den wichtigsten Theil unserer Ausstattung — die Landkarten — in unserem Gasthause liegen gelassen. Zur Umkehr war es zu spät und so sahen wir uns gezwungen, uns mit der Hoffnung zu trösten, daß es uns vielleicht in Upsala oder Gefle gelingen werde, den Verlust zu ersetzen.

Wir rollten in der Dämmerung durch die nördliche Vorstadt. Der Morgen war schneidend kalt und die am Tage vorher kothigen und nicht zu passirenden Straßen waren schrecklich hart gefroren und sehr holperig. Unsere Reisegesellschafter waren zwei Schweden, ein nicht besonders einnehmender junger Mensch, der einige Worte Englisch sprach, und ein schweigsamer alter Herr; wir zogen aus ihrer Gesellschaft nicht viel Vortheil und ich beschäftigte mich damit, die Landschaft, durch die wir fuhren, zu betrachten. Während einer oder zwei englischer Meilen kamen wir vor hübschen Landhäusern und einigen Gottesäckern vorüber, und dann gelangten wir in das Gebiet der Wälder. Die Fichten waren schlank und in ihren Formen malerisch, und die zwischen ihnen liegenden, ganz schneefreien, fetten Wiesen waren für die Jahreszeit wundervoll grün. Während der ersten Station eilten wir vor einigen Buchten des baltischen Meeres vorbei, die mit ihren unregelmäßig mit Wald bedeckten Gestaden außerordentlich malerisch erschienen. In der letzten Nacht waren sie sämmtlich zugefroren. Wir waren sehr erstaunt, als wir an dem südlichen Abhange eines Hügels vier Bauern pflügen sahen. Wie sie ihre Pflugschaare durch die festgefrorne Erde bringen konnten, wofern dieselbe nicht außerordentlich trocken und sandig war, das war mehr als ich begreifen konnte. Gelegentlich erblickten wir das ansehnliche Haus eines Gutsherrn mit den dazu gehörigen Nebengebäuden, das in der Mitte der kalten, finstern Felder groß und luxuriös erschien und die nach demselben führende Allee von Buchen oder Linden. Hier und da gab es Weizenfelder, welche der frühzeitige Schnee grün erhalten hatte; das Gras in den feuchten Schluchten war noch immer glänzend, und doch war es bereits der 15. December und wir befanden uns beinahe in dem 60. Grade nördlicher Breite.

Die Häuser waren meistentheils hölzerne, ein Stockwerk hohe Hütten von dunkelrother Farbe und mit rothen Dächern. In Verbindung mit dem Dunkelgrün der Fichten- und Tannenwälder gaben sie der Landschaft einen auffallend finstern Anblick. Auf dem ganzen Wege bis Upsala machte sich in der Scenerie wenig Verschiedenheit bemerkbar. An einigen Stellen schien der Boden sehr fruchtbar und gut bebaut zu sein; dann wurden die rothen Dörfer häufiger und in der Ferne erhoben sich nicht sehr hohe Kirchthürme. An anderen Orten sahen wir nichts als kahle Hügel, oder vielmehr Knöpfe von grauem Gneiß, deren Massen mit gelbem Moos bedeckt waren, und verstreut umherliegende Fichtenwälder. Auf der Straße begegneten uns nur wenig Wagen von Landleuten; in der Nähe der Häuser war Niemand zu erblicken: das Land erschien mir in Schlaf versunken oder verödet. Selbst zur Mittagszeit, wenn die Sonne schien, stand sie sehr tief am Horizont und gab nur ein verdunkeltes Licht, das noch freudloser war als vollkommene Finsterniß.

Die Sonne ging um drei Uhr unter; wir hatten aber eine lange, schöne Dämmerung, eine Mischung von Dunkelgelb, Rosenroth und Hellgrün, die des Himmels über dem mittelländischen Meere würdig war. Zwei Stunden später erschienen die Lichter von Upsala, und wir fuhren an der großartigen Vorderseite des alten Palastes durch reinliche Straßen über den Upsalafluß und hielten endlich an dem Thore eines Hofraums still. Hier wurden wir sogleich von einigen jungen Burschen begrüßt, die uns fragten, ob wir nicht Zimmer bedürften. Es schien kein Gasthaus zu sein; doch als der alte schwedische Herr ausstieg und hineinging, hielten wir es für das Beste, sein Beispiel zu befolgen, und der Postwagen fuhr mit unserm Gepäck fort. Uebrigens waren wir wirklich in einem Gasthause; eine rothbäckige, hübsche, muntere Wirthin erschien, versprach uns ein Abendessen und Betten zu besorgen, uns bei Zeiten zu wecken und uns vor der Abreise Kaffee zu bringen.

Der alte Herr war freundlich genug, seinen Rock wieder anzuziehen und uns in einen Buchladen am Marktplatz zu begleiten, wo ich Akrells Karte des nördlichen Schwedens fand und so unseren Verlust theilweise ersetzte. Er saß dann eine Zeitlang in unserm Zimmer und suchte sich mit uns zu unterhalten; ich machte aber dabei wenig Fortschritte in der schwedischen Sprache. Als er hörte, daß wir nach Torneå zu reisen beabsichtigten, fragte er: „Wollen Sie dort Bauholz kaufen?“ — „Nein,“ antwortete ich, „wir reisen blos dorthin, um die Landschaft zu sehen.“ Ueber eine solche abgeschmackte Idee lachte er lange und herzlich, erhob sich dann eilig und ging zu Bett, ohne weiter ein Wort zu sagen. Unser Abendessen bestand aus verschiedenen Arten von Wurst, zähem Roggenbrot und einem Napf Milch, und dann fanden wir ausgezeichnete Betten, — ein Gegenstand, den man in Schweden überall sicher findet.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise halb sieben Uhr bei Mondenschein und bei einer Temperatur von Null (14⅔ Grad Reaumur) fort. Zwei oder drei Meilen von der Stadt kamen wir durch die Verschanzungen des alten Upsala an den Gräbern von Odin, Thor und Freya vorbei, die sich bei dem ersten Schimmer des Tageslichts kühn erhoben. Die Landschaft war breit, finster und still, Wälder und Felder verwirrt mit einander vermischt, und nur die Gräber der alten Götter unterbrachen die gleiche Linie des Horizonts. In dieser Stunde hätte ich leicht an dieselben glauben können.

Als wir über die große, reiche Ebene von Upsala dahinfuhren, gelangten wir in eine schöne Landschaft, die sich wellenförmig hob

*) Vergl. Nr. 7, 8, 9 und 15 der Europa.

und senkte, und die reicher und besser angebaut war als die Gegend, die wir am vorhergehenden Tage passirt hatten. Sie war reich mit dichten Fichtenpflanzungen bewaldet und der Erdboden in diesen Wäldern war mit glänzend grünem Moose bedeckt. Einige Aussichten nach Norden und Westen waren wegen ihrer Ausdehnung wirklich schön, obgleich wir sie nur bei schwachem Lichte und in den langen Schatten der tiefstehenden nördlichen Sonne genießen konnten. Des Nachmittags kamen wir an einer großen, weißen Kirche mit vier kleinen Thürmen an den Ecken vorüber, die in der Mitte eines Dorfes von niedrigen, rothen Ställen stand, in denen die Landleute während der Dauer des Gottesdienstes ihre Pferde unterbringen. Es mußten wenigstens 50—60 solcher Ställe sein, die regelmäßige Straßen bildeten. Bei den meisten schwedischen Dorfkirchen steht der Glockenthurm von denselben getrennt, und ist niedrig, viereckig, und unten roth angestrichen, während der obere Theil schwarz ist; zuweilen ist er größer als die Kirche selbst. Die Häuser der Bauern sind den Blockhäusern in den westlichen Staaten Nordamerica's ähnlich; nur ist ihre Farbe verschieden und dann sind sie viel dichter. Der Wind findet nicht die kleinste Spalte, um in das Haus eindringen zu können, und die dicken Strohdächer, die mit langen, horizontalen Pfosten befestigt sind, verbürgen, daß das Haus warm und bequem ist. Die Ställe sind bis an das Dach und den Heuboden mit Erde umgeben, und das Vieh geht in die unterirdischen Ställe auf abschüssigen Thorwegen, wie die an den ägyptischen Gräbern.

Obgleich wir während des Tages rasch voranfuhren, so war es doch Nacht, ehe wir die über den Dalelf führende Brücke erreichten, und von dem berühmten Wasserfall sahen wir nichts als einen abschüssigen, weißen Streifen zwischen dichten Baummassen und hörten das Geräusch der sich brechenden Gewässer. In Elfkarleby hielten wir zwanzig Minuten an, um das Mittagsmahl zu halten, das aus gekochtem Salm und Beefsteak, das beides schlecht war, bestand. Dann schlief ich im Postwagen, bis mein schwedischer alter Reisegefährte, als wir in Gefle ankamen, mich weckte. Wir fuhren über eine breite Brücke, sahen auf Schiffe, die in dem Meerbusen eingefroren waren, kamen über einen großen, öffentlichen Platz und fuhren in den Hof der Postexpedition. Ein Knabe führte uns in ein Privathaus, wo möblirte Zimmer zu haben waren, und hier erhielten wir Thee, bequeme Betten und wurden von einem rothbäckigen Mädchen bedient, das ein verständliches Schwedisch sprach.

Am nächsten Morgen war es mein erstes Geschäft, Pferde zu miethen und meine Förbud-Papiere abzusenden. Wir mußten nun mit „Skjuts" (ausgesprochen „Schuhs") oder Extrapost reisen und an jeder Station unterwegs frische Pferde nehmen. Die Förbud-Billets sind einfach Befehle, zu einer bestimmten Zeit Pferde bereitzuhalten (— sind also genau Das, was bei den deutschen Posten die Laufzettel sind, die den Extraposten zuweilen vorausgehen —), und sie werden entweder mit der Briefpost, oder durch besondere Boten an alle auf der Route liegende Poststationen geschickt. Man sagte mir, ohne diese Vorsicht könnten wir leicht unterwegs lange Zeit aufgehalten werden. Diese Art, zu reisen, ist Schweden und Norwegen eigenthümlich. Ursprünglich soll sie von Karl XII. eingerichtet worden sein; doch ist sie seitdem sehr verändert und fest geordnet worden. Jetzt wo ich den Charakter und die deshalb getroffenen Anordnungen verstehe, finde ich diese Einrichtung weniger verwickelt und weit praktischer als sie mir Anfangs erschien.

Professor Retzius hatte mich für den Nothfall an den Botaniker Hartmann empfohlen; doch ich entschloß mich, mir selbst zu helfen. Anfangs hatte ich einige Schwierigkeit; die Leute hier sind nicht daran gewöhnt, mit Ausländern zu sprechen, und wenn man sie bittet, langsam zu reden, so plappern sie unveränderlich noch einmal so schnell als vorher. Ich ging in einen Laden am Marktplatze, in dem man sehr verschiedene Sachen feil hatte und fragte, wo ich Pferde für Sundsvall miethen könnte. Als ich mich nach meiner Voraussetzung verständlich gemacht hatte, legte mir der Ladendiener einige neue Zäume vor. Mit Hülfe von Sprachschnitzern beschränkte ich den Umkreis meiner Fragen allmählich und gelangte endlich an die rechte Stelle. Nachdem ich für den nächsten Morgen um sechs Uhr die Pferde bestellt und die Förbud-Billets mit der Nachmittags-Briefpost abgefertigt hatte, fühlte ich mich von dem guten Anfang befriedigt, und nun gingen wir aus, um Gefle zu besehen.

Die Stadt zählt 8—10,000 Einwohner, treibt bedeutende Schiffahrt und besitzt eine Navigationsschule. Es ist ein sehr hübscher, gutgebauter Ort, der einen sehr befriedigenden Anblick gewährt. Die Häuser sind meistentheils zwei Stockwerk hoch, weiß und mit geräumigen Höfen versehen. Die Landschaft umher ist niedrig, doch mit dunkeln Fichten- und Tannenwäldern geziert. Es war ein prachtvoller Wintertag, — wundervoll klar, mit einem Südwind, der erfrischte und doch nicht zu kalt war, und die wolkenlose Sonne verbreitete ein mildes, blasses Licht. Doch solch ein Tag! Der Sonnenaufgang vermischt sich mit dem Sonnenuntergang ohne eine Mittagszeit, — eine lange Morgendämmerung, eine tiefstehende Sonne, welche die Giebel der Häuser etwa eine Stunde lang bescheint, und Nachmittags um drei Uhr stellt sich bereits die Abenddämmerung ein. In diesem seltsamen, absterbenden Lichte schien nichts wirklich zu sein, — nichts als meine Unwissenheit in der schwedischen Sprache, wenn ich irgend einen Versuch machte, sie zu sprechen.

Des Nachmittags besuchten wir den Magister Hartmann, der eben mit seinen Pflanzen beschäftigt war. Er sprach ganz erträglich Englisch, und da er von Torneå nach dem Lyngen Fjord eine Reise durch Lappland gemacht hatte, so konnte er uns einige Auskunft über das Land geben. Er ermuthigte uns in dem Glauben, daß wir dort die Reise im Winter schneller und leichter finden würden als im Sommer. Er sagte, die Schweden fürchteten den Norden und von ihnen hätten sehr Wenige eine Winterreise dorthin unternommen; doch die Americaner und Engländer könne nichts aufhalten, überall hinzureisen. Er gab uns auch die erfreuliche Versicherung, daß wir sechs schwedische Meilen (40 englische Meilen) weiter nördlich Schnee finden würden. Im 60. Grade 35 Minuten nördlicher Breite und am 17. December noch keinen Schnee!

In den Straßen fanden wir einen Mann mit einer Drehorgel, der die Marseillaise spielte. Das pechschwarze Haar, die gelbliche Gesichtsfarbe und die glänzenden Augen ließen uns über sein Vaterland keinen Zweifel übrig. „Siete Italiano?" fragte ich. — „Sicuro!" antwortete er fröhlich, „e lei anche?" — „Ah," antwortete er auf meine Fragen, „io non amo questo paese; è

freddo ed oscuro; non si gagna niente — ma in Italia si vive."*) Mein Freund Ziegler hatte mir früher versichert, man solle den Norden nicht nach dem Süden sehen. Ich gestehe in der That, daß 20 Grad unter Null mich weniger entmuthigt haben würden, als der Anblick dieses Italieners.

Am folgenden Morgen waren wir Punkt sechs Uhr am Wirthshause, doch unsere Pferde noch nicht bereit. Der Hollkarl oder Hausknecht hörte meine Vorwürfe ruhig an und fuhr dann fort Holz zu spalten, und weil ich nicht genug Schwedisch verstand, um ihn mit Erfolg auszuschelten, so war ich genöthigt, meinen Zorn zu verschlucken. Er bestand darauf, daß ich etwas in das Postbuch schreiben sollte — ich konnte nicht verstehen was — und so copirte ich, was ein früherer Reisender eingeschrieben hatte und setzte meinen Namen darunter, und das befriedigte ihn. Nach mehr als einer halben Stunde waren zwei schlechte zweiräderige Karren bereit und die Bauern, denen sie gehörten, packten sich selbst und unser Gepäck auf den einen und überließen uns die Sorge, den andern selbst zu fahren. Wir stiegen auf denselben, wickelten uns in unsere Pelze, vertrauten unsere Füße dem auf dem Karren liegenden Heu an und fuhren bei dem frostigen Mondenlicht aus Gefle hinaus. Das war die erste Erfahrung, die wir bei unserer Reise auf Skjuts machten.

Die Straße ging nördlich in dunkle Wälder über dieselbe wellenförmige, doch monotone Landschaft wie bisher. Der Erdboden war rauh und hart und wir machten keine schnellen Fortschritte, sodaß wir das Ende der ersten Station (10 englische Meilen) erst gegen neun Uhr erreichten. Als wir vor dem Postgebäude ankamen, fuhren eben drei andere Reisende ab, die uns zuvorgekommen und folglich berechtigt waren, zuerst weiter befördert zu werden. Ich erschrak, als ich vernahm, daß mein Förbud nicht angekommen sei; doch der Hausknecht sagte mir, wenn ich zwölf Schillinge extra bezahlen wolle, so könne ich sofort Pferde haben. Während die neuen Karren fertig gemacht wurden, trat der in einen Wolfspelz eingewickelte Postbeamte mit einem vom Winde gerötheten Gesicht herein und gab mein Förbud-Billet ab. Das war unsere erste Erfahrung hinsichtlich des Förbud.

Auf der nächsten Station verließ der Bauer, der mit unserm Gepäck voranfuhr, die Landstraße und schlug einen holprigen Weg durch den Wald ein. Wir kamen sofort an eine große Bucht im Bothnischen Meerbusen, die von einer Küste bis zur andern festgefroren war und über die wir kühn hinwegfuhren. Das Eis war beinahe einen Fuß dick und so fest wie Marmor. So fuhren wir wenigstens vier Meilen auf dem Eise und kamen endlich in der Nähe einer Sägemühle an der entgegengesetzten Seite ans Land. Am nächsten Posthause sahen wir bei unserer Ankunft unsere Vorgänger eben in Schlitten abfahren und der Wirth setzte mich davon in Kenntniß, daß er mein Förbud erst vor einer Stunde erhalten habe und nach dem Gesetz seien ihm drei Stunden erlaubt, ein zweites Gespann Pferde bereitzuhalten, wenn das erste ermüdet sei. Dagegen ließ sich nichts einwenden und so trösteten wir uns darüber durch den Genuß des Frühstücks. Um ein Uhr fuhren wir endlich in einem niedrigen Nordlandschlitten weiter, doch Anfangs gab es wenig Schnee und wir waren gezwungen, die ersten Meilen unserer Reise zu Fuße fortzusetzen. Die Station war groß — 20 englische Meilen — und unsere Pferde nicht die besten.

Als wir endlich auf festen Schnee gelangten, fuhren wir schneller, doch mit mehr Gefahr. Die Schlitten ruhen, obgleich sie so niedrig sind, auf einem sehr engen Gestelle, und die Deichseln sind mit einem Haken befestigt, an denen sie sich nach allen Richtungen wenden, sodaß der Schlitten von einer Seite zur andern schwingt und gänzlich unabhängig von ihnen bleibt. Als wir die Hauptstraße verließen, um auf einem Seitenwege ein wenig mehr Schnee zu gewinnen, entdeckte ich diese Thatsache, als der Schlitten umschlug und auf Braisteds und meinen Kopf stürzte. Es gab überall Landseen und wir machten viele Meilen auf dem harten Eise, das mit einem dumpfen Tone unter uns zerbrach. Die Dunkelheit war längst eingetreten, als wir die nächste Station, Strätjära, erreichten, wo die von uns bestellten Pferde bereit standen. Wir fuhren bei den Strahlen eines funkelnden Nordlichtes sogleich weiter, kamen bei dem ungewissen Lichte durch Wälder und Felder, indem wir blindlings unserm Führer folgten, wobei Braisted und ich, die wir Beide bereits sehr ermüdet waren, abwechselnd die Stelle des Kutschers versahen. Nach einer langen Zeit fuhren wir einen steilen Hügel nach dem Flusse Ljusna hinab. Das Wasser schäumte und donnerte unter der Brücke und ich konnte blos sehen, daß es sich über eine Reihe von Felsen herabstürzte.

In Mo Myskie, das wir Abends um acht Uhr erreichten, hatte man unsere Pferde seit vier Stunden bereitgehalten, wofür wir einen Thaler Banco vänta penningar (Wartegeld) zu bezahlen hatten. Der Wirth, ein starker, lustiger Kamerad, mit grauem Haar und einem sehr wohlgenährten Bauche, fragte, ob wir Franzosen wären, und ich antwortete ihm hierauf in französischer Sprache. Als er vernahm, daß wir Americaner wären, antwortete er uns Englisch. Als ich von ihm hörte, daß er in Tripoli Englisch gelernt hätte, redete ich ihn in arabischer Sprache an. Seine Augen funkelten; er brach vor großem Vergnügen in ein lautes Gelächter aus und antwortete sogleich in den majestätischen Kehllauten des Orients. „Allah akhbar!" rief er; „seit zwanzig Jahren warte ich auf Jemanden, der mich Arabisch anreden soll und Sie sind der Erste!" Dann veränderte er die arabische mit der italienischen Sprache, die er vollkommen gut sprach und die er jeder andern Sprache vorzog. Wir hielten uns seiner Freude wegen eine halbe Stunde auf und bei unserer Abreise vergaß ich, ihm eine Flasche Bier zu bezahlen, deren Preis ich ihm durch den zurückkehrenden Skjutsbonde oder Postillon übersandte.

Dieser Skjutsbonde war ein einfältiger Bursche, der, um Zeit zu sparen, uns einen langen zirkelrunden Weg machen ließ. Wir eilten in der Dunkelheit voran, indem wir beständig riefen: „Kör paa!" (fahr zu) und hundertmal Gefahr liefen, umgeworfen zu werden. Es war Nachts elf Uhr, als wir das Wirthshaus in Kungsgaarden erreichten, wo die Leute glücklicherweise noch munter waren und die gefällige alte Wirthin unsere Pferde bereithielt. Bis Bro, wo wir unser Nachtquartier nehmen und schon um acht Uhr hatten eintreffen wollen, hatten wir noch 16 englische Meilen zurückzulegen. Ich weiß kaum, wie ich diese Reise beschreiben soll. Wir waren halb im Schlafe, schrecklich abgemattet, halb erfroren (der Barometerstand war unter Null) und dem schläfrigen Knaben

*) Sie sind Italiener? Und Sie ebenfalls? Ach, ich liebe dieses Land nicht; es ist kalt und dunkel; man verdient nichts — aber in Italien lebt man.

folgend, der mit unserm Gepäck vorausfuhr, eilten wir aufs Gerathewohl durch große, dunkle Wälder, Hügel auf und ab voran. Der gleich einem Pendel von einer Seite zur andern sich schwingende Schlitten erhob sich ein Dutzendmal auf der einen Seite, hielt sich eine Secunde lang in der Schwebe und nahm dann von selbst seine richtige Stellung wieder an. Der Knabe fiel auf das Heu zurück und schlief, bis Braisted hinten hinaufkroch und ihn mit einem schrecklichen Geschrei in sein Ohr ermunterte. Das Pferd galoppirte dann steile Abhänge hinab, durch offene, bebaute Thäler und wieder in die Wälder. Nach Mitternacht ging der Mond auf und die Kälte war heftiger als je. Der Knabe war wieder eingeschlafen; das Pferd machte es sich zu nutze, um in vollem Galopp vorwärtszueilen. Wir folgten ihm mit gleicher Geschwindigkeit, wobei wir es doch zuweilen aus dem Gesicht verloren und des Wegs ungewiß waren, bis wir endlich nach einer Jagd von einigen Meilen den Knaben damit beschäftigt fanden, die Zügel unter dem Gestelle hervorzuziehen. Um zwei Uhr Morgens trafen wir endlich in Bro ein.

Hier hatten wir vermittelst des Förbud ein warmes Zimmer, Abendessen und Betten bestellt, fanden aber nichts dergleichen. Ein schläfriges, einfältiges Dienstmädchen, das eben aufgestanden war, um einen Capitän zu erwarten, der vor uns angekommen war und seine Reise gleich fortsetzen wollte, sagte uns, es sei nichts zu haben. „Wir müssen essen und sollten wir Sie verzehren!" sagte ich wild, denn wir waren halb erfroren und wurden von einem schrecklichen Hunger gepeinigt; doch ich hätte ebenso gut versuchen können, die Venus dei Medici in Bewegung zu setzen. Zuletzt brachte sie uns kalte Wurst, machte Feuer im Ofen und besorgte uns zwei Betten, auf die wir uns in unseren Kleidern legten und einschliefen. Wie mir es schien, hatte ich kaum meine Augen geschlossen, als das Mädchen, das uns halb sechs Uhr wecken sollte, ins Zimmer trat. „Ist es schon halb sechs Uhr?" fragte ich. — „O ja," antwortete sie ganz trocken, „es ist weit mehr." Wir sahen uns gezwungen, sofort aufzustehen, um zu vermeiden, soviel vänta penningar zu bezahlen.

Bei Sonnenaufgang fuhren wir durch Hudiksvall, eine kleine Stadt an dem Ende einer tiefen Bucht, in der einige Schiffe eingefroren waren. In der Nachbarschaft gab es einige hübsche Landhäuser, mehr Bodencultur, mehr Geschmack im Bauen und einige Obstgärten mit Aepfel- und Kirschbäumen. Das Quecksilber stand noch immer auf Null, wir litten jedoch weniger von der Kälte als am vorhergehenden Tage, und unsere Art zu reisen fing an uns Vergnügen zu machen. Auf allen Stationen fanden wir bei unserer Ankunft, die Pferde bereit und wir verloren durch das Wechseln derselben wenig Zeit. Der Schnee war im Ueberfluß vorhanden, die Landstraßen vortrefflich — die Landschaft wellenförmig mit schönen, tiefen Thälern, die durch hohe, mit Wald bewachsene Hügel von einander getrennt waren und die sich im Innern zu kühnen Anhöhen erhoben. Die Häuser fanden wir größer und besser, als wir sie bis dahin gesehen hatten — ebenso die Menschen — und Alles hatte den Anschein des Fortschritts und Wohlbefindens. In der That gewähren Land und Leute, je mehr wir nach Norden voranschreiten, einen bessern Anblick.

Die sich früh einstellende Nacht war sehr dunkel und kalt und drohte mit Schnee. Wir konnten die Straße nicht sehen und mußten uns dem Pferde gänzlich überlassen. Als wir Maj, die letzte Station, erreichten, von wo wir bis nach Sundsvall noch 15 englische Meilen zurückzulegen hatten, gab ich unserm Skjutsbonde ein gutes Trinkgeld, das auf den neuen einen sehr guten Eindruck machte. Wir hatten ein Pferd wie ein Elephant, das mit seinen Hufen um sich schlug, die Hügel gleich einer Lawine hinabeilte und uns schnell vorwärts brachte. Wir krochen in das Heu, das uns warm hielt, und vertrauten unsere Sicherheit der Vorsehung, denn es war unmöglich die Straße zu sehen, wir konnten blos vor uns den andern Schlitten bemerken, der uns wie ein schwarzer Fleck erschien. Der Enthusiasmus unseres alten Pferdes war bald erschöpft. Braisted verlor die Peitsche und der besorgte Knabe vor uns hielt von Zeit zu Zeit an, um unser Pferd anzutreiben. Das Nordlicht schimmerte nur schwach durch die Wolken; wir erlagen fast der Müdigkeit und Erschöpfung, suchten aber uns gegenseitig zu ermuntern und zu erheitern. Der Schlitten schwankte beständig von einer Seite zur andern und schlug endlich um, wobei wir Beide mit unseren Flinten auf eine Schneebank zu liegen kamen. Das Pferd stand still und wartete auf uns und lief dann weiter vorwärts, bis es endlich ausgespannt wurde.

Gegen zehn Uhr erschienen die Lichter von Sundsvall und kurz nachher fuhren wir in den Hof des Wirthshauses hinein, nachdem wir in den beiden letzten Tagen 155 englische Meilen weit gefahren waren. Wir waren schrecklich ermüdet und hungrig wie Bäre, jetzt fanden wir in dem Hause nebenan Zimmer und es gelang uns, zum Abendessen eine Rennthierkeule zu bekommen, die von gutem Geschmack und sehr nährend, obwohl etwas trocken ist. Nach meiner Ansicht haben wir das Reisen mit Hülfe des Förbud hinlänglich versucht und wir werden uns für die Folge mit der gewöhnlichen Eile begnügen. Wir reisen morgen wieder ab und unser nächster Ruhepunkt ist Torneå. Die Temperatur ist hier ungefähr auf Null, der Tag dauert nur vier und eine halbe Stunde; dennoch befinden wir uns noch nicht in der kalten Zone.

Blumenlieder, von Johann Nepomuk Vogl.*)

Schneeglöckchen läutet.

Schneeglöckchen läuten
Leise im Schnee,
Gut, daß zu deuten
Ich sie versteh'!

Nicht mit den Sinnen
Nehm' ich es wahr,
Aber tief innen
Wird es mir klar.

In der Poesie der Blumensprache ist neuerdings soviel kränklich Schwaches und Verbildetes zusammengedüftelt, daß des Oesterreichers schlichte Einfachheit und Sinnigkeit eine wahre Erholung dagegen ist. Wir heben aus den alten und neuen Versen dieser Art folgende hervor. D. Red.

*) Ein unermüdlicher Sänger Oesterreichs, der an Balladen und Liedern überreiche Vogl, dessen „Bifolien" soeben in fünfter Auflage erschienen, hat auch seine Romanzen aus der Blumenwelt neu bereichert wieder herausgegeben (Wien bei Pfautsch u. Voß).

Seliges Ahnen
Regt mir die Brust,
Sonniger Bahnen
Froh mir bewußt.

Sehe schon schwellen
Anger und Flor,
Rosen und Wellen
Springen hervor.

D'rum in die Weiten
Winter und Weh!
Schneeglöckchen läuten
Leise im Schnee.

Hyazinthe.

Schlank auf schlankem Blüthenstängel
Ragst du in die Maienluft,
Mit den Tinten ohne Mängel,
Mit dem wonnevollen Duft.

Wie so lieblich deine Kelche
Sich zur Blumentraube reih'n,
Von den andern Blumen welche
Kann den Anblick uns verleih'n!

Wohl an Duft narkotisch feiner,
Uepp'ger auch, das geb' ich zu,
Aber zarter ist und reiner
Keine Blume als wie du!

Angehaucht von deiner Nähe,
Wird's in jedem Innern licht,
Denn es ist als ob man sähe
In ein Engelsangesicht.

Waldblume.

Eine blaue Glockenblume
Im finstern Walde blüht,
Als wie ein Stern der einsam
Ueber einer Wüste glüht.

Es streckt vom feuchten Boden
Des Wald's allein'ger Flor,
Das Moos, die zarten Aermchen
Zur Lieblichen empor.

Die Vöglein im Gezweige
Beäugeln der Blume Pracht,
Und singen zu ihrem Lobe,
Und träumen von ihr zur Nacht.

Zuweilen auch schwebt ein Falter
Daher den düstern Raum;
Der sieht die schöne Blume
Und traut den Augen kaum.

Und flattert in frohen Kreisen
Um ihrer Schönheit Glanz,
Und herzet und küßt die Blume
Berauscht von Wonne ganz.

Da stört den Waldesfrieden
Einstmal ein Mann gar frech,
Mit hast'gen Späherblicken
Und einer Büchse von Blech.

Der murmelt, wie sein Auge
Die Blume wird gewahr;
„Campanula, die blaue!
Ein seltenes Exemplar!"

Zieht d'rauf hervor ein Messer
Und schneidet die Blume ab.
Und steckt sie in seine Büchse,
In's blecherne Pflanzengrab.

Dann schreitet er, froh der Beute,
Hinaus aus der Waldesnacht,
Nicht ahnend um welche Freuden
Er Vogel und Falter gebracht.

Aurikel.

Am Saum des Gartenbeetes
Sah ich ein Blümchen steh'n,
Ein schüchtern rothes Blümchen
Von Wen'gen nur geseh'n.

Es schaute aus dem Grase
Hervor in stillem Leid,
Als ob sich's heimlich schämte
In seinem schlichten Kleid.

Da pflückten junge Mädchen
Was pflückenswerth nur war,
Die Rosen und die Nelken,
Und flochten sie in's Haar.

Das Blümchen nur, das kleine,
Blieb ungepflückt allein,
Und starb in stiller Trauer
Dahin am Gartenrain.

Nicht wußt' es, daß schon lange
Im Geist ich's abgepflückt,
Und tief in mein Erinnern
Sein Bildchen eingedrückt.

Doch als verwelkt die Rosen,
Die Nelken düfteleer,
Da dachte Keins der Blumen,
Der schön'ren Blumen mehr.

Ich aber seh' noch immer
Vor mir das Gartenbeet,
Und denke der Aurikel
Die jede Hand verschmäht.

Die Sonnenblume.

Schau doch, wie die Sonnenblume
Gar so hehr und prangend steht,
Wie nur nach dem Strahl des Lichtes
Immerdar ihr Sehnen geht.

Alle Blumen schau'n zur Sonne,
Zaghaft und in frommer Scheu;
Sie nur folgt von Ost nach Westen
Freudig ihr, in alter Treu'.

Schlürft den Wein aus goldner Schale,
Bis der süße Quell versiegt,
Und berauscht vom Göttermahle
Sich ihr Haupt in Träumen wiegt.

Und so folgt dem Born des Lebens
Immerdar ihr Angesicht,
Und so strahlt aus allen Blumen
Sie — als: Ode auf das Licht.

Klosternelke.

Ich schiffte auf dem Strome
Dem Nonnenstift vorbei;
Es sang im alten Dome
Die fromme Klerisei.

Wie waren grau, verwittert,
So Wand als Thurm umher,
Die Fenster all vergittert
Mit Eisenstäben schwer.

An einem nur alleine
Ein Nelkenstöckchen stand,
Bestrahlt vom Abendscheine
Im hellen Farbenbrand.

Und wie ich erst so munter,
So weh' nun schlug mein Herz,
Mir war, als säh' herunter
Ein blutigrother Schmerz.

Königin Rose.

Die Rose ist die Königin
Im duft'gen Reich der Blumen,
Und herrscht mit unbeschränktem Sinn,
Wie Mück' und Käfer summen.

Der Ceremonienmeister ist
Die Sonnenblum', die gelbe,
Schaut nur nach der Sonne zu jeder Frist,
Und bleibet immer derselbe.

Als Damen behaupten den ersten Rang
Hyazinthe und Narzißchen,
Erzogen nach altherkömmlichem Zwang,
Und nebenbei stolz ein bischen.

Der Sturmhut und der Rittersporn
Sind ihre treu'sten Ritter,
Behangen mit Schwert und Schild und Horn,
Und blau und rothem Flitter.

Was übrig noch im Strahl des Lichts
Ist Volk und sonst'ges Gesindel,
Ihr treu ergeben, und weiß noch nichts
Vom heut'gen Freiheitsschwindel.

So herrscht die Rose, fragt Niemand wie,
Und was sie thut ist heilig,
Doch findet das Einzelnherrschen sie
Zuweilen doch auch langweilig.

Und oft wenn Zöfchen Fingerhut
Ihr Morgens streicht die Wangen,
Sieht schadenfroh die falsche Brut
Daran ein Thränchen hangen.

Aller Blumen.

Aller-Seelentag ist heute,
Festlich kündet's das Geläute,
Und den Schritt zum Friedhof lenkt,
Wer ein Theures hat versenkt.

Lichter schimmern, Lieder klagen
Wo nur Grabeskreuze ragen;
Näher dünkt bei Grab und Lied
Was von dieser Erde schied.

Aller Seelen, aller Seelen,
Die zu den Geschiednen zählen,
Denket heute Alt wie Jung,
Seliger Erinnerung.

Laßt d'rum auch ein Angedenken
Mich nunmehr den Theuern schenken,
Jenen Theuern, deren Sein
Wie kein Staubgebornes rein.

Rose, in dem Gartenhage,
Denke dein in stummer Klage,
Die von Scham und Liebe roth
Ihre Ambradüfte bot.

Laß mich dein, o Nelke, denken,
Seh das schöne Haupt dich senken
Als, ein wegverirrtes Kind,
Dich umrauscht der Abendwind.

Veilchen, auf den Bergeskuppen,
Enggeschaart, wie Mädchengruppen,
Die der Nord zum Spiel ersah,
Denke Euch mir wieder nah'.

Und auch euch, Vergißmeinnichte,
Sternchen mit dem blauen Lichte,
Still entkeimt am Murmelbach,
Schick' ich einen Seufzer nach.

Aller Blumen, aller Blumen,
Die ein Käfer möcht' umsummen,
Die ein sanfter West umspielt,
Die des Abends Thau gekühlt.

Die im Morgenstrahl erglühten,
Die an meinen Pfaden blühten,
Die mir Herz und Aug' ergötzt,
Aller Blumen denk' ich jetzt.

Gilt ja doch das Fest den Seelen
Aller, die dem Leben fehlen,
Allen Geistern nah und fern, —
Und auch Eure sind des Herrn.

Wintergarten.

Du hast die Blumen fortgenommen,
Und schmucklos Feld und Garten steh'n,
Nun Frost und Flocke wieder kommen:
So neig', o Herr, dich meinem Fleh'n!

Laß zum Ersatz für das Verlorne
Erblüh'n die Blumen uns im Haus,
Daß sich der arme Staubgeborne
Erlabe in der Stürme Braus.

Laß uns das Veilchen: Eintracht blühen,
Das auch im harten Frost gedeiht,
Und gönne uns nach Tagesmühen
Den Asterstrauch: Geselligkeit.

Gieb, daß durch keinen Frost erblasse
Der Tulpe: Frohsinn, heitre Pracht,
Und Sonnenblume: Freundschaft lasse
Uns leuchten auch in Wintersnacht.

Vor allen Blumen aber fehle
Das holde Röslein: Liebe nie.
Und mild erquicke jede Seele
Die Kaiserkrone: Poesie.

Zur Chronik.

Johann Smidt, der Bürgermeister von Bremen †.

— Am 7. Mai verlor Bremen seinen bedeutendsten Bürger, vielleicht den bedeutendsten Anwalt und Regenten, den es im Laufe der Jahrhunderte aufzuweisen hat. Johann Smidt beschloß in seinem 84. Lebensjahre seine mehr als 50jährige Dienstzeit als Mitglied des Senats. Er hatte nicht weniger als 12 Bürgermeister wählen helfen, sich auch noch bei der dreizehnten Wahl eines solchen jetzt betheiligen wollen, als ihn der Tod plötzlich und sanft beschlich. Er selbst war zur Anerkenntniß seiner Verdienste zum lebenslänglichen Bürgermeister der freien Hansestadt ernannt. 1773, in demselben Jahre, in welchem Papst Clemens Ganganelli den Orden der Jesuiten aufhob, zu Bremen geboren, gehörte Smidts akademische Jugend zu Jena jener großen Zeit der heranwachsenden Freiwerdung der Geister an. Als Sohn eines Predigers studirte er Theologie, erhielt aber die humanistische Richtung, die das Christenthum nicht zur Secte, sondern zur Weltreligion erweitern wollte. Fichte eröffnete in Jena den jungen Gemüthern das Bereich der freien Selbstbestimmung und den Drang zu solidarischer Mitbetheiligung an der Weltgestaltung. Das war auch in Schillers idealer Dichtung die Triebkraft, die Großes will und vermag. Schiller trug in jenen Jahren als Professor seine Aesthetik vor, die er in den Aufsätzen über Anmuth und Würde, über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, über das Erhabene und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen niederlegte. Hat Smidt vielleicht zu jenen ersten 24 Jünglingen gehört, welche in Schillers Wohnzimmer des großen Lehrers Privatissimum über Aesthetik besuchten? Wir haben vom Bremischen Staatsmann keine Denkwürdigkeiten, nur eine kleine Schrift aus den neunziger Jahren, außer einem Anspruch: „An die Xeniophoren" (1797) nur ein Schriftchen: „Etwas über das Interesse an der Weltgeschichte" (Bremen 1798), nebst politischen und statistischen Aufsätzen in seinem „Hanseatischen Magazin" (1798—1804, 6 Bände). Die Universität Jena hat den Bürgermeister der Hansestadt noch 1829 mit dem Diplom des Doctors der Rechte geehrt. In Zürich hatte sich Smidt als Theolog ordiniren lassen und war dann zu einer Professur der Philosophie am Gymnasium seiner Vaterstadt nach der Heimath zurückgekehrt, um dieser fortan sein ganzes Leben zu widmen. Früh schon ward er in den Senat gewählt, schon 1800, 27 Jahre alt; er hatte vielfache Veranlassung, das Schulwesen der Stadt zu ordnen und der kleinen Republik nach außen hin mit seiner Feder zu dienen. Eine engere Vereinigung der deutschen Hansestädte war zunächst sein staatsmännisches Verdienst, zumal als 1806 der Reichsverband sich löste und Deutschland elend verzweifelnd sich selbst aufgab. Als die drei Hansestädte mit dem französischen Kaiserreiche verschmolzen wurden, fielen die Verhandlungen mit den brusken Generalen der Fremdlinge, namentlich mit Davoust, der in Hamburg eine Schandsäule verdient hätte, in Smidts Bereich. Er gehörte zu den Senatsmitgliedern, deren je zwei die Hansestädte auf Napoleons Befehl nach Paris zu senden hatten, deren Wirken jedoch jener Davoust zunichte machte. Nur der in Paris mit Cuvier geschlossenen Freundschaft verdankte Smidt, daß ihm wenigstens für das Schulwesen seiner Stadt noch Spielraum blieb. Die Beredtsamkeit des Mannes war gleich groß wie das Bereich seiner Kenntnisse und die Feinheit seiner diplomatischen Federführung. Seine Stadt sandte ihn 1813 nach Frankfurt in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, und die Hansestädte verdanken ihm den Bestand ihrer Existenz. Auf dem Wiener Congreß wußte er darzulegen, wie freie See- und Bürgerstädte zur Vermittelung des Handels zwischen deutschen Binnenländern und überseeischen Häfen weit besser wirken und nützen könnten, und die Metterniche der Kaiser und Könige schenkten dem Cicero Bremens Gehör und Glauben. Smidts Bemühungen als Bundestagsgesandten gelang auch die Aufhebung des oldenburgischen Weserzolls und der hannöverschen Mauthen, die Bremens Handel fesselten, seinen Aufschwung unmöglich machten. Ihm gelang auch der Anfangs so unscheinbare Ankauf eines unfruchtbaren Stücks Haide an der Mündung der Geeste in die Weser, desselben kleinen Fleck Landes, auf welchem jetzt Bremerhaven mit 5000 Einwohnern steht und die neue Epoche für Bremens Handel und Rhederei seit 1830 eröffnete. An Schriftwerken hat man von Smidt noch eine 1815 in Hamburg erschienene „Uebersicht der merkwürdigsten Weltbegebenheiten im October 1815", und 1831 in Bremen „Beiträge zur Förderung des Gemeinsinnes und republikanischen Staatslebens." Eine Sammlung dieser, den Meisten nur dem Namen nach bekannten Schriften wäre das beste Denkmal des Mannes.

Man sah es der einfach bürgerlichen Erscheinung des Mannes nicht an, daß Fürsten in Zeiten der Noth bei ihm angeklopft, diplomatische Herrlichkeiten, deren Name glänzender als ihre Thaten, sich bei ihm Raths erholt. Im abgeschabten Oberrock, einen kahlgebürsteten Hut auf dem klugen Haupt, sah ihn Schreiber dieses in den vierziger Jahren auf der „Schlachte" Bremens sich unerkannt durch einen Knäuel Matrosenvolks Bahn brechen. „Na, Kinder, Platz da für noch Einen!" rief er, vierschrötigen Burschen die den Weg sperrten, auf die Schulter klopfend. Es war derselbe Mann, vor dessen gewandter Rednergabe der aristokratische Diplomat im Boudoir der Fürsten oft genug die Segel strich. Bei Johann Smidt ging die simple Geradheit des Bürgerthums mit der Feinheit des klugen Kopfes Hand in Hand. In seinen Audienzen war er sehr schlicht und bestimmt, in seinen Regierungsacten rasch und entschieden; Scheelsüchtige nannten ihn wohl spottweis den Selbstherrscher aller Bremer. Jedenfalls war er mehrere Jahrzehnde hindurch die Seele Bremens und das Haupt jenes Senatcollegiums, das die Altbremer ehedem ihre „Wittheit" (Weisheit) nannten.

Prinz Napoleon.

— Ein Napoleonide an deutschen Königshöfen festlich empfangen, im Opernhause zu Berlin im Ballett „Satanella" rc. in der großen Loge zwischen dem Könige und der Königin, bei der Festparade am Fuße der Bildsäule Blüchers und inmitten der Ritter des eisernen Kreuzes, — ein Neffe jenes Napoleon welcher die Monarchie Preußen vernichten, ihre Hauptstadt dem Erdboden gleichmachen wollte: mit dem höchsten Ordensbande dieser Monarchie, dem schwarzen Adler, geschmückt! In der That, die Weltgeschichte gefällt sich in Contrasten. Wir sind weit entfernt, politische Combinationen machen zu wollen, die Erscheinung des kaiserlichen Vetters in Deutschland für sehr weitgreifend in ihren Wirkungen und in den Richtungen Preußens zu halten. Im Grunde ist der Berliner Besuch nur eine Entgegnung auf den Pariser Besuch des jungen preußischen Thronfolgers, der inzwischen, ohne durch Krankheit verhindert zu sein, jetzt in seiner Breslauer Garnison verblieb und an den Berliner Festlichkeiten nicht theilnahm. Ebenso war der Besuch ein Act der Höflichkeit, nachdem der Kaiser der Franzosen als ehemaliger Schweizerbürger den Neuenburger Streit beizulegen wesentlich geholfen. Man sagt, nach Dresden sei Prinz Napoleon gegangen, um sich das Dresdener Schlachtfeld zu besehen, er will auch nicht verschmähen, zugleich das Feld der Leipziger Völkerschlacht in Augenschein zu nehmen; Herr Thiers, der Historiker der französischen Kaiserzeit, hat dies arg versäumt! Weitgreifender scheint Manchem die Frage: Wird der Sohn Jérome's alte Verwandtschaftsband ein Deutschland geltend machen oder neue knüpfen wollen? Hieronymus Napoleon, der jüngste Bruder des großen Kaisers, seit dem Tilsiter Frieden König von Westfalen, seit 1815 Herzog

von Montfort genannt (nachelgenem Ermessen), dann Gouverneur der Invaliden zu Paris, jetzt 72 Jahre alt, war bekanntlich in zweiter Ehe mit einer Tochter des Königs Friedrich von Württemberg vermählt, derselben deutschen Prinzessin, welche nach der Schlacht bei Waterloo ihre Deutschheit mit der Erklärung erwies, dem Gatten treubleiben und folgen zu wollen wohin es sei. Napoleon weiland rühmte das auf St. Helena und ließ in seinen Denkwürdigkeiten vermerken, diese Dame habe damit ihren Namen in den Annalen der Geschichte verewigt. Die württembergische Prinzessin starb 1835 in Lausanne. Ihre und Jérome's drei Kinder sind sämmtlich in Triest geboren. Ihr Erstgeborner starb später in Florenz, nachdem er württembergischer Officier gewesen. Die 1820 geborene Tochter aus dieser Ehe, Mathilde, heirathete den russischen Grafen Demidoff und lebt am Hofe ihres Vetters in Paris. Ein Jahr nach ihr ward der jetzige Prinz Napoleon Bonaparte (9. September) geboren, ist also gegenwärtig ein Mann von 34 Jahren, in der besten Blüthe des Alters, nach dem Ermessen Mancher der Träger der Zukunft Frankreichs, selbst in Anbetracht des directen Sprößlings des gegenwärtigen Kaisers. Prinz Napoleon ist seinem großen Oheim vielleicht noch ähnlicher als sein Vetter, der Kaiser, auch äußerlich in den Gesichtslinien, obschon fleischiger, und dem körperlichen Längenmaß nach um vieles größer. Gegen die Maximen des weiland Präsidenten Louis Napoleon stand er in Opposition; er schien, so schrieben weiland die Pariser, mehr Republikaner zu sein als Jener; Viele glaubten in ihm einen zweiten Cavaignac zu sehen, einen Cavaignac mit der Aureole, die zugleich der Name Napoleon giebt! Der Präsident Louis Napoleon schien ihn entfernen zu wollen vom Centrum der Dinge; eine Gesandtschaft nach Madrid diente 1849 zu diesem Zwecke. Als die Legislative in Paris zu tagen begann, reiste Prinz Napoleon von Madrid ohne Urlaub ab und der Moniteur zeigte an, daß er von seinem Posten entlassen sei. Ehedem hatte der erste Napoleon seinen Bruder den Republikaner Lucian in gleicher Weise nach Madrid exiliren wollen. Wir urtheilen darüber nicht, wir stellen nur die Thatsachen hin, deren Parallele Jeder ziehen mag wie er will. Jetzt machte der Prinz Napoleon Besuche in Deutschland. Er versteht, von seiner Mutter, der württembergischen Königstochter, her, so gut Deutsch, daß man ihm im Dresdener Theater „die Grille" vorsetzen durfte; es ward ihm damit ein gemüthlicher Vergleich mit der Petite Fadette von George Sand geboten. In Berlin hatte er nur Parade, Oper und Ballet. Was deutsche Vermählungsprojecte betrifft, so gehen sie auf eine Enkelin jener Stephanie, deren Tochter einen Fürsten Hohenzollern heirathete.

Der russische Zolltarif.

st. Die hermetische Absperrung der Landgrenze gegen Deutschland ist eine alte Beschwerde, deren Einfluß auf die Verstimmung die bei uns gegen Rußland mehr und mehr entstanden ist, ein bedeutender sein dürfte. In der Zeit der innigsten Freundschaft gelang es Preußen niemals, seinen Ostprovinzen Erleichterungen zu verschaffen. Daß der neue Kaiser Aenderungen eintreten lassen würde, stand fest, als die russischen Zeitungen Reihen von nationalökonomischen Aufsätzen brachten, in denen Rußlands Nichtbefähigung zum Industriestaat nachgewiesen wurde. Aus einem vom „Nord" veröffentlichten Tarif ersehen wir, wie weit man in Petersburg zu geben gedenkt. Die Liste der Zollherabsetzungen ist lang und begreift wichtige und unwichtige Artikel, Luxusgegenstände und Waaren des täglichen Bedarfs. Um die Hälfte oder noch mehr ermäßigt werden die Zölle auf Früchte, ungefärbte Twiste, rothe Fäden, Zink, Nähseide, breite weiße und gefärbte baumwollene Gewebe, feine Quincaillerie, Gummi und Artikel aus Gummi, verarbeitetes Kupfer, bearbeitetes, nicht polirtes Holz, rohe Seide, optische, mathematische und chirurgische Instrumente, polirte Kunsttischlerwaaren, Stiefel und Halbstiefel, Leinen, bronzene Artikel, façonnirtes Gold und Silber, Posamentierwaaren, gefirnißte Bleche, Flinten und Pistolen, fertige Kleidungsstücke für Frauen, Seife, Stearine und Lichte, Tücher, Shawls, Tuche in allen Farben, geheftete und gebundene Bücher. Beträchtliche, wenn auch nicht bis zur Hälfte des früheren Betrags gehende Ermäßigungen werden vielen anderen Artikeln zu Theil. Unverändert bleiben die Zölle auf Champagner, Zucker und Tabak von allen Sorten. In wiefern jene namentlich angeführten Ermäßigungen nach Lage der Production und des Marktbedarfes in Rußland den ehemaligen Prohibitivzöllen noch den Charakter von Schutzzöllen bewahren, sind wir zu beurtheilen nicht im Stande. Das Prohibitivsystem ist jedenfalls gefallen.

Geschichten und Bilder von der Dresdener Gallerie.

— Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, berühmte Bilder durch Züge und Scenen aus dem Leben der Maler zu erklären. Julius Mosens geistreiches Buch zur Erläuterung und zum Verständniß der Bilder (Dresden 1844) war viel zu abstract und erging sich in metaphysischen Tendenzen. Concret aus der wahren Lebenssituation erwächst die beste Deutung des Kunstwerks, wie ja z. B. Goethe's Dichtungen oft nur aus persönlichen Ereignissen und Begegnungen deutlich werden. A. v. Sternberg hat den glücklichen Gedanken gefaßt, Bildwerke der Dresdener Gallerie durch Züge aus dem Leben der Maler zu erklären. Zwei seiner Malernovelletten brachte unser Blatt, „Rembrandt und die Gräfin von Flandern" (1856 Nr. 30) und „Das Grab des Juden" von Ruisdael (1857 Nr. 1). Jenes Bild figurirt in den Katalogen gewöhnlich als ein Festmahl des Ahasver und der Esther, während Mosen es als die Hochzeit des Simson deutete und J. G. v. Quandt in seinem „Begleiter" noch kürzlich diese Erklärung als verdienstlich rühmte. A. v. Sternberg erzählt aber jetzt, wahrscheinlich nach Sandrart, einen Zug aus Rembrandts Leben, der dem Bilde ein ganz anderes Verständniß giebt. Ruisdaels „Grab des Juden" ist bisher als „Kirchhof" von Professor Hübner im officiellen Katalog als „Judenkirchhof" bezeichnet. Sternberg erzählt eine Geschichte, welche diese Bezeichnung näher erörtert. Er citirt jedoch nicht Sandrart dabei, der in seiner „deutschen Akademie" (2 Foliobde. 1675 und 79) das Leben der Maler schrieb und, wenn nicht ihr Zeitgenosse, doch ihrer Epoche so nahe, noch aus dem Munde der Mitlebenden Bericht geben konnte. Diese beiden Malergeschichten aus der gewandten Feder Sternbergs sind äußerst willkommene Gaben, zumal wenn Sandrart dafür bürgt, daß hier keine müßige Zuthat von heute die Wahrheit und Wirklichkeit der Erzählung aus dem Leben der beiden Maler stört, kreuzt und launenhaft entstellt. Leider hat der Autor, der jetzt eine Anzahl von zehn solcher Novelletten und Scenen unter dem Titel: „Die Dresdener Gallerie. Geschichten und Bilder" (Leipzig bei Brockhaus) zusammenstellte, bei anderweiten Skizzen willkürlich Erfundenes mit authentisch Ueberliefertem ohne Scheu und ohne Scrupel, leider auch ohne Andeutung dessen was er fingirte, durcheinandergemischt. Man kann und darf selbst in historischen Romanen erfinden, weil an Thatsachen gewisse Heimlichkeiten und Dunkelheiten nur durch psychologisch und sachlich richtige Erfindungen menschlich und klar werden; wenn aber der Novellist zugleich Cicerone für Kunstwerke sein will und für deren Verständniß selbst andere Benennungen vorschlägt, so wird er zum müßigen Münchhausen, wenn seine Erzählung nicht auf überlieferten, von Gewährsmännern wenigstens angedeuteten Wahrheiten aus der Wirklichkeit beruht. Wir können nicht entscheiden, was in dieser Sternberg'schen Exegese großer Bilder blos anmuthige Plauderei ist; aber diese Malergeschichten würden wesentlich gewonnen haben, wenn sie sich uns als glaubhaft hinstellten. Die acht übrigen Skizzen führen uns folgende Maler mit je einem ihrer Bilder vor. „Die Burg der Häßlichen" von Jan Asselyn, Crabatje (Seekrebs) seiner persönlichen Mißgestalt wegen genannt, giebt eine artige und sinnige Vertheidigung der niederländischen Liebhaberei für weibliche Un-

schönheiten. Des jüngern Van der Neer Bild, das die Gallerie besitzt, wird uns als „Die Rose von Harlem" erklärt, indem des Malers Geliebte, mit ihrem Vater, einem Advocaten, nach Lyon versetzt, sich diesen Namen in der fremden Umgebung erwarb und dort am gebrochenen Herzen starb. Holbeins „Vision" ist von Sternberg schwach aufgefaßt und verräth Unkenntniß des kürzlich wieder im Druck erschienenen Büchleins: „Der Maler Holbein" (mit Holzschnitten, Basel bei Fischer 1857), welches weit thatsächlicher und reicher Scenen aus des Malers Leben hinstellt. In Teniers' „Hexenküche" führt uns A. v. Sternberg leicht und gefällig in das Dorf Perk bei Antwerpen, in das Teniers sich aus dem Geräusch der Welt zurückzog, um zu arbeiten, und wo wir auch den genialen Juan von Oesterreich als Malerdilettanten finden. Adrian Brouwer, das verkommene Malergenie der Schänken und Trinkgelage, erhält seine Lebensskizze. Er war als Knabe von einem filzigen Meister, Franz Hals, in seiner Werkstatt dressirt und bei verschlossenen Thüren zur Arbeit mißbraucht, bis er mit Hülfe des Genossen aus Lübeck, Ostade, seinem Peiniger entfloh, aber in den Orgien der Kneipenwirthschaft, trotzdem Rubens ihn zu retten suchte, früh unterging. „Der Liebesgarten" vom Meister Peter Paul, und Cignani's „Weib des Potiphar" erhalten in Sternbergs Schilderung ganz züchtig und decent gehaltene Skizzen. In der Geschichte aus Paul Veronese's Leben, betitelt: „Der Unbekannte," scheint sich der Erzähler geirrt zu haben; nicht die Hochzeit zu Cana, sondern das jetzt aus dem Hause Pisani zu Venedig nach London an das dortige Nationalmuseum verkaufte Bild: La tenda di Dario (Zelt des Darius, in welchem Alexander die gefangene Königsfamilie empfängt), ist nach glaubwürdiger Versicherung dasjenige Bild, das der Künstler den Gastfreunden im Palast Pisani zum Dank hinterließ.

Die Stimme und Sprache des Menschen.

p. An Sänger, Gesanglehrer, Sprachforscher, Pädagogen und Andere, welche mit dem menschlichen Stimm- und Sprachorgan zu thun haben, werden jetzt große Forderungen gestellt. Sie sollen für ihr künstlerisches oder wissenschaftliches Thun einen soliden Grund legen und sich mit Fleiß in das anatomische und physiologische Gebiet der „Anthropophonik" begeben. Dort finden sie freilich eine so große Fülle von Thatsachen, daß Viele alsbald von dem Bewußtsein, diese nicht bewältigen zu können, zurückgeschreckt werden und schnell, um die voraussichtlich vergebliche Mühe zu sparen, mit leeren Händen weggehen. Das Detail des Baues und der Thätigkeit aller bei der Bildung von Laut und Sprache thätigen Werkzeuge am menschlichen Körper, die Ausdehnung der Lehre von der Tonbildung in ihrer mathematischen Genauigkeit und die Schwierigkeit, so zahlreiche anatomische Erscheinungen mit den Lehrsätzen der Physik in eine, selbst für die geübtesten Experimentatoren des Fachs hier und da noch dunkle Verbindung und Beziehung zu bringen, verlangen zu ihrer Bewältigung eine Ausdauer, welche namentlich von Künstlern nicht erwartet, aber auch, Gott sei Dank, nicht in dem Grade gefordert werden darf, wie Manche vermeinen. Der Gesanglehrer mag wohl mehr gezwungen sein, sich das um so schwierigere Wissen anzueignen, als ihm schon die Terminologie der Anatomen, Physiologen, Physiker und Mathematiker nicht immer verständlich ist. Ihm wird ein gründliches Eingehen auf jene Gebiete der Anthropologie und Physik nicht erspart. Ein gleichzeitig musikalisch-gebildeter und durch eigene Sprechfehler auf das Studium der Sprachbildung hingeführter Arzt, Dr. Merkel hat, außer den Aerzten, die sich speciell für die Sache interessiren, gewiß vorzugsweise die Gesanglehrer als Leser im Auge gehabt, bei dem von ihm verfaßten Werke: „Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans" (Anthropophonik), welches vor kurzem (in Leipzig bei Ambrosius Abel) erschien. Die physiologischen Reflexionen aus seinen Gesangstudien sind werthvoll. Er findet unter Anderm die bekannten Lieder Mendelssohns: „O wunderbares Schweigen" und: „Im Grün erwacht," in welchen keine einzige Pause vorgezeichnet und dem Sänger zugemuthet ist, 36 oder 45 Tacte wo möglich in Einem Athem zu singen oder nur so kurz und verstohlen zu athmen, daß dadurch der musikalische Gedanke nicht unterbrochen wird, sehr unphysiologisch und die Stimme des Sängers bald ruinirend. Ueberdies wird nach ihm nicht einmal der vom Componisten beabsichtigte Kunsteffect dabei erreicht. „In dieser Hinsicht," sagt der Verfasser, „waren die alten Componisten, die sich immer erinnerten, daß der Sänger ein luftathmendes Geschöpf ist, doch vernünftiger und besonnener!"

Eine andere Veranlassung und andere Tendenz hatte Dr. Brücke mit seinen veröffentlichten „Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute" (Wien 1856). Seine Untersuchungen sind für Linguisten und Taubstummenlehrer von größtem Interesse. Durch eine Abhandlung Rudolph v. Raumers war er auf sein Thema gekommen, indem Raumer gemeint hatte, daß es, wenn wir einmal an unserer Orthographie ändern wollen, gerathen sei, sie mehr als bisher mit der Aussprache in Uebereinstimmung zu bringen, anstatt uns von diesem Ziele alles Schreibens noch weiter zu entfernen. Die Forschung über die Sprachlaute geht auf zwei Wegen vorwärts: die Sprachforscher untersuchen die Art, wie die Sprachlaute die Nachbarlaute afficiren oder von ihnen afficirt werden, und wie sie ihren historischen Uebergang aus einer Sprache in die andere gemacht haben. Die Physiologen hingegen untersuchen Entstehung, Natur und Eigenschaften der Sprachlaute durch directe Beobachtungen. Beide Methoden können nie sich widersprechende, wohl aber sich ergänzende Resultate haben. Da nun den Sprachforschern häufig die physiologische Betrachtungsweise der Lautbildung abgeht und sie häufig Systeme von Sprachlauten aufstellen, in denen Verstöße gegen die physiologische Verwandtschaft derselben vorkommen, so muß von nun an, wo Brücke ihnen die Kenntnisse über den Mechanismus der Sprache bietet, dem Mangel um so schneller abgeholfen werden, als jetzt eben die Linguisten daran gehen, eine systematische Anordnung der Sprachlaute als Grundlage einer allgemeinen phonetischen Schreibweise aufzustellen. Sprachforscher und Missionsgesellschaften fühlen ja immer mehr die Aufgabe, sich Behufs der gleichförmigen Transscription fremder Sprachen unter einander zu einigen.

Westslawischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken in ihren Märchen, Sagen, Geschichten, Volksgesängen und Sprüchwörtern. Herausgegeben von Joseph Wenzig. 21 Bgn. 8. Mit Melodien. (Erscheint im Juni bei Carl B. Lorck in Leipzig. Preis 1 Thlr.)

Die Böhmen, Mähren und Slowaken gehören, wenn auch in ihrer Geschichte geschieden, einem und demselben, dem cechoslawischen, Sprachstamme an und bilden einen, sieben Millionen starken Theil der Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates. Es soll dies Buch ein Charakterbild dieser Stämme abgeben und dazu dienen, einen Blick in das innere und äußere Leben der Cechoslawen zu erschließen. Wenn die Sammlung auch dem wissenschaftlichen Forscher in mancher Beziehung brauchbaren Stoff bieten wird, so ist es doch nicht die Absicht gewesen eine gelehrte Arbeit zu liefern, sondern dem gebildeten Publicum einen ästhetischen dabei aber zugleich lehrreichen Genuß zu verschaffen. Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Märchen, Sagen und Geschichten, die zweite Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter umfaßt. Mehreren der Volkslieder sind die Melodien beigegeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 23. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [6. Juni.

Inhalt.

Die Grands-Jours der Auvergne.

Die Grands-Jours, eine aus dem Mittelalter stammende und bis in das 17. Jahrhundert bestehende Justizeinrichtung Frankreichs, waren außerordentliche Assisen, abgehalten durch vom König ernannte Commissarien in Provinzen, wo die gewöhnliche Justiz ohne Macht war. Diese Commissarien, aus den Parlamenten und den Maîtres des Requêtes gewählt, waren mit einer ungewöhnlichen Autorität ausgestattet. Sie hatten das Recht, ohne Appellation wegen Verbrechen jeder Art selbst zum Tode zu verurtheilen, und auch ausgedehnte Verwaltungsbefugnisse, wie Bestimmungen über die Preise der Lebensmittel, über Maß und Gewicht, über geistliche Disciplin rc. zu erlassen. Als unmittelbare Delegirte der königlichen Gewalt vertraten sie dieselbe mit ihrer Person in den entlegensten Provinzen und bewiesen, daß ihr Arm die gefürchtetsten Verbrecher selbst an den äußersten Grenzen des Königreichs erreichen könne. Sie waren von Anfang an eine gewaltige Waffe des Königthums gegen die Feudalaristokratie und bezeichnen den langen und heftigen Kampf zwischen diesen beiden Mächten, der mit der Niederlage der Letzteren endigte.

Die ersten Grands-Jours fanden in den nun mit Frankreich vereinigten Provinzen Champagne und Normandie (unter Philipp dem Schönen) statt, um die königliche Gewalt zur Geltung zu bringen; sie wurden aber nach der Vertreibung der Engländer auch in den anderen Provinzen eingeführt, um die während des hundertjährigen Krieges entstandene Feudaltyrannei zu bekämpfen, und überall die Ordnung und die königliche Autorität herzustellen. Am häufigsten waren sie unter Franz I., der in den Jahren 1519—1547 nicht weniger als zwölf abhalten ließ. Die Grands-Jours von Poitiers 1531 dauerten zwei Monate, erledigten über fünfhundert Processe und sprachen zwölf bis dreizehn Todesurtheile wegen Waffentragen, Kirchenschändung, Raub und Widersetzlichkeit gegen die Justiz aus. In dem Maße, wie die Ordnung und die monarchische Autorität sich in Frankreich befestigten, wurde die Anwendung der Gesetze leichter und die Nothwendigkeit, zu den Grands-Jours seine Zuflucht zu nehmen, seltener. Es finden sich daher im 17. Jahrhundert nur noch wenige Beispiele. Diese wurden durch die Fronde herbeigeführt, diesen letzten Versuch der Großen, die anarchische Unabhängigkeit wiederherzustellen, die ihnen Richelieu genommen hatte.

Die Grands-Jours setzten einen Zustand voraus, wo die Feudalität noch ihren ganzen alten Uebermuth besaß, den Localgerichten hohnlachte und es nothwendig machte, daß der König, der Beschützer aller Unterthanen, den Arm ausstreckte, um das Gleichgewicht der Justiz wiederherzustellen. Der König ernannte dann einen außerordentlichen Gerichtshof, der die ganze Gewalt eines Parlaments ausübte. Als Ludwig XIV. nach dem Tode Mazarins die Regierung übernahm, gehörte Auvergne zu den Provinzen, welche durch die Häufigkeit der Verbrechen und durch die Frechheit, mit der sie verübt wurden, sich am meisten auszeichnete; 1661 und die folgenden Jahre hörten die Intendanten nicht auf, Colbert eine ganze Reihe von Gewaltthaten, Widersetzlichkeiten und Verbrechen des Adels anzuzeigen, der in seinem Beginnen sogar von Justizbeamten und vor Allem vom Gouverneur der Provinz, dem Herzog von Bouillon, beschützt ward; deshalb wählte man auch die Auvergne, um mit den Grands-Jours zu beginnen. Auch andere Provinzen hatten ihre außerordentlichen Assisen, aber die von Clermont waren die letzten, wo die alte Institution der Grands-Jours in ihrer ganzen Feierlichkeit und mit dem ganzen Umfang der ihr anvertrauten Gewalt auftritt. Sie werfen zugleich ein interessantes Licht auf die damaligen Zustände in den Provinzen Frankreichs, und eine kurze Darstellung ihrer Verhandlungen mag dazu dienen, dem Leser ein französisches Culturbild aus dem 17. Jahrhundert vorzuführen.*)

Die Declaration des Königs, welche die Grands-Jours in Clermont errichtete, war vom 31. August 1665 datirt und wurde am 5. September im Parlamente einregistrirt. Herr de Novion war der Präsident dieses außerordentlichen Gerichts, das unter ihm aus sechzehn Räthen bestand und bei dem Denis-Talon zum

*) Mémoires de Flechier sur les Grands-Jours d'Auvergne en 1665, annotés et augmentés d'une appendice par Cheruel et précédés d'une notice par Sainte Beuve. Paris 1856.

Generaladvocaten ernannt war. Die Commission traf am 25. September 1665 in Clermont, der Hauptstadt der Auvergne, ein, und saß bis zum 4. Februar des folgenden Jahres, jedoch, trotz der vielen Todesstrafen, die sie verhängte, und der schweren Verbrechen, die sie abzuurteln hatte, mehr um zu schrecken, als um zu strafen.

Das erste und zugleich vornehmste Opfer war der Vicomte de la Mothe de Canillac, „ein sehr angesehener Mann in der Provinz und nach dem Dafürhalten Aller der unschuldigste von allen Canillacs." Das hinderte nicht, daß er sich nicht einige kleine Verbrechen vorzuwerfen hatte; aber er war ein Verwandter des Präsidenten der Grands-Jours, des Herrn de Novion, und vertraute fest auf seine verhältnißmäßige Unschuld, sodaß er sogar die Verblendung mehrerer seiner Freunde beklagte, die vorgezogen hatten, die Provinz zu meiden, solange die außerordentliche Commission ihre Sitzungen hielt, und ihrem Beispiele zu folgen sich weigerte. Aber er hatte Erinnerungen aus der Zeit der Fronde gegen sich, hatte gegen den König Waffen getragen, und der Präsident fühlte, wie Menschen die ihres Gewissens nicht recht sicher sind, das Bedürfniß, mit einem Glanzeffect zu beginnen, der seine Unparteilichkeit laut verkündete. Er schrieb auch an Colbert: „Ich habe gestern Abend den Grafen v. Canillac Pont du Chateau, den Schwager meines Vetters, verhaften lassen. Beurtheilen Sie demnach, ob ich persönliche Rücksichten nehme, wenn es dem Dienste des Königs gilt. Ich weiß noch nicht, was die klagende Partei gegen ihn vorbringen wird; aber es ist doch ein lautes Zeugniß, daß hier Gerechtigkeit ohne Unterschied der Person geübt wird."

Herr de la Mothe war während des Bürgerkriegs angegangen worden, sich der Partei des großen Condé anzuschließen, und hatte von ihm Geld empfangen, um einige Trupps Reiter anzuwerben. Als Agenten dafür nahm er einen Edelmann Namens d'Orsonnette, dem er 5000 Francs Werbegeld bezahlte; damit glaubte er die Sache in besten Gang gebracht zu haben, begab sich zum Prinzen Condé, wartete aber dort vergeblich auf die anzuwerbenden Reiter, weshalb ihn Condé Vorwürfe über schlechte Verwendung des Geldes machte. Das ertrug der stolze Charakter des Vicomte nicht. Er trat von der Partei des Prinzen zurück, begab sich wieder nach der Auvergne und verlangte von d'Orsonnette Rechenschaft über das ihm anvertraute Geld. Da er diese nicht ablegen und auch das Geld nicht wieder erstatten konnte, so kam es zwischen Beiden zum offenen Bruch und sie standen sich als erklärte Feinde gegenüber. Nach Verlauf einiger Zeit begegneten sich Beide auf der Landstraße, der Vicomte von dreizehn oder vierzehn Reitern begleitet, d'Orsonnette nur von vieren. Letzterer ergriff die Flucht, ward aber von de la Mothe und seinem Trupp über zweitausend Schritt weit bis in ein nahes Dorf verfolgt und von ihm durch den Leib geschossen. Außerdem wurde noch einer seiner Begleiter verwundet und der Falkenier todtgeschossen. Der Abolitionsbrief, dem sich der Vicomte v. Canillac vom Herrn v. Caumartin hatte ausstellen lassen und in dem er bekannte, auf d'Orsonnette und den Falkenier geschossen zu haben, diente jetzt als Hauptbeweismittel gegen ihn; er wurde am 23. October verurtheilt und vier Stunden darauf hingerichtet.

Die Festnehmung und Hinrichtung des Herrn v. Canillac und einige weitere Verhaftungen machten unter dem Landvolke ungeheures Aufsehen: es sah jetzt, daß es Hülfe gegen seine Bedrücker erlangen konnte und zeigte nicht schlecht Lust, jetzt selbst zum Tyrannen zu werden. Der Präsident Novion scheint dem beinahe beifällig zugesehen zu haben, denn er schrieb kurz darauf an Colbert: „Wir haben eine große Anzahl Gefangene; sämmtliche Prevots sind in Thätigkeit und verbreiten überall hin Schrecken. Die Auvergnaten haben nie so gut wie jetzt erfahren, daß sie einen König haben. Ein Edelmann klagte mir neulich, er habe einem Landmann, der sich unverschämt gegen ihn benommen, den Hut vom Kopfe geschlagen, und Dieser habe ihn keck geheißen, den Hut wieder aufzuheben, sonst werde er ihn vor Leute führen, die ihn zwingen würden, ihn wieder vom Schmuze zu reinigen. Noch niemals hat soviel Bestürzung unter den Großen und soviel Freude unter den Kleinen geherrscht!" Wenn ein Edelmann nicht höflich mit den Landleuten sprach und sie zu grüßen unterließ, so drohten sie mit den Grands-Jours, die den Adel schon strafen würden. Eine auf dem Lande wohnende Dame klagte, daß sich alle ihre Bauern Handschuhe gekauft hätten und der Meinung wären, sie brauchten nicht mehr zu arbeiten. Wenn Vornehme, welche die strengste Justiz nicht zu fürchten hatten, nach Clermont kamen, versicherten die Landleute sie ihres Schutzes und stellten ihnen Zeugnisse ihres guten Lebenswandels aus, als ob das Verhältniß sich umgekehrt und sie die Herren ihrer Herren geworden wären. Unter dem Adel verbreitete das Einschreiten der Grands-Jours dagegen das größte Entsetzen. Jeder, der sich einer Schuld bewußt war, suchte sich mit den Verletzten zu vergleichen, oder ergriff die Flucht, wenn dies nicht gelang. Es trat fast eine allgemeine Auswanderung der Edelleute ein.

„Der unschuldigste der Canillacs" hieß der Vicomte de la Mothe, denn seine Familie gab den Grands-Jours viel zu thun. Zunächst kam Herr v. Beaufort-Canillac an die Reihe. Er war mehrerer gewaltthätigen Erpressungen und einer That angeklagt, die einem Meuchelmorde sehr ähnlich sah. Er war in einem Dorfe, wo ein Fest oder ein Markt war und sah, in den Gassen spazieren gehend, einen Herrn an einem Fenster stehen, dem er einige spöttische Worte zurief. Dies führte zu einem Wortwechsel, infolge dessen Beaufort, von einigen seiner Freunde begleitet, in das Haus einbrach, den Andern mit dem Degen in der Hand angriff und ihn nach hartnäckiger Gegenwehr niederstieß. Obgleich dies Verbrechen schwer genug war, hatte doch Herr v. Beaufort den Muth, die Ankunft der Grands-Jours abzuwarten. Als er jedoch die Verhaftung des Vicomte de La Mothe, seines Verwandten, erfuhr, machte er sich schleunigst aus dem Staube und konnte daher nur in contumaciam verurtheilt werden. Der Spruch des Gerichtshofs lautete auf Todesstrafe und eine Geldbuße von 25,000 Livres.

Ein dritter Canillac, der Marquis du Pont du Chateau, empfing als Seneschall von Clermont die Herren Commissarien der Grands-Jours an der Spitze des Adels der Provinz und zog es vor, sich freiwillig dem Gericht zu stellen. Er war mehrerer Verbrechen angeklagt und alle Welt war überzeugt, daß er sie verübt hatte, aber es wollte durchaus nicht gelingen, ihn zu überführen. Eine Unzahl Zeugen, die man abhörte, schienen nur gekommen zu sein, um freisprechende Aussagen zu thun. Man beschuldigte ihn, den Baron d'Anglar im Duell hinterlistig getödtet zu haben und die ganze Provinz wußte davon, aber gerichtliche Beweise beizubringen blieb unmöglich; man sagte ihm nach, schreckliche Bedrückungen auf seinen Gütern zu üben, aber alle seine Gerichtsunterthanen

waren seines Lobes voll, sowie sie vor den Richtern erschienen; man gab ihm Schuld, Frohndienste unrechtmäßig gefordert zu haben, aber seine Bauern sagten aus, er wäre in dieser Hinsicht immer zu bescheiden gewesen und sie wären ihm viel mehr schuldig wegen der vielen guten Dienste, die er ihnen beständig leistete. Er hatte jedoch einen Feind, der ihn mit Ausdauer verfolgte und der durch seinen Eifer den ersten Anlaß zur Einsetzung der außerordentlichen Commission der Grands-Jours gab. Dies war ein gewisser Chardon, Rath an einem Untergericht zu Clermont, der ein Mädchen von dem Gute des Grafen v. Canillac geheirathet hatte, in der Hoffnung, dadurch zu einigem Vermögen zu gelangen. Und als er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, machte er seinem Schwiegervater das Leben so schwer, daß Dieser sich veranlaßt fand, den Grafen v. Canillac unter der Bedingung, daß er ihn gegen seinen Schwiegersohn schütze, 2000 Livres zu cediren. Dies war zu Lebzeiten des Vaters des Grafen v. Canillac, von dem wir jetzt sprechen, geschehen, aber auch der Sohn that was der Vater vor ihm gethan, und beschützte nicht nur den Schwiegervater, sondern verfolgte auch den Schwiegersohn und seine ganze Familie auf so grausame Weise, daß dieser keinen andern Ausweg mehr sah, als sich an den König um Schutz zu wenden. Bei Hofe betrieb er seine Sache mit solcher Thätigkeit, daß man hauptsächlich durch ihn auf den ungeordneten Zustand der Provinz aufmerksam wurde. Als Novion zum Präsidenten der Grands-Jours ernannt wurde, reichte Chardon sogleich eine Bittschrift ein, in welcher er die Verwandtschaft des Präsidenten mit den Canillacs hervorhob, und hörte nicht eher auf zu klagen, als bis der König ihm versprach, daß keine Vetterschaft dem Gange der Gerechtigkeit hindernd in den Weg treten sollte. Daher rührte die Unparteilichkeit Novions und der Eifer, Canillac zu verhaften, der schon zu Anfang dieses Artikels hervorgehoben ist. Die Folgen für den Gefangenen beschränkten sich jedoch auf eine Strafrede, in welcher der Präsident ihn aufforderte, sich zu bessern und ihm nicht verhehlte, daß der ganze Gerichtshof von seiner Schuld vollkommen überzeugt sei und daß Alles darauf hinweise, daß die Beweise bei Seite geschafft und die Zeugen bestochen worden wären, und auf eine Geldstrafe von 500 Livres.

Die Krone der Canillacs war jedoch Jacob Timoleon v. Beaufort, Marquis v. Canillac, „der größte und älteste Sünder der Provinz," wie ihn unser Berichterstatter, der Abbé Flechier, nennt. Vor mehr als sechzig Jahren schon hatte er seine Laufbahn als Bösewicht begonnen und war sich von dieser Zeit an beständig treu geblieben. Und während andere Verbrecher, wenn keine andere Strafe sie trifft, doch wenigstens Reue fühlen, kannte dieser bei aller Lasterhaftigkeit Gewissensbisse nicht und that Böses mit frechem Lachen. Er war das Haupt eines vornehmen Hauses, welches der Christenheit zwei Päpste, Clemens VI. und Gregor XI., und Frankreich mehrere tüchtige Kriegsmänner gegeben. Daher hatte er auch das Recht auf eine Pension Anspruch zu machen, so oft ihn der Stand seiner Angelegenheit nöthigte eine Zuflucht in Italien zu suchen. Auf die erste Nachricht von den bevorstehenden Grands-Jours machte er sich reisefertig, verließ die Auvergne und durcheilte das Languedoc. Der Großprévot begegnete dem Tragbett auf der Landstraße und wollte wissen wer darin sei. Man sagte ihm, es sei eine kranke Dame die von einem ihrer Landhäuser zurückkehrte. Damit begnügte sich jedoch der Beamte nicht, denn er hatte verschiedene Verhaftsbefehle gegen mehrere Edelleute seiner Provinz in der Tasche und hegte den Argwohn, es möchte ein verkleideter Flüchtling sich in dem Tragbett versteckt haben. Er schlug daher den Vorhang zurück und erblickte eine Dame deren schreckliches Gesicht ihm Furcht eingeflößt hätte, wenn er nicht bereits näher mit ihm bekannt gewesen wäre. Der Marquis grüßte ihn sehr demüthig und wollte nach einigen Worten über die Freundschaft die sie früher mit einander verbunden, seine Reise fortsetzen. Aber man bedeutete ihn, daß er einen Augenblick warten müsse bis die Verhaftsbefehle durchgesehen wären. Zum Glück befand sich keiner mit seinem Namen darunter, und der Großprévot ließ ihn seine Straße ziehen, obgleich er recht gut wußte, daß man es mit seiner Competenz nicht sehr genau nehmen würde, wenn er einen so wichtigen Fang machte, entweder weil er über seine Bestallung nicht hinauszugehen wagte, oder weil er einen greisen Edelmann nicht ins Verderben stürzen wollte, den er früher zu seinen Freunden gezählt und der ohnedies nur wenige Jahre zu leben hatte. Der Herr v. Canillac beschleunigte aber seine Reise aus Furcht, einem anderen Prévot zu begegnen, der vielleicht nicht ganz so nachsichtig war als dieser. Als er erfuhr, daß man Herrn de la Mothe den Proceß machte, schrieb er, daß die Urtheile der Menschen sehr ungerecht wären, und daß sie sich sehr häufig irrten; aber zuletzt müßten sie doch ihren Irrthum eingestehen; in ganz Auvergne nannte man de la Mothe den Klugen und Canillac den Thoren, und so würde man jetzt zugeben müssen, daß Canillac der Kluge und de la Mothe der Thor gewesen sei.

Groß war der Marquis von Canillac hauptsächlich in der Erpressung von Abgaben von seinen Unterthanen. Man erhob auf seinen Besitzungen Kopfsteuer auf Rechnung des gnädigen Herrn, der gnädigen Frau und sämmtlicher Kinder des Hauses, welche die Gutsangehörigen neben der königlichen Steuer zahlen mußten. Allerdings rechtfertigten sehr alte Urkunden die Erhebung von Abgaben in Fällen, wo der Grundherr oder sein ältester Sohn sich verheirathete; aber der Marquis verstand die Kunst, die Abgaben zu vervielfältigen, und erhob alle Jahre was Andere nur einmal in ihrem Leben erhoben. Um seine Pläne leichter auszuführen und jeden Widerspruch zu unterdrücken, unterhielt er in seinen Schlössern zwölf Bösewichter, die zu jedem Verbrechen bereit waren. Er nannte sie seine zwölf Apostel, welche mit dem Degen und dem Stock alle katechisirten, welche seinem Gesetz nicht gehorchen wollten und die grausamen Aufträge ihres Herrn mit der größten Gewaltthätigkeit vollzogen. Er hatte ihnen sehr apostolische Namen gegeben wie Sans-Fiance und Brise-Tout und ähnliche. Den Schrecken, den er seiner Umgebung durch diese Gehülfen einflößte, benutzte er um sehr hohe Steuern auf die gewöhnlichsten Lebensmittel zu legen, und da sich seine Unterthanen in Folge davon einer allzugroßen Mäßigkeit befleißigten, so verstand er auch Die durch Steuern zu treffen, welche zu wenig aßen. Das größte Einkommen brachte ihm die Justizverwaltung ein. Er ließ wegen der geringsten Kleinigkeit arme Teufel einstecken und verurtheilen und zwang sie, ihre Strafen durch Geld zu büßen. Häufig wußte er seine Unterthanen zu Verbrechen oder zu Vergehen zu verleiten, und dann mit großer Strenge die deshalb aufgelegten Geldbußen einzutreiben. Aber er ließ sich nicht nur allein für die Verbrechen bezahlen, die man be-

ging, sondern man mußte sich auch die Freiheit, welche zu begehen, erkaufen. Wer Geld für ihn hatte, konnte in der Gegenwart oder in der Zukunft unbehindert sündigen. Alle seine Erpressungen und verschiedene andere Gewaltthaten für die man wegen des Schreckens, den der Marquis und seine Helferhelfers unter dem Volke zu verbreiten gewußt hatten, kaum Beweise auffinden konnte, veranlaßten die Commissarien der Grands-Jours ihn zum Tode zu verurtheilen. Er wurde zur allgemeinen Befriedigung im Bildniß hingerichtet; was keine neue Erfahrung für ihn war, denn es war ihm schon einmal dasselbe Unglück in Folge eines Urtheils des Parlaments von Toulouse begegnet. Damals hatte er sogar seiner Hinrichtung von einem Fenster aus zugesehen und es amüsant gefunden, ganz ruhig in einem Hause zu sitzen, während man ihn auf dem Markte enthauptete. Diesmal fand er es aber für seine Gesundheit gerathener sich zu entfernen. Außer dem Todesurtheil traf ihn noch eine bedeutende Geldbuße und die Confiscation seiner Güter und zwei oder drei Thürme, die lange Zeit seinen Aposteln zum Wohnsitz gedient hatten, wurden niedergerissen.

Ein Todesurtheil traf auch seinen Sohn Karl v. Beaufort, der einen Priester auf der Landstraße ermordet hatte, nachdem er ihm Zeit gegeben sein Gebet zu verrichten und seine Sünden zu beichten, weil er sich, möglicherweise unberechtigt, in eine Intrigue gemischt hatte, die sein Mörder mit einer verheiratheten Dame hatte. Man fand das Urtheil sehr hart, da der junge Marquis doch nur einen Mord begangen hatte!

Das Verzeichniß adeliger Verbrechen, deren Missethaten zur Untersuchung vor die Grands-Jours kamen, ist so lang, daß wir nur noch einige der hauptsächlichsten aufführen können. Ein Herr v. Veyrac hatte es so übel genommen, daß ein Notar von Riom gewagt hatte ein Protocoll gegen ihn aufzunehmen, daß er beschloß ausgezeichnete Rache zu nehmen. Er versammelte daher eine Anzahl Spießgesellen, zog mit diesen nach dem Hause des Notars und versuchte es zu erstürmen. Der Widerstand aber war weit größer als er erwartet hatte, und da der Notar den Ersten, der in das Zimmer zu treten wagte wo er sich befand, niederzuschießen drohte, zog es Herr v. Veyrac vor mit ihm zu unterhandeln und sagte ihm das Leben zu, wenn er die Thür öffnen und sich mit ihm verständigen wollte. Der Notar ging auf das Anerbieten ein, aber Herr v. Veyrac glaubte wahrscheinlich einem Nichtedelmann nicht Wort halten zu müssen, schoß ihn nieder und ließ dann das Haus plündern. Gegen den Baron v. Senegas lagen eine ganze Menge von Anklagen vor, die in drei Classen getheilt waren. Er war beschuldigt, an mehreren Orten habe er auf seine Autorität hin Schöffen erwählen lassen, in ihren Namen mit Waffengewalt Abgaben erhoben, Bewaffnete zu Fuß und zu Pferd ausgehoben, die Erhebung der königlichen Steuern durch Gewalt verhindert, mehreren Dörfern unrechtmäßige Leistungen auferlegt, ein neues Gewicht gegen eine ihm zu zahlende Abgabe eingeführt und überhaupt sich einer Menge Erpressungen schuldig gemacht. Die zweite Classe der Anklagen bezog sich auf Vergehungen gegen die Kirche und ihre Diener. Die dritte Classe schloß Anklagen wegen zwei oder drei Ermordungen, einige ungerechte Einkerkerungen, Erpressungen von Lösegeld durch raffinirte Grausamkeit und Aehnliches in sich. Einen seiner Gutsunterthanen, der sich seinen Zorn zugezogen, hatte er sich sein Gefängniß wählen lassen und ihn in einen feuchten Schrank gesteckt, wo er weder stehen noch sitzen konnte, und wo er nur soviel Nahrung erhielt, um länger am Leben zu bleiben und seine Qualen länger ausstehen zu müssen. In diesem schrecklichen Loch, wo er nur ein wenig verdorbene Luft einathmen konnte, mußte er mehrere Monate bleiben, und war halb todt und kaum zu erkennen als man ihn endlich herauszog. Sein Gesicht hatte fast keine menschliche Form mehr und die Kleider waren von der Feuchtigkeit seines Gefängnisses mit Moder überzogen.

Herr de la Mothe-Tintry hatte einen Landmann, der sich geweigert hatte ihm eine Wiese zu mähen, unter einem Baume schlafend gefunden, ihn mit einem Pistolenschuß verwundet und dann noch mehrere Male mit seinem Degen durchstoßen. Einem Andern hatte er die Hand abgehackt. Der Marquis v. Salers hatte einen seiner Freunde in seinem Hause belagert und seine Leute, da sie nicht eindringen konnten, auf das Dach steigen und dasselbe abdecken lassen. So gelangten sie in das Zimmer wohin sich der Verfolgte geflüchtet hatte, ließen einen Priester holen, damit ihr Opfer sich zum Tode vorbereiten könne, stießen ihn dann nieder, stachen ihm die Augen aus &c. Herr v. Palais hatte durch fünf Gerichtsdiener in seinem Schlosse einen Gerichtsbefehl erhalten, der ihm nicht sehr angenehm war. Vorher schon davon benachrichtigt, hatte er einige seiner Freunde zu sich eingeladen, die, als die Gerichtsdiener ihren Auftrag in aller Form an der Pforte des Schlosses vollzogen, hervorbrachen und sie forttrieben. Alsdann verfolgten sie dieselben bis in das nächste Dorf, enthielten sich aber vor der Hand weiterer Feindseligkeiten. Die armen Teufel konnten nicht einmal ein Unterkommen für die Nacht finden, da ihnen Jedermann, aus Furcht vor dem Herrn v. Palais, ein Obdach versagte. Erst sechs Stunden vom Schlosse fanden sie ein Nachtquartier, und hier wurden sie mitten in der Nacht von zwei berittenen Haufen überfallen, die in das Wirthshaus einbrachen, in den Schlafsaal hineinschossen, zwei von den Gerichtsboten tödteten, die anderen schwer verwundeten, diese letzteren die ganze kalte Nacht hindurch nackt und zu Fuß nach Palais schleppten und sie alsdann, nachdem sie tüchtig durchgeprügelt worden waren, mit dem Verbot sich um zu sehen, wenn sie nicht des Todes sein wollten, halbtodt wieder laufen ließen. Der Urtheilsspruch über die an diesem Vergehen Betheiligten fiel sehr streng aus. Die beiden Grafen v. Palais, Vater und Sohn, wurden zur Enthauptung, Confiscation ihrer Güter und einer Geldstrafe von 40,000 Livres verurtheilt. Das Schloß Palais ward geschleift und das demselben zur Zier dienende Gehölz drei Fuß über dem Boden abgehauen. Fünf Bediente des Grafen, die bei der Gewaltthat mit geholfen hatten, wurden verurtheilt lebendig gerädert zu werden. Vergessen wir jedoch nicht hinzuzufügen, daß sämmtliche von dem Spruch des Gerichts Getroffene abwesend waren.

Weniger blutgierig als seine Genossen war der Graf v. Montvallot „ein so sanfter Herr, daß er sich von seiner Frau oft mit Schlägen tractiren ließ.“ Die Gerichtsbarkeit die er über seine Unterthanen ausübte, war für ihn eine Quelle des Reichthums. Wenn Jemand des Mordes angeklagt ward, versprach er ihm Sicherheit gegen die Verfolgung der Justiz, falls er eine bestimmte Summe zahlte; hatte sich ein Anderer an der Ehre einer seiner weiblichen Unterthanen vergriffen, so ließ er gegen Aushändigung eines Schuldscheins die Protocolle verbrennen, und verkaufte so an alle Schuldigen Straflosigkeit. So waren von seinen Unterthanen

diejenigen die schlechtesten und unnützesten, welche die Gesetze am gewissenhaftesten beobachteten. Er schickte die Schuldigen viel lieber vor den Notar als vor den Richter, und kannte keine anderen Protocolle als Geldverschreibungen. Man beschuldigte ihn auch noch einer anderen Erpressung, die für ihn besonderen Reiz hatte. In der Auvergne bestand noch vielfach ein Feudalrecht unter dem Namen des Hochzeitsrechts. Früher führte es keinen so anständigen Namen, aber die Sprache cultivirt sich selbst in den barbaristischen Gegenden, wie Flechier meint. Ursprünglich gab dieses Recht dem Gutsherrn die Befugniß, bei allen Hochzeiten seiner Unterthanen und namentlich beim Schlafengehen der Braut gegenwärtig zu sein, und die Ceremonie vorzunehmen welche die Abgeordneten von Prinzen, wenn sie sich mit Prinzessinnen durch Procuration vermählen, vorzunehmen berechtigt sind. Sie besteht bekanntlich darin, daß der Stellvertreter des Bräutigams das Bein auf das Brautbett legt. Die wirkliche Ausübung dieses Rechts war jedoch in der Auvergne aus der Mode gekommen, entweder weil es die Grundherren zu beschwerlich fanden, bei allen Hochzeiten ihrer Unterthanen anwesend zu sein und das Bein in das Bett der Braut zu stecken, oder weil es diejenigen, welche die Autorität, aber nicht genug Mäßigung besaßen, manchmal sehr gefährlichen Versuchungen aussetzte. Daher begnügte man sich für das Recht eine Geldentschädigung zu verlangen, welche die Unterthanen gern zahlten. Herr v. Montvallot wollte aber davon nichts wissen und bestand, wahrscheinlich aus Interesse für das historische Recht und aus Ehrfurcht vor der von den Vorvätern ererbten Sitte, auf der Ausübung des Brauches nach alter Weise, vornehmlich wenn es sich um eine hübsche Bäuerin handelte. Da ihn aber seine Unterthanen in dieser Hinsicht für sehr gefährlich hielten, so verstand er ihnen sehr beträchtliche Summen abzupressen, die sich oft auf die Hälfte der Mitgabe der Braut beliefen. Seine Liebhaberei für Rechtsalterthümer mußte er mit dem Verlust seiner Gerichtsbarkeit und einer Strafe von 8000 Livres bezahlen. Auch ward für das Hochzeitsrecht ein- für allemal eine Abgabe von einem französischen Thaler festgesetzt.

Wie der Marquis v. Canillac unter den Canillacs, so war Caspar v. Espinchal, Herr v. Massiac, unter dem gesammten Adel der Auvergne derjenige, der sich durch Kühnheit und Originalität der Verbrechen vor Allen auszeichnete. „Er war ein außerordentlich angenehmer Herr," so angenehm, daß seine Erscheinung stets alle seine Verbrechen vergessen machte, denn er besaß alle Eigenschaften um den Cavalieren Furcht und den Damen Liebe einzuflößen. Er hatte eine Tochter des Marquis v. Chateaumorand geheirathet, eine durch Tugend, Schönheit und Reichthum ausgezeichnete Dame, und er lebte sehr glücklich mit ihr trotz seiner zahlreichen Liebesintriguen mit anderen Frauen. Die fast wunderbare Nachsicht seiner Gemahlin vergalt er mit einer ganz grundlosen Eifersucht, die sich gegen einen Pagen der Frau v. Espinchal wendete. Verleumderische Zuflüsterungen steigerten seine Leidenschaft zuletzt bis zur Wuth, und er trat eines Tages in das Zimmer seiner Frau die sich noch im Bett befand, und sprach zu ihr mit zorniger und leidenschaftlicher Miene: „Sie kennen Ihre Verbrechen, Madame; wählen Sie selbst die Todesart, die Sie verdienen!" Damit hielt er ihr ein Pistol mit der einen, und einen Giftbecher mit der andern Hand hin. Die Dame die sich im Bett erhoben hatte sank zurück, außer Stande vor Schreck und Erstaunen ein Wort hervorzubringen; allmählich jedoch sammelte sie sich wieder und drang in ihren Gemahl ihr zu sagen, warum er sie so grausam behandle; aber er weigerte sich ihr weitere Aufklärung zu geben. Darauf sagte sie: „Wenn ich mich eines Verbrechens schuldig fühlte, oder in irgend einer Weise meine Pflicht gegen Sie verletzt hätte, so würde ich mich blindlings jeder Strafe unterwerfen und nicht einmal von der Erlaubniß, zu wählen, Gebrauch machen. Aber da Sie verlangen, daß ich sterbe, so muß ich Ihnen sagen, daß ich unschuldig den Tod erleide, und daß ich den langsamsten Tod erwähle um an Gott zu denken und Sie länger lieben zu können." Bei diesen Worten ergriff sie den Giftbecher, richtete ein kurzes Gebet gen Himmel und trank ihn aus. Nachdem dies geschehen, entfernte sich ihr Gatte während sie alle Wirkungen des Genossenen zu fühlen begann; doch nach unsäglichen Schmerzen half sich die Natur von selbst und sie gab einen Theil des Giftes wieder von sich. Ein Bedienter der ihre Krämpfe mit angesehen, hatte mittlerweile den Hausarzt geholt, der auf den Bericht des Vorgefallenen Gegengift zu sich steckte. Herr v. Espinchal war von seinem Erscheinen Anfangs sehr überrascht und wollte ihn wieder fortschicken, aber er besann sich anders, führte ihn selbst in das Krankenzimmer, legte daselbst einen so untröstlichen Schmerz über die Leiden seiner Frau an den Tag, und bat den Arzt so flehentlich ihr zu helfen, daß dieser selbst das größte Mitleiden mit ihm fühlte. Seine Mittel schlugen an und die Vergiftete kam für diesmal mit dem Leben davon.

Die Eifersucht des Herrn v. Espinchal galt aber nicht blos seiner Gemahlin, sondern auch ihrem Lieblingspagen. Er ließ ihn auf sein Zimmer kommen, ihn dort festnehmen und an ihm, jene grausame und gefährliche Operation vornehmen, die ihm das Loos Abelards bereitete. Damit noch nicht zufrieden, ließ er ihn mit langen Riemen an die Decke festbinden und in der Verzweiflung sterben. Vorher zwang er ihn noch Briefe zu schreiben, die drei Jahre später aus Italien datirt waren, um nöthigen Falls Beweise zu haben, daß er ihn nicht gemordet habe, sondern daß er noch in fremden Landen reise.

Diese Handlung brutaler Eifersucht machte einen so großen Lärm in der Provinz, daß die Verwandten der Dame sie zurückverlangten, um ihren Scheidungsproceß zu betreiben und dann gegen den Mann gerichtlich zu klagen. Aber sie selbst widersetzte sich dem und nur mit der größten Mühe ließ sie sich bewegen, sich unter den Schutz ihres Vaters zu begeben; so zärtlich liebte sie ihren grausamen Ehegatten, der noch einmal ihr Leben bedrohte und sie zu erdrosseln versuchte. Zuletzt sah sie sich doch gezwungen, um seinen weiteren Verfolgungen zu entfliehen, sich in ein Kloster zu begeben.

Diese Gewaltthaten und diese Bedrückungen die Espinchal gegen seine Unterthanen ausübte, lenkten endlich die Augen der Justiz auf ihn. Der Präsidial von Riom, der strengste Richter in der Auvergne, übernahm es, ihm den Proceß zu machen, und da er seiner Person nicht habhaft werden konnte, verurtheilte er ihn in contumaciam zur Enthauptung und zu schweren Geldstrafen. Espinchal zog sich diese Verurtheilung nicht sehr zu Gemüth, sondern begab sich nach Paris, entweder, weil er dort sicherer zu sein glaubte, oder weil er daselbst einen Begnadigungsbrief zu erlan-

gen hoffte. Er zog in ein Haus, welches seinen Eingang in dem Hotel des Herzogs von Guise hatte, um durch das Ansehen dieses Namens geschützt zu sein. Aber anstatt sich vorsichtig zu benehmen, verschlimmerte er seine Angelegenheiten durch eine freche That, durch die er in den Augen des Königs als einer der gewaltthätigsten und gefährlichsten seiner Unterthanen erschien. Er hatte in der Provinz ein Liebesverhältniß mit einem Mädchen von niederm Stande angefangen, das ihm jedoch nicht treu geblieben war. Er entdeckte seinen Nebenbuhler und verfolgte ihn auf alle Weise. Die Gerichte der Provinz gewährten keinen Schutz gegen die sinnreichen Quälereien d'Espinchals und der Verfolgte sah sich zuletzt genöthigt in Paris durch seinen Bruder Hülfe zu suchen. Dieser versuchte alle gerichtlichen Wege, Espinchal verhaften zu lassen, aber umsonst; bis er sich zuletzt Gelegenheit zu verschaffen wußte sich dem König zu Füßen zu werfen und von ihm Gerechtigkeit gegen Herrn v. Espinchal zu verlangen. Der König, der solche Klagen gegen seinen Adel nicht ungern hörte, nahm die Bittschrift an und versprach Abhülfe. Der Beschwerdeführer verließ den Louvre ganz befriedigt; aber wie sehr war er erstaunt als ihn fast an der Thür des königlichen Palastes Gerichtsdiener die er nicht kannte festnahmen, ihn in eine bereitstehende Chaise steckten und ihn in großer Eile durch die Hauptstraßen der Stadt trugen, ohne daß er wußte wer ihn verhaftet hatte, noch wohin man ihn brachte. Er erkannte jedoch unter seinen Entführern einen Diener des Herrn v. Espinchal und gab sich für verloren, wenn er nicht Beistand erhielt. Er schrie daher aus allen Kräften Mord und rief den Beistand der Vorübergehenden an. Mehrere rührte sein Flehen, aber diejenigen welche die Chaise begleiteten versicherten Allen, der Verhaftete sei ein großer Verbrecher, den der König habe festnehmen lassen und der die härteste Strafe verdiene. Diese Worte beschwichtigten die Aufregung und Niemand nahm sich des Gefangenen an. So erreichte man allmählich die Vorstadt, wo der Entführte, die Hoffnung auf Rettung fast aufgebend, sein Hülfegeschrei verdoppelte, ohne daß Jemand ihm beizustehen wagte, aus Furcht, den Befehlen des Königs entgegenzuhandeln und sich gegen seine Justiz zu vergehen. Einige Soldaten von der Garde, die ebenfalls den Lärm hörten, wurden neugierig, zu wissen, auf wessen Befehl der Arme fortgeschleppt würde; aber als sie hörten, daß es auf Befehl des Königs geschehe und kraft mehrerer Erlasse des Gerichts, ließen sie sich ebenso leicht täuschen wie die Anderen und die Chaise passiren ohne sich weiter darum zu kümmern. Als sie schon ziemlich weit weg waren, fiel es einem der Soldaten ein, daß Verbrecher meistens doch nicht so frech sind, das Publicum zur Befreiung aus der Hand der Häscher aufzurufen, und daß der vernommene Hülferuf von wirklicher und unverschuldeter Gefahr ausgepreßt sein könnte. Das stellte er seinen Kameraden vor und bewog sie noch einmal umzukehren. Die Träger der Chaise hatten unterdessen das freie Feld erreicht und ruhten aus in der Meinung, vollkommen sicher zu sein. Einige umringten noch die Chaise und baten sich die Börse ihres Gefangenen aus, und wären vielleicht noch weiter gegangen, wenn nicht gerade jetzt die Soldaten erschienen, mit dem Degen über sie hergefallen wären und sie in die Flucht getrieben hätten. Man kann sich die Freude des Mannes denken, der sich noch zu rechter Zeit gerettet sah, und der Soldaten, als sie erkannt hatten, daß es sich hier um eine gewaltsame Entführung handle. Sie erfuhren den Zusammenhang der Geschichte, wurden gehörig belohnt und alle kehrten befriedigt nach Hause zurück. Auch der König wurde von dieser Gewaltthat unterrichtet, und da er wußte, daß derartige Uebergriffe in der Auvergne sehr häufig vorkamen, so faßte er den Entschluß, daselbst Grands-Jours abhalten zu lassen. Doch dauerte es lange, ehe dieser Entschluß zur Ausführung kam.

Um diese Zeit starb der Herzog von Guise, und da sein Hotel dadurch aufhörte ein unverletzliches Asyl zu sein, so hielt es Espinchal für rathsam sich wieder in seine Provinz zu begeben, wo er wegen der Entfernung des Hofes, und wegen der größeren Leichtigkeit sich vorkommenden Falls in die Gebirge zu flüchten, mehr Sicherheit zu finden glaubte. Alle seine Freunde warnten ihn vor dem Präsidial von Riom, der sich durch zwei oder drei Hinrichtungen, welche die ganze Provinz in Aufregung versetzten, gern berühmt zu machen wünschte, und stellten ihm vor, wie großen Gefahren er sich aussetzte; aber er ließ sich nicht abschrecken. Er wollte nicht blos zeigen, daß er die Justiz verachtete, sondern auch die Richter verhöhnen und sich aus seiner Gefahr einen Scherz machen. Er erschien daher in Riom wo man ihn höchstens auf dem Schaffot zu sehen erwartete, besuchte den Criminallieutenant und alsdann alle anderen Richter nach der Reihe und zeigte ihnen ein Futteral von Weißblech vor, indem er ihnen erzählte, der König habe die Gnade gehabt ihm Abolitionsbriefe über sein ganzes Leben zu gewähren, die er zur Registration bringen wolle, und daß er von ihnen, die die Gerechtigkeit gehabt hätten ihn zu verurtheilen, auch die Freundschaft erwarte, die Gnade die ihm der König gewährt zu bezeugen und gutzuheißen. Er würde morgen früh die Ehre haben ihnen die Papiere in voller Sitzung zu übergeben. Nachdem er mit seinen Besuchen fertig war, setzte er sich wieder zu Pferde und schickte ihnen das leere Futteral zu, in dem sich natürlich nie ein Begnadigungsbrief befunden hatte.

Als die Nachricht von der Ernennung der Commissarien zur Abhaltung der Grands-Jours nach der Auvergne gelangte, sorgten alle Edelleute, die ihrer Unschuld nicht ganz sicher waren und irgend ein Verbrechen auf dem Gewissen hatten, durch die Flucht für ihre Sicherheit. Espinchal allein wollte weder das Königreich, noch die Provinz verlassen, sondern warf sich mit einem einzigen Begleiter in die Gebirge der Auvergne, wo er, täglich den Aufenthalt wechselnd und immer eines letzten Zufluchtsorts bei einem seiner Freunde gewiß, die Wachsamkeit sämmtlicher Prevots zu täuschen wußte. Er traf mit ihnen zusammen und sprach sogar mit ihnen, aber immer gut verkleidet und wußte sich so gut zu verstellen, daß sie ihn niemals erkannten. Der Prevot von Chartres entdeckte einmal seine Spur und verfolgte ihn auf sichere Kunde, daß er nicht mehr weit sei, lange Zeit; aber er hatte es mit einem Manne zu thun, der das Land besser kannte als er, und überall Anderen unbekannte Schleichwege wußte, sodaß er oft den Prevots folgte, wenn sie ihn zu verfolgen glaubten. Manchmal, wenn sie ihm gar zu nahe auf den Leib rückten, wußte er ihnen geschickt falsche Nachrichten zukommen zu lassen und sie an Orte zu locken, die von seinem wirklichen Aufenthalt weit entfernt waren. Aus ganz guter Quelle schrieb man, was man von ihm in der Auvergne sehe, sei nur sein Schatten; man jage nur einem Phantome nach und man habe dem König im Geheimen Rathe mitgetheilt, daß er in der Nähe von Bordeaux verhaftet sei. Er selbst veranlaßte

dieses Gerücht durch einen Brief, den er an den Kanzler schrieb und in dem er ihn bat, ihm einen Begnadigungsbrief zu schicken und mit einem unglücklichen Edelmann Mitleid zu haben, den man von Bordeaux nach Clermont schleppe, um ihn vor den Grands-Jours hinzuopfern. So spottete er der Justiz und der Macht der Regierung, und der Espinchal in der Guienne war der Schatten des Espinchal in der Auvergne. Da mittlerweile der Schluß der Grands-Jours sich nahte und man keine Aussicht sah, ihn wirksamer zu bestrafen, so begnügte man sich, den frühern Urtheilsspruch des Präsidials von Riom zu bestätigen, sein Bild an den Galgen zu schlagen und einen ihm gehörigen Thurm niederzureißen. Das führte noch zu einem Einspruch des Marquis v. Saint Floret, der das Recht zu haben behauptete, alle Jahre einen Trompeter auf diesen Thurm zu schicken, um von seiner Spitze eine Fanfare zu blasen, zum Zeichen, daß der Thurm bei ihm zur Lehn ginge. Er verlangte ein anderes Recht, oder einen Thurm zum Ersatz.

Es würde ermüden alle die Verbrechen aufzuzählen, welche vor den Grands-Jours zur Aburtheilung kamen; aber so zahlreich die Todesurtheile waren, die man aussprach, so wenig wurden ausgeführt. Von den adeligen Herren wurde nur der „unschuldigste der Canillacs," der Vicomte de la Mothe, zum Schrecken der Anderen hingerichtet; der Herr de la Mothe-Tintry, der einen Bauer im Schlafe überfallen und ermordet hatte, kam drei Jahre auf die Galeeren; alle Anderen waren flüchtig und fanden später Gelegenheit, sich mit der Justiz auszusöhnen. Weniger gnädig war man gegen die Verbrecher niedrigen Standes. Ein Pfarrer wurde gehängt, weil er einen auf ihn eifersüchtigen Ehemann durch seine Leute hatte zu Tode prügeln lassen; ebenso „un miserable" ohne Namen wegen Incest und Ehebruch, und zu allerletzt bestiegen noch zwei Brüder, Combaliboeuf, das Schaffot, deren Verurtheilung ein merkwürdiges Licht auf die damalige Handhabung der Justiz in Frankreich wirft. Sie waren von einem Edelmann, d'Avena, gedungen worden, einen gewissen Dufour zu ermorden, was sie auch alle Drei zusammen gethan, und sich bei der Ankunft der Commissarien der Grands-Jours in das Gebirge geflüchtet hatten. Da aber den Richtern sehr viel daran lag, einen der Hauptverbrecher in ihre Gewalt zu bekommen, so versprachen sie dem Vater der Combaliboeufs Begnadigung für seine Söhne, wenn sie ihnen entweder Espinchal oder d'Avena in die Hände lieferten. Der Vertrag wurde abgeschlossen, aber während sich der eine Combaliboeuf im Vertrauen des Sicherheitspasses des Herrn von Novion heimlich zu seinem Vater begeben hatte, ließ ihn der Prevot von der oberen Auvergne verhaften und weigerte sich ihn loszugeben, als er von dem abgeschlossenen Vertrage hörte. Die Bemühungen des Vaters, d'Avena der Justiz in die Hände zu liefern, und seinen Sohn dadurch aus der neuen Gefahr zu erlösen, wurden noch eifriger. Er bewog seinen zweiten Sohn eine Zusammenkunft mit d'Avena zu arrangiren, wobei die Häscher sie überfallen sollten. D'Avena aber entwischte und nur der jüngere Combaliboeuf fiel der Justiz in die Hände, so daß nun beide Brüder im Gefängniß saßen. Der Präsident hielt sich seines Versprechens für entbunden, da weder d'Espinchal noch d'Avena gefangengenommen waren, und die Wittwe Dufours, welche für die Einfangung d'Avena's den Combaliboeufs erst 2000 französische Thaler versprochen hatte, verfolgte jetzt, da sie der Hauptheilnehmer an dem Morde nicht hatten habhaft werden können, die Helfershelfer mit um so größerer Leidenschaft. Der Proceß, der letzte vor den Grands-Jours war kurz; die beiden Brüder wurden an einem Tage enthauptet.

So war die Justiz beschaffen, die damals für eine ungewöhnliche Leistung der königlichen Gewalt angesehen und als ein ganz unerhörter Act der Gerechtigkeit Ludwigs XIV. gepriesen wurde. Leugnen läßt sich nicht, daß dem Adel der Auvergne durch das immer noch sehr schonende Eingreifen der Grands-Jours ein sehr heilsamer Schrecken eingeflößt wurde, und daß die späteren außerordentlichen Commissionen dieser Art — 1688 waren noch einmal Grands-Jours in Poitou — wenig mehr als Formalitäten waren, denn der unter dem Absolutismus Ludwigs XIV. regelmäßiger gewordene Justizgang machte sie überflüssig. b—t.

Bayard Taylors Reise nach Lappland.*)

Innertafle bei Umeaa, am Weihnachtsabend 1856.

Mein letzter Brief schloß mit unserer Ankunft in Sundsvall. Das ist ein hübsches Städtchen von 2—3000 Einwohnern, an der Spitze einer breiten und prächtigen Bucht. Es bildet die östliche Grenze der einzigen Poststraße über die Gebirge nach Drontheim in Norwegen, welche durch die reiche und bevölkerte Provinz Jämteland führt. In Folge dessen ist Sundsvall ein sehr belebter und geschäftiger Ort und treibt bedeutenden Küstenhandel. Am Tage nach unserer Ankunft war Markttag. Hunderte von Norrländern drängten sich durch die Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, lauter frische, starke, rauhe, brave, gesunde Leute, die Männer mit langem, blondem Haar, großen Nasen und blauen Augen, die Frauen mit rosenrothen Wangen und gut gewachsen, viele in Jacken von Schaffell, die Wolle nach innen gekehrt, und in gestreiften Röcken und rothen Strümpfen. Die Männer waren in langhaarige Schafpelze oder in Kleidungsstücke von Rennthierhaut, die Haare nach außen gekehrt, gekleidet. Eine große Menge norrländischer Schlitten, mit Butter, Käse, Heu und Wildbrät beladen, wurden von den kleinen, unansehnlichen, aber kräftigen Pferden des Landes gezogen. Hier war noch immer viel Leben und Unruhe, obwohl wir uns bereits soweit nördlich befanden, daß die Sonne den ganzen Tag in Sundsvall hinter einem südlich gelegenen Hügel versteckt und unsichtbar blieb. Die mit Schnee bedeckten Bergrücken nach Norden erschienen indessen von zehn bis zwei Uhr durch ihre Strahlen in einem glänzend rosenrothen Gewande.

Wir besuchten in Sundsvall einen dort wohnenden Kaufmann, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte. Er war beinahe der einzige Mann, den ich in Schweden getroffen habe, welcher zu verstehen schien, weshalb ich nach dem Norden reise, und der mich ermuthigt hat, meine Reise fortzusetzen. „Die Leute in Stockholm," sagte er, „wissen nichts von dem nördlichen Schweden; die Reise ist durchaus nicht so schwierig und wird sehr interessant sein." Er ertheilte mir den Rath, es aufzugeben mit dem Förbud zu reisen;

*) Vergl. Nr. 7, 8, 9, 15 und 22 der Europa.

ich sollte mir ein Paar Schlitten kaufen und es dem Glück überlassen, Pferde zu finden; es werde uns nicht schwer fallen, täglich 40—50 englische Meilen zurückzulegen. Als wir in unser Gasthaus zurückkamen, machte ich dem Wirth begreiflich, was ich bedürfe, doch ich konnte seine Antwort nicht verstehen. Gerade in diesem Augenblicke trat ein hübscher Mann mit einer kosmopolitischen Miene ins Zimmer, den Braisted augenblicklich an gewissen geheimen Zeichen als einen Seemann erkannte und der uns die Sache in gutem Englisch erklärte. Ich kaufte zwei ganz einfache, leichte, aber feste Schlitten für 50 Rigsdaler (ungefähr 18 Thlr. Cour.), was mir wohlfeil zu sein schien; doch habe ich seitdem erfahren, daß ich weit mehr als den gewöhnlichen Preis dafür bezahlte.

Als wir unsere Effecten umpackten, fanden wir, daß alle Flüssigkeiten gefroren waren, sogar eine mit Kampher versetzte, sorgfältig in Flanell gewickelte Mixtur. Die Kälte muß demnach viel strenger gewesen sein als wir vermuthet hatten. Unsere Vorräthe waren auch beträchtlich beschädigt, die Laterne zerbrochen, ein Pulverhorn zerborsten und Salz, Schrot und Nägel in bunter Verwirrung untereinander gemischt.

Unser ganzes Gepäck wurde in dem einen Schlitten untergebracht, den der Postillon fuhr; der andere nahm blos uns Beide auf. Am nächsten Morgen waren wir munter, als die ersten Streifen der Dämmerung sich am Himmel zeigten. Die Straßen um Sundsvall waren ganz unwegsam und bevor wir noch die Stadt im Rücken hatten, wurden wir auf eine große Schneebank umgeworfen.

Wir fuhren langsam die Anhöhen hinan und pfeilschnell die Abhänge hinab, die von Westen nach dem bothnischen Meerbusen sich senkten. Mit Sonnenaufgang gelangten wir an eine große Bai, die ganz zugefroren und in eine mit Schnee bedeckte Ebene umgewandelt war. Der Skjutsbonde machte mit einiger Schwierigkeit begreiflich, daß ein kürzerer Weg über das Eis zu der zweiten Poststation Fjähl führe, sodaß ein Pferdewechsel dadurch erspart werde. Der Weg, Anfangs rauh genug, führte über aufgehäufte Eisblöcke, wurde aber da weniger ungleich, wo der Wind volle Macht gehabt und das Wasser vor dem Gefrieren geklärt hatte; er war durch eine doppelte Reihe von jungen Tannenbäumen bezeichnet, die man ins Eis gesteckt hatte. Die Bai, vollkommen vom Lande umschlossen, war von einer Reihe waldbedeckter Hügel umgeben, zwischen denen sich reiche, bevölkerte Thäler zeigten. Vor uns, drei oder vier Meilen entfernt, lag der kleine Hafen Wifsta, wo einige Schiffe — unter andern eins von 300—400 Tonnen — für den Winter eingefroren waren. Wir fuhren über die Bai, dann einen langen Hügel hinan und durch einen Tannenwald nach Fjäl, einem kleinen Flecken mit einem großen Wirthshause.

Hier frühstückten wir. Es soll einen schlechten Geschmack verrathen, von seinen Mahlzeiten zu sprechen. Dennoch kann ich in Bezug auf unser vortreffliches Frühstück dem Wunsche nicht widerstehen, mir in der Erinnerung das herrliche Aroma desselben zurückzurufen. Dieses Frühstück war unser erstes Mahl in Norrland, vor dessen Gerichten die Stockholmer die größte Furcht haben, und doch hat die stattliche Hauptstadt uns nie ein besseres geliefert. Wir hatten Beefsteak mit Zwiebeln, einen köstlichen Blutpudding und die zartesten Pfannkuchen (keine omelette soufflée kann delicater sein) mit Himbeergelée und eine Flasche ächt englischen Porter. Wenn Sie der Ansicht sind, daß der Speisezettel zu schwer und zu solid war, so fahren Sie in der kalten Zone 15 Meilen weit und dann lassen Sie Ihren Magen entscheiden!

In einem malerischen Thal in der Nähe von Fjähl setzten wir über den reißenden Indalsfluß, der aus den norwegischen Gebirgen herabkommt. Die Landschaft war wild und unterbrochen; gelegentlich erfreuten wir uns der prächtigen Aussicht auf gefrorene Arme des Meerbusens und von der Landseite in tiefe, reiche Thäler. Als wir Hernösand, die Hauptstadt der Provinz, verließen, blieb uns die nördliche Hauptstraße wenige Meilen rechts und wir fuhren mit alten, ermüdeten Pferden langsam von Station zu Station. Des Nachmittags stellte sich ein Schneesturm ein, nach dem der Himmel wieder ganz hell und die lange nördliche Dämmerung prachtvoll war. Bei der tiefen Stille und in dem zunehmenden Schatten des Waldes, durch den wir fuhren, erstaunten wir nicht wenig, plötzlich Stimmen zu hören, die ein geistliches Lied sangen. Meine erste Idee war, daß einige jener fanatischen Norrländer, die sich wie die schottischen Covenanter zwischen den Hügeln versammeln, eine erfrischende Zusammenkunft in den Wäldern hielten; doch als wir weiter fuhren, fanden wir, daß die Sänger eine Gesellschaft Bauern waren, die mit ihren leeren Schlitten vom Markte nach Hause fuhren.

Um vier Uhr war es bereits ganz finster und unsere letzten Pferde waren so müde, daß der Postillon, ein hübscher, aufgeweckter Knabe, dessen Stolz durch meine Vorstellungen nicht wenig belebt war, trotz aller seiner Anstrengungen uns nicht vor sieben Uhr bis zur nächsten Station bringen konnte. Wir blieben in Weda am Flusse Ångerman, dem breitesten im nördlichen Schweden. Ångermanland, das von ihm bewässert wird, soll eine sehr milde und schöne Gegend sein, und dort sollen sich noch einige Spuren des alten, ursprünglichen asiatischen Typus in den Zügen der abgeschlossenen Bevölkerung finden, die Skandinavien ehedem bevölkerte. In Weda fanden wir ein ausgezeichnetes Quartier. Ein hübsches, ruhiges, altmodisch gekleidetes Mädchen von 12—14 Jahren bediente uns mit der größten Aufmerksamkeit. Wir hatten ein gutes Abendbrot, ein kleines, aber sehr hübsches Zimmer, reine Betten, des Morgens Kaffee und außerdem ein reichliches Frühstück, das wir mit auf den Weg nahmen, für eine Summe, die ungefähr einen Thaler Courant beträgt.

Wir fuhren des Morgens halb acht Uhr ab, während der abnehmende Mond am Himmel stand und im Osten die ersten, beinahe unmerkbaren Zeichen der Morgendämmerung sich wahrnehmen ließen. Der Fluß Ångerman, hier eine engl. Meile breit, war gefroren; unser Weg führte uns über seine Oberfläche weg. Der Wind, welcher über das mit Schnee bedeckte Eis blies, erregte in unseren Gesichtern jenes Jucken, das warnende Zeichen des Erfrierens, denn das Quecksilber stand unter Null. (Null nach Fahrenheit = 14²/₉ Grad Reaumur). Meine Hände froren in den Pelzhandschuhen und ich war oft genöthigt, meine Nase zu reiben, um ihr Erfrieren zu verhüten. Der Tag war rauh und kalt; die Temperatur stieg sehr wenig, obschon die Hügel uns gelegentlich vor dem Winde schützten. Die Scenerie zeigte sich finsterer und wilder, je weiter wir fuhren. Die Tannen wurden kürzer und verkrüppelter und von einem dunkeln Grünbraun, das in einer kleinen Entfernung voll-

kommen schwarz erschien. Nichts geht über den bleichen, unwirthlichen Charakter dieser Landschaften. Die Einschnitte des bothnischen Meerbusens waren harte, mit Schnee bedeckte Ebenen, von kühnen, schroffen, mit schwarzen Wäldern bedeckten Vorgebirgen eingeschlossen. Die entfernteren Anhöhen erblichen unter dem abnehmenden, matten, kurzen Tageslichte in einem blassen Indigoblau, das von einzelnen graulich-weißen Stellen unterbrochen wurde.

Unser Weg ward rauher und rauher. Wir erklommen Anhöhen, blos um auf der nördlichen Seite steile Abhänge hinunterzufahren, über das Bett eines Flusses zu setzen und dann wieder bergan zu steigen. Die Thäler waren indessen bewohnt und augenscheinlich gut bebaut, denn die Häuser waren groß und wohnlich und die Leute sahen wohlhabend und zufrieden aus. Neben den Bauerhäusern waren große, 20 Fuß hohe Gestelle zum Trocknen des Flachses und des Getreides, und an den Poststationen boten die Leute uns sehr feine, schöne Leinwand, die sie selbst gefertigt, zum Kauf an. Hanf ist das Hauptproduct von Norrland, wo das Getreide wegen der kurzen Dauer des Sommers oft nicht zur Reife gelangt. Die Gasthöfe, sehr wohnliche Gebäude, waren mit allen Bequemlichkeiten für die Reisenden versehen.

Wir hatten an diesem Tage Glück mit den Pferden gehabt, und doch hatten zwei oder drei Reisende vor uns die Vorhand. Auf der einen Station wurde unser Gepäckschlitten von einem Knaben gefahren, der kaum zehn Jahre alt, aber ein sehr liebenswürdiges Kind war; sein Gesicht war so rund, frisch und lieblich wie eine Moschusrose, seine Augen blau und sein seidenartiges Haar glänzte wie Gold. Sein Nachfolger war ein schlanker, fauler Lümmel, der so häufig anhielt, um mit den Führern der Schlitten hinter uns zu plaudern, daß wir unsere ganze Geduld verloren, rasch zufuhren und in der Dunkelheit uns an die Spitze stellten, wobei wir uns darauf verließen, daß unser Pferd seinen Weg schon finden werde. Sein Pferd folgte uns, ließ ihn stecken und er hatte eine große Strecke des Wegs zu laufen, ehe er uns wieder einholte und wir ihm erlaubten, uns vorzufahren. Darüber war er so erbittert, daß wir während des Rests des Wegs keine Noth weiter mit ihm hatten. Man kann sich daraus die gute Lehre ziehen, daß man seinen Postillon nur ärgerlich zu machen braucht, wenn man schnell zu fahren wünscht.

In Hörnäs gab man uns ein Abendessen von englischem Ale und kaltem Schweinefleisch, und herrliche Betten; nur an dem nöthigen Waschwasser ließ man uns Mangel leiden. Wir erwachten mit Kopfschmerz, den uns das aus dem dichten russischen Ofen ausströmende Gas verursacht hatte. Die Temperatur stand, als wir abfuhren, auf 24 Grad Reaumur unter Null, eine Kälte, wie wir Beide sie noch nie erlebt hatten. Anfangs waren wir etwas neugierig, wie wir sie würden ertragen können, doch zu unserer großen Freude befanden wir uns ganz behaglich dabei. Die Luft war still, trocken und kostbar zum Einathmen. Meine Nase mußte ich gelegentlich reiben; mein Bart wurde eine feste Eismasse und war so zusammengefroren, daß ich kaum im Stande war, den Mund zu öffnen; die Lippen hingen fest wie in einem geschlossenen Pelzkragen zusammen. Wir legten an diesem Tage 49 englische Meilen zurück, waren 12 Stunden unterwegs, fühlten aber von der Temperatur keine Unbehaglichkeit.

Diese Reise ist beinahe gänzlich eine Fahrt bei Nacht, bei Morgen- und Abenddämmerung, denn volle Tage haben wir gar nicht. Die Sonne geht um zehn Uhr auf und um zwei Uhr unter. Wir fahren über die schwarzen, mit Tannen bedeckten Hügel und durch hübsche, kleine Thäler, während eine lange Dämmerung dem Tagesanbruch vorangeht; dann verbergen schwere Schneewolken den kurzen Tag zur Hälfte, und eine lange, düstere Abenddämmerung führt endlich die Nacht herbei. Die Schlittenbahn ist prächtig, der Schnee so weiß wie Elfenbein, hart wie Marmor und dabei außerordentlich glatt. Unsere Schlitten gleiten ohne Anstrengung über denselben dahin und die Schlittenkufen veranlassen durch ihre Berührung mit dem Schnee eine Art von Musik. Mit jedem Tage wird die Landschaft wilder, rauher und unfreundlicher, ohne daß in dem allgemeinen Charakter der Scenerie eine Aenderung bemerkbar ist. Des Nachmittags überschritten wir die Grenze von Norrland und gelangten in die Provinz Westerbottn oder Umeaa Lappmark, wie sie früher genannt wurde. Je weiter wir nach Norden voranschreiten, desto weniger Pferde giebt es auf den Poststationen; doch da zugleich auch die Zahl der Reisenden abnimmt, so sehen wir uns sehr selten aufgehalten. Soweit sind wir auf keine Schwierigkeiten gestoßen; mein kleiner Vorrath von schwedischen Wörtern hat sich mir als sehr vortheilhaft bewiesen und ich fange an selbst den breiten Dialekt mit mehr Leichtigkeit zu verstehen.

Die Leute in dieser Gegend sind edle Proben des physischen Menschen, — schlank, breitschultrig, mit kräftigen Gliedern, von frischer Gesichtsfarbe und stark; sie sind mit Weibern verheirathet denen man es ansieht, daß sie von dem Vorhandensein eines Nervensystems gar keine Ahnung haben. Die natürlichen Folgen einer solchen Gesundheit sind: S i t t l i c h k e i t und R e c h t s c h a f f e n h e i t; — gar nicht einmal die rothbäckigen und kräftigen Kinder zu erwähnen, mit denen jede Haushaltung gesegnet ist. Wenn Gesundheit und Tugend die Glückseligkeit nicht sichern kann, so vermag das nichts, und diese Norrländer scheinen eine durchaus glückliche und zufriedene Race zu sein. Zuweilen hatten wir Grund, uns über ihre Langsamkeit zu beklagen; doch weshalb sollten sie hurtig sein? W i r sollten dagegen unsere Eile mäßigen! Braisted nimmt indessen eine solche Philosophie nicht an. In den letzten Tagen sagte er zu mir: „Karl XII. war der Mann, die Schweden zu behandeln; er hielt sie in beständiger Bewegung!"

Wir erreichten gestern Abend wohlbehalten Lefwar in Lappmarken, trotz der 24 Grad unter Null. Nachdem wir unsere Pelze abgelegt hatten, froren wir im Hause weit mehr, als es unterwegs der Fall gewesen war. Unser Abendessen bestand aus smörgaas („Buttergans"). Die schwedische Vorkost für ein Mahl besteht gewöhnlich aus Brot, Butter, marinirten Sardellen und Salmenrogen, der mit Knoblauch gewürzt ist, Bratwurst, Kartoffeln und Milch. Und dann hatten wir prächtige Betten, die mit schneeweißen und sehr weichen Leintüchern bedeckt waren. Als wir heute früh aufstanden, schneite es. Während der Nacht war der Schnee einen Zoll hoch gefallen und das Quecksilber stand nur noch ungefähr 17 Grad Reaumur unter Null. Wir fuhren in der unfreundlichen Halbdämmerung über niedrige, breite Hügel, die mit Wäldern von verkrüppelten Birken und Tannen bedeckt waren, auf Angesjö los. Die Scenerie war die nämliche und es würde nutzlos sein, die Beschreibung zu wiederholen; doch muß ich erwähnen daß das Land kälter und unfruchtbarer wurde, und daß man nur

Flachs, Gerste und Kartoffeln anzubauen schien. Die Bergrücken senkten sich von der einen Seite immer nach dem Meerbusen, an der andern sah man die zugefrornen Buchten und Einschnitte; in Zwischenräumen von 8—10 englischen Meilen lagen Dörfer, von denen jedes seine große, festgebaute Kirche und seinen niedrigen, rothen Glockenthurm hatte, die von einer Anzahl leerstehender, rother Nothställe umgeben waren. Ehe wir die zweite Anhöhe erreichten, blickten wir von einer bewaldeten Anhöhe über die offene Fläche des Meerbusens, — eine Ebene von mit Schnee bedecktem Eise, die sich östlich so weit erstreckt, wie das Auge zu reichen vermag.

Der Tag wurde allmählich still und kalt, bis die Temperatur wieder 24 Grad unter Null zeigte und in demselben Grade fühlten wir uns behaglich. Die mit ihren Schattirungen bernsteinfarbig, rosenroth und safrangelb glänzende Abenddämmerung erlosch so gemach, daß sie kaum zu vergehen schien, und sie erhellte unseren Weg wenigstens noch drei Stunden nach Sonnenuntergang. Unsere Postillons waren lauter Knaben, — rosenfarbige, kräftige, junge Burschen von 14—15 Jahren, die sehr gut fuhren und trotz der Kälte unaufhörlich sangen. Sie sprachen viel mit uns, doch ohne daß wir davon Nutzen ziehen konnten, denn ich fand es sehr schwierig, ihren murmelnden Dialekt zu verstehen. Ein Jeder drückte, wenn er am Ende der Station sein drickpenningar (Trinkgeld) erhielt, seinen Dank dadurch aus, daß er uns die Hand schüttelte. Das ist im ganzen nördlichen Schweden eine allgemeine Sitte, ein Theil der einfachen, natürlichen Gewohnheiten des Volks; und obgleich es uns im Anfange seltsam vorkam, Jedermann, von dem Wirth bis zur Köchin und dem Hausknecht herab, die Hand zu reichen, so haben wir uns doch in diese Nothwendigkeit gefunden. Die aufrichtige Art, wie hier die Hand dargeboten wird, macht diese Gewohnheit zu einer sehr erfreulichen.

In Stöcksjö beschlossen wir, noch bis hierher, nach Innertasle, zu fahren, anstatt in Umeaa zu übernachten; wir nahmen demgemäß die Pferde. Der directe Weg war indessen wegen des tiefen Schnees unfahrbar und so mußten wir doch durch Umeaa fahren. Wir hatten kaum eine schwedische Meile bis dahin und es wurde eben Nacht, als wir nach dem Umeaaflusse hinabfuhren, über dessen feste Oberfläche setzten und dann an dem steilen Ufer hinauf in die Stadt gelangten. Auf dem kleinen Marktplatze, der gedrängt voll Menschen war, von denen manche ihre Weihnachtskäufe schon begonnen hatten, hielten wir eine kurze Zeit an. Die Läden waren erleuchtet und die kleine Stadt war sehr heiter und lebendig. Wir fuhren dann durch, hielten uns in einer kleinen Entfernung von dem linken Ufer des Flusses und kamen nun in Wälder. Während dessen war die Nacht eingetreten; plötzlich hielt der Knabe still, erkletterte eine Schneebank, drehte sich auf derselben drei- bis viermal im Kreise herum und sagte mir etwas, was ich nicht verstehen konnte. „Was giebt es?" fragte ich ihn, „ist das nicht der Weg nach Innertasle?"

„Ich weiß es nicht — ich glaube nein," war seine Antwort.

„Kennst Du denn den Weg nicht?" fragte ich ihn wieder.

„Nein!" rief er zur Antwort, drehte sich noch einigemal herum und fuhr dann fort. Glücklicherweise holten wir bald einen Fußgänger ein, den er nach dem Wege fragte und der sich uns willig zum Führer anbot, um selbst mitfahren zu können. Wir fuhren nun wieder rasch zu; doch der Schnee war so fleckenlos, daß es unmöglich war, die Spur zu sehen. Braisted und ich kamen auf eine Schneebank, wurden umgeworfen und eine kleine Strecke fortgeschleift, richteten uns aber bald wieder auf; kurz nachher kamen wir hier an.

In diesem kleinen Gasthause liegt das Gastzimmer hinter der großen Familienküche, durch die zu gehen wir genöthigt sind. Als wir unsere Pelze ablegten, fühlten wir uns von einem Frostschauer ergriffen und sind kaum im Stande gewesen, uns wieder zu erwärmen. Darauf stellte sich eine so heftige Schläfrigkeit ein, daß wir uns gezwungen sahen, uns niederzulegen und vor dem Abendessen eine Stunde zu schlafen. Seitdem die Kälte eingetreten ist, werden wir stets gegen Abend von dieser Schläfrigkeit befallen; wir müssen dann einander wechselsweise ermuntern und anspornen. Gewöhnlich singen wir dazu: „Von Grönlands Eisbergen" und andere passende Lieder. Wir werden hier von einer schlanken Wirthin, einer ernsthaften, ruhigen und langsamen Person, bedient, die sich hinsichtlich der Befriedigung unserer Bedürfnisse durchaus nicht übereilt. Nachdem wir länger als zwei Stunden gewartet hatten, trug sie uns ein Abendessen auf, das aus einer Art von frischem Fisch mit einer Sauce von Milch, Zucker und Zwiebeln bestand, worauf Gröngött, ein warmes Gericht von Reis und Graupen, mit Milch genossen, folgte. Das ist unser Mahl an dem heutigen Christabend. Hunger ist der beste Koch und wir haben soviel gegessen, daß ich es nicht gewagt habe, zu Bett zu gehen, und so verwendete ich die ersten Stunden der Verdauung darauf, unsere Reisebegebenheiten während der letzten Tage niederzuschreiben. Das Zimmer ist aber groß und kalt; ich schauere noch fortwährend vor Kälte und bin schläfrig; die Feder fällt mir aus der Hand — oder wird fallen, wenn ich nicht schließe.

Der Wald und sein Einfluß.

„Der Mensch öffnet die Nacht der Wälder dem Sonnenstrahle, breitet lachende Fluren aus und giebt Licht und Wärme dem nährenden Korne. Er entreißt Land dem Meere, er leitet dürrem Sande befruchtende Ströme zu; Zonen mit Zonen verbindend, trägt er Asiens reichliche Gewächse nach dem kälteren Europa, härtet sie für rauhere Luft ab und läßt in der Fluth deutscher Ströme Ascalons Trauben und Anatoliens Blüthenbäume sich spiegeln." — So sprach sich einst ein Gelehrter in einer Rede aus, um den Einfluß des Menschen auf die Cultur zu bezeichnen. Aber noch gewaltiger und weitergreifend prägt sich der Einfluß des Menschen auf die ganze Physiognomie des Landes, welches er bewohnt, aus, wenn man die deutlich in die Augen fallenden Veränderungen betrachtet, welche er durch Ausrottung oder Anpflanzung von Wäldern hervorgerufen hat. Man wird zugleich über den innigen Zusammenhang der Wälder mit dem Klima und der Fruchtbarkeit des Landes, mit der Größe und Menge seiner Ströme, der Be-

schaffenheit und Art seiner Thiere staunen. Selbst ein anderer Himmel scheint sich durch ihren Einfluß über das Land zu wölben und Regen und Sonnenschein unter ihrem Befehle zu stehen.

Axt und Pflug sind von jeher in der alten und neuen Welt den Wäldern feindlich entgegengetreten und durch ihre Einwirkung hat sich die Physiognomie manches Landes in dem Laufe von Jahrhunderten so sehr umgestaltet, daß wir sie nimmer zu begreifen vermöchten, wenn uns nicht der Einfluß des Waldes darüber Aufschluß gäbe. Derselbe ist bedeutend größer, als es auf den ersten Anblick erscheint. Die Wälder sichern dem Boden Feuchtigkeit und durch diese dem Lande eine gemäßigte Temperatur; sind sie aber zu groß, so wird das Klima kalt und naß. Ein mäßiges Lichten der Waldstrecken, namentlich in den Niederungen wirkt demgemäß wohlthätig auf die Culturfähigkeit und das Klima eines Landes; sobald aber dieses Lichten durch eine vermehrte, betriebsamere und genußsüchtigere Bevölkerung in Ausrottung der Wälder ausartet und sich selbst auf die Berge und deren Gipfel erstreckt, so wird gerade das Gegentheil dadurch hervorgerufen, und die gänzlichen Waldzerstörungen sind die sicheren Vorläufer der Unfruchtbarkeit eines Landes, des Verfalles der Nationen und der Erscheinung von Wüsten. Durch das Aushauen der Waldungen wird nämlich die Wassermenge einer Gegend vermindert, sodaß namentlich in Gebirgen dem kahlen Abtriebe der Gipfel immer eine Verminderung oder gänzliches Versiegen der Quellen und damit eine geschmählerte Fruchtbarkeit des Bodens folgt.

Die Wälder tragen viel zur Harmonie der Naturgesetze bei. Sie sind mächtige Leiter des elektrischen Fluidums und üben dadurch einen gewaltigen Einfluß auf die Atmosphäre aus. Sie ziehen einentheils die Gewitter an und vertheilen sie zu wohlthätigem Regen; sie nähren dadurch die Quellen und Bäche, welche von den Bergen rieseln und die Fruchtbarkeit der Felder erhöhen. Anderntheils vermindern sie aber auch die Anzahl der Wasser, welche auf der Oberfläche fließen und nur zu oft, wenn sie durch plötzliche und starke Regen vermehrt werden, den untenliegenden Thälern und Feldern Verderben bringen.

Betrachtet man während eines Gewitters die Abhänge zweier gleichen Berge, von denen der eine mit Wald bewachsen, der andere aber gänzlich kahl ist, so wird es uns nicht entgehen, daß der letztere die durch Regen empfangene Wassermenge, obgleich er sonst arm an Quellen und Bächen ist, in schnellen und reißenden Bächen in das Thal sendet, wodurch nur allzuoft Ueberschwemmungen der untenliegenden Felder herbeigeführt werden, die um so verderblicher sind, als die ungestüm herabstürzende und durch nichts aufgehaltene Wassermasse gewöhnlich Steingerölle mitsichführt und die Felder damit überschüttet. Ist der Regen vorüber, so versiegen die Bäche bald und der kahle Berg ist nun wieder trocken und öde; das Wasser ist zu schnell von ihm abgeronnen um tiefer in den Boden eindringen zu können. Der kahle Berg nährt deshalb keine Quellen, keinen Bach und gerade dann, wenn die Thäler und Felder das Wasser am nöthigsten bedürfen, in trockenen Zeiten, sendet er keinen einzigen Tropfen hinab.

Anders die mit Wald bewachsenen Berge. Von ihnen rinnt der Regen nicht in wilden und verwüstenden Bergbächen; er rieselt langsam in wohlthätig befruchtenden Quellen in das Thal hinab. Im Walde fällt der Regen nicht unmittelbar auf die Erde, sondern wird von den Blättern, Zweigen und Stämmen der Bäume und Büsche aufgefangen und zurückgehalten; er fällt deshalb nur in langsamen Tropfen auf die lockere Walderde, wird von dieser aufgesogen und zu Quellen vereint. Selbst die nicht aufgesogenen Wasser erhalten durch die Bäume, Wurzeln und Pflanzen soviel Hemmnisse, daß sie sich nicht zu einem reißenden Bache vereinen können, sondern langsam bergab rinnen. Die von der Erde aufgesogenen Wasser geben selbst in den trockensten Zeiten den Quellen eine hinreichende Nahrung, sodaß diese nie versiegen.

Der durch das grüne Laubdach der Bäume vor den Sonnenstrahlen geschützte, mit Laub und Pflanzen bedeckte Waldboden ist zu allen Jahreszeiten feucht, er dünstet deshalb namentlich während des Sommers viel Feuchtigkeit aus und erzeugt dadurch neuen Regen. Durch das jährliche Abfallen der Blätter, durch das Absterben und Zergehen alter Aeste und Wurzeln bilden die Wälder über dem Felsgesteine der Gebirge einen fruchtbaren Boden und halten diesen mit ihren Wurzeln an den Abhängen fest, während auf den unbewaldeten Bergen die Felsen meist offen zu Tage liegen. Die Wälder mäßigen durch den Schutz, den sie gewähren, einentheils die Heftigkeit der eisigen Winde des Nordens, anderntheils mildern sie die Wirkungen der brennenden Luft des Südens, ja sie fangen den Wind auf, halten ihn Tage lang fest und entsenden ihn dann in milderer Gestalt. Da die Atmosphäre in den Wäldern sich langsamer erhitzt und abkühlt als unter offenem und freiem Himmel, so dienen sie zugleich als Regulatoren für den Wärmestoff und verkleinern in Bezug auf die Temperatur die Unterschiede zwischen dem Tage und der Nacht, ja selbst zwischen den warmen und kalten Tagen und zwischen den Jahreszeiten, da es in ihnen kühler im Sommer und wärmer und geschützter im Winter ist als unter offenem Himmel.

Einen bedeutenden Einfluß üben aber die Wälder noch dadurch aus, daß sie mit ihren Blättern tödtliche Miasmen und Gase einsaugen und dadurch der Verbreitung miasmatischer Krankheiten hindernd entgegentreten, somit fortwährend für die Reinheit und Frische der Luft sorgen. Mit seinen hunderttausend kleinen Oeffnungen saugt jedes Baumblatt während des Sonnenscheins, die für das thierische Leben verderbliche Kohlensäure aus der Luft und haucht dafür den Sauerstoff, die Lebensluft für Menschen und Thiere, aus. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß das menschliche und thierische Leben sich in den Wäldern viel frischer und kräftiger entwickelt als in waldarmen Gegenden, weil in den Wäldern die Luft gesünder und reiner ist.

Erst wenn man die Wälder von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheinen sie in ihrer vollen Bedeutung. Nicht deshalb ist die Ausrottung der Wälder in manchen Gegenden und Ländern so sehr zu bedauern, weil der Holzbedarf dadurch vermindert wird, denn das Bauholz läßt sich zum Theil durch Eisen und Steine, das Brennholz durch Kohlen und anderes Material ersetzen; sondern weil durch sie das Wohl des ganzen Landes und seiner Bevölkerung gefährdet ist und allmählich vernichtet wird. Die Geschichte liefert uns dafür Beispiele genug, und sie mögen hier etwas ausführlicher erwähnt werden, damit die Bedeutung des Waldes in ihrer ganzen Größe hervortritt.

Das alte Griechenland war einst ein fruchtbares, gesegnetes Land, von dessen reichen Ernten mehr als zwanzig betriebsame Na-

tionen lebten. Zahlreiche Heerden weideten an den Bergen und in den Thälern. Der Landbau blühte, zahlreiche Flüsse durchströmten und bewässerten die Ebenen: das ganze Land glich einem wohlgepflegten Garten, auf welchen die mit Wald umkrönten Berge und Gebirge freundlich herabblickten. Attica und Sicyon lieferten die schönsten Feigen und Oliven, Epirus war berühmt wegen seiner herrlichen Aprikosen, Elis gab den Flachs und die schönsten Früchte und Gemüse wurden in ganz Griechenland gebaut. Zu Theophrasts Zeiten fand man in den Gärten Griechenlands die schmackhaftesten Birnen aus Kleinasien, die herrlichen Aepfel Armeniens, die süßen Pfirsiche Aegyptens, die Citronen aus Medien, die saftigen Kirschen aus Pontus und verschiedene Sorten Nüsse aus Euböa, und von des Laërtes Garten auf Ithaka singt Homer in seiner Odyssee:

„— schön ist Alles bestellt; kein einzig Gewächs hier,
Keine Rebe des Weins, kein Oelbaum, Feigen- und Birnbaum,
Keines der Beet' auch vermißt die gehörige Pfleg' in dem Garten."

Alles verrieth den größten Wohlstand — und jetzt findet der Reisende, der Griechenland durchwandert, nichts als trockene Felsen und dürre Sandwüsten, aus denen hier und dort ein elender Flecken hervorschaut. Vergebens bemüht er sich, manche von den alten Dichtern erwähnte Quellen aufzufinden; sie sind versiegt. Vergebens sucht er die bezeichneten Stellen, wo die Flüsse einst entsprangen; er findet sie fast alle eine halbe Stunde weiter unten, und es sind die alten Flüsse nicht mehr, denn matt und seicht fließen sie durchs Land. Die Fruchtbarkeit der Felder ist erstorben, das Volk verarmt, und fragt er, woher dieses Alles: — ein Blick auf die Berge und Gebirge sagen es ihm, kahle und nackte Felsen und Berge blicken ihm entgegen, die herrlichen Wälder, welche sie einst umkrönten, sind verschwunden und mit ihnen der Segen des Landes.

Schon in vorchristlicher Zeit wurden die Gebirge zum Theil entholzt, und unter der Sorglosigkeit der türkischen Regierung ist noch unverantwortlicher mit den Wäldern verfahren. Jahrhunderte werden selbst unter den angestrengtesten Bemühungen, neue Wälder anzupflanzen, vergehen, um den Zustand des Landes wieder etwas zu verbessern, aber Jahrtausende reichen noch nicht aus, um die alte Fruchtbarkeit zurückzurufen, denn keine Menschenmacht vermag jetzt auf vielen jener öden felsigen Gebirge einen Wald hervorzurufen, auf denen jetzt kaum ein dürftiger Grashalm sproßt.

Ebenso ist es mit einem großen Theile Kleinasiens, mit Judäa, einem Theile von Aegypten, den Provinzen am Fuße des Atlas; sie zählten einst zu den fruchtbarsten Ländern, sie waren von Millionen von Menschen bewohnt. Reichthum und Fülle herrschte in ihnen, solange sie waldbekränzte Berge hatten. Seitdem diese vernichtet und verschwunden, sind die Länder zu Wüsten geworden, welche kaum soviel Tausenden von Menschen ein kümmerliches Dasein gewähren, als einst Millionen darin wohnten.

So ist es zum Theil auch mit Italien. Die Apenninenkette von Genua an bis tief in den Osten der römischen Staaten und ihre Zweigberge waren einst mit herrlichen Waldungen bedeckt, die Thäler zwischen ihnen waren fruchtbar und angebaut. Jetzt giebt es fast keinen traurigeren Anblick als diese todten, ihres schönsten Schmuckes, der Wälder, beraubten Gebirge und Felsmassen. Die Berge, einst bebaut, sind unfruchtbar geworden, die einst so herrlichen Thäler sind zum Theil von Strömen überzogen und verwüstet, weil kein Wald die Gewalt des herabstürzenden Regens hemmt. Die Bevölkerung nimmt merklich ab, das bebaubare Gebiet wird stets geringer. An der Stelle des einst so schönen, durch seine Fruchtbarkeit berühmten Volskerlandes sind jetzt die pontinischen Sümpfe, auf welche die waldlosen Gebirge trauernd herabblicken.

Als die Canarieninseln entdeckt wurden, waren sie mit üppigen Waldungen bedeckt, ihr Boden war fruchtbar und ergiebig; seitdem die Ansiedler die Waldungen muthwillig zerstörten, sind sie dürr und unfruchtbar geworden, die Quellen meist versiegt, kein Wald zieht den Regen an. Ein entgegengesetztes Beispiel liefern Malta und Ascension. Malta war in dem frühesten Alterthume ein unfruchtbarer Felsen, man führte von Sicilien Erde dorthin, pflanzte Bäume an und jetzt prangt die Insel im Schmucke tropischer Vegetation. Die Insel Ascension, ein vulcanisches Eiland, dessen unfruchtbare Lava nur selten von Regen angefeuchtet wurde, ist seit 1816 durch eine englische Niederlassung mit unendlicher Mühe bebaut, Bäume sind angepflanzt und jetzt ist der Regen häufiger, die Quellen fließen reichlicher. Auf Mehemets Befehl wurden in Aegypten unterhalb Kairo gegen 20 Millionen Bäume gepflanzt und — seit der Zeit regnet es häufiger in Aegypten.

Fast noch auffallender als im alten Griechenland und in Italien hat sich der nachtheilige Einfluß der Entwaldungen der Gebirge in einigen Landstrichen Frankreichs geltend gemacht. „Das unglückselige Bestreben nach Entwaldung," sagt Blanqui in einer Denkschrift über den Zustand des Departements der Alpengrenze, „hat sich hauptsächlich im Anfange der französischen Revolution kundgethan und ist seitdem unter der Herrschaft der Noth nur noch größer geworden. Heutzutage hat es seinen Gipfelpunkt erreicht und man muß ihm eilends ein Ziel setzen, wenn nicht der letzte Bewohner gezwungen werden soll, mit dem letzten Baume den Platz zu räumen. Wer die Thäler von Barcelonette, von Embrun, von Verdon und das steinige Arabien der Oberalpen, genannt Devuly, besucht hat, Der weiß, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist, oder daß binnen fünfzig Jahren Frankreich von Piemont getrennt sein wird wie Aegypten von Syrien — durch eine Wüste."

„Der glänzend helle Alpenhimmel von Embrun, von Gap, von Barcelonette und von Digne, der sich ganze Monate hindurch von jedem Gewölk rein erhält, erzeugt Trockenheiten, deren lange Dauer nur von ähnlichen Gußregen, wie in den Tropenländern, unterbrochen wird. Der durch den Mißbrauch des Weiderechts und durch die Entwaldung alles Grases und aller Bäume beraubte, dabei durch eine glühende Sonne zu Staub verbrannte Boden stürzt sich dann, da er weder Zusammenhang, noch einen Haltepunkt hat, ins Thal hinab und zwar bald in der Form schwarzer, gelber oder röthlicher Lava, bald in Strömen von Geschieben und selbst von riesigen Felsblöcken, die mit furchtbarem Gekrache herabspringen und in ihrer ungestümen Hast die wunderlichsten Umstürzungen hervorbringen. Betrachtet man ein mit so vielen Schluchten durchfurchtes Land von der Anhöhe herab, so bietet es das Bild der Verödung und des Todes dar. Ungeheuere Schichten von Kieselsteinen, die viele Fuß dick herabgewälzt werden und weithin die Fläche bedecken, ragen über die größten Bäume hervor, umschließen sie, bedecken sie bis zum Gipfel und lassen dem Landmanne selbst keinen Schatten von Hoffnung mehr. Man kann sich keinen traurigeren Anblick denken, als diese tiefen Ausschnitte in den Seiten des Berges, der einen Ausbruch auf die Ebene gemacht zu haben

scheint, um sie mit Trümmern zu überschwemmen. Wenn diese Seiten unter der Einwirkung der Sonne, welche den Felsen zu Atomen zerbröckelt, und des Regens, der diese Atome fortführt, immer mehr sich aushöhlen, so erhöht sich das Strombett bisweilen um viele Fuß im Jahre, so daß es bis an die Brückenlehnen hinaufragt und ganze Brücken fortreißt. Schon aus weiten Fernen und gleich beim Herauskommen aus ihren tiefen Schluchten erkennt man diese Ströme, die sich in Fächern von zehntausend Fuß Flügelweite ausbreiten, gegen ihr Centrum hin geschweift sind, nach ihren Ufern sich neigen und gleich einem steinernen Mantel sich über das ganze Feld hinlegen."

„So ist ihre Physiognomie im Zustande der Trockenheit. Aber keine menschliche Zunge oder Hand vermag ein recht anschauliches Bild von ihren Verwüstungen im Augenblicke ihrer plötzlichen Anschwellungen zu geben, die keinem der gewöhnlichen, durch Flußwasser herbeigeführten Unglücksfälle gleichen. Da sind keine überfließenden Bäche mehr, sondern Seen, die in Wasserfällen dahinrollen und Steinmassen vor sich hertreiben, welche durch die Fluthen dahingejagt werden, wie die Geschosse durch das Feuer des Pulvers. Zuweilen kommen solche Kieselsteinmauern allein heran, ohne Begleitung eines sichtbaren Wasserfalles, und dann ist ihr Getöse stärker als Donnergekrach. Ein heftiger Wind zieht ihnen voran und verkündet ihr Nahen; sodann sieht man schlammige Wasserwogen und nach Verlauf einiger Stunden ist Alles in die düstere Stille zurückgekehrt, die über diesen Orten schwebt."

„Man kann Ströme anführen, deren Bett sich in weniger als einer Jahresfrist um zehn Fuß erhöht haben. Diese Unglücksfälle mehren sich in geometrischer Progression, jemehr die Abhänge entwaldet werden. Die Alpen der Provence sind schrecklich geworden. Man kann sich in unseren gemäßigten Breiten keinen richtigen Begriff von diesen brennenden Bergschluchten machen, wo es nicht einmal mehr einen Busch giebt um einen Vogel zu schützen, wo der Reisende nur hier und dort im Sommer einige ausgetrocknete Lavendelstängel antrifft, wo alle Quellen versiegt sind, wo ein düsteres, kaum von dem Gesumme der Insekten unterbrochenes Schweigen herrscht. Auf einmal, wenn ein Gewitter losbricht, wälzen sich in diese geborstenen Bassins Wassermassen von der Höhe der Berge herab, welche verwüsten ohne zu begießen, überschwemmen ohne zu zu erfrischen und den Boden durch ihre vorübergehende Erscheinung noch öder machen, als er durch ihr Ausbleiben war. Endlich zieht," setzt Blanqui hinzu, „der Mensch sich zuletzt aus diesen schauerlichen Einöden zurück und ich habe in diesem Jahre nicht ein einziges lebendiges Wesen mehr in Ortschaften angetroffen, wo ich vor dreißig Jahren Gastfreundschaft genossen zu haben mich recht gut erinnere."

Diese Schilderung ist nicht übertrieben. All' jenes Unglück ist durch die leichtsinnig ausgerotteten Wälder hervorgerufen und wenn es auch jahrelangen, unendlichen Mühen gelänge zum Theil einen neuen Wald auf vielen der Berge hervorzurufen; welche Menschenmacht schafft die unbebaubaren Steinmassen aus den einst so fruchtbaren Thälern, mit welchen viele höher denn haushoch bedeckt sind?

Auch America liefert uns deutliche Beispiele von der Verödung des Landes, welche der Ausrottung der Wälder auf dem Fuße folgt. Längs des Atlantischen Meerbusens in Virginien, den beiden Carolinas und in Mexico erstrecken sich weite Ebenen verlassenen unfruchtbaren Bodens, welche einst mit dichtem Walde überwachsen waren, der leichtsinnig ausgerottet ist. Die schonungslose Art des Hinterwäldlers würde den schönsten und fruchtbarsten Theil der neuen Welt bald zu einem verödeten und verarmten Lande machen, wenn ihm nicht die dem Boden America's noch innewohnende Jugendkraft, welche an vielen der entwaldeten Stellen in wenig Jahren einen neuen Wald hervortreibt, hindernd entgegenträte. Aber nicht in allen Ländern America's ist diese Jugendkraft des Bodens im Stande, den schädlichen Einfluß, der durch das Verschwinden der Wälder hervorgerufen wird, zu überwinden. Im Testamente des Cortez lesen wir, daß in Mexico 6600 Fuß über dem Meere Zuckerplantagen angelegt wurden, welche in dem Schutze der sie umgebenden Wälder herrlich gediehen. Jetzt sind die Wälder in jener Gegend ausgerottet und ein kälterer Wind streift über das Land, welcher die Cultur des Zuckerrohrs nicht mehr zuläßt.

Blicken wir endlich auf unser eigenes Vaterland, auf Deutschland, so läßt sich nicht verhehlen, daß das Lichten der Wälder fast überall nur wohlthätig auf die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klimas und die Wohlfahrt des Landes gewirkt hat; denn eine vernünftige Erkenntniß zeigte frühzeitig genug die Grenze, wo das Lichten anfing in Ausrottung auszuarten und verderblich zu werden.

Vergleichen wir die Beschreibungen des Tacitus, Cäsar und Plinius von dem Klima, der Beschaffenheit und den Thieren des alten Germaniens mit dem jetzigen Zustande Deutschlands, so müssen wir in der That über den gewaltigen Unterschied staunen. Fast ein einziger großer und dichter Wald, den nur hin und wieder wilde Gebirge, offene Sümpfe und Seen, fette Weideplätze und dürftiges Haideland unterbrachen, über welche fast das ganze Jahr hindurch ein dichter, feuchter und kalter Nebel ausgebreitet lag, den selbst die sommerliche Sonne oft nicht zu verscheuchen vermochte; wilde, schäumende Ströme, wie der Rhein, die Weser, Elbe, Oder, Weichsel und Donau, welche gewaltige Wassermassen dem Meere zuwälzten; ein kaltes rauhes Klima, das nur spärliche Erzeugnisse des Bodens aufkommen ließ, wie wilden Spargel, große Rettiche und Rüben, Hafer und Gerste, und die Wälder, welche Plinius so alt und unsterblich als die Welt nennt, wo die emporragenden Wurzeln der Riesenbäume so hohe und weite Bogen machten, daß ganze Reitergeschwader durchziehen konnten, erfüllt von dem gewaltigen Ur (Auerochs), dem Wisent, dem Elennthier, Elch, Rennthier und dem Bär, welche noch alle in Deutschland lebten als das Nibelungenlied entstand; denn dort heißt es:

„Darnach schlug er schiere, einen Wiesent und einen Elch,
Starcher Ure viere und einen grimmen Schelch."

So schildern die alten Römer unser Vaterland, und welchen Contrast bildet es jetzt dagegen mit seinen sonnigen, fruchtbaren Auen, auf denen Getreidefelder wogen, in denen Stadt an Stadt, Dorf an Dorf sich reiht, mit seinem reinen, milden Klima und seinem heitern blauen Himmel. Die sechzig Tagereisen langen und neun Tagemärsche breiten sumpfigen Wälder — wie sie Cäsar schildert — sind verschwunden, die meisten der Sümpfe und Seen ausgetrocknet, und üppige Saaten prangen an ihrer Stelle. Die Ströme fließen stiller und ruhiger in ihrem Bette dem Meere zu, manche Flüsse sind freilich zu Bächen geworden und der Neckar trägt keine Schiffe mehr wie einst zur Römerzeit. Kein feuchter Nebel entzieht unserm Auge den Anblick der sonnigen Auen und fruchtbaren Felder, die

Wälder sind meist auf die Berge und Gebirge beschränkt, die Niederungen gehören dem Landmann, und die Thiere, welche einst in Germaniens Urwäldern lebten, sind theils verschwunden, theils dem kälteren Norden zugedrängt; das Klima ist ein milderes und wärmeres geworden, und südliche Früchte reifen jetzt unter demselben Himmel, der einst kaum den Hafer und die Gerste zur Reife brachte. Deutschland ist ein anderes Land geworden und anders sind jetzt seine Bewohner. Alles dies ist durch das Lichten der dichten und endlosen Waldungen hervorgerufen.

Die Axt hat Deutschland für den jetzigen Stand seiner Cultur und Bildung zubereitet; die Axt ist es aber auch, die unnennbares Unglück über dasselbe bringen kann, wenn sie seine Heiligthümer, welche die Berge umkrönen, nicht schont.

Die Schweiz zeigt uns in vieler Beziehung, daß die Wälder nicht heilig genug gehalten werden können und daß keine Menschenmacht den verderblichen Einfluß zu hindern vermag, wenn sie sich leichtsinnig an den Wäldern vergriffen hat. Seitdem die Waldungen auf vielen Bergen der Schweiz ausgerottet sind und keinen Schutz mehr gegen die eisigen Winde gewähren, ist das Klima dort ein auffallend kälteres geworden. Auf Bergen des Berner Oberlandes, wo einst prächtige Waldungen standen, ist jetzt kaum noch eine Spur von Gesträuch zu finden; Wiesen, auf denen vor hundert Jahren das schönste Heu gewonnen wurde, liegen jetzt innerhalb der Grenze des ewigen Schnees. Einst ließ der Vogt Landenberg dem Melchthaler seine Ochsen vom Pfluge nehmen; jetzt ist in diesem Thale kein Pflug mehr zu finden, denn der Ackerbau ist vernichtet. Manche Schweizerthäler theilen, weil ihre Bewohner die schützenden Waldungen der Berge leichtsinnig ausgerottet haben, das Schicksal mancher Thäler in der Provence, welches oben geschildert ist. Ungehindert bricht der wilde Fön in die Thäler ein und schmilzt in wenig Stunden mehr Schnee in den Hochalpen als die Sonne in ebenso viel Tagen. Kein Wald hemmt seine Kraft oder die Gewalt der ungestüm niederstürzenden Bergbäche, kein Wald verhütet die zahlreichen Bergstürze und die jährlich vorkommenden Lavinen; jedes Gewitter wird mit Angst erwartet, denn von kahlen Bergen stürzen die Wasser mit Alles überwindender Gewalt herab.

Diese Bergbäche sind die gefürchtetsten Feinde der Schweizer, denn in wenig Stunden verwüsten sie ihre fruchtbarsten Thäler für ewige Zeiten. „Wir kennen kaum etwas Grausenerregenderes als diese Wasserdämonen in voller Thätigkeit. Hoch am Berge sieht man sie auf mildgeneigten Triften gelbe Fluthen sammeln; in jähem Sturze reißen sie mit rasender Gewalt die größten Felsblöcke durch ihr Bett herab, führen stehende Tannen, Geröll, Sand und Erde in schwarzbraunen Wellen mit und dehnen sich, dem Thale zu, oft durch gewaltige Stauungen aus dem Bette geworfen, über die bebauten Wiesen und Aecker aus, bis sie den Fuß der Thalsohle erreicht haben. Der Donner dieser Stürze, das Poltern und Krachen der übereinander wild hinabrollenden Steinblöcke tönt weit durch Berg und Thal und erfüllt die Bewohner des Geländes mit Entsetzen. Mit Stangen, Hacken und Schaufeln eilen sie auf die Wehrdämme, um die Aufstauungen möglichst zu hindern und zu zertheilen; Alles was eine Schaufel führen kann, steht hülfreich an den empörten Reusen und das Schreien, Rufen, Jammern der Menschen mischt sich mit dem Krachen der Felstrümmer. Wer einmal in einer langen Mitternacht diesem gräßlichen Schauspiele beigewohnt, vergißt es nie wieder; die schönsten Wiesen werden in wenig Stunden mit 10 bis 15 Fuß hohem Schutt überführt und auf ewig in todte Steinhaufen und Sandwüsten umgewandelt, aus denen nur noch die Kronen der Obstbäume traurig hervorragen. Nicht selten verändert die Reus plötzlich ihren Lauf, reißt Häuser und Ställe mit Blitzesschnelle fort und vertilgt im Nu das Besitzthum vieler Familien. Ihre Verheerungen, denen oft nicht gewehrt werden kann, haben schon manches schöne grüne Wiesenthal der Schweiz vertilgt und scheinen bei der übeln Waldwirthschaft eher im Fortschritt als in Abnahme begriffen zu sein, trotz der gewaltigen Wehrbauten, die man bis hoch ins Gebirge angelegt hat." So schildert Fr. v. Tschudi, und fast alle die Unglücksfälle, welche sich jährlich durch die wilden Bergbäche, durch den Fön, die Bergstürze und Lavinen ereignen, würden verhütet oder doch zum Theil wenigstens bedeutend gemildert sein, wenn die Waldungen nicht auf den Bergen vernichtet wären.

Ist der Wald, namentlich auf den Bergen, ein Beschützer des Landes gegen die rauhen, eisigen Winde des Nordens und die wilden Sturzbäche, nährt er die befruchtenden Quellen, verleiht er dem Boden Fruchtbarkeit, zieht er Gewitter an und vertheilt sie, so ist er für den Menschen dadurch, daß er tödtliche Miasmen und Gase aufsaugt und die Luft reinigt, nicht minder wohlthätig. Miasmatische Krankheiten und Epidemien haben selten größere Wälder überschritten, sie finden in ihnen nicht blos ein Hemmniß, sondern häufig auch einen Vernichter. Die Miasmen schritten mit den Flüssen in den waldlosen Thalebenen fort.

Daß die Wälder durch das Verzehren der Kohlensäure der Atmosphäre und das Aushauchen des Sauerstoffs für das thierische Leben unendlich wichtig sind, ist einleuchtend genug und wird augenscheinlich, wenn wir die in den Wäldern und die in waldlosen Ebenen oder Bergen lebenden Menschen und Thiere betrachten. Während jene ein Bild der Kraft und Lebensfülle sind, verrathen diese nur allzuhäufig durch ihre blasse Gesichtsfarbe kränkelnde Gesundheit. Einst, in den ersten Schöpfungsperioden der Erde, ward die von Kohlensäure geschwängerte Atmosphäre durch die riesigen Pflanzenwaldungen, welche uns noch jetzt in den Steinkohlen nützlich sind, so sehr gemildert, daß sie für das thierische Leben tauglich ward, und würden jetzt die Waldungen der Erde sämmtlich vernichtet, stürbe mit ihnen der größte Theil alles pflanzlichen Lebens dahin, so würden Menschen und Thiere, wenn sie nicht zuvor hungerten, durch die mit Kohlensäure überfüllte Luft getödtet werden.

So unendlich bedeutend und weitgreifend auch der Einfluß des Waldes ist, so wird er doch von Vielen viel zu wenig berücksichtigt. Wann hat die Geschichtschreibung je darauf nähere Rücksicht genommen und doch läßt sich der Verfall Judäa's, Griechenlands und auch Italiens ohne denselben nicht genügend erklären und begreifen. Das ist aber überhaupt der größte Fehler unserer ganzen Geschichtschreibung, daß sie die Culturgeschichte viel zu wenig berücksichtigt und heranzieht, sie betrachtet den Menschen und seine Thaten als etwas allein für sich Dastehendes und dennoch vermag sich der Mensch nicht einmal einen einzigen Augenblick dem gebietenden Einflusse der Natur zu entziehen, weil er selbst ein Theil derselben ist.

Fr. Fr.

Zur Chronik.

Ralph Waldo Emerson.

— Neben den nordamericanischen Theologen Channing und Parker und neben den auf Onkel Toms Hütte erfolgten christlich puritanischen, poetisch höchst simplen Frauenromanen (Lampenträger, Weite, weite Welt ꝛc.), in Uebersetzungen auf dem Festlande Europa's weltverbreitet, ist es unter americanischen Schriftstellern namentlich Emerson, der skeptische Essayist, der die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht. Emerson macht wie jene frommen Schriftsteller Opposition gegen den Egoismus des mercantilen Materialismus, welchem Nordamerica und fast gleich sehr die halbe Welt verfallen ist. Aber Emerson ist kein christlicher Pietist, im Gegentheil sein Skepticismus hat sich von jeder Gemeinschaft mit christlichem Sektenwesen getrennt. Im Jahre 1803 geboren, ist Ralph Waldo Emerson früher Geistlicher einer unitarischen Gemeinde in Boston gewesen, legte aber sein Amt nieder, sobald er seine Zweifel an gewissen Heilswahrheiten stärker fühlte als seinen Glauben, zog sich, jedoch ohne polemische Bitterkeit und geachtet von Allen, von denen er sich lossagte, in die Stille zurück und lebt, ein Naturpriester, ganz sich selbst und seinen Ueberzeugungen zu „Concord“ in Massachusetts, einem Städtchen just auf jener Stelle, wo 1775 die Americaner im Befreiungskriege gegen die Engländer eines ihrer ersten glücklichen Gefechte lieferten. Er gehört keiner Kirche an und ist so sehr Naturpriester, daß er seine Kinder nicht taufen läßt, weil er deren Einfalt und Natur für reiner hält als die Erwachsenen, die sich ihrer christlichen Taufe erfreuen. Die schwedische Frederike Bremer hat in ihrem (deutsch 1854 bei Brockhaus) erschienenen Tagebuche aus America über Emerson ausführlich berichtet und ihren Besuch in seinem Hause erzählt. Sie sagt naiv und offen, sie habe nie einen Schritt gethan, um einen „litterarischen Löwen“ aufzusuchen; allein diesen Pionier in der moralischen und geistigen Welt Nordamerica's mußte sie sehen und sprechen. Der Naturpriester kam ihr mitten im Schneefall baarhaupt entgegen; sie hatte sich nach Frauenart doch wohl eine interessante Persönlichkeit geträumt, denn er erschien ihr „weniger reizend, aber noch bedeutender“ als sie gedacht. Eine stille, ernste Gestalt mit bleichem Gesicht, dunklem Haar, stark markirten Zügen und Linien: so stand er vor ihr. Sein helles Auge schien ihr nach einem Ideal, das er nirgends findet, zu suchen: sie nennt ihn „hyperkritisch“, allzu krystallhell und kalt. In allem entdeckt er, schreibt sie, Halbheiten, Schwächen, Mängel; er fühlt sich so stark, daß er die Leiden und die Fehler Anderer verachtet. Was er sucht? Den vollkommenen Mann! Wie die Saintsimonisten ehedem nach dem absoluten freien Weibe suchten, so verlangt Emerson nach dem absolut freien Manne, den die Welt noch nicht geboren.

Was Emerson schrieb, sind, seine lyrischen Gedichte ausgenommen, die auch nur seine Doctrin rhythmisch aussprechen, essays, und was er niederschrieb, ist blos nachträglich das aus mündlichen Vorträgen Festgehaltene. Er spricht seine Werke. Er tritt in eine kunterbunte gemischte Versammlung, wo er dem Spötter wie dem Langweiligen begegnet. Beide will und muß er erfassen; der Egoismus des Mammons und der Fanatismus der americanischen Werkthätigkeit, die keine Zeit für lange Beweisführungen hat, sitzt vor ihm. Darum ist er so schlagend kurz; er beweist nicht seine Lehren und Anschauungen, er giebt sie in Blitzen, die oft barock dreinfahren. Er ist kein Sophist, er will nicht blenden und überrumpeln; aber er muß beim raschen scharfen Trabe seines Vortrags seine Beweise wie vom Sattelknopf losfeuern, gleichviel ob sie treffen, wenn sie nur frappant scheinen. Den Offenbarungen und Tröstungen des Christenthums gegenüber giebt er seinen Cultus des Genies, ähnlich wie Carlyle in England, nur ganz americanisch, abrupt, skizzirt, grell und schlagfertig; er feuert mit Pistolen drein, wo wir europäischen Festländer uns noch mit der Klinge auslegen, um der Schule gerecht zu werden. So erscheint uns Emerson, nach dem was wir von ihm lasen. Ihn vergöttern wollen, wäre der neueste Puff aus dem Yankeelande. Er ist für uns wenig brauchbar, eine exotische Merkwürdigkeit in seiner Lebensauffassung und in der Manier, sie darzulegen. Er scheint nur frei von Vorurtheilen; seine Nüchternheit begeht die tollsten Verstöße gegen Geist und Natur. Daß er neben den Engländern, welche die industrielle Welt „machen“, die Deutschen, „welche für die Welt denken“, hochhält, die germanische Race in den drei Zweigfamilien der Deutschen, Engländer und Americaner, für die über die Zukunft der Menschenwelt alleinberechtigte hält, darf uns nicht soweit für ihn einnehmen und blenden, daß wir die Gesetze des Organismus in der Völkerentwickelung, auch wo derselbe absterbende Symptome zeigt, verkennen.

Seine Representative Men, seven lectures by R. W Emerson, füllen einen Band in der Leipziger Ausgabe englischer und americanischer Schriftsteller (von A. Dürr). In raschen und rapiden Griffen hebt er hier beim Ueberblick über die Entwickelung der Welt- und Menschengeschichte sechs Hauptgestalten hervor, die ihm die Summe und der Ertrag aller Vergangenheit scheinen, dergestalt, daß alle weiteren Erscheinungen im Völker- und Menschenleben ihm verschwinden und nichtig sind. Diese sechs Gestalten sind: Plato der Philosoph, Swedenborg der Mystiker, Montaigne der Skeptiker, Shakspeare der Poet, Napoleon the man of the world, und Goethe or the writer (der Schriftsteller). Alle anderen Persönlichkeiten sind ihm nur Mittel gewesen, um jene summarisch herauszustellen. Für den Americaner ist nämlich die gesammte Entwickelung Europa's in der Vergangenheit bis jetzt eine untergegangene Welt. Als hätte ein großer Nilstrom Alles überschwemmt und als ragten nur, wie die Pyramiden im Nillande, jene sechs Spitzen über die Stromebene als Merkzeichen hervor: so erscheint ihm unsere europäische Völker- und Menschengeschichte. Jene Sechs sind sehr willkürlich herausgegriffen; denn um das Mittelalter repräsentiren zu lassen, kann z. B. Dante nicht übersehen werden, Shakspeare mit seinem entschiedenen Uebergang der katholischen zur protestantischen, der mittelalterlichen zur modernen Lebensauffassung, kann so wenig als der Poet κατ' ἐξοχην erscheinen, wie Swedenborg als die Summe aller Mystik. Die Maximen des Americaners sind entschieden armselig und eng, trotz des absonderlichen und gewaltsamen Aufschwungs zu weiten Ueberblicken. Der Artikel über Shakspeare beginnt: Great men are more distinguished by range and extent than by originality; große Männer sind weniger Originale als vielmehr nur ausgezeichnet durch Höhe und Umfang des allgemein menschlichen Wesens. Dagegen wäre nichts zu sagen. Allein die americanische Skeptik läßt die Größe dieser großen Männer nur als Conglomerate der Elemente und Ideen ihrer Zeit bestehen. Um und an Goethe z. B. hat sich für Emerson Alles nur wie von selbst angehäuft und angesammelt, so daß er nur zu schauen und es zu beschreiben brauchte; darum ist er nicht als der Poet und Factor seiner Werke, sondern nur als der Schreiber, der ansammelnde und aufspeichernde Gelehrte, hingestellt. Und zu dieser ganz elementaren Auffassungsart gesellt sich beim Americaner doch zugleich eine stiere Anbetung, deren Naivität auffällt und beinahe schreckt. Wir können auf solche americanische Sonderlingsmaximen nicht allzu viel geben; wenigstens nicht soviel wie Hermann Grimm, der von Emersons Representative Men die Abschnitte über Shakspeare und Goethe heraushob und mit einer ziemlich abgöttischen Verherrlichung des americanischen Sonderlings vermehrt, deutsch vorführte. (Hannover bei Rümpler. 116 S.) Die kleine kluge Schwedin feierte den Americaner, ohne sich ganz in ihm zu verlieren. Zu den Uebertreibungen über den britischen Dichter gehört z. B. der Satz

Emersons: „Shakspeare war der Schöpfer der deutschen Litteratur." Und während ein Engländer, Lewes, sachlich fest und streng in seinem Leben Goethe's die poetische und menschliche Persönlichkeit unseres Dichters in ihren Mühen und Kämpfen schildert, um aus den Leiden und Freuden des Individuums dessen poetische Schöpfungen zu erläutern, löst uns hier ein Americaner des Dichters Gestalt völlig wieder auf, indem er sie zum bloßen Vehikel der treibenden und getriebenen Elemente seiner Zeit macht. Es führt zur Einseitigkeit, im Genie blos eine Ausnahme zu sehen; im Genie aber die alleinige Regel und das alleingültige Facit nachweisen zu wollen, ist sicherlich ebenso schief.

Ein geistlich Nachspiel von Platen.

— Man sammelt noch für Platens Denkmal in Ansbach, wo der Dichter 1796 das Licht der Welt erblickte; König Ludwig hat für die Bildsäule seines fränkischen protestantischen Landsmanns das Erz bewilligt. Platen ist einer der merkwürdigsten deutschen Poeten, wenn auch die Inschrift auf seinem Grabstein in der Villa Landolina bei Syrakus, wo der Dichter 1835 starb, (sie nennt ihn Princeps poetarum Teutonicorum) sich einer Uebertreibung schuldig macht. Bei der Cotta'schen Sammlung seiner Werke wurden die „Polenlieder" Platens als censurwidrig bei Seite gelassen; sie erschienen 1841 in Straßburg. Jetzt bringt der radicale Materialist Karl Vogt (in Genf bei Lauffer) einen zweiten Nachtrag zu des Dichters gesammelten Werken, ein geistliches Nachspiel: „Der Sieg der Gläubigen," das in der Sammlung unter dem Titel: „Die falschen Propheten" nur verstümmelt gegeben wurde. Dies Pasquill auf das mittelalterliche Christenthum in der derben Naivität altdeutscher Holzschnittmanier soll vom Jahre 1817 herrühren und in Schellings Hause vorgelesen sein; der Philosoph habe jedoch dessen Veröffentlichung widerrathen. Vogt beruft sich auf die zahlreichen Abschriften des Poems in Freundeskreisen des Dichters, um die Aechtheit desselben zu bewahrheiten. Was davon in die Werke Platens überging, ist mit gesperrtem Druck unterschieden. Der Ertrag des Heftleins ist für das Denkmal bestimmt. — Graf August v. Platen-Hallermünde gehört zu den deutschen Romantikern, ob er schon in der Opposition gegen dieselben seinen Versen den Rhythmus des classischen Hellenismus, seiner ganzen Richtung ein antikes Postament gab. Er nahm die seit Klopstock und Hölderlin liegengebliebenen Odenmaße wieder auf und knüpfte seine Verskunst an die besten Dichterstudien Goethe's, nur mit dem Unterschiede, daß Goethe's Poesie in diesen Studien nicht aufging, sich nur Durchgangsphasen in ihnen schuf. Platens Dichtungen erschienen uns wie das bloße Atrium zu einer größeren Tempelhalle, zu der ihm selbst — er starb noch nicht Vierzig alt — der Eintritt versagt war. — August Platen hatte Anfangs im Münchener Pagen- und Cadettenhause eine militärische Erziehung, machte als bayerischer Lieutenant den zweiten Feldzug wider Frankreich mit und begann alsdann in Würzburg und Erlangen seine akademischen Studien. Der Verkehr mit dem Meister der romantischen Naturphilosophie behinderte nicht seine classische Formvollendung; auch Schellings Inhalt läßt diese zu. Das geistliche Nachspiel: „Der Sieg der Gläubigen" ist sogar ein Zeugniß seines naiven und treuherzigen, wenn auch mitunter bittern Uebermuths gegen die Anbetung der christlichen Heiligen, denen ein Ketzer an Sanct Petri Himmelspforte seine Vergötterung der Naturkräfte und die Verdienste der antiken Gottheiten und Heroen um Menschencultur beredt entgegensetzt. Nach Rückerts Vorbilde gab Platen (1821) Ghaselen, fünf Jahre später in der „verhängnißvollen Gabel" eine unserer besten poetischen Litteraturkomödien, eine Polemik gegen die verkehrte Modernisirung des antiken Schicksals in Müllners und Grillparzers Schicksalstragödien, obschon in dieser Satyre mehr rhythmischer Faltenwurf als komische Kraft vorwaltet und Platens eignes ernstgemeintes Drama „Treue um Treue" sich in derselben phantastischen Verkettung des leeren Zufalls erging, seine „Liga von Cambrai" den gestaltlosen Inhalt auch später vergeblich mit stolzer Diction zu decken suchte. Ihm genügte das antike Postament das er für die deutsche Dichtung wiedergefunden, und seit 1826 ganz und gar unter Italiens Himmel und Trümmern ging er dem Inhalte nach für Deutschland verloren. Sein „Romantischer Oedipus" verschwendete wunderbare Rhythmusarbeiten an eine persönlich erbitterte Polemik gegen Immermann und Heine und seine Energie in politischem Kosmopolitismus erschöpfte sich in den Polenliedern, während die Kunstvergötterung der deutschen Romantiker bei ihm in eine selbstische Vergötterung des Künstlers umschlug. Wenn wir der Meinung sind, Platens Dichtung sei nur eine schöne Vorhalle zum Tempel großer Poesie, so fällt uns dabei sein eigner Vers ein, den er trotz seiner Selbstüberhebung im fremden Lande und in bitterer Einsamkeit über sich aussprach:

> Größres wollt' er wohl vollenden; doch die Zeiten hindern es:
> Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.

In Platens Lyrik ist freilich mehr als blos edle Gymnastik deutscher Zunge; den cararischen Marmor seiner dichterischen Architektonik beseelt und belebt ein Schmerz der Erbitterung, dessen Flammen aber leider nicht, wie Schiller sagt, ins Vaterland schlugen. Italiens Klima und die Vereinzelung von Deutschland rieb ihn innerlich und äußerlich auf. Furcht vor der Cholera trieb ihn nach Sicilien, und diese Furcht erwuchs zu einer Fieberhitze, die ihn niederwarf. Mit und unter seinem Volke hätte ihn deutscher Inhalt stärker erfüllt und getragen. Platen hat in deutscher Litteratur die besten Sonette gedichtet; aber sie gelten Venedig. — Das „geistliche Nachspiel" Platens sei Allen empfohlen, die dieses Dichters Natur nach allen Seiten kennenlernen wollen. Seine einfache Natürlichkeit als Mensch offenbaren auch seine von Minckwitz herausgegebenen Briefe.

Dr. Elisha Kent Kane's Reisen im Nordpolmeere. Nach dem Englischen bearbeitet von Julius Seybt. (Erscheint im Juni bei Carl B. Lorck in Leipzig. Preis 1 Thlr.

Dr. Kane ist seinen heldenmüthigen Vorgängern Franklin, Crozier, Bellot und Anderen gefolgt, und hat mit seinem Leben den Eifer bezahlt, in die unbekannten und unwirthlichen Oeden des Eismeeres einzudringen. Aber er hat ein werthvolles Vermächtniß hinterlassen, die Tagebücher seiner beiden Reisen, die keinem der früheren Berichte über jene Regionen an Interesse nachstehen. Wie seine erste Expedition keinem Abenteuer fremd bleibt, das dem Nordpolfahrer zur See zu begegnen pflegt, indem er erst kühn die eisstarrende Melvillebucht durchsteuert, dann westwärts sich wendend, mit den von England ausgeschickten vier Expeditionen zusammentrifft, und mit ihnen gemeinschaftlich die ersten Spuren des lebenden Franklin und auch die letzte, am Cap Riley entdeckt (ohne weiter vorwärts dringen zu können), dann aber, von einem Eisgefängniß umschlossen, willenlos zurück in die Baffinsbucht getrieben wird, um im nächsten Sommer vergeblich noch einmal zu versuchen vorzudringen, zeichnet sich die zweite Expedition durch alle Gefahren der Landreise aus. Unwirthliche Eiswüsten, Gletscher, größer als sonstwo in der Welt, geduldiges Ausharren durch eine hundertundvierzig Tage lange Winternacht, und eine zweite Ueberwinterung mit drohender Hungersnoth, abgewechselt mit einem Blick auf dies lange gesuchte offene Polarmeer und die Polyni der Russen — sind die Hauptzüge des zweiten Gemäldes. Diese aus den verstreuten Notizen und sich wiederholenden Einzelheiten gesammelt, und alle Erscheinungen dieser Polarreise zu einem eindrucksreichen Bilde zusammenzufassen, versucht das Buch wie wir es jetzt dem Publicum vorlegen. Es ist zugleich Auszug und Gesammtgemälde der Kane'schen Reisen aus den drei Bänden des englischen Originals in einen einzigen zusammengedrängt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 24. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [13. Juni.

Inhalt.

Sir James Brooke.

Die in Ostindien geborenen Engländer, die Anglo-Indier, werden von den Vollbriten über die Achsel angesehen. Man sagt ihnen dieselben bösen Eigenschaften nach, die der Sohn von Castilien und Leon einst an seinen nachgeborenen Brüdern, den Kreolen von Südamerica, zu tadeln fand. Es mag sein, daß die Anglo-Indier die Eigenschaften der genußsüchtigen Trägheit, des sorglosen Leichtsinns, der Unzuverlässigkeit im weitesten Sinne, die man ihnen zuschreibt, wirklich besitzen. Sind diese übeln Eigenschaften als Regeln zu betrachten, so giebt es aber Ausnahmen, und eine der glänzendsten nennen wir, indem wir den Namen Sir James Brooke aussprechen. Der berühmte Radscha von Sarawak ist ein Anglo-Indier, und auf ihn paßt nicht ein Zug des Bildes, das herkömmlich gezeichnet wird, wenn der Charakter seiner Stammgenossen illustrirt werden soll.

James Brooke wurde am 29. April 1803 in Ostindien geboren, wo sein Vater im Dienst der Gesellschaft eines der höchsten bürgerlichen Aemter bekleidete. Er wurde in England erzogen und zählte sechzehn Jahre, als er nach Bengalen zurückkehrte. Die bessern Classen der Anglo-Indier huldigen dieser Sitte der Kindererziehung im Mutterlande allgemein, um die Kinder in den Jahren, wo die klimatischen Einflüsse am verderblichsten wirken, in einer kältern Luft zu kräftigen.

Von seinem vierzehnten bis zu seinem sechzehnten Jahre war Brooke in England mit seinen Eltern vereinigt. Der Vater scheint kalt und fremd gegen ihn gewesen zu sein, mit der Mutter verband ihn die innigste Liebe. Sie war seine Vertraute und sie blieb es, als er bereits im Sunda-Archipel seine großen Entwürfe verfolgte. Ihrem treuen Busen vertraute er seine Hoffnungen und Befürchtungen an, ihr berichtete er gewissenhaft, was ihn beschäftigte und was ihn bewegte. „Sie haben von mir die schrankenloseste Vertraulichkeit gefordert," schrieb er 1842 dieser liebenden Mutter von Sarawak, „und ich habe sie Ihnen selbst auf Kosten Ihrer Ruhe nicht versagen können. Sie müssen nun die Schmerzen tragen, meine theure Mutter, wenn ich Ihrem liebenden Herzen die harten und ernsten Verhältnisse meiner gegenwärtigen Lage enthülle. Ich erfahre immer mehr, daß das Leben in allen seinen Phasen nichts als strenge Wirklichkeit darbietet, und daß es nur unsere Phantasie ist, welche die dunklen Wolken unseres Daseins vergoldet. Meine Gedanken kehren oft zu der Zeit zurück, als wir uns in unserm Garten zusammen ergingen. Sie führen mich zu unseren Ausflügen in Water-Lane, die wir machten, wenn die Sonne hoch am Himmel stand, und unsere hübschen Veroniken, dem Licht und der Wärme ihre Kelche erschließend, mit der Farbe des Himmels wetteiferten. Das war die Zeit, wo ich Ihnen alle meine Gedanken, alle meine Wünsche mittheilte. In der That, meine geliebte Mutter, habe ich vor Ihnen nie ein Geheimniß gehabt. Aber damals war ich jung und hoffte und verzweifelte wechselsweise. Ich handelte noch nicht, ich strebte, einen Wirkungskreis zu erreichen. Mein Charakter und meine Gefühle haben sich seitdem sehr geändert. Statt mich träumerischen Hoffnungen zu überlassen, handle ich. Und noch heute sind Sie wie damals bei Allem, was eine Mutter hören darf, meine Vertraute."

Sechzehn Jahre alt kehrte Brooke nach Ostindien zurück, um als Fähndrich in eines der dortigen Regimenter zu treten. In dem ersten Birmanenkriege (1824) zeichnete er sich so aus, daß die Regierung ihn öffentlich belobte. Er wurde aber während dieses Feldzugs so schwer in der Brust verwundet, daß er gezwungen war seinen Abschied zu nehmen. Auf den Reisen, die er zur Herstellung seiner Gesundheit unternahm, lernte er China kennen und machte der Insel Borneo seinen ersten Besuch (1830). Was er dort sah, legte den ersten Keim zu seinem Plan, den malayischen Archipel der christlichen Bildung und dem englischen Handel zu öffnen.

Der Tod seines Vaters, der die Talente dieses Sohnes sehr unterschätzte und seine Ideen kurz abwies, setzte Brooke in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Es war die Zeit der englischen Sklavenemancipation, die Zeit des ersten Eifers, die letzte der Fesseln zu brechen, durch die der Mensch zu einem Eigenthum, zu einer Sache herabgewürdigt wird. Brooke fragte sich, ob es nicht einseitig sei, alle Sorge und alle Kraft nur immer auf das schwer zugängliche, hinter einem Küstengürtel tödtlicher Fieber ver-

schanzte africanische Festland zu verwenden. Gab es nicht auch auf den Inseln im Süden des asiatischen Festlandes Sklaverei, und waren diese Inseln nicht viel leichter heranzubilden, lohnten ihre reichen Erzeugnisse nicht alle Bemühungen besser, als die Staaten und Neger der Guineaküste? Auch ein großes politisches Ziel ließ sich hier erreichen, dasselbe Ziel, das Sir Stamford Raffles den englischen Ministern vergebens empfohlen hatte, das Ziel, den englischen Einfluß von Borneo bis Neuholland durch Befreiung der Malayen zum herrschenden zu machen.

Von der englischen Regierung hatte Brooke keine Unterstützung zu erwarten, wenigstens keine directe. Es existirte ein Staatsvertrag vom 17. März 1824, zwischen Holland und England auf der Basis abgeschlossen, daß die Holländer das indische Festland räumen sollten, wogegen England seine Ansprüche auf die Inseln aufgeben werde. Ein maßgebender Einfluß Englands auf diesen Inseln, wie Brooke ihn wollte, würde jenem Vertrage ebenso schneidend widersprochen haben, wie das, was er unter der Befreiung der Malayen verstand.

Auf seine eigenen Mittel angewiesen, begann Brooke damit, eine Yacht von 140 Tonnen, den so berühmt gewordenen Royalisten, zu kaufen. Die ganze Mannschaft bestand aus zwanzig Köpfen, aber es waren erlesene Leute, und ihr Führer bildete sie so aus, daß sie ihm, seinem Schiff, seiner Sache mit Begeisterung anhingen. Er führte sie in das Mittelmeer, das für sie zur Schule werden sollte. Nach drei Jahren machte er sie mit seinem Plane bekannt, den er bisher blos seiner Mutter vertraut hatte.

Ehe er an den Schauplatz seiner künftigen Wirksamkeit abging, machte er verschiedene Versuche, die einflußreichsten Staatsmänner für seine Ideen zu interessiren. Was er ihnen vorstellte, ist in einer Denkschrift enthalten, welche die geographische Gesellschaft von London 1838 veröffentlicht hat. Den englischen Vertrag mit Holland erkennt er jetzt insoweit an, als er etwaige Eroberungen bis auf einen Krieg verschoben wissen will. Er durfte diesen Wechselfall ins Auge fassen, denn der belgisch-holländische Streit war damals noch nicht beigelegt und die Möglichkeit leicht denkbar, daß England durch seine Parteinahme für das junge Reich in einen Krieg verwickelt werden würde. Auch in moralischer Beziehung wollen wir ihm nicht verargen, daß er Feindseligkeiten gegen Holland in den Kreis seiner Berechnungen zog. Holland erschien ihm als der böse Genius dieser Inselwelt, der auf Java, Sumatra, Bali, ja auf Borneo selbst Alles vernichte, was eine Zukunft habe. Was die übrigen dort ansässigen europäischen Nationen betrifft, so sprach er in seiner Denkschrift die Hoffnung aus, daß Portugal sich einer seiner Inseln entäußern und Spanien einwilligen werde, seine Geldverbindlichkeiten gegen England durch die Philippinen zu decken. Erfolge keines von beiden, nun dann müsse man sich mit der Aufstellung von Agenten begnügen, welche sich mit Macht zu umgeben verständen, die inneren Kriege unterdrückten, den Gewerbfleiß ermunterten, das Eigenthum durch die Wiederbelebung der alten Rechtsgewohnheiten schützten und durch dieses Alles dem europäischen Kaufmann und dem Glaubensleben vorarbeiteten.

Im December 1838 ging Brooke unter Segel. „Ich beginne meine Fahrt," schrieb er vom Hafen aus, „mit dem festesten Vertrauen. Ich besitze ein gutes Schiff, eine erlesene Mannschaft und alle Elemente des Erfolgs, welche meine beschränkten Mittel mir erlauben. Wie Southey sein kleines Buch auf die Wellen warf, ebenso werfe ich mich auf die Wellen. Wird mich die Welt aber dereinst verstehen? Das ist eine Frage, auf die ich mit Zuversicht zu antworten nicht wage, obgleich ich auf den günstigsten Ausgang hoffe."

Die Ueberfahrt nach der Meerenge von Malacca dauerte sechs Monate. Brooke benutzte diese Zeit, um die Sprachen, Sitten und Religionen der Inseln zu studiren. In Singapur machte man ihn auf Sarawak aufmerksam, dessen Radscha neuerdings die Mannschaft eines europäischen Schiffes so rücksichtsvoll wie ein europäischer König behandelt habe. Wenige Wochen später, am 30. August 1839, datirte Brooke seine Briefe von Sarawak, fünfunddreißig (englische) Meilen im Innern von Borneo.

Hören wir seine erste Schilderung. „Die Einfahrt in den Fluß (Sarawak) ist schwierig, denn man hat nicht mehr als drei Faden Tiefe. Befindet man sich auf dem Flusse, so ist man von einer schönen Landschaft umgeben. Auf dem rechten Ufer erhebt sich nahe am Flusse der mit dem reichsten Grün bekleidete Pik von Santobong, oben von einem dichten Walde gekrönt, aus dem Felsen emporragend. Der weiße, von hübschen Häusern eingefaßte Strand vervollständigt das Ganze. Wir sehen wilde Schweine in großer Anzahl, und in der Luft flattern große graue Tauben, von denen wir noch nicht eine haben erlegen können. Von der Mündung bis zu der Stadt Kuchin (Katzenstadt) oder Sarawak hat man ungefähr sechsunddreißig Meilen; das Wasser ist tief, aber mit verborgenen Klippen besäet. Sobald unser Anker gefallen war, begrüßten wir den Radscha mit einundzwanzig Kanonenschüssen. Als ich ihm meinen Besuch machte, empfing er mich mit großer Auszeichnung und redete mich immer mit Tuan Besar (großer Mann) an. Obgleich die engen Grenzen eines Briefs mir das Eingehen auf Einzelheiten untersagen, will ich doch einige Worte über Muda-Hassim mittheilen. Er ist ein kleiner Mann in mittleren Jahren, mit gewöhnlichen, aber von Verstand sprechenden Zügen. Er ist der Oheim des Sultans von Borneo und der wahre Beherrscher des großen, zwischen der Datuspitze und dem nördlichen Endpunkte der Insel belegenen Gebiets. Sarawak oder Kuchin ist eine neuerdings entstandene Stadt, der die Zukunft eine große Handelsentwickelung verspricht. Es wird eine große Menge Spießglas hierher geführt. Das umliegende Land liefert Gold, Zinn, Wachs und Vogelnester. Bei Sarawak selbst gräbt man eine vortreffliche Pfeifenerde, auf welche die Holländer großen Werth legen. Mit einem Worte, glaubt man den Malayen, so ist der Ort der bestgelegene der ganzen Küste."

Bei der Gastfreundschaft des Radscha Muda-Hassim war ein politischer Hintergedanke im Spiel. In derselben Zeit, als Brooke erschien, bemühten sich die Holländer, einen Vertrag abzuschließen, der ihnen die Ausbeutung der Bergwerke und des ganzen Handels einräume. Muda-Hassim fürchtete mit Recht, daß ein solcher Vertrag der Anfang der holländischen Herrschaft sein werde, und doch wagte er kein rundes, offenes Nein auszusprechen. Er fragte seinen Gast, ob die Engländer das Spießglas von Borneo kaufen und ihn gegen die Holländer beschützen würden. Brooke antwortete, das Metall würden seine Landsleute kaufen, aber Schutz gegen die Holländer könnten sie ihm nicht gewähren. Diese Antwort genügte dem Radscha, als ihm bewiesen wurde, daß er keinen holländischen

Angriff zu fürchten habe und blos seinen gefürchteten Gegnern jedes Niederlassungsrecht abzuschlagen brauche, um vor ihnen sicher zu sein.

Von Sarawak begab Brooke sich ins Innere, nicht ohne Besorgniß, daß einer der Radschas von den Holländern gewonnen sei und ihn überfallen werde. Als er im folgenden Jahre (1840) zurückkehrte, fand er Muda-Hassim in harter Bedrängniß. Seit vier Jahren war ein Theil seiner Unterthanen im Aufstande gegen ihn, und dieser lange Kampf hatte eben eine für ihn so unglückliche Wendung genommen, daß er ohne die Hülfe seines Gastes, der sich jetzt in einen Beschützer verwandelte, verloren gewesen sein würde. Brooke brauchte mit seinen zwanzig Matrosen und seinen wenigen Geschützen genau drei Monate, um die Aufständischen zu zwingen, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Besiegten zu bestrafen, d. h. zu vernichten, wollte Muda-Hassim übernehmen. Brooke verlangte eine vollständige Verzeihung für die Schuldigen und erreichte sein Ziel durch die Drohung, daß er Sarawak verlassen werde, wenn noch ein Tropfen Blut fließe.

Durch seinen Sieg und seine Milde — zwei Dinge, die man im ganzen Morgenlande nie bei einander findet — hatte er den Weg zu Ansehen und Macht gefunden und konnte nun mit seinem Plane hervortreten. Er sah auf der Insel drei verschiedene Volksstämme, Malayen, Chinesen und Dyaks. Die Letzteren, die Ureinwohner, waren in einem Grade unterdrückt, daß ihr Untergang, ihr physisches Erlöschen, in nicht ferner Zeit erfolgen mußte. Die Malayen knechteten und mordeten diese „tugendhaften Unglücklichen", und die Chinesen, aller Orten kluge, fleißige, aber gewissenlose Geschäftsleute, hatten ebenfalls viel zu leiden. Diesen Dyaks dadurch aufzuhelfen, daß er sie vor Plünderungen durch Seeräuber und vor Zwangsarbeiten und vernichtenden Abgaben schütze, sie ermuthige und zum Gewerbfleiß anleite, war der Gedanke, der seine ganze Seele erfüllte. „Die Leute," lesen wir in einem Briefe an seine Mutter, „die in England in Wohlbehagen und in Sicherheit leben, begreifen die Bande nicht, die mich an diese Bevölkerung fesseln, sie kennen nicht meine glühenden Wünsche, ihr durch eine wohlwollende Politik ein dauerhaftes Glück zu verschaffen, das tiefe Mitleid, das ich für die Dyaks empfinde, den Unwillen, den mir die Schändlichkeiten einflößen, durch die ihr rascher Verfall herbeigeführt worden ist. In der Ferne, liebe Mutter, können Sie sich keinen richtigen Begriff von diesen Gefühlen und von meinem festen Entschlusse machen, meine Pläne durchzuführen, jeden selbstsüchtigen Gedanken zu entfernen und meine ganzen Hülfsmittel zu erschöpfen. Wenn mir Alles mangelt, wenn mir jede Unterstützung von außen versagt wird, werde ich dennoch für das Heil dieses unglücklichen Volkes kämpfen und sterben."

Muda-Hassim gestattete die Einrichtung einer monatlichen Verbindung mit Singapur durch ein Packetboot. Die englischen Kaufleute jenes wichtigen Knotenpunkts erließen Dankadressen an ihn, der Statthalter äußerte sich unzufrieden. Der englische Beamte tadelte die freie Sprache des künftigen Radscha und insbesondere seinen offen eingestandenen Zweck, die Malayen unabhängig zu erhalten. Brooke verlangte von der englischen Regierung weiter nichts, als daß sie sein persönliches Benehmen gutheiße und die Bildung einer Handelsgesellschaft für Borneo genehmige. Selbst dieses Wenige versagte man ihm anfänglich, denn man wollte eine englische Colonie, die sich von Sarawak nach und nach über Borneo ausdehne.

Das Jahr 1841 brachte Brooke die härtesten Prüfungen, die er in einem barbarischen Lande so gut wie allein und sechstausend Stunden von der Heimath entfernt bestehen mußte. Seine Bemühungen, die zugleich schwache, verschwenderische und grausame Regierung zur Schonung ihrer Unterthanen zu bewegen, hatten Gefahren im Gefolge. Eines Tages mußte er sich in seiner eigenen Wohnung gegen einen Angriff von Agenten des Radscha vertheidigen, ein anderes Mal die Geschütze seiner Yacht gegen ein Geschwader von hundert Seeräuberbooten richten, denen Muda-Hassim selbst unter der Bedingung der Theilung der Beute die Plünderung von Sarawak gestattet hatte. Von diesem Häuptling gingen überhaupt die meisten der Hindernisse aus, auf die Brooke stieß. Muda-Hassim nahm die englischen Waaren, die ihm von Singapur geliefert wurden, aber er hielt die Metalle zurück, die er dagegen zu liefern hatte. Er versprach Alles, was Brooke für die Dyaks forderte, aber er wirkte der Ausführung der verabredeten Maßregeln und Gesetze entgegen und legte nie Hand an, wenn es auf Verbesserungen ankam. Nach etwa anderthalb Jahren überzeugte er sich von seiner Unfähigkeit, zu regieren, und entsagte zu Gunsten Brooke's, der jetzt Radscha von Sarawak war.

Diese merkwürdige Regierung eines Europäers, der ein barbarisches Land mit den in ihm liegenden Elementen und Hülfsmitteln, nach den dort herrschenden Gebräuchen und Gesetzen reformirte, begann am 1. August 1842. Er stützte sich auf ein System, dessen Grundzüge er in den alten geschriebenen Gesetzen des Landes gefunden hatte. Die Frohnden wurden abgeschafft und von allen Abgaben blos die auf Reis beibehalten. Jeder blieb im Besitz der Früchte seiner Arbeit, die Willkürlichkeiten der Mächtigen, die Räubereien zu Lande und auf dem Flusse hörten in Folge strenger Strafen auf. Die Resultate blieben nicht aus; Sarawak, dessen Bevölkerung in die Dschungeln zu fliehen pflegte, sowie sie ein Ruder ins Wasser fallen, oder den Schall menschlicher Stimmen auf dem Flusse hörte, erhob sich zu einem blühenden Orte, und schon 1843 konnte Brooke seiner Mutter berichten: „Das Land ist schön; die Regierung, die ich eingesetzt habe, ermuthigt die Arbeit, schirmt den Schwachen und straft den Starken, wenn er Uebles thut. In der Zeit von zwei Jahren habe ich nicht mehr als fünf Menschen hinrichten lassen: drei, weil man sie auf dem Meere, die Hände noch roth von Blut, beim Seeraub ertappt hatte, und die beiden Anderen wegen eines Aufstandes gegen die Regierung. Während des verflossenen Jahres ist kaum ein ernstliches Verbrechen vorgekommen, und das Recht ist stets auf eine gute und wohlthätige Weise, frei von allen Spitzfindigkeiten, verwaltet worden. Mit dem Königreich Borneo lebe ich in gutem Einvernehmen, und die Radschas dieses Landes sind mit mir ausgesöhnt, oder stellen sich wenigstens so. Die Dyaks sind mein Stolz und meine Freude. Seit achtzehn Monaten habe ich nur einen Einzigen verloren, der von den Seeräubern getödtet worden ist." In einem zweiten Briefe aus derselben Zeit setzt er hinzu: „Glauben Sie nicht, daß ich von diesem Lande geflissentlich nicht rede. Der Grund meines Schweigens ist kein anderer, als daß ich Ihnen nichts zu sagen habe, weil wir in der tiefsten Ruhe leben. Seit ich die schlechten Elemente fortgeschafft habe, macht die Rechtspflege mir

wenig Sorge mehr; in vier Monaten ist kein nennenswerther Diebstahl vorgekommen. Die aus Samarang gekommenen Vorräthe haben im Freien gelagert, und so groß die Versuchung war, hat man doch nichts entwendet. Alle meine Gehülfen gestehen, dieses Volk sei das ehrlichste, das es gebe. Die Dyaks, diese armen Unterdrückten von ehedem, gedeihen sichtlich, scheinen sich glücklich zu fühlen und machen täglich Fortschritte."

Die Resultate, die er mit den Dyaks erzielt hat, beschäftigen ihn auch in einem Briefe an seine Mutter vom 22. Juni 1842. „Ich glaube," schreibt er dieser Freundin und Vertrauten, „wenn man meine Mittel mit den erzielten Erfolgen vergleicht, so wird man finden, daß ich nicht gescheitert bin. Ich habe gegen die Bevölkerung dieses Landes eine heilige Pflicht zu erfüllen, denn ich bin in Wahrheit ihr einziger Beschützer. Würde ich entfernt, so hätten diese Unglücklichen mehr zu leiden als früher, und verließe ich meinen Posten freiwillig, so hätte ich vor Gott und meinem Gewissen viel zu verantworten. Sie wissen, daß ich nicht ruhmredig bin; aber Ihnen darf ich wohl sagen, daß Das, was ich mit meinen schwachen Mitteln ausgerichtet habe, in der That wunderbar ist. Die Bevölkerung gehorcht und fühlt sich glücklich. Die Dyaks kehren zu den Ufern des Flusses zurück und bauen sich Wohnungen; was seit Jahren nicht mehr geschehen ist. Sie bezeigen mir ein überraschendes Vertrauen, dessen einzige Grenze die Furcht ist, daß ich sie verlassen könnte." In demselben Briefe spricht er seine Hoffnung aus, daß die Chinesen, sobald sie sich entwickelt hätten, den Wohlstand des Landes begründen würden. Er kennt diese Hülfsarbeiter jedoch zu genau, um nicht hinzuzusetzen, daß er sie nicht zu sehr ermuntern, ihnen keine Autorität über Malayen und Dyaks einräumen und ihre Geschäfte nie aus den Augen lassen dürfe.

Reformen und große Entwürfe kosten überall Geld. Brooke hatte mit seiner Abgabe vom Reis, der einzigen, welche er fortbestehen ließ, auskommen zu können gehofft, und er opferte 10,000 Pfund seines eigenen Vermögens, ehe er sich entschloß, den Handel mit Spießglas als Monopol an sich zu nehmen. Sogleich hieß es in Singapur, sein angebliches Reformiren laufe auf nichts als Geldmachen hinaus, und diese Verleumdung fand blitzschnell ihren Weg nach England. In dem Briefe an seine Mutter, in dem er diese Albernheit abfertigt, spricht er zum ersten Male von seinen Opfern, Mühen und Entbehrungen. „Mein persönliches Interesse," sagt er, „habe ich nie in die Wagschale gelegt, und ich bin tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der erste Urheber eines Unternehmens gewöhnlich ein Opfer wird; seine Nachfolger sammeln die Früchte seiner Arbeiten. Diese Ueberzeugung entmuthigt mich übrigens durchaus nicht. Ich habe mein Leben und mein Vermögen eingesetzt. Ich arbeite wie ein Galeerensklave, ich kämpfe wie ein einfacher Soldat und mein Tisch würde den ärmsten Engländer abstoßen. Luxus kenne ich nicht und oft fehlt mir das Nothwendige. Ich bin von dem Culturleben und von allen gebildeten Menschen getrennt. Es vergehen ganze Monate, ohne daß ich von meinem Vaterlande und meinen Freunden höre. Mein Gemüth wird durch Geldverlegenheiten gequält. Unruhen und Gefahren bedrängen mich fortwährend, während die Aussicht auf eine Vergütung der einfachsten Art ferner denn je ist. Könnte das Geld einen Menschen je bestimmen, ein solches Dasein zu führen? Dennoch wiederhole ich: mein Muth ist der alte. Ich lege mein und dieses unglücklichen Volkes Geschick vertrauensvoll in Gottes Hand."

England, sowohl die Bevölkerung als die Regierung, leistete dem merkwürdigen Manne Anfangs keine Hülfe. Sein Unmuth darüber spricht sich in einem seiner Briefe aus: „Am schlimmsten ist, daß die öffentliche Meinung bearbeitet werden muß und einer starken Dosis tönender Worte und Prahlereien, von Rednern mit weißer Halsbinde eingeflößt, bedarf. Bei der ersten Versammlung hören die Damen nicht zu, bei der zweiten spenden sie Schillinge, bei der dritten regnen halbe Guineen, von Ausbrüchen der lärmendsten Begeisterung begleitet." Eine Denkschrift über Borneo, die er der geographischen Gesellschaft von London einschickte, verfehlte ihren Zweck. Er hätte den litterarischen Markt mit Flugschriften zu zwei Pence überschwemmen müssen, und dazu fehlte ihm die Lust.

Er fand jedoch ein Mittel, die englische Regierung zu zwingen, daß sie ihn unterstütze. In den indischen Gewässern wird eine Seeräuberei betrieben, deren Gebiet von den Sunda-Inseln bis zum japanischen Meer und von den Philippinen bis zur africanischen Küste und der Straße Bab-el-Mandeb reicht. Die Insel Borneo war bei diesem Unwesen stark betheiligt, und nicht blos die Malayen trieben Seeräuberei, sondern auch die unglücklichen und „tugendhaften" Dyaks, diese allerdings nur in den Bezirken, wo sie Kraft genug behalten hatten, um die Unterjochung abwehren zu können.

Sobald Brooke in den Stand gesetzt worden war, der englischen Regierung einen Vertrag mit den Häuptlingen von Borneo zur Unterdrückung des Seeraubes und zur Ermunterung des Handels vorlegen zu können, ließ es sich nicht länger vermeiden, ihn zu unterstützen. In den Jahren 1843 — 1846 waren Sir Thomas Cochrane und Capitän Keppel im Verein mit ihm in den Gewässern und auf den Flüssen und Küsten von Borneo thätig. Auf sein Andringen begnügte man sich nicht mehr damit, die Seeräuber auf offenem Meer zu verfolgen, sondern drang in die Flüsse ein und griff sie in ihren verborgensten Schlupfwinkeln an. Dieses System hatte die besten Folgen, und die Seeräuberei würde ganz unterdrückt worden sein, wenn die englische Regierung in ihren Anstrengungen nicht zu bald nachgelassen hätte.

Der arme Muda-Hassim, Brooke's Vorgänger auf dem Vasallenthrone von Sarawak, verlor in den Seeräuberkriegen sein Leben. Der Sultan von Borneo, wüthend, daß seine Seeräuber, mit denen er zu theilen pflegte, so schlimm behandelt wurden, ging auf die Quelle seines Unglücks zurück, die er mit Recht in der günstigen Aufnahme fand, die Muda-Hassim dem unternehmenden Engländer gewährt hatte, und ließ den Schuldigen mit elf seiner nächsten Verwandten erdrosseln. In der Sache wurde dadurch nichts verändert, im Gegentheil verschlimmerte der Sultan seine Lage, denn Brooke erzwang von ihm unter der Beihülfe von zwei englischen Dampfern einen neuen Vertrag, in dem die Verpflichtung zur Unterdrückung des Seeraubes wiederholt und außerdem den Engländern die Ausbeutung aller Steinkohlengruben von Borneo eingeräumt und ihnen die Insel Labuan, die für den Verkehr mit China und Singapur vortrefflich gelegen ist, abgetreten wurde.

Für Brooke steigerten sich natürlich die persönlichen Gefahren durch den Kampf mit den Seeräubern oft; wenn die englischen Schiffe abwesend waren, wurde er angegriffen, und ebenso oft ging

er den Feinden entgegen. Aus dieser Zeit voll Thätigkeit, Aufregung und Waffengeräusch theilt sein veröffentlichter Briefwechsel einen echt englischen Zug mit. Seine treuen Dyaks hatten ihn benachrichtigt, daß er von einer Seeräuberflotte, die im Anzuge sei, angegriffen und ermordet werden solle. Er traf seine Vorbereitungen, aber sein Geist weilte ganz wo anders, bei einem Kampfe, der in England ausgebrochen war und bei dem kein Mensch auf seine Theilnahme rechnete. Was ihn so lebhaft beschäftigte, war der berüchtigte 90. Tractat der Puseyiten, jene „Bemerkungen über gewisse Artikel der anglicanischen Kirche" von Professor Newman, in denen die katholisirende Tendenz der Sekte stärker als in allen früheren Tractaten hervortrat. In Erwartung der feindlichen Flotte schrieb er eine Abhandlung gegen den Newman'schen Tractat, und las alle theologischen Werke seiner Bibliothek um nicht etwa durch einen Verstoß eine Blöße zu geben.

Der oben erwähnte Vertrag mit dem Sultan von Borneo machte ihm Muth, England zu besuchen (1847). Er hatte ja eine Insel, Steinkohlenlager und Handelsverbindungen anzubieten! Wie er erwartet hatte, huldigte man ihm in seinem Vaterlande. Er wurde von den Zeitungen gepriesen, in öffentlichen Versammlungen unter betäubendem Beifall angehört, und die Regierung machte ihn zum Baron, zum Statthalter von Labuan und zum britischen Generalconsul für alle Gebiete der Insel Borneo.

Bei seiner Rückkehr erwarteten ihn neue Prüfungen. Nicht nur, daß das ungesunde Klima von Labuan Fieber hervorrief, die ihn aufs äußerste schwächten; die Seeräuber begannen neue Züge. Wie früher der Seribas, so war jetzt der Sakarran der Ausgangspunkt zahlreicher, zu Flotten vereinigter Schiffe. Als die Verwüstungen sehr arg geworden waren, schickte die Regierung unter Farquhart's Oberbefehl ein kleines Geschwader, zu dem Brooke mit seinen von Dyaks bemannten Schiffen stieß. In einer Seeschlacht wurden 80 Prahus zerstört und 500 Seeräuber erschlagen. Der ganze Rest, vielleicht 3000 Menschen, hätte auf der Halbinsel, wohin er sich geflüchtet hatte, vernichtet werden können; doch Brooke ließ ihn entwischen. Seine Schonung hatte die gute Wirkung, daß die Seeräuber in den Bau eines Forts an der Mündung des Flusses willigten und einen englischen Agenten unter sich aufnahmen.

In einer Handlungsweise wie diese etwas Tadelnswerthes zu finden, sollte man für eine der schwersten Aufgaben halten. Der Classe der eminent und ausschließlich Frommen sind solche Dinge ein Spiel. Brooke stand mit dieser Classe sehr schlecht, ja er war ihr wegen seiner Ansichten über das Missionswesen ein Dorn im Auge. Diese Ansichten sind ziemlich dieselben, welche man bei allen unparteiischen Beobachtern der Missionen findet. Brooke erläutert sie in einem seiner Briefe. „Es giebt zwei Arten von Missionen," heißt es darin. „Die eine erzeugt nichts als Gutes, die andere bietet oft die stärksten Nachtheile dar. Gewisse Glaubensboten meinen, sie müßten damit anfangen, den Islam oder welche Religion sonst besteht, anzugreifen. Das heißt verkehrt anfangen, das heißt die menschliche Natur gröblich mißverstehen, daß heißt den Grundsatz der Duldung verkennen. Beleidigt man ein Volk in seinen religiösen Gefühlen, so erschüttert man es nicht, nein, man befestigt es darin, fanatisirt es, bringt es dahin, mit Beleidigungen zu antworten, statt die Stimme der Vernunft zu hören. Ein solches System wird bei den Malayen und Dyaks nie Erfolg haben. Die andere Art von Mission, die von den Americanern ausgeübt wird, ist friedlich: ohne zu erörtern und zu streiten, übt sie die Arzneikunde, tröstet die Betrübten und widmet sich der Erziehung der Kinder. Hirten, die ihnen in Krankheit und Betrübniß beispringen, die sie mit den Künsten des gebildeten Lebens bekannt machen, die ihre Sitten und ihre Vorurtheile verstehen, die ihr Vertrauen gewinnen und vor allen ihre Kinder erziehen: das ist genau das, was die Dyaks brauchen."

Der erste Glaubensbote, der sich in Sarawak einstellte, gehörte zu der Art, die Brooke als die schlechte bezeichnet. Er wollte eine „Bekehrung mittelst glühender Kugeln" unternehmen. Brooke ließ seinen Dyaks völlig freie Hand, und die einfachen Leute entledigten sich des Zudringlichen auf eine leichte Art. Sie stellten ihm nämlich die beiden Bedingungen, daß er zuvor ihre Sprache genau kennenlerne und daß er nicht allein spreche, sondern auch ihre eigenen Gelehrten anhöre. Eine gelehrte Disputation mit Halbwilden war eine Zumuthung so arger Art, daß der eifrige Geistliche wüthend den Staub von den Sohlen schüttelte. Den zweiten Glaubensboten, Mac Dougall, holte Brooke sich selbst von Singapur, und in ihm fand er den Mann, den er sich gewünscht hatte.

Die Frommen von Exeter-Hall vergaßen nicht, daß Brooke einen der Ihrigen ohne Unterstützung gelassen hatte. Als in den Zeitungen mit den üblichen Uebertreibungen gemeldet wurde, wieviel Prahus er zerstört, wieviel Menschen er getödtet habe, brachen sie los. Die Seeräuber verwandelten sich nun in friedliche Ackerbauer, die Kriegszüge Brooke's mit englischen Kriegsschiffen in Plünderungsfahrten, er selbst in einen Abenteurer gemeinster Art, der die englische Regierung mit falschen Berichten hintergehe, und durch den Haß, den er an sich und den englischen Namen knüpfe, die Bekehrung der Malayen unmöglich mache. Die heiligen Eiferer glaubten sich Alles erlauben zu dürfen, weil Niemand sie der Lüge zeihen könne. Sie irrten stark; denn gerade in der Hauptversammlung der Exeter Halle, in der vernichtende Beschlüsse gefaßt werden sollten, nahm ein schlichter Capitän eines Kauffahrers das Wort und schilderte aus eigener Erfahrung das scheußliche Treiben der Seeräuber im indischen Archipel mit so ergreifenden Worten, erklärte so warm, welchen unendlichen Dank die Handelswelt Brooke's energischen Bemühungen schulde, daß eine der „weißen Halsbinden" nach der andern verstummte und wegschlich.

Die eine Folge hatten die fortgesetzten Wühlereien der Ueberkirchlichen und ihrer Verbündeten, der Friedensfreunde, daß die englische Regierung einen Beamten zur Untersuchung von Brooke's Benehmen nach Borneo abgehen ließ. Dieser Beamte, Saint John, berichtete im August 1852 an Lord Malmesbury: „Ich melde Ew. Herrlichkeit mit Befriedigung, daß in diesem Lande seit einigen Jahren die glücklichsten Veränderungen eingetreten sind. Im Frühling von 1849 wurde die Küste von Seeräubern heimgesucht, und blos die größten Schiffe wagten sich ins Meer. Jetzt sind selbst die kleinsten Fahrzeuge sicher, und seitdem Capitän Farquhart im Juli 1849 die Missethäter gezüchtigt hat, ist nicht ein einziger Seeraub vorgekommen. Nicht minder befriedigend ist es für mich, bestätigen zu können, daß diese Abenteurer gegenwärtig in überwiegender Mehrzahl ihre Thätigkeit den Arbei-

ten des Ackerbaues oder der Gewerbe widmen und sogar bei den anstrengenden Beschäftigungen des Bergbaues mit den Chinesen wetteifern. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie diese ehemaligen Seeräuber, einst der Schrecken der Kauffahrer aller Nationen, die Märkte mit den Früchten ihrer Betriebsamkeit füllen und als friedliche Kaufleute Waaren feilhalten. Als ich die benachbarten Flüsse besuchte, wurde ich von den dort eingetretenen Veränderungen überrascht. Die durch eine energische Politik hervorgerufene Sicherheit ist dem Ackerbau ebenso günstig wie den Gewerben. An den Ufern des Batang-Lupar, eines der schönsten Ströme im Lande, sind große Strecken Land, die bei meinem letzten Besuche mit dichten Dschungeln bedeckt waren, von den Dyaks gereinigt und bestellt worden. Die alten Piraten von Sarawak arbeiten jetzt friedlich an der Seite Derer, welche früher ihre Schlachtopfer waren. Eine nicht minder große Umwandlung hat sich am Flusse Seribas vollzogen. Die Malayen haben ihre unzugänglichen Schlupfwinkel verlassen und sich am obern Laufe des Flusses niedergelassen, während die Dyaks an der Mündung Dörfer erbaut haben und beide Ufer in sehr großer Ausdehnung bestellen. Ich glaube, daß dieser bessere Zustand ein dauernder sein wird, wenn ein Kriegsschiff von Zeit zu Zeit den Fluß besucht. Es ist dies um so nöthiger, als unter den Malayen eine zahlreiche Partei besteht, welche ihre gegenwärtige Unthätigkeit mit Ungeduld erträgt und jeden Augenblick bereit ist, ihre alten Raubzüge wieder aufzunehmen."

Als jenes glänzende Zeugniß niedergeschrieben wurde, dachte weder Saint John noch Brooke selbst daran, daß eine andere Nationalität, als die malayische, gefährlich werden könne. Alles ging seinen friedlichen Gang der Entwickelung, die Brooke'sche Handelsgesellschaft machte glänzende Geschäfte, Malayen und Dyaks befanden sich bei ihrem Ackerbau und ihrer Industrie wohl, die Chinesen handelten und wuschen Gold. Gerade sie, deren Handlungsweise nie zu controliren ist, sannen auf Verderben. Die chinesischen Rebellen haben unter ihren ausgewanderten Brüdern zahlreiche Genossen, und vielleicht ist die ganze chinesische Revolution eine importirte Waare. Die geheimen Gesellschaften der Chinesen, die sich von Australien bis Singapur in einander verschlingen, mußten in Gährung gerathen, als die Nachricht von den kriegerischen Vorgängen in Kanton und auf dem Perlflusse ankam. Unruhestifter, die aus den holländischen Besitzungen verwiesen worden waren, schürten das Feuer. Sie redeten ihren Landsleuten ein, daß die englische Regierung unthätig bleiben werde, wenn man Brooke und seine Beamten ermorde, aber den Handel mit den englischen Besitzungen fortsetze. Gewisse Erscheinungen, welche die aufmerksamen Chinesen bei den ersten Zerwürfnissen mit England von 1836—1841 beobachtet hatten, gaben ihrer Auffassung eine Art von Berechtigung. Sie trafen ihre Verabredungen und Vorbereitungen so insgeheim, daß Brooke vollständig überrascht wurde.

Am 18. Februar 1857 wurde er von wildem Geheul und Schüssen aus dem Schlafe geweckt. Als er aufsprang, war sein Haus von allen Seiten umstellt. Dennoch erreichte er unbemerkt den Fluß, schwamm hinüber und rettete sich zu Freunden. Sein kleines Fort wurde inzwischen nach tapferem Widerstande der sieben Köpfe starken Besatzung erstürmt, sein Haus niedergebrannt, mehr als einer seiner Beamten erschlagen. Auf dem Wege nach Linga traf er seinen Dampfer, und jetzt kam der Augenblick der Rache. Malayen und Dyaks hielten ohne Ausnahme zu ihm, und bis zum 13. März waren alle Chinesen theils erschlagen, theils in die Dschungeln getrieben, wo sie verhungern mußten, theils über die Grenze gejagt.

Dieser chinesische Aufstand ist die schwerste der Prüfungen, die Brooke zu bestehen gehabt hat, aber weder die erste noch muthmaßlich die letzte. Sie zeigt uns seine Macht als in hohem Grade befestigt, denn sowohl Malayen als Dyaks sind ihm treu geblieben. Beide bilden die einheimische Bevölkerung, die Chinesen sind Eingewanderte, Fremde, die in ihr Vaterland zurückkehren, wenn sie Vermögen erworben haben. Hat somit der Ausgang Brooke's Erwartung gerechtfertigt, daß er Sarawak durch eine schonende Leitung des natürlichen Entwickelungsganges der in der Bevölkerung selbst liegenden Keime ohne alles Aufpfropfen europäischer Elemente reformiren könne, so ist damit keineswegs ein allgemein gültiges Civilisationsschema entdeckt oder erfunden worden. Ein lateinisches Sprüchwort, das wegen seiner Grobheit unübersetzt bleibe, sagt: Quod licet Jovi, non licet bovi. Um die Erfolge Brooke's zu erreichen, muß man Brooke sein, nie übermüthig werden und nie verzweifeln, nicht zu wenig und nicht zu viel thun, Land und Leute genau kennen und diese Kenntniß zu rechter Zeit und am rechten Ort anwenden, Humanität und eiserne Energie, Ausdauer und elastische Schwungkraft mit einander verbinden. St.

Aus dem deutschen Handwerksleben.

1. Deutsches Zunftwesen.

Die Grundzüge der Corporations-Einrichtungen deutscher Zünfte bestehen noch augenblicklich, und zwar in manchen „Aemtern" gesetzlich und gerade so, wie sie ursprünglich gegeben sind, wenn auch viele Jahrhunderte dahingerauscht und manche „Rolle" Zusätze erhalten hat; manche Zünfte aber sind in späterer Zeit bedeutend umgestaltet worden. Es möchte daher wohl von Interesse sein, die Entwickelung des deutschen Zunftwesens, sowohl im Allgemeinen als auch an den einzelnen Zünften, dem Leser in schlichter und einfacher Weise darzustellen. Und zwar in doppelter Beziehung: einmal in Bezug auf die Corporations-Einrichtungen und dann auf ihre Stellung, welche die Zünfte zum Leben haben.

In unserm Zunftwesen lassen sich drei Perioden unterscheiden, die ich gern die ältere, mittlere und neuere nennen möchte, wenn sie sich auch nicht nach Anfang und Ende genau bestimmen lassen, sondern in einander übergehen. Es sei mir erlaubt, den Charakter aller drei Perioden in kurzen Umrissen anzudeuten. In den Anfängen, ich meine in den ältesten Zeiten, widersprach das deutsche Zunftwesen mit seinen Einrichtungen keineswegs der Zeit, sondern ging vielmehr wesentlich aus dem Zeitgeiste selber hervor; denn genau genommen erblicken wir in den Zünften gleichsam eine besondere Art des im Mittelalter in der ganzen germanischen Welt verbreiteten Lehnwesens. Wie die Fürsten ihre Ritter mit Land, ihre Diener mit Aemtern belehnten, so belehnten die Obrigkeiten der

Städte ihre Bürger mit zünftigen Gerechtsamen, und wie nach der Ansicht des Lehnwesens alles Land dem Fürsten gehörte, so gehörte auch alles Recht ihm, oder in den Städten der Obrigkeit, und diese verlieh nun einzelne Theile desselben einzelnen Personen zu deren „persönlichem Nießbrauche." Daher kommt auch das Wort „Lehen" ganz gleichbedeutend mit „Amt" und Amtsgerechtigkeiten in alten Rollen oftmals vor, und Keiner fand etwas Ungehöriges darin, daß einem Andern ein gewisses Recht zugestanden wurde, auch wenn er sich selbst dadurch in seinem Thun und Treiben gehindert fühlte. Dabei war noch überdies der Trieb nach Associationen überall und vielleicht im deutschen Volke vorzugsweise mächtig. Die Gleichgestellten nun, welche so viele Berührungspunkte und gemeinschaftliche Interessen hatten, vereinigten sich, und so war die Corporation gebildet und damit die Nothwendigkeit gewisser Einrichtungen gegeben, die um der Ordnung willen getroffen werden mußten. Diese Einrichtungen aber waren ursprünglich überall sehr einfach und den natürlichen Bedingungen der Verhältnisse entsprechend, und was uns dabei nach unserer jetzigen Anschauungsweise als eine ungebührliche Beschränkung der persönlichen Freiheit erscheint, erschien damals weniger so, weil diese ganze Idee weniger lebendig war. Dazu kam noch, daß ursprünglich ohne Bedenken die Zünfte das Beste lieferten, was sich in ihrem Fache liefern ließ; denn alle Arbeiten, mit denen sie sich beschäftigten, waren früher größtentheils von Leibeigenen gemacht, die Zünfte aber befanden sich im Besitz technischer Ueberlegenheit, und diese gab und sicherte ihnen ihre Stellung. Dann hatten sie auch zugleich ein aufrichtiges Bestreben, sich als ehrenhaft und makellos in jeder Hinsicht zu zeigen und für die Rechte und Bevorzugungen, welche ihnen verliehen worden, auch Dasjenige zu leisten, was ihnen auf dieselben gerechten Anspruch geben konnte. — Allein es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Zünfte später ausarteten und nicht nur in ihrer innern Verfassung sondern auch in ihrer Stellung nach Außen; die inneren Einrichtungen der Aemter athmeten später nicht mehr den Geist der Einfachheit und Natürlichkeit, die sich in den ältesten „Rollen" so deutlich aussprechen. Wenn es in diesen heißt: „Wer heirathen will, der soll eine fromme Frau oder Jungfrau von gutem Ruf zur Ehe nehmen," so wird in den jüngeren Rollen zugleich möglichst für die „Meisterstöchter" oder „Witwen" Sorge getragen; und wer eine solche heirathete, dem wurde ein bedeutender Erlaß an den Amtszahlungen zugestanden. Ja, in vielen Aemtern mußte ein dem Amte bisher nicht Angehöriger seine Braut aus dem Amte wählen; nur der Sohn eines Meisters durfte heirathen, welche er wollte. Wenn ferner nach den alten Rollen der angehende Meister, um zu beweisen, daß er sein Amt kenne, ein Meisterstück machen und wenn dies nicht genügt, warten muß bis er es gelernt hat, so finden wir in späterer Zeit dies Gesetz zwar auch, aber zugleich in vielen Aemtern die Sitte, daß jedes Meisterstück angenommen und für die Fehler daran Geld bezahlt wird. Wenn nach den alten Rollen die Bedingungen, welche die Erwerbung des Meisterreichs gemacht wurden, den Zweck haben konnten, eine Gewißheit zu geben, daß kein Unkundiger und kein Unehrenhafter ins Amt komme, so finden wir später zwar davon nicht das Gegentheil, aber zugleich eine unnöthige lange „Muthzeit" und beträchtliche, zu Schmausereien größtentheils verwandte Zahlungen, durch welche man die Gewinnung des Meisterrechts absichtlich erschwerte; denn es lag im Interesse der vorhandenen Meister, daß ihrer verhältnißmäßig wenige waren.

Zu den eben erwähnten einzelnen Zügen kam noch, als ein besonderer Uebelstand, daß in vielen Aemtern auch die Gesellen anfingen, Corporationen zu bilden, ihre eigenen Beamten, Versammlungen und Gesetze hatten und sich unter einander straften. Bisweilen blieben sie freilich noch einigermaßen unter Leitung und Aufsicht der Meister, insofern immer ein Meister Aufseher über ihre Geldangelegenheiten oder sogenannter Ladenmeister war; aber auch dies war nicht überall der Fall. In ihren Ordnungen zeigt sich allerdings eine höchst schätzbare Fürsorge für Kranke, aber noch mehr eine unglaubliche Kleinlichkeitskrämerei; eine Menge gleichgültiger Dinge war mit Geldstrafen belegt und die eingezogenen Gelder wurden verzehrt. Nach ihrer ganzen Stellung waren sie weniger an ihre Meister gebunden, als diese an sie; sie fühlten daher ihre Ueberlegenheit bald und machten häufig gemeinschaftliche Sache gegen ihre Meister und dadurch mußte selbstverständlich die Arbeit viel leiden.

Ebenso unerfreulich wurde die Stellung der Zünfte nach außen und namentlich zu einander. Die bis ins Einzelne gehende Theilung der Arbeit mochte früher den Umständen und Bedürfnissen angemessen gewesen sein, sie wurde es aber immer weniger und je unpassender und principloser sie wurde, desto ängstlicher wachte jede Zunft über die ihr zugetheilten Befugnisse, desto mehr ging ihr hauptsächliches Streben darauf hinaus, Eingriffe zu entdecken und abzuwehren. So entstand der böse Corporationsgeist, der Feind des Gemeinwesens, so entstanden Neid und Zwietracht und eine Menge mit Erbitterung geführter Streitigkeiten. Namentlich litten darunter die jüngeren Meister; sie mußten häufig ihren Arbeitstisch verlassen, um die sogenannten Pfuscher oder „Bönhasen" zu jagen; sie mußten an den Thoren stehen und die Häuser untersuchen und verloren unstreitig dadurch, anderer Nachtheile gar nicht zu gedenken, jedenfalls mehr an Zeit, als sie an Recht gewannen. Und doch war es nicht zu erreichen, daß die Gewerbeverhältnisse klar und folgerichtig geordnet wurden; es war nicht zu verhindern, daß eine Zunft sich Arbeiter anzueignen suchte, die nach den Rollen einer andern zukamen und die sogenannten „Bönhasen" existirten nach wie vor. Aber dem Gedeihen der Industrie, ja in vielen Fällen selbst der Freiheit des Handels, wurden dadurch große Schwierigkeiten in den Weg geschoben. Das Alles hat denn dem Zunftwesen den Charakter gegeben, der ihm später so viele Vorwürfe, so viele Feinde zugezogen und ihn in so üblen Geruch gebracht hat.

Aus dem bisher Gesagten wird es wohl schon deutlich geworden sein, daß die dritte, noch fortdauernde Periode, in der Geschichte der Zünfte genug zu thun hat, um das was in die Zünfte durch die Macht früherer Verhältnisse hineingekommen ist, nicht zu ihrem eigentlichen Wesen gehört, sondern vielmehr ihr Wesen entstellt, wieder abzuschaffen. Das ist, glaube ich, das Charakteristische dieser Periode; es ist gleichsam das unverkennbare Bestreben der Gegenwart, in welchem sich die Behörden mit allen Einsichtsvolleren unter den Handwerkern selbst vereinigen. Dieser und jener Meister freilich sieht in diesem Bestreben nur die Absicht, die Zünfte untergraben zu wollen; allein solche Männer vergessen, oder richtiger, kennen die Geschichte der Zünfte nicht genau genug, um zu

wissen, daß man zu keiner Zeit Bedenken getragen hat, in den Zünften selbst neue Einrichtungen zu treffen, neue Aemter zu errichten, bestehende zu trennen, oder eins mit dem andern zu verschmelzen, und dadurch aufzuheben; kurz alle ihre Angelegenheiten nach den wahren oder vermeintlichen Bedürfnissen der Zeit zu ordnen. Muß nun allerdings jetzt die Thätigkeit in dieser Hinsicht mehr gewissermaßen negativ, d. h. darauf gerichtet sein, Eingedrungenes auszuscheiden, Mißbräuche abzuschaffen, unnatürliche Beschränkungen der Freiheit aufzuheben, so liegt das in der Natur der einmal vorliegenden Verhältnisse und ist nichts Anderes als das Abschneiden von Wasserreisern an einem guten und gesunden Stamm. Denn die leitende Thätigkeit einer Staatsbehörde kann sich nicht darauf erstrecken, eine wirkliche Entwickelung irgend welcher Verhältnisse selbst machen zu wollen, da Entwickelung überall ein Werk der Freiheit ist; der Staat kann nur hemmen oder befördern, und so wie die Sachen jetzt liegen, kann er die gesunde, natürliche, den Bedürfnissen und Fortschritten der Gegenwart angemessene Entwickelung des Zunftwesens durch Nichts zweckmäßiger fördern, als wenn er das was in den Zünften selbst die freie Entwickelung unmöglich macht, aufhebt. Dazu gehört allerdings meiner Ansicht nach für den Augenblick noch wesentlich, daß er die Scheidewände niederreißt, welche verwandte und ihrem Wesen nach zusammengehörige Zünfte von einander trennen. Er hat dies bisher nur hier und dort gethan, wo er die Ueberzeugung der zu vereinigenden Zünfte für eine solche Maßregel hat gewinnen können, und es ist zweifelsohne das größte Unglück für die Zünfte selbst, daß sich diese Ueberzeugung so langsam in ihnen bildet. Gerade jetzt, wo die Entwickelung der Industrie im Allgemeinen dem Zunftwesen offenbar ungünstig ist, erscheint nichts natürlicher, als daß sie das, was sie auf der einen Seite verlieren, auf der andern dadurch wiederzugewinnen suchen, daß sie ihre Gewerbsbefugnisse erweitern. Dann wird der fleißige und geschickte Arbeiter immer Raum für seine Thätigkeit finden, und der zunehmende Wohlstand des preußischen Staates z. B. ist gewiß vorzugsweise der seit vierzig Jahren darin bestehenden Gewerbefreiheit zuzuschreiben, welche Jedem gestattet, sein Brot wo und wie er will zu verdienen. Mag dann auch manches Amt dem Namen nach verschwinden: nicht in der Menge der Zünfte besteht das Zunftwesen!

Gletscherfahrten.

1. Durch Val Bregaglia ins Engadin.

Frühmorgens, bei großer Hitze, verließen wir Chiavenna, um durch das Bergeller Thal womöglich noch heute ins Engadin hinaufzugehen. Unser Weg führt uns binnen wenigen Stunden aus südlicher Vegetation in die Alpennatur.

Das Bergeller Thal ist ungefähr 8 Stunden lang und beiderseits von schroffen Bergen geschlossen; nur im untersten Theil ist es lombardisch und katholisch. Mit der schweizerischen Grenze beginnt zugleich eine vorzügliche neuangelegte Straße, während bis dahin der Weg steil und für Fuhrwerk äußerst beschwerlich ist.

Unweit Chiavenna überrascht das Auge eine weitverbreitete Masse Felsen und Schutt, überwuchert von einem üppigen Hochwald der schönsten Kastanien, welche das schäumende Bergwasser der Maira an den äußersten Rand des Thales und bis dicht zu unseren Füßen hindrängt. Steil und mürbe ragt jenseits das schwärzliche Gebirge empor, und in dem Namen einiger wenigen Häuser, in der Tiefe neben das Wasser gebaut, Plurs oder Pleurs, lebt das Andenken an ein volkreiches und blühendes Städtchen fort, welches einst hier gestanden und im September 1618 mit all seinen Einwohnern, all seinen reichen und reizenden Landsitzen vom stürzenden Berg plötzlich unter seiner Schuttdecke begraben wurde. Geschichtlich ist, daß die Einwohner von den mehrere Tage vor dem Unglück sich zeigenden Rissen und Spalten, ja von einzelnen bereits herabstürzenden Felsstücken sich nicht warnen ließen, sondern in ruhiger Sicherheit in ihren Wohnstätten verharrten. Das Volksgefühl jener mittelalterlichen Zeiten hat diesen Umstand zur Bildung einer Sage benutzt, wonach jener allgemeine Untergang die Strafe des Himmels für die allzugroße Ueppigkeit des reichen Städtchens gewesen.

Die Höhe der aufgeschütteten Erd- und Felsenmassen beträgt 60 Fuß und alle Ausgrabungsversuche sind bisher vergeblich gewesen. Auch würde es kaum der Mühe lohnen, größere anstellen zu wollen.

Malerisch hängt das nächste Dörfchen, Villa, inmitten noch immer der üppigsten Vegetation, am steilen Thalrand. Saftiges Grün der Kastanien und des feuchten Mooses an den Felsen dazwischen, schwarze Berge und ein glänzend blauer Himmel, dabei die kecken, braunen oder weißen Häuschen der überall angeklebten Ortschaften, weißschäumende Wasserfälle vor den schwarzen Felsen, aus der Tiefe das Rauschen der Maira und um uns das donnernde Echo zahlloser Pistolenschüsse, womit die erwachsene Dorfjugend überall im Thale den Tag des Herrn zu feiern schien: — es war ein frischer, lebendiger Wechsel von Bildern, wie man sie nur an einem so schönen Sonntagsmorgen verlangen konnte.

Kurz vor Castasegna, dem ersten schweizerischen Dorfe, dessen Name von dem dichten Kastanienwald herrührt, dessen Ertrag den hauptsächlichsten Theil seiner Nahrung bildet, erreichten wir das stattliche österreichische Grenz- und Zollhaus; unweit davon leuchtet uns von dem ersten Hause von Castasegna, einer Schenke, schon von Weitem die Inschrift: „Alla libertà!“ entgegen; vielleicht ein Lockvogel aus 1848 für die minder beglückten Nachbarn.

Das schweizerische Grenzhäuschen oberhalb des Ortes ist im bescheidensten Styl aufgeführt, dagegen beginnt hart an der Grenze zugleich mit der guten Straße der elektrische Telegraph. Es macht einen eigenen Eindruck, die Straße und den Draht, der wie ein rother Faden durch den Verkehr aller Völker hindurchzuziehen bestimmt ist, vor den Grenzen einer der größten Monarchien stillstehen zu sehen. Leider bildet der Nichtanschluß Oesterreichs an die bündnerischen Verbesserungen der Hauptverkehrswege, am Splügen und bei Martinsbruk nicht minder als hier, noch immer eine der stehenden Beschwerden.

Während man unsere Pässe visitirt, erfahren wir mit nicht

geringem Erstaunen, daß in den letzten Tagen, während wir beim heitersten Wetter eine Alpenkette in der Nähe von Chiavenna überstiegen hatten, im Visperthale bis nach Graubünden hinein jenes furchtbare Erdbeben stattgefunden, dessen lebendige Schilderung durch Dr. Heusser in diesen Blättern auszugsweise mitgetheilt worden ist. *)

Nur bis Castasegna gedeiht der weiße Maulbeerbaum und die Seidenzucht. Oberhalb verändert sich der Charakter des Thales gänzlich. Ein steiler Bergvorsprung, Promontegno genannt, mit einer schönen, uralten Ruine geschmückt, bildet den Scheidepunkt zwischen dem oberen und unteren Bergell. Neben den Burgruinen steht noch jetzt ein kleines Gotteshaus; im Mittelalter war dies die Hauptkirche des ganzen Thales, in das ihre Glockentöne ungehindert auf- und abwärts dringen. Die Ruine aber heißt Castelmur und ist der Stammsitz eines berühmten adligen Geschlechtes in Bünden.

Sobald die Straße einen kleinen Tunnel durch die Felsen, die Porta genannt, durchschritten, nimmt die Kastaniencultur rasch ein Ende und die Tanne tritt in ihre Rechte. Zur Rechten steigen die schneebedeckten Hörner des Muretto allmählich über die Thalwand empor und große Lawinenzüge scheinen, je höher wir steigen, sich desto tiefer ins Thal herabzusenken.

Von den frischen Farben des untern Thalgrundes bleibt nur das milde Grün der Wiesenmatten übrig, während von den Granitfelsen neben der Straße im Saum des Tannenwaldes rothbeeriger Kellerhals unheimlich herabnickt. Die Gegend wird immer stiller; nur die Maira rauscht noch ihr eintöniges Lied fort und dazwischen tönt hier und da das Gezirp einer kleinern Cicade.

Inmitten dieser Oede, die durch den Gegensatz des untern Bergells noch stärker wirkt, überrascht uns ein einsames Schloß, ein viereckter, merkwürdiger Bau aus rothem Gestein. Es steht im Eigenthum der einst berühmten Familie Salis-Soglio, deren verlassene Stammpaläste und einsame Gärten mit dem Ort Soglio im benachbarten Gebirge liegen.

Wie schon die Namen der folgenden Dörfer zeigen: Promontogno, Stampa, Borgonuovo und Vicosoprano, redet die Bevölkerung bis hoch im Thale hinauf italienisch. Der Sitte nach ähneln sie den Engadinern; mäßig, arbeitsam und auswanderungslustig, ist auch ihnen Armuth fast und Bettelei gänzlich unbekannt. Ihre Häuser haben ein solides, wohlhäbiges Ansehen, von außen tiefeingesenkte Fensternischen und sämmtlich einen weißen Anstrich, oft mit dem rohen Abbild eines Steinbocks, dem Wappen des einstigen Gotteshausbundes, und uralten, schwer zu entziffernden Inschriften geschmückt. Die Religion ist bis zur Landesgrenze die reformirte.

Spaziergänger und Reisende zu Fuß und Wagen verkünden nun die immer größere Nähe des namentlich in diesem Jahre vielbesuchten Bades St. Moriz. Fast ebenen Fußes wandern wir nach Casätsch oder Casaccia hinein, dem obersten Dorf im Thale, das mitten in einer flachen und moorigen Thalstufe liegt, dem Ansehen nach zweifellos ein früheres Seebecken.

Hier trennt sich von unserer Straße die zweite Hauptverkehrsader des Thales, die Straße über den Septmer und durch das Oberhalbstein nach Chur. Schon umgiebt uns volle Alpennatur; der Wiesengrund umher ist düster und baumlos. Im Dorfe trieben die Mädchen allein ihre sonntäglichen Spiele; die Burschen saßen stumm in einem Gehöft auf der Treppe beisammen, rauchten und baumelten mit den Beinen in der Luft. Im Italienischen ist das anders.

An der uralten Kirche des Orts vorüber folgen wir unserer Straße und stehen bald vor dem waldigen Malojarücken, der im schroffen Gegensatz zu unserem seitherigen Weg plötzlich an 1000 Fuß hoch steil emporsteigt. Ganz allmählich, in zahllosen Windungen steigen wir etwa eine Stunde lang aufwärts, dann öffnet sich in raschem Uebergang der Blick auf den kahlen Rücken des Berges und nach wenigen Minuten über die Paßhöhe weithin das Engadin.

Vor uns liegt malerisch die Osteria Maloja mit einigen Nebengebäuden; von wo aus wir, sobald der Kaffee bestellt ist, noch einige hundert Fuß höher auf einen Hügel klimmen, und nun, in Gesellschaft einiger Morizer, die wir oben treffen, und unter Anleitung ihrer neuen Leutholdschen Karte, nach allen Seiten eines völlig neuen und höchst großartigen Gebirgsbildes genießen.

Die beiden großen Thäler, die sich hier in ihren oberen Enden so nahe berühren, bilden gleichwohl untereinander den allergrößten Gegensatz; denn während das Bergell dicht unter dem Maloja einen tiefen Kessel bildet, behauptet das Engadin, soweit das Auge reicht, mit unserm Standpunkt fast gleiche Höhe.

Vor uns ein Stückchen flache Wiesenmatte, das allmählich in das obere Ende des anderthalb Stunden langen tiefgrünen Silser See's verläuft, dahinter die fernen zierlichen Schneefelder des Roseggebirges, rechts und links zwei gewaltige Parallelreihen der höchsten Schneeberge; den Zwischenraum füllt das Engadin, wenn ich so sagen darf, bis zur Schulterhöhe aus, und nur die Häupter der Berge blicken aus vertraulicher und doch erhabener Nähe zu uns herüber. Einen lieblichern, mildernden Gegensatz bilden die grünen Matten und der See, welche die Andauer dieses friedlichen Hochthales nach Osten hin gleichsam verbürgen.

Die einzelnen Haupthöhen und Bergspitzen des großartigen Panorama's hier namhaft zu machen, würde ermüden; ich erwähne nur des Muretto wegen seiner wunderschönen, meist mit Schnee bedeckten, obenauf aber ganz schwarzen Halbkugel, der zerrissenen Höhen des Marnia, von dessen Spitzen man bis nach Mailand sehen soll, und des Rigi der östlichen Schweiz, des jenseit des Pontresinerthals aufsteigenden und neuerdings oft bestiegenen Piz Linquart.

Schon im Heraufsteigen durchs Bergell hatten einigemal kurze Regenschauer das klare Wetter unterbrochen; jetzt begann es im Bergell zu donnern und graue Wolken hingen dort über und zwischen den Hörnern, während weißgraue langsam von Nordosten herüberzogen und allmählich die Gegend von dieser Seite zudeckten. Unsere Gefährten erzählten, daß es erst heute Nachmittag in Moriz geschneit habe (wir schrieben damals den 29. Juli) und eine Wiederholung dieses Schauspiels stand in naher Aussicht, gehört auch hier oben in keiner Jahreszeit zu den Seltenheiten.

Während Jene auf leichtem Bergwägelchen rasch die ebene Straße nach dem drei Stunden entfernten Moriz dahinrollten, fanden wir in den schlichten Räumen der Osteria eine vorzügliche

*) S. Europa 1856, Nr. 14.

Bewirthung und wanderten dann gegen Abend, aber in völlig veränderter Umgebung, weiter das Thal hinab.

Nebelwellen zogen in östlicher Richtung über das Land hin, wohl die Abläufer jenes Gewitters; doch war die Landschaft auch so wohlerkennbar und wurde mit der Zeit wieder immer klarer.

Nach wenigen Minuten erblickten wir die Aequa d'Oeu, mit großem Unrecht gegen die Gletscher des Berninagebirgs gemeiniglich als die Innquelle bezeichnet; sie läßt ihre klaren Wellen spielend über die Wiesenmatten hingleiten und sendet sie unter der Straße hindurch dem nahen Silsersee zu; ein kleiner Eissee am Septmer bildet ihren Ursprung.

Wir treten nun dicht an das Ufer des schönen Silsersee's. Sein Wasser scheint in der Nähe schwärzlichgrün, und die Häupter der Schneeberge ringsum scheinen unmittelbar aus demselben emporzusteigen; so jetzt uns gegenüber der Morzell, über dem Italiens klarer und blauer Himmel herüberblickt. Er kehrt uns mehrere schneebedeckte Gletscher zu und erhöht ungemein den Charakter feierlicher Ruhe, der über der ganzen Landschaft ruht. Fernhin sind einige Wasserfälle hörbar; sonst überall lautlose Stille.

Während allmählich die sinkende Nacht die Wunder des Engadins in ihren einförmigen schwarzgrauen Schleier hüllt und die Seele unserer müden Wanderer in sich selbst versinkt und Ruhe sucht, möchten wir gern dem Leser noch einmal den Vorhang aufrollen, indem wir ihn an das bekannte wahrheitsvolle Bild erinnern, welches der große Tourist und Geolog L. v. Buch vom Oberengadin entworfen hat. „Dem Klima," so schließt seine Beschreibung, „verdankt das Oberengadin wenig, aber Alles der Anhänglichkeit an den natürlichen Boden, der Betriebsamkeit und der Freiheit seiner Bewohner."

2. Ein Spaziergang von Sanct Moriz aus.

Niemand wird in einer Meereshöhe von mehr als 6000 Fuß den Comfort und die gewöhnlichen Vergnügungen eines heutigen Luxusbades suchen. Statt dessen umweht uns im Leben und Treiben des hiesigen Badepublicums gleichsam eine reine, frische Bergluft und wir sehen mit Augen, wie die unbeschreibliche Erhabenheit der äußern Umgebung heilend und stärkend sich auch im innern Menschen spiegelt.

Die Kürze des Sommers, die Unbilden des rauhen Klima's und der Schnee- und Gletscherwall ringsum, welcher einsame Ausflüge nicht zuläßt, mehr noch die belebende Anregung, wodurch die gewaltige Natur den Geist ihrer Besucher zu gesteigertem Empfangen und Mittheilen von selbst hindrängt: — dies Alles trägt dazu bei, daß die hiesige Gesellschaft nicht wie in anderen Bädern lose neben einander hertreibt und heute diese, morgen jene vorübergehende Verbindung eingeht, sondern sich rasch zu gesonderten, aber um so festeren Gruppen abschließt, selten ohne daß der Einzelne einen werthvollen Schatz auch geselliger Erinnerungen aus diesem einsamen Thale mitnimmt.

Uns wurde das Vergnügen, eine solche kleinere Gesellschaft gebildeter und geistreicher Menschen, meist schweizerische Künstler und Professoren, auf einem ihrer täglichen Ausflüge zu begleiten, die, wie man uns mit Zufriedenheit erzählte, im Morizer Badeleben fast die einzige Abwechselung bilden.

Erst zeigte man uns die Stelle, wo man von der Straße aus, wenig unterhalb des Ortes, über das Thal selbst den schönsten Ueberblick genießt. Ein waldiger Abhang senkt sich vor uns hinab und jenseit desselben blinken die stattlichen Häuser von Cresta, Celerina und Samaden. Weiterhin sehen wir nach Pont und Madulein mit der Burg Guardavall, durch die Sage mit dem Namen Adams von Camogask eng verknüpft. Jeder Schweizer kennt die Hauptsagen seines Landes und auch uns wurde diese erzählt. Ein grausamer Vogt, der auf jener Burg hauste, sieht auf einem Spaziergange die blühende Tochter des Camogasker Landmanns und zwingt Diesen, sie ihm aufs Schloß zu führen. Der Vater, scheinbar sich fügend, verspricht sie zu bringen, sobald sie sich besser gekleidet. Indessen sammelt er rasch die wackersten Männer der nächsten Dörfer, alle der Tyrannei des Vogts längst müde. Während sie im Waldsaume nächst dem Schlosse sich verbergen, führt der Vater sein Kind den Wiesengrund hinab. Der Vogt erblickt das Mädchen und eilt ihr voller Begierde, sie zu umarmen, entgegen. Da reißt ihm der Vater das Schwert aus der Scheide und durchbohrt den Bösewicht. Das Schloß wird durch das offenstehende Thor genommen und zerstört.

Nun stiegen wir über schöne, aber steile Bergwiesen die Morizer Alp hinauf, einem Theil der Gesellschaft folgend, der schon voraus war. Der Ort, wo man sich treffen will, wird von den zuerst Aufbrechenden einfach an einer Straßenecke an die weiße Wand eines Hauses geschrieben.

Unter lebhaften Gesprächen über schweizerische Zustände mit ihren Licht- und Schattenseiten waren wir nach mehrstündigem Steigen einer hohen und zerklüfteten Felsenspitze nahe gekommen, auf der wir zu unserm Erstaunen die Vorangegangenen, Damen und Herren, fast über unseren Häuptern in schwindelnder Höhe erblickten. Nur auf Umwegen gelang es uns, denselben Punkt zu erreichen; zuletzt mußten wir gar steil am nackten Felsen emporklimmen und als wir uns der vordern höchsten Spitze näherten, einigemal tiefe und mehrere Fuß breite Spalten überspringen.

Endlich standen wir auf einem Fleck, der kaum mehr Personen als unsere kleine Gesellschaft faßte und thalwärts in Spalten und Klüfte senkrecht abfiel. Und auf dieser schwindelnden Felsenhöhe bewegten sich unsere Damen, ächte Schweizerinnen, so unbesorgt und sicher, als wären sie auf ebener Erde.

Schon im Heraufsteigen hatte einer unserer Begleiter geäußert, daß er nicht verstehe, wie die Bewohner solcher Gebirgsgegenden von Neid, Mißgunst und niederer Leidenschaft bewegt werden können. Denn indem man aus dem Thale zur Höhe emporsteige, öffne sich einem ordentlich die Brust und man fühle sich wie von Poesie umweht, daß Einem wohl ums Herz werde und man auch allen Menschen Gutes thun möchte.

Eine so wohlige, freie Stimmung schien auch hier zu wehen, das Entzücken und die leuchtenden Blicke unserer schönen Begleiterinnen steckten an und die Unterhaltung, wenn man ein freies Spiel bald hier bald da anknüpfender Bemerkungen und scherzhafter Einfälle so nennen darf, war andächtig, ohne es zu scheinen.

Der Blick über das Thal nach der Bernina Kette hinüber war erhebend, die Schneemassen drüben gegen die Ansicht vom Engadin aus nach einem einfachen perspectivischen Gesetz noch bedeutend gewachsen. Man schätzte unseren Standpunkt auf achthalbtausend Fuß Meereshöhe. Höher hinauf zeigte der Berg, an dessen Abhang

wir standen. Schnee und jäh abstürzende Hörner desselben mürben Gesteins, dessen Risse und Spalten zu unseren Füßen klafften.

Unter uns, am Felsenabhang, stand ein Alpenrosenbusch in voller Blüthe. Jeder Fehltritt konnte den Hals kosten; allein einer unserer jungen Leute ließ sich das Wagstück nicht nehmen und brachte die Blumen alle glücklich herauf. Edelweiß (gnaphalium leontopodium) und „Männertreu", wie unsere Damen eine kleine duftende, aber seltene Scabiose nannten, hatten dieselben im Heraufsteigen reichlich gesammelt. Aus Blumen und Alpenmoosen verfertigen nämlich die Damen in Moriz an Tagen, wo man zu Hause bleibt, allerhand zierliche Dinge.

Nun traten wir den Rückweg an. In die Spalten, welche die Frauenzimmer mit leichtem Fuß übersprangen, ließen wir Steine hinabfallen, um ihre Tiefe zu messen. Einige schlugen in Zwischenräumen sechs, achtmal an, ehe sie den Grund erreichten.

An einer Sennhütte in halber Höhe der Alp hatten uns im Heraufsteigen einige Damen verlassen, um die Melkzeit abzuwarten. Einer von uns fragte deshalb jetzt den Senn, ob die Anderen noch da seien. Dieser antwortet treuherzig: „Da sind sie!" und weist in den Stall hinein, wo zwei lange Reihen der schönsten Kühe standen. Es war natürlich, daß der gute Mann die Frage auf sein Vieh bezog, aber in der Gesellschaft erregte er eine unbeschreibliche Heiterkeit. Ein Beispiel für Viele, daß unter dem Ernste der Alpennatur ein gesunder Humor keineswegs zu kurz kommt.

Und welchen Zauber erst hat die Gesellschaft eines liebenswürdigen, geistvollen Frauenzimmers im Einzelnhinabsteigen von freier Alpenhöhe! Meine Gefährtin war ganz einverstanden, daß ihr Vaterland Graubünden eine Welt von Herrlichkeiten umschließt und für Den, der nur einen recht frischen Natursinn mitbringt, keinem andern Theile der Alpen nachsteht. „Im Berner Lande," meinte sie, „gefällt mir nicht, daß Alles schon so für die Reisenden fertig gemacht ist." Führer und Ciceronen sind oft die lästigste Beigabe zum Reisen.

Sie selbst hatte die Hauptschönheiten Bündens, auch den Buffalorafall, vor kurzem wieder besucht; auch sie stimmte in mein Lob des Averser Rheins und seines wildromantischen Thales ein. Sie kannte den prächtigen Fall kurz vor seiner Mündung, und der grüne Spiegel mit den tausend perlenden Blasen, der schäumende Sturz und im Wasserstaub das flammende Spiel der Regenbogenfarben: — Alles und Jedes trat, indem ich erzählte, doppelt lebhaft vor meine Seele.

Einen Gruß in die Ferne Dir, treffliches Schweizerkind!

---

3. Il Stelvio.

Hitze und Fliegengeschmeiß waren gleich unerträglich. Gegen Mittag, anderthalb Stunden nach der bestimmten Zeit, setzte sich unsere Carrete, gegen die Eisele's und Beisele's deutscher Beiwagen eine Prachtequipage war, mit langsamstem Tempo in Bewegung. Der Postillon übergab bald aus Bequemlichkeit die Zügel einem dicken Burschen, der als blinder Passagier die Kraft des nur auf drei Personen gefütterten Pferdes übermäßig schwächte. Oft genug blieb die Mähre ganz stehen, um sich, ehe wir weiter fuhren, eine Fliege abzuschütteln.

In Tirano, Bolladore und wie die Zwischenstationen alle heißen mögen: in jeder war der Kutscher nicht aus dem Wirthshaus und unser Gaul nur mit Peitschenhieben wieder in Bewegung zu bringen.

Auch dieser Tag ging vorüber. In der Nähe von Bormio wird auch die Landschaft wieder der Alpen würdig. Selbst das Addawasser zeigt sich hier oben durchsichtig klar; erst im unteren Veltlin siegt der Schmuz, wie in den Wohnstätten der Menschen, so auch in der Natur.

Bormio liegt stattlich inmitten einer großen grünen Thalstufe. Seine Meereshöhe beträgt 3890 Fuß.

Während wir im Posthof mit den übrigen Reisenden über die Art des Weiterkommens beriethen, belustigte uns ein junger Engländer, der seither, ohne sich um das Gespräch zu kümmern, seitwärts gestanden und im rothen Buche gelesen, jetzt aber mit der wohlaccentuirten Erklärung zu uns trat: „Mei Handbuk — sakt, — dies Uirtshaus — ist nicht gutt!" und ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Posthof verließ und davonging.

In dem wohleingerichteten Gasthof der Bagni di Bormio fand die ganze Gesellschaft treffliche Unterkunft. Nach dem Abendessen bewunderten wir die im letzten Sonnenstrahl rosig glühenden Schneeberge und wanderten dann noch hinüber zu einem bedeutenden Eisenhammer, von einem Arm der tobenden Adda in Bewegung gesetzt. Die Hämmer pochten die ganze Nacht und durch die Scheiben unserer Fenster sahen wir die röthlichen Lichter hell im Mondschein herüberfunkeln.

In aller Frühe setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Wir hatten ein tüchtiges Tagewerk vor uns; denn bekanntlich ist die Stelviostraße die höchste fahrbare in Europa und von Bormio aus beträgt die Steigung noch an 5000 Fuß.

Die Addaschlucht ist großartig im höchsten Sinne; nackte, braune Felswände von ungeheurer Höhe, nur unten hier und da mit Gras und Buschwerk bekleidet, und tief unter der Straße, ganz ferne rauschend, oft unsichtbar, strömt die Adda. Bald tritt in die Hauptschlucht eine zweite, Val Fraele, von Norden herein; wo sie sich im Grunde vereinigen, sehen wir die Gruben, aus denen das gelbliche Gestein für jenen Eisenhammer gewonnen wird.

Die Straße windet sich ganz allmählich höher und höher, sodaß wir, nach dem Anblick der gegenüberliegenden Bergwand zu schließen, kaum vom Fleck zu kommen scheinen.

Hier und da belebten einige Wasserfälle die stille, hocherhabene Landschaft. Einer sah aus wie flüssige weiße Seide, die geräuschlos am Berg hinabgleitet und unten zu Wasser wird. Von anderen sieht man weder den Anfang noch das Ende; sie fallen lang und dünn am Berg herab; oben glaubt das Auge jeden Vorsprung, jeden Einschnitt im Felsen genau zu unterscheiden, aber nirgends zeigt sich eine Rinne, worin sich jene kleinen Bäche verstecken könnten.

Sobald die erforderliche Höhe erreicht ist, zieht die Straße, ihrer Hauptrichtung folgend, weithin schluchteinwärts schräg an den Felsen hinauf. Dies scheint die den Elementen am stärksten ausgesetzte Partie. Soweit nicht überhängende ausgesprengte Felsen die Straße vor Lawinen schützen, dienen dazu Tunnels und Gallerien vom stärksten Mauerwerk, mit ihren schießschartenartigen Fensterlöchern an eine ungeheure Festung erinnernd.

Solcher Bauten folgen sich hier sieben in einer Reihe, deren

Gesammtlänge 2226 Fuß beträgt. Man übersieht sie alle auf einmal und die Großartigkeit dieses Anblicks wird nur von dem der Natur umher noch übertroffen.

Aber die zerstörende Kraft der Elemente ist stärker als die schaffende Menschenhand; jedes Frühjahr zeigt in diesem, wie es scheint, für die Ewigkeit gegründeten Mauerwerk neue Risse und Spalten; noch jetzt, obgleich die Hauptarbeiten für dieses Jahr vorüber, konnten wir deren überall, ohne Ausnahme, beobachten. Und doch kostet die Unterhaltung der Straße dem Kaiserstaat jährlich an 17,000 fl. Erwägt man dazu den verhältnißmäßig sehr geringen Verkehr auf der ganzen Straße, so dringt sich Einem die Ueberzeugung auf, daß die Hauptbedeutung dieser Riesenstraße, wo nicht in der ersten Anlage, doch in der fortwährenden Unterhaltung, eine rein militärische ist; denn sie bildet einen Schlüssel zur Lombardei, der sich ganz in österreichischen Händen befindet.

An fünf Punkten von Bormio herauf stehen massive Rettungshäuser, Cantoniere, bei stürmischem Wetter von der höchsten Bedeutung. Das letzte und höchstgelegene ist Santa Maria.

Um es zu erreichen, zieht sich die Straße, nachdem sie jenen Gallerienzug verlassen, an der schiefen Fläche einer neuen Bergwand in zahllosen Windungen, den Schwingungen eines Pendels ähnlich, nochmals bedeutend aufwärts und tritt dann zu unserer Ueberraschung in ein flaches Hochthal mit grünen Matten und weidenden Heerden ein, die Hochebene von Braglio, nördlich überragt von einer Bergwand mit hohen, zerklüfteten Felsen, jenseit deren die Gewässer ins Engadin hinabfließen. Selbst die Wiesenfläche und die ebene Straße vor uns in so bedeutender Höhenlage erinnert an die Nähe dieses merkwürdigen Hochthales.

Noch eine Viertelstunde und ein großes Haus, frei an den Berg gebaut, liegt vor uns: es ist Santa Maria. Nicht nur Kleider machen Leute, sondern auch Titel, selbst solche ohne Einkommen; das sahen wir hier, wie schon öfter in Oesterreich, an dem komischen Wechsel von Grobheit und Höflichkeit in den Mienen des Gensdarmen, der unsere Pässe nachsah.

Wohlgestärkt setzen wir unseren Weg fort und nähern uns bald einem Schneefeld, das in großer Breite zum Joch hinaufzieht und hell in der Sonne glänzte. Rechts der Paßhöhe, die uns noch verdeckt bleibt, steigt eine herrliche Schneespitze, der Monte Cristallo empor. Da wir selber so hoch standen, konnten wir nur das sonnenbeschienene Haupt dieses Berges in größter Nähe betrachten. Links vom Paß, über den Rücken der nächsten Anhöhe hinüber, sahen wir auf die Berge des Münsterthals, also mit einem letzten Blick nach Graubünden.

Bald tritt der Schnee zu beiden Seiten bis an unseren Weg heran, dessen Eröffnung viel Mühe gekostet haben mag, denn noch jetzt, am 3. August, lag jener mannshoch und darüber.

Noch einige Minuten und der schmahle Paßeinschnitt ist erreicht; wir stehen jetzt 8662 Fuß über der Nordsee. Wie auf einen Zauberschlag steht in ergreifender Nähe vor uns der Riese Europa's, der nahe an 13,000 Fuß hohe Ortler.

Sein Anblick ist wie die Blüthe aller Gebirgslandschaften, die wir im Veltlin herauf gesehen. Ueberwältigend, doch feierlich, nicht wild, zum Greifen nahe und doch wieder, zumal wenn der Blick bis ganz hinauf schweift, in erhabener Größe und Ausdehnung.

Eine gewaltige Bergschlucht, oben mit Schnee ausgefüllt, senkt sich zu unseren Füßen von ihm hinab und theilt das Gebirge stundenweit in zwei Hälften; und für die Betrachtung der herrlichen Landschaft hätte sich kein günstigerer Standpunkt finden lassen, als diese dem Ortler gerade gegenüber steil hinabziehende Straße.

Die eigentliche Ortlerspitze (1834 zum letzten Mal völlig erstiegen) ist ganz überschneit und vergletschert, oben umgebogen und scharf wie eine Nadel. Die nächsten Spitzen zur Rechten sind die Königswand und der schon erwähnte Monte Cristallo, lauter Berge vom reinsten Weiß, sonnenklar in den dunkelblauen Himmel ragend. Von allen diesen Höhen ziehen Gletscher herab, in den Spalten grünlich blau, sonst wie das ganze Gebirge weiß überschneit. Die nach der Tiroler Seite senken sich tief unter unseren Standpunkt hinab und liegen mit ihren Hauptflächen der Straße gerade gegenüber.

Als wir eben die Höhe erreicht hatten, fiel ein Schuß: man wußte nicht recht, wo der Schütze stand, aber es donnerte herrlich, Echo auf Echo, die Schlucht hinab. Bald darauf hörten wir ein Krachen in einem der Gletscher; nur e i n Ton, kurz, aber gewaltig.

Nicht ohne Ueberraschung fanden wir hier oben Vergißmeinnicht, das an der kahlen Felswand, nur von rinnendem Schneewasser getränkt, die schönsten dunkelblauen Blüthen trieb.

Hinabzu ist die Straße noch weit steiler, als heraufwärts; raschen Schrittes, aber immer ganz Auge, folgen wir ihren zahllosen Windungen. Dabei treten die Spitzen des Gebirges, ohne zu verschwinden, mehr und mehr zurück, aber der Madatsch- und die beiden Trafoigletscher immer vollständiger in den Vordergrund. Bald entfalten sich alle drei in einer Pracht und Nähe daß wir uns an den Rheinwald- oder Roseggletscher versetzt glauben, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier auf bequemer Straße die Erhabenheiten der Natur mühelos an uns vorübergehen lassen.

Nach Osten wird gleichzeitig der Blick in das obere Etschthal oder Vinschgau und auf die violetten Tiroleralpen frei. Mitten darin hebt sich der Weißkogl wunderschön ab, eine große halbkugelförmige Schneemasse, wenn man genauer hinsieht, aus lauter zierlichen Spitzen zusammengesetzt.

Nun regt sich auch die Vegetation wieder und bald wechseln schöne Waldbäume, selbst Laubholz, mit üppigem Graswuchs.

In Trafoi trennten wir uns von der übrigen Gesellschaft. Wir erfuhren hier mit Bedauern — denn unsere Zeit drängte — zu welch prächtigen Ausflügen, namentlich Gletscherbesteigungen, die Umgebung Veranlassung bietet. Wir bekamen hier wieder Kupferkreuzer und sahen in allen Zimmerecken Zerrbilder des Gekreuzigten, so geschmacklos mit allerhand Flitter überladen, wie man das im Italienischen nirgends findet; aber doch siegte das heimathliche Gefühl beim Klang des Tirolerdeutsch im Munde unserer Wirthin und selbst die schönen Levkoyen am Fenster machten uns, die wir lange keine deutsche Gartenblume gesehen, herzliche Freude.

B—r.

Zur Chronik.

Friedrich Gentz und Adam Müller.

— Nachdem Varnhagen (im zweiten Bande seiner „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel," 1836) diese beiden Diplomaten und Publicisten aus der romantischen Schule geschildert, wird uns jetzt die Kenntnißnahme dieser zwei dämonischen Meteore in der Politik durch deren Briefwechsel (bei Cotta) aufs äußerste vervollständigt. Varnhagen schilderte sie unter den Wirkungen eines gewissen Zaubers den Beide persönlich übten. In Briefen an Rahel u. A. nahm sich Gentz zusammen und erhielt sich auf der Höhe seines Schwungs und seiner Schwebe. Gegen den vertrauten, 15 Jahre jüngern Freund, auf dessen Anbetung er sicher zählen durfte, läßt er sich gehen, und so blicken wir jetzt Beiden vielfach hinter die Coulissen und in die Karten. Mit Staunen sehen wir im Briefwechsel das Gewebe der politischen Romantik jener Zeit vervollständigt, bis in ihre äußersten Folgerichtigkeiten bloßgelegt; unser Staunen schlägt mitunter in helle Heiterkeit um, aber wir können schließlich das Facit ziehen über diese Sterne am politischen Himmel, die, just wie Kometen, durch den Glauben und die Furcht, die sie erwecken, das Unheil das sie vorverkünden, erst erzeugten. Sie kämpften gegen die Revolution, aber mit den Waffen die diese ihnen erst gegeben. Sie waren Sophisten, aber mit Selbstüberzeugung und mit einer logischen Virtuosität, deren Glanz blendete, und deren Intensivität hinreißend und bezaubernd wirkte. Daß man sie Renegaten schilt, schmählert noch nicht ihre specifische oder singuläre Geltung, denn es war la force des choses, was diese consequenten Sonderlinge trieb.

Friedrich Gentz, 1764 zu Breslau geboren, also loquax schon als Schlesier, mit der ganzen Eloquenz und geistigen Beweglichkeit ausgerüstet, die dieser Mischgattung deutsch-slavischer Elemente eigenthümlich ist, hatte in Königsberg Kant studirt, nachdem er schon vorher nach Berlin versetzt und auf dem Joachimsthal seine Schulbildung genossen. Die helle Schärfe der Kritik der Urtheilskraft hat er in Glaubenssachen nie aufgegeben, er hielt sie, während er in österreichischen Diensten Protestant blieb, auch dem katholisch gewordenen Freunde gegenüber fest. Zu der strengen Moral der kategorischen Imperative stand jedoch freilich sein Leben als Mensch, als schwelgerischer, üppig weichlicher Lebemensch, in geradem Gegensatz. Er übersetzte 1793 Burke's Betrachtungen über die französische Revolution und ward durch die glänzende Fortführung dieser Debatte die Bewunderung der Fürsten und Staatsmänner, welche den Umsturz der alten Zeit so schlecht mit den Waffen bekämpft hatten, daß sie plötzlich und wie elektrisirt an die Macht der Feder glaubten. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, von ihm selbst englisch geschrieben, machte ihn auch zum Liebling der Staatsmänner Englands; er ward in London von Pitt mit offenen Armen empfangen und erhielt englische Subsidien, die es ihm möglich machten seinem Hange zur schwelgerischen Ueppigkeit bis ins Abenteuerliche nachzugehen. Vor seinem Besuch in England hatte sein freisinniges „Schreiben an den König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung" (1797) die Aufmerksamkeit der Welt auf den kühnen Mann gelenkt, der Preßfreiheit forderte als eine Rettung vor der Revolution. Dazu gehörte damals Genialität, denn es schien paradox; es verblüffte namentlich in Preußen, wo damals Niemand solche Spitze des Denkens ertrug, so sehr sich auch die Königin Luise bemühte, dem kecken Gentz zu schmeicheln und Prinz Louis sich vertraulich zu ihm stellte. Die knappe Sparsamkeit des preußischen Haushalts bot ohnedies dem großen Schwelger aus Schlesien keinen Spielraum. Er brauchte Geld um seine Schulden zu bezahlen, und machte neue Schulden, um neues Geld zu brauchen. Käuflich war er nicht, aber er ließ sich seine Dienste „ungeheuer bezahlen," wie Varnhagen sagt. Er ging 1803 nach Wien und ward in diplomatischen Dingen die Feder Metternichs, leider aber nicht zugleich dessen rechte Hand. Man wollte in Oesterreich wohl die Revolution durch revolutionäre Sophistik bekämpfen, aber nicht, wie Gentz wenigstens in Preußen vorschlug, die Revolution durch die Errungenschaften der Revolution entkräften, ihr vorgreifen, sie entwaffnen und unmöglich machen. Gentz schrieb die Verhandlungen des Wiener Congresses, war Protocollant in Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona. Seit Kotzebue's Ermordung zitterte er für sein eignes Leben, das ihm Fanny Elßler mit treuer Zärtlichkeit versüßte. Als 1830 der Heerd der Revolution von neuem in Feuer gerieth, schloß er mit sich und dem Leben ab; er hatte vergeblich, aber genial und vergnüglich gelebt; in seinen Widersprüchen war logischer Scharfsinn. Er starb den 9. Juli 1831; zur katholischen Kirche trat er nicht über.

Adam Müller, der diese letzte Consequenz an sich vollzog, ist die Ergänzung zu Jenem in Sachen romantischer Staatsweisheiten. Müller vollendete was an Gentz noch fehlte zum fertigen Abschluß des Systems. Er war Berliner von Geburt (1779), aber trotzdem weicher im Gemüth, und je weniger er für seine „Philosophie der Gegensätze" in üppiger Sinnlichkeit Erholung fand, desto mehr ging er „den Dingen auf den Grund," d. h. wurde katholisch, um den Protestantismus, diese „erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuern Uebel, unter welchen wir erliegen," in sich zu tilgen. Sein Uebertritt geschah 1805 in Wien, aus wahrem Gemüthsbedürfniß; erst später machte er Doctrin daraus, in seinem „Staatsanzeiger," den er als österreichischer Generalconsul in Leipzig (1816—18) herausgab. Er suchte für die Staatswissenschaften eine religiöse Grundlage, und diese kann nur römisch-katholisch sein, wie ja später auch Phillips und Jarcke mit ihrem Uebertritt bewiesen. Ueber Gentz, den bis dahin von ihm Angebeteten, klagt Adam Müller 1817, daß sich derselbe immer mehr „Gott entfremde," blos weil der sanguinische Kopf wohl die logischen Nothwendigkeiten, aber nicht die Hypochondrien der gemeinsamen Richtung theilte. Freilich mußte sich Gentz, um nicht zu craß allein zu stehen mit seinen schreienden Widersprüchen, gemach bequemen; er gab dem jüngern Freunde, der ihn überflügeln, überholen und überbieten zu wollen schien, gern zu, es sei in ihm „rebellische Vernunft," es frage sich aber: wie soll man sie bändigen? Adam Müller, weit weniger scharfsinnig und keck, kam ganz einfach auf den Schluß: Wenn zugegeben wird, daß Einer die Religion antastet, so muß man ihm einräumen, daß er auch den Staat umstößt. Gentz fluchte und lachte dazu; allein er ließ das Ding gehen, strich dem Gefährten aber im „Beobachter" manches Artikelchen. Da entflammte neuer Streit zwischen Beiden; sie lagen sich für und wider Censur in den Haaren. Ein komischer Zankapfel für die zwei Romantiker! Auch über Napoleon hatten sie sich nicht einigen können. Gentz blieb Zeit seines Lebens Feuer und Flammen gegen den Bonapartismus und für die Legitimität des Fürstenthums. Nun giebt uns Adam Müller mit seiner Philosophie der Gegensätze eine andere, lehrreiche Auffassung von Seiten der Romantik. — Müller hatte in Göttingen Rechtswissenschaften studirt; einer Reise nach Schweden folgte ein vielleicht auch schon mystischer Aufenthalt in Polen, auf dem Lande, wo er sich jahrelang heimlich aufhielt und jene Frau heirathete, deren Tochter, Fräulein v. Haza, als „Heinrich Paris" schriftstellerte. Er fand keine Stelle in Preußen, in Wien aber zunächst was sein Gemüth zur Philosophie der Gegensätze brauchte. Wir kennen ihn in seinen verwirrenden Einflüssen auf Heinrich v. Kleist, mit dem er 1806 in Dresden eine Zeitschrift „Phöbus" unternahm. Mit Proselytenmacherei hingen vielleicht Müllers Vorlesungen in Dresden (1808), so gut zusammen wie Friedrich Schlegels. In jener Zeitschrift sollte die Antike mit dem mittelalterlichen Christenthum vermittelt werden.

Mit Fr. Schleges „Weisheit der Inder“ erklärte sich Müller unzufrieden; das Christenthum könne und dürfe keinen Vorläufer haben. (Und doch ist das Judenthum ein solcher!) Eine Goethe'sche Vermittelung der Antike mit dem Germanischen verwarf auch Gentz; er nennt Goethe's Ausspruch, Winkelmann sei ein geborener Heide gewesen und geblieben, gottlos, cynisch, faunenartig unanständig. Dagegen blieben sie uneins über Napoleon. Adam Müller schrieb: „Jede Sünde muß bis zum Aeußersten durchgeführt werden, um als Contrast das Bessere hervorzubringen.“ Die Ultramontanen konnten also jesuitischer Weise schon damals für Bonaparte stimmen. 1811 trat Adam Müller in österreichische Dienste, 1813 war er Landescommissar und Schützenmajor in Tirol; 1815 ging er im kaiserlichen Feldlager mit nach Paris und schrieb, vielleicht selbst zum Staunen Metternichs, seine stehenden Berichte im „Beobachter.“ Er meldete aus Frankreich vom „wachsenden Widerwillen gegen die Bourbons,“ stellte sogar Marie Luise unter einer Regentschaft des Erzherzogs Karl in Frage. Er schrieb an Gentz: „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen neuen Ausfluß oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren.“ Gentz hätte sich gern hierüber die Haare ausgerauft, wenn er damals noch welche gehabt hätte. Später tröstete ihn Fanny Eßler über seine Inconsequenzen und daß der Schüler den Meister überbot an logischen Finessen. Trotz dieser logischen Finessen blieb Adam Müller ein von Furcht erfülltes Wesen, der sein System wie ein Kartenhaus bei jedem politischen Winde schwanken fühlte. Und hierin waren sich Beide, die sich ergänzten, einander wieder sehr ähnlich; Furcht machte sie zu diesen ewig zitternden Sensitiven. Bei Müller steigerte sich dies persönlich ins Lächerliche. Gentz wurde nach Kotzebue's Ermordung durch einen fingirten Drohbrief: „für ihn sei kein Dolch, wohl aber Gift bereit,“ zur Dupe seiner Furcht. Adam Müller hat Todesangst bei jedem Gewitter, hält dies Wolkenereigniß für ein Strafgericht Gottes und ruft in aller Angst: „Dabei aber wächst mein Glaube an Christum.“ Er starb in Wien (im Januar 1829) aus Furcht vor dem Tode, aus Schreck über Friedrich Schlegels plötzliches Ableben in Folge einer Straßburger Leberpastete. Geadelt wurden Beide; auch dies haben sie mit einander gemein; der Eine, Gentz, von Rußland, der Andere mit dem Beinamen v. Nitterdorf, von Oesterreich. Gentz' Schriften wurden wiederholt gesammelt in 5 Bdn., auch seine Mémoires et lettres inédits, von Gustav Schlesier.

Der Theater-Hahn †.

— Frau Ida Gräfin Hahn-Hahn, nachdem sie ihre Romane abgeschworen, hat auf ihrem Büßerpfade „von Babylon nach Jerusalem“ in Mainz Station gemacht und singt, katholisch geworden, lateinische Psalmen, mit denen sie sich eifrig beschäftigt. Des einen Auges beraubt, das sie in Folge einer Operation verlor, die sie durch ihre stürmische Ungeduld verschlimmerte, führt sie ein ganz klösterliches Leben, obschon sie nur das Gewand einer Nonne trägt und als protestantisch geschiedene Frau nicht eigentlich in den Klosterverband treten kann. Der Tod ihres Freundes Bistram aus Kurland brachte den Wendepunkt in ihr Leben. Bischof Kettler in Mainz, früher in Berlin, ward ihr Seelsorger und Gewissensrath. Jetzt, am 21. Mai, starb ihr Vater, Graf Hahn-Neuhaus, ein Mann, dessen theatralisches Leben einen wunderbaren Gegensatz zu der schließlichen Richtung der Gräfin Ida machte. Ihr Gatte lebt noch auf seinen Gütern in Mecklenburg. Graf Karl Friedrich von Hahn-Neuhaus, zu Remplin, seinem Stammgut in Mecklenburg, geboren, verlebte seine Jugend in Hamburg zu Schröders Zeit 1797 bis 99. Jedenfalls datirt von daher sein leidenschaftlicher Hang, nicht sowohl zur dramatischen Poesie als vielmehr zum Theaterleben. Er hielt sich zunächst in Remplin eine glänzende Liebhabertruppe, führte Stücke wie Zacharias Werners „Weihe der Kraft“ glänzend auf und ließ Iffland aus Berlin in seiner Equipage abholen zur Darstellung der Hauptrolle Luther. Nach dem Tode des Vaters übernahm Graf Hahn die Führung des Hoftheaters von Schwerin, und folgte, als der Herzog in der Zeit der Kriegsstürme seine Residenz verließ, Demselben mit der Truppe auf eigene Kosten nach. Er verschwendete bei dieser Liebhaberei sein Vermögen dergestalt, daß er 1808 das Recht zur Verfügung über seine Besitzungen verlor. Zur französischen Kriegszeit wurde er Soldat und machte die Feldzüge mit, griff aber nach dem Pariser Frieden von neuem zu seinem Steckenpferde. Er übernahm das Stadttheater zu Lübeck, gründete dann, nachdem er viel geopfert, einen wandernden Thespiskarren, um noch mehr zu verlieren, und zog mit seiner Truppe nach Stralsund, Greifswalde 2c. umher. Dann leitete er eine Zeitlang die Theater von Königsberg, von Magdeburg, warb abermals eine Wandertruppe und erschöpfte, ein großmüthiger Mäcen und ein gutmüthiger Schwärmer, sein gesammtes Besitzthum. Ehedem ein Herr vieler und großer Rittergüter, starb er zu Altona in einer kleinen bescheidenen Wohnung, sah es aber noch immer gern, wenn Schauspieler bei ihm einsprachen um sich Raths von ihm zu erholen, nachdem kein Geld mehr von ihm zu haben war. Ja wohl fordern deutsche Kunst und Litteratur ihre Opfer. Vater und Tochter sind nach entgegengesetzter Seite hin zwei sehr extreme Beispiele.

Zur Statistik der Theater.

— Herr K. Th. v. Küstner ist ein bewährter Theaterpraktiker, der an einem Stadttheater, dem Leipziger, sein Lehrgeld bezahlte, um ökonomisch dann drei Hoftheatern: zu Darmstadt, München und Berlin, seine guten Erfahrungen angedeihen zu lassen. Neben seinen Memoiren: „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitungen“, schrieb er ein kleines „Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik“, das in zweiter und vermehrter Auflage erschien. Wir staunen wiederholt über die Summen, welche das deutsche Theater zu den Gegenständen des Luxus machen, während die Schaubühne eine ästhetische Schule der Volksbildung sein sollte. Dieser Luxus, den namentlich Oper und Ballet verschlingen, drückt zugleich die Befähigung zur geistigen Auffassung, wie sie das Drama fordert, sehr herab. In Berlin z. B. ist das Publicum durch Oper und Ballet so sinnlich geworden, daß sich zur einfachern Kost des Schauspiels kaum noch der Witz zu gesellen braucht, um das Drama zu ruiniren. Die Kosten der Ausstattung für die Oper grenzen ans Fabelhafte. Nurmahal kostete 16,720 Thlr., Alcidor 16,700 Thlr., die Spontinischen Hohenstaufen in wiederholten Posten zusammen 34,000 Thlr., der Prophet 14,900 Thlr., das Feldlager 26,600 Thlr., der höchste Satz zur Herstellung einer Oper. Von Balleten erforderte Undine 19,000 Thlr., der Feensee 11,000 und nochmals 8000 Thlr. Das erinnert freilich an die Epoche des dritten sächsischen August in Dresden, eine Epoche die zu den verrufenen gehört. Die Faschingszeiten von 1733 bis 1763 kosteten jährlich 40,000 Thlr., Hasse's Circe erforderte 23,000 Thlr. Auch in den Gagesätzen überflügeln die Sänger bei weitem die Schauspieler; in Berlin sind die Gehalte für jene bis auf 6000 Thlr. neben 4 bis 6 Monat Urlaub gestiegen, während Schauspielergagen bei 2 Monat Urlaub bis 5000 Thlr. reichen. Man zahlt in Deutschland an Sängerinnen auch schon 8000 Thlr. oder 12,000 fl.; in Frankreich bis auf 100,000 Fr. Der etatmäßige Zuschuß aus der königlichen Casse betrug vor Küstner unter Graf Brühl und Graf Redern 100,000 Thlr., reichte aber nie aus, das Deficit zu decken; es sind stets noch wenigstens 50,000 Thlr. außerordentlicher Zuschuß nöthig. Dabei — berechnet Herr v. Küstner — steigt überall der Theaterbesuch, in Berlin jährlich um 40 bis 50,000 Thlr., in Wien bei jeder der k. k. Bühnen um 50 bis 60,000 fl., in

Dresden um 20,000 Thlr., in Hannover fast um 10,000 Thlr., in Stuttgart um 15,000 fl., in München um 8 bis 10,000 fl., in Karlsruhe und Mannheim um 14 bis 16,000 fl. Selbst die Friedrich-Wilhelmstadt in Berlin nimmt jährlich gegen 30,000 Thlr. mehr ein als sonst. Die große Oper in Paris hat 100 bis 150,000 Fres., die komische Oper 150 bis 200,000 Fres., das Theater français wenigstens 50,000 Fres. Mehreinnahme als in früheren Jahren, wo auch die politische Tribune für „Spiele" sorgte. Wir nahen uns in der That den römischen Kaiserzeiten. Die kaiserlichen Theater in Petersburg erhalten an jährlicher Unterstützung 431,305 Thlr., während ihr Etat 1,102,000 Thlr. beträgt, eine Summe, welche den der Berliner königlichen Bühnen allerdings noch um 702,000 Thlr. übersteigt.

Die Badereisen.

p. Mit der Anlage jedes neuen Schienenstranges scheint sich der Gesundheitszustand sichtlich verschlechtert zu haben, denn von Jahr zu Jahr wächst die Zahl Derer, welche ferne Wald- und Felswinkel aufsuchen, wo die Natur ihr Wasser zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit destillirt. Es sind nicht mehr blos die höheren Stände, welche zur Badekur pilgern, die Heilquellen sind auch demoralisirt worden. Im Juni regt sich in zahllosen Familien ein Badetrieb, und diesen hat ein balneologischer Feuilletonist die „Badereise-Epidemie" genannt. Er beschreibt sie von ihren ersten zarten Symptomen an bis zum völligen Durchbruch und der Eisenbahnkrise. Vorzüglich Frauen, so heißt es recht boshaft, verhalten sich gegen die in der Atmosphäre schwebenden Reisemiasmen überaus empfindlich; sie fragen sich in der Mitte des Juni, ob die ihnen bis dahin applicirte Methode auch die richtige sei, und weibliche Wesen von höherer hysterischer Energie halten sich auf einmal für Gegenstände der Experimentalmedicin. An die Stelle der Vorliebe für Apothekenmedicin tritt die Schwärmerei für Buschkuren, Naturbehandlung und Quellentränkchen. Das erste Symptom der Reisekrankheit besteht in einem anscheinend zwecklosen Hin- und Herlaufen zwischen Modemagazinen, Band- und Hutbandlungen. Das leidende Individuum äußert seinen Schmerz nicht in Worten, sondern nur durch vollwichtigere Seufzer. Tief in sich versunken sitzt es da und betrachtet schwermüthig Proben von leichten Sommerstoffen. Jetzt folgen leise Klagen bis zu unverholenen Aeußerungen von Lebensüberdruß. Aber diese Spannung hat etwas Unerträgliches und theilt sich endlich dem arglosen Hausherrn mit. „Liebes Kind," sagt plötzlich nach einer besonders gelungenen Mahlzeit die Gattin in einer gemüthlichen Kosestunde zum sanften Despoten, „ich glaube für Emilie muß etwas geschehen." Der Hausherr, der für Emilien bereits soviel that, daß für Vater und Geschwister nichts mehr übrig geblieben ist, stößt den Rauch seiner Cigarre lebhafter von sich: „Was glaubst Du, liebes Kind?" — „Ich glaube Ems, lieber Mann; der Sanitätsrath hat schon etwas davon fallen lassen." — „Das verdient die ernstlichste Erwägung, liebes Kind," erwidert der Papa, „der Sanitätsrath ist mir zu rasch bei der Hand, Euch in ein Bad zu schicken." Aber schon gereuen ihn seine Worte, als die Mama mit bitterm Kopfschütteln sagt: „Ich sehe wohl, Du liebst das Kind nicht mehr, seit Luise heranwächst." Sie entfernt sich und verliert sich in ein Dickicht von Koffern, Hutschachteln, Reisetaschen, Wetterrouleaux &c., das sich wie ein wirthschaftlicher Urwald über eine ganze Bodenkammer erstreckt. Die ahnungsvolle Emilie schwimmt in Thränen und faltet gedankenlos ein rosenfarben garnirtes Morgenhäubchen. Die Krankheit tritt jetzt in ein höheres Stadium; Emilie wird bettlägrig, verlangt, was sie seit Jahr und Tag nicht gethan, nach Lenau's Gedichten, spricht von geknickten Rosen und ernährt sich bescheiden, aber ehrlich von Himbeergelée. Der Sanitätsrath ist kraft seines Amtes verpflichtet, diesem Zustande ein Ende zu machen; er nimmt den Papa in eine Schraubenpresse und besteht auf Ems, wobei er zart andeutet, daß auch der Frau Gemahlin der Kesselbrunnen, als ein milderes Karlsbad, sehr bekömmlich sei. Wir übergehen des Papa's innere Krämpfe, seine Trennungsschmerzen von drei jungen Darmstädtern: — er willigt ein, daß er auf eigene Kosten aus der nächsten Restauration beköstigt werde. Das nächste Symptom der Badereiseepidemie äußert sich in der Anzündung von Kohlenfeuern und in der Erhitzung von Plätteisen. Emilie erhebt sich von ihrem Lager, schleppt sich mühsam an das Plättbrett und glättet alle Unebenheiten der Natur. Nächstdem theilt sich der krankhafte Stoff dem ganzen Quartier mit und alle Fußböden und Möbel bekommen eine Art Badefriesel von Wäsche, Kleidern, Handschuhen und Hüten. Dem Vater wird die Besorgung der Paßkartenangelegenheit und die Bestellung des Wagens nach dem Bahnhofe anvertraut. Der letzte Tag vor der Abreise wird in einem Delirium zugebracht. Durch das bisherige Reisefieber ist nämlich das Gedächtniß so geschwächt worden, daß eine Menge von wichtigen Sachen, darunter mehrere Abschiede von Freundinnen, zu erledigen bleibt, und die Mutter nebst Emilien und der heranwachsenden Luise vor Erschöpfung fast besinnungslos nach dem Bahnhofe transportirt werden müssen. Von diesem Augenblick an äußern sich Spuren von Besserung; doch nimmt die Seuche erst einen harmlosen Charakter an, wenn sich der Zug in Bewegung gesetzt hat und die Gestalt des Papa's im Dunkel des Bahnhofes versunken ist.

In diesem neckischen Humor der „Balneologischen Zeitung" liegt eine glückliche Charakterisirung der Bademanie, welche so viele moderne Cirkel ergriffen hat. Hier ist es nicht „die Sommerfrische," die man genießen will, und wie sie der Tiroler in seinen hochgelegenen Badeorten und in friedlichen Thälern aufsucht, sondern Laune. Hier ist es nicht eine Krankheit, die zur Badereise treibt, sondern das Treiben zur Badereise ist eine Krankheit.

Italienische Litteraturgeschichte.

λ. Italien besitzt eine Reihe trefflicher, zum Theil classischer, politischer Geschichtschreiber, aber in Bezug auf die Litteraturhistorie nimmt es einen ziemlich niedrigen Rang ein. Es hat ohne Zweifel gelehrte und gewissenhafte Analytiker; diesen fehlt aber größtentheils der Geist philosophischer Kritik über die Gesinnung und den Ausdruck, welche das Wesen einer Litteratur bilden; mit anderen Worten: die italienische Litteraturgeschichte hält sich mehr an das äußere, als an das lebendige, innere Wesen, den treibenden und bewegenden Geist der Litteratur. In Genf hielt M. Reta Vorlesungen über die italienische Litteratur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die großes Interesse erregten und von kundigen Zuhörern für einen sehr beachtenswerthen Versuch, wie man die Geschichte der Wissenschaften in Italien hätte behandeln sollen, erklärt werden. Hier interessirt uns nur die leitende Idee, welche Reta gefunden zu haben glaubt. Ihn überraschte nämlich der beständige Charakter, der sich in den großen Schriftstellern der Halbinsel von Dante bis Alfieri offenbart und er hat, wie uns dünkt, sehr richtig hervorgehoben, daß ihr Vorzug in der nationalen Gesinnung besteht, deren wahrhafte Interpreten sie gewesen sind, d. h. in einer bleibenden Hinneigung zur Nationalität des italienischen Vaterlandes und einem Geiste sehr ausgeprägter Opposition gegenüber dem päpstlichen Rom. Die scherzende Muse Pulci's und Ariosts, die blutigen Phantome der Inquisition, welche die Phantasie Tasso's verfolgen, das Genie Alfieri's, der seine Verse mit dem Dolche des Brutus eingräbt, Machiavell, der, inmitten der socialen Auflösung seiner Zeit, die Theorie des vergänglichen Verbrechens lobpreist, um die Nation wiederaufzurichten, welche in das Nichts der Verzweiflung fallen will, Sarpi, welcher den florentinischen Staatssecretär ergänzt, indem er zeigt, wie sich eine Kirche in verderbten Zeiten festsetzt, — die Kunst selbst, die, jeder Abhängigkeit ledig, sich über die menschlichen Gesetze erklärt, die Kunst, Meisterin der Könige

und der Päpste, aber ebenbürtig der Nation in der Universalität des Genies. Da Vinci, Michel Angelo, Cellini rc. alle diese großen Gestalten wurden von Reta citirt, um daran die Wahrheit seines Themas zu zeigen.

Die großen Fischereien.

* Wir hören von einer großen Aufregung, die der englisch-französische Vertrag vom Januar 1857 über die Stockfischjagdgründe in Neufundland hervorgerufen habe. In jenem Vertrage hat Frankreich an England gegen 80 englische Meilen auf Labrador, die gemeinschaftlich benutzt werden sollen, 150 englische Meilen auf Neufundland zu ausschließlichem Gebrauch überlassen. Danach hätten also die Engländer ein vortreffliches Geschäft gemacht; allein die Neufundländer behaupten das Gegentheil. Nach ihrer Darstellung sind die fünf Häfen der Westküste ihrer Insel, in denen blos Franzosen verkehren dürfen, die einzigen, wo Fischernachen mit Sicherheit einlaufen können. Ist dies richtig, so erscheint die englische Fischerei allerdings als sehr benachtheiligt. Der Stockfischfang auf den großen Bänken ist wichtig genug, um eines Streits zu verlohnen. Diese Bänke, in der Fischersprache Stockfischwiesen genannt, sind ein felsiges, tafelförmiges Hochland unter dem Meere, von 300 Stunden Länge und 100 Stunden Breite. Das Meer ist hier ruhig, das Wasser, in das der Golfstrom sich mischt, warm, und deshalb laichen hier unzählige Fische, Häringe, Kapeline, Lachse, Tintenfische, Makrelen und besonders Stockfische. Von den letzteren fängt man jährlich 3½ Millionen Centner, die nach allen katholischen Ländern Europa's und America's versandt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 25. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [20. Juni.

Inhalt.

John Cockerill und sein Seraing.

Wenn man vom schnaubenden Dampfroß gezogen auf der großen Heerstraße durch Belgien vor *Lüttich*, der Hauptstadt der Industrie, anhält, so genießt man von der Höhe der Hügel herab einen Anblick, welcher nach der Ebene, die Antwerpen und Brüssel umgab, einen überraschend anmuthigen Eindruck macht. Die Fruchtbarkeit dieser Ebene hat zwar der Feld-, Wald- und Gartencultur ein so günstiges Terrain dargeboten, daß sich kaum *ein* wüstes Plätzchen in ihr finden läßt; doch beginnt die malerische Romantik der Gegend erst mit dem gesegneten Thal der Meuse, an deren beiden Ufern sich das alte, von jeher in der Geschichte des Gewerbfleißes vielgenannte Liege, die am schönsten gelegene Stadt des ganzen Königreichs, ausbreitet und bis auf die Höhen hinaufreicht. Grünend, fruchtbar, baumreich, von einer Kette bewaldeter Hügel umzogen, aus deren dunkelm Grunde moderne Villen und sonstige Gebäude im lachenden Farbenschmuck hervorblicken, erstreckt sich dies Thal weit und beherbergt theilweise außer anderen Ortschaften die zahlreichen Thürme der Kirchen und Fabriken, der Manufacturen und Hüttenwerke Lüttichs und seine Brücken, sowie den Fluß Ourthe, welcher sich hier mit der Meuse vereinigt.

Das Bisthum Lüttich gehörte bis 1794 zum deutschen Reiche, es wurde zum westfälischen Kreise gerechnet. Seit dem 10. Jahrhundert war es ein germanisches Lehen; die Fürstbischöfe hielten eine Leibwache von fünfhundert Mann. Lüttich ist die Hauptstadt des *wallonischen* Landes und seine ganze Geschichte giebt uns das Zeugniß von der Thätigkeit, dem lebendigen Kunstfleiße, der Arbeitslust, der enthusiastischen Anhänglichkeit an Freiheit und Unabhängigkeit seiner Bevölkerung. Ihre Thatenlust wandte sich nach Spanien, Frankreich und Oesterreich, wo es ganze Regimenter von Wallonen gab, und ihrer zu allen Zeiten anerkannten Tapferkeit und Verwegenheit vergißt auch Schiller nicht in Wallensteins Lager. Unter der milden Herrschaft des Krummstabes gediehen die Wallonen zusehends, wenngleich die blutigen Kämpfe der Jahrhunderte auch unter ihnen ausgefochten wurden und hin und wieder Graus und Zerstörung über sie verhängten. Von der wilden Verwüstungssucht Wilhelms von der Mark erzählt man uns in dem Palais der Justiz, in welches jetzt die frühere Wohnung der Fürstbischöfe verwandelt ist; doch trägt nur *ein* Zimmer dort, und eins im Hôtel de ville, noch einige alterthümliche Spuren von diesem grimmigen, mittelalterlichen Helden, welcher für die Wallonen eine Geißel Gottes war. Der Cicerone ermangelt nicht uns zu sagen, daß Walter Scott uns von diesem schauerlichen, von ihm und von den Herrschern Frankreichs und Burgunds angerichteten Blutbädern mehr erzähle als er davon weiß, womit wir uns einstweilen begnügen müssen. Diese ehemalige Residenz der geistlichen Herrscher wird von Säulen getragen, in deren Gängen in zahlreichen Butiken Handel und Wandel getrieben wird, — ein redender Beweis des Wechsels der Zeiten. Die Zahl der Einwohner der Stadt beträgt mehr als 70,000. Gleich denjenigen der meisten Fabrikstädte, ist ihr Inneres dunkel, eng, von Steinkohlendampf durchzogen; doch trifft man auch einige grünende Baumreihen und ein neueres Quartier, in welchem die Straßen breit, die Häuser geräumig und hübsch sind. Ueber all das bewegte industrielle, trödelnde Gewimmel blickt vor der Universität die bronzene, kolossale Statue *Gretry's* hinweg, als fühle sich der Vertreter der Kunst, der tönekundige Arbeiter im Reiche des Genius, noch einsamer und unbehaglicher in dieser mercantilischen Umgebung, als ehedem während seines Lebens in der Rue Recollets, wenn auch *Geefs* Meisterhand sich selbst mit ihm in diesem Erz verewigte.

In diese Stadt des industriellen Kunstfleißes gelangte um das Jahr 1807 Wilhelm Cockerill aus Haslington in der Grafschaft Lancaster, um hier, wie seit einigen Jahren in Verviers, die Fortschritte des Mechanismus beim Spinnen und Krämpeln der Wolle einzuführen. Hier wie überall auf dem Festlande wurde diese Procedur damals allein durch Menschenhände ins Werk gesetzt. Die außerordentliche Ersparung an Zeit und Mühe in der Tuchfabrikation, welche die Maschinen William Cockerills mitsichbrachten, wurde von den geschickten und umsichtigen Belgiern sogleich ihrem wahren Werthe nach geschätzt, und diese eilten, das Monopol darauf durch einen Contract mit ihm sich zu sichern. Durch diesen

zwar bedeutend in der eignen Ausbeutung ihrer Geschicklichkeit gehemmt, wurde dennoch der Name dieser englischen Familie nicht nur auf die ersten Blätter der Annalen des belgischen Kunstfleißes von da an verzeichnet; er nahm auch einen der ehrenvollsten Plätze in der Geschichte der modernen Industrie Europa's ein.

William überließ seinen Platz bald seinem Sohne John, welcher mit achtzehn Jahren schon das großartige Etablissement zu immer besserem Gedeihen allein fortlenkte. Nach Napoleons Sturz strengten die Cockerills — denn noch ein Bruder, James, unterstützte den Meister John — alle Kräfte an, um das europäische Festland von dem Monopol zu befreien, welches England mit schlauer, kunstfleißiger Hand in der Verfertigung der Dampfmaschinen ausübte. Es war John aufbehalten, die Vervollkommnungen, welche das Genie Watts ins Leben treten ließ, auch auf belgischen Boden zu verpflanzen und dadurch eine vollständige Umwälzung eintreten zu lassen. Diese Könige der Industrie — denn so mußten die Cockerills nach wenigen Jahren schon genannt werden — erstanden außer ihren sonstigen in der Stadt und um sie herumgelegenen Niederlassungen den Ort Seraing, um in diesem bei der Begünstigung eines mächtigen Beschützers, des Regenten der Niederlande, Wilhelm, eine Wunderwerkstätte des Fleißes, der Geschicklichkeit und des Mechanismus anzulegen, wunderartig durch ihre enorme Ausdehnung und durch die seltene, aufs genauste in einandergreifende Zusammenwirkung aller Einzelheiten zu einem erstaunenswürdigen Ganzen.

Nachdem man in dem reizenden Thal der Meuse den Weg ungefähr anderthalb Lieues von Lüttich südöstlich verfolgt hat, bemerkt man auf der einen Seite des Flusses Jemappe, ihm gegenüberliegend auf der andern Seraing. Ein edler Ritter und feudaler Herr, Jean de Seraing, wird gegen das Ende des 14. Jahrhunderts als Besitzer von Lüttich genannt. Die Fürstbischöfe bewohnten Seraing als Sommeraufenthalt bis zum 18. Jahrhundert, worauf es zusehends verfiel, bis die Industrie ihren Thron in ihm aufschlug und ein gewaltigeres, menschenbeglückenderes Scepter führte, als jemals mittelalterliche Helden des Faustrechts oder die Träger des Krummstabes, da dies neue Scepter weder Blut und Gewaltthat, noch geistige Knechtschaft forderte, sondern die segenbringenden Wirkungen seiner Herrschaft auf alle Völker Europa's erstreckte, indem die unter ihr geschaffenen Dampfmaschinen in alle Welt gingen und das neue Evangelium der leichten Verbindung auch der entfernten Nationen, mit ihr das Aufhören engherziger Vorurtheile, allen Denen predigten, die den sichtlichsten, großartigen Fortschritten der Cultur ihr Auge nicht in geistiger Trägheit verschließen wollen. Hinter diesem alten Schlosse also, in der fruchtbaren Ebene, stiegen nun die Fabrikgebäude und die Häuser der Arbeiter empor. Die ersten Werkstätten wurden zur Erbauung der Dampfmaschinen, für mechanische Einrichtungen zum Flachsspinnen und Wollekämmen, errichtet; bald auch erbaute man den ersten Hochofen, der im Lande der Wallonen gesehen wurde. Immer wachsend an Wichtigkeit und Ausdehnung zog Seraing endlich so sehr die Aufmerksamkeit Wilhelms des Ersten auf sich, daß dieser das Verlangen stellte, in ihm die Werke vollendet zu sehen, welche der Staat der Niederlande zu seinen verschiedenen Endzwecken gebrauchen würde, damit diese in einer Vollkommenheit ausgeführt werden möchten, welche diejenige der in allen übrigen Werkstätten der Eisenfabriken erreichten überträfe. In Folge dieses schmeichelhaften Votums wurden in Cockerills Besitzung vielerlei Dampfmaschinen verfertigt, welche für die Schiffahrt benutzt wurden und den Kiel der holländischen Seehäuser in nahe und ferne Häfen, weit über Europa's Reiche hinaustrugen.

John Cockerill suchte indessen nicht blos die größtmögliche Vollkommenheit im Bau und im Ineinandergreifen der Maschinen zu erlangen, nicht nur die vorzüglichste Geschicklichkeit in der Anwendung ihrer geringsten Einzelheiten zu erzielen, nicht nur den Kunstfleiß seiner Untergebenen, ihre Genauigkeit und Umsicht hervorzurufen und richtig zu benutzen, welches alles dem Fabrikanten so nothwendig ist, wenn er seine Werkstätte auf der höchsten Stufe erhalten will; er trug gleich angelegentlich Sorge für das Wohl der Arbeiter, dachte nicht nur an seinen Vortheil, sondern auch an ihr Interesse. Die Werkstätten sind geräumig, luftig, der Gesundheit zusagend eingerichtet; Menschen und Maschinen bewegen sich ohne Zwang darin und der Arbeiter ist nicht genöthigt in jener verderbten, eingeschlossenen Atmosphäre zu athmen, welch in so vielen, dem Gewerbfleiß gewidmeten Gebäuden einen so schrecklichen, nach und nach tödtlichen Einfluß ausübt. Die mechanische Kraft wird hier nicht zur Qual, sondern zur Erleichterung des Arbeiters angewendet, und es wird mit vollem Recht das Etablissement von Seraing als das umfassendste und vollkommenste genannt. Wenn man diese wahrhaftigen Paläste des menschlichen Kunstfleißes besucht und ihr Inneres mit Aufmerksamkeit betrachtet, so fühlt man Bewunderung und Staunen über diese eigenthümliche Intelligenz, welche tausende von Maschinen bewegt, die alle mit einer unglaublichen Genauigkeit arbeiten, ineinandergreifen und sich gegenseitig unterstützen. Man fühlt sich versucht zu glauben, daß sie mit einer riesigen und unerschöpflichen Kraft ausgestattet, zugleich vernunftbegabte Wesen seien, welche bereitwillig und mit Einstimmung den Befehlen des Arbeiters nachkommen um seine Schwäche zu unterstützen, indem sie unter seiner Leitung den ganzen Theil der Arbeit übernehmen, welche eine Riesenkraft der Glieder erfordert.

Die belgische Revolution des Jahres 1830, welche das Königreich der Niederlande gewaltsam trennte, verhängte über viele commercielle Unternehmungen eine verderbliche Verwirrung. Es blieben auch die Fabriken von Seraing nicht damit verschont, da sie in so genauen Beziehungen mit der niederländischen Regierung standen. Indessen überwand John Cockerill glücklich diese Krise; seine Maschinen wurden wieder in ihre alte Thätigkeit gesetzt als das Königreich der Belgier in Europa anerkannt war und damit das Vertrauen in alle geschäftlichen Verhältnisse zurückkehrte. Herr John legte einen abermaligen glänzenden Beweis der Stärke seines Geistes und seiner materiellen Mittel, sowie seiner umsichtigen Intelligenz ab, indem er zuerst, auf dem Continent, die Erbauung eines weiten Eisenbahnnetzes unternahm. Belgiens Kammern und Regierung zeigten einen festen Glauben an die Hülfsquellen und an die Zukunft des neugeschaffenen Reiches, indem sie die Eisenbahn von Ostende und Antwerpen bis an die Grenzen Preußens autorisirten; ihr Glaube hat sich auf eine glückliche Weise bewährt. Kaum war das Gesetz votirt, als man Hand ans Werk legte, und im Frühling des Jahres 1835 wurde der Schienenweg von Brüssel nach Antwerpen unter dem lebhaften Beifall des ganzen Landes

feierlich eingeweiht. Diese Gestaltung der Umstände, welche das neue Belgien herbeiführte, war ein glückliches Ereigniß für Seraing, sowie dieses seinerseits der Regierung eine unbezahlbare Hülfsquelle darbot, da man gewiß sein konnte, alle Aufträge mit der außerordentlichsten Pünktlichkeit ausgeführt und Maschinen jeder Art hergestellt sehen, welche auch nicht der geringste Tadel treffen konnte. Bald fand das Beispiel Belgiens Nachahmung. Die meisten der deutschen Staaten fühlten die Nothwendigkeit, dem materiellen Fortschritt der Nachbarländer zu huldigen und gleichfalls Eisenbahnen zu bauen. John Cockerill erhielt Aufträge von allen Seiten, denen er nur genügen konnte, indem er die Anzahl seiner Arbeiter beträchtlich vermehrte. Auf dem Höhepunkt ihrer commerciellen Wichtigkeit aber wurde diese großartige Fabrik im Jahre 1839 so schwer von der hereinbrechenden finanziellen und industriellen Krisis betroffen, daß ihr Eigenthümer sich zu einer Liquidation gezwungen sah. Er reiste nach Warschau und starb dort unerwartet. Dieser kinderlose vorzeitige Tod diente nicht, die Verhältnisse der Fabriken günstiger zu gestalten, da das wachsame Auge des Herrn fehlte. Es gelang endlich den Erben, ein Arrangement zu treffen, nach welchem eine Gesellschaft Unbetheiligter die Besitzungen John Cockerills in Seraing und in Lüttich zu fernerer Ausbeutung und Benutzung verwaltete. Die Gesellschaft gab ein Stammcapital von mehr als zwölf Millionen Francs her, welches unter die Gläubiger nach ihren verschiedenen Ansprüchen vertheilt wurde. Die Administratoren dieser großartigen Hinterlassenschaft erwarben sich durch diese Einrichtung, welche die Erhaltung und Fortführung dieser grandiosen Industrie ermöglichte, ein großes Verdienst, indem sie nicht nur den Ruf Seraings, dieses wirklichen Stolzes von Belgien, retteten, sondern es durch fortgesetzte, fruchtbringende Thätigkeit aus seinem kurzen Verfall hervorzogen und ihm sein altes, fröhliches Gedeihen zurückgaben. Sie verschafften den Actionären reichliche Einkünfte durch die unaufhaltsame Ausbeute der gebotenen Hülfsmittel und erwarben den schönsten Ruhm, indem sie einer beträchtlichen Anzahl Arbeiter dauernd Arbeit und Brot sicherten. Die Einwohner von Seraing haben sich während dieser Zeit eines Menschenalters von 2000 bis auf 10,000 vermehrt. John Cockerill besaß die Eigenschaft, welche für jeden Regenten, lenke er Königreiche oder industrielle Unternehmungen, eine der glücklichsten genannt werden muß, diejenige nämlich, für die Erreichung seiner Absichten unter den ihn umgebenden Gehülfen stets die tüchtigsten und gewandtesten für das jedesmalige Bedürfniß zu finden. Er ließ bei der eignen, genauen Kenntniß des Gegenstandes Anfangs Mehrere aus seinem Vaterlande kommen, wählte jedoch nach und nach unter seiner nächsten Umgebung diejenigen aus, welche sich unter seiner persönlichen Leitung so sehr vervollkommnet hatten, daß er ihnen einen Theil der Leitung seiner großartigen Werke anvertrauen konnte. Er glaubte die Mission zu haben, die Wunder des Kunstfleißes nach allen Richtungen hin zu verbreiten, und dieser Mission weihte er sein Leben und sein Vermögen. Zu weit fortgerissen in diesem schönen Glauben, hörten jedoch in dem unglückseligen Jahre 1839 plötzlich die hauptsächlichsten Quellen auf, ihm zu fließen, aus denen er die enormen Capitalien gezogen hatte, deren er zur Belebung und Fortführung seiner Fabriken bedurfte, wenngleich seine Activa 26 Millionen Francs, seine Passiva nur 18 betrugen. Es fehlte ihm nur etwas von jener großen Macht, welche dem Geschäftsmanne so kostbar ist wie das Geld, von jenem großen nothwendigen Stammcapital aller gewerblichen Unternehmungen: Zeit, um die ungeheuren Verluste einzuholen und Alles wieder in das rechte Geleis zu bringen. Diese Zeit wurde ihm nicht vergönnt, und der Kämpfer ohne Schwert mußte sein müdes Haupt zur Ruhe legen in jenem kräftigen Mannesalter, in welchem er die Früchte einer langen Erfahrung zu doppeltem Nutzen hätte verwerthen können. Er besaß eine edle und großmüthige Seele, war ein Mann von wenig Worten und von einfachen Manieren; hierzu gesellte sich ein umfassendes Gedächtniß, welches stets nur dasjenige fest hielt, welches nützlich und gut war. Er betrachtete seine Untergebenen wie seine Kinder, für deren Glückseligkeit zu wachen ihm auferlegt sei. Seine Arbeiter bewegten sich ohne jeden ängstlichen Zwang in seiner Gegenwart; schon bei seinen Lebzeiten wollten sie ihm eine Bildsäule errichten als Beweis ihrer Zuneigung und Dankbarkeit, welches sie nur auf seine Bitten unterließen, da er sein Gedächtniß besser in der Anhänglichkeit ihrer Herzen als in Erz und Stein verewigt glaubte, und die Thränen der trauernden Liebe flossen bei seinem unerwarteten Hinscheiden. Er war mit einem Fräulein Pastor aus Aachen verheirathet; einer seiner Neffen, ein Herr Pastor, ist noch gegenwärtig der Vorsteher der Fabriken und bewohnt das Schloß von Seraing.

Die Fabriken von Lüttich und Seraing enthalten Hochöfen, Schmieden, Steinkohlengruben, Walzwerke, Schmelzhütten, Einrichtungen für die Verfertigung aller Arten von Dampfmaschinen, Dampfkessel, Brücken, eiserne Schiffe und Alles was sich daran knüpft, Webe- und Strickmaschinen, desgleichen zum Wollekratzen, zum Tuchscheeren, zum Spinnen 2c. Es wird behauptet, daß Seraing von keinem ähnlichen Institut auf der ganzen Welt übertroffen wird. Um eine ungefähre Uebersicht des Ganzen zu geben, führen wir an, daß sein ganzer Flächeninhalt 57 Hectaren, derjenige, auf welchem sich steinerne Gebäude ausdehnen, 50,000 Quadrat-Mètres oder nach deutscher Rechnung 200,000 Quadratfuß beträgt. In jedem Jahre gebraucht diese Niederlage fast drittehalb Millionen Pfund Steinkohlen und liefert entweder zum Bedürfniß des Handels oder zum Maschinenbau ungefähr 28 Millionen Pfund Eisen, 50 Locomotiven, ebenso viele Tender, 15 andere Maschinen zu wenigstens 25 Pferdekraft jede, 4 Paar Schiffsmaschinen von wenigstens 50 und eine Dampfmaschine zu 500 Pferdekraft, welche zur transatlantischen Schiffahrt bestimmt ist. Zusammengenommen werden alljährlich eine Anzahl Maschinen von 3600 Pferdekraft hier verfertigt, wozu wiederum 38 Dampfmaschinen und 6 Hochöfen, nebst mancherlei anderen Oefen, Thürmen, Maschinen und Gebäuden benutzt werden, sowie eine zahllose Menge anderer Geräthe. Mehr als 5000 Arbeiter beiderlei Geschlechts, Erwachsene und Kinder, werden beschäftigt, ungerechnet diejenigen, welche außerhalb Seraing ihren Wohnsitz haben. Ihre Häuser sind gesund und luftig eingerichtet. Der Bruttoertrag des ganzen Etablissements beträgt mehr als 17 Millionen Francs jährlich; eine Bibliothek wissenschaftlicher Werke zu dem Belaufe von mehr als 10,000 Francs ziert die Bücherschränke des Schlosses. Nahegelegene Steinkohlenminen, aus welchen der Bedarf genommen wird, sind mit dem Institut von Seraing verbunden und es arbeiten in ihnen allein etwa 1000 Bergleute.

Es hat sich also John Cockerill Verdienste um die ganze civilisirte Welt erworben durch die Fortschritte, welche die Industrie unter seiner Leitung machte und unleugbar besonders um Belgien durch die Gründung des bewundernswürdigen Institutes von Seraing, welches nicht eine der geringsten seiner Merkwürdigkeiten ist. Und nun fragen wir: Was hat Belgien für diesen Mann gethan, den Errichter der schönsten, der ausgedehntesten, der vollständigsten Werkstätten des Kunstfleißes in Europa, für den Mann, den es als den Schöpfer seiner modernen Industrie, vorzugsweise derjenigen der Provinz Lüttich betrachten muß? Er ist es, welcher die gewerbliche Blüthe hervorrief, die der Stolz des jungen Königreichs geworden ist; ihm verdankt es mit den hohen Rang, den es gegenwärtig unter den industriellen Völkern einnimmt. Diese Eigenschaften sind würdig der Erkenntlichkeit Belgiens, würdig einer Auszeichnung, welche ihm sein ganzes Volk angedeihen ließe, und welche erhabener ist als die manches blutigen, lorbeergekrönten Helden, welcher über Schutt und Trümmer seinen verheerenden Siegeslauf fortsetzt. Diesem, Menschen beglückenden und ernährenden Fürsten des Gewerbfleißes müßten Statuen errichtet und Denkmale gesetzt werden, in welchen ein ganzes Land seine Dankbarkeit ausspricht, die mit den unverwelklichen Lorbeern der Humanität und der geistigen Größe bekränzt sind.

John Cockerill ruht noch immer fern von seinem Adoptivvaterlande in fremder Erde, wo er zum ewigen Schlaf sich bettete. Die russische Regierung hat diesen Träger eines Namens der schönsten Berühmtheit in einem Grabgewölbe beigesetzt, um ihn dereinst Belgien zurückzugeben, wenn dieses darnach verlangen sollte, ihn in Seraing zu beerdigen, das er im Leben so sehr geliebt hat.

M. N.

Die Grabmäler der Päpste.

— Ferdinand Gregorovius, unser Landsmann aus Königsberg, hat in Rom einen neuen Ertrag seiner italienischen Studien zu Tage gefördert. Sein Buch über Kaiser Hadrian, das er noch in der Heimath schrieb, war die tüchtigste Vorbereitung zu seinen jetzigen Arbeiten, auch vielleicht das bedeutendste das er überhaupt lieferte. In Italien arbeitete er sein treffliches Werk über Corsica, geschichtlich und ethnographisch gleich sehr interessant. Darauf folgten seine „Figuren," Schilderungen aus Italiens, namentlich Roms Geschichte, Leben und Scenerie; dann seine Uebertragung der Lieder Giovanni Meli's, des sicilischen Anakreon. Die Geschichte der Päpste wird dem unermüdlichen Forscher den Faden geben, um sich in dem Mixtum antiker und mittelalterlicher Bauten, Rom genannt, zurechtzufinden. Er bringt jetzt eine historische Einzelstudie: „Die Grabmäler der römischen Päpste" (Leipzig bei Brockhaus). Auch die Briefe aus der Campagna in der Allgemeinen Zeitung sind zweifelsohne von seiner Feder. Nachdem uns ein Protestant, Leopold Ranke, durch seine feinen psychologischen Porträts für die Päpste zweier Jahrhunderte interessirt hat, muß es nun auch ein protestantischer Norddeutscher sein, der soviel Studium an die Reliquien des mittelalterlichen Christenthums wendet. Wir folgen gern den geistreichen Betrachtungen dieses Forschers, auch wo er sich allzu sehr ins Vage versteigt. „Es wird eine Zeit kommen," beginnt er seine Schilderung der päpstlichen Sarkophage, wo „die Grabmäler der Päpste eine solche Wichtigkeit haben werden, wie heute die Büsten und Statuen der römischen Kaiser. Es wird dann keine Päpste mehr geben. Die Religion wird sich in einer neuen, von uns noch unbekannten Form kundgethan haben, und dann wird einem anders geordneten Menschengeschlechte jenes uralte Papstthum ohne Zweifel als eine noch bei weitem großartigere Schöpfung erscheinen, denn uns heute Lebenden."

Ist es nicht, fragt er, das größte gesellschaftliche System, welches sich in ihm auf eine allumfassende Weise darstellt, eine sich durch alle Gliederungen dieses politisch unbegrenzbaren Körpers verbreitende Demokratie, eine streng geregelte Aristokratie, eine erblose Absolutie, welche doch wieder auf demokratischem Grunde ruht? In den unermeßlichen geistlichen Kreis, welcher den Himmel, die Erde und die Hölle umspannt, eintheilt und regelt, mit einer Politik und Phantasie zugleich, deren Gedanke Schwindel erregend ist, hat sich der Papst als Mittelpunkt gestellt, in der Regel ein schwacher Greis. In eine zitternde Hand sind die Blitze des Himmels gelegt. Gewiß, nach ungezählten Jahren wird man diese Alten vom Sanct Peter als wunderbare Wesen der Vergangenheit anstaunen. Es werden sich einzelne ihrer Grabmäler erhalten haben, zumal jene von Erz: und vor diesen Greisen in ihrer ernsten Herrschermajestät, mit den dreifach gekrönten Tiaren, mit den feierlich umwallenden Gewändern, mit den finstern oder milden, fanatischen oder wohlwollenden Angesichtern und langen Bärten, und mit den zu Segen oder Fluch aufgehobenen Händen, wird man verwundert stehen bleiben und ausrufen: „Dies waren Päpste, geistliche Väter und Oberhäupter der damaligen Welt! Wie greisenhaft und wie finster muß jene Welt gewesen sein!"

Sie war es, und war es nicht. Von jenen Alten ging ebensowohl Greisenthum und Finsterniß, als Jugend und Licht aus; und mancher von ihnen hatte ein frischeres Herz, als es nicht viele jung ergreiste Könige gehabt haben. Aber wohl kann Derjenige eines staunenden Gefühles sich nicht erwehren, der vor jenen Priestergestalten im Sanct Peter steht und sich vorstellt, welche Gewalt die Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes, seit so vielen Jahrhunderten und in ununterbrochener Folge, diesen Greisen zuerkannt hatte.

Es reicht lange nicht aus, daß sie, schwach und wehrlos wie sie waren, kriegerische Fürsten unterwarfen, sie abzusetzen und zu entthronen die Gewalt hatten, daß sie Königen befahlen, baarfuß und im Kleide des armen Sünders vor ihrer Thüre zu stehen, wenn sie zürnten, und wenn sie freundlich waren, ihnen erlaubten, sie beim Mahle zu bedienen, oder den Steigbügel ihres Zelters zu halten. Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit, nicht wie die Könige, welche im Purpur geboren werden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Kaiser die Füße und nannten sich Vasallen ihrer Gnade. Sie waren noch gestern ungekannt und unbeachtet, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und entschieden den

Gang der Völkerschicksale. In der Kutte des Bettlers oder des Einsiedlers stiegen sie auf den Thron der Erde, und die Welt nahm daran kein Wunder. Nicht Stamm noch Nation gab die Entscheidung; ob sie Griechen oder Syrer, Deutsche oder Spanier, Franzosen, Engländer oder Italiener waren: man wußte es kaum, denn alle Nationen gehorchten ihnen. Und wie sie auf den Thron gekommen waren, ohne ihre Berufung geahnt zu haben, stiegen sie wieder herab, unwissend, in welche Hand die Laune des Augenblicks ihren Stab legen würde. In der Stunde des Todes kannte keiner von ihnen seinen Nachfolger, und doch war ihr Wahlreich, das zufälligste der Welt, so unerschütterlich wie die göttliche Nothwendigkeit.

Was sie aussprachen war ein Weltgesetz. Sie waren schrecklicher als Jehovah. Auf ganze Völker legten sie mit einem Worte Verzweiflung und Todesstille, und breiteten über Länder die Oede eines Kirchhofes aus.

Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche stiften und zerstören. Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verschenkten sie; und noch zu entdeckende Küsten theilten sie, die nichts besaßen, unter die Fürsten, als wäre dieser Planet ihr Eigenthum. Ihr Federstrich über die Weltcharte ward Augenblicks eine Grenzmarke für Völker und Könige.

Sie maßten sich an, dem Erdball zu gebieten, daß er still stehe, und die Systeme des Himmels ordneten sie nach ihrem Gebot, oder nach ihrer und der Jahrhunderte Einfalt.

Dem menschlichen Denken befahlen sie Stillstand, oder gaben ihm nur soviel Bewegung, als es ihnen gut deuchte. Mäßig maßen sie ihm das Wissen zu, mäßiger die Freiheit, und sie wehrten ihm die zu schnelle Ausdehnung durch künstliche Schranken eines poetischen Geheimnisses, durch Liebe und Furcht. Mit allen drei Ketten umwanden sie die Menschheit, welche ihre Zuchtruthe küßte.

Sie waren Herren des Gemüths der Welt. Ihre Macht, unkörperlich und waffenlos, bestand nur im Glauben und im Aberglauben. Sie herrschten im Reiche der Geister mit dem Zauberstab der Phantasie.

Sie hatten Gewalt auch über die Zeit. Sie verstießen aus dem irdischen, wie aus dem himmlischen Paradiese; sie schmetterten die Menschenseele in den Abgrund der Hölle, und zogen sie wieder heraus; ja sie griffen in die fernste Zukunft hinein, und in die Vergangenheit zurück, aus welcher sie die Menschenseelen wie Geisterbeschwörer an den Tag riefen, ihrer Stimme zu gehorchen. Denn sie hatten die Macht zu lösen und zu binden.

Ihr ganzes Wesen war mythisch, und ihr ganzes Reich, so wirklich und gewaltig, eine die Erde und den Himmel vermählende Dichtung.

Sie versetzten selbst unter die Sterne. Sie sprachen Menschen selig, erhoben sie mit ihrem Spruch unter die Heiligen des Himmels und erlaubten ihnen Wunder zu thun. Sie waren Richter der Todten und der Lebendigen. Woher entsprang denn, fragt Gregorovius, diese räthselhafte Gewalt eines schwachen und sterblichen Menschen, welche in der Geschichte nie zuvor erschienen war, noch je wieder erscheinen wird?

Es lebt in der Menschheit eine tiefe und ursprüngliche, Gregorovius möchte sagen elementarische Sehnsucht nach der Einheit. Wenn man auf die Geschichte Acht giebt, hört man die unablässige Strömung dieser Sehnsucht, ihre harmonische und disharmonische Musik. Diese ideelle Einheit des Menschengeschlechtes hat der römische Papst dargestellt: das war einer der Zauberschlüssel seiner Gewalt. Er hat den Organismus der Menschheit, oder die Weltgemeinde auf sich bezogen, wie Leib und Glieder auf die eine lenkende Seele. Und noch mehr. Die Harmonie des allgemeinen Lebens, welche er in der Kirche zusammenfaßte und regierte, hat er auf das Universum ausgedehnt. Er hat die Erde mit dem Himmel umschlossen, so daß sich jene Einheit zu einem unermessenen Kreise in die Ewigkeit fortsetzte. Er machte sich zum Abbild Gottes auf Erden.

Ist darum nicht die politische Weltmonarchie der Römer, die wir als eine einzige Thatsache in der Geschichte anstaunen, nur ein dürftiger Gedanke gegen die Vorstellung, welche der römische Papst von sich faßte?

Die Zeiten sind glücklich vorüber. Es wiederholt sich nicht, noch dauert eine geschichtliche Erscheinung im Völkerleben in gleicher Weise fort. Jene Päpste, die es im höchsten Sinne gewesen, sind lange todt. Ihre Denkmäler rufen uns jene merkwürdige Epoche ins Gedächtniß. Wir wollen sie denn an des deutschen Autors Hand mit rechter Muße betrachten.

Im Ganzen sind von den 264 Päpsten, welche die Historie kennt, der Grabdenkmäler doch nicht sehr viel vorhanden, in Rom selbst kaum mehr als 60, in anderen Städten Italiens kaum 20. Die Päpste von Avignon haben ihre Monumente in Frankreich; in Deutschland besitzt nur die Stadt Bamberg die geschichtliche Merkwürdigkeit eines Papstgrabes. Im Sanct Peter zu Rom sollten allerdings 150 bestattet liegen, allein der Umbau riß viele fort, so daß von den ältesten Monumenten nichts als einige, in Büchern verzeichnete Inschriften auf uns kamen. Erst mit der Rückkehr der Päpste aus Avignon (im 14. Jahrhundert) beginnen die Denkmäler in fast ununterbrochener Folge bis auf unsern Tag sich darzustellen. In den ersten christlichen Jahrhunderten bestattete man die Bischöfe Roms in den Katakomben oder auf den Kirchhöfen außerhalb der Stadt. Später wählte man vor allen anderen Katakomben gern die Vaticanischen; denn dort, sagt man, hatte im Neronischen Circus der Apostel Petrus den Märtyrertod erlitten, und nachdem der Kaiser Konstantin die vaticanische Basilika errichtet hatte, war der Leichnam des Apostels, in einem bronzenen Sarge verschlossen, daselbst beigesetzt worden. In der dritten Reihe der Grabmäler, welche Gregorovius beschreibt, in der Capelle der Dominicanerkirche Santa Maria sopra Minerva, welche der Cardinal Olivieri Carrafa dem heiligen Thomas von Aquino erbaute und Filippo Lippi mit Malereien schmückte, sehen wir das Grabmal eines Papstes, der unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Ueber einem Sarkophag von gelbem Marmor sitzt die Gestalt in ein reiches Gewand gehüllt, die Rechte zum Segen oder zum Fluch erhoben, in der Linken die Schlüssel Petri. Das Angesicht ist hager und eingesunken, von scharfen und ehernen Zügen, ein ächtes Dominicanergesicht. Ein dünner Bart umschattet es. Die Augen liegen tief in den Höhlen; die Furchen auf Stirn und Wangen, und um den entschlossenen oder gebieterischen Mund sind nicht Runzeln eines achtzigjährigen Greisenalters allein, sondern auch Spuren eines Gemüths voll wilden Ungestüms und glühenden Dranges und einer zum Herrschen geborenen fanatischen Seele, die von Lie-

besverzückung wie von Zorn in gleicher Heftigkeit loderte. Diese Seele war gewaltig wie das Fatum; sie durchdrang mit der Gluth ihres Willens die Dinge wie die Menschen; und von ihr ging eine Atmosphäre aus, welche alles in Leidenschaft und in Eifer, oder in Furcht versetzte. Selbst der schreckliche Alba, der doch vor Niemand bebte, gestand, nachdem er in Rom vor diesen Papst getreten war, daß er nie das Angesicht eines Menschen so gefürchtet habe, als das dieses Greises. Und dies Antlitz, welches nun in Marmor auf uns herabblickt, ist Pauls IV. Antlitz, des Papstes aus dem neapolitanischen Geschlechte der Carrafa. Er war es, der die katholische Kirche an Leib und Seele reformirte, und ihr jene Inbrunst und unglaubliche Energie einflößte, mit der sie der Reformation nicht allein widerstehen, sondern auch im Herzen der reformirten Länder wieder erobernd auftreten konnte. Er durchströmte sie mit dem Hauch einer Begeisterung, die nur im 13. Jahrhundert, in der Zeit des Dominicus und des Franciscus ihres Gleichen gehabt hat. Die Inquisition, die Marterkammern, die Autos-da-fé, die Censur, sind seine Werke gewesen; von ihm entlehnte der Orden Jesu Nahrung und Förderung, und an ihn hatten sich Loyala und Xaver zuerst angeschlossen, Männer die von demselben düstern Feuer des Schlachtenmuths erfüllt waren, wie der Spanier Pizarro auf einem andern Gebiet.

Das Papstthum hatte seine Beziehung auf die allgemeine Sphäre des Geistigen durch den großen Riß, den die Reformation durch die Menschheit zog, verloren. Es war nun zu einem Theil des Ganzen und zur Secte herabgesetzt worden, so gut wie die protestantische Kirche. Auf diesem Punkte sich erblickend, zog es sich noch innerlicher und krampfiger zusammen, stieß alles Feindliche von sich aus, verkündigte gleichsam das Martialgesetz in seinem Lager, krystallisirte sich in der Disciplin, der schonungslosesten, die je geübt worden, und dann brach es hervor, zum Angriff gerüstet, mit neu erfundenen Waffen, mit neu erdachter Schlachtordnung, und mit neu entworfenem Plane. Was auch der ganz militärisch disciplinirte Orden Jesu gewesen sein mag: er wird immer ein merkwürdiges Erzeugniß des menschlichen Geistes bleiben, und zunächst deshalb, weil er den Begriff einer Gesellschaft in der großartigsten Weise zuerst aufgestellt hat, einer Gesellschaft, welche von einem ganz bestimmten und sehr einfachen Princip durchdrungen, doch auf das Weltganze sich bezog, und alle menschlichen Fähigkeiten und Richtungen in den Kreis ihrer Berechnung aufnahm. Diese allgemeine Natur- und Beziehungsfähigkeit machte den Orden so groß, Allgegenwart und doch Heimlichkeit machte ihn furchtbar. Man stellte ihm später den Freimaurerbund entgegen, und nahm auch hier den Bezug auf die Menschheit; aber es fehlte der einfache Mittelpunkt in diesem allzu großen Umkreise, das bestimmt wirkende Princip, darum blieb er ideell und ein wohlmeinendes Weltbürgergefühl. Ihr gegenseitiger Kampf ist wiederum eins der merkwürdigsten Schauspiele in der inneren Geschichte des neueren Europa, welche, noch immer erst eine Geheimgeschichte, von einer späteren Zeit vollständig wird enthüllt werden können.

So begann mit Paul Carrafa eine andere und gesteigerte Religionsleidenschaft sich zu entwickeln; die Kirche, eine neu geschmückte Braut Christi, rüstete sich zur Bartholomäusnacht ihrer Bluthochzeit. In Rom umkleidete sie sich, siegestrunken, mit einem strahlenlenden Gewande. Denn aller Glanz, mit welchem Julius und Leo die weltliche Erscheinung ihrer Herrschaft geschmückt hatten, wurde nun an die geistliche Erscheinung gewendet, und die Kirche mit einer Pracht des Cultus umgeben, die nicht dem Herrscher mehr, sondern ihr und ihrem Triumphe galt.

Seither verwandelte sich Rom zu der Stadt Sixtus' V., woselbst das Alterthum, unter Leo Sieger über den heidnischen Geist, noch einmal unterjocht wurde, wo sich auf die Obelisken Aegyptens das Kreuz, und auf die Säulen Trajans und Marc Aurels die Apostel Petrus und Paulus niederließen.

Auch Paul IV. baute, nicht Säulenhallen und Loggien und Bildergallerien, er baute einen Zwinger mit Mauern und Thoren, und sperrte darein seinen Gräuel, die Juden. Der Ghetto ist sein architektonisches Denkmal. Als er hierauf, im fünften Jahre seines Pontificats und im einundzwanzigsten seines Lebens (1559), gestorben war, erhob sich das römische Volk; es plünderte das Haus der Inquisition, es versuchte das Dominicanerkloster der Minerva zu verbrennen, und es warf die Statuen Pauls in den Koth. Man sah damals einen Hebräer der Bildsäule des Papstes auf dem Capitol über die Tiara den gelben Schandhut ziehen, welchen Paul den Juden als unehrliches Abzeichen zu tragen befohlen hatte.

Lesen wir noch die Inschrift auf Carrafa's Grabmal: „Jesus Christus, der Hoffnung und dem Leben der Gläubigen. Paul dem Vierten Carrafa, dem Pontifex Maximus, dem durch Beredtsamkeit, Gelehrsamkeit, Weisheit Einzigen, durch Unschuld, Freigebigkeit und Seelengröße Herrlichen, dem unerbittlichen Strafrichter der Frevel, dem eifrigsten Vorkämpfer des katholischen Glaubens setzte dies Denkmal der Dankbarkeit und der Frömmigkeit Pius V. Er lebte der Jahre 83, der Monate einen, der Tage 20, und starb 1559, den 14. August, im fünften Jahre seines Pontificats." Pirro Ligorio hatte das Grabmal angegeben, Giacomo und Tommaso Casignola fertigten die Grabgestalt; künstlerisch ist es ohne Werth.

Wenn eines den Betrachter zum Stillstehen zwingt und mit Erinnerungen erfreut, sagt Gregorovius, so ist es dies Monument des ungewöhnlichen Mannes, welcher als Knabe die Schweine hütete, als Greis über Fürsten und Völker gebot, und Rom mit so vielen Werken erfüllte, daß sein Name dort allerorten wie ein Echo dem Wanderer entgegenschallt. Wir staunen noch immer über das räthselhafte Glück, welches Napoleon vom Staube auf den Thron erhob, ja es dünkt uns romantisch und märchenhaft. Aber wenn in der Geschichte der Könige so wunderbare Wandlungen ungesetzlicher Zufall sind, so sind sie in der Geschichte der Päpste Natur, denn sie gehören zu dem tiefen Wesen des Christenthums, welches nicht die Person, sondern den Geist beruft; und darum ist die Geschichte jener voll von Namen gewöhnlicher Menschen, welche ohne das Vorrecht der Krone die ewige Vergessenheit würde verschlungen haben; die Geschichte dieser aber reich an großen Männern, die auch in anderen Wirkungskreisen des Ruhmes würden werth geworden sein. Es ist eine Lust, solche aus dem Staub emporgerufene Menschenkraft zu betrachten, und das Genie zu verfolgen, welches, gleichviel auf welchem elektrischen Berührungspunkte, die Verhältnisse durchgreift, und die Welt als den ihm gehörenden Stoff in Besitz nimmt. — Sixtus hütete seines Vaters Schweine in Montalto; am spärlichen Licht der Madonnenlampe studirte der Jüngling. Seltenen Menschengeistern dehnt sich ein Tropfen des Wissens zum Meer aus,

und der flüchtige Schein eines vereinzelten Gedankens, der den Gewöhnlichen in der Armuth läßt, faßt sie wie der Feuerstrahl himmlischer Erleuchtung. Denn was ist wenig oder viel einem Geiste, den die allwissende Natur belehrt! Als Franciscaner entzündete Felix Peretti Rom durch seine Fastenpredigten in der Kirche der Santi Apostoli. Er wurde Bischof von Fermo, dann Cardinal in Rom, wo er ohne Aufwand lebte, in seinem Weinberg am Wall des Servius Tullius sich gern erholend; und dort steht noch heute in einem Kreise von finsteren Cypressen die colossale Figur der Minerva, ein einsames Sinnbild des vergangenen Rom, und das Wappen auf ihrem Fußgestell, ein Löwe, der in den Krallen drei Birnen trägt, zeigt, daß es von Felix dort aufgerichtet wurde. Dies Wappen und die Steineiche des Hauses della Rovere, sieht man häufiger in Rom, als andere Familienschilder älterer Päpste. Papst wurde Felix im Jahre 1585. Nur fünf Jahre saß er auf dem Stuhle Petri, und diese kurze Zeit reichte für den baulustigsten aller Kirchenfürsten aus, Rom zu erneuern. Was Julius und Leo in der classischen Periode des päpstlichen Rom waren, wurde er in der Zeit der politisch-kirchlichen Erneuerung. Er faßte sie mit seinem großen Verstand zusammen, schloß sie ab und machte Rom zu ihrem Monument.

Sein Grabmal in jener Capelle der Santa Maria Maggiore, wo Pius V. bestattet liegt, erinnert durch seine Reliefs vielfach an das, was Sixtus war. Unter diesen fünf Reliefs, Sculpturen, denen am Monumente des Pius ganz ähnlich, da sie derselben Zeit angehören, fällt das zur Rechten der Papstfigur am meisten auf. Im Vorgrunde sieht man die Gestalten des Friedens und des Krieges, im Mittelraum und im Hintergrunde Kampfscenen und Männer, welche abgeschlagene Köpfe auf gut türkisch bei den Schöpfen in der Hand halten. Ist es nicht befremdend, eine solche Vorstellung das Grabmal eines Papstes schmücken zu sehen? Auf den altchristlichen Sarkophagen sieht man wohl die Apostel Petrus und Paulus, sieht man anmuthsvolle Engelgestalten, eine ideale Madonna und heilige Märtyrer oder Patriarchen, auf den mittelchristlichen Grabmälern allegorische Tugenden; das neuchristliche Relief aber eines Papstgrabes stellt in schreiender Lebenswirklichkeit abgehauene Köpfe von Banditen dar, welche der Henker bei den Haaren schwingt, und die der Ruhm des heiligen Vaters als Trophäen seines Lebens über dem Grabe sich aufzupflanzen nicht verschmäht. Dies ist der grelle Unterschied des Sinnes der Zeiten, und auch der künstlerischen Empfindungen.

Jenes Relief erinnert an die schonungslose Strenge, womit Sixtus die Banditen ausrottete. Seit Gregor XIII. machten sie Rom und die Campagna unwegsam, und selbst Edelleute wie Alfons Piccolomini und Robert Malatesta spielten unter ihnen eine Rolle. Das Banditenwesen aber war die Folge von der Einziehung vieler Baronien und der Beschränkung lehnsherrlicher Rechte.

Die anderen Reliefs beziehen sich auf politische Ereignisse, wie die Beilegung des Streites zwischen Oesterreich und Sigismund von Polen, oder auf Heiligsprechungen und fromme Stiftungen. Allen dient irgend eine Architektur, welche diesem Papst ihren Ursprung verdankt, zum Hintergrunde. Man sieht bald den Obelisk des Sanct Petersplatzes, welchen Sixtus V. durch seinen Baumeister Fontana hatte aufrichten lassen, bald die Kuppel, die unter seiner Regierung vollendet wurde, bald die Wasserleitung Acqua Felice, die seinen Namen trägt, und unter allen Stiftungen die wohlthätigste ist. Und schon um ihretwillen verdiente er es, daß ihm das dankbare römische Volk eine eherne Statue auf dem Capitol setzte. Es wäre zuviel, wollte man alles nennen, was er in Rom baute. Seine Bauten hatten stets einen praktischen Charakter, oder sie dienten der Verherrlichung des Glaubens; denn die ideale Kunst begriff sein gebieterischer und auf das Wirkliche gestellter Sinn nicht. Den Laokoon und den Apollon wollte er aus dem Vatican entfernen, und nachdem er rücksichtslos das Septizonium des Sever vernichtet hatte, wurde er nur mit Mühe von der Zerstörung des Grabmals der Cäcilia Metella abgehalten.

So wich der feine Geist Leo's X. und Julius II., der mit menschlicher Theilnahme das Alterthum durchdrang und belebte, immer mehr einer nüchternen Prosa, die nur die Bedürfnisse der Gegenwart achtete.

Felix der Glückliche, als Papst und Monarch mächtig, geachtet und gefürchtet, starb neunundsechzig Jahre alt am 27. August 1590. Fast könnte man ihn den letzten der Päpste nennen. Seine knieende Grabstatue, mit zusammengelegten Händen, ein tüchtiges Werk des Vasoldo, zeigt eine kräftige und gedrungene Gestalt. Der Kopf ist dick und groß, die Nase dick, der Bau des Gesichtes fest und massiv; hinter dieser breiten Stirn lag ein breiter Verstand, und ein Wille von Erz. Seine Augen waren lebhaft und klein, seine Augenbrauen dicht und schwarz, sein Bart lang und weiß. Man bemerkt wohl heute unter den Franciscanern von Ara Coeli irgend einen robusten Mann, der ihm ähnlich sieht. —

Clemens XIV. Ganganelli nennt Gregorovius einen edlen Mann von mehr Eleganz als Kraft des Geistes, mit welchem die Humanitätsphilosophie des 18. Jahrhunderts den Stuhl Petri zu besteigen schien. Wir sahen auf diesem heroische und platonische Päpste, wir finden nun auf ihm einen philanthropischen im Sinne jener Zeit. Im Jahre 1773 hob er den Orden Jesu auf, und man sagt, es war dies so gut, als hätte er Gift genommen. Bald darauf veränderte sich seine Gestalt und Gesundheit, er klagte über Schmerzen in den Eingeweiden, er verging wie ein Schatten. Ich gehe, sagte er, in die Ewigkeit ein, und ich weiß warum. Am 22. September 1774 starb er, neunundsechzigjährig. Sein Leichnam wurde gleich schwarz und zerfiel so schnell, daß er nicht einmal zum Fußkuß ausgestellt werden konnte. Und doch hatte er eine Constitution gehabt, welche ein Jahrhundert versprach. Sein Grabmal steht in der Kirche der Santi Apostoli. Hier streift Canova noch an den Charakter seiner Vorgänger, denn obwohl es edleren Geschmack und reinere Natur entfaltet, erscheint doch der Künstler in ihm zu sehr als Anfänger. An dem Sarkophag lehnt die Mäßigkeit und sitzt die Milde in Trauer, gut gehaltene, doch nüchterne Figuren. Der Papst sitzt auch segnend da, in reiche Gewänder verhüllt, welche natürlicher gefaltet, aber dennoch nicht einfach genug sind. Freilich giebt es für die Kunst keinen mißlicheren Vorwurf, als die Figur eines Papstes; denn während die Bildhauerei am ehesten auf die nackte Menschengestalt gewiesen ist, soll hier eine solche gebildet werden, zu deren Charakter es gehört, in viele Gewänder mysteriös gehüllt zu sein. Bernini und seine Schüler trieben daher mit Papstgewandung das waghalsigste Spiel, indem sie die Falten wüst umherschleuderten, oder auf den Knieen der Figur, wie eines Wolkensammlers Zeus, zusammenrafften. Auch von der

hergebrachten Weise, des Papstes rechte Hand zum Segnen zu erheben, wich Canova schon dahin ab, daß er sie bei Clemens nach Herrscherart ausstreckte; vielleicht entlehnte er diese Bewegung von der Reiterstatue Marc Aurels auf dem Capitol; aber sie erscheint viel zu angestrengt und zu dictatorisch, als daß sie dem Wesen Ganganelli's entsprechen sollte. Denn blicken wir nun diesem Papst in das wohlwohlende Antlitz, so erinnern wir uns, welch' ein Mann Ganganelli war — ein Joseph II. unter den Päpsten, und wie dieser oder alle, welche die Menschheit durch Gesetze der Philosophie zu reformiren streben, eine tragische Erscheinung.

Aber noch unglücklicher als Clemens war der Papst, in dessen Regierung die französische Revolution fiel, Pius VI. Braschi. Keiner seiner Vorgänger hat mehr geduldet, weder Bonifacius VIII., noch Clemens VII., seine nächsten Schicksalsverwandten, und nur sehr wenige haben einen gleich großen Wechsel der Dinge erlebt, als er in einer langen Regierung von zwanzig unseligen Jahren (1775—1795) erfahren mußte. Er hat kein Grabmal im Sanct Peter. Seine Leiche ruht in den Grüften des Vatican, sein Herz in Valence, wo ihm Napoleon ein Denkmal errichten ließ. Nur seine Bildsäule (von Canova) kniet auf dem Fußboden der Confession und wird dort knieen, so lange der Sanct Peter dauert. Dort blickt man über die ewigen Lampen hinweg in die Tiefe, auf die umdunkelte Gestalt des unglücklichen Greises, und läßt sich von ihr sein Seelenleiden erzählen. Wer weiß nicht wie Pius VI. in jenen Tagen der ersten französisch-römischen Republik vom Jahre 1798 gewaltsam aus dem Vatican geführt wurde, wie man ihn von Ort zu Ort ins Exil schleppte, und wie er im Elend in der Fremde starb. Wer heute die Prachtsäle des Museum Pio-Clementino durchwandert, gedenkt unter diesem endlosen Reichthum von schönen Statuen schwerlich an die tragischen Schicksale der beiden Päpste, welche sie dort der Menschheit zur Freude einst aufgestellt haben. So endete das 18. Jahrhundert des Papstthums mit dem Exil.

Von dem schweren Falle richtete es sich in Pius VII. Chiaramonti (1800—1823) wieder auf, ja es schien noch einmal als Weltstifterin sich zu erheben, wie zur Zeit Karls des Großen. Denn Pius krönte jenen neuen Karl, und indem er selbst nur als Mittel in der Hand der Politik gebraucht wurde, setzte er in demselben Augenblick, wo er Napoleon salbte, ihn doch von der ungewöhnlichen Höhe ab, die er als Genie der neuen Zeit eingenommen hatte, und stieß ihn rächend in das Mittelalter und in das Endliche zurück. Dies war die letzte weltgeschichtliche, und blos negative That des Papstthums, wodurch zugleich das 19. Jahrhundert eingeleitet wird, ein Jahrhundert, innerlich thatenarm, welches, groß durch die materielle Cultur, mit der reichen Ideenerbschaft des vorausgegangenen so schlecht gewuchert hat.

Auch Pius VII. duldete viel Elend mit einer seines Vorgängers würdigen heroischen Seele; auch er wurde ins Exil geschleppt und sein Staat vernichtet. Aber er kehrte zurück und stellte die Verluste der Kirche wieder her. Mit der Bulle vom 7. August 1814 setzte er selbst die Jesuiten in ihre Rechte wieder ein, und er erneuerte sogar die Inquisition. Doch wie auch er und seine Nachfolger die Restauration im Sinne der Hierarchie ausbeuteten: es war mit Napoleon jener alte Gedanke des Arnold von Brescia und der Albingenser wieder in die Welt gekommen, daß der Papst nur ein Bischof und ein Geistlicher sei.

Der entschlossene und unerschütterte Benedictiner Pius starb 81 Jahre alt im Quirinal, nach einer so selten langen Regierung, daß ihr nur zwei Jahre fehlten, um jene des Petrus zu erreichen. Thorwaldsen errichtete ihm das Grabmal im Sanct Peter. Es ist ein Werk von großer Feinheit, von stiller Grazie und Einfachheit; und wie es die neue Epoche der Kunst ausspricht, zeigt es auch den modernen Charakter des Papstthums, in welchem das Geistliche und Lehrende wieder ganz hervortritt. Aller Pomp der Erscheinung ist verschwunden, aber auch alle Kraft und weltbeherrschende Majestät. So überladen und schwülstig immer die Monumente des 17. Jahrhunderts sind, und so sehr sie den Sinn des Betrachters abstoßen mögen, so hatten doch selbst damals die Künstler noch einen höheren Begriff vom Papstthum, als Canova, oder gar Thorwaldsen ihn haben konnte. Man möchte das Grabmal Pius VII. fast zu protestantisch finden. Will man nun gar die Geschichte des Papstthums in den entschiedensten Contrasten sehen, so trete man von dem Grabmal Julius' II., von dem Moses des Michel Angelo oder auch nur von der Gestalt Pauls III. Farnese vor Thorwaldsens Werk, und sehe hier Pius VII., den in sich hineinprüfenden, mäßig gefaßten, feinen und stillen Greis auf dem Marmorsessel sitzen, die Hand sanft und belehrend erhoben. Er sitzt so auf dem Unterbau mit altdorischer Grabthüre, auf dessen Stufen die Kraft und der Glaube stehen, Gestalten von der seelenvollsten Empfindung. In der Nische sitzen noch zu beiden Seiten des Papstes zwei kleine beflügelte Genien, und ziehen den Charakter des Ganzen noch mehr ins Schwache hinab; sie sind allzu kleinlich gedacht. Ueberhaupt fügt sich dieses Grabmal nicht gut in die großen Verhältnisse des Sanct Peter und seiner inneren Ausschmückung, und wenn es an natürlicher Einfachheit des Styles Canova's Grabmal für Clemens XIII. übertrifft, so muß es ihm doch an kräftiger Wirkung bei weitem nachstehen.

Wir aber sind am Eingange unserer Wanderung durch die Unterwelt des Papstthums. Denn nur noch zwei Denkmäler haben wir zu betrachten. Für Leo XII. Genga (1823—1829) hat der Bildhauer Fabris ein Denkmal gearbeitet, indem er den Papst stehend, in ganzer, nur allzu sehr moderner Figur über einer Thüre aufstellte. Pius VIII. Castiglione (er regierte nur ein Jahr) wird nächstens ein Grabmal erhalten. Seinem Nachfolger Gregor XVI. Capellari (1831—1846) haben die einst von ihm erwählten Cardinäle ein großes Monument geweiht, ein Werk Amici's, das im Jahre 1855 im Sanct Peter aufgestellt wurde. In der Architektur schließt es sich an Canova's Muster an. Der Papst sitzt, den Segen ertheilend, auf dem Stuhl in mäßiger Erscheinung.

Beim Heraustreten aus dem Sanct Peter fällt uns jener einfache Sarg von weißem Marmor in die Augen, welcher über einer Nebenthür der Chorcapelle befestigt ist. Es steht heute in goldener Schrift darauf der Name: Gregorius XVI. Dieser Sarg ist das Momento mori jedes lebenden Papstes; denn sobald er gestorben ist, wird seine Leiche darin verschlossen, und solange aufbewahrt, bis sie in das ihm errichtete Grabmal hinübergebracht werden kann. Heute ist der Sarg leer, und er harrt auf seine neue Beute, auf Pius IX., den tragischen

Mann mit dem schönen kummervollen Angesicht und der menschenfreundlichen Seele. Vor wenig Jahren war er die Hoffnung und die Liebe der Welt, und als er aus dem Conclave hervorging, begrüßte ihn ein Jubel des Entzückens, den wenige Päpste mit ihm getheilt haben. Ein Jahr darauf scholl Rom von anderen Stimmen; er selbst floh ins Exil, und schleuderte auf sein Volk den Bannstrahl. So schnell wandeln sich Empfindungen, Geschicke und Stellungen der Menschen, wenn sie die unberechenbare Zeit ergreift, und vielleicht sind solchem Wechsel die Päpste eher als andere Menschen ausgesetzt.

Welches Geschlecht, so möchte am Schlusse Gregorovius fragen, darf die Zeit und das Grabmal sehen, das sie einst dem letzten der Päpste setzen wird? Eine Frage, die müßig, doch natürlich oder verzeihlich ist, weil das menschliche Denken, wie es gern die Wege der Geschichte zurückgeht, so gern in die Zukunft voraus eilt. Das Papstthum, so hat der berühmteste Geschichtschreiber unserer Gegenwart gesagt, wird wahrscheinlich noch dauern, wenn einst ein Reisender von Neu-Seeland auf einem zertrümmerten Bogen der London-Brücke steht, um die Ruinen von Sanct Paul zu betrachten.

Gletscherfahrten.*)

4. Durchs Schnalserthal und über den Hochjochferner ins Oetzthal.

Wir sind in Tirol; wir athmen auf, aus dem Lande der stechenden, lauernden Blicke und der fremden, doch so wohlklingenden Sprache wieder glücklich heraus zu sein. Denn auch hier ist Leben und Freude.

Der Stellwagenkutscher schlägt auf die Pferde, und kaum beginnen die kräftigen Thiere zu laufen, so summen und singen die Männer im Wagen, biedere, feste Gestalten mit spitzem Hut und einer hochrothen Grasnelke darauf, erst Einer, dann zu Mehreren jene schlichten Volksweisen, deren heimathseligen, ergreifenden Klang wir Alle kennen. Sie waren unerschöpflich in immerwechselnden Melodien, und je milder die Luft, je klarer der Sonnenschein, je südlich herrlicher die Umgebung wurde, desto rascher ließ der Kutscher die Pferde laufen, desto wohler wurde den Sängern.

Diese südlich frische Natur im deutschen Lande, der klare Morgen und die ruhige Freude unter den Bewohnern steckt an und stimmt uns weicher, als wir möchten. Die Anschauung verallgemeinert sich, wir sehen ein zufriedenes, fröhliches Volk vor uns, lernen seine geistige Befangenheit, die sein Glück nicht schmählert, sondern gerade bedingt, milder auffassen, seine Treue und anhängliche Liebe zu seinem Kaiserhause höher achten und ehren. Wir sehen glückliche Menschen, Aufrichtigkeit und Herzensgüte in ihren Zügen, und fühlen daß sie Deutsche sind, daß wir mit tausend Fäden fest am gemeinsamen Vaterlande hangen. Die Herrlichkeiten Wälschlands haben die Seele erweitert und der Phantasie köstliche Nahrung geboten, aber seine jetzigen Bewohner haben wir gleichgültig, wo nicht mit Widerstreben betrachtet. Hier sind Berg und Thal weit nicht so herrlich als dort, aber die schlichte deutsche Volksnatur rührt und ergreift uns.

Bei Castelbell, einem Dorf mit malerisch am Berg hängender Burgruine, verlassen wir das Etschthal und die Landstraße.

Hoch am kahlen, sonnverbrannten Südabhang des Gebirges, welches das Etsch- vom Innthale scheidet, liegt das Dörfchen Tschars angeklebt. Dort hinauf klettern wir langsam, während über dem Etschthal in der schwühlen Hitze des Mittags ein Gewitter aufzieht, und wenden uns dann bergeinwärts, der alten Feste Jusahl vorüber, in das vom Alvenzug ganz umschlossene Schnalserthal, dessen Grund schon in bedeutender Tiefe unter uns liegt. Schon der erste Anblick dieses Thales ist ein ganz eigenthümlicher. Große, steilabfallende Berge schieben weithin ihre waldigen Flächen ineinander und bilden einen düstern Grund, dessen Sohle mit dem Thalwasser dem Auge verborgen bleibt, aber auch so enge ist, daß für keinen Weg am Wasser her Raum bleibt. Nur in der Höhe, in der wir uns befinden, führen an beiden Thalwänden schmahle Fußpfade wagerecht neben Wasserleitungen einwärts. Dies sind von Süden her und mit Ausnahme hoher Gebirgsjoche überhaupt, die einzigen Zugänge des Thales, daher man auch nirgends in demselben Wagen oder Pferde antrifft. Den Hintergrund im Bilde schließt ein schwarzer und senkrechter Felsenberg, von dessen Gipfel die Kirche des Bergdörfchens S. Katharina gar freundlich herabblickt.

Oft besteht der Pfad aus wenigen am jähen Felsen mit Eisenklammern befestigten Balken, und fordert an vielen Stellen ein schwindelfreies Auge. Meist gehen wir im schönsten Buchwald.

Die grünen Matten, welche Anfangs von höheren Berglagen über dem düstern Grund mildernd herabblickten, sind längst verschwunden und wohl eine Stunde wandern wir in der eintönigen Umgebung fort: da plötzlich öffnet sich das Thal zu einem Wiesengrund von unbeschreiblicher Frische; zugleich tritt hinter und über dem dunkeln S. Katharinenfels ganz allmählich die Spitze des vergletscherten Similaungebirges hervor.

Wasserfälle stürzen von allen Seiten auf die grünen Wiesenmatten herein, die ersten, die wir diesseit des Etschthales sehen, und im auffallenden Gegensatz zu dem gelblichen Thalwasser, dem Schalbach, klar und weißschäumend.

Rückwärts haben wir längere Zeit den niedlichsten Anblick. Durch den Einschnitt zwischen den hoch hinauf ineinander geschobenen Bergwänden des Schnalserthals zeigt sich nämlich ein kleiner Theil der Etschberge, um so zierlicher, je weniger wir davon erblicken.

An einzelnen anmuthig gelegenen Hütten vorüber gelangen wir bald zu dem einsamen Kloster Karthaus, erfrischen uns, ohne dessen werthlose Merkwürdigkeiten zu besichtigen, im anstoßenden Wirthshaus mit einer trefflichen Schale schwarzen Kaffee und nehmen die Gelegenheit wahr, einen jungen, stämmigen Burschen, der aus Fend im Oetzthale ist und einen Fremden soeben herübergeführt hat, auf morgen gleich wieder in Dienst zu nehmen. Aber

*) Verg. Nr. 24.

sonderbar, der Mann will den guten Führerlohn nicht verdienen, wenigstens morgen nicht; denn „morge is Suntig, uns Kirchgöhe am Suntig loß i nit aus; dös thut Keiner!" Kein Zureden, keine Versprechungen halfen.

Ein prachtvoller Lärchenwald trennt Karthaus von „Unserer lieben Frau in Schnals", dem obersten Dorfe im Thale. Dieses liegt, kaum 300 Fuß über dem Meere, in einer ebenen, seebeckenartigen Wiesenfläche, rings umgeben von schroffen Bergen. Auch die Schneeplätze im Gebirge rücken jetzt dem Auge näher und vergrößern sich zusehends. Doch prangt im Thal noch herrliches Grün, und eine regelmäßige Wiesenbewässerung giebt auch hier Zeugniß vom wirthschaftlichen Fleiß der Bewohner. Der Schalbach, jetzt dem Ohre näher als früher, tobt wilder und führt polternde Steine. Aufgeschichtete Steinhaufen mit eingefügten Tannenstämmen schützen mehrfach die angrenzenden Wiesen gegen das Herabreißen fruchtbaren Landes.

Sehr malerisch liegen in diesen Umgebungen wieder einzelne Hütten und Höfe, holzgedeckte Häuser, bald mit blendend weißem Anstrich, bald von der braunen Wetterfarbe des harzigen Tannenholzes.

Minder malerisch erschienen uns die hohen kegel- oder thurmförmigen Kopfbedeckungen einiger uns begegnenden Bäuerinnen; sie sind von schwarzer Wolle und wir begriffen nicht, wie man sich bei der noch immer herrschenden Schwühle so unbequem kleiden möge, aber die Damen von Unserer Frau machten so ernsthafte Gesichter, als wenn das eben so sein müßte.

Die Unterkunft beim Wirth in Unserer Frau, manchem Touristen freundlich bekannt, ist besser als man sie in diesem abgelegenen Alpenthal erwarten sollte. Und das war gut, denn am andern Morgen weckte uns das gelinde Rauschen eines stetigen Regens: das Gewitter über dem Etschthale war zum Ausbruch gekommen und unsere Sorgen um einen Führer am Sonntag überflüssig geworden. Uebrigens hatten wir von Mehreren, die wir am Abend zuvor darum angegangen, genau dieselbe Antwort erhalten, wie beim Ersten; nebenbei bemerkt, macht dies Festhalten an frommer Satzung und Vätersitte den Schnalsern alle Ehre.

Die kategorische Anfrage unseres Wirthes: „Wollens ä Frühstück? — In 'ner halben Stund' gehn wir in die Kirch; — oder verlangens keins?" — schreckte uns früh um sieben Uhr aus den Betten heraus. Als wir hinabkamen, fanden wir den Kaffee von vorzüglicher Güte, das große Haus aber bis auf den letzten seiner Bewohner vollständig verlassen.

Aus allen Richtungen, von jedem einzelnen Hause her zogen noch immer Schaaren geputzter Männer und Frauen, Kinder und Erwachsene zur Kirche. Sie eilten nicht, obgleich die Allerwenigsten Schirme trugen; rasch zu gehen schien nicht in ihrem Charakter zu liegen, und so ließen sie sich lieber naßregnen. Wir hatten dadurch Gelegenheit, Tracht und Art dieser Leute in aller Ruhe zu betrachten. Sie ihrerseits schienen die Fenster, hinter denen die Fremden sich aufhalten, wohl zu kennen, und Keiner ging am Hause vorüber, ohne uns zu bemerken und für unsere Neugier oder dafür, daß wir allein zu Hause blieben, mit einem scharfen Blick zu bestrafen.

Die Männer trugen sich im Ganzen wie diejenigen Tiroler, welche zu uns herauskommen: Kniehosen, aber statt der Strümpfe meist „Beinhöserl" (ohne Socken), Brustlatz, spitzen Hut, nie ohne Band oder Blumen. Die Weiber hatten ohne Unterschied des Alters einerlei Tracht: dicke, faltige Röcke, Schürzen um den ganzen Leib, Mieder mit kurzen Aermeln, vor der Brust eine Blume und immer hochrothe Strümpfe, dabei den Kopf tief in jener pyramidalen Mütze von schwarzer Wolle steckend.

Wir sahen manche recht frische Gesichter, aber nirgends einen leisen Zug der Fröhlichkeit; überall derselbe strenge Ernst. Die Farbe ihres Haares war zuweilen jene flachsgelbe, die man den Taciteischen Deutschen zuschreibt.

Wir verbrachten den Vormittag mit Briefen, Notizen und dem Ordnen einiger Mineralien; die gezwungene Ruhe that uns im Grunde ganz wohl, wenn auch mein Freund, ein Raucher, wie er nachher gestand, ein wenig Jammer nach einer Cigarre empfand, die im Dorfe schlechterdings nicht zu haben war.

Nachmittags, nachdem wir uns an der Sonntagskost unserer Wirthsleute, Suppe mit faustdicken, speckdurchzogenen und steinharten Knödeln, lederartigem Rauchfleisch von einer Ziege und Sauerkraut, erlabt, machten wir zur Abwechselung einen Spaziergang rückwärts nach Karthaus, wo wir den Nachmittagsgottesdienst schon beendigt und im Wirthshaus lebhafte Gesellschaft trafen. Mit großer Wißbegierde erkundigten sich die alten Bauern nach dem Schicksal verschiedener, aus dieser Gegend ins Preußische Ausgewanderten, von denen sie kürzlich durch einen Fremden Einiges erfahren.

Abends wieder zu Hause, entdeckten wir ein köstliches Fremdenbuch, das überhaupt in Tirol meist von erbaulichen Gebirgsgeschichten und anziehenden Scherzen in Poesie und Prosa voll ist. Am Schlusse des Tages mußten wir uns gestehen, in diesem abgelegenen Alpenthale einen höchst angenehmen Tag verlebt zu haben.

Nicht ohne Besorgniß blickten wir früh am andern Morgen gen Himmel, aber siehe, Alles war klar wie vor dem Gewitter und wohl noch klarer.

Unser Wirth, ein gefälliger, schlichter Fünfziger und nebenher ein Schnalser vom reinsten Wasser, versieht uns noch nach Landesart mit einem tüchtigen Frühstück von Speck mit Anisbrot und Kirschwasser, und entläßt uns dann mit sehr billiger Zeche. Georg Hirt, jener Fender, den wir gestern in Karthaus wiedergefunden und in Dienst genommen, ist unser Führer, ein breitschultriger, treuherziger, Zutrauen erweckender Bursche.

Nach dreistündigem, wenig beschwerlichem Wandern nähern wir uns, in einem wellig gehobenen, üppig grünen Wiesengrund, mit einzelnen braunen Gehöften durchsäet, allmählich dem obersten Ende des Thales. Die Berge ringsum sind leicht angeschneit und über und vor uns dehnt sich eine ganze Kette schneeweißer Ferner in überraschender Pracht und Klarheit; sie scheinen eine große Wand mit geradliniger Firste zu bilden; erst wenn das Auge schärfer in die weiße Fläche eindringt, vertieft und erhebt sich dieselbe zu Kesseln und weit vortretenden Bergrippen.

In der letzten Hütte stärken wir uns mit etwas Milch und Brot, und versehen uns mit einem guten Strick, der beim Gletscherübergang oft wesentliche Dienste leisten muß.

Wir steigen nun rechts am Abhang einen unscheinbaren Geisweg hinauf; ohne Führer hätten wir uns schwerlich zurechtgefunden, weil unser Weg diesmal nicht durch eine weithin sichtbare

Haupteinsenkung des Gebirgs, sondern — 9011 Fuß hoch über die breite First eines Gletschers führt.

Anfangs ist der Berg reich mit blühenden Alpenrosen bewachsen, aber bald umgiebt uns nur noch wildes Gestein und die Vegetation tritt rasch auf ihre letzten Stufen zurück.

Ueber den breiten Fels herab strömt ein Wasserfall, der diesseitige, kleinere Abfluß des Hochjochferners, unseres nächsten Zieles. Am Boden fand ich ein großes Stück des schönsten blauen Cölestins.

Das rinnende Wasser zu unseren Füßen ist mit einer leichten Eisdecke bedeckt, auch weht hier oben eine schneidend kalte Luft.

Immer verödeter wird die Umgebung, der Weg verschwindet gänzlich in einem Chaos wilder Felsstücke; einigemal überschreitet er bereits kleine Schneefelder. Wir stehen in einer Art von Felsenkessel, in den von der Rechten ein steiles Schneefeld herabsieht, das südliche Ende des Hochjochferners.

Gegen zehn Uhr, nach mühsam schrittweisem Emporklettern, stehen wir, mitten am steilsten Felsenhang und unter uns den Abgrund, am Fußende des Gletschers. Seitwärts tritt eine röthliche Steinmasse wie eine Insel zu Tage, und neben unseren Füßen blühen noch einige blaßrothe Glöckchen der von anderen Höhen uns wohlbekannten Soldanella alpina.

Einen Augenblick rasten wir, während unser Begleiter vom Transport einer Heerde Schafe erzählt, wobei er und einige Andere hier oben von der Nacht ereilt, dieselbe auf jener schon erwähnten Steininsel zugebracht und nur durch beständiges Herumlaufen und die heftigste Bewegung sich vor dem Tod durch Erfrieren geschützt hatten. Es scheint unglaublich und ist doch an dem, daß selbst große Züge Ochsen alljährlich über diese Höhen nach Wälschtirol und selbst bis nach Mailand gehen. Einige todte Ziegen, die er vor nur sieben Wochen bei einem gleichen Transport eingebüßt, hatte uns Hirt schon im Heraufsteigen von Weitem gezeigt. Sie bleiben auf dem kalten Boden sehr lange unverändert; eine aber war nirgends zu entdecken und vermuthlich in einen Felsenritz, einen Abgrund gestürzt, weshalb unser Mann, wohl um sich die gefährliche Stelle zu merken, unermüdlich sich danach umsah und uns nachher auf den Gletschern mehr als einmal durch die Verwegenheit ängstigte, womit er, der obendrein unser Gepäck auf dem Rücken trug, in jede und jede Spalte tief hinabblickte.

Der frischgefallene Schnee aus voriger Nacht lag auf dem Gletscher selbst drei bis vier Zoll über der ältern Schneedecke. Eine gute Weile mußten wir auf diesem schwierigen und gefährlichen Terrain steil hinanklimmen, unter uns immer die jähe, felsige Tiefe. Doch folgten wir beherzt der sichern Spur, die Georg Hirt mit seinen zolldicken Sohlen, immer seitwärts tretend, in der weißen Fläche zurückließ.

Als die Steigung nachließ, befanden wir uns am Eingange einer thalartigen Vertiefung im Gletscher, sodaß rechts und links die Schneefläche sanft am Berg emporsteigt. In dieser Senkung erreichen wir nach einer Weile den höchsten Punkt des Joches. Es schien uns kaum möglich, daß wir in wenigen Stunden volle 6000 Fuß emporgestiegen seien. Und doch war es so.

Hier oben herrschte völlige Windstille und — unglaublich! — eine brennende Sonnenhitze. Der reine, hellbeleuchtete Schnee blendet so stark, daß er dem Auge roth erscheint und dieses mit wahrem Verlangen nach Erholung auf wenigen schwarzen Felsenmassen ruht, die hier und dort in der Ferne auftauchen.

Das Rauschen der Wasser hatte aufgehört, eine feierliche Ruhe und Stille lag auf der reinen Fläche. Ich kann mir kaum einen seltsameren Anblick denken, als wie wir drei Männer, Einer in des Anderen Fußstapfen, lautlos durch diese Schneewüste wanderten, hoch über der lebendigen Natur und den Wohnungen der Menschen, aber näher schon dem dunkelblauen Himmel über uns und den Spitzen der Hochalpen, die uns von allen Seiten umgaben.

Im Heraufsteigen hatten wir nur rückwärts und nach den Seiten höhere Schneegipfel gesehen; jetzt hatten wir deren auch eine ganze Reihe vor uns. Die hervorragendsten waren: links die spitzzulaufende Wildspitze, an die sich in merkwürdigem Contrast die hohe Kuppel des Weißkogl anschloß; rechts die Thaleitspitze, welche das Rofner- vom Spieglerthal, die obersten Verzweigungen des Oetzthales, scheidet. Letztere war in bräunliche Wolken gehüllt, bis auf den Gipfel, der sonnenbeglänzt darüber heraussah. Jene Wolkenmasse paßte vortrefflich in dies Rundbild von erhabenen Gebirgshäuptern, sie brachte Wechsel und Leben hinein. Ganz allmählich, doch in kurzer Zeit, verschwand sie, indem wir weiter gingen: man sah nicht wohin, sie löste sich ins Nichts auf.

Vorwärts senkt sich nun allmählich der Gletscher abwärts und gestattet einen tiefen Blick in den obersten, gletscherreichen Theil des Rofner Thales.

Wir waren eine volle Stunde auf dem Hochjochferner gegangen, aber noch über eine halbe von dessen Ende entfernt, als uns Hirt vorsichtig vom Schnee herab auf den kahlen Berg führte. In der Folge sahen wir, daß in dieser Gegend die Spalten des Gletschers immer größer werden und zuweilen bis zur schneebedeckten Oberfläche des Gletschers hinaufreichen. Zwar ist die Rettung aus solchen Spalten, wenn zeitig Hülfe zur Hand ist, nicht unmöglich, aber schon der bloße Gedanke, lebendig in ein solches Eisgrab zu versinken, ist entsetzlich.

Auf kahlen Steinen und spärlichem Gras lassen wir uns, den mitgenommenen Imbiß jetzt hervorholend, einen Augenblick auf gut Tirolisch wohl sein und klettern dann, den immer stärker zerklüfteten, grünweißen Gletscher zur Seite, von Absatz zu Absatz langsam die Felsen hinab. Kaum glauben wir den Boden erreicht zu haben, so führt unser Weg abermals über einen breiten, spaltigen und schneefreien Gletscher, den Hintereisferner, welcher ein Hinterthal von Nordosten ganz ausfüllend, uns zur Linken herabsteigt. Ueber die Spalten, an deren vitriolblauen Wandungen wir manchmal tief hinabsehen und bei deren bloßer Beschreibung uns vordem gegraut hätte, springen wir leichten und sichern Fußes hinüber; die größeren werden umgangen.

Auf einer ärmlichen Grasfläche, rings von den genannten und zwanzig anderen Gletschern umgeben, deren grüne Bruchflächen hier und da über schroffen Bergwänden hoch herübersehen, sömmert ein Schafhirt aus Fend seine Heerde. Eine rohe Steinhütte, die Hintereishütte genannt, dient ihm selbst zum Aufenthalt.

Den Schluß unserer Gletscherwanderung bildet der verrufene Vernagtferner, welcher sich ebenfalls aus einem Seitenthal zur Linken herabzieht und auch das Hauptthal völlig ausfüllt. Da er, wie jeder Gletscher, periodisch wächst und wieder abnimmt, so hat er bei dieser eigenthümlichen Lage schon mehrmals dem Thalwasser

den Abzug versperrt, das dann oberhalb einen See, den sogenannten Rofner- oder Vernagtsee bildet und, wenn der Gletscher wieder abnimmt, sich mit Gewalt unter demselben hindurch einen Weg bricht. Auf diese Weise wurde zum letzten Mal im Jahre 1845 das ganze Oetzthal verwüstet; alle Vorsichtsmaßregeln zur zeitigen Ablenkung des Wassers blieben damals erfolglos. Der höchste Stand des Gletschers wiederholt sich alle 70—80 Jahre, eine für die Thalbewohner sehr traurige, aber unabwendbare Gewißheit.

Wir scheiden nun von der Gletscherwelt und betreten eine wildromantische Felsschlucht, durch welche der Rosenbach in ziemlicher Tiefe schäumend und brausend seinen Weg nimmt. Steile Berge, abschüssige Felswände und das trübe, tobende Gletscherwasser in der Tiefe vereinigen sich zu einer Landschaft vom wildesten Gebirgscharakter, aber von oben blickt wieder das frische Grün der Tannen in unsere Schlucht herein und außer einem Stückchen Gletschererde rechts oben zwischen den Bergen, wird das Auge durch nichts mehr an die Nähe von Eis und Schnee erinnert.

Zuletzt standen wir fast senkrecht über dem Wasser, vor einem Felsen, der steilrecht aus der Schlucht aufstieg und ihren wildesten Theil abzuschließen schien. Hirt fragte, ob wir schwindelfrei seien, und schien an den Strick zu denken; und wirklich erforderte der Ort einen sichern Tritt und ein ruhiges Auge. Wie auf einer natürlichen Wendeltreppe klettern wir absatzweise empor, und wie wir die oberste Stufe erreicht, sehen wir überrascht vor uns eine Matte vom üppigsten Grün. Erlenumsäumt setzt sich die Schlucht zu unserer Rechten fort, während wir nun auf ebenen Wiesenpfaden, zwischen Mähdern und Heerden hindurch, bequem die Rofener Höfe und eine halbe Stunde später die ersten Häuser von Fend erreichten.

Die Lage von Fend, auf grüner Matte am Fuße der gewaltigen Thaleitspitze, thalabwärts auf die imposanten Schneehäupter der Söldener Berge schauend, ist unbeschreiblich malerisch und der Anblick des ganzen Thales für morgen vielversprechend. Für jetzt aber treten wir, in Ermangelung eines guten Wirthshauses, nach Landessitte in das Pfarrhaus oder den Widum ein, um auszuruhen von der Wanderung aus dem Schnalser ins Oetzthal, welche nach Bädekers Zeugniß die Kraft selbst eines rüstigen Bergsteigers fast übersteigen soll. Wohl mit die hohe Meinung, welche dies Zeugniß von der Schwierigkeit des Wegs von vornherein in uns erregt hatte, trug dazu bei, uns dessen Beschwerden weit weniger fühlbar zu machen.

Dessenungeachtet that der freundliche Empfang Seitens unseres gefälligen Wirths und die muntere Gesellschaft, die wir vorfanden, nach einem solchen Tage doppelt und dreifach wohl. Bis zu sinkender Sonne verbrachten wir, der Meereshöhe von fast 6000 Fuß zum Trotz, in der offenen „Kaffeehütte" des Hausgartens, welche den Psalmspruch zur Inschrift hat: Ecce quam bonum quamque jucundum habitare fratres in unum. (Siehe wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen!)

Drinnen im Hause fand sich in der Studirstube des Geistlichen, neben einer anschaulichen Karte der Oetzthaler Gletscher von den Gebrüdern Schlagintweit, die jetzt im Himalaya reisen, ein wohlgefülltes Fremdenbuch, das neben dem Namen des verstorbenen Königs von Sachsen viele lehrreiche Bemerkungen über die Natur der Umgegend und die schauerlichen Geschichten einiger in letzter Zeit in den Gletschern Verunglückten enthielt. Dergleichen gehört zur Vollständigkeit des Bildes einer Gletscherwanderung und liest sich behaglich genug, während wir von einer solchen glücklich bestandenen gerade ausruhen, indem es im Zimmer zu dunkeln beginnt und unser Wirth mit einem freundlichen „gute Nacht" das brennende Licht auf den Tisch stellt und sich zum Plaudern und Erzählen zu uns setzt. Es ist eine schöne, aus Italien stammende Sitte, die uns dann felicissima notte wünscht, wenn der Abend beginnt.

Ich will zum Schluß einige jener Gletschergeschichten, so gut sie mir erinnerlich, hierher setzen. So war ein Engländer ohne Führer unseren heutigen Weg hinaufgegangen und in eine Spalte des Vernagtferners gestürzt, hatte sich jedoch, mit seinem Messer nach einem Jägerkunstgriff Einschnitte zum Fußansetzen in das Eis schneidend, wobei er, halb oben, abermals in die Tiefe stürzte, endlich mit unsäglicher Mühe lebendig aus seinem Grabe hervorgearbeitet. Aber eine Mappe mit Schweizeransichten, von ihm selbst nach der Natur gezeichnet, ist in der Tiefe zurückgeblieben. Er schleppt sich halb todt nach Fend hinab und — verlangt augenblicklich mit Begleitern zurückzukehren, um die Mappe zu retten.

Mit Mühe, ja mit Gewalt wird er statt dessen zu Bette gebracht, worauf ein hitziges Fieber, die Folge der Aufregung, zum Ausbruch kommt. Verschiedene Leute, die er sofort an Ort und Stelle gehen heißt, kommen nach eingebrochener Nacht, natürlich ohne die Mappe, zurück. Nach mehreren Tagen, noch halb im Fieber, geht er selbst, mit aufgebotener Mannschaft, an den Gletscher zurück, überzeugt sich indeß, zumal inmittelst Schnee gefallen, daß auch nur das Wiederaufsuchen der Unglücksstelle eine Unmöglichkeit ist, und steht nun endlich von seinem Unternehmen ab.

Ein Anderer, der schlimmer wegkam, war auch allein gegangen, in eine Spalte gerathen und längere Zeit, bis zufällig Reisende sein Wehgeschrei vernahmen, darin begraben gewesen. Er hat, in Folge zum Frost hinzugetretenen Brandes, beide Füße eingebüßt.

Ein Dr. B. endlich aus Berlin geht (1847) mit zwei Führern auf den Hochjochferner. Ein Führer schreitet voran, der andere hinterdrein. Plötzlich, zwischen Beiden, verschwindet B. in die Tiefe. Den Führer hatte die dünne Schneedecke, welche die verborgene Spalte bedeckte, getragen, weil seine Sohlen viel breiter, als die schmahlen Stiefeln des Dr. B. waren. Dieser stürzt sehr tief hinab, seine Stimme schallt nur schwach zu den Führern herauf. Sobald diese sich überzeugt, daß sie ohne besondere Hülfsmittel zur Rettung nicht im Stande, eilt Einer von ihnen nach Fend zurück, um Hülfe zu holen. Sechs Männer begleiten ihn, mit allen erforderlichen Geräthschaften versehen. Erst spät Nachmittags langen sie an der Unglücksstelle an. Dr. B. antwortet noch auf ihr Rufen. Es wird ein Strick hinabgelassen, aber B. ist bereits zu schwach, um sich daran festhalten zu können. Die Nacht bricht herein, die Rettungsversuche müssen eingestellt werden. Die acht Männer übernachten auf dem Gletscher. Frühmorgens erneuerte Versuche; B. antwortet nur sehr schwach. Einer der Männer wird

am Strick hinabgelassen — er bricht den Arm. Erst zwischen neun und zehn Uhr gelingt es einem Zweiten, einen Strick am Leibe des B. zu befestigen; Beide werden nun herausgezogen. B. lebt noch, verscheidet aber eine halbe Stunde, nachdem er das Tageslicht wieder begrüßt hat. Seine Leiche ist nach Fend gebracht. Der König von Preußen hat die kühnen Männer belohnt. B—r.

Aus dem deutschen Handwerksleben.*)

2. Der Zunftzwang.

Die Frage über Räthlichkeit und Nützlichkeit einer unbeschränkten Gewerbefreiheit ist fast seit einem halben Jahrhundert vielfältig erörtert worden, ohne daß durch solche Erörterungen, selbst unter Benutzung der über diesen Gegenstand in Preußen gesammelten Erfahrungen, eine vollständige, alle Theile befriedigende und überzeugende Beantwortung derselben herbeigeführt worden wäre. Die Vertreter des Zunftzwanges stützen sich zunächst auf einige nachgewiesene und eingeräumte Nachtheile, welche die Entbindung der Gewerbe von jeglicher Fessel überall und namentlich für Preußen im Gefolge gehabt hat; sie heben hervor, daß nicht allein Uebervölkerung und daraus hervorgehende Verarmung und Sittenlosigkeit, sondern auch der Verfall der Gewerbe selbst überall sich kundgeben werden, wo es Jedem ohne Ausnahme und ohne Gewähr für seine Befähigung gestattet sei, nach eigenem Gelüste irgend ein Gewerbe zu wählen und auszuüben; sie erinnern an die Vortheile, welche eine geregelte Zunftverfassung seit Jahrhunderten dem Gemeinwesen gewährt hat, durch die im Innern der Zünfte selbst geübte Beaufsichtigung ihrer Mitglieder, sowie durch Erschaffung und Erhaltung einer sittlichen, wohlhabenden und staatsbürgerlich gesinnten Mittelclasse.

Die Vertheidiger der unbeschränkten Gewerbefreiheit dagegen nehmen das natürliche Recht in Anspruch, nach dem jedem Menschen gestattet sein muß, die ihm verliehenen körperlichen und geistigen Kräfte für sich in Anwendung bringen zu dürfen, so weit es ohne Nachtheil für seine Nebenmenschen und ohne Gefährdung bestehender gesellschaftlicher Zustände geschehen kann. Sie weisen hin auf das Ergebniß einer vieljährigen Erfahrung in denjenigen Ländern, welche lange schon die Fesseln des Zunftzwanges abgeworfen und die, nach ihrer Ansicht, eben dadurch ein anerkanntes Uebergewicht in allen Zweigen der Industrie und der Gewerbthätigkeit gewonnen haben über jene Länder, die mehr oder minder noch die Zunfteinrichtungen früherer Jahrhunderte beibehalten, und endlich räumen sie nicht ein, daß die Nachtheile, welche der Uebergang aus dem Zustande des Zwanges in den der Freiheit mitsichführen mag, dauernd sein werden.

Es würde meine Kräfte vielleicht übersteigen, wenn ich versuchen wollte, hier einen Streit auszufechten, der wegen dabei in Frage kommender und sehr von einander abweichender Interessen, vielleicht nur an der Hand eigener Erfahrung seine endliche Lösung finden kann. Allein es dürfte doch nicht unangemessen sein, in gewerblicher und industrieller Beziehung einen Blick auf diejenigen Länder zu werfen, welche seit längerer oder kürzerer Zeit den Zunftzwang aufgehoben haben. Der Standpunkt ihrer Gewerbthätigkeit, verglichen mit demjenigen solcher Länder, die den Zunftzwang beibehalten haben, dürfte nicht ohne Gewicht bei vorurtheilsfreien Männern jeder Farbe sein.

Zuvörderst muß eingeräumt werden, daß der fest geregelte Zunftzwang an sich der Ausbildung der Industrie, der Gewerbe und Handwerke durchaus nicht hinderlich erachtet werden kann. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Innungswesens gingen aus den Werkstätten der Maurer, der Steinmetzer und Zimmerleute so tüchtige Baumeister, aus denen der Rothgießer so treffliche Bildner hervor, die Faßbinder lieferten so unvergleichlich schöne Meisterstücke ihres Gewerbes, und selbst von den der Kunst weniger verwandten Handwerkern ist aus früherer Zeit uns noch manches Denkmal so tüchtiger und geschmackvoller Arbeit übriggeblieben, daß ihre Leistungen in neuerer Zeit kaum erreicht, selten überboten werden können. Frankreich, das schon früher die Herrschaft im Reiche des Luxus und der Moden an sich zu reißen wußte, hat das Scepter dieses Reiches Jahrhunderte lang geführt, ungeachtet des noch fortdauernden Zunftzwanges. Allein es darf dabei auch nicht unbeachtet bleiben, daß die gesellschaftlichen Zustände damals ganz anders gestaltet waren, als jetzt. Die Zahl der Zunftberechtigten war enger begrenzt und der deutsche Kunstfleiß fand Auswege für seine Erzeugnisse, selbst über die eigene Gemarkung hinaus. Der Kampf der Städte zur Bewahrung und Befestigung ihrer schwer errungenen Freiheit gebot die Anwendung aller Mittel für Belebung eines kräftigen, zur Abwehr der oft versuchten Unterdrückung befähigten und geneigten Bürgersinnes. Erfolgreicher konnte dies nicht geschehen als dadurch, daß man dem Bürger den Kampf für die eigenthümlichsten Interessen überließ. Dadurch entstand die innere Wehreinrichtung der Städte, und wo jetzt die Fahnen und Standarten der stehenden Heere wehen, führten damals die Banner der Gewerke zu Kampf und Sieg. Diese ehrenwerthe und wichtige Stellung der Zünfte wurde indeß von denselben beharrlich benutzt zur Erwerbung von Bevorrechtungen, die in einer Zeit, wo alle Stände, vom Patricier bis zum Viehtreiber hinab, ihre Vorrechte durch enge Zunftverbindungen zu wahren versuchten, wenig nachtheilig sein oder erscheinen mochten. Als jedoch gesetzliche Ordnung die Oberhand gewann, als mit Einführung der stehenden Heere die Wehrverfassung der Zünfte eine wesentliche Veränderung erfuhr, als die stets gesteigerten Ansprüche der Zünfte und die schreienden Mißbräuche in ihrer innern Verwaltung so unerträglich wurden, daß selbst das Reichsoberhaupt zu großen Strafmandaten sich aufgefordert sah, da erst wurde das große Uebergewicht recht klar verstanden, welches die einzelnen Corporationen durch gewährte oder behauptete Bevorrechtungen zum Nachtheil des Gemeinwesens erworben hatten.

Wie sehr dies auch erkannt werden mochte, so konnte doch auf dem Wege der Gesetzgebung nur behutsam den Nachtheilen solcher Bevorrechtungen entgegengewirkt werden und der Kampf

*) Vergl. Nr. 24.

der öffentlichen Meinung gegen das Bestehende würde vielleicht überall und in allen Ländern, wo Zunftverfassung galt, noch lange unentschieden geblieben sein, wenn nicht günstige Umstände in einem, und gewaltsame Umwälzungen in dem andern Lande die Bahn zu einem mit den Fortschritten der Civilisation und den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zuständen besser harmonirenden Betrieb der Gewerbthätigkeit herbeigeführt hätten.

England, das seiner isolirten Lage wegen vielleicht mehr als jedes andere europäische Land von den mittelalterlichen Institutionen des starren Zunftzwanges sich freierhalten hatte, fühlte schon früher das Bedürfniß, den Individuen eine freiere Bewegung zu gestatten. Sein Welthandel erforderte Massen von Erzeugnissen der Industrie und der Gewerbe, deren Hervorbringung nicht an die Arbeitsfähigkeit oder Arbeitslust einer bestimmten Meisterzahl gebunden sein durfte. Es gab die Gewerbe frei, und in welchem Lande, darf man wohl fragen, haben sie sich auf einen so hohen Standpunkt erhoben, als gerade dort? — In Frankreich wurden die Aemter und Brüderschaften von Ludwig XVI. auf Veranlassung des Ministers Turgot im Jahre 1776 abgeschafft. Das Edict begann mit den Worten: „Gott machte das Recht, arbeiten zu dürfen, dadurch, daß er den Menschen mit Bedürfnissen schuf, deren Befriedigungsmittel er sich durch Arbeit verschaffen muß, zum Eigenthum eines jeden Menschen, und dies Eigenthum ist das erste, das heiligste, das unveräußerlichste von allem." Die darauf folgende Revolution erleichterte die Sache und die Unbequemlichkeiten, welche daraus hervorgehen mochten, blieben unbeachtet oder traten doch in den Hintergrund bei einer Umwälzung, welche alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung gelöst hatte; nach Wiederherstellung der Ruhe und eines gesetzlichen Zustandes ward der dritte Stand, dem insbesondere die Gewerbtreibenden angehören, bald gewahr, daß er die kleinsten Opfer gebracht habe. Die Industrie erhob sich bald zu neuer Thätigkeit und obwohl kein Amtsgericht nach Probe und Meisterstück mehr fragte, so wurden doch bald mehr wahre Meisterstücke geliefert, als zu der Zeit, wo diese noch der nicht immer unparteiischen Prüfung der Amtsältesten unterstellt werden mußten.

Frei bewegte sich die Intelligenz des Einzelnen, und wo diese nicht ausreichte, vereinigten sich Viele zu einem Zwecke. Unterstützt durch die neueren, reißenden Fortschritte der Chemie und der Mechanik, deren Anwendung Jedem freistand, wurde eine Wechselwirkung der Wissenschaften auf die Gewerbe und dieser auf jene hervorzurufen, deren Resultate wir bewundern müssen, ohne sie für jetzt erreichen zu können. Freilich sind die Länder, wo Gewerbefreiheit herrscht, nicht das Eldorado der Ungeschickten und Unwissenden; dort bleibt der Anstreicher — Anstreicher, und kein Amtsverband zwingt das Publicum, seine Sudeleien für Meisterstücke anzuerkennen und zu bezahlen. — Preußens innere und äußere Verhältnisse waren zur Zeit der Aufhebung des Zunftzwanges vielleicht weniger günstig für diese Maßregel gestellt, als die der beiden ebengenannten Länder. Es hatte weder ein schon gewonnenes Uebergewicht in technischer Fertigkeit für sich, noch konnte es den Erzeugnissen seines Gewerbfleißes nach eigenthümlichen Colonien einen nützlichen Absatz geben. Preußen war beschränkt auf die innere Consumtion; durch die freigegebene Thätigkeit der Gewerbe wurde eine Masse von Erzeugnissen hervorgebracht, welche mit dem Verbrauche in Mißverhältnissen stehen mochten, und als Selbstfolge traten mehr oder weniger alle die Unbequemlichkeiten hervor, welche die Gegner der Gewerbefreiheit als deren nothwendige Folge zu bezeichnen pflegen. Dennoch wird, wer vorurtheilsfrei seinen Blick auf dieses Land wirft, einräumen müssen, daß der Gewerbfleiß dort unglaubliche Fortschritte gemacht hat, daß die gerügten Nachtheile der Gewerbefreiheit je länger je weniger fühlbar werden und daß deren größtmögliche Beseitigung von den Wirkungen des allgemeinen deutschen Zollverbandes, der den commerciellen und gewerblichen Verkehr für eine Masse von mehr als 30 Millionen Menschen eröffnet, gehofft werden kann.

Wir wollen hier nicht untersuchen, warum ein gleiches Forschreiten zum Besseren bei den eigentlichen Handwerkszünften sich hier und dort in anderen deutschen Ländern nicht ebenfalls bis jetzt kundgegeben hat; wir wollen nur den dringenden Wunsch aussprechen, daß fortan dazu gethan werde, daß der ehrenwerthe, mit unserm Gemeinwesen so eng verbundene Stand der Handwerker zur Abschaffung von Mißbräuchen im Aeußern und Innern der Aemter willig die Hand bieten möge. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Hinwegräumung vieler Unzuträglichkeiten in der äußern Gestaltung der Aemter in ihrer Stellung zu einander eigenthümliche Schwierigkeiten haben mag; allein bei gutem Willen werden doch Beschränkungen, die in jetziger Zeit weder Sinn noch Bedeutung mehr haben, der bessern, auch bei vielen Amtsgenossen schon vorherrschenden Einsicht, zum wahren Nutzen des Gemeinwesens und der Aemter selbst, weichen müssen. Wir meinen vorzugsweise die geschlossenen Aemter. — Denken wir uns einen jungen, kräftigen Mann, der seine Lehrjahre mühsam überstanden, der als Geselle in fremden Ländern die Vervollkommnung in seinem Gewerbe erstrebt und sich angeeignet hat, der, des wandernden Lebens satt und müde, sich nach einem häuslichen Leben sehnt. Die Fremde nimmt ihn nicht auf, er kehrt also in seine Heimath zurück. Ist er Schneider, Maler, Buchbinder, oder gehört er einem andern ganz oder temporär geschlossenen Amte an, so mag seine Geschicklichkeit noch so sehr anerkannt, seine sittliche Aufführung noch so makellos sein: er wird, wenn er sein eheliches und häusliches Glück nicht bei einer Amtswittwe oder Tochter finden kann oder mag, jahrelang warten müssen, bis die Zahl der vor ihm angemeldeten Aspiranten zum Amte gelangt ist. — Die Zeit nun aber schreitet unaufhaltsam in ihren Entwickelungen fort, und wer ihre Mahnungen verkennt oder unbeachtet läßt, wird gezwungen schmerzlichere Opfer bringen zu müssen als derjenige, welcher sie begriff und nicht taub gegen ihre Forderungen ist. — Wir gehören keineswegs den Radicalen an, die nur in Veränderungen oder Umwälzungen des Bestehenden das Heil jedes Gemeinwesens zu finden wähnen; aber noch weniger huldigen wir einer Stabilität, die das Alte für das allein Gute erklärt, nur weil es das Alte, das Hergebrachte ist. An der Hand der Erfahrung muß das Veraltete zum Bessern gestaltet werden! Das sei unser Wahlspruch.

Zur Chronik.

Paul Delaroche.

— Man hat in Paris von den Werken des am 4. November 1856 gestorbenen Paul Delaroche eine eigene Ausstellung veranstaltet, welche kürzlich auch König Max von Bayern besuchte. Seit dem Salon von 1837, wo die Kritik mit seinem Karl I. von England unbarmherzig umgegangen, war Delaroche mit der Oeffentlichkeit zerfallen, beschickte keine Ausstellung mehr und verschloß seine Arbeiten vor der Menge. Was er seitdem gemalt, ging auch in der That meist ins Ausland. Sein Pilger auf dem Petersplatze in Rom (1843) wurden vom Grafen Raczynski gekauft, seine Ruhe auf der Flucht ging in England bei einer Feuersbrunst zu Grunde, seine Maria in der Wüste (1844) ist Eigenthum des Marquis v. Hertford, sein Napoleon zu Fontainebleau (1845) im Leipziger Museum, sein Uebergang Bonaparte's über den Bernhard (1847) wurde von einem Engländer, sein Christus am Kreuz (1847) vom Baron Lotzbeck in München, seine Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal (1851) vom Grafen v. Hunoltstein angekauft, eine Mater dolorosa ging nach Lüttich ins Museum, eine Aussetzung Moses' in den Besitz des Baron Rothschild. Nur seine Communion der Maria Stuart (im Besitz des Kunsthändlers Goupil), die Girondisten und eine Herodias mit Johannes' Haupt (im Besitze des Herrn Benoist Fould) sind nebst kleineren Genrestücken aus dem Leben der Maria von des Meisters letzten Arbeiten in Paris geblieben. Die Girondisten im Gefängniß, das Werk das er noch wenige Monate vor seinem Tode vollendete, zählen freilich zu seinen besten und treten seinem Hauptwerke: Ermordung des Herzogs v. Guise, zur Seite. (Dies Bild, 1834 gemalt, wurde 1853 in der Auction der Herzogin v. Orleans für 52,000 Fr. versteigert und ist jetzt Eigenthum des Herzogs v. Aumale.)

Delaroche ist nicht stark in der Farbe, nicht dramatisch keck, noch weniger theatralisch gesucht im Effect; er ist eher discret und lyrisch, fast düsseldorfisch weich in Auffassung und Durchführung. Vielleicht liegt darin der Grund, daß ihn die Franzosen nicht unbedingt, nicht zu jeder Zeit feierten. Sein Napoleon zu Fontainebleau beleidigte sogar das Nationalgefühl, weil der Maler den Helden im Moment der Zerknirschung gab. Sein Bonaparte auf dem St. Bernhard reitet, historisch getreu und wahr, auf einem Esel, während Horace Vernet den Helden bei ähnlicher Veranlassung auf ein wild sich bäumendes Roß setzte. Delaroche liebt innerliche Momente, einsame Ergüsse; das ist entweder lyrisch oder deutsch. Wo seine Farbe nicht ausreicht, begütigt und befriedigt doch die geschmackvolle Correctheit seiner Linien, seiner sinnigen Ideen und geistvollen Gegensätze. Und doch war er trotzdem in der Zeit der Restauration und der Julimonarchie beliebt, gefeiert und gesucht. 1797 geboren, ein Schüler von Gros, wußte er im heiß entbrannten Streit zwischen Ingres und Delacroix, zwischen der antiken Gehaltenheit und der romantischen Zügellosigkeit, eine gewisse geschmackvoll discrete Mitte und die Partei des gemäßigten Fortschrittes zu vertreten. Er war mitunter flau und schwach in den Tönen; aber an seiner Sauberkeit in der Modellirung der Einzelheiten, in geschmackvoller und tactvoller Gewissenhaftigkeit übertraf er alle französischen Maler, und seine sinnige gedankenvolle Innerlichkeit machte ihn zum Liebling Vieler, während er auf Alle wohlthuend wirkte. Bei der Correctheit seiner Zeichnung giebt der Stich sehr gut seine Bilder wieder. Seine Entwickelung war langsam, aber gediegen, seine Richtung das Product eifriger Studien und tiefster Ueberzeugungen. Er hielt die alte Historienmalerei und den hohen Styl im Biblischen für gleich sehr erledigt in früheren Epochen; er schuf auf beiden Feldern ein Genre, das in der Historie wie in der Religion die menschlich wahren, aber subjectiven Motive herausfühlt und hinstellt. An Tact und Scharfblick fehlte es ihm so wenig wie an gewissenhafter, gediegener Treue. Sein Richelieu, sein sterbender Mazarin, seine Jane Gray auf dem Schaffott, seine Kinder Eduards, bezeugen seine tief rührende und zart menschliche Auffassung und die Feinheit seiner Durchführung. Seinem Cromwell am Sarge Karls fehlt wohl die Größe der historischen Charakteristik. (Jane Gray ist Eigenthum des Grafen Demidow; manches andere große Stück ist im Besitz des Grafen Pourtalès.) Von seinen Porträts sind die von Guizot und Thiers Meisterstücke. — 1833 erhielt Delaroche den Auftrag zur Ausschmückung des Chors der Magdalenenkirche; er machte für den strengen Kirchenstyl in Italien Studien dazu, doch sind nur Vorarbeiten davon übrig, da sich der Plan zerschlug. Sein großes Wandbild in der Ecole des beaux-arts wurde bei einer Feuersbrunst beschädigt. Seine schon 1845 gestorbene Gattin, Horace Vernets Tochter, mit der er sich 1835 in Rom verbunden, war vielfach sein Modell und seine Muse.

Zur Landwirthschaft des Alterthums.

1. Die landwirthschaftliche Seite des Alterthums möchte diejenige sein, welche bisher noch am wenigsten beachtet und ins Auge gefaßt wurde. Der tüchtige Alterthumsforscher, Professor Forchhammer in Kiel, der auch in Beziehung auf den Ackerbau das griechische und römische Alterthum „als unsere Vergangenheit" betrachtet wissen will, hat über diesen Gegenstand bei Gelegenheit der vorjährigen Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Prag ein Sendschreiben abgefaßt, das nun auch unter der Ueberschrift: „Landwirthschaftliche Mittheilungen aus dem classischen Alterthume" in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik erschienen ist, und dem wir einige interessante Data entnehmen. Das Alterthum hat keine geringe Zahl von Schriften, die uns Einsicht in die alte Agricultur gewähren. Forchhammer greift in seinem Sendschreiben drei heute bedeutende landwirthschaftliche Gegenstände heraus, bei denen uns wohl manches von ihm Angeführte frappiren wird: nämlich das Drainiren, die Anwendung des Guano und die Drillcultur. Bei dem ersten gelangt er zu dem Resultate, daß die Alten den Gebrauch thönerner Röhren behufs Ableitung des Wassers nicht gekannt haben, und daß bis auf weitere Beweise unser gegenwärtiges Drainiren eine neue Erfindung sei. Anders verhielt es sich mit dem Guano, d. h. dem wesentlichen Bestandtheil desselben. Die Alten kannten die Güte des Vogeldungs. Schon Cato nennt ihn in erster Reihe. Aber lange vor ihm rühmt König Mago, der Gründer der Macht Karthagos, und wegen seines ins Lateinische und Griechische übersetzten ausführlichen Werkes über die Landwirthschaften, von den Römern der „Vater der Landwirthschaft" genannt, vor Allem den Taubendung. Varro zieht den Dünger von Krametsvögeln und Amseln vor. Man bediente sich des Vogeldungs in derselben Weise wie heute des Guano: man streute ihn mit der Saat gleichzeitig über den Acker. Dies erforderte große Mengen. Woher kamen sie? Die alten Landwirthe versagen die Antwort nicht. Zur Zeit Mago's und Cato's hatte man bereits bei den landwirthschaftlichen Gebäuden große Taubenhäuser, Columbarien, deren eines oft 5000 Tauben faßte, wie Varro erzählt. Ein eigener Wärter mußte das Taubenhaus fleißig auskehren, theils um der von den Tauben sehr geliebten Reinlichkeit willen, theils wegen des für den Ackerbau wichtigen Düngers. Ausführlich wird die Einrichtung dieser kreisrunden Columbarien beschrieben. Sie waren den kleineren Taubenhäusern ähnlich, die man hier und da auf unseren Bauernhöfen findet, welche letztere man freilich wegen ihres geringeren Umfangs noch auf eine Säule setzen kann. Jedem Paare wurde ein Nest von dreiviertel Fuß nach allen drei Dimensionen gegeben, sodaß, wenn fünfundzwanzig einzelne Nester übereinander waren, der Umkreis eines solchen Gebäudes mindestens 75 Fuß, der Durchmesser 25 Fuß betrug. Bald gesellten sich

schon zu Varro's Zeit, zu den Taubenhäusern ebenso große, ja noch größere Vogelhäuser, Aviarien, für Drosseln, Krametsvögel und Amseln. Der außerordentliche Luxus der römischen Küche begünstigte die römischen Landwirthe sehr. Man mag sich davon einen Begriff machen, wenn Varro erzählt, daß zuweilen aus einem Drosselhause 5000 Stück gemästeter Drosseln, à Stück zu 3 Denaren, d. h. etwa 22 Silbergroschen, verkauft worden seien. Zu seiner Zeit konnte dieser Preis besonders dann erlangt werden, wenn ein Triumph gefeiert wurde, oder sonst in Rom Anlaß zu großen Schmausen war. Im Anfang des Kaiserreichs waren 3 Denare für eine fette Drossel der alltägliche Preis! Neben diesem großen Gewinne erwuchs den Landwirthen der wesentlichste Vortheil an dem wirksamsten Düngmittel. Varro empfiehlt den Vogeldung auch besonders zur Verbesserung des Viehfutters, und Palladius findet den Vogeldung für die Grasfelder um so besser, je frischer er sei, was also sogar noch ein Vortheil der Aviarien vor dem Guano wäre. — Forchhammer schließt seine Mittheilungen mit einer artigen kleinen Geschichte aus der alten Römerzeit. Gajus Furius besaß ein kleines Gehöft. Er gewann aber viel reichere Frucht als seine Nachbarn von viel größeren Gütern. Neid und Mißgunst erhoben gegen ihn die Anklage, als wenn er durch Zauberei die Früchte von den Feldern der Nachbarn auf seinen Acker herüberzöge. Der Aedilis Spurius Albinus lud ihn vor Gericht, und die Tribus waren versammelt, um ein Urtheil zu sprechen. Da erschien unser Furius mit seinem ganzen Ackergeräth und mit seiner kräftigen, wohlgehaltenen und wohlgekleideten Hausgenossenschaft auf dem Forum, mit trefflich gearbeitetem Eisenzeug, mit starken Eggen, schweren Pflügen, mit gutgenährten Stieren. Dann sprach er: „Da seht, Ihr Quiriten, meine Zaubermittel! Diese kann ich Euch zeigen, aber nicht kann ich Euch zeigen mein Nachsinnen, mein Wachen, meinen Schweiß." Einstimmig wurde er von der Anklage freigesprochen.

Zur Krankheit des Seidenwurms.

λ. Nach einem vor kurzem in der Académie des sciences in Paris gelesenen Berichte ist der Kilogramm Seidenwürmergrains, der von 1815 bis 1825 120 Fr. und von 1826 bis 1833 schon 136 Fr. kostete, allmählich bis auf 480 im Jahre 1856 gestiegen. Man kennt die Ursache nur zu gut: ein unbekanntes Uebel, eine Art von Schwindsucht hat sich nach und nach seit drei Jahren über die Maulbeerbäume und die Seidenwürmer Frankreichs, Italiens und Spaniens verbreitet. Warum? wie? welches Mittel gegen die Krankheit anzuwenden? Man weiß nichts darüber; man weiß nichts von der Kartoffelkrankheit oder der Cholera. Was aber sicher ist, das sind die ungeheuren Verluste der letzten Seidenernte: in Frankreich betrug sie höchstens das Drittel einer Mittelernte; in der Lombardei die Hälfte; in Spanien den zehnten Theil vielleicht oder vielmehr nichts; einzig die Romagna wurde verschont. Sollte diese Noth fortdauern, ist der Schaden unberechenbar; es sind nicht Millionen, auf die man ihn wird berechnen müssen; sondern, indem man die Arbeit der Fabriken in Anschlag bringt, hunderte von Millionen, ja mehr als eine Milliarde vielleicht. Woran liegt das Glück der Nationen! Die Krankheit eines Wurmes kann den Ruin ihrer reichsten Manufacturen verursachen. Herr v. Reden giebt an, daß in Oesterreich mehr als 800,000 Menschen mit dem Erwerbszweige der Seide beschäftigt sind. Die französische Seidenindustrie repräsentirte 1851 in Stoffen einen Werth von 455 Millionen Francs; und den Gesammtwerth aller jährlich erzeugten Seidengewebe berechnet jener Statistiker auf 1470 Millionen Thaler.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 26. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [27. Juni.

Inhalt.

Ein Genfer Litteraturbild.

Vor ungefähr drei Jahren veröffentlichte Herr v. Remusat in der „Revue des deux Mondes" einen Artikel, worin die Litteratur der französischen Schweiz gut geschildert ward. Die Sache machte viel Aufsehen, denn solche Dinge geschehen nicht alle Tage. So brachte bei Erscheinen des schönen Buches: „Chillon v. Vuillemin" die Pariser „Illustration" eine kurze Anzeige desselben, wobei sie die Bemerkung machte, daß man das Alles zwar schon lange wisse, das Buch aber trotzdem nicht übel sei. Herr Wurstemberger in Bern, Verfasser eines Lebens Peters von Savoyen, Herr Vuillemin in Lausanne, Herr Chavonnière in Genf, der die Schriften Boniverds studirt und eine Biographie desselben geschrieben, vielleicht auch noch einige Andere, wußten allerdings manches was im Buche stand, die „Illustration" aber nicht. Indessen da sie in Paris wohnt, die genannten Herren aber in der Schweiz, so glaubte sie sich schon einen kleinen Lapsus erlauben zu dürfen. Anders verfuhr Herr v. Remusat, der eine in der That gewissenhafte Arbeit geliefert. Die Freude darüber war um so größer in der Schweiz, da man dadurch auch sah, wie menschlich schön ein so großer Herr reden könne; und die Protestanten zumal freuten sich baß, weil er sie nicht schlechtweg in die Hölle schickte, was eigentlich seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen, und in dem Jubel darüber ließen sie den Artikel sogar abgesondert drucken und schickten ihn in die höchsten Alpenthäler. Wer wissen will, was Herr v. Remusat über diese Dinge zu sagen wußte, der möge den Artikel nachlesen; wir hingegen wollen uns nicht weiter mit ihm beschäftigen, nicht einmal mit dem, womit er sich beschäftigt, sondern aus der Fülle der Namen sei ein Einziger herausgegriffen, der uns süß klingt, und dessen Träger gar schön zu reden und liebliche Geschichten zu erzählen wußte: — Töpffer.

„Ich habe Leute gekannt, die auf der Schwelle des väterlichen Kramladens erzogen wurden; von dieser Lebensart hatten sie eine gewisse praktische Menschenkenntniß behalten, einen gewissen faullenzerischen Hang, den Geschmack des Straßenlebens, einige Trivialität in den Ideen, die Moral und die Vorurtheile ihres Stadtviertels. Man hat Advocaten aus ihnen gemacht, oder Pfarrer, und in jede dieser Berufsarten haben sie von der Schwelle des Ladens einige Elemente mitgebracht, gute oder schlechte, aber immer unvertilgbare." So beginnt Töpffer die Geschichte der zwei Gefangenen. So ist Töpffer selbst gewesen. Allerdings war er kein gewöhnlicher Advocat, kein gewöhnlicher Pfarrer oder Schulmeister geworden; die Musen hatten die Fülle ihrer holdesten Geschenke über ihn ausgeschüttet; er weiß, obgleich im Staube wandelnd, die Stirne oft bis über die Sterne zu erheben: dennoch aber ist er ein Genfer geblieben, freilich ein Genfer von deutschem Blute, und das Genfer Quartier und die Genfer Stadtmauern lassen ihn nie aus ihrem Zauberkreise entschlüpfen.

So, reichlich von den Musen ausgestattet, kam Töpffer auf die Erde nieder. Seine erste Neigung indessen trieb ihn nicht vermittelst des geschriebenen Worts die Gefühle, die sein Herz bestürmten, betrübten oder entzückten, wiederzugeben; sondern, wie es sein Vater gewesen, glaubte auch er sich zum Maler bestimmt. Die Verhältnisse aber gaben seinem Leben jene Wendung, die ihn von der Malerei hinweg zur Litteratur geführt, doch ohne jene seiner Talente ganz zu berauben, sodaß die Litteratur zwar viel gewonnen, die Kunst der Flamänder aber nicht Alles verloren hat. Jene mit einigen wenigen, gleichsam verworrenen Strichen auf das Papier geworfenen „Abenteuer des Doctor Festus" und Aehnliches, sind von den Meistern als Meisterstücke anerkannt und Vischer, von dem eine Kritik einer der Ausgaben dieser Geschichten in Bildern vorgesetzt ist, beginnt mit: „Was für Sudelei ist das?" schließt aber mit dem vollen Lobe des kühnen Zeichners. So auch entwarf Töpffer die Skizzen seiner Alpenreisen. Er selbst giebt die Theorie seines Skizzirens in seiner „Reise um den Montblanc" mit folgenden Worten: „Croquer heißt nicht sorgfältige Studien machen, sondern vielmehr so genau als möglich Sinn, Gedanken, Ausdruck einer Physiognomie, einer Gruppe, einer Stellung wiederzugeben, sofern es sich nämlich um eine Figur handelt, einer Schlucht, einer Baumgruppe,

eines unebenen, mit Hecken bedeckten, steinichten, feuchten oder verbrannten, unfruchtbaren oder mit Strauch und Busch überwucherten Bodens, wenn eine Landschaft dargestellt werden soll .... Zaudern, wieder beginnen, drei Striche machen, wo einer sonst genügte, verwirren, verwischen, Kleckse machen, hierauf sich wiedererkennen, so gut es eben gehen will: all dies ist in der Skizze (le croquis) nicht nur annehmbar, erlaubt, sondern sogar angenehm und ausdrucksvoll; aber nicht, meiner Meinung nach, es auslöschen und wiedermachen, seine Linie durch irgend eine Nachhülfe von Zirkel oder Winkelmaß gerade machen, oder da, wo nur der klare, lebhafte Ausdruck der Sache hätte angestrebt werden sollen, eine steife, kalte Darstellung geben; denn auf diese Weise erreicht man nichts weiteres als daß man den Reiz der Skizze verwischt, ohne jedoch den der Zeichnung zu erreichen.“ Wer so zeichnet, oder vielmehr entwirft, wird allerdings kein regelrechtes Bild liefern, „seine Mauer steht schief und sein Baum ist zu klein; dagegen aber giebt Schatten sein Fels, sein Boden neigt sich, seine Zweige schützen, sein Himmel glüht oder funkelt: wir haben nicht Dinge vor uns, sondern eine Landschaft; nicht Blätter, sondern Laub; nicht ein genaues Conterfei, sondern eine getreue Skizze.“

Wie Töpffer zeichnet, so schreibt er auch. Die französische Kritik, so Saint Beuve in seiner Notiz über Töpffer: „considéré comme paysagiste“, hat vieles an seinem Style auszusetzen; er habe weder die Glätte Voltaire's, noch die Harmonie Bernardins oder Fenelons, aber wenn ihm beinahe immer fehlt was singt, fährt jener Kritiker fort, so besitzt er dafür das was accentuirt und was ergreift. „Je ne suis qu'un Scythe,“ ruft Töpffer selbst mit Anacharsis aus, „et l'harmonie des vers d'Homère me ravit et m'enchante.“ Wenn es aber einem Deutschen gegeben ist, die Harmonie der Frankensprache zu erkennen, so möchten doch in des oft harten Töpffers Schriften gar manche Stellen aufgefunden werden, die jenes vielleicht allzu harte Urtheil in etwas wenigstens entkräften.

Wie die Niederländer in ihren Bildern, wie die englischen Dichter in ihren Romanzen, Boz vor Allen, jedes kleinste Detail in Haus und Feld sehen, begreifen, wiedergeben, so auch Töpffer. Und nicht allein die Natur durchdringt er so, sondern auch den Menschen. Dabei drängt sich nun allerdings hier und da die Genfer Stadtmauer ein Bischen dazwischen. Wie Töpffer die Natur schon weniger in ihrem Ganzen und Großen zu erfassen vermag, weniger in ihrer Erhabenheit als in den Einzelheiten, deren poetische Stimme er wie kein Anderer versteht; so kann man auch, wenn es sich um den Menschen handelt, gar manchmal den Vorurtheilen des Genfers begegnen, und später des Parteimanns, wenn er auf Zustände und Personen trifft, die dem, was er als allein gut und schön zu verehren gewohnt ist, nicht gleichen, ja manchmal sogar zuwider sind. Besonders seine letzte Reise, die um den Montblanc, ist angefüllt mit Ausfällen und Bitterkeiten, die den so großen Schönheiten des Werkes manchen Abbruch thun. Man kann dies von dem guten Töpffer nur begreifen, wenn man bedenkt, daß dieses Werk in einer Zeit geschrieben worden, in der die Parteien in Genf sich aufs bitterste bekämpften, d. h. vor der Revolution, welche die Freunde Töpffers von der Regierung entfernte. Und in Genf, ohne daß gerade ein Putsch vor der Thüre sein müßte, lebt man so schon auf gespannterem Fuße, als dies Anno 1849 in Deutschland der Fall gewesen. Da heißt es stets: hie Welf, hie Gibel! Da sind stets nur die Welfen ehrliche Leute, oder auch wieder nur die Gibellinen. Da ist der Schnupftaback, den Einer verkauft; die Uhr, die Einer macht; der Hund, der auf der Gasse läuft, Welf oder Gibel. Die Kinder, noch ehe sie recht geboren sind, lallen schon die Spottlieder ihrer Partei; Frauen, die so hoch stehen, daß niemals eine Verleumdung über ihre Lippen gekommen, sind doch fest überzeugt, daß Welf oder Gibel, je nachdem, ein Schurke ist; und die Greise vergessen ihre Schwäche, wenn es sich darum handelt, der Gegenpartei eins zu versetzen. In diesem Wirrwar hat Töpffer gelebt; er mußte sehen, wie seine Freunde, die er liebte, aufs heftigste angegriffen, in den Koth gezogen wurden, wie Alles zusammenstürzte, was er von Kindheit an verehrte: da darf man schon ein wenig bissig werden und die Waffen gebrauchen, die man gerade unter den Händen hat. In den früheren Schriften Töpffers findet sich selten oder nie Aehnliches. Nichts tiefer Gefühltes, Reineres, Poetischeres als seine Erzählungen Elisa und Widmar, die zwei Gefangenen, die Bibliothek meines Onkels und andere. Welche Beschreibung jener alten, schwarzen, melancholischen, aber von einem gewissen Hauche vergangener Größe übergossenen Quartiere von Genf, wo die Magnifiques Seigneurs von ehedem als Gespenster umgehen! Welcher Lachkrampf des Schuljungen und welch fürchterliche Folgen! Welch schöne Warze auf der Nase des ehrenwerthen, aber so pedantischen Lehrers! Wie ihre Härchen, je nach dem Stande des Barometers, bald steifer, bald gelockt erscheinen! Welch einzig schöne Liebe! die Liebe zu der schönen Jüdin im blauen Gewande, die er in der Bibliothek des Onkels empfing, um ihr zu sagen, was er fühle, wie er aber nichts weiter zu sagen vermochte als eben nur: „Fräulein ....“ und wie das Mädchen zwei Tage darauf starb! Süße, heilige Unschuld! Endlich, — da kommt der ächte Genfer wieder zum Vorschein, — wie er sich fragt, ob es nicht besser gewesen, wenn Racine Spezereihändler geworden, Virgil Krämer? Töpffer aber als Töpffer kann indessen die Pille doch nicht verschlucken; mit komischem Abscheu stößt er sie von sich.

Obgleich viele dieser Schilderungen schon meisterhaft sind, ist er doch in diesen frühesten Arbeiten noch nicht so geübt, in jedem, auch dem kleinsten Gegenstande, das Treffende, Lächerliche oder Schöne zu erfassen, sich von der Poesie desselben gleich einem elektrischen Schlage durchbebt zu fühlen. Diese Eigenschaft entwickelte sich erst in der Folge zu der höchsten Höhe. Er weiß auch sehr wohl, wo man seine Erfahrungen sich holt, wo die Natur sich offenbart, wo das Menschenherz. „So ist Cervantes,“ sagt er, „nicht nur ein seltenes, glänzendes Genie gewesen, sondern auch der Einarm von Lepanto, der Reisende, Abenteurer, Soldat, der Reiche, Arme, der die Paläste besucht wie die Spitäler, der in der Stadt gelebt wie auf den Bergen, bei den Hirten, in Kneipen, auf Schlachtfeldern wie bei Bauernfesten. Er hat Alles gesehen, Alles erfahren, Alles selbst gefühlt; er ist mit Sanchos umgegangen, hat Herzoginnen geliebt, mit Pedanten gegrollt, Barbiere gekannt; er hat genossen, gewünscht, beweint, gelitten.“ — So weit nun hat sich allerdings der Kreis

Töpffers nicht ausgedehnt, sondern er hat vielmehr in einem nur ganz kleinen Kreise gelebt, und daher kommt es auch, daß ihm der weite Blick jenes großen Spaniers fehlt, das Einzelne, Kleine er aber vielleicht ebenso scharf, so treffend wiedergiebt. Das obige Bruchstück ist aus der Reise Töpffers nach der Grande Chartreuse bei Grenoble; dieselbe, obgleich nur kurz, enthält gar manchen komischen oder erhabenen Zug. So diesen: Gegen Ende der Reise, marschirend in der Sonnengluth, wird die bisher so muthige Knabenschaar, die Töpffer begleitete, von Mattigkeit und Entmuthigung ergriffen; will nicht weiter gehen; da, glücklicherweise, sehen sie eine Art von crétin triomphateur ihnen entgegenkommen, den Stock in der Hand und die Faust in der Seite. „Wieviel verlangst Du," sprach Herr Töpffer, „um fünf unserer Ranzen bis nach Faverge zu tragen?" — „Zwanzig Sous und ich wär' zufrieden." — „Sollst sie haben!" — Sogleich ladet der arme Teufel die Last auf seinen Rücken und, wie wenn es nichts wäre, springt er vor Freude und läuft voran, aus vollem Halse dabei singend. — „Wo wohnt Ihr, Mann?" fragt ihn Herr Töpfer. — „Ueberall, wo ich arbeit'." — „Wo sind Eure Eltern?" — „Todt, hab' sie nicht gekannt." — „Was verdient Ihr?" — „Vier Sous, fünf Sous, wenn die Arbeit geht." — „Und doch zufrieden?" — „Was wollt Ihr? Man muß geduldig sein, um den Himmel zu verdienen!" Doch da Töpffer ihn weiter befragt, wird der gute Mann doch auch ein wenig traurig; er möchte nach Frankreich, wo der Verdienst besser ist und er sich daher Kleider kaufen könnte, — die seinigen fallen ihm vom Leibe, sodaß er z. B. seine zerlumpten Hosen alle Augenblicke wieder befestigen muß, — und auch weil ihn die Kinder da wo er ist verspotten. Aber die Erinnerung an die zwanzig Sous, die er heute verdient, und die Geduld, die ihm den Himmel erwirbt, läßt ihn sogleich wieder alle Traurigkeit vergessen. Des Abends dann empfängt er seinen Franken und, als Trinkgeld, einen Fünffrankenthaler. Bein Anblick des Thalers verliert er die Stimme vor Erstaunen, Freude, Entzücken, und als er schon weit ist, hört man den Wald noch von seiner Stimme widerhallen.

So sind die Werke des lieblichen Novellisten voll der herrlichsten Züge, in denen entweder das rein menschliche Gefühl, oder das geläuterte Kunstgefühl des Zeichners und des Dichters sich offenbaren. Die Bewohner des Wallis, der Bauer, der Patricier, der Tourist, die dicke Wirthin, der Hirte, der hochwohlweise Rath sind auf das treffendste charakterisirt. Hier indessen stoßen wir wieder auf die Genfer Stadtmauer. „Lieber Herr, seit dem vorigen Male seid Ihr nicht schön geworden! Ach! gerade wie ich: das Alter ist nicht fern, und Alle gehen wir ihm entgegen!" Mit diesen Worten empfängt ihn die Wirthin zu Liddes im Wallis. Nun überredet sich Töpffer, daß solche Naivitäten nur im Wallis möglich seien. So aber ist das Volk überall, wo nicht gerade der Zug der Reisenden seine Anspruchslosigkeit verwischt; das ganz Gleiche findet er in den Gegenden Frankreichs, die George Sand beschrieben, wie auch in Deutschland, in den Bergen des Südens wie in den Ebenen, die zu dem deutschen oder baltischen Meere sich niederziehen. Noch vor einigen Jahren konnte man sogar in manchen kleineren Städten Deutschlands ganz ähnlichen Naivitäten begegnen; dies hat so lange gedauert und wird überall so lange dauern, bis irgend eine heftige Bewegung, eine mächtige Neuerung, eine Eisenbahn allenfalls, die Menschen durcheinanderrüttelt. Dann werden sie anders, alt, gescheidt. Und geht es den Individuen besser? Ach! manchmal ist man geneigt, wenn man den gleichen Maßstab bei Töpffer anwendet und seine letzten mit den früheren Arbeiten vergleicht, auch ihm zuzurufen: „Le bourgeon a grandi, il est devenu très-gros!" Doch glücklicherweise, wenn er sich über dies oder jenes heftig ausgelassen, bekommt doch bald die bessere Natur wieder die Oberhand. In den religiösen Dingen hat es wohl am längsten gedauert, bis er sich einen höhern Standpunkt zu erwerben gewußt, bis er die Kraft gewonnen, laut zu bekennen, und beim Anblick der edlen Hingebung der Bernhardinermönche auszurufen: „Braves et dignes gens, vrais et excellents chrétiens, mes coréligionnaires très-certainement, en dépit de quiconque pourrait y trouver à redire!" Dies ist viel für einen Genfer jeder Classe, mehr aber für einen der Classe, zu welcher Töpffer gezählt werden muß.

Töpffer ist nicht Musiker, aber die Macht der Poesie ergreift ihn überall, wo er ihr begegnet, und der blinde Sänger von Sestocalenda riß trotz der rauhen Töne, die er ausstieß, trotz jener dreisaitigen Violine, die er mit seinem Bogen heftig schlug, die empfängliche Seele des Dichters weit in ihr himmlisch Reich mit sich empor.

H. R—r.

Bayard Taylors Reise nach Lappland.*)

Piteå (im nördlichen Schweden) am 28. December 1856.

Wir stiegen in Innertafle bei Zeiten auf, doch die mürrische und langsame Wirthin hielt uns mit ihrem Kaffeekochen eine ganze Stunde auf. Ich war, blos mit meinem Tuchoberrocke bekleidet und ohne Handschuhe, etwa fünf Minuten in dem Hofe, und fand die Luft allerdings scharf und schneidend, doch keineswegs peinlich streng. Gleich nachher kam Braisted mit dem Thermometer hereingelaufen und erhob das Triumphgeschrei: „Dreißig Grad, beim Jupiter!" Wir freuten uns über dieses Zeichen, daß wir uns dem Polarkreise näherten.

Endlich waren die Pferde bereit; wir hüllten uns sorgfältig ein und fuhren ab. Die Dämmerung zeigte sich im Osten, der Himmel war krystallhell; nicht ein Lufthauch regte sich. Mein Bart war von der Feuchtigkeit meines Athems bald eine feste Eismasse; meine Nase mußte ich fortwährend reiben. An dem vorhergehenden Tage lag das Eis, das sich auf meinem Pelzkragen gesammelt hatte, so lange gegen mein Gesicht, daß das Fleisch auf meinen Backenknochen zu frieren begann. Als es heller wurde, sahen wir mit Erstaunen, daß wir ein Mädchen zum Postillon hatten. Sie hatte ein schweres Schaffell auf ihren Knieen liegen, einen Muff für ihre Hände und ein Tuch um ihren Kopf gewickelt, sodaß nur ihre Augen sichtbar waren. So eingehüllt, fuhr sie heiter vorwärts; abgerechnet, daß

*) Vergl. Nr. 7, 8, 9, 15, 22 u. 23.

das Roth auf ihren Wangen scharlach- und purpurroth wurde, bemerkte man an ihr keine Wirkungen des Wetters. Als wir uns Sörmjöle, der ersten Station, näherten, hatten wir wieder eine weite Aussicht auf den gefrornen bothnischen Meerbusen, über dem jedoch eine tiefe Wolke von weißem Eisrauch schwebte. Als wir in das mit Schnee bedeckte Thal von Sörmjöle hinabblickten, sahen wir, wie der aus den Häusern hervorkommende Rauch wie eine gerade Säule sich hoch in die Luft erhob, sich nicht zertheilte, sondern allmählich in festen Massen abbrach, die dann wieder niedersanken, das Thal erfüllten und beinahe die Häuser verbargen. Blos die weiße, hübsche Kirche mit ihrem hohen Thurm, die auf einer Anhöhe stand, erhob sich über diese blaßblaue Decke und bot in dem zunehmenden Tageslicht einen freundlichen Anblick.

Wir bestellten uns sofort Pferde, nachdem wir einen Napf heißer, mit Zimmt gewürzter Milch getrunken. Das ist das Lieblingsgetränk des schwedischen Volks im Winter, dem zuweilen noch Branntwein hinzugefügt wird. Der „Finkel", der gewöhnliche schwedische Branntwein, ist ein abscheuliches Getränk und gleicht einer Mischung von Terpentin, Fischthran und schlechtem Zucker; wir trinken die Milch unvermischt, welche die thierische Wärme in einer merkwürdigen Weise aufrechthält. Das Quecksilber war während dieser Zeit auf 31 Grad R. gefallen. Wir brüsteten uns nicht wenig, daß wir die Kraft besaßen, eine solche Temperatur zu ertragen. Unsere Füße fingen indeß an zu erstarren; doch dadurch, daß wir die Hügel hinangingen, verhinderten wir, daß das Blut in seinem Umlauf nicht ganz gestört wurde.

Die Kälte spielte uns indessen einige böse Streiche. Bart, Mütze und Pelzkragen waren mir bald ein einziges Stück Eis. Unsere Augenwimpern wurden schneeweiß und vor Kälte schwer, und wir mußten sie in beständiger Bewegung halten, um sie zu verhindern, zusammenzufrieren. Wir sahen Alles durch Visire, die aus Stäben von Elfenbein gefertigt zu sein schienen. Unsere Augenbrauen und Haare waren so weißgrau wie die eines achtzigjährigen Greises, unsere Wangen ein Gemisch von Carmoisin und Orange, sodaß wir einander beinahe nicht mehr erkannten. Ein Jeder, dem wir begegneten, hatte schneeweiße Locken, wie jugendlich er auch sein mochte; und wie auch die Farbe der Pferde bei der Abfahrt war, so kamen wir an der nächsten Station doch stets mit milchweißen Zugthieren an. Die Reizung unserer Nasenlöcher wurde uns außerordentlich lästig, denn da die Taschentücher sofort steif froren, so war der Gebrauch derselben ebenso peinlich wie beschwerlich. Man könnte ebenso wohl den Versuch machen, seine Nase mit einem Spahn von Pappelholz zu schnauben. Wir konnten unsere Hände nicht eine Minute der Pelzhandschuhe berauben, ohne sie von der heftigen Kälte erstarrt zu fühlen, die das Fleisch gleich einer Schraube zusammenpreßte, das Blut selbst in Eis zu verwandeln schien. In jeder andern Hinsicht waren wir warm und rüstig, und ich habe mich selten kräftiger und munterer gefühlt. Die Luft war außerordentlich angenehm und rein, und ich konnte meinen Mund öffnen (soweit das Eisgitter es erlaubte) und mit einem köstlichen Gefühl der Erfrischung und Erheiterung volle Züge derselben in die Lungen einziehen. Ich hatte nicht erwartet, daß das Athmen bei einer so niedrigen Temperatur so leicht sein könne. Einige Beschreibungen von strenger Kälte in Canada und Sibirien, die ich gelesen habe, bemerken, daß die Luft zu solchen Zeiten ein kitzelndes, schmerzhaftes Gefühl in der Luftröhre und in der Lunge verursache; davon habe ich hier nichts bemerkt.

Das ist nun also endlich eine arktische Reise. Beim Odin, sie ist ruhmvoll! Die glatte, feste Straße, so rein wie Alabaster, auf der die Kufen unserer Schlitten gleich dem musikalischen Murmeln der Bäche im Sommer plaudern; das glänzende, windstille Firmament, das herrliche, rosenfarbige Morgenroth, das nach und nach sich dunkler färbt, bis die orangengelbe Scheibe der Sonne den Horizont durchschneidet, die goldfarbige Gluth der Gipfel der bronzefarbigen Fichten, das Schimmern der glasartigen Birken, die große, trauernde Landschaft, der eiskalte Nektar der schönen Luft, das Jucken des Bluts in jeder Ader, wo es munter die Außenposten des Lebens gegen die belagernde Kälte bewacht: — es ist prachtvoll! Selbst die Landeseingebornen erklärten die Kälte für ungewöhnlich streng.

Ein wenig nach zehn Uhr ging die Sonne auf, und ich habe nie etwas Schöneres gesehen als die Beleuchtung der Wälder und Schneefelder in ihren wagerechten orangengelben Strahlen. Selbst zur Mittagszeit stand sie nicht höher als 8 Grad über dem Horizont. Nur die Wipfel der Bäume wurden von den Sonnenstrahlen berührt; ruhig und fest wie Eisen und von glänzenden Eiskrystallen bedeckt, waren die Stämme derselben in schimmerndes Gold und ihr Laubwerk in ein feuriges Orangenbraun verwandelt. Die zarten, mit Eis überzogenen Zweige der Birken glänzten gleich Stäben von Topas und Amethyst, und die gegen die Sonne liegenden und mit jungfräulichem Schnee bedeckten Abhänge schimmerten in den schönsten safrangelben Strahlen. Im Süden findet sich nichts, was diesem Anblick gleichgestellt werden kann — nichts so reich, blendend und prachtvoll. Die italienische Dämmerung kann die nicht übertreffen, die wir täglich sehen, nicht gleich ihr schnell in die aschfarbigen Schattirungen der Dunkelheit übergehend, sondern Stunden lang sich erhaltend, ohne daß man eine Abnahme des Glanzes wahrnimmt. Ich glaubte in den Winterlandschaften des fernen Nordens die Erhabenheit des Todes und der Verödung, eine wilde, finstere, traurige Monotonie dieses Ausdrucks zu finden; ich habe aber in der Wirklichkeit den beständigen Genuß der seltensten, zartesten und bezauberndsten Schönheit vor mir.

Die Leute, die uns auf der Landstraße begegnen, stehen mit diesen unerwarteten Eindrücken in vollem Einklange. Sie sind so klaräugig und rosenroth wie der Morgen, schlank und kräftig wie die jungen Tannenbäume in ihren Wäldern und einfacher, rechtschaffener und unverfälschter als irgend eine Classe von Menschen, die ich je gesehen habe. Sie sind durchaus keine Memmen. Unter der Heiterkeit dieser blauen Augen und glatten, schönen Gesichter brennt die alte Berserkerwuth, die nicht leicht in Feuer geräth, doch, sobald das geschieht, schrecklich wie der Blitz ist. Braisted sagte: „Ich wünschte, ich könnte alle jungen Leute nördlich von Sundsvall nach Kansas versetzen, ihnen die Geschichte dieses Landes erzählen und sie dann nach ihrem eignen Ermessen handeln lassen." Lord Byron singt:

„The cold in clime are cold in blood,"

aber sie sind blos bei ihrer hohen Selbstbeherrschung und bei der Freiheit von verderblichen Leidenschaften so kalt. Viel besser ist die Behauptung Tennysons:

„That bright, and fierce, and fribble is the South,
And dark, and true, and tender is the North!"

Es giebt in der Brust dieser Nordländer und Nordländerinnen zärtliche Herzen, obschon sie in dieser Beziehung ebenso undemonstrativ wie die Engländer oder wie wir Americaner sind. Es erheitert förmlich, ein solches Volk zu sehen, dessen Verdauung so gesund ist, dessen Nerven so zähe wie Peitschenschnüre sind, dessen Blut in einem starken, vollen Strom einherläuft, dessen Triebfedern vollkommen natürlich sind, das gut ist, ohne es zu wissen, und glücklich, ohne zu suchen, es zu sein. Wo könnten wir in America unter unsern rastlosen Mitbürgern solche Leute finden?

Wir machten zwei schwedische Meilen bis Mittag und dann genossen wir ein Frühstück von gebratenem Rennthierfleisch und Pfannkuchen, von dem wir sehr viel aßen, um einen gehörigen Vorrath von Wärmestoff in uns zu bekommen. Braisted und ich genossen gemeinschaftlich gegen ein Pfund Butter. Verwundern Sie sich nicht, meine jungen Damen, über unseren gemeinen Appetit. Diese heftige Kälte erzeugt die Nothwendigkeit von Fett, und mit der Nothwendigkeit stellt sich der Appetit darnach ein, — eine weise Einrichtung der Natur! Ich bezweifle durchaus nicht, daß ich, ehe ich meine Reise durch Lappland beendigt habe, im Stande sein werde, Fischthran und Talgkerzen Geschmack abzugewinnen.

Auf jeder Station kostete es mir viel Arbeit, meinen Kopf von seiner Umhüllung zu befreien, die mit meinem Barte und Haar zu einem festen Körper verbunden war. Anstatt sich zu vermindern, nahm die Kälte zu; zur Zeit der Dämmerung, als wir in Humboda ankamen, stand das Thermometer 40 Grad unter Null (32 Grad Reaumur). Hier fanden wir eine Gesellschaft Finnländer, die südwärts reisten und fünf Pferde gemiethet hatten; was uns zwang, einige Stunden zu warten. Da wir diesen Tag bereits 40 englische Meilen zurückgelegt hatten und mit unseren Leistungen ganz zufrieden waren, so beschlossen wir, hier zu übernachten. Als das Thermometer hereingebracht wurde, zeigte es sich, daß das Quecksilber gefroren war, und nachdem ich mich aus meiner Verhüllung herausgeschält hatte, fand ich meine Nasenspitze so brennend, als sei sie von einem glühenden Eisen berührt worden. Das Gasthaus war vortrefflich; wir hatten ein warmes, mit einem Fußteppich versehenes Zimmer, Betten von reinen, nach Lavendel duftenden Linnen und alle gewohnten Bequemlichkeiten. Abends setzten wir uns zu einem Weihnachtsschmause von Bratwurst, Kartoffeln, Pfannkuchen, Himbeergelée und einer Flasche des besten Porter von Barclay und Perkins nieder, und tranken die Gesundheit aller theuern Verwandten und Freunde in beiden Hemisphären. Und das war in Umeå Lappmark, von dem man uns erzählt hatte, wir würden daselbst vor Hunger umkommen! Vor Schlafengehen ging Braisted mit dem Thermometer wieder ins Freie; als er mit demselben zurückkehrte, sahen wir mit Erstaunen, daß das Quecksilber unter allen Ziffern der Scala gefroren war.

Des Morgens kam der Wirth zu uns ins Zimmer und stellte Fragen an uns, um seine Neugierde zu befriedigen. Er hielt uns für Norweger und war ganz überrascht, als er vernahm, daß wir Americaner seien. Seitdem wir Stockholm verlassen haben, hat man uns auch für Finnländer, Russen und Dänen gehalten. „Ich vermuthe, Sie haben die Absicht, Bauholz zu kaufen," sagte der Wirth. — „Nein," antwortete ich, „wir reisen blos zu unserm Vergnügen." — „Ja so—o—o!" rief er in einem Tone des größten Erstaunens und voller Unglauben. Er fragte, ob es nothwendig sei, daß wir in solch kaltem Wetter reisen müßten und schien uns nur mit Widerstreben gehen zu lassen. Das Quecksilber stand auf 25 Gr., doch der Himmel war mit Wolken bedeckt und es blies ein rauher Nordwestwind. Wir fühlten nicht dieselbe harte, drückende Kälte wie am vorhergehenden Tage, aber einen weit eindringendern Frost. Derselbe Charakter der Scenerie dauerte fort, aber mit einem weit blassern und ödern Anblick und die Bevölkerung wurde immer seltener. Der bewölkte Himmel entzog uns den Anblick des wenigen Grüns in den Tannenwäldern; dieselben erschienen an beiden Seiten unserer Straße so schwarz wie der Styx. Der Wind war schrecklich rauh und schneidend, wenn er über die offenen Ebenen blies. Ich bedeckte mein Gesicht nicht, sondern rieb meine Nase, um sie vor dem Erfrieren zu schützen, so anhaltend und heftig, daß des Abends die Haut derselben ganz abgeschält war.

In Daglösten, der dritten Station, hielten wir uns eine Stunde auf, um zu frühstücken. Es war ein ganz armseliger Ort und wir konnten nichts weiter erhalten als Fischroggen und Salzfleisch. Die Leute waren sämmtlich halbe Idioten, selbst der Postillon, der uns fuhr. Während der vierten Station hatten wir etwas Tageslicht und die fünfte legten wir in der Dämmerung, die sechste in der Nacht zurück. Die Kälte (30 Grad) war so scharf, daß der Postillon rasch zufuhr, und wir erreichten Sunnanå an dem Flusse Skellefteå, 52 englische Meilen, kurz nach sechs Uhr. Hier wurde uns ein großes Zimmer, das einer Scheuer glich, eingeräumt, welches so kalt war, daß wir unsere Oberröcke anziehen und uns an den Ofen setzen mußten. Ich fing an durch einen Schmerz in meiner Kinnlade von einem krankhaften Zahn beunruhigt zu werden, — das Beginnen eines Märtyrerthums, an dem ich jetzt heftiger als je leide. Das Vorhandensein von Nerven in unseren Zähnen ist mir immer als überflüssige Vorsorge der Natur erschienen. Ich würde jetzt sehr zufrieden sein, wenn sie dieselben wenigstens bei mir weggelassen hätte.

Das Hausmädchen weckte uns bald nach fünf Uhr und brachte uns den Kaffee, während wir noch im Bette lagen. Das ist hier im Norden die allgemeine Sitte und ist ein weiterer Berührungspunkt mit dem Süden. Der Himmel war bedeckt; es blies ein rauher, heftiger Wind. Wir fühlten die Kälte von 18 Gr. weit empfindlicher als am Weihnachtstage. Der Wind blies uns heftig ins Gesicht und drang sogar unter unsere Pelze. Bei unserer Abfahrt fuhren wir auf einer hölzernen Brücke über den Fluß Skellefteå und sahen jenseit desselben eine schöne Kuppel mit einem Thurme in der ungewissen Dämmerung sich schwärzlich erheben, die einen in der Form eines griechischen Kreuzes gebauten weißen Tempel krönte. Es war die Kirche für das Kirchspiel Skellefteå. Wer hätte erwarten können, hier an der

Grenze von Lappland ein solches Gebäude zu finden? Das Dorf umher enthält viele große und hübsche Häuser. Es ist dies nämlich einer der wichtigsten Punkte für den Handel und Verkehr zwischen der Küste und dem Innern.

Wie wir über die niedrigen, breiten Hügel durch Einöden, die mit dunkeln Tannenwäldern bedeckt waren, vorwärts fuhren, wurde das Wetter schlechter. Der Wind schnitt, indem er durch die Hohlwege strich, wie ein scharfes Schwert und der Treibschnee begann die Geleise auszufüllen. Wir brauchten volle zwei Stunden, um die zehn englischen Meilen nach Frastkåge zurückzulegen und der Tag schien sich kaum mehr genähert zu haben. Der trübe, finstere Himmel verbreitete kein Licht, die Wälder waren schwarz und kalt, der Schnee dunkelgrau, — kurz, ich habe selten eine schrecklichere Scenerie gesehen. Wir wärmten uns, so gut wir es vermochten, und setzten dann unsere Reise fort, wobei wir zwei rothbäckige Knaben zu Postillonen hatten, welche während ihres ganzen Wegs sangen und sich gegenseitig alle möglichen Possen spielten, um nicht zu frieren. Auf der nächsten Station tranken wir viel heiße Milch, die mit Butter, Zucker und Zimmt gewürzt war, und fuhren dann mit einem andern pausbackigen kleinen Burschen, der uns als Führer und Postillon diente, weiter. Der Sturm wurde schlimmer und schlimmer; der Wind blies mit Heftigkeit über die niedrigen Hügel und war mit Schneetheilchen beladen, die in unsere Augen drangen und sie so stachen, daß wir kaum sehen konnten. Ich hatte große Schwierigkeit, mein Gesicht gegen das Erfrieren zu schützen und mein Reisegefährte fühlte seine Wangen von der Kälte ergriffen.

Zu der Zeit, wo wir Åbyn erreichten, herrschte ein förmlicher Orkan; wir sahen uns daher gezwungen, dort zu bleiben. Es war bereits Nacht und unser freundliches, kleines Zimmer war bei dem Contrast mit dem schrecklichen Wetter draußen doppelt erfreulich. Unsere gemüthliche Wirthin mit ihrem frischen Gesicht und glänzenden Zähnen war sehr gütig und aufmerksam; ungeachtet ihres breiten Dialekts konnte ich mich mit ihr recht gut unterhalten. Sie war sehr erstaunt, als ich sie um einen Eimer kalten Wassers zum Baden bat. „Wie?“ sagte sie, „ich habe immer geglaubt, wenn Jemand im Winter seine Füße in kaltes Wasser stellte, so werde er sofort sterben!“ Sie besorgte es mir indessen und war nicht wenig erstaunt, als sie mich diesen Morgen um nichts schlechter fand.

Ich verlebte in Folge des Schmerzes in meinem Gesicht eine schreckliche Nacht und wurde bei dem Aufstehen durch die Versicherung, daß viel Schnee gefallen sei, ein wenig getröstet. Das Quecksilber war auf Null gestiegen und der Wind blies nicht mehr so heftig. Wir beschlossen daher, unsere Reise fortzusetzen und einen Versuch zu machen, Piteå zu erreichen. Der Sohn unserer Wirthin, ein schlanker, junger Wikinger, mit gelben, bis auf die Schultern herabhängenden Locken, diente uns als Postillon und fuhr uns voran. Wir fuhren um neun Uhr ab und fanden es Anfangs schwierig genug. Es war kaum hell genug, um unseren Weg sehen zu können und wir arbeiteten uns langsam eine Meile weit durch tiefe Schneelager durch, bis wir auf die Schneepflüge trafen, worauf unser Weg leichter wurde. Diese Pflüge sind hölzerne Gestelle, die mit dem Schiffsbogen einige Aehnlichkeit haben — ich habe wirklich unter ihnen sehr schöne Klippermodelle gesehen — gegen 15 Fuß lang und an der Basis 10 Fuß breit und so leicht, daß ein Pferd sie bequem ziehen kann, wenn der Schnee nicht zu tief liegt. Die Bauern längs der Landstraße sind verpflichtet, wenn Schnee gefallen oder getrieben ist, des Morgens um sechs Uhr mit dem Schneepfluge eine Straße für die Reisenden zu bahnen. So wird, trotz des strengen Winters, die Verbindung nie unterbrochen und der Schneeweg wird zuletzt von dem häufigen Pflügen die schönste Schlittenbahn in der Welt.

Der Wind blies indessen so heftig, daß die Geleise bald ausgefüllt waren und sogar die Spur des Gepäckschlittens, der uns 150 Fuß voraus war, bedeckt wurde. Nun kamen wir an einen Hohlweg, wo der hingetriebene lockere Schnee 5—6 Fuß hoch lag und hier sahen wir uns genöthigt, den Schlitten zu verlassen und uns durch den Schnee zu arbeiten, wobei wir bei jedem Schritte bis an unsere Hüften in den Schnee sanken. Von der Scenerie dieses Tages vermag ich keine Beschreibung zu geben. Es waren nichts als lange Strecken und Wogen von fleckenlosem Schnee, einige elende, schwarze Tannenbäume an jeder Seite und jenseit derselben ein wildes Chaos des Sturmes. Der Schnee fiel in großen Massen, blendete unsere Augen und blies uns ins Gesicht. Es war unmöglich, zu sehen; die feinen Schneetheilchen stachen so in unsere Augäpfel, daß wir nicht vor uns blicken konnten. Der Sturm sauste und brauste durch die Tannenwälder; wir befanden uns ganz allein auf der Landstraße, denn selbst die frommen Schweden mochten an einem solchen Tage sich nicht aus ihrem Hause wagen, um die Kirche zu besuchen. Es war schrecklich erhaben und einsam; ich erfreute mich erstaunlich darüber. Wir fühlten uns warm, obgleich unsere Wangen mit einer Viertelzoll dicken Eisdecke überzogen waren und das Eis in unseren Bärten uns verhinderte, den Mund zu öffnen. Als wir um ein Uhr Jefre erreichten, würden selbst unsere nächsten Verwandten uns nicht erkannt haben. Unsere Augenwimpern wurden von einem schweren Rande gefrorenen Schnees herabgezogen, an unserm Schnauzbarte gab es Eiszacken, die einen Zoll lang waren, und die Taschentücher, die wir um unser Gesicht gebunden hatten, waren fest an das Fleisch gefroren. Die Haut war durch diese Behandlung gekräftigt worden, es bedurfte aber einer längern Zeit, um aufzuthauen.

In Jefre genossen wir etwas Pökelfleisch und heiße Milch; dann fuhren wir weiter, um noch die weite Strecke von 15 englischen Meilen bis nach Piteå zurückzulegen. Der Wind hatte etwas nachgelassen, doch der Schnee fiel fortwährend in dichten Flocken herab. Wir sahen uns von neuem geblendet und die Wangen und Alles waren so mit Eis bedeckt, daß man von unseren Gesichtern nichts weiter sah als die Augen und Lippen. Nachdem wir länger als zwei Stunden durch ermüdende Wälder gefahren waren, kamen wir an die Mündung des Flusses Piteå, wo die Straße durch junge, in das Eis gesteckte Tannenbäume bezeichnet war. Die Welt war hier eine ganz weiße Fläche; rings um uns her, von oben und unten gab es nichts als Schnee, und ohne jene Zeichen hätte ein Mann aufs Gerathewohl fortfahren können, bis er erfroren gewesen wäre. Drei

Meilen oder noch mehr fuhren wir über den festen Meerbusen und dann lenkten wir auf dem entgegengesetzter Ufer wieder in die Wälder. Der Weg erschien uns beinahe endlos. Unsere Füße wurden kalt, unsere Augen schmerzten uns, weil sie von dem feinen Schnee geschlagen wurden, und meine geschwollene Kinnlade marterte mich unaufhörlich. Endlich erschienen vor uns Lichter durch die Dunkelheit; doch es verging noch eine volle halbe Stunde, ehe wir an beiden Seiten Häuser erblickten. Es zeigte sich eine Straße, dann kam ein großes Gebäude, welches wir für die Wohnung des Gouverneurs hielten, und zu unserer großen Freude lenkte der Skjutsbonde in den Hof eines Gasthauses. Hier sind wir nun in der Hauptstadt von Piteå Lappmark, etwas über den 65. Grad der nördlichen Breite. Von hier bis Torneå, an der Spitze des bothnischen Meerbusens, sind es noch drei Tagereisen, und von dort aus gedenke ich meinen nächsten Brief zu schreiben.

Aus dem deutschen Handwerksleben.*)

3. Die Gesellenherbergen.

Aus den classischen Schriftstellern des Alterthums erfahren wir, daß die Herbergen oder Wirthshäuser bei den Römern in Beziehung ihrer innern Einrichtung durchaus nicht lobenswerth genannt werden konnten, da sie fast überall von so gemeiner und verworfener Art waren, daß ein junger Mann, welcher etwas auf sich hielt, nur gewaltsam dazu gezwungen werden konnte die Ehrlosigkeit der Wirthe zu erproben. Aber dennoch und wenn selbst in ihnen das Wasser nicht einmal genießbar gewesen, wie Horaz uns erzählt, können sie mit den deutschen Gesellenherbergen hier und dort wohl einen Vergleich bestehen. O daß ich das schreiben muß! Aber leider ist dem so: die deutsche Herberge gleicht an manchem Orte einer Stätte, vor welcher die Menschheit ihr Antlitz verbirgt; sie ist ein Gefängniß, in welchem der deutsche Geselle weniger gastlich gepflegt und gehegt wird als der gekaufte Neger im Zwischendeck eines Sklavenschiffes; sie ist die Quelle von tausend schweren Verbrechen! Ja, in ihr wird schlechter für den Mann gesorgt, der mitunter Paläste mit aufbaute oder doch für die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens überhaupt und so vielfach für seine Mitmenschen sorgt, wie im Stall für die stolzen Vollbluthengste! Mit einem Worte, die deutsche Herberge gleicht einer Rabenmutter, die den müden Leib der Kinder deutscher Erde kärglich bettet, die herzlos und ohne Mitleid sie einladet zum kalten Heerd und ohne Theilnahme den Kummer und das Elend thränen- und gefühllos anschaut.

So war es vor zwanzig Jahren. Ob es anders geworden, magst Du selber entscheiden, Leser, wenn Du Dich überwinden kannst, mir in eine sogenannte deutsche Herberge zu folgen. Ich wähle eine norddeutsche, weil sich hier und namentlich in den „freien" Städten noch gegenwärtig das sich längst überlebte Zunftwesen fast in seinem ganzen Flor erhalten und der wandernde Handwerksgeselle hier in einer derartigen Herberge einkehren und eine Nacht in derselben geschlafen haben muß, ehe er sich „zuschicken," oder sich „schauen" lassen kann; was in der Handwerkssprache soviel wie Arbeit suchen heißt. Aus diesem Grunde wird auch derjenige Meister, an welchen sich ein arbeitsuchender Geselle wendet, Zuschickemeister oder auch Schaumeister genannt. Doch das nur beiläufig. Treten wir also ein in eine deutsche Herberge. Eine stinkende Luft schlägt uns entgegen, geschwängert mit schlechtem Tabaksqualm und noch schlechteren Spirituosen. Auf langen, mit Lehnen versehenen Bänken sitzen hier die Leidensgenossen der deutschen Zunft an einem schmahlen, aber langen Tische bei karger Kost, und erzählen sich von ihren Erlebnissen, wobei die Wanderbücher und nicht selten auch die Polizei die Hauptrolle spielen. Die Wände sind schwarz angelaufen, der Fußboden ist von einer unergründlichen Farbe und neben der Schenke steht der Rabenvater, ich meine den Herbergsvater, der nicht selten den armen Gesellen das Brot vom Munde stiehlt, sich achselzuckend von dem Bittenden wendet und den Kranken hinausstößt. Eine Thranlampe verbreitet nur ein trübes Licht durch das Zimmer, das auch nicht einmal den allerersten Anforderungen entspricht, welche die Gesundheit bedingt. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen der deutsche Geselle gar bald alle und jegliche Lebenslust verliert und aller Schmelz des fröhlichen Menschen von seinem Antlitz weicht? Wie kann Muth, wie kann Zuversicht, Jugendtrotz in solchem Zimmer gedeihen? — Schaudernd betritt der deutsche Geselle die Herberge, schaudernd verläßt er sie, und wenn ihm in solchen Augenblicken das ganze Vaterland wie eine große elende deutsche Herberge vorkommt, in welcher sich Einzelne den besten Platz am Tische mit dem Schweiße der Andern wohlbestellen; in welcher Einzelne ihr Haupt auf warme, weiche Dunen drücken und ihr Ohr dem Jammerton der Hungernden verschließen, so giebt die Herberge ihm leider selber dazu Veranlassung. Denn wer das Schlafgeld nicht vor dem Schlafengehen bezahlen kann, der muß auf harten, und mitunter auch wohl unreinen Holzbänken in dem allgemeinen Fremdenzimmer die Nacht zubringen. Wenigstens war es noch so vor zehn Jahren. Schon mancher Geselle, der kräftig und gesund war, hat seine Gesundheit durch das öftere Einathmen dieser mephitischen Luft einbüßen müssen, wozu ihn gleichsam die Gesetze der Zunft gewaltsam zwingen; und es kann sich leider treffen, daß ein fremder Geselle mehrere Tage dieser verpesteten Luft, den Prellereien und Rohheiten des Herbergsvaters ausgesetzt ist. Die obenerwähnten „Zuschickstage" nämlich sind an manchen deutschen Orten vom Sonntag bis zum Donnerstage; trifft der Geselle nun an einem Donnerstage ein, so muß er selbstverständlich mehrere Tage müßig liegen bis er Arbeit erhalten kann. Dazu kommt noch, daß der in Arbeit stehende Geselle von dem Herbergsvater fast immer und überall besser behandelt wird als die „Zuschickenden;" ja diese werden von jenen auch wohl gesondert und haben dann ein besonderes, aber freilich kein besonders gutes Gemach, Bett oder Strohlager, für das sie aber dessenungeachtet reichlich bezahlen

*) Verg. Nr. 24 u. 25.

müssen. Nur auf dem flachen Lande findet der deutsche Handwerksgeselle hin und wieder noch, daß das Geld die Billigkeit und Menschlichkeit nicht in den Staub getreten hat. Die Landleute welchseln unter einander in der Verpflichtung, dem wandernden Gesellen ein Strohlager zu geben, das besser ist als die harte Bank, und reinere Luft als in der deutschen Herberge. Nur macht ihm der Erlaubnißschein vom Schulzen zum Uebernachten mitunter mehrfache und doppelte Wege, indem er oft von Herodes zu Pilatus geschickt wird, ehe er zum gewünschten Ziele gelangt. — Wenn also ein deutscher Handwerksgeselle nach einiger Zeit der Wanderschaft sich in seinem Aeußern verändert und vernachlässigt, so liegt, wenn auch nicht immer, doch häufig die Schuld nicht an ihm, sondern in den Vorschriften der Zunft, oder genau genommen, in der deutschen Herberge. „Wir führen in Deutschland ein Hundeleben!" hört man häufig in diesen Räumen ausrufen. „Da ist es in der Schweiz und in Frankreich doch ganz anders! Man glaubt sich in den Himmel versetzt, wenn man die deutschen Herbergen und deutschen Polizeistuben hinter sich hat. Dort wird man doch wenigstens menschlich behandelt und keiner jagt uns fort, wenn wir uns ehrlich ernähren wollen!" Die letzten Worte sollen dem Leser leicht verständlich werden.

Wer sich von dem entsittlichenden Einflusse, der Aufgeblasenheit und Rohheit der Zünftler einen Begriff machen will, gehe einmal an einem „Schautage" auf die deutsche Herberge. Die Gesellen, welche Arbeit suchen, werden hier nicht viel anders gemustert und behandelt wie die Sklaven auf dem Sklavenmarkte. Kein Geselle kann sich die Werkstatt wählen, in der er arbeiten möchte, keiner darf sich den Meister, der ihm gefällt, aussuchen; er muß sich dem Meister ergeben, der Jagd auf ihn macht, und dem Himmel noch danken, wenn Einer sein Auge mit Wohlgefallen auf ihn richtet. Gleich dem lieben Vieh sieht man hier eine Heerde von Menschen ein- und austreiben. Die Gesellen müssen ihre Wanderbücher auslegen und vor den Meistern Parade machen. Die Zunftmeister wählen nun selbstverständlich die Stärksten und Gesundesten für sich aus; die Kränklichen und Schwachen verbleiben den Freimeistern, welche beschränktere Rechte haben als die eigentlichen Meister und erst wählen dürfen, wenn diese ihre Wahl getroffen. Also nicht Fleiß und Talent entscheiden die Meisterschaft, sondern das Geld allein. Ist nun einem Gesellen Arbeit gegeben, und hat er die gesetzliche Probezeit — gewöhnlich acht Tage — zur Zufriedenheit des Meisters bestanden, so accordiren beide über den Lohnsatz und die Dauer der Arbeit; dabei ist jedoch ein kleiner Unterschied bemerkenswerth: dem Gesellen steht es nicht frei den Meister während dieser Probezeit zu verlassen, dieser aber kann jenen mitten in der Zeit fremd machen. Bei der Annahme eines Gesellen in Arbeit, zahlt der Meister eine kleine Summe Geldes, die theils in die Krankencasse fließt, theils von den Contrahenten verschmaust wird. Häufig ist aber die Arbeit nur eine Galgenfrist und der Geselle muß wieder zum Wanderstabe greifen und den deutschen Herbergen Besuche machen.

Es reisen viele Schurken und große Betrüger — las ich jüngst — unangefochten durch aller Herren Länder, keiner fordert von ihnen den Beweis, daß sie ihrem Nächsten nicht zur Last fallen; bei dem deutschen Arbeiter ist das anders: er muß einen derartigen Beweis beim Uebertritt aus einem deutschen Lande in das andere, also alle Nase lang, klingend ablegen. Und fehlt ihm auch nur ein Kreuzer an der vorgeschriebenen Summe Geldes — ihm bleibt der Weg versperrt. Das Gesetz fragt ihn nur: Wieviel hast Du? Aber nicht: Woher hast Du Dein Vermögen? Hast Du's auf ehrliche oder schändliche Weise erlangt? — Die empörende Grausamkeit, welche in solchem Verfahren liegt, hat schon mancher deutsche Handwerksgeselle erfahren. Kommt er an den Grenzstein und zeigt seine kleine Baarschaft vor, so wirft vielleicht ein junger milchbärtiger Beamter einen verächtlichen Blick auf das Geld und spricht trocken: „Nicht genug!" und reicht dem Gesellen das Wanderbuch wieder dar, nachdem er in dasselbe die Worte eingetragen hat: „Zurückgewiesen wegen unzulänglicher Reisegelder."

Auf diese Weise wird der arme Handwerksbursche hier- und dorthin gehetzt mit wunden Füßen, wundem Herzen und leeren Taschen. Endlich nach jahrelanger Wanderschaft kommt er wieder heim, mit der Ueberzeugung, die deutschen Herbergen zur Genüge kennengelernt, aber weder seine Fähigkeiten ausgebeutet, noch seine Kenntnisse bereichert zu haben. Arm und ungesund siecht sein Körper hin, während unter besseren Umständen sein Leben vielfachen Nutzen geschafft hätte und einem Frühlingstage gleich verflossen wäre. Tausende sind schon diesen fehlerhaften Einrichtungen zum Opfer gefallen und Tausende werden ihnen noch verfallen, bis dem Chaos ein Ende gemacht, die deutsche Herberge gebessert und überhaupt eine Organisation der Arbeit ins Leben gerufen ist. Nur Liebe kann die Welt retten, denn nur in ihr ist Leben und in dem Gedanken der wechselseitigen Pflicht liegt die bessere Zukunft.

4. Die Wanderbücher.

Gleich den Herbergen sind die sogenannten Wanderbücher des deutschen Handwerkers ebenfalls ein Wurmfraß in dessen Wanderleben. Kennst Du ein derartiges Wanderbuch, Leser? Hast Du wohl je in einem solchen geblättert und die Gesetze gelesen, welche darin auf den ersten Seiten aufgezeichnet sind? Wenn nicht, so lobe Gott aus vollem Herzen! Es ist freilich nur ein kleines, dünnes Buch, in welchem die Anzahl der Blätter mit ängstlicher Genauigkeit angegeben, allein sein Inhalt ist grausenhaft, denn in dem Wanderbuche stehen mitunter viele Grausamkeiten, viele Unmenschlichkeiten und fürchterliche Schicksale aufgezeichnet. Mit einem Worte, es ist das Buch armer Sünder, das Seufzer- und Thränenbuch deutscher Handwerksburschen. Wenn man ein Paar Blätter darin liest, so gehen Einem vor Mitleiden und Kummer die Augen über, und wenn auch nur wenige Worte darin stehen, so schlummert doch zwischen den Zeilen eine lange traurige Geschichte, eine Geschichte von schnödem Verrath an Menschheit und Vaterland, denn es ist darin das Opfer von tausend und wieder tausend Unschuldigen mit dem Stempel des Gesetzes besiegelt. Doch höre!

Auf den beiden ersten Seiten eines Wanderbuches liest man, wie schon erwähnt, die Polizeiregeln in verschiedenen Paragraphen abgedruckt. Ihr Inhalt reicht hin, den Freiheitsschwin-

del des Empfängers augenblicklich zu dämpfen, denn er reißt den jungen Mann gewaltsam von der Stätte, wo er gern weilen möchte und schmiedet ihn wiederum an den Boden, der ihm unter den Füßen brennt. Wehe dem Verwegenen, der die große Heerstraße verläßt, oder gezwungen durch eiserne Noth, zu seinem Mitmenschen sagt: „Gieb mir ein wenig Brot, denn mich hungert gar sehr!" oder: „Beherberge mich an Deinem Heerde, mich friert!" Gleich grinsen dem Träger des Wanderbuches die Worte aus demselben entgegen: „Wegen Bettelns 24 Stunden Gefängnißstrafe erlitten." Diese Worte aber brandmarken den Gesellen selbst in den Augen seiner Kameraden, weshalb wohl mitunter von diesem oder jenem Inhaber das Blatt der Schande herausgerissen oder unleserlich gemacht wird; wodurch er sich aber in neue Verlegenheit stürzt, weil die Blattzahl genau bemerkt ist. In manchen Wanderbüchern ist das „Fechten" bei körperlicher Züchtigung verboten; es wird also gleichsam der Selbsterhaltungstrieb verboten und der Selbstmord befohlen, und es ist in der That nicht selten vorgekommen, daß der, welcher am andern Morgen zu einer solchen Execution abgeholt werden sollte, sich während der Nacht im Gefängnisse das Leben genommen. Glaube nicht, Leser, ich male grau in grau; nein, ich erzähle nur Thatsachen, wie sie leider in dem Handwerkswanderleben vorgekommen. — Wie das „Fechten," spielt auch das „Visiren," das „Reisegeld," die „reine Wäsche" und der „Hautausschlag" keine untergeordnete Rolle in dem deutschen Wanderbuche, letzter namentlich in bayerischen Paßbemerkungen. Was wohl das Ausland darüber denkt? Muß es nicht zu dem Glauben kommen, daß der deutsche Arbeiter eigens Propaganda in dieser Schmuzkrankheit mache? Ein Glück für die Träger deutscher Wanderbücher ist es noch, daß die ausländischen Beamten sich eben keine große Mühe geben, die Orthographie der deutschen Herren Postbeamten zu entziffern. Es lockt daher nicht selten dem jungen Wanderer ein Lächeln ab, wenn sein Wanderbuch mit dem Visa versehen wird: „Producent ist ohne Hautausschlag und geht nach N. N." Dieses undeutsche Wort Visiren ist gleichsam ein Strick, womit der deutsche Handwerksbursche stets an die große Heerstraße gebunden wird! Er darf keinen Zoll breit von dem vorgeschriebenen Wege abweichen; er darf seinen Reiseplan nicht im geringsten ändern, bevor er nicht den im Wanderbuche angegebenen Ort erreicht hat. Und doch, wie häufig wechseln die Nachrichten, wo Arbeit zu finden ist, zumal auf der Wanderschaft selbst!

Kommt der junge Mann dennoch glücklich und nach vielen überstandenen Drangsalen an die Grenzscheide eines deutschen Landes, so tritt ihm mitunter ein milchbärtiger Beamter herrisch entgegen und verlangt gebieterisch seine Baarschaft zu sehen. „Nicht genug!" ruft er, wenn die vorgeschriebene Summe Geldes nicht da ist, verlangt das Wanderbuch und bemerkt in demselben: „Zurückgewiesen wegen unzulänglichen Reisegeldes!" Der Geselle blickt dann wohl verblüfft auf diese Worte, befühlt seine Arme, streckt sie dem Beamten auch wohl entgegen, doch dieser versteht ihn vielleicht nicht und schiebt ihn aus der Thür seines Bureaus. Abermals enttäuscht, schleppt sich der Arme weiter und erfährt immer neue Täuschungen. Fast alle deutschen Polizeistuben hat er kennengelernt, aber die Hoffnung, welche er mit aus seiner Heimath nahm, ist nicht in Erfüllung gegangen: verhungert, siech und ohne bedeutende Fortschritte in seinem Gewerke gemacht zu haben, kehrt er in dieselbe zurück. Aber wir können so noch nicht schließen, sondern müssen nochmals auf die polizeilichen Verordnungen zurückkommen. Am Schlusse derselben nämlich steht noch das Signalement des Inhabers. Dasselbe lautet wortgetreu: Alter — Statur — Stirn — Augen — Mund — Bart — Gesichtsfarbe — Größe — Haare — Augenbrauen — Nase — Kinn — Gesicht — Sprache — besondere Kennzeichen. Darunter muß der junge Geselle eigenhändig seinen Namen schreiben. Was mit der Schilderung des Aeußern eigentlich bezweckt wird, weiß vielleicht mancher Wanderer Anfangs nicht; indessen lernt er doch kennen, was in seinem deutschen Vaterlande ein „Signalement" genannt wird. Wie ungenügend, unvollständig und wenig zutreffend ein derartiges mit Buchstaben ausgedrücktes Bild häufig ist, muß Jedem auf den ersten Blick einleuchten, der zum Zeichnen ein wenig mehr Talent besitzt als Derjenige, welcher das Bild entworfen. Würde er die Geliebte des jungen Wanderers gefragt haben, so dürfte die Beschreibung gewiß lebendiger und wahrer ausgefallen sein, als sie jetzt in Wahrheit ist, da durchaus keine „besondern Kennzeichen" wahrgenommen, sondern nur höchstens die Farbe der Haare, die Länge des Körpers und die Form des Gesichtes aufgezeichnet sind. Und dennoch wäre der Inhaber des Wanderbuches leicht unter Tausenden zu erkennen gewesen. Deutsche Treue und Biederkeit blitzten aus seinen Augen; Unschuld, Muth und Lebenslust auf Stirn und Wangen; seine Rede war schlicht und einfach, aber zum Herzen gehend; Zuversicht und Jugendtrotz sprachen aus seinen männlich schönen Zügen, aus seiner ganzen Haltung. Er trug zwar keine feinen Kleider, aber dennoch war in jedem Theile seines Wesens der Stempel der göttlichen Natur entsprechender ausgeprägt als der Stempel der deutschen Polizei auf dem Papier seines Wanderbuches. So bei seinem Abgange; bei seiner Rückkunft aber:

„Wer's Wanderbuch
Durch Deutschland trug:
Von Schmach und Trug
Litt er mehr als genug!"

H. A.

Der Sultan von Mascate.

Unter die morgenländischen Fürsten, die in der Geschichte der politischen Entwickelung des Orients eine wichtige Stelle einnehmen, gehört der Sultan von Mascate, der kürzlich an Bord der Victoria, eines seiner Kriegsschiffe (nicht einer englischen Fregatte dieses Namens, wie irrthümlich gemeldet) auf einer Reise von seiner asiatischen Hauptstadt Mascate nach Zanguebar — auch Zanzibar genannt — im Mittelpunkte seiner africanischen Besitzungen gestorben ist. Dieser Regent hat ein halbes Jahrhundert lang im Orient eine bedeutende Rolle gespielt; er hat die Ehre gehabt, während seiner Regierung Freundschafts- und Handelsverträge mit

der englischen, der französischen und der nordamericanischen Regierung abzuschließen, und so verdient er um so mehr die Beachtung Europa's, da die Besitzungen, die er während seiner Regierung zu einem Reiche vereinigte, nach Herstellung der beabsichtigten Euphrat-Eisenbahn und des Durchstichs des Isthmus von Suez für Europa eine hohe Bedeutung erlangen werden.

Zunächst ein Wort über seinen wahren Titel. Man nennt ihn gewöhnlich, selbst in der diplomatischen Welt, den Imam von Mascate. Der französische Schiffscapitän Guillain, der zweimal officiell mit ihm im persönlichen Verkehr gestanden hat, erklärt in dem von ihm kürzlich erschienenen Werke: „Documens sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale," daß Syed-Saïd, das ist der Name des verstorbenen Sultans, nie den Titel „Imam" geführt hat. Seine Vorgänger waren allerdings mit demselben bekleidet, doch nur in Folge einer freiwilligen Ehrenbezeigung ihrer Unterthanen für ein gewisses religiöses Blendwerk, auf das der letzte Sultan von Mascate, der zu eng mit den Christen verbunden war, nie Anspruch gemacht hat.

Saïd, 1789 geboren, stammte von einer arabischen Familie ab, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Oman, einer längs des indischen Oceans und des persischen Meerbusens gelegenen Provinz im östlichen Arabien, sich den ersten Rang erobert hatte. Im Jahre 1791 entriß ein Mitglied dieser Familie, Sultan-ben-Ahmed, den schwachen Händen seines ältern Bruders die Macht, und als er 1804 starb, hinterließ er die nur schwach befestigte Regierung eines großen Reichs seinen beiden Söhnen Salem und Saïd. Salem, der einen sehr furchtsamen Charakter hatte, trat seine Rechte als Erstgeborener willig an Saïd ab, der kaum fünfzehn Jahre alt, aber voller Energie und Vertrauen zu sich selbst schon nach den Gefahren und Ehren der ersten Rolle verlangte und frühzeitig den Plan entwarf, das hohe Geschick, für das seine Geburt ihn bestimmt hatte, zu vergrößern und zu befestigen.

Im Juli 1806 befreite ihn ein Verbrechen, dessen Verantwortlichkeit er von sich wies, während er die Früchte desselben sich zu Nutze machte, von seinem Onkel und Mitbewerber Bedeur. — Im September desselben Jahres wurde er in Mascate als Sultan proclamirt und seit dieser Zeit bis zu seinem am 18. October 1856 erfolgten Tode hat er den Thron jenes Landes besessen. Seine Regierung hat folglich volle fünfzig Jahre gedauert und es ist ihm vergönnt gewesen, allen großen Ereignissen, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um ihn her zutrugen, als Zuschauer oder als handelnde Person beizuwohnen.

Drei Gedanken, drei Arten von Unternehmungen, füllten diese lange Regierung. Saïd befreite sich vom Schutz der Wahabiten und behauptete gegen dieselben die Unabhängigkeit des Königreichs Oman. Auf der Ostküste Africa's befestigte er die bestrittene Macht seiner Familie und machte die Insel Zanguebar zum Mittelpunkte eines neuen Reichs. Endlich bestrebte er sich vom ersten bis zum letzten Tage seiner Regierung, mit wichtigen Seemächten in Europa und America politische und Handelsbündnisse abzuschließen. Diese dreifache Aufgabe, die er seinen Talenten und seiner Thätigkeit selbst gestellt hatte, ist ihm vollkommen gelungen.

Sein Kampf gegen die Wahabiten, diese Protestanten des Islamismus, deren Reformen die Macht der muselmännischen Fürsten ebensoviel wie den religiösen Glauben derselben bedrohten, fing gleich nach seiner Thronbesteigung an und dauerte zwölf Jahre lang. Ihr Häuptling Suhud hatte dem Mitbewerber Saïds, dem legitimsten Erben des enthronten Zweiges, einen lästigen Tribut und eine demüthigende Vasallenschaft auferlegt. Um sich dem beschwerlichen und unpopulären Joch zu entziehen, nahm der junge Sultan bald zu diplomatischer List, bald zur bewaffneten Macht seine Zuflucht. In den Gefechten weniger glücklich als in seinen Unterhandlungen, erfuhr er oft ernste Unglücksfälle, doch die Festigkeit seiner Seele ging aus allen diesen Prüfungen siegreich hervor. Das militärische Talent, das ihm ebenso sehr wie seinen Officieren mangelte, ersetzte er durch Bündnisse. Er wendete sich mit der Bitte um Beistand an den Gouverneur von Bombay und hatte im Alter von neunzehn Jahren das Vergnügen, Kriegsschiffe der ostindischen Compagnie mit ihrer furchtbaren Artillerie seine schwache Flotte und seine Soldaten ohne Waffen und Lebensmittel unterstützen zu sehen. Auch die persische Regierung in Teheran bewies ihm viel Wohlwollen, das ihm aber weniger Nutzen brachte. Die wichtigste Unterstützung wurde ihm indessen von Seiten Mehemed Ali's, dem die Vernichtung der Wahabiten, ihres gemeinschaftlichen Feindes, ebenso sehr wie ihm selbst am Herzen lag. Der im Jahre 1814 erfolgte Tod des Häuptlings dieser Sectirer, die Niederlage Abd-Allah's, des Nachfolgers desselben, durch Ibrahim Pascha im Jahre 1818, dem die Einnahme von Deraïëh, dem Bollwerk der Wahabiten im Herzen Arabiens, folgte, befreiten endlich den Sultan von Mascate von seiner vorzüglichsten Sorge und er konnte dann die Thätigkeit seines Geistes der innern Verwaltung seiner Staaten widmen. Seine zu Lande überall besiegten Feinde legten sich nunmehr auf die Seeräuberei, wie es die im 15. und 16. Jahrhundert aus Spanien vertriebenen Mauren ebenfalls gethan hatten; doch auf diesem neuen Schauplatz der Thätigkeit erloschen die Interessen des arabischen Sultans vor denen des englischen Handels, der von diesen Seeräubern sehr bedroht wurde. Saïd wurde aufgefordert, sich an den Expeditionen, welche die ostindische Compagnie gegen die Piraten organisirte, zu betheiligen, was er sehr gern that. Ein prachtvoller Ehrendegen belohnte seine Dienste oder ermuthigte vielmehr seine Folgsamkeit gegen seine mächtigen Nachbarn, deren Ansichten sich in Verträgen offenbarten.

Der Sultan von Mascate war in der Ausführung des zweiten Theils der gestellten Aufgabe — der Befestigung oder richtiger gesagt der Gründung seines africanischen Reiches an der Küste von Zanguebar, 700 Stunden von Mascate — nicht weniger geschickt und glücklich. Die Beherrscher von Oman, von den arabischen Häuptlingen in Monbase, die mit ihren eignen Kräften die Portugiesen nicht verjagen konnten, zur Hülfe herbeigerufen, hatten sich seit dem 17. Jahrhundert daselbst auf eigne Rechnung festgesetzt; doch wegen der weiten Entfernung und in Folge äußerer und innerer Kriege, die ihre Kräfte zu sehr in Anspruch nahmen, blieb diese Souveränetät weit mehr nominell, als daß sie in der Wirklichkeit bestanden hätte. Saïd fand dieselbe bei seiner Thronbesteigung sehr wankend, doch während seines Kampfes gegen die Wahabiten mußte er sich auf Manifestationen beschränken, die weit mehr bestimmt waren, seine Ansprüche zu erkennen zu geben, als ihnen den Sieg zu verschaffen. Im Jahre 1822 erschien ihm die Gelegenheit günstiger und er schickte gegen den ungehorsamen Gouverneur von Monbase eine Expedition ab, deren Oberbefehl er einem

seiner besten Generale anvertraute. Der Widerstand wurde leicht gebrochen; doch im Orient weit mehr als anderswo biegen sich die schilfartigen Rebellen, aber brechen nicht. Im Jahre 1828 organisirte Saïd eine zweite Expedition, die er, ebenso wie eine dritte im Jahre 1829, selbst leitete. Dasselbe that er 1833; endlich sicherte im Jahre 1837 ein von ihm befehligtes wirkliches Geschwader den Triumph seiner Herrschaft definitiv und späteren seltenen und ohnmächtigen Protestationen gelang es nicht, dieselbe wieder zu erschüttern. Um sie zu befestigen und wahrscheinlich auch um sich von seinen allzu mächtigen Freunden, den Engländern, zu entfernen, deren Schiffe unaufhörlich das Meer bei Oman und den persischen Meerbusen durchfurchten und die für ihn ein lästiger Anblick waren und öfters die Veranlassung zu Streitigkeiten wurden, verlegte Saïd seine Residenz nach der Insel Zanguebar, welche dadurch die politische Wichtigkeit von Monbase erbte. Mascate wurde der Verwaltung eines seiner Söhne anvertraut, und nur von Zeit zu Zeit mit einem seltenen Besuche seines Gebieters beehrt.

In seiner neuen Hauptstadt, die weit mehr ein Ruhesitz als Hauptort einer Regierung zu sein schien, überließ sich der arabische Sultan ganz seinem Geschmack, der ihn zu friedlichen Speculationen antrieb. In kurzer Zeit wurde er durch Kauf und durch Confiscation der wichtigste Grundeigenthümer auf der Insel und dem festen Lande; er ließ sich in verschiedene commercielle und industrielle Unternehmungen ein; um seine Reichthümer zu vermehren, erfand er fiscalische Einrichtungen; er selbst betrieb die Anpflanzung des Zuckerrohrs, des Gewürznelken- und des Kaffeebaumes, und er konnte sich vor Europa als den Beförderer einer Art von Civilisation hinstellen, wobei seine Habsucht als orientalischer Pascha sich durch die Einsicht der abendländischen Wissenschaft aufzuklären suchte. Diese Neigung zur Civilisation war ein wichtiger Zug seines Charakters und seines Geschickes und bei einem muselmännischen Souverän etwas Auffallendes.

Anfangs hatte ihn blos sein persönliches Interesse den Engländern genähert. Drei in den Jahren 1822, 1829 und 1845 abgeschlossene Verträge veränderten die anfängliche Hülfe während eines Krieges in ein festes Bündniß während des Friedens. Er öffnete seine Häfen der ostindischen Compagnie, bewilligte derselben die Ausbeutung des Guano auf einigen Inseln und als ein Zugeständniß von hoher politischer und socialer Wichtigkeit verpflichtete er sich, in seinen Staaten selbst unter nationaler Flagge den Handel mit für das Ausland bestimmten Negern zu verbieten. Der in Zanguebar und Quiloa centralisirte Sklavenhandel war aber die wichtigste und einträglichste Industrie seiner Unterthanen. Zwei Gesandtschaften an die Königin Victoria in den Jahren 1838 und 1842, die mit reichen Geschenken begleitet waren, lenkten endlich, was er sich schon längst gewünscht hatte, die bis dahin ein wenig zerstreute Aufmerksamkeit Europa's auf ihn.

Im Jahre 1833 wurde ihm ganz unerwartet eine ganz uneigennützige Ehrenbezeigung zu Theil, die seinem Stolze nicht wenig schmeichelte. Es kamen nämlich im Hafen von Mascate zwei nordamericanische Kriegsschiffe an und man machte ihm im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten Vorschläge zum Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrags. Die Union hatte ihren Handel bis auf die Ostküste von Africa ausgedehnt und wünschte mit dem Schutze des Souveräns für ihre Handelsschiffe die Ermächtigung von ihm zu erhalten, in Zanguebar ein Consulat errichten zu dürfen. Saïd bewilligte Beides und freute sich, in Rücksicht auf die Zukunft ein Gegengewicht gegen die zuweilen um sich greifende Freundschaft der Engländer, von der die Herrscher in Ostindien zu erzählen wissen, zu finden.

Einige Jahre später wollte die Regierung Ludwig Philipps ihrerseits mit dem Sultan von Mascate die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Mascate, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, die aber durch Seekriege und die Unfälle, welche den französischen Flotten im indischen Meer zugestoßen, unterbrochen waren, wieder anknüpfen. Ein unter dem Minister des Auswärtigen, Guizot, abgeschlossener und am 21. November 1844 von dem damaligen Schiffscapitän und jetzigen Viceadmiral Romain Desfossés unterzeichneter Vertrag eröffnete Frankreich die Häfen im Reich des Sultans sowohl in Africa wie in Asien auf demselben Fuße wie England und den Vereinigten Staaten und setzte gleichfalls fest, daß in Mascate und in Zanguebar französische Consuln zugelassen werden sollten. In Folge dieses Vertrags und der dadurch in den Kammern hervorgerufenen Berathungen wurde der Name des Imam von Mascate, der bisher in Frankreich fast ganz unbekannt gewesen war, daselbst populär.

Seit jener Zeit genoß Saïd in friedlicher Art die Erfolge, die er durch seine geduldige und kluge Politik erlangt hatte, ohne daß ein besonderes Ereigniß die Aufmerksamkeit Europa's auf jenes ferne Reich gelenkt hätte.

Wenn man jenen Fürsten nach den Vorschriften einer strengen Moral beurtheilt, so ist er nichts weniger als vorwurfsfrei. Seine List ist oft zur Doppelzüngigkeit, Treulosigkeit und zum Wortbruch geworden; seine Geldliebe verleitete ihn zu Confiscationen und zum Geiz. Ein- oder zweimal hat er sich grausam bewiesen. Sobald man aber Zeit und Ort, wo er lebte, in Rechnung zieht und sich erinnert, wie morgenländische Herrscher in der Regel verfahren, so wird man willig zugestehen, daß der Sultan Saïd seltene und hervorragende Eigenschaften besaß, die ihn zwar nicht zu dem Namen eines großen Mannes berechtigen, ihn aber doch weit über die gewöhnlichen Regenten im Orient erheben. Scharfsichtig und kühn in seinen Plänen, geschickt und beharrlich in der Ausführung derselben, aus seinen Unfällen ebenso sehr wie aus seinen Erfolgen eine neue Energie schöpfend, gewaltsamen Mitteln fremd, leutselig gegen seine Unterthanen, in seinen auswärtigen Beziehungen versöhnlich, zeigte er sich durch wirkliche Verdienste der ihm zu Theil gewordenen Begünstigungen des Glücks würdig.

Wenn man nun diesen geistigen und moralischen Eigenschaften die Majestät einer hohen, imponirenden Gestalt, ein edles und wohlwollendes Gesicht und vollkommen angenehme Gesten hinzufügt, so läßt sich leicht begreifen, daß er während seines Lebens sowohl auf das Herz seiner Unterthanen, wie auf den Geist der Europäer, die mit ihm in Berührung gekommen sind, einen nur günstigen Eindruck gemacht haben kann, und so wird das Andenken an ihn mit vollem Rechte sich lange Zeit erhalten.

Aus dem Beispiel dieses Regenten läßt sich erkennen, mit welcher Leichtigkeit der Islamismus sich den Wünschen der Menschlichkeit fügt und sich von denselben beeinflussen läßt. Saïd hat den Sklavenhandel in seinem Reiche früher abgeschafft als es in vielen christlichen Staaten geschehen ist. Während er stolz darauf war,

mit den erlauchtetsten Souveränen fast als ein ihnen Gleichstehender zu unterhandeln, beunruhigte er sich sehr über die Meinung Europa's, der er Rechnung zu tragen suchte. Er hatte sich unter die Mitglieder der allgemeinen Gesellschaft für Schiffbrüchige einschreiben lassen, wie sich kürzlich die Könige von Siam ohne Zweifel aus Eitelkeit auf der Liste der Acclimatisirungsgesellschaft eintragen ließen; doch diese Eitelkeit ist eine den Tugenden und den Wissenschaften der Civilisation dargebrachte Ehrenbezeigung. Da er nicht wie seine Zeitgenossen und Nachbarn Mehemed Ali und Mahmud nach der Rolle eines Reformators strebte, so hat er auch nicht ihren allerdings durch viele Gewaltsamkeiten etwas verdunkelten Ruf erlangt. Weniger kühn, war Saïd ein Mann des Fortschritts nach Art eines handeltreibenden und nicht sehr kriegerischen Fürsten. Er eröffnete in freisinniger Weise seine Häfen dem auswärtigen Handel und setzte die Zölle in seinem Reiche niedriger als sie in vielen europäischen Ländern sind.

Briefe aus Arabien melden zugleich, daß die Besitzungen desselben unter zwei seiner Söhne getheilt worden sind. Der älteste, Hilal Lebdu, der bei Lebzeiten seines Vaters Gouverneur von Mascate war, hat sich daselbst an seines Vaters Stelle als Imam proclamiren lassen, und der dritte Sohn Saïd Medschid hat bereits dem Kaiser der Franzosen in einem Briefe angezeigt, daß er als Sultan von Zanguebar proclamirt sei. Der zweite Sohn Kaleb Sultan leidet an der Elephantiasis, und so ist er den Ereignissen nach dem Tode seines Vaters ganz fremd geblieben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Besitzungen des verstorbenen Sultan Saïd von jetzt an in zwei Reiche getrennt bleiben werden. Dieselben zählen zehn Millionen Einwohner und bestehen in der Stadt Mascate und dessen Gebiet am persischen Meerbusen, einem Theile von Meghistan in Iran, den Inseln Kischin und Ormus unter persischer Souveränetät, der Insel Zanguebar und mehreren festen Plätzen an der Ostküste von Africa.

E—n.

Die Phrenologie und ihre Mission.

Mit der Ausdauer eines für seine Sache begeisterten Reformators predigt Scheve, der bekannte Phrenolog, fort und fort, von Stadt zu Stadt reisend, noch immer sein Thema, das er auch außerdem in vielen Schriften zu popularisiren suchte. Seine Thätigkeit konnte freilich bisher unter den Männern der Naturwissenschaft noch keine Bekenner der Phrenologie werben. Zuletzt ließ er eine in vielen Städten Deutschlands und schließlich auch in Amsterdam gehaltene Vorlesung drucken, welche den Kern der Phrenologie in Einem Sitze bieten soll, und an die sich eine mitabgedruckte, zu Amsterdam mit dem anwesenden Publicum gehaltene Discussion anschließt. Letztere ist in der That charakteristisch, denn ein Psycholog vom Fach protestirte ganz einfach gegen Scheve's Angriffe auf die Psychologie, ließ sich aber trotz Scheve's Ersuchen auf keine Disputation ein, da ihm ein gründliches Eingehen auf die Sache mehr Zeit zu fordern schien, als Scheve meinte. Ein anderer Zuhörer fand vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus Einwürfe und machte darauf aufmerksam, daß Menschen mit großem Kopfe oft wenig, und solche mit kleinem Kopfe viel Geist besitzen. Ob der Mann mit dem gesunden Menschenverstande sich in Scheve's Replik zurechtgefunden hat, ob er sich mit vollem Verständniß der Behauptung Scheve's, daß nur die verschiedenen Theile eines und desselben Gehirns unter sich selbst verglichen werden dürfen, als einer anerkennenswerthen Thatsache unterworfen hat, wissen wir nicht. Ein Dritter macht der Phrenologie keine Einwürfe, sondern im Namen der höchsten Güter des Menschen, der Religion und Sittlichkeit, die schwersten Vorwürfe und beschuldigt sie des Materialismus. Als ziemlich geschickter Fechter zieht sich Scheve aus dieser Klemme, während schon ein vierter Opponent auftritt, der Phrenologie jede wissenschaftliche Begründung abspricht und ihre Beweisführung für keine so exacte erklärt, wie sie die heutige Naturforschung erfordert; ein fünfter meint endlich, daß die Phrenologie als Wissenschaft nicht genug des Wissens über den Menschen bietet, und ist also sehr unbefriedigt. Diesen Ungenügsamen sucht Scheve zum Schluß noch durch eine kleine Gabe phrenologischer Lehrsätze zu sättigen. — Das Urtheil über Gall steht bei allen Physiologen und Psychologen fest, welche doch im Grunde die einzigen Urtheilsfähigen in der Sache sind und wenigstens ein gediegeneres Forum abgeben, als ein für einen Abend durch eine geistreich scheinende Rede unterhaltenes Laienpublicum. „Die Schädellehre Gall's ist nicht so sehr Irrthum in der Idee, als Charlatanerie in der Ausführung:“ so ist Hyrtl's, des berühmten Anatomen in Wien, Ausspruch, und Gall's Apostel und Nachfolger, welche die phrenologischen Felder anders construirten und dadurch schon die Sicherheit der „einzig zur Wahrheit führenden empirischen Methode“ in Frage stellten, fanden wenig Lob bei den wirklich empirischen Physiologen. Auch Karl Vogt sprach sein Urtheil in den „physiologischen Briefen“ über die Phrenologie aus. Die von Carus seinen Schädelwirbeln zu Liebe aufgestellte Lehre, daß das Vordergehirn Organ der Intelligenz, das Mittelgehirn Centrum des Gefühls und Gemüths, das Hintergehirn Träger der Triebe und des Willens sei, fand durch Volkmann ihre Widerlegung. Scheve aber scheint zu spät zu kommen; die neuen Stützen, die er für das schon verworfene System beibringen will, sind, wenn sie auch wirklich neu sind, nicht stark genug, um dem phantastischen Bau wieder einigen Halt zu geben. Die Thatsache, daß viele hochgebildete Laien für die Phrenologie Partei nehmen, frappirt allerdings, ist aber leicht erklärlich. „Um für gewisse Irrthümer empfänglich zu sein,“ sagt Hyrtl, „wird auch eine gewisse geistige Bildung unentbehrlich, und beruht der Irrthum nur in einer fehlerhaften Entwickelung eines in der Idee wahren Princips (Localisation der Seelenthätigkeiten), so wird er für Jeden, der die Größe der daraus folgenden Anwendungen für's Leben zu schätzen vermag, aber einer gründlichen anatomisch-physiologischen Bekanntschaft mit dem Bau des Gehirns entbehrt, etwas Einladendes haben, Theilnahme erwecken und durch Scheinerfolge blenden. Darum hat die Phrenologie ihr Publicum in den höheren Ständen der Gesellschaft, wenn sie zugleich gebildet sind. Das gemeine Volk hat seinen Aberglauben; — der Aufgeklärte huldigt einem glänzenden Irrthum. Julius Caesar und Wallenstein glaubten an ihren Stern, und auch in unseren Tagen kann man es erleben, daß mancher Aufgeklärte nicht der Dreizehnte an einer Tafel sein will.“

H. P.

Zur Chronik.

Bilder-Brevier von Julius Hübner.

— Von Pfingsten an sieht Dresden eine ganze Völkerwanderung von Fremden über seine Kunstschätze wie über seine Naturschönheiten sich ergießen. Von diesen zahllosen Freunden der Kunst und Natur, die im Fluge das Beste zu erhaschen bemüht sind, sucht dann auch wohl Jeder ein Andenken, ein Erinnerungszeichen mitzunehmen. Solcher Mittel zum Nachgenuß giebt es viele; obenan aber in ihrer Reihe steht wohl unbedingt das: „Bilder-Brevier der Dresdener Gallerie" von Professor Julius Hübner, mit Originalradirungen von dem bewährten H. Bürkner und anderen Künstlern des Stifts und der Nadel. Der Preis dieses Breviers übersteigt etwas 3 Thlr., allein man hat hier in 27, trotz der Kleinheit des Umfangs doch meist sehr glücklich und charakterisch wiedergegebenen Radirungen die Perlen der Dresdener Sammlung aus allen Schulen, Zeiten und Ländern beisammen. Jedes Bild begleitet ein Sonett von Julius Hübner, der hiermit bekundet, wie er nicht blos die Meisterschaft des Pinsels sich zu eigen gemacht hat; die Sonette sind in der strengsten Form, mit zweimal vierfach wiederkehrenden Reimen, zierlich, sauber und gediegen gefügt. Ein Einleitungsgedicht bringt die captatio benevolentiae, daß ein Mann der stummen Farbe auch das rednerische Wort zu handhaben sich erdreiste; ein Schlußgedicht ruft, nach der Betrachtung und Bewunderung so vieler Meisterwerke ersten Ranges, den Genossen jenes Wort Correggio's zu: Anch' io pittore! — Raffaels und Holbeins Madonnen eröffnen, wie billig, die Bilderreihe des Breviers; beide Werke würden auch in jeder andern Gallerie der Welt diesen Vorrang behaupten. Auf einen Crucifixus von Rogier van der Weyde, einem Schüler van Eyks, folgt dann eine dritte Madonna von F. Francia, die den Malerdichter Hübner zu einem der am tiefsten und wärmsten empfundenen Sonette entflammt hat. Correggio ist dreifach vertreten, durch die Nacht, die Magdalena und den Arzt. Das Sonett auf die Madonna della Sedia, nach Raffael, berührt die Entstehung dieses Bildes in der Rundform; es wurde bei einer Weinlese auf den runden Faßdeckel gemalt. Von der spanischen Schule sind Murillo durch seinen heiligen Rodriguez (den England nicht mochte und Sachsen in guter Zeit vor einigen Jahren erwarb), Ribera durch seine ägyptische Maria vertreten, die der Engel am offnen Grabe mit dem Leichentuche, als dem Brautgeschenk des Himmels, umwickelt. Von Tizian haben wir im Brevier die Venus und den Christo della Moneta; im letzteren Bilde hebt das feiernde Sonett sehr richtig und schön den Gegensatz hervor, den die zarte ideale Hand des Heilandes zu der rohen materiellen Faust des Pharisäers bildet. Der Veronese lieferte zum Brevier die Hochzeit zu Cana, Palma Vecchio die drei Schwestern, Cignani den Joseph mit Potiphars Weib. Das Sonett zum keuschen Joseph, der im Bilde seit drei Jahrhunderten fliehen will und doch nicht aus dem Rahmen tritt, ist äußerst sinnig und jovial. Ebenso schalkhaft der Humor beim Rubens'schen Urtheil des Paris; der Poet erklärt unter den drei Göttinnen, um die sichs handelt, der Juno den Preis. Auch beim „Schatz im Keller," von Gerard Dow, entfaltet der scherzhafte Exeget seine liebenswürdige Laune. Der Kellner sucht und findet im Keller zwischen alten bewährten Fässern seinen Schatz, einen lebendigen nämlich, so daß ihm nicht blos nach Wein der Mund wässert. Bacchus macht dem Gott Amor Platz, und der Poet läßt das Licht, das im Bilde brennt und dessen Beleuchtung der Maler braucht, plötzlich erlöschen, um dann im „Dunkeln" den Reim „Munkeln" anzuwenden. Sehr charakteristisch ist auch eine Bauernschlägerei von Brouwer, dem Genie der Kneipen, besungen; sehr artig Caspar Netschers „Brief," der schreibende Jüngling, erläutert, der vor der Landkarte sitzt und sinnt, um seine Gedanken hinaus in die Ferne wo „sie" weilt, zu senden. Rembrandt und Ferdinand Bol sind in Dresden ausgezeichnet vertreten; Jener im Brevier durch sein eigen Bild, wie er, sein Weib auf dem Schooße, mit dem Glase der Welt zujubelt; Bol durch seine prachtvoll gediegene „Flucht nach Aegypten." Aus Vandyks Bildern hat das Brevier den bleichen Karl Stuart mit seiner Frau Henriette von Frankreich und seinen drei Kindern nett zusammengereiht. Zwei niederländische Landschaften schließen den Reigen. — Der Malerdichter Hübner ist jetzt nach Manchester gereist. Möchte seine Feder den Ertrag seiner Anschauungen von der großen seltenen Bilderschau dort uns nicht vorenthalten. Wie wir in der Musik jetzt z. B. Ferdinand Hiller gern vernehmen, so ist es auch in der Malerei wünschens- und dankenswerth, wenn ein Mann vom Fach zugleich Herr und Meister des Wortes ist und den Schatz seiner Ueberzeugungen der Welt darlegt.

Stiftungsfest der Münchener Akademie der Künste.

Z. Die Akademie der Künste zu München wird im nächsten Jahre das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens feiern. Da während dieser Zeit die deutsche Kunst einen ganz neuen Aufschwung genommen und hierzu die genannte Anstalt in ausgedehntestem Maße mitgewirkt, so hat sie beschlossen, dieses Fest in einer Art und Weise zu feiern, welche geeignet sein wird, von dem Fortschritt und Umfang ihrer Wirksamkeit und damit zugleich von der Entwickelung und den Leistungen der neueren deutschen Kunst überhaupt ein durch Thatsachen sprechendes Zeugniß abzulegen. Sie beabsichtigt nämlich im Sommer des folgenden Jahres etwa am 13. Mai als dem Stiftungstage anstatt der gewöhnlichen Kunstausstellung, welche im nächsten Jahre hier stattfinden würde, eine Ausstellung in größerm Maßstabe und von höherer Intention zu veranstalten, eine solche nämlich, welche sich nicht blos auf eine Mittheilung jüngst entstandener Compositionen beschränken, sondern überhaupt die gelungensten oder zumeist charakteristischen Werke aller derjenigen Künstler enthalten soll, welche als Mitglieder, Schüler oder Ehrenmitglieder mit der Akademie in irgend einer nähern oder ferneren Beziehung gestanden haben, oder noch stehen. Sie hat deshalb bereits in einer vorläufigen Bekanntmachung am 24. Mai d. J. an alle in diese Kategorie fallenden Künstler, und es dürfte so leicht keinen deutschen Künstler von irgend einer Bedeutung geben, der nicht hierher gehörte, die Aufforderung ergehen lassen, durch Einsendung solcher Werke zur Realisation dieser Idee mitzuwirken, und je glücklicher diese Idee ist, um so lebhafter muß der Wunsch ausgesprochen werden, daß diese Aufforderung nicht blos von Seiten der Künstler selbst, sondern auch von allen Freunden der Kunst, namentlich denen, welche selbst im Besitz von derartigen Kunstwerken sind, mit entgegenkommender Bereitwilligkeit aufgenommen werden möge. Wird diesem Wunsche entsprochen, zeigen die deutschen Künstler und Kunstfreunde für die Unterstützung eines großartigen, ihnen selbst wie der ganzen Nation zum Ruhme gereichenden Unternehmens einen gleichen Eifer, wie er sich jüngst in England documentirt hat, so steht zu erwarten, daß die beabsichtigte Ausstellung, wenn auch nicht in demselben Umfange, doch innerhalb der Grenzen, welche die Rücksicht auf die festliche Veranlassung bedingt, an Reichhaltigkeit und Bedeutung hinter der, welche zur Zeit in Manchester stattfindet, nicht zurückbleiben, und in Verbindung mit den ohnehin in München vereinigten Kunstschätzen, namentlich den monumentalen Schöpfungen der Architektur, Sculptur und Malerei, einen Ueberblick über die Leistungen der deutschen Kunstthätigkeit gewähren wird, wie er bis dahin noch nicht möglich gewesen ist. — Ueber die Art und Weise, wie die Akademie ihre Idee auszuführen gedenkt, hat sich dieselbe besondere Mittheilungen vorbehalten. Wie man hört, soll je nach der Masse der Einsendungen die Ausstellung im Ausstellungsgebäude oder im Glaspalast stattfinden.

Das pathologische Institut in Berlin.

p. Es kommt nicht auf die Hülfsmittel allein an, welche bei naturwissenschaftlichen Forschungen in Gebrauch gezogen werden, sondern es kommt hauptsächlich der wissenschaftliche Geist und das Streben in Betracht, mit denen diese Hülfsmittel in Bewegung gesetzt werden. Dennoch hangen die Triumphe der Wissenschaft gar sehr von den Werkzeugen ab, mit denen man das Material bearbeitet. Mit wie wenig Hülfsmitteln staunenswerth Großes geleistet werden kann, zeigte sich an den reichhaltigen Ergebnissen, welche der berühmte Rokitansky zu Wien in seiner kleinen und einfachen Leichenkammer aufsammelte, um mit denselben das ganze Gebiet der pathologischen Anatomie neu zu gestalten. Seitdem aber die pathologische Anatomie und die Physiologie als Grundlagen der gesammten Medicin mehr und mehr anerkannt wurden, haben sich auch die Anforderungen an ihre gemeinschaftliche Bearbeitung gesteigert. Selbst auf kleineren Universitäten sehen wir daher während der letzten Jahre Institute erstehen, die dieser gemeinschaftlichen Pflege sich widmen sollten und ihrem Zwecke entsprechend, einen charakteristischen Kreis von Apparaten aufstellten. Was die Sternwarten für die Weltkörper sind, das werden solche neugeschaffene Institute für die innere Welt der organischen Wesen sein. Die Idee zur Gründung einer Anstalt, die in vieler Beziehung als Muster dienen wird, brachte vor kurzem erst der von Würzburg berufene Virchow in Berlin zur Reife, und der rühmlich bekannte Charité-Vorstand, Geheimrath Esse, hat wiederum bei Ausführung dieser Idee seine Umsicht bewährt. Inmitten der Gartenanlagen zwischen dem alten und neuen Charitégebäude, dem „Sommerlazarethe“, auch einer Schöpfung Esse's, gegenüber, steht das mit zwei Thürmen gezierte freundliche Gebäude. Durch die Thür des linken Thurms betreten wir im Parterre ein Entréezimmer und von diesem aus die beiden Arbeitszimmer des Professors Virchow. Hieran schließen sich die beiden Arbeitszimmer des Assistenten, an diese ein großer, lichter Saal für Operationscurse und Sectionen, und neben diesem befindet sich ein kleinerer für nicht klinische Sectionen. Es folgen das Zimmer für den Leichenwärter und den Diener des Laboratoriums, hierauf der große Saal für die klinischen Sectionen, der die ganze östliche Fronte und Tiefe des Hauses einnimmt. Von dem kleinen Vorplatze vor den Sectionssälen führt eine Treppe in die Souterräns, wo sich zunächst die Leichenkammer vorfindet, von der aus wir in ein kleines, mit weißem Stoffe drappirtes Cabinet gelangen. Inmitten dieses Cabinets erhebt sich ein Katafalk, der zu Ausstellung der Leichen dient, wenn diese vor Ueberbringung in die Capelle oder vor der Beerdigung von den Angehörigen nochmals aufgesucht werden. Ein nach Süden gelegenes geräumiges Zimmer dient dem bekannten Criminalarzt Casper zu seinen gerichtlichen Sectionen; dasselbe hat ein Protokollzimmer, zu dem eine besondere Thür nach Außen führt. Nach Westen zu ist die Morgue, in welcher die in der Stadt gefundenen Leichen ausgestellt werden. Der untere Raum des linken Thurms ist zur Aufbewahrung von Thieren bestimmt, welche zu den wissenschaftlichen Experimenten verwendet werden. Aus diesen unterirdischen Wanderungen kehren wir in die oberen Räume zurück, wo sich uns im ersten Stock ein großer, heller und freundlicher Saal öffnet, der Raum, in dem die pathologisch-anatomischen Curse abgehalten werden. Acht auf dem Boden fixirte und mit eisernen Schienen belegte Tische dienen hier zur Aufstellung der Mikroskope; letztere werden auf den Schienen, wie auf einer Eisenbahn, hin und her von einem Zuhörer zum andern bewegt, hierdurch aber jede zeitraubende Störung gemieden und eine Demonstration der mikroskopischen Objecte für viele Beobachter erzielt. Auf den Eisenbahnen laufen kleine Messingwagen mit den aufgeschraubten Mikroskopen; die sanfte Fortbewegung ruft keine Erschütterung hervor und eiserne Drehscheiben bringen den Wagen auf ein zweites Gleis. Für den Eisenbahndienst sind zwölf Mikroskope mit ebenso vielen Wagen im Gebrauch. Das große Auditorium stellt einen nicht minder freundlichen und umfangreichen Raum dar, dessen Totaleindruck durch einen großen mehrarmigen Gaslustre wesentlich erhöht wird. Amphitheatralisch steigen die Sitze für 130—140 Zuhörer auf, und ein Glasverschlag enthält die aufbewahrten chemischen Präparate. Die dritte Abtheilung dieser Etage bildet das chemische Laboratorium für 24 Laboranten, die hier ihre Schränke, Arbeitstische und das ganze chemische Necessär vorfinden; die Instrumente, die chemischen Waagen ꝛc. sind aus den besten Werkstätten bezogen. Noch eine Treppe höher durch den linken Thurm gelangen wir in die beiden großen Räume, in welchen die pathologisch-anatomische Sammlung enthalten ist. Ueberblicken wir das Ganze, so erhält man recht lebhaft den günstigen Eindruck, den die ganze Spitaleinrichtung von Berlin macht, seitdem sie unter Esse's Leitung steht. Eine bis zum Extrem getriebene Eleganz und entsprechende Reinlichkeit sind sein Werk. Namentlich genügt die sogenannte Sommercharité, eine Nachahmung der Russen, allen Anforderungen; es mögen wenig Menschen behaupten können; je ein schöneres, luxuriöser ausgestattetes Hospital gesehen zu haben als Bethanien. Und das neueste, gewiß nicht geringste Werk des verdienten Mannes ist jenes pathologische Institut; Esse bewährte durch dasselbe seinen Ruf als administratives Genie für Spitaleinrichtungen.

Der Protestantismus in der französischen Akademie.

λ. Jules Chavannes v. Vevey hat eine interessante Arbeit über die „protestantischen Akademiker“ geliefert. Gegenwärtig gehört, wenn wir nicht irren, nur Ein Mitglied der französischen Akademie, Guizot, dem Protestantismus an. Vor Zeiten war es anders und der Protestantismus ist der Akademie keineswegs so fremd, als man beim ersten Anblick denken könnte. Man findet ihn überall noch sehr lebendig, obgleich besiegt und im Sinken begriffen, in jener ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder, wo das moderne Französisch, seine Litteratur und die Akademie selbst ihre Entstehung genommen haben. Die Akademie hatte bekanntlich zu ihrem ersten Ursprunge und gewissermaßen zur Wiege Reunionen von einem privatlichen, aber schon ganz litterarischen Charakter, die sich bei Conrart zusammenfanden, und welche der Cardinal von Richelieu, zu Ausgang des Jahres 1634, in ein officielles Corps umwandelte. Conrart nun war Protestant, wie auch noch ein anderes Mitglied und Gründer dieser Reunionen, Gombauld. Perrot d'Ablancourt, lange Zeit durch seine Uebersetzungen bekannt (die sich freilich den Beinamen „die schönen Ungetreuen“ zugezogen hatten, was aber nicht hinderte, daß er den akademischen Sessel erhielt, dies vielleicht förderte), war Protestant und starb als solcher, wenigstens treu im Glauben, wenn er es auch nicht als Uebersetzer gewesen. Nicht so verhielt es sich mit Pelisson, dem vierten protestantischen Akademiker: nach vierjähriger Gefangenschaft in der Bastille schwur er ab und wurde Verwalter einer Kasse, die bestimmt war, Bekehrungen zum Katholicismus zu erkaufen. Was Conrart und Gombauld betrifft, so wurden sie zwar nicht abtrünnig; aber wenn sie in der Litteratur ein „kluges Schweigen“ beobachteten, wie Boileau von dem Ersteren sagt, so scheinen sie auch in der Religion es so gehalten, oder es vielleicht gemußt zu haben: gezwungen oder nicht, es fand hierin das nämliche Schweigen statt. Ihr Protestantismus war auf diese Weise wenigstens sehr akademisch, wenn er nicht besser war.

Antiquitätenfund in der Schweiz.

λ. In Rickenbach bei Schwyz wurde ein interessanter Fund gemacht. Man fand an Münzen eine goldene und achtzig silberne, alle von ungewöhnlicher Größe, und die meisten vortrefflich, einige wunderschön erhalten. Die Goldmünze mit der Aufschrift Faustinianae puellae ist zufällig eine der merkwürdigsten römischen Münzen, nicht nur wegen ihrer Seltenheit, sondern weil auch auf derselben mehr Figuren als auf irgend einer andern römischen Goldmünze vorkommen. Es sind deren etwa dreizehn in der

Größe von kleinen Ameisen. Diese Münze kommt auch in Silber vor und hat dann weniger Figuren. Die Silbermünzen vertheilen sich auf die Kaiser von Salvius Otho bis zu Septimus Severus und einige Kaiserinnen, nämlich Sabina, die Gemahlin Hadrians und die zwei Faustinen, die Frauen Antonius' und Mark Aurel's. Außerdem wurden noch zwei eherne Schalen mit Handgriff, zwei eherne Glöckchen, eine silberne Agraffe und ein ebenfalls silbernes Armband (für den Oberarm bestimmt gefunden. Dem Erz der Schale scheint Silber beigemischt und sie sind äußerst schön erhalten und nicht einmal Grünspan hat sich angesetzt. Die „Schwyzer Z." glaubt, dieser Schatz sei um die Zeit des Septimus Sever oder bald nachher in Rickenbach vergraben worden. In jenen so unruhigen Zeiten mußte man den Wohnort sehr oft verlassen, vergrub werthvolle Gegenstände in der Hoffnung der Rückkehr, kehrte aber nicht mehr zurück. Der Fund hat aber noch zu weiteren nicht uninteressanten Fragen Veranlassung gegeben, welche der gelehrte Pater Gall-Morell in Einsiedeln anregt. Wie in aller Welt kamen Römer nach Rickenbach hinauf, und wie konnte dort der Schatz so lange (nach der Annahme seit Septimus Sever) unentdeckt bleiben? Dem gelehrten Pater schien die Anwesenheit der Römer gleich beim Betreten des Fundortes sehr wahrscheinlich; denn es ist einer der reizendsten Punkte, der den Blick über den schönen Thalkessel von Schwyz, und auf die zwei Seen eröffnet, welche der Gebirgsrücken des Rigi und Urmibergs scheidet (Vierwaldstätter- und Zugersee). Die Römer hatten in der That Sinn für so etwas, und es läßt sich leicht nachweisen, daß sie auch in der Schweiz schöne Punkte auszuwählen verstanden. An den Ufern des Zugersees, in Baar, Risch und bei Küßnacht wurden eine Menge römischer Münzen gefunden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß vom Zuger- oder Vierwaldstättersee weg, der damals wohl noch weit über Brunnen ins Land hineinging, Römer die schönen waldigen Abhänge des Mythen besuchten oder gar bewohnten. Hierzu kommen noch alte Sagen und Spuren von einer Römerstraße, die am Fuße der Fronalp über Morschach nach Riemenstalden (Römerstalden) und von da nach Uri geführt haben soll, wie man denn in Römerstalden selbst noch drei Grabhügel zeigt, die man für römische hält. Solche die jetzigen Thalebenen meidende Römerstraßen kennt man in der Schweiz mehrere. Es waren wohl zum Theil physische Gründe, welche dazu bewogen: aber es scheinen die Römer allerdings auch romantischen Sinn für die Schönheit der Schweizer Natur gehabt zu haben. Auch ihre Stationen am Wallensee beweisen dies.

Aufsuchung eines Deutschen in Australien.

λ. Wir haben vor längerer Zeit schon in diesen Blättern (1856. Nr. 4.) unseres in Australien verschollenen Landsmannes, des wackern Reisenden Dr. Leichardt, gedacht, ohne Hoffnung, daß Deutschland in den Fall kommen werde, denselben nicht so ohne Weiteres für völlig und rettungslos verschwunden zu halten. Wen von den 70 Millionen Deutschen sollte es besondern Kummer machen, ob es einen Dr. Leichardt giebt oder nicht! Seine Bürger mag Jahrelang mit ungeheuren Kosten etwa das „egoistische" England suchen; für Deutschland wäre diese Mühe zu mühsam! Und wirklich ist es wieder England, wo Leichardts gedacht worden. In Australien hat man ihn nämlich noch keineswegs aufgegeben, wie aus einem Briefe aus Neu-Südwales hervorgeht, den ein Mr. Sidney in der letzten Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft vorlas. Danach haben drei Freunde des vermißten Leichardt in Australien, selbst erfahrene Reisende, die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Leichardt im Innern des Continents — vielleicht unter Ureinwohnern, die ihn als Gottheit verehren — lebe. Sie haben einen Plan zur Aufsuchung des Verschwundenen gemacht und durch Mr. Sidney der geographischen Gesellschaft mitgetheilt. Die Expedition soll aus fünfzehn berittenen und von einem Weißen befehligten, eingeborenen schwarzen Polizisten bestehen, und von der am weitesten im Innern des Landes gelegenen Weidestation aus mit Hülfe der Schwarzen Leichardts Spur im Innern verfolgen, um ihn selbst oder einige seiner Genossen oder Papiere zu finden. Die Aufgabe soll schwerer scheinen als sie in der That ist. Leichardt hat jedesmal die Bäume, unter denen er lagerte, bezeichnet, und wenn auch dies nicht der Fall gewesen wäre, so müßten die Spuren seiner Lastthiere in diesen viehlosen Landstrichen selbst nach zwölf bis vierzehn Jahren deutlich zu verfolgen sein. Sir Thomas Mitchells Spuren, die zwölf Jahre alt sind, sollen heute noch zu erkennen sein. Fred. Walker macht sich anheischig, ohne irgend eine Vergütung die Expedition zu leiten. Er verlangt Rationen auf ein Jahr und ein Küstenfahrzeug, das sich auf einem bestimmten Punkte mit Vorräthen für das nächste Jahr einstellen müßte. Die Rationen für das erste Jahr würden auf etwa fünfundvierzig Packpferde geladen (Wagen sind bei Flüssen, Sümpfen u. dergl. hinderlich); sie enthalten nur das Frühstück und Abendbrot; das Mittagsmahl würden die Glieder der Expedition (jeder erhält eine doppelläufige Flinte) sich erjagen müssen. Die Kosten sind, auch mit Fahrzeug und den zweitjährigen Vorräthen auf 4500 Pf. Sterl. veranschlagt, für genügsame Schwarze hinreichend. Man glaubt täglich zehn englische Meilen zurücklegen zu können. Walker lebte sechzehn Jahre im australischen Busch, trug viel zur Organisirung der eingeborenen schwarzen Polizei bei, und scheint somit allerdings die geeignete Persönlichkeit, das räthselhafte Dunkel über des wackern Leichardt Schicksal zu erhellen, wenn dies überhaupt möglich ist.

Die Vollblutzucht in Ungarn.

p. Es giebt wenig Länder, die zur Pferdezucht so geeignet sind wie Ungarn. Die angeborene Vorliebe des Ungarn für Reiterei, das milde Klima, die großen Ebenen und guten Futtergräser des Landes haben die Pferdezucht in Ungarn zu einem national-ökonomischen Zweig erhoben. Ueberall findet man dort größere und kleinere Gestüte. Eins derselben ist das des Grafen Hunyady unweit der Stadt Neutra und der Puszta Meszö-Keszi, welches Dr. Schiffmann im „Naturfreund Ungarns" ausführlich beschreibt. Im romantischen Neutrathale liegt die Wettrennallee, in welcher zur Prüfung des Werthes der Thiere die ersten methodischen Wettrennen im Lande abgehalten wurden; dicht dabei ist das Gestüt. Der Vater des jetzigen Besitzers stiftete dasselbe ohne ein Opfer zu scheuen; er kaufte schöne Stuten, darunter vier arabische, und durch folgende glückliche Umstände gelangte er in den Besitz des ausgezeichneten Hengstes Tajár. Als sich der ägyptische Pascha Mehemed Ali der durch die französische Expedition doppelt verhaßten Mameluken entledigen wollte, lud er ihre Beis zu einem großen Feste zu Ehren seines Sohnes. Nachdem dieselben im glänzenden Kostüm zumeist auf edlen Schimmeln versammelt waren, ließ er den Schloßraum von Albanesen umzingeln und alle Mameluken niedermetzeln. Die überlebenden Pferde sollten in Kairo versteigert werden, aber die Bewohner waren zum Theil aus Furcht in die Wüste geflüchtet; so erstand Baron Fechtig den Tajár um billigen Preis. Auf der Ueberfahrt litt das mit tiefen Wunden bedeckte schöne Thier während eines Sturmes fürchterlich und es kam in elendem Zustande in Triest an. Allein Hunyady's Agent erkannte seinen Werth und kaufte es für den damals hohen Preis von 7000 Gulden. Alle Pferdekenner bewunderten den Fliegenschimmel, dessen Körperbau ebenmäßig, Kopf edel, klein, trocken mit schönen großen Augen, gut aus dem Halse gewachsen war; die starken Beine zeichneten sich durch trockene Sehnen aus. Er deckte von 1814—1827 und erzeugte 206 Füllen, mußte aber in seinem 32. Jahre (1830) erstochen werden. Mit seinen Nachkommen legte Graf Hunyady, oft ohne zu füttern, 20—22 Meilen in 14—15 Stunden zurück, und andere Abkömmlinge erwarben sich glänzende Preise auf den Rennbahnen zu Wien und Pest. Tajárs Verlust konnte lange nicht ersetzt werden. Ungeheure Schwierigkeiten stellen sich immer dem Wunsche entgegen,

ein gutes arabisches Pferd für die Zucht zu gewinnen; man kennt ja die Hindernisse, welche der nach dem Orient vom König von Württemberg gesendete Baron Taubenheim überstand, ehe er in den Besitz des Hengstes Emir kam; und dies gelang ihm nur durch List, denn der Araber liebt sein Thier zärtlich. „Ein König bot einem armen Dichter," so erzählt Abd el Kader, „für sein Pferd Sakab einen hohen Preis. — „Sakab ist nicht feil," antwortete der Dichter; „sollte meine Familie auch Hungers sterben, Sakab dürfte keinen Mangel leiden!" Arabien selbst mußte man aufgeben, aber England birgt ja dieselben edlen Bestandtheile. Dort werden die alljährigen Proben auf der Rennbahn registrirt und ein Stud-Book über die Abstammung eines jeden Vollblutpferdes geführt. Sämmtliche englische Vollblutpferde stammen von den drei arabischen Hengsten ab: Byerly Turk (Streitroß des Capitän Byerly im irischen Kriege, letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts), Darley Arabian (1705 nach England gekommen und Stammvater des gefeierten Eclipse), und Godolfin Arabian (kam 1725 nach England). Mit Recht wird Englands Vollblutrace der wiederherstellende Stamm genannt (Type regenerateur). Wenn andere Länder das Blut darboten, so hat doch eigentlich erst England das Rennpferd ausgebildet. Die Rennbahn ist das einzige Mittel, die Vorzüge des Pferdes zu erproben, und das Trainiren nichts anders als das Erziehen des Pferdes zur Entwickelung seiner zwei vorzüglichsten Eigenschaften: der Schnelligkeit und Ausdauer. Die Vorprobe des Renners ist das Schwitzen und der echte Engländer hält es für Tyrannei, nicht trainirte Pferde auf die Rennbahn zu bringen. So gewann man denn für das Gestüt in Mezö-Kesz tüchtige von Engländern erzogene Vollbluthengste, deren Zahl auf 28 stieg. Einer der bedeutendsten ist Rapphengst Galopade, von herrlichem Ebenmaße des Körperbaus; er war vom 2. bis 6. Lebensjahre in Trainirung. Es wird im Gestüte von Mezö-Keszi weit mehr auf Ordnung und Pünktlichkeit als auf Prunk gesehen, die Stallungen sind rein und luftig, die Hengste und vorzüglichen Stuten werden im Freistande gehalten. Im Sommer sind die Vollblutstuten auf der Weide. Das Beste was man im Futter nur geben kann, wird verabreicht, — kurz das Ganze gewährt einen äußerst erfreulichen Einblick in das vaterländische Bestreben des Ungarn, seine Liebe zum Pferde auf rationelle Weise zu bethätigen. Die Theilnahme an den Wettrennen zu Pest ist eine allgemeine; die Damen ermuntern bei denselben durch ihre kostbaren Preise.

Die Oekonomie im thierischen Körper.

p. Die Oekonomie in den Organismen ist ähnlichen Gesetzen unterworfen wie die Oekonomie im Hause. Auch geht diejenige Oekonomie, welche die Natur nicht blos bei den Individuen, sondern auch bei der Erhaltung der Arten und Gattungen beobachtet und in Anwendung bringt, Hand in Hand mit der Staatswirthschaft. Diese Erfahrung springt recht hell in die Augen, wenn man die Gesetze der Fortpflanzung untersucht. Die Fruchtbarkeit der Thiere, bei der die Quantität des zur Production nöthigen Materials in Anschlag gebracht werden muß, läuft in den statistischen Verhältnissen des Thierstaats nach bestimmten und abgewogenen Gesetzen. Scheinbar sehr verschieden sind bei den verschiedenen Thieren die beiden wirksamen Factoren, erstens die Menge des vom Mutterthier verwendeten Bildungsmaterials und zweitens die Anzahl der neuen Individuen, welche aus diesem Material entstehen. Der individuelle Haushalt erfordert dann sehr verschieden normirte Ausgaben, welche dem eignen Bestande nicht zu Gute kommen, und zu deren Bestreitung das Individuum daher eines Ueberschusses der Einnahmen benöthigt ist, über dasjenige Quantum hinaus, welches der Unterhalt des individuellen Lebens in Anspruch nimmt. Die Menge dieses Ueberschusses hat Leuckart für eine Reihe thierischer Haushalte zu bestimmen gesucht. Multiplicirt man das Gewicht eines Nachkommen mit der Zahl der jährlich producirten, so erfährt man die absolute Menge des jährlich von einem Individuum erübrigten Zeugungsmaterials, also die gesuchte Ausgabengröße, welche man nun noch, um vergleichsfähige Werthe zu erhalten, sämmtlich auf ein gleiches Maß, d. i. auf die Gewichtseinheit des Mutterthieres zu reduciren hat. Nehmen wir an, daß ein menschliches Weib von 55,000 Gramme Gewicht jährlich einen Nachkommen von 4000 Gramme producirt, so beträgt die jährliche Zeugungsausgabe 7,3 Procent des mütterlichen Organismus; bei einem Schwein von 90,000 Gramme hingegen, welches jährlich etwa 20 Nachkommen von je 2400 Gramme producirt, also in Summa 48,000 Gramme Zeugungsmaterial liefert, 35 Procent; bei dem Meerschweinchen 200 Procent, beim Leghuhn 500 Procent. Das Gesetz, welches Leuckart für diese Beobachtungen formulirt, lautet: „Je günstiger sich das Verhältniß zwischen Erwerb und Verbrauch, die Bilanz zwischen den Einnahmen und Ausgaben gestaltet, desto schneller wird ein Ueberschuß herbeigeschafft, desto mehr das zurückgelegte Capital in bestimmter Zeit anwachsen."

Da die Bewegung die kostspieligste Function des Körpers ist, d. h. die Ernährung der Muskeln, ihr Wiederersatz die meiste Stoffzufuhr beansprucht, so erklärt sich hieraus, daß die Thiere, welche viel Material von dem eingeführten auf ihre Bewegung verwenden, zuviel consumiren, um auf die Ausgabe des Zeugungsmaterials noch viel verwenden zu können; daher ist ein Leghuhn productiver als ein Zugvogel, ein Zugpferd verhältnißmäßig wenig productiv. — Von diesem Standpunkte aus muß man der von Doubleday ausgesprochenen Ansicht noch mißtrauen: daß bei den schlechtesternährten Nationen die Fruchtbarkeit die größte, die Fortpflanzung die intensivste sei. Es mögen hier andere Punkte aus der Oekonomie des Körpers noch mitwirken, aber jedenfalls sind es vorzugsweise die Nahrung und die Bewegung, welche auch bei der Fruchtbarkeit der Völker in Frage kommen. Das muß man festhalten, wenn man Dieterici's neuste Arbeit über die Geburtszahl in den Staaten Europa's betrachtet: In Frankreich kam eine Geburt auf 36 Einwohner, in Belgien auf 33, in Dänemark auf 31, in England auf 30, in Schweden auf 30, in Italien auf 27, in Preußen auf 25, in Oesterreich auf 24, in Sachsen auf 24, in Rußland auf 24. Hierzu meint Dieterici: „Wo der Fortschritt im Wohlstand, Entwickelung der Industrie, Möglichkeit des Erwerbes durch vermehrte Arbeit vorhanden ist, werden viele Geburten vorkommen."

Wiederbeleben der Blumen.

p. Abgeschnittene Blumen kann man nur kurze Zeit in Wasser frisch erhalten; schon nach 24 Stunden welken sie. Man beobachtete nun schon längst, daß welkende Blüthen im Wasser heißer Quellen, z. B. in dem von Gastein, wieder frisch werden und gleichsam neu aufleben, glaubte auch schon hierin einen Beweis für die eigenthümlich belebende Kraft und eine ganz besondere Eigenschaft des von der Erde selbst erwärmten Wassers gefunden zu haben. Allein jedes, auch das künstlich erhitzte Wasser hat diese Wirkung. Man kann sich leicht hiervon überzeugen, indem man eine welkende Blume soweit in siedend heißes Wasser hinein setzt, daß etwa der dritte Theil des Stengels im Wasser steht. Die Blume wird, während das Wasser erkaltet, sich emporrichten und ihr verlorenes lebhaftes Ansehen wieder erhalten. Nachdem so der Stengel aufgebrüht ist, schneide man den Theil desselben, welcher abgebrüht worden war, ab, und setze die Blumen in frisches kaltes Wasser. Auf diese Art sind Blumen, welche bereits abgeschnitten einen Tag lagen, aber noch nicht ganz dürr waren, wieder verjüngt worden. Vielleicht beruht auch auf diesem ganz einfachen Vorgange jene den Curgästen von Karlsbad bekannte Erscheinung, daß ein Blumenstrauß, den man über der bekannten Karlsbader warmen Quelle, dem Neubrunnen, befestigt hat, seine frische Farbe 8—10 Tage hindurch bewahrt. Man schrieb die Ursache dieses langen Conservirens bisher gewöhnlich der Einwirkung der sich verflüchtigenden Kohlensäure zu.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 27. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [4. Juli.

Inhalt.

Goethe in der Schule der Frauen.

Die deutsche Lesewelt beschäftigt sich jetzt mit dem, von Dr. Julius Frese übersetzten Buch des Engländers G. H. Lewes, von welchem deutsch: „Goethe's Leben und Schriften" zunächst der erste Band (Leipzig bei Franz Duncker) in zweiter Auflage erschien. Der Uebersetzer deutet in seinem Vorwort auf Vorzüge hin, die das englische Werk vor deutschen habe; des trefflichen Viehoff Schrift („Goethe's Leben," Stuttgart 1847) könne einen höheren Rang als den einer umfassenden Materialiensammlung nicht beanspruchen; das Werk von Rosenkranz lasse den Dichter und Menschen zu sehr hinter seinen Dichtungen und ihrer philosophisch construirenden Betrachtung zurücktreten; das Buch des feinsinnigen Schäfer ermangele doch der lebensvollen kräftigen Erfassung einer Persönlichkeit wie die Goethe's ist, und der Frische der Darstellung die ein solcher Gegenstand verdient und erfordert. Gerade in den letztgenannten beiden Beziehungen, sagt J. Frese in Bremen, sei das Werk des Engländers ausgezeichnet. Wir widersprechen dem nicht. Um aber dem Buche von Lewes nach seinem Werthe den richtigen Platz anzuweisen, hätte der Uebersetzer wohlgethan auch des Engländers Vorwort zu geben, das mit seinen Ansprüchen gegen die deutschen Vorgänger bescheidener ist. Das englische zweibändige Buch betitelt sich: The Life and Works of Goethe, with sketches of his age and contemporaries from published and unpublished sources, by G. H. Lewes, author of „the biographical history of philosophie" etc. Vor etwa zehn Jahren, als ich meine Arbeit begann, sagt der englische Autor im Vorwort, gab es noch kein eigentliches Leben Goethe's; Schütz und Döring hatten wenig mehr gegeben als Abkürzungen von „Wahrheit und Dichtung." Viehoff, sagt Herr Lewes, sei nicht einmal in Weimar gewesen; während der Engländer allerdings auf der geweihten Stätte lange und sorgsam nach mündlichen und sachlichen Zeugnissen geforscht; auch wohl vielfach bei seinem längern Aufenthalt in Berlin Varnhagen v. Ense's Beihülfe, Kenntnisse und Anschauungen benutzte. „Viehoffs umfassende Arbeit," sagt Lewes, „sei ihm erst zu Handen gekommen als die seinige fertig war. Gekannt habe er, als er schrieb, nur Mrs. Austins „Goethe and his contemporaries" und Oxenfords Uebersetzung von Eckermanns Gesprächen mit Goethe. — Viehoff hat jedenfalls das Verdienst, zum ersten Mal das Material, wenn auch schwerfällig und unbequem, zusammengetragen zu haben; sein Buch reicht nicht mehr aus, denn seitdem sind Goethe's Briefe an Frau v. Stein mit Schölls Forschungen erschienen. „Goethe's Leben" von J. W. Schäfer (2 Bde. Bremen) ist vom Jahre 1851 und ermangelt der Kenntniß des Herderschen Nachlasses ꝛc. Hatten bisher in Deutschland wesentlich Schulmänner und Philosophen, Kunstkenner und Litterarhistoriker über des Dichters Leben und Dichten geschrieben, so hören wir endlich im Engländer Lewes den Künstler sprechen, der als Mann seiner praktischen Nation zugleich die concrete Wirklichkeit entscheiden läßt. Fassen wir Alles zu Allem, so wird es jetzt vielleicht erst möglich sein, den Dichter Goethe aus dem Menschen Goethe zu begreifen und aus der Quintessenz seines Wesens seine individuelle Gestalt einfach und sicher zur Erscheinung zu bringen.

Bevor wir das englische Buch heranziehen, wird es nöthig sein, seines Autors Befähigung und Berechtigung, uns ein Leben Goethe's zu geben, zu untersuchen, den Mann Englands erst auf seinem eignen Boden, im Bereich seines eignen Schaffens kennenzulernen. Es gelang uns nicht, seiner „biographischen Geschichte der Philosophie" habhaft zu werden, allein sein Roman: „Ranthorpe" (vom Jahre 1847) ist uns bekannt. — Dieser Roman hat in Stoff und Erfindung nur wenig dichterischen Werth, desto mehr in psychologischer Beziehung als verkappte Autobiographie; er ist ein englisches Schriftstellerleben, höchst merkwürdig, nicht selten ergreifend in Entlarvung socialer Verkommenheiten, Aufdeckung der Schlangenwege menschlicher Eitelkeit, dichterischer Ruhmsucht und mercantiler Gräuel. Sind das Enthüllungen eigner Familienschicksale, so wollen wir über die Naivität in Mittheilung so persönlicher Züge bürgerlich nicht rechten, im Interesse des Wissens es aber preisen,

daß hier ein Lebensgang intimer Art so nackt und offen hingestellt wurde. Zweifelsohne hat Lewes den äußern und innern Wandel seiner selbst oder eines ganz gleichgeformten Wesens darin niedergelegt. Anfänglich eine insichgekehrte stille Schreiberseele, wird Ranthorpe, der Held, erst heimlich, dann öffentlich ein lyrischer Dichter, der in Mode kommt, im Salon gesucht, im Boudoir verzärtelt wird, und schließlich ein böslich Spiel egoistischer coquetter Frauenlaune, der Verzweiflung entgegengeht. Die Gleißnerei des weiblichen Dünkels in vornehmer Sphäre, um das Talent, wenn es Glück macht, an den Triumphwagen der Eitelkeit zu spannen, ist nirgends in der Welt der Salonlügen so erschreckend bloßgelegt als hier. Ranthorpe ist das Opfer einer perfiden Salonwelt. Wie sich ihm dieser, an seinen besten Empfindungen verübte Verrath enthüllt, bricht auch noch die erträumte Größe seiner Dichterwelt zusammen. All sein bestes Wollen und Können hat sich concentrirt in einem neuen Werke, gegipfelt in einem Drama großen Styles. Alles steht auf dem „Spiele," aber eben das Spiel der Mimen trägt großentheils die Schuld an seinem Ruin. Der im Salon vergötterte Poet ist plötzlich die Zielscheibe des bodenlosesten Witzes; verhöhnt in allen Tiefen seines Lebens, beschließt er freiwillig zu enden. Schon steht er auf der Waterloobrücke und starrt hinunter in die Themse: da packt ihn die feste Hand eines alten Mannes, der den Lyriker Ranthorpe liebt, den Dramatiker Ranthorpe in seiner Niederlage bemitleidet, seine Person beim Sturz des Stückes ins Auge faßte, dem Unglücklichen aus dem Hause nachschlich und Unheil witternd nicht von ihm ließ. „Seid keine Memme! Es wäre elend und erbärmlich! Folgt mir und nehmt meine Gastfreundschaft an!" Diese Worte des alten kleinen Mannes, eines Sonderlings und Junggesellen, der für vereinzeltes Leid ein tiefes Mitgefühl im Herzen trägt, sind so dringend und so mächtig und doch so wenig voll Spott und Hohn, daß Ranthorpe willenlos folgt und alsbald beim Dampf der Bowle und der Cigarre sich gerettet fühlt. Er ist dem Leben wiedergegeben, und der alte Thornton secirt ihm den Lebensüberdruß als eine Episode der Thorheit, die auch ein in sich empfindsamer Dichter überwinden müsse, und jeder starke wahre Dichter überwunden habe. Mr. Thornton hatte in Deutschland, in Weimar gelebt. Somit lag ihm nahe, dem jungen Poeten zu sagen: „Seht, Goethe, das war ein Mann, so was man einen Mann nennen kann, sah aus wie ein Gott, und die Leute sprachen von ihm wie von einem deutschen Jupiter, nicht nur seines majestätischen Aeußern, sondern auch wegen der großen Herrschaft über alle seine Lebensstürme, die ihm auf dem Angesicht geschrieben stand. Napoleon, als er ihn sah, hat gesagt mit tiefer Ehrerbietung: C'est un homme!"

Der gequälte arme junge Dichter macht die Einwendung: „Er scheint kalt und berechnend gewesen zu sein."

„So scheint es Euch!" entgegnet der alte Eiferer und Enthusiast, „Goethe war kein winselnder Poet. Er wußte was Leiden war, er wußte, welch schwarze Gedanken die verzweifelnde Seele ergreifen; aber er war keiner von der schwachen Sippschaft welche winselt und winselt, verzweifeln und sterben will. Goethe schrieb den Werther, aber er spielte ihn nicht. Er kämpfte mit seinem Gram, warf ihn von sich, besiegte ihn, trat ihn nieder wie ein starker Mann. Ein Gedanke an die Waterloobrücke konnte ihn nicht beherrschen. — Goethe, mein junger Freund, wäre der Letzte in der Welt, den man kalt nennen dürfte und der dies Epitheton verdiente. Dummköpfe nennen ihn so, weil er über seine Leidenschaft die Herrschaft der Vernunft geltend zu machen wußte. Weil er nicht so schwach war, wie die schwächsten der Dichter und Weiber ihn wünschten, so sagte man, er wäre kalt. Bah! Er war ein liebender Freund, ein edelmüthiger Feind, ein unnachahmlicher Dichter — nur nicht ein Werther. Nehmt ihn Euch zum Muster! Seht, wie er liebte und wirkte! Von einem wilden Jüngling wuchs er zu einem großen Mann heran und bewahrte bis zu seinem 83. Jahre eine beispiellose Intelligenz unter fast beispielloser Thätigkeit. Dies ist der Mann, den Ihr Autoren verehren, dem Ihr nachahmen müßt! Er verstand die göttliche Bedeutung von der Bestimmung des Menschen — und diese ist: Arbeit. Der Mensch welcher arbeitet, ist der einzige welcher zu leben verdient. Die Arbeit ist das große Element, in welchem der Mensch frei und gesund athmet. Die Arbeit allein ist wahres Vergnügen; was uns vom Thiere unterscheidet, ist unsere Fähigkeit zur geistigen That, und in dieser Thätigkeit finden wir unsere reinsten und größten Freuden!"

Mit diesem Hinweis wird der Held des Romans gerettet. Mit diesem Hinweis auf Goethe ergiebt sich aber zugleich, wie tief und innig der Engländer Lewes im deutschen Dichter ein Centrum ächten Menschenwerthes erblickte, wie sein Auge schon seit lange auf ihn als einen Gipfelpunkt universaler Bildung gerichtet war. Seit 1847 faßte er den Entschluß, Goethe's Leben und Dichten in ein Bild zu fassen. Hier wie nirgends allerdings erscheinen die Dichtungen als nothwendiger Ausfluß eines individuellen Wesens. Was Lewes am Dichter Goethe feiert, ist ein Triumph des Menschen Goethe. Die absolute Begriffsphilosophie hat sich nicht dazu versteigen können, im Begriff der Person die Blüthe aller Elementarkraft zu erkennen, ebensowenig als sie Gott als Person construiren mag. Steht aber der Gedanke über der Elementarkraft, so geschieht das eben, wenn die Elementarkraft sich als Selbstbewußtsein erfaßt. Selbstbewußte Kraft aber ist Persönlichkeit; die höchste Spitze alles Seins kann nicht anders denn als Person gefaßt werden, im absoluten wie im endlichen Stoff. —

Wir wollen hier, mit diesem Hinblick auf das Buch des Engländers, nicht Goethe's gesammten Gedankengang — sein Gedankengang ist wesentlich nur der Gang und die Entfaltung seiner Persönlichkeit — unsern Lesern vorführen, wohl aber eine intime Seite seiner Natur, seine Beziehungen zu Frauengestalten, in ihrer Stufenfolge aufzuzeichnen suchen. Wo Alles, wie bei Goethe, auf die persönlichen Anlässe gestellt ist, dergestalt, daß er selber alle seine Dichtungen für Gelegenheitsgedichte erklärte, da wird der Bezug zu weiblichen Naturen eine besonders wichtige Rolle spielen. Sein ganzes Leben war eine Kette von Liebesneigungen. So lautet unser Satz, sollen wir ihn einfach aussprechen. Immer hatte und genoß er sich gern im Wiederschein einer zweiten Natur, und spiegelt sich in den Wirkungen die er auf sie und sie auf ihn äußerte. In dieser

Lust an Mittheilsamkeit lag ein Zauber für ihn, lag auch der Zauber den er selber übte. Wir wollen die ganze Reihe seiner Liebesneigungen beleuchten und ihre Bedeutsamkeit für des Dichters Entwickelung schildern. Wir wollen nicht erschöpfend sein. Sobald wir auf einzelnen Punkten den nöthigen Nachweis zwischen Goethe's Leben und Dichten geführt haben, lassen wir den Faden fallen, oder überlassen es dem Leser, ihn für sich selber weiterzuführen. Nirgends als in Goethe's Dichtungen sind die Beziehungen zu Frauen gleich sehr Brenn-, Licht- und Höhepunkte. Es war keine Nation da, auf deren Forum und in deren öffentlichen Gesammtinteressen er sich entwickeln konnte; es waren Individuen die ihn formen halfen. Männer, wie Herder in seiner Jugend, haben auf seinen Geistesgang gewirkt; seine Dichtungen aber entnahm er dem Gange seines Herzens, und hier waren Frauen die Gestaltenden. Schillers Einwirkung war wie ein neuer Aufruf zur Concentration und Zusammenfassung aller seiner Kraft aufs Höchste und Größte; aber in ganzen langen Epochen war seine Poesie den Einflüssen weiblicher Naturen anheimgegeben. Deshalb fassen wir unsere Untersuchungen unter dem Titel zusammen: Goethe in der Schule der Frauen.

---

1. Goethe's Mutter.

Die erste Lehrmeisterin des Dichters war seine Mutter, die Frau Rath, Katharina Elisabeth, ein ächt Frankfurter Kind, Tochter des Schöffen und nachmaligen Stadtschultheißen Textor, erst 17 Jahre alt, da sie, altehrbarer Sitte gemäß, auf beiderseitiger Eltern Betrieb dem fast vierzigjährigen Dr. juris Johann Caspar Goethe, kaiserlichem Rath und Residenten in der Reichsstadt, anverheirathet ward. Diese Frau ist gefeiert worden wie je eine Dichtermutter. Hoch und niedrig verkehrte mit ihr und war entzückt von der Kernkraft ihrer Natur. Wieland nannte sie „die Königin aller Weiber die Herz und Sinnen des Verständnisses haben;" Herder beneidet den Sturm um seine Flügel, um zu ihr hinfliegen zu können; Herzogin Amalie von Weimar möchte mit ihr alles Gute und Liebe genießen; Karl August sagte, sie trage „eine Glorie" um ihre alte Frankfurter Haube. Bettina, ein Frankfurter Kind nach der Seite der naiven kecken Ursprünglichkeit, hat ihr mit Sympathie in ihren Briefen ein Denkmal gesetzt; die eignen Briefe der Frau Rath sind ihr getreuestes Conterfei. Ein Jubel der frischesten Lebenslust durchströmt diese Briefe, durchströmt dies Herz, das Mutter Natur in ihrer besten Laune schuf, ein Jubel, den wir einen dionysischen nennen dürften, stände dies von Lust und Heiterkeit strahlende Antlitz nicht zugleich fest und ehrsam orthodox wie in deutschem Holzschnitt vor uns. „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden!" ist mit Götz von Berlichingen ihr Wahlspruch, und sie schlägt, wenn sie das bewahrheiten will, auf die Bibel und sagt: Alle gute Gabe kommt von Gott, auch des Leibes und der Seele Heiterkeit! — Darin liegt ein Anker der Gottseligkeit, der uns zwingt fromm zu sein, nicht blos im Sturm des Mißgeschicks, sondern auch im Rausch der Freude. Dem „großen Heiden," wie ihn die Pustkuchen, die Menzel und die Eichendorff gescholten, ist dieser Anker, auch wenn er verschwiegen festsaß, nie aus der Seele gewichen, und somit war und blieb die Mutter ihm die erste Bildnerin seiner Seele, ob er schon den großen Unbekannten auf Pfaden suchte, wo ihn die engbrüstige Frömmelei nie gefunden, und des hohen Gottessohnes Spruch: „In meines Vaters Hause sind der Wohnungen viele!" sich an ihm bewahrheitete.

In der jungen Mädchenseele der Katharina Elisabeth Textor, sagt man, sei eine Neigung aufgeflammt, über welche freilich nur die romantische Bettina berichtete, eine Liebe, deren Flamme nicht sowohl ins Vaterland als in Kaiser und Reich schlug, eine erste Liebe zum jungen schönen deutschen Kaiser Albrecht von Baiern, der 1742 das Osterfest in Frankfurt feierte. So orthodox und reichsständisch war in Katharina Elisabeth die erste Mädchenliebe. Sie war dem hohen Herrn gefolgt in alle Kirchen, war ihm nachgelaufen auf allen Stegen und Wegen, und es hatte sie immer „wie ein Donnerschlag getroffen," wenn er seine Augen aufgeschlagen. Als fünf Posthörner früh Morgens des Kaisers Abfahrt verkündeten, stürzte sie aus dem Bett ans Fenster, stieß ihr Schienbein wund am Stuhle und hatte Zeitlebens davon eine Kniewunde, — wie Bettina erzählt. Sie hatte ihm aber nachgesehen, und er hatte ihr mit dem Schnupftuch gewinkt bis er die Straße hinaus war. Das paßte so zu der „Schwebereligion," und zu der schwebenden Liebe, die sich im phantastischen Kopf des alten Kindes Bettina gestaltete. Es sieht aber der kleinen Textor, der spätern Frau Rath, solche Romantik auf kaiserlich römischem Goldgrund ähnlich. — Wie sie, achtzehn Jahre alt, den Wolfgang gebar, concentrirte sich all ihr Herzensbedürfniß in dem einzigen Sohne, den selbst der steif bedachtsame Herr Vater „einen singularen Menschen" nannte. Daß er ein singularer Mensch ward, dafür hat zuvörderst die Frau Rath selber gesorgt; sie gebar keinen zweiten Sohn, und der Einzige blieb ihr Ebenbild; die nachgeborene Tochter Cornelie artete weit mehr nach dem Vater. Auch von ihm hatte der Wolfgang viel, mehr vielleicht als sein eignes Bekenntniß zugab:

> Vom Vater hab' ich die Statur,
> Des Lebens ernstes Führen;
> Vom Mütterchen die Frohnatur
> Und Lust zu fabuliren.

Aber zu der Mutter Blut gesellte sich auch noch deren Wahlverwandtschaft und Liebe. Um so vieles jünger als der Gatte, stand ihr der Sohn desto näher, und sie erzog sich im Knaben, zum Ersatz für den fehlenden Genossen und Gespielen, einen Vertrauten und Freund. Der Dichter, der sich später in seinen höchsten Glückseligkeitsmomenten einen Liebling der Götter dünkte und nannte, war als Knabe zunächst dieser Mutter Liebling, ein Schooßkind ihrer heitersten Laune. Seine geniale Beweglichkeit und allseitige Empfangenslust hat in der Mutter Art und Natur ihren Grund, und diese Art und Natur ging im Blut auf ihn über; auch diese Lust am Dasein, diese respectvolle Freude an des Lebens Schätzen, geheimnißvollen und offenbaren, sinnlichen wie geistigen, seine Lust zu helfen, zu schaffen, zu fördern in Anderen und für Andere, dieser wunderbare Drang, den Genossen die Welt zu erschließen und ihnen eine Stätte zu bereiten, damit Gott und Natur sich in und mit ihnen freudig und kraftvoll offenbaren könne. (Wir erin-

nern in dieser Beziehung nur an die liebfreundlichen Bemühungen, Herdern das Wohnhaus herzurichten, im Briefwechsel aus Herders Nachlaß, 3 Bde. Frankfurt bei Meidinger.)

Die freie ungebundene Selbstbestimmung seines Wesens wurde nicht wenig genährt durch den Mangel an öffentlichem Schulzwang und eigentlicher Gymnasialzucht unter Altersgenossen; das Gefühl einer Ausnahmestellung reifte im Knaben, und diese Empfindung der Besonderheit und Abgeschiedenheit steigerte, sinnlich wie geistig, das Bedürfniß zum Lieben, noch mehr das Bedürfniß, sich geliebt zu fühlen.

Hier liegt ein tiefes Geheimniß seiner Art und Natur, seine Unruhe, nie anders als im Verkehr mit einer zweiten Persönlichkeit, im Spiegel seiner selber, und im Brennpunkt einer Neigung leben, athmen, schaffen und dichten zu können. Und an diesen Nimbus, sich von einer Liebe getragen zu wissen, hat ihn zuerst die Mutter gewöhnt. Dies Mutterherz war vom Sohne entzückt wie sonst nur Mädchen- und Frauenherzen in Liebe brennen. Seine geistige Größe dämmerte nur wie eine verschwiegene Ahnung in dieser Mutter auf; es war seine Erscheinung, seine Gestalt, sein Wesen, was sie am Jüngling entzückte. Sie erzählt das ja selbst bei einer Winterfahrt auf dem Main. „Mutter," sagt der Sohn, „Sie hat mich noch nicht Schrittschuhfahren sehen und das Wetter ist heut so schön!" — „Ich zog, — so schreibt sie, — meinen carmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil zwischen den Andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den carmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch und lacht mich freundlich an. Nun, was willst Du? sag' ich. Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock! — Du willst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen! — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eise. So was Schönes giebt es nicht mehr, ich klatsche in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug."

Und bei all dem Glückseligkeitsgefühl behauptete sich zugleich jeder Zeit ihre Würde; ihr Humor hielt sie nicht ab, sich gewissermaßen im Stück wie eine Hauptperson zu gebahren. Als die Grafen Stolberg zu Besuch bei ihr waren, machte sie sich mit dem Gewicht einer Großhofmeisterin geltend, und hieß seitdem A j a, sei's, daß dieser Name eine spanische Gouvernante oder die Würde eines türkischen Beamten, der sich lebenslänglich angestellt weiß, zu bedeuten hatte. (Nach Düntzer stammt der Name aus den Haymonskindern.) Goethe selbst erzählt: Die Grafen waren damals voll Ungestüm, und nach einer und der andern genossenen Flasche Wein kam der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein, und man erwies sich lechzend nach dem Blute solcher Wütheriche. Um dies ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer lagen, Jahrgänge 1706, 1719, 1726, 1748, von ihr selbst gepflegt und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten in Anspruch genommen. Mit diesem Gewächs erschien sie wieder vor den lautgewordenen Jünglingen und rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

Die Berufung des Sohnes nach Weimar sah sie gern und mit Stolz, blieb aber für sich lieber im alten gewohnten Geleise daheim, wo sie mit ihrer orthodoxen Reichsbürgerlichkeit mehr galt. Alle Welt in Weimar jedoch blickte auf sie hin, um sich Raths bei ihr in Sachen des großen Sohnes zu holen, Verständniß über ihn oder Einfluß auf ihn durch sie zu gewinnen. An Frau v. Stein schrieb sie 1785 ihre eigene Silhouette: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir fortgegangen, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, — gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und -töchtern, — bemoralisire Niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme Dem der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." — Der Frau v. Staël stellt sie sich im reichsten Schmuck und Anzug mit den Worten vor: „Je suis la mère de Goethe!" Als Tieck verkappt als Doctor Gall ihr zugeführt wurde, hielt sie ihm ihren weißen Kopf hin, um ihn untersuchen zu lassen was ihr Sohn von ihr habe, lachte aber dann hell auf wie sie die Mystification erfuhr. Das Theater blieb der Matrone Steckenpferd bis in die letzte Zeit hinauf. Im Briefwechsel mit Zelter lesen wir von einer Aufführung der „Geschwister" bei leerem Hause in starker Sommerhitze. Da rief sie über's Orchester hin: „Herr Werdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da!" Worauf Werdy und Alle sehr gut, ja begeistert spielten. Nach dem Ende des Stückes rief sie hinüber: „Ich bedanke mich auch schön und will's meinem Sohn schreiben!" — Einen Gruß auf der Straße erwiderte sie durch Stehenbleiben, zierlich wie bei der Menuett mit den Fingerspitzen die Röcke erfassend, und mit tiefem Knicks. In der Krankheit, die sie schließlich ergriff, ward sie ungeduldig, stellte sich aber wie ihr eigner Schulmeister gleich zur Rede und sagte sich vor: „Ei schäm' Dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt, und den Wolfgang dazu, daß Du jetzt garstig sein willst. Willst Du denn immer auf Rosen gehen? Bist über's Ziel, über Siebzig hinaus! — Schauen's, setzte sie, dies selbst erzählend, hinzu, gleich ist's besser worden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war!"

Den Arzt fragte sie aus, wieviel sie noch zu leben habe. „Mach' Er mir nichts vor! Ich weiß doch, daß es mit mir aus ist. Sag' Er's rund heraus: wie lang' hab' ich noch zu leben!" — Mit heiterer Fassung hörte sie dann die Meinung: „noch bis zum nächsten Mittag." — „So bleib' Er bei mir bis ich todt bin!" bat sie ihn. Am Morgen ihres Todestages (13. September 1808) erhielt sie noch eine Einladung; sie ließ erwidern: „Die Frau Rath kann nit komme, sie hat alle-

weil zu sterbe!“ — Ihr Leichenbegängniß hatte sie sauber geordnet, heiter das Leben bis auf den Grund ausschlürfend und gewaffnet in Tapferkeit und heller Zuversicht. Den Mägden hatte sie den Todtenschmaus noch bis auf die Weinsorten und die Größe der Prätzeln genau bestimmt. Ja nicht zu wenig Rosinen! hatte sie angeordnet; sie habe dies nie im Leben leiden können und würde sich auch noch im Tode darüber ärgern. „Sie starb — sagt Goethe selbst — in alttestamentlicher Gottesfurcht, voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott.“

F. G. K.

Preußische Seebäder.

Man hat hier und da behauptet, der Andrang zu den Seebädern habe seinen Gipfelpunkt erreicht, aber die Erfahrung widerspricht dem, das Bedürfniß wächst mit jedem Jahre. Das Meer bleibt ein starker Magnet; seine Wellen sind eine Universalmedicin geworden. Die Verzweiflung findet in ihnen den freiwilligen Tod; die Lebenslust sucht in ihnen neue, frische Jugend. Wer noch zweifeln sollte, daß das Seebad ein Bedürfniß geworden, der verfolge auf der Karte die Küsten der deutschen Ostsee von Kiel bis Memel und zähle, wie viele Seebäder in den letzten zwanzig Jahren entstanden, blühend und berühmt wurden. Ein neuer Industriezweig hat sich eröffnet, und wo man vor Jahren nur elende Fischerhütten im Sande der Dünen sah, erblickt man nun Villen und Paläste. Die Oestsee ist mit einem weiten, aneinanderhängenden Gürtel von Badeörtern geschmückt, wie der Goldreif eines Ringes mit Diamanten. — Wir betreten zunächst die pommersche Küste.

Swinemünde

ist das Seebad für Berlin, wie Schewveningen für den Haag, Havre de Grace und Boulogne für Paris. Obwohl dreißig Meilen von der preußischen Hauptstadt entfernt, erreicht man es doch mittels des Bahnzuges und der Haffdampfschiffe schon in wenigen Stunden. Nächst den Berlinern sind natürlich pommersche Gäste dort vorherrschend, aber auch die Schlesier, tief eingekeilt ins innere Gebirgsland, wenden sich meist hierher, wenn sie Meereseinflüsse brauchen. Was weiter nach Westen und Deutschland liegt, sucht die Nordsee. Von Ausländern findet man hier Russen wohl am häufigsten.

Täglich früh Morgens ruft uns die Glocke des Dampfschiffes an Bord zur Fahrt von Stettin nach Swinemünde. Die Ufer des Haffs werden flacher und flacher, je weiter wir den Oderarm hinabfahren. Unterhalb der Stadt Pölitz erweitert sich das Strombette zum Papen- (Pfaffen-) Wasser; immer größer werden die Wellen, selbst bei gelindem Lufthauche, bis endlich das Haff dem Meere wenig nachgiebt. In seiner Mitte kann man nur noch das Schiboleth aller Seereisen, Himmel und Wasser, sehen, bis allmählich aus blauer Ferne von Nordost Wollins spitzer Thurm herübergrüßt, uns an das versunkene Vineta erinnernd. Wir fahren jener märchenhaften Stelle vorüber, welche Wilhelm Müllers Lied verherrlicht hat:

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluthen Schooß hinabgesunken,
Blieben unten ihre Trümmer stehn;
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth, —
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Unterdessen wird der Wind, von der See kommend, stärker. Die Wogen rauschen heftiger auf und spritzen ihren Schaum weit über das Verdeck hin. Die stark schaukelnde Bewegung des Schiffes bewirkt bei Passagieren, die mit den Launen des Meeres eben nicht vertraut sind, einen Anflug von Seekrankheit. In schöner Beleuchtung tauchen die Lebbiner Berge auf der Insel Wollin aus den Wellen empor und überraschen um so mehr, als man am Strande der Ostsee dort nur Flachheit erwartet. Wo aus dem Haff zwischen Usedom und Wollin hindurch sich die Swine Bahn zur Ostsee bricht, da scheint auf der rechten Seite ein Vorgebirge den Weg versperren zu wollen. Aus den blauen Wogen steigen weiße Kreidefelsen schroff empor, zu Häupten gekrönt mit üppiger Laubwaldung. Durch eine Wendung zur Linken wird das Vorgebirge umfahren, und freundlich winkt nun das Dörfchen Lebbin in grüner Uferschlucht zum Strande sich hinabziehend. Dann gehts beim Dorfe Käseburg und bei dem durch seinen Aalfang berühmten Pritter vorbei, und bald darauf strahlt uns Swinemünde mit seinen weißen Häusern freundlich entgegen. Die Zierde jedes Ortes, ein schlanker Kirchthurm, fehlt ihm; dafür aber steigt ein neuer hoher Leuchtthurm über einem dichten Wald von schlanken Masten hoch in die Luft empor. Welch' ein wogendes Blumenbeet von flatternden Wimpeln! Die Flaggen Preußens, Hollands, Frankreichs und Englands wehen neben einander; die stolzen Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck prangen mit wohlgerüsteten Fahrzeugen; Rußland Schweden und Dänemark verkehren täglich in diesem Hafen und selbst die sternbesäte Flagge America's wird nicht vermißt.

Unmittelbar vor dem Gesellschaftshause ist der Landeplatz, und concentrirt sich an diesem Theile des Bollwerks das eigentliche Leben der Stadt. Die Sprache aller handeltreibenden Nationen Europa's hört man durcheinander. Hier flucht ein Brite goddam, dort ein Franzose sacre dieu, ein bärtiger Russe mi bug; ein Deutscher wirft ein bescheidenes Schwerenoth dazwischen, ein Holländer schnupft gemächlich dazu eine Prise Makuba, bläst den Dampf seiner Pfeife kühl in die Luft und spricht phlegmatisch: wat de deibel!

Swinemünde ist ein ganz nettes Städtchen, in der noch kein Haus ein hundertjähriges Alter nachweisen kann. Seine Straßen sind breit und gerade, die Häuser sauber, meist ein-

stöckig, aber mit Treppenvorsprüngen oder mit zierlichen Balcons versehen. Die Bäume vor den Thüren tragen mit zum Schmucke des Ganzen bei, würden sich aber besser ausnehmen, wenn sie nicht steifholländisch geschoren wären. Nur einen, noch zu sehr an den dörflichen Ursprung erinnernden Uebelstand möchte man wegwünschen, nämlich den Mangel eines Straßenpflasters. An heißen und windigen Tagen ist das Waten im Sande höchst fatal.

Das Gesellschaftshaus, mit einem 80 Fuß langen und 40 Fuß breiten Kursaal, bildet natürlich den Mittelpunkt der fashionablen Badewelt. Auch ist die innere Einrichtung ganz stattlich. Von der See wird die Stadt durch einen schönen Wald, die Plantage genannt, getrennt. Herrliche Buchen, Erlen und Eichen heben die breitästigen Kronen empor; liebliches Spiel der Lichtstrahlen in den schimmerden Blättern; schattige einsame Pfade; welch' eine Fülle von Schönheit verbirgt solch' ein Wald! Aber dahinter erheben sich Dünen, ein Arm der Wüste, der sich zwischen dem erfrischenden blauen Meere und dem grünen Walde hinstreckt. Das Auge wird geblendet von dem weißen Kiessande, aus dem nur hier und da ein verdorrter Rohrhalm aufschießt. Längs der Küste nun zieht sich eine lange Reihe von Badehäusern hin. Wegen der nahen Ausmündung der Swine enthält das Meerwasser aber der Salztheile noch weniger, als die Ostsee ohnehin schon mitsichführt. Auch scheint es uns, als speculire die Industrie der Bewohner Swinemünde's gegenwärtig zu stark auf die Badezeit und suche seine Gäste zu sehr zu schröpfen. Für Miethe und für jedes andere Bedürfniß sind die Preise hier verhältnißmäßig weit höher als z. B. in Zoppot und Kranz in Preußen. Kein Wunder, daß die Badegäste sich mehr und mehr nach dem ohnehin viel anmuthiger gelegenen und zum Baden bequemeren Heringsdorf begeben. Doch ist Swinemünde immer noch reich an hübschen Punkten in seiner Umgebung. Das ganz in der Nähe gelegene Fischerdorf Ostswine gewährte eine herrliche weite Sicht ins Meer, und die verschiedenen Wartthürme, Baken und Flaggenstangen, durch welche die Lootsen alle Schiffe signalisiren, führen dem Fremden ganz originelle Bilder vor Augen. —

Interessant ist auch der Spaziergang nach Coesuand. Ein voller Wald führt eine Stunde weit zu einem stillen, an schwarzen Seen gelegenen Dorfe, wo ein trefflich Unterkommen zu finden ist. Der lichte Wald ist von Außen mit dunkeln Kiefern umkränzt, wie man ein kostbares Geschmeide wohl in ein unscheinbares Futteral verbirgt; innen locken und erquicken die schattigen Laubbäume; es rauscht der ruhende Wald und eine flüsternde Lebensstille herrscht in seinen dunkeln Schatten, was uns so wohlthut. — Unstreitig der schönste Punkt der ganzen Insel ist aber der Golm, ein mit herrlichen Buchen bestandener Hügel. Auf seiner Höhe trägt er ein Belvedere, aus dem man eine entzückende Aussicht über Land, Meer und Binnengewässer, über Wälder und Felder genießt. Es beschließt dieser Berg den Bergrücken, der sich durch das Innere der Insel zieht. Hart bis an die Küste zieht sich gegen Norden hinauf der schattige Laubwald und darüber hinaus erstreckt sich das Meer in seiner hehren Majestät. Deutlich sieht man dazwischen leuchtend die rothen Dächer von Swinemünde und die schlanken Masten und schimmernden Segel der Schiffe im Hafen und die über Meer aufsteigenden Dampfwolken der ab- und zusegelnden Dampfer. Den gekrümmten Lauf der Swine kann man aus dem Haff bis ins Meer verfolgen und bei klarem Wetter sind auch die Thürme des alten Wollin sichtbar. Hier ist der Wechsel von Land und Meer am keckſten und buntesten, und Alles trägt den ernsten nordischen Charakter der Ruhe und Tiefe an sich. Es ist aber keine lachende Landschaft voll läutender Heerden und flötender Hirten, voll munterer Landmädchen und Buben, die sich des Lebens freuen; nein, hier sind nur dunkle Wälder, hin und wieder von lichtgrünen Wiesen durchbrochen, tiefe blaue Landseen, von ehrwürdigen Eichen umsäumt, die dem Wanderer ins Ohr rauschen, daß es hier zuweilen sehr ernst zugehe, wenn der kalte Sturm aus Nordost über die brausende See dahinfegt.

Viel besucht ist das noch nördlicher gelegene

Heringsdorf,

das gar einladend aus seiner malerischen Umgebung mit seinen weißen Häusern das Bergesufer bedeckt. Trotz der vielen, zum Theil gar nicht geschmackvollen Neubauten, besonders derer, welche die Fischer selbst hier ausführen, um so viel als möglich Wohnungen für neue Badegäste zu gewinnen, hat der ländliche Charakter des Ortes glücklicher Weise nichts eingebüßt. Auf dem höchsten der Hügel, auf welchen dies Fischerdorf zerstreut liegt, steht in lieblicher Gartenanpflanzung das „Traiteurhaus," von welchem man durch zwei weite Schluchten hindurch eine herrliche Fernsicht über das Meer hin genießt. Gegen Norden ist der Ort durch einen waldbewachsenen Hügel geschützt, von dessen Höhe man bei klarem Wetter die steilen Ufer von Mönchsgut auf Rügen erblickt. Seinen Namen aber trägt dies neue Seebad von dem Umstande, daß die Bewohner des ehemaligen sehr ärmlichen Fischerdorfes auf der Höhe, wo jetzt das Traiteurhaus steht, den vorigen König von Preußen und die Fürstin Liegnitz zum Frühstück mit frischgekochten Heringen delectirten. In Folge dieses Frühstücks gab der König dem Dörfchen diesen Namen. Die Lebensweise ist hier, im Vergleich mit Swinemünde, sehr billig. Für 25 Thlr. kann man für die ganze Badezeit eine leidlich hübsche Wohnung haben. Auch Wilibald Alexis und ein Devrient haben reizend sich hier angebaut. Näher ans Meer kann der Mensch seine Schlafstelle nicht aufschlagen, als es hier der Fall ist. Während vor dem Fenster meines Schlafstübchens die alten Eichen und Buchen mit ihrem traulichen Blattgeflüster mir ein Schlummerlied sangen, rauschte die See orgelartig dazwischen und das einförmige Brausen ihrer Wellen wiegte mich in den festesten Schlaf ein.

Putbus auf Rügen

liegt eine kleine halbe Meile vom Strande des Bodden ab und gewährt, vom Meere aus gesehen, mit seinen schneeweißen Häusern am Bergeshang ein höchst freundlich einladendes Aussehen. Die Küste, zwischen welcher und der kleinen Insel Vilm, zur Landungsbrücke hingesteuert wird, ist schön bewaldet. Am Mee-

ressaume stehen bunt, wie stille Pagoden, die Badehütten und aus grünem Waldesdunkel winkt lockend ein stattlich weißes Badehaus. Man kann von hier aus bei klarem Wetter die fernen Thürme von Greifswald über der Meeresfläche schimmern sehen.

Die Stille der Ostsee an dieser Insel ist wohl hauptsächlich Schuld daran, daß dieses Bad eben nicht so gesucht ist. Einmal nämlich ist die Bucht überall vom Lande eingeschlossen und nur nach Süden zu offen; die Südwinde aber sind an sich seltener und immer schwächer als jeder andere Wind; sie kommen obenein vom Lande; es fehlt also sehr an Wellenschlag, diesem geheimnißvollen, über Alles gesuchten Etwas eines Seebades; die Oberfläche des Wassers ist meistens hier glatt wie ein Teich. Daß die Entfernung von Putbus eine halbe Stunde weit ist, mag auch hinderlich sein, selbst wenn man zugiebt, daß die See von guter Familie ist und mehr als jedes andere Wasser nur mit wohlhabenden Leuten verkehrt. Man hatte wegen des mangelnden Wellenschlages schon vorgeschlagen, an der Ostküste, der sogenannten Granitz, ein Seebad zu errichten; indessen paßt aller übrige Zuschnitt, der mit großem Aufwande für Putbus geschehen ist, nicht dafür. Wer mag es dem Fürsten von Putbus verargen, daß er nicht die außerordentlichen Opfer, welche er mit großartigster Liberalität für Putbus gebracht hat, in ihren Ergebnissen vernichtet und seine artige Residenz dadurch verödet? Denn Putbus würde verödet, wenn man an der Ostküste eine Saison veranstaltete. Deshalb ist denn aber auch Putbus mehr ein heiterer Sommeraufenthalt ohne besonders nachdrückliche Rücksicht für das Seebad geworden. Die begüterte Welt dieser nördlichen Striche, vorzüglich Neuvorpommerns und Mecklenburgs, kommt in großer Zahl mit Equipagen und blanken Friedrichsdoren nach Putbus, ergötzt sich am gegenseitigen Verkehr, an der herrlichen Aussicht, am schönen Park und an Ausflügen über Rügen, am Faro und an einem kleinen, artigen Theater. Dobberan und Putbus theilen sich in die reichere Welt dieses westlicheren Ostseestriches. Wie dort der regierende Fürst seine Goldstücke der Bank nicht vorenthalten mag, so erfreut der hiesige die table d'hôte mit seiner Gegenwart und seine leutselige Gemahlin thut ein Gleiches. Mit solcher Urbanität halten diese Herrschaften das Badeleben in einem lebhaften Schwunge und verleihen ihm für viele Besucher einen eigenthümlichen, höheren Reiz.

In langen Zügen bewegen sich Droschken und Korbwagen von der Seeküste hin nach dem landaufwärts gelegenen Residenzlein, in welchem der königliche Gouverneur der Insel, ingleichen Schutzpatron der Universität Greifswald und nicht minder Fürst und reicher Privatbesitzer, seinen Sitz hat. Nie wird man auf einem kleineren Terrain mehr Kunst und Geschmack sehen als hier in Putbus. Diese kleinen, amphitheatralisch um den Berg gebauten Häuser; die hellen Lichtfarben, in denen sie glänzen, diese patriarchalische Gemeindeeinrichtung, nach welcher der Fürstenhof, ein Hotel und Logirhaus, ein Pädagogium, Schauspiel- und Brauhaus unmittelbar nebeneinander stehen; — die vortheilhaften Bedingungen, unter denen Fremde sich hier anbauen können, wenn sie sich nur den fürstlichen Geschmacksordnungen fügen wollen; Alles en miniature und doch ernstlich gemeint, — in der That, man glaubt sich in eine andere Welt versetzt. Dieser Fürst wohnt als ein guter Geist in seinem Erb und Lehen; es ist Alles sein Gedanke und sein Wirken, was als anmuthige Schönheit und Heiterkeit bis auf Wege und Straßen sich erstreckt. Der Gasthof liegt am Circus, einem freundlichen, mit Gartenanlagen verzierten Park, und wir haben, zum Fenster hinausschauend, ein Panorama vor uns, das mit dem Meerbusen von Sorrent verglichen werden kann: denn die Aussicht über den Rügenschen Bodden, mit der lieblichen Vilm-Insel inmitten, und den pittoresken Ufern von Mönchsgut ist entzückend schön. Die Krone des Ganzen ist aber der herrliche Park, wohl der schönste in ganz Deutschland, und in ihm giebt sich der edle Geschmack des Fürsten überraschend kund. Soviel Mannichfaltigkeit bei so vieler Einheit, soviel Ruhe bei fortwährender Zerstreuung, soviel Benutzung jedweden Raumes bei soviel scheinbarer Verschwendung und so schöne Verschlingung zu einer allgemeinen Harmonie bei soviel selbständiger Schönheit des Einzelnen, zeigt keine andere Gartenanlage. Alles ist aus einem Styl, aus einem Guß, und dieser Styl ist weniger der einer bestimmten Zeit oder eines Volkes, als der eines edlen Geschmacks überhaupt. Das fürstliche Schloß mit der eingebauten Kapelle steht in schönem Verhältniß zu den lebendigen Alleen des Vordergrundes; der weite Thiergarten im Hintergrunde mit dem zierlichen Zaune von Gußeisen schließt das Ganze auf angemessene Art. Die Seen, mit allen Racen von Enten und Schwänen bedeckt, sind zugleich überraschend; der ganze Baumwuchs, nicht überladen, athmet durchgängig die Hand der Kunst. Und dazu ist die ganze Anlage noch ziemlich jung. Es war früher ein Wald, worin ein steinernes Landhaus lag. Daraus ist ein Schloß erwachsen, der Wald zum Park gelichtet und erst im Jahre 1810 der Ort Putbus anlegt worden. Und heute bewegt man sich unter diesen Bäumen, als sei man in Altengland auf dem reichgepflegten Boden eines Millionen-Lords, welcher Wald und Meer zu seinem Behagen nöthigt. Auch der innere Raum des Schlosses ist höchst geschmackvoll und reich ausgestattet.

Putbus ist überreich an den herrlichsten lohnenden Ausflügen zu Land und zu Wasser und auch das Landvolk bietet hier Neues, Originales, besonders die Fischerwelt, ein hoher, starkknochiger Menschenschlag mit blondem Haar und blauen Augen, dessen Plattdeutsch schwer verständlich. Vor Allem charakteristisch ist ihre Tracht; die schwarze Farbe ist vorherrschend, die selbstgewebte Jacke weit, wie die Fischerhose. Die Frauen tragen eine hohe kegelförmige Mütze, worüber noch ein breitrandiger Strohhut gestülpt wird. Ehefrauen und Jungfrauen unterscheiden sich durch das Band an der Mütze. Der Busenlatz ist bei Festkleidern roth und mit Silber- oder Goldstreifen besetzt, der Rock schwarz, die steifgestärkte Schürze weiß. Auch erfuhr ich eine drollige Landessitte. Wenn ein Mädchen heirathsfähig ist, hängt sie ihre Schürze ans Fenster und darf unter den Männern wählen, die vorübergehen. Sind nun Eltern und Verwandte gegen eine Liebschaft, so wählen sie den Zeitpunkt, wo der Liebste zur See ist und den Schürzengang nicht mitmachen kann.

M. R.

Bayard Taylors Reise nach Lappland.*)

Haparanda (Schwedisch Torneå), am 2. Januar 1857.

Hier sind wir endlich an der Spitze des bothnischen Meerbusens, eine Tagereise vom nördlichen Polarkreise entfernt. Aus dem Fenster in unserm Zimmer blicken wir über einen gefrornen Fluß auf die mit Schnee bedeckten Kirchthürme von Torneå, die jetzt — Nachmittags zwei Uhr — von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet sind. Dr. Wretholm, dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen ich mich genöthigt gesehen, hat mir verboten, unter zwei Tagen das Haus zu verlassen, was mir Muße genug verschafft, um mit der Erzählung meiner Reiseabenteuer fortzufahren.

Meine Kinnlade verursachte mir, als wir Piteå erreichten, so große Schmerzen, daß ich mich die ganze Nacht umherwarf und nicht im Stande war einzuschlafen. Die lange nördliche Nacht schien gar kein Ende nehmen zu wollen, und des Morgens war ich bei dem Aufstehen viel müder und erschöpfter als am Abend vorher, wo ich mich zu Bett legte. Es war beinahe 17 Grad Reaumur unter Null; und der Sturm hatte nicht nachgelassen, doch die Kälte schien meinem Gesichte einige Linderung zu verschaffen und so setzten wir unsere Reise fort. Die Straße taugte nicht viel und führte uns fortwährend über Hügel und durch endlose Wälder von Kiefern und Tannen. Selbst wenn es weniger dunkel gewesen wäre, würde ich doch von der Landschaft um mich her wenig Notiz genommen haben, denn ich war so schlaftrunken und so erschöpft, daß Braisted zuletzt den langen Gepäckschlitten mit Heu füllte und sich ans Ende desselben setzte, sodaß ich mit meinem Kopfe auf seinem Schooße ausgestreckt liegen konnte. Hier lag ich, der Kälte und dem Winde zum Trotz, in einen bewußtlosen Halbschlaf versunken.

Es war finster, als wir Krönäs erreichten, von wo aus wir mit ermüdeten Pferden auf schlechtem Wege und mit einem trägen Kutscher zwölf englische Meilen bis Alt Luleå zurückzulegen hatten. Ich legte mich wieder nieder, schlummerte wie gewöhnlich und versuchte, meine Schmerzen zu vergessen. So vergingen drei Stunden; die Nacht hatte sich längst eingestellt, bei einem klaren Himmel hatten wir 20 Grad Reaumur unter Null, und es blies ein scharfer Wind. Plötzlich wurde ich durch einen Ausruf Braisteds munter. Ich öffnete meine Augen und da ich in seinem Schooße lag, so blickte ich in die Höhe, und sah einen schmahlen Gürtel oder eine Schärpe von silberfarbigem Feuer gerade über dem Zenith, deren unverbundene Enden sich an den Abhängen des Himmels langsam auf- und abwärts schwangen. Jetzt begann das Phänomen zu schwanken, indem es sich, als ob es seine Elasticität prüfen wolle, zuweilen langsam, zuweilen mit einer schnellen, springenden Bewegung rückwärts und vorwärts neigte. Nun nahm es die Gestalt eines Bogens an; dann bewegte es sich wellenförmig in Hogarths Schönheitslinie, indem es in seiner schlangenförmigen Bewegung glänzte und erbleichte, und bildete endlich einen Schäferhaken, dessen Ende sich plötzlich von ihm trennte und abfiel, als ob es von einem heftigen Winde fortgetrieben werde, bis der ganze Gürtel in langen, sich fortziehenden Linien von feurigem Schnee fortschoß. Dann sammelte er sich wieder in einem Dutzend tanzender Theile, welche wechselweise voranschritten und sich zurückzogen, hierhin und dorthin, gegen- und übereinander wegschossen, in gelben und rosenrothen Strahlen aufloderten oder wieder erblaßten, und sich tausend phantastische Streiche spielten, als ob sie durch irgend eine seltsame Grille geleitet würden.

Wir lagen mit in die Höhe gerichteten Gesichtern schweigend da und betrachteten dieses wundervolle Schauspiel. Plötzlich rannen die zerstreuten Lichter, wie von einem gemeinschaftlichen Impuls getrieben, zusammen, vereinigten ihre glänzenden Enden, verflochten sie unter einander und fielen in einem breiten, erleuchteten Vorhange in der Luft herab, bis der mit Franzen besetzte Saum scheinbar nur wenige Ellen über unseren Häuptern schwebte. Diese Erscheinung war so unerwartet und überraschend, daß ich einen Augenblick lang glaubte, unsere Gesichter würden von dem Rande der prachtvollen Nordlichtdraperie berührt werden. Das Phänomen folgte der sphärischen Curve des Firmaments nicht, sondern hing senkrecht von dem Zenith herab, indem es scheinbar Millionen Meilen durch die Luft niederfiel, seine Falten zwischen den Sternen zusammenfaßte und seine Stickerei von Flammen sich über die Erde dahinzog, und über die grenzenlosen Schneefelder einen blassen, überirdischen Glanz ausgoß. Einen Augenblick später wurde der Vorhang wieder in die Höhe gezogen, zertheilte sich, schwang seine Fackeln und schoß seine Lanzen hierhin und dorthin, die sich wie vorher voranbewegten und zurückzogen. Ich habe kaum die Hoffnung, je in meinem Leben etwas so Seltsames, so Launisches, so Wundervolles, so ausgezeichnet Schönes wiederzusehen.

In dieser Zeit kamen wir an den breiten Fluß Luleå, auf dessen festgefrorner Oberfläche wir eine halbe Stunde fuhren, während wir fortwährend das Nordlicht betrachteten, das allmählig schwächer und weniger thätig wurde. Endlich erreichten wir das entgegengesetzte Ufer, fuhren einen hohen Abhang hinan, durch ein großes Dorf von Ställen und an der schönen Kirche von Alt-Luleå vorbei an das Gasthaus. Es war beinahe Abends acht Uhr, sehr kalt und ich war ganz erschöpft. Das Gasthaus war aber bereits mit Reisenden angefüllt und es fand sich in demselben kein Platz mehr, um unsere Häupter niederlegen zu können. Der Wirth, ein im höchsten Grade gleichgültiger Schwede, ertheilte uns kalt den Rath, bis Persö, noch zehn englische Meilen entfernt, weiterzufahren. Ich erzählte ihm, daß ich zwei Nächte lang nicht geschlafen habe, aber er zuckte blos mit den Schultern, wiederholte seinen Rath und erbot sich, sofort Pferde herbeizuschaffen, um uns loszuwerden. Es war eine kalte, traurige Fahrt, und ich war während der ganzen Zeit in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit. Wir erreichten Persö gegen elf Uhr, fanden das Haus voll von Reisenden, verschafften uns jedoch zwei kleine Betten in einem kleinen Zimmer, in dem sich bereits ein anderer Mann befand, und gingen zu Bett, ohne zu

*) Vergl. Nr. 7, 8, 9, 15, 22 und 26 der Europa.

Abend gegessen zu haben. Ich war so ermüdet, daß ich troß meiner Schmerzen drei Stunden lang schlief.

Wir tranken am nächsten Morgen um sieben Uhr unseren Kaffee im Bett und fuhren dann fort, um Rånby am Flusse Rånea zu erreichen. Der Tag war trübe, die Temperatur 18 Grad Reaumur unter Null. Die Landschaft war niedrig, etwas wellenförmig, bot uns aber gelegentlich weite Aussichten nach Norden über die Buchten des Meerbusens und große Strecken von Wald dar. Die Niederlassungen waren noch eben so häufig wie bisher, doch man schien sich dem Anscheine nach auf den Anbau des Flachses zu beschränken. Rånby ist ein großes Dorf mit einer sehr ansehnlichen Kirche. Die Leute beschäftigten sich eben damit, Buden für einen Jahrmarkt aufzuschlagen. (Ein Jahrmarkt im Freien im 65. Grade nördlicher Breite bei gefrornem Quecksilber!) Dies erklärte das vermehrte Reisen auf der Landstraße. Wir fuhren bis Hvitå weiter, um dort zu frühstücken, und kamen dabei nördlich über die Breite von Torneå; von dort wendete sich unsere Straße in einem rechten Winkel ostwärts um die Spitze des Meerbusens. Es war viel Schnee gefallen, doch die Straße war gepflügt worden und wir hatten eine erträgliche Schlittenbahn, ausgenommen wenn wir an anderen Schlitten vorüberfuhren, wobei wir zuweilen umgeworfen wurden.

Wir hatten nun zwischen den Stationen ununterbrochen eine Waldscenerie vor uns, und was für eine Scenerie! Es ist beinahe unmöglich, die Schönheit dieser Winterwaldungen zu malen. Jeder mit dem reinsten Schnee beladene Baum gleicht einem gothischen Springbrunnen von Bronze, der mit gefrornem Schaum bedeckt ist. Von jeder Anhöhe blicken wir auf Tausende solcher scheinbaren Springbrunnen, die sich gleichsam von ihrem Fußgestell von Elfenbein und Alabaster niedriger oder höher erhoben. Es war eine verzauberte Wildniß, weiß, schweigsam, strahlend und mit unerschöpflichen Formen der Schönheit angefüllt. Womit soll ich diese Lichtblicke unter den Aesten, in die Tiefe der Wälder hinein vergleichen, wo der Schnee jede Perspective verhinderte und die entferntesten feenhaften Winkel und Dickichte, die zu schön und zerbrechlich aussahen, um kalt zu scheinen, in den glänzenden Vordergrund brachte? „Wundervoll! Herrlich!" konnte ich blos in athemloser Bewunderung ausrufen. Einmal erblickten wir an der Seite der Straße ein nordisches Schneehuhn, so weiß wie Schnee, mit rubinrothen Augen, die wie Juwelen glänzten, als es, ohne im mindesten erschreckt zu sein, langsam und schweigend voranflog.

Kurz nach ein Uhr ging die Sonne unter und wir fuhren voran, um noch denselben Abend den Fluß Kalix zu erreichen. Auf der letzten Station bekamen wir einen Knaben zum Postillon und zwei träge Pferde, und waren bei einer Temperatur von über 23 Grad Reaumur unter Null viertehalb Stunden unterwegs. Meine Füße wurden wie Eis, was den Schmerz in meinem Gesichte sehr vergrößerte; bei dem Mangel an Schlaf fühlte ich mich ganz ohnmächtig und krank. Der Knabe versetzte uns durch seine Trägheit in einen solchen Aerger, daß Braisted voranlief und ihm tüchtige Ohrfeigen gab, worauf er schneller fuhr. Nach einer Fahrt durch Waldungen, die gar kein Ende nehmen wollten, gelangten wir an die Ufer des Kalix, die sehr steil und mit schönen Tannen besetzt waren. Dann erreichten wir das Dorf Månsby, wo wir, dem Himmel sei Dank! etwas zu essen, ein warmes Zimmer und ein Bett fanden.

Während wir unser Abendessen genossen, kamen zwei Reisende an, von denen der Eine, ein hübsch gewachsener, reich gekleideter junger Mann, in unser Zimmer gewiesen wurde. Die Magd theilte uns mit, er sei ein Brukpatron (Besitzer eines Eisenhammers), und aus dem außerordentlich feinen Tuchrocke, seinen Ringen und der großen goldenen Kette an der Uhr, ließ sich auf einen blühenden Zustand seiner Geschäfte schließen. Er hatte die rothen Wangen des Nordländers, eine sehr schöne Nase und englische Stutzbärte flankirten das glattgeschorne Kinn. Seine Miene war aufgeregt und glücklich; er war noch nicht völlig betrunken, wohl aber in der heitern und fröhlichen Stimmung eines leichten Rausches, der an dem Uebergang zu einem schweren steht. Er horchte eine Zeitlang auf unsere Unterhaltung und redete mich endlich in einem keineswegs vollkommenen Englisch an. Das führte zu gegenseitigen Mittheilungen und einer Erklärung unseres Standes und des Zwecks unserer Reise, — welchem letztern er durchaus keinen Glauben schenken wollte. „Hierher kann Niemand um seines Vergnügens willen kommen," sagte er, „ich weiß es besser; Sie haben eine geheime politische Mission!" Unser Gelächter über diese Behauptung bestärkte ihn in seiner Vermuthung. Nichts destoweniger bestellte er eine Flasche Portwein, der sich als schlechter Malaga herausstellte und drang in uns, ein Willkommen mit ihm zu trinken. „Sie sind," sagte er, „in dem 66. Grade nördlicher Breite an dem Kalix, wo bis jetzt noch kein Americaner gewesen ist, und ich werde meinen Freund rufen, um Ihrem Vaterlande ein Skaal zu trinken. Wir sind in der Kirche gewesen, an der mein Freund angestellt ist."

Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer und kehrte bald nachher mit einem kleinen, kräftigen Manne zurück, der ein breites Gesicht und einen großen Kopf hatte, und etwa vierundvierzig Jahre alt zu sein schien. Sein Betragen war ein durchaus gebildetes und gesetztes; ich hielt ihn für einen Geistlichen, besonders weil der Besitzer des Eisenhammers ihn „Bruder Horton" anredete. „Nun," sagte er, „willkommen unter dem 66. Breitengrade und Glück dem freien America! Sind Sie für Buchanan oder für Fremont?" — Bruder Horton hatte ein wachsames Auge auf seinen jungen Freund, schloß sich aber heiter der von ihm ausgesprochenen Gesinnung an. Ich erwiederte: „Skaal für Schweden und für das schwedische Volk!" und hoffte dadurch von der muntern Gesellschaft erlöst zu werden; doch er war nicht zu vertreiben. „Sie kennen mich nicht," sagte er, „und ich kenne Sie nicht; aber Sie sind etwas mehr als Sie zu sein scheinen; Sie sind ein politischer Charakter." In diesem Augenblicke kam Braisted herein und theilte uns mit, daß wir 24 Grad Reaumur hätten. „Tausend Teufel!" rief Bruder Horton (und jetzt war ich überzeugt, daß er kein Geistlicher war), „was für ein Thermometer! Wie kalt es das Wetter anzeigt! Würden Sie sich davon trennen, wenn ich Ihnen Geld dafür gäbe?" — Ich lehnte es ab, indem ich ihm bemerkte,

daß es für uns unmöglich sei, uns im Norden ein so gutes Thermometer zu verschaffen und es liege uns viel daran, die Temperatur so niedrig wie möglich zu beobachten.

Dies schien den Besitzer des Eisenhammers, der eine Zeitlang nachdachte und dann auf den Gegenstand meiner politischen Mission zurückkam, in seiner Ansicht irre zu machen. „Ich vermuthe, Sie sprechen Französisch," sagte er; „in der Diplomatie kann man diese Sprache nicht entbehren. Ich kann es auch sprechen," — worauf er begann, es stümperhaft zu reden. Ich antwortete ihm in derselben Sprache, doch er gab den Versuch bald auf und versuchte Deutsch. Ich wechselte gleichfalls und da ich fand, daß seine Philologie erschöpft war, mit der er sich um so mehr brüstete, da Bruder Horton nur Schwedisch verstand, so beschloß ich, mir einen kleinen Spaß zu machen. „Sie verstehen natürlich auch Italienisch," sagte ich, „es ist musikalischer als die deutsche Sprache." Er gestand mit Widerstreben seine Unwissenheit. „O, gut," fuhr ich fort, „Spanisch ist mir eben so angenehm," und begann in dieser Sprache zu reden, ehe er mir antworten konnte. Sein Gesicht wurde immer blässer und verwilderter. „Ohne Zweifel sind Ihnen die orientalischen Sprachen vertraut; ich habe seit einiger Zeit keine Uebung im Arabischen gehabt," sagte ich zu ihm und überschwemmte ihn sofort mit ägyptischen Begrüßungen. Ich versuchte es dann mit Hindostanisch, womit meine Sprachkenntniß zu Ende ging und schloß damit, ihm die malaiische, die tatarische und tibetanische Sprache zur Auswahl zu stellen. „Komm! komm!" sagte Bruder Horton zu ihm, der seinen Arm ergriff, während er starr und verlegen dastand, „die Pferde sind bereit!" Er wurde mit einiger Schwierigkeit überredet, abzureisen, nachdem er uns die Hand gedrückt und mehrmals ausgerufen hatte: „Sie sind ein sehr seltner Mann!"

Als wir erwachten, war es ein schreckliches Schneewetter. Indem wir uns vorbereiteten, unsere Reise fortzusetzen, kam ein bedeckter Schlitten mit zwei schwedischen Marineofficieren von Norden an. Das Schiff derselben war in Kronstadt eingefroren und sie hatten sich genöthigt gesehen, durch Finnland längs der östlichen Küste des bothnischen Meerbusens nach Hause zurückzukehren. Der Capitän, der ganz vortrefflich Englisch sprach, theilte mir mit, daß er am Weihnachtstage auf der entgegengesetzten Seite des bothnischen Meerbusens mit mir sich im gleichen Breitengrade befunden und denselben Grad von Kälte erfahren habe. Beide hatten ihre Nasen erfroren. Wir brauchten zwei und eine halbe Stunde, um die erste Station von sieben englischen Meilen zurückzulegen, denn der Schnee fiel in solcher Masse, daß wir dadurch geblendet wurden und die Straße war noch nicht gepflügt. Alle Fußgänger, die uns begegneten, waren mit fünf Fuß langen Schneeschuhen versehen; trotzdem sanken sie so tief in den Schnee, daß sie nur langsam und mit Anstrengung vorwärtskamen.

Als wir Räsby erreichten, war mein Gesicht sehr geschwollen und entzündet. Da es unmöglich war, die nächste Station während der Tageszeit zurückzulegen, so beschlossen wir klüglich, dortzubleiben. Der Wind stürmte gleich einem Orkan, die harten Schneekrystalle schlugen gegen die Fenster und machten außerhalb Alles zu einem gräulichen Chaos; wir hatten aber ein warmes, ansprechendes, mit einem Fußteppich versehenes Zimmer, ein ausgezeichnetes Mittagsessen und eine Flasche ächten Londoner Porter, des Abends unsere Pfeife. So verlebten wir den letzten Tag des Jahres des Herrn 1856, indem wir Gott für alle Segnungen, die er uns im Laufe desselben hatte zu Theil werden lassen, und für die Annehmlichkeit und den Schutz dankten, deren wir uns in dieser nördlichen Wildniß von Sturm und Schnee erfreuten.

Gestern früh war der Wind weniger heftig; die Temperatur war verhältnißmäßig mild und somit beschlossen wir, obgleich die Straße sehr schlecht war, fortzureisen. Räsby ist die letzte schwedische Station, die finnische Grenze, die an dem nordwestlichen Winkel des bothnischen Meerbusens eine plötzliche Trennung der Racen und Sprachen bildet. Trotz des beständigen Verkehrs, der jetzt zwischen Norrland und dem schmahlen Streifen finnischen Bodens, der Schweden geblieben ist, besteht, findet zwischen den beiden Racen doch keine bemerkbare Verschmelzung statt. In Räsby ist Alles rein Schwedisch; in dem, zwölf englischen Meilen entfernten Sangis ist Alles Finnisch. Die blauen Augen und das blonde Haar, das längliche Oval des Gesichts und die schlanke, gerade Form verschwinden. Anstatt derselben sieht man eckige Gesichter, dunkle Augen, niedrige Stirnen und in den Bewegungen ein wenig orientalisches Feuer und Wärme. Die Sprache ist gänzlich verschieden und selbst die Tracht, obschon im Allgemeinen von derselben Mode, zeigt viele bemerkenswerthe Unterschiede. Die Frauen tragen glänzend farbige Tücher, die sie über die Stirn ziehen und unter dem Kinn festbinden, denen der armenischen Frauen in Kleinasien sehr ähnlich. Bis jetzt scheinen mir die Finnländer weniger aufrichtig und offenherzig, aber eine originellere Race als die Schweden. Es ist außerordentlich auffallend und interessant, an der Grenze der kalten Zone eine solche Spur des Morgenlandes zu finden.

Die Straßen waren sehr schlecht, unsere Postillone und Pferde schrecklich träge; dennoch beschlossen wir, denselben Abend bis Haparanda zu fahren. Ich bedurfte der Ruhe und ärztlichen Hülfe, denn meine Kinnlade war so geschwollen, daß mir das Essen große Schwierigkeiten machte. — Wir erreichten Nickala, die vorletzte Station, um sieben Uhr. Jenseit derselben war die Straße stellenweise schrecklich tief. Wir konnten gar nicht schnell fahren und wurden oft umgeworfen. Der Postillon war ein Finne, der nicht ein Wort Schwedisch verstand; all unser Drängen war gänzlich nutzlos. Wir fuhren in dem Mondlicht über Arme des Meerbusens, durch Wälder und dann wieder über Eis voran; die Gegend blieb eben und monoton, ohne irgend eine Abwechselung darzubieten.

Halb zehn Uhr kündigte uns eine große, weiße Kirche an, daß wir uns Haparanda näherten, und kurz nachher kamen wir in dem Gasthause an, das wir voll von Neujahrszechern fanden. Der Wirth brachte uns mit einem alten Norrländer, der sehr betrunken war, in einem und demselben Zimmer unter, der uns so lange lästig fiel, bis wir ins Bett gingen und uns stellten als schliefen wir. Von meiner Seite blieb es die ganze Nacht bei dem bloßen Schein; die Schmerzen, die ich litt, hielten mich wach.

Americanisches Vereinswesen.

Der Trieb zur Bildung von Genossenschaften, welcher bei allen germanischen Völkern gefunden wird, tritt am schärfsten ausgeprägt bei den Nordamericanern hervor. Bei ihnen hat das Vereinswesen eine so großartige Ausdehnung und Wirksamkeit gewonnen, weil man daran gewöhnt ist, sich selber zu helfen und nicht, wie so vielfach in Europa, Alles von der Staatsgewalt zu erwarten. Bei den Yankees erfüllen freie Vereine und Genossenschaften einen nicht geringen Theil der Verrichtungen, welche anderwärts der nach französischer Schablone zugeschnittene moderne Staat sich angeeignet hat. Es regiert sich deshalb aber auch in letzterm schwerer als in solchen Staaten, wo die Regierung von dem Grundsatz ausgeht, daß sie sich *möglichst wenig* zu thun machen müsse, und daß sie nur da und dann einschreiten und hervortreten solle, wo es unbedingt nöthig ist. Frankreich mit seinem Volke von politischen Kindern, die bevormundet, beaufsichtigt und gezüchtigt werden wollen, weil sie nicht sich bemühen auf eigenen Füßen zu stehen, und andererseits Nordamerica mit dem bunten Durcheinander verschiedener Volksthümlichkeiten und voller Selbstregierung, bilden die schärfsten Gegensätze zu einander; in den Vereinigten Staaten muß Jeder für sich selber sorgen, weil der Staat sich um das Individuum nicht kümmert, außer wann er unbedingt muß. Viele Einzelne schließen sich zusammen und bilden ein Ganzes zu Erweiterung gemeinsamer Zwecke.

Natürlich hat das Vereinswesen auch seine Auswüchse; allein man nimmt diese hin und mit in den Kauf, weil dasselbe im Großen und Allgemeinen sehr segensreich wirkt, weil es erregt und kräftigt. Daß Vereine, welche zu bestimmten Zwecken zusammentreten, leicht gegen Außen hin sich ausschließlich verhalten, ist bekannt, und man weiß daß namentlich kirchliche und Wohlthätigkeitsvereine, sobald sie von kirchlichen oder politischen *Parteien* gegründet worden sind, den Stempel des Exclusiven und manchmal des Fanatismus sich ausdrücken. Gerade in America ist das der Fall. Die Engländer halten im Mai zu London in der Exeterhalle die Generalversammlungen der Missions-, Bibel- ꝛc. Vereine; die Nordamericaner thun ein Gleiches in Neuyork, das in jeder Beziehung mehr und mehr zu einem großen Mittelpunkte, zur eigentlichen Hauptstadt der Neuen Welt sich gestaltet. Ueber die diesjährigen Verhandlungen der Vereine liegt ein Bericht vor mir, der allerlei Interessantes enthält.

Zuerst waren die *Abolitionisten* auf dem Platze. Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen; einige wollen in Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse langsam aber sicher zu Werke gehen, und scheuen sich vor einem Bürgerkriege, welcher eine ungeheure Summe von Unglück über die Weißen in allen Staaten heraufbeschwören würde, ohne den Schwarzen etwas zu nützen; diese würden vielmehr weit strenger behandelt werden als seither. Der Norden würde sie nicht aufnehmen; in vielen Staaten, wohlverstanden in solchen, die nie Sklaverei gehabt haben, wie Indiana und Illinois, wird schon jetzt kein freier Neger oder Farbiger zugelassen, sondern auf dem Schub über die Grenze gebracht, sobald er sich blicken läßt. Den „lauwarmen" Abolitionisten stehen die „Brühheißen" gegenüber, an deren Spitze ein Engländer, *Lloyd Garrison*, sich befindet. Um ihn haben sich Viele geschaart, welche, wie sie selber sagen, alle Mauern einrennen wollen. Sie hatten im Mai ihre vierundzwanzigste Generalversammlung, und wollen im nächsten Jahre ihr viertelhundertjähriges Jubelfest feiern. Ihre Zahl ist gering geblieben, weil diese Leute gar zu ultra sind und ihr Fanatismus allzu gepfeffert ist. Ein Geistlicher, der Reverend Foß, erklärte Washington und die übrigen Gründer der Vereinigten Staaten mit dürren Worten für Schurken und Schufte; der Reverend Octavius Frothingham und das Mulattenfräulein Helene Watkins sprachen die Ansicht aus, nie habe auf Erden eine niederträchtigere Regierung bestanden als jene der Vereinigten Staaten, und der Neger William Wells Brown, welcher früher Sklave gewesen, war ganz derselben Ansicht. Uebrigens beschwerte Garrison sich darüber, daß die Gelder zum Zwecke der mauerbrechenden Abolition weit spärlicher einkämen als in früheren Jahren; die Schuld daran trügen die Regierung, die Verfassung und die Kirchen, welche letzteren sehr schlecht behandelt wurden; auch die americanische Tractatengesellschaft wurde in ungemessenen Ausdrücken getadelt. In einem andern Abolitionsvereine, jenem der radicalen Abolitionisten, welche Lewis Tappan leitet, hielt der Neger Friedrich Douglaß eine Lobrede auf die Sklaven, welche im vorigen Jahre während der Präsidentenwahl sich erhoben und Mordthaten verübten.

Andere Vereine, insbesondere auch die Antisklavereigesellschaft, welche nicht zwecklos agitirt, sondern Sklaven freikauft und nach Africa hinüberschickt, haben keine Ursache, sich über ihren Erfolg zu beschweren. Ein Neuyorker Berichterstatter schreibt: „Unsere Stadt war in voriger Woche angefüllt von Gentlemen in weißen Halsbinden und Damen aller Farbenschattirungen, welche den Vereinssitzungen beiwohnten. Die ungeheuren Geldsummen, welche diesen Gesellschaften zufließen, sind ohne Zweifel auch ein Hauptanreiz für das Interesse, welches ihnen zutheil wird; die Summen wachsen alljährlich an, wie folgende Ziffern beweisen. Es betrugen die Einnahmen folgender Vereine für:

	1855	1857
Americanische Bibelgesellschaft . .	346,811	441,806
Americanische Tractatengesellschaft .	413,174	420,585
Auswärtige Missionsgesellschaft 1 .	154,232	307,318
Auswärtige Missionsgesellschaft 2 .	181,074	205,768
Innere Missionsgesellschaft . . .	180,137	178,060
Americ. und fremde christliche Union	63,867	76,296
Americ. und fremde Bibelgesellschaft	46,034	45,000
Baptistenges. für innere Mission .	64,345	44,507
Americanischer Antisklaverei-Verein .	18,000	38,000
Neuyorker Negercolonisationsverein .	17,571	36,933
Innere Missionsgesellschaft d. Frauen	8000	37,557
Verein zum Frauenschutz	20,133	30,353
Neuyorker Sonntagsschulenverein .	18,000	15,538
Verein der Seemannsfreunde . .	22,845	27,520
Gefängnißmission in Neuyork . .	20,000	20,000
Abolitionsverein	4000	6546
Christlicher Jünglingsverein . .	—	3947
Weiblicher Magdalenenverein . .	3348	3334

Congregational-Union	7000	2945
Weiblicher Heilverein	—	3000
Mäßigkeits-Union	2350	2004
Judenverbesserung	10,000	10,000
Hülfsverein für Kinder	9859	11,142
Systematischer Unterstützungsverein	—	1142
Zur Erziehung farbiger Kinder	—	650
Summa: Dollars	1,595,780	1,971,808

Die Beiträge sind, wie man sieht, binnen zwei Jahren um mehr als eine Viertelmillion angewachsen. Außerdem giebt es in allen Landestheilen noch eine unzählige Menge von besonderen Gemeinde-, Grafschafts- und Staatsvereinen, welche diese Neuyorker Tagsatzungen nicht beschicken. In Bezug auf die obigen Mittheilungen bemerkt der Neuyorker Herald, man sehe daraus auf den ersten Blick, wie wenig von jenen Geldern für die Erleichterung menschlichen Elends verausgabt werde, der größte Theil sei für Zwecke der Bekehrung und der Proselytenmacherei bestimmt. Was er weiter sagt, verdient als eine americanische Stimme, einige Beachtung: „Wären die frommen Zuhörer bei allen diesen Meetings aufrichtig barmherzig und würde jene fürstliche Summe auch nur mit dem Tacte eines Pillenverkäufers auf Broadway angewandt: wie vieler Entwürdigung von Männern und wie manchem weiblichen Fall ließe sich dadurch vorbeugen! Schon die bloßen Kosten, welche diese alljährlichen Schaustellungen der Selbstsucht in Anspruch nehmen, würden bei richtiger Verwendung mehr Gutes leisten als jetzt die Verausgabung der ganzen Summe; aber jene eifrigen Christen finden offenbar großes Wohlgefallen an diesen Maibesuchen in dem großen americanischen Babel oder Sodom, wie sie gewöhnlich Neuyork nennen, und mögen die günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen. Allerdings ist Neuyork ein böser Ort, aber keine andere Stadt gewährt ihnen soviel Genuß; zu uns kommen die Heiligen am allerliebsten. Weshalb wählen sie für ihre Zusammenkünfte nicht eine ruhige abgeschiedene Stadt im Binnenlande, wo ihr weißes Kleid der Unschuld und Reinheit weniger Gefahr läuft, befleckt zu werden? Aber wir sehen im Gegentheil, daß sie sich in den Wirbel der Geschäfte drängen, in die Vergnügungen des Stadtlebens, in den Strudel der Verschwendung, in die Gegenden, wo Schauspielhäuser sind und der Satan seine Herberge hat; auch verschmähen sie keineswegs gute Tafeln, lesen Zeitungen und suchen Abends Orte auf, wo es vergnügt hergeht. Soviel ist sicher: wenn *sie* noch nicht genug an Neuyork haben, — Neuyork ist dieser Herren satt und müde. Sie werden langweilig; in jedem Jahr kommen dieselben Leute, sprechen immer ein und dasselbe, wir hören dieselben Redner und Redensarten, dieselben Anschwärzungen der Nonconformisten, — Aller welche nicht mit den Ansichten jedes Vereins übereinstimmen, was bei der gesegneten Menge derselben geradezu unmöglich wäre, — und dieselben Aufforderungen an den Geldbeutel dieser Verdammten. Diese Jahresversammlungen bieten nicht ein Schauspiel dar von „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen," sondern allemal ereignen sich in ihnen Auftritte des Neides und der Eifersucht, von Streit und Zank, und die Aepfel der Zwietracht wirft man einander nicht einzeln, sondern scheffelweis an die Köpfe. Unter dem besänftigenden Einflusse jener Religion, welche angeblich ihr Denken und Handeln bestimmt, sollten sie, meinen wir, friedlich zusammenkommen und einander mit brüderlicher Milde begegnen, ihre Augen sollten von Sanftmuth erglänzen und ihre Herzen von Zärtlichkeit schwellen. Davon sehen wir jedoch nichts, wohl aber Widerstreit und Abneigung in allen Dingen. Nur in einem einzigen Punkte sind sie alle einig, wenn es nämlich darauf ankommt *Gelder zusammenzubringen*. Im Uebrigen haben gerade die leitenden Personen ein Gesicht wie die Medusa. Man muß nur sehen und hören, wenn und wie in der Antisklavereigesellschaft Washington herabgewürdigt wird, wie Frau Abby Forster, die Gegnerin der Sklaverei, dem Himmel dankt, daß Kansas ein Sklavenstaat werde, denn sie erflehet Ausbreitung der Sklaverei, damit das Uebel noch ärger werde. Nach diesem Gebet — läßt sie den Geldteller herumgehen. Der schwarze Mann Brown wünscht für nächste Woche „eine Rebellion der Schwarzen, in welcher eine Million Menschen umkommen müssen." Garrison meinte, so weit werde es nicht eher kommen als bis die Nation die Sammelbüchse gerade ansehe und nicht mehr den Kopf wegwende, wenn man sie ihr vorhalte. Herr Quincy erklärte, in Massachusetts sei man bereit den Staat Südcarolina, der Sklaven hat, durchzukarbatschen. Zu derlei gottesfürchtigen Zwecken verlangte man für das nächste Jahr die Kleinigkeit von 30,000 Dollars. Aber wer will diese Summe geben? Die Abolitionsgesellschaft ist besonders der americanischen Tractatengesellschaft spinnefeind, und spricht den Mitgliedern derselben alle und jede Christlichkeit ab. Dieser Verein hat nämlich erklärt, daß er seine Aufgabe nicht darin sehe, politische Agitation hervorzurufen oder eine solche zu unterstützen, er könne sich nicht bei den Temperanz-, Friedens-Antipoverty und Antislavery-Bewegungen betheiligen; er habe die Absicht, christliche Lehren und Gesinnungen in allen Classen und Kreisen zu fördern. Deshalb nehmen seine Einnahmen zu; er verkaufte 1856 für 266,000 Dollars Tractätchen, und die Sammlungen brachten 154,000 ein. Aber die Besoldungen seiner Beamten allein im Neuyorker Tractatenhause nahmen jährlich 36,000 Dollars in Anspruch.

Der Herald sagt zum Schlusse: „Im Publicum ist nun einmal der Verdacht rege, daß manche dieser Vereine auf den äußern Effect berechnet sind, oder zur Unterstützung eines Schwarmes von Drohnen. Sie verfahren als ob sie es geflissentlich darauf angelegt hätten die in der Christenheit obwaltenden Zerwürfnisse nicht etwa zu beseitigen, sondern noch zu erweitern. Die dogmatischen Zänkereien, die Verwirrung in den Doctrinen und die Bitterkeit in der Polemik werden alljährlich ärger. Jeder Verein preist sein Specificum als allein heilbringend an. Die einfache apostolische Methode der Bekehrung wird nicht befolgt, an ihre Stelle hat man eine verwickelte Maschinerie gestellt, welche man mit Dollars und Cents in Bewegung setzt. Wie kann unser Land darauf rechnen, daß es möglich wäre einheitlich große Zwecke zu erreichen oder einen nationalen Charakter zu gewinnen, wenn Die, welche an seiner religiösen Erhebung arbeiten sollten, unter sich so getheilt und auf Geld so erpicht sind?"

—d—.

Zur Chronik.

Moritz Retzsch †.

— Am 11. Juni starb in der Umgegend Dresdens der eine Zeitlang sehr beliebte Skizzenzeichner Moritz Retzsch. Er war 1779 in Dresden geboren, machte an der dortigen Kunstakademie seine Studien, wurde 1816 deren Mitglied, 1824 Professor. Er war auch in ästhetischer und künstlerischer Beziehung ein Dresdener Stadtkind; seine „Umrisse" trugen den Stempel von Theaterliebhabereien, faßten nicht sowohl die Dichtung, als vielmehr die theatralische Schaustellung derselben in gewissen Modefiguren der Bühne auf. Im Porträt soll Retzsch mit Miniaturen in Oel Glück gemacht haben. Seine Illustrationen zu Goethe, Schiller und Shakspeare wurden zu ihrer Zeit geschätzt, sind aber, namentlich auf dem Felde des britischen Dichters, von Kaulbach mit Recht verdrängt. Der Faust von Retzsch in 26 Blättern, die er selbst radirte, erschien 1812 und von neuem 1834. Auch Nachstiche erschienen von seinem Faust in England und Frankreich. Erst nach den Befreiungskriegen begannen die Deutschen Werth zu legen auf ihre Geister in Dichtung und Kunst; erst nach dem Gefühl der äußeren Wiedergeburt unseres Volksthums begannen die gesammelten Ausgaben Schillers u. A., Anfangs in sehr grauem schlichtem und dürftigem Gewande. 1822 erhielt Retzsch von Cotta den Auftrag zu Umrissen von Schillers Werken; ihnen folgten die einzelnen Illustrationen zum Gang nach dem Eisenhammer, Kampf mit dem Drachen, Pegasus im Joche, Lied von der Glocke. Auch Bürgers Balladen illustrirte sein Stift. In den dreißiger Jahren blühte sein Ruhm; seine Schönthuerei mit modischen Figuren der Theaterkünste ist sterblich daran. Sechs, von ihm selbst radirte Blätter lieferten einen Cyklus von sehr allgemein gehaltenen Darstellungen des menschlichen Lebens. Die Poesie der bürgerlichen Realität in Haus und Hof und am Familienherd hat seitdem der treffliche Richter wahrhafter, tiefer und naiver erfaßt. Andere Phantasien von Retzsch schilderten einen Kampf des Lichtes mit der Finsterniß. Von einzelnen seiner Blätter sind die „Schachspieler" nicht blos die berühmtesten, sondern auch die werthvollsten.

Die französische Kunstausstellung für 1857.

c. Am 15. Juni fand in Paris die Eröffnung der diesjährigen Kunstausstellung statt, seit 1673, wo die erste veranstaltet wurde, die 79ste in Paris. Drei fanden statt unter Ludwig XIV., 24 unter der Regierung Ludwig XV., 8 unter Ludwig XVI., 7 während der der ersten Republik, 8 zur Zeit des Consulats und Kaiserthums, 4 während der Restauration, 2 unter Karl X., 16 unter Ludwig Philipp, 3 während der zweiten Republik und mit der diesjährigen 4 unter dem zweiten Kaiserthum. Im Jahre 1673 bildeten 140 Gemälde, von 50 Künstlern, sämmtlich Mitgliedern der Akademie, die gesammte erste Ausstellung; die höchste Zahl von Bildern ward 1848 ausgestellt, wo die Wuth für die Gleichheit nicht erlaubte, irgend ein eingesandtes Werk zurückzuweisen. Damals waren in dem großen Salon und in den Gallerien des Louvre 5180 Gegenstände aufgehäuft, von denen freilich die Mehrzahl den Namen Kunstwerk nicht verdiente, ja einige sogar wieder entfernt werden mußten, weil sie vom Publicum ausgezischt wurden. Bis 1792 hatten die Mitglieder der Akademie allein das Recht zur Ausstellung ihrer Werke im Salon des Louvre. Dann überließ man sich dem Traume, die Werke der Künstler ohne Unterschied im Louvre zulassen zu können; allein 1793 bildete man eine Jury, deren Entscheidung willkürlich und ohne Apell war, wie alle Urtheile waren, die zu jener Zeit erlassen wurden. In diesem Jahre ist die Jury, welche über Zulassung der Werke und Vertheilung der Preise zu entscheiden hat, aus Bildhauern, Malern und Architekten, sämmtlich Mitgliedern des Instituts, zusammengesetzt, die durch Talent, sowie durch Stellung in der Welt über kleinliche und gemeine Leidenschaften erhaben sind. Dieselbe flößt um so mehr Vertrauen ein, als sie in einer Erklärung vom 5. Mai für jedes ihrer Mitglieder auf die Ehrenmedaille im Werthe von 4000 Francs verzichtete, welche das Reglement demjenigen Künstler bestimmt, der in dieser Ausstellung vor Allen durch ein Werk von glänzendem Verdienste sich bemerkbar macht. So aufgeklärte und großmüthige Richter flößen Vertrauen ein.

Die französischen Blätter, die sich bereits mit der jetzigen Ausstellung beschäftigen, zählen zuerst die Künstler auf, die seit dem Ende des Jahres 1855 durch den Tod weggerafft worden sind. Unter denselben befinden sich zuerst die beiden Landschaftsmaler Esbrat, dessen Werke in den letzten Jahren sehr beliebt waren, und Boisselier, der mehrere schöne Ansichten von den Umgebungen Roms gemalt und in der letzten Zeit als Lehrer der Zeichnenkunst an der Schule zu Saint-Cyr gewirkt hat. Dann wurde ein junger Bildhauer, ein Pensionär der französischen Schule, Bonnardel, in der Blüthe seiner Jahre durch eine schreckliche Krankheit dem Grabe überliefert. Dieser Künstler hat außer einem Basrelief, das eine Abnahme vom Kreuze darstellt, 1852 ausgestellt, eine reizende „Aehren lesende Ruth" in Marmor hinterlassen, deren Verdienst seinen so frühen Verlust um so mehr bedauern läßt. Dann starb der fleißige Maler Chasserian, der nach immer größerer Vervollkommnung strebte, ebenfalls in dem kräftigsten Mannesalter. Der ebenso berühmte wie geschickte Kupferstecher Boucher Desnoyers starb vor wenig Monaten in einem hohen Alter. Er brachte nach einer langen Unterbrechung den Kupferstich in Frankreich wieder zur Geltung und seit 1806 vollendete er manche Stiche, die wie la belle jardinière, les vertus théologales, les Vierges de Foligno, à la chaise und au rocher nach Raffael und Leonardo da Vinci in ganz Europa verbreitet sind. Nur seinen Erfolgen in seiner Kunst ist es zuzuschreiben, daß talentvolle junge Leute sich wieder der Kunst des Kupferstichs und Radirens widmeten und daß sich eine Schule ausgezeichneter Kupferstecher gebildet hat. Den schmerzlichsten Verlust erlitt die Kunst in letzter Zeit durch den Tod Paul Delaroche's (S. Nr. 25 der Europa) und des Bildhauers Simart. Dieser ausgezeichnete Künstler, ebenso schrecklich wie schnell dem Leben entrissen, hatte seine Kunst unter Pradier und Ingres studirt, als deren würdiger Zögling er sich bewährte. Nachdem er 1833 in Rom den Preis davongetragen und seine Studien daselbst beendigt hatte, stellte er 1840 Oreste se réfugiant à l'autel de Pallas und 1845 eine Vierge und la Poésie aus. Die Feinheit der Ausführung und die Erhabenheit des Styles lenkten sofort die Aufmerksamkeit der Kenner auf den Künstler, und seit dieser Zeit wurde Simart zu den guten Bildhauern gezählt, die bestimmt sind, den großen Styl der Kunst zu erhalten. Als 1852 sein Lehrer Pradier starb, erhielt er dessen Platz im Institut und seitdem war er fast ununterbrochen an den großen Arbeiten der monumentalen Sculptur an öffentlichen Gebäuden beschäftigt. Seine vorzüglichsten Werke in dieser Art sind: das Fronton zur linken Seite in dem Hofe Napoleon III. im Louvre; die Karyatiden in einem der Pavillons im Louvre; die Basreliefs im Innern der Krypta; des Napoleongrabes im Invalidenhotel und die Statue Napoleons in der Capelle dieser Krypta. Eins der letzten Werke Simarts ist die Minerva von Gold und Elfenbein, nach der des Phidias im Parthenon von Athen, 1855 ausgestellt, jetzt Eigenthum des Herzogs Albert de Luynes, auf dessen Bestellung sie gefertigt wurde.

Von dem geschickten Bildhauer Duret sind heuer im Salon zwei Statuen in Marmor, la Tragédie und la Comédie, ausgestellt, für das Théatre Francais bestimmt. Cavelier hat zwei

Büsten, Guillaume die Modelle zu zwei Statuen ausgestellt, für die Sainte Clotilde-Kirche. Von Lequesne sieht man eine Statue des Marschalls de Saint-Arnaud. Ein von J. Perrand ausgestellter Faun, der mit einem Kinde spielt, ist voller Grazie und Leben. — Unter den ausgestellten Gemälden werden diejenigen ganz besonders die Aufmerksamkeit des Publicums aufsichziehen, welche Ereignisse der neuesten Zeit zum Vorwurf haben. Dahin gehören unter Andern: „Der Friedenscongreß", von Dubuffe, und der Empfang der Königin Victoria und des Prinzen Albert von dem berühmten Maler Karl Müller. Vernet hat die Schlacht an der Alma und die Porträts der Marschälle Bosquet und Canrobert gemalt; Pils die Landung in der Krim; Protais die Schlacht bei Inkerman und Durand Brager mehrere Gemälde in Bezug auf die Belagerung von Sebastopol. Genrebilder sind in Ueberfluß vorhanden und ebenso wenig ist an Landschaftsgemälden ein Mangel. Unter den Gemälden des ernstern Styls erwähnen wir als vorzüglich die Jungfrau am Fuße des Kreuzes von Timbal, die menschliche Gerechtigkeit und die göttliche Barmherzigkeit von Roger, eine heilige Jungfrau von Amaury Duval, die gefallenen Engel von Alexandre Lafont.

Das neue Paris.

— Wir lesen Theodor Mundts „Pariser Kaiser-Skizzen" (2 Bde., Berlin bei Janke). Der Verfasser besuchte im Sommer 1856 zum dritten Mal die große Seinestadt und studirte an ihr die neueste Weltlage Frankreichs. Er schilderte früher Paris zur Zeit des Bürgerthums, dann 1851 das republikanische Paris mit seinen Nothbehelfen; jetzt deckt er den rothen Faden des Imperialismus auf, der sich durch alle Verhältnisse zu einem neuen Knoten schlingt, dessen Anknüpfungsfäden schon Louis Philipp unbewußt und unbedacht mit der Beisetzung der Asche des ersten Napoleon im Pantheon legte, der Neffe des Großen im Kerker zu Ham, in der Verbannung und als Präsident der Republik weiterzog, als Erwählter von fünf Millionen mit Hülfe der Soldatesca systematisch zu einer Schleife zusammenschlug. Mundt schildert kühn und rednerisch, aber scharfsinnig und nicht ungerecht; wo Auffassung und Darstellung einen gewissen schwelgerischen Ausdruck lieben, gewinnt doch wieder der Humor, der die Combinationen nicht abschließt, das letzte Wort noch offen läßt. Als Deutscher hat der Autor die Verpflichtung gefühlt, bescheiden zu sein; es würde, sagt er, für die Franzosen zu hart sein, wenn „sogar ein Deutscher mit seinem philosophischen Bettelstolz ihnen wegen politischen Banquerotts und socialer Heruntergekommenheit den Text lesen wollte!" Auf der andern Seite konnte der Verfasser aber doch, beim neuen Besuch seiner Freunde in Paris, „einer gewissen Schadenfreude nicht widerstehen, indem er sah, wohin die Franzosen in der That gekommen sind, sie, deren stolze hochpolitische Gesichter fast den deutschen Denker und Träumer nur zu bemitleiden schienen, jetzt aber offenbar beschämt und betroffen zur Seite blickten."— Die Schilderungen gruppiren sich um die Person des jetzigen Kaisers und um die Verwirklichung der Idées Napoléoniennes, welche der Verbannte 1839 in England schrieb. Zum Schluß giebt das Buch das ganze System dieser Ideen und überläßt es dem Leser, zu beurtheilen, was davon Wirklichkeit geworden oder Unwahrheit geblieben. Mundt sah früher Louis Napoleon 1851 auf einer Revue zu Ehren des Lord Mayors von London, der zur Weltausstellung in seine Heimath einlud. Der Präsident schien ihm damals eine fast kindliche Naivität zu verrathen, hinter die seine tiefgehenden Pläne sich versteckten. Im Sommer 1856 lagen, trotz der glorreichen Feier des Tauffestes seines Prinzen, ernstere und schärfere Falten in seinem Gesicht, welche die Kaiserkrone, der orientalische Krieg und die Nöthigung, Frankreich zu beschäftigen und Europa zufriedenzustellen, ihm eindrückten. Der Kaiser muß die Armee beschäftigen und zugleich die Ideen des Socialismus in der Sorge für die Arbeiter zu erledigen. Auf beides stützt sich der Glaube der Franzosen an sein Regiment. Er ist der Traiteur der Armee und der Bauherr eines neuen Paris. In dieser zweiten Eigenschaft läßt er fast ebenso starke Mittel springen und spielen; Schurzfell und Kelle helfen dem Degen nach. Die Bauten im großartigsten Styl und massenhaftesten Umfang entfesseln zugleich auf beispiellose Weise das Capital. Louis Napoleon deckte nicht nur den orientalischen Krieg, sondern auch den größten Theil dieser Bauten durch Regierungsanleihen, welche die neue Speculationsepoche der Börse begründeten, die großen wie die kleinen Capitalien auf den Markt lockten. Heer, Bauten und Agiotage consolidiren sich gegenseitig in Frankreich. Wer das alte Paris noch in den letzten Zügen sehen will, muß eilen, denn eine neue architektonische Welt steigt riesenhaft dort in die Höhe. Die Niederreißung alter und verrotteter Stadttheile bringt freilich auch Verlegenheiten. 80,000 Menschen wurden obdachlos; die neuen Paläste fassen kein Proletariat. Zur Vergrößerung der Centralmarkthallen allein wurden 20 enge und finstere Gassen mit 249 Häusern eingerissen. Die Verlängerung der Rivolistraße, welche schon jetzt 3146 Meter lang ist, forderte die Niederreißung von 32 Straßen mit 587 Häusern. Ueberhaupt beliefen sich die durch die Seinepräfectur bewerkstelligten Niederreißungen 1852 auf 250, 1853 auf 515, 1854 auf 299, 1855 auf 320 und 1856 auf 181 Häuser, die zusammen im Wege der Expropriation mit 126,211,549 Francs bezahlt wurden. Für 2000 niedergerissene traten aber nur 650 neue Häuser auf, und diese schließen die Armuth und den Arbeiterstand aus. Dieser wird also schwierig, trotzdem er beim Neubau von Paris beschäftigt ist. Der Kaiser bedenkt auch dies. Er hat nicht nur bedeutende Zuschüsse für Bauten zu Arbeiterwohnungen ausgeworfen, er zahlt auch Prämien an jeden Hausbesitzer, der die Stockwerke in kleine Wohnungen abtheilt. Geschmack im großen Styl zeigt er durch den Ausbau des Louvre und die Verbindung desselben mit den Tuilerien. Von den Plänen zu einem theilweisen Umbau der Tuilerien hört man bereits ganz definitiv. Die Baufälligkeit einzelner Theile, namentlich des Pavillon de Flore und der großen, bis zum Carousselthore laufenden Gallerie am Wasser, fordert ohnedies dazu auf. „Nicht minder," sagt Mundt, „mag der Gedanke nahe liegen, daß der alte historische Unglücksgeist, der in den Tuilerien haust und bis jetzt noch alle seine Bewohner ereilt hat, vielleicht durch einen Umbau des Hauses selbst gebannt werden könnte. Die Architektur ist allerdings nicht blos eine künstlerische und ökonomische Macht, sondern es haftet auch ein sociales und politisches Verhängniß an ihren Mauern und Formen. Wenigstens ist es den Helden und Herrschern von jeher am meisten verstattet gewesen, abergläubisch zu sein. Auch an den von Le Notre unter Louis XIV. angelegten Garten der Tuilerien soll die glücklich umschaffende Hand Louis Napoleons gelegt werden. Die Großartigkeit und Schönheit der Baumgruppen dieses Gartens kann nicht leicht übertroffen werden; aber der Kaiser will jetzt die beiden schönen Terrassen nach der Seine hin und an der Rivolistraße abtragen lassen, um den Garten von einer breiten Avenue, die vom Vendomeplatz bis zum Quai führen soll, durchschneiden zu lassen. Es scheint dabei darauf abgesehen, dem bisher etwas vereinsamten und dunklen Garten eine volksthümliche Lebendigkeit, gleich den elysäischen Feldern, zu geben; weshalb ihm auch künftig eine Beleuchtung durch 10,000 Gasflammen zuertheilt werden soll."

Das geistvolle Buch ergeht sich auch über die Sitten und die Presse, über die Familien- und die Gesellschaftszustände, über den Luxus und die Lumpensammler des neuen Kaiserreichs. Die Grisette und die Lorette sind oft geschildert; der Verfasser giebt uns aber auch eine Schilderung der kleinen Arbeitercolonien, auf deren Boden eine naive, ächt liebenswürdig volksthümliche Gestalt wie Eugen Sue's Fleur de Marie möglich ist.

Die Barmherzigen Schwestern.

p. In ihren eigenen Spitälern verpflegen die Barmherzigen Schwestern nicht mehr als höchstens 80—100 Kranke, sie schließen (Epidemien ausgenommen) männliche Kranke von der Aufnahme aus und nehmen weder Syphilitische, noch Hautkranke auf. Dadurch wird die Administration vereinfacht, der Wartedienst weniger beschwerlich. Daß sie häufig die homöopathische Behandlung wählen, scheint besonders für ihr Streben zu sprechen, eine billige Behandlung zu beschaffen und die Kosten für Medicamente zu sparen. Ihre ideale Aufgabe wird in der Wiener Wochenschrift (1857) näher bezeichnet. Sie haben danach ihre ganze Aufmerksamkeit den Küchen, der Wäschbesorgung und dem Waschdienste zuzuwenden; sie sollen die Hausfrauen in den öffentlichen Anstalten gleich der sorgsamen Mutter und Hausfrau repräsentiren; sie sollen von der Last des Erwerbes befreit sein und ihre ganze Aufmerksamkeit der Ausführung jener Anordnungen widmen, die theils vom Staate als der dirigirenden Verwaltung, theils vom Arzte als dem Ueberwacher der Gesundheit ausgehen. Aus diesem streng bezeichneten Kreise treten jedoch die Schwestern heraus bei Uebernahme der Anstalt. So unbedingt man also zur Uebergabe der Krankenpflege in den Heil- und Humanitätsanstalten Oesterreichs an die Barmherzigen Schwestern seine Zustimmung geben kann, so wenig darf man beistimmen, wenn ihnen der ganze Wartedienst, sämmtliche Geschäfte des Hauses übergeben und die Aerzte in eine theilweise von ihnen abhängigen Stellung gebracht werden sollten. Es erheben sich in Oesterreich selbst sehr zu beachtende Stimmen, die hierdurch die Rechte des Staates geschmählert, die Krankenpflege und den ärztlichen Dienst nicht gebessert und den Ruf des Instituts der Barmherzigen Schwestern gefährdet finden. Wenn die Aerzte, wie vielleicht beabsichtigt wird, von den Barmherzigen Schwestern, als den Pächterinnen, abhängig gemacht würden, so würde die ärztliche Thätigkeit zu sehr beengt und es würde nicht mehr gewagt werden, eine Klage gegen Mißbräuche bei der Regierung anzubringen. Die Regierung muß aber in der Person des Directors einer Humanitätsanstalt ein möglichst unbefangenes und unabhängiges Organ schaffen; ein solches wären die Barmherzigen Schwestern nicht. Mit Recht wird deshalb auf die französischen Spitäler und die dort waltenden Barmherzigen Schwestern, so wie auf die Spitäler der Diakonissinnen in Preußen hingewiesen, wo die Damen von den Aerzten abhängig sind. Sollte die beabsichtigte Einrichtung in Oesterreich in das Werk gesetzt werden, so würden schnell mehrere hundert Schwestern mehr gebraucht.

Englische Invalidenhäuser.

p. Mit einer Englands Ruhm und Macht würdigen Liberalität sind die Invalidenhäuser für die Land- und Seearmee, Chelsea- und Greenwich-Hospital, ausgestattet. Beide Institute brauchen den Vergleich mit dem durch kaiserliche Munificenz dotirten Hôtel des Invalides in Paris in keiner Weise zu scheuen, wie neulich erst ein Reisender versichert, der in solchen Sachen urtheilsfähig ist. Ja die mehr demokratische Form ihrer Constitution mag die englischen Institute in mancher Hinsicht vorzüglicher erscheinen lassen. Besteigt man von der neuen London Bridge aus das Dampfboot, so erreicht man nach einiger Zeit den Landungsplatz bei Greenwich-Hospital, vor welchem das Schiff „Dreadnought" liegt, das mit 98 Kanonen an Bord die Schlacht von Trafalgar mitkämpfte und jetzt als Hospital für kranke und invalide Matrosen aller Nationen dient. Es ist gewiß eine ächt humane, erhabene Idee, dem siechen Matrosen das Element nicht zu entziehen, das den Boden seiner Wirksamkeit in den Tagen der Kraft gebildet, dem sein Herz, sein ganzes Wesen, alle Traditionen seiner Vergangenheit angehören! Von hieraus steigt man nun aus Land zu dem von Wilhelm III. und seiner Gemahlin gestifteten und dotirten Invalidenhause für dienstunfähige Matrosen; dasselbe wird durch eine 865 Fuß lange Terrasse vom Strom getrennt und besteht aus fünf verschiedenen Gebäuden; vier derselben bewohnen die Invaliden, das fünfte, oder Royal-Hospital-Schools, dient zum Unterricht der Söhne von Seeleuten und Seeofficieren. Besonderes Interesse verdienen in Greenwich die Bibliothek, die Capelle, die Gemäldehalle und die Reliquien Nelsons und Franklins. Die auf Franklins Expedition bezüglichen Gegenstände hat Dr. Rae erst im Jahre 1854 dorthin geliefert; dagegen prangt der Rock, die Weste und das mit Blut getränkte Hemde Nelsons, in welchem er bei Trafalgar die Brustwunde erhielt, als Nationalheiligthum aller englischen Seefahrer. Während Greenwich ungefähr 4000 Invaliden beherbergt, birgt die Infarmary des Hospitalarztes Moore 100—150 Kranke. Die alten Seehelden erfreuen sich meist einer ausnehmend guten Gesundheit; nur Gicht, Luftröhrenkatarrh und Asthma suchen sie manchmal heim. Doch erzählt uns ein ärztlicher Feuilletonist, daß sie am häufigsten an den Nachwehen von Krankheiten leiden, die sie bei frohen Genüssen mit in den Kauf nahmen. Die Sterblichkeit unter den invaliden Sailors ist trotz ihres hohen Alters unglaublich gering, was wohl die herrliche Luft in Greenwich und die kräftige Fleisch- und Porterdiät, in Verbindung mit der ganz sorgenfreien Existenz bedingt.

Aehnlich günstig sind die Resultate, welche das Chelsea-Hospital liefert, das unter Wilhelm III. vollendete großartige Hospital für invalide Landsoldaten. Der Baustyl des Ganzen, wie die Einrichtung für 600 alte Soldaten ist weniger elegant als zweckmäßig. Kleidung und Kost sind gut; jeder Soldat hat seine auf einem gemeinschaftlich geheizten Corridor mündende Schlafzelle, und auch hier weht über das Ganze der Hauch liberaler Humanität.

Das chinesische Zuckerrohr.

p. Schon einmal sprachen wir von dieser Pflanze, deren ausgebreiteter Anbau für die Zuckerproduction einst von großem Einfluß zu werden verspricht. Der Cultur der Pflanze steht die vielfach ausgesprochene Meinung im Wege, daß von ihr wohl ein vorzüglicher Syrup gewonnen werden könne, ihr Saft aber nicht krystallisationsfähig sei. Der bekannte Reisende und Verfasser eines trefflichen Werkes über Zuckerbereitung, Leonard Wray zu London, nimmt sich nun der Sache des neuen Zuckerrohrs energisch an; er lehrt die Verarbeitung des Saftes zu krystallisirten Zucker, die Gewinnung von Alkohol und andern Erzeugnisses aus demselben. Ursprünglich gelangte durch H. v. Martigny aus dem nördlichen China nur eine Art dieses Zuckerrohrs nach Frankreich, indem er eine Probe unter dem Namen „chinesisches" Zuckerrohr an die geographische Gesellschaft in Paris einsendete. Dagegen bringt jetzt Wray unter der Benennung Holcus saccharatus oder unter der africanischen Bezeichnung Imphee sechzehn verschiedene Arten dieser in Africa heimischen Pflanze. In Africa ist wie in China den Eingeborenen die süße Flüssigkeit, welche das Rohr giebt, schon längst bekannt; allein auch die Chinesen verstanden es noch nicht, sie zur Krystallisation zu bringen. Wray fand auf seiner Rückreise von Indien nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Africa jene bisher unbeachtet gebliebenen sechzehn Varietäten. Alsbald suchte er das Problem, ihren Saft zu krystallisiren, mit Hülfe einiger noch unvollkommenen Maschinerien zu lösen, sah seine Bemühungen bald vom besten Erfolge gekrönt und gewann aus Imphee, wie er die Pflanze nun zu nennen wünscht, vorzüglichen krystallisirten Zucker. Er besitzt ausgezeichnete Proben von so erzeugtem Zucker, sowohl mit eingetrockneter Molasse, zur Bewahrung des Aroma's, als auch ohne die letztere und Proben von unmittelbar destillirtem Alkohol. Später will Wray noch weitere Versuche zur Herstellung anderer Erzeugnisse z. B. von Wein und Papier aus den Stengeln anstellen. Die sämmtlichen Arten der Imphee besitzen nach ihm eine außerodentliche Zähigkeit, die sie zur Ertragung frühen und späten Frostes, langanhaltender Dürre und Regenzeit befähigt.

Lorck's Eisenbahnbücher.
Conversations- und Reise-Bibliothek.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 26 Bände.

Stimmen der Presse über das Unternehmen.

Schön und nützlich, billig und gut, populär und gediegen — das sind allerdings oft schwer zu verbindende Forderungen, indessen wer diesen zu entsprechen weiß, dem eröffnet sich in den Eisenbahn- und Reise-Bibliotheken ein Californien, welches den Vorzug hat, daß es unerschöpflich ist, wie die Reiselust und das Lesebedürfniß der modernen Menschheit. Darum frisch voran! (Köln. Ztg.)

Je weiter sich die Civilisation ausbreitet, und ihre Strahlen auch bis in jene Regionen dringen, die sonst von den Segnungen einer geistigen Entwicklung fern bleiben, je mehr stellt sich das Bedürfniß einer Literatur heraus, die die Resultate der weiter vorgeschrittenen Wissenschaften und Kenntnisse in zugänglicherer Weise auch den weniger Vorbereiteten mittheilt und nicht etwa in breiartigem popularisirenden Kindergeschwätz, sondern in männlich ernstem Tone das Volk belehrt, und dadurch auch sittlich hebt. Die „Eisenbahnbücher" bringen eine reiche Ausbeute schätzenswerther Beiträge zu dem angedeuteten Zwecke. (Brünner Ztg.)

Nach den Proben die uns von den sogenannten Reisebibliotheken, bis jetzt ansichtig geworden sind, können wir eigentlich nur über die „Lorck'schen Eisenbahnbücher" ein weiteres und befriedigendes Urtheil fällen. (Dresdn. Journ.)

Wir können dem gesammten Unternehmen nur ein fröhliches Gedeihen wünschen. (Grenzboten.)

Die erschienenen Bände sind ganz geeignet, den Leser zu überzeugen, daß die Verlagshandlung sich bestrebt hat, der Tendenz des eben so zeitgemäßen als empfehlenswerthen Unternehmens gerecht zu werden. (Preßburg. Ztg.)

Der den Eisenbahnbüchern in ihrer bisherigen Entfaltung mitgegebene Wechsel trägt die Bürgschaft in sich, daß sie in ihren locomotivähnlichen schwarzrothen Uniformen immer heimischer in den Kreisen werden dürften, die reisend und lesend zugleich das Wort des Dichters an sich bewahrheiten können:

„Im engen Kreis verenget sich der Sinn
Der Mensch wächst mit den höhern Zwecken."

(Gersdorff. Repert.)

Ein neuer Roman von H. C. Andersen.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

H. C. Andersen, Sein oder nicht sein. Roman. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Vorstehendes Werk erschien in zwei Ausgaben, die sich in Format und Ausstattung ganz den früher erschienenen anschließen:

1) In drei Bände u. d. Titel: Andersen, Gesammelte Werke 39.—41. Band.
2) In einem Band u. d. Titel: Andersen, Sämmtliche Werke 9. Band (Compresser Druck).

Jede Ausgabe in kl. 8. elegant broschirt. (Verlag von Wiedemann in Leipzig.)

Nach langem Schweigen auf dem Felde des Romans schuf hier der beliebte Dichter des „Improvisator," „Nur ein Geiger, „O. Z." u. s. w. ein höchst originelles Seelengemälde. Wir halten es hier überflüssig, uns in dem Anpreisen eines Dichters wie Andersen zu ergehen und heben nur hervor, daß wir mit dem Helden dieses Romans die bedeutendsten Phasen der Entwickelung des menschlichen Geistes und Gemüths durchwandern. Die Art und Weise wie Andersen uns hier den innern Menschen aufschließt, ist nicht minder eigenthümlich anregend und spannend, als die Zeichnung der edlen, gemüthlichen oder komischen Charaktere, die er um die Hauptperson seiner Dichtung gruppirt hat.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Hertha. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. 3 Thle. 12. Geh. 1 Thlr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Eine von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung, und wahre, treffende Charakteristik.

Brockhaus' Reise-Bibliothek: Schillerhäuser von Josef Rank. Preis 10 Sgr.

Allen Verehrern Schiller's als treffliche Reiselectüre zu empfehlen, besonders aber den Besuchern von Stuttgart, Manheim, Meiningen, Leipzig, Dresden, Rudolstadt, Jena und Weimar, als den Orten, wo Schiller länger gelebt und gedichtet. Die durch Schiller's Aufenthalt geweihten Oertlichkeiten sind genauer als in irgend einem Reisebuche beschrieben und zugleich sind die betreffenden Lebensperioden des Dichters frisch und anschaulich geschildert, sodaß die Schrift zugleich eine anziehende Biographie Schiller's bildet.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 28. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [11. Juli.

Inhalt.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Abenteurers.

Erster Artikel.

Jung-America ist ein ruheloses, unternehmendes Geschlecht. Die Menschen in der Neuen Welt haben einen Drang in die Weite und in die Ferne, kennen das Haften an der Scholle nicht, sind besessen von dem altgermanischen Wandertrieb, und ziehen immer weiter, bis sie an das westliche Meer gelangen. Aber auch der Ocean ist für sie keine trennende Schranke, sondern gilt ihnen für ein willkommenes Bindeglied, und sie bedauern nur daß der Erdball nicht einen zwanzigmal größern Umfang habe. Wir finden americanische Segel und Flaggen in allen Häfen der Welt; die Yankees folgen der eingeborenen oceanischen Spürkraft und sind, obwohl noch so jung als selbständige Nation, eines der mächtigsten Handelsvölker geworden, welche die Geschichte kennt.

Die Nordamericaner haben auch zu Hause alle Hände voll zu thun. Vor achtzig Jahren waren sie auf einen verhältnißmäßig schmahlen Saum an der Küste des atlantischen Oceans beschränkt; dann stiegen sie nach und nach über das Alleghanygebirge und drangen bis zum Mississippi vor, der lange Zeit als eine Art von Grenze betrachtet wurde, über welche sich nur Einzelne hinauswagten. Es kam zunächst darauf an, der Wildniß im Osten des großen Stromes Boden abzugewinnen, und so erwuchs ein Staat nach dem andern. Alle füllten sich, auch mit kräftigen Einwanderern aus Europa, welche die Wiesensteppe unter den Pflug, den Urwald unter die Axt brachten. Seitdem drangen auch größere Massen über den „Vater der Gewässer", und zogen durch die westlichen Prairien und über die Felsengebirge; jenseit derselben brachen sie sich Bahn durch das große Binnenbecken von Utah, über die hohe Sierra Nevada, und stiegen hinab in das sonnige Californien. Dort und in Oregon, wo der Columbia mündet, richten sie seit zehn Jahren sich häuslich ein, und nun kehren sie das Gesicht beiden großen Oceanen zu; sie haben längst aufgehört, atlantisch zu sein und sind zugleich pacifisch geworden. Ihre eine Seite ist unserm alten Europa zugewandt, die andere den ostasiatischen Reichen, Indien und dem Archipelagus, welcher von der Malakkastraße bis Neu-Holland reicht. Der Weg zu der Heimath des Thees und der feinen Gewürze führt durch das Stille Weltmeer, in welchem ungezählte Eilandfluren und einzelne Inseln zerstreut liegen, die gleichsam von selbst alljährlich immer stärker den Einfluß der Nordamericaner empfinden. Diese wissen, wie viele Schätze in den Gegenden zu holen sind, wo für uns die Sonne aufgeht, für sie aber untergeht.

In den Vereinigten Staaten tragen Sitten, Staatsverfassung, Landesbeschaffenheit, Lebensweise, die Art des Unterrichts und vor Allem auch das Beispiel dazu bei, in den Einzelnen einen Sinn für Unabhängigkeit und einen Hang zur Selbständigkeit zu nähren und zu entwickeln, wie man ihn, England etwa ausgenommen, anderswo schwerlich findet. Schon der halberwachsene Knabe lernt „in seinen eigenen Schuhen zu stehen", und vom sechzehnten Jahre an bestimmt er sich selbst. Diese früh emancipirte Jugend hat manche Schattenseiten, aber es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich in und aus ihr auch ungemein tüchtige Naturen und starke Charakter heraus entwickeln. Ohne sie wäre America nicht so groß und mächtig geworden. Allerdings tragen sie, nach unseren europäischen Begriffen, zumeist etwas vom Stempel des Abenteuerlichen, aber dieser haftet ihrem ganzen Land und Volk an, das überhaupt als eine Anomalie und ein kolossales Räthsel dasteht. Das Weitausgreifen nimmt kein Ende; seit der Unabhängigkeit haben die Vereinigten Staaten alle zehn Jahre ein Stück Landes von dem Umfange unserer deutschen Bundesstaaten sich angeeignet, und in dieser Beziehung mit den Russen und Engländern gleichen Schritt gehalten. Und dieser Drang nach Ausdehnung ist noch lange nicht vorüber. Zwar das officielle America in Washington stellt ihn mit Worten in Abrede, aber diese Worte sind nicht aufrichtig gemeint und ohnehin drängt das junge America weiter und immer vorwärts, es folgt seinem Instincte. So erklärt sich, daß die Zahl der sogenannten Flibustier auf

Land und See immer mehr wächst; auch **Fremont** war ein solcher, als er in Californien die Fahne mit dem Zeichen des Bären aufpflanzte; jeder americanische Kaufmann oder Schiffer ist mehr oder weniger ein Filibustier, gleichviel ob mit Plan und Bewußtsein oder nicht. Einem Manne wie Wilhelm **Walker**, der mit etlichen fünfzig Genossen in Nicaragua landete, gelang es, volle zwei Jahre gegen alle Streitmacht des vereinigten Centralamerica's sich zu behaupten; er zog erst ab, als die Engländer und einige reiche Neuyorker Kaufleute seine Feinde reichlich mit Geld und Waffen unterstützten, während ihm aller Zuzug durch dieselben Einflüsse abgeschnitten war. Vor vier Jahren unterlag er in Niedercalifornien, jetzt hat er Nicaragua geräumt, aber als er wegging, versprach er wiederzukommen, und man hat allen Grund anzunehmen, daß er sein Wort lösen werde.

Andere Jung-Americaner blicken nach unserm fernen Orient. Ihre Regierung hatte schon einmal einen Seezug gegen Japan unternommen und sie wird, bevor lange Zeit vergeht, einen zweiten dorthin ausrüsten. Das Sternenbanner hat schon vor Jahren auf dem Yangtsekiang in China geflattert; Neuyorker Dampfer waren in Siam, der Handel America's mit diesem Osten nimmt immer mehr zu an Umfang und Wichtigkeit. Man will auch dort die Macht der jungen Republik zeigen und Einfluß gewinnen. Die Gruppe der Bonin-Inseln und der Lutschu-Archipelagus liegen in der großen Fahrbahn und bequem zur Aufspeicherung von Kohlenvorräthen; aber der Reichthum ist vorzugsweise aus dem **hinterindischen Archipelagus** zu holen.

Diese gewaltige Haselung mit ihren zwölftausend Inseln bildet eine wunderbare Region. Ihre Weltlage ist so unvergleichlich, wie die Fruchtbarkeit des Bodens und die Mannichfaltigkeit der werthvollen Erzeugnisse; hunderte von Häfen bieten sichern Ankergrund. Erst ein geringer Theil ist unter Anbau, und das Innere mancher Länder noch völlig unbekannt. Vorwaltende Macht sind die Holländer, Spanien hat einige Trümmer gerettet, Portugal sich zwei oder drei Punkte bewahrt; alles Uebrige wird von Sultanen arabischer oder malayischer Abstammung beherrscht, deren Vorfahren als erobernde Fremdlinge, zumeist als Seeräuber kamen und die Eingeborenen bezwangen oder ausrotteten. Die Zahl dieser Tyrannen ist beträchtlich, und viele von ihnen machen aus dem Seeraub ein Handwerk. Sie sind eine Geißel für ihre Untergebenen und eine Plage für den Seeverkehr, welcher durch sie auf empfindliche Weise gestört wird. Seit langer Zeit bemühen sich die Engländer, diesen Unfug abzustellen, sie erreichen jedoch ihren Zweck erst einigermaßen, seitdem sie den schnellsegelnden malayischen Prahus mit kleinen Dampfern in das seichtere Fahrwasser folgen können.

England ist durch einen Vertrag, welchen es 1824 mit dem Könige der Niederlande geschlossen, verhindert, im indischen Archipelagus Häfen oder Inseln in Besitz zu nehmen; wenigstens im Süden des Aequators darf es keine Niederlassung gründen. Aber wegen seines Handels mit China hat es ein Interesse daran, die Piraten zu züchtigen, namentlich jene an der langgestreckten Nordwestküste von Borneo lahm zu legen. Und dort sind seine Bemühungen nicht ganz vergeblich gewesen. Dank dem großen Manne, welcher nun als Radscha von Sarawak mit Kraft und Weisheit über Malayen und Dayaks herrscht. Sir **James Brooke***) hat seit etwa fünfzehn Jahren beinahe Unglaubliches geleistet und gezeigt, welches Verfahren das zweckmäßige sei, wenn es darauf ankommt, barbarische Völker unter Zaum und Zügel zu legen und ihnen soviel von höherer Gesittung zu bringen, als sie aufzunehmen befähigt sind. Der einzeln stehende Mann, welcher einst im Heer seines Vaterlandes gegen die Birmanen gedient hatte und aus Rücksicht auf seine Gesundheit den Dienst verließ, kam mit dem Schiffe Royalist, welches er auf eigene Kosten bemannte, in den Archipelagus, und begann von Sarawak und der Insel Labuan aus frisch und muthig den Kampf gegen die Piraten. Das Leben dieses Mannes bildet eine ununterbrochene Kette spannender Abenteuer; Radscha Brooke darf sich großer und wohlverdienter Erfolge rühmen; sein Beispiel hat schon mehr als einen Jüngling angefeuert, eine ähnliche Laufbahn zu betreten. Insbesondere haben die Lorbeern und Schätze, welche der muthige Radscha erworben, manchen Americaner nicht ruhen lassen, und zu diesen gehört Capitän **Walter Gibson**, der uns seine Abenteuer und Erlebnisse im indischen Archipelagus in spannender und anziehender Weise geschildert hat.**) Sein Buch enthält manches Wissenswürdige und gewährt zugleich ein psychologisches Interesse; es gestattet einen Einblick in die Anschauungen und Gesinnungen eines Jung-Americaners, der Tausende von Gleichgesinnten hat, dessen Zweck darauf gerichtet ist, seine Landsleute für den indischen Archipelagus und dessen Bewohner zu begeistern, und zugleich darauf hinzuweisen, wieviel der unternehmende Kaufmann und Schiffer dort zu gewinnen vermöchte, wenn die östlichen Eilande ihren Herrn wechseln würden, und — an die Stelle des Holländers Bruder Jonathan träte.

Gibson wuchs in den Wäldern von Süd-Carolina und Georgien auf; sein Oheim, der als Schiffscapitän viele Jahre in den ostindischen Gewässern fuhr, erzählte dem aufgeweckten und wißbegierigen Knaben, wie manche Abenteuer er dort erlebt, und schilderte mit brennenden Farben die Pracht des Pflanzenwuchses auf Sumatra und Celebes; er sprach von den Dayaks welche den Kopf des Feindes als Hauptzeichen des Sieges mit sich nehmen, berichtete über das Leben und Treiben der malayischen Sultane und der Seeräuber, die mit großen Flotten umherschwärmen. Diese Erzählungen fielen auf ergiebigen Boden; der Knabe Walter träumte seitdem von den Herrlichkeiten des Orients und beschloß, die wunderbaren Gegenden zu besuchen, sobald er erwachsen sei. Er war schon Jüngling, als der Krieg gegen Mexico ausbrach, und schloß sich dem Heere des Generals Scott an. In Acapulco, jenem Hafen am Stillen Meere, aus welchem in den Tagen des spanischen Colonialreiches die Silbergaleone nach Manila auf den Philippinen fuhr, packte ihn der Drang nach dem Orient aufs neue, aber noch war die Zeit nicht gekommen, in welcher er ihn hätte befriedigen können. Er ließ sich zunächst in Verbindungen mit Centralamericanern ein, die ihm eine einträgliche Stellung anboten, wenn er ein kleines, aber schnellsegelndes Kriegsschiff

*) Vergl. Europa Nr. 24.

**) The prison of Weltevreden and a glance at the east indian Archipelago. London 1856.

ausrüsten und bemannen wolle, das als Anfang einer künftigen Marine betrachtet werden könne. Gibson schaffte das Fahrzeug, den Schooner Flirt; aber der Plan zu einer centralamericanischen Kriegsflotte schlug fehl. So behielt er das Schiff und stach am 19. Mai 1851 mit demselben von Neuyork aus in See, zunächst nach Brasilien. Die Flirt hatte eine kleine Ladung verschiedener Handelswaaren am Bord, als Ballast etwa achtzig Tonnen Gewicht Eis, aber keine Kanone, kein Faß Pulver, weder Säbel noch Musketen, nur einen Karabiner und eine Drehpistole. Die Reise geschah in durchaus friedlicher Absicht; Gibson mit seinen zehn oder zwölf Matrosen konnte natürlich nicht daran denken, die Holländer aus dem indischen Archipelagus zu vertreiben. Seinen Aeußerungen zufolge wollte er sich lediglich die herrliche Inselwelt näher betrachten, und daran konnte Niemand ihn hindern; seine eigentliche Absicht spricht er im Buche nicht aus, sie liegt aber klar vor Augen. Er wollte mit einigen der vielen unabhängigen Fürsten, oder auch mit solchen welche scheinbar noch selbständig, in der Wirklichkeit aber holländischem Einfluß unterworfen sind, Verbindungen anknüpfen und dem americanischen Unternehmungsgeiste Bahn brechen. Handelsinteressen geben den Vorwand und Anlaß, bald aber wird aus dem Comptoir und der Factorei eine Festung, und der Fremdling macht den eingeborenen Herrscher zum Vasallen. So war der Anbeginn der Engländer auf dem indischen Festlande und der Holländer im Archipelagus.

Nordniederland ist nicht reich an Menschen und zählt deren nur etwa drei Millionen, es hat aber Besitzungen in nicht weniger als drei fremden Erdtheilen. Von der Behauptung jener im indischen Archipelagus hängt Hollands Existenz ab, und es muß dieselben um jeden Preis bewahren. Wäre es eng vereint mit dem deutschen Hinterlande, ließe es uns theilnehmen an seinen Colonien, so würde es weniger für diese zu zittern haben. Aber es will sie nun einmal für sich allein ausbeuten und verharrt dabei, die übrigen Völker soviel als möglich auszuschließen. Diese Maxime findet Vertheidiger und man führt manche Gründe zu ihren Gunsten an; allein es fragt sich, ob sie auf die Dauer vorhalten kann. So lange Frieden bleibt, gewiß, in großen Verwickelungen schwerlich. Die holländische Colonialherrschaft ist künstlicher als irgend eine andere, und es erscheint in gewisser Beziehung als ein Wunder, daß sie überhaupt noch besteht. Zehntausend Europäer beherrschen fünfzehn Millionen im hinterindischen Archipelagus. Die Meisten fügen sich, hin und wieder jedoch hat Holland schwere und blutige Kämpfe zu führen, wie vor dreißig Jahren jenen mit Dipo Negoro auf Djava und in unseren Tagen auf Sumatra. Die Holländer sind ein kluges Volk; sie kennen die Schwächen ihres Colonialsystems sehr wohl und wissen wo die Gefahren liegen. Es folgt deshalb aus dem Wesen der ganzen Lage, daß sie jedes störende oder bedenkliche Element fernzuhalten suchen, insbesondere von Sumatra, das Djava zunächst liegt und wo sie darnach trachten, die eingeborenen Sultane zu bezwingen und in eine ähnliche Abhängigkeit zu versetzen, wie die Beherrscher von Djocjocarta und Surakarta.

Hätte Gibson die Bücher Roorda's van Eysinga gelesen, namentlich dessen Aardryks beschryving von Nederlandsch Indië, (Breda 1838), so würde er schwerlich gerade nach Sumatra gegangen sein. Der holländische Geograph, welcher in Bezug auf indische Angelegenheiten für eine Autorität gilt, schreibt (S. 29): „Diese Insel liegt unweit vom festen Lande und schließt sich an die Sundagruppe an; nächst Borneo ist sie eine der größten auf Erden, und in politischer Hinsicht für die Niederlande von so hervorragender Wichtigkeit, daß in Zukunft ihr Besitz für uns im höchsten Grade erwünscht sein wird. Wir haben die moralische Verpflichtung, dieselbe dem obwaltenden Zustande der Barbarei zu entreißen und jeder echte Niederländer muß das Bestreben, Sumatra einst, gleich Djava, mit dem Mutterlande zu verbinden, nach Kräften unterstützen. Bereits befindet ein Theil der Insel sich in unseren Händen, der Einfluß der Fürsten ist bedeutend geschwächt worden, und in manchen Gegenden bewahren sie kaum noch den Schatten ihrer früheren Glorie; die Eingeborenen haben von unserer Ueberlegenheit deutliche Beweise und sind der ewigen Fehden zwischen den verschiedenen Sultanen satt und müde. Die Volksmasse würde keinen Anstand nehmen, auf unsere Seite zu treten, wenn ihre Fürsten sich dazu verstehen; aber diese gerade sind es, welche Alles aufwenden, um uns Abbruch zu thun, weil jeder Fortschritt unserer Macht sie in ihrer Tyrannei beschränkt. Sumatra ist im Innern ungemein reich an Gold, es kann als die Heimath des Kampfers betrachtet werden, es eignet sich für den Anbau aller Arten von Gewürzen, der Kaffee gedeiht vortrefflich, und es wird der Tag erscheinen, da der Boden von Sumatra reiches Erträgniß giebt."

Soweit der holländische Geograph. Nun kommt in einer Zeit, wo die Americaner Land auf Land an sich reißen und auch im indischen Archipelagus und China sich sehr bemerklich machen, ein Yankee und rennt dem niederländischen Löwen geradezu in den Rachen. Er steuert nach Palembang, knüpft dort mit angesehenen Chinesen und Malayen innige Verbindungen an, äußert sich sehr unumwunden und auf jeden Fall, unter den gegebenen Verhältnissen, unvorsichtig über die Holländer und deren Herrschaft. Er rühmt den Eingeborenen sein America, deutet an, daß seine Landsleute die rechten Männer für den Archipelagus wären und erregt in seinen neuen Freunden allerlei unbestimmte Hoffnungen. Die Holländer verkehren mit ihm recht freundlich; sie weisen ihm malayische Diener zu und er hat keine Ahnung davon, daß dieselben Späher im Solde der Behörde sind. Nachdem er in Palembang längere Zeit verweilt, schickt er sich an, verschiedenen Sultanen im Innern einen Besuch abzustatten, und entwirft oder vielmehr läßt einen Brief an den Sultan von Djambi entwerfen, in welchen der malayische Schreiber, den die Holländer verleitet und in ihr Interesse gezogen haben, allerlei verrätherische, gegen Holland gerichtete Redensarten einschiebt, ohne daß Gibson es merkt. Er unterzeichnet den Brief, das Schreiben wird in die Hände der Holländer gespielt, diese nehmen den unwillkommenen Fremdling fest und bringen ihn als Gefangenen nach Batavia, wo er volle fünf Vierteljahre in Haft gehalten wird. Jener Brief bildet die Grundlage für die Anschuldigung, daß Gibson staatsgefährliche Umtriebe angezettelt und es darauf abgesehen habe,

mit den eingeborenen Fürsten auf Sumatra Verbindungen anzuknüpfen, welche die Vertreibung der Holländer zum Zwecke gehabt. In dem Gefängniß zu Weltevreden läßt man ihm eine sehr ungleiche Behandlung angedeihen; bald wird er mild und gut gehalten, bald sehr schlecht; man verhört ihn mehr als vierzigmal bei Tag und bei Nacht, und verweigert ihm lange Zeit einen Rechtsbeistand. Nichtsdestoweniger wird er viermal freigesprochen, weil man keine bündigen Beweise gegen ihn vorbringen kann, er befindet sich sogar einigemal auf freien Füßen und darf nach Belieben in Batavia umhergehen, am Ende beschließen aber die höchsten Behörden, trotz aller Freisprechungen, kurzer Hand mit ihm zu verfahren und ihn, wie er überzeugt war, hinrichten zu lassen. Da ergreift er die Flucht und geht an Bord des nordamericanischen Clippers Palmer, mit dessen Mannschaft er Einverständniß unterhielt.

Walter Gibson hat dann von Washington aus die holländische Regierung mit schweren, gewiß nicht ganz ungegründeten Anklagen belastet und einen Schadenersatz von hundertfünfzigtausend Dollars verlangt. Die americanische Regierung nimmt sich seiner an, und ist dazu auch verpflichtet. Die Holländer haben den Yankee schlecht behandelt, ihn in ein ungesundes Gefängniß eingesperrt und nicht losgegeben, obwohl er, wie gesagt, viermal freigesprochen wurde. Ihr Verfahren war ebenso willkürlich als unklug; denn was sie abwenden wollten, geschieht nun erst recht. Gibson hat die americanische Presse für sich interessirt, er ist der rechte Mann für Jung-America, welches durch die Schilderungen seiner Erlebnisse rege Theilnahme für ihn gewonnen hat, und die Holländer dürfen darauf gefaßt sein, daß die unwillkommenen Besuche sich wiederholen. Daß sie Grund hatten, den Yankee weit weg zu wünschen, liegt freilich auch auf der Hand, aber in ihren Mitteln haben sie sich vergriffen; der indische Archipelagus kommt bei den Americanern in Mode, und die Händel in China werden manchen ihrer kühnen Seefahrer nach der Sundasee locken, in welcher ohnehin die Americaner „einer Station“ bedürfen, in ähnlicher Art wie die Engländer auf Labuan. Gibson versprach, unter anderen Verhältnissen wiederzukommen. „Man hat heutzutage jeden Winkel der Erde ausgekundschaftet, und der Dampf beeinträchtigt die Romantik des Seelebens, aber es giebt doch immer noch Seeleute mit dem alten Hang und Drang, welche Schwärmer und Meereswanderer, Corsaren in gutem Sinne sind, auf kecke, aber ehrenhafte Abenteuer ausgehen, und wenig bekannte Inseln des Handels wegen aufsuchen und dorthin reisen, wohin vor ihnen Wenige kamen. Sie sind nicht Corsaren wie jene, welche unter schwarzer Flagge segeln und Todtenkopf und Todtenbein zu ihrem Abzeichen wählen.“

Am Abend vor Weihnachten befand die Flirt sich in der Nähe des Archipelagus. Ein leichter Wind, so erzählt Gibson, schwellte die Segel. In der Ferne lagerten dicke Wolken über dem Lande, von wo ein schwacher Duft von Wohlgerüchen zu uns herüberdrang; er wurde stärker als wir durch diese Wolken- oder Nebelbank hindurchsegelten; der würzige Hauch kam herbei gleich dem Schall eines Gesanges, den man in leisen Schwingungen weither vernimmt. Und als die Wolken sich zertheilten, starrte gerade vor uns ein gewaltiger dunkler Spitzberg in den blauen Himmel empor. Wald und Blumen und das Aroma kamen immer näher, und die Wellen plätscherten sanft und leise. Vor mir lag das Land meiner Sehnsucht und meiner Träume — S u m a t r a. Wozu soll ich ausführlich schildern, was ich in der Sundastraße und der großen Eilandflur sah? Ich befand mich nun an der Schwelle des Archipelagus, nahe bei den reichen und wunderbaren Inseln. Zu meiner Rechten lag das alte Djavadiv, das „Land der Gerste“, das heilige Eiland der Hindu, so groß und fruchtbar wie Cuba, aber sechsmal stärker bevölkert. Dort war einst ein mächtiges Reich mit morgenländischem Pomp, das große Heere ausrüstete und Flotten auf See hielt. Java erlag den Buccaniern aus Portugal, England und Holland, und muß nun Kaffeeernten tragen, damit die Holländer nicht bankerott werden. Zu meiner Linken lag ein anderes noch größeres Eiland, Sumatra, wo die Malayen ihren Hauptsitz haben, und nach Norden hin Borneo mit seinen verschleierten Wundern und noch unerforschten Stromläufen und Gebirgen, wo der Mann der Braut keine herrlichere Liebesgabe in den Schooß zu legen weiß als das Haupt, welches er dem Feinde vom Rumpfe getrennt, wo ein in der äußern Gestalt dem Menschen ähnliches Thier im Dickicht und auf Bäumen wohnt, wo ein Gentleman, der auf Abenteuer auszog, Fürst und Bildner eines barbarischen Stammes wurde und die Welt mit dem Ruhme Brooke's und Borneo's erfüllte. Und ringsumher zerstreut lagen viele kleinere Eilande, meist ergiebig und fruchtbar; die Heimath der Gewürze, welche auf den Molukken von den Holländern monopolisirt werden, Celébes, wo die handeltreibenden Bugis hausen, Magindanao, die große Pirateninsel der Lanuns oder Illanos; Papua oder Neu-Guinea mit seinem kraushaarigen, in tiefer Barbarei verharrenden schwarzhäutigen Volk und den schönen Paradiesvögeln; das kleine Bali, welches den Holländern allezeit erfolgreichen Widerstand geleistet hat, Banka mit den Zinngruben, Timor, wo den Portugiesen noch ein kleiner Fleck Landes geblieben ist, und tausend und abertausend andere Eilande, wo das Leben der Pflanzen und Thiere in üppiger Fülle sprießt und wuchert. Da war ich nun! —

Gibson legte bei Banka an, wo der Hafenmeister und der holländische Resident ihn freundlich aufnahmen. Dort machte er die Bekanntschaft eines halbblütigen Capitäns von der Insel Bali, welcher mit allen Oertlichkeiten und Verhältnissen des Archipelagus innig vertraut war. Er sollte Truppen von Batavia nach Palembang fahren, von wo er dann über Linga, dessen Sultan ihm befreundet war, nach Singapore versegeln wollte. Der Americaner lernte viel von diesem Manne und beschloß, ihn nach der schwimmenden Stadt von Sumatra zu begleiten, nach dem „Venedig des Archipelagus“, nämlich Palembang. Zuvor nimmt er einen Malayen an Bord, um dessen Sprache zu lernen, und hat nun einen Aufpasser um sich: er verkehrt mit Chinesen, die über holländischen Druck klagen, weil die Kumpany Wolanda, nämlich die Maatschappy, Alles an sich reiße. Dann fährt er ab, und der balinesische Capitän erzählt ihm allerlei wissenswürdige Dinge.

Als ein verdächtig aussehendes Schiff vorüberfuhr, kam das Gespräch auf die P i r a t e n. „Ich habe oftmals mit ihnen zu

schaffen gehabt," sagte der Balinese, „und sie treiben auch jetzt noch hier in den westlichen Gewässern ihr Unwesen. Vor acht Jahren war ich mit meinem Schooner nach der Küste von Neu-Guinea gefahren, um dort eine Ladung Tripang einzunehmen und sie nach Banyarmassing auf Borneo zu bringen. Auf der Rückfahrt steuerte ich durch die Mortistraße, zwischen Pulo Morti und Gilolo, und hatte eben Pulo Tagolanda in der Molukkenpassage in Sicht, als eine große Kriegsprahu auf mich zukam und bald in Schußweite sich befand. Es war gegen Abend, der Landwind blies schwach und die See war ganz ruhig. Die Prahu wurde von Kulis gerudert, auf dem Bambusdeck stand die Mannschaft zum Kampfe bereit. Sie trug scharlachrothe Jacken und nun konnte ich nicht länger im Zweifel darüber sein, daß ich es mit Lanun-Piraten zu thun hatte. Sie schwenkten ihre langen Speere und Golokschwerter, schlugen auf die Gongs und erhoben den Schrei zum Angriff. Ich hatte nur zwölf Dayakmatrosen mit ihren Frauen an Bord, und außerdem noch einen Koch und einen Zimmermann, beides Chinesen. Von Widerstand konnte keine Rede sein, die Kräfte waren ganz ungleich und ohnehin war mir nicht unbekannt, daß die Lanuns nur dann morden, wenn man sich zur Wehre setzt. Die Prahu legte an, die Corsaren sprangen in der bei ihnen üblichen Weise alle zumal auf mein Deck, nachdem sie vermittelst langer Enterhaken aus Bambus festen Halt gewonnen hatten; sie fliegen gleichsam auf das Schiff, welches sie nehmen wollen, und dringen mit ihren vergifteten Krisen zunächst auf den Capitän ein. Ich kannte was bei ihnen Brauch ist und rief ihnen zu, daß bei mir Alles ruhig sei. Meine Mannschaft hatte sich auf dem Quarterdeck zusammengekauert; sie wurde hinüber auf die Prahu gebracht und dann plünderten die Lanuns den Schooner. Der Panglima oder erste Führer und seine Officiere nahmen was an Geld, Waffen und guten Kleidern vorhanden war, der Bemannung fiel die geringere Beute zu. Dann steckten sie mein Schiff in Brand.

Mit Ausnahme der beiden Chinesen wurden wir Alle unter das aus Bambusstäben verfertigte Deck gebracht, wo man uns die Hände an das Knie band; darauf wurden je Zwei und Zwei mit den Rücken aneinander befestigt, und so lagen wir jämmerlich da solange wir uns am Bord der Prahu befanden. Meinem armen Koch und dem Zimmermann erging es noch viel schlimmer. Sie wurden als „hundefressende Bestien" gestoßen und geschlagen, und man knebelte ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen. Nachher packte man ihre langen Zöpfe, steckte sie durch ein im Verdeck befindliches Loch und zerrte so arg an diesem chinesischen Schmuck des Hauptes, daß den armen Kerlen fast die Schädelhaut abgerissen wurde. An den Rudern saßen vierzig Kulis, arme nackte Sklaven, welche zumeist von den kleinen Inseln geraubt worden waren, die bei Timor liegen. Auf dem Kriegsdeck standen etwa fünfzig kräftige Männer, meist Lanuns und Rayat Lawut, Seevolk, das aus dem Raub ein Gewerbe macht. Den Oberbefehl hatte ein halbblütiger Dayak-Malaye, der bösartige Panglima Besar. Kein Krieger würdigt sich dazu herab, ein Ruder in die Hand zu nehmen, denn jede Arbeit gilt für entehrend. Sie halten sich sogar dann für beschimpft, wenn in irgend einem Kampfe die Kulis mit zugreifen. Nur fechten, rauben und morden gilt für ehrenvoll.

Als wir Pulo Tagolanda hinter uns hatten, setzte der Wind scharf ein und blies in das große, aus Matten geflochtene Segel so tapfer, daß wir rasch vorwärts kamen und schon nach fünf Tagen Tanjong Unsang an der Nordostküste von Borneo in Sicht hatten. Wir fuhren an der Küste entlang und in die Mündung des Kinibatangam hinein. Nachdem wir dann einen Stromarm etwas hinaufgerudert waren, warf die Prahu bei dem kleinen Orte Kotä Baru Anker. Dort setzte man uns ans Land und verkaufte uns noch selbigen Tages. Die Weiber gingen in die Hände einiger Häuptlinge über, ich mit meiner Mannschaft wurde von einigen Panglimas oder Piratenhauptleuten erstanden, welche damals in Kota Baru eine Zusammenkunft hatten.

Nun war ich Sklave des Panglima Djemal eddin, eines jungen Hauptmanns aus dem Lande Brunaï, und mußte als Kuli, nebst etwa dreißig anderen, Ruderdienste verrichten. Die Krieger, fünfunddreißig an der Zahl, waren Malayen und Dayaks. Wir fuhren nach Südosten der Küste entlang um Cap Unsang herum und nahmen dann Cours gerade nach Süden, bis wir uns auf der Höhe der Insel Menimbura befanden, welche unweit des östlichsten Punktes von Borneo liegt. Mein Pirat hatte mehrere Handelsschiffe unbelästigt vorbeisegeln lassen, woraus ich abnahm, daß er einen Zug von ganz besonderer Art vorhabe. Und Dem war auch so. Nach Sonnenuntergang steuerten wir in eine kleine Bai, wo wir unser Sampan (Boot) ins Wasser ließen. Der Panglima stieg nebst sechs vollständig bewaffneten Männern hinein; Jeder hatte einen Kris, ein zweihändiges Pedangschwert und eine lange Senapan, d. h. eine Flinte, welche die Dayaks verfertigen. Vier Kulis, unter welchen ich mich befand, mußten rudern; wir fuhren etwa eine halbe Stunde weit bis an ein Bambusgestrüpp, wo Djemal eddin mit vier Mann ausstieg; zwei blieben im Boot um uns zu bewachen; wir durften keine verdächtige Bewegung wagen. Nachdem etwa dreißig Minuten vergangen waren, fielen einige Schüsse; gleich nachher vernahmen wir Weibergeschrei, das bald immer lauter wurde. Dann erschien der Panglima, und schleppte eine Frau am Kopfe; die Füße hielt einer seiner Krieger fest. Zwei andere Weiber wurden von den drei übrigen Piraten getrieben. Das junge Mädchen, welches Djemal eddin trug, machte sehr heftige, aber vergebliche Anstrengungen, sich dem Räuber zu entwinden. An Bord der Prahu gab er sich alle Mühe, sie zu besänftigen, was ihm scheinbar gelang, denn sie schrie und seufzte nicht mehr. Ich dachte, wie närrisch es sei, erst so großen Lärmen zu erheben und sich gleich nachher so willig zu fügen. Da vernahm ich plötzlich einen raschen Fußtritt über mir und einen Schmerzensruf. Unmittelbar nachher plumpte etwas ins Wasser, dann wieder und gleich darauf noch einmal. Bald kamen zwei Dayaks herangeschwommen und hielten die Gefangene des Panglima in ihren Armen.

Sie wurde auf Deck geschleppt; der von ihr verwundete Djemal eddin rief einmal über das andere: Binatang! d. h. wildes Thier. Dann erfolgte ein heftiger Schlag, gerade über

mir fiel etwas schwer auf den Boden des Verdecks und ich vernahm dann abermals einen Schmerzensruf wie kurz vorher jenen aus dem Bambusgestrüpp. Der Panglima ertheilte seinen Leuten einen gräßlichen Befehl; sie mußten vermittelst ihrer Speere die Bambuslatten des Decks so auseinanderzwängen, daß Lücken entstanden, in diese wurden die Finger des Mädchens gesteckt und darauf die Speere zurückgezogen. Der elastische Bambus füllte die Lücke wieder aus, und die Finger des armen Geschöpfes waren derart gequetscht, daß das Blut herabfloß. Ich aber nahm einen spitzigen Stab, drängte die Bambuslatten auseinander und schob die Finger nach oben. Das Mädchen konnte sich rühren und sprang im Nu abermals ins Wasser. Ein Dutzend Piraten lautschreiend hinterher! Sie taucht unter wie eine Ente. Es ist heller Mondschein. Das Mädchen kommt nicht wieder empor, die Seeräuber suchen lange und finden nichts; die Arme hat sich selbst ein nasses Grab bereitet.

Aber nachdem die erste Spannung vorüber war, dachte ich an mich selbst, und ich war allerdings in einer bedenklichen Lage. Es konnte kaum ausbleiben, daß irgend ein Kuli verrieth was ich gethan hatte, und dann war es um mich geschehen; auf Gnade war bei solchen Menschen nicht zu rechnen. Mir starrte ein grauenvoller Tod auf der Prahu entgegen, und es war jedenfalls am gerathensten einen Versuch zur Rettung meines Lebens zu machen, solange noch oben auf Deck alles in Verwirrung durcheinanderlief. Ich glitt rasch ins Wasser. Herr, ich schwimme wie ein Malaye, meine Mutter gehörte diesem Menschenschlag an. Sobald ich nur einigen Vorsprung gewann, war ich gerrettet; ich war fast nackt und meine Verfolger trugen Kleider. Es gelang mir nahe ans Ufer zu kommen; dort tauchte ich und blieb solange als möglich unter Wasser. Meine Verfolger waren dicht hinter mir gewesen, aber sie fanden mich nicht, und nachdem ich das Ufergebüsch erreicht hatte, war ich geborgen. Die Piraten suchten lange, kehrten dann aber nach ihrem Schiffe zurück. Als sie fort waren ging ich auf das Trockene, dem Fluß entlang, in welchen ich in dem Sampan hineingerudert war. Ich beschloß den Ort aufzusuchen, aus welchem der Panglima die Mädchen geraubt hatte. Nach einiger Zeit sah ich Licht durch die Zweige schimmern, und bald nachher gerötheten Rauch und Qualm am Rande eines mit Reis bestellten Ackers emporsteigen; einige Wohnungen waren niedergebrannt, in der glühenden Asche lagen zwei versengte Leichen, unweit vom Feuer zwei Männer, ein Knabe, ein Mädchen und eine alte Frau, alle todt, theils erschossen, theils von Kriestichen durchbohrt.

Das war das Werk meiner Piraten. Mir wurde es unheimlich und weh auf der Insel; fanden mich die Bewohner, so wurde ich für den Uebelthäter gehalten und war verloren. Es schien mir gerathen weit wegzugehen und am Flusse das Weitere abzuwarten. Schon früh am Morgen traf ich einen Fischer, der mich dann gutmüthig an Bord einer chinesischen Dschonke brachte, welche durch die Makassarstraße nach Samarang auf Djava fuhr.

Soweit der Capitän aus Bali. An seiner Erzählung ist nichts übertrieben. Noch bis auf den heutigen Tag giebt es Seeräuberstaaten auf manchen Inseln in der Mindoro-See, im Sulu-Archipel und auf den Molukken. Sie rüsten große Flotten aus und haben manchmal zwischen ein- und zweitausend Krieger an Bord. Sie machen Angriffe auf große Schiffe bei Windstille, wann dieselben sich nicht bewegen können, überfallen kleine Inseln und selbst große Ortschaften, die an oder unweit der Küste liegen, ja sie haben sich auch schon an Kriegsschiffe der Holländer und Spanier gewagt. Holland bemüht sich im Archipelagus strenge Seepolizei zu halten und England ist vertragsmäßig zur Mitwirkung verpflichtet, hat aber seine Pflicht oft nur saumselig erfüllt. —d—.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

2. Fräulein v. Klettenberg und das Frankfurter Gretchen.

Neben der Mutter war die Schwester Cornelie die nächste weibliche Gestalt die den Knaben Wolfgang im häuslichen Kreise umgab. Der Dichter hat über die Schwester im Buche aus seinem Leben genugsam berichtet; eine Dichtung datirt nicht mit ihr. Cornelie war von der Charakterart des ernst bedächtig strengen Vaters; eine solche Gestalt konnte behüten, aber nicht anregend wirken. An schwesterlichen Seelen hat es auch später, neben den Amoretten die ihn umschwebt, in seinem Leben nicht gefehlt; in der Leipziger Epoche tritt Friederike Oeser in dies Rollenfach. In der Frankfurter Knabenzeit mit ihrem Uebergang zum Jünglingsalter, just um die Zeit seiner Einsegnung (1763), zog ihn eine geistliche Freundin in den Kreis ihrer Empfindungen: Susanna Katharina v. Klettenberg.

Den patricischen Kreisen der Reichsstadt Frankfurt angehörig, hatte sie bei feiner Weltbildung und bequemer Wohlhabenheit, aber bei kränkelndem Körper für versagtes irdisches Lebens- und Liebesglück im überirdischen Freund und Tröster jene Ruhe, jenen harmonischen Gleichtact und jenen Frieden der Seele gefunden, der wie ein Aether ihr feingewebtes Nervenleben durchzog. Man kennt sie als „die schöne Seele," deren Bekenntnisse das sechste Buch in Wilhelm Meisters Lehrjahren füllen. Die „Schönheit" dieser Seele bestand in der reinlichen Sauberkeit ihrer geistigen Verfassung, in der Entfernung von allem gröberen Sinneneindruck, in der Enthaltsamkeit von allem Lärm weltlicher Begier. Ihre selbstgestellte Aufgabe war, die Erde preiszugeben um einen Himmel zu erobern, aber diesen Himmel, nach Verlust eines „Narciß," in der geistigen, aber persönlich festen Gestalt des Heilandes und Erlösers schon hienieden gegenwärtig zu haben und lebendig wirksam zu fühlen. Das ward ihr zur Quintessenz aus aller Weltbewegung, aller Weltgeschichte und allem Natur- und Menschenleben. Die Person Jesu Christi umfaßte geistig, aber bis zum Gefühl in den Ner-

*) Vergl. Nr. 27.

verspritzen ihre ganze Existenz, legte segnend ihre Hand auf all ihr Thun und Lassen, breitete einen Mantel um all ihr Denken und Fühlen. Es war das erste geschlossene lebendige System, welchem Goethe in einem Menschenwesen auf seiner langen Laufbahn begegnete. Er hat später und jeder Zeit auch vor dem was er „eine Natur" nannte, auch wenn solch Menschenwesen nur ganz sinnliche Bedingungen zur Basis brauchte, so was man sagt: „Respect" gehabt; nicht selten mehr als billig, so daß er gehen ließ was er nicht ändern, für berechtigt in sich hielt was „Gott-Natur" so und nicht anders angelegt, den kategorischen Imperativ, den er erst seit dem Umgang mit Schiller aus der Kantschen Lehre herübernahm, dem Glück oder Unglück einer in sich fertigen Existenz gegenüber nicht wirksam genug in die Wagschaale legte. Die schöne Seele aber erschien ihm wie ein Naturereigniß auf ganz spirituellem Grund und Boden, ein Phänomen von Luftspiegelungen, das in den tiefsten elementaren Gesetzen des Geistes seine Erklärung fand. Hier waren die Kreislinien fest, beinahe eng gezogen, und die Harmonie der Stimmung ließ die hier waltenden Kräfte nicht als entschieden krankhafte entarten; in der Gestalt eines Mittlers zwischen Erd' und Himmel, Endlichem und Ewigem war ein Centrum gefunden, das unerschütterlich schien. Die Magie solcher in sich fertigen Persönlichkeit zog ihn so mächtig an wie der Erdgeist im Faust dem Beschwörer zuruft:

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen
— Und nun?

Zwanzig Jahre später schrieb Goethe erst jenes sechste Buch des Wilhelm Meister, in seinem 36. Lebensjahre (1785), kurz vor seiner italienischen Reise, die so vielfach den Bau germanischer Elemente in ihm abbrach, um antikem Inhalt und der hellenistischen Richtung Raum zu geben. Zwanzig Jahre später ward ihm die Gestalt der Frankfurter Epoche erst fertig zu einem poetischen Gebilde „im farbigen Abglanz," in welchem er nach seiner ästhetischen Theorie das höhere „Leben" suchte und festhielt. Die lange Dauer bis zum Abschluß mit dieser Gestalt beweist wie treu sie ihm geblieben, wie langathmig ihr Einfluß gewesen, wie sorgsam, wenn auch im Stillen und unbemerkt, er an der Sphäre dieser Erscheinung gesogen, an ihrem Inhalt innerlich gezehrt. Bekanntlich verbrannten die später frommen gewordenen Stollberge wie Wielands Schriften und Schillers „Götter Griechenlands," so Goethe's Wilhelm Meister bis auf die Bekenntnisse der schönen Seele. Frömmelnde Wortgläubige hätten sich doch sagen können, daß wer diese Gestalt gezeichnet, sie in sich tragen, sie freilich auch austragen mußte um sie geistig zu gebären. Der „große Heide," wie die Hengstenberge und die Eichendorffe, gleichviel ob protestantisch oder römisch, ihn schelten, las sogar in seiner Spätzeit täglich ein Capitel in der Bibel, nicht um Götzendienst zu treiben mit Form und Wort, sondern aus ihrem Inhalt in den Zeugnissen der Märtyrer und Männer Gottes Kraft für's Leben zu schöpfen, auch wider solche Steiniger an einem Sanct Stephan. Ganz aufzugehen in der Sphäre der frommen schönen Seele: das hätte ihn allen Reichthum des großen Lebens aufgeben heißen für ein still tiefes Winkelchen, wo es dem Herzen schaurig und selig wird, der Geist aber für alle Eroberungspläne die Segel streicht. Gleichwohl hat der Greis in hohen Jahren gestanden, es habe ihn oft im Leben der Gedanke beschlichen, ob er auch wohl Recht gethan, sich der Richtung zu so frommer Einkehr abzuwenden.

Sowie Goethe die schöne Seele geschildert, — und sie ist ganz das Erzeugniß seines schöpferischen Geistes — ist Fräulein Klettenberg wohl nicht ganz in der Wirklichkeit gewesen. Goethe copirte nicht; im Gegentheil, den Aether ihrer Wirklichkeit hat der Dichter, wie ich glaube, noch einmal ätherisirt und destillirt. Der Jüngling dichtete unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Persönlichkeit ganz andere Sachen, die „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G.", wie das Frankfurter Jugendproduct bezeichnet ist, und eine ganze Reihe geistlicher Oden, die nicht mehr vorhanden sind. Dies war zweifelsohne etwas steifleinene Arbeit, gegen das Seidengespinnst in den Bekenntnissen der schönen Seele. Er schuf das unter directer Eingebung. Fräulein v. Klettenberg stand unter den Einflüssen der damals wirksamen Messiade von Klopstock, und auch das sonst helldenkende, frohgemuthe Mütterchen des Dichters hatte in Angewöhnung und Charakter viel Theil an streng Lutherisch orthodoxer Wort- und Formgläubigkeit. Den Glauben an dereinstige Fortdauer, an persönliche Genugthuung und Entschädigung für hienieden Versagtes hatte die Frau Rath sogar bis zu der sinnlich kecken und kindischen Forderung in sich ausgebildet, auch das ihr im Wirthschaftskrame verlorengegangene Schlüsselbund im Lande Jenseits — falls es einen Gott und eine Wiedervergeltung gebe! — sicherlich wiederzufinden. Fräulein v. Klettenberg, auf einen engen Kreis auserlesener Genossen in ihrem Umgang beschränkt, zählte auch die Frau Rath Goethe zu ihren Freundinnen. Diese muß also bei all ihrer frisch naiven, sinnlich heitern Lebenskraft doch etwas Sympathisches für die Frommgläubigen gehabt haben, und dies Sympathische war die in Frankfurt erbgesessene Lutherische Orthodoxie, jene bis zur Steifheit strenge Spießbürgerlichkeit in Glaubenssachen, an welcher die Frau Rath ihrerseits so unerschütterlich festhielt, um nach solch abgethanem Tribut nebenbei auch allzeit frisch, heiter und gesund sein zu können. Der Knabe Wolfgang empfing von der Gotteserleuchtung solcher Frömmigkeit einen Abschein und Abglanz auf seine Stirn; sonst hätt' ihn dies Element als bloßes Phänomen nicht solange beschäftigt. Die fromme Freundin übertrug ihr Wohlwollen von der Mutter auf den Sohn. Der Knabe war geistig früh geweckt, sie hat vielleicht gehofft ihn ganz für die Bahn zu gewinnen, auf der allein sie Glück und Frieden gefunden. Sie hat den Knaben geliebt, und geliebt wollte dieser Wolfgang sein, wollte man Zugang zu ihm haben. Zu dieser Verwöhnung bevorzugter Geister hatte das Frau Mütterchen den ersten Grund bei ihm gelegt; die sanfte, ätherisch blasse, himmelselige Freundin pflegte zu zweit dies Gefühl in ihm, sich geliebt zu wissen, und dies Gefühl ward bei ihm zum nothwendigen Bedürfniß; ohne im Lichtglanz der Neigung einer Seele zu ihm sich wiegen zu können, war der Knabe, der Jüngling, der Mann, ja der Greis Goethe unfähig sich in großen Linien zu bewegen, bedeutsamen

Zielen zuzueilen. Dies Glück solcher Gewöhnung ging in seine ganze Lebensweise, ja in die Art, wie er studirte und arbeitete, über. Er las nur was ihm Freunde zutrugen, seine mittheilsame Natur bedurfte solcher Beweise und Vermittelung, wo sonst deutsche Gelehrte in ihrer Studirstube Alles einsam in sich hineinwürgen, aber ihr Wissen auch oft genug beisichbehalten oder unverdaut wiedergeben. Die schöpferische Formgestaltung, für deren Trieb Goethe alle Nahrung zusichnahm, hatte schon in der Art, wie er sichs beibringen ließ, ihre Bedingung. Was ihm nicht durch Persönlichkeiten vermittelt wurde, blieb für ihn todte Masse; so war er bis auf Spinoza, den ihm die Jugendgefährten aus der Herder-Jacobizeit zugeführt, für alle Philosophie sonst unzugänglich, historischen Sinn hatte er wesentlich nur im Interesse für eine Persönlichkeit der Weltgeschichte. Die Persönlichkeit der frommen Freundin gewann ihn für die abstracte Einkehr einer einsam still christlichen Weltentsagung, so wenigstens, daß er den Zauber dafür begriff. Sie hat mit leiser, zarter, durchsichtiger Hand des Knaben Wolfgang Lockenhaar gestreichelt und ihn elektrisch und in Neigung für das gestimmt, was ihr das Höchste und das Einzige schien.

Aber in diesem Apolloknaben regte sich der Jüngling schon. Sein allseitig sich erschließendes Gemüth mochte doch wohl zugleich etwas beengende Schwühle in so stillbehüteter Sphäre empfinden. Um so stärker regte sich dann der Widerpart in ihm, das Anakreontische Gelüst, das ja gleich tief, wenn nicht vorherrschend, in seiner Natur begründet lag. Es ward in seiner jungen Seele Alles gleichzeitig gepflegt; in seinem Innern sah es oft sehr kunterbunt aus, wie in der Frau Mutter Schreibepult, von dem Diese selbst berichtete, alle Monate räume sie darin auf, um ihre Correspondenz zu erledigen, denn da liege Alles, Weltliches und Heiliges, arg durcheinander, es sehe da aus „wie im Himmel, alle Rangordnung aufgehoben, Hohe und Geringe, Fromme, Zöllner und Sünder — Alles auf Einem Haufen, — der Brief von Lavater ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann.“ J. W. Schäfer nennt es geradezu einen Fehler in des Knaben Erziehung, daß Alles zu früh und gleichzeitig neben einanander betrieben wurde, schulmäßiger Zusammenhang seinem Einzelunterricht fehlte und der Zügel sich vermissen ließ. Jedenfalls entsprang jedoch aus dieser ersten Lebensführung die Frische autonomer Selbstbestimmung, auch in wissenschaftlichen Studien, zugleich auch Goethe's Hang zum Wechsel, sein Mangel an Gemeingefühl mit einer Gesammtheit. Hatte ihm dies Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht die Schule gegeben, so versagte sich ihm das auch, als das zusammenhanglose Vaterland endlich im Zorn wider Franzosenthum und entehrende Fremdherrschaft zum Gemeingeist erwachte. Um so mehr war Goethe allezeit auf Persönlichkeiten und Persönlichkeitsverhältnisse gewiesen, während seinem Herzen, so deutsch es war, die Sonne eines Kosmopolitismus leuchtete, in deren Strahlen er dem Gedanken einer Weltlitteratur und einer allgemeinen Verbrüderung der Menschengeister nachhing. Auch dies ist ja deutsch; nennt uns Deutsche doch noch heute der Americaner Emerson die Nation „die für die Welt denkt,“ während Engländer, Franzosen und zumal Americaner Völker sind, die nicht blos für sich denken, sondern auch für sich arbeiten.

Den Jünglingsknaben Wolfgang trieb die Frankfurter Orthodoxie strenggläubiger Frommheit, so tief sie Keime in ihn legte und im Stillen dauernd haftete, zum andern Pol seiner lebendürstenden Natur. Er kam ins Gewühl sinnlich leichtbewegter Gesellen und stahl sich, selbst unter dem Deckmantel der mütterlichen Beschönigung, auch Nachts hinweg, um Gelage mitzufeiern, wo Lust und Liebe ihre ersten, aber nicht ganz reinen Flügel hob. In solch einem Kreise, der den Dichterjüngling sogar mißbrauchte, lernte er Gretchen kennen, das Frankfurter Bürgermädchen das für seine erste Geliebte gilt, ihm aber zu seinem Gretchen im Faust, zu seinem Clärchen im Egmont mehr nur die Elemente als die feste Gestalt gab. In der Liebe eines solches Wesens zu einem Faust, zu einem Egmont hat er sich gefallen, sie aber nicht so vollauf von jenem Frankfurter Gretchen an sich erlebt. Wie sehr er sich selbst im Faust und im Egmont gipfelte, und in der Selbstbespiegelung solcher Naturen in einer reinen unschuldvollen Mädchenseele der Zauber dieser beiden Männergestalten beruht, so war er in der Wirklichkeit zu jenem Gretchen doch vielleicht eher ein Brakenburg, eine Gestalt die erlebt sein muß, um in ihrer geduldeten Seltsamkeit verstanden und gezeichnet zu werden. Jenes Frankfurter Mädchen hatte ihn gefesselt, aber ihn fast übersehen. Das erste Liebesverhältniß der Wirklichkeit hatte dann für ihn vielleicht nur die Consequenz, daß der herangereifte Dichter im Faust und im Egmont solch naives Mädchenherz diesen seinen beiden Helden opfert. — Jenes Frankfurter Geschöpf, dessen Reize die Phantasie des um vieles jüngeren Wolfgang beunruhigten, war die Schwester seines leichtfertigten Kameraden. Ein abendliches Gelag hält den Schwarm lustiger Gesellen bis über Mitternacht hinaus beisammen, und wie der vornehme Sohn des kaiserlichen Rathes den Hausschüssel vergessen zu haben bedauert, der ihn still ohne Vaters Merken heim ins Nest geleiten konnte, da macht das Gretchen selbst den Vorschlag, lieber ganz die Nacht beisammen zu bleiben. Die bacchanale Gesellschaft nimmt das an, und wie der Schlaf sie übermannt, gruppirt man sich Paarweise, um die Nacht zu überdauern, das Pärchen Wolfgang und Gretchen in der Fensternische, sie mit dem Kopfe schläfrig an seine Schulter gelehnt, und er, im Gemisch von Zärtlichkeit und Stolz, der von ihr Auserkorne zu sein, die reizende Last stützend bis auch er der Müdigkeit erliegt. Das erzählt er selbst in dem reizenden Gewebe von Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben. Schlechte Streiche aber, die sonst die Gesellen noch verübt, brachten die im Ganzen doch immer harmlose Nachtschwärmerei ans Tageslicht, und im Verhör befragt, ob sie den jungen Herrn Goethe kenne, leugnete Gretchen nicht, daß sie ihn oft und gern gesehen, ihn aber mehr noch für ein Kind gehalten. Das war für des angehenden Jünglings Stolz empörend genug; in der nächsten intimen Begegnung mit einem weiblichen Wesen, die er in Leipzig als Student hatte, ließ er sich das zur Lehre gereichen und spielte lieber den Intriguanten, der sich coquett verstellt, als die Dupe, die sich von der Ueberlegenheit eines älteren Mädchens närren läßt.

Dem Frankfurter Gretchen soll, der Sage nach, noch ein Offenbacher Gretchen, Tochter im Wirthshause „zur Rose," vorangegangen sein, ist aber wohl Fabel oder eine Verwechslung mit Jener. Eine Tradition in Frankfurt machte das Gretchen, von dem Goethe in Wahrheit und Dichtung erzählt, zur Kellnerin im Bierhause „zum Puppenschränkchen" in der Weißadlergasse. Hat der Dichter des Faust dies elementare Urbild zum Gretchen, das Mephisto sehr frankfurterisch „einen Grasaffen" schilt, dort in der Schänke kennengelernt, so muß er sich in seiner Erzählung manche Umgestaltung der Wirklichkeit erlaubt haben.

Die „schöne Seele" beherrschte später noch zum zweiten Male auf Momente des Dichters Gemüth, als er krank und matt von Leipzig heimkehrte und der zerfahrenden Weltlust müde, wieder im alten Giebelzimmer des väterlichen Hauses am Hirschgraben saß, sich alchemistischen Studien ergab und den Theophrastus Paracelsus und van Helmont las, als sollt' er schon damals zum Faust sich rüsten. Da gab es wieder Momente, wo die schwesterlichen Seelen sich zur Pflege seiner bemächtigen mußten. Und neben der Schwester Cornelia war es von neuem Fräulein v. Klettenberg die zu ihm herantrat, um ihm in der Ebbe seines Herzens zur Seite zu stehen und das halb gestrandete Fahrzeug vor gänzlichem Versinken zu behüten. Aus den Tröstungen einer abstracten Welt, die ihm da wurden, schuf er sich ein neuplatonisches Christenthum, das ihm noch später Spinoza zu einer gewissen Weltreligion des Geistes umgestalten half. — Fräulein v. Klettenberg starb im December 1774, bald nachdem Klopstock Frankfurt besucht hatte und für Goethe die persönliche Beziehung mit dem Prinzen von Weimar angeknüpft war. Die Erscheinung von Werthers Leiden hat sie noch erlebt, selbst den Clavigo; doch war ihr Einfluß auf den Dichter erloschen. Der zum zweiten Mal mit ihr lebendig gewordene Verkehr war nur wie eine Reue gewesen, die ihn nach dem sehr weltlichen Leben in Leipzig angewandelt. Wir berühren ihre Gestalt noch einmal in der Wertherperiode.

F. G. K.

Preußische Seebäder.*)

Zoppot bei Danzig.

Das größte und besuchteste Seebad Preußens ist ohne Zweifel Zoppot, der berühmte Danziger Badeort. Es ist trotz seiner zweistündigen Entfernung schon als eine Vorstadt Danzigs anzusehen; so ist es durch Alleen, Gärten, Villen und stündlichen Wagenverkehr mit derselben verbunden; es führt dahin die angenehmste Spazierfahrt: die wogende See an der einen Seite, an der andern die lachende Hügelkette, die sich nach dem Hochlande Pommerellens hinaufzieht, und mit romantischen Schluchten, Landhäusern, Schlössern und Thürmen geziert ist. Ihr zu Füßen liegt der Badeort, woher dessen Name „Zoppot," d. h. slavisch „unter'm Berge," ähnlich wie der Gebirgsort Zobten in Schlesien. Acht Bäche entspringen auf diesem waldigen Bergrücken, Zoppots Feldmarke zum Schmucke dienend und das Ganze anmuthig belebend, insofern sie das Räderwerk zweier Eisenhämmer, zweier Mahlmühlen und einer Papierfabrik treiben. Reich an Reizen der Natur ist der Ort selbst, ein wahrer Zauber lieblicher Anmuth ist über ihn ausgegossen. Kein Uferstrich des europäischen Festlandes hat so nahe dem Seeufer eine ähnliche grüne und üppige Vegetation wie die in Zoppot durch Kunst und Mühe hervorgelockte; ja Gott selber hat ihm die Weihe gegeben, denn aus dem Becken des nahen Meeres steigen die Wolken auf, mit ihrem Thau das schöne Thal zu tränken. — Eine ganz in der Nähe gelegene Anhöhe, die Königshöhe genannt, mit einem gegen das Meer hin offenen Pavillon, bietet nach dem Urtheile aller Naturfreunde eine der entzückendsten Aussichten, indem von hier das Auge über die anmuthige Lage des Ortes hinweg bis zu der durch ihren Wald von Masten belebten Danziger Rhede und dem Hafenorte Fahrwasser, sowie bis zu der fünf Meilen entfernten Halbinsel und Stadt Hela hinüberschweift, während zur Seite Danzigs schöne Umgebungen und die Stadt selbst eine herrliche Aussicht gewähren. Auch das romantische Vorgebirge Adlershorst gewährt einen Zielpunkt angenehmer Lustpartien zu Wasser und zu Lande, und eine wahrhaft paradiesische Aussicht zeigt der 272 Fuß über dem Ostseespiegel gelegene Karlsberg über das Meer hin, in welchem sich der Himmel badet und seine mannichfachen Farben malt; in der Ferne der Hafen von Danzig, durch Hela's weiße Höhen begrenzt, zu Füßen das idyllische Schwabenthal, aus welchem das tactmäßige Klappern fleißiger Kupferhämmer uns entgegentönt, diese Pulsschläge gewerblichen Lebens, und darüber hin die Spitzen der Danziger Thürme. Tief im Thale aber liegt in stiller Abgeschiedenheit das prächtige Kloster Oliva, eine ehemalige Cisterzienserabtei, schon im Jahre 1170 als das erste Gotteshaus in Preußen gestiftet, oft zerstört durch kriegerische Horden, aber ebenso oft durch frommen Sinn aufs neue erbaut. Oliva's Garten, von wahrhaft königlicher Pracht, gewährt in seiner lieblichen Hügelumkränzung noch einen besonders kostbaren Schmuck für jene an Naturschönheiten so reiche Gegend.

Eben diese anmuthige Nachbarschaft verleiht Zoppot einen Zauber, auf den seine flache Lage am Meeresstrande weniger Anspruch hätte. Es zieht überdies die Vortheile der Weichsel; denn diese bringt oder leitet wenigstens die polnischen und galizischen Badegäste her, leidet aber auch von der Mischung des Meerwassers mit dem süßen Flußwasser, die hier bedeutender ist als in Swinemünde, da das weit vorspringende Vorgebirge von Hela den frischen Andrang des Meerwassers und dessen kräftigen Wellenschlag beeinträchtigt. Zoppots reizende Lage, verbunden mit der Nähe der schon im Alterthum so berühmten Handelsstadt Danzig, gab bereits in früher Vorzeit Anlaß, daß ein Theil der höhern Stände sich hier ihre Sommersitze wählte und sie mit Gärten schmückte. Vorzüglich wählten die Gesandten der verschiedenen Handelsstaaten zur Zeit, als Danzig noch eine freie Reichsstadt war, die hier begründeten Landsitze

*) Vergl. Nr. 27.

zu ihrem Sommeraufenthalte. So gab es damals dort einen französischen, spanischen, englischen und dänischen Hof, deren frühere Anlagen noch durch Trümmer des ehemaligen Glanzes bezeichnet werden und worüber auch noch vorhandene Karten im Kloster Oliva ein Zeugniß ablegen. Der ehemalige „französische Hof," jetzt eine Privatbesitzung, hat (nach dem früheren Geschmacke) noch wohlerhaltene tiefe Wassergräben, welche das palaisartige Wohngebäude rings umschlossen, so daß man nur auf Zugbrücken zum Wohnhause gelangen kann. In ihm hatte der polnische König Lesczinski kurz vor seiner Einschließung in Danzig seinen Aufenthalt genommen. Auch von dem ehemaligen „spanischen Hofe" ist der untere massive Theil noch ein Ueberrest des früheren Gesandtenhauses. In dem Dorfe selbst findet man fast auf jeder Stelle noch Spuren alter Gemäuer und Fliesen von ausgebranntem Thon, welche wahrscheinlich zu Fußböden der hier gestandenen Paläste gedient haben. Diese früheren Anlagen verschwanden im Jahre 1734 durch die Zerstörungswuth einer polnischen Insurrectionsarmee, welche durch die Gegner des Königs Stanislaus Lesczinski von Konitz aus sich über Zoppot mit großer Schnelligkeit verbreitete, um wo möglich daselbst den bedrängten König zu überraschen und aufzuheben, und wahrscheinlich hat die fehlgeschlagene Hoffnung jene Zerstörung des Ortes zur Folge gehabt.

In diesem verwüsteten Zustande verblieb der einst so blühende Ort bis zu Preußens Besitznahme von Westpreußen, und erst um diese Zeit kaufte ein reicher benachbarter Gutsherr zwölf der verwüsteten Grundstücke Zoppots zusammen und bestimmte das so entstandene Gut Zoppot zum Wittwensitze seiner Gattin, deren Wohnhaus aus den Trümmern des ehemaligen „englischen Hofes" errichtet wurde. Doch wäre der Ort wohl nie zu seiner jetzigen Bedeutung gelangt, wenn nicht einzelne Familien aus der nahen Stadt vor etwa dreißig Jahren angefangen hätten, des Seebades wegen ihren Sommeraufenthalt in Zoppot zu nehmen. Insbesondere wurde der damalige Oberpräsident v. Schön auf die großen Vorzüge Zoppots als Badeort aufmerksam und suchte die Neigung des Publicums für diesen Ort dadurch zu fördern, daß nicht nur Unternehmer zur Errichtung einer Badeanstalt und zum Aufbau angemessener Wohnhäuser ermuntert wurden, sondern auch einige Zuschüsse aus der Staatscasse zur Bepflanzung des sandigen Seestrandes und auch Bauholz zur Errichtung eines Salons bewilligt wurden. Hierdurch wurde allmählich der Ort Zoppot als Seebadeort sowohl in den benachbarten Provinzen als vorzüglich in Polen bekannt, und trug die Nähe der Handelsstadt Danzig dazu bei, daß die wohlhabenden Gutsherren Westpreußens mit dem Absatze ihrer Landesproducte in Danzig zugleich den Aufenthalt im Badeorte Zoppot verbanden, dessen Frequenz bald so stieg, daß dieser kaum entstandene Ort mit älteren Badeörtern wetteifern konnte.

Wenn auch durch die russische Grenzsperre der Zufluß von Badegästen aus den polnischen Provinzen sehr gestört ist, so ist das Aufblühen Zoppots dadurch nicht gehemmt worden. Die Frequenz von dessen Badegästen nimmt zu und jährlich kommen selbst aus entfernten Gegenden des preußischen Staates, wie aus Berlin und Schlesien her, zu jeder Badezeit zahlreiche Badegäste hier zusammen, so daß die jährlich neu entstehenden Wohnungen diese Fremden kaum fassen können. Der Werth der seit dem Jahre 1820 neuentstandenen Gebäude kann auf wenigstens 250,000 Thaler berechnet werden.

Was die geselligen Verhältnisse anbetrifft, so ist es freilich schwer, Wärme und Leben in unser nordisches Klima hineinzubringen. Aus Westen, von Kassubens Bergen her, drohen Regenschauer und von Hela Seenebel, und diese legen sich so hart und schwer auf das Gemüth des Menschen, daß der Frohsinn darüber leicht untergeht. Danzig wird nie einen Cölnischen Carneval haben, und auch Zoppot kennt die Annehmlichkeiten eines ungezwungenen freundschaftlichen Zusammenlebens im Bade nicht, trotz seiner Sonnabendsbälle und Dampfschiffspazierfahrten, trotz seines Vogelschießens und Sackrennens, wenngleich wohl die meisten der Badegäste mit mir derselben Ansicht sein dürften, daß ein frohes Zusammenleben, indem es das Gemüth aufrichtet, ebenso viel und vielleicht mehr zur Gesundheit beiträgt, wie das Seewasser. Ich kenne einen hochgeachteten, für Danzig enthusiasmirten Mann, der auch Zoppots Badefreuden gern theilt, gleichwohl aber von Zoppots Badegesellschaft versichert, sie sei eine Gesellschaft, die sich zwar jährlich gebadet, aber niemals eine, die sich gewaschen habe.

Der Kursaal, von etwas düsterem Charakter, gewinnt durch die unmittelbare Nähe der See besonders an Annehmlichkeit. Das Gebäude selbst ist auf einem Rost erbaut, so daß bei stürmischer See die Wellen unter ihm weggehen können. Der höhere Brückensteg, der von dem Salon eine Strecke weit in die See hinausläuft, ist eine recht freundliche Einrichtung. — Während ätherische Wesen von Damen sich hier tüchtig von der nervenstärkenden Seeluft durchwehen lassen, mögen ätherdurchfliegende Poeten in dieser prachtvollen Umgebung ihren gigantischen Gedanken nachhangen und eine Unendlichkeit an die andere knüpfen. Mich dagegen trieb's unwiderstehlich dazu an, nach abgehaltener Schaupromenade am Busen der blauäugigen Aphrodite zu ruhen und in Poseidons Reiche mich von den salzigen Wellen durchpeitschen zu lassen.

Weichselmünde und die Westerplatte.

Wir fahren mit dem Dampfboote oder der Treckschuite von Danzig die Mottlau hinab nach Weichselmünde, übersehen das schlichte Fischerdorf mit einem Blicke und statten der Festung Weichselmünde unseren Besuch ab. Sehr bemerklich ragt aus ihrer Mitte ein Thurm hoch über die Umwallung, welcher mit einem runden Gebäude, der „Kranz" genannt, umgeben ist und wieder von einem fort quarré umschlossen wird. Ringsum sind bombenfeste Kasematten zu Wohnungen für die Staatsgefangenen und bei einer Belagerung auch für die Garnison, die sonst außerhalb der Ringmauern ihre Kasernen hat, eingerichtet. Der Thurm hat in seinen Etagen mehr balkonartige Austritte ins Freie, von welcher aus man nach allen Seiten hin die herrlichsten Fernsichten genießt. In den frühesten Zeiten diente er als Leuchtthurm. Hier nun steht längs dem Strande eine lange Reihe von Badehäusern, die zumeist jedoch wohl nur von den Bewohnern der Festung benutzt werden.

Dagegen wandeln wir aus der Festung hinaus längs dem

rechten Weichselufer, der früheren Mündung des Stromes zu, über welche jetzt eine Granitbrücke auf die Westerplatte hinführt. Es ist dies der Küstenstrich zwischen dem Meere und dem Hafen Neufahrwasser, ursprünglich angeschwemmtes Dünenland, durch Anpflanzungen aller Art aber wie durch Aufschüttung des alljährig aus dem Hafen gebaggerten Schlickes zu einer reizenden Plantage und zu einem Lieblingsbadeorte der Danziger umgezaubert. Im Jahre 1838 gelang es dem Besitzer der jetzigen Badeanstalt die dortige Localität für seinen Zweck auszubeuten und insbesondere aus Danzig selbst Gäste anzulocken, welche sein Badeetablissement nun zu Tausenden besuchen und zum Theil ihre Sommerwohnungen hier oder im angrenzenden Neufahrwasser aufschlagen. So ist denn die Westerplatte ein großer schattiger Park geworden, der bis in den Herbst hinein immerwährend besucht ist, und eine Seebadeanstalt, die ihrer großen Bequemlichkeit und des wohlfeilen Hinkommens von Danzig aus wegen sich für immer bewähren wird. Interessant ist die Steinmoole. Dieselbe, aus Granitsteinen zusammengefügt, schmiegt sich in sanftgekrümmter Linie, steil gegen den Canal hinlaufend, weit in die See hinein; sie gleicht einer versteinerten Riesenwelle, welche der Sturmfluth, wie hoch sie auch steigt, keinen Punkt des Widerstandes anbietet, sondern sie nöthigt, über sie wegzurollen. Am Ende derselben erhebt sich ein Leuchtthurm aus Gußeisen als ein sicherer Wegweiser für die bei Nacht einlaufenden Schiffe.

Brösen,

gleichfalls unweit Fahrwasser gelegen, ist der neueste Badeort Danzigs. Die Badeanstalt liegt vor dem netzbehangenen Fischerdorfe gleichen Namens, im Norden von der weiten Meeresbucht begrenzt. Oestlich macht die vielbelebte Chaussee nach dem romantischen Neuschottland hin die Grenze, und südlich und westwärts dehnt sich in weiten Bogen das freundliche Dorf Saspe aus. Will man dieses Weichbild in seinem schönsten Zusammenhange als ein höchst angenehmes Rundgemälde betrachten, so steige man auf den von Säulen getragenen Balkon des in einem recht ansprechenden Style erbauten Landhauses. Mit einem nicht geringen Kostenaufwande ist dieses aus achtundzwanzig Wohnzimmern und einem Speisesalon bestehende Gebäude zwei Etagen hoch und mit einer Vorderfronte, die eine Doppelreihe von Colonaden bildet, so in den Garten der Badeanstalt gestellt, daß für beide Etagen die reizendste Aussicht nach allen Seiten hin gewonnen ist. Rechts sieht man einen Theil des mastenreichen Hafens von Neufahrwasser, und über die Rhede hinweg nach Zoppot hin, ja bei heiterem Wetter bis nach dem drei Meilen fernen, hart am Meeresstrande gelegenen Seedorfe Oxhöft hinüber. Im Vordergrunde entzückt uns die reiche Blumenflur des geschmackvoll angelegten Gartens, sowie die von Heerden belebten Wiesengründe, und im Hintergrunde schweift der Blick auf die waldbedeckten Höhen von Oliva. Aus den Fenstern der Hinterseite des Badehauses erblickt man den Hafenort Neufahrwasser und das altehrwürdige Danzig mit seinen Thürmen und Wällen.

Die Zimmer des Badehauses selbst, besonders die der Vorderseite, sind geschmackvoll decorirt, und zur Bequemlichkeit der Badegäste ist in jedem Hinterstübchen ein sauberer Kamin angelegt, wie es in unserm nordischen Klima noththut. Alles zeugt von einer seltenen Zweckmäßigkeit, und da die Lage des Ortes offener ist, als die von Zoppot, und der Wellenschlag hier nicht, wie dort, durch die vorspringende Landzunge von Hela behindert wird, so ist für das badelustige Publicum wohl gesorgt und der Ort erfreut sich von Jahr zu Jahr mehr eines zahlreichen Besuches. M. R.

Zur Gastronomie.

Die Verschiedenheit der Substanzen, welche wir in dem Kataloge der Lebensmittel verzeichnet finden, ist ebenso groß wie die Mannichfaltigkeit, mit der die Kunst oder die Wissenschaft des Kochbuches sie zu bereiten versteht; namentlich sind die Ansichten der antiken Welt über diesen gewiß zu berücksichtigenden Gegenstand besonderer Beachtung werth. Der Geschmack der Alten, in Bezug auf die Fleischspeisen, war ungemein ungleich. Rindfleisch jedoch galt auch ihnen als das kräftigste Nahrungsmittel und war daher auch die tägliche Nahrung ihrer Athleten. Kameel- und Dromedarfleisch, besonders die Füße und Knöchel, gehörten schon zu den selteneren Schüsseln, Affenfleisch galt als Delicatesse und war nach dem Zeugniß des Plinius, das Leibgericht des Mäcenas; wilde Esel aus Africa wurden dem Wildbrät gleichgestellt. In neuerer Zeit ließ der Kanzler Dupret eigends für seine Tafel Esel mästen. So finden wir, daß Wildschwein und Frischlinge als Leckerbissen gesucht waren und die wilde Sau wird geradezu das Thier genannt, das für die Tafel geschaffen sei: animal propter convivia natum. Aber freilich der classische Bissen von einer Sau war auch eine ganz eigene Partie! — Das Schlachten der Schweine im Allgemeinen zeugt im Alterthum von der raffinirtesten Grausamkeit und Gourmandie. Plutarch nämlich erzählt uns, daß die trächtige Sau im eigentlichen Sinne des Wortes zu Tode gestampft wurde, um so ein Gericht abzugeben, das man selbst den Göttern vorzusetzen für werth hielt. Uebrigens wurden auch Spanferkel mit glühenden Eisen getödtet, um nicht einen Tropfen Blut umkommen zu lassen und ein mit Assa foetida und verschiedenen kleinen Thieren gefülltes Spanferkel hieß bei den Römern porcus Trojanus — „Trojanisches Ferkel," allem Anschein nach in Hindeutung auf die Helden von Troja, welche in dem Trojanischen Roß versteckt waren. Junge Bären, Hunde und Füchse — letzte besonders, wenn sie mit Trauben genährt waren — wurden von den Römern sehr gesucht, die auch von manchem Geflügel so große Freunde waren, daß einige der berühmtesten consularischen Familien den Namen von verschiedenem Federvieh, das sie am liebsten aßen, ihren altadelichen Familiennamen hinzufügten. Der Dichter Catius — nach den Forschungen eines der berühmtesten Philologen ein angenommener Name und kein anderer als Mäcenas selber — belehrt uns, wie das Geflügel in Falerner Wein ab-

zudämpfen sei, um das Fleisch zarter und schmackhafter zu machen. Fasanen kamen aus Kolchis und galten eine Zeitlang als eine so große Seltenheit, daß einer der Ptolemäerkönige bittere Thränen darüber vergossen haben soll, nie in seinem Leben einen Fasanen gekostet zu haben. Die schönsten Pfauen wurden auf der Insel Samos gezogen und zu hohen Preisen bezahlt, daß sie, wie Varro erzählt, jener Insel jährlich mehr denn 11,000 Thlr. einbrachten. Perlhühner gehörten gleichfalls zu den Delicatessen der altrömischen Tafel. Doch das Beste war den Römern, obgleich sie sich die Herren der Welt nannten, vorenthalten, denn ihnen blieben die Kalekuten unbekannt, eine Gabe des Himmels, deren Entdeckung die moderne Welt den Jesuiten verdankt. Wie undankbar ist es also hier und dort die Schüler Loyala's zu verfolgen, erwägt man, welchen Genuß die Welt ihnen zu verdanken hat! Auch der Strauß gehörte zum Ressort der römischen Küche. Kaiser Heliogabal fand besonders am Gehirn desselben viel Geschmack und Apicius glaubte ihn angelegentlichst empfehlen zu müssen. Jedoch unter allem Geflügel stand der Flamingo im größten Ansehen, denn er galt nicht allein als Leckerbissen, sondern leistete auch nach der Tafel die wesentlichsten Dienste; denn wenn die römischen Gourmands das Unglück hatten, daß ihnen der Appetit unter der Menge der Gerichte vergangen war, so pflegten sie mit einer der schönen langen Flamingofedern den Gaumen zu kitzeln, um nach erfolgter Operation mit frischem Appetit wieder zu Werke zu schreiten. Unsere heutigen Gastronomen wissen vielleicht nicht, daß die Alten es sind, denen sie die deliciösen fetten Enten- und Gänselebern verdanken? Und doch singt der unvergleichliche Dichter von Venusium, Horaz:

Pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi.
(Leber der weißen Gans, mit saftigen Feigen gefüttert.)

Schwäne wurden ebenfalls bei den Römern namentlich für die Tafel gefüttert, nachdem ihnen vorher die Augen ausgestochen waren; selbst Kraniche wurden von den geschmackvollsten Kunstkennern nicht verschmäht.

Indem auf diese Weise selbst der freie Vogel in der Luft vor der Habsucht der römischen Küche nicht sicher war, mußte auch das „nasse Element" seinen vollständigen Tribut entrichten. Mehrere Fischsorten genossen im Alterthum unsterblichen Ruhm. Die muraena Helena wurde in den Fischteichen gezogen und so zahm gemacht, daß sie, wenn ihr Herr die Glocke zog oder auf den Ruf seiner Stimme herbeischwammen, um dem Küchenmesser anheimzufallen. Natat ad magistrum delicata muraena, sagt Martial. Hirtius überließ 6000 dieser Fische dem Julius Cäsar aus besonderer Freundschaft und Kaiser Vitellius fand an dem Regen dieses Fisches ganz besondern Geschmack. Der Ruhm der Lampreten oder der mustela des Ausonius und Plinius ist allgemein bekannt und der acipenser sturio wurde mit triumphalischem Gepränge auf die Tafel gebracht; doch die Steinbutte, wovon eine aus Ancona an den Hof des Kaisers Domitian gebracht wurde, ward als eine so unschätzbare Gabe der Götter betrachtet, daß der Kaiser eigens den Senat sich versammeln ließ, um sie zu bewundern. Auch Schollen wurden zu den kostbarsten Fischsorten gezählt und mit Beziehung auf ihren Namen die soles (Sonnen) der Götter genannt. Die Doraden — sparus auratus — waren der Venus heilig; der labrus scarus hieß Jupiterhirn, und Apulejus und Epicharmus meinten, daß das Innere desselben den Göttern auf dem Olymp selber munden würde. Das garum, eine berühmte Fischsauce der Römer, ward hauptsächlich aus der sciaena umbra und der Makrele bereitet; das Innere und das Blut wurden zu einer Masse ausgeweicht, bis sie einen haut goût bekamen. Galen versichert, daß ungeachtet dieser wenig Appetit erregenden Zubereitung das garum doch etwas so Vorzügliches gewesen, daß ein Maß desselben an 2000 Silberstücke gekostet habe, und so deliciös soll diese Essenz gewesen sein, daß sie, wie Martial behauptet, in Riechfläschchen von Onyx getragen wurde. Nach der Beschreibung, die uns über dieses garum aufbewahrt ist, möchten schwerlich die köstlichsten unserer jetzigen Essenzen und Saucen, die berühmtesten Präparate der modernen Küche damit zu vergleichen sein. Es war das Deliciöseste, was die Kochkunst der Römer kannte, sowohl für Fisch- als für Fleischspeisen, für Geflügel und Wildbrät aller Art, Gekochtes und Gebratenes, Gesottenes und Geröstetes, Gestoftes, Haché und Ragouts, Warmes und Kaltes, Süßes und Saures, Frisches und Altes, — immer reizte es den Appetit und schmeichelte dem Gaumen durch seinen piquanten Geschmack bis selbst der schlichteste und einfältigste Esser ein capitaler Gourmand ward und statt nur zu essen, die Kunst lernte, als Kenner zu genießen. — Unsere heutigen Feinschmecker erfahren vielleicht zum ersten Male, daß die rothe Barbe — denn dies, glaube ich, war der mullus der Alten, — zu den kostbarsten Fischen gehörte und einen so großen Werth hatte, daß drei derselben, obwohl nicht einmal von besonderer Größe, mit mehr denn 1100 Rthlr. bezahlt wurden. Sie kosteten am mehrsten, wenn sie noch lebendig waren und mußten nach den Regeln römischer Kochkunst eines langsamen Todes sterben, indem sie in jenes kostbare garum eingeweicht wurden und längere Zeit darin stehen blieben. Den Römern war es ein großer Genuß, noch ehe der Fisch auf die Tafel kam, hieran ihre Augenweide zu haben und zu sehen, wie der Fisch allmählich, wie der sterbende Delphin, seine Farbe veränderte. Diese raffinirte Grausamkeit wird auch von Seneca gerügt, indem er sagt: Oculis quoque gulosi sunt (auch mit den Augen sind sie leckerhafte Fresser). Eine der berühmtesten Entdeckungen des Apicius in der Kochkunst war auch das alec, ein Gallert aus den Lebern dieser Fische. Muscheln gehörten gleichfalls zu den Delicatessen und Fulvius Herpinus machte sich unsterblich durch die Entdeckung, sie durch Kleie und andere Nahrung noch schmackhafter zu machen. Horaz erwähnt, daß sie auf silbernen Reifen grillirt auf die Tafel kamen und daß der Wein besonders gut dazu mundete. Austern kamen von den englischen Küsten nach Rom und fanden schon damals viele Liebhaber. Auch Grashüpfer, Heuschrecken und andere Insekten verschmäheten jene ernsten schwelgerischen Gesetzgeber und Beherrscher der alten Welt nicht. Bei einem römischen Dessert durften Muscheln niemals fehlen, denjenigen ähnlich, welche noch heutzutage in Spanien viel gegessen werden; die besten kamen aus Neapel und Tarent.

An Gemüsen jedoch scheinen die Alten keine große Man-

nichfaltigkeit gehabt zu haben; es war ihnen besonders um Gewürze und piquante Ingredienzen zu thun, um Gaumen und Appetit zu reizen. Unter den letzteren steht Assa foetida oben an, das noch heutigen Tages im Orient sehr gesucht ist. Es ist dies zwar von mehreren Gelehrten und Naturforschern bezweifelt worden, aber es scheint dennoch gewiß zu sein, da Plinius noch besonders anführt, daß es häufig mit sagapenum verfälscht wurde, welches die täuschendste Aehnlichkeit damit hat. Diese Substanz wurde laser genannt und von manchen plebejischen Leuten, sowie von Aristophanes und Apulejus, als ungesund und schlechtschmeckend verschrieen. Nach dem Berichte des Theophrast wurde Assa foetida, wie heutzutage noch, in Schläuchen eingesammelt und aufbewahrt, und ungeachtet des Ansehens, in welchem es als unentbehrliches Ingredienz der römischen Küche stand, nicht selten geradezu stercus diaboli (Teufelsdreck) genannt. Zu diesem Gummi thaten sie in ihre Speisen noch verschiedene andere starke und piquante Substanzen, als Coriander, Kümmelsaamen, Saffran, Zimmt, Thymian und verschiedene Arten Pfeffer, Salz und sal amoniac. Anstatt des Brotes, das erst gegen das Ende des 6. Jahrhunderts (580 n. Chr.) in Rom gewöhnlich ward, hatte man eine schwere ungegohrene Teigmasse, ähnlich der heutigen Polenta. Diese Nahrung war selbstverständlich sehr schwer zu verdauen; daher war es gewöhnlich, nach Tische warmes Wasser zu trinken und Vomitive zu nehmen. Warmes Wasser war auch auf den Straßen in den Thermopolien zu haben; Seneca macht besonders auf die Bläße und Schwächlichkeit aufmerksam, die eine Folge des übermäßigen Genusses desselben war. „Dem blassen Neider gebt Wasser zu trinken!" war eine bekannte Redensart der Römer.

Während jedoch nun das Wasser so allgemein und an der Tagesordnuug war, wurde auch Wein nicht verschmäht, doch ward er bei den Alten mit so verschiedenen Ingredienzen vermischt und verfälscht, daß es wenigstens nach unserm Geschmack eben kein sonderliches Getränk sein mußte. So thaten die Griechen Salz und Seewasser zum Wein, die Römer vermischten den schönsten Falerner mit Mastix und Myrrhen. Gleich unseren heutigen Weintrinkern wußten sie aber auch das Bouquet durch Erwärmung zu entwickeln und beim Probiren des Weins heißes Wasser hinzuzuthun. Daß Wein mit einem Beigeschmack von Harz besondern Beifall fand, erhellt aus Martials Worten: Resinata bibis vina, Falerna fugis! (Du trinkst mit Harz gewürzte Weine 2c. 2c.) — Im Vergleich zum heutigen Geschmacke läßt es sich aber immer annehmen, daß die gerühmtesten Weine des Alterthums den unsrigen weder an Kraft noch an Delice gleichkommen. Doch war der Geschmack der antiken Bonvivants immer raffinirt genug, sodaß z. B., wie Juvenal erwähnt, Montanus auf den ersten Imbiß Bescheid wußte, ob eine Auster von den englischen Austerbänken sei oder nicht. Sandewich war der bekannteste Platz, woher Rom seine Austern, Krebse und Hummern bezog.

In England waren vor Alters die Bewohner lange Zeit durch Mäßigkeit und Einfachheit bekannt; Luxus und Wohlleben kam erst in Folge des Verkehrs mit den Dänen auf, und man hat behauptet, daß selbst das Wort Gourmand vom Dänenkönige Germond, der bekanntlich durch Alfred den Großen bewogen wurde, sich taufen zu lassen, herzuleiten ist. Erasmus schon bemerkte, daß die Engländer vorzüglich viel auf gute Kost hielten. Wilhelm der Eroberer und Rufus gaben häufig die glänzendsten Schmausereien und der Erstere war ein so ausgemachter Epikuräer, daß er einmal, als ein Kranich halb gar aufgetragen wurde, den Oberkoch auf der Stelle umgebracht hätte, wenn nicht noch zu rechter Zeit sein Dapifer (Aufseher der Hofküche) dazugekommen wäre. Dieses Amt eines Dapifer, sowie dasjenige eines Cardrenus, magnus coquus und coquus regius, waren in jenen Tagen hohe Würden. Als der Cardinal Otto, päpstlicher Gesandter, im Jahre 1238 in Oxford erschien, war sein Bruder magister coquorum, und der Grund, weshalb Dieser ein solches Amt bekleidete, weil sein Bruder, der Cardinal, sehr befürchtete: ne procuraretur aliquid venenosum, quod valde timebat legatus (daß ihm etwas Giftiges beigebracht würde, was der Legat sehr fürchtete). Diese Beamten waren nicht selten Geistliche, die später für ihre schätzbaren Dienste zu den höchsten Gerichtsstellen erhoben wurden. — Daß in England die Consumtion geistiger Getränke erst in Folge des größern Verkehrs mit Flandern, Holland und den nördlichen Ländern allgemeiner wurde, scheint auch aus der Bedeutung und Ableitung mancher Ausdrücke hervorzugehen, die noch jetzt beim Trinken und Zechen (carouse) gebräuchlich sind. Selbst dieses „carouse" ist, wie Gifford meint, aus dem Dänischen herzuleiten, von rouse, Humpen, oder aus dem Deutschen von Gar und aus — „garaus", Alles austrinken. Im Mittelalter wurde das Trinken von den Mönchen für eine gottgefällige Libation ausgegeben, und mancher Mönch trank solange, bis er todt hinstürzte, was aber bald als unchristlich und heidnisch verdammt wurde. Solchen Excessen wurde auch durch verschiedene Regulative Einhalt gethan, und im Jahre 817 die jedem Mönche erlaubte Quantität auf fünf „Pinten" bestimmt. Karl der Große ließ in seinen Capitularien verbieten, Gesundheiten zu trinken und anzustoßen (pleger et trinquer).

Wir könnten diese Notizen über Gastronomie wohl noch vermehren durch Berichte aus älterer und neuerer Zeit, die alle zeigen, wie sonderbar Geschmack und Appetit sich verirren, jedoch sei nur erwähnt, daß Roderic a Castro von einer Frau erzählt, die 20 Pfund Pfeffer essen konnte und einer andern, die von Eis lebte. Tulpius spricht von einer Frau, die vor ihrer Niederkunft einen unwiderstehlichen Appetit zu gesalzenen Heringen hatte und nicht weniger als 1400 Stück verzehrte, nämlich täglich 5 Stück. Longius berichtet von einer Dame in Cöln, die in ähnlichen Umständen eine solche Lust anwandelte, das Fleisch ihres Ehemanns zu schmecken, daß sie ihn zuletzt ermordete und sich an dem frischen Fleische, solange das Wetter es erlaubte, delectirte, und dann das noch übriggebliebene Fleisch einsalzte.

A—s

Zur Chronik.

Schillers erstgeborner Sohn †.

— Karl v. Schiller, der vor kurzem zu Stuttgart in seinem 64. Lebensjahre starb, war des Dichters erstgeborner Sohn, geboren im September 1793 in Schwaben, wo Schiller mit seiner Gattin den Sommer über gelebt, um die Heimath wieder zu begrüßen. Die Heirath der Eltern fand 1790 statt in einem Dorfe bei Jena. Karl Schiller, ein kräftiger körniger Mensch, ganz Schwabe, auch in seiner Mundart, war Zeit seines Lebens Soldat und Forstmann. In den Befreiungskriegen war er preußischer Uhlanenofficier, und erschien als solcher bei seiner verwittweten Mutter häufig in Weimar, wo man ihn namentlich als flotten Tänzer und Cavalier kannte. Dann trat er in württembergische Dienste und war noch vor wenig Jahren activ als königlicher Oberförster. Sein einziger Sohn, Friedrich, österreichischer Rittmeister im Regiment Kaiser Nikolaus (Standort Galizien), verheirathete sich kürzlich in Schwaben; die Geburt eines Enkels hat den jetzt Gestorbenen noch erfreut. Der zweite Sohn des Dichters, Ernst, drei Jahre jünger (geboren 1796), starb als preußischer Appellationsrath in Cöln. Die Mutter, Frau Charlotte geborne v. Lengefeld, vertauschte Weimar mit dem Rhein, um den Söhnen näher zu sein; denn Karl war in Bonn verheirathet. Dort starb sie, nach glücklich überstandener Augencur, 1826 am Nervenschlag. Von den beiden Töchtern des Dichters ist die erstere, Karoline (geboren 1799), als Frau v. Junot gestorben, die zweite, Emilie (geboren 1804, ein Jahr vor Schillers Tode), Frau v. Gleichen-Rußwurm in Franken, schenkte dem Leipziger Schillerverein eine Locke vom Haupt des Vaters. Die Weste des Dichters im Besitz des Vereins ist ein Geschenk des verstorbenen Karl.

Die Kunstausstellung zu Manchester.

— Der europäische Norden wird bald mehr Werke der südeuropäischen Künste als der Süden selbst aufzuweisen haben. Rußland erwarb massenweis ganze Gallerien, die Leuchtenbergsche aus München z. B. durch Erbschaft, die Gallerie Barbarigo aus Venedig (mit 17 Tizian) durch Kauf. England erwarb mehr einzeln, das Nationalmuseum erst kürzlich mit Parlamentsbewilligung des Veroneser „Zelt des Darius“ 2c. 2c. Aus der Modenesischen Gallerie gingen im vorigen Jahrhundert die Hauptschätze nach Dresden; aber die Luchesische ward im laufenden Jahrhundert meist für englische Reitpferde, die Passion des Herzogs von Lucca, an Albions Söhne ausgeliefert. Was nun die Lords der drei vereinigten Inselkönigreiche in ihren Schlössern und Landhäusern begruben, all die Schätze mühsamen und kostbaren Einzelerwerbs sind jetzt, auf Betrieb des Prinzen Albert, unseres Landsmanns, im Glashause zu Manchester nach Epochen und Schulen aufgestellt. Man hat dort so ziemlich den Gesammtbesitz Englands an Bildern beisammen. Nur wenige Lords hielten ihre Schätze zurück; was am meisten z. B. bedauert wird in Bezug auf einen Correggio (Christus am Oelberg), den der jetzige Herzog von Wellington nicht hergegeben. Sehr bereichert hat sich Englands privater Bilderbesitz beim Verkauf der Gallerien des Cardinals Fesch, des Königs der Niederlande, des Marschalls Soult und der Familie Orleans. Der Marquis v. Hertford hat allein 44 Bilder beigesteuert, die er aus der Versteigerung der niederländischen Gallerie erstand. Eine Reihe von 350 Porträts aus Englands Geschichte seit dem 15. Jahrhundert macht einen Hauptreiz der großen Exhibition. Englands Künstler lernt man begreiflicherweise in Manchester wesentlich kennen. Von Hogarth findet man neben Porträts und Landschaften the Beggars Opera (im Besitz des Buchhändlers Murray); von Wilkie, ebenso wie Jener durch Stiche auf dem Festlande bekannt, den Rententag, das Blindekuhspiel, Papst Pius VII. und Napoleon, Columbus im Kloster la Rubida. Die englischen Genremaler und Humoristen des vorigen Jahrhunderts, namentlich Leslie mit Illustrationen von Sterne 2c. 2c. sind zahlreich beisammen; von Reynolds, dem englischen Maler junger Damen und Kinder, aber auch Courtisanen und Erzbischöfe, findet man 38 Porträts, besonders seine Nelly O'Brien, sein Erdbeermädchen und Mädchen mit dem Hunde (alle drei im Besitze des Marquis Hertford); vom Porträtisten Gainsborough unter anderen das Bildniß der Siddons. Von Vandyk, der solange in London malte, finden sich 44 Bilder (das berühmte Porträt Karls I. zu Pferde aus der Gallerie der Königin in Windsorcastle). Die 26 ächten Rembrandt gehören meist der Königin, dem Herzog von Buckingham, Hertford und Ward. Marquis Hertford, der aus der Sammlung des Königs der Niederlande viel erwarb, besitzt von den 35 Rubens in Manchester auch den heiligen Franciscus und die Landschaft mit dem Regenbogen, die er erst vor wenigen Jahren für 4500 Guineen ankaufte. Die Porträts von Rubens gehören meist der Königin, Lord Warwick und dem berühmten Sammler Grafen Arundel. Von unserm Holbein, der in England eine Zuflucht fand, ist weniger da als man erwartete: sein Heinrich VIII. (Gallerie Warwick) und sein Bischof Stokes von London (Gallerie der Königin); in der Porträtsammlung sonst noch 6 Stück. Von unserm Dürer nur 1 Stück: Bildniß seines Vater (im Besitz des Herzogs von Northumberland); von Memling 8 Bilder (einige davon im Besitze des Prinzen Albert und des Geistlichen Herrn Heath); von van Eyk jene Anbetung des Lammes in alter Copie, deren Original in Tafeln bekanntlich theils in Gent, theils in Berlin ist. Von Quintin Messys lieferte Windsorcastle: die Geizigen. Sonst hat Dresden bessere Niederländer. Von Adrian Ostade findet sich nicht viel, dagegen von Isaak Ostade in seltener Menge 4 große Bilder. Unter den 11 Wouwermann ist der berühmte coup de pistolet (Gallerie der Königin), ein großes Reitergefecht (Graf Ellesmere). Die drei Dujardin bezeichnet man als Seltenheiten. Van de Velde ist unter andern mit seinen zwei umfangreichsten Werken vertreten: Jacobs Auszug (Gallerie Fesch, jetzt Hertford) und Fähre mit der heiligen Familie (Perkins). Von Berchem zählt man 6 Bilder auf, von Cuyp, sehr verbreitet in England, doch nur 10, darunter Nymwegen im Morgenlicht (Herzog v. Bedford) und Landschaft in glühendem Abendlicht (Perkins). Von Ruysdael sind 21 ausgestellt, von Hobbema 8, darunter das Bildniß des Lord Hatherton, für das der Maler ein Gebot von 5000 Pf. Sterl. ausschlug (Hertford, aus der niederländischen Gallerie). Dieselbe Gallerie lieferte auch unter den Franzosen die besten Vertreter, namentlich Bilder von Greuze, Claude, Nicolaus Poussin (Tag der Jahreszeiten). Gaspar Poussin ist weniger vorhanden als man gehofft hatte.

Unter Italienern finden wir aufgezählt 3 Fiesole, namentlich das berühmte jüngste Gericht (Lord Ward, früher Cardinal Fesch). Die Umbrische Schule ist durch einen Perugino aus seiner frühern Zeit (Madonna auf dem Thron mit zwei Heiligen) vertreten. Raffael ist zu Manchester in 6 ächten verbürgten Bildern vor-

handen, jedoch nur aus seiner frühesten Zeit in Perugia bis zum Ende seiner zweiten Periode in Florenz, das älteste vom Jahre 1500, ein Christus am Kreuze mit Maria und Joseph (Gallerie Fesch, jetzt Lord Ward), ein Christus am Oelberg (Maitland), drei Grazien (Ward), eine Madonna mit dem Bambino (Lord Cowper) vom Jahre 1508 (während Raffael erst 1520 starb). Von del Piombo, Raffaello's Nebenbuhler, hat Herr Baring eine heilige Familie ausgestellt. Zwei heilige Familien von Bartolomeo und del Sarto sind aus dem Besitze Lord Cowpers und des Marquis Hertford. Von Michelangelo bietet Manchester eine Madonna mit Kind, kleinem Joseph und vier Jünglingsengeln, welche Herr Labouchère, der Minister der Colonien, vor mehreren Jahren als einen Ghirlandajo kaufte, Rumohr und Waagen in Berlin aber für einen Raffael erkannten. Die Venezianische Schule liefert in Manchester einen Christus am Oelberg von Giambellini (im Besitz des Herrn Davenport), eine Tochter der Herodias von Giorgione (Baring), von Tizian eine Entführung der Europa (aus der Gallerie Orleans, jetzt Eigenthum des Herrn Darnley), eine Entführung der Proserpina, eine Magdalena, ein Bildniß des Allessandro Medici von Florenz (im Besitze der Königin). Aus der Schule von Padua finden wir angekündigt 3 Mantegna's, eine Judith (Graf Pembroke), einen Christus am Oelberg (Baring) und den Triumph des Scipio (Vivian); von Leonardo da Vinci Studien zu seinem Marienkopf.

Unter den Spaniern 20 ächte Velasquez (24 angebliche), darunter eine Venus, drei Kinder König Philipps IV. (Hertford), das Bildniß des Olivarez (Lord Elgin). Von Murillo angeblich 30 Stücke, eine Maria in Glorie, nach Waagens Urtheil so meisterhaft in Silberton durchgeführt, wie in Goldton das berühmte Bild im Louvre aus der Sammlung Soult; ferner eine Anbetung der Hirten, den heiligen Thomas von Villanueva, Almosen ertheilend (Hertford), eine Maria mit dem Kinde; von seiner realistischen Richtung eine Flucht nach Aegypten, eine Frau mit dem trinkenden Kinde im Arme, Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, und zwei treffliche Exemplare seines eignen Porträts. — Im Ganzen zählt man 1000 Bilder aus älteren Schulen, 664 englische. Die Zahl der ausgelegten Zeichnungen beläuft sich auf 200. Die Sculptur ist weniger ansehnlich vertreten; unter den 61 Marmorbildern ist ein Paris von Canova. Die kriegerischen Rüstungen aus der Zeit von König Johann bis auf Karl II. sind von historischem Werth.

Die Besitzer und Kunstliebhaber der drei Königreiche brachten 75,000 Pf. Sterl. zur Erbauung des Gebäudes von Glas und Eisen, zum Transport, zur Aufstellung und Beaufsichtigung zusammen. 700 Fuß ist das Haus lang, 200 Fuß breit, 65 Fuß hoch. Die Beleuchtung kommt von oben. Jede halbe Stunde geht von der Mitte Manchesters ein Eisenbahnzug ab, der in fünf Minuten diesen Palast der Exhibition of Art-treasures erreicht.

Der Bazar in Konstantinopel.

-s-. Will man den großen Bazar in Konstantinopel durchwandern, so kann man den ganzen Tag und sogar mehrere auf- und absteigen, von einer Straße in die andere gehen, tausend Umwege machen, ohne sich wieder zurechtzufinden. Er ist gleichsam eine Stadt im Kleinen. Das Dach ist hoch wie bei unseren dreistöckigen Häusern und ein schwaches, den Kaufleuten so günstiges Licht dringt durch ein Fenster, das nur der Regen wäscht, herein. In diesem Bazar stundenlang umherzuwandern gewährt ein unerschöpfliches Vergnügen. Man kommt nicht rasch vorwärts, denn die Gänge sind so voll wie bei uns die Seitengänge einer Kirche, wenn die Predigt zu Ende ist. Bald sind es türkische Damen, bis zu den Augen in Gewänder gehüllt, in gelben Pantoffeln dahergleitend, bald eine Sklavin mit einem Kinde, bald ein bis an die Zähne bewaffneter Kervas, der einem Würdenträger, dem er vorausschreitet, Platz macht. Mitten in dieser Menge Leute aller Art ist die beste Partie, die man ergreifen kann, die Arme zu kreuzen und sich wie ein Ball hier- und dorthin schleudern zu lassen! — Die Läden haben sechs Fuß Breite und vier Fuß Tiefe. Der Eigenthümer oder Inhaber sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Zahltisch und zeigt den Käufern von hier aus Alles, ohne seinen Platz zu verlassen. Dieser Tisch ist eine breite Bank mit zwei Füßen, welche die ganze Länge der Straße vor den Läden hinläuft, die nur durch dünne Scheidewände von einander getrennt sind. Der Käufer setzt sich ebenfalls auf den Tisch, um vor der Menge geschützt zu sein, und der Kaufmann breitet seine Waaren auf seinen Knieen aus, ohne den Mund aufzuthun, außer um vielleicht den Preis zu nennen. Fügt er noch die Worte buono oder kalo hinzu, die einzigen Worte, welche ein wahrer Muselmann von allen occidentalischen Sprachen kennt, so wird er von seinen Nachbarn wie ein Wunder betrachtet. Zuweilen gleitet der Kaufmann, während man die zu kaufenden Gegenstände besieht, plötzlich durch ein Loch in die Nische, die ihm als Schlafzimmer dient; dann verrichtet er seine Abwaschungen, und hat er diese beendet, so breitet er stillschweigend seinen geheiligten Teppich in der Richtung nach Mekka aus, wirft sich zur Erde und murmelt seine Gebete her, ohne sich um die Gegenwart des Käufers, noch der Vorübergehenden zu bekümmern. Nichts würde ihn abhalten, seine religiösen Pflichten zu erfüllen. Ein Muselmann würde, selbst wenn er vor der Pest flöhe, Zeit finden, fünfmal täglich seine Gebete herzusagen. — Mitten im Bazar ist der sogenannte Becestein. Man steigt von vier verschiedenen Seiten hierher herunter, indem man massive Thüren passirt, die sich nur von sieben Uhr Morgens bis Mittag öffnen; da ist das Herz von Konstantinopel, die Seele und die Citadelle des Islamismus. Hier verkauft man nur Waffen und sehr werthvolle Gegenstände. Das Dach ist sehr hoch und das Licht noch schwächer wie in den anderen Bazars. Die Kaufleute, welche hier ihre Läden haben, genießen eines außerordentlich guten Rufes. Ueberall fallen hier Damascener Säbel mit von Edelsteinen besetzten Griffen und reichen Scheiden in die Augen, glänzende Dolche, Flinten, mit Gold und Silber besetzt, und wenn man mit den Augen die ungeheuere, finstere Gallerie durchläuft, so entdeckt man eine lange Reihe ehrwürdiger, grauer Bärte, die unter den Turbanen hervorquellen, Türken nach dem alten Regime, die sich den Neuerungen nicht unterwerfen wollten, und die die alten orientalischen Costüme nicht verlassen haben. Hier sind die Opiumesser, die selbst im Schlafe rauchen und keinen Tropfen Wein trinken, würde er ihnen auch von Houris kredenzt. Hier findet man die Fatalisten, die nicht einen Zoll breit sich bewegen würden, um einem Bürger aus dem Wege zu gehen, und die ebenso überzeugt von den Wundern des Grabes Mahomeds als von der Länge ihrer Pfeife, oder ihrer Sorte Schiraz-Tabak sind. —

Ein neuer Roman von H. C. Andersen.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

H. C. Andersen, Sein oder nicht sein. Roman. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Vorstehendes Werk erschien in zwei Ausgaben, die sich in Format und Ausstattung ganz den früher erschienenen anschließen:

1) In drei Bänden u. d. Titel: Andersen, Gesammelte Werke 39.—41. Band.
2) In einem Band u. d. Titel: Andersen, Sämmtliche Werke 9. Band (Compresser Druck).

Jede Ausgabe in kl. 8. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. (Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.)

Nach langem Schweigen auf dem Felde des Romans schuf hier der beliebte Dichter des „Improvisator," „Nur ein Geiger, „O. Z." u. s. w. ein höchst originelles Seelengemälde. Wir halten es hier überflüssig, uns in dem Anpreisen eines Dichters wie Andersen zu ergehen und heben nur hervor, daß wir mit dem Helden dieses Romans die bedeutendsten Phasen der Entwickelung des menschlichen Geistes und Gemüths durchwandern. Die Art und Weise wie Andersen uns hier den innern Menschen aufschließt, ist nicht minder eigenthümlich anregend und spannend, als die Zeichnung der edlen, gemüthlichen oder komischen Charaktere, die er um die Hauptperson seiner Dichtung gruppirt hat.

Westslawischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken in ihren Märchen, Sagen, Geschichten, Volksgesängen und Sprüchwörtern. Herausgegeben von Joseph Wenzig. 21 Bgn. 8. Mit Melodien. (Erscheint im Juli bei Carl B. Lorck in Leipzig. Preis 1 Thlr.)

Die Böhmen, Mähren und Slowaken gehören, wenn auch in ihrer Geschichte geschieden, einem und demselben, dem cechoslawischen, Sprachstamme an und bilden einen, sieben Millionen starken Theil der Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates. Es soll dies Buch ein Charakterbild dieser Stämme abgeben und dazu dienen, einen Blick in das innere und äußere Leben der Cechoslawen zu erschließen. Wenn die Sammlung auch dem wissenschaftlichen Forscher in mancher Beziehung brauchbaren Stoff bieten wird, so ist es doch nicht die Absicht gewesen eine gelehrte Arbeit zu liefern, sondern dem gebildeten Publicum einen ästhetischen dabei aber zugleich lehrreichen Genuß zu verschaffen. Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Märchen, Sagen und Geschichten, die zweite Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter umfaßt. Mehreren der Volkslieder sind die Melodien beigegeben.

Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Von Christian Carl Josias Bunsen. In sechs Büchern. Erster Theil. Erstes und zweites Buch. 8. Geh. 3 Thlr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Ein neues höchst wichtiges Werk des berühmten Verfassers der „Zeichen der Zeit," wie die meisten Schriften desselben nicht für abgeschlossene Gelehrtenkreise, sondern für die weitesten Kreise, die „Gemeinde" bestimmt.

Das Klosterleben Karls V. Von William H. Prescott. Aus dem Englischen von Julius Seybt. Preis 10 Ngr. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.)

Die Abdankung Karls V. noch in voller Manneskraft und auf dem Höhepunkt seiner Macht, war den meisten seiner Zeitgenossen schon ein Räthsel, zu dessen Aufklärung auch die Geschichte bis vor kurzem wenig beigetragen hat. Im Gegentheil hat sie sich eher bemüht, die Wahrheit mit romantischer Zuthat zu verdunkeln. Erst in der neuesten Zeit hat die historische Kritik angefangen, die Phantasiegebilde durch wahrheitsgetreue Darstellungen zu ersetzen. Eine solche legen wir den Lesern in der kleinen vortrefflichen Arbeit des berühmten Geschichtschreibers Ferdinands und Isabellens, Philipps II. und der Eroberung von Mexico und Peru vor. Er giebt ein getreues zugleich pittoreskes Bild des auch noch in dem Kloster sich mit der Leitung der Geschicke der Welt befassenden, keineswegs sich nur Kasteiungen und ascetischen Uebungen hingebenden Kaisers.

Das Buch bildet zugleich Band 25 von: „Lorck's Eisenbahnbüchern, Conversations- und Reisebibliothek."

Central-Amerika insbesondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree. 20½ Bogen. Preis 1 Thlr. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.)

Inhalt: I. Central-Amerika. 1. Geographische und topographische Gestaltung von Central-Amerika und ihr Einfluß auf die Bevölkerung. 2. Betrachtungen über das Klima von Central-Amerika. 3. Die Bevölkerung von Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. II. Honduras. Entdeckung. Grenzen. Allgemeiner Ueberblick. Topographie. 5. Ströme, Seen und Lagunen. 6. Buchten, Häfen und Ankerstellen. 7. Die Inseln vor der Küste von Honduras. 8. Politische Eintheilung von Honduras. Die Departements Camayagua, Gracias, Cholutera, Teguçigalpa, Olancho, Yoro und Santa Barbara. 9. Naturansichten von Honduras. 10. Minaralreichthum und Bergbau. 11. Erzeugnisse des Pflanzenreiches und Thierreiches. 12. Die indianischen Einwohner von Honduras. Die Xicaques, Payas, Sambos und Caraiben. 13. Politische Verhältnisse. Verfassung. Kirchliche Zustände. Erziehung. Industrie. Einkünfte. Aussichten für die Zukunft. III. San Salvador. 14. Lage. Gebirge. Ströme und Seen. Hafenplätze. Mineralreichthum. Kohlen. Vulcane. Politische Verhältnisse. 15. Die Ureinwohner von San Salvador. 16. Neu-Segovia, Chontales und die Moskitoküste. 17. Die Inseln in der Bay von Honduras und die englische Politik in Central-Amerika. 18. Eine interoceanische Eisenbahn von Honduras.

Central-Amerika ist eines der wichtigsten Passageländer der Erde, die große Heerstraße zwischen den beiden Weltmeeren. Damit ist seine Bedeutung für den Verkehr bezeichnet. Es ist aber auch eine der gesegnetsten Regionen des Erdballs, und wunderbar reich an Naturschönheiten; es wird von keinem andern tropischen Lande an Fruchtbarkeit übertroffen, und ist gegenwärtig auch der Schauplatz auf welchem die unermüdlichen Nord-Amerikaner eine große Thätigkeit entfalten. Squier schildert gerade solche Theile Central-Amerika's, die seither noch wenig bekannt waren, und welche dem Leser viel Neues bieten. Die Zeit ist gekommen, in welcher frisches Leben auch in diesen an tropischen Erzeugnissen wie an edlen Metallen so ergiebigen Ländern geweckt wird. Auch dieses Werk hat ein unmittelbares Interesse für Alle, welche insbesondere wissen wollen, um was es eigentlich bei den Zerwürfnissen zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sich handelt. Der Verfasser läßt auf diese, wie auf die centralamerikanischen Verhältnisse ganz neue Streiflichter fallen, und bereichert die Kunde über das schöne und doch im Allgemeinen so wenig gekannte Land ungemein. Die Einleitung des Herausgebers charakterisirt die Geschichte der centralamerikanischen Republiken bis auf die Gegenwart.

Aus den Annalen der Englischen Aristokratie. Nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von Julius Seybt. Preis 10 Ngr. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.)

Eine Reihe interessanter Criminalgeschichten und geheimnißvoller Vorfälle aus der Geschichte des hohen englischen Adels. Es ist dies die Nachtseite zu dem Bilde der Elite einer Nation, die selbst in ihren Auswüchsen und Verbrechen noch die Energie zeigt, welche sie in löblichen Dingen zu so Großem geführt hat.

Inhalt. I. Mure von Auchindrane. II. Lord Stairs Brautwerbung. III. Die geheimnißvolle Dame. IV. Ein Lord als weißer Sklave. V. Die Entführung der Miß King. VI. Das Räthsel von Littlecot. VII. Irländische Gastlichkeit. VIII. Lord Mohun. IX. Die Herzogin von Kingston. X. Thynne von Longleate.

Das Buch bildet zugleich Band 26 von: „Lorck's Eisenbahnbüchern, Conversations- und Reisebibliothek."

Fester Grund. Dichtungen von Julius Hammer. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, die sich an seine frühern Dichtungen eng anschließt und namentlich als ein zweiter Theil von „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden kann, sodaß sie den zahlreichen Freunden dieser soeben bereits in sechster Auflage erschienenen Dichtungen, die mit vollem Recht Leopold Schefers „Laienbrevier" und Rückerts „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt werden, gewiß willkommen sein wird.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 29. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [18. Juli.

Inhalt.

Diesseits und Jenseits des Sundes.

Das Vorgebirge Kullen, welches, nordöstlich vom Sunde, aus der schwedischen Provinz Schonen in das Kattegat hinausragt, war das Ziel unseres Ausflugs.

Wir begaben uns in Kiel an Bord des Dampfschiffs „Jütland," das uns auf seinem breiten Rücken aus der schönen Bucht hinaus, zwischen den Inseln Langeland und Laaland hindurch, nach Korsör, an die Küste des Großen Belt trug. Es war eine kurze, neun Stunden dauernde Seefahrt. Die Sterne versagten ihren Dienst, denn obgleich sie noch schimmerten, als wir in den Salon zum Abendessen hinabstiegen, so fanden wir sie doch schon vor zehn Uhr von düstern Wolken verdeckt. Alles flüchtete in die Kojen und bei Tagesanbruch weckte mich das Geräusch eines auf das Deck niederfallenden Platzregens, der auch bei unserer Landung in Korsör und während der ganzen Eisenbahnfahrt von da nach Kopenhagen, so beharrlich fortdauerte, daß wir auf den beabsichtigten Aufenthalt in dem an der Bahn liegenden Roeskilde mit seinen berühmten Königsgräbern verzichten mußten.

Alles was wir auf dem weiten Wege nach Kopenhagen und bei der Einfahrt in diese Hauptstadt sahen oder zu sehen meinten, erschien uns durch den dichten Regenschleier bei dem naheliegenden Vergleiche mit dem kurz vorher im schönsten Sonnenglanze verlassenen Hamburg, so reizlos, daß unsere Reisegesellschaft sehr entmuthigt im Hôtel royal am Gamelstrande, dem Schlosse Christiansburg gegenüber, anlangte. Unter stetem Regen benutzte ich den Rest dieses Tages zu Visiten, bei welchen ich die sehr erfreuliche Beobachtung machte, daß mein rathgebender Freund in der Heimath nicht recht gehabt hatte, als er im Allgemeinen sagte: Dänemark ist angenehm, aber nicht die Dänen! Der Wahrheit zur Ehre bekenne ich, daß ich an diesem Tage und dann fortwährend die Dänen, mit welchen ich geflissentlich in Berührung zu kommen suchte, sehr liebenswürdig gefunden habe. Selbst bei Personen, an die ich nicht empfohlen war, sondern bei welchen ich mich, nur gestützt auf ziemlich entfernte Beziehungen, einführte, fand ich die freundlichste Aufnahme, auf welche in manchen anderen, sogar deutschen Ländern, unter ähnlichen Verhältnissen, kaum zu rechnen sein dürfte. Empfindsam und romantisch ist der Nordländer und also auch der Däne nicht; er ist offen, klar und verständig, in den höheren Sphären ruhig höflich, in den niederen Ständen, deren Hülfe ich auf der Straße deutsch oder englisch durch Bitte um Auskunft mehrfach in Anspruch nahm, sehr gefällig. Von Miethkutschern und anderen dienstbaren Leuten wird man in der Regel nicht überfordert und eigentliche Prellerei ist mir auf dänischem Gebiete während der Fortsetzung dieser Reise nicht vorgekommen.

Am nächsten Morgen wölbte sich ein so reiner, azurblauer Himmel über der gegenüberliegenden Christiansburg und über dem ganzen, nun heiter erscheinenden Kopenhagen, daß wir beschlossen, dies zur Ausfahrt in die nächsten Umgebungen zu benutzen. Wir verließen jedoch die Stadt nicht ohne „Unserer Frauen Kirche," die Hauptkirche Kopenhagens, in Augenschein genommen zu haben.

Nach mehrmaliger Zerstörung durch Feuersbrunst wurde auch die, bis 1807 auf derselben Stelle gestandene Kirche, bei dem im genannten Jahre stattgefundenen berüchtigten Bombardement der Engländer, welchem der damalige hohe Kirchthurm zum Hauptzielpunkte der mörderischen Geschütze diente, gänzlich zerstört. Der in einem etwas schwerfälligen Style ausgeführte Bau der jetzigen Kirche ist 1829 vollendet worden. Das Innere der Kirche, dem eine wahrhaft architektonische Schönheit ebenfalls mangelt, ist dagegen herrlich ausgeschmückt durch Thorwaldsen. An dem Giebelfelde befindet sich in terra cotta: „Johannes der Täufer in der Wüste predigend;" über dem Eingange, innerhalb des Portals, ein Basrelief: „Christi Einzug in Jerusalem." Beim Eintritte begegnet dem erstaunten Blicke das, im Rücken des Altars stehende kolossale Marmorbild des Heilandes. Durch die Aufstellung dieser herrlichen Statue in einer Nische leidet zwar der Effect etwas, er bleibt aber dennoch überwältigend. In der Mitte der, durch

ein niederes Bronzegitter von der Kirche getrennten Altarstätte befindet sich, als Taufstein, der ebenfalls aus polirtem Marmor gefertigte, von Thorwaldsen selbst gänzlich vollendete, berühmte knieende, eine Concha als Taufbecken in den Armen haltende „Taufengel“ — ein keusches, poetisches, unübertrefflich schönes Bildwerk. Das erste aus der Riesenmuschel getaufte Kind war ein Sohn des Professor Bissen, des bekannten Schülers von Thorwaldsen; der große Meister vertrat dabei selbst, im Beisein des verstorbenen Königs und der Königin, die Pathenstelle. Beide Seiten der Kirche sind mit den vom Altarplatze bis zum Eingange in gleichmäßigen Entfernungen frei aufgestellten Marmorstatuen der zwölf Apostel geschmückt. Auch für diese hatte der Architekt Nischen bereitet; aber Thorwaldsen, damit keineswegs einverstanden, entzog seine Apostel diesen „Kerkern,“ indem er sie so groß formte, daß sie darin nicht Platz fanden; der Baumeister wurde genöthigt, seine zwölf Nischen zumauern zu lassen. Das Christusbild, ursprünglich für die Schloßkirche bestimmt, wurde auch der Frauenkirche überlassen. Drei Basreliefs: im Friese des Halbcirkels über dem Altare „unsers Heilands Weg nach Golgatha“ und in den Beichthallen „Christi Taufe“ und „das Abendmahl“ sind von schöner Wirkung, die letztern besonders vermöge der günstigen Seitenbeleuchtung, die leider in der Kirche selbst ganz mangelt. Ergriffen von dem mächtigen Eindruck der unvergänglichen Werke des großen Meisters, verließen wir die Kirche und fuhren zunächst nach Frederiksberg, einem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen, mit einem schönen Parke umgebenen, im spätern italienischen Styl gebauten Palaste, der nunmehr aus dem Privateigenthum der Krone in den Besitz des Staates übergegangen ist und zu gemeinnützigen Zwecken, theilweise als Hospital für Augenkranke, benutzt wird. Von der Terrasse vor dem Schlosse genießt man über Stadt und Hafen einen schönen Blick, welcher von der Plattform auf dem Dache des Schlosses natürlich noch umfassender und besonders bei Abendbeleuchtung sehr befriedigend sein mag; da unser Führer aber versicherte, daß vom Thurme der Kirche unseres Erlösers die Aussicht nach viel belohnender sei, so eilten wir wieder durch Kopenhagen in die „Christianshavn“ genannte, auf der Insel Amak liegende Vorstadt, in deren Mitte die genannte Kirche sich befindet. Der Küster, ein überaus freundlicher und gebildeter Mann, führte uns sogleich nach dem Thurme, an dessen Fuße die kolossalen Statuen der vier Evangelisten angebracht sind. Darüber ist eine Gallerie, von der man auf einer, außerhalb des Thurmes laufenden, aber mit einem gegen Schwindel sichernden Geländer versehenen Spiraltreppe ganz bequem zu der 300 Fuß hohen Thurmspitze emporsteigt, die mit einer aus Kupfer getriebenen Kugel schließt, worauf die ebenfalls kupferne, 10 Fuß hohe Bildsäule des Erlösers steht. Während des Aufsteigens genießt man, in steter Abwechslung der Himmelsgegenden, die entzückende Aussicht über die Hauptstadt, ihre Vorstädte und Festungswerke, über Länder, Meere und Häfen. Da sieht man den Küchengarten Kopenhagens: die Insel Amak, einen großen Theil von Seeland, einen langen Streif der schwedischen Sundküste, Tycho Brahe's Insel Hveen, mit den vielen, auf diesen Landstrecken liegenden Städten, Festungen, Schlössern, Flecken und Dörfern. Von Meeren erblickt das Auge: die Kopenhagener Bucht, den Kalleboestrand, nach Süden die Ostsee, nach Norden den Sund und, als leichten Streif am nördlichen Horizonte, das Kattegat. Die unermeßliche Wasserfläche war an jenem wundervollen Morgen, nach eben erst mit Nordostwind wieder eingetretenem schönen Wetter, ungewöhnlich belebt durch hunderte von Schiffen aller Art: Kriegsschiffe, Kauffahrer jeder Größe, Dampfer, Massen von Evern, Böten und Jollen, die theils vor Anker oder in Ruhe lagen, theils über die im Sonnenscheine glänzenden und flimmernden Wellen schaukelnd dahin glitten. Dieser Anblick allein lohnt eine Reise nach Kjöbenhavn. So ist der Name der Stadt. In den ältesten Chroniken und Documenten ward der Ort nur „Havn“ (Hafen) genannt; als der Verkehr wuchs und vorzüglich Kauffahrteischiffe in großer Zahl hier einliefen, nannte man ihn „Kiöbmändshavn“ (Kaufmannshafen), endlich aber zur Abkürzung: Kiöbenhavn, welcher Name jetzt das Bürgerrecht erlangt hat. Die Bewohner von Island sagen noch: Kaupmännahafn, während lateinisch von jeher Hafnia geschrieben wird. In der Poesie begegnet man dem Namen „Axelstad.“ Axel Hvide, Absalon Bischof von Roeskilde, später Erzbischof von Lund, baute 1168 auf der Stelle der jetzigen Christiansburg, um die Seeräuber in Respect zu erhalten, ein Schloß, nach seinem Tode „Axelhuus“ genannt. Als Stadt datirt Kopenhagen vom 13. Jahrhundert; zur Hauptstadt wurde es 1443 erhoben, als Christoph von Bayern seine Residenz darin aufschlug.

Wir wandern nun nach der Börse, einem von Christian IV. errichteten, interessanten Gebäude. Den Haupteingang zieren, zwischen vier Säulen von italienischem Marmor, die Statuen des Mercur und Neptun; über dem 176 Fuß hohen Bleidache erhebt sich ein wunderbar aus vier Drachenleibern geformter Thurm. Auf einer Erdkugel ruhen, nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, die Häupter und Tatzen der vier Ungeheuer, während ihre aufwärtsstrebenden Schlangenkörper sich zur Gestaltung des Thurmes zusammenringeln und auf ihren Schweifenden drei Kugeln mit abermals drei Kronen tragen, aus welchen die Thurmfahne emporragt. Auf die Besichtigung des Innern mußten wir verzichten, da wir, um das gute Wetter zu benutzen, die Zeit zur Fahrt nach dem fast zwei Meilen entfernten Thiergarten zu sparen hatten. Der Weg führt, an der Citadelle vorüber zwischen der Küste und Gärten mit Villen, Landhäusern, kleinen Waldstrecken und Wiesen, zunächst nach Charlottenlund, dem Lustschlosse des Landgrafen von Hessen, dann weiter neben einem üppigen Walde, der gleich dem Wiener Prater mehrere Vergnügungsorte der Kopenhagener umschließt. Auf einem großen freien Platze findet daselbst im Juni ein Volksfest statt, ursprünglich zur Erinnerung an eine junge Bäuerin, Kirsten Piil, die in grauer Vorzeit hier eine Heilquelle entdeckte. Lahme, Krüppel und Aussätzige wallfahren nicht mehr zur Quelle, wohl aber wird der Ort aus Stadt und Land von Vergnügungslustigen in großer Zahl besucht, die besonders während der Johannisnacht, die unter dieser Breite beinahe tageshell ist, in Scherz und Jubel den Wald durchschwärmen.

Hier liegt auch die Badeanstalt Klampenborg. Von den zur Aufnahme von Badegästen eingerichteten saubern Häusern führen Stege zu den Badekarren in die See, und auf einer hinter dem Dorfe Skovshoved rasch ansteigenden Terrasse befindet sich der Salon. Seit 1845 ist hier auch eine hydropathische Anstalt errichtet. Obgleich ursprünglich nur für Leidende bestimmt, hat der Reiz der Lage und die Gelegenheit zur Unterhaltung Klampenborg zum Lieblingsaufenthalte wohlhabender Familien aus Kopenhagen und dem Innern Seelands erhoben und bei der reinen erquickenden Luft kann es nicht leicht einen zur Villegiatur günstiger gelegenen Ort geben.

Im Thiergarten fuhren wir auf einem der schönen Wege durch den prachtvollen Buchenwald nach dem Jagdschlosse „Eremitage," auf einer ansehnlichen Höhe 1736 von Christian VI. erbaut. Schon bis dahin ließen sich einzelne Wildgruppen erblicken, aber auf der großen Wiese oder eigentlich Lehde, einer sehr großen Fläche wüst liegenden Landes, auf dessen höchster Stelle jenes Schloß steht, weideten viele hunderte von Hirschen und Rehen, nicht nur wie zahmes Vieh, sondern sogar zwischen friedlichen Ochsen, Kühen und Ziegen. Als wir, um uns der von der Schloßhöhe gebotenen weiten Aussicht auf Land und Meer zu erfreuen, aus dem Wagen stiegen, unterschied sich das Wild von seinen zahmen Kameraden nur durch ein etwas scheueres Zurückweichen; erst durch Erhebung starken Geräusches brachten wir ein Rudel von mehr als hundert Hirschen und Rehen in schnellerem Trabe zur Flucht.

Der Rückweg führte an der andern Seite durch einen frei mit Unterholz, mit wahrhaft majestätischen Buchen und Eichen bestandenen Hochwald, zu dem außerhalb des westlichen Thores dieses großartigen Thiergartens liegenden Gasthause Fortuna, von dessen Höhe sich abermals, über tiefer liegende Waldungen und liebliche Dörfer hinweg, eine schöne Aussicht nach dem südlichen Sunde und Kopenhagen eröffnet. Von hier aus kann man nach der Hauptstadt auf verschiedenen anmuthigen Wegen gelangen, von welchen uns besonders der über Frederiksdal am Furesee empfohlen wurde; die sinkende Sonne mahnte aber zur Rückkehr auf dem kürzesten Wege über Jägersburg und Bernstorff, einst Residenz des bekannten Ministers dieses Namens, — und zwar um so mehr da wir am Abende noch Tivoli in Augenschein nehmen wollten, wo ein großes Fest und Feuerwerk angekündigt war. Dies großartige Etablissement ist 1843 von Georg Carstensen, dessen Name auch später unter den Unternehmern des Ausstellungsgebäudes zu Neuyork figurirte, im Auftrage einer Actiengesellschaft, begründet und seitdem vergrößert. Concerte werden darin von einem trefflichen Orchester unter Leitung des bekannten Lumbye in einer besonderen Halle gegeben; Ballette und Pantomimen auf einem offenen Theater aufgeführt; auf einer großen Plattform produciren sich gymnastische Künstler; in einem Circus ist Raum für die höhere Reitkunst und die natürliche Magie 2c.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, wie sehr ich, bei dem oftmaligen Hin- und Herwogen der Zuschauermassen zwischen der Concerthalle, dem Theater und den übrigen Schaustellungen, von der Ordnung und dem Anstande überrascht worden bin, welche sich, ohne irgend eine polizeiliche Ueberwachung, in dieser doch jedenfalls sehr gemischten Gesellschaft kundgaben. Das Vertrauen auf die Beobachtung des größten Anstandes sprach sich gleich durch den Umstand aus, daß ehrbare Frauen, Mütter und Wärterinnen mit Kindern ohne Begleitung von Männern in dieser Menschenmenge sich ohne alle Scheu bewegten, bis zum Feuerwerke zwischen zehn und elf Uhr aushielten und dann ohne Besorgniß ihren Heimweg antraten. Diese Beweise sittlicher Haltung in einer Haupt- und Hafenstadt nahm ich mit Vergnügen auf, dagegen aber auch mit Leidwesen den Mangel an Gasbeleuchtung, der mir, nach meinem Austritte aus dem labyrinthischen Tivoli, sehr unangenehm auffiel. Da alle Droschken genommen waren, so tappte ich im Menschengewühle mit wahrer Angst über die Zugbrücke durch das von einer einzigen Oellaterne mangelhaft beleuchtete, langgewölbte Festungsthor bis zur Frederiksborgstraße. Damit war jedoch meine Gelehrsamkeit zu Ende und es blieb mir abermals nichts übrig, als mein Vertrauen zur dänischen Humanität. Ein hochgewachsener Mann antwortete auf meine deutsch und englisch formulirte Sprachforschung, daß er etwas Deutsch rede, und machte mir auf meine Bitte, mir die Richtung nach dem Hôtel royal anzudeuten, das höchst freundliche Anerbieten, mich bis dahin zu begleiten. Da in dem bald angeknüpften Gespräche meine Absicht hervorgetreten war, meinen Fuß auf schwedischen Boden zu setzen, so entwickelte mein gütiger Führer in schnellen Umrissen sehr geistreich die große Verschiedenheit, die zwischen Dänemark und Schweden, trotz der nahen Verwandtschaft, in Landesart, Volkscharakter und Sitten stattfinde, — eine Verschiedenheit, die früher sogar Abneigung hervorgerufen habe, welche jedoch in neuerer Zeit, im Gefühle des Bedürfnisses gegenseitiger Kräftigung, dem Wunsche einer skandinavischen Union gewichen sei. Leider endete die Ankunft vor meinem Hotel plötzlich das Gespräch mit meinem freundlichen Begleiter, der sich schnell meiner Dankbarkeit entzog und im ägyptischen Dunkel verschwand. Dieser für ein verwöhntes Auge höchst empfindliche Mangel guter Straßenbeleuchtung wird, wie ich später erfahren habe, durch eine bereits im Bau begriffene Gasbereitungsanstalt bald gehoben werden.

Ebenso heiter beleuchtete am folgenden Morgen die Sonne mit ihrem Glanze um acht Uhr unseren Weg zu dem uns gegenüber, dicht neben der Christiansburg liegenden Museum Thorwaldsens, welches aus einem durch städtische Mittel und freiwillige Beiträge gebildeten Fonds, nach dem vom Architekten Bindesböll, unter Zustimmung des großen Bildhauers entworfenen Plane gebaut, 1839 begonnen, wegen verschiedener Hindernisse aber erst 1846 vollendet wurde. Das in ägyptischem Style 230 Fuß lang, 125 breit, 46 hoch errichtete Gebäude besteht aus einem erhöhten Erdgeschosse und einem Stockwerke, und ist zugleich Museum und Mausoleum des großen Künstlers. Am 6. September 1848 wurde der Sarg mit seinen irdischen Resten in die unter der Mitte des Hofes erbaute Gruft versenkt; in derselben befindet sich ein Kranz von schwarzem Marmor mit dem Sterbejahre 1844; über dem Steine welcher die Gruft deckt, grünt Epheu. Die Bestimmung des Gebäudes zum Grabmale ist auch dem Aeußern aufgeprägt; nicht allein die Architektur ist den alten griechischen und etrurischen

Mausoleen entlehnt, sondern auch die Decoration, besonders die der Mauern, welche Thorwaldsens Gruft umgeben, erinnert an die Ornamente der alten Grabmäler. An den äußern Mauern des Gebäudes sieht man an einer Seite die Darstellung des Empfanges, welcher dem Meister bei seiner Landung zu Kopenhagen, nach einer Abwesenheit von achtzehn Jahren, am 17. September 1838 zutheil wurde, und an der andern Seite die Ausschiffung der Statuen und übrigen Kunstgegenstände, sowie den Transport derselben in das Museum. Als Zeichen des über alle Hindernisse siegreichen Genius des Meisters befindet sich über der Hauptfaçade auf dem Giebel des Gebäudes eine kolossale Victoria von Bronze, die das Viergespann ihres Triumphwagens anhält. Die Figur der Göttin ist nach einer von Thorwaldsen hinterlassenen Skizze, eines der Pferde nach einem von ihm geformten Modelle gefertigt, die drei übrigen aber und die Vollendung der Gruppe sind das Werk Bissens; der Guß ist von Dahlhoff. Der bereits erwähnte Hof im Innern des Gebäudes ist mit Gallerien umgeben, aus welchen man in die an den langen Seiten angebrachten Cabinette gelangt; die schmahle Vorderseite enthält den großen Saal, in dem die Kolosse aufgestellt sind; gegenüber befindet sich der Christussaal, mit den Modellen des Heilands und der Apostel für die Frauenkirche. Der Taufengel kniet an der großen Thüre am Hofe, von dem aus ein überraschender Blick in diesen geweihten Raum geboten ist. Im Erdgeschosse sind die Hauptwerke, meistens Modelle, aufgestellt, zum Theil aber auch Marmorausführungen; im obern Stockwerke westlich die kleineren Statuen, Büsten und Reliefs, und östlich die Verlassenschaft des Meisters. Unser Eintritt in das Museum fand an einem, dem Publicum nicht bestimmten Tage statt; wir genossen durch das Vertrauen des Castellans das Glück, uns in den weiten Hallen, nicht nur ohne Gesellschaft, sondern auch ohne Aufsicht, ergehen zu dürfen. Daß hierin wirklich ein Vertrauen lag, konnten wir erst im obern Stockwerke ermessen, wo sich unter jenem Nachlasse Thorwaldsens die allerwerthvollsten Gegenstände, wie z. B. Cameen, in großer Anzahl befinden. Mit Einschluß seines ganzen Mobiliars, sind in einer Reihe von acht Cabinetten alle Besitzthümer und namentlich seine überaus reichen Sammlungen an Alterthümern, Gemmen, Gemälden, Zeichnungen, Handschriften und Büchern aufgestellt: der große Mann ruht also in dem ihm von seinem dankbaren Vaterlande bereiteten prachtvollen Mausoleum, umgeben von seinen Werken und von Allem, was ihm auf Erden lieb und theuer war.

Die Beschreibung des Inhalts dieses Gebäudes füllt Foliobände, zu genauer Betrachtung aller Gegenstände sind kaum Monate zureichend; was könnte man also von einer flüchtigen Anschauung in vier Stunden sagen, obschon sich auch über den, in so kurzer Zeit empfangenen großartigen Eindruck ein Buch schreiben ließe: so klar tritt Alles vor die Augen! Es wird aber die Leser interessiren zu erfahren, mit welchem seiner Werke der Meister selbst am zufriedensten war, es sind: die letzte von ihm modellirte Gruppe der Grazien, der Schäferknabe, der Mercur; und als das Beste betrachtete er seinen im Besitz des Königs Ludwig von Bayern befindlichen Adonis, bei dessen Anblick Canova ausgerufen haben soll: „O, wär' ich wieder jung!" Aus der bei den Grazien hinzugefügten Bezeichnung „der letzten Modellirung" geht hervor, daß er diese, sowie manche andere Gruppe und Figur nicht nur mehrmals modellirte, sondern auch wiederholt in Marmor ausführte, bevor er das ihm bei jeder Arbeit vorschwebende Ideal erreichen und sich selbst genug thun konnte, — eine Erscheinung, die allerdings auch bei anderen Meistern in allen Kunstfächern vorkommt, wir erinnern nur an Beethovens drei Ouvertüren zur Leonore. Bei Thorwaldsen tritt aber dieses Streben nach höchster Vollendung mehr als bei Anderen vor die Augen, weil in seinem Museum glücklicherweise alle seine Werke zusammengestellt sind.

Mit Rücksicht auf unsere kurz bemessene Zeit ließen wir das ethnographische Museum, die Münz- und Medaillensammlung in Rosenburg, das naturhistorische Museum u. A. unbesucht und eilten in das Museum der nordischen Alterthümer, welches nur Donnerstags geöffnet wird. Im Jahre 1807 gestiftet, wuchs diese Sammlung durch Beiträge aus allen skandinavischen Ländern zu der bedeutenden Ausdehnung von 8—9000 Nummern der allerseltensten und zum Theil kostbarsten Art. — Die allgemein anerkannte vortreffliche Anordnung und Aufstellung ist der Sachkenntniß und dem Fleiße des Geheimraths Thomsen zu verdanken, einem Manne, der mit der größten Gelehrsamkeit den liebenswürdigsten Charakter und eine in ähnlichen Stellungen seltene Bereitwilligkeit zur Belehrung der Besucher der unter seiner Obhut stehenden Sammlung verbindet. Diese ist vorzüglich reich und vollständig in Haushaltungsgegenständen und Waffen aus der grauen Vorzeit, in der Eisen noch unbekannt war; aber auch Liebhaber von Seltenheiten aus späteren Perioden finden hier Mobilien und andere Gegenstände in den schönsten Exemplaren.

Nach Anschauung dieser Herrlichkeiten sehnte sich aber Herz und Auge wieder nach dem Zauber des nahen Meeres, und wir eilten zum Hafen und an Bord des nach Helsingör abgehenden Dampfers „Ophelia", dessen Deck wir mit Passagieren überfüllt fanden. Zu Anfang der Fahrt erfreuten wir uns noch an der Lebendigkeit des Hafens und richteten einen Blick nach der im Auslande oft genannten Kopenhagener „Zollbude." Geschickt plätscherte die schöne Ophelia zwischen zahlreichen Schiffen aus dem Hafenthore und der Kopenhagener Bucht hinaus in den blauen Sund, an denselben grünen Küsten entlang, auf denen wir Tags zuvor im Wagen dahingerollt waren. Bei dem ersten Anhaltepunkte landete ein großer Theil der Passagiere, meistens Klampenborger Badegäste. Meine Begleiterinnen bewunderten die Sicherheit, mit der die, mit dem Seeleben vertrauten dänischen Damen von der Treppe des Dampfers in die heftig schwankenden Boote voltigirten. Ein Engländer, mit dem ich während dieses anmuthigen Schauspiels in ein Gespräch gekommen war, antwortete auf meine Frage, wie weit er mitfahre: „To Elsinore, Sir!" Hier begegnete mir also zum ersten Male die von Shakespeare gebrauchte, durch Engländer und Franzosen verstümmelte Bezeichnung des Schauplatzes der Tragödie „Hamlet." Es bedurfte allerdings dieses Wortes nicht, um meine Gesellschaft und mich auf den classischen Boden aufmerksam zu machen, dem wir uns auf einem Schiffe näherten, dessen Name: Ophelia, sowie des uns

begegnenden Dampfers „Hamlet" zur Genüge zeigt, daß man hier mit dem Trauerspiele, sowie mit der ganzen Sage, welche auch unser lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt, sehr vertraut ist. Für jetzt wenden wir aber unser Auge nach der nahen Insel Hveen, deren hohe Ufer freilich des Reizes entbehren, womit das gegenüberliegende Seeland fortwährend geschmückt ist. Schon von weitem erblickt man die Thürme des Schlosses **Kronburg**, das von Helsingör in das Meer hinausgebaut, aus den Wellen nach und nach emporzuwachsen scheint. Je mehr wir uns ihm nähern, desto reicher wird das Gemälde durch die Staffage einer großen Zahl von Schiffen, welche bei Helsingör entweder vor Anker liegen oder nach Süden und Norden segeln. Die bereits tiefstehende Sonne schuf überraschende Beleuchtungen und als wir in dem kleinen, aber doch weltbekannten Hafen einliefen, gewährte die überaus malerisch gebaute Feste, durch den Wald von Masten mit ihren im Abendwinde flatternden Flaggen gesehen und umgeben von dem glänzenden Wasserspiegel, einen zauberhaften Anblick, leider nur zu bald zerstört durch die Prosa der mit der Landung stets verbundenen Sorge für das Gepäck und durch das wüste Geschrei der Matrosen und Lastträger. Um uns sobald als möglich wieder in eine poetische Stimmung zu versetzen, eilten wir über den langen Hafendamm durch einige Straßen der unansehnlichen Stadt nach dem Hôtel d'Oeresund und, nach Bestellung unserer Zimmer daselbst, unaufhaltsam nordöstlich wieder hinaus nach dem Zauberschlosse Kronburg, um die Sonne von **der** Stelle untergehen zu sehen, welche Shakespeare Act I. Scene I. seines Hamlet: Elsinore. A platform before the castle, bezeichnet.

Neben grünen Plätzen, auf denen noch Truppen exercirten, führt der gekrümmte Festungsweg durch das verdeckte Thor über Zugbrücken und Wälle zu dem „Batterie-Terrasse" genannten schönen Punkte mit der umfassendsten Aussicht. Das dort aufgestellte Fernrohr benutzten wir vor allen Dingen dazu, um unser endliches Reiseziel, das Vorgebirge **Kullen**, zu beschauen, welches ungeachtet einer Entfernung von fünf deutschen Meilen in solcher Klarheit vor uns liegt, daß wir den auf dem äußersten Granitfelsen stehenden Leuchtthurm genau erkennen können. — Die Sonne, die beim Untergange in die, nach dem Kattegat zu endlos erscheinende See eintauchte, ging hinter der seeländischen Küste unter und umgab diese mit einer Glorie, deren Abglanz wiederum das malerische Schloß Kronburg mit zartem Roth übergoß.

Nach schwerer Trennung am Abend fand uns der kommende Morgen wieder an derselben Stelle und erst nachdem wir mit vollen Zügen die frische Seeluft eingesogen, schritten wir zur Besichtigung des Schlosses, eines prachtvollen, soliden, ehrwürdigen, vom Schlusse des 16. Jahrhunderts stammenden Bauwerks, welches durch den edlen Styl seiner Architektur einen ungemein angenehmen Anblick gewährt. In geschichtlicher Beziehung war nur zu erfahren, daß die unglückliche Königin Karoline Mathilde, Schwester Georgs III. von England und Gemahlin des ausschweifenden und schwachköpfigen Christian VII., bevor sie nach ihrer Scheidung im Mai 1772 nach Celle gebracht wurde, einige Zeit in Kronburg als Staatsgefangene lebte. Dagegen melden wir aus dem Gebiete der Sagen, an denen die skandinavischen Inseln so reich sind, daß in den uralten merkwürdigen Kasematten dieses Schlosses, früherhin Geister hausten. Nachdem man, so erzählt die Sage, aus einem der vielen unterirdischen Gänge oftmals Waffenklirren vernommen, aber nicht gewagt hatte, demselben nachzugehen, wurde ein Züchtling, hineingesandt. Dieser berichtete, daß er an ein eisernes Thor gelangt sei, welches sich auf sein Klopfen aufgethan und ihm ein großes gewölbtes Gemach eröffnet habe. Beim Scheine einer von der Decke herabhangenden, dem Verlöschen nahen Ampel habe er in Eisen gerüstete Männer sitzen sehen, deren Bärte mit der vor ihnen stehenden steinernen Tafel so verwachsen waren, daß, als der zu oberst Sitzende sich beim Aufgehen des Thores erhob, die Tafel in tausend Stücke zersprang. „Ich bin Holger der Däne, reich' mir Deine Hand!" rief das Gespenst. Der Züchtling, nicht gesonnen, ihm seine Hand anzuvertrauen, reichte ihm eine zur Nothwehr mitgebrachte eiserne Keule, die der nordische Held mit solcher Herzlichkeit faßte, daß seine fünf Finger sich im harten Eisen abdrückten. Als er sie nach langem Schütteln losließ, rief der Held aus: „Ich freue mich, daß noch Männer in Dänemark leben!" Sprachs und verschwand mit allen seinen Mannen.

Dies die Sage. Wir traten aus dem imposanten Schloßhofe in die Capelle, die durch wunderschön geschnitzte Boiserien vielleicht von derselben Hand geziert ist, die den Orgelrahmen in der Erlöserkirche zu Kopenhagen fertigte. Wir bestiegen sodann den Leuchtthurm, der natürlich einen großartigen Rundblick gewährt, den man aber, wegen der Wärme in den geschlossenen und wegen des Zugs auf den offenen Räumen, nicht lange genießen kann. Für Sachkenner erwähne ich, daß die Erleuchtung dieses Pharos durch sogenanntes Linsenfeuer bewerkstelligt wird, indem sich das Licht in einer großen Vase von geschliffenem Krystall, die man Linse nennt, befindet. Der Wächter zeigte uns eine vor kurzem neuangeschaffte, noch nicht gebrauchte Linse, die nach seiner Versicherung 2000 dänische Species, also 3000 preußische Thaler, gekostet haben soll.

Während dessen war so viele Zeit verstrichen, daß wir das benachbarte, früher königliche, jetzt einer Schützengesellschaft gehörende Schloß **Marienlust** mit seinem Garten nicht besehen konnten, obgleich daselbst ein runder, von Bäumen umgebener Platz mit einer sogenannten Trauersäule (welche notorisch in neuester Zeit aus drei alten Steinbrocken mit Runenschrift, zur Erbauung leichtgläubiger Touristen, componirt worden ist), als „Hamlets Grab", und eine Laube als die Stelle gezeigt wird, von welcher der Geist spricht, wenn er dem Hamlet offenbart:

— „Da ich im Garten schlief,
Beschlich Dein Oheim meine sich're Stunde
Und träufelt' in den Eingang meines Ohrs
Das gährende Getränk!"

Gern ließen wir nachfolgende Reisende in süßer romantischer Täuschung über diese Stellen, aber es ist nun einmal eine den Gelehrten längst bekannte Wahrheit, daß diese herrliche Tragödie des großen Shakespeare nicht auf historischem Grunde ruht. Saxo Grammaticus, berichtet von einem Hamlet, der aber nicht **Prinz** von Dänemark, sondern Sohn eines Pira-

tenhäuptlings war, welcher diese Meere, lange bevor Helsingör existirte, in Verbindung mit seinem Bruder in Jütland beherrschte. Dieser Häuptling soll die Tochter eines dänischen Königs geheirathet und von ihr einen Sohn gehabt haben, der Hamlet oder vielmehr „Amlet“ hieß, was im damaligen Idiom soviel bedeutete als „Narr oder Wahnsinniger.“ Wir sagen mit Shakespeare: „'s ist wahr und Schad' ist's daß es wahr: daß dieses langgesponnenen Traumes schöner Zauber soll vergehen!“ Die Begeisterung für das herrliche Gedicht und die Ehrerbietung für seinen Schöpfer wird aber nicht vergehen, wenn Hamlet auch kein dänischer Prinz gewesen und die Unächtheit der als sein Grab gezeigten Stelle erwiesen ist.

Die erklärliche Besorgniß vor dem möglichen Ende des uns zum Ziele unserer Reise so unentbehrlichen schönen Wetters war der Sporn, der uns zu steter Hast antrieb, und daher eilen wir abermals aus Helsingör über den Hafendamm nach dem Dampfboote, welches uns hinüber zur schwedischen Küste nach Helsingburg führt.

Hier angelangt, bewundern wir die Schönheit, bedauern aber die gänzliche Verödung des Hafens, in seinem Baue 1832 vollendet unter Karl XIV. Johann, welcher als Kronprinz 1820 in Helsingburg zum ersten Male den schwedischen Boden betrat. Zur Erinnerung beider Ereignisse ist auf dem aus Quadersteinen aufgeführten Hafendamm ein Denkmal errichtet, in dessen Nähe der uns in Bädeckers rothem Buche angekündigte „schwedische Husar in kleidsamer Tracht“ als Hafenwache figurirt. Wir beeilen uns, einen Wagen zur Reise nach dem Kullengebirge zu bestellen, und während er angeschirrt wird, genießen wir, bei einem von der guten Küche in Helsingör sehr abstechenden Mittagsmahle, das aus den Bremerschen Romanen bekannte „Knickbrot“ aus Hafermehl. Der Unterschied in Landesart und Sitte tritt uns gleich so vor die Augen, wie sie mein freundlicher nächtlicher Führer in Kopenhagen treu geschildert hatte, zuvörderst im Mangel an Sauberkeit, welche nicht zu den Cardinaltugenden in Schweden zu gehören scheint.

Wir verlassen ohne Bedauern Helsingburg und gelangen hinter der Stadt auf eine Hochebene, von welcher man, bis der Weg mehr landeinwärts biegt, eine großartige Aussicht: westlich über den Sund nach der seeländischen Küste, östlich nach dem entfernteren schonischen Balsberge genießt. Im südlichen Schonen (Skåne), welches im Durchschnitte eine geringere Erhöhung über die Meeresfläche als Seeland hat, wachsen, wie man uns sagte, an mehreren Orten Maulbeerbäume, Kastanien, Wallnuß und Weintrauben; in dem hohen nördlichen Theile, in dem wir uns befanden, sahen wir aber und noch in der ersten Wegstunde Stoppeln von Roggen, einige Gerste- und Kleefelder, später nur Hafer, dessen soeben begonnene Ernte einen reichen Ertrag versprach. Zwischen den Feldern vermißten wir die schönen grünen Hecken, die uns von Holstein aus durch das üppige Seeland begleiteten; hier waren die Felder unter sich und von der Straße durch breite und hohe Wälle von großen runden Steinen getrennt, mühsam zusammengerollt von dem nun cultivirten Boden, der früher mit solchem erratischen Gerölle ganz überschüttet gewesen ist, wie man auf einigen noch unbebaut liegenden Strecken ersehen konnte. Aus der sehr einförmigen Landschaft, in deren Einsamkeit nur der Blick auf den freilich noch in blauer Ferne liegenden Kullen einigen Trost gewährte, stiegen endlich hohe Schornsteine empor, und wir erreichten neben ihnen den Flecken Höganäs, in dessen Nähe von einer bergbauenden Actiengesellschaft reiche Steinkohlenwerke ausgebeutet werden. Nach einiger Erquickung unseres Gespannes in diesem freundlichen Orte, wo uns zum ersten Male die schwedischen Post- und Reisekarren von sehr unbequemer Construction zu Augen kamen, traten wir die zweite Hälfte der Reise an, welche gleich mit angenehmer Abwechslung begann. Zwischen Buchen. Eichen und mit Erlen besetzten Wiesen liegen fortwährend an der Straße freundliche Gehöfe, sogar solche, die sich wie Rittersitze ausnehmen, welche aber meistens Wohnungen wohlhabender Seemänner sind, die sich sowie Capitän Elffwersen, an dessen Haus inmitten des Kullengebirges wir zum Nachtlager empfohlen waren, zur Ruhe gesetzt haben. Weiterhin erheben sich rechter Hand grünbewaldete und mit Gehöfen besetzte Anhöhen, an welche sich die Anfänge der Kullenberge anschließen, die sich bei näherem Herankommen als ganz nackte Granitfelsen erweisen, sodaß uns, mit Hamlet Act II. Scene 2 zu reden: „die Erde, dieser treffliche Bau,“ nur wie ein „kahles Vorgebirg“ erschien. Wir erreichten aber bald eine höhere Stelle des Wegs und konnten nun im Verfolge die Hamletschen Worte ausrufen: „Seht diesen herrlichen Baldachin, die Luft, diese glänzende Umwölbung, dies majestätische Dach mit goldnem Feuer ausgelegt,“ denn vor uns lag unter dem blendendglühenden Abendhimmel, plötzlich das grenzenlose Meer, wir standen endlich am Kattegat.

Von der Höhe, auf der wir uns befanden, führt ein steiler in den Felsen gehauener Weg, auf dem die Pferde unter stetem Ausgleiten mühsam emporklimmen, immer höher in den obern Theil des Gebirges. Wir verließen gern den schwankenden Wagen, der allein dem Elffwersenschen Hofe zufuhr, und erstiegen einen der riesigen im Wege liegenden Felsenblöcke, von dem sich eine entzückende Aussicht darbot: rückwärts nach dem grünen Lande, durch welches wir gekommen, und über die ganze durchreiste Hochebene; unter uns nach dem am Strande malerisch verstreuten Fischerdorfe Kullegård mit seinem niedlichen Hafen und den von der Höhe liliputisch erscheinenden Böten; vor uns nach dem in Farbenpracht glänzenden Meere, welches an den bemoosten Felsenwänden brandet.

Wir hatten gewünscht, den Sonnenuntergang an der äußersten Spitze des Vorgebirges bei dem Leuchtthurme beobachten zu können; da bis dahin aber noch ziemlich weit zu gehen und von der Sonne nicht zu hoffen war, daß sie ihren Aufenthalt über dem Horizonte unseretwegen verlängern werde, so blieben wir an der gefundenen schönen Stelle bis die glühende Kugel sich in die blauen Fluthen senkte und diese zu einem Flammenmeere entzündete. In stummer Bewunderung folgten unsere Blicke dem Wechsel der Farben, welche die durch den Abendwind bewegten Wellen hervorzauberten, bis die durch den anhaltenden Glanz geblendeten Augen nach dem Schatten verlangten, der sich in der nahen Bergschlucht lagerte. Wir wendeten uns daher den Felsen zu, die von beiden Seiten die schmahle Landzunge einfassen, welche sich vom Festlande der Provinz

Schonen nordwestlich in das Kattegat hinausstreckt. Inmitten der beiden vom Meere bespülten Felsenreihen, führte unser Weg in einem sich immer mehr verengenden Thale nach dem Eiffwersenschen Hofe, den wir ohne Aufenthalt durchschritten, durch Wiesen an einem zweiten und letzten ähnlichen Wohnsitze vorüber in einen Felsenkessel, in welchem der bis dahin cultivirt gewesene Boden in steriles Haideland übergeht. In der tiefen Einsamkeit dieses Felsenthales dringt zum Ohr kein anderer Laut als das Rauschen des nach drei Seiten nahen, an die Felsen schlagenden Meeres, und bei der hereinbrechenden Nacht bemächtigte sich unser das Gefühl des Alleinseins in so bedrückender Weise, daß wir rasch den Weg nach dem Leuchtthurme verfolgten, der durch eine davorstehende Felsenkuppe bisher uns verborgen geblieben war. Um diese herumbiegend, erblickten wir den Thurm noch vom Abendroth beleuchtet, und als wir weiter emporklimmend seinen Fuß erreichten, war noch nicht das letzte Sonnengold auf den Fluthen erblichen, und das Licht der durch die Dämmerung sichtbar gewordenen Mondessichel spiegelte sich in den Wellen. Im Anschauen versunken, stand plötzlich ein hochgewachsener, ächt nordischer Mann in unserer Mitte; es war der Aufseher des Leuchtthurms, mit dem wir uns zum Glück halb deutsch, halb englisch verständlich machen konnten. Nachdem sein Wächter das Licht in Ordnung gebracht hatte, führte er uns auf den Thurm; die Beleuchtung ist das revolving light der Engländer, ein Drehfeuer, wo das Licht von, durch ein Uhrwerk um ihre Axe sich drehenden Spiegeln reflectirt und in gewissen Zeiträumen verdunkelt oder vielmehr bedeckt wird. Die Seefahrer, genau bekannt mit der Einrichtung der Lichterscheinungen der verschiedenen Leuchtthürme, können sich darnach sofort orientiren und werden vor jeder Täuschung, die durch irgend ein anderes Licht hervorgerufen werden könnte, durch jene Kenntniß bewahrt. Unser Führer versicherte, daß sein 300 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenes Licht sieben schwedische Meilen in das Kattegat hinaus und in den Sund hineinleuchte, und daß Unglücksfälle an seiner Küste sehr selten vorkämen. Wir verabschiedeten uns bis zum kommenden Morgen, stiegen wieder in unser dunkles Felsenthal hinab und erreichten in der tiefen Stille, die nur durch das Bellen der Hunde auf den beiden einsamen Höfen unterbrochen wurde, unser Obdach, welches freilich viel zu wünschen übrigließ, sodaß wir nachfolgenden Reisenden rathen, im hohen Sommer bei heller Nacht die Rückfahrt anzutreten und sich gehörig von Dänemark aus mit Proviant zu versehen.

Wir begrüßten nach kurzer Ruhe die aufgehende Sonne von einer der höchsten Felsenkuppen mit der Aussicht nach den schwedischen, östlich gelegenen Küsten; von oben gesehen gewährten die um uns liegenden Granitkuppen den Anblick der Cactus multiplex, indem die runden Häupter abermals mit zahllosen kugelförmigen erratischen Felsenblöcken bedeckt sind, überzogen mit einer dünnen Schicht von Pflanzenerde, in welcher der niedere Wachholder und viele Alpenpflanzen wuchern. Von dieser Höhe kletterten wir bergab, bergauf zu dem lieben Leuchtthurme, von dem sich wieder die Aussicht auf das weite Meer eröffnete, belebt mit vielen Schiffen, die mit vollen Segeln in den Sund steuerten. Die Fahrt nach Süden war durch die Strömung begünstigt, die vom Kattegat aus ihre Richtung in den Sund hinein und weiter in die Ostsee nahm, und deren Lauf von unserm Standpunkte aus sehr gut zu beobachten war. Der Leuchtthurmaufseher machte uns nicht allein hierauf, sondern auch auf die Eigenthümlichkeit aufmerksam, daß der Lauf eines Schiffes hier mehr als sonst irgendwo durch einen lichten Streif im Wasser bemerkbar bleibe, so daß diese glänzenden Linien, gleich den Geleisen einer Landstraße, den Weg der Schiffe bezeichnen.

Während unserer Beschauung wurde das Meer durch einen scharfen Nordostwind in ansehnliche Bewegung versetzt; die Schönheit des Anblicks würde freilich durch einen Sturm bedeutend erhöht worden sein, aber die Sehnsucht darnach konnte in uns nicht ehrlich erwachen, da wir für den Nachmittag die Seereise nach Kopenhagen vor uns hatten, wozu hoher Wellengang eben nicht willkommen gewesen wäre. Wir fanden uns daher sowohl durch die majestätische Ruhe, in welcher der mächtige Ocean unsere Huldigung aufgenommen, als auch durch die Erfüllung des beim Antritte unserer Reise gehegten Wunsches, den erhabenen Anblick ohne irgend eine störende Umgebung zu genießen, vollkommen befriedigt. Mit dem wohlthuenden Gefühle, welches eine solche Befriedigung gewährt, verließen wir das interessante Vorgebirge, welches, wie wir von mehreren Seiten behaupten hörten, auf seiner jetzigen Stelle nicht entstanden, sondern in einer der großen neptunischen Revolutionen von den Küsten Norwegens hierhergewälzt worden sein soll, — eine Behauptung, deren Vertheidigung wir jedoch ihren Urhebern überlassen müssen.

Da von Helsingburg, welches wir ohne Fährde erreichten, keine directe Verbindung mit Kopenhagen regelmäßig stattfindet, so mußten wir nochmals Helsingör anlaufen, wo man gerade um 2 Uhr zum Diner anlangt, welches uns nach den erlittenen Entbehrungen sehr willkommen war. Je weniger wir unsere Leser bisher mit gastronomischen Bemerkungen behelligt haben, um so mehr hoffen wir auf Entschuldigung der Erwähnung, wie sehr uns das treffliche Mittagsmahl im Oeresund-Hotel behagte, welches die Kraft der englischen mit allen Raffinements der dänischen Küche vereinigte und bei dem auch das empfehlenswerthe skandinavische Lieblingsgericht: rothe Grütze mit Sahne, nicht fehlte. In fröhlichster Stimmung langten wir am Bord des Dampfers „Hamlet" an, welcher an Eleganz der Einrichtung, sowie an Grazie und Schnelligkeit der Bewegung, der Ophelia freilich nachsteht, der uns aber dennoch eine sehr angenehme Fahrt gewährte. Bei der steten Abwechslung der Scenerie im Sunde, welche an diesem Tage noch durch die Anwesenheit von zwei dänischen Kriegsschiffen und einer französischen Fregatte begünstigt war, entflohen die Stunden und wir gelangten fast schneller als wir wünschten, noch vor Anbruch der Nacht, in den Hafen von Kopenhagen.

Bei dem Rückblicke auf diese Tour nach Helsingör dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wir durch die Hin- und Herreise zu Wasser die Annehmlichkeiten zum Opfer gebracht haben, welche nach allgemeiner Ansicht der Landweg gewähren soll, auf dem wir über Fredensburg am Esromsee und Fredriksburg, einem Schlosse, berühmt wegen seiner schönen Bau-

art und vieler darin enthaltenen Sehenswürdigkeiten, nach Kopenhagen hätten zurückkehren können. Diese Reise hätte aber den ganzen Sonntag in Anspruch genommen, den wir noch in der Hauptstadt zu verleben wünschten und an dessen Vormittage wir zuerst die St. Anna- oder Garnisonskirche besuchten, um den in Deutschland rühmlichst bekannten und uns befreundeten Componisten Niels W. Gade die Orgel spielen zu hören.

Nach Beendigung des Gottesdienstes sahen wir den zum malerischen Schlosse Rosenburg gehörigen Park, der, in der Stadt gelegen, den Bewohnern der Hauptstadt einen angenehmen Spaziergang und ihren Kindern, inmitten einer üppigen Vegetation, herrliche Spielplätze darbietet. Wir hatten ferner den schönsten Stadttheil in Augenschein zu nehmen, dessen Centrum der Amalienburgplatz ist, ein Oktogon, gebildet von vier in gleichem Style gebauten Palästen, in dessen Mitte sich die Statue von Frederik V. befindet. Dieser Platz wird von der Amalienstraße durchschnitten, welche, durchaus mit prächtigen Wohnhäusern besetzt, jeder Stadt Europa's zur Ehre gereichen würde.

Von da aus begaben wir uns nach der Christiansburg, unserem Hotel zunächst gelegen, dem letzten Gegenstande unserer genaueren Beschauung. Dieses große Schloß, die eigentliche Residenz des Königs, wenn er in Kopenhagen weilt, liegt auf Slotsholm (der Schloßinsel) auf der, wie schon erwähnt, das gegen die Piraten erbaute Axelhuus stand, welches später den Namen Kiöbenhavnsslot führte. Eine Reihe dänischer Könige gefiel sich in steten Abänderungen dieses Baues; die kürzeste Dauer hatte aber der 1738 vollendete Palast Christians VI., dessen Hauptgebäude schon 1794 durch eine Feuersbrunst verheert wurde; nur die westliche Avenue blieb vom Feuer verschont und gewährt noch jetzt, durch den kreisförmigen, mit Colonaden und schönen Seitengebäuden, Hoftheater, Marstall, Reitbahn und Wagenremisen, umgebenen Vorhof einen großartigen Anblick. Das gegenwärtige Schloß ist unter der Regierung Frederiks VI. 1828 vollendet und an seiner östlichen Hauptfronte von Thorwaldsen durch vier Basreliefs: Minerva und Prometheus, Herkules und Hebe, Jupiter und Nemesis, Aeskulap und Hygiea, geschmückt. Die an einem Königsschlosse befremdliche Wahl der letztgenannten Gruppe soll durch einen Schreib- oder Lesefehler veranlaßt worden sein. Der Architekt hatte in seinem nach Rom an Thorwaldsen gerichteten Briefe unter den zu den Sculpturen passenden Gottheiten: Sandheds Gudinde, die Göttin der Wahrheit, in Vorschlag gebracht; entweder undeutlich geschrieben oder irrthümlich gelesen, hatte Thorwaldsen das Wort für Sundheds Gudinde, Göttin der Gesundheit, angesehen und daher Aeskulap und Hygiea dargestellt. Am sehenswerthesten ist: der Rittersaal mit einer Gallerie auf korinthischen Säulen, der Thronsaal mit vier Darstellungen aus der dänischen Geschichte vom Maler Professor Eckersberg und die für den Staatsrath und die beiden Things oder Volksvertretungskammern bestimmten Säle.

In dem obersten Stockwerke befindet sich in Räumen von geringer Höhe, aber doch gut aufgestellt und beleuchtet: die königliche Gemäldesammlung. Unter den älteren Gemälden aus niederländischer und italienischer Schule sind mehrere von ausgezeichneter Schönheit; die Galleriediener empfehlen der besondern Beachtung: Jona's Predigt in Ninive von Salvator Rosa, weil es für die Gallerie auf ausdrückliche Bestellung gemalt worden sein soll; es verdient jedoch auch die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde, weil der Maler, meistens wegen seiner Landschaften geschätzt, sich hier als bedeutender Geschichtsmaler bewährt. Erhaben über den anderen lebensgroßen Figuren, steht Jona im Glanze prophetischer Begeisterung und erfüllt von der Wichtigkeit seiner Sendung, indem sein über die Sünder zürnender Mund die Worte spricht: „Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen!“ Unser Besuch der Gallerie galt aber mehr den dänischen Malern der Neuzeit, mit denen wir uns bereits in Thorwaldsens Museum, bei der Anschauung der zu seinem Nachlasse gehörenden Bilder, befreundet hatten. Als wesentlicher Theil des günstigen Einflusses, den der Meister auf sein ihm dafür dankbares Vaterland ausgeübt hat, ist der Umstand hervorzuheben, daß während seines Aufhaltes in Rom, viele junge Dänen zur Reise dahin veranlaßt und unter seiner Leitung der Kunst zugeführt und in ihren Studien von ihrem großen Landsmanne in jeder Beziehung wesentlich unterstützt wurden. Da die Namen der großen Zahl dieser zum Theil sehr ausgezeichneten, in jener Zeit gebildeten Maler in Deutschland weniger gekannt sind, weil ihre Bilder meistens nach Dänemark gekommen, so möge es uns vergönnt sein einige hervorragende hier zu nennen. Für Historie: Andersen, Blunck, Eckersberg, Höyer, Müller; für Genre- und Charakterbilder: Bendz, Hansen, Holbek, Krafft, Küchler, Marstrand, Meyer, Richardt, Rörbye, Schack, Sonne; für Porträt: Bärentzen, Jensen, Juel (Dieser auch für Landschaft und Marine); für Landschaft: Beesen, Dreyer, Hellesen, Lundbye, Mohr, Möller; für Marine: Kloß, Lunde, Melbye, Simonsen, Thöming; für Vieh- und Jagdstücke: Dalgas, Holm, Libert; für Blumen und Stillleben: Jensen, Neergaard, Ottesen. Hier ist aber vorzüglich des Geschichtsmalers Asmus Jacob Carstens zu gedenken, welcher dem als Jüngling mit einem Stipendium der Kopenhagener Akademie nach Rom gekommenen Thorwaldsen die liebreichste Aufnahme und Unterstützung angedeihen ließ. Leider starb er bereits 1798 im 44. Lebensjahre, vermachte aber seine Zeichnungen, die sich noch im Museum befinden, seinem Freunde Thorwaldsen, welcher vielfach gerühmt hat, wie nützlich ihm die Studien nach den Zeichnungen von Carstens gewesen sind.

Bevor ich, nach dieser den dänischen Malern schuldigen Anerkennung, meinen Reisebericht schließe, glaube ich die Leser desselben noch auf eine Eigenthümlichkeit Kopenhagens aufmerksam machen zu müssen, welche einen erfreulichen Blick in den religiösen Sinn der Verwaltung dieser Stadt und ihrer Einwohner gewährt.

Bei einem zu späterer Stunde in der Stadt unternommenen Spazierwege erneuerte sich mir die schon bei meiner nächtlichen Heimkehr aus Tivoli gemachte Beobachtung, daß bei den Stundenrufen der Nachtwächter mehrere Personen sich um dieselben versammelten und mit in den Gesang einstimmten. Die Vermuthung lag nahe, daß dieser Gesang von der gewöhnlichen Nachtwächterlitanei sich unterscheiden müsse und ich erfuhr, nach angestellter Erkundigung, daß die Kopenhagener

Wächter für jede Stunde besondere Rufe haben, die von einem Bischof von Fühnen, Thomas Kingo, geboren 1634 zu Slangerup in Seeland, dem anerkannt besten skandinavischen Psalmisten, herrühren, dessen Gesangbuch in den Kirchen von Christiania noch jetzt in Gebrauch sein soll. Der dänischen Sprache unkundig, habe ich nach einer mir zu Augen gekommenen englischen Uebersetzung des gegenwärtigen anglikanischen Geistlichen zu Kopenhagen, eine deutsche Uebersetzung herzustellen versucht.

Stundenrufe der Nachtwächter in Kopenhagen.

Acht ist die Glock!

Nach hellem Tageslicht sinkt finstre Nacht herab,
So sinkt was Leben hat auch in das dunkle Grab;
Laß Herr nach Grabesnacht Dein Licht uns wieder scheinen
Und in Unsterblichkeit uns einst mit Dir vereinen!

Neun ist die Glock!

Wenn nach des Tages Glanz im Dunkel wir uns finden,
So beten wir zum Herrn: Vergieb uns uns're Sünden,
Den König und sein Haus, sein Land und die Gemeinden
Bewahre vor Gefahr und vor des Reiches Feinden!

Zehn ist die Glock!

Frau, Meister, Magd und Knecht, merkt, wo der Zeiger steht,
Es ist jetzt rechte Zeit, daß ihr zur Ruhe geht!
Vertrauet Gott dem Herrn! Vergeßt nicht nachzuseh'n,
Nach Feuer und nach Licht: Es schlug die Glocke Zehn!

Elf ist die Glock!

Allmächt'ger Herr und Gott, beschütze Groß und Klein!
Laß Deiner Engel Schaar stets unsre Schutzwehr sein!
Wer lebt in dieser Stadt durch Gnade unsres Herrn,
Dem bleibe Leibesschmerz und Seelenkummer fern!

Zwölf ist die Glock!

Es ward um Mitternacht der Heiland uns geboren;
Erschien dies Heil uns nicht, so war die Welt verloren.
Vergeßt, ihr Christen, nicht, dem Herren Dank zu sagen,
Befehlt die Seele Gott! Die Glock' hat Zwölf geschlagen!

Eins ist die Glock!

Hilf uns, o Jesus Christ, Schmerz, Sorge, Müh' und Plagen
Geduldig übersteh'n wie Du Dein Kreuz getragen!
Reichst Du uns Deine Hand, wird jede Mühe klein,
Dann wird das Joch uns süß und leicht die Bürde sein!

Zwei ist die Glock!

O, gnadenreicher Herr, zum Himmelsglanz erkoren,
Wardst Du zu unsrem Heil in Dunkelheit geboren:
Send' uns den heil'gen Geist, der alles Licht verleiht,
Daß wir Dich helle seh'n jetzt und in Ewigkeit!

Drei ist die Glock!

Die Nacht vergehet nun, bald wird der Tag erscheinen,
Gott halte fern von uns, die's böse mit uns meinen!
Die Glocke schlug jetzt Drei! Dreiein'ger Schutz und Hort,
Gieb Segen diesseits uns und Deine Gnade dort!

Vier ist die Glock!

O ewig heil'ger Gott, Du bist allein der Hüter,
Und nur in Deinem Schutz sind sicher Leib' und Güter.
Die Glocke schlug jetzt Vier! Was nutzet unsre Wacht,
Wenn Du nicht Schutz gewährst durch Deine Hülf' und Macht!

Fünf ist die Glock!

O Jesus-Morgenstern, wir trauen Dir allein,
Laß unsres Königs Wohl Dir treu empfohlen sein!
Du Gottes-Sonnenglanz, beginne Deinen Lauf,
Du Herr, der Licht hier giebt, nimm' dort uns gnädig auf!

G. M. C.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

3. Das Leipziger Käthchen und Friederike Oeser.

— Es war just in der Michaelismesse, im October 1765, als der sechzehnjährige Wolfgang Goethe in der Pleißestadt anlangte und alsbald in der großen Feuerkugel auf dem alten Neumarkt Wohnung nahm. Frankfurt war damals gegen Leipzig gesellschaftlich wie bürgerlich und kaufmännisch ein in orthodoxer Haltung zurückgebliebener Ort. Erst mit dem Sitz des deutschen Bundestages hat die Mainstadt das alte reichsstädtische Costüm abgelegt und an Eleganz, diplomatischem Weltverkehr und Glanz die Pleißestadt wieder überflügelt. Messe und Hochschule hatten damals wetteifernd nach außen und innen Leipzig zu einer Weltstadt von großer Bedeutung gemacht; es dünkte sich bei dem jährlich zweimaligen Zusammenströmen von mercantilen Kräften, namentlich aus dem damals noch nicht verschlossenen europäischen Osten, ein Mittelpunkt des universellen Weltverkehrs. Dem entsprach das Raffinement der socialen Bildung; trotz der Gellertschen Richtung mit der still in sich gedrückten timiden Frommseligkeit hat Leipzig dem jugendlichen Studenten Goethe den Eindruck von einem „Klein-Paris" gemacht, wie er das im Faust, in Auerbachs Keller, selbst sagen läßt. Es war hier zum ersten Mal, daß der Jüngling Welt sah, europäische Welt im Meßverkehr und Bildungswelt im neuesten Zuschnitt.

*) Vergl. Nr. 27 u. 28.

Der Jüngling Goethe schien theils eckig und orthodox, theils leichtsinnig und wild. Seine derben Frankfurter Manieren mit der stark provinziellen oberdeutschen Mundart galten dem feinen Modeton für Uncultur. Die altfränkische Art, wie er gekleidet ging, unterwarf ihn wiederholten Neckereien, und als im Theater ein Dorfjunker im ähnlichen Schnitt auftrat und allgemeines Gelächter erregte, tauschte der Frankfurter Patriciersohn seine gesammte Garderobe schnell in neumodische Tracht um. Die Frau des gelehrten Hofrath Böhme, bei dem er Jus und Staatswissenschaften tractirt, wird sein weiblicher Mentor und schult ihn mehr als Quartanten und Kathedervorträge. Sie nimmt sich nicht blos seiner gesellschaftlichen Tournüre, auch seiner gesammten Aesthetik, Moral und Geschmacksrichtung an. Nicht allein seine reichsstädtische Garderobe und seine Frankfurter Manieren, auch seine Ueberzeugungen von dem was gut und schön, bringt er ihr zum Opfer; seine bisherigen Gedichte, Hochzeitscarmen, Gelegenheitsverse, Episteln, geistliche Oden und anakreontische Versuche, Alles übergiebt er den Flammen der Leipziger Aufklärung. Die männliche Gallerie von Zeitgenossen aus der Leipziger Welt hat er selbst uns vorgeführt, ausführlich uns Gottsched mit dessen Bedienten bei seinem Besuch in Scene gesetzt, über die Studien und Exercitien bei Gellert berichtet. Er war jedoch auch in Leipzig weit mehr in der Schule der Frauen. Die ebenso aufgeklärte wie elegante

Frau Hofräthin Böhme war äußerst kritisch und fein; sie widerlegte ihm den ganzen bisherigen Vorfund deutscher Litteratur. Das wirkte aufräumend, aber mehr negirend als positiv förderlich. Wenn man ihm Klopstock bezweifelte und Gellert nahm, so gab man ihm dafür nicht in Lessing den starken Hort und Anwalt einer heimischen Zukunft; die Aufklärung in Klein-Paris war wesentlich französirt; Frankfurt, so nahe der westlichen Grenze, war deutscher als Leipzig, die dem slavischen Osten hin geöffnete Welthandelstadt.

So gleichsam abgebrannt an heimathlichen Begriffen und Sitten, mehr elegant neumodisch geformt als mit neuem Inhalt erfüllt, besucht ihn in dieser Fremde der zehn Jahre ältere Landsmann Johann Georg Schlosser, der später sein Schwager wurde, damals Geheimsecretär eines Herzogs von Württemberg. Er führte ihn ins Weinhaus im Brühl Nr. 79, um in des Wirthes Frau eine Landsmännin aus Frankfurt zu begrüßen. Da tauchten heimische Erinnerungen im Jüngling auf, und machten ihm wohl und weh. Frau Schönkopf, die kräftige Wirthin, blieb mit ihren Gästen gern über Kaffee und Tabak hinaus bei Tische, und wenn des Wirths Töchterlein Anna Katharina, meist Käthchen geheißen, in Wahrheit und Dichtung als Aennchen und Annette vorgeführt, den Wein auftrug nach rheinischer Art, da ward Beiden, dem Jüngling und dem Mädchen mit heimischem Blut mütterlicherseits, das Herz voll, zumal Abends, wenn der Studiosus mit seinem Flöten- oder auch Cellospiel zum Klavier stümperte. Spielten sie Komödie, da hatten Käthchen und Wolfgang natürlich die Liebhaberrollen. Der Student Goethe begann dies Käthchen zärtlich zu lieben. Hatte sie etwas von einem Frankfurter Gretchen oder war's nur ein leiser Anflug davon, eine Heimwehstimmung oder sein allzeit reges Bedürfniß: genug, er hat dies Käthchen sehr gern gehabt und in ihr gleich starke Liebe entzündet. Aber er wollte mit seinen Empfindungen nicht abermals lächerlich erscheinen, auch nicht wie ehedem als Knabe geringgeschätzt werden. Auch Käthchen war wie jenes Gretchen älter als er. Statt sich verspottet und als ein Spiel der Mädchenlaune zu sehen, wollte er lieber selbst den Anschein loser Spielerei sich geben. Vielleicht auch sagte sich der Patriciersohn jetzt, wo zum zweiten Mal ein schönes Wirthshauskind ihn zärtlich reizte, daß ein Abstand zwischen ihm und ihr sei. Genug, er wollte nicht erkannt, nicht ertappt, nicht entlarvt sein und spielte Versteckens mit seiner an sich ehrlichen Empfindung. Er ward erfinderisch in der Position die er sich gab. Von der Dame Hofräthin zum Elegant dressirt, stellte er sich verliebt in ein hochstehendes Fräulein seiner Bekanntschaft, gab sich den Schein, als gelte Dieser sein Staat und seine Toilette. Er schnitt sogar Cour bei dem hochgestellten Fräulein um in der That die Aufmerksamkeit der Leute von seiner Neigung zum Schönköpfchen abzulenken. Mit dieser tyrannischen Grille quälte er nun das arme Kind, das für ihn fühlte, und ähnlich wie Ophelie zum Hamlet sagen konnte: In der That, mein Prinz, Ihr machtet mich es glauben! Und so verdarb er sich die schönsten Tage bis des Mädchens Geduld erschöpft war und ihre Neigung in kummervollen Thränen sich ertränkte. Nun bereute der Jüngling sein frevelhaftes Thun, bemühte sich das verlorne Herz wiederzuerobern; aber vergebens, und in seiner Verzweiflung stürmte er nun auf sich ein, ergab sich leidenschaftlichen, vielleicht wilden, jedenfalls ausgelassenen Zerstreuungen, denen eine zerüttete Gesundheit, ein Blutsturz, wie er es als Greis schildert, physisch das Ziel setzte, während seine Seele nicht eher Ruhe und Sühne fand, als bis er den ganzen Liebeshandel im Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten" poetisch wiedergegeben. Seine gesammte Weltauffassung aber, die ihm Leipzigs Gesellschaftszustände boten, und wie Schuld und Mitschuld in all der Verschlingung von Neigungen böslicher Art sich die Stange halten: das liegt in den „Mitschuldigen" zu Tage, diesem peinlich quälenden, halb frivol lächerlichen, halb ernst verletzenden Spiegelbilde einer sittlich unterhöhlten Gesellschaftswelt, die hinter der Maske der Eleganz ein häßliches Antlitz trug.

Das waren die größeren Leipziger Früchte, seine ersten dramatischen Gebilde, und jedenfalls trug Leipzig, wo schon vorher das Theater eine gewisse Blüthe erlebt hatte, dazu bei, dramatisches Compositionstalent in ihm zu wecken. Nur war der Grad dieser Pflege dort kein hoher, die Pflege dieser Blüthe keine stetige; die Unbill der Zeiten hatte sie damals unterbrochen. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre (1746—1750) hatte der Student Lessing unter der Frau Neuberin in Leipzig seine ersten dramatischen Schwingen versucht; allein der siebenjährige Krieg hatte ganz Sachsen, nicht blos die Meßstadt, heruntergebracht; mit 1763, dem Schluß des Krieges, hörte der Glanz des Dresdener polnisch-sächsischen Hofes auf, während die mercantile Weltstadt sich nur langsam wieder hob. Just 1765, im Jahre wo Goethe nach Leipzig kam, hatte Koch mit einer stehenden Gesellschaft ein neues Theaterprivilegium erhalten. Ein Jahr darauf ward das neue Haus mit Elias Schlegels „Hermann" eröffnet, einem Drama das mit altgermanischen Thierhäuten um sich warf und unsern der Lederhalle zur Meßzeit einen sehr ledernen Patriotismus von den Brettern herunterpolterte. Es bedurfte bei dem Studiosus Goethe wohl kaum der Frau Hofräthin Böhme, um kritisch dies Drama zu widerlegen und lächerlich zu machen, ob es schon bei der Menge einen gewissen Eindruck zu machen schien. Ein Glück, daß dem Jüngling das Deutschthum alter Zeit nicht ganz damit verleidet wurde, ihm für später Lust und Spannkraft blieb, den Götz zu schreiben, zu dem ihm freilich erst Straßburg mit seinem Münster den Anlaß gab. In Leipzig war er hingebend und empfänglich für des Kreissteuereinnehmers Weiße Dramen, die über die Bretter lodderten; für Weiße's Romeo und Julia hätte er sogar gern geschwärmt, zumal wenn Demoiselle Schulz darin agirte, die er vorzugsweise nur in hochtragischen Partien sehen wollte. Wenn aber die Frau Hofräthin, aufgeklärt und verständig nobel wie sie war, ihm selbst das kleine Lustspiel von Weiße: „Die Poeten nach der Mode" lächerlich machte und diese Poeten als sehr hors de la mode und außerhalb des guten Geschmacks nachwies: was blieb ihm da übrig als seine Studien nach den Franzosen fortzusetzen und seine Versuche in Alexandrinern zu cultiviren, wie er denn neben der Laune des Verliebten und neben den Mitschuldigen auch aus dem Französischen übersetzte, und ein Bruchstück von Corneille's „Lügner" deutsch von ihm aufgefunden wurde (in Schölls Brie-

fen und Aufsätzen ꝛc.). Gottsched war verbraucht, Gellert eng und beschränkt; und was gleichzeitig Großes in Deutschland geschah, blieb örtlich gebunden und abgesperrt; Lessings Dramaturgie, sein wunderbar großer Versuch, in Hamburg der deutschen Nation eine Schaubühne zu schaffen, scheiterte ganz einsam im hohen Norden und blieb, da Deutschland ohne alles Centrum war und selbst die centralisirenden Surrogate und Nothhelfe von heute fehlten, für den Augenblick ohne alle segensreichen, weiter greifenden Erfolge. Selbst Minna von Barnhelm, das Product des siebenjährigen Krieges, wurde für die deutsche Bühne erst sehr langsam und allmählich eine Grundsäule zur neuen Epoche, zu einer Fragment gebliebenen Epoche, im Drama deutsch und groß, edel und zugleich wahr und wirksam zu sein. Goethe hält bei der Leipziger Epoche in seinem Werke „Aus meinem Leben" dem Herold Lessing und seiner Minna eine starke Lobrede; allein das damalige Leipzig gab zu solchem Standbilde wenig Postament, und Lessings Einfluß auf Goethe, davon abgesehen, daß er leider kein durchgreifender und dauernder für ihn war, wird erst später im Clavigo sichtbar. In Leipzig ward schon damals allzu viel musicirt, um im Drama eine neue Epoche festzuhalten. Demoiselle Schmähling, die spätere Mara, und jene Corona Schröter, die der Dichter später in Weimar wieder begrüßen sollte und die ihm — sagt man, obschon unverbürgt, — zur Philine einige Elemente geliefert, blühten im Concert des Gewandhauses und in Hasse's Oratorien, während Hiller mit seiner Oper das Theater beherrschte. Im Hause Breitkopf ward concertirt und Goethe's ältestes Liederbuch in Musik gesetzt. Diese zwanzig Lieder, zum Theil componirt von Bernhard Breitkopf, erschienen 1770, nachdem Goethe sein akademisches Dreijahr in Leipzig beendet, ohne des Dichters Namen, mithin in Bezug auf den dichterischen Text als Nebensache, im Druck. Diese zwanzig Lieder gingen zum Theil in des Dichters Werke über, unter den Ueberschriften: „Die schöne Nacht, Glück und Traum, lebendiges Andenken, Glück der Entfernung, an Luna, Brautnacht, Schadenfreude, Unschuld, Scheintod, die Freude, Wechsel." Nach Goethe's Tode hat man davon auch die Lieder: „Der Misanthrop, verschiedene Drohung, Mädchenwünsche, Beweggrund, Liebe wider Willen, wahrer Genuß" in die Sammlung aufgenommen, während das Schlußgedicht: „Zueignung" noch fortblieb, mit dem Anfang:

> Da sind sie nun! da habt Ihr sie,
> Die Lieder, ohne Kunst und Müh,
> Am Rand des Bachs entsprungen.
> Verliebt und jung und voll Gefühl,
> Trieb ich der Jugend altes Spiel,
> Und hab' sie so gesungen.

Die Lieder aus der Zeit der Gemüthsconflicte mit Käthchen Schönkopf athmen gemächliche Lebenslust, mäßige Hingebung an die Reize der Welt beim Gefühl vom Wankelmuth der Neigungen des Herzens und vom Widerstreit zwischen Sittengesetz und Forderung der Sinne. Sie opfern gern, aber nur lächelnd Gott Amor dem Schalk und huldigen der Anmuth der Wielandschen Philosophie der Grazien. Es ist nicht gut denkbar, daß Lessing einen entschiedenen Einfluß auf Goethe damals hatte, denn in einem Briefe an den Buchhändler Reich vom Jahre 1770 nennt er noch Wieland wesentlich seinen Lehrer und Meister. Goethe bedurfte Herders und einer Straßburger Epoche, um sich eine stärkere Welt zu erschließen. Im Gedicht: „Wahrer Genuß" singt Goethe:

> Ich bin genügsam und genieße
> Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
> Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
> Zum Schemel ihrer Füße macht,
> Den Apfel, den sie angebissen,
> Das Glas woraus sie trank, mir reicht,
> Und mir bei halb geraubten Küssen
> Den sonst verdeckten Busen zeigt.
> Und wenn in stillgesell'ger Stunde,
> Sie einst mit mir von Liebe spricht,
> Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
> Nur Worte, — Küsse wünsch' ich nicht.
> Welch ein Verstand der sie beseelet,
> Mit immer neuem Reiz umgiebt!
> Sie ist vollkommen, und sie fehlet
> Darin allein daß sie mich liebt.
> Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
> Die Sehnsucht mich an ihre Brust;
> Sieh, Jüngling, dieses heißt genießen,
> Sei klug und suche diese Lust ꝛc. ꝛc.

Dies das laxe Gemisch von zärtlicher Wollust und Pedanterie aus der Leipziger Liebesperiode, sehr in Abfall gegen die Sturmbegierden tieferer und heißerer Art, wie sie alsbald in der Brust Werther-Goethe's aufflammen sollten.

In Leipzigs Gesellschaftsbildung und Weltverkehr hatte Goethe die reichsstädtischen Formen, die pedantische Orthodoxie des Herkommens abgeworfen. Wieder heimgekehrt, erfaßte ihn ordentlich eine Sehnsucht nach den freieren Bewegungen der Leipziger Sitte. Die Frankfurter Frauengestalten erschienen ihm eckig, prüde und stolz bei geringerm Bildungsinteresse. 1768 am 28. August, an seinem neunzehnten Geburtstage, war er in einem Hauderer von Leipzig geschieden, von Käthchen Schönkopf ohne Abschied. Er hat Briefe an sie geschrieben aus Frankfurt, und entschuldigt sich bei ihr deshalb. „In der Nachbarschaft war ich," schreibt er, „ich war schon unten an der Thür, ich sah die Laterne; ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Mal: wie wäre ich wieder heruntergekommen! — Ich thue also jetzt was ich damals hätte thun sollen: ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir so beständig bewiesen haben und die ich nie vergessen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich meiner zu erinnern; tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen recht oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war und den Sie hoffentlich manchmal vermissen werden. Wenigstens ich vermisse Sie oft — darüber will ich hinweggehen, denn das ist immer für mich ein trauriges Capitel." Und er kam auch darüber hinweg, der gute Junge, als von Leipzig die Kunde einlief, Käthchen sei mit einem Dr. Kanne verlobt, den Goethe bei ihr eingeführt hatte. Er schreibt ihr darauf, er sei bei ihr im Traume gewesen und habe sie verheirathet gesehen. „Wenn ich uneigennützig darüber denke," schreibt er ihr, „wie freut mich das, Sie, meine beste Freundin ꝛc. in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu

wissen, Sie vergnügt zu wissen, und befreit von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand, und besonders Ihr lediger Stand ausgesetzt war. Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat, und das Glück Ihres Gatten und seine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir seine Freundschaft dadurch, daß Sie meine Freundin bleiben, denn auch bis auf die Freunde müssen Sie jetzt Alles gemein haben." Im letzten seiner Briefe an sie, worin er ihr seine Abreise nach Straßburg meldet, vom Januar 1770, schreibt er ihr unter Anderen: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen, und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen was das heißt." — Käthchen lebte als Frau Dr. Kanne bis zum Jahre 1810.

Von Friederike Oeser ist nicht die Rede in Goethe's Wahrheit und Dichtung. Und doch hat er ihr in Prosa und Versen manche Epistel gewidmet von Frankfurt aus, als er weh- und reumüthig an die Leipziger Vergangenheit dachte. Sie war des Mannes Tochter, bei dem er in der Pleißestadt auf der Akademie mit einigen jungen Edelleuten, unter denen zufällig der spätere Staatskanzler Hardenberg war, Zeichnenunterricht genossen. Oeser hatte für Goethe das Verdienst, ihm Winkelmanns Gedankenwelt thatsächlich und praktisch zu eröffnen, denn thatsächlich und ausübend, nicht anders, ließ er sich alles beibringen was er aufnahm. Aus den Episteln an Friederike Oeser geht hervor, daß er oft bei ihr Trost gefunden, wenn „sein böses Mädchen ihn geplagt." Friederikens Witz und Munterkeit verscheuchte die böse Laune; oft freilich setzte sie ihm auch muthwillig und unbarmherzig zu, wenn er unglücklich schien und ihr sein Leid klagte. Er schätzte ihr Urtheil, und in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit den Melodien zurück. Aus den Frankfurter Briefen ergiebt sich, daß es abermals und immer ein weiblich Wesen sein mußte, dem er beichtete, auch wenn er demselben nur Erwägungen und Betrachtungen zu widmen hatte. „Meine gegenwärtige Lebensart," schrieb Goethe ihr am 13. Febr. 1769, „ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher, das ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter als Andere mit ihrer Bibliothekswissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Blätter durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr als was einfältig ist. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still! Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet." — Eine poetische Epistel: „An Mademoiselle Oeser zu Leipzig" (unter den an Personen gerichteten Gedichten), vom 6. November 1768 datirt, bestätigt, daß er in seinen Leipziger Herzensnöthen bei Oesers Tochter Ruhe und Trost, also Freundschaft, nicht Liebe, gefunden. Er sehnte sich in Frankfurt nach solcher Beruhigung:

> Zwar hab' ich hier an meiner Seite
> Beständig rechte gute Leute,
> Die mit mir leiden, wenn ich leide;
> Sie sorgen mir für manche Freude,
> Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein;
> Und dennoch kenn' ich niemand der die Pein
> Des Schmerzens so behende stillt, die Ruh'
> Mit einem Blick der Seele schenkt wie Du.

Er findet „das Frankfurter Frauenzimmer," er meint das gesammte Geschlecht, gegen das Leipziger gehalten nicht besonders reizend, auch Friederiken Oeser sei dort keine gleich an Munterkeit, an Einsicht und an Witz, und ihrer „Stimme Harmonie," wie käme die „heraus ins Reich!"

> So ein Gespräch wie unsers war im Garten
> Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
> So aufgeweckt und doch so klug,
> Ja darauf kann ich warten!

Man hat Briefe des Leipziger Studenten Goethe an Friederike Oeser in Dölitz, dem Dörfchen, wo Oesers Landhaus stand, dessen Decken der Meister selbst gemalt. Dorthin hatte der Arme in der Laune des Verliebten sich oft und gern geflüchtet und Trost gesucht und gefunden. Damit ist dann auch hinlänglich eingestanden, daß Friederike nur eine der „schwesterlichen Seelen" war, denen man gut ist, aber die man nicht liebt. Friederike Oeser starb 1829, unverheirathet, 81 Jahre alt.

F. G. K.

Der Dechant von Bajadoz.

Eine spanische Sage.

Der Dechant der Kathedrale in Bajadoz war gelehrter als alle Doctoren in Salamanca, Coimbra und Alcala. Er verstand alle Sprachen, todte und lebende, und galt als ein vollkommener Meister jeder Wissenschaft, geistlicher wie weltlicher. Nur in jener erhabenen Kunst: der Magie, mußte er seine Unwissenheit bekennen; und das machte ihn ganz untröstlich. Man erzählte ihm von einem großen Magier, der eine Vorstadt von Toledo bewohne, und Torribio heiße. Sogleich sattelte er sein Maulthier, reiste nach Toledo, und stieg an der Thür eines unscheinbaren Hauses ab, welches jener berühmte Mann bewohnte.

„Hochwürdigster Magier," sagte er, indem er sich an den Weisen wandte, „ich bin der Dechant von Bajadoz. Alle Gelehrten Spaniens nennen mich ihren Obern; aber ich bin gekommen, Euch um eine weit größere Ehre zu ersuchen: Ich will Euer Schüler werden. Würdigt mich der Einweihung in Eure Kunst, und zweifelt nicht, daß ich es an dankbarer Erkenntlichkeit fehlen lassen werde, wie sie Eurem außerordentlichen Verdienste gebührt."

Don Torribio erwiderte ihm eben nicht höflich, daß er sich anderswo nach einem Lehrer in der Magie umsehen solle, da

er einer Beschäftigung müde sei, welche nur Complimente und Versprechungen erzeuge, und daß er die geheime Wissenschaft nicht den Undankbaren feil geben wolle.

„Den Undankbaren?" rief der Dechant, „ist denn der große Don Torribio mit Undank belohnt worden? — und will er mich mit solchen Unmenschen auf eine gleiche Stufe stellen?" — Er wiederholte darauf sein Versprechen und fügte manch schönes Wort über Dankbarkeit aus alten Schriften hinzu.

Kurz, er sprach so schön, daß der Zauberer, nachdem er eine Weile sinnend gestanden hatte, bekannte, er könne einem Manne von solchen Fähigkeiten und solch bereiter Dankbarkeit keine Weigerung entgegenstellen. „Jacintha," sagte er zu seiner Haushälterin, „setzt zwei Rebhühner an das Feuer; ich hoffe, mein Freund, der Dechant, wird mir die Ehre erweisen, diesen Abend bei mir zu Tische zu sein." Zu derselben Zeit nahm er ihn bei der Hand und führte ihn in sein Cabinet. Da berührte er seine Stirn, während er drei geheimnißvolle Worte flüsterte und begann ohne weitere Vorbereitung über die einleitenden Elemente seiner geheimen Wissenschaft zu sprechen.

Sein neuer Schüler lauschte mit einer Aufmerksamkeit, die ihm kaum das Athmen erlaubte, als Jacintha plötzlich einen kleinen Mann einführte, der von seinen ungestalteten Stiefeln an bis zum Kopf mit Staub bedeckt war, und den Dechanten in wichtigen Geschäften zu sprechen wünschte.

Dieser kleine Mann war der Kutscher seines Onkels, des Bischofs von Bajadoz, der ihm die Nachricht brachte, daß der Letztere plötzlich so erkrankt sei, daß sich üble Folgen erwarten ließen. Der Dechant verwünschte die Krankheit, den Patienten und den Boten, weil sie ihm zu ungelegener Zeit kamen. Er empfahl dem Boten schnelle Rückkehr und versicherte, sogleich zu folgen; allein er wendete sich wieder zu dem Unterricht als ob es weder einen Onkel, noch eine gefährliche Krankheit gäbe.

Wenige Tage darauf empfing er neue Nachrichten, aber angenehmere. Drei Geistliche benachrichtigten ihn von dem Tode seines Onkels, und daß er bestimmt sei, den erledigten Bischofssitz einzunehmen; sie ersuchten ihn demüthig, die betrübte Kirche durch seine Gegenwart zu trösten.

Don Torribio, bei dieser Rede der Deputation gegenwärtig, beschloß, Vortheil aus diesen Verhältnissen zu ziehen. Er nahm den neuen Bischof beiseite, und, nachdem er ihm zu seiner Erhöhung gratulirt hatte, erzählte er ihm, daß er einen Sohn Namens Benjamin habe. Derselbe sei auch Geistlicher, und zeichne sich, wie er höre, vor allen übrigen Geistlichen in Toledo aus. Er ersuche ihn, seinem Sohne zu der erledigten Stelle eines Dechanten in Bajadoz zu verhelfen.

„Ich bedaure sehr," erwiderte der Prälat, etwas verdrießlich scheinend, „daß ich Eurem Wunsche nicht willfahren kann; obgleich ich kein größeres Vergnügen kenne, als Euch dankbar zu sein. Ich kann aber nicht, weil ich einen alten Vetter versorgen muß, der zu weiter nichts als zum Dechanten taugt, und der, wenn ich ihn nicht zu dieser Beförderung gelangen ließe, mir seine Hinterlassenschaft entziehen würde. Aber, — fuhr er in wohlwollender Weise fort, — wollt Ihr mich nicht nach Bajadoz begleiten? Kommt mit mir, und früher oder später werde ich für Euren Sohn mehr thun können, als Ihr erwartet. Eine solch niedrige Stellung ist auch für den Sohn eines Mannes, wie Ihr, nicht passend."

Don Torribio folgte seinem gelehrten Schüler nach Bajadoz, wo er ein elegantes Zimmer im bischöflichen Palaste bezog. Von Jedermann wurde er als Günstling des Bischofs sehr aufmerksam behandelt.

Zufolge des Unterrichtes eines so tüchtigen Meisters, machte der Bischof schnelle Fortschritte in den geheimen Wissenschaften, wobei er keineswegs die Pflichten seines Amtes außer Acht ließ. Seine Gelehrsamkeit wie seine Frömmigkeit machten ihn in der ganzen Christenheit bekannt und verursachten seine Berufung zum Erzbischof von Compostella.

Das Volk und die Geistlichkeit von Bajadoz beklagten ihren Verlust. Als Zeichen ihrer Verehrung übergaben sie ihm das Recht, seinen Nachfolger selbst bestimmen zu können.

Don Torribio ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt für seinen Sohn vorübergehen. Er verlangte das Bisthum von dem neuen Erzbischof, aber — es wurde ihm in aller Höflichkeit verweigert. Er sagte, er habe die größte Verehrung für seinen Meister, und fühle sich verstimmt, daß es nicht in seiner Gewalt sei, dem Wunsche die Erfüllung zu geben. Don Ferdinand de Lara, Commandant von Castilien, habe bereits für seinen Sohn das Bisthum verlangt. Dieser Edelmann sei ihm zwar nicht persönlich bekannt, doch sprächen geheime, wichtige, und, was noch mehr sagen wolle, sehr alte Verpflichtungen zu Gunsten seines Sohnes. Es sei daher unabweisliche Pflicht, einen alten Wohlthäter einem neuen vorzuziehen; aber bei der ersten Gelegenheit werde er seine Dankbarkeit bezeigen.

Sie zogen nach Compostella. Nach wenigen Monaten kam ein päpstlicher Gesandter an, um dem Erzbischofe den Cardinalshut zu überbringen und einen Brief des Papstes zu übergeben, in welchem er nach Rom verlangt wurde, um mit seinem Rathe dem Papste nahe sein zu können. Zugleich erhielt er auch hier das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen.

Don Torribio besuchte zu dieser Zeit seinen Sohn in dem kleinen Kirchspiele bei Toledo, eilte aber bei erhaltener Nachricht sogleich nach Compostella. Diesmal sah er sich der Mühe des Verlangens überhoben, denn der Prälat kam ihm mit offenen Armen entgegen und sagte: „Mein theurer Meister, ich habe Euch auf einmal zwei gute Nachrichten mitzutheilen. Euer Jünger ist Cardinal und Euer Sohn soll — in kürzester Frist — zu derselben Würde steigen. Ich hatte die Absicht, ihn in Eurer Abwesenheit zum Erzbischof zu ernennen; aber unglücklicherweise für ihn, oder noch mehr für mich, schrieb meine Mutter mir einen grausamen Brief, der meine Pläne wieder zerstörte. Sie schreibt, ich möchte den Archidiaconus Don Salazar, ihren vertrauten Freund und Beichtvater, zu meinem Nachfolger ernennen. Wenn sie ihn nicht zu dieser Stellung befördert sehe, so würde dieser Weigerung ihr Tod folgen; „und," fügte der Cardinal hinzu, „was meine Mutter sagt, ist ohne Zweifel wahr. Stellt Euch aber an meine Stelle; soll ich den Tod meiner Mutter verursachen?"

Don Torribio schwieg. Er folgte dem Cardinal nach Rom. Kaum waren sie da, als der Papst starb. Es läßt sich erra-

then was geschah: die Cardinäle ernannten den spanischen Cardinal zum Papste.

Sogleich nach den Feierlichkeiten seines Antrittes erlangte Torribio eine geheime Unterredung, weinte vor Freude und küßte die Füße seines Schülers, welcher mit viel Würde auf dem römischen Throne saß. Er erwähnte seine langen und treuen Dienste und erinnerte ihn an sein Versprechen, welches er kurz vorher abermals erneuert hatte. Er verlange keineswegs für seinen Sohn den Cardinalshut, sondern er und sein Sohn würden sich glücklich schätzen, wenn Seine Heiligkeit ihnen vielleicht ein kleines Jahrgehalt bestimmen wolle, was die wenigen Bedürfnisse eines Geistlichen und eines Philosophen hinreichend decken würde.

Während dieser Rede überlegte der Papst, daß er bereits mehr wisse von der Magie, als ein Papst bedürfe, und daß es sein Ansehen schwächen könne, wenn dieser Zauberer länger bei ihm verkehre. Nachdem er diese Umstände reiflich erwogen hatte, sah er ein, daß Torribio ein nutzloser und lästiger Begleiter sei, und erwiderte ihm: „Wir haben, unter dem Vorwande, die geheimen Wissenschaften kennenzulernen, gefunden, daß Ihr in einem gefährlichen Verkehre mit den Geistern der Finsterniß und des Betrugs steht; deshalb ermahnen wir Euch, Euer Verbrechen durch eine Buße auszugleichen, welche im Verhältniß zu der Größe desselben stehen muß. Ueberdies befehlen wir Euch, innerhalb dreier Tage die Grenzen des Kirchenstaates zu verlassen, wenn Ihr nicht der strafenden Macht in die Hände fallen wollt."

Don Torribio, ohne überrascht zu sein, wiederholte jene drei Worte, welche er bald nach dem Eintritte des Dechanten leise sprach und ging zum Fenster, durch welches er laut rief: „Jacintha, es bedarf nur ein Rebhuhn der Zubereitung; denn mein Freund, der Dechant, wird nicht bei mir zu Abend essen!" Dies war ein Donnerkeil für den eingebildeten Papst; er erwachte aus seinem Traume, bemerkte, daß er nicht im Vatican, sondern in Toledo sich befände, und daß kaum eine Stunde seit dem Eintritte in das Cabinet verflossen sei. In jener kurzen Zeit hatte er sich eingebildet, Zauberer, Bischof, Erzbischof, Cardinal und Papst zu sein, und fand zuletzt, daß er Betrogener und Betrüger war. Alles war Täuschung, ausgenommen die Beweise, welche er von seinem Betruge und seinem bösen Herzen gegeben hatte.

Er ging sogleich von dannen, ohne ein Wort zu reden, kehrte auf seinem Maulthiere nach Bajadoz zurück, ohne die geringsten Fortschritte in jener erhabenen Wissenschaft gemacht zu haben, in welcher er ein Meister werden wollte. M—l.

Böhmische Volkslieder.

Der zerbrochene Krug.

Wollt' 'ne Maid um Wasser geh'n,
Trug 'nen Krug, der war so schön.
Stieg ein Herr vorbei,
Brach den Krug entzwei.

Und es weinte laut die Maid
Um den Krug in bittrem Leid:
„Seid ihr stolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!"

„„Weine nicht so bitterlich,
Gern ersetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geschirr
Dieses Tuch von mir!""

Doch die Maid, sie wollt' es nicht,
Weinet fort und fort und spricht:
„Seid ihr stolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!"

„„Weine nicht so bitterlich,
Gern ersetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geschirr
Diesen Ring von mir!""

Doch die Maid sie wollt ihn nicht,
Weinet fort und fort und spricht:
Seid Ihr stolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!"

„„Weine nicht so bitterlich,
Gern ersetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geschirr,
Nimm mich selbst dafür!

„Ei, wie war sogleich die Maid
Voller Lust und Fröhlichkeit:
Für den schönen Krug
Hab' ich nun genug!"

Grimmiger Fluch.

Ha! wüßt' ich, wer mit dem Liebsten
Mich boshaft will entzwei'n,
Fürwahr, fürwahr, ich streut' ihm
Salz in die Augen hinein!

Ich streut' ihm Salz in die Augen,
Und Sand ihm zwischen die Zähn';
Dann würd' ihm wohl am Ende
Die Lust zum Lügen vergeh'n.

Jetzt weiß ich's, o jetzt weiß ich's!
Es ist ein altes Weib,
Das möchte unsre Herzen
Entzwei'n zum Zeitvertreib.

O Herrgott, Du, so schicke
Auf das Weib Dein Wetter daher,
Und beregne es neun Tage
Mit Steinen, centnerschwer!

Neun Tage mit schweren Steinen,
Am zehnten mit Dornen fein,
Daß es nie wieder versuche,
Zwei Liebende zu entzwei'n!

Zur Chronik.

„Die Religion im gemeinen Leben."

— „Die Arbeit mit der Religion in Einklang zu bringen und mitten unter dem Geräusch und den Zerstreuungen eines geschäftigen Lebens einen Geist ernster Frömmigkeit zu bewahren: — das ist unstreitig eine der schwersten Aufgaben des Christen in diesem Leben. Es ist verhältnißmäßig leicht, in der Kirche fromm zu sein; es wird uns nicht schwer, unsere Gedanken und unser Gemüth zu sammeln und mit Andacht und äußerlicher Ehrfurcht am Gottesdienste theilzunehmen, wenn die Sabbathsruhe uns umgiebt und wir uns in den stillen und geheiligten Mauern des Gotteshauses befinden. Aber mitten in der Welt Frömmigkeit üben, auf der Schreibstube, in der Werkstätte, auf dem Markte, bei der Feldarbeit religiös gesinnt sein, unsere guten Gedanken, unsere feierliche Stimmung aus der Kirche in das Gedränge und Getreibe des täglichen Lebens mitnehmen: darin liegt die große Schwierigkeit eines christlichen Berufs!" — Mit diesen Worten eröffnete im Herbst 1855 ein junger schottischer Landprediger, Herr John Caird, vor der Königin Victoria und dem Prinzen Albert bei deren Landaufenthalte auf Schottlands Boden eine Predigt, zu welcher der bescheidene Pfarrer vom Hofe selbst erst aufgefordert werden mußte und die den Hoheiten so wohlgefiel, daß sie auf deren Anstiften gedruckt wurde und seitdem in Schottland und England sich in Aller Händen befindet, unter obigem Titel in vielen Zehntausenden von Exemplaren verbreitet wurde. Schon früher bei seinem ersten Auftreten hat der Reverend John Caird als Prediger in Edinburg sich Ruhm erworben, sich aber seiner Gesundheit wegen auf eine stille Landpfarre zurückgezogen und wiederholte Einladungen, einem größern, städtischen Kreise anzugehören, abgelehnt. Erst der ausdrücklichen Aufforderung der Königin bedurfte es, um den Mann zu bewegen, vor dem Hofe zu reden. Aber das Urtheil der Königin ist das Urtheil der Nation geworden und Cairds anspruchsloses, aber ergreifendes Glaubensbekenntniß, das Zeugniß eines werkthätigen, im menschlichen Thun sich bewährenden Christenthums, hat auch in Deutschland, von einer Frau übersetzt, mit Vorwort von Bunsen, seine zahlreichen Freunde und Anhänger gefunden (Leipzig, bei Brockhaus). Es erschien vom Büchelchen bereits die vierte Auflage; die dritte, in 10,000 Exemplaren, wurde für den Volksschriftenverein in Zwickau gedruckt und vom Gothaischen Oberconsistorium (Karl Schwarz) allen Volksbibliotheken empfohlen. Die kleine Schrift ist der Ausdruck eines ächt apostolischen Christenthums. Ein solches predigt nicht, die Welt der Kirche als Opfer darzubringen, sondern trägt die Heilswahrheiten der Kirche hinaus ins Leben der Menschen. Das Motto aus der Bibel zur Predigt lautet englisch: Not slothful in business: fervent in spirit, serving the Lord. (Seid nicht träge im Geschäft, brünstig im Geist, dienend dem Herrn. Römer XII. 11). Bunsen ließ übersetzen: Seid nicht träge, wo es Fleiß gilt rc. Aber der Engländer verlangt und will die praktische Auffassung der Unverdrossenheit in der Arbeit, versteht unter „Geschäft" den vollen drängenden Ernst der bürgerlichen Thätigkeit. Die Hauptsache in Cairds Auffassung liegt in der Heiligung des Werkeldienstes durch gute, gottgefällige Absicht und Gesinnung. Im Thun, nicht blos in der Sonntagsstimmung des Gebets und Kirchendienstes, soll sich ächtes Christenthum bewähren. Die Lehre Christi ist nicht in die Welt gekommen, diese Welt ihres Inhaltes zu entleeren, sondern sie mit Brüderlichkeit und Liebe zu erfüllen. Ein Anderes ist es, die Erde dem Himmel zu opfern; ein Anderes den Himmel der Erde zu bringen. Hier liegt die Scheide zwischen römischem und evangelischem Bekenntniß.

Christian Karl Josias Bunsens Vorwort ist, wie auch die Vorrede zu Band 1 seines Werkes: „Gott in der Geschichte," unterzeichnet zu Charlottenberg bei Heidelberg. Dies großartige, auf tiefe Studien basirte Werk über die Fortentwickelung der Lehre Christi zur sittlichen Weltordnung hat selbst in Frankreich hohe Beachtung gefunden, so gut wie seine „Zeichen der Zeit", welche europäisches Aufsehen erweckten. Ed. Laboulaye, Professor am Collége de France und Mitglied des k. Instituts, ein Anhänger der deutschen historischen Schule, brachte im Journal des Débats einen Artikel, der jetzt auch in deutscher Uebersetzung (Leipzig, bei Brockhaus) erschien: „Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit. Urtheil des französischen Rechtsgelehrten und Historikers Ed. Laboulaye über Bunsens Zeichen der Zeit und deren Bekämpfer." Deutsch bearbeitet von L. A. Warnkönig. Laboulaye ist bekanntlich Redacteur der Revue historique du droit, Verfasser der Historie politique des Etats-unis, und der Etudes contemporaines sur l'Allemagne et les pays slaves. Warnkönig ist Professor des katholischen Kirchenrechts in Tübingen.

Deutsche Studien in Spanien.

— Es war ein Leipziger Patricier, ein Frege, wenn uns recht ist, der unter den Touristen in Bezug auf Spanien als bahnbrechend, als „Pionier" dasteht, indem er lange vor aller Eisenbahnzeit dem Drange: Nach Sevilla, nach Sevilla! Raum gab und sein spanisches Reisetagebuch veröffentlichte. Es gehörte damals noch ein gewisser Muth dazu, über die Pyrenäen zu steigen, nicht blos bei den schlechten Transportmitteln, die in Spanien nicht besser geworden sind, sondern auch in Anbetracht gänzlicher Verzichtleistung auf civilen Comfort. Und in der That, des saubern Leipziger Patriciers Reisebuch begann mit der abschreckenden Warnungstafel: „Wer ekelig ist, muß nicht nach Spanien gehen!" Seitdem sind aber gar viele deutsche Seelen nicht „ekelig" gewesen und nach Spanien gewandert; die Romantik überwindet manchen Ekel, auch den Widerwillen gegen politische liederliche Wirthschaft in den wälschen Ländern. Deutsche schwärmen gar gern unter den Ruinen einer mittelalterlichen Herrlichkeit. Washington Irvings Alhambraskizzen reizten den Heißhunger. Von unseren theoretischen Romantikern lieferte Professor Huber, der Sohn der Frau Therese, ein vielfach treffliches Werk über Spanien. Der kunstliebende Quandt aus Dresden, der rheinische Priester Alban Stolz gaben ihre ästhetischen Forschungen und Schilderungen; ihnen folgten in der Kenntnißnahme von Land und Leuten: Minutoli, Höffen, Diebitsch, in neuerer Zeit Rochau, Ziegler, der Botaniker Willkomm, Bruder des Novellisten, jetzt Professor in Tharand. Auch Gräfin Ida Hahn, die „Reisendin", konnte nicht umhin, auf Andalusiens Boden zu schwärmen, ohne unter den Hidalgos den Rechten zu finden. Wackernagel lieferte ein treffliches Büchlein über Sevilla; R. Gosche seine Berliner Vorlesung über die Alhambra, das Ergebniß tiefer Studien ihrer Architektur.

Zu diesen gesellen sich in neuester Zeit noch vier andere deutsche Männer. Von Freiherrn v. Wolzogens „Reise nach Spanien" theilten wir (in Nr. 4) die neueste Schilderung eines Madrider Stiergefechtes mit. Der katholische Geistliche Lorinser

vervollständigte in seinen „Reiseskizzen aus Spanien" mannichfach die Kenntnißnahme der kirchlichen Baudenkmäler des romantischen Landes. Hackländer erfrischte das Interesse durch Humor in seinem Buche: „Ein Winter in Spanien." Dieser Mann der Artilleriecaserne, des Opernchors und der Hofgesellschaft ist good boy genug, um weder in den Reizen von Damascus, noch unter der Schwermuth von Toledo mit seiner guten Laune unterzugehen. Wohlgemuth und frisch wie er Kleinasien geschildert, gab er seine Anschauungen von Spanien, die schon umdeswillen Neues bieten, weil er just einen Winter dort verlebte und durch die öde Mancha bei Nebel und Feuchtigkeit zu Maulthier kreuzte. Auch sind es bei ihm ihrer Drei, die ihre Anschauungen, Erlebnisse und Abenteuer zu Stande bringen, ein deutscher Baumeister, ein deutscher langer Maler und der dicke Poet als Berichterstatter. Da fehlt es nicht an Kurzweil, wenn wir hier — ich glaube in deutscher Schilderung bereits das zwölfte Mal — den Montserrat, oder die halsbrecherischen spanischen Eilwägen mit ihren elenden Rosinanten und prahlerisch lärmenden Postillonen besteigen. Auf Toledo hat Hackländer vierzig Seiten verwendet.

In zwei Bänden brachte Hans Wachenhusen (Berlin bei Huber) seine „Reisebilder aus Spanien;" Band 1 Castilien, Band 2 Andalusien. Auch ein gewiegter Tourist für Ost und West, Nord und Süd. Seine skandinavischen Studien scheinen unterbrochen zu sein; um so mehr Anklang fanden sein „Besuch im türkischen Lager," sein Streifzug durch Bulgarien und Rumelien „von Widdin nach Stambul," sein „Neues Paris" (sämmtlich in Lorcks Eisenbahnbüchern). Der Verfasser erzählt mit Empfindung, aber auch mit Ironie, namentlich in letzterer Beziehung politische Cabalen und höfische Scandale. Von Straßburg aus, im April 1856, nahm er über Bordeaux seinen Anlauf über die Pyrenäen und steckte sich sein Reiseziel an der Küste von Marocco; vielleicht um die Schilderungen auf africanischem Boden fortzusetzen. Was die Politik in Spanien betrifft, so ist sie eine Ephemere. Hans Wachenhusen erlebte just die Triumphzüge des neuesten Quixote, des Duque de la Victoria, jenes Espartero, der seine Siege so schnell wie ein Toreador in Stich ließ, um anderen Matadoren Platz zu machen.

Wichtiger als alle diese Streifereien durch die verlodderte Romantik des heutigen Spaniens sind deutsche Studien auf dem Gebiet der Poesie zur Zeit der Glorie jenes Volksthums. In der That sind es die Deutschen welche Spaniens Ehre ergründeten, durchforschten und wiederherstellten. Die Franzosen benutzten und plünderten verschwiegen die überreiche Fundgrube der spanischen Dramatik; wir, seit der Zeit unserer Romantiker, schürften deren halbverschüttete Erzgänge wieder auf und brachten alte Herrlichkeiten mit Liebe zur Erkenntniß. Friedrich v. Schacks Werk über die Geschichte und Entwickelung des spanischen Drama's sucht an Gründlichkeit seinesgleichen. Es ist epochemachend sowohl, wie es zugleich epocheabschließend zu sein schien. Gleichwohl ist jetzt ein umfassendes Werk: „Die Schauspiele Calderons, dargestellt und erläutert von Fr. Wilh. Val. Schmidt, aus gedruckten und ungedruckten Papieren des Verfassers zusammengesetzt, ergänzt und herausgegeben von Leopold Schmidt (Elberfeld bei Friderichs) erschienen, das wesentliche Bereicherungen namentlich in philologischer Beziehung zur Kenntnißnahme der Blume des spanischen Drama's bietet. Valentin Schmidt, der feine Forscher und Docent in Berlin (er starb an der Cholera zu Anfang der dreißiger Jahre) hatte das Studium Calderons zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Schon 1819, als er eine kleine Schrift: „Ueber die Kirchentrennung von England, Schauspiel des D. Pedro Calderon de la Barca" herausgab, verhieß er sein Werk, das er zu vollenden nicht bestimmt war, das aber jetzt sein Sohn, der in seine Fußstapfen trat, ergänzte und abschloß. Valentin Schmidt hatte seine Vorstudien selbst noch über die 108 als ächt anerkannten Calderonischen Stücke, auch auf die ihm untergeschobenen ausgedehnt; unter seinen Papieren fand sich eine Bearbeitung einiger von diesen. Nicht blos die Angabe vom Todesjahr des Dichters, auch die Zahl seiner Stücke schwankt noch immer hier und da in deutschen Büchern. Dieze in der Uebersetzung des Velasquez gab 1687 als Calderons Todesjahr an, während der Freund des Dichters, Vera Tassis, in seiner Biographie 1600 bis 1681 als Zielpunkte feststellte. Wir begnügen uns auf das verdienstliche Werk von Valentin und Leopold Schmidt hinzuweisen, bemerken nur noch, daß diese Forscher trotz der Begeisterung für ihren Dichter nicht blind über seine letzten Arbeiten sind, die in Manierirtheit untergingen.

Der Koran.

—s—. Nach dem Evangelium existirt vielleicht keine herrlichere Abhandlung der Moral als der Koran sie giebt. Diejenigen, welche ihn der Barbarei anklagen, haben ihn nicht gelesen oder nicht verstanden; wir wollen hierbei nicht von den Leuten sprechen, die ein Interesse haben, ihn in ein schwarzes Licht zu stellen. Die Gesetzgebung der Muselmänner geht ganz aus diesem erhabenen Buche hervor, sowie ebenfalls ihre religiösen und politischen Dogmen daraus fließen. Der Koran ist die einzige und unerschütterliche Grundlage der Institutionen, durch welche vielleicht ein Viertel der Welt regiert wird. Was das vorzüglichste Verdienst dieser Institutionen ausmacht, das ist ihre vollkommene Homogenität. Derselbe Wille bestimmt zugleich über das, was der Mensch Gott schuldig ist und über das, wozu er gegen seinen Nächsten verpflichtet ist; er urtheilt zugleich über die socialen Vergehungen und über die Sünden gegen den Himmel. Er kündigt sich an, als von der Gottheit auf die Erde gesendet, in seiner Hand Strafe und Lohn tragend, Verzeihung für die Reuigen, Verdammniß für die, welche im Unglauben sterben. Bekleidet mit diesem doppelten Charakter, übt das muselmännische Gesetz auf die Massen eine unbeschränkte und geheiligte Gewalt aus; man respectirt es wie die Religion; Diejenigen, welche mit der Auslegung derselben beauftragt sind, haben gleichen Rang mit den Priestern und bilden mit ihnen das famose Corps der Ulemas, von welchen eine Entscheidung mit einem einzigen Schlage die ganze Außenseite des Reichs verändern kann. — Die Kalifen kannten einige Jahrhunderte hindurch kein anderes geschriebenes Gesetz als den Koran. Einige Schriftgelehrten fügten noch die Sammlung der prophetischen Gesetze hinzu, d. h. sie verfaßten die Worte, die Maximen und die Rathschläge Mahomeds in einen Codex. Man nahm allmählich unter die Bücher der Gesetzgebung auch die Sammlung der apostolischen Gesetze auf, welche die Glossen und Entscheidungen der Apostel und vornehmsten Schüler des Propheten enthält; dann die Sammlung der kanonischen Entscheidungen, verfaßt von den Imâms mudjtehids oder Auslegern der ersten Jahrhunderte. Aber da diese verschiedenen Codices, zu bändereich, um mit Nutzen studirt zu werden, oft in der Praxis viele Schwierigkeiten herbeiführten, so bearbeitete ein berühmter Doctor, Molla Khousrew, im Jahre 1470 (875 der Hegira) alle diese Werke und zog sie in einen einzigen Codex zusammen, den er „die Perle" nannte.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 30. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [25. Juli.

Inhalt.

Die englische Armee.

Armeereform, fort mit dem System des Stellenkaufens, fort mit dem Werbesystem! Das ist das Feldgeschrei Vieler in England, welche mit Erstaunen sahen, daß ihre Armee in das Schlepptau der Franzosen genommen wurde, welche sahen, daß trotz der hohen Kriegssteuer die Armee oft an dem nothwendigsten Mangel litt, welche sahen, daß sie wohl sehr brave Officiere im Feuer, aber keine Führer gleich denen der Franzosen hatten, welche endlich sahen wie schwer sich die Verluste ersetzen ließen, die im Laufe eines Feldzuges bei den Truppen eintreten müssen. Der sparsame berechnende Engländer fragt sich, wie kommt es, daß unsere Armee, nicht über 150,000 Mann stark, mehr kostet als eine Continentalarmee von 400,000 Mann?

Der letzte Krieg mit Rußland war es, welcher das Interesse der Nation an der Armee aufs neue erweckte; die Schlacht an der Alma bewies, daß die Soldaten zu fechten wußten, schien zu beweisen, daß das altenglische System der Angriffe in Linie allein zu glänzenden Resultaten führen könne, schien zu beweisen, daß man ganz auf dem richtigen Wege sei den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. — Wenige Monate später fühlte sich die Nation enttäuscht, da Sebastopol noch nicht gefallen, hörte die Klagen ihrer Krieger über schlechte Verpflegung, mangelhafte Sanitätsanstalten, hörte daß die schönen Leute und Pferde mehr durch Krankheiten als durch Schlachten decimirt wurden, statt schleuniger Hülfe langweilige Untersuchungsgerichte niedergesetzt wurden, die eben zu Nichts führten. Man debattirte im Parlament, viele Krebsschäden der Verwaltung wurden aufgedeckt; trotzdem ist man mit Ausnahme einer zweckmäßigeren Bewaffnung und Bekleidung der Armee, nach dem Frieden wieder zu Dem zurückgekehrt, was vor dem Frieden war, hat also sich bemüht, das zu vergessen, was die Erfahrung des Krieges lehrte. Dieser Fehler der Vergeßlichkeit wird und muß sich einst furchtbar rächen, das fühlt die Nation, und im Laufe des nächsten Parlaments wird die Armeereform eine bedeutende Rolle spielen.

Mehr als in irgend einem andern Staate ist hier der Officierstand derjenige, welcher sich aus den Söhnen des Geburts- oder Geldadels rekrutirt. Die Hauptansprüche welche man an Candidaten desselben macht, sind gute Familie und möglichst viel Geld; denn so hoch der Gehalt englischer Officiere auch scheinen mag, so ist er in Wirklichkeit ebenso unzureichend als in anderen Armeen, namentlich in den untern Chargen der Lieutenants. Ein junger Herr, der einzutreten wünscht, meldet sich bei dem Obersten irgend eines Regiments, deponirt das Geld für seine Stelle bei dem Agenten, einem Banquier in London, schreibt an das Kriegsministerium, legt ein Schreiben des Obersten bei, und kann sicher sein, daß er in vier Wochen Officier in Ihrer Majestät Kriegsdiensten ist, und Pflichten erfüllen soll die ihm gänzlich fremd und unbekannt sind. Denn es existirt kein Institut wo der junge Mann für seinen Stand erzogen werden konnte, kein Examen nach deutschen Begriffen, nur Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Geometrie, sowie wo möglich Kenntniß einer fremden Sprache, wird bei dem Candidaten gewünscht, und hat derselbe sich über den Besitz dieser Kenntnisse vor einer Commission, bestehend aus einem Major und den beiden ältesten Capitäns seines Regimentes auszuweisen. Wären nun der Dienst und die praktischen Uebungen der englischen Truppen von der Art, daß sich aus ihnen mehr lernen ließe als die bloßen Formen des Exercirens, so könnte der junge Mann durch die Praxis herangebildet werden; der Dienst besteht aber eben in weiter Nichts als zwei oder drei Paraden des Tages innerhalb der Casernenmauern. Felddienst, Tirailliren, Scheibenschießen werden höchst mangelhaft oder gar nicht betrieben, das Abrichten der neuen Mannschaften ist Sache der Sergeanten, wie ebenso das Zureiten der Remonten, Reitunterrichtgeben bei der Cavallerie, unter dem besonderen Reitlehrer des Regimentes steht; das geht den Officier wenig oder nichts an. Eine Stelle nach der andern wird gekauft, von einem Regimente in das andere übergetreten bis der junge Mann Capitän ist und eine Compagnie führen soll. Dies unangenehme und trubulöse Geschäft wird bald mit der Sinecure eines Majors vertauscht, und nur als Oberstlieutenant und Regimentscommandeur findet der Officier einen weniger beschränkten Wirkungskreis. Alle Bestrafungen im Regimente geschehen durch ihn oder durch die von ihm berufenen

Kriegsgerichte, alle Bestimmungen über Verpflegung, alle Lieferungen für sein Regiment hat er contractlich zu vergeben, nur mit den Cassen selbst hat er nichts zu thun. Ein Adjutant und ein Quartiermeister unterstützen ihn in Ausübung seiner vielen und schweren Pflichten, er ist wirklich der einzige Officier im ganzen Regimente der Dienstkenntniß haben muß. Nur zu oft ist aber diese Dienstkenntniß nicht mehr als bloße Routine, die von veralteten Formen nicht weichen will um guten und praktischen Neuerungen Platz zu machen, weil sie eben Neuerungen, weil sie nicht britisch, sondern mehrentheils aus fremden Armeen entnommen sind, und das haßt der englische Officier. Eine Unmasse Adjutanten werden den Regimentern entnommen und dienen in den verschiedenen Stäben, wenige derselben besitzen nur einen kleinen Theil der sogenannten Generalstabswissenschaften; einflußreiche Familie, angenehmes Aeußere, oft Geld machen ihn zu dem was er ist, und diese Herren sind oft die Ursachen von nur zu traurigen Ereignissen durch Ueberbringung „mißverstandener Befehle". Wir zeichnen nicht zu schwarz, es ist so, — wir wollen später Beispiele für die Wahrheit des Gesagten anführen.

Das Stellenkaufen der Officiere entwürdigt die Armee, es führt dazu, daß das Geld über das Verdienst sich erhebt, daß unfähige junge Leute Officiere werden können. — Aber es erheben sich jetzt mächtige Stimmen dagegen und wir hoffen, das neue Parlament wird es verstehen, diesem Uebel abzuhelfen, denn ein Uebel ist und bleibt es.

Die englische Armeeverwaltung ist kostspielig ohne der Armee selbst zu Gute zu kommen. Erwähnen wir des Heeres der Civilangestellten in der Armee, in ihren verschiedenen Stellungen mit und ohne Rang. Nennen wir zuerst den Banquier des Regimentes, Regimental-Agent, eine Stellung wie sie in keiner Armee der Welt vorkommt. Dieser Mann besorgt alle Geldgeschäfte zwischen der Regierung und den Regimentern, nebenbei auch Privatgeschäfte mit einzelnen Officieren. Der Zahlmeister des Regimentes faßt das Geld bei ihm, er berechnet es ihm rein kaufmännisch. Aber auch der Paymaster des Regimentes zahlt die Compagnien nur in Wechseln auf die nächste Bank, und die Commandeurs derselben müssen dort diese Wechsel vergolden oder versilbern. So geht das Geld der Regierung von einer Bank in die andere, und trägt Zinsen bevor es in die Hände der Soldaten kommt. Wem aber trägt es Zinsen? Der Armee ganz gewiß nicht, sondern den betreffenden Beamten. — Unter Verantwortlichkeit des Regimentscommandanten hat ein anderer Beamter, der Quartiermeister, alle Lieferungen von Brot, Fleisch, Heu, Stroh, Hafer und sämmtlichen Bekleidungsstücken des Regimentes mit den Lieferanten abzuschließen, und wir selbst haben uns nur zu oft überzeugt, daß auch hier für den Quartiermeister Sporteln abfallen, und für das Geld der Regierung nicht so gute Artikel angeschafft werden, als dies möglich ist.

Großartig aber ist die Pedanterie und Unfähigkeit der sogenannten Commissariats- oder Verpflegungsofficiere; sie hat manchem Soldaten in der Krim das Leben gekostet, und es sei uns gestattet nur einige Beispiele für das Gesagte anzuführen. Ein Regiment verläßt England um nach Balaclava eingeschifft zu werden, und bezieht deshalb der Quartiermeister die Munition von dem Commissariat in Portsmouth. Das Regiment war mit den neuen Enfield Rifles bewaffnet. — Auf hoher See wollen einige Officiere nach der Scheibe schießen, der Quartiermeister wird um Munition ersucht, und findet, daß sämmtliche an Bord in seiner Verwahrung befindliche Munition viel zu groß, und nicht für die Enfield, sondern für die alten Miniébüchsen bestimmt ist! Es sollte aber noch besser kommen. Im Hafen von Malta trafen wir ein Dampfschiff, das von der Krim nach England zurückgeschickt wurde, um die Munition nach Portsmouth zurückzubringen, welche es vierzehn Tage vorher dort geladen hatte — weil die Munition gleichfalls irrthümlicher Weise für die Gewehre der Armee in der Krim nicht paßte. — In der Zeit wo die englische Armee so sehr Mangel an Stiefeln litt, kommt ein Schiff mit solchen von England im Hafen von Balaclava an. Kaum signalisirt, erhält es vom Commandeur des Commissariats Befehl sofort eine versiegelte Depesche nach Konstantinopel zu bringen, ohne seine Fracht vorher zu löschen. Dies geschieht; die Depesche wird an den dortigen Commissariatsofficier übergeben, und was enthält sie? Es soll derselbe sofort Stiefel zu jedem Preise kaufen und durch das Schiff nach der Krim senden! Niemand hatte sich die Mühe gegeben den Schiffscapitän nach seiner Ladung zu fragen, und kamen die Stiefel durch diesen Fehler sieben Tage später bei den Regimentern an. — Ein junger Commissariatsofficier frug uns einst, ob wir in Deutschland auch Eisenbahnen hätten?!!

Das englische Commissariat ließ die Truppen hungern und friern, Truppen die vor einer Festung standen, — was wäre erst geworden, wenn viele Märsche vorgekommen wären? Wellington soll einige Mal dergleichen Herren, die ihre Schuldigkeit nicht thaten, haben hängen lassen, ein zwar summarisches, aber in solchen Fällen praktisches Verfahren.

Was aber sollen wir zu dem System der Werbung sagen? zu dem Systeme, bei dem eine der heiligsten Pflichten des Mannes, die Vertheidigung seines Vaterlandes, nur auf die niedrigsten Classen fällt, die für 6 Pfund Handgeld eine Reihe von Jahren als Soldaten zu dienen sich verbindlich machen? Der Engländer sagt, seine Armee sei eine freiwillige, sie stehe schon deshalb höher als jede andere; aber in dieser freiwilligen Armee giebt es noch Körperstrafen aller Art, unter anderen Hiebe mit der neunschwänzigen Katze! Oft und viel ist in dem Parlamente debattirt worden, — aber es ist immer bei dem Alten geblieben, trotz dem, daß es in der Erfahrung begründet ist, daß wenn ein Soldat einmal körperliche Züchtigung erhalten, er wohl zum Säufer wird, aber gewiß sich nie bessert. Nach und nach sucht er einen gewissen Ruhm darin, die Hiebe ohne Zeichen des Schmerzes zu ertragen: — das ist die einzige Frucht des Prügelsystems. — Auch soll nur Prügelstrafe für gewisse Vergehen vollzogen werden, im Feldzuge in der Krim wurde aber auf Befehl des Generals Codrington für alle Vergehen geprügelt! Was die Franzosen wohl gedacht haben mögen als sie diese Prügeleien bei ihren Alliirten sahen?

Doch genug von dieser, eine Armee nicht eben erhebenden Strafe; hoffen wir, daß sie für immer verschwinden möge.

Viele englische Journale besprechen jetzt die Armeereformen, und wir glauben, daß der Kriegsminister einen ziemlich schweren Stand im Parlamente haben wird. Wir fürchten sehr, daß der chinesische Krieg unter denselben Fehlern leiden wird, wie alle Kriege, die England seit lange führte — und dieser Fehler ist ein Beginnen des Krieges mit zu schwachen Kräften, und in Folge dessen ein Erleiden großer Verluste.

Dies war in Indien oft der Fall, es war der Grund zur Befreiung Nordamerica's, es war der Grund zu den unglücklichen Begebenheiten bei Beginn des Krieges in Spanien und Portugal gegen die Franzosen — und was wäre wohl bei Waterloo geworden, wenn Blücher nicht so zur rechten Zeit kam? Wie war es auf den Höhen von Inkerman?

Jedenfalls wird das Unterhaus Reformen in der Armee anstreben, und wird hierin durch die Hofpartei, soweit dieselbe deutsch ist, gewiß unterstützt werden; — aber im Hause der Lords, da wird man es doch sehr unbequem finden in der Armee nicht mehr eine Pensionsanstalt für jüngere Söhne zu haben!

Organische Einrichtungen einer Armee sind immer vom größten Einflusse bei deren Verwendung im Kriege. Allgemein gilt ein System der Reserven, durch deren Heranziehen man die Verluste deckt, welche die Regimenter im Laufe eines Krieges erleiden, für sehr wesentlich. Eine Armee, deren Ersatz auf diese Weise gesichert ist, wird immer nachhaltiger sein als eine andere, wo dies nicht der Fall ist, und die letztere kann in Lagen kommen, wo sie nur noch mit schwachen Truppenkörpern fechtend, sich in all ihren Operationen gehemmt sieht. — Es ist eigenthümlich, daß in einer Armee, die so oft in kleinere und größere Kriege verwickelt ist, man diesen wichtigen Punkt gänzlich außer Acht ließ, und diese ist — die englische. Bei allen größeren Kriegen mußte sich Großbritannien durch Regimenter fremder Völker verstärken oder durch Zahlung von Subsidien einen Bundesgenossen vermögen, Truppen ins Feld zu stellen. Ist die englische Armee schon an und für sich zu schwach im Verhältnisse zur Größe des Staates, ist es sehr schwierig diese Armee im Laufe eines Krieges mit Rekruten zu ergänzen, so wird dies beinahe gefährlich, da keine Reserven vorhanden sind, die Lücken auszufüllen. Wohl ist England durch seine geographische Lage vor einer Invasion ziemlich geschützt, — obgleich ein solche nicht in das Reich der Unmöglichkeiten gehört; — wohl wird es ihm dadurch möglich Rekruten in seinem ganzen Gebiet zu werben, aber es muß oft das Handgeld erhöhen, weil sich sonst wenig finden, und so verliert man Zeit durch Einübung derselben. In der Krim stellte sich dieser Nachtheil recht klar heraus, namentlich bei der leichten Cavaleriebrigade, die durch die oft genannte unglückliche Attaque so fürchterlich gelitten hatte. Ersatz von halb ausexercirten Rekruten und halb gerittenen Remonten langte wohl an, man war aber genöthigt diese erst bei Scutari zu landen, um Mann und Pferd kriegstüchtig zu machen. — Nun besteht zwar in der englischen Armee die Einrichtung, daß in der Regel nur sechs oder acht Compagnien marschiren, und die übrigen zwei oder vier als Reserve zurückbleiben; aber schon im letzten Feldzuge ließ sich dies System nicht durchführen, denn sonst wären die Regimenter nur mit 6 bis 800 Mann eingeschifft worden. Noch schlimmer war dies bei der Reiterei, da ohnedies das Reglement nur vier Schwadronen zählt, welche fast immer Vacanzen an Leuten und Pferden haben. Aus dem Angeführten scheint uns hervorzugehen, daß wenn England nicht andere Einrichtungen trifft, der Einfluß den seine Armee auf einen großen europäischen Krieg auszuüben im Stande ist, nicht eben ein überwiegender sein kann.

Die Miliz- und Yeomanry-Regimenter können kaum als Reserven zählen, da sie nur verpflichtet sind im vereinigten Königreiche zu dienen. Auch im letzten Kriege befanden sich in der Krim keine dieser Truppen, doch waren einige mit ihrer eignen Einwilligung zur Besatzung von Gibraltar, Malta und Corfu verwendet. — Sucht man tiefer nach dem Grunde zu diesem auffallenden Fehler, so findet man ihn sehr im System des Ersatzes überhaupt, in dem traurigen Werbesystem, das nicht nur in militärischer Beziehung, sondern auch darin seine großen Nachtheile hat, daß der englische Bürger auf den Soldaten als einen Söldling herabsieht, und ihm nicht die Achtung zollt, deren der Soldat in allen anderen Staaten genießt.

Wir wollen nicht der oft nicht zu rechtfertigenden Mittel erwähnen, welche die Werbeunterofficiere brauchen, um Rekruten in ihr Garn zu locken; aber wir müssen erwähnen, daß nur Leute, welche den niedrigsten Classen angehören, sich anwerben lassen, daß es mit der Moralität dieser Leute nicht genau genommen werden darf, und in Folge dessen die Armee selbst der Prügelstrafe nicht entbehren kann. Sonderbarer Weise sind Soldaten und Matrosen die einzigen Engländer, welche dieser Strafe unterworfen sind. Leider befinden sich in der Armee eine Anzahl unverbesserlicher Trunkenbolde; der Trunk ist ein Laster, das im englischen Heere nur zu sehr verbreitet ist, und diese Trunkenbolde fallen immer und immer wieder der Katze anheim. Wieviel Verbrechen werden nicht im Trunke, wieviel Excesse verübt! Kein Ausstoßen der Unverbesserlichen findet statt, keine Strafcompagnien existiren zur Besserung und Bestrafung von Verbrechern, nein, die Compagnie muß sich solange mit ihnen herumschleppen bis ihre Capitulation zu Ende ist, obgleich sie den größten Theil ihrer Dienstzeit im Gefängnisse zubringen.

Ein zweiter Fehler in der Organisation der Truppen ist das Stellenkaufen der Officiere bei Infanterie und Cavallerie, was nicht nur deshalb schädlich, weil gänzlich unwissende junge Leute Officier werden können, noch schädlicher aber dadurch wird, daß vermögende Officiere durch Tauschen und Kaufen von Stellen rasch ohne jedes Verdienst avanciren, während der ärmere trotz allen Fleißes oft nicht vorwärts kommt. Daß die Artillerie und Ingenieurs nicht zur Armee zählen, sondern ganz getrennt, unter einer besonderen collegialischen Behörde, dem Board of ordonance, stehen, ist auch nicht immer vortheilhaft. — Ein Hauptfehler in der Organisation der Armee ist aber, daß ein eigentlicher Generalstab gar nicht besteht, und die Officiere welche Dienst in demselben thun, dem Effectivstande der Regimenter entnommen werden, und leider nur zu oft ihr Fach nicht verstehen.

Wahrhaft überwältigend sind die namenlosen Schreibereien in der Armee; namentlich ruhen dieselben auf den Compagnie-

chefs, und hat ein solcher mehr an dem Schreibtisch als vor der Compagnie zu thun, denn es geht so weit, daß er berechnen muß, wieviel er einem Soldaten täglich Löhnung geben kann, da von dem Seitens der Regierung ausgeworfenen Löhnungsatze Brei, Fleisch, Gemüse, Kaffee und Thee bezahlt werden muß, sowie alle Bekleidungsstücke, mit Ausnahme eines Rockes, eines Paar Hosen und eines Paar Schuh, die das Gouvernement dem Soldaten jährlich liefert.

An diese Fehler in der Organisation der Truppen grenzen die ihrer Ausrüstung. — Während man sich in allen Armeen bemühte, das Gepäck des Pferdes wie des Mannes zu erleichtern, den Train zu vermindern, schleppen sich die englischen Soldaten mit einer Masse Comfort umher, die im höchsten Grade incomfortabel, ja geradezu eine Last werden. Jede Einschiffung vermehrt reglementsmäßig das Gepäck des Soldaten um die sogenannten Seenecessaires, aber auch die Truppen welche in das Feld gingen mußten diese empfangen, und es bestand das Gepäck des Infanteristen aus folgenden Artikeln bei seiner Landung: 1 Waffenrock, 1 Tuchjacke, 1 Mantel, 1 Kittel, 2 Paar Hosen, 2 Paar Schuhe, 3 Hemden, 2 Unterhosen, 3 Handtücher, 3 Paar Strümpfe, 1 wollene Decke, 1 Mütze, 1 Halsbinde, 2 Messer, 1 Gabel, 1 Löffel, 1 Schwamm, Seife, 1 Rasirmesser, 1 leinener Beutel, Nähzeug, Bürsten, 1 Brotbeutel, 1 Kochkessel, 1 hölzernes Wasserfaß u. s. f. Daß es unmöglich ist, diese Dinge im Tornister mitzuführen, versteht sich von selbst; welche Anzahl von Wagen oder Saumthieren gehört aber dazu dies alles zu transportiren! Noch unbegreiflicher aber ist es, daß die Compagnie im Felde alle Gewehre oder sonstigen Ausrüstungsstücke beischaffen hat, auch von den Kranken und Todten, selbst für die vielen Vacanzen, bei denen selten die Nominalstärke von hundert Mann erreicht wird. Nebenbei müssen Kochkessel auf Saumthiere gepackt werden, da sich die kleinen Kessel der Leute nicht zum Kochen eignen. Das Gepäck der Officiere übersteigt alle vernünftigen Grenzen. Es verbessert diese Angelegenheit gewiß nicht, wenn wir erwähnen, daß Uebungsmärsche oder anstrengende Manöver mit vollständigem Gepäck im Frieden sehr selten, oder nie ausgeführt werden. Der englische Soldat wird in der Garnison so gut genährt, daß er die mangelnde Verpflegung im Felde doppelt schwer erträgt, ja daß er sich nicht zu helfen weiß, wenn er sich seine Erbsen selbst kochen soll.

Ein ähnliches Verhältniß ist es bei der Reiterei. Die Ausrüstung ist unendlich schwer, die Pferde sind verzärtelt, und boten im letzten Kriege ein recht trauriges Bild dar. Wohl mochte schon der Seetransport den Grund zum Ruin gelegt haben, noch mehr aber lag er in der Verwöhnung der Pferde selbst, denn das Uhlanenregiment, das von Indien gekommen war, zeichnete sich immer durch den sehr guten Stand seiner Pferde aus, welche allerdings aus jenem Lande stammten.

Gehen wir von der Ausrüstung zur Bewaffnung über, so finden wir, daß man die ganze englische Infanterie mit der Enfield Rifle bewaffnet hat, einem Gewehre, construirt nach dem Mignié'schen System, mit kleinem Caliber und vier halbrunden gewundenen Zügen versehen. Das Gewehr ist ziemlich leicht, gut gebaut, hat aber den großen Nachtheil, daß es sehr rasch warm wird, und dann nicht Schuß hält. Das Klappvisir gestattet das Zielen bis auf 800 Yards; dem wirkt aber die sehr steile Schäftung geradezu entgegen, und Erfahrung lehrt uns, daß diesem Gewehre sowohl die Dorn- als die Kammerbüchse vorzuziehen ist. Die Läufe der Gewehre sind gebräunt, aber leider sehr undauerhaft, so daß nach kurzem Gebrauche die Farbe schwindet. An den Kolben ist kein Backenansatz oder Einschnitt angebracht, was das Zielen wiederum sehr erschwert. Obgleich mit einem ziemlich langen dreischneidig hohlgeschliffenen Bajonnett versehen, halten wir doch dies Gewehr zum Handgemenge nicht geeignet, da die Dünne der Seitenwände und die Weichheit des Eisenlaufes ein Verbiegen desselben sehr leicht bei dieser Gelegenheit herbeiführt; — schon durch das Zusammensetzen des Gewehres ward ein Theil der Mündungen verbogen. Nachtheilig ist es gewiß auch, daß das Bajonnett mittelst des Schieberinges sich an das Korn stützt, und so ein Abnutzen und Verschieben desselben herbeiführen kann. Sehr sorgsam und gut ist die Munition angefertigt. Die Hülse der Patrone besteht aus geöltem starkem Papier; was um so nothwendiger ist, als bei dem Seetransport man sie nicht genug vor Feuchtigkeit bewahren kann. Das Pulver selbst ist von ausgezeichneter Qualität, und nicht zu grobkörnig. Obgleich die Gewehre nicht mit Stechschlössern versehen sind, so drücken sie sich doch in Folge der Construction des Schlosses sehr leicht ab, da Nuß- und Schlagfeder durch ein Kettenglied verbunden sind.

Die Cavallerie ist nach den verschiedenen Waffengattungen bewaffnet, die drei Kürassierregimenter (Life und Horseguards) mit ziemlich geradem Säbel, der Korb nach österreichischem Muster, Carabiner und Pistole, Doppelküraß und Helm, ebenso die Dragonergarden, nur mit Wegfall des Kürasses. Husaren führen kürzere, mehr gekrümmte Säbel, Pistole und Carabiner; Uhlanen statt des Carabiners die Lanze mit weiß und rothen Fähnchen. Der Schaft der Lanze ist von außerordentlich elastischem Holze, und diese selbst nicht schwer. Das Lederzeug der Pferdeequipage ist naturfarben, wird nicht geschwärzt, sondern nur mit grüner Seife abgerieben; — ein jedenfalls sehr praktisches Verfahren.

Die Bekleidung der Armee besteht, außer bei der Gardecavallerie (Horse und Lifeguards) welche den Frack beibehalten haben, aus dem Waffenrock nach neuester Vorschrift mit Einer Reihe Knöpfen versehen. Sämmtliche Infanterieregimenter, mit Ausnahme der Jäger, haben die scharlachrothe zur Grundfarbe; Vorstoß und Futter sind weiß, sowie die Bandverzierungen und Knöpfe bei den Mannschaften; Officiere und Unterofficiere haben goldene Knöpfe, und erstere eben solche Litzen. Die Aufschläge sind farbig nach den verschiedenen Regimentern; doch gilt als Grundsatz, daß alle Regimenter welche zum Chef ein Mitglied der königlichen Familie oder den Titel royal führen, blaue Kragen und Aufschläge haben. Die Jäger haben dunkelgrüne Waffenröcke mit schwarzen Kragen, Litzen und Knöpfen, das 60. (Kings Rifles) rothe Kragen. Als Kopfbedeckungen ist bei den drei Grenadierregimentern die Bärmütze, bei den übrigen der konische Czacko mit Vorder- und kleinem Hinterschirm eingeführt. Die schottischen Hochländerregimenter haben ihre besondere Nationaltracht, und als Kopfbedeckung den soge-

nannte Federbonnet. Das Lederwerk der Infanterie ist weiß, das der Jäger schwarz. Der Mann führt zwei Patrontaschen, eine am Lederriemen vorn, eine an einem Ueberhängkuppel hinten. Mit Seitengewehren, Hirschfängern oder Faschinenmessern ist die Infanterie nicht bewaffnet, und wenn wir diesen Dingen auch als Waffe keine Wichtigkeit beizulegen vermögen, so sind sie doch als eine Sorte Handwerkszeug im Felde oft recht brauchbar, und vermißten wir etwas dergleichen sehr bitter, um so bitterer, als die Leute auch keine Zeltbeile führen. Jedes Regiment hat zwei Fahnen, eine königliche Standarte und eine Regimentsfahne, letztere von der Farbe der Aufschläge des Regiments mit dem Georgskreuze. In dieser Fahne sind die Devisen des Regimentes, sowie die Schlachten und Gefechte verzeichnet, welchen es beiwohnte. Wie der Engländer sich schwer von Erinnerungen trennt, so haben auch einzelne Regimenter dergleichen die manchmal in das Komische ausarten. So hat ein Infanterieregiment die Nummer vorn und hinten am Czacko, weil es in einer Schlacht, von Cavallerie angegriffen, nicht Quarré formirte, wohl aber das zweite Glied „Kehrt“ machte, feuerte und so der Feind abgeschlagen wurde. Ein anderes Regiment führt jetzt noch an der Rückseite des gelben Kragens ein Stück Zeug von schwarzen Roßhaaren, einst bestimmt den Uniformskragen vor Puder des Haarbeutels zu schützen. Regimenter die ihre Fahne verloren, verlieren gleichfalls die farbigen Kragen und Aufschläge, und tragen diese von der Farbe des Rockes.

Bei den Officieren sind die Epauletten in Wegfall gekommen; die Gradeabzeichnung besteht in Sternen oder Kronen an beiden Seiten des Kragens, die der Stabsofficiere in doppelter goldener Einfassung des Kragens, der Aufschläge und noch aus andern. Die Uniformen der Cavallerie richten sich nach den Waffengattungen, die Lifeguards haben rothe Uniformen mit blauen, die Horseguards blaue Uniformen mit rothen Kragen. — Sämmtliche Garde und schwere Dragoner roth mit farbigen Aufschlägen, Husaren dunkelblau mit Gold (rothe Beinkleider), Uhlanen dunkelblau mit farbigen Kragen und Aufschlägen, Queens lancers rothe Tuniken mit blauen Kragen. Die schwere Cavallerie führt den Metallhelm nach preußischem Muster mit Roßschweif, Husaren den Kolpack, Uhlanen die Czapka und die Scotch Greys Bärmützen. Nur die Horse- und Lifeguards haben Stiefel, alle anderen Reiterregimenter Schuhe, gewiß eine eigenthümliche Einrichtung. — Die Uniform der Artillerie ist dunkelblau mit rothem Kragen und gelber Schnurenverzierung, die Kopfbedeckung — die Bärmütze. Die Ingenieure haben rothe Röcke mit blauem Sammetkragen und Aufschlag. — Die Gesammtstärke der Armee übersteigt nicht 145,000 Mann; sie zerfällt in 3 Gardeinfanterie-, 3 Gardekürassier, 99 Regimenter Linieninfanterie, 1 Jägerbrigade, 7 Gardedragoner, 16 Liniencavallerieregimenter, Artillerie (reitende und zu Fuß) und Ingenieurcorps (reitende und zu Fuß). Ein wesentlicher Unterschied zwischen leichten und schweren Truppen findet trotz der Benennungen light infantery, fusiliers, rifles, light dragoons, eigentlich nicht statt, und sie erschienen uns alle mehr schwer als leicht. Aus einem englischen Husaren läßt sich noch recht gut ein deutscher Kürassier schnitzen! Leute und Pferde sind durchgängig groß, kräftig und stark, aber die Leute nicht allzu gewandt.

Werfen wir einen Blick auf die Ausbildung der Armee, so treffen wir auf Vieles was uns befremdend erscheint. Die Grundformation der Infanterie ist die Linienstellung in zwei Gliedern; die Engländer verwerfen die dreigliedrige Aufstellung, und halten als Angriffs- und Vertheidigungsformation die Linienstellung für die beste, weil sie die größte Feuerwirkung gestattet, und vom feindlichen Geschützfeuer nicht so viel leidet. Haben sie doch schon angreifende Cavallerie in der Linienstellung erwartet und zurückgeworfen. Ihre Quarréformation besteht aus vier Gliedern, gebildet durch Dubliren der Rotten; es ist hohl, und die vorderen beiden Glieder knieen nieder. Uebungen im Gewehrfechten finden nicht statt, das Tirailliren ist schwerfällig, noch schwerfälliger aber sind die Bewegungen in Brigaden, da eben die Bataillone in der Regel in entwickelter Linie manövriren, Colonnenbewegungen sind so ziemlich gegen ihre Natur, und selbst das Ablösen der Treffen geschieht noch in Linie, indem sich das eine durch Abschwenken in Zügen durch das andere hindurchzieht und dann wieder aufmarschirt. Noch hat die englische Infanterie dreierlei Marschtakt beibehalten, den slowmarch 70, quickmarch 108, double oder Lauftritt, 120 Schritt in der Minute. Eine außerordentliche Ruhe und Stätigkeit herrscht bei all ihren Exercitien. Einfachheit des Reglements ist aber nicht angestrebt, und noch haben in der Armee Gewehrgriffe Geltung, deren Zweck wir nicht erriethen, noch je bei der Infanterie anderer Länder sahen. Gewiß macht es einen beinahe komischen Eindruck, daß, wenn einem Bataillon gestattet wird, zu ruhen, — stand at ease, was unserem „Rührt euch!“ oder „commode!“ gleichbedeutend ist, die Leute in die Hände klatschen. Nun, ländlich, sittlich. — Die Bewegungen der englischen Cavallerie und Artillerie sind außerordentlich rasch und gehören diese beiden Waffengattungen sicher zu den besten Europa's. Bei der englischen reitenden Artillerie sind nicht alle Kanoniere beritten, sondern zwei derselben sitzen bei jedem Geschütze auf dem Protzkasten.

Ehe wir unsere kleine Betrachtung schließen, müssen wir eines vorzüglichen Theiles der englischen Armee, ihrer eigentlichen Stütze rühmlichst erwähnen, und dies sind die Unterofficiere. Wie wichtig ein gutes Unterofficiercorps gerade in einer Armee ist, wo die Officiere ihre Stellen kaufen, leuchtet ein. Sie sind die einzigen Exercirmeister, und der Sergeantmajor exercirt oft das ganze Regiment. Sie werden auch ihrer Stellung gemäß behandelt; sie können nur mit Casernenarrest bestraft werden, oder durch Kriegsrecht. Sie tragen Schärpen gleich den Officieren, sie haben ihre besondere Canterne, ja ihren besonderen Mittagtisch gleich diesen, wenn auch weniger luxuriös; — ihr Sold ist hoch und in jeder Weise dafür gesorgt, daß sie ihrem Stande gemäß leben können. Das Avancement zum Officier ist freilich ein seltener Fall, doch ist es in gewöhnlichen Verhältnissen in England kein zu großer Vortheil, denn der Sergeant kann besser leben als der Lieutenant. Der große Theil der Unterofficiere ist verheirathet, und würde schon dies ein Hinderniß zum Officiersavancement bilden. Wohl hat man im Laufe des letzten Krieges einige Sergeanten avancirt, doch dies geschah um dem Mangel an Officieren abzuhelfen, und wird schwerlich zur Regel werden. Wenn nur wenigstens alle

eintretenden Officierscandidaten eine Zeitlang als Unterofficier dienen müßten, so wäre dies gewiß für die Armee vom größten Vortheile. Wie komisch sieht es aus, wenn der Sergeantmajor — der älteste Unterofficier das Regiment exercirt, und sämmtliche Officiere sind eingetreten!

Mögen die Formen der Armeeorganisation veralten, mag man gegen alle Armeen des Continents in Beziehung des Exercirens und Manövrirens zurückstehen, so ist dies doch gewiß nicht der Fall mit der Tapferkeit der Truppen. — Kaltes Blut, Unerschrockenheit sind allgemein verbreitete militärische Tugenden, und im Gefecht selbst mag es kaum bravere Truppen geben als die englischen. — Aber die Führung, die Leitung läßt viel zu wünschen übrig. Wie oft vernachlässigen die Führer jede Vorsichtsmaßregel, beginnen Unternehmungen, zu deren Durchführung ihre Kräfte nicht ausreichen, und sind dann enormen Verlusten ausgesetzt! Dies beweist nicht blos der russische Krieg; die indischen ebensowohl, ja sogar der letzte Kaffernkrieg. Im Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel ward die Armee des General Sir John Moore beinahe ein Opfer dieser Ueberschätzung eigner Kräfte, und was wurde bei Waterloo, wenn Feldmarschall Blücher nicht erschien? Wie war es bei Inkerman? Nicht der Leitung, nur der Tapferkeit und Zähigkeit der Truppen, sowie der rechtzeitigen Hülfe der Franzosen hatte man es zu danken, daß man nicht unterlag. v. T.

Spiritualisten und Mormonen in Nordamerica.

Die Anhänger der Lehre des Propheten Joe Smith sind allerdings wunderliche Heilige, und bilden in unseren Tagen eine der interessantesten Erscheinungen. Dasselbe gilt aber auch von der Secte der Spiritualisten, welche mit der sogenannten Geisterwelt in weit genauerer Verbindung stehen als jemals Emanuel Swedenborg oder einer seiner Jünger. Wir sehen wieder einmal daß es auch psychische Seuchen giebt, welche ansteckend wirken. Freilich hat jedes Jahrhundert dergleichen gekannt; aber in dem Treiben der Mormonen und Spiritualisten ist Methode, sie haben ihre Narrheiten in Systeme gebracht. Die Bevollmächtigten der letztern Secte halten gewöhnlich im Mai ihre Generalversammlung zu Neuyork, und auch im laufenden Jahre waren einige hundert Abgeordnete in der Mechanics-Hall eingetroffen, um Tagsatzung zu halten. Auf derselben wurde nachgewiesen, wie reißend der Fortschritt sei, dessen die gute Sache sich zu erfreuen habe, und wie lebhaft insbesondere der Verkehr mit den philosophischen Geistern des Jenseits sich gestalte. Diese seien eifrig bestrebt, das hienieden in schwerer Verderbniß wandelnde Menschengeschlecht zum Guten heranzubilden, und ließen es an Mahnungen und angemessenen Weisungen nicht fehlen. Einige derselben wurden von verschiedenen Rednern, die sich rühmen können zu den begnadigten Medien zu gehören, ausführlich mitgetheilt.

Uebrigens beschränken sich die Spiritualisten nicht auf ihr Geisterreich allein, sondern bemühen sich dasselbe für praktische Zwecke nutzbar zu machen. Die arme Menschheit hat sich von Anbeginn damit geplagt, zwei große Aufgaben zu lösen: die Quadratur des Kreises und das Perpetuum mobile. Nichts ist begreiflicher als daß seither alle Versuche scheiterten; es fehlte ja Denen, welche sie anstellten, an der eigentlichen Handhabe, vermittelst welcher sie allein hätten Erfolg haben können; sie verkehrten nicht mit den Geistern. In Neuyork hat nun aber Mr. Hewleff das Modell eines Perpetuum mobile vorgezeigt, welches Alles leistet was man nur wünschen kann, denn der Plan dazu ist von Geistern angegeben worden. Ein Herr Sheldon stellte Modelle zu Musterhäusern aus, welche ebenfalls nach Anweisung der Geister gebaut worden sind. Zu gleicher Zeit wurden die Grundzüge eines durchaus neuen Regierungssystems vorgelegt, über welches ich leider keine näheren Andeutungen finde. Daß der Spiritualismus auf allen Lebensgebieten thätig ist, weiß in den Vereinigten Staaten Jedermann, und es kommen seltsame Dinge zum Vorschein; z. B. jüngst im Staate Ohio. Dort hatte, in Marion County, ein Mann auf ein Jahr ein Haus gemiethet, zog aber nach wenigen Wochen aus, weil seiner Angabe zufolge in demselben böse Geister ihr Wesen trieben. Der Vermiether wandte sich an das Gericht, wurde aber von der Jury abgewiesen, weil der Beklagte hinreichend nachgewiesen habe, daß in jenem Hause wirklich böse Geister wohnen.

In den Vereinigten Staaten sind manche Millionen Menschen mindestens ebenso abergläubig wie die Hindu oder die Mongolen. Wer eine Reihe von Jahren die dortige Entwickelung beobachtet und täglich americanische Zeitungen gelesen hat, wird gegen einen solchen Ausspruch nichts einzuwenden haben. Man braucht nur einige Nummern der zwanzig oder dreißig verschiedenen Blätter in die Hand zu nehmen, welche sich ausschließlich mit dem Spiritualismus beschäftigen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Blödsinn und Tollheit in wahrhaft bedenklicher Art wuchern. Ungemein lehrreich ist in dieser Beziehung der „New-England Spiritualist", welcher allwöchentlich zu Boston erscheint und gleichsam als Staatszeitung der weitverbreiteten Secte betrachtet werden kann. Uebrigens wollen wir hier gleich bemerken, daß die Spiritualisten an sich und ihre Lehre so felsenfest glauben, wie nur irgend ein standhafter Bekenner einer Religion an die Wahrheit der Lehre, welche er für richtig hält. Das gilt zum Beispiel von dem Herausgeber des genannten Blattes, einem Herrn A. E. Newton, der vollständig in gutem Glauben zu Werke geht und durch den wir erfahren, daß die Spiritualisten Anhänger in allen Classen haben, namentlich auch unter den Gelehrten und Rechtskundigen. Ihre Gesammtzahl überstieg schon vor zwei Jahren eine Viertel Million und hat gegenwärtig die Ziffer von Dreimalhunderttausend erreicht. Von diesen sind nicht weniger als zwanzigtausend „Vermittler", „Mediums" wie man sie nennt, weil hauptsächlich sie die Verbindung zwischen den Erdenbewohnern und der Geisterwelt unterhalten, und die „von Oben" erhaltene Kunde weiter verbreiten. Längere Zeit bildeten die Bekenner nur eine Anzahl von Privatkreisen; als jedoch ihre Menge beträchtlicher

wurde, traten sie in die große Oeffentlichkeit und halten nun ihre Versammlungen nicht mehr hinter verschlossenen Thüren, sondern häufig unter freiem Himmel. Die Eifrigsten reden und predigen; Viele, welche die Gabe des Wortes besitzen, reisen als Apostel im Lande umher und belehren, Alle aber „bestärken einander im Glauben." Die „spirituelle Convention", welche im August vorigen Jahres zu South Rovalton im Staate Vermont abgehalten wurde, dauerte volle drei Tage. In einer Bekanntmachung, durch welche zur Theilnahme eingeladen wurde, heißt es: „Bei dieser Versammlung wird Alles ordentlich hergehen. Es ist nicht unser Zweck eine Bewegung hervorzurufen oder ein Schauspiel auszuführen; wir trachten nicht danach, den Kampf der Einflüsse im Fleisch oder außerhalb des Fleisches hervorzurufen, sondern wir wollen uns intellectuell und spirituell entwickeln; wir wollen den Gott der Natur verehren, den Kreis unserer Kunde über die Unsterblichkeit erweitern und erkennen daß wir Brüder sind." In der Washingtonstraße zu Boston, in Spears Saale, werden allwöchentlich Versammlungen abgehalten, welche sich vorzugsweise mit dem spirituellen, gesellschaftlichen und gewerblichen Fortschritt der Weiber beschäftigen.

Das was die Spiritualisten als ihr „religiöses Leben" bezeichnen, wird vorzugsweise durch das Geisterklopfen vermittelt; doch giebt es auch andere Arten, durch welche man mit den Geistern eine lebhafte Verbindung unterhält. So schreiben z. B. manche Gläubige in einem Zustande von Traumwachen und Verzückung aufs Gerathewohl allerlei Dinge nieder, welche dann von einem Medium oder von mehreren ausgelegt und erklärt werden. Es wäre überflüssig, näher auf die verschiedenen Methoden der spiritualistischen Offenbarung einzugehen, ohnehin tauchen immerfort neue auf. Die Gläubigen sind felsenfest davon überzeugt, daß sie auf sehr mannichfache Art und Weise das Privilegium erworben haben, mit den Geistern der Abgeschiedenen in Verkehr zu treten, und daß sie von denselben in Kunde gesetzt werden, „über das was sie sind und was wir bald selbst sein werden." Auf dieser Ueberzeugung fußt ihr erster Glaubenssatz, über welchen Newton sich folgendermaßen ausspricht:

„Wer fühlt nicht daß die fortwährende und häufig bemerkbare Gegenwart Derer, welche uns bei ihren Lebzeiten theuer gewesen und nun ihrer irdischen Hülle entkleidet sind, dazu beitragen muß die Seele zu erheben, und daß diese Anwesenheit der Geister ein weit stärkerer Antrieb zum Guten und zur Tugendübung ist, als jeder andere etwa sein kann? Wie wirksam ist die Gegenwart der Geister, in deren einst leiblichem Beisein man sicherlich keine unwürdige Handlung begangen haben würde, und vor deren nun gereinigtem Blick man nicht wagen wird einen schimpflichen Gedanken zu fassen? Man weiß sich fortwährend von ihnen überwacht, man weiß daß eine Menge unsichtbarer Zeugen uns umschweben. Wir kennen kein Beispiel daß ein Mensch in Folge der Ueberzeugung, daß gute Geister ihn umwallen und er mit denselben in Verkehr getreten sei, weniger gewissenhaft, weniger fromm und weniger liebreich gegen Andere gewesen sei. Wir könnten im Gegentheil zahlreiche Fälle anführen, daß dergleichen Leute nicht nur einzelner Unsittlichkeiten sich entschlagen haben, sondern daß ihr ganzes Leben und Wesen einen neuen und starken Antrieb zum Wahren, Reinen, Spirituellen und Göttlichen erhalten hat."

An das Gebahren der Spiritualisten hat sich viel Lächerliches geheftet, doch schadet dasselbe wie der Augenschein darthut, der Ausbreitung der Lehre nicht im Mindesten. Komische und tragikomische Vorfälle ereignen sich in Menge. So erhält ein Mann von den Geistern den Rath, sich von seiner — möglicherweise nicht hübschen und zänkischen, immerfort Nein sagenden — Frau zu trennen, und er schafft sie ab. Einem Andern wird die Weisung ertheilt, es sei statthaft daß er sein Geschäft in Neuyork aufgebe und Europa durchreise, um die wahre Lehre auszubreiten. Nicht selten wird einer ganzen Gruppe, welche sich zu spiritualistischen Zwecken versammelt hat, der Rath gegeben, die Zusammenkünfte fortan in dem und dem Saale zu halten, wo sie dann weitere Mittheilungen erhalten würden. Natürlich miethen sie das bezeichnete Local, aber die in Aussicht gestellten Mittheilungen bleiben aus. Auch trifft es sich daß irgend ein Medium ganz tolle und abgeschmackte Dinge zum Besten giebt. Das letztere soll möglichst vermieden werden, und der Spiritualist Newton ertheilt deshalb den wohlgemeinten Rath, daß man sich vor keinem Ansehn beugen, sondern die Vernunft gebrauchen, vermittelst derselben prüfen und die Geister auf die Probe setzen solle. Denn es ist mit den Geistern ein eigen Ding, sie sind so verschieden und mannichfaltig wie die Charaktere der Menschen auf Erden. Manche sind arge Lügner und äußerst frech, andere dagegen ungemein verständig und voll erhabener Gedanken. Alle Americaner wollen gern mit den Geistern Washingtons und Franklins verkehren, aber diese geben nicht allemal zuverlässige und belehrende Antwort. Ich glaube sie faseln deshalb, weil sie ermüdet und abstrapazirt sind und man ihnen Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Jeder Gläubige möchte, wie gesagt, doch wenigstens einmal mit den Geistern jener Männer eine Unterhaltung haben, die dann unablässig herhalten und Jedem zu Gebote stehen müssen. Das mag wohl selbst großen Geistern lästig werden, und wir wollen deshalb von Washington und Franklin keine schlechte Meinung hegen. Manche andere Geister sprechen ganz hübsch, wissen aber ihren eigenen Namen nicht zu sagen, oder nur in solcher Weise, daß auch die geübtesten Media verzweifeln, ihn jemals zu entziffern.

Es ist ein angenommener Satz, daß der wahre und ächte Spiritualist einen durch Formeln fest bestimmten Glauben durchaus nicht haben dürfe, seine Religion sei und ist vielmehr unablässig fortschreitend und in andauernder Entwickelung. „Denn die Offenbarungen, welche er erhält, zeigen ihm die Geisterwelt in ihrem vollen Glanze, in der Fülle ihrer Schönheit, ihres Ruhmes, soweit er jetzt schon im Stande ist sie zu verstehen und zu fassen. Seine Einbildungskraft und sein Herz sind entzückt und erleuchtet; er möchte recht bald zu jenem glückseligen Aufenthalt eingehen. Er ist bereit, in dem Augenblicke da die göttliche Vorsehung in ihrer Barmherzigkeit ihn abberuft, seine irdische Hülle hienieden zu verlassen und sich aufzuschwingen in jene glückseligen Regionen, welche vor den Augen seiner Erkenntniß glänzen. Ihm wohnt nur eine einzige Besorgniß inne: daß er auf diesen Wechsel noch nicht gehörig vorbereitet sein könnte. Er weiß daß das höchste, das allgemeinste Gesetz die-

ser Welt kein anderes ist, als daß Alles in ihr dem Geisteszustande eines jeden Individuums gemäß erscheint. Er weiß daß er der Geisterwelt sich nicht in ihrer ganzen Herrlichkeit wird erfreuen können, wenn er in dieselbe eintritt ohne genügend vorbereitet zu sein." Deswegen, heißt es weiter, besteht sein Cultus darin, sich zu bessern und zu vervollkommnen, und „um in das andere Leben eintreten zu können, muß er die Gebote befolgen."

Es läßt sich gar nicht in Abrede stellen daß durch manche Schriften, welche von den Spiritualisten veröffentlicht werden, ein Zug ernster Frömmigkeit hindurchgeht. Von Verstorbenen heißt es in den Todesanzeigen, sie seien heimgegangen, oder ein Schutzengel für die Erde sei emporgeschwebt, oder eine Seele sei eingetreten in die Sphäre der Geister. Die letzten Augenblicke eines Sterbenden werden in folgender Weise geschildert: „Je näher die Stunde seiner Auflösung herankam, um so stärker wurde sein Glaube, um so lebendiger und lichtvoller seine Hoffnung, bis dann beide zusammen einen Triumphbogen bildeten, auf welchem er in die bessere Welt hinüberschritt." Uebrigens haben die Spiritualisten von den Dogmen der christlichen Kirchen wohl nur sehr wenig beibehalten und von der Domäne der Orthodoxen manche Scholle Landes abgerissen. Die Inhaber dieser Domäne, die Geistlichen, haben sich Anfangs ziemlich gleichgültig verhalten, weil sie meinten daß der Spiritualismus an seinen lächerlichen Zuthaten scheitern werde. Diese Auffassung war aber ganz unpsychologisch, denn an wie vielen offenbar albernen Ideen und Bräuchen haften die Menschen? Die Lächerlichkeit ist im Wesen dieselbe und nur die Art und Weise ist verschieden. Wir machen uns lustig über die Zöpfe der Chinesen; der Chinese macht sich lustig über Knöpfe, welche wir hinten auf den schwalbenschwänzigen Frack an Stellen nähen lassen, an welchen nichts zuzuknöpfen ist. Uebrigens erklärt Newton in seiner Zeitschrift, der Spiritualismus habe mehr als zwanzig christliche Geistliche zu seiner Wahrheit hinübergezogen.

Dieser Glaube wird durch die „Manifestationen" offenbart, welche wir in Deutschland als „Geisterklopfen" bezeichnen. Der Spiritualismus nimmt Wunder zu seiner Unterlage, er gründet sich auf das Miraculöse. Wie es denn überhaupt keine Glaubenssecte oder Religion giebt, welche nicht Wunder zu ihren Gunsten in Anspruch nähme. Die Media, Personen welche unter ganz besonderer Obhut der Geister stehen, heilen Kranke vermittelst der Kräfte, welche sie angeblich aus einer überirdischen Quelle schöpfen. In Newtons Blatte machen Männer und Frauen die Anzeige, daß sie auf solche Art curiren, und ein Doctor Osborne thut dem Publicum kund und zu wissen, daß er sich auf große Erfolge in der Behandlung von chronischen Leiden und Brustbeschwerden berufen könne. „Man findet Doctor Osborne alle Tage in seiner Wohnung, Summerstraße Nr. 5, von zehn bis vier Uhr. Preis für eine Consultation einen Dollar." — Ferner bieten Herr und Madame Charles York aus Claremont in Neu-Hampshire sich als „hellsehende Media an, mit der Eigenschaft begabt, Kranke zu heilen." Sie sind bereit über Land zu reisen, um den „Betrübten" Hülfe zu spenden; auch geben sie Arzenei an solche Kranke aus, welche ihnen eigenhändig Namen, Alter und Wohnort angeben oder — eine Haarlocke einsenden. Mr. John Spear, der auch jetzt wieder auf der Versammlung in Neuyork eine hervorragende Rolle spielte, hat seine Tochter zur Gehülfin. Er macht bekannt daß er in der Washingtonstraße zu Boston Nr. 365 Einrichtungen getroffen habe, um eine Erziehungs- und Heilanstalt zu begründen; Beide erbieten sich auch „disharmonirte" Kranke zu besuchen, „nicht für ein fixes Salair, sondern in der Erwartung daß irgend ein Pfand der Erkenntlichkeit nicht ausbleiben werde." Calv in Hall, Charles Main und Doctor Clapp kündigten an, daß sie durch Handauflegen heilen. Herr Main gilt für ein sehr starkes Medium, scheint die angegebene Heilart in großem Styl auszubeuten, hat in Boston eine Heilanstalt zu diesem Zwecke eröffnet und curirt Arme unentgeltlich. Die Einweihung fand unter großen Feierlichkeiten statt. Es wurde viel gebetet, gesungen und geredet, und „dazwischen ertönte Musik und es wurden Reden gehalten von unsichtbaren Gästen." Zum Schluß theilte Herr Spear den Anwesenden eine sehr wohlgesetzte Rede mit, welche aus der Geisterwelt kam und die er als Medium verdolmetschte. In derselben wurde auseinandergesetzt „die Philosophie der Heilungen", welche bewirkt werden durch magnetische Einflüsse. Die Geister welche von neuem unsere Erde besuchen, nehmen, wie Mr. Spear hervorhob, gerade an derartigen Curen großen Antheil. Daraus ergab sich dann von selbst eine Nutzanwendung, welche der Redner stark betonte, daß nämlich die eben eröffnete Heilanstalt vorzugsweise würdig sei, die Theilnahme zu erregen. Nachher wurde „der Vater der Geister" angerufen; er möge, so bat man, Weisheit herabsenden auf die Versammlung, damit dieselbe sich befähigt sehe, die Heilanstalt Mains, die ein rechter Schatz für die leidende Menschheit sein werde, in ihrer ganzen Wichtigkeit zu begreifen!

„Fräulein Tyler aus Girard war fünf Jahre lang krank, und litt an der Schwindsucht im höchsten Grade; die Nachbarn hatten schon alle Abschied für dieses Leben von ihr genommen. Vor vierzehn Tagen wurde es noch schlechter mit ihr, und sie konnte sich im Bett gar nicht mehr bewegen. Da erschien um elf Uhr Morgens Herr Timbly, ein heilendes Medium. Schon Nachmittags stand Fräulein Tyler auf, speiste mit ihrer Familie und ging im Hause umher. Am nächsten Tage fuhr sie durch die Straßen dieser Stadt (Lockport in Pennsylvanien), um einen Spaziergang am See zu machen. Die Zweifler und jene Aerzte, welche Fräulein Tyler seit fünf Jahren behandelt haben, mögen uns doch sagen wie sie geheilt wurde; ob vielleicht durch andere Einwirkungen als jene der Geister?"

Man sieht, die Dinge werden von den Spiritualisten etwas grobkörnig betrieben. Sie haben übrigens nicht blos eigene Aerzte, sondern auch eigene Heilmittel, und „die nach Anweisung der Geister gefertigten Medicamente", z. B. die Spirit medicines des Herrn Rice, werden sehr pomphaft angekündigt. Er hat Heilsalben, Nervenberuhigungselixire und Reinigungssyrup welcher abführend wirkt, Alles nach den durch Geister ertheilten Vorschriften angefertigt. James Mac Clester und Compagnie lenken die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen kräftigen Trank gegen Abweichen, ein Elixir gegen Magenkrämpfe und

einen Syrup, welcher das Blut regelt und den Umlauf desselben beschleunigt. Alles ist mit äußerster Sorgfalt nach den „clairvoyanten Recepten" des Herrn Mettler angefertigt.

Die Geister sind aber nicht blos im Gebiete der Quacksalberei thätig. Ein Herr Tinkham zu Auburn Conners in Ohio versteht nur Englisch, aber wenn die „magnetische Ader" über ihn kommt, spricht er klar und stark noch in mehreren anderen Sprachen. Eine irländische Magd, die niemals Schreiben gelernt hat, gab während eines inspirirten Zustandes ein Gedicht von sich, in welchem sie den Tod eines Kindes besang. Auf die Fragen welche von Sterblichen an Geister gerichtet werden, geben diese nicht selten schriftliche Antwort. Sie werfen diese Briefe manchmal zum Fenster herein, oder legen sie unter die Tischdecke. Zuweilen trifft es sich, daß in Versammlungen eine große und allgemeine Verzückung entsteht; dann hört das natürliche Gesetz der Schwere zu wirken auf, wie das auch die Legenden von etlichen Heiligen im Mittelalter melden. Das Medium wird vom Fußboden emporgehoben und schwebt in der Luft, auch hebt sich der Tisch empor und folgt dem Medium nach oben. Ein Accordeon oder eine Guitarre bewegt sich auf dem Tische, ohne daß eine menschliche Hand sichtbar oder wirksam wäre, auch tanzen wohl beide Instrumente nach ihrer eigenen Musik. Ein Herr York, in dessen Hause im Beisein von zehn Zeugen Derartiges sich begeben, erzählt den Vorfall und fügt hinzu: „Ein Hellsehender gewahrte einen Zug von Geistern, welche auf das Haus zukamen. Die Thür war offen: ich wurde gegen dieselbe durch eine Macht zurückgedrängt, der ich nicht widerstehen konnte. Das Accordeon drehte sich auf dem Tische herum und ging dann über die Füße der Anwesenden, bald schwer bald leicht und kletterte bis zu den Knieen empor."

Das Alles will indessen noch nicht viel bedeuten; in der Geisterkammer des Herrn Koons zu Milfield, in der Grafschaft Athen, Staat Ohio, haben sich noch ganz andere Dinge begeben. Dort trommeln die Geister, musikalische Instrumente verschiedener Art spielen ganz von selbst gemeinschaftliche Stücke und stimmen sich, wenn es nöthig ist. Die Schellen klingeln, Zimmergeräthe wandern von einer Stelle zur andern, Stimmen, die nicht von dieser Welt sind, sprechen und singen durch das Sprachrohr, und verkünden manchmal daß sie von den verstorbenen Freunden der Anwesenden herrühren; dafür bringen sie dann Beweise bei. Und wie handgreiflich sind diese Beweise! Plötzlich erscheint eine Hand, welche phosphorisch leuchtet, aber sie ist kalt und manchmal etwas rauh; Nägel und Fingerglieder kann man genau unterscheiden, die Hand jedoch hängt nicht an einem Arme oder irgend etwas Greifbarem, denn davon haben Augenzeugen den klaren Beweis, indem sie mit ihren eigenen Händen ringsumher tasteten und strichen.

Was will man noch mehr? Und doch steigern sich die Wunder. Zu Buffalo wohnt Herr Stephan Dudley, ein sehr angesehener Kaufmann, der ausführlich von dem Besuche erzählt, welchen er bei einem jungen Mädchen abgestattet. Dieses Medium wohnt zu Avon Springs im Staate Neuyork. „Die Geister erboten sich im Zimmer einen Platzregen zu erzeugen, und zwar dadurch daß sie das in der Luft befindliche Wasser verdichteten. Ich traf Vorkehrungen, durch welches alles im Hause befindliche Wasser fortgeschafft wurde; Betrug oder Täuschung waren ganz unmöglich. Nun wurde das Licht ausgelöscht und die Anwesenden setzten sich um einen Tisch. Da fiel ein Regen auf uns herab wie bei einem Sturmwetter; er drang durch die Kleider und machte das auf dem Tische liegende Papier unbrauchbar. Als Licht hereingebracht wurde, war der ganze Tisch überschwemmt!" —

Noch mehr. Die Geister können nicht allein Wasser regnen lassen, sondern auch Feuer erzeugen. Newton schreibt: „Herr Charles Bruce zu Cambridgeport meldet uns Folgendes. Er befand sich am 12. Juli Abends bei Herrn Redmann. Da sagten ihm die Unsichtbaren, er möge ein Zeitungsblatt, das er mitgebracht hatte und in welches Etwas eingewickelt gewesen war, unter den Tisch legen. Das geschah. Während dann Beide, er und Herr Redmann, in der Erwartung daß noch andere Mittheilungen erfolgen würden, den Kopf dicht auf den Tisch gelehnt hatten, stieg ihnen Rauch ins Gesicht. Sie standen auf und fanden daß die Zeitungsnummer brannte. Im Zimmer befand sich kein Streichzündhölzchen und die Geister erklärten, sie hätten das Feuer auf chemischem Wege hervorgebracht.

Noch nicht genug? Nein, noch mehr. Der obenerwähnte Spiritualist Tinkham ist feuerfest wie ein Geldschrank. Einer seiner Freunde bezeugt, er habe diesen Mann in „magnetischem Zustande" gesehen und ruhig beobachtet. Tinkham hielt längere Zeit die Hand ins Feuer, das ihn nicht verletzte. Ein anderes Mal nahm er eine Kerze und hielt die Hand über das brennende Licht, bis sie ganz geschwärzt war, und doch that ihm kein Finger weh.

Dieses letztere Kunststück ist bekanntlich auf allen deutschen Jahrmärkten sehr gemein; wenn es spiritualistisch, so haben wir an unseren Zauberkünstlern Genossen des Herrn Tinkham. Chambers Edinburger Journal, dem wir manche der obigen Mittheilungen entnehmen, bemerkt: „Das sind also die Wunder, welche in America bei vielen Tausend Menschen Glauben finden. Soviel wir absehen, ist es von Denen, welche dergleichen ausüben und Denen, welche sich daran erbauen, keineswegs darauf abgesehen, das Publicum zum Besten zu haben; die Leute verfahren vielmehr mit einer Art von religiöser Aufrichtigkeit. Steht unsere Welt, wie die Mehrzahl der gebildeten Menschen glaubt, unter natürlichen Gesetzen und auf fester Ordnung, so ist es unmöglich, daß jene Dinge wirklich sind, es muß gleichviel welche Täuschung dabei im Spiele sein. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß viele Tausend Personen sich zu dem Zwecke verständigt haben sollten, mit Bewußtsein ein Lug- und Trugsystem ins Leben zu rufen, und dasselbe eine Reihe von Jahren durchzuführen, ohne daß nur ein Einziger den planmäßigen Betrug verrathen hätte. Die Menge muß doch der Ueberzeugung sein, daß an jenen Dingen etwas sei, sonst würde sie nicht so fest daran hangen. Viele Spiritualisten sind Insassen der Irrenhäuser geworden; sie sind sicherlich keine Betrüger. Die Art und Weise dieser großartigen Illusion ist bis auf den heutigen Tag noch nicht einmal annähernd zur Genüge erklärt worden."

Was man übrigens den Massen in allen Ländern bieten und zumuthen kann, beweist die Geschichte aller Jahrhunderte

und wir finden dafür, abgesehen von den Spiritualisten, wieder einmal einen Beweis an den Mormonen, deren Zahl gleichfalls auf reichlich dreimalhunderttausend Köpfe angewachsen ist. Nie ist eine plumpere und widersinnigere Fabel erdacht worden als jene von den goldenen Platten mit ägyptischer Inschrift, welche Joseph Smith bei Palmyra im westlichen Neuyork gefunden haben will; man weiß wie das Buch Mormon entstand und daß der Verfasser Spaulding in seinen Mußestunden einen Roman schrieb, der nicht veröffentlicht wurde, bis der Schriftsetzer Ridley und Joseph Smith das Manuscript hervorholten und das Erzeugniß der spielenden Phantasie eines unbescholtenen Mannes für eine neue Bibel ausgaben. Diese gilt nun als ein Evangelium nicht nur am großen Salzsee in Utah, sondern auch am Mississippi und Hudson, in England und Skandinavien, ja auf manchen Inseln in der Südsee.

Die Spiritualisten sind politisch harmlos, bis jetzt scheint es wenigstens so; welche Staatsform die Geister ihnen anrathen, muß man abwarten. Aber die Mormonen treiben ein verwegenes Spiel, sie bilden eine fanatische Genossenschaft, deren ganzes Streben darauf hinausgeht, daß sie herrschen will. Der Mormonenstaat ist eine Theokratie; die Angehörigen sind Heilige, alle übrigen Menschen werden als Heiden betrachtet und tappen im Dunkel. Licht und Wahrheit giebt es nur in Neu-Zion. Bis auf Weiteres ordnen sie sich scheinbar dem Staate ein, weil sie noch nicht mächtig genug sind, ihn aus den Angeln zu heben und ihr Regiment zur Geltung zu bringen. Aber ihr Trachten steht dahin, und sie ersehnen den Tag, an welchem sie die blutigen Judengesetze, welche Auge für Auge, Zahn für Zahn verlangen, einführen können. Sie stellen sich mit ihrer Verfassung und mit ihren Sitten außerhalb der Gesellschaft, auf welche sie mit Mißachtung blicken, weil sie ja nur „heidnisch" sei und der wahren Offenbarung ermangle. Sie können in einigermaßen beträchtlicher Anzahl nicht mit und unter anderen Menschen leben. Für die Vereinigten Staaten von Nordamerica sind sie zu einer großen Verlegenheit geworden; man kann und darf ihr Treiben kaum noch länger dulden, und weiß doch nicht wie man sich ihrer entledigen soll. Sie haben sich gegen die Beamten, welche die Bundesregierung in ihr Gebiet abgeschickt, gewaltsam aufgelehnt, Bücher und Protokolle verbrannt und manche andere gesetzwidrige Handlungen verübt. Sie erklärten, als Heilige könnten sie nur ihresgleichen gehorchen, nicht aber den Heiden in Washington. Die Dinge sind so weit gediehen, daß Präsident Buchanan einige Tausend Mann Truppen nach dem Gebiete Utah marschiren lassen muß. Die Mormonen haben sich zur Gegenwehr gerüstet und üben ihre Milizen ein.

Die eigenthümliche Stellung beider Theile wird aus einem Aufsatze klar, welchen wir im Neuyork Herald vom 27. Mai finden. Er hebt hervor, daß seither eine große Menge von Unwahrheiten auf Kosten der Mormonen ins Publicum gebracht worden seien. Die vielen angeblichen Briefe, welche die Zeitungen aus Utah mittheilen, werden diesseit des Mississippi fabricirt; kein einziges Blatt hat in Utah einen regelmäßigen Correspondenten. Selbst den Berichten, welche die ausgetriebenen Beamten abstatten, welche natürlich als Partei sprächen, könne man vollen Glauben nicht beimessen. Nur so viel lasse sich nicht in Abrede stellen, daß die Mormonen gegen die Beamten der Bundesgewalt sich aufgelehnt haben und daß die Vielweiberei in beträchtlicher Ausdehnung bei den leitenden und angesehensten Mitgliedern der Mormonengemeinde im Schwange gehe. Allgemein verbreitet sei sie aber schon deshalb nicht, weil der gesunde Menschenverstand, die Rücksicht auf Sparsamkeit und Eintracht im Haushalte, eine solche Einrichtung nicht allgemein werden lasse; auch in der Türkei, Persien und China, wo die Polygamie weder gegen die religiösen noch gegen die bürgerlichen Gesetze verstoße, hat die Mehrzahl der Männer nur eine einzige Frau.

Nun fragt sich wie man in rechtlicher Weise den Mormonen beikommen und ihnen etwas anhaben kann? „Die Verfassung der Vereinigten Staaten giebt weder dem Congresse noch der vollziehenden Bundesgewalt die Ermächtigung, gegen eine Einrichtung wie die Vielweiberei ist, einzuschreiten. Eine solche liegt ebenso sehr außerhalb der Befugnisse, wie Verordnungen über die Sklaverei. Der Congreß kann weder über die eine noch über die andere Gesetze erlassen. Die Ehe ist ein bürgerlicher Vertrag und als solcher wesentlich den örtlichen, municipalen und bürgerlichen Gesetzen unterworfen; die Bundesregierung hat damit gar nichts zu thun, der Congreß kann keine Gesetze geben, welche die Natur der Ehe bestimmen, ihre Wirkung abändern, oder Strafen auferlegen. Wer also annimmt, daß Herr Buchanan Feuer und Schwert unter die Mormonen tragen werde, weil sie die Vielweiberei eingeführt haben, und daß er die Polygamie mit Gewalt der Waffen abschaffen werde, der traut unserm Präsidenten nur wenig Urtheil zu. Er ist zu einem solchen Verfahren gar nicht ermächtigt. Haben aber die Mormonen wirklich gegen die Beamten der Vereinigten Staaten sich aufgelehnt, haben sie sich Gewaltthätigkeiten gegen die Gerichtshöfe zu Schulden kommen lassen und die Richter verjagt — und wir glauben, es sei hinlänglich erwiesen, daß sie das Alles gethan — dann haben die Vereinigten Staaten das Recht und die Pflicht, sie dafür zu strafen. Sie dürfen Truppen in das Gebiet schicken, Untersuchungen eröffnen, die Schuldigen bestrafen, Bürgschaft für die Zukunft verlangen und die Gerichte, welche die Bundesgewalt einsetzte, wirksam schützen."

Darauf ertheilt das genannte Blatt seine wohlgemeinten Rathschläge. Die Streitmacht sollte aus nicht weniger als vierthalbtausend Mann bestehen, und zwar aus Waffengattungen aller Art, insbesondere auch aus leichter Artillerie. Aus dem regelmäßigen Heere solle man sie nicht wählen, sondern neue Leute anwerben, namentlich junge verheirathete Männer. Aus dem stehenden Heere müßte man ihnen nur einige Compagnien einverleiben, um militärischen Sauerteig in die Masse zu bringen. Mit ihnen müßte man etwa tausend Frauen schicken, oder womöglich eine noch größere Anzahl, und der Gouverneur müßte ein zuverlässiger, energischer Charakter sein, welcher die sorgfältig erwogenen und genau formulirten Verhaltungsregeln durchzuführen hätte. Auch dürfe ein Stab christlicher Missionäre aus den verschiedenen Kirchen nicht fehlen. Diese Sendboten hätten die Pflicht, gleich nachdem sie in Utah angelangt seien, Controverspredigten über das Mormonenthum zu halten und nachzuweisen, wie abgeschmackt und widersinnig dasselbe ist; auch müssen sie gegen die Vielweiberei predigen. Sobald die freie

Erörterung gesichert wird, haben sie leichtes Spiel und können das Mormonenthum in den Grund bohren. Wollte aber Herr Brigham Young, oder irgend ein anderer Heiliger die Bestimmungen der Bundesverfassung außer Acht lassen, welche allen Bürgern der Union Freiheit der Rede und der Erörterung Gewähr leisten, und wollte er den Missionären das Wort verbieten, dann würde der Gouverneur die Pflicht haben, ihn beim Kragen zu nehmen und die Wiederholung eines solchen Unfugs verhindern. —

Soweit der Herald. Daß eine Krisis herannahe, scheint kaum zu bezweifeln; daß die Mormonen sich in den Waffen üben und zur Gegenwehr entschlossen sind, ist schon oben bemerkt worden. Ich habe Auszüge aus dem amtlichen Blatte der Mormonen, den Deseret News, vor mir, welche darüber allerlei Andeutungen enthalten. In früheren Jahren gingen die Heiligen der letzten Tage nicht gern auf Erörterung des Themas von der Vielweiberei ein, seit längerer Zeit wählen sie jedoch dasselbe vorzugsweise gern, weil sie die Ueberzeugung hegen, daß sie damit die „Heiden" gründlich abtrumpfen. Präsident Orson Hyde hielt vor Weihnachten eine Rede gegen die Heiden, welche von den Deseret News mitgetheilt wird. Er vertheidigte die Polygamie in folgender Weise:

„Unsere Generation (die Mormonen) ist so rein, daß sie (die „Heiden") unsere Einrichtungen nicht ungestört lassen werden, wenn sie irgend etwas dagegen anzetteln können. Ja, es ist wahr, daß das Volk in Utah an die Polygamie glaubt und dieselbe bei sich eingeführt hat, aber nicht etwa weil unsere natürlichen Begierden uns zur Annahme einer solchen Lebensweise drängen, sondern weil Gott sie befohlen hat, und weil wir, wie wir nun einmal sind, sein Gebot in dieser Beziehung wie in anderen Hinsichten erfüllen wollen. Wir wollen zu Abrahams Kindern gehören, denen Verheißungen gemacht worden sind und mit welchen der Bund geschlossen wurde. Wenn wir aber Kinder Abrahams sind, so wollen wir auch Abrahams Werke thun, und sind nicht ängstlich wenn wir thun was auch er gethan hat. Unter anderen Dingen, welche der Erzvater that, war auch, daß er mehr als Ein Weib nahm. Und in dieser Hinsicht stand er nicht allein, denn darin folgten ihm fast alle würdigen Männer im Alterthum, welche demselben Bund angehören. Gerade die weisesten und besten Männer, Leute die so recht nach dem Herzen Gottes waren, gingen am tiefsten auf diese Praxis ein, welche nicht etwa auf die Zeiten des alten Testaments beschränkt blieb."

Die Mormonen leiten, wie man sieht, die Berechtigung zur Vielweiberei von den alten Juden ab, welche dem Herrn wohlgefällig waren, und meinen, sie hätten dieselben Befugnisse wie Abraham, Isaak und der kleine Jakob. Sie halten deshalb auch große Stücke auf die Bibel. Die americanische Bibelgesellschaft hatte im vorigen Herbst einen ihrer Agenten, Namens Van Emmen, nach der Stadt am Großen Salzsee geschickt, wo er Bibeln verkaufen sollte. Die Mormonen wunderten sich sehr als er kam; vielleicht meinte er, sie seien mit jenem „alten Buche" nicht bekannt. Mehrere Aelteste besuchten ihn; unter ihnen befand sich auch Präsident Hyde, der ihm sagte: „Die Gesellschaft, in deren Auftrag Sie hier erscheinen, hält uns wohl für verkommen und unzugänglich für die in der Bibel enthaltenen Wahrheiten?" Darauf, so erzählt Hyde in den Deseret News weiter, entgegnete er, „die Bibelgesellschaft halte uns nicht für so verkommen, wie wir vielleicht annähmen; es sei aber ihre Absicht, Gottes Wort in aller Menschen Hände zu bringen. Ich sagte, das sei sehr gut, aber die Bibelgesellschaft habe uns nicht das rechte Buch gesandt, wenn sie meine, durch die Bibel uns von dem Glauben an die Polygamie abzubringen, denn gerade dieses Buch veranlasse uns zur Einführung und Behauptung dieser Einrichtung, gegen welche in der Bibel kein Wort geschrieben stehe. Wir befolgen, sagte ich ihm, gewissenhaft Gottes Wort und leben nach demselben. Was Ihr uns bringen wollt, das ist und war von Anbeginn die Fahne unseres Lebens."

Der Aelteste Grant hielt am 15. März dieses Jahres im Tabernakel am Großen Salzsee eine Rede, in welcher es heißt: „Nichts kann uns auseinanderbrechen, wenn wir dem Rathe Derer folgen, welche uns leiten. Wir müssen wachsam bleiben. Die Heiden rüsten sich und sind darüber aus die Kinder Gottes zu vernichten; wir aber sind als Kinder Gottes darüber aus sein Reich zu bauen, das wir vertheidigen wollen. Dazu bin ich entschlossen; meine ganze Seele ist im Mormonismus. Die Heiligen müssen vorwärtsgehen, wachsen, sich ausbreiten, durchbrechen zur Linken und zur Rechten. Der Bienenstock von Deseret (die Mormonen nennen das Gebiet Utah „Deseret, den Staat der Honigbiene") muß seine Schwärme aussenden, denn er enthält viele junge Immen und wird deren noch viel mehr haben."

Die Mormonen bekommen ununterbrochen frischen Zuwachs aus Europa; in den ersten fünf Monaten des laufenden Jahres sind allein mehrere Tausend aus England auf americanischem Boden angelangt!

-d-.

Preußische Seebäder.*)

Kahlberg bei Elbing.

Täglich früh Morgens fährt ein Dampfboot von Elbing über Haff nach Kahlberg. Ich begab mich an den Landungsplatz der Dampfböte, um auf der „Schwalbe" eine Fahrt nach der frischen Nehrung zu machen. Am Bollwerke war Fischmarkt und viel Gewühl und Geschnatter von reinlich geschürzten, rundarmigen Mädchen, die ihr volles Haar nur halb unter einem weißen Mützchen verborgen trugen. Die Mundart dieser „Marzellen" wie hier in Preußen die Mädchen genannt werden, ist keineswegs ganz lieblich. Reich an Gurgellauten sprechen sie meist das E wie A. „Albing" für Elbing ꝛc. Ich begab mich auf die „Schwalbe." Bald füllte sich das Boot. Die Dampfpfeife rief die noch zögernden Passagiere, und genau um acht Uhr ward abgestoßen. Trotz der bekannten preußischen Pünktlichkeit des Dampfbootes sah man noch Passagiere

*) Vergl. Nr. 27 u. 28.

eilfertig herzulaufen; aber vergebens. Nur ein schnell entschlossener Spätling sprang noch in einen Ruderkahn, und da das Boot noch nicht mit voller Kraft fuhr, gelang es ihm heraufzukommen. Zwei Damen die keuchend herangestürzt waren, hatten nur noch das Nachsehen, während ein alter Herr auf dem Schiffe ihnen lachend zunickte. „Sie wollen mir nicht glauben, wenn ich ihnen sage, daß sie wieder zu spät kommen," sagte er, „aber die Frauen sind nun einmal alle so!" Diese Behauptung wurde von den anwesenden Damen lebhaft bestritten und der alte Herr tüchtig mitgenommen, da er so mitleidlos noch über das Mißgeschick seiner Frau und Tochter hatte spotten können.

Die „Schwalbe," elegant gebaut und leicht dahinfliegend, zeigte sich ihres Namens würdig. An den Ufern des schmahlen Fahrwassers glitten wir auf den bescheidenen Wellen des Elbing dahin, mit einer reichen Musterkarte von Passagieren an Bord. Der Fluß selbst war, trotz eines zu spürenden Gegenwindes, ruhig und phlegmatisch, wie ein holländischer Canal. Nur die Wucht der Schaufelräder regte das Gewässer aus seiner Mynheer-Bequemlichkeit auf. Lange, gegen die Uferdämme prallende Wellenzüge wälzten sich von der Furche aus, die unsere Schwalbe aufwühlte. Die Binsen der Ufer winkten uns zu, chinesisch spaßhaft zum Gruße sich verneigend, und die kleinen Fischerbarken tanzten gar lustig auf den Wogen, welche unserm Schiffe vorüberruderten. Rechts sahen wir hinein in das Land Gosen, in die gesegnete Elbinger Niederung. Auf den frischen, duftigen Wiesen grasten Stiere und Pferde, die ebenso neugierig nach unserm vorüberziehenden Dampfer die Köpfe drehten, wie die Landleute, welche aus ihren behaglichen Häusern guckten, um unsere Passagiere zu mustern. Die Niederung erschien mir wie eine freundliche Idylle, in die man sich wohl einleben kann. Auch zur linken Seite streckten sich fette, heerdenbelebte Wiesen hin, bis an den üppig bewaldeten Hügelzug des Hintergrundes. Wir passirten eine Besitzung in der Niederung, die terra nova genannt wird. Welcher Columbus hat diese „neue Welt" am Elbing entdeckt? Diese Besitzung ist die einzige, welche Preußen in der neuen Welt hat, wenngleich sie keine Spur der jenseitigen Hemisphäre an sich trägt.

Bald hatten wir die Mündung des Elbing erreicht, die mit Steinmolen eingefaßt, weit ins Haff hinein sich erstreckt. Kaum hier angelangt, erhob sich der gleich Anfangs uns conträre Wind zu solchem Sturm, daß es Spühlwasser in Menge gab und ein Theil der bunten Gesellschaft die Kajüte suchte. „Das ist die Opposition des Haffs gegen die Neuerung," rief einer der Herren, „gegen die Herrschaft der Dampfkraft!"

Das Schiff schwankte mehr und mehr. Ein pommerscher Schiffscapitän schritt, ächt seemännisch die Hände in beiden Hosentaschen, auf der kleinen Gallerie neben dem Radkasten auf und ab und kümmerte sich wenig um die durcheinander geschüttelten Landkrabben, die bei dem geringsten Schritte wie voll süßen Weines taumelten und sich auf lächerlich unbeholfene Weise an den Strickleitern oder sonst faßbaren Dingen forthalfen. Man fühlt sich so frei auf dem engen Schiffsraum, so losgerissen von allen Banden des Continentallebens, daß man die Lust des Seemannes, der das Meer seine Heimath nennt, und die mitleidige Geringschätzung, mit welcher er auf die Landratten hinabsieht, zu begreifen anfängt. Nicht auf den Bergen ist die Freiheit, wie unser Schiller sagt; denn wir können 6000 Fuß hoch über der Meeresfläche noch von österreichischen Douanen angehalten und bis aufs Hemde visitirt werden, ob wir einen Cigarrenstengel oder eine Prise Tabak bei uns führen; — die Freiheit ist auf dem Wasser. Hier fühlt man sich los und ledig von so Vielem, was uns auf festem Boden quält, und selbst der Tod sieht auf dem Meere nach Freiheit aus. Kein kopfschüttelnder Arzt tritt an unser Sterbebett, die Leiche wird nicht von gemietheten schwarzen Männern in die bezahlte Scholle eingesargt; — das Meer ist ein weites heiliges Grab aus der ersten Hand der Natur, und die grünen Wellen, die auf diesem majestätischen Friedhof wogen, sagen mehr als elegisch flüsternde Cypressen.

Das Boot schoß pfeifend mitten ins Haff hinein und eröffnete mit jeder Minute ein immer prächtigeres Schauspiel. Der zwischen Haff und Meer hingeschüttete Sandstreifen der Nehrung schien einem leicht über das Wasser hingegossenen Schneegebirge zu gleichen. Verlockend erschien das hohe Meer hinter ihm, dessen schaumgekrönte, grüne Wellenzüge ungestüm gegen das Haff brandeten. Vor mir im Osten brannten die hüpfenden Wellen des Haffs, vom Flammenkuß der Morgensonne durchglüht, in lichten Goldfunken, und von dem Gestade drüben lachte in fast durchsichtigem, zitterndem Glanze das üppigste Gelände mir entgegen: waldgekrönte Hügel, an deren Fuß oder auf deren Höhe Thürme von Städten, Dörfern und Hütten anmuthig gelagert sind; dazwischen frischgrüne Triften, dunkle Thalschluchten, goldene Getreidefelder und drüberhin schwamm ein rothes Gewölk, wunderlieblich sich im Wasserspiegel abmalend. Je weiter wir rechts zum Ufer hinfuhren, desto tiefer rollte sich, wie ein großes Panorama, die bunte Uferlandschaft immer neu und anziehend vor unseren Blicken auf. Sah man dann zurück nach der öden, sandigen Nehrung und wieder hin auf das liebliche Haffufer vor mir im Osten, so schien etwas wahrhaft Uebermüthiges in dieser üppigen Landschaft zu liegen: wie triumphirend schaute die blühende Landschaft hinüber zu der dürren, wüsten Sandsteppe, dem trüben Bilde gedrückter Dürftigkeit.

„Was sind denn das dort für großartige Gebäude?" fragte ich meinen Nachbar und deutete mit der Hand zum Ufer rechts hin.

„Riemannsfelde ists, eine Kuranstalt à la Prießnitz," war die Antwort. „Und ganz allerliebst ists darinnen!" versicherte ein anderer Elbinger. „Reichliches Wasser, an Frische mit den Gräfenberger Quellen wetteifernd;" fuhr der Erstere lobend fort, „eine reizende, wildromantische Uferlandschaft, so schön wie man sie in diesem entlegenen Winkel selten findet; schattige Waldschluchten, rauschende Bäche, die ergötzliche Aussicht auf das von Schiffen aller Art durchkreuzte und durch die Rauchsäulen der Dampfschiffe belebte frische Haff; malerische Fernsichten, eine elegant eingerichtete Oekonomie und ein tüchtiger Arzt, vor Allem aber stets muntere Gesellschaft aus der Stadt, — Alles dies ist wohl im Stande, den Kranken dort Trost, Hülfe und Freude zu gewähren —"

„Und den Badeort selbst zu heben," fiel ich ein. „Neben-

bei aber, nur etwas höher hinauf, erblick' ich, versteckt in dichtes Gebüsch, ein stattliches Schloß und eine Burgruine."

„Das ist Kadienen, ein ehemaliges Bernhardinerkloster, ein überaus freundlicher Ort. Unten am Waldberge, dessen ehrwürdige Eichen Jahrtausende sahen, zieht sich ein schmuckes Dörflein hin; doch sehen wir nur das Schloß davon, jenes blendendweiße Gebäude."

„Ja, wahrlich, die Mönche verstanden es, sich die schönsten Gegenden auszusuchen! Wie gesagt, Bernhardinermönche hatten auf jener reizenden Bergeshöhe sich angesiedelt. Vor etwa zwanzig Jahren erst ist das Kloster aufgehoben worden, und als die Gebäude öffentlich verkauft wurden, erstand sie ein Kaufmann aus Elbing, der zu Füßen des Berges sein Schloß anlegte und den elegischen Kirchhof des Klosters zu einem heitern Park umschuf. Der zwischen dem Haff und dem Schlosse befindliche Laubwald ist durchhauen, damit wir vom Haff aus das Vergnügen haben, die stattlichen weißen Gebäude mitten im grünen Walde zu erblicken."

„Und dort das Städtchen dahinter, das sich mit seinen schmahlen Gassen behaglich hinstreckt, ist Tolkemit; es erscheint ganz schwarz in Rauch eingehüllt; denn es werden hier die Töpfe gebrannt, in welchen die Bauern des Ermlandes jeden Sonntag ihr Huhn, wie Heinrich IV. es seinen Bauern gewünscht hat, kochen könnten, wenn sie ein solches immer hätten. Für gewöhnlich finden sie hier aber wohl nur Kartoffeln und graue Erbsen darin, Preußens Manna."

„Berühmt ist Tolkemit auch seines Drosselfanges wegen," erzählte ein Anderer. „In günstigen Jahren beläuft sich der Fang wohl auf eine Million dieser Vögel. Man bewerkstelligt ihn durch Aufstellung von Schlingen (Dohnen) im Walde und wird derselbe zu dem Zweck von der Stadt verpachtet und wirft (des unglaublich geringen Preises der Vögel ungeachtet; vierzig Drosseln kosten 1 Thlr.) doch von dem kleinen Waldreviere über 100 Thlr. Pacht ab. Nach Danzig allein, weiß ich, schickt man, mäßig gerechnet, etwa 60,000 Stück."

„Tolkemit gilt neben Mühlhausen und Domeau," fiel der Erstere ein, „als das preußische Krähwinkel und hat deshalb von dem Volkswitze stets viel zu leiden gehabt. Seine Bauart ist dadurch merkwürdig und originell, daß jedes Haus daselbst ein Eckhaus ist; es hat keine geschlossene Häuserreihe. Berühmt ist auch sein Hafen und der Kirschbaum hoch auf dem Kirchthurme der Stadt. Die größte Berühmtheit jedoch hat der Tolkemiter Aal erlangt, der einstens die Stadt bedrohte, nunmehr aber an der Kette liegt. Schon in einer alten Chronik, geschrieben zur Zeit des preußischen Herzogthums, heißt es: „Tolkemit, ein kleines Städtchen am frischen Haff, zweimal von eignem Feuer ausgebronnen, allwo man fürwitzigen Leuten den gefangenen Aal an der Ketten zeigt." Nach einer andern Sage ist es ein Stintenheer gewesen, das die Stadt belagerte, von dessen grausamer Niedermetzelung die Tolkemiter bis heutigen Tag Stintstecher heißen."

Die Küste, von hier aus gesehen, die Stadt im Vordergrunde und grüne Berge im Hintergrunde, erinnerten mich lebhaft an Schandau und die sächsische Schweiz.

„Aufgeschaut, aufgeschaut, Herr Nachbar!" rief der neben mir sitzende gesprächige Kaufmann, indem er mit einem Glase in der Linken und einer Flasche in der Rechten vor mir aufstand. „Unter den wenigen Merkwürdigkeiten, welche des frischen Haffs Umgebungen bieten, nimmt Frauenburg, das dort rechts von uns liegt, einen bedeutenden Platz ein. Frauenburg ist der Sitz des Bischofs von Ermland; in der hochgelegenen Kirche mit sechs Thürmlein ruht Copernicus, der hier als Domherr am 11. Juni 1543 selig verschied. Dieses Glas seinem Angedenken!" Er sprachs, trank und warf das Glas, wie ein zweiter König von Thule, in die Wogen des Haffs.

„In jenem, sich wie ein hoher Fabrikschornstein erhebenden viereckigen Thurme," nahm der zweite Nachbar das Wort, „soll Copernicus seine Liebäugeleien mit den Sternen getrieben haben, und dem Wanderer, den der Weg durch jene Stadt führt, wird noch das Haus gezeigt, worin dieser Weise lebte, trank und starb."

In der That, der mächtige Dom auf hohem Berge, umgeben von der bischöflichen Curie und den Wohnungen der Domherren, zu seinen Füßen das Städtchen, so katholisch gläubig hingelagert als fühle es sich recht sicher unter dem Schutze der auf dem Fels gebauten Kirche, bietet, aus der Ferne betrachtet, ein höchst anziehendes Bild. Das Dampfschiff bog links ab und steuerte gerade auf die Nehrung zu.

„Vor einigen Jahren," begann mein vis-à-vis, „wollte man behaupten, der Andrang zu den Seebädern habe seinen Culminationspunkt erreicht und lasse nun nach. Aber die Erfahrung hat mich eines Andern belehrt; das Verlangen darnach wächst mit jedem Jahre. Nie sind Seebäder so angefüllt worden, als in dieser Zeit gerade. Das Meer bleibt immer dasselbe, derselbe Freuden- und Stärkungsborn. Wer noch zweifeln sollte, daß ein solches Bedürfniß wirklich da ist, verfolge auf der Karte die Küste unserer Ostsee, von Kiel bis Memel hinauf, und zähle, wieviel Seebäder allein in den letzten zehn Jahren entstanden und blühend geworden sind."

„Ein neuer Industriezweig hat sich eröffnet," fuhr der Kaufmann fort. „Wo man vor Jahren nur elende Fischerhütten im Sande der Dünen sah, erblickt man nun Villen und Paläste. Die Ostsee ist mit einem aneinanderhängenden Gürtel von Badeorten geschmückt und in keinem derselben wird geklagt, daß die Nahrung abnehme, wenn auch die älteren namhaften, wie Dobberan und Swinemünde, mit einiger Mißgunst auf die zahllosen Colonien hinblicken, die von ihnen ausgegangen."

„Auch Elbing fühlte das Bedürfniß eines Seebades," unterbrach ihn der Erstere. „Am frischen Haff konnte es dasselbe nicht befriedigen. Man mußte erst über das Haff segeln, was vor der Zeit der Dampfschiffe seine Schwierigkeiten hatte, und dann über die Dünen der frischen Nehrung klettern, um sich jenseits ein Plätzchen zu suchen, wo man unter die Meereswellen tauchen konnte. Aber die Noth zwang zum Versuche. In den Hütten dürftiger Fischerdörfer siedelten sich Familien schon seit längerer Zeit an; sie hatten oft mit Noth und Trübsal zu kämpfen. Von der Südseite des Haffs, von Elbing her, mußten die nothwendigsten Lebensmittel herübergeschafft werden. Bei stürmischer Witterung blieben diese oft wochenlang aus, und die Nehrung lieferte nur Fische, kaum einige Kartoffeln; ihre lange hohe Dünenreihe, das Werk urweltlicher

Fluthen, war einst, sowie die kurische Nehrung, mit mächtigen Wäldern bestanden. Unter Friedrich I. aber wurden diese Bollwerke gegen Stürme und Versandungen in wenigen Jahren umgehauen. Um einer augenblicklichen finanziellen Noth zu steuern, ward ein Schaden angerichtet, den Jahrhunderte nicht wieder ersetzen, der vielleicht nie mehr ersetzt wird. Von den langgestreckten, kahlen, weißglänzenden Sandhöhen weht der Nordwest Massen Sandes ins Haff, und weite Schilfstrecken zeigen auf dieser Dünenseite des Haffes, wie weit hinein das Wasser dadurch flach wurde. Es gab Zeiten, wo die Badegäste kaum Wasser zu trinken hatten. Der Sturm verschüttete den einzigen Brunnen und wühlte selbst den Kirchhof des Fischerdorfes auf. Ob es Sage oder wahr ist, Beides charakterisirt die Dürftigkeit jener Orte der Nehrung; die einzelnen Ortschaften mußten ihrem Pfarrer eine Anzahl Krähen als Kalende in die Küche liefern. Und mitten unter diesen kahlen Bergen erhebt sich jetzt ein blühender Lustort."

Kahlberg, gerade an der Scheidewand der Dünen gelegen, da wo sie kahl und wo sie noch bewaldet sind, entging dem Beile des Finanziers. „Es ist eine Colonie der Elbinger," begann der Andere. „Die Dampfschiffahrtsgesellschaft hat hier mitten im Sande ein anmuthiges Fischerdorf gegründet. Besonders hat Commerzienrath Grunau sich große Verdienste um diesen Ort erworben. Der bemittelten Privatleute viele siedelten sich hier an, mittelalterlich und modern. Gartenanlagen, Springbrunnen, exotische Gewächse und eine Terrasse aus Granitsteinen, welche letztere erst, sowie die Gartenerde, von weit hergebracht werden mußten, geben dem Ganzen etwas Feenmährchenartiges.

Von den hohen Dünen gegen die Nordwinde in einem Halbkreise geschützt, ist das Klima hier so mild, daß auf der dortigen Terrasse schon jetzt Melonen reifen und man Hoffnung hegt, daß auch Wein hier gedeihen wird.

Wir legten vor Kahlberg an. Die Zahl der am Ufer uns Erwartenden war größer als gewöhnlich. Von der schaulustigen Menge begleitet, zogen wir hinauf nach dem Versammlungslocal der Badegäste, nach dem Belvedere, von wo sich Manche zum Bade oder zu den einzelnen Strandwohnungen begaben.

Das Belvedere erhebt sich im griechischen Style auf einem Berghügel unfern dem Meeresstrande. Ein freier Platz im Halbcirkel vor dem Hause, besonders aber das obere Stock dieser Villa gewährt den Ueberblick nach den terrassenartig sich herabsenkenden Gartenpartien, sowie über den weiten Meerbusen hin. Höchst anmuthig sind die Baumpflanzungen rundum, wenn sie gleich meistens nur aus Nadelholz bestehen. Unzählige Pfade winden sich durch die dichtgedrängten Fichten, die hoch über dem einsamen Wanderer ihre schlanken Wipfel wiegen und seinen ermatteten Körper durch ihre aromatisch gesunden Aushauchungen neu beleben. Durch mehrere Gehaue hindurch hat man Fernsichten nach einzelnen Anlagen und nach dem wellenschlagenden, grünen Meere. Nur Schade, daß man eine Doppelaussicht nach Meer und Haff hin nirgends genießt.

Nach Tische schweiften wir etwas im nahen Walde umher, fanden aber wenig Interessantes, nur hier und da ein Liebespärchen auf weichen Canapees von Moos oder Blaubeerkraut in traulicher Umarmung sitzend. Dann stiegen wir zu den Badehäusern hinab und tauchten ins Meer unter. Wahrlich, der Mensch kann die Natur nicht näher und inniger berühren, als im Arme des Meeres, im Wasser. Man genießt hier das Gefühl des Verschwimmens in den allgemeinen Lebensstrom der Natur, das Gefühl der Wiedergeburt an Leib und Geist. Darum liebten auch alle tapfere und freie Völker, gleich den Spartanern und Athenern, das freie kalte Bad. In unserer heutigen Vernachlässigung des freien Bades liegt gewiß ein großer Theil der gegenwärtig unter uns herrschenden schmutzig servilen Gesinnung.

Ich blieb noch eine Weile einsam am Meeresstrande zurück und betrachtete das majestätische Schauspiel eines Sonnenunterganges. Die Sonne versank allmählich in den Wellen der See. Das rothe Gewölk am Horizonte erlosch und ein feuchter Nebel stieg aus der rauschenden Fluth auf, in allerhand bunt gespenstische Luftgebilde sich gestaltend, während gleichzeitig eine tiefe heilige Stille durch das Gebrause der Ostsee ging. — Da ertönte nicht weit von mir ein vielstimmiger, fröhlicher Männerchor, ein Trupp junger Leute, die, wie ich später erfuhr, dem Elbinger Gesellenverein angehörten.

Bald begab ich mich zum Belvedere zurück, dessen Saal sich mit Tanzgästen anfüllte. Besonders hübsch sah es aus, wie eine bunte Damengruppe nach der andern, wandelnden Blumen gleich, die Terrassen emporstieg. Leider verdarb der Himmel Vielen ihre Freude: denn plötzlich fing es an zu regnen, und nicht alle Damen waren mit Regenschirmen versehen. Da gab es komische Scenen genug. Bald waren die Geigen gestimmt und der Tanz begann. Wie bedauerte ichs, kein Tänzer mehr zu sein; ich hätte mit so mancher graziösen Tänzerin die Runde gemacht. Aber drinnen blieb ich, bis Tanz und Spiel ein Ende nahm. Und als ich gegen Ende des Cotillons mit meinen Reisegefährten zusammen das Kurhaus verließ, da tanzten seitwärts vom Hause im Mondschein die Dienstmädchen mit Bedienten und Fischerbuben, während ein Clarinettist in ihrer Mitte auf einer Tonne stand und unverwüstlich fortorchesterte. Es war eine Gruppe, eines Rembrandtschen Pinsels würdig.

Nun schickten sich auch die Ballgäste des Belvedere's zur Heimkehr an. Von den dunkeln Terrassen wurden einzelne weiße Gewänder der heimkehrenden Damen erkennbar; sie schwebten, wie Elfen, im Mondscheinlichte durch das Dunkel der Pinien dahin. Hier und da hörte man noch Gesang und Gelächter, bald vor irgend einem Hause als Ständchen, bald vom Haff her von einzelnen Nachtschwärmern, wie wir selbst es waren, als seliges Gejodel. So kamen wir denn endlich ziemlich müde, zu einem Fischerhäuschen, das uns willig aufnahm, und eben hatten wir in unserm Kämmerlein uns aufs Ohr gelegt, da erklang Musik, nicht weit von unserm Fenster. Es waren Gesellen, die irgend einer Schönen mit Kückens „Mondscheinlied" ein Ständchen brachten. M. N.

Zur Chronik.

Superintendent Großmann in Leipzig †.

— Der 29. Juni war ein Trauertag für Leipzig; die Stadt verlor in Christian Gottlob Leberecht Großmann — man kann nicht sagen ihren Seelsorger — aber doch den tapfern und unerschrockenen Anwalt in Sachen des freien Glaubens, der Protestantismus Sachsens den eifrigsten Vertheidiger seiner äußern Macht und Geltung. Wie ehedem ihren Gellert auf einem Schimmel, den ihm weiland der Kurfürst geschenkt, so waren die Bürger der Stadt von heute seit Jahren gewohnt ihren Generalsuperintendenten, eine hohe, magere Gestalt, auf einem Braunen mit einem gewissen steifen Respect um die Thore reiten zu sehen. Großmann hatte etwas vom Hierarchen; aber er wollte das Beste für das äußere, das staatliche und weltliche Bestehen des Protestantismus. Er war Rationalist; aber sein Verstand hatte die richtige Logik, einzusehen, daß die evangelische Kirche, falls eine solche Fortbestand haben solle, über die Spaltungssucht der individuellen Bekenntnisse hinaus einen Zusammenhang und einen Halt suchen müsse. Und Großmann fand diesen Zusammenhang und Halt, indem er vor 25 Jahren (1832) der Stifter des Gustavadolfvereins wurde, der seitdem mehr als tausend Zweigvereine zählt und über eine Million Thaler Vermögen zu verfügen hat. Viele hunderte von Gemeinden der ecclesia pressa in römischgläubigen Ländern sind von diesem Verein unterstützt, und der Geist der Verbrüderung, der politisch keinen Ausdruck mehr findet, hat in diesem Bunde nach Einer Seite hinein Genüge gefunden. Seit 1829 gehörte Großmann Leipzig an; er ward Tschirners Nachfolger in jenem Jahre. Wissenschaftlich, — er war zugleich Professor der Theologie, — hat er weniger gewirkt als durch sein persönliches Auftreten mit Wort und That. Er ging als Theolog auf die Quellen der jüdisch-Alexandrinischen Philosophie; man rühmt ihn als den besten Exegeten des Häuptlings jener Schule, des Philosophen Philo. Auch die Philosophie der Sadducäer und Pharisäer zog er ins Bereich der Forschung, um die Lehre Christi menschlich und rationell als eine Erscheinung der Geschichte und im Zusammenhang mit menschenmöglichen Dingen begreiflich zu machen. Das thut hoch noth; denn das Heil der Welt kann nicht vom Himmel gefallen sein, wenn es, um mit Bunsen zu sprechen, einen Gott in der Weltgeschichte geben soll. Großmanns wissenschaftliche Arbeiten blieben jedoch Bruchstücke und ohne Abschluß. Er war wesentlich Beamter in Kirchensachen. Als solcher hat er auch wesentlich in der ersten Kammer des Landes Sachsen gewirkt. Dabei war er freilich in politischen Dingen sehr eng und beschränkt. Unter seiner Leitung feierte der Verein zum Gedächtniß des 18. October nicht sowohl die Verbrüderung der Deutschen in der großen Völkerschlacht, als vielmehr den partiellen und localen Umstand, daß die Stadt Leipzig an jenem denkwürdigen Tage kein Aschenhaufe wurde. In den letzten Jahren verherrlichte ein besonderer Umstand Großmanns Bedeutsamkeit für die Ereignisse der deutschen Erhebung wider Napoleon. Großmann war am 9. November 1783 im Altenburgischen Dorfe Prießnitz geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Auf Schulpforte gebildet, studirte er in Jena, als auf Davousts Blutbefehl sämmtliche Bewohner seines heimathlichen Dorfes erschossen werden sollten, weil sie flüchtigen Franzosen das Obdach verweigert und sie verjagt hatten. Da war der Student Großmann vor dem französischen Officier unerschrocken und freimüthig hingetreten, um ihm die Grausamkeit und Unrechtmäßigkeit der Maßregel zu beweisen. Er rettete damit sein Dorf, dessen Pfarrer er alsbald an der Seite seines Vaters wurde. Er ward dann Professor und Geistlicher in Schulpforte, bis er nach Altenburg als Generalsuperintendent berufen wurde und seit 1829 Leipzig in gleicher Eigenschaft angehörte. — Das Leichenbegängniß zu Ehren des Mannes in Leipzig war feierlicher als man es seit Menschengedenken dort gesehen. Möchte Großmanns Nachfolger ein Mann sein, der gleich sehr die Rechte des Protestantismus zu vertreten im Stande ist.

„Sein oder nicht sein", von Andersen.

— Während H. C. Andersen aus Nord-Kent in England, wo er in und mit der Familie von Boz-Dickens ein gemüthliches Landleben führt, an seine Freunde in Deutschland Briefe voll Glück und Heiterkeit schreibt, erscheint deutsch sein neues Buch, auf das der Autor mehrere Jahre stillen Fleißes gewendet. Ueber Dickens schreibt er aus Nord-Kent an eine Freundin in Dresden: „Nehmen Sie das Beste und Schönste aus seinen Schriften und fassen es zusammen, so haben Sie Boz persönlich wie er leibt und lebt!" Dieser Vorschlag ist vielleicht die beste Maxime für die Kritik. Wir sollten ihn bei dem neuen Werk Andersens anwenden. Es trägt Hamlets Wort: „Sein oder nicht sein" als Titel, ist jedoch neben der grübelnden Schwermuth dieser großen Frage und ihrer Lösung auch naiv, heiter und kindlich einfältiglich genug, sodaß die Natur des sinnigen Mannes aus Dänemark, der mit dem prinzlichen Landsmann das good boy gemein hat, sich nicht verleugnet und verbirgt. Das Werk das drei Bändchen umfaßt (Leipzig, bei Wiedemann; in der Gesammtausgabe Bdchn. 39, 40 und 41), nennt sich Roman. Es kann sich jedoch mit früheren Romanen des Verfassers, mit dem „Improvisator" u. a., nicht messen, was Erfindung, Stoff und Fülle des Concreten betrifft. Es ist mehr eine Bekenntnißschrift in biographischer Form. Wir erleben eine gewisse Summe von Ansichten, die mit der Wissenschaft und mit den Schicksalen des Helden in Conflict gerathen und an anderen Figuren ihren Widerstreit oder ihre Bestätigung finden. Am Helden des Buches, Nils Bryde, haben wir wieder eine jener Lieblingsfiguren des Dichters, die sich aus der kleinen Enge des armselig bedrängten Lebens zu den Höhen der Bildung und zum Bewußtsein hinaufarbeiten. Der Humor ist auch hier der treue Begleiter der sinnigen Entwickelung. Der arme Knabe, Pflegling in einem landpastörlichen Stillleben, wird Student und verliert in und an der Wissenschaft seinen positiven Gottesglauben. Er wird Arzt, seinem Drange zur Erkenntniß zu genügen. Der Krieg mit Deutschland führt ihn aufs Schlachtfeld. General Wrangel brandschatzt die Inseln, und wir erhalten, nicht bitter und feindselig, sondern naiv und kindlich, obschon ächt nationaldänisch, eine Auffassung des Kampfes um das Deutschthum der Herzogthümer. Wrangel erhält Ordre zum Rückmarsch, zieht plötzlich ab: und Andersen sieht darin eine höhere göttliche Fügung! Sein Held aber begreift auf dem Schlachtfelde schon ahnend und sehnsüchtig das Bedürfniß nach einem Glauben an Gott. Was ihm die Wissenschaft genommen, scheint ihm Leben und Schicksal wiedergeben zu wollen. Sein Skepticismus geräth aber erst einem geliebten Wesen gegenüber in das wahre Feuer des Gefechts. Esther, die Jüdin, hat von der Basis des alten Testaments aus den großen Streit unserer Tage zwischen Geist und Materie durchgefochten; sie endet den Kampf damit, daß sie zum neuen Testament sich bekennt, denn nur in ihm findet sie

Gott als Persönlichkeit und in ihr die Gewährschaft der Unsterblichkeit. Nils Bryde's Verkehr mit ihr bildet den Kern des Buches; eine Fülle sinniger Bemerkungen macht es zur Bekenntnißschrift. In Esthers Wesen brennt mit orientalischer Kraft die Flamme des Glaubens; aber ihr Körperstoff verzehrt sich an dieser Flamme; die Cholera rafft sie plötzlich hin. In des Zweiflers Seele aber zieht das unsterbliche Theil der Geliebten, der Glaube an Fortdauer und Jenseits, ein; was ihm die Wissenschaft genommen, das Leben nicht ganz wiedergeben konnte, das giebt ihm der Tod, der Tod der Geliebten. Dies der schöne leitende Gedanke des Buches, an dem auch noch die ungetrübte Empfänglichkeit für die Bedeutsamkeit einer Zeit zu rühmen ist, die so mächtig in Leben und Wissenschaft die Gegensätze des Daseins zum Ausdruck bringt.

Bibliographischer Anzeiger.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 31. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [1. August.

Inhalt.

Im Engadin.

Die alljährlich höher gehende Fluth der Fremden hat in dem alten Bette des Berner Oberlandes, des Rigi, dann des Genfersee's und in Chamounix nicht mehr Platz. Auch sind die Ufer nachgerade ausgewaschen und der Gaumen verlangt etwas Neues, Frisches, Abwechselung mit einem Worte. Dahinten Wallis und Bündten mit ihren geheimnißvollen Thälern, Bergen und Heilbrunnen versprechen neuen Reiz. Wallis eröffnete den Reigen, das Engadin scheint in letzterer Zeit mit Riesenschritten folgen zu sollen. Aber es ist noch im Uebergang begriffen, noch nicht nivellirt zur allgemeinen Touristenstraße mit den überall gleichen Gasthöfen, Kellnern, Führern und der Speculation der Bewohner. Ursprüngliche Eigenthümlichkeit und Frische bei Land und Leuten hat noch die Oberhand. Werfen wir einen Blick ins Engadin, ehe der Fremdenschwall auch hier drüber fluthet und seinen unerquicklichen Niederschlag ablagert. Der Anfang hierzu ist gemacht in der schnurgeraden Straße von Ponte nach Cellerina, in dem Actien-Curhaus zu St. Moriz, der Fremdenmenge, die sich dermalen noch geduldig in die kümmerlichen Privatwohnungen stopfen läßt, sehnsüchtig eines größern Comforts harrend.

Als ich am 29. Juli 1856 Morgens nach fünf Uhr, den Tornister auf dem Rücken, von den Bewohnern des Weißensteins mich verabschiedete, um die Höhe des Albulapasses zu erreichen, da hatten die Wolken, welche Abends zuvor die Felsspitzen und Schneefelder der Gebirgshöhe überhingen, sich alle verzogen. Blau stand der Himmel, hell glänzten die Firnen, und strich auch ein frischer, ja scharfer Luftzug über den Albula her, so waren es doch nicht jene feuchtkalten Schauer, die mich den vergangenen Abend in das geheizte Zimmer an den kolossalen Ofen, das Hauptstück der sehr ländlichen Wohnstube, getrieben. Ruhig und klar lag der Bergsee zu meiner Rechten. Zwischen den wilden, mit Felsstücken übersäten Abhängen, die ihn umgaben, suchten die Rinder, die ich Tags zuvor daran zur Tränke sich sammeln gesehen, nun zerstreut ihr spärliches Futter, noch höher und unzugänglicher die Hunderte von lang- und kurzhaarigen Ziegen, die gestern, zum Melken versammelt, so zudringlich mich umdrängt.

Hinaus, hinauf strebte heute Alles an dem herrlichen Morgen, Alles was den Abend zuvor die menschliche Nähe und Pflege aufgesucht; — einzig die Schweine begnügten sich in der moorigen Umgebung ihrer Ställe und erwarteten dort bequem die Strahlen der Sonne. Ueber den See ruderten zwei Männer im schwerfälligen Kahne, die Netze nach sich ziehend, die sie, lüstern nach den Forellen, vor Einbruch der verwichenen Nacht ausgeworfen. Mir riefen sie damit die Erinnerung wach an das einfache und doch so köstliche Abendmahl, eine gewaltige Forelle, rundköpfig, schwarzgefleckt und von feinstem rosenrothem Fleische, würdig einer feinerschmeckenden Zunge als der meinen. Sie stammte zwar, das verrieth ihre Größe, aus dem weiter unten gelegenen See, der sein Wasser von der Albula erhält, welche erst hier aus dem obern See ihren Ursprung nimmt, nach der allgemeinen Regel, daß die höhern Gewässer die kleinern Fische enthalten, die tiefern hingegen die größern. — Des blauen Himmels und der silberschimmernden Firne brauchte es nun allerdings, um die Wildniß, die Oede da oben nicht allzu schauerlich, ja traurig zu finden mit ihren kalten kahlen Felsen, hier verwittert und wie verfault, als hätte eine dämonische Verwüstungslust nicht nur alles Lebendige, sondern selbst das Gestein und seine großen Formen neidisch zerkratzt, dort in gewaltigen zerstreuten Blöcken, wie wenn im Zorne eines Gottes Faust die Gebirge in Trümmer geschlagen. Es waren dies größtentheils Denksteine von Lauinen, die einst in die Mitte des Thales vorgedrungen und die mitgeschleppte Last bei ihrem Abschmelzen hier hatten liegen lassen. Gegen solche Verheerung konnte die Alpenflora nicht aufkommen, die zwischen den unzähligen Felsstücken sich durchwand und sie nur dürftig mit einförmigen gelblichen oder röthlichen Flechten zu erklettern vermochte. Auffallend war es, wie der Weg hier südlich zur Rechten die Granitmassen der Albulahörner scheidet von den Dolomittrümmern der gegenüberstehenden nördlichen Felsgräte von dem sie heruntergebröckelt.

Die Betrachtung hierüber wurde unterbrochen durch eine gar eigenthümliche Begegnung. Da zogen nämlich ein halb Dutzend Bursche vor mir hin, die nichts weniger als contra-

stirten mit der Wildniß und Zerrissenheit ringsumher, in ihren langen Bärten, mit den braunen Gesichtern und den flackernden Augen unter den rußigen Schlapphüten, dazu rauh und dürftig, wenn auch in einer Art von Räuberromantik gekleidet. Ein Alter mit eisgrauem Barte, hunderten von Falten, grobknochig und hoch, ging neben einem kleinen Kameraden her, dessen eines Bein gegen das andere namhaft verkürzt war, eine Ungleichheit, die der lange spießähnliche Stock vergebens wieder gutzumachen suchte. Ein Paar jüngere Gestalten sahen dagegen edel, aber nur um so verwegener aus, und daß Alle lebhaft Italienisch sprachen, verstärkte jedenfalls noch den Eindruck, den die Reisegesellschaft auf den einsamen Wanderer machen mußte. Indeß der heitere Scherzton, das Lachen, die muntere Beweglichkeit, ja fast eine kindliche Natürlichkeit ließen unmöglich irgend einem Verdachte weitern Spielraum. Noch feindlicher sah der halbgefüllte grobe Zwillichsack aus, den der Eine auf dem Rücken trug, während sein Nachbar, der Hinkende, mit einem rußigen eisernen Kessel sich schleppte, sodaß mir unwillkürlich die berühmten Sieben Schwaben beifielen. Und in der That war es auch eine Art ins Italienische übersetzter Schwaben; trugen sie ja in dem Sacke das Maismehl, um gelegentlich in dem Kessel das unerläßliche Nationalgericht, die Polenta, zu kochen, das A und O des gemeinen Mannes. „Turkemehl" und „Käse" waren auch die einzigen deutschen Wörter meiner Reisegefährten. Schon am Fuße des Albula, unterhalb Bergün, hatte ich Gelegenheit gehabt, hierüber ins Klare zu kommen. Zwischen Filisur und Bergün wird die Straße verbessert und theils neu angelegt. Zu solcher Arbeit eignet sich Niemand so gut als genügsame und fleißige Italiener, deren ich denn auch eine starke Zahl an verschiedenen Stellen antraf. Ich stieß unter Andern auf eine Gruppe derselben, die im Grün eines lieblichen Rasenplatzes ihr Mittagsmahl kochte und gerade beschäftigt war, den dampfenden Inhalt ihres Polentakessels auf einen nichts weniger als blendenden Linnensack, der Platte und Tischtuch zugleich war, umzustürzen. Nebenbei flackerte noch das Feuer lustig aus der improvisirten italienischen Küche, dem Paar zusammengestellter flacher Feldsteine, und ein gewaltiges Stück Käse lag unfern davon im Grase. Die kräftigen, sonneverbrannten Bursche, die homerische Einfachheit der Zurüstung ihres Mahles, dahinter die wilde, frische Landschaft, alles dies gab ein Bild zum Malen. Ob indeß blos ästhetische Gründe mich vom Wege ab und zu der Gruppe hintrieben, bleibe unerörtert. Gleichviel, ich stand vor den Arbeitern und fand unversehens mein durch lange Jahre vertrocknetes Italienisch ganz merkwürdig in Fluß gerathen. Ungefähr wünschte ich ihnen Appetit zu ihrem Mahle und knüpfte daran die Bemerkung, daß wo ein Italiener sei, auch die Polenta nicht fehle. Das machte die Leute gleich zutraulich und sie luden mich lachend ein, von dem Gerichte zu kosten. Wenn ich nicht rasch zugriff, als Einer mit einer Schnur ein Stück des ziemlich trocknen, mit Wasser gekochten und ungesalzenen Maisklumpens für mich lostrennte, so handelte ich jedenfalls nicht ganz aufrichtig, befand ich mich doch, durch eine arge Verkettung von Mißgeschicken, jetzt nach elf Uhr noch vollständig nüchtern. Inzwischen lag mein Tornister doch gar bald im Grase und ich daneben, in einer Hand eine Portion Polenta, in der andern ein Stück Käse, der, dem Geschmacke nach zu schließen, meinen Wirthen aus ihrer Heimath Parma nachgefolgt war. Daß ich nicht zum Italiener geboren, merkte ich indeß trotz dem geschärften Appetit und rechne es heute noch meinem Magen zum Verdienste an, daß er das kleieartige Gekoche damals so ohne Widerspruch verdaute. Gleichwohl hatten die Bursche ihre helle Freude an ihrem Gaste, und gaben diese durch fortwährendes Nöthigen wie durch gutmüthige Scherze gegen sich wie mich unverholen kund. Die absolute Trockenheit des Mahles aber, sowie der langverhaltene Durst ließen mich nach dem Essen die unüberlegte Frage stellen, ob sie nicht auch etwas zu trinken hätten? Gleich war Einer auf den Füßen, mit dem Kessel nach der zehn Schritt hinter uns vorbeischäumenden Albula zu eilen. Die Anderen jedoch mochten merken, daß diese Bereitwilligkeit mich etwas verblüffe. Da sie mich im Uebrigen als Signore behandelten, fügte Einer bei, nur zehn Minuten von hier befinde sich eine Art Schenke (Bella luna), in der ich gutes Bier und Schnaps finden würde. Auch war in der That ein Glas Bier auf den Käse und die Polenta verlockender als Albulawasser und der Grund, warum ich mich rascher von meinen Wirthen verabschiedete als ich wohl sonst gethan. Doch das sei gleichfalls nicht verschwiegen: die armen Bursche, die bei so harter Arbeit so dürftig lebten, sie weigerten sich jetzt, Geld von mir zu nehmen für das Genossene, und wenn sie auch unter der Form, auf die Gesundheit ihres Tischgenossen zu trinken, endlich nachgaben, in ihren Gesichtern stand es unverkennbar zu lesen: das Geld war jedenfalls nicht der Beweggrund ihrer Gastfreundschaft gewesen.

Diese Natürlichkeit und Zuthunlichkeit zeigten nicht minder jetzt meine neuen Bekannten auf dem Albula, die immer etwas zu sagen, zu fragen fanden, neugierig nach dem und jenem forschten, aber ebenso bereitwillig die Erkundigungen über sie, ihren Zweck und ihre Reise beantworteten. Drunten im Engadin, wollten sie mich trösten, fände ich dann eine gute Straße und carri, um leicht und bequem nach St. Moriz zu gelangen. Was machte nun das den Menschen für Spaß, als ich bemerkte, meine Beine würden auch drüben meine Fahrgelegenheit sein und bleiben. Lange nachher noch sagten sie lachend bald zu mir, bald Einer den Andern anstoßend: ah, le gambe! le gambe! und hatten immer wieder ihre kindische Freude daran. Dieselbe Freundlichkeit und Heiterkeit fand ich überall, auch bei den zahlreichen Arbeitern, die an der neuen Straße über den Bernina nach dem Puschlav beschäftigt waren, darunter Männer von eigentlich antiken Formen, bärtig die meisten und schwarzäugig, alle zufrieden bei der rauhen Beschäftigung und den dürftigen Genüssen in ihrer Felsen- und Eiswüste oben. Das ist gewiß auch ein Segen der Arbeit, dessen die Armen zu berauben wahre Wohlthätigkeit überall sich gewissenhaft hüten sollte.

Indeß bleiben wir noch auf dem Albula, dessen Höhe wir während dieser Abschweifung in der vergnüglichen Gesellschaft erstiegen, eine halbe Stunde nachdem wir den Weißenstein verlassen.

Mit der Höhe des Albula, 7500 Fuß über dem Meere, ist auch die Wasserscheide erreicht. Von da an rieseln die Bäche,

die Abflüsse der zahlreichen Lachen und Schneeüberreste nach dem jenseitigen Engadin hinunter dem Inn zu, welchem Zuge bald auch die herabsteigenden Gebirgskämme, der sich immer steiler senkende Weg folgen, indeß ihnen von unten das zunehmende Grün einer reichern Vegetation freundlich entgegentritt. Aus den wenigen zerstreuten Hütten zogen eben schweren Trittes, von ferne langen Militärcolonnen nicht unähnlich, Heerden weißlicher Kühe, die, gemolken, nun wieder die schmahlen Pfade nach den Weideplätzen hinangetrieben wurden.

Immer steiler, aber auch immer lieblicher wird der Weg nach dem Thale hinunter, ja endet in einen wahren Spaziergang, wo zwischen den zierlichen Lärchen und den ernstern Tannen das helle Wiesengrün der Tiefe mit den Häusergruppen von Camogask, Madulein und Ponte heraufschaut. Camogask, das aus dem Thale gleichen Namens zugleich mit einem launischen Bergwasser ins Oberengadin hinaustritt, erreichte ich nicht und Madulein blieb einige hundert Schritte links liegen, als ich gegen Ponte hinunterstieg und nun dem Inn, bald in näherer bald in weiterer Entfernung, bergan folgend, ebenso auch das Thal in seiner Länge durchzog. In kurzem war Bevers erreicht, dann Samaden, das durch sein wohlhäbiges, stattliches Aussehen sowenig als durch die Lage und den Namen seines Wirthshauses, welche beide auf den gegenüberliegenden Bernina gerichtet waren, mich abzuhalten vermochte, das nächste Ziel meiner Reise, St. Moriz, möglichst bald zu erreichen. Schon wähnte ich mich dort, nach einem heißen Marsche auf einer nagelneuen, schnurgeraden und ebenen Straße, einem wahren Ideale jedes Postillonsherzens, als ich erst in Cellerina mich befand und nun noch die waldige Zickzackstraße vor mir zu übersteigen stand. Diese ersparte ich mir allerdings durch Einschlagen des nähern, aber steilen Fußpfades gerade hinauf, nicht so aber die manchen Schweißtropfen, die in der Mittagshitze dabei von der Stirn rannen.

Der erste Eindruck von St. Moriz war mir ein angenehmer. Erst das Dorf, dann der klare See und das an dessen oberm Ende liegende ausgedehnte Curgebäude überraschen Jeden, ob das Dorf selbst auch kaum zu den schönsten und freundlichsten des Oberengadins zu zählen sein wird. Mit Mühe und vielleicht nur auf Fürsprache eines länger hier weilenden Freundes gelang es endlich, den in mehr als einem Sinne etwas schwerbeweglichen Kreuzwirth soweit in Gang zu bringen, daß er mir, ein Paar Gassen vom überfüllten Gasthause entfernt, nach Verlauf einer Viertelstunde ein Unterkommen bei einer alten Frau verschaffte, in einer Art Gewölbe, dessen Steinboden klappernde Bretter und eine ausgediente Bettdecke mehr gutmüthig als luxuriös verdeckten. Kaum minder einfach war das Geräthe, sowenig oder viel dessen neben dem altväterischen breiten Bette noch Platz fand in dem beschränkten Raume. Im Uebrigen war Alles reinlich, die Leute waren auf Fremde in ihrer Weise eingerichtet: ungeheißen erschienen Handtuch und Waschbecken, wie denn auch Abends auf dem Flur neben der Talglampe selbstverständlich einige Lichtstöcke bereit standen.

Noch bevor ich mich in St. Moriz selber recht umgesehen, sollte ich in seine Umgebung, in die Gebirgsstöcke, die es so gewaltig umschließen, einen Blick thun, indem mein Freund, dem reichlichen Mittagsmahle und der nicht geringen Mittagshitze zum Trotz, mich auf die Cellerinaalp hinaufführte. Fehlte hier auch zur Ruhe der ersehnte Waldesschatten, so ließ dafür ein frischer und reiner Wind die Sonnenstrahlen ganz behaglich empfinden und der Einblick in die nahe und ferne Bergwelt, an die Felsspitzen und Eisfelder hin bot mir einen Genuß, auf den ich heute nicht mehr gezählt hatte. Er war um so erfreulicher, als die erhabene Einsamkeit mit dem Gewühle des von Gästen überfüllten Curortes drunten für mich in wohlthätigen Gegensatz sich stellte. Wir blieben bis gegen Abend hier oben in der uns wenig bekannten Welt, die Erinnerungen früherer gemeinsamer Alpenreisen auffrischend und der Zeit der Trennung, die zwischen beiden lag, nur in soweit Rechnung tragend, als sie jetzt unsere Empfindung schärfte.

Unten wieder angelangt, blieb mir noch Zeit, am See hin nach dem eine Viertelstunde entfernten Cur- und Badehaus schlendernd, dort ein Bad zu nehmen, und nachher den kräftigen Säuerling an der Quelle zu kosten. Beides ließ sich Abends am ungestörtesten ausführen, da Bad und Quelle vorzugsweise nur des Morgens von den in St. Moriz wohnenden Gästen benutzt zu werden pflegen, wo dann auf die Badezimmer förmlich pränumerirt wird.

Von selber versteht sich's, daß bei einem flüchtigen Aufenthalte nur höchst bruchstückweise von den Einrichtungen und dem Leben in St. Moriz die Rede sein kann. Eine Stelle des vielberühmten Theophrastus Paracelsus ist indeß zu charakteristisch für das Wasser wie für den Gewährsmann, als daß sie dürfte unterdrückt werden: „Ein acetosum fontale — schreibt der Einsiedlergelehrte — das ich für alle so in Europa erfahren hab', preiß, ist im Engadin zu St. Mauriz; derselbig lauft im Augusto am säuristen. Der desselbigen Tranks trinket, wie einer Arzeney gebürt, kann von Gesundheit sagen und weiß von keinem Stein noch Sand nicht, er weißt kein Podagra, kein Artetica: denn also wird der Magen corroborirt, daß er den Tartarum verdauet als ein Strauß ein Eisen, als ein Amsel ein Spinnen." — Das wäre nun allerdings wirksam genug! Indeß ist nicht zu übersehen, daß die Luft in einer Höhe von über 6000 Fuß, das will sagen in einem Thal 1800 Fuß höher als das Ursenerthal am Gotthard und höher als der Rigi, mit dem Wasser an stärkender Heilkraft wetteifern und in den Erfolg sich theilen mag. Die Quelle, seit 1740 in Stein gefaßt, quoll unter einer Baumwurzel hervor und lange sollen sich, wie ich von competentester Seite versichern hörte, die Besitzer gesträubt haben, den Strunk zu entfernen, überhaupt den Born nur zu untersuchen, aus Scheu, damit gleichsam den guten Genius zu verscheuchen und die Quelle versiegen zu machen. Eine moderne Auffassung ging mit der Gründung eines Actien-Curhauses auch über dieses alterthümliche Bedenken weg und ohne Gefahr, denn nun fließen gar zwei sehr reiche Quellen, die alte und die neue, erstere die kohlensäurehaltigere. Ueberhaupt aber ist den Fremden der Gesundbrunnen nie sehr zugänglich gemacht worden. Darüber sind die Klagen, besonders von Seite der Italiener, schon sehr alt und erst der Neuzeit mit ihren associirten Kräften gelang es, die Vorurtheile des Landes in dieser Beziehung zu

überwinden. Es wird zwar geleugnet, daß schon 1697 Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, vergebens sich erboten, an der Heilquelle auf seine Kosten der Gemeinde ein Gasthaus zu bauen. Als Mythus, der die von je herrschende Gesinnung der Thalbewohner verkörpert ausspricht, mag indeß die Sage immer ihre Geltung finden. Das frühere baufällige Haus, darin ehemals unten die Pferde, auf denen die Gäste hergeritten kamen, ihr Unterkommen fanden, oben nothdürftig die Herrschaften bei schlechtem Wetter während des Trinkens sich ergehen mochten, dieses Obdach wurde durch ein größeres Gebäude mit Trinkhalle, einem halben Dutzend Badestübchen und Spaziersälen noch nicht gar zu lange ersetzt. Ein großartiges Actien-Curhaus, das auch diese bescheidene Einrichtung überholt, ist erst noch im Bau begriffen. In dieser werden z. B. die einzelnen Bäder durch Röhren mit Dampf nach Belieben erwärmt. Daß dabei der Raum selbst geheizt wird, ist bei der gewöhnlich niedrigen äußeren Temperatur und bei der üblichen Kühle des Bades nur angenehm. Als ich ein Bad verlangte und äußerte, ich sei kein Freund von zu warmem Wasser, 25 Grad statt der üblichen 28 würden mir genügen: da sah mich die Bademagd wenig anders an wie Einen, der eine Dummheit gesagt hat. 25 Grad seien schon sehr warm, wurde ich belehrt, 22 nichts weniger als kühl, es gebe genug Frauenzimmer, die nur mit 19 und 20 Graden sich begnügten.

Vom Standpunkte der Bequemlichkeit liebenden Curgäste (hier Curanden genannt) gesprochen, bleibt inzwischen noch gar manche Aufgabe übrig, die kaum völlig mit der Vollendung des Curhauses gelöst sein wird. Die Privatwohnungen im Dorfe z. B. sind noch allzubescheiden. Im Wirthshause muß dermalen der Gast dem Wirthe gute Worte geben und ihm nachgehen. Dann ist das Wasser nur an der zwanzig Minuten entfernten Quelle selbst erhältlich; nur dort sind Badeeinrichtungen, mag es nun schneien oder regnen oder kalter Wind wehen. Und so wird, namentlich bei rauherm Wetter, der bequeme Curgast noch manche andere Wenn und Aber beizufügen haben, die dem flüchtigen, genügsamern Wanderer nicht einmal beifallen. Der Grund indeß, warum der Engadiner den Wünschen der bedürfnißseligen Fremden nicht schneller und williger entgegenkommt, warum ihm Alles was dahin gehört, muß aus den Händen gerissen werden, der Grund hiervon liegt gewiß weniger im Verkennen des eigenen Vortheils, weit mehr in einem herrschenden Charakterzuge dieser eigenthümlichen Thalbewohner, deren eigenes Streben eben nach Außen in die Welt gerichtet ist, und nicht nach den Fremden, die aus dieser zu ihnen hereinkommen. Oder gilt es nicht sprüchwörtlich vom Engadiner, daß er als Kaffeewirth, Zuckerbäcker, Destillateur und dergleichen aus seiner engen Heimath nach allen vier Himmelsgegenden auswandert, draußen um die Fremden sich bemüht, in den Großstädten von Süd und Nord dem Luxus und der Gourmandise höflich den reichen Tribut abfordert, sein Schäflein scheert, am Ende das blühende Geschäft mit seinem guten Namen irgend einem Anverwandten zurückläßt und mit der Wolle stille wieder zwischen seine Schneeberge zurückkehrt, dort ein hübsches Haus zu bauen und, wie sein zottiger Landsmann, vom gewonnenen Fette behaglich zu zehren. Dieser Trieb, eine merkwürdige Verschmelzung, draußen die weite Welt sehen und kennenzulernen und dann, in jene Welt schon eingebürgert, am Abende doch wieder heimzukehren in das enge, kleine Thal der Heimath, er ist gerade bei den Regsamern, Unternehmendern so mächtig, daß die Fremden, die ihnen das Geld bringen wollen, ohne daß sie sich darum die Schuhe zerreißen, nur halb willkommen sind. Dieser Trieb ist ebenso die Ursache von den zahlreichen fremden Arbeitern, den Tirolern, Veltlinern, die zu Tausenden die Felder und Matten des Engadins bestellen, sei es als Pächter oder als Tagelöhner, wie ich solchen in der eben eingetretenen Heuernte allerwegen begegnete. So ist es denn gekommen, daß das Alte, Ursprüngliche, im Thale Einheimische mit dem Neuen, von außen Hereingebrachten, trotz dessen immer unwiderstehlicher anschwellenden Macht, auch heute noch im Kampfe begriffen liegt, wenn es gleich Schritt vor Schritt zu weichen beginnt. Darum sind noch so mannichfache Uebelstände im Sinne der verfeinerten Welt vorhanden: die Wirthsleute finden sich noch nicht in die vielen anspruchsvollen Gäste; an hundert Orten knarrt die Maschine unbehülflich, trotzdem es am Schmieren keineswegs fehlt. Das Curhaus ist nicht einmal fertig gebaut, geschweige daß einige Gondeln auf dem See schaukelten, eine Musikbande zur Kurzweil sich hören ließe, oder gar Concerte stattfänden.

Die neue schnurgerade Landstraße ist noch nicht fahrbar, Engländer vor Allen sind mit ihrem Contingente sehr im Rückstande, Schweizer entschieden vorwaltend. Wer nicht Wirth, Kutscher, Stallknecht ist, oder ein Stübchen zu vermiethen hat, kümmert sich nicht sonderlich um die Fremden, denn die Zudringlichkeit des Berner Oberlandes, die Bettelei der kleinen Cantone fehlen vollends. Dies gilt zunächst von St. Moriz, aber auch vom Oberengadin im Allgemeinen, scheint doch St. Moriz berufen, der Schicksalsort des ganzen Thales zu werden.

Vorbei an der außerhalb St. Moriz auf einem Hügel, seit einem Erdbeben (1797) bedenklich schiefstehenden Kirche, schlug ich erst gegen sieben Uhr Morgens den umgekehrten gestrigen Weg nach Cellerina ein, um zunächst nach Pontresina zu gelangen. Eine neue Kirche steht jetzt in Cellerina selbst, während die alte, San Gian, mit ihrem dachlosen Thurme einer aufgesprungenen Samenkapsel nicht unähnlich, in ziemlicher Entfernung jenseit des Inn liegt. Ein ähnlicher Luxus mit Kirchen, wenigstens der Zahl nach, ist mir auch noch in mehreren anderen Bündnerdörfern aufgefallen, in der Art, daß immer die ältere, verlassene Kirche nebenaus steht, die neue dagegen unter die übrigen Wohnungen hineingerückt erscheint.

Das Wetter ließ sich nicht schöner wünschen, wenngleich der Tag ein warmer zu werden versprach. Rechts über die Murailgbrücke und den Faßbach bog ich nach dem Thale von Pontresina ein, das den Eis- und Felsengürtel des Berninagebirges in der Art durchschneidet, daß es Raum schafft für eine Poststraße ins Puschlav hinüber, von wo dann eine bequeme Ausmündung ins Veltlin führt. Pontresina (pons resinus) selbst, am Fuße des schneegekrönten Piz Linguard, eine Stunde von Cellerina, ist das einzige Dorf in diesem Seitenthale, wohlgebaut und freundlich gelegen mit dem nächsten Ausblick auf die blendend weiße Wand des Rosatschhorns und Rosatschgletschers,

der indeß gleichwohl nicht vor zwei Stunden zu erreichen wäre. Der Rosatschgletscher (Rosegg) gehört in das System des mit dem Sammelnamen Bernina bezeichneten gewaltigen Gletscherkönigs, der 16 Stunden lang und 10 breit, mit eisiger Hand das Veltlin, Engadin und Bergell auseinander hält und fast in alle ihre Querthäler, welche daraus gegen ihn andringen, seine Ausläufer hinabschiebt. Von den drei Hauptstöcken, welche den Berninagletscher bilden, interessirt uns zunächst jene Firnmulde, welche sich zwischen den hohen Felsspitzen gegen Isola, am Silsersee, zeigt, von da eine Stunde weiter gegen Norden sich streckt, in das Feetsthal biegt (Feetsgletscher) und zugleich hinüber ins südlich gegen das Veltlin liegende Thal tritt, welches man von Chiesa im Maleniothale vor sich hat. Ferner wird das Innthal zwischen Cellerina und Pontresina fast zur Hälfte davon gefüllt (Rosatschgletscher) und völlig sogar das Thal zwischen Pontresina und den Berninahäusern (Morturatschgletscher). Die Eisdecke senkt sich über die hohen Firsten nach Westen (Persgletscher) bis weit hinab (Cambrena- und Palügletscher) und dringt hinter dem Berninasee südlich mehrfach in die Puschlaveralpen hinaus.

Den Flatzbach, der die Länge des Thales durchströmt, bei der Säge überschreitend, verließ ich die Fahrstraße und nahte auf einem lieblichen, ganz eben hinführenden Fußpfade unter Lärchen und Tannen dem Ausläufer des großen Berninagletschers, welcher Morturatschgletscher genannt wird und so ganz in den flachen Thalgrund hinabdringt, daß kein Hinderniß wäre, an ihn hinzufahren. Erst in seiner nächsten Umgebung liegen die ausgestoßenen Granit- und Gneistrümmer gehäufter umher. Schon eine Meile hatte ich zwischen dem Lärchengezweige hindurch die gewölbte graue Gletscherkuppe gesehen, und die steil abfallende Wand, aus der der Gletscherbach herausschäumt, war mir einen Augenblick wie grauer verwitterter Kalkstein vorgekommen, bis mit einmal der eigenthümliche Gletscherwind mich anwehte und an der Aechtheit der Eismasse nicht länger zweifeln ließ. Ueber die gerundeten Blöcke der Moräne steigend, die aus reinlichem Granit- und Gneisgeschiebe, auch Feldspath und Quarz besteht, hingegen frei ist von Kalk- und Thonschutt, näherte ich mich völlig der Eisgrotte, zugleich dem Ursprung des milchtrüben Gletscherbaches. Um so weit wie möglich in die geheimnißvolle Tiefe zu sehen, in der die Lebenskraft der Flüsse drunten gebraut und in nie versiegender Ader der Ferne zugesendet wird, sprang ich auf eines der Felsstücke, rings umrauscht und bespritzt von dem weißen Gewässer, das beim Anblick des hellen Tages wie ein junges Roß sich bäumte und brauste. So unter mir und um mich die wilde Fluth, über mir zum Theil die dunkelgrüne Eisgrotte, welche nach hinten in schwarzer Nacht sich verlor, bot es ein prächtiges Schauspiel, von der Höhe des Gletschers die Silberfäden und aufgelösten Silberschnüre des Schmelzwassers herunterrieseln zu sehen, zeitweise von blitzenden Punkten und weithin schießenden Sternen unterbrochen: Stückchen von Eis und nassen Steinen, die, von der Eiskruste losgeschmolzen, in hohen Bogen und in der Sonne glitzernd, heruntersprangen. Der Glanz war so hell, ja leuchtend, daß ich erst dann auf die Ursache kam, als einmal hart in meiner Nähe so ein Steinchen aufschlug und das mit einer Heftigkeit, die jedenfalls zur Vorsicht mahnte, um so dringlicher, da den kleineren Steinchen auch größere folgten. Die von der Gletscheroberfläche unmittelbar niederrinnenden Brünnlein zeigten recht die Krystallklarheit des Gletscherwassers, eine Thatsache, zu der sich der unmittelbar aus dem Eise brechende milchige Bach schlecht zu reimen schien. Und in Wirklichkeit ist auch schon über die Farbe des Gletscherwassers gestritten worden, die der Eine weißmilchig nannte, ein Anderer grau, Dritte gar schwärzlich, während es doch überall krystallklar, oder, bei größerer Menge, lazurblau ist. Und gleichwohl hatte Jeder Recht. Wer es nämlich schwarz sah, beobachtete Gletscherwasser, dessen Felsenbette aus Schiefer bestand; grau fließt es von Kalkboden und milchigweiß, wie hier, wo die erdigen Bestandtheile, die durch das Wälzen und Abschleifen der mitgeführten Blöcke wie durch das Abreiben der Unterlage dem Wasser reichlich beigemengt werden, in Quarz und Feldspath bestehen.

Weil ich von unten höchstens das abgestutzte auslaufende Ende des Gletschers sehen konnte, suchte ich einen An- und Ueberblick dadurch zu gewinnen, daß ich auf der linken Seite des Gletschers (von unten hinauf der rechten) den ziemlich steilen und steinigen Abhang hinanstieg. Droben verfolgte ich die vorgeschobene Eismasse eine gute halbe Stunde weit ins Thal hinein, immer zwischen dem Gletscherrande und der Seitenwand des Thales und zum Theil zwischen den Trümmern der Seitenmoräne hindurch den Weg suchend.

Ein Paar Hütten mit Weide, daneben noch Nadelbäume, die Morduratschalp, liegen schon ein Namhaftes über dem Auslaufe des Gletschers, so daß man aus der grünen Umgebung und zwischen den Aesten hindurch auf den grauen, mit Steintrümmern belasteten Eisrücken hinunterschaut. Alpenblumen wuchsen rund umher, zwischenein standen einfache Veilchen, heiß brannte die Sonne auf das Gestein und im Wege vor mir lag zu einem Knäuel geschlungen eine Schlange: es war ein merkwürdiges Durcheinander der verschiedensten Jahreszeiten. Häufig genug auch wird von Alpenreisenden der Gegensatz hervorgehoben zwischen dem starren Eise und hart daneben dem grünen Rasen, den bunten Blumen oder reifen Erdbeeren. Und es ist allerdings für das Auge auffallend, noch ein Stück Winter so breit und beharrlich mitten in der Frühlings- und Sommerwelt einquartiert zu sehen, nachdem sonst überall die Hauptarmee längst über Berg und Thal geflohen. Die Erklärung wäre auch schwer zu finden, wenn der Gletscher an demselben Orte wachsen würde, wo die Blumen und Erdbeeren wachsen, wenn er nicht vielmehr ein Eindringling aus den höhern kältern Regionen wäre, wo, unangefochten von dem Wechsel der Zeiten, Eis und Schnee Jahr aus Jahr ein unveränderlich herrschen. Die Koloßnatur des riesigen Sendlings aber mag durch die wenigen und kurzen Sommertage, die wohl ein flüchtiges Blumenleben hervorlocken und eine frühreife Erdbeere zeitigen, nimmer überwunden werden, wieviel sie in ihrem heißen Eifer davon auch wegschmelzen und untergraben. Um so weniger wird die Wärme Meister, als das Aufgezehrte durch Nachschieben neuer Eismassen von oben langsam wohl, aber sicher ersetzt und so die Wahlstatt behaupten wird. Ueberdieß gebietet jede Nacht Waffenstillstand, und aus wie vielen Wunden das

Blut des Gletschers bei Tage fließen mochte, sie stillt und heilt sie alle wieder.

Dort hinten, wo die beiden felsigen und zum Theil bewachsenen Seitenwände des Thales aufhören, dehnt sich amphitheatralisch der Firnkessel des Morturatschgletschers aus, in einer Breite von fast 20,000 Fuß*) und einer Fläche von beiläufig 32 Millionen Quadratmeter.*) Ein blendendweißes Schneefeld, nur dann und wann unterbrochen von einer schwarzen, scharfen Felsengräte, einer schroffen Zacke, daran der Schnee nicht haftet. Auf jene Gipfel dort oben, hoch über dem Striche der Regenwolken, fällt blos Schnee, nicht aber jener flockige der Tiefe: nur flimmernde Nadeln, feine Sternchen und Körner, die an den Wänden herunterrieseln, oder die der Wind, wie trocknen Sand, stäubend über die Abhänge hinauswirbelt auf das flachere Schneefeld des Firnkessels hinab. Dort bleibt er als loses Pulver liegen und sammelt sich an, denn keine Sonne schmilzt ihn da weg. Mit der Reihe der Jahre würde er sich immer nur häufen und häufen, die weite Mulde endlich ausfüllen, darüber hinaussteigen, hoch — in den Himmel hineinwachsen, wenn nicht ebenso gut bei den Eisbergen hiergegen gesorgt wäre wie bei den Bäumen. Schmelzt indeß die Sonne den Schnee auf dem einförmigen Felde auch nicht weg, so schmelzt sie ihn doch an und vor allem jenen, welcher während des Sommers fällt. Dabei verschwinden die feinen Krystallspitzen und Käntchen, das anhangende Wasser gefriert in runde Körner, die locker zusammenhangen, eine griesartige Mittelbildung zwischen Schnee und Eis. Dies ist der eigentliche Firn, der Morgens zu einer festen Kruste zusammenbackt, in den Mittags bis gegen Abend der Fuß des Gletscherwanderers hineinsinkt und darin watet wie durch einen Schrothaufen. In die Tiefe hinein werden die Körner gröber, Schneewasser sickert dazwischen, gefriert, verkittet sie fester, der jüngere Firn preßt den ältern zu immer dichterer Masse zusammen, endlich bis zum compacten Firneise. Schichtenweise aber wird das Firneis je tiefer um so eisartiger, bis es endlich in das ausgebildete Gletschereis umgewandelt ist, welches dann hinaus und in das niedrigere Thal als eigentlicher Gletscher vor- und fortgeschoben wird. So sah ich es jetzt zu meinen Füßen liegen, eine lang ausgereckte Zunge, oder besser, ein eisiger Lavastrom, der von dem unzugänglichen Schneekrater, im Hintergrunde durch das halbstundbreite Thal des Morturatsch und Pers dahinfloß in einer Länge von mehr als 32,000 Fuß und es ausfüllte. Denn in Wahrheit ist es ein Strom, der fort und fort sich bewegt, vorn abschmilzt und von hinten wieder Ersatz erhält. Das weiß und sagt auch der Geringste, der in der Nähe des Gletschers lebt, daß dieser sich bewegt, nicht nur die Gestalt, sondern auch seine Lage und Richtung verändert, jetzt mit ewigem Schnee Gegenden füllt, die früher in Blumenfülle prangten, gangbare Pfade mit unübersteigbarem Hinderniß verschließt, verödend selbst an die Wohnung der Menschen dringt und wieder andere Stellen, die er inne gehabt, aufgiebt, weit zurückweicht, oder von dem alten Wege auf einen neuen abbiegt. Freilich kommen da gleich die Gelehrten und erklären, das Zurückweichen sei ein einfaches Wegschmelzen und Verdunsten in heißerm oder längerm Sommer und bestehe in keinerlei activer Thätigkeit des Gletschers. Die Vorwärts- oder auch Seitenbewegung hingegen läßt sich weder bestreiten noch mit so leichter Erklärung erledigen. Gar fein und scharf angestellte Messungen stellen sie vielmehr als eine ganz allgemeine und hauptsächliche Eigenthümlichkeit der Gletscher heraus. Das Wie? aber ist schwer aufzuknacken und bietet einen prächtigen Anlaß, die Köpfe sich recht heiß zu streiten. Noch heute sind die Herren Naturforscher gar nicht einig, ob der Gletscher wachse und sich bewege in Folge der eigenthümlichen Eisstructur, „oder aus allgemein physikalischen Bestimmungen: ob er wie ein Schwamm sich vollsauge, ob er nur nach dem Gesetze der Schwere auf geneigter Fläche sich schiebe, wie ein Strom fließe, oder durch Vergrößerung der Eiskörner nach unten eigentlich wachse, und — was noch ein Halbdutzend anderer Theorien sonst annehmen! „Der Gletscher wächst wie ein Kraut!" sagt der poetische Mund des Volkes, tiefsinniger als manche höchst spitzfindige Theorie. Und mit der Thatsache wollen auch wir uns begnügen, mit der Thatsache, welche der Natur ihre Absicht so einfach als wunderbar erreichen hilft. Denn durch das ununterbrochene Hinuntersteigen der Eismassen aus den oberen kalten Regionen nach dem mildern Klima der Wiesen und Wälder wird nicht nur die Höhe das Uebermaß des oben gefallenen Schnee's los, dieser selbst wird zugleich auch von dem Ueberschuß der Wärme drunten zur Schmelzung gebracht. So vermittelt die Gletscherbewegung eine beständige Ausgleichung zwischen dem Insunendlichewachsen des Firnschnee's und der endlichen völligen Auflösung des Gletschers unterhalb der Schneegrenze.

Um einen weitern Einblick in diese eigenthümliche Welt in der Welt zu gewinnen, ungehindert von der engen Begrenzung durch die beiden Thalwände, stieg ich vom Fuße des Morturatsch, Anfangs leichten Pfadspuren folgend, bald aber nur aufs Geradewohl, an der Bergeshalde nach der Höhe hinan. Der Abhang ist ziemlich steil, großentheils jedoch mit Gras und niederm Nadelgestrüppe bewachsen. Schon von der ersten Abstufung aus, vielleicht tausend Fuß über dem Thale, erweitert sich die Gletscheraussicht recht ansehnlich. Der Rücken aber ist noch lange nicht erreicht: noch eine Terrasse, die trügerisch eine zweite steilere hinter sich birgt, gilt es vorher zu ersteigen. Der Graswuchs geht nun allmählich aus, die letzten Tannen mit den langen gelben Moosbärten lagen hinter mir, Steintrümmer, Granitmassen gewinnen die Oberhand, häufen sich immer gewaltiger, und wenn auch zahlreiche klare Bächlein, Quellen zwischen und unter ihnen murmend hindurchrinnen, sie bewässern hier oben keine Vegetation mehr, denn nur trockene Flechten decken spärlich und unvollkommen das nackte Gestein. Oede und stumm ist hier Alles. Unwillkürlich hielt auch ich still und blickte um mich her. Da pfiff es schneidend in einiger Entfernung von mir, jetzt ein zweites, dann ein drittes und viertes Mal immer ferner, doch durchdringend genug. Ich gestehe, daß ich einen Augenblick stutzte und es mich, wie aus der Kinderzeit, ganz räubergeschichtlich anlachte, denn offenbar standen die grellen Pfiffe in Bezug zu einander, waren ein Zeichen das ich, wohl ohne zu großen Eigendünkel, mit meinem Erscheinen

*) Nach Denzler.

zusammenstellen durfte, da ich mich rundum als das einzige lebende Wesen sah. Indeß die erste Ueberraschung sich abstumpfte, kam denn auch richtig meine naturwissenschaftliche Schulweisheit nachgehinkt und steckte mir das nöthige Licht auf, damit, daß sie mir die Vermuthung zuflüsterte, es möchten dies wohl Warnungsrufe der Murmelthiere sein, welche als Wachen ihre weidenden und spielenden Gefährten von der Nähe eines verdächtigen Fremden in Kenntniß setzten. Und gewiß, die Art und Weise wie diese Sicherheitspolizei ausgeübt wurde, wäre in mehr als einem Sinne warmer Empfehlung werth, vorzüglich auch weil sie mit so geringer Belästigung verbunden ist. Denn an das Pfeifen das sich von Zeit zu Zeit lebhaft wiederholte, nachdem eine Weile Alles wieder still geworden, gewöhnte ich mich bald. Ja es ergötzte mich sogar, wenn plötzlich beim Biegen um die Ecke, beim Ersteigen eines neuen Vorsprunges, oft ganz hart vor mir ein erschrockener Pfiff dringlich erklang und das Signal so recht nöthlich von der ganzen Wachtpostenkette in allen Abstufungen wiederholt wurde. So hörte ich es beinahe mehr als daß ich es sah, wie die guten Thierlein mit unglaublicher Behendigkeit über Stock und Stein vor mir so höchst gefährlichem Menschenkinde sich salvirten. Denn wirklich nur zwei der Murmel (wie sie hier heißen), vermochte ich deutlicher zu beobachten, indem ich sie überraschte. Das eine saß aufrecht und schaute sich um, fuhr dann aber blitzschnell ins Gestein; die anderen alle sah ich entweder gar nicht oder nur unsichere Schatten zwischen den Felsen gespenstisch in ihre Zufluchtslöcher huschen.

Der Weg ward nun immer mühsamer. Oft mußte ich innehalten, mich umsehen, überlegen, wo hindurch zwischen den gewaltigen Würfeln und Pyramiden, unter deren Masse der Boden verschwand, die ganze Abgründe zwischen sich offen ließen und bald da, bald dort zu Umwegen nöthigten. Theilweise mit Springen von Stein zu Stein, nicht selten auch, indem Hände und Arme sich in das Geschäft der Beine theilten, erstieg oder erkletterte ich die höchste Stelle. Sie endigt so ziemlich in einen kolossalen Klotz, den eine rohaufgeführte Steinpyramide, ein sogenanntes „Steinmannli“ beherrscht.

Von da oben sah sichs denn freilich weit und wild genug auf Felsen und Eisfelder hin. Sonst aber auch auf gar nichts Anderes, auf kein grünes Flecklein unter dem breiten blauen Himmel. Von Leben nirgends eine Spur mehr. Todter kahler Fels, wüste Trümmer, seit Jahrtausenden unveränderlich an gleicher Stelle liegend in der nächsten Nähe. Schneee, Schnee und Schnee rundum, bald in weitgedehnten blendenden Feldern, bald zerrissen die Decke von klaffenden Spalten durch das steile Hinuntersteigen und diese wieder zerfallen und zerklüftet in ein verworrenes Chaos blaugrün geschatteter Eispyramiden, Thürme, Zacken und Splitter, überhängend die einen, oft schon gestürzt andere, und im Falle noch gehalten von einem benachbarten Blocke. Mitten aus der blanken Eiswelt stach nur hier eine schwarze Felsspitze hervor, erhob sich dort ein starrer Kamm, über dessen Rücken zwischen dem dunkeln Gestein und dem tiefblauen Himmel ein schmahler Schneestreifen hinkroch. Alles kalte Wildniß, stumme Einöde ohne ein Zeichen von Wärme. Nur in der Tiefe unten neben einer schwarzen Lache lag, von grauem Gestein aufgeschichtet, eine menschen- und thierleere Hütte, kaum erkennbar unter der übrigen Steinmasse. Aber sie bereicherte nur noch diese Welt der Verlassenheit und Ausgestorbenheit mit ihrer Anmuth.

Zu meinen Füßen auf dem höchsten Punkt schimmerte etwas Weißes zwischen dem Geklüfte. Ich bückte mich darnach: es war der gebleichte Kiefer eines Murmelthieres — die einzige Spur von Leben hier oben! Ich bin ein Freund der Einsamkeit und schlage besonders die Vorzüge des Alleinwanderns hoch an. Aber jetzt so ganz allein, ohne jeden Begleiter, stundenweit fern von Dem was athmet, ja vegetirt, nur schroff und kalt und übermächtig Alles, was der Blick erreichte: ich kam mir vor wie außer der Welt stehend, und es trieb mich wieder hinunter aus dem Gebiete des Todes in die Nähe des Lebens. Dies Gefühl indeß sollte noch bis zum eigentlichen Schauer, ja zu einer Art Furcht anwachsen. Beim Heruntersteigen über die Granitblöcke glitt ich auf der abgeglätteten Fläche eines derselben und stürzte vorgeneigten Leibes darüber hinaus nach dem durcheinandergeworfenen tiefer liegenden Gestein. Es war da nicht mein eignes Verdienst, daß ich mit beiden Füßen unten glücklich wieder auf einen Block zu stehen kam und so der Gefahr entging. Aber recht lebhaft trat nun vor mich die vollständige Hülflosigkeit der ich durch eine an sich vielleicht nicht einmal bedeutende Verletzung, hier oben verfallen wäre. Und so verspürte ich denn auch eine merkliche Erleichterung, ja ein Behagen, als ich endlich wohlbehalten unten am Gletscherrande wieder anlangte.

Wie belebt kam mir da unten Alles vor nach der großen weiten Einöde droben. Sogar der Gletscher gewann jetzt in der Nähe Leben, schien er doch selber heruntergekrochen, ein Flüchtling, aus jenen Regionen des ewigen Todes. Wohl lag er scheinbar still in seinem engen Bette, der Riese mit seinen gewaltigen Gelenken, als hielte er jetzt um Mittag sein Ruhestündchen. Aber das Leben regte sich doch überall und der innere Pulsschlag zuckte sichtbar auch außen auf der eisigen Kruste. Tausend und tausend Adern, darin der reinste Krystall rollt, durchfurchen die graue Oberfläche; von der feinsten kaum federkieldicken flachen Rinne bis zum tiefen Schlunde des Sturzbaches, mit all ihrem Murmeln, Rieseln, Plätschern, ja dem tosenden Rauschen des Wasserfalles. Hier kehrt ein Bächlein, das über den Eisrücken lustig dahinschlängelt, nach kurzem Laufe unbemerkt wieder in den Gletscher zurück. Dort rinnt ein anderes nach der schroffen Kante und stürzt sich im Bogen darüber hinab in die finstere Kluft welche zwischen dem Gletscherrande und seinem Felsenlager klafft. Andere versenken sich in die blaugrünen Spalten, noch aus der unterirdischen Tiefe brausend und widerhallend vielleicht vom Eisgerölle einer Gletscherhöhle. Dazwischen überall ein Glitzern, ein Funkeln der zerfallenden Firnkörner, des zerschmelzenden Eises, sodaß jeder Zoll der gewaltigen Masse von Leben durchdrungen erscheint. Jetzt gleiten Steinchen über das Eis herunter und schlagen auf, der Wind erhebt sich und zwischen dem Rieseln, Murmeln und Rauschen der Wasser in der Nähe ertönt mit einem Mal ein neues fernes Tosen, das nach einer Weile wieder verklingt, ein Zischen, als strömte ein gewaltiger Milchstrahl aus einem Riesen-

euter, und schwillt bald an, bald läßt es nach, je nach dem Luftzug der den Schall herträgt. Der Wind säuselt, Grillen zirpen, Mücken summen, Fels und Eis haben Leben gewonnen und das regt und bewegt sich jetzt Alles, Jedes in seiner Weise und stimmt doch so ganz zusammen mit jener der Anderen. Da kracht ein Donnerschlag drein in das friedliche Concert. Der überhangende Eiszacken, um den die Bächlein noch eben harmlos spielten, ist zusammengebrochen; dahin rollen und stäuben die eisigen Trümmer und drei und vierfach grollt dem Donner das Echo nach. Verstummt scheinen plötzlich die tausend Stimmen, bis der Schreck wieder entweicht und von neuem das frühere Leben sich regt. Und es dauert so fort bis die Abendlüfte wehen und das Licht und der Glanz im Thal erbleichen, ein Brünnlein ums andere erstarrt und verstummt, und endlich Alles todt und hart daliegt in den eisigen Banden der kalten Nacht.

Der Gletscher duldet nichts Fremdes, nichts Unreines, sondern stößt es alles aus, reinigt sich! — So heißt es im Volksmunde. Und in Wahrheit brechen überall auf seiner Oberfläche Steine zu Tage von der Größe des Sandkornes bis zu der eines kleinen Hauses. Einzelne stecken noch halb im Eise, andere liegen frei und entblößt darauf und gleiten dann auf die Masse großer und kleiner Felstrümmer, die schon früher ebenso dem Gletscher sich entwunden. Soweit der untere Gletscher lang, begleitet ihn zu beiden Seiten solch ein riesiger Steinwall: die Moräne (Seitenmoräne), immerfort vermehrt durch den neuen Zu- und Ausschub der im Gletschereise aus den oberen Regionen nach der Tiefe abgeführt wird. So vielerlei Gesteinarten da unten, soviel Zeugen von den verschiedenen Gebirgsmassen, die dort oben jene unnahbaren Schnee- und Eisfelder in ihrem Schooße tragen oder mit ihren Armen umfangen. Indeß nicht einzig zu beiden Seiten des Morturatschgletschers ziehen sich die Trümmerwälle hin, auch auf seinem Rücken und darüber weg steigen zwei parallel laufende Schuttlinien herab. Sie lassen sich verfolgen, die eine unten von dem Steinfelde am Thalende des Gletschers bis hinauf in die Firnregion, an jenen Felsen, der wie ein Riff mitten aus dem Eismeere ragt. Die Mittelmoräne (Guferlinie) die, wie immer, die Bedeutung der Seitenmoräne zweier zusammenstoßender Gletscher hat, scheidet den von Mont Pers zum Morturatschgletscher herabsteigenden und neben und mit diesem als ein einziger Gletscher ins Thal hinauslaufenden Persgletscher in der ganzen Länge. Und wie der Eisstrom in dem Thale sich biegt und windet, demselben Laufe folgen auch getreulich die regelmäßigen Guferlinien bis zu jenem Felsenriffe hinauf, das insofern ihr Ursprung, als es den beiden Gletscherzuflüssen gleichsam zum Marksteine wird. Im Gegensatz zu den durch das Rollen meist abgerundeten Steinen die vor und neben dem Gletscher liegen, enthalten die Guferlinien mehr scharfes kantiges Gestein, wie das auch die Natur seiner Hervorbringung nicht anders erwarten läßt.

Wenn man physikalisch an dem Ausdrucke: „der Gletscher stoße aus," mäkeln kann und gegen eine eigenthümliche Kraft protestirt, so ist gleichwohl mit der Volksbezeichnung für die Anschauung die Thatsache am schlagendsten ausgedrückt, selbst wenn es sich im Grunde um nichts anderes als eine Abschmelzung um den Stein u. s. f., der im Gletscher steckt, handelte. Hinten und hart dran am Morturatschgletscher, eingekeilt zwischen Felsmassen und Eis, überragt von beiden, stieß ich auf eine Köhlerhütte oder richtiger -Höhle. Daneben waren die Spuren eines Meilers sichtbar. Unweit dieser Stelle ragte der geschälte Stamm einer gewaltigen Tanne mit ihren zertrümmerten, abgestoßenen Aesten zu zwei Dritttheilen aus dem Eise heraus, wie ein Speer aus der Seite eines Riesen. Zwei Köhler, wilde, vom Kopfe zur Sohle rußige Kerle, in langen Bärten, waren bemüht, mit einer Waldsäge den Strunk da abzutrennen, wo er aus dem Gletscher drang, — ein Bild menschlicher Urzustände mitten in dieser weltentlegenen Wildniß! Vor wie manchen Jahren wohl mochte der Gletscher den Baum verschlungen, wie lang ihn in seinen Eingeweiden behalten haben, bis er ihn jetzt endlich unverändert wiedergab? Bekanntlich wurden Stücke einer Leiter, die Saussure auf dem Col du Géant gebraucht, vierzig Jahre später 5000 Meter weiter abwärts gefunden. Auch Bretter und anderes von Menschenhand Bereitete soll der Morturatschgletscher schon ausgestoßen haben, woraus zu schließen, daß er auf seiner Wanderung auch den Weg über menschliche Wohnsitze eingeschlagen.

Seitlich vom Gletscher, wo dieser und der Erdboden sich berühren, klafft die tiefe Randkluft. Ich stieg über die Moräne darin hinunter und sah mich so in einer eiskalten Gruft, zugedeckt mit einem mächtigen blaugrünen Eisdache. An den Kanten des Eises träufelte das Schmelzwasser herab oder rieselte an den Wänden hin auf den Grund, ein Beitrag an den großen unterirdischen Gletscherbach. Das Wasser war so klar, so frisch, daß ich, gegen besseres Wissen, nicht widerstand, davon in der hohlen Hand aufzufangen und zu trinken. Es schmeckte herb und unangenehm wie alles Gletscherwasser, die Kälte aber war mir allzu erlabend um es nicht dennoch zu verschlucken. Bald genug hatte ich's zu büßen, denn in meinem Leben noch nie war ich von solchem Durste gefoltert worden wie nachher der Fall war. Der Mund brannte ordentlich, schien aller Feuchtigkeit baar zu sein und viel eher trockne Baumwolle abzusondern als Speichel. Diese unangenehme Wirkung machte sich bemerkbar noch bevor ich im Thale draußen, unweit Alp nuova, an den Steg des Gletscherbaches gelangt war und darauf mit der rechten Seite des Baches den Stalden (Berninastein) erreichte, über den hinunter die Straße mit den Telegraphenstangen sich schlängelt, noch schöner aber das Berninawasser kühn von Fels zu Fels ins Thal stürzt, seine krystallklare Fluth mit dem milchigen Ausflusse des Morturatschgletschers zum Fatzbache zu vereinigen. Bei Cellerina fließt dann dieser in den Inn und bildet zugleich den wesentlichsten Theil dieses Flusses. Hier aber ließ sich in dem Bette des Fatzbaches die scharfe Grenze der beiden Gewässer, dem dunkelblauen und dem weißlichtrüben verfolgen, bis endlich das unlautere Element sich das reine unterwarf.

Ziemlich in gerader Richtung stieg ich an der waldigen Bergseite neben dem Wasserfall hinauf, weilte indeß zwischenein länger bei einem Vorsprunge der einen Blick auf den mächtigsten Sturz des Baches bietet, wie dieser dahin und dorthin sich

windet, dann brausend über große Granitmassen herunterschießt, in einer Felsschaale den weißen wolkigen Schaum zum durchsichtigsten Krystalle abklärt, um ihn, in mehrere Ströme gepreßt, wieder tiefer ins Thal hinunterzuschleudern. Im kühlen Schatten, auf weichem tiefem Haidekraut in das stets wechselnde und doch immer gleiche Spiel des Wassers schauend, zu sehen wie die Sonne die stäubenden feuchten Atome zu einer Wolke von Millionen Funken, den Strahl zum blitzenden Silberstrom verklärt, eingefaßt von den kühnen Massen des röthlichen Granits: — schon das war ein Reiz, wirksam genug mich zu fesseln, auch bei dem Eindrucke den ich aus der Gletscherwelt noch in mir trug. Wie viel größer aber wuchs das Bild durch eben jene gethürmten Schnee- und Eisfelder die im Halbkreis von jenseits über die hellgrünen Wipfel der tieferstehenden Lärchen hereinsahen!

Auf die Fahrstraße hinaufgelangt, windet sich diese links aus dem Thale, mählich ansteigend, und führt etwa nach einer halben Stunde zu dem Berninawirthshause. Es ging auf zwei Uhr als ich dort eintraf, sieben Stunden nachdem ich heute das Frühstück in St. Moriz verlassen. Einer ordentlichen Rast hatte ich inzwischen nicht genossen; um so gründlicher gedachte ich diese hier nachzuholen. Indeß wollte ich auch noch nach den Seen hinauf und zu meinem Schreck erfuhr ich, daß dies zwei weiterer Stunden bedürfe. Das gab eine Rechnung für die der heutige Tagesrest nirgends langen wollte, wenn ich noch eine starke Stunde Ruhe dazuschlug, die nicht wegfallen durfte, sollte der Genuß der Anstrengung nicht unterliegen. Nach einigem Hin- und Herreden ward ein prächtiger Ausweg gefunden. Für sehr mäßigen Preis fuhr mich der Wirth in einem landesüblichen Wägelchen bis nach der Höhe des Berninapasses hinauf und wieder zum Wirthshaus zurück. So erfreute ich mich der Aussicht und der Ruhe zu gleicher Zeit und konnte nachher dann gleich den Rückweg ausgeruht antreten. Während des Anschirrens erlabte ich mich noch an frischem Schinken und einem Glase trefflichen Veltliners, zugleich dem wirksamsten Heilmittel gegen den unlöschlichen Gletscherwasserdurst.

Und so bestieg ich denn mit dem Wirthe selber das Fuhrwerk, welches vollkommen dazu eingerichtet war, auch die trägste Verdauung anzuregen. Bald gings hinauf, bald wieder hinunter die holprige Straße nach der Höhe, indeß nicht ohne den zwiefachen Trost, daß die Post diesen Weg täglich zu machen habe und überall Italiener eifrigst beschäftigt waren nach Jahr und Tag eine ganz ordentliche Fahrstraße herzustellen. Unweit dem Berninahause öffnen sich links und rechts Nebenthäler, diese von der hintern Seite des Mont Pers, jene, wie das val di fain und val minor am Weißhorn und Lagalpstock sich hinziehend. Besonders das val di fain, an dessen Ausmündung mit einer nach Pontresina gehörigen Alp, gilt für ein sehr schönes und fruchtbares, d. h. grasreiches Thal. Die gegenüberliegende Alp ist Eigenthum der Bergeller: nach der Sage haben sie dieselbe den Pontresinern um einen Sack Kastanien abgekauft, bezeichnend für den geringen Werth, in dem hier die Alpenwirthschaft steht. Jetzt war der Weideplatz mit Menschen und Thieren jeder Art belebt. Hirten saßen da zusammen in der Wildniß oben zwischen Eis und Felsen und flickten vor den Steinhütten an ihrem Geschirre; ein Weib schöpfte Wasser, Kühe standen da und stierten uns verwundert an, ein Trupp Pferde galoppirte mehr lustig als scheu mit flatternden Mähnen und Schweifen über den grünen Rasen und die zahlreichen Steinblöcke darauf hinweg, zwischen denen hindurch ein Paar Esel ebenso vorsichtig als gemächlich sich ihren Weg suchten. Selbst die Bergamasken besuchen mit ihren Heerden mehrere dieser Weiden welche sie von den vieharmen Engadinern pachten. Bei dem kräftigen Futter gedeihen ihre abgemagerten und elenden Schafe, als welche sie Anfangs ins Land getrieben werden, so auffallend, daß jetzt überall nur stattliche dickwollige Thiere zu sehen waren mit ihren gewölbten Nasen, den Wampen und hängenden Ohren. Auch die Hirten sehen eigenthümlich genug aus, die braunen schwarzhaarigen Bursche in den kurzen Beinkleidern und hohen Kamaschen, mit zerrissenen kleinen Schlapphüten und als Ueberwurf gegen Kälte und Regen ein Schaffell. Billig genießen während des Aufenthaltes auf der Alp auch die Esel, welche die Melkgeräthschaften, Decken und den Polentakessel heraufgeschleppt, der vollsten Freiheit, bis ihnen wieder beim Heimziehen neben den Geschirren auf den gekräftigten Rücken mit der frühern Last obendrein noch die gewonnenen Käse gesackt werden.

Das Weißhorn tritt ziemlich frei als ein regelmäßiger Kegel von auffällig weißlichem Gesteine ins Thal vor. Da an seinen Abhängen zwischen dem verwitterten Fels gleichwohl Grasbänder sich hinziehen, zu steil, daß darauf im Winter der Schnee hafte, so ist dieser schwer zugängliche Bergstock ein Lieblingsaufenthalt der Gemsen, die dort neben dem Schutze auch ihre Weide finden. Während des ganzen letzten Winters sollen sich acht Stück dieser Thiere am Fuße des Weißhorns an einer schneefreien Stelle aufgehalten haben. Sie seien ganz gut von der Straße aus bemerkt worden, indeß waren sie durch den Schnee, der zwischen dieser und ihnen angehäuft lag, gesichert genug. Von dieser Schneemenge mag man sich einen Begriff machen, wenn berichtet wird, der Draht oben an den hohen Telegraphenstangen könne zur Winterszeit wie die Latte einer gewöhnlichen Hecke mit der Hand erreicht werden. Vor sechs Wochen noch lag auf der Höhe der Straße Schnee in einer Tiefe von sechs und mehr Fuß. Das Berninahaus ist ein ganz anständig hohes einstöckiges Gebäude. Ich wurde auf einen breiten rothen Strich an der Mauer aufmerksam gemacht, der sich hart unterm Dache hinzog: bis dort hinan war 1855 der Schnee gestiegen trotzdem man es am Wegkehren nicht fehlen ließ. Da wollte es denn an manchem Morgen nicht eher tagen bis mit Schaufel und Besen der Nachts gefallene Schnee vor den Fenstern weggekehrt worden. Und hier hinüber fährt täglich die Post. Wie aber überall wenn die Noth am größten, Hülfe am nächsten ist, so auch hier. Denn droht nicht Gefahr von Lauinen, dann hat das Befahren solch hoher Bergpässe zur Winterzeit in Manchem gerade wieder seine Erleichterung. Beim Julierpaß z. B. über den Jahr aus Jahr ein die Post ebenfalls eine tägliche Verbindung zwischen dem Engadin und Chur unterhält, kürzt sich im Winter die Fahrt sehr ab. Die vielen und oft bedenklich knapp bemessenen Windungen und Schlingen den Berg hinunter nach Tiefenkasten,

neben denen überall drohend genug steile Abhänge sich senken, wo das Rad oft nicht einen halben Fuß vom Straßenbord entfernt um eine Ecke rollt, der Wagen bald links, bald rechts schwankt, wo der Sturz oder das Scheuen eines Pferdes, das Reißen eines Stückes am Riemenzeug das Verderben von Roß, Mann und Wagen nachsichziehen könnte, — all diese Weitläufigkeiten und Gefahren existiren im Winter beinahe nicht mehr. Im Fluge gehts da schnurgerade von oben hinunter, Weg hin, Weg her, thurmhoch über alle die mit Schnee ausgefüllten Abgründe weg, denen im Zickzack auszuweichen Sommers die Kunst und Sorge des Postillons ausmacht. Das Ganze ist ein platter Schneeberg. Einige Rosse und Männer fahren der Post voran und bahnen den Weg, hintendrein die kleinen zweisitzigen Schlitten, jeder mit einem Pferde bespannt und nun vorwärts. Ist die Bahn gut, dann gehts nicht im Schritt und nicht im Trab noch Galopp, sondern so, daß das Pferd die Füße vorstreckt und zum Theil auf dem Hintertheil rutschend sammt dem Schlitten den Berg hinunter gleitet. Daß es da nicht nur kräftiger sondern auch wohlgeübter Pferde bedarf, versteht sich von selber. Niemand aber weiß von einem Unglücke zu berichten, das der Post seit langer Zeit auf dem Bernina- oder Julierpasse zugestoßen wäre, ein ehrendes Zeugniß für die Thiere wie für ihre Lenker, gegenüber den Unfällen die auf den breitesten und gefahrlosesten Chausseen an gewissen Orten stehend geworden sind.

Gehört der Paß über den Berninaberg überhaupt zu dem Großartigsten der höheren Alpenwelt, so erscheint in diesem wieder die Gegend der Seen als Glanzpunkt. Denn wie gewaltig bisher auch zu beiden Seiten des Hochthales Felsmassen ragten, zwischendurch und über die Gräte zackige Eishörner, blendende Schneefelder des überall gegenwärtigen Berninastockes glänzten, aus den Gebirgslucken seine Gletscher hervorbrachen ins Thal hinunter mit ihren blaugrünen Eispyramiden und den schäumenden Bächen: die Wildniß erhält erst recht ihren Mittelpunkt, ihre Seele in den Seen welche gegen die Höhe des Passes mit einmal wie Edelsteine in dem Ringe der Berge erglänzen und das Furchtbare der Großartigkeit mit ihrer Klarheit und ihrem Frieden mildern. Unten am See entlang, westlich am Palügletscher vorbei durch das Cavagliathal ins Puschlav führt die alte schlechte Straße, die neuere dagegen östlich und ziemlich hoch über den Seen weg (7180 Fuß), so daß dieselben von hier recht übersichtlich hervortreten in ihrem Verhältniß zu der umgebenden Gebirgswelt. Auffallend genug ist auch das Verhalten dieser Seen zu einander. Der erstere kleinere, der Lago nero, ist vom zweiten größern, dem Lago bianco, der wohl drei Viertelstunden lang, nur durch einen schmahlen Landstrich wie durch einen Damm geschieden. Während er im Schein der Sonne, unbewegt wie er war, ganz schwarz aussah, erschien das Wasser des größern Zwillingsbruders entschieden weiß, sodaß der Abstand grell in die Augen sprang. Der schwarze See enthält das krystallklare durchsichtige Wasser, dessen Reinheit ich schon am Wasserfall jenseit des Berninahauses bewundert, während das milchweiße Wasser des Lago bianco undurchsichtig und verunreinigt ist durch den mit Quarz und Feldspaththeilchen vermengten Gletscherzufluß. Der Contrast der zwei Seen gestaltet sich noch schärfer durch den mächtigen, blendend weißen Cambrenagletscher der fast bis an den Weißensee hinuntersteigt, während gleich nebenan über dem Schwarzensee ein nackter finsterer Felsstock, nur zu oberst mit einer schmahlen Schneekrone bedeckt, emporragt. Die Richtung der beiden Gewässer ist sich nicht minder entgegengesetzt, denn der Abfluß des Lago nero fließt nach dem Engadin und dem Inn zu, jener des Lago bianco dagegen speist südlich die Adda. Noch weiter oben an der Straße, bei dem Kreuze, liegt links und in mäßiger Entfernung noch der kleine dunkle Lago della crocella, dessen todtes Ufer zum Theil mit letztwinterigem Schnee noch umgrenzt war, der auch bis zum Straßenborde hinaufreichte. Als ein Beweis von der Tiefe des Wassers wurde mir erzählt, daß vor einiger Zeit ein schönes Pferd darin ertrunken sei, welches sich auf die trügerische Eisdecke gewagt und eingebrochen. Dagegen sollen in den unheimlichen Fluthen treffliche, wenn auch nicht sehr große, Forellen in Menge sich aufhalten; eine Eigenschaft die übrigens nicht minder auch den beiden anderen Seen nachgerühmt wird.

Ich hatte die Höhe erreicht. Jenseits führte der steile Weg im Zickzack hinunter in das Thal von Puschlav (Poschiavo), diesen nach Italien vorgeschobenen und selbst italienischen Gebirgsposten der Schweiz. Unzählige neue Bergspitzen, mit leichtem blauem Dufte übergossen, traten mir von drüben entgegen. Wer stände nicht in Versuchung auf solcher Höhe, wo so mit einem Male eine neue Welt auftaucht, doppelt geheimnißvoll mit all den verborgnen Thälern hinter und zwischen den Kämmen und Zacken! Auch mich lockte es hinüber, hinunter, und ich konnte mich nicht enthalten wenigstens vom Fuhrwerk zu steigen und ein Paar hundert Schritte noch weiter hinunterzugehen. Da wurde aber oben das Pferd ungeduldig, wollte nicht mehr stillestehen, nachdem es einmal wieder den Kopf dem Stalle zugewendet. Dies rief mich zur Umkehr. Ich bestieg den Wagen, die Zügel ließen dem ungeduldigen Thiere Raum und rasch gings vorwärts, hinauf, hinunter, über Stock und Stein, daß ich vollauf auch der Hände bedurfte, um mich auf meinem Sitze zu behaupten. Gleichwohl hätte ich beinahe sammt Fuhrmann und Wagen das Gleichgewicht verloren, als, beim Berninahause angelangt, mein gefälliger Wirth aus besonderer Vergünstigung mich noch bis an den sogenannten Stein führen wollte, der Gaul aber minder rücksichtsvoll meinte, es sei nun genug für heute und in scharfem Winkel plötzlich nach dem Stalle einbog. Die Humanität triumphirte indeß doch über die Brutalität und wohlbehalten wurde ich an der Stelle abgesetzt wo die Straße ins Pontresinerthal sich hinunterschlängelt. Mit dem klaren Bache, den ich als Bekannten vom Lago nero her wieder begrüßte, eilte ich den Berg hinunter, freilich nicht in gleich übermüthigen Sprüngen; indeß brachte mich mein schneller Laufschritt doch gerade noch um die Zeit nach St. Moriz, wo Papa Denz an seiner wohlbesetzten Tafel den Nachtisch auftragen ließ. M. M.

Das Künstlerpaar Jerichau.

Aus dem Dänischen nach H. C. Andersen.

Jens Adolf Jerichau ist geboren den 17. April 1816 zu Assens auf der Insel Fühnen; sein Vater, der als Kaufmann einen kleinen Handel hatte, starb frühzeitig und hinterließ eine Frau und viele Kinder. Vierzehn Jahre alt, wurde der Sohn Jens Adolf zu einem Maler in Odense gebracht, um dort das Malerhandwerk zu lernen, und ein Contract über eine Lehrzeit von fünf Jahren abgeschlossen, in welcher der Meister ihm „die feinere Malerei" lehren sollte, d. h. Porträts und Landschaften — etwas, das der Meister weder verstand noch betrieb, denn seine „feinere Malerei" waren nur durch Schablonen gemalte Verzierungen.

Ein Jahr verging, und noch war es dabei geblieben, Farben auf Wände und Fensterrahmen zu streichen. „Mit dem Feineren müssen wir noch warten," sagte der Meister, „was sollte ich Dich sonst in den späteren Jahren lehren?"

Das nur Handwerksmäßige drückte den aufgeweckten Jungen, und auf eigene Hand zeichnete er Figuren, Landschaften und Ornamente, von welchen der Meister sagte: „Wüßte ichs nicht besser, so würde ich glauben, ich selbst hätte sie gemacht!" Ja, als der Meister einmal einen Mohren auf eine Mauer zeichnen sollte, sagte er: „Es ist am besten, Du zeichnest ihn auf, und ich werde ihn dann corrigiren!"

Im zweiten Lehrjahre war es der jungen genialen Natur unmöglich, hier länger auszuhalten, ein innerer Drang trieb ihn fort; heimlich packte er seinen Koffer, und ehe es der Meister ahnte, war er auf und davon.

Die Reise ging nach Kopenhagen, wo es dem jungen Jerichau gelang, Zutritt zur Schule der Kunstakademie zu erhalten. Die Mutter konnte ihn nicht sehr unterstützen, und obschon er bald die beiden silbernen Medaillen gewann, und hierdurch Aufmerksamkeit zu erregen anfing, so wurde ihm doch sein Aufenthalt nicht sehr erleichtert. Hierzu kam, daß eine gewisse Unklarheit in dem gährenden jungen Gemüthe herrschte, und er lange ungewiß war, ob er sich zum Maler oder zum Bildhauer ausbilden sollte. Bisweilen gab er sich sogar ganz auf, und glaubte gar nicht Künstler werden zu können. Aller Schulzwang war ihm drückend; er fühlte eine heftige innere Unruhe und glaubte von Niemand verstanden zu werden, während er sich selbst noch nicht verstand; nur darin wurde er allmählich mit sich einig, daß all sein Sinnen und Denken ihn zur Bildhauerei ziehe.

Wir finden in dem Ausstellungskataloge der königlichen Akademie für das Jahr 1837 von dem Eleven Jerichau einen Balder in Gyps und einen Christus nach Michel Angelo. Bei der Ausstellung von 1838 wird von ihm eine Gruppe, „Glaube, Liebe und Hoffnung," eine „Amorstatue" und eine Skizze zu einem Grabmal erwähnt.

Im Jahre 1838 sandte die Regierung ein Schiff nach Italien, um Thorwaldsen und seine Werke heimzuholen. Jerichau empfand einen unwiderstehlichen Drang, mit zu Schiffe zu gehen, um in Rom die Kunst zu studieren und sich dort selbständig auszubilden. Christian VIII., damals Erbprinz, gab ihm die nachgesuchte Erlaubniß; aber da Jerichau seine akademischen Studien noch nicht beendet hatte, konnte er kein Stipendium erhalten, und doch mußte er Geld haben oder die Reise aufgeben. Doch Gott wandte es zum Besten.

In Kopenhagen lebte zu der Zeit eine ältliche Dame, welche, bei eignem Talent für Malerei, für alles Edle und Herrliche in der Kunst die lebhafteste Theilnahme hegte. Zu ihren Lieblingswünschen gehörte es seit langer Zeit das Ausland zu besuchen und seine Meisterwerke zu bewundern. Allmählich hatte sie für diesen Zweck einige hundert Reichsthaler erspart, und jetzt verehrte sie diese Summe — ein seltenes Beispiel edler Selbstverleugnung — unserm jungen Künstler, indem sie äußerte, daß seine Reise der Kunst eine weit reichere Ausbeute bringen werde, als wenn sie selbst diesen Gebrauch von dem Gelde machte.

Jerichau ging an Bord, aber hier fühlte er sich bald gedrückt und einsam; an sich selbst verzweifelnd, bereute er fast seinen Entschluß. Muthlos und schwermüthig, kam er nach Rom; aber hier empfing ihn Thorwaldsen herzlich und theilnehmend, und durch den Kuß, den ihm der große Meister zum Willkomm gab, hob sich wieder das gebeugte, kummervolle Herz.

Thorwaldsen reiste bald darauf nach Dänemark, und Jerichau benutzte nun die ihm gewährte Erlaubniß, in seinem Atelier zu studieren. Thorwaldsens Werke und die antiken Schätze der Weltstadt erfüllten jetzt ganz den jungen Künstler, und zugleich machte er fleißig Naturstudien von Thierköpfen, besonders von Hunden, Büffeln und Ziegen. So vergingen einige Jahre, die dennoch nicht zu seinen freudevollsten zählen, denn das mitgebrachte Geld war bald ausgegeben, mancherlei Krankheiten suchten ihn heim, und mit seiner ersten Arbeit, einer Adonisstatue, hatte er das Unglück, daß sie vor dem Guß zusammenstürzte. Von Mitteln entblößt, entmuthigt und krank ging er in der großen Stadt umher. Da wurde ihm unerwartet Hülfe.

Die verwittwete Königin Karoline Amalie hatten in Kopenhagen einige Skizzen und Entwürfe gesehen, welche Jerichau seinem akademischen Freunde Thorald Läffoe geschickt hatte, und ertheilte ihm jetzt den Auftrag zu einem Fries: „Alexanders und Roxane's Hochzeit."

Noch körperlich schwach und von Sorgen und Entbehrungen gedrückt, griff Jerichau die Arbeit an und hatte sie eben vollendet (1845), als zum Besten des Cölner Dombaues eine Ausstellung in Rom veranstaltet wurde, welche ihm Gelegenheit verschaffte, seine Arbeit dem Publicum vorzuführen. Die kräftige Auffassung und gelungene Ausführung des Stoffes, sowie der schöne, rein antike Styl, den diese Arbeit verrieth, erregten die Aufmerksamkeit der Künstler und Kunstkenner, und das Interesse steigerte sich bald darauf, als er seine kolossale Gruppe „Herkules und Hebe" ausstellte. Doch schon der Fries hatte den Erfolg, daß Dr. Abendroth eine „Penelope" bei ihm bestellte.

Der Gypser, welcher den Abguß von „Herkules und Hebe" machte, hatte einige Stücke dieser Gruppe in seiner Werkstatt auf dem Corso aufgestellt; Cornelius kam zufällig vorbei, fragte verwundert nach dem Namen und der Wohnung des Künstlers, und drückte ihm bald seine Freude darüber aus, daß eine so vortreffliche Arbeit wie diese von einem Landsmann Thorwaldsens, des großen Meisters, der im Jahre zuvor gestorben war, hervorgebracht worden sei.

Professor Adolf Stahr, damals in Rom, erwähnte jetzt in deutschen Blättern aufs ehrenvollste den jungen talentvollen Bildhauer; doch da erwachte der Neid bei anderen Künstlern in Rom, und sie suchten Jerichau's Werk zu verkleinern, indem sie seinen Herkules nur für eine restaurirte Wiedergabe des berühmten Torso von Belvedere erklärten. Jerichau antwortete damit, daß er einen Abguß dieses Kunstwerks neben dem seinigen aufstellen ließ, und sein Sieg war vollkommen. Jetzt tadelte man wieder die Eitelkeit des jungen Mannes, seine Arbeit mit einer Antike zusammenzustellen, und indem man seinem Werke ein gewisses Verdienst nicht absprach, behauptete man doch, daß er die Antike nur nachahmen könne. Da geschah es, daß er im Jahre 1846 seinen „Pantherjäger" nach dem lebenden Modell bildete, und die Meinungen theilten sich jetzt, ob jenes Werk oder dieses sein vorzüglichstes sei.

Das Jahr zuvor war eine junge polnische Malerin, Elisabeth Baumann, nach Rom gekommen und hatte dort, nachdem sie voll Begeisterung für Natur- und Volksleben einige Wochen in den Bergen verweilt, sogleich den Entwurf zu einem großen Gemälde: „Italienische Frauen am Brunnen," gemacht. Cornelius, welcher schon früher sich warm und lebhaft über ihre polnischen Bilder ausgesprochen, ja die Worte geäußert hatte: „sie ist der einzige Mann in der Düsseldorfer Schule," gewann bei Betrachtung dieses Cartons erneutes Interesse für die Künstlerin.

Anna Marie Elisabeth Baumann wurde in Warschau am 21. November 1819 geboren und stammte, wie schon der Name sagt, aus einer ursprünglich deutschen Familie. Beim Ausbruch der Revolution wurde Elisabeth zu einer alten, unverheiratheten Tante in Danzig geschickt, wo sie, sich selbst überlassen, am liebsten einsam im stillen Genuß der Natur lebte. Die durch die Revolution soeben empfangenen Eindrücke wurden durch die Kriegsbegebenheiten vermehrt, und sie folgte ihrem Drange, Manches, das sie gesehen, auf dem Papier zu skizziren. Eine Reise nach Kiew, zum Besuch einer verheiratheten Schwester, gab ihr neue Motive zu Bildern, indem sie besonders von dem Malerischen in den bunten Nationaltrachten der Polen, Russen und Juden angezogen wurde. Das junge Mädchen, das nicht ohne Talent für Musik war, wandte sich mehr und mehr von derselben ab, indem Zeichnen und Malen ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm. Freunde und Bekannte riethen ihr sich künstlerisch auszubilden; sie empfand selbst immer größeres Verlangen darnach, und die Eltern gaben ihr endlich die Erlaubniß, sich einige Zeit in Berlin aufzuhalten. Die Skizzen und Entwürfe welche sie dorthin mitnahm und dem Professor Hübner zeigte, wurden von ihm für völlig talentlos erklärt. Obwohl darüber höchst betrübt, vermochte sie doch nicht den betretenen Weg zu verlassen; aber als sie Hübner ihren Entschluß mittheilte, rieth er ihr nach Düsseldorf zu gehen, wo es ihr wohl klar werden würde, daß sie die künstlerische Laufbahn nicht verfolgen sollte. — Sie kam nach Düsseldorf, und Wochen und Monate vergingen, ohne daß ihre Arbeiten einen merklichen Fortschritt bekundet hätten. Unterdessen hatte sie einige Skizzen von Scenen aus dem polnischen Volksleben entworfen; diese erregten die Aufmerksamkeit des Directors Schadow und er gab ihr den Rath, ihrer eigenen Natur zu folgen, und nun vollendete sie in Zeit von zwei Monaten, unter Karl Sohns Leitung, zwei Bilder aus dem polnischen Volksleben in natürlicher Größe, welche durch Darstellung, Kraft und Farbenton in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Das eine stellte „eine polnische Bauernfrau auf der Flucht mit ihren drei Kindern", das andere „eine polnische Bauernfamilie auf der Stätte ihrer abgebrannten Hütte" vor. Jenes ging in den Besitz des Fürsten Radziwill, dieses in den des Lord Landsdowne über.

Ermuthigt durch die Anerkennung ihres Talents unternahm die Künstlerin im Jahre 1845 eine Reise nach Rom, wo sich Jerichau, angezogen von der offnen, genialen Natur, mit ihr verlobte und ein Jahr später, am 19. Februar 1846, vermählte. In der preußischen Gesandtschaftskapelle auf dem Capitol wurde die Trauung vollzogen.

Obwohl Beide für wackere Künstler galten, kamen Anfangs doch keine Käufer, und Jerichau, ohne alle öffentliche und private Unterstützung, der Zukunft mit Kummer entgegensehend, verfiel in einen nervösen melancholischen Zustand. Nur die innige Liebe der lebensfrohen Gattin, sowie ihre und Läßöe's Pflege erhielten ihn aufrecht. Und als die Noth am größten, war die Hülfe am nächsten. Gerade an seinem Geburtstage, den 14. April 1846, erhielt Jerichau plötzlich von Christian VIII. eine Bestellung auf die Gruppe: „Herkules und Hebe", noch an demselben Tage vom Fürsten Galitzin in Petersburg eine ähnliche auf „den Pantherjäger", und wenige Tage darauf eine dritte Bestellung, nämlich ein Grabdenkmal für Goethe's Enkelin Alma. Es war als ob ihn das Glück für die erfahrene Unbill um so reichlicher entschädigen wollte.

Muth und Lebenslust kehrten jetzt zurück; doch seine Gesundheit hatte zu sehr gelitten und er begab sich deshalb, auf Anrathen der Aerzte, in seine nördliche Heimath, wo er den Sommer verlebte. Im Herbst des Jahres kehrte er gestärkt wieder nach Rom zurück.

Hier besuchte ihn eines Tages in seinem Atelier die Prinzessin Albrecht von Preußen und forderte ihn auf, mit einigen fremden Künstlern zu concurriren und gleichfalls eine Skizze zu einem kolossalen Christus, den sie zu bestellen gedachte, einzureichen. Jerichau that es und gewann den Preis. Jetzt kamen glückliche Tage; der junge Meister war wie neubelebt und seine Freude wurde noch erhöht durch die Anerkennung, welche seine Gattin in immer höherm Maße sich erwarb, nachdem sie jetzt ihr früher erwähntes großes Gemälde, das in Farbenpracht und Auffassung das Studium der alten venetianischen Meister verrieth, vollendet hatte. Auch hier war es Professor Adolf Stahrs ehrenvolle Erwähnung in deutschen Blättern (Weserzeitung im April 1847), welche die Aufmerksamkeit des Auslandes auf dieses ihr bedeutendstes Werk zu jener Zeit lenkte.

Im Frühjahre 1847 reiste Jerichau wieder zur Stärkung seiner Gesundheit nach Kopenhagen, und bekam hier von dem Grafen Wilhelm Moltke eine Bestellung auf eine Flora, sowie auf eine Wiederholung der früher vollendeten Penelope. Nach seiner Rückkehr im Herbste desselben Jahres vollendete er den kolossalen Christus für die Prinzessin Albrecht und begann zugleich ein neues, bedeutendes Kunstwerk: „Adam und Eva nach dem Sündenfall", nach dessen Vollendung ihn die Kunstakademie in Kopenhagen zu ihrem Mitglied ernannte.

Am 20. Januar starb Christian VIII., und in ihm betrauerte Jerichau seinen ersten und besten Beschützer. Bald brach die Revolution in Paris aus, deren Wirkungen auch im Kirchenstaat so sehr verspürt wurden; das Revolutionsinteresse verdrängte das der Kunst, die reichen Fremden verließen Rom, die Stadt wurde verödet und auch Jerichau ging im Jahre 1849, die begonnenen Arbeiten in seinem Atelier zurücklassend, mit Weib und Kind nach Kopenhagen. Elisabeth Jerichau's Arbeiten kamen hier zum ersten Mal auf die Ausstellung, im April 1849, aber sie fanden nicht die lebhafte Anerkennung, welche ihr geniales Auffassungstalent wohl verdiente. Dies betrübte sie innigst und das frühere Mißtrauen gegen ihre Leistungsfähigkeit begann aufs neue; doch ihre lebhafte Natur spornte sie bald wieder zu neuer Thätigkeit an, und in wenigen Jahren hat sie sich den Ruf einer genialen Künstlerin in Dänemark erworben.

Im Laufe des Winters wurde Jerichau als Professor an der königlichen Kunstakademie angestellt; zugleich fand er Muße, früher begonnene Arbeiten zu vollenden, z. B. den „Friedensengel", welchen der jetzige König von Dänemark, Friedrich VII., bei ihm bestellt hatte.

Die Kriegsjahre hatten hier begonnen, aber während derselben ging eine frische Geistesströmung durch das dänische Volk, die in Poesie und Kunst lebhaft empfunden wurde. So sahen wir denn auch in Jerichau's und seiner Gattin Atelier mehrere werthvolle Arbeiten entstehen. Er modellirte die herrliche große Gruppe: „Die Engel des Todes und der Auferstehung", eine „schlafende Schnitterin" und eine „Sklavin in Fesseln."

Von Frau Jerichau erhielten wir eine Menge Gemälde, von welchen wir das Porträt ihres Mannes, das Porträt der verwittweten Königin Karoline Amalie, das Bild des isländischen Mädchens, das Porträt eines Kindes, das vom Arme seiner Amme die Hand nach einem Papagei ausstreckt, und endlich ihre „Danmark" — eine kräftige Frauengestalt, welche mit antikem Schmuck um Stirn und Hals, das Schwert und den Danebrog tragend, durch ein Kornfeld schreitet — hervorheben müssen. Im Jahre 1851 beschenkte sie uns mit dem reizenden Stück: „Ein Bauernmädchen, in der Bibel lesend", welches vom Kunstverein in Kopenhagen angekauft wurde. 1852 malte sie das überaus schöne Bild: „Dänische Bauernkinder mit Schafen spielend", ein Werk, das unleugbar zu den vorzüglichsten der Künstlerin gehört und zugleich den Beweis liefert, wie sehr sie bereits mit dem dänischen Boden verwachsen ist, und wie genial sie das Nationale zu erfassen und wiederzugeben weiß. Bald darnach stellte sie ein größeres Bild aus, welches von den reichen Eindrücken, die ihre Seele aus dem Süden bewahrt, Zeugniß gab, nämlich eine „römische Carnevalsscene", wo eine Gruppe schöner Frauen aus einer Loggia Blumen und Confetti wirft.

Bald nachher reiste sie nach London, wo man das Jahr zuvor, bei der großen Ausstellung, Jerichau's „Pantherjäger", nebst den „zwei kolossalen Hunden", im Styl wie die antiken Löwen, welche vom Baron Hambro bestellt worden, kennen lernte. Ein Empfehlungsbrief von der Königin Karoline Amalie verschaffte ihr den hohen Schutz der Königin Victoria. In Bridgewaters Gallerie wurden das „Carnevalsstück", das „isländische Mädchen" und die Porträts des Staatsraths Thomsen, H. C. Andersen's und Adolf Jerichau's aufgestellt. Die Times erwähnten diese Ausstellung mit besonderer Anerkennung und äußerten, daß diese Bilder sich neben den besten alten Meisterwerken Geltung verschaffen würden. Die Königin ließ die Gemälde nach Buckingham-Palace bringen und wählte für sich das „isländische Mädchen" aus.

Im Herbst 1852 kam Frau Jerichau nach Dänemark zurück und vollendete 1853 ihr großes Stück: „Hausandacht", eine ihrer vortrefflichsten Arbeiten, die wir selbst in dieser kurzen Skizze nicht übergehen durften.

Zu Jerichau's letzter Wirksamkeit gehören die Büsten von Thomson und Andersen, sowie die von der Universität bestellten Arbeiten, ein Crucifix und eine kolossale Statue, König David, für den Eingang zur Frauenkirche bestimmt.

Noch steht dem edeln Künstlerpaar eine reiche Zukunft bevor, und während sich Dänemark ihres Besitzes freut, schätzen ihre Verwandten und Freunde in Jerichau und seiner Gattin zwei herzliche, treffliche Menschen.

S.

Englische Parlamentswahlen.

Es ist ein erhebendes Gefühl, inmitten einer Nation zu leben, die ihrer Kraft und Stärke sich bewußt, auch ihre Schwächen und Fehler nicht verheimlicht. Führt dieses Bewußtsein der eigenen Macht auch oft zur Selbstüberschätzung, so artet es doch bei der Nation, welche wir meinen, bei der englischen, nie zur Prahlerei aus. Praktisch, durchweg praktisch, lächelt der Engländer über reine Theoretiker. Er hat vielleicht nicht die vielseitige Bildung wie der Deutsche, trotzdem er nicht genöthigt ist, in dem Stande zu verweilen, dem er sich in seiner Jugend gewidmet; er kann thun und treiben, welches Geschäft ihm eben zusagt, aber in seinem Geschäfte begnügt er sich nicht mit dem Bestehenden, nein er verbessert, probirt, erfindet, und arbeitet, vielleicht nicht so viele Stunden des Tages als der Deutsche, die Stunden aber wo er arbeitet, benutzt er mit aller ihm möglichen Energie. „I made up my mind!" sagt er, wenn er etwas beschließt, und wenige Hindernisse sind stark genug, ihn in einem Entschlusse wankend zu machen. Engländer von Kopf bis zu Füßen in dieser Beziehung, kein Hinderniß kennend, einen Plan wohl aufschiebend, aber nie aufgebend, ist Lord Palmerston, der Lenker und Leiter der Regierung. Sein

Princip: „Vergrößerung der englischen Macht“, hat scheinbar zur Auflösung des letzten englischen Parlaments geführt: der Krieg mit China schien unpopulär, doch waren die Feindseligkeiten begonnen, und ließen sich durch Nachgeben von Seiten Englands gewiß nicht vergessen machen. Ein großer Theil der Parlamentsmitglieder hatte den Wählern Verminderung der Steuern versprochen, ein Krieg mit seinen Zufälligkeiten kann die Steuern abermals bedeutend erhöhen: daher, nur daher kam ihr Widerspruch. Ob ein Krieg gegen China gerecht oder moralisch gerechtfertigt sei, ward ein Vorwand; man stritt sich darüber bis man aufgelöst war.

Während der neuen Parlamentswahl war es uns gestattet, in einer jener Provinzstädte Englands zu verweilen, welche zwei Deputirte zu wählen hat. Die beiden Parteien, liberale und conservative, benennen sich nach ihren Farben, die erstere die gelbe, die letztere die blaue. Schon vierzehn Tage vor der eigentlichen Wahl begannen die Meetings. Angesehene Bürger der Stadt luden mittelst Karten die Wähler ihrer Farbe ein, sich an einem bestimmten Abend im bestimmten Locale zu versammeln, um dort über den Candidaten sich zu besprechen. Im Saale des Hotels * * * versammelten sich die Blauen unter der Präsidentschaft Desjenigen, welcher das Meeting berufen hatte. Mit einer feierlichen Anrede eröffnete er die Sitzung, entwickelte seine politischen Principien und schlug den Mr. X. zum Candidaten vor. Nicht genug konnte er zum Lobe dieses Mannes sagen; er wies auf sein politisches wie sein Privatleben hin, und entlockte der Versammlung stürmische Beifallsbezeigungen. Nach beendigter Rede trat der Candidat Mr. X. selbst auf und entwickelte seine politischen Ansichten. Natürlich gehörte dieser Candidat der Hochkirche an; deshalb sprach er für noch strengere Feier des Sonntags, sprach gegen die vom Staate den katholischen Predigerseminaren geleistete Unterstützung, versprach die Ablösung der Abgaben an die Kirche, versprach endlich Verminderung der Steuern im Allgemeinen. Komisch war es, daß der Candidat der gelben Partei im Meeting der Liberalen genau dasselbe versprochen hatte; weshalb Herr X. von ihm behauptete, er sei in seinen politischen Ansichten schwankend, und seinen Charakter in einer Weise angriff, wie wir dies nie gehört hatten. Jeder Ausfall gegen diesen Herrn entlockte der Versammlung laute Beifallsbezeigungen und mit dem Ausruf: „Herr X. für immer!“ trennte man sich, nachdem noch viele Reden in demselben oder ähnlichem Sinne gehalten waren. Herr X. schien so der Stimme der blauen Partei sicher; noch Vieles aber mußte vor dem Wahltage geschehen. Persönlich, in Begleitung mehrerer Bürger, macht er Besuche bei all seinen Wählern, bittet um die Gunst ihrer Stimme, bittet sie, ihren Namen in ein Buch einzutragen, was er bei sich führt (Canrassiren).

Nun beginnt auch der Kampf zwischen den Candidaten beider Parteien in den Zeitungen, ein Kampf, der sich durchaus nicht in den Grenzen des Anstandes hält. Spottgedichte, Epigramme, Verdächtigungen, Alles wird benutzt, den Gegencandidaten unpopulär zu machen, sich selbst die Wahl zu sichern. Endlich erscheint der Wahltag. Mit ihren Parteifarben geschmückt, eilen die Wähler auf das Rathhaus, um ihre Stimmen abzugeben; Wagen, von den Candidaten gemiethet, eilen vor die Wohnungen der Säumigen und bringen sie an den Ort der Wahl. Die Wagen sind mit Affichen beklebt, auf welchen zu lesen, mit wie vielen Stimmen der Candidat in der Majorität ist. Endlich um vier Uhr ist die Wahl geschlossen und der siegreiche Candidat wird als Parlamentsmitglied proclamirt. Ist der Candidat der Gegenpartei klug, so entfernt er sich möglichst rasch, denn während der Sieger auf einem Stuhle in Procession, in Begleitung von Musikchören und Tausenden von Menschen durch die Stadt getragen wird, hat der Andere den Hohn und Spott der Masse zu ertragen. Hierbei bleibt es nicht immer; oft nimmt ihn seine Partei in Schutz und es entstehen Prügeleien, die von den traurigsten Folgen begleitet sind. Da der Wahltag für einen Festtag gilt, so sind die Arbeiter frei und trinken in der Regel mehr als ihnen gut ist. Alle Gasthäuser sind gefüllt und nicht selten die Orte der gemeinsten Ausbrüche des Parteihasses. Die Vorgänge an einigen Orten Irlands beweisen das Gesagte.

Man sollte glauben, jeder Wahlmann müsse seine Stimme nach bester Ueberzeugung abgeben. Das ist leider nicht der Fall, und wenn auch Erkaufen der Stimmen durch Geld selten vorkommt, so haben doch reiche Leute, Fabrikbesitzer, große Grundbesitzer einen bedeutenden Einfluß. Alle Leute die in ihrem Brote stehen, oder von ihnen abhängig sind, sind moralisch gezwungen, den Candidaten zu wählen, den jene vorschlagen; der Handwerker hängt von seinen Kunden ab, muß sich deren politischer Ansicht fügen, und viele dieser Leute, um nicht anzustoßen, suchen auf jede Weise der Wahl aus dem Wege zu gehen. Nur reichen Leuten ist es möglich als Candidaten für das Parlament aufzutreten; die Kosten welche nicht nur die Wahl, sondern der Aufenthalt in London während der Sitzungen verursacht, sind enorm, und Diäten werden nicht gezahlt. Aber das M. P. (Member of Parliament) hat einen mächtigen Reiz und ist für Staatsmänner von der größten Nothwendigkeit, denn nur in dieser Stellung werden sie durch ihre Reden dem Volke bekannt. Von hier aus treten sie in den höheren Staatsdienst und machen ihre Laufbahn, die dann nicht blos mit Ruhm, sondern mit gutem englischen Gelde belohnt wird. In seinem Wahlort ist das M. P. diejenige Person, der jeder Bewohner seine Bitten und Beschwerden gegen die Obrigkeit vorbringt, wenn solche nöthig werden; von ihm verlangt man Abhülfe jedes Mißstandes, er muß Jeden anhören, denn auch hiervon hängt seine Popularität ab, und diese muß er sich sichern, will er wieder erwählt werden. Ein großes Diner, seinen Wählern von dem neuen Parlamentsmitgliede gegeben, beschließt den Wahltag. Die Engländer sind überhaupt ein essendes Volk, und keine Feierlichkeit gilt als vollkommen, die nicht mit einem Diner endet. Reden werden gehalten, Toaste ausgebracht, und erst in später Stunde der Nacht trennt man sich, um die Illumination der Stadt zu besehen und dann im eignen Hause von den Anstrengungen des Tages zu ruhen. Die Zeitungen bringen am folgenden Tage eine genaue Beschreibung des ganzen Festes, jede gehaltene Rede wird wörtlich referirt, um sie auch Denen, welche nicht so glücklich waren sie zu hören, bekanntzumachen.

v. T.

Zur Chronik.

Béranger. †.

„Als Gott mich schuf, da sprach er: „Werde nichts!"

— Dieser Refrain eines seiner Lieder hat sich nun erfüllt: Béranger ist Staub geworden. Es war ein Abschiedslied an seine, in der Julirevolution Minister gewordenen Freunde Lafitte ꝛc. ꝛc., die ihn gern in ihr Regiment, um es populär zu machen, gezogen hätten. Er hat auch sonst vorgezogen, nichts zu werden, und in diesem Unabhängigkeitsgefühl hat er sich den ächten Humor des Volksgeistes, die unverwüstlich naive Frische der altfranzösischen Heiterkeit erhalten durch alle Stürme des politischen Wechsels, durch Sonnenschein und Regen der wetterwendischen Mode hindurch das Herz der Nation für alle Zeit erobert. Er starb zu Paris im 79. Lebensjahre am 16. Juli. Sein letztes Erkranken zog Schaaren von Theilnehmenden herbei, dergestalt daß Wachen an seinem Hause aufgestellt werden mußten, um den Andrang, der einem Sturme glich, abzuwehren. Alle Stände, alle Lebensalter beiderlei Geschlechts verehrten in ihm abgöttisch den altfranzösischen Typus einfach naiver Heiterkeit, die unbekümmert um Glück oder Unglück auf jeder Woge des Lebens frisch und gleich bleibt. Die Grazie seiner Chansons ist der beste Ausdruck französischer Volksthümlichkeit. Man hält die Franzosen nicht für stark in der Lyrik. Sie reden im Schwung der gehobenen Empfindung leicht phrasenhaft, coquett und affectirt, wie Victor Hugo und Lamartine in ihren gefeiertsten Hochergüssen. In der Einfalt der pointenreichen Chanson sind die Franzosen aber stärker als irgend eine Nation, und wo der Gassenhauer im Munde des Gamin frivol wird, blieb Béranger, der neueste Vater der Chanson, pietätsvoll und religiös; seine Religion bestand in der lachenden Unabhängigkeit der frisch fröhlichen Gesinnung, die auch bei Wasser und Brot glücklich ist. — Pierre Jean Béranger, den 19. August 1780 in Paris geboren, war bald eine elternlose Waise und verlebte seine Kindheit bei einem Großvater, einem armen Schneider. Neun Jahre alt, stand der Bursche auf der ersten Barricade. Dann kam er zu einer alten Tante nach Peronne, wo dieselbe ein Gasthaus in der Vorstadt hatte. Vierzehn Jahre alt wurde er Buchdrucker, mit dem siebzehnten kehrte er nach Paris zurück und fing an Verse zu machen. Er wollte ein großer Dramendichter werden, entwarf ein Epos, mais:

En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien!

Lucian Bonaparte, derjenige Bonaparte, der der Republik treu blieb, ward sein Gönner und Beschützer. Der Poet bekleidete ein bescheidenes Plätzchen im Bureau der Universität, verschmähte aber, mehr zu werden, namentlich weigerte er sich in der Kaiserzeit, den einträglichen Posten eines Censors anzunehmen. Er besang lieber seinen alten Rock:

Sois-moi fidèle, o pauvre habit que j'aime —
Mon vieil ami, ne nous séparons pas.

Seinen Roi d'Yvetot sang er 1813, als Napoleon noch herrschte; seine Vocation blieb:

Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

Er schmeichelte Napoleon nicht, als Dieser mächtig war; er verspottete ihn aber ebensowenig nach seinem Sturze. Vielmehr verfolgten ihn die Bourbons, und es war eine der blindesten und stumpfsten Maximen der restaurirten Königsfamilie, in diesem heitern Liebling den Kern des Volkes zu kränken. Der königliche Fiscal zog ihn vor Gericht, und dies verurtheilte ihn, wegen mehrerer Lieder die man als frivol und aufrührerisch bezeichnete, zu neun Monat Gefängniß und 10,000 Francs Buße. Des Dichters Freunde brachten die doppelte Summe zusammen, und Béranger war seitdem der Abgott des Volkes. Dies geschah 1828 unter Charles X. An der Julirevolution nahm er Antheil, hielt aber mit der Flucht des alten Königs sein Geschäft für beendigt und zog sich, jedes Amt ablehnend, in die Stille zu Peronne zurück. Von seinen Chansons heißt es in französischen Katalogen: Les éditions sont innombrables. In den Chansons anciennes, nouvelles et inédites (1828) besorgte er eine Sammlung, zu der jedoch 1833 noch Chansons nouvelles et dernières kamen. Er nahm darin von der Muse Abschied, und besorgte 1835 noch seine Oeuvres complètes, die seitdem wiederholt Auflagen erlebten. Ein Patriot, Manuel, sicherte ihm zuletzt eine jährliche Rente. Der Kaiser besorgte sein Leichenbegängniß, alle Demonstration wurde verhindert. Der Chansonnier ruht auf dem Père Lachaise, in der Familiengruft Manuels.

Hofrath Keil in Leipzig †.

— Auf Großmann ist in kurzer Zeit ein zweiter Leipziger Veteran im Tode gefolgt; Hofrath Keil, seit 1819 Bürger der Stadt, starb am 4. Juli in seinem 76. Lebensjahre. In weitern Kreisen ist er als Kenner der südeuropäischen Sprachen bekannt; seine italienische Grammatik erlebte die dritte, seine spanische die zweite Auflage. Er gab zweimal den Calderon heraus; seine zweite Ausgabe ist in 4 Bänden vollständig; edirte Dante's Vita nuova und Rime, ferner Mendoza's Vida de Lazarillo de Tormes, mit deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Geschichte und Leben des Erzschelms genannt Don Paul. In früherer Zeit stellte Johann Georg Keil seine lyrischen Gedichte zusammen unter dem Titel: „Lyra und Harfe." Hochbetagt, durch Kränklichkeit aufs Zimmer und auf den Kreis seiner Enkel verwiesen, die er durch seine Gabe des Erzählens fesselte, gab er „Mährchen und Geschichten eines Großvaters" heraus, und noch 1849 „Neue Mährchen für meine Enkel." — Keil war 1781 in Gotha geboren, studirte in Jena und war in Weimar zweiter Bibliothekar, bis er durch seine Verheirathung mit der Tochter des Banquier Löhr Leipziger Bürger wurde. Mit dem Löhrschen Hause kam er zugleich in den Besitz einer auserwählten, aber nur Wenigen zugänglich gewordenen Gemäldegallerie und Kupferstichsammlung; in jener schätzt man besonders einige altspanische Bilder. Als Kunstkenner erwies sich Keil 1849 durch seinen „Katalog des Kupferstichwerks von Johann Friedrich Bause, mit einigen biographischen Notizen und Porträt des Künstlers, lithographirt von Friedrich Pecht."

Leopold Schefer.

— Der poetische Herodot im Lande der Wilzen und Wenden, der lausitzer Eremit, Weltwanderer und Polyhistor Leopold Schefer in Muskau, hat an W. v. Lüdemann seinen Biographen und Panegyriker gefunden; Band 11 der ausgewählten Werke des Dichters in neuer Ausgabe (Berlin bei Veit) bringt einen Lebensabriß, der uns manches an diesem wunderbaren Sonderling der deutschen Poesie erklärt. Das gleichsam zusammengeknüllte Element des lausitzer Naturells ist eine ganz besondere Mischung von halb slavischen Stoffen. Jacob Böhme, der mystische Schuster von Görlitz, ist ein Geistesverwandter Schefers. Die Lau-

sitzer sind ein Mittelding vom Schlesier und Böhmen, und die sitzengebliebenen Wenden im Lande bezeugen die zähe Halsstarrigkeit ihres Urwesens. Im Anblick des alten Czernibog studierte Leopold Schefer auf dem Gymnasium zu Bautzen Winkelmanns Werke; was Wunder, wenn bei diesem classischen Studium nicht zugleich classische Form und klare Plastik, vielmehr nur eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Welt des Südens im Knaben erwuchs, eine Sehnsucht, die Schefer, wie weiland Seume als Fußwanderer, in Italien und im Orient befriedigte. Dieser jahrelange Aufenthalt in Italien und Griechenland, im Archipel und in Kleinasien war Schefers akademisches Dreijahr. Er ist Autodidakt und hat alle Eigenheiten eines solchen, die wunderbare Ursprünglichkeit und Innigkeit, aber auch die formlose Willkür. Schefers qualvolle Verse sind nach den Vorgängern classischer Meisterhaftigkeit eine Barbarei, die auch der geistesverwandte Max Waldau nicht ausbessern konnte. Schefers „Laienbrevier“ ist ein Lieblingsbuch am deutschen Familienheerde geworden. Der ganze tiefselige Pantheismus von Glück und Liebe, den Schefer verkündet, liegt in diesem Buche ausgesprochen, oder soll man sagen ausgegossen, denn die Jamben, in denen es geschieht, sind nur ein natürlicher Nothbehelf für den Inhalt. Diese Allliebe, die hier ein mit aller Weisheit der Welt ausgestattetes und doch Kind gebliebenes Herz predigt, erträgt vielleicht keine andere Form. Eine geschmacklosere Breite und Weitschweifigkeit wie in den „Hausreden“ sucht man aber in vorgerückten Litteraturperioden vergebens zum zweiten Male. In seiner Prosa überwuchert auch der Wildwuchs, ganz verschieden von der Art und Weise wie des Trefflichen Gönner und Freund, Fürst Hermann Pückler, eine Wildniß in einen Park voll Styl und Geschmack umzuwandeln weiß. Dagegen ist Schefers erfindungsreiche Gestaltenfülle in der Novelle doch oft genug so mächtig und kräftig wie wenn sich mitten aus pflanzenverschlungenen Sümpfen, innerlich getrieben, plötzlich Fontänen gestalten, die hellen Silberschaum im Glanz der Sonne spiegeln. Zu den plastischen Marmorgestalten die aus dem Wildwuchs seiner regellosen Gebüsche hervorragen, gehören seine Mädchen auf der Insel Chios und im „heimlichen König der Armenier,“ einige chinesische Kindergruppen in seinem „Unsterblichkeitstrank,“ mehrere kleinbürgerliche und kleinstädtische humoristische Figuren und vor allen sein Giordano Bruno, der Märtyrer des Feuertodes, den er in seiner tiefsinnigen und hinreißend ergreifenden „Geistlichen Komödie in Rom“ schildert. Schefer ist wie Jean Paul ein Sonderling in deutscher Poesie; und wenn wir die Eigenthümlichkeit eines solchen bei seinem Mangel an Schule, an Kirche und an staatlich socialem Zusammenhang hochhalten, dürfen wir doch nicht versäumen den Panegyrikern solcher Ausnahmsgestalten die Grenze zu ziehen. Bezeichnend für Schefer ist auch sein Drang zur Musik. Er hat in Wien unter Salieri die Tonkunst studiert, Symphonien im Style Beethovens gesetzt und Zeit Lebens an einer Oper Sakuntala componirt. Leider steckt auch in seinen Gesängen mehr auflösende Musik als plastische Formgestaltung. Sein „Hafiz in Griechenland“ und sein „Koran der Liebe,“ so tiefempfunden sie die Geister des Orients und Occidents versöhnen und verschwistern, als Bekenntniß einer allumfassenden Menschheits- und Weltreligion denkwürdig bleiben, sind doch nach Form und Gestaltung dem Goethe'schen West-östlichen Divan gegenüber nur eine Carricatur. Seine Fruchtbarkeit erinnert an Lope de Vega, der täglich 100 Verse schrieb; die Zahl von Schefers Novellen beläuft sich auf 73. Nebenbei schreibt der 76jährige Eremit zu Muskau bereits am 81. Bande seines Tagebuches, das wohl Manuscript bleiben wird. — Bezeichnend ist in W. v. Lüdemanns biographischem Artikel die Schilderung von Schefers Knabenjahren. Der Vater, Arzt in Muskau und Umgegend, scheint auch von einem lausitzer Sonderling etwas gehabt zu haben, denn er wollte den Neugebornen durchaus mit Stutenmilch füttern, vielleicht um ein Experiment mit ihm zu machen. Dabei war der Mann bei Tag und Nacht für die ganze Landschaft ein unermüdlicher Helfer und Trostspender. Der Knabe Leopold begleitete ihn oft auf diesen ärztlichen Streifzügen; daheim in der Stadt mußte er den Kranken Arzneien zutragen. Die hülfreiche Menschenliebe und die thatsächlich evangelische Allerweltsbeglückungslehre in Schefers Schriften keimte damit in der Seele des Kindes. Fürst Pückler machte den Dichter zum Generalbevollmächtigten für seine Besitzungen, die in der sächsischen Zeit der Lausitz außer der Stadt eine Grafschaft von 49 Dörfern umfaßten. Den eignen Trieb zur Weltschau und namentlich zum Orient beförderte der Gönner auch in seinem dichterischen Freunde, in dessen Werken sich in der That, wie jetzt auch bei Bogumil Goltz, deutsche Kleinstadt und Orient seltsam begegnen und contrastiren.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. (Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.)

Die mittellose evangelische Gemeinde zu Gratz in Steiermark ist nicht im Stande, die Kosten für den Ankauf eines Platzes zu einem eigenen Friedhofe zu erschwingen; eines ihrer Mitglieder, ein Veteran unserer Litteratur, der so vielen unserer Leser wohlbekannte und liebgewordene Karl v. Holtei, hat daher für sie das Wort ergriffen und auf seinen freundlichen Ruf sind Gaben erfolgt, welche ein zierlich ausgestattetes Sammelwerk bilden, dessen Ertrag zur Deckung jener Kosten bestimmt ist. Dasselbe enthält in reicher, bunter Mischung die verschiedensten geistigen Spenden wissenschaftlicher, litterarischer, poetischer Gattung und führt Einhundertsechsundzwanzig Namen von trefflichen Gebern auf, die sich bereit fanden, den vorgesteckten humanen Zweck zu unterstützen. Wenn wir, als die bekanntesten derselben, folgende: Elis. Bagreef-Speranski, Bauernfeld, August Böckh, Eichendorff, E. Geibel, Fr. Gerstäcker, Fr. Grillparzer, Wilh. Grimm, Anastasius Grün, B. v. Guseck, A. Kahlert, Kertbeny, G. Kühne, G. v. Leitner, A. Pancritius, Betty Paoli, L. Pape, R. G. Prätzel, G. zu Putlitz, K. Rosenkranz, Leop. Schefer, Karl Scherzer, Frh. v. Schlechta, M. J. Schleiden, Gust. Schreiner, v. Tschabuschnig, Fr. Unger, J. N. Vogel, Feod. Wehl, herausheben, so soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch vieler Anderer Beiträge hohen Werth haben; namentlich weisen wir darauf hin, daß mehrere jüngere Talente von großer Bedeutung hier zum Erstenmale vor die Oeffentlichkeit treten. Fast alle Gegenden Deutschlands haben ihre Vertreter freundlich gestellt, und wer dies Buch kauft, — dessen Preis nur 2 Thlr. oder 3 fl. 36 Xr. rhein. beträgt — übt nicht nur ein gutes Werk an einer unbemittelten evangelischen Gemeinde, für welches er reichen Dank erntet, sondern empfängt auch eine für Geist und Herz willkommene und erfreuliche Gegengabe. Der persönlichen Beziehung des Herausgebers (Holtei) zu Meyerbeer verdankt die Sammlung einen für diesen Zweck eigens componirten Canon.

Karl Maria v. Weber's sämmtliche Pianoforte-Compositionen revidirt und corrigirt von H. W. Stolze. Erste rechtmäßige Gesammtausgabe. Subscriptionspreis per Bogen $1\frac{1}{4}$ Sgr. (Verlag von L. Holle in Wolfenbüttel.)

1. Bd. sämmtliche Compositionen für das Pianoforte à 2 ms. in 29 Nrn. mit des Componisten Biographie von Dr. H. Döring als Prämie. Preis 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

2. Bd. sämmtliche Compositionen für das Pianoforte à 4 ms. in 14 Nrn. mit Weber's Porträt im feinsten Stahlstich als Prämie. Preis 3 Thlr.

Jede Nummer wird auch einzeln zu dem auf dem gratis zu erhaltenden Prospect angeführten billigen Subscriptionspreise abgegeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 32. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [8. August.

Inhalt.

Alt- und Neu-Stuttgart.

Nach langer Abwesenheit in dieses Emporium des Schwabenthums zurückgekehrt, traute ich meinen Augen kaum, als ich nach später Ankunft frühmorgens auf die Königsstraße hinausblickte und die elegante Toilette gewahrte, welche das altwürttembergische „Stueggerdt" sich angelegt hat. Da drängt sich Schaufenster an Schaufenster, mit den neuesten Erzeugnissen großer und kleiner Industrie reichlich ausgestattet. Die alten Kramläden, wo hinter dem Ladentische der Besitzer mit seiner Ehehälfte und jeweiligen Söhnen und Töchtern die Kunden bediente, sind verschwunden; an ihrer Stelle sieht man glänzende Magazine mit einem Schwarm von rasch aufwartenden Dienern und Dienerinnen, unter welchen der „Herr" nur manchmal wie ein Pascha umherwandelt, und nach seiner Laune dem durch die Pracht fast verschüchterten Käufer ein Wort der Ermuthigung oder des Grußes zuwendet, während Ladenjüngelchen und Ladenfräulein dessen Wünsche alsbald nach seiner äußern Erscheinung bemessen und in Folge dieser Taxation ihnen Entsprechendes vorlegen.

Aber nicht nur der untere Theil der Häuser, auch der obere hat sich umgestaltet und dem Geschmacke der Neuzeit angepaßt. Manche derselben sind wundersam in die Höhe gewachsen, durch Aufsetzen neuer Stockwerke; andere wurden gänzlich umgebaut und Tünche, Kalk und Anhängsel aus Gyps und gebrannter Erde nicht dabei gespart. Ebenso hat die Physiognomie der Hausbewohner sich geändert, und wo sonst grämliche Staatsbeamte oder mumienhafte Gelehrtengesichter aus den Fenstern lugten, sieht man häufig dunkeläugige Frauenköpfe mit orientalischer Bildung durch funkelnde Spiegelscheiben oder von hohen Balkonen niederschauen.

Die Straßenbevölkerung ist eine andere, städtischere geworden. Zwar schreitet noch allmorgendlich der Kanzleiphilister berufstreu seiner Marterkammer zu, aber er verschwindet unter dem Schwarm der bildungsfähigen Jugend, welche den entgegengesetzten Richtungen des Gymnasiums oder der Realschule und des Polytechnicums zuschlendert. Während der ersten Morgenstunden taucht nur da und dort die bescheidene Blüthe einer marktwandelnden Köchin, eines Nähmädchens, einer kinderwartenden Gouvernante unter den dunkeln Persönlichkeiten des stärkern Geschlechts auf, bis mit dem elften Glockenschlage auch die höhere Gesellschaft sichtbar wird, welche theils zu Fuß, theils zu Wagen in Visiten und Ladenbesuchen sich ergeht, und vielfach der „Kinder wegen" französisch parlirt. Elegante Stadtwagen mit bürgerlichen Wappen kreuzen sich mit der wohlthätigen Anstalt der Droschken, welche sich nicht selten altadliger Insassen rühmen, die in diesem Punkte der Geldaristokratie sich unterordnen. Ehedem schon gab es in der guten Stadt wohlhabende Leute, die, wenn sie einige Geistesbildung mit den Vorzügen verbanden, welche ihnen durch ein reiches Erbe zugefallen waren, auch in höhern Kreisen gern gesehen wurden; aber der Fortschritt ging damals noch nicht so weit, sie blos nach dem Werthe ihres irdischen Besitzes oder ihrer äußern Umhüllung etwas gelten zu lassen. Dagegen war durch alle Schichten der Gesellschaft eine gewisse Solidität und Anspruchslosigkeit verbreitet, welche nur bei wenig Ausnahmen, die allenfalls der höhern Beamtenaristokratie angehörten, in Weltbürgerlichkeit ausartete. Nicht daß die Menschen besser gewesen; nein, sie waren nur anders, eigenthümlicher, specifisch württembergisch, während sie sich gegenwärtig in einer Uebergangsperiode befinden, worin die alte gewohnte Sitte mit der Modernität oft in seltsame Conflicte geräth. In Sprache und Wesen hat sich wenig verändert, wenn auch der äußere Mensch schmiegsamer und modischer geworden ist, besseres Hausgeräthe besitzt und feinere Wäsche trägt. Im innern Haushalt ist es gerade noch wie vor fünfzig Jahren, nur etwas knapper, engherziger, weil man zuviel für Tand ausgiebt und doch etwas dabei erübrigen möchte. Es werden noch dieselben Gerichte auf den polirten Tisch gesetzt, in denselben Zinngeschirren, aus welchen der Großvater gegessen, es wird nur etwas saurerer Wein dazu getrunken; auch die nützliche Erfindung, sich der Serviette bei der Mahlzeit zu bedienen, hat noch nicht allgemeinen Eingang gefunden

und Knochen, Kartoffelschaalen und andere Ueberflüssigkeiten finden ihre Stelle auf dem Tafeltuch; daher die weise Polizeiverordnung, selbes nicht auf die Straße auszuschütten, gewiß nicht überflüssig erscheinen wird. Um die gehörige Anzahl Salons aufzubringen, werden die schlechtesten Gemächer der ohnehin beschränkten Wohnungen als Schlafstuben benutzt, während es häufig an einem behaglichen Familienzimmer gebricht, wo der oft zahlreiche Kinderschwarm Raum und Licht finden könnte. Nur in der obern Stadt haben sich einige jener alten Familienhäuser, meist in dem Besitz vermögender Beamten und Kaufleute, in ihrer ursprünglichen räumlichen wohlthätigen Gestalt erhalten, welche in ihren Erdgeschossen weder durch Kramladen noch durch Wohngelasse verbaut sind, und Platz zu häuslichen Hantierungen, zum Aufbewahren der Erzeugnisse des Gartens und Weinberges gewähren, der nach althergebrachter rühmlicher Sitte als ein schätzbares Erbgut gehegt und gepflegt wird. Die Wirkung der neuen Zeit hat hier wohlthätig eingegriffen und diese Grundstücke, meist „zum Nutzen und Vergnügen" angelegt, verschönernd umgewandelt. Rasenplätze mit niedlichen Blumengruppen, seltenes Buschwerk, veredelte Rosen, haben die Welschkornstängel und Bohnenranken so ziemlich aus diesen Anlagen verdrängt oder in den Hintergrund geschoben, wo ihr Anblick durch Obstbäume und shrubberies dem Auge entzogen wird. Die Zaubergärten der Wilhelma, der anmuthige Park der kronprinzlichen Villa haben wohl den kräftigsten Impuls zu diesen ästhetisirenden Bestrebungen gegeben, welche durch zahlreiche Kunstgärtnereien wirksam unterstützt werden. Freude und Lust am Gartenwerk und Naturgenuß gehört zu den liebenswürdigen Seiten des schwäbischen Charakters, der auf seinem Wege zu Großstädterei und Weltbürgerlichkeit nicht immer das richtige Maß zu halten weiß und häufig in Uebertreibungen sich hineinsteigert, wenn die Glücksgüter in allzugroßer Fülle ihm zu Theil werden. So hat sich in den Wintergesellschaften der Besitzenden, ehedem einfache Kaffeevisiten mit einigen Klatsch- oder Theeabenden, wobei etwas musicirt, selten getanzt wurde, ein Luxus entwickelt, wie er nur in den größten Städten bei den „Merchant Princes" zu finden ist. Nicht genug, daß eine Reihe Gemächer ausgeräumt, eigens möblirt und decorirt wird: die Verschönerung erstreckt sich auch auf Vorplätze und Treppen, wo der Inhalt ganzer Treibhäuser den Raum beengt und die leichten Damentoiletten mit stachlichen Aesten und Zweigen bedroht. Ein ungewohnter Lichterglanz, Gasflammen, beleuchten die Festräume, in welche der Schwarm der Gäste, Wolken von duftigen Geweben, Spitzen und Bändern sich hereinwälzen, zwischen denen schwarzbefrackte Herren wie dunkle Raben umherflattern, bis die rauschende Ballmusik den verworrenen Knäuel löst und die Jugend zum wirbelnden Tanze ruft. Gegen Mitternacht folgt auf den Thee mit seinen süßen Beigaben, welcher das Fest eröffnet, ein splendides Souper mit fremdländischen Gerichten, über deren chemische Zusammensetzung mancher der Gäste nicht recht mit sich ins Reine kommen mag; doch ist dies mehr bei Angestellten der Fall, während die zahlreichen Repräsentanten der Industrie und des Handels in dieser Beziehung einer kosmopolitischen Ausbildung sich erfreuen, und von Paris und London zu erzählen wissen, wie man früher von Karlsruhe oder Frankfurt sprach. Kaum vermögen die wenigen Uniformen gegen dieses überwiegende mercantilische Element aufzukommen, werden indeß, ihrer chronographischen Anlagen wegen, von der tanzlustigen Mädchenschaar doch mit günstigen Augen angesehen; auch bringt der bunte Rock einige Farbenmischung in das eintönige Wesen des schwarzen Fracks.

Mögen wohl diese glänzenden Anstalten, der elegante Putz dazu beitragen, das Vergnügen zu erhöhen? Die gelangweilten Gesichter des pater familias, der Mütter und Tanten, welche ihre Küchlein hütend, sich an den Wänden herumdrücken, lassen es bezweifeln. Seitdem die Leute so ungewohnten Schmuck und Tand an sich tragen, glauben sie allen Ansprüchen der Geselligkeit dadurch genügt zu haben und geben sich weiter keine Mühe, durch Witz und Laune oder liebenswürdiges Geplauder ihrer Umgebung die Zeit zu verkürzen.

Allein trotz der Modernität und beginnenden Großstädterei, trotz des häufigen Verkehrs mit der Außenwelt, der fremdartigen Bestandtheile, welche durch Erweiterung des alten Württemberg nach allen Seiten hin dem Volke beigemischt worden sind, hat sich sein Charakter, der durch frühere Abgeschlossenheit ausgebildet worden, nur wenig verändert. Die Altwürttemberger sind zähe Naturen, deren Widerstandsfähigkeit sich weniger durch heftiges Entgegenstemmen als passives Beharren kundthut. Damit verbinden sie ungemeinen Scharfsinn und sind durch kühle Vernünftigkeit, leidenschaftlicher Aufregung gegenüber, unbesiegbar. Deshalb möchte ihre vielgerühmte Gemüthlichkeit, auf welche sie sich gern berufen, von der romantischen Anschauungsweise leichtblütigerer Volksstämme nicht ohne Grund in Zweifel gezogen werden; weniger ihre Tüchtigkeit in Allem, was sie bei geringerer Anstelligkeit mit eisernem Fleiße einmal erfaßt und erlernt haben; nur muß es etwas Nützliches, dem Fortkommen in der Welt Ersprießliches sein.

Affectation, das Streben, etwas Anderes scheinen zu wollen als wozu Belege vorhanden, findet sich nur bei dem schwächern Geschlechte, das sich leicht in eine übernatürliche Weiblichkeit hineinsteigert, welche den Männern wenig zusagt und diese um so häufiger nach ihren behaglichen Wein- und Bierstuben treibt, wo sie unbeirrt von der Zartheit ihrer Lebensgenossinnen Humor und Laune frei walten lassen dürfen und eine Ansprache finden, welche sie auch in ihrem vielgestaltigen Berufe fördert. Freilich haben unter solchen Verhältnissen Frauen mit großem Kindersegen eine schwierige Aufgabe, da der Mann nur wenig Zeit findet, wirksam in die Erziehung einzugreifen, während das Familienleben arg Noth leidet und die Jungen eigentlich gar nicht erzogen werden. Daher der Mangel an äußerer Form, welcher den ausgezeichneten Gelehrten, den Staatsmann im Verkehr mit weltgewandteren ausländischen Standesgenossen oft in den Schatten stellt, bis es gilt mit der Feder in die Lücke zu treten, wo das gesprochene Wort nicht mehr ausreicht. Da macht sich bald der überwiegende Vortheil gründlicher Schulbildung geltend, und sogar die mangelhafte Aussprache fremder Idiome wird vergessen, wenn die Sätze wohlgebildet auf dem Papiere stehen. Mit so vielen kräftigen Charakterzügen verbindet sich nicht selten eine gewisse Scheu und Zaghaftigkeit, eine eigene Ansicht, oder einen Tadel auszusprechen,

so lange es mündlich geschehen muß, während die Feder mit ungemeiner Schärfe geführt wird. Alles was die beliebteren Organe der Presse veröffentlichen, übt darum eine große Macht, und auch in Fragen, welche sich auf dem ästhetischen Gebiete bewegen, giebt nicht selten ein mundgerechter Fingerzeig des schwäbischen Götterboten den Ausschlag. Während in Württemberg so Viele mit den ernsten Musen vertraut sind, erfreut sich unter den heitern Künsten eigentlich nur die Musik einer allgemeinern Vorliebe. Aber leider singt nicht nur „wem Gesang gegeben", und gar Manche mühen sich zur Qual ihrer Nächstwohnenden ihr halbes Leben vergeblich ab, die tonspendende Kamöne sich geneigt zu machen.

Alles ist nicht für Alle! Darum mögen unsere schwäbischen Landsleute sich begnügen mit den reellen Anlagen, welche die Natur ihnen verliehen hat, wodurch sie voranleuchten in deutschem Volke, mit der Kraft des Gedankens! L. M.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

4. Friederike von Sesenheim.

— Rousseau sagt: Die Männer philosophiren besser über das menschliche Herz, aber die Frauen lesen besser darin. Ist dem so, — und es wird wohl so sein, — dann hat Goethe viel von der Natur eines Weibes in sich gehabt; denn kein Dichter der Welt hat gleich tief und zart die verborgensten Falten des Menschenherzens erkundet, seine geheimste Schrift entziffert. In allem, was den Menschen zum Manne macht, Größe, Macht und Kraft, die äußere Welt zu erfassen und sich an ihrer Gestaltung zu betheiligen: in dieser großen Leidenschaft überflügeln ihn Shakspeare und Schiller als Dichter; in der Kenntniß der inneren Bedürfnisse und Beschaffenheiten des Herzens steht Goethe unerreicht da. Und in der That, wir wissen nicht, verdankt er das der unablässigen Reihenfolge von Frauen, in deren Umgang er wurde was er geworden, oder hatte seine eigene Natur dies Frauenhafte an sich. Diejenigen Zeitgenossen, die ihn in seinem Alter persönlich gekannt, die fest in sich gegliederte Harmonie seines Wesens, die gehaltene, imposant zusammengefaßte Manneskraft, ja das Olympische, das Jovisartige in seiner Erscheinung bewunderten, haben nur den fertigen Greis der mit der Welt und sich abschloß, vielleicht gar nur den Minister in ihm kennengelernt, nicht den Dichter in ihm, den allezeit durchstürmten Jüngling, den Jünglingsgefühle bis ins hohe Alter begleiteten. Im Jüngling Goethe aber steckte zum großen Theil der ganze Dichter Goethe. Und dieser war die Unruhe selbst, die personificirte Bewegung, die Hingebung, die im Andern sich sucht, um sich im Besitz des Andern zu erweitern. Eroberungslust mag männlich heißen; die Lust, sich hinzugeben, ist weiblicher Art. Sein Herz hat nie im Leben still gestanden, immer fühlte er sich im Abglanz eines zweiten Wesens, das sein war oder werden sollte. Freilich war der allzeit sich Hingebende zugleich mit dem starken Drang behaftet, sich selbst in all dem Sturm zu beherrschen, und wo er sich verloren, sich wieder zu retten. Dies war der tiefe Proceß seiner Eigenthümlichkeit, aus welchem die meisten seiner Dichtungen flossen. Und sich in solchem Proceß zu bespiegeln, in Lust und Leid solches Sturmdranges sich zu schildern und im Bilde wiederzugeben: sollte das nicht weiblich genannt werden können? Die Schöpfung eines Egmont, der sich in der Seele eines Clärchens spiegelt und gefällt, bezeugt das. Und was sein Gretchen am Faust entzückt: „Sein hoher Gang, seine edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt, seiner Rede Zauberfluß und ach sein Kuß" — das kann nur gedichtet haben, wer selbst in eigener Person, wenn auch unschuldig, naiv und wie eine reine Gabe der Götter, die volle Glorie solches Selbstgefühls in sich erlebte.

Ein recht schwächlich Büchlein, — „das Büchlein von Goethe, (angeblich) herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten" (zu Penig 1832 erschienen), — brachte die lächerlich paradoxe Behauptung: „Ein so großer, gewaltiger Mensch, aber lieben konnte er nicht!" Von den vielen schiefen vielleicht die schiefste Auffassung Goethe's, dessen Größe nicht in dem was Männer groß macht, dessen Kraft und Stärke in der Weichheit, Tiefe und Fülle der Hingebung lag. Daß er, in sich gesättigt und mit sich abgeschlossen, im Alter jene Unantastbarkeit offenbarte, die von seiner Person ebenfalls in seine Spätwerke überging, kann nicht über den Kern seiner Natur täuschen. Shakspeare und Schiller haben Männer geschaffen, Goethe schuf wesentlich Jünglingsnaturen und Frauengestalten, und er hat darin seine Stärke. Und was ein Dichter am besten geschaffen, das muß er am tiefsten und reichsten in seiner eigenen Natur getragen haben.

Dieses Dichters Herz hat nie stillgestanden. Eine lange Gallerie von Frauen fand Platz im Mausoleum seiner Brust. Eine verdrängte die Andere; als er sein Leben schrieb, war manches holde Bild, das ihm gelächelt, ganz in Vergessenheit gesunken. Wo er selbst geschwiegen, sollten auch wir die Decke nicht heben wollen, die kleinen Surrogate und Nothbehelfe im Bedürfniß nach Liebe nicht untersuchen; aber die Lust, sein Leben und sein Dichten congruent zu machen, ist bei deutschen Forschern eine unendliche. Als er, nach der Leipziger Epoche, im Vaterhause eine zerrüttete Gesundheit in Buße und langsamer Heilung wiederhergestellt, die fromme „schöne Seele" ihm wieder näher und trauter geworden war, stieg auch wieder mit der Fähigkeit zum neuen Leben die Fähigkeit zum Lieben, denn beides war in ihm Eins, in seiner Seele auf. Geliebt wie er hat Keiner, und Niemand wurde auch so wie er geliebt. Es war seine Natur, sein Beruf, Liebe zu erwecken und im Reiz der Gegenempfindung den süßesten Kern des Daseins zu schmecken. Selbst wo dieser Kern des Lebens ihm herb und bitter ward, nachdem er in Reue oder Selbstanklage sich zurückgezogen, lieferte er im Nachgeschmack die eigenthümlichsten und innigsten seiner Dichtungen. Und nur weil er das Alles in Lust und Schmerz so tief und ganz gelebt und durchempfunden, ist

*) Vergl. Nr. 27, 28 u. 29.

er für alles Das, für das ganze Farbenspiel der Neigungen, der Liebe in Sehnsucht und Genuß, der Poet wie Keiner.

Man will vom Sommer 1769, also aus der Frankfurter Genesungszeit, eine neue Liebesgestalt des Dichters entdeckt haben. Auf einer Fensterscheibe der zu Worms vor dem Mainzer Thore gelegenen „Eulenburg“ fand Viehoff den Namen Goethe mit beigefügter Jahreszahl in lateinischen Lettern scharf eingegraben, und das deute auf eine Wormser Liebschaft auf besagter Eulenburg. Charitas Meixner — also der Name der glücklich Unglücklichen — Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, durch Schönheit und poetischen Geist gleich ausgezeichnet, war früher drei Jahre lang zu weiterer Ausbildung in Frankfurt gewesen, und der Dichter, heißt es, habe sie kennengelernt, kennenlernen und lieben war aber bei ihm Eins, und das „Verhältniß“ ward auch noch später gepflegt oder wieder aufgenommen, selbst nach der Leipziger Epoche, aus welcher zwei Briefe an Charitas vorhanden, die ganz unzweideutig Zärtlichkeitsempfindungen bekunden. Wir lassen solche, von keinen dichterischen Folgen begleitete Attraction füglich dahingestellt. Wir lassen auch ununtersucht, wer weiland „Mamsell F.“ gewesen, an welche aus den Jahren 1770 und 1771 einige Briefe des Dichters vorhanden sind, — unentschieden, ob diese F., wie Schäfer und Otto Jahn behaupten, Friederike Oeser, oder, wie Düntzer und Schöll vermeinen, hinter dieser fraglichen F. ein Frankfurter Fränzchen stecke. Es giebt der deutschen Scholiasten genug, dem weiter nachzuspüren. Von Interesse ists freilich, zu wissen, ob das Lied: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ (von Gutzkow im „Königslieutenant“ fälschlich schon dem Knaben zugeschrieben) mit der ersten Lesart: „Einen Kuß (statt Blick), geliebtes Leben,“ an ein Fränzchen gerichtet war, — von Interesse freilich, aber nicht von Gewicht.

Der Dichterjüngling bedurfte eines größern Bodens, als die Frankfurter Welt ihm bot, um in aller Weise seine Geisteswogen höher, stärker, deutscher und gewaltiger zu empfinden. Wiedergenesen an Leib und Seele, sollte Wolfgang auf einem andern Schauplatz, nach des Vaters Entschluß, seine Rechtsstudien fortsetzen. Daß ihm Gott Amor bei seinen Studien half, stand für ihn in den Sternen, d. h. nach Schicksalsschluß in seiner eigenen Brust geschrieben.

Es war am 2. April 1770, als Goethe, zwanzig Jahre alt, in Straßburg ankam, im Gasthofe „zum Geist“ abstieg, um dann an der Sommerseite des Fischmarktes Nr. 80 Wohnung zu nehmen und bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth, Krämergasse Nr. 13, seinen Tisch zu haben. Lewes, der Engländer, der des Dichters Persönlichkeit so emsig auffaßt, hat den Jüngling Wolfgang in seiner ganzen Blüthenfülle vor Augen, wenn er entzückt ausruft: „Nie vielleicht war ein schönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich. Wenn er in ein Speisehaus trat, legten die Leute Gabel und Messer nieder und staunten ihn an. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von Dem, was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht das Spiel der Züge, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und fein geschnitten, ähnlich wie die schönen leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, deren Pupillen von fast beispiellosem Umfang waren; die ein wenig gebogene Nase groß und feingeschnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig; — aber all diese Einzelheiten sind doch nur ein Inventar seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild. Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich nicht groß, sah er doch so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben: so imposant war seine Erscheinung.“ (Rauch in Berlin erklärte das aus seiner breiten Brust und geraden Haltung. Den allzu fleischigen Rücken und fast plumpen Rumpf in Thorwaldsens Frankfurter Bildsäule und in Rietschels Gruppe hatte Goethe sicherlich nicht.) „Stark und kräftig gebaut, war sein Organismus doch zart und reizbar. Das ist ein Gegensatz, der, wie Dante sagt, in der Natur der Dinge liegt; denn

— je vollendeter ein Wesen,
Je stärker wird es Freud' und Schmerz empfinden.

Ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen, war er gegen alle atmosphärischen Einflüsse so empfindlich, daß er sich selbst ein Barometer nannte.“

Straßburg, just der uns entrissene Ort eines verlorengegangenen großen Deutschthums, sollte in Goethe's Leben ein entschieden bedeutsamer Markstein werden. Herders imposante Gestalt und dessen genialer Hinweis auf die „Stimmen der Völker“, der Münster und all die Mahnung an ein mächtiges germanisches Mittelalter: diese Eindrücke beendeten für Goethe die halb schäferliche, Wielandisch französirte, halb moralisch saloppe Richtung in der Leipziger Epoche. Lewes sieht in Goethe allzu sehr eine „hellenische Natur“, die in Straßburg Angesichts der alten architektonischen Zeugen nur „den Versuch“ gemacht habe, „sich in die alte deutsche Welt zu stürzen.“ Lewes schreibt: „Deutsch war sein Geist nicht; aber im Schatten jenes Thurmes werden wir ihn auf kurze Zeit von ächter deutscher Begeisterung erfüllt sehen.“ Ein Mann Englands, mit der standhaft festen, beinahe verknöcherten Nationalität, die seinem Volke eigen, begreift nicht recht daß es bei dem Chamäleontischen in unserem Naturell auch deutsch war, zu hellenisiren. Die Universalität unserer kosmopolitischen Köpfe, der Drang, die Rosen aller Himmelsstriche zu pflücken und vom eignen Wesen sich nur die Dornen fest in den Busen zu drücken: das war eben deutsch und ist es noch.

Es ist nicht nachzuweisen, daß vom Götz schon in der Elsaßstadt etwas aufgeschrieben wurde; allein zu Goethe's Studien gehörte damals in der deutschen Geschichte der Ursprung der Selbsthülfe unter den Gliedern des Reichs, die Gründung freier Städte bei der Verwilderung des Ritterthums, bei der Entartung aller Rechtsformen, der Entsittlichung aller Cultur, der Auflösung der Gesammtheit einer staatlichen Nation. Götz von Berlichingen ist der Ausdruck jener Rettungsversuche einer frei auf sich selbst verwiesenen Manneskraft. Ohne die Studien und die Eindrücke in Straßburg hätte Goethe dies Stück nie

geschrieben; nebenbei war die Figur des Lerse im Stück die Copie eines Straßburger Genossen. Dem Herderschen Mißverständniß freier individueller Charakterentwickelung Shakspeare's verdankt Goethe's Götz auch den Naturwuchs seiner regellosen Structur. Am Arme Herders, der das Naturevangelium der zügellos freien Individualkraft des Geistes verkündete, am Fuße des Münsters und just auf deutschem, für Deutschland verlorenem Boden fand Goethe das Deutschthum einer starken Epoche unseres Volks wieder auf. Shakspeare und die Briten verhalfen dazu. Bis zu den Nibelungen drang die Forschung damals noch nicht vor; an der Hand von Englands Dichtern fand sich, sentimental und humoristisch, naiv und energisch, unser Nationalgeist mit Goethe wieder zurecht auf heimischem Boden. Herder übertrieb die bandenlose Charakterkraft der Natur, aller Convention und Regel gegenüber. Man stürzte Aristoteles und seine Gesetze für die Tragödie, weil die Franzosen diese Gesetze in eitele Convenienz verzerrten. Individuell sollte Alles sein, was galt, ein Ausbruch des alleinberechtigten Eigenwillens; im Drama sollte alle Handlung nur um des Charakters willen da sein, womit denn Aristoteles auf den Kopf gestellt wurde.

Die Liebesidylle zu Sesenheim trägt, ohne allen Beigeschmack des Gräcisirens, der alten französirten Manier und der neuen Anglomanie, den ungeschminkten Charakter seelenvoller, wahr und tief empfundener und doch schalkhafter Deutschheit. Daß des Dichters jugendliche Persönlichkeit mit der vollen Macht eines Siegers über die Herzen gestempelt war: das haben auch Männer bezeugt. Jung-Stilling in seiner „Wanderschaft“ beschrieb seinen ersten Eindruck bei Goethe's Erscheinung unter den Tischgenossen in der Krämergasse zu Straßburg. Die Gesellschaft saß schon beisammen, als ein junger Mann muthig ins Zimmer trat, dessen „helle, große Augen, prachtvolle Stirn und schöner Wuchs“ die Aufmerksamkeit aufsichzog. Stillings Nachbar bemerkte sogleich, das müsse ein ausgezeichneter Mann sein; Jener aber fügte hinzu, man dürfte viel Verdruß von ihm haben, denn „nach seinem freien Wesen“ zu urtheilen, „sei er ein wilder Geselle.“ Aus dem Gespräche ergab sich dann, daß der Fremde ein Herr Goethe sei. Er schien sich nicht sonderlich um die Gesellschaft kümmern zu wollen, nur daß er zuweilen seine Augen zu ihnen „herüberwälzte.“ Bald aber ward der Herr Goethe über Tische der Ritter für den um seiner altmodischen Perrücke willen angespotteten Jung-Stilling. Das gewann ihm für immer das Herz dieses still beschaulichen, tiefsinnig frommen Menschen. Und in dieser Ritterlichkeit lag auch für alle Welt das Herzgewinnende des Jünglings Goethe. Man weiß jetzt wiederholt aus den Briefen im Herderschen Nachlaß, wie hingebend diese Ritterlichkeit in Liebesdiensten war. Zu Pferde auf dem Wege von Straßburg nach Sesenheim war Goethe ein Ritter in ganz schalkhafter Laune. Ein Tischgenosse hatte ihm gelegentlich vorgeschlagen, beim Besuch eines würdigen Geistlichen sechs Stunden von Straßburg, bei Drusenheim, ihn zu begleiten. In des Landpastors Brion Person, Familie und ganzer Existenz sollte er ein Seitenstück zum Vicar of Wakefield finden, dem lieblichen Buche Goldsmiths, das damals in Mode war. Um diese Persönlichkeit recht vollauf zu genießen, versetzte Goethe sich selber in das Kostüm, die Haltung und Rolle eines armen, halb schäbigen Candidaten der Gottesgelahrtheit; war ihm doch der Hang zum Mummenschanz selbst vom sonst altfränkisch steifen, orthodoxen Herrn Vater überkommen. Er fand aber, daß er den Töchtern des Mannes gegenüber mit dieser Behabung nicht sonderlich in seinem Vortheil war, schlich ohne Abschied fort, rasch zu Pferd, bis er plötzlich auf dem Wege einen zweiten Fastnachtsspaß ersann. Er kehrte zurück, beredete des Gastwirths Sohn, ihm sein Kostüm zu leihen, übernahm dessen Mission in Ueberbringung eines Kindtaufkuchens und setzte sich mit all solcher Kurzweil recht ernsthaft fest in Friederikens Herzen. Er hat sie nicht erobern wollen, der graziöse Schalk, der mit Scherzen so ernste Siege erfocht. Im Gegentheil, als es im pastörlichen Kreise zum Pfänderspiel mit Küssen kam, wich er aus und enthielt sich lange aller Tribute im Nehmen und Geben. Seine Lippen erschienen ihm gefeiet und verfehmt; eine Verwünschung ruhte auf ihnen. Daran hing wieder eine kleine Geschichte, die ihm kurz zuvor in Straßburg begegnet war. Er hatte bei einem französischen Tanzmeister Unterricht genommen und dies „Geschäft“, namentlich im Verkehr mit den beiden Töchtern desselben, so lange fortgesetzt, bis der Mann ihm erklärt, er könne ihm nichts mehr beibringen. Die eine der Töchter flößte dem Dichter ein leises Etwas ein, wieder ein Etwas, von dem er selbst nicht wußte was es sei, ob Freundschaft, ob Liebe. Sie aber liebte einen Andern, während ihn die zweite Tochter, Lucinde, nicht blos zärtlich, sondern leidenschaftlich liebte. Beim Abschied hatte sich das tobsüchtige Kind mit wälscher Heftigkeit ihm an den Hals geworfen, mit glühenden Küssen, aber auch mit einer Verwünschung seine Lippen bedeckt für alle Diejenigen, die nach ihr seinen Mund berühren würden.*) Das war kurz vor der Sesenheimer Landpartie geschehen, und Goethe hatte vor seinen Lippen eine Art von zärtlichem Respect; er fürchtete neues Unheil heraufbeschwören zu können. Und alsbald stand, nicht ein Gewitter dunkler Leidenschaft, sondern ein sonneleuchtender Himmel süßer, inniger Liebe über seinem geweihten Haupte. Wie er das selbst beschrieben, so malt es ihm kein Pinsel, singt es ihm kein Sänger nach. Es war zunächst ein Besuch von zwei Tagen, — er selbst in „Wahrheit und Dichtung“ spricht von „einigen“ Tagen; so inhaltreich für sein Herz erschien auch noch dem Greise jene Zeit. — „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!“ Mit diesem Worte, als sie ihn in der Verkappung erkannt, hatte sich Friederikens Seele zu erschließen begonnen; die ganze Art, wie er sich gab, und sein Vortrag eines Mährchens von der neuen Melusine (später in die „Wanderjahre“ übergegangen) hatte dann die ganze Familie erobert. Es war zu Anfang October 1770 gewesen. Aber schon in der Mitte des Monats schrieb er an Friederiken aus Straßburg: „Liebe neue Freundin! — Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug', im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir,

*) Von Straßburger Liebeleien sprechen zwei Lieder aus jener Zeit: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ und „Blindekuh.“

da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bischen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin, — ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen ꝛc." Und zum Schluß dieses einzig vorhandenen Briefes an Friederiken heißt es: „Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzt. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenige Herzwehe behalten und oft an sie schreiben." — Friederike hat ihm brieflich geantwortet; wir wissen jedoch nicht wie und was. Er sandte ihr Bücher und zeichnete Baupläne für des Vaters Pfarre. Herders Augenoperation fiel in die nächsten Straßburger Tage. Im November ging Goethe wieder nach Sesenheim. Es war schon spät Abends, aber er wollte nicht in der Schenke bis zum andern Morgen warten, und siehe, wie er erschien, hatte die Geliebte die Ahnung seines Kommens gehabt und flüsterte der Schwester ins Ohr: „Hab' ichs nicht gesagt? da ist er!" Es war ein Sonntagmorgen und ein Sonntagabend auf dem Lande mit all der Weihe und stillen Seligkeit, wie zärtlich Liebende sie am tiefsten empfinden. Und was waren Friederikens Eigenschaften? Er hat sie sich als Greis zurückgerufen: „Besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen. Eigenschaften die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten." So berichtet er in Wahrheit und Dichtung. Hat sein Gretchen im Faust nicht einen Zauber gleicher Art? Hätte er vielleicht schon in Straßburg den Gedanken zum Faust und in Sesenheim das Opfer für dessen dämonischen Unsterblichkeitstrank gefunden? — Von des Jünglings Lippen aber sank der Bann, er glaubte nicht mehr an die böse Macht seines Mundes und widerlegte thatsächlich den falschen Aberglauben. Wenn nicht als Verlobter, so schied er doch diesmal als erklärter Liebhaber aus Sesenheim, und seine entsiegelte Lippe strömte über in Liedern von Herzens Leid und Lust. Wir haben sie vollzählig im Sesenheimer Liederbuche; während was Freimund Pfeiffer in seinem Buche: „Goethe's Friederike" (1841) gab, vielfach absichtlich erfunden und eine Täuschung ist. Aus der Sesenheimer Episode athmen Mailust und Schneeglöckchenduft alle die im Verkehr mit Friederiken gedichteten Lieder: „Willkommen und Abschied (Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde!), Mit einem gemalten Bande (Kleine Blumen, kleine Blätter), An die Erwählte (Hand in Hand und Lipp' auf Lippe) und Mailied" (Wie herrlich leuchtet mir die Natur). Diese Lieder gingen aus dem Sesenheimer Liederbuch in des Dichters Werke über; zwei andere: „Erwache, Friederike!" und „Ein grauer trüber Morgen" hätten es vielleicht auch verdient, so gut wenigstens wie manche Strophe aus der Leipziger Episode. Blickt man vom Sesenheimer Liederbuch auf Goethe's Leipziger Lyrik zurück, so fällt uns auf, um wieviel offener und edler, gerader und deutscher sein ganzer innerer Mensch geworden. Da ist kein Versteckenspielen mehr, mit dem sich die wahre Natur hinter Reifrock und Manschette birgt, die Empfindsamkeit ist nicht mehr Empfindelei, hat weder Schminke noch Vapeurs nöthig, sein Herz **spielt** nicht mehr Schäferspiele, es **ist** und fühlt arkadisch. Episodisch aber blieb auch die Sesenheimer Liebe. Goethe ging in Straßburg seinen ernsten Studien nach, er ward Doctor der Rechte. Während dessen hatte er sich des Besuchs enthalten; aber die Frau Pastorin war einmal mit beiden Töchtern bei ihm erschienen, Beide in Elsasser Nationaltracht, während in Straßburg Alles französisch ging, Beide wie Blumen des Feldes, die plötzlich ihrer Umgebung entrückt, sich ins Treibhaus der Bildung wagten; es war für den Frankfurter Patriciersohn, wie er es selbst nachher gestand, „eine sonderbare Prüfung." Nymphen des Waldes können plötzlich, fehlt ihnen die Staffage, blos als Bäuerinnen erscheinen. Es gab damals noch kein Evangelium der Dorfgeschichten mit der dreisten Prätension, die ganze Summe unserer Bildung für nichts zu achten. Es war verhängnißvoll, daß die Geliebte an einem Straßburger Gesellschaftsabend den Dichter aufforderte, Hamlet zu lesen. Ein Shakspearestück war damals wie eine neuentdeckte Welt. Goethe las und Friederike war stolz auf den Beifall den er erntete; sie wollte in und mit ihm glänzen. Aber beim Verhältniß des dänischen Prinzen zur Ophelia „athmete sie von Zeit zu Zeit tief auf und ihre Wangen überzog eine fliegende Röthe," als wär' ihr eigen Geschick von Vater Polonius' Mahnung betroffen:

„Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts!"

Als die Pastorfamilie von Straßburg schied, fiel's dem Dichter wie ein Stein vom Herzen; Friederike selbst mochte sich sagen, daß ihr Veilchenherz nicht in der Stadt gedeihen könne, der Roman der Liebe zu Ende sei. Goethe ging noch einmal nach Sesenheim, ihr Lebewohl zu sagen. „Es waren peinliche Tage, schrieb er spät im Alter, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade nach Drusenheim, und da überfiel mich eine der seltsamsten Ahnungen. Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war Hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen." — Lewes meint zu diesen Worten des Dichters, seine Einbildungskraft habe aus einer Thatsache nachträglich eine vorgängige Ahnung gemacht, wie denn auch in einem Briefe an Frau v. Stein, der ein

oder zwei Tage nach diesem spätern Besuche bei Friederiken geschrieben, von jenem doch so seltsamen Zusammentreffen kein Wort sich finde.

Wie nach Vaucluse wallfahrtete Mancher seitdem des Weges hin nach Sesenheim, zumal seit der ersten Wallfahrt des trefflichen Philologen Näke, der 1822 jeden Fußbreit Landes untersuchte, wo Friederike einst gewandelt, mit des alten Primrose-Brion Nachfolger im Pfarrhause Kaffee trank und vom Jasmin, den Friederikens Hand dereinst gepflegt, einen Zweig abbrach und ihn in sein Tagebuch legte. Freimund Pfeiffer will noch die jüngste Schwester Friederikens, die Goethe nicht erwähnt hat, eine alte Mamsell, am Leben gefunden haben, die ihm erzählt, Friederike habe nach dem Bruch des Verhältnisses jede Partie ausgeschlagen, aber still und heiter fortgelebt und eine Nichte bei sich erziehend, die Meinung geäußert, wen Goethe geliebt, der könne niemandem weiter angehören. Nach der Eltern Tode verließ Friederike die Heimath und ging nach Paris zu einer Freundin, die an den aus dem Elsaß gebürtigen Herrn Rosenstiel, Secretär und Jurisconsult des Königs, verheirathet war. Noch vor dem Sturze Robespierres scheint sie Paris wieder verlassen zu haben; sie ging zu ihrer in Meißenheim, im Oberamt Lahr, verheiratheten Schwester und blieb beim Schwager auch nach deren Tode, die hinterbliebene Tochter erziehend. Dort lebte sie, allgemein geliebt, als eine bereite Helferin und Wohlthäterin geehrt, bis 1813. Das Erscheinen des zweiten Bandes von „Wahrheit und Dichtung," mit der Erzählung des Verhältnisses mit ihr, erlebte Friederike noch; der dritte Theil des Werkes mit dem Abschluß des Verhältnisses erschien erst nach ihrem Tode. Daß Mephistopheles Merck viel Einfluß gehabt auf des Dichters Entschluß, auf Friederike zu verzichten, beruht wohl nur auf der Annahme nachträglicher Reflexion. Des Dichters Geist und seine Sphäre als Mensch lag allzu weit ab von einer bloßen Idylle enger begnüglicher Häuslichkeit. Lewes, der Mann eines vielgekreuzten, vieldurchstürmten Lebens, sagt sogar: „Friederike Brion zu verlassen, war moralischer von Goethe, als eine Ehe mit ihr ohne ausreichende und ausfüllende Liebe einzugehen." Wir unsererseits möchten sagen, es war seine Natur die ihn trieb, sich abzuwenden, um sich nicht mit seinem ganzen Selbst an die Enge solches Ehebundes gefangen zu geben. In dem Straßburger Goethe steckte schon im Keime gleich sehr: der Faust, den ein Gretchen reizt und rührt, der Egmont der an einem Clärchen sich weidet und mit ihr spielt, der Clavigo der eine Marie verläßt, weil ein Carlos, oder die eigene Stimme im Innern ihm zugeraunt: „Heirathen! Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!" Freimund Pfeiffers Vermuthung, Mephisto Merk habe ihm zugesetzt, die Verbindung zu lösen, ist historisch falsch, da Goethe von Straßburg schied bevor er dessen Bekanntschaft gemacht. Und die Stimme eines Carlos steckte so gut wie die Gestalt des Clavigo im Dichter selber, wie ja auch Mephistopheles nur die Kehrseite des Faust, dessen nothwendige Negation ist.

Goethe war ein einundzwanzigjähriger Jüngling als er die leisen Bande mit einem sechzehnjährigen Mädchen abstreifte, von dem er sang:

> Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
> Lag auf dem lieblichen Gesicht!

Frühling und Rosen sind vergänglich; wer will das leugnen? Was aber Lewes vom nothwendig ewigen Zwiespalt zwischen Genialität und Ehe radotirt, schmeckt nach gesuchter Beschwichtigung über eigene, vielleicht ähnliche Lebenslagen, ist aber jedenfalls schief beleuchtet und falsch gefärbt. Lewes rühmt am Menschen Goethe mit Hingebung die imperatorische Selbstbeherrschung, die unerschütterliche Mannheit des nie beirrten klaren festen Willens. Just weil er so unerschrocken fest in sich selber, — was Andere die gesunde Selbstsucht seines Wesens nennen, bald als Selbsterhaltungstrieb feiern, bald schelten, — habe er, sagt Lewes, schwankende Männergestalten, wetterwendische, nach der Laune des Augenblicks gefügte Naturen so oft und so gut geschildert, umgekehrt wie Byron, als Mensch ohne Selbstbeherrschung und ein Raub der verwöhnten Laune und des gereizten Eigensinns, seine Helden gern so ausnehmend stolz, stoisch oder auch sultanisch in der Begierde, imperatorisch im Wollen und Handeln schilderte. Aber die weichen Anwandlungen im Werther und Meister, das Sanguinische im Egmont, das nervös Empfindsame im Tasso, das charakterlos Schwankende im Eduard der Wahlverwandtschaften, die unmännliche Ermattung im Brakenburg, die treulosen Züge eines Weißlingen, eines Clavigo, eines Ferdinand in der Stella — alle diese Elemente hat Goethe nicht blos so oft, sondern auch mit Liebhaberei, mit Hingebung und jener Sympathie gezeichnet, die sich gern selbst im Bilde spiegelt. Seine starke gesunde Natur, die Größe seines Willens, die Macht seines Geistes hat diese Regungen auf der Schattenseite des Männerwesens bekämpft, sie bezwungen und damit aus sich heraus in fester Form hingestellt. Nur was er durchgerungen, besingt und schildert der Poet; für das ihm fremd Gebliebene hat er weder den rechten Stift, noch die entsprechenden Farben. In diesem starkgefugten Geist der nur von sich selbst Gesetze annahm, war eine gleich mächtige Liebesfülle, die ihn immerdar bedürftig, also schwach und weich erscheinen ließ, ja sein Selbst gefährdete, bis es nach einem Rettungsanker der Selbsterhaltung griff. Nur so vollzog sich das Gesetz seiner ihm gegebenen Natur: Ausdauer über Zeit und Raum, Ausdauer in allem Schmerz und Untergang. Dies ist das Thema seiner Dichtungen, hierin liegt — wo nicht seine Größe — doch sein Reichthum.

Daß der Bruch mit Friederiken ihm schmerzlich gewesen, gesteht er noch im hohen Alter. „Gretchen, sagt er, hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet!" Nach Frankfurt zurückgekehrt, drohte quälende, düstere Reue ihn zu verzehren. Weislingen im Götz ist das Ergebniß solcher reuigen Einkehr und gleichsam ein zur Sühne hingestelltes Brandopfer der eignen Versündigung. Goethe streifte wie ein Sturmvogel über Berg und Thal in der Landschaft um. „Wanderers Sturmlied" ist ein Ertrag dieser

Stimmungen. „Mahomets Gesang," „Adler und Taube;" auch „Der Wanderer" gehören in jene Epoche, wo der Dichter nach gigantischem Ausdruck und nach Gefühlen suchte, die ihm darüber hinweghelfen sollten. Erst der Aufenthalt in Wetzlar und eine neue Liebeswärme befreiten ihn von der Kälte der Weltverachtung und von der Verzweiflung des Selbsthasses.

F. G. K.

Volkserzählungen der Bosnier.

Wie die Volkslieder den Grad der poetischen Begabung und des Gefühlslebens eines Volkes bekunden, so zeigen uns die Volkserzählungen, wie ein Volk erfindet, denkt und spricht.

Die bosnischen Volkserzählungen (Narodne Pripovědke) sind oft so phantasiereich, daß manche Dichter Mühe haben würden, ähnliche zu erfinden. Der Inhalt ist bei vielen mythologisch. Man erzählt jetzt noch zur Unterhaltung von Gottheiten, Dämonen, Geistern und Ungeheuern, woran man in früherer Zeit ernsthaft glaubte. Andere sind rein humoristisch und witzig, besonders in der Herzegowina. Noch andere sind dramatisch und die Verwickelungen in ihnen so trefflich, daß sie den besten Novellen der berühmtesten italienischen Novellisten zur Seite gestellt werden können. So fand ich im sechsten Hefte des Kolo von Stanko Vraz (Agram 1847) eine von Jukić mitgetheilte Erzählung: Dram jezika, eine Drachenzunge, welche eine ähnliche Begebenheit behandelt, wie die Novelle des Bandello, nach Shakespeare's merchant of Venice bearbeitet.

Die serbischen Volkserzählungen, welche Atanasie Nikolić in den zwei Heften der Narodne Sérbske Pripovědke (Biograd 1842 und 43) und Vuk Stephanovich Karadžić in seinen Volksmährchen, deutsch von seiner Tochter Wilhelmine Karadžić: Volksmährchen der Serben (Berlin 1854), bekanntgemacht haben, werden meist auch vom Volke in Bosnien erzählt. Aber wie bei den Volksliedern, so giebt es auch von Volkserzählungen noch sehr viele in Bosnien, welche noch nicht gesammelt worden sind. Der um die Kenntniß Bosniens so wohlverdiente Franziskanermönch Jukić ist daher schon 1840 bemüht, sie aufzuschreiben und nach und nach in seiner Zeitschrift Prijatelj Bosnanski (der bosnische Freund), abdrucken zu lassen. Aus diesen sind die folgenden entnommen.

1. Der Arme, welcher reich wurde.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte nichts als einen Klepper. Auf ihm brachte er Holz in die Stadt und war dabei so geschäftig, fast wie Nasrajdin*) mit der Decke. Eines Tages, als er wie gewöhnlich Holz hackte, hörte er ein furchtbares Geschrei, von dem der ganze Berg wiederhallte. Er lief hin, um zu sehen, was es gäbe, und fand dort ein wunderbares Thier, welches eben einen Hirsch fraß und ihn schon ganz verzehrt hatte bis auf den Kopf, den es des Geweihes wegen nicht verschlingen konnte. Wie ihn der Hirsch bemerkte, fing er an, ihn zu bitten, er möge das Thier tödten und er wolle ihm dafür in einer Felswand einen vergrabenen Schatz zeigen. Zu gleicher Zeit fing aber auch das Thier an, ihn zu bitten, er möge dem Hirsche das Geweihe abschlagen und es werde ihm das gut bezahlen. Der Arme überlegte es sich, wem er helfen sollte. Sollte er dem Hirsche helfen? Der war schon ganz verzehrt bis auf den Kopf, er hatte also nichts von ihm. Darum nahm er seine Axt und hieb dem Hirsche das Geweih ab und nun fraß das Thier den armen Hirsch völlig auf. Als das Thier fertig war, führte es den Armen durch einen großen dichten Wald bis zu einem einsamen Felde und sagte ihm dort: „Wenn Du zu meinem König kommst, so verlange nichts Anderes von ihm, als den Ring, welchen er an seiner rechten Hand hat." Als sie zu dem König kamen, da erzählte das Thier, wie es vom Tode gerettet worden sei und bat den König, den Armen dafür zu beschenken. Darauf frug der König diesen: „Was soll ich Dir dafür geben, daß Du meinen Diener hier gerettet hast?" Er antwortete ihm: „Nichts Anderes will ich als den Ring da an Deiner rechten Hand." Der König sagte: „Den Ring kann ich Dir nicht geben, verlange etwas Anderes." Und der Mann erwiderte: „Ich will nichts Anderes, und wenn Du ihn nicht geben willst, so geh' ich fort." Als der König sah, daß es nichts half, gab er ihm den Ring und sagte: „Wenn Du erst wissen wirst, wie man damit umgehen muß, so wirst Du bis zu Deinem Tode glücklich sein." Darauf ging der Arme seines Weges und das Thier begleitete ihn noch eine Strecke weit und zeigte ihm, was er mit dem Ringe machen solle, wenn er nach Hause käme.

Als der Arme nach Hause gekommen war, nahm er sogleich den Ring und briet ihn am Feuer, wie das Thier ihm gesagt hatte und wie der Ring so recht schwitzte, kam ein Araber heraus und sprach: „Was befiehlst Du, Herr?" Er sagte ihm: „Ich will, daß Du mir in zwölf Tagen fünfzig Lasten Käse und Butter herbeischaffst." Der Araber ging sogleich fort und als zwölf Tage vorüber waren, kam er und brachte fünfzig Lasten Käse und Butter. Darauf sagte der Mann dem Araber, er solle ihm in zwölf Tagen den allerschönsten Hof den er nur könne, aufbauen, und der Araber machte ihn so schön, daß ihn weder der Zar, noch ein König schöner hatte, und schmückte und füllte ihn mit den allerkostbarsten Dingen. Wie nun der Arme sah, daß er Alles im Ueberfluß hatte, und daß ihm nichts fehlte als eine Frau, rufte er den Araber und befahl ihm, in drei Tagen die Tochter des Königs von Dalmatien herbeizuholen. Denn er wußte, daß der König von

---

*) Nasrajdin oder Nasrádin hoča, Meister Nasrádin, ist der Eulenspiegel der Südslaven. Alles was lächerlich und spaßhaft ist, wird von ihm erzählt und sein Name ist selbst in die Sprüchwörter übergangen. Kao Nasrádin hoča: Wie Nasradin Chodscha, heißt es, wenn Einer etwas verkehrt macht, und promeće se kao hoča kroz ponjavu, er ist geschäftig wie der Chodscha durch die Decke, sagt man von einem geschäftigen Müßiggänger. Denn Nasrádin nahm das prometati (durchwerfen), sich rühren, geschäftig sein, wörtlich und warf sich durch eine Decke. Uebrigens wird es als gewiß versichert, daß es bei den Türken einmal einen gelehrten Mann gab, welcher Nasradin-hoča hieß.

Dalmatien ein Kernmädel zur Tochter hatte, daß sie nicht zu entfernt wohnte, daß er sie aber nicht anders bekommen könnte, als durch irgend eine List. Kaum waren drei Tage vergangen, so kam der Araber und brachte die Tochter des Königs an. Auf welche Weise er sie getäuscht hatte? Ich könnt es Euch nicht sagen, das weiß nur er.

Als der Arme mit ihr getraut war, nahm er den Ring, briet ihn nochmals am Feuer bis er schwitzte und der Araber wieder hineinging, und dann hob er den Ring an einem sichern Orte auf.

Als der König von Dalmatien erwachte, kamen die Dienerinnen und sagten, daß seine Tochter fehle. Der König versprach Dem viele Schätze, der ihm die Tochter wiederbrächte, aber es fand sich Niemand, der den Wunsch des Königs erfüllen mochte, außer einem alten Weibe. Diese Alte kam zum König und versprach ihm, sie wolle in die Welt hinausziehen, seine Tochter suchen, und der König verhieß ihr viele Schätze. Das alte Weib wanderte nun von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, bis es zu dem Hofe kam, wo die Tochter des Königs war. Dort bat die Alte um ein Nachtquartier, welches ihr gern gewährt wurde. Als sie nun mit der Tochter des Königs allein war, sagte sie ihr, wie sie gekommen wäre, um sie zu suchen und zum König zurückzuführen. Die Tochter des Königs konnte es kaum erwarten und sie verabredeten untereinander, wie und wann es geschehen könnte. Eines Abends stahl die Tochter des Königs jenen Ring von der Hand ihres Gatten und gab ihn der Alten. Sie sagte ihr, sie sollte ihn solange am Feuer braten lassen, bis sie sich zurecht gemacht hätte. Als sie fertig war, kam gerade der Araber heraus und frug: „Was befehlet Ihr?“ Sie sagten ihm: „Du sollst uns gleich in den Hof des Königs von Dalmatien tragen.“ Da nahm der Araber beide und trug sie in den Hof des Königs und der König beschenkte das alte Weib sehr schön.

Als nun jener Arme erwachte und bemerkte, was geschehen war, beschloß er auch in den Hof des Königs von Dalmatien zu gehen, um zu sehen, ob er nicht auf irgend eine Weise seinen Ring wiederbekommen könne. Er ging fort, kam hin und verdingte sich als Koch des Königs. Aber nach einiger Zeit wurde er erkannt und ins Gefängniß geworfen. Wer war unglückseliger, wer elender als er? Lange Zeit saß er im Gefängniß; da sah er eine Katze, welche ihren Jungen häufig Mäuse holte und so dachte er, ob er nicht vielleicht da wo die Katze herauskäme, auch herauskommen könnte. Als die Katze daher wie gewöhnlich mausen kam, kroch er ihr nach. Lange Zeit gings unter der Erde fort, er immer der Katze nach, endlich kam ein großes Feld, welches ganz voll von Mäusen war. Da ergriff er die Katze, hielt sie fest und sagte zu den Mäusen: „Wenn Ihr mir nicht den Ring von der Tochter des Königs holt, welchen sie immer unter der Zunge hält, so lasse ich die Katze los und sie wird Euch alle erwürgen.“

Die armen Mäuse liefen alle zusammen und in den Hof des Königs. Als sie aber in den Hof gekommen waren, wußte auch nicht eine, wie sie in die Stube gelangen sollte. Nur eine alte krumme Maus fand Gelegenheit hineinzukommen, beschmierte ihren Schwanz mit Talg und dann mit Asche und lief mit ihrem schmutzigen Schwanze der Tochter des Königs über die Zähne, worauf sie sich entfernte. Die Tochter des Königs fuhr aus dem Schlafe auf, spuckte aus und ließ dabei den Ring fallen. Sogleich fuhr die krumme Maus auf den Ring los, ergriff ihn mit ihren Zähnen, lief damit fort und brachte ihn jenem Armen. Der nahm ihn, schlug die Katze todt, damit sie keine Mäuse mehr fangen könnte, und kehrte dann in seinen Hof zurück. Als er dort angekommen war, briet er wie gewöhnlich den Ring am Feuer, und der Araber kam heraus. Er schickte ihn nach seiner Frau und als er sie ihm brachte, prügelte er sie tüchtig durch. Das war ihr auch ganz gesund! Das zweite Mal ließ er sich das alte Weib holen und das zerdrosch er so, daß mir scheint, es wird ihr nie mehr einfallen, fremde Weiber zu stehlen.

Den Araber steckte er nicht mehr in den Ring, sondern er mußte ihn bedienen und fremdes Mehl holen. Was er sonst verdiente, trug er umsonst fort. Wenn es wahr ist, war es gut für ihn, und wie ich es gehört habe, so sage ich es auch wieder. Wer den Ring nicht hat, mag die flache Hand gut schwitzen lassen und er wird genug an Allem haben, — zu Weihnachten selbst Erbsensuppe.

2. Die Brüder.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau und keine Söhne, eine Hündin und keine jungen Hunde, eine Stute und keine Fohlen. „Was soll ich zu Haus?“ sagte er bei sich selbst, „ziehe aus dem Hause und suche in der Welt das Glück, da Du keins im Hause hast!“ Wie gedacht, so gethan. Er zog fort in die weite Welt, wie die Biene nach den Blumen. Eines Tages als es um die Frühstücksstunde war, kam er an einen Brunnen, nahm seinen (upèrtujača) Schnappsack ab, holte seine Reisezehrung (brašljenica) heraus und fing an zu frühstücken. Da steht plötzlich ein Wanderer vor ihm und setzt sich neben den Brunnen, um auszuruhen. Er bot ihm an, er solle sich ihm anschließen und mit ihm essen. Wie sie sich nun nach dem Befinden erkundigt und etwas zu sich genommen haben — vom Frühstück nämlich — da frug ihn der Wanderer, in welchen Geschäften er die Welt durchziehe. Er sagte ihm: „Ich habe kein Glück zu Haus, deshalb ziehe ich vom Hause fort. Die Frau ist mir kinderlos, die Hündin ist mir unfruchtbar, und von der Stute habe ich keine Fohlen! Ich ziehe in die weite Welt, wie die Biene nach den Blumen.“ Als sie schön gefrühstückt hatten, standen sie auf, um weiter zu wandern. Da dankt ihm Der, welcher später gekommen war, für das Frühstück und die Freundschaft, reichte ihm einen Apfel und sagte: „Da hast Du diesen Apfel — wenn ich mich nicht täusche, war es ein bèdrika (Gattung Aepfel) — nun kehre sogleich nach Hause zurück. Schäle den Apfel, die Schalen gieb der Hündin und der Stute, den Apfel theile in zwei Hälften; die eine gieb der Frau zum Essen, die andere iß Du selbst, und die beiden Kerne, welche im Apfel sein werden, säe auf dem Hause.“

Der Mann dankte für den Apfel, sie trennten sich. Jener ging weiter fort und Dieser kehrte in sein Haus zurück. Er schälte den Apfel und that Alles, wie Jener es ihn gelehrt

hatte. Als die Zeit zur Zeit gekommen war, brachte die Frau zwei Söhne zur Welt, die Hündin zwei Windspiele und die Stute zwei Edelrosse, und über dem Hause gingen zwei Aepfelbäume auf. Bis die beiden Brüder erwachsen, waren auch die Edelrosse auf- und die Windspiele zur Jagd herangewachsen. Bald darauf starb ihnen der Vater und die Mutter, und sie waren jetzt so allein geblieben, wie abgehauenes Holz im Walde. Sie verabredeten sich daher, sie wollten vom Hause fortgehen und in der Welt ihr Glück suchen. Das thaten sie denn auch. Jeder nahm sich ein Edelroß und ein Windspiel, die beiden Aepfelbäume hauten sie um und machten sich aus ihnen Jeder eine Lanze, und so zogen sie fort in die weite Welt. Ich kann Dir nicht genau sagen, wieviel Tage sie zusammen gereist sind, aber das weiß ich, daß sie sich beim ersten Kreuzwege getrennt haben. Hier sahen sie die Inschrift: „Wenn Du auf dem obern Wege fortgehst, wirst Du die Welt fünf Jahre lang nicht sehen; wenn Du aber auf dem untern Wege fortgehst, wirst Du die Welt drei Jahre lang nicht sehen.“ Dort trennten sie sich also; Einer schlug den obern Weg ein, der Andere den untern. Der, welcher auf dem untern Wege weitergegangen war, kam nach dreijähriger Reise durch die andere Welt an einen See, an welchem auf einem Pfahle geschrieben stand: „Wenn Du durchwatest, wirst Du es bereuen; wenn Du nicht durchwatest, wirst Du es auch bereuen!“ „Wenn es so ist, dachte er bei sich selbst, mag Gott geben was er will!“ Er watete hinein und schwamm über den See. Und siehe, was für ein Wunder! Er, sein Pferd und sein Windspiel, alle Drei sind vergoldet worden. Hierauf gelangte er bald in eine große und ausgebreitete Stadt. Als er auf den Marktplatze kam, frug er, wo der Chan wäre, um zu übernachten. Man sagte ihm: „Dort oben, der große Thurm, das ist der Chan.“ Vor diesem Thurme stieg er ab, Diener kamen heraus und nahmen ihn in Empfang und führten ihn in den Hof (Palast) zu dem Herrn. Aber das war nicht der Wirth des Chans, sondern der leibhaftige König des Landes. Der König empfing ihn schön und bewirthete ihn. Am folgenden Tage wollte er sich zurecht machen, um seinen Weg fortzusetzen. Aber des Königs einzige Tochter, welche schon am Tage vorher, als sie ihn bemerkte, wie er auf den Hof zuging, den Guten ein Wenig besehen hat, verwendete kein Auge von ihm. Sie hat geglaubt, dieser goldene Reisende wäre ihretwegen gekommen und hatte die ganze Nacht deshalb nicht schlafen können; so stark hat ihr das Herz geschlagen. Und ein Glück noch, daß die Sommernacht kurz war; wäre es eine Winternacht gewesen, würde es ihr nicht so leicht geworden sein, die Morgendämmerung zu erwarten. Immer war es ihr und ging es ihr im Kopfe herum, als riefe sie der König, damit sie den Ring und Apfel nähme. Die Arme lief an die Thür, aber sie war verschlossen und Niemand da. Obgleich die Nacht kurz war, so schien es ihr doch, als wären drei, immer eine an die andere, angesetzt.

Als sie am Morgen gewahr wurde, daß der Reisende sich fertig machte, lief sie zum Vater und bat ihn, diesen Reisenden nicht aus dem Hofe zu lassen, sondern ihn dazubehalten und sie ihm zu geben. Der König war gnädig und ließ sich leicht erbitten. Was die Tochter bat, erbat er sich auch: der Reisende wurde aufgehalten und ihm die Tochter des Königs angetragen. Der Reisende war nicht spröde, küßte dem Könige die Hand, nahm für das Mädchen einen Ring heraus, sie für ihn ein Tuch und damit waren sie verlobt. Mir scheint, sie haben nicht auf das Aufgebot gewartet, sondern bald die Trauung vollzogen. Das Hochzeitsfest haben sie möglichst lange ausgedehnt, aber es hatte auch das ein Ende in Frieden.

Ein Morgens, nachdem dies Alles geschehen war, schaute der Jungvermählte etwas verdrießlich durch das Fenster aus dem Thurme auf das Feld. Die junge Frau frug, was ihm wäre? Er sagte ihr, daß er sich nach der Jagd sehnte, und sie sagte ihm, er möge drei Diener nehmen und gehen, so lange noch Thau auf dem Grase sei. Der Jungvermählte wollte keine Diener, auch nicht einen Einzigen, sondern stieg auf sein vergoldetes Roß, nahm sein vergoldetes Windspiel an die Leine und begab sich auf das Feld zum Jagen. Es dauerte nicht lange, so spürte das Windspiel eine Spur und trieb einen Hirsch mit vergoldetem Geweih auf. Der Hirsch floh auf einen Thurm zu, das Windspiel ihm nach, und dem Windspiel der Jäger. Er erreichte den Hirsch am Hofthore, wollte ihm den Kopf abschlagen und holte eben mit dem Säbel aus, da ruft ein Mädchen durch das Fenster: „Haue mir den Hirsch nicht, sondern komm herauf, wir wollen um die Wette damen — Dame spielen; — wenn Du gewinnst, nimmst Du den Hirsch, wenn ich gewinne, giebst Du mir das Windspiel.“ Er war gleich so bereit dazu, wie das alte Weib zum Zanken, ging hinein in den Thurm auf den Altan, wettete das Windspiel gegen den Hirsch und dann fingen sie an darum zu spielen. Der Jäger war nahe daran zu gewinnen, da sangen Mädchenstimmen: „Dame, Dame, aber daß ich die Dame habe!“ Er sah sich um; sie schlug die Dame, gewann und nahm sein Windspiel. Sie spielten zum zweiten Male: sie setzte das Windspiel, er das Edelroß, und sie schlug ihn wiederum. Sie spielten noch ein drittes Mal: sie setzte das Edelroß und er sich selbst. Als das Spiel nahe am Ende war und er schon gewinnen wollte, sangen Mädchen wie die beiden ersten Male; er sah sich um, sie überlistete ihn nochmals und gewann, nahm einen Strick, band ihn und warf ihn ins Gefängniß.

Der andere Bruder, welcher auf dem obern Wege weitergezogen war, kam auch an den See, durchwatete ihn, wurde ganz golden wie sein Pferd und sein Windspiel, und ging in den Königshof ins Nachtquartier. Diener kamen heraus und empfingen ihn, und Jeder frug ihn, ob er müde wäre und was er gejagt hätte, am meisten die Tochter des Königs, welche ihn häufig küßte und umarmte. Er konnte sich nicht genug wundern, wie ihn ein Jeder so gut kannte, endlich fiel es ihm ein, daß sein Bruder, der ihm ähnlich ist, hier wohnen und sich verheirathet haben könnte. Die Tochter des Königs konnte sich ihrerseits nicht genug wundern und war sehr betrübt darüber, daß ihr Neuvermählter so bald erkaltet sei. Aber jemehr sie sich ihm näherte, desto mehr entfernte er sie von sich. Am Morgen darauf machte er sich zurecht, um den Bruder suchen zu gehen. Der König, seine Tochter und alle Hofleute haben ihn gebeten, er sollte sich ausruhen. „Siehe,“ sagten sie zu

ihm, „gestern Abend bist Du erst von der Jagd gekommen und nun willst Du schon wieder gehen?“ Aber Alles war vergeblich, er wollte die dreißig Diener, welche man ihm gab, nicht mitnehmen, sondern allein aufs Feld gehen. Als er mitten auf dem Felde war, trieb das Windspiel einen Hirsch auf und jagte ihn bis zu einem Thurme; er auf dem Pferde folgte dicht nach und schwang eben den Säbel, um den Hirsch niederzuhauen, da rufen Mädchen durch das Fenster: „Rühre mir den Hirsch nicht an, sondern komm herauf, daß wir zusammen Dame spielen, und wer gewinnt soll als Einsatz entweder Du mein Windspiel, oder ich Deins davontragen.“ Als er in das Erdgeschoß trat, fand er darin ein Windspiel und ein Roß. Die Pferde und Hunde kannten sich und er merkte, daß sein Bruder hier ins Gefängniß gerathen sein mußte. Sie fingen an, Dame zu spielen, und als das Mädchen merkte, daß er sie schlagen würde, fingen hinter seinem Rücken Mädchen an zu singen: „Dame, Dame, aber mein sei die Dame!“ Er achtete nicht darauf, sondern sah auf die Dame; jetzt begann das Mädchen, wie ein weiblicher Satan, mit den Augen zu blinken und dem Jüngling zuzunicken, aber er schlug sie mit der Faust hinter die Ohren: „Die Dame her!“ und so gewann er. Zum zweiten Male setzte sie als Einsatz das Pferd an das seinige. Sie konnte ihn nicht überlisten, er nahm ihr Windspiel und ihr Roß. Noch ein drittes und letztes Mal spielten sie Dame zusammen: sie setzte sich selbst und er sich, aber da er sie für ihr Blinken und Augenwinken ins Gesicht schlug, so gewann er auch dieses Mal die Dame. Er nahm sie sich, holte den Bruder aus dem Gefängniß und sie zogen in die Stadt. Jetzt dachte der Bruder, welcher gefangen gewesen war, bei sich selbst: „Der ist gestern bei meiner Frau gewesen und wer weiß, ob sie ihn jetzt nicht lieber will, als mich?“ Er zog den Säbel und wollte ihn niederhauen, aber die Damespielerin hielt ihn zurück. Er eilte von dem Bruder in den Palast und sobald er die Treppenstufen des Thurmes betrat, fiel ihm die Frau um den Hals und fing an, ihn liebkosend zu tadeln, daß er sie am Abend vorher von sich entfernt und sich so kalt mit ihr unterhalten habe. Da bereute er, daß er von seinem Bruder, der ihn noch aus dem Gefängniß befreit hatte, einen so bösen Verdacht gehabt und ihn hatte tödten wollen. Aber sein Bruder war mild von Herzen und leichtvergessend, — er verzieh ihm und sie küßten und versöhnten sich. Er behielt seine Frau und deren Königreich, und der Bruder die Damespielerin mit ihrem Königreich. Und so lebten sie friedlich in größerem Glück, als sie je hoffen konnten.

3. Der Vogler wurde Zar.

Nahe bei der Stadt des Zaren lebte ein Mann, der kein anderes Handwerk wußte, als Vögel jagen und Vögel fangen. Seine Nachbarn nannten ihn daher den Vogler. Einige Vögel verkaufte er, andere dienten ihm zur Nahrung und so erhielt er sich.

Einmal fing er einen Raben und wollte ihn wieder freilassen, aber er hatte nichts mit nach Hause zu nehmen. „Da ich heute nichts habe fangen können, will ich den Kindern den Raben bringen, damit sie sich damit unterhalten und mir nicht andere Vögel zwischen den Fingern zusammendrücken.“ Wie gedacht, so gethan. Als seine Frau den Raben sah, schrie sie los: „Was hast Du mir denn da für einen schwarzen Teufel mitgebracht? Erwürge das Aas!“ Der Rabe hörte dieses Urtheil und fing an den Vogler zu bitten, er solle ihn loslassen und versprach ihm, er wolle ihm immer zur Hand sein. „Ich werde Dir Vögel zuführen und Du wirst durch mich glücklich werden.“ — „Wenn Du auch lügst, so ist es kein großer Schade,“ sprach der Vogler zu sich selbst und ließ den Raben frei. Am folgenden Tage ging der Vogler wie gewöhnlich auf die Jagd und der Rabe hielt sein Wort: er führte ihm zwei Nachtigallen zu und beide fing der Vogler und trug sie nach Hause. Die Nachtigallen waren nur kurze Zeit bei ihm, denn der Großvezier hatte von ihnen gehört, rief den Vogler, nahm ihm die Nachtigallen ab und hing sie in die neue Moschee. Die Nachtigallen wußten schön und lieblich zu singen, alle Welt versammelte sich vor der Moschee und hörte ihrem herrlichen Gesange zu. Selbst der Zar vernahm von diesem Wunder. Er rief den Großvezier, nahm ihm die Vögel und frug, wo er sie her hätte. Als der Zar es erfuhr, schickte er seine Kavasse und diese riefen den Vogler. Es ist kein Spaß zu dem Zaren zu gehen! „Wüßte ich, warum er mich ruft, hätte ich nicht halb soviel Angst. Begangen habe ich nichts, schuldig bin ich nichts, aber des Zaren Wille, da ist mein Vergehen!“ sprach der Vogler und kam vor den Zar ganz bleich vor Furcht. „More,*) Vogler, hast Du die Nachtigallen gefangen, welche in der neuen Moschee gewesen sind?“ — „Padischah, so wahr mir Vater und Mutter und da mein Antlitz wo Dein Pantoffel ist — ich habe es.“ — „He, more,“ sprach wieder der Zar, „ich will, Du sollst ihre Mutter finden. Gelingt Dir's, wird Dein Tagelohn nicht verlorengehen, aber hörst Du! Verlaß Dich auf mein Wort, Du hast keinen andern Kopf auf Deinem Hals, spaße nicht!“ — Wie der Unglückliche vom Zaren fort und wie er nach Hause gekommen ist, wußte er selbst nicht recht. Erst nach zwei Stunden kam er wieder zu sich und fing nun an zu klagen: „Ich bin ein Thor, ich habe geglaubt, daß mein Handwerk Niemandem im Wege liegt, noch mir schädlich ist, und jetzt sieh! Schon die Mutter der Vögel zu finden, kann nur ein Dummkopf denken, und ich soll sie gar fangen!“ Dieses Jammerns war keine Grenze und kein Ende. Es dämmerte, und die Frau rief ihn zum Abendessen; da kam der Rabe ans Fenster. „Was ist das? Was sind das für Thränen, was ist für eine Noth?“ frug ihn der Rabe. „Laß mich, vermehre nicht noch meine Qual, ich bin durch Dich zu Grunde gerichtet!“ sagte der Vogler, und erzählte ihm Alles, was und wie es war. „Das ist leicht,“ antwortete der Rabe, „geh' morgen zum Zaren und verlange von ihm 1000 Last Weizen, und dieses Getreide schütte auf einen Haufen und ich werde den Vögeln verkündigen, daß der Zar ihnen ein Fest giebt, sie werden sich alle versammeln und ohne Zweifel wird auch die Mutter der beiden Nachtigallen kommen, welche ich Dir bezeichnen will. Bringe einen Käfig mit, setze die beiden Nach-

*) More, gewöhnlicher Fluch der Südslaven, ohne eigentliche Bedeutung.

tigallen hinein und die Mutter wird, wenn sie ihre Vögel gegesehen, hinfliegen, wo die Dohnen bereit sind, und so werden wir die Mutter finden und fangen." Wie der Rabe ihm gerathen, so hat er auch gethan. Der Zar gab ihm das Getreide, er bewirthete die Vögel, fing die Mutter der Nachtigallen und brachte sie dem Zaren. Er nahm einen schönen Tageslohn, aber er verlor selbst die Freude darüber, wenn er daran dachte, wieviel Thränen er vergossen habe. Auch der Rabe nahm seinen Tageslohn und das war seine Rache an der Frau: denn er predigte dem Vogler so vor, er solle sie gut durchdreschen, daß dieser es nach dem Willen des Raben vor dessen Augen that.

Nach einiger Zeit, siehe, da erschienen wieder die Kavasse des Zaren in der Thür und schrien: „Komm, der Zar ruft Dich!" — „Neue Anfechtung, neues Leid," dachte der Vogler bei sich selbst, und ging zum Zaren. „Hörst Du, more, vor kurzem habe ich Dir guten Tageslohn gezahlt, und besserer erwartet Dich noch; ich will, Du sollst die Herrin dieser Vögel suchen, sonst bei Gott! wirst Du es mit Deinem Kopf bezahlen; hast Du mich verstanden?" Auf diese Worte des Zaren wußte oder wagte der Vogler nichts vorzubringen, zuckte die Achseln und ging nach Hause. Wie er so nach Hause ging, sprach er unter Thränen zu sich selbst: „Ich sehe, daß er sich es vorgenommen hat, mich umzubringen, und daß der Teufel es ihm eingegeben hat, mich noch vorher zu quälen." Als er nach Hause gekommen war, traf er seinen Raben am Fenster. „Hat Dich nicht wieder etwas Schlimmes heimgesucht?" — „Frage nicht," antwortete der Vogler, „noch schlimmer, schwärzer und trauriger," und damit erzählte er ihm, wie und was es sei. „Du zerbrichst Dir darüber viel den Kopf," sagte der Rabe, „lauf' und verlange vom Zaren ein Schiff voll von allerhand Sachen, dann wollen wir vom Ufer abstoßen in die hohe See. Wenn die Leute vernehmen werden, daß der Händler des Zaren die Sachen bringt, wird sich Alles versammeln und unter ihnen wird auch die Herrin kommen; die, auf welche ich herabfliegen werde, das ist sie, da lichte die Anker und entferne Dich mit dem Schiff." Das hat sich der Vogler gut eingeprägt. Was er vom Zaren verlangt, gab ihm dieser und er stieß aufs hohe Meer ab. Die Kunde von seinem Handel ging von Mund zu Munde, alle Welt fand sich ein, kaufte Sachen und zuletzt kam auch die Herrin der Vögel. Sie begann die Sachen zu durchsuchen, der Rabe fiel ihr auf die Schultern und sogleich lichtete der Vogler die Anker und landete bald darauf am Kiosk des Zaren. Als der Vogler die Herrin der Vögel vor den Zaren führte, staunte der Zar und wußte nicht, worüber er sich mehr verwundern sollte, über die Hexerei des Voglers oder die Schönheit der Herrin. Die Schönheit nahm die Gedanken des Zaren ein; er beschenkte den Vogler schön und behielt sie als Sultanin bei sich. „Du bist mir von Allen die Liebste," sagte er ihr mehr als einmal, „und wenn ich alle Sultaninnen wegjagte, Du kommst niemals aus meinem Harem!" Für den Vogler war es aber wieder schlimm. Die neue Sultanin weinte in Einem fort über das Mißgeschick, daß sie einen so alten Langbart lieben müsse. Der Zar tröstete sie und fragte sie, was ihr fehle, da sie Alles im Ueberfluß habe. Frauenrache ist schlimmer als Katzenbosheit. Da sie dem Zar nicht die Wahrheit sagen durfte, wollte sie sich an dem unglücklichen Vogler rächen. „Theurer Padischah! Ich hatte einen kostbaren Ring an der Hand, als jener Vogler mich in den Kahn lockte und vom Ufer abstieß. Aus Aerger fing ich an, die Hände zu ringen, der Ring zerbrach und fiel ins Meer. Warum bin ich nicht hineingefallen! Theurer Sultan, wenn ich Dir irgend etwas werth bin, so schicke jenen Vogler, er soll mir die andere Hälfte suchen, um sie mit dieser ankitten zu können." — „Alles soll geschehen," sagte der Zar, und bald führten die Kavasse den Vogler herbei. „Mein Sohn," begann der Zar, „wenn Du nicht meine Liebe und Gunst verlieren willst, so höre mich noch einmal! Wo Du jenes Frauenzimmer ergriffen hast, hat sie einen Ring zerbrochen und die Hälfte ist ihr ins Meer gefallen; ich weiß, Du kannst es, finde ihr diese Hälfte und Dein Geschenk soll nicht fehlen, wo nicht, wirst Du —" Als der Unglückliche nach Hause kam, lachte er aus lauter Verzweiflung. „Habe ich nicht gewußt, daß der Teufel ihn lehrt, wie er mich peinigen soll, eh' er mich tödtet? Eh' mag sich die Hölle öffnen, den Ring werden alle Dämonen nicht finden!" — „Was ist das, Freund?" schrie der Rabe, „bis jetzt hast Du geweint und Dich erbost und nun lachst Du aus Zorn?" Er sagte ihm Alles, was und wie es war. „Kümmre Dich nicht!" fuhr der Rabe fort, „hast Du Deine Frau gut durchgeprügelt?" — „Ich werde sie wieder gut durchwalken, wenn wir ans Meer kommen." — „Jetzt geh' und verlange tausend Fässer Oel vom Zaren." Der Zar hatte Oel in Hülle und Fülle; soviel er verlangte, gab er ihm. Jeder glaubte, er wolle mit dem Oele Handel treiben; aber als sie an den Fleck kamen, wo er das Mädchen ergriffen hatte, befahl ihm der Rabe, das ganze Oel ins Meer zu gießen. Das Wasser klärte sich, der Rabe sprang herbei und fand den Stummel vom Ring. Sofort kehrte der Vogler mit dem Kahne an die Thür des Zaren zurück und gab Diesem den Ring. Der Zar reichte ihn dem Mädchen, sie trug ihn zur andern Hälfte, und Zar wie Mädchen verwunderten sich über die Zauberkunst des Voglers. Sie dankten ihm und entließen ihn reichlich beschenkt nach Hause.

Der Zar wollte das Mädchen durchaus heirathen, sie weigerte sich lange; endlich sprach sie: „Wenn es Dein Wille ist, will auch ich; nur mußt Du vor unserer Hochzeit jenen Vogler umbringen lassen." — Der Zar befand sich jetzt zwischen zwei Feuern: die Pein, seinen Wohlthäter zu tödten und die noch schlimmere, sich zu überwinden und das junge Mädchen aufzugeben! Die Liebe ist immer und ewig und auch mit Recht die stärkere. Er rief den Vogler, dankte ihm, daß er mehrmals seinen Willen erfüllt habe und sagte ihm, er sei würdig, den Platz des Großveziers einzunehmen. — „Geh' nach Hause, nimm Abschied von Deiner Frau, Deinen Kindern und Freunden, ich werde für sie sorgen, und komm' um Mittag wieder, denn Du sollst ins Feuer springen." Er kam nach Hause und der Rabe flog ihm entgegen. Er erzählte ihm Alles, was heute zu Mittag mit ihm geschehen solle und sagte zu ihm: „Wenn Du mir jetzt nicht hilfst wie gewöhnlich, so bin ich verloren, nicht durch meine Schuld, noch durch die des Za-

ren, sondern durch Dich.“ Der Rabe rieth ihm, was er thun solle, aber ehe er ging, mußte er seine Frau noch derb zerdreschen. Die Frau starb von den zu vielen Schlägen. Vor der großen Moschee loderte das Feuer, die Türken kamen aus der Moschee, der Zaar setzte sich und alle Welt drehte sich um das Feuer. Der Vogler trat vergnügt vor den Zaren. Jedermann hielt ihn für geweiht. „Ah, glückreicher Padischah! Dein Wille ist mich zu verbrennen, es ist mir lieb, daß ich Dir als Schlachtopfer dienen kann, aber mich ist die Sehnsucht angekommen, noch einmal ein gutes Pferd zu tummeln; erlaube mir es, ehe ich ins Feuer springe!“ Der Zar lächelte und befahl, ihm den allerbesten Schimmel herauszuführen. Der Vogler warf sich darauf, tummelte das Pferd tüchtig und als das Pferd schwitzte, stieg er ab, beschmierte sich mit dem Schaum des Pferdes, saß wieder auf, flog bis ans Feuer, saß ab und stürzte sich hinein. Alle Welt hat ihn gesehen: fünf-, sechsmal lief er über die Flamme wie ein Jüngling von zwanzig Jahren — gesund, jung und schön geworden, sprang er aus dem Feuer und stand vor dem Zaren. Alles schrie: „Gnade, Zar, er hat seine Buße erledigt!“ und der Zar begnadigte ihn. Der Zar schlich sich davon, er wollte auch jung und schön werden. Er machte den Vogler zum Großvezier, nun sollte er ihm dieses Geheimniß sagen. Der Vogler erwiderte ihm: „Das ist leicht, o Herr; nimm ein gutes Pferd, tummle Dich damit wie ich, steig ab wenn das Pferd stallt, reib Dich mit dem Pferdeurin ein, springe ins Feuer und so wirst Du aus dem Feuer herauskommen, wie ich jetzt.“ Der Freitag war angebrochen, dem Zaren wurde das beste Pferd gesattelt, Jeder glaubte, er wolle in die Moschee. Vor dieser brannte Feuer. „Es wird wieder Einer springen!“ sagten die Leute, und sie täuschten sich nicht. Der Zar lief ganz allein ans Feuer, und die ganze Welt sah zu, was geschehen würde. Der Zar stieg mit großer Geschwindigkeit vom Pferde und sprang ins Feuer. — Alles drängte herbei, um den Zaren zu retten, aber es war vergeblich — der Zar verbrannte. „Er ist auch dumm gewesen!“ riefen die Vornehmen und Soldaten, führten den Vogler in die Moschee und umgürteten ihn mit dem Säbel des Zaren. Auf diese Weise wurde der Vogler Zar. Das Mädchen wurde seine Sultanin, die Nachtigallen wurden sein und der Rabe ward der erste Herr am Hofe.

v. R—g.

Americanisches Allerlei.

Uns fällt eben durch Zufall ein deutsch-americanisches Blatt in die Hand, aus welchem wir Einiges mittheilen wollen.

Zunächst über die **Rechtspflege,** welche bekanntlich in Neuyork ganz schauderhaft ist. Die Rechtszustände verschlechtern sich, und die Verbrechen gegen das Leben haben seit einigen Jahren in Schrecken erregender Weise zugenommen, nicht nur in „Sodom-Neuyork,“ denn aus allen Theilen der Vereinigten Staaten laufen täglich Nachrichten von Gräuelthaten ein. „Der Mörder findet gar zu oft Sicherheit vor dem Gesetz. „Was auch immer die legale Theorie des Mordes sein mag, in der Praxis hat das Gesetz für ihn keinen Stachel. Der arme Teufel welchen eine wirkliche oder eingebildete Nothwendigkeit zwingt sich an Brot in einem Bäckerladen zu vergreifen, ist der Strafe des Gesetzes sicher. Der leidenschaftliche Mann, welcher durch die giftige Rede eines Gegners aufgeregt wird, und denselben bei den Ohren packt, kann der Strafe nicht entgehen, wenn ihm nicht etwa die Corruption zu Hülfe kommt, denn für solche Fälle sind unsere Gesetze sehr bestimmt und werden auch vollzogen. Aber der Schurke, welcher den Mord der Arbeit vorzieht, und einen Feind kaltblütig niederschießt, und dabei vielleicht sogar die Aussichten berechnet, welche er hat um frei von Strafe zu bleiben; — ein solcher Schurke, ja wohl selbst der Weglagerer und Straßenräuber, der bei Ausübung seines Gewerbes zum Morden greift, ein solcher ist verhältnißmäßig vor der Strafe gesichert. So schwach und unzureichend sind unsere Criminalgesetze in diesen Fällen, und sie werden so zögernd vollzogen, daß von einhundert Mördern und Todschlägern keine zehn zur Rechenschaft gezogen werden.“

Im Maimonat standen vor dem Court of General Sessions zu Neuyork 53 Angeklagte, unter ihnen nicht ein einziger Deutscher. Richter Russell fällte manche wunderliche Urtheile. Ein Mörder erhielt vier Jahr Zuchthaus als Strafe. Ein Engländer welcher seine Frau lange Zeit entsetzlich mißhandelt und dann unter ganz empörenden Umständen ermordet hatte, wurde zu 200 Dollars und vier Jahr Zuchthaus verurtheilt. Ein Georg Walters, der ebenfalls Todschlag verübt, kam mit zwei Jahren Zuchthausstrafe ab, wogegen Aaron Paul wegen Taschendiebstahls zu zwölf Jahren und drei Monate Zuchthaus verurtheilt wurde. Alle die des Einbruchs und großen Diebstahls schuldig befunden wurden, erhielten zwei Jahre Zuchthaus. Peter Arneson, ein Bierwirth, welcher bei der Vertheidigung seines Eigenthums einen jungen Raufbold von Profession erschoß, bekannte sich schuldig wurde aber freigesprochen. „Dies ist, sagt die Criminalzeitung, ein Urtheil wegen dessen der Richter Lob verdient, da der Schutz welche Rowdies gewöhnlich vor dem Gesetze finden, die Selbsthülfe zum persönlichen Schutz gegen dieses Gesindel nothwendig macht. Im Uebrigen scheint es der Richter vorzuziehen, entehrende Verbrechen nicht etwa mit entehrenden Strafen zu belegen, sondern diejenigen welche Geld haben an dem Geldbeutel zu strafen.“

Zeugen, welche kein Geld haben um Bürgschaft zu stellen, sind in Nordamerica schlimm daran, wie das jüngst wieder ein Franzose erfahren mußte. Die Flüchtlinge, welche Nordbahnactien veruntreut hatten (Charpentier, Grelet ꝛc.) und die nach Frankreich ausgeliefert wurden, hatten in Neuyork einen langen Proceß gegen die Agenten Rothschilds zu bestehen. Der jüngere Bruder des Angeklagten Grelet war gleichfalls mit nach Neuyork gekommen, ohne des Betrugs und der Fälschung beschuldigt zu sein; er sollte zeugen, und zu diesem Behufe setzte man ihn in das County-Gefängniß in der Eldridge Straße. Wie

gesagt er war auch nicht entfernt verdächtig, aber er wurde in einen Kerker gebracht, der für Untersuchungsgefangene, Schuldner oder Zeugen bestimmt ist. Solche Leute hätten doch mindestens Anspruch auf eine gesunde Wohnung. Und wie steht es mit der Zeugenhaft? „Sie ist bei den hier zu Land obwaltenden Verhältnissen zu entschuldigen, aber man kann sie doch immer nur als eine traurige Nothwendigkeit betrachten. In mehr consolidirten und weniger freien Staaten ist sie überflüssig, weil dort Jedermann augenblicklich zu finden ist. Hier aber werden, wie die Erfahrung lehrt, die wichtigsten Processe durch das spurlose Verschwinden der Zeugen hinfällig gemacht, und mehr als ein Mörder hat diesem Umstande seine Entlassung zu verdanken. Man kann sich nicht dazu entschließen hier der Polizei jene Macht über die Gesammtheit einzuräumen, die sie in monarchischen Ländern besitzt, und lieber giebt man zu, daß Diejenigen, deren Gegenwart an einem bestimmten Tage für das Gemeinwohl absolut nothwendig ist, eine Zeitlang der persönlichen Freiheit beraubt werden. Aber man darf dann doch nicht vergessen, daß diese ihren Mitbürgern eines der größten Opfer bringen dessen ein Mensch fähig ist. Das System der Zeugenhaft ist um so gehässiger, weil nur Unbemittelte, die keine Geldbürgschaft stellen, von ihr betroffen werden, und weil es sehr oft vorkommt, daß der reiche Angeklagte sich auf freien Füßen befindet, während der arme Zeuge im Gefängniß sitzen muß. Eugen Grelet mußte in dem ungesunden mit schlechter Luft überfüllten Gefängniß sterben als — Zeuge."

Eine Postverbindung mit dem Jenseits. Je faustdicker ein Betrug, um so besser gelingt und gedeiht er, selbst im eigentlichen Yankeelande, in den sechs östlichen Staaten, namentlich auch in Puritanien, d. h. Massachusetts. So kommt es, daß die schlauen Köpfe, welche durch das Tischklopfen einen Briefwechsel zwischen dieser Welt und dem was man herkömmlich als „jene" Welt oder „Jenseits" bezeichnet, ohne jemals auch nur ahnen, geschweige denn wissen zu können, was solch eine „jene Welt" ist, sehr glänzende Geschäfte machen. Sie überwinden alle Hindernisse von Zeit und Raum, alle anderen Verkehrsanstalten stehen weit hinter ihrer Postverbindung mit dem Reiche der Geister zurück; auch ist die Correspondenz recht billig, weil ein Brief sammt Antwort aus dem „Jenseits" nur drei Berliner Thaler kostet. Das Postamt befindet sich in Boston; das Geschäft wird von einem spiritualisten Postmeister versehen, welcher einige Gehülfen hat. Durch ihre Vermittelung kann man an jeden Geist im Jenseits schreiben und darf prompter Antwort versichert sein. Im Mai schickte ein Gelehrter eine Botschaft an den alten griechischen Lustspieldichter Menander; er erhielt die Antwort in gereimten griechischen Versen. Man ersieht daraus daß der weiland Liebhaber der Hetären im Elysium merkwürdige Fort, oder Rückschritte gemacht hat. Die alten Griechen kannten den Reim nicht, Menander hat ihn also im Jenseits gelernt. In dem besagten Postamte gehen täglich Anfragen an Cicero ein, ob der oder jener lateinische Ausdruck auch wohl recht klassisch sei; Aristoteles wird aufgefordert zu sagen, welche Werke, die unter seinem Namen gehen, ächt seien, Alexander Magnus muß Rechenschaft ablegen über seinen Zug nach Indien, und soll die Länge und Breite von Palibothra genau angeben; Königin Hortensia muß gewisse delikate Fragen beantworten, und selbst Moses und die Propheten bleiben nicht unbehelligt. Der Postmeister macht wie gesagt mit alledem gute Geschäfte.

Die Actien der **Mormonen** sind dagegen im Sinken; die nordamericanische Bundesgewalt läßt Truppen nach Utah marschiren, und die blinden Heiden wollen Deseret, den „Staat der Honigbiene", ausräuchern. Das wird in Neu-Zion am Salzsee ein Geschwärm geben von Dan bis Berseba! Inzwischen hat Wilhelm Smith, Bruder des von den Leuten in Illinois todtgeschlagenen Propheten und Stifters Joe Smith, einen Brief veröffentlicht, der interessante Aufschlüsse über die Mormonen giebt, doppelt interessant, wenn sie vollkommen glaubwürdig sind, was wohl vorerst dahingestellt bleiben muß. Wilhelm Smith beruft sich auf Mittheilungen, welche er schon im Jahre 1851 der Bundesregierung in Washington gemacht habe. Der wesentliche Inhalt ist folgender. Seitdem man vor zwölf oder vierzehn Jahren die Mormonen aus Nauvoo in Illinois gewaltsam vertrieb, faßten sie eine Todfeindschaft gegen die Vereinigten Staaten. Schon damals stiftete Brigham Young die Danitenschaar oder das Corps der rächenden Engel, welches seitdem eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Diese Genossenschaft soll das an den Heiligen verübte Unrecht, gleichviel mit welchen Mitteln, rächen. Diese Daniten sollen alle Excesse verübt haben, worüber so viele Klagen einlaufen; es wird auch behauptet, daß viele Mordthaten, welche man den Indianern zur Last legt, von verkleideten Daniten verübt worden seien. Jeder Neubekehrte müsse schwören, das Blut Joseph Smiths zu rächen und einen ewigen Krieg gegen die Nation zu führen, welche den Propheten ermordet. Das einflußreichste Mitglied der Danitenschaar war Parker Pratt, welcher vor einiger Zeit in Kansas erschossen wurde, und zwar von einem Manne, dessen Frau er, der Mormone, sich als seine neunte Gattin ansiegeln wollte. —

Der deutsche Sängerbund in Neuyork hat auch in diesem Jahre während der letzten Maiwoche ein großes Fest veranstaltet, das heiter ausgefallen ist. Der Ertrag der Einnahme wurde zur Gründung eines deutschen Krankenhauses bestimmt. Im Yorkville Park waren mehr als sechstausend Personen versammelt, welche sich, wie ein Berichterstatter sagt, bei dem schönen Feste mit voller Seele betheiligten und friedlich und fröhlich bis zu Sonnenuntergang aushielten, obwohl dem Vater Gambrinus viele Opfer gebracht wurden. Unter den Rednern war auch der Bürgermeister Wood, der auf unsere Landsleute eine warme Lobrede hielt. Seitdem er Mayor von Neuyork sei, habe er keine Classe von Bürgern gefunden, welche getreuer die Gesetze befolgen, und mehr für den Frieden, das Gedeihen und die Wohlfahrt der Stadt gethan haben als die deutschen Bürger, und auf keine andere Classe werde er sich zu Aufrechthaltung der Ordnung besser verlassen können, als gerade auf sie. Er bringe den Tag gern in ihrer Mitte zu; es sei die einzige Erholung welche er sich seit Monaten gegönnt habe. — Die deutsche Bevölkerung in Neuyork ist weit beträchtlicher als jene von Frankfurt am Main, denn

sie übersteigt die Ziffer von 80,000. Die Vergnügungslocale in welchen sich ausschließlich oder vorzugsweise Deutsche zusammenfinden, nehmen an Zahl und Eleganz ungemein rasch zu. Im Laufe eines halben Jahres ist mehr als ein halbes Dutzend riesenhafter neuer Locale entstanden, und in allen diesen Winter- und Sommergärten wird gute Musik gemacht. Sehr beliebt ist neuerdings der Nationalgarten in der Bowery, welchen der Baumeister Heinrich Hoffmann gebaut hat. In der Mitte des großen Raumes erhebt sich auf schlanken Eisensäulen ein luftiges Zelt, das von Gaslampen beleuchtet wird. In einem Winkel zur Seite liegt eine kühle Felsengrotte, vor welcher ein Brunnen frisches klares Wasser in einen kleinen Fischteich gießt; eine Felsentreppe führt auf ein liebliches, kühles Plateau, und das Ganze soll ungemein ansprechend sei.

Ein **Dampfclavier** ist zu Worcester in Massachusetts erfunden worden; der Erfinder, natürlich ein Yankee von ächtem Schlage, nennt das Ungeheuer nach einer Muse: Kalliope. Denn

„Schlachtengesang ertönt der Kalliope stolze Drommete."

Diese Kalliope wird mit Dampf getrieben; sie ist ein schreckliches, gellendes und pfeifendes Ungeheuer. Am 4. Juli 1856 lärmte es auf den die Stadt Worcester durchschneidenden Bahnschienen; es ward von einer Lokomotive „gespeist," deren Dampf die Tasten in Bewegung setzte. Kalliope musicirte dem erstaunten americanischen Publicum sehr angemessen den Yankee Doodle mit Dampf vor. Am andern Tage hatten die Ohrenärzte einige neue Patienten.

Zur Chronik.

Das Tiedgefest in Dresden.

— Das Händelfest in London hat, wie verlautet, 23,000 Pfd. St. eingebracht; 13,000 waren auf die Kosten verwendet: bleibt ein Reinertrag von 10,000 Pfd. St. Um Kleines an Großes zu knüpfen, sei erwähnt, daß beim Tiedgefest im Großen Garten zu Dresden 15,000 Menschen auf den Beinen waren. Zweck des Festes war die Ermöglichung einer zweiten Pension der Tiedgestiftung. Man zählt gegen 1300 Thaler Einnahme; die Kosten dürften wohl die Hälfte dieser Summe in Wegfall bringen. In sämmtlichen Wirthschaften des schönen Parks war Concert von den Musikchören der Stadt und der Garnison; Abends im Nesmüllerschen Sommertheater mit Unterstützung des jüngeren Künstlervereins und mehrerer Mitglieder der Hofbühne eine Festvorstellung. Nach Ouvertüre und Prolog wurde eine Cantate (Text von Julius Papst) und Schillers Glocke mit Illustration lebender Bilder bei elektrischem Licht aufgeführt; der Text gesprochen von Fräulein Berg und Herrn Winger, die Bilder gestellt vom Hofmaler Naumann. Wir geben vom Fest den Prolog (vom Herausgeber dieser Blätter), gesprochen von Fräulein Francisca Berg:

Es trat ein Weib hin vor den finstern Richter.
Sie fühlt sich frei von Makel und von Fehle,
Sie hebt die Hand empor zum heil'gen Himmel,
Der Unschuld Miene strahlt auf ihren Wangen, —
Doch bleibt die Lippe karg und arm und stumm.
Der strenge Richter runzelt seine Brauen,
Ach, er versteht der Unschuld Sprache nicht:
„Bist Du so stumm in Deiner Selbstvertheid'gung,
„Wo Tod und Leben auf dem Spiele steh'n?"
So sprach er, und ist schon bereit, den Spruch,
Den Urtheilsspruch, der sie verdammt, zu fällen.

O seid der Richter nicht! Laßt den Verstand
Allein nicht sprechen! Nein, das Herz versteht
Die stille Sprache, die die Armuth spricht,
Versteht die Hand, die sich nach Hülfe sehnt,
Den stummen Blick, der nach dem Himmel deutet. —
Und seht! Wie jetzt der Richter an sie tritt,
Und scharf und kalt ihr in das Antlitz schaut:
Da schwillt die Thräne, die ihr Auge weint,
Sie schwillt und wird zum Spiegel groß und klar,
In welchem sich der Richter selbst erblickt.
Im Spiegelbilde sieht er seinen Zorn,
Erkennt die Mißgestalt des finstern Grolls,
Erkennt sein Unrecht und spricht frei das Weib. —

Kennt Ihr die Sage aus dem Mund des Volkes? —
— Es giebt der Dichter, die die Welt Euch schildern,
Des Lebens Höh'n und Tiefen Euch erschließen
In ihrer Leidenschaft beredtem Sturm.
Nicht so der Dichter, den wir heute meinen.
Er kennt nicht mehr der neuen Zeiten Losung;
Die Wang' ist bleich, und seine Lippe stumm.
Das arme Weib, das vor dem Richter steht
In ihrer Unschuld stummer Zeichensprache:
Sie gleicht der Muse des Uraniadichters,
Der Muse Tiedge's, die jetzt still und stumm.
Ein Anwalt Derer, die ein Jenseits hoffen,
Weil ihnen eng und karg die Gegenwart,
Sang er den geistig Armen seine Lieder,
Die, Gott im Herzen, auf den Himmel bau'n.
Sein Lied ist nur der Eine leise Seufzer,
Der Unschuld und der Armuth stumme Thräne,
Die stille Thräne, die Urania weint.

Ihr sprecht so gern: Frei sei der Geist und stolz!
Wenn aber Erdenstaub den Fittich drückt:
Wo bleibt der Schwingen Kraft, sich zu entfalten?
— O blickt auch Ihr in jene helle Thräne,
Die still daheim in eng verborgner Kammer
Der Gram, die Unschuld und die Armuth weint!
Verkennt den Dichter nicht: er sang die Thräne,
Die wortkarg jenes arme Weib geweint,
In deren Glanz der Richter sich erkannte.
Das treibt uns an, in seinem Sinn zu wirken,
In seinem Namen neue Saat zu streu'n,
Bäume zu pflanzen, deren Schirmdach weit
Und breit die Sänger schützt vor Ungemach.
Wir haben ihm ein Denkmal eingezeichnet
In jenem Felsen an der Elbe Strand;
Da steht sein Name für die Ewigkeit.
Der Name Tiedge stand in Vieler Herzen,
Und wir erneu'n die halbverwischten Züge,
Die Tausenden geleuchtet wie ein Stern
In dunkler Nacht, in Lebens Müh' und Noth.
Wir taufen unser Fest mit seinem Namen,
Der Gutes wirkt, selbst wo er schon vergessen.

Drum seid gepriesen, die Ihr hier erschien't,
Zu unserm Feste den Tribut zu zollen!
Und wenn Urania schweigt, laßt jenen Höher'n
Mit seiner Glocke Ton zum Herzen reden.
Sie mahnt uns an die heiligsten Gelübde,
Sie giebt uns von der Wiege bis zur Gruft
Mit ihrer Engelszunge das Geleit. —
Gesegnet sei der deutsche Dichterhain,
Deß Liedermund in hundert Zungen spricht!
Gesegnet sei das Volk, das im Verein
Die Sänger ehrt, noch eh' ihr Auge bricht!

Melchior Meyr.

— In einer litterarischen Epoche, in welcher auf dem Felde der Lyrik wesentlich musikalische Töne erklingen, im Gebiet der Erzählung naturwüchsige Autodidakten Glück machen und auch in der That neue Elemente herbeibringen, ist es vielleicht von besonderem Interesse, einem wesentlich didaktischen und reflectirenden Poeten Aufmerksamkeit zu schenken. Melchior Meyr hat sich, trotz der Reflexion als der Mutter seiner Dichtungen, auf den verschiedensten Feldern entwickelt. Er begann, wo uns recht ist, mit Briefen oder Aufsätzen über die neuere Richtung des weiland jungen Deutschland, wies jedoch wesentlich auf Rückert hin als einen Hort der Poesie. Die Lehrweise die Rückert sich aus der Weisheit der Brahmanen aneignete, scheint auf Melchior Meyr, ob er schon keine orientalischen Stoffe behandelt, übergegangen zu sein. Bayer von Geburt, lebte er längere Zeit in Berlin, und der Geist des Reflectirens in ihm mag auch dort seine Nahrung gefunden haben. Neuerdings tauchte auf mehreren Bühnen sein Drama „Herzog Albrecht" auf, das wir nicht kennen; die Berliner Schauspieler nahmen es mit nach Wien, wo Hebbels Agnes Bernauer keine Stätte fand. (Diesen Stoff betreffend, bemerken wir, daß Otto Ludwig in Dresden seit längerer Zeit ebenfalls an einer Bernauerin arbeitet.) In Berlin (bei Springer) erschienen jetzt Melchior Meyrs gesammelte „Gedichte." Der denkende Poet hat sich in dieser Sammlung, gleichsam objectiv behandelt, die ganze Entwickelung seines Gedanken- und Gefühlslebens nach Epochen abgetheilt. Emanuel Geibel beklagte sich neulich über die Kritik, die immer noch seine alten, längst abgelegten Kleider ausklopfe. Aber er beklagte sich in Versen, im poetischen Gewande und in musikalischer Form. Melchior Meyr macht nicht blos Lehrgedichte, er docirt selbst wenn er Liebeslieder singt, und es ist in der That ein seltener Fall, daß ein süddeutscher Poet so fest in der Reflexion und im Lehrton stecken bleibt, während man in Berlin an Karl Beck umgekehrt auffallend nannte, daß er nicht anders als in Bildern denken könne. Melchior Meyr nennt das die Poesie des Geistes, der bloßen lyrischen Musik gegenüber. Wir unsererseits finden Einseitigkeit hüben und drüben. In Goethe's und Schillers Balladen ist Poesie des Geistes. Hier wird nicht blos musicirt auf der Lyra; hier sind Stoffe und Gedanken mit plastischer Gedankenkraft zur lebendigen Erscheinung gebracht. An Balladen aber ist seit Uhland die Lyrik von heute sehr arm. Es ist selbstverständlich, daß Melchior Meyr im komischen Lehrgedicht z. B. in seinem „Epos vom Gelde" das Trefflichste leistet. Auch seine epigrammatische Spruchpoesie ist oft sehr gelungen.

Von großem Interesse sind auch Meyrs „Erzählungen aus dem Ries" (Berlin bei Springer). Das Ries ist ein Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau, um Nördlingen herum, ein fruchtbarer Strich Landes, reich an Getreide und Gänsezucht. Also: Cannabich. Der größere Theil gehört zu Bayern, der nordwestliche zu Württemberg; Katholiken und Protestanten wohnen zerstreut durcheinander. Nördlingen und Wallerstein liegen kaum eine Stunde auseinander, und doch hat jedes seine besondere Mundart. Im nordöstlichen Oettingen beginnt schon der fränkische Dialekt. Auf dem Boden dieser kleinen Welt für sich lieferte Meyr, ein Rieser von Geburt, drei umfangsreiche Erzählungen, die uns Land und Leute schildern. Die Erfindung ist auch hier nicht reich; der Zweck ist auch hier didaktisch. Riehl hat von den altbayrischen Kraftburschen und Kernmenschen soviel berichtet, daß man auch die „Naturen" im „Ries" kennenlernen muß. Meyr liefert in Dorfgeschichten diese Erweiterung in Kenntnißnahme deutscher Volksarten; er schildert novellistisch Kirchweih, Hochzeit, Begräbniß, Ernte. Und wenn Firmenich Germaniens Völkerstimmen noch immer fortgesetzt preiswürdig sammelt, so giebt Melchior Meyr aus seinem Ries ungesucht Beiträge dazu. Er läßt mitunter den Dialekt ganz wortgetreu in seinen Erzählungen sich entwickeln, dergestalt, daß man, wie bei Jeremias Gotthelf und seinem Bernerischen Deutsch, eines Wörterbuches bedarf. Und in der That giebt Meyr im Vorwort kleine grammatikalische Andeutungen, im Texte selbst mitunter Parenthesen mit Hochdeutsch. Das Deutsch im Ries ist absonderlich genug. Z. B. Ich hab' nur sagen wollen, daß mich der Ludwig „a 'fanga dauert," anfängt mich zu dauern. Oder: „Er hot ebbes auf me ghalta', des will e net leugna'; aber er ist stolz wie a Reichsgrof, empfindlich wie a kloës Ke'd (kleines Kind), grob wie a Säuboanastroa." Das letzte Wort, hochdeutsch wahrscheinlich: Saubohnenstreu, kommt auch wohl in Hebbels Schatzkästlein und in Grübels Nürnberger Versen vor. Die Saubohne stirbt leider immer mehr in Deutschland aus; es ist gut, daß sie uns wenigstens in Bayern erhalten bleibt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 33. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [15. August.

Inhalt.

Calvin und Servet.

(Nach Eugène Rambert.)

Der Reformator von Genf, mit der Unbeugsamkeit seiner strengen Seele und der unglaublichen Energie seiner Ueberzeugung, ist uns stets als einer der merkwürdigsten Charaktere erschienen. Auch hat keine noch so sorgfältige Untersuchung ihn ganz erschöpft, und erst die neuere Zeit eine Menge Züge zu dem Bilde dieses seltenen Mannes ans Licht gefördert. Vielleicht läßt kein großes Leben, wie das Calvins, einen so gleichmäßig fortlaufenden Faden erkennen. Von der Schule an war er der Mensch der Disciplin und der Pflicht, von unerschütterlicher Festigkeit, die immer auf der Energie des moralischen Gefühls ruhte, und ohne Zweifel auch auf der Abwesenheit gewisser Leidenschaften. Und doch war der Natur Calvins eine gewisse Schüchternheit angeboren, die nur zur Kühnheit wurde, wenn er die „Regel" für sich hatte. Er liebte den Schatten und die Ruhe; aber er konnte nicht widerstehen, wo er sich von Dem gerufen glaubte, was er „Pflicht" und Willen, Schickung Gottes nannte. Nicht Berechnung führte ihn nach Genf, nur der Zufall; aber einmal daselbst, mußte er auch in die Arena heißer Kämpfe hinabsteigen, und that er von nun an Alles, um die ihm zugefallene Mission zu erfüllen.

Genf hatte sich (1526) von der Herrschaft des Herzogs von Savoyen losgemacht; zehn Jahre später führte es die von Farel und Froment eifrig gepredigte Reformation ein. Aber die letzte Revolution sollte dies nicht sein. Die Partei der Evangelischen theilte sich. Die Einen hatten dem Papste abgeschworen, um allen Ernstes den neuen Glauben mit allen seinen praktischen Folgen anzunehmen; die Andern hatten das alte Band nur abgeworfen, um von jedem Zügel frei zu sein. Nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen waren die Sitten in Genf sehr verdorben; der fröhliche und bewegliche Charakter der Genfer hatte eine starke Beimischung von Ausgelassenheit. Die jungen Leute führten ein lockeres Leben, indem sie glaubten, wie der edle Bonnivard sagte, daß die Freiheit für Jeden darin bestände, „nach seinem Appetite" zu leben, ohne Gesetz, ohne Religion und Compaß. Die Reform der Sitten ist länger und schwieriger als alle. Farel unternahm sie muthig; aber er sollte bald deren ganze Schwierigkeit erkennen. Da erschien Calvin in Genf. Er war der Mann für dieses neue Werk; unter seiner zähen Hand wandelte sich der Genfer Charakter so um, wie wir ihn später sehen. Aber der Kampf war ein harter und wechselvoller. Ihn fochten gegen Calvin auch die alten Freunde der Genfer Freiheiten, wie ein Berthelier, Jean Philippe, Amy Perrin. Nicht Alles sollte der Strenge dieser übereifrigen Prediger geopfert werden. Als Calvin und Farel selbst das Abendmahl diesem Volke, „das seiner nicht würdig", verweigerten, wurden sie aus der Stadt verbannt (23. April 1538). Farel floh nach Neufchatel, Calvin nach Straßburg. Aber dies Exil sollte nur zum dauernden Triumphe Calvins dienen. Frei von den Reformatoren, erschöpfte sich die Zügellosigkeit selbst. Die Fehler der Gegner bereiteten Calvin die Rückkehr. Von da an beginnt seine schwierige, aber siegreich durchgeführte Aufgabe. Der Blick des Reformators ging über den engen Horizont Genfs hinaus. Die Reformation hatte für einen Theil der Welt das alte Gebäude der Kirche umgestürzt; die Trümmer lagen noch vielfach chaotisch umher; es galt ein neues Gebäude aufzuführen. Aber die Bauleute selbst waren uneins; die neuen Ideen und Doctrinen kämpften selbst wider einander; es war Krieg zwischen Zwingli und Luther. Alte Ketzereien erneuerten sich; der Protestantismus war zerrissen. Calvin unternahm es, den Gang der revolutionären Fluth zu regeln, ihr das Gesetz zu geben. Er hielt es für seine specielle Mission, die religiöse Reform zu disciplinirep. Dazu bedurfte es einer Regelung der Sitten, der Aufstellung fester Dogmen. Einem strengen Gesetze mußten nicht allein die Aufführung, auch die Ideen aller Bekenner der Reformation unterworfen werden. Darauf gingen unaufhörlich alle Bemühungen Calvins. Genf sollte die Musterstadt unter allen protestantischen Städten werden, eine Stadt, Gott geheiligt und geleitet durch seine Diener! Calvin kehrte nur um diesen Preis zurück; er konnte das Exil nur verlassen, um zu herrschen.

Eine strenge Herrschaft, fürwahr! Sie ging bis zu einer Art inquisitorischer Macht, die förmliche Aufwandsgesetze verkündete und von Haus zu Haus den Tisch der Leute beaufsichtigte, ob er frugal, die Kleider, ob sie bescheiden, die Sitten, ob sie rein wären. Wie erst nun mit den Dogmen, die endlich ein imposantes Ganzes, ein System bildeten, an dessen Grenzen der starre Reformator stand, um jeden Frevler daran, konnte er nicht belehrt werden, womöglich zu vernichten! Auf diesem Gebiete traf er mit Vielen, am verhängnißvollsten mit Servet zusammen.

Die meisten Schriften Calvins sind nicht gegen die Papisten, sondern gegen „die verabscheuungswürdigen Irrthümer Michel Servets, des Spaniers", gegen die „Schmähungen des Joachim Westphal", gegen die „Windbeuteleien (fumées) des Heshusius", gegen „einen gewissen Lumpenkerl (belistre), genannt Antoine Catelar", gerichtet, Alle Verbreiter verdächtiger oder geradezu ketzerischer Lehren. Aehnliches sehen wir ja heutzutage sich wiederholen, wenn der Protestantismus da und dort heftiger unter sich selbst kämpft als gegen den gemeinsamen Gegner. Calvin war nicht der Mann, vor Hindernissen zurückzuweichen. Er hatte sie alle im Anfange seines Unternehmens berechnet; ihre Menge konnte ihn weder in Verlegenheit setzen, noch entmuthigen; er kehrte sich gegen alle seine Feinde zugleich; sein ganzes Leben war ein Kampf. Eifersüchtiger Wächter der Disciplin und der von ihm aufgestellten Orthodoxie, stand er Tag und Nacht auf dem Posten, um über die Reinheit der Sitten und die Reinheit der Doctrin zu wachen. Auch kam solange er lebte nie ein verkleideter Wolf in den Schafstall, ohne sofort entdeckt und verrathen zu werden. Aus diesem langen und wechselvollen Kriege wollen wir nur Eine Episode, die bezeichnendste von allen, herausheben.

Gegen Ende des Juli 1553 kam Michel Servet heimlich nach Genf und stieg im Gasthause zur Rose ab. Er war ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, dessen unabhängiger Sinn nicht für ein Jahrhundert der Intoleranz gemacht war. Er war einer jener „Thoren", welche die Gesellschaft von sich stößt, weil sie sich nicht nach der Schnur abzumessen verstehen, die aber nicht weniger bald eine Welt entdecken wie Columbus, bald die Gestalt unserer Erde wie Galilei, bald die Circulation des Blutes wie Harvey. Wenn man ihn nur durch den Ruf kennt, den ihm Calvin gemacht hat, kennt man ihn nicht ganz. Seine Ideen sind weder die eines Unwissenden, noch eines Fanatikers. Sie zeigen von einem überlegenen Geiste, den manchmal eine unruhige und brennende Einbildungskraft verwirrt, dessen freie Athemzüge aber über den engen Kreis von Genf und Rom hinausgehen. Servet war seit langem von Calvin gekannt. Sie hatten sich in Paris getroffen; später hatte sich ein Briefwechsel zwischen ihnen angesponnen. Im Jahre 1546 hatte Servet Calvin einen Band seiner „Träumereien", wie sie der Reformator nennt, geschickt, und ihn zu gleicher Zeit um die Erlaubniß gebeten, sich in Genf niederlassen zu dürfen. Calvin zeigte wenig Lust dazu. „Ich will nicht mein Wort darauf geben," schrieb er an Viret; „denn wenn er käme: ich würde nicht dulden, so wenig meine Autorität Einfluß hat, daß er lebend davonginge!" Ein Gelübde, daß er acht Jahre später erfüllte. Muß man nicht glauben, daß es gerade Servets Ueberlegenheit gewesen, welche Calvin fürchtete? Er besorgte, sein Werk könnte den Namen ändern.

Genf war also für Servet eine feindliche Stadt. Was hätte er da machen sollen? Wenn man ihm glauben muß, so kam er zufällig und in großem Geheimniß dahin auf seiner Flucht vor der Verurtheilung, die ihn in Frankreich getroffen; vielleicht auch hatte ihn die Hoffnung hingezogen, seinen Gegner mit Erfolg in derselben Stadt, wo er herrschte, zu bekämpfen. (Letztere Meinung hält Rilliet de Candolle in seinem trefflichen Memoire über den Proceß Servets fest. Gegentheils fehlt es nicht an Solchen, welche den in Frankreich gegen Servet erhobenen Proceß für ein Resultat geheimer Schritte Calvins erklären möchten, was indeß Calvin selbst förmlich in Abrede gestellt hat.) Genf ertrug in der That mit Ungeduld die religiöse Tyrannei seiner Pastoren. Die Partei der „Libertins" (oder der „méchants" nach Th. de Beza), rekrutirt von allen Freunden der Freiheit wie von allen Freunden der Zügellosigkeit, hatte kühn das Haupt erhoben. Amy Perrin, nachdem er lange die Freundschaft des Reformators gesucht, ohne Zweifel weil sie seinen ehrgeizigen Projecten dienen konnte, hatte ihm einen ewigen Haß geschworen, seit das Consistorium, auf das Verlangen Calvins, seine Frau und seinen Schwiegervater getroffen hatte. Erster Syndicus und Generalcapitän, stark in seiner Autorität, seiner Popularität und seinem Vermögen, machte er Calvin einen täglich offneren Krieg. Schon hatte sich das Volk zu Gunsten Perrins erklärt. Mehrere seiner Feinde waren aus dem Kleinen Rathe ausgeschlossen worden. Die Refugiés, an Zahl beträchtlich und alle Calvin ergeben, waren entwaffnet. Aber Calvin beugte sich nicht vor dem Sturm; er führte die kräftigsten Schläge in dem Augenblick, wo seine Macht schwankte. Er antwortete den Drohungen seiner Gegner damit, daß er Philippe Berthelier, den Sohn des Märtyrers, den beliebten Chef der freien Genfer Jugend, und nach Perrin sein furchtbarster Gegner, excommuniciren ließ. Dieser kühne Streich machte großen Lärm. Perrin wollte davon Nutzen ziehen. Er dachte daran, durch den Rath die Entscheidung des Consistoriums cassiren und dieses des Rechtes zur Excommunication berauben zu lassen. Dies hieß der religiösen Autorität das wichtigste ihrer Prärogative entziehen, die Kirche vor dem Staate demüthigen; es hieß das Werk Calvins umstürzen. Die Stellung Calvins wurde so von Tag zu Tag schwieriger. Unter solchen Umständen war die Ankunft Servets für den Reformator ein neues Hinderniß und die Gelegenheit zu einem neuen Siege.

Servet bewohnte schon mehr als vierzehn Tage das Gasthaus zur Rose, als ihm, wie man sagt, der Einfall kam, in die Kirche zu gehen, um eine Predigt zu hören. Er wurde daselbst erkannt. Calvin, alsbald davon benachrichtigt, reclamirte energisch bei dem einen der Syndici, daß er „diesen großen Säemann von Ketzereien" verhaften ließe. Seine Bitte wurde erfüllt. Noch am nämlichen Tage, den 13. August 1553, wurde Servet ins Gefängniß geführt. Dies Verfahren vermehrte die schon zahlreichen Schwierigkeiten, welche Calvin umgaben; aber er schwankte nicht einen Augenblick. Er begriff,

daß wenn er die Anwesenheit Servets in Genf ertrüge, dies seine eigene Abdankung durch Verzicht auf seine Rolle als Großmeister der protestantischen Orthodoxie unterzeichnen hieße; ebenso wie das Beugen vor dem Kleinen Rathe oder vor der Volksgunst, welche Berthelier schützte, gleichbedeutend mit seiner Abdankung als Großmeister der moralischen Disciplin gewesen sein würde. Calvin, der Repräsentant Gottes, konnte nicht abdanken; er entschloß sich, die beiden Kämpfe zugleich zu führen.

Die Gesetze Genfs bestimmten, daß in jedem Criminalfalle der Ankläger sich mit dem Angeklagten als Gefangener stellen mußte, um die Strafe zu erleiden, welche Letzterer verdient hätte, falls die Falschheit der Anklage bewiesen würde. Calvin, der seine Geschäfte nicht verlassen konnte, um sich mit Servet einzuschließen, veranlaßte einen seiner Schüler, der ihm als vertrauter Secretär diente, Nicolas de la Fontaine, officiell die Criminalklage gegen den Ketzer zu erheben. Nicolas de la Fontaine verlangte in einer von Calvin redigirten Anklageacte, daß Servet über verschiedene Punkte der Doctrin, über das Dogma der Dreieinigkeit, über die Natur der Seele, über die Sündenlosigkeit der Kinder und über die Taufe examinirt würde. Nach den theologischen Beschwerden fand sich auch eine von anderer Art: „In der Person Calvins, des Dieners des Wortes Gottes in dieser Kirche von Genf", sollte Servet durch ein gedrucktes Buch die daselbst gepredigte Lehre beschimpft haben! Nichts weiter als logisch: Calvin war der Vater dieser Lehre; wer die Tochter schmähte, schmähte den Vater. Man darf nach der menschlichen Schwäche und Eitelkeit glauben, daß hier eigentlich das Hauptverbrechen Servets lag. In einer vorgängigen Untersuchung antwortete Servet damit, daß er einige der ihm zur Last gelegten Meinungen in Abrede stellte, von einigen anderen die Verantwortlichkeit übernahm, und seinerseits Calvin des Irrthums „in vielen Stellen" beschuldigte. Wir haben hier den Typus von jedem Ketzerproceß.

Einige Sitzungen, in denen Berthelier als Stellvertreter des Seigneur-Lieutenant erschien, wurden dazu verwendet, den Angeklagten zu verhören, oder die Genauigkeit der Stellen seiner Bücher, auf welche die Anklage ging, zu bestätigen, oder selbst einige Punkte der Doctrin zu discutiren. Als Calvin sah, daß der Proceß nicht nach Wunsch zu gehen drohte und Berthelier die Kühnheit soweit trieb, im vollen Tribunal einige der Ketzereien Servets zu unterstützen, ließ er sich bevollmächtigen, den Verhören des Gefangenen beizuwohnen, „damit ihm seine Irrthümer besser zu Gemüthe geführt werden könnten!" Nachdem sich die beiden eigentlichen Gegner Aug' in Auge gegenüberstanden, entspann sich zwischen ihnen eine heftige Discussion. Sie drehte sich bald um das Dogma der Trinität, welches Servet rund heraus eine Erfindung des Teufels nannte, bald um die Schöpfung, welche er auf eine gänzlich pantheistische Weise auffaßte. Sie ging auch noch auf andere, in unseren Augen, aber nicht in den Augen Calvins minder wichtige Fragen. Servet hatte die Geographie des Ptolemäus mit Noten veröffentlicht; die eine dieser Noten drückte über die Fruchtbarkeit Palästinas Zweifel aus, welche Calvin als beleidigend für Moses betrachtete. Ueber diesen Punkt befragt, antwortete Servet, die Note wäre nicht von ihm, aber sie enthalte nichts Tadelnswerthes. Calvin, entrüstet, zeigte mit großem Aufwande von Argumenten, daß ein ähnlicher Zweifel „eine große Beleidigung des heiligen Geistes" wäre; Servet indeß schien nicht überführt. „Dieser schlechte Hund," sagte Calvin, „wenn er durch so lebendige Gründe geschlagen ist, wischt sich nur seine Schnauze ab und sagt: Gehen wir weiter; es hat da nichts Böses!"

Diese stürmische Sitzung schadete übrigens Servet. Die Kühnheit seiner Ansichten machte mehrere Richter wankend, welche zur Nachsicht geneigt gewesen wären. Es schien ihnen klar, daß nicht Calvin allein, sondern das Christenthum angegriffen wäre. Die sichere Haltung des Reformators, der niemals vergeblich in die Arena hinabstieg, brachte die Freunde Servets aus der Fassung. Sie hielten sich eine Zeitlang beiseit, und der Angeklagte selbst, fürchtend, seine Sache verschlimmert zu haben, brachte mehr Mäßigung in seine Vertheidigung. Mittlerweile beschloß der Rath, nach Vienne in der Dauphine zu schreiben, um genaue Auskunft über die Anklage zu erhalten, welche daselbst gegen Servet erhoben worden war. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Die Behörden von Vienne verlangten die Auslieferung des Gefangenen, um an ihm das gegen ihn gefällte Todesurtheil zu vollziehen: „eine Execution, die ihn," wie sie sagten, „auf eine Weise züchtigen wird, daß er nicht nöthig habe, andere zu suchen." Die Genfer Behörden antworteten in einem artigen Briefe, daß sie ihn nicht ausliefern könnten, aber gute Justiz üben würden. So wetteiferten in der Errichtung des Scheiterhaufens für Servet das katholische Tribunal von Vienne und das protestantische Tribunal von Genf!

Calvin seinerseits verlor nicht einen Augenblick. Er drängte die Richter; er leitete alle Acte der Anklage; er überlieferte oder redigirte vielleicht selber einige der Ansuchungsschreiben des Generalprocurators; er wohnte den Sitzungen des Tribunals bei, immer bereit, den Schuldigen zu necken und ihm „seine Irrthümer zu Gemüthe zu führen;" er klagte ihn endlich von der Kanzel herab an; vor einem zahlreichen Hörerkreise gab er alle seine Blasphemien zum Besten und schalt Verbrechen jedes Gefühl des Mitleids für einen so großen Verbrecher.

Servet richtete unterdessen demüthige Bitten an den Rath. Er verlangte in erster Linie, daß man ihn von jeder criminellen Anklage befreie, in Betracht, daß es eine den Aposteln und der ersten Kirche gänzlich unbekannte Erfindung sei, über Fragen des Glaubens und der Lehre eine solche Anklage zu erheben (bekanntlich wollte Calvin möglichst zu den Verhältnissen der frühesten christlichen Kirche zurückgeben); in zweiter Linie verlangte er einen Advocaten, der die Gesetze und die Procedur des Landes kenne. Dieser Bitte widersetzte sich der Generalprocurator, der hier vielleicht Niemand anders als Calvin selbst ist, in einer heftigen Schrift. Darin wurde gezeigt, daß nichts gesetzlicher sei als Ketzer gerichtlich zu verfolgen und zu verbrennen; und wenn Servet dieses Recht bestritt, so geschah es natürlich nur, weil sein Gewissen ihn verdammte. Ganz vor-

trefflich aber ist, wie das öffentliche Ministerium sich über die Forderung eines Advocaten ausdrückte: „Item, in Betracht, daß er so wohl zu lügen weiß, ist kein Grund vorhanden, daß er einen Anwalt verlangt; denn wer könnte oder wollte ihm in solchen unklugen Lügen und schrecklichen Aeußerungen beistehen! Dazu kommt noch, daß es durch das Recht verboten ist und nie gesehen worden, daß solche Verführer durch den Rath und die Vermittlung eines Anwalts sprächen. Und ferner ist nicht ein einziger Gran von Wahrscheinlichkeit der Unschuld da, der einen Anwalt fordere. Daher muß eine so thörichte und unverschämte Forderung auf der Stelle zurückgewiesen werden." Er ward wirklich abgewiesen. Der Proceß wurde lebhafter als je verfolgt, und Servet hatte keinen Advocaten! Er konnte von diesem Augenblicke an das Schicksal ahnen, das ihn bedrohte; aber wichtige Ereignisse gaben ihm plötzlich noch einmal die freie Kühnheit des Benehmens zurück, die er im Anfange des Processes gezeigt hatte. Calvin war nicht auf allen Punkten gleich glücklich. Ging der Kampf gegen den Ketzer nach seinen Wünschen, so war es nicht so mit dem Kampfe gegen die „Libertins." Schien er von der einen Seite des Sieges sicher, so war er auf der andern von einem schweren Schlage bedroht.

Berthelier war vor dem Rathe erschienen und hatte die Widerrufung des Beschlusses verlangt, der ihm das Abendmahl untersagte. Calvin widersetzte sich vergebens; der Kleine Rath ermächtigte Berthelier, sich der heiligen Tafel zu nähern, wenn er sich in seinem Gewissen rein fühle. Diese Entscheidung wurde Freitags den 1. September gefällt; am folgenden Sonntag sollte das Abendmahl gefeiert werden. Berthelier rechnete darauf, sich des Privilegiums zu bedienen, das ihm soeben der Kleine Rath eingeräumt hatte; er sollte sich in den Tempel begeben, und da aus der Hand Calvins diesen Becher empfangen, dessen Calvin ihn unwürdig erklärte. Welche Schmach für den Reformator, welche Demüthigung für die religiöse Autorität! Wird der Schlag nicht abgewendet, so ist es geschehen um die kirchliche Disciplin und die Reform der Sitten. In einer so kritischen Lage verlor Calvin keine Zeit mit leeren Ueberlegungen; er begiebt sich zu den Syndiken und erlangt es mit Mühe, daß der Kleine Rath sich von neuem versammelt, um seine Einwände zu vernehmen. Er erschöpft alle Quellen seiner Beredtsamkeit, um den Rath zur Zurücknahme seiner Entscheidung zu bestimmen. Wechselsweise gemäßigt und heftig, beschwört er, droht er, protestirt er. Alles war unnütz. Am andern Tage begab sich Calvin in den Tempel, wo sich eine ungeheure Menschenmenge drängte. Das Schicksal Genfs sollte sich entscheiden. Calvin wankt nicht. „Was mich betrifft," ruft er, „so lange Gott mich hier lassen wird, da er mir die Standhaftigkeit gegeben und ich sie von ihm genommen, werde ich sie gebrauchen unter allen Umständen, und ich werde mich nur nach der Vorschrift meines Meisters benehmen, die mir ganz klar und bekannt ist!" Dann, seine Hand gegen den Himmel ausstreckend, rief er: „Eher möge ich sterben, als daß ich mit dieser Hand Denen, welche die Gesetze Gottes verachtet haben, die heilige Communion des Herrn gebe!" Auf diese donnernden Worte folgte ein Augenblick religiösen Schreckens, wie wenn der heilige Geist den Tempel mit seiner Gegenwart erfüllte. Perrin selbst war erschrocken; Berthelier zog sich zurück, und die Ceremonie konnte in einem frommen Schweigen beendet werden.

Indessen vergaß Calvin über dem Excommunicirten den Ketzer nicht. Servet, von den Ereignissen unterrichtet, hielt die Autorität Calvins für mehr erschüttert als sie es in Wirklichkeit war; er glaubte sich aufs neue in hohem Schutze; so nahm er denn sein altes System der Vertheidigung mit Energie und Kühnheit wieder auf. Am nämlichen Tage, an dem der Rath Berthelier von der Excommunication freisprach, war auch Calvin mit Servet confrontirt worden; aber Servet verlangte, daß man die mündlichen Debatten mit einer schriftlichen Discussion vertausche. Das Tribunal stimmte bei. Calvin brachte sogleich achtunddreißig aus den Büchern Servets gezogene Sätze, die er für gotteslästerlich und „im Widerstreite mit dem Worte Gottes und mit der Zustimmung der ganzen Kirche" erklärte. Servet zögerte nicht mit einer kühnen Antwort; er verheimlichte in nichts seine Lehre und klagte Calvin an, ein Schüler Simons des Zauberers zu sein. „Du bist ein Elender," schrie Servet, „wenn Du fortfährst, Dinge zu verdammen, die Du nicht verstehst. Denkst Du die Ohren der Richter mit Deinem Hundegebell allein zu betäuben? Dein Verstand ist verwirrt in einer Weise, daß Du die Wahrheit nicht verstehen kannst. Elender, Du kennst die Principien der Dinge nicht; betrogen von Simon dem Zauberer, machst Du uns zu Holzklötzen und Steinen, indem Du die Unfreiheit des Willens aufstellst!" Calvin antwortete durch ein langes Memoire, das von allen Pastoren Genfs unterzeichnet war. Es schloß mit dem Vorwurfe, Servet wolle „die Klarheit, die wir durch das Wort Gottes haben, auslöschen, um alle Religion aufzuheben." Servet machte einige Randbemerkungen; seine Doctrin sei nur vom wilden Geschrei zurückgewiesen. Gründe und Autoritäten setze man ihr nicht entgegen. Calvin glaubte weiter nicht antworten zu müssen. Die Sache war hinreichend instruirt, die Procedur zu Ende.

Indessen war der Rath noch nicht bereit, das Urtheil zu fällen. Er wollte, eh' er sich entschied, die Kirchen der Schweiz um Rath befragen. Diese Maßregel war wohl zum Theil von Perrin und den geheimen Beschützern Servets veranlaßt, welche wußten, daß die Kirchen von Bern und Basel mit dem Reformator halb gespannt und deshalb zur Nachsicht geneigt waren. Calvin allein mißbilligte die Maßregel im Geheimen; er fürchtete ihr Resultat und erblickte darin eine Art von Mißtrauensvotum, das seine Eigenliebe verletzte. Er gewann nicht minder den Vorsprung. Noch ehe der mit Ueberbringung der Proceßstücke beauftragte Bote die Mauern Genfs verlassen, hatte er schon an Bullinger, Pastor von Zürich, geschrieben, um durch seine Vermittlung auf die Züricher Kirche und auf die von Schaffhausen zu wirken. Dieser Brief Calvins malt seine Lage: „In kurzem," schreibt er, „wird der Rath Euch die Meinungen Servets schicken, um darüber Eure Ansicht zu haben. Es ist gegen unseren Willen, daß sie Euch diese Mühe machen; aber sie sind auf jenen Punkt des Wahnsinns und der Wuth gekommen, daß sie Alles für verdächtig halten was wir sagen.

Wenn ich behaupten würde, es sei Tag am vollen Mittag, würden sie sofort anfangen daran zu zweifeln." Zu gleicher Zeit schrieb er an Sulzer, Pastor der Baseler Kirche, und erklärte die Gottlosigkeit Servets. Dieser Brief wurde von dem Rentmeister Du Pan überbracht, von dem Calvin selbst sagt, daß „es ein Mann sei, der vor dem von ihm gewünschten Ausgange nicht zurückweichen wird."

Wirkten nun diese Briefe oder findet sich die Intoleranz überall: die Antworten der Kirchen überstiegen die Erwartung Calvins. Alle einmüthig erblickten in diesem großen Processe eine Angelegenheit, welche die ganze Christenheit interessire und riethen zu energischen Maßregeln. Diese Antworten entschieden das Loos Servets. Die Worte „Verurtheilung zum Tode" sprach zwar keine dieser frommen Erwiderungen aus, aber alle verstanden sie darunter. Die unentschlossenen Magistratspersonen, von diesen einmüthigen Rathschlägen hingerissen, vereinigten sich mit den entschiedenen Gegnern des Ketzers und bildeten in dem Rathe eine Majorität gegen ihn.

Der Gefangene dachte indessen noch nicht an das Schicksal, das ihm drohte. Er glaubte fortwährend an die nahe Entthronung Calvins. In der Einsamkeit des Gefängnisses hatte seine Phantasie so gut gearbeitet, daß er, selbst vor dem Ende der schriftlichen Procedur, nicht an seinem Triumphe zweifelte und an den Rath die Bitte richtete, ihn außer Anklage zu setzen. Er spricht es darin geradezu aus, daß Calvin „am Ende seiner Rolle" sei und ihn „zu seinem Vergnügen im Gefängniß verfaulen lassen" wolle. „Die Läuse fressen mich lebendig auf; meine Beinkleider sind zerrissen und ich habe nichts zum Wechseln, weder Wams, noch Hemd außer ein elendes!" Einige Tage später wagte er weiter zu gehen; er kehrte die Rollen um, erhob aus dem Gefängnisse eine Criminalklage und stellte die Artikel auf, über welche er verlangte, Er, Michel Servet, daß Jean Calvin verhört werde. Nach drei Wochen, als er seine Gefangenschaft sich verlängern sah und nicht die geringste Antwort erhielt, von körperlichen Leiden zu Boden gedrückt, fiel er in die größte Niedergeschlagenheit und schrieb an den Rath in einem ganz andern Tone. Er bat um der Liebe Christi willen um Gehör, um Das, was man einem Türken nicht verweigern würde, wenn er Gerechtigkeit verlange. Er klagt über Unreinlichkeit, über Kälte bei seiner Kolik und seinem Bruche (rompure), fleht um das Nothwendigste, das man ihm aus Mitleid oder aus Pflicht gewähren solle. Der Rath schickte zwei seiner Mitglieder ab und entschied, daß ihm die nöthigen Kleidungsstücke geliefert würden.

Fünfzehn Tage später, den 26. October 1553, war der Rath versammelt, um schließlich über das Loos Servets zu entscheiden. Amy Perrin machte einen letzten Versuch, ihn zu retten. Er verlangte offen daß Servet für unschuldig und frei erklärt würde. Dieser Vorschlag wurde beseitigt. Er verlangte hierauf daß die Angelegenheit dem Rathe der Zweihundert übertragen würde, die er Calvin feindlicher kannte; aber auch hier scheiterte seine Beredtsamkeit. Die schwankende Partei des Großen Rathes, durch die strengen Gutachten der schweizerischen Kirchen verleitet, machte gemeinsame Sache mit den erklärten Schülern Calvins. Servet wurde verurtheilt, andern Tages auf dem Hügel von Champel verbrannt zu werden. Calvin machte eine nutzlose Bemühung, daß die Strafe des Feuers durch die Strafe des Schwertes ersetzt würde. Scheute er den Vergleich mit den Autodafés der katholischen Kirche?

Da stellte sich der heftigste aller Feinde Servets, Farel, ein, der in der Ankunft des Ketzers in Genf nur eine bewundernswürdige Fügung der Vorsehung erblickte. Er hatte schon am 8. September in einem Briefe an Calvin auf Servets Tod gedrungen. Nun strebte er nach der Ehre, ihn zum Tode zu begleiten. Er war bei ihm, den 27. October Morgens, als ihm das Urtheil mitgetheilt wurde. Beim Anhören dieser unwiderruflichen Verurtheilung schlug sich Servet an die Brust und schrie: „Misericordia! misericordia!" Dann, sich plötzlich unterbrechend, um sich an Farel zu wenden, der ihn zur „wahren" Lehre zu bekehren suchte, forderte er ihn auf, ihm eine einzige überzeugende Stelle zu citiren. Eine letzte Zusammenkunft zwischen Calvin und Servet hatte kein Resultat. Der Verurtheilte demüthigte sich vor dem Reformator; er bat ihn um Verzeihung, wie ein Sterbender es gegen Alle thun kann, die er beleidigt hat; aber er entsagte keiner seiner Meinungen. Calvin wandte sich ab von dem Ketzer. Farel, der sich nicht so schnell abschrecken ließ, erneuerte seine Bekehrungsversuche, als Servet, vor das Stadthaus geführt, die feierliche und öffentliche Verlesung des Todesurtheils angehört hatte. Servet protestirte gegen das Urtheil des Tribunals, indem er Gott bat, seinen Anklägern zu vergeben. Farel, unwillig über eine solche Hartnäckigkeit, drohte, ihn in diesem letzten Augenblicke zu verlassen. Servet antwortete nur durch Stillschweigen. Aber der eifrige Pastor verstand sich nicht dazu, seine Beute sobald fahren zu lassen; er wollte um jeden Preis einen Widerruf. Während das traurige Geleite sich gegen den Hügel von Champel bewegte, bemühte er sich noch, von Servet ein Eingeständniß seines Verbrechens zu erhalten. Aber Servet dachte nur an den Tod; er verlangte einfach, daß seine Fehler ihm verziehen würden, er nahm von seinen Ueberzeugungen nichts zurück. „Er legte kein Bekenntniß ab," sagt Calvin, „weder von der einen, noch von der andern Seite, so wenig wie ein Stück Holz!"

Im Momente, wo er sein Opfer dem Henker überlieferte, lud Farel ihn ein, sich den Gebeten der Gläubigen zu empfehlen. Servet gehorchte; dann stieg er schweigend auf den Scheiterhaufen. Der Henker band ihn an den Pfahl; an seiner Seite befestigte er ihm sein abscheuliches Buch; auf seinen Kopf setzte er eine Krone von Laub und Schwefel. Einige Minuten nachher war Servet nicht mehr.

So triumphirte Calvin in seinem Kampfe gegen die Ketzerei. Die Libertins machten ihm noch eine Zeitlang den Sieg streitig. Aber Calvin und die Prediger hielten fest. Das Nachgeben war zuletzt an den Räthen. Sie mußten das Recht aufgeben, eine vom Consistorium verkündete Excommunication zu annulliren, wie sie es bei Berthelier gethan. Einen Monat danach trug die Calvinistische Partei auch in den Wahlen der Syndici den Sieg davon. Um ihren Triumph zu sichern, ließ sie eine große Zahl Refugiés zu Bürgern von Genf aufnehmen. Perrin, sich geschlagen sehend, griff zu den Waffen. Am 15. Mai 1555 versuchte er an der Spitze von Fischern, Schiffern und einer

zahlreichen aufrührerischen Menge durch einen Handstreich das neue Gouvernement zu stürzen; aber er scheiterte und sah sich gezwungen, mit Dreißig der Seinigen die Flucht zu ergreifen. Alle wurden in contumaciam zum Tode verurtheilt.

Von diesem Augenblicke an war Calvins Autorität von Allen angenommen; kein Ketzer wagte sich offen mit ihm zu messen, die Partei der Libertins verschwand. Der Tod Servets und die Verurtheilung Perrins waren für den Reformator zwei entscheidende Erfolge. Fünfzehn Jahre Anstrengungen genügten, das alte Genf verschwinden zu machen; Genf war nur noch die Calvinistische Stadt. —

Der Stifter des Christenthums starb für seine Lehre den Tod des Märtyrers am Kreuze; die sich später seine „Jünger und Diener" nannten, machten Andere zu Märtyrern. Liegt hierin nicht ein furchtbar ernster Unterschied zwischen Religion und Kirche? L—n.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

5. Werthers Lotte, Charlotte Buff, Kestners Braut in Wetzlar.

— Das Gefühl der Selbstanklage, Reue und Buße trieb den Dichter nach der Sesenheimer Episode ins Weite mit seinen Gedanken; Straßburg, Shakspeare und Herder drängten ihn zur Beschäftigung mit dem Götz. Dies Werk, eine dramatische Lebensgeschichte, erschien erst 1773 im Druck, war aber wohl im Winter 1771 in der ersten Form fertig, und im August dieses Jahres hatte er Straßburg verlassen. Man sagt, Goethe's Mutter habe in der Zeichnung der Haus- und Burgfrau des werthen Ritters sich gefallen und in dem Bilde wie in einem Spiegel gern sich selbst erblickt. Im Weißlingen schilderte er mit Abscheu und gleichsam zur Buße und Sühne eine Ausartung männlicher Schwäche; die Schwester Cornelie aber drängte den Dichter zum endlichen Abschluß der Arbeit. Sonst haben weibliche Gestalten keinen Einfluß auf dies Werk gehabt; Männer und Elemente der Mannesnatur walteten zum ersten Mal bei ihm vor als er es schuf, aber unorganisch und unklar; Shakspeare hatte seinen Geist, wie er selbst sagt, „ausgeweitet," aber Lessing mit seiner Concentrationskraft in der Structur des Drama's ihn nicht behütet. Von der Beschäftigung in Straßburg mit sogenannter gothischer, d. h. deutscher Kunst fand er nicht blos zu Hans Sachs, sondern auch zur Bibel leicht den Uebergang, nicht um zu beten, sondern die Energie und gottvolle Kraft dieses Buches der Bücher auf sich walten zu lassen. Es war also jene Zeit der Buße für verschuldetes Weh an der Friederike von Sesenheim eine Zeit der Einkehr in sich selbst. Und hier hat sich zweifelsohne die Klettenberg von neuem seiner bemächtigt. Er schrieb in Frankfurt damals den „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***" und „Zwo wichtige bisher unerörtete biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben." Lavater, Klopstock, Basedow gewannen persönlich durch die Macht der Einwirkung die sie übten, Zutritt zu ihm, während Schlosser, sein Schwager, und Merck, der Darmstädter Zahlmeister und Kriegsrath, der spröde, spöttische, als Mephistopheles gekennzeichnete, der später, freiwillig endend, gleichsam sein eignes Ich negirte, — als Widerparte zu religiösen Tendenzmännern ihn beeinflußten. Merck bewog Schlosser 1772 zur Herausgabe der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen;" sie wurden das Organ der aufwogenden Sturm- und Drangmänner, in denen sich Schwärmerei des Entzückens, Aufraffen zu Thaten geistiger Größe und Anatomie scharfer Forschung zu einem gährenden Gemisch zusammenfanden. Seinen Antheil an jenen Frankfurter Gelehrten Anzeigen hat Goethe mit 35 Aufsätzen seiner Feder in der Sammlung seiner Werke niedergelegt.

All das war aber nur Sturm und Aufregung, Gymnastik und Turniergefecht. Ziel und Inhalt für neu gewonnene und neu entwickelte Kräfte mußte ein Weib sein, nur ein neues Gefühl in Lust und Weh um ein weiblich Wesen konnte seinen ganzen Menschen zu einer Dichtung schmelzen, die epochemachend für ihn wie für das Zeitalter wurde. Goethe's Aufenthalt in Frankfurt wurde durch ein Sommerjahr in Wetzlar (1772) unterbrochen. Der Vater, unzufrieden mit des Sohnes Vernachlässigung juridischer Interessen, hoffte, daß eine Praxis am Reichskammergericht daselbst heilsam wirken werde. Auf dem Reichskammergericht zu Wetzlar saßen dermalen 17 deutsche Rechtsgelehrte über 20,000 aufgelaufenen Processen, deren einige sich schon durch anderthalb Jahrhunderte hindurchschleppten. Welcher Stoff für eine rechtslustige, welcher Gräuel für eine lebensbedürftige poetische Seele! Goethe schloß sich in Wetzlar der heitern Tafelrunde junger Genossen an, die sich Ritternamen beilegten und auf lustige Abenteuer sannen; Goethe hieß Ritter Götz der Redliche. Das Ritterliche seines Wesens ist wohl niemals verkannt; aber auch in der Redlichkeit suchte er Seinesgleichen, nicht minder in der Hingebung, Fülle der Gefühle und Liebebedürftigkeit. Unter den jüngeren Männern, die sich beim Reichskammergericht zum Dienste vorbereiteten, lernte er den Bremischen Gesandtschaftssecretär Johann Christian Kestner kennen, einen Charakter von jener Bestimmtheit im Reden und Thun, die bei Fleiß und heiterer Unermüdlichkeit so zutrauensvoll wirkt. Auf baldige Anstellung bauend, hatte sich Kestner mit der zweiten Tochter des Amtmann Buff verlobt. Charlotte Buff war eine blauäugige, schlanke Blondine, „eine heitere, gesunde Natur," der eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren war. Nach dem Tode der Mutter leitete sie die Wirthschaft und die Erziehung jener zahlreichen Geschwister, in deren Umgebung der Dichter des Werther sie so reizend fand. Es war nicht der Reiz strahlender, blendender Schönheit, was ihn fesselte, sondern der stillwirkende Zauber reiner gemüthvoller Harmonie. Blonde Frauen erobern nicht im Sturm, aber um so sicherer durch die Ruhe ihrer Anmuth und Grazie, mit der sie anziehend wirken ohne gleich viel wiederzugeben. „Die heiterste

*) Vergl. Nr. 27, 28, 29 u. 32.

Luft wehte in ihrer Umgebung," schrieb der Greis Goethe von Lottchen. Kestner, in seiner harmlos guten Sinnesart, pflegte seine Freunde mit ihr bekanntzumachen, ja sah es gerne daß seine Braut sich mit ihnen auf Landpartien erging, wenn ihn selbst der Dienst fesselte. So kam der Doctor Goethe in ihre Nähe, und bald in traulichen Verkehr mit ihr; er ward ihr steter Begleiter in Feld, Wald und Krautgarten, oft im Beisein Kestners, oft ohne ihn, alle Drei wurden sich unentbehrlich. So lebten sie einen herrlichen Sommer hindurch eine ächte Idylle, wozu das fruchtbare Land „bei einer ausgedehnten Wirthschaft" die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. „Durch reife Kornfelder wandernd, erzählt der Dichter in seinem Leben, erquickten sie sich am thaureichen Morgen, das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Calender hätte müssen roth gedruckt werden." So idyllisch war es dem alten Herrn noch ums Herz, als er der Welt seine Wertherdichtung und den vielbeweinten Schatten seines Helden erläutern wollte. Im Momente selbst war seine Empfindung für Lotte gleich eine entschiedene gewesen, aber eine reine, edle. Das bezeugt sein „Pilgers Morgenlied," als ihn Merck von Wetzlar fortlockte, um ihn zu zerstreuen und zu retten." Im Gedicht „Elysium," an eine Freundin Lottens, die er „Urania" nennt, gerichtet, besingt er sie als „Lila." Seine Verse: „An Lottchen," denen Düntzer eine andere Beziehung geben will, lauten:

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich Dein, o Lottchen, denken Dein die Beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlichst reichtest,
Da Du uns auf reich bebauter Flur
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.
Wohl ist mir's, daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt ꝛc.

Und aus dieser harmlosen Idylle erwuchs ein Buch voll so schwelgerischer Todeslust! — Es muß doch im Hintergrund seines innern Menschen ein gewitterschwühler Himmel gestanden haben, der den Selbstmord des jungen Jerusalem, der zum Wetzlarer Kreise gehörte, nur als Allarmzeichen zu seinem Losbruch nahm. — Im ersten Abschnitt der Leiden des jungen Werther ist in aller Unschuld harmloser Selbstvergessenheit ein großer Theil der Erlebnisse im Verkehr mit Kestners Braut hineingearbeitet. Die Oertlichkeiten der Dichtung entsprechen der Umgebung Wetzlars. Der patriarchalische Brunnen zu Anfang des Briefes vom 12. Mai liegt nahe am Thore der Stadt. Dorf Garbenheim im Briefe vom 26. Mai ist in Dorf Wahlheim verwandelt, und dem Leser dabei die Warnung ertheilt, sich nicht die Mühe zu geben, die genannten Orte in irgend einer Wirklichkeit zu suchen. Eine halbe Stunde entfernt liegt das Jägerhaus, in welchem laut Brief vom 16. Juni der Ball gehalten wurde. Merck, den Goethe bei Lotten einführte, theilte nicht des Dichters Begeisterung, gab vielmehr der „Junonischen Gestalt einer ihrer Freundinnen" den Vorzug und schalt ihn wegen der Tändelei mit einem schon gebundenen Mädchen; es sei noch Zeit, diese Verwickelungen zu lösen, wenn er nicht in ein Irrsaal gerathen wolle! Dieser Carlos-Mephistopheles hatte hier mehr Recht als später im Clavigo. War doch, während Braut und Bräutigam das beste Maß zu ihm innehielten, für den Dichter selbst aus der Tändelei schon eine qualvolle Leidenschaft geworden. An einem nebeligen Spätsommermorgen 1772 brach Goethe von Wetzlar auf, um mit Merck in Coblenz zusammentreffen. Ein leichter Fußgänger, wanderte er die Lahn hinunter, und auf diesem Wege entstand das Gedicht an Lila: „Pilgers Morgenlied," worin er noch einmal sein erstes Begegnen mit Lotte, sein Bedürfniß allgegenwärtiger Liebe und sein Schicksal des Entsagens feiert. Zum Hochzeitstage richtet er an die Neuvermählten einen Brief (im Werther vom 20. Februar), worin er den zweiten Platz in Lottens Herzen fordert. Auf die Nachricht von ihrer ersten Entbindung spricht er den Wunsch aus, der Erstgeborne möchte nach ihm Wolfgang genannt werden. In späteren Briefen kündigt er eine litterarische Sendung an; erst im September 1774 kommt ein Exemplar von Werthers Leiden in Lottens Hände. Er hatte in der Zwischenzeit erst noch seinen Götz umgeschrieben. Je mehr er in diesem Kraftgemälde deutscher Selbsthülfe in alter Zeit sich selbst und seinem Jahrhundert entflohen war, desto mehr hatten, durch Young und Ossian genährt, Krankheitszustände der Gegenwart sich in ihm angesammelt. Die Herabstimmung aller sittlichen und physischen Kraft, die passive Nichtsnutzigkeit des bedrückten deutschen Jammers, für den nur England seine „Wonne in Thränen" bot, all diese verzehrende Todessehnsucht voll elegischer Schwelgerei lebte im Dichter, mußte aber erst ausgelebt sein in ihm, bevor er sie darstellen konnte. Erst mit der Nachricht vom Selbstmorde des jungen Jerusalem in Wetzler stand der Entschluß zum Buche Werther fest, aber er wurde erst 1774 ausgeführt. In vier Wochen soll dies Gemälde entworfen sein, wie er selber sagt. Die Farben dazu trug er in sich, die Linien borgte er theils aus seinen eignen Zuständen in Wetzlar, theils aus den Motiven zu Jerusalems That; erster und zweiter Abschnitt des Buches füllten sich damit. In einem Briefe an Lavater (26. April 1774) schrieb Goethe, er habe der Geschichte Jerusalems seine Empfindungen geliehen; aber die Ouverture zu diesem tragischen Monodrama war eine Fabel die er aus seiner eignen Wirklichkeit in Wetzlar nahm. Mit Jerusalem hatte er in Wetzlar nicht in näherem Verhältniß gestanden, ihn nur zuweilen bei Freunden getroffen. Er schildert in seinen Erinnerungen den Gesandtschaftssecretär als einen hübschen, blonden, blauäugigen Jüngling von weichen, ruhigen Zügen, wohlgebaut und mittlerer Größe. Seine Kleidung war die unter Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, Stiefeln mit

braunen Stulpen. Er skizzirte gern die heimlich stillen Gegenden der Landschaft. Bei seinen häufigen Besuchen im Hause eines Geheimsecretärs der pfälzischen Gesandtschaft kam er in den Verdacht einer unglücklichen Leidenschaft für die Gattin dieses Freundes. Die Eifersucht des Mannes sollte ihn entfernt, mehr aber noch in Folge des Streites mit einem Vorgesetzten verletzter Ehrgeiz ihn gereizt haben. Der im zweiten Abschnitt des Werther, im Briefe vom 15. März erzählte Vorfall ereignete sich unter etwas abweichenden Umständen gleich nach Jerusalems Ankunft zu Wetzlar beim Präsidenten Grafen v. B. Die That des Selbstmordes ist bis auf die Kleidung des Thäters im Roman genau der Wirklichkeit entlehnt. Kestners Pistolen hatten bei Jerusalem zufällig als Werkzeug zur Ausführung des Entschlusses gedient. Goethe hielt diese thatsächlichen Einzelheiten fest, wie Zeitungen und Briefe aus Wetzlar sie berichteten; er verwob sie ganz harmlos beim Sturmdrang des Ergusses mit seinen eignen Eindrücken, die ihm zu alledem doch nur ein Vorspiel geliefert. So hatten sich hier Wahrheit und Dichtung wunderbar listig durchdrungen, um auf das naivste ein Meisterstück sentimentaler Seelenmalerei zu liefern. Hier durfte nicht viel erfunden, fremde Gestalten durften nicht herringezogen werden; der Proceß war zu einfach und zu innerlich. Die Lotte der Wirklichkeit ist in der Dichtung potenzirt; bei all ihrer Seelenreinheit im Buche ist sie doch leise berührt vom Schmelz und Zauber seiner überfluthenden Leidenschaft; Kestner mußte, als poetisch nothwendiger Gegensatz zum krankhaften Helden, in einen gesunden Alltagsmenschen verwandelt werden. Wenn Rosenkranz meint, es zeuge von großer Kunst, daß Goethe den Werther zum Diplomaten gemacht, da Diplomaten „Scheinthuer" seien, so zeigt das von einem gänzlichen Verkennen der Entstehungsgeschichte dieses Dichtwerks, und Lewes rügt mit Recht die Thorheit, einem Poëm mehr speculative Finten unterzuschieben als der Dichter in seiner Naivität sich je geträumt. Wie und bis zu welchem Grade ein poetisches Werk Naturerzeugniß ist, hat wenigstens kein Hegelscher Philosoph begreifen können, aus Antipathie und Stolz gegen das was Natur und unbewußter Proceß ist. Wohl heißt der Poet „der Macher," trotzdem **wird** das Werk in ihm, und wie Bewußtsein und dunkler Drang in ihm weben und sich durchschlingen, bleibt Mysterium für profane Exegese. Just am Werther **machte** Goethe nichts; ihm selbst unbewußt liefen hier Wirklichkeit und Erfindung durcheinander. Das Werk ist aber auch nicht so sehr, wie man glaubt, bloße Ausgeburt eines Sturmdranges, der nach dem Nächsten greift, um sich rasch genug zu thun. Es ist rasch hingestürmt in der Ausarbeitung, aber sehr langsam und gründlich erlebt, denn in ihm wogt schwankend und überfluthend, voll und heiß und doch innig tief, thränenfeucht und verzweiflungsvoll das ganze Leid jenes kranken Jahrhunderts. Der Dichter gab darin Alles hin, was ihm Leben und Zeit gegeben; er behielt aber für sich was zum Weiterleben nöthig war, die standhafte Kraft, zu verzichten, und die Stärke des Felsens, der den Wogensturm überdauert, trotzdem er Spuren davon zeigt und behält. Zwischen Jerusalems Selbstmord und der Abfassung der Dichtung lagen fast anderthalb Jahre, sodaß das Werk auch der Thatsache nach nicht so, wie es Vielen scheint, die Ausgeburt des Augenblicks war.

Goethe's Geleitsbrief mit dem Exemplar des Werther lautet buchstäblich: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte Dich, lass' es außer Meyers niemand jetzo sehn, es kommt erst die Leipziger Messe ins Publicum. Ich wünschte jedes läs' es allein vor sich, Du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen. Lotte, Adieu Lotte." — Kestner entgegnete: „Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber wie er da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern wie's mir ist. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließe ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr soviel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition sein soll; allein die H . . . ., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig was Ihr Eurer Heldin beimesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das, eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin erschoß sich Jerusalem. Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zuviel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ichs denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mit ihr — —. Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes, nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt, **nur** von der Außenseite) daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn so zu einem Klotze machen? Damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet: Seht, was **ich** für ein Kerl bin!"

In einem spätern Briefe an einen Dritten, einen seiner Freunde, die ihm wegen der erlittenen Bloßstellung ihr Beileid bezeugten, schreibt Kestner berichtigend, im ersten Theile des Buches sei Werther Goethe selbst, in Lotte und Albert habe er von seiner Frau und ihm Züge entlehnt, viele von den Scenen seien ganz wahr, aber doch theilweis verändert,

andere ganz fremd, und um den Tod Werthers vorzubereiten, habe er schon im ersten Theile Verschiedenes hinzugedichtet, das den wirklichen Personen gar nicht zukomme. „Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit sonst einem Andern in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist. Dies haben wir ihm allerdings sehr übelzunehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereut es jetzt; aber was hilft uns das! Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, wie im ersten Theile enthalten. Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen als sonst, wenn dies möglich gewesen wäre."

Goethe war erschrocken über den Eindruck den das Buch auf seine Freunde machte. Er hatte auf Kestners Brief sofort geantwortet: „Ich muß Euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben; verzeiht mir, wenn Ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte Euch, ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euren Herzen gefühlt haben werdet ꝛc." Der Dichter spricht dann die frohe Ahnung aus, das ewige Schicksal habe das zugelassen, um ihn noch fester an Beide zu knüpfen, er sei so durch Liebe an sie gebunden, daß er an ihnen und ihren Kindern ein Schuldner sein werde für die bösen Stunden die er ihnen gemacht. Solcher Gutherzigkeit gegenüber streckten sie denn auch die Waffen, sie vergaben ihm und er konnte noch im November desselben Jahres schreiben: „O könnt' ich Dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen, Eine, Eine Minute, und all, all das sollte getilgt, erklärt sein was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! O Ihr Ungläubigen! würd' ich ausrufen. Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt!" Binnen einem Jahre verspricht er Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht und Mißdeutung „im schwätzenden Publicum, obgleich das eine Heerd' Schwein' ist," — auszulöschen „wie ein reiner Nordwind." „Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißet — und trutz Euch und Andern, eingewoben ist. — Wenn ich noch lebe, so bist Du's dem ichs danke — bist also nicht Albert. — Und also — gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden ꝛc. O Du! Hast nicht gefühlt wie der Mensch Dich umfaßt, Dich tröstet — und in Deinem, in Lottens Werth Trost genug findet, gegen das Elend das schon Euch in der Dichtung schreckt. Lotte, leb' wohl — Kestner, Du — habt mich lieb — und nagt mich nicht."

In diesen stammelnden Worten liegt das Eingeständniß eines Rettungsactes, den Goethe für sich selbst diesem Buche verdankte, ob er gleich solange nachher erst die Anker lichtete und damit in See ging, um nicht zwischen engen Klippen zu scheitern. „Sie glauben nicht was er für ein Mensch ist," schrieb Kestner an den dritten Freund. „Aber wenn sein Feuer ein wenig ausgetobt hat, werden wir noch Freude an ihm erleben." Erst dem Kestnerschen Briefwechsel verdanken wir in unseren Tagen die wahre Geschichte über die Entstehung des Werther, dieses „Gemisches von Wahrheit und Lüge," dessen Composition in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" nicht mehr recht deutlich zu Tage trat.

Kestner giebt auch, bevor ihm Goethe näher getreten, also ganz harmlos, Zeugniß über ihn. Dies Zeugniß lautet: „Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt an, seiner Hantierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar ꝛc. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigung eingeben würden. Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Classe von Leuten nicht gehöre, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ungefähr kennen. — Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon" (bei der ersten Begegnung nämlich) „daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir noch nicht genug, ihn hochzuschätzen. — Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determi-

nirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration. Er hat sehr viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch noch mehr gedacht und räsonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften."

Am Rande fügt Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen: Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch." Weiter unten ferner: „Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Auf dies Zeugniß über seine Eigenthümlichkeit folge hier auch noch der Nachweis wie tief er sich eingesponnen in den Verkehr mit Lotte und ihr ganzes Dasein. Wir lesen in Kestners Tagebuch: „September 10. 1772. Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten, ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war. Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen rc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer von uns zuerst stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte."

„September 11. 1772. Morgens um 7 Uhr ist Goethe weggereiset, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hat es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn erwarte, eine Reise machen und er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber, daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Dictatur zu Hause. — Herr Dr. Goethe hat dieses um 10 Uhr geschickt." — Ich sah die Bücher und das Billet und dachte, was dieses mir sagte: „Er ist fort!" und war ganz niedergeschlagen. Bald nachher kam Hans (Lotte's Bruder) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei. Die Geheime Räthin Langen hatte bei Gelegenheit durch eine Magd sagen lassen, es wäre doch sehr ungezogen, daß Dr. Goethe so ohne Abschied zu nehmen, weggereist sei. Lottchen ließ wieder sagen: Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte? Lottchen schickte, um gewiß zu sein, einen Kasten den sie von Goethen hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. Mittag hatte die Geheime Räthin Langen wieder sagen lassen, aber sie wollte es des Doctor Goethe Mutter schreiben, wie er sich aufgeführt hätte! — Unter den Kindern im deutschen Hause sagte jedes: Doctor Goethe ist fort! — Mittags sprach ich mit Herrn v. Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserm gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm, ich konnte auch nicht anders als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde, ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgegangen war."

Goethe's Brief, auf den sich die oben mitgetheilte Stelle des Tagebuchs bezieht, ist wörtlich erhalten: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inneliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte (mich?) nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh' ich. O mein armer Kopf." — Eingeschlossen waren folgende Zeilen an Lotte: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mirs bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Discurs! Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letzten Male begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben: er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Aus alledem erhellt wie tiefgreifend Charlotte auf Goethe gewirkt, wie harmlos und naiv das sentimentale Meisterwerk deutscher Dichtung erlebt wurde, um geschaffen zu werden. Der Dichter war so erfüllt mit sich und seinem Bedürfniß, — Eigenthümlichkeit des Egoisten, aber auch des dazu berechtigten Genies, — daß er im Gefühl der Größe seines Berufes, der ihn wohl voll Zuversicht, aber nicht eitel und stolz machte, ganz und gar vergaß was er in menschlicher Beziehung dabei gesündigt. Goethe hat wegen Friederike von Sesenheim, aber nicht wegen Charlotte von Wetzlar Reue empfunden; auch nicht daß er sie und „ihren Albert" blosgestellt. Es gelang ihm auch, nachdem der Sturm der Aufregung beschwichtigt war, mit dem trefflichen Ehepaar in freundlichem Vernehmen zu bleiben. Nach 1776, mehr noch nach 1780 werden indeß die Briefe spärlicher, bis nach Kestners Tode (1800) der Briefwechsel erlosch. Er war hannöverscher Ministerresident in Rom. Der Dichter sah Charlotte in ihrem 53. Lebensjahre, 1816, zu Weimar, wo sie ihre verheirathete Schwester besuchte. Er erwies ihr große Aufmerksamkeit, sagt J. W. Schäfer in seinem Buch über Goethe; 1828 ist sie gestorben. Ihr Sohn, hannöverscher Legationsrath, ein 77jähriger Mann, stand im

Frühling dieses Jahres in der Karlsbader Fremdenliste. Dessen Tochter, an den hannöverschen Baron v. Wrangel verheirathet, lebt mit ihrer Tochter, also Lottens Enkelin mit Urenkelin, gegenwärtig in Dresden. Am hundertjährigen Geburtstage Goethe's aber wurde zu Wetzlar auf dem Wertherplatze vor dem Thore, wo der Dichter einst zu sitzen und zu träumen liebte, ein kleines marmornes Denkmal zwischen drei Lindenbäumen errichtet, mit der Inschrift: „Ruheplatz des Dichters Goethe, zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849." F. G. K.

Bayard Taylors Reise nach Lappland.*)

Juozengi in der kalten Zone, den 6. Januar 1857.

Ich sah mich gezwungen, drei Tage lang in Haparanda zu bleiben und den Vorschriften des Arztes gemäß Kräuterumschläge, Gurgelwasser und Salben zu brauchen. Da meine Kenntniß des Schwedischen nicht so weit reichte, um die Vorschriften des Arztes und seine technischen Ausdrücke vollkommen zu verstehen, so erhielt die Magd Friederike ein geschriebenes Programm über meine Behandlung; zugleich legte der Arzt ihr die Verantwortlichkeit dafür sehr ans Herz. Friederike dachte ohne Zweifel, daß mein Leben in ihrer Hand liege, und nichts konnte die Energie übertreffen, mit der sie die Sorge für die Erhaltung desselben übernahm. Bis auf die Minute pünktlich, erschien sie mit dem verordneten Heilmittel, und wenn sie von meiner Seite irgend eine kleine Abweichung bemerkte oder vermuthete, so wurde der Arzt bei seinem nächsten Besuche unvermeidlich davon in Kenntniß gesetzt. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hatte ich den Camillen- und Malvengeschmack im Munde, die Haut an meiner Kinnlade bekam von dem austrocknenden Salmiak Blasen; doch das Endresultat war, daß ich hergestellt wurde, wie der Arzt und Friederike es beschlossen hatten.

Das gutherzige Mädchen war ein ächtes Exemplar der Frauen im nördlichen Schweden. Von mittler Größe, gerade, aber nicht stämmig, eher von schlanker Taille und gerundeten Hüften und einem Fuße, der zu gleicher Zeit fest und hurtig auftrat, war sie ein so heiteres Wesen, wie man es nur zu sehen wünschen kann. Ihr Haar war seidenartig blond, wie man es in Schweden gewöhnlich findet; ihre Augen hell und blaßblau, ihre Nase wohlgebildet, ihre Wangen mit dem delicaten Roth der wilden Rosenblätter gefärbt, ihre Zähne so weiß, regelmäßig und vollkommen, daß ich überzeugt bin, sie würde in America ihr Glück machen. Immer heiter, gütig und thätig, war ihr Leben doch ein sehr hartes. Sie war zu gleicher Zeit Köchin, Hausmagd und Stallknecht, und dabei hatte sie eine sehr mürrische Gebieterin. Des Morgens machte sie in der Dunkelheit das Feuer in unserm Ofen an, und brachte uns der Gewohnheit in der kalten Zone gemäß den Kaffee, wenn wir noch im Bette lagen. Von da an bis um Mitternacht, wenn der letzte trunkene Gast zur Ruhe gebracht war, hörte die Arbeit nicht auf. Obgleich sie an einem übeln Husten litt, so hatte sie doch die Geschäfte außerhalb des Hauses wie im Innern zu verrichten, und wir sahen sie bei einer Kälte von 30 Grad unter Null, in eine Jacke von Schaffell gekleidet, Pferde anschirren. Die Belohnung für diesen Dienst war möglicher Weise gegen acht americanische Dollar jährlich. Als ich ihr bei unserer Abreise ungefähr soviel gab, wie in einem americanischen Hotel ein Dienstmädchen erwarten würde, wenn sie eine Frage beantwortet hat, war das arme Mädchen von Dankbarkeit ganz überwältigt und meine Großmuth machte selbst auf die harte Wirthin einen solchen Eindruck, daß sie darauf bestand, uns für die Füße ein Schaffell zu leihen, indem sie sagte, „wir seien gute Leute."

In den Sitten dieser nördlichen Völker ist etwas außerordentlich Natürliches und Unverfälschtes — eine strenge Rechtschaffenheit, welche die Rechtlichkeit Anderer als verbürgt annimmt, eine verborgene Güte und ein Wohlwollen, das man Anfangs übersehen mag, weil es sich nicht sofort in äußerlichen Zeichen zu erkennen giebt, und eine gänzliche Unkenntniß dessen, was man in den hochcivilisirten Cirkeln „Anstand" zu nennen pflegt. Die wahre Sittenfreiheit, welche in einigen Ländern eine Lockerheit der Sittlichkeit anzeigen würde, ist hier der augenscheinliche Stempel ihrer Reinheit. Mir ist öfters die Frage eingefallen: Wer ist die reinste und jungfräulichste Natur, das spröde americanische Mädchen, welche erröthet, wenn sie vor dem Schlafzimmer eines Herrn ein Paar Stiefel erblickt und die verlangt, daß gewisse unanstößige Theile des Leibes und der Kleidung in delicater Weise durch eine Umschreibung bezeichnet werden sollen, oder das schlichte, schwedische Frauenzimmer, das uns den Kaffee in unser Schlafzimmer bringt und das Feuer anmacht, während wir aufstehen und uns ankleiden, und während der verschiedenen Stufenfolgen der Toilette kommt und geht, weil sie sich dessen, was man anderswo „Anstand" nennt, gänzlich unbewußt ist? Das ist Bescheidenheit in ihrer gesunden und natürlichen Entwickelung, nicht in jenen krankhaften Formen, welche eine Einbildungskraft, die immer auf ihrer Hut ist, für kitzelnde Bilder einräumt. Nichts hat meinen Glauben an die Tugend der nördlichen Schweden mehr bestärkt als diese Thatsache, und ich habe selten mehr Achtung für Frauen und mehr Glauben in die angeborne Reinheit ihrer Natur als hier gefühlt.

Wir hatten in Haparanda ein sehr freundliches Logis, unser Aufenthalt daselbst war daher keineswegs lästig. Ein großes, mit einem Fußteppich versehenes Zimmer, das gegen die äußere Kälte durch doppelte Fenster geschützt war und durch einen großen russischen Ofen geheizt wurde, war uns angewiesen. Wir hatten zwei Betten, von denen das eine während des Tages ein bequemes Sopha wurde, ein Damenbrett, die nothwendigen Apparate zum Waschen, und außer einer Anzahl Kupferstiche an den Wänden von unseren Fenstern aus die Aussicht auf Torneå und die Schlittenbahn über den Fluß, über welchen täglich Hunderte von Personen kamen und gingen.

*) Vergl. Nr. 7, 8, 9, 15, 22, u. 27.

Aus dem östlichen Fenster sahen wir die nordische Dämmerung, welche vier Stunden lang zunahm und in wundervollen Schattirungen von Farben erglänzte, bis die blaßgelbe Sonne über den entfernten Häusern erschien, zwei Stunden lang längs der Dächer dahinschlich und dann wieder verschwand. Wir hatten reichliche Mahlzeiten, die besonders aus Rennthierfleisch bestanden, mit einer Sauce von schwedischen Preißelbeeren, Kartoffeln, die gefroren gewesen, aber doch noch schmackhaft waren, Salmenrogen, weiches Brot zu den schwarzen Schnitten von Fladbröd, englischen Porter und ausgezeichnetes Bier von Umeå. Wir hätten uns in der That in keinem ländlichen Gasthause in den Vereinigten Staaten comfortabler befinden können. Für das Beste, was im Orte zu haben war, bezahlten wir für vier Tage und für den kleinen Vorrath, den wir mit auf den Weg nahmen, etwa sieben Dollar.

Am Tage vor unserer Abreise bemühte ich mich einige Auskunft in Bezug auf den Weg nach Lappland zu erhalten; was mir aber nicht gelang. Der Wirth versicherte mich, bis Muonioniska, 210 englische Meilen weit, gäbe es Skjuts oder Posthaltereien, wo ich Pferde finden würde; außerdem erfuhr ich nur, daß die Leute blos Finnländer seien, die nicht Schwedisch sprächen, schrecklich arm wären und uns nichts zu essen geben könnten. Man erzählte mir, der Gehülfe in der Apotheke spreche deutsch und ich eilte dahin; doch der Gehülfe, ein olivenfarbiger Finnländer mit dunkeln Augen, konnte nicht einmal meine erste Frage verstehen. Die Leute schienen sogar in der Geographie des Landes jenseits Ober-Torneå oder Matarengi, vierzig Meilen weiter, gänzlich unwissend zu sein. Die Gattin des Arztes, eine rasche, mütterliche Dame, die an unserm Vorhaben ein Interesse zu nehmen schien und so gütig und gefällig war, wie diese Frauen es stets sind, besorgte uns einen Vorrath von Fladbröd, von Roggen gemacht, ausgezeichnet knopperig und hart; und darin bestanden unsere ganzen Vorkehrungen. Rennthierpelzhandschuhe waren nicht zu finden, ebenso wenig ein Rennthierfell, um unsere Füße damit zu bedecken, und so verließen wir uns auf einen großen Vorrath von Heu und meinen schottischen Plaid. Vielleicht hätten wir in Torneå jene Gegenstände leichter finden können, doch ich kannte Niemanden daselbst, der uns Beistand leisten konnte, und so besuchten wir den alten Ort nicht einmal. Wir hatten die Vorsicht gehabt, unsere Pässe von dem russischen Gesandten in Stockholm visiren zu lassen und uns mit einem kleinen Vorrath von russischen Rubeln zu versorgen, jetzt fanden wir, daß das ganz unnöthig war. Man wird nach keinem Passe gefragt, wenn man nach Torneå kommt oder an der russischen Seite der Grenze reist.

Uns auf unser gutes Glück verlassend, was überhaupt der beste Plan ist, reisten wir gestern Mittag von Haparanda fort. Der Tag war prachtvoll, der Himmel wolkenlos und so glänzend wie polirter Stahl; das Quecksilber stand 31 Grad unter Null. Die Sonne, welche kaum mehr als die Breite ihrer Scheibe über dem Horizonte stand, verbreitete ein schwaches, orangefarbiges Licht über die breiten, ebenen Schneeflächen und die bläulich weiße Hemisphäre des bothnischen Meerbusens, der jenseits Torneå sichtbar war. Die Luft war vollkommen ruhig und außerordentlich kalt und packend; was meine Nase und meine Ohren gehörig empfanden. So kurz diese nordischen Tage sind, so haben sie doch eine ganz eigenthümliche Majestät, einen Glanz, obwohl er sehr geschwächt ist, eine Breite und Dauer der Farbe, die in gleicher Art dem Himmel und der mit Schnee bedeckten Erde eingeprägt ist und die uns erscheint, als ob wir ein gefärbtes Glas vor unsere Augen hielten. Ich bin nicht im Stande, diese Wirkungen oder den Eindruck, den sie auf die Gemüthsstimmung des Reisenden machen, zu beschreiben. Es ist ganz das Entgegengesetzte der gedrückten Stimmung, welche die Polarnacht mitsichführt und welche die Abwesenheit jedes wirklichen Tageslichts hervorzubringen hinreichend sein würde.

Unsere Straße war sehr gut aber schmahl, und es machte uns große Schwierigkeiten an den vielen Heu- und Holzschlitten, die uns begegneten, vorüberzukommen, weil der lockere Schnee sehr tief war. Zu solchen Zeiten wurden wir mehrmals umgeworfen und bei einer solchen Gelegenheit erlitten wir den Verlust unserer geliebten Tabakspfeife, — ein Verlust, welcher Braisted für den Rest des Tages trostlos machte. Wir besaßen nur die Eine und die Beraubung derselben war für uns kein kleiner Schmerz. Kurz nach unserer Abreise von Haparanda fuhren wir vor einem kleinen, weißen Obelisk vorüber, auf dem sich die Worte fanden: „Russische Grenze.“ — Die Stadt Torneå erschien jenseit des gefrornen Flusses mit dem spitzigen Dache und dem schlanken Thurme der alten Kirche, die sich über die Linie der niedrigen rothen Häuser erhob, wirklich imponirend. Campbell sagt irgendwo:

„Cold as the rocks on Torneo's hoary brow“

mit derselben Unkenntniß der Geographie, die ihn veranlaßt, am Flusse Susquehannah Palmbäume wachsen zu lassen. Torneå lag vor mir; doch vergebens sah ich mich nach dem „hoary brow“ um. Nicht ein Hügel war zu sehen; im Umfang von zehn Meilen gab es nicht einen einzigen Felsen, sondern eine ununterbrochene Ebene wie die westliche Küste am adriatischen Meer, die von dem Niederschlag der Flüsse und dem Zurückweichen der See gebildet worden war.

Unsere Straße ging an dem linken Ufer des Flusses aufwärts, von dem beide Seiten mit hübschen, kleinen Dörfern besetzt sind. Die Gegend ist so gut angebaut und erschien so bevölkert und blühend, daß ich mir kaum denken konnte, in welchem Theile der Welt wir uns befänden. Die Sonne ging ein Viertel nach ein Uhr unter, doch der südliche Himmel blieb zwei Stunden lang in seinen Schattirungen von Rosenroth und Orangegelb prachtvoll. Das uns von unserer Wirthin in Haparanda geliehene Schaffell hielt uns die Füße warm und wir fühlten die Kälte nur im Gesicht; meine Nase, die eine Haut verloren hatte, war besonders frisch und weichlich; sie erforderte ungewöhnliche Sorgfalt. Als wir um drei Uhr Kukula, die erste Station erreichten, war der nördliche Himmel ein breiter Fluß des reinsten Violett, das am Zenith, wo es auf den feurigen Rand des Sonnenuntergangs stieß, in die Farbe des spanischen Flieders zerschmolz.

Wir erfrischten uns mit heißer Milch und fuhren dann mit besseren Pferden weiter. Um vier Uhr war glänzender

Mondenschein bei gänzlicher Windstille. Wir fuhren auf der ebenen, festgefahrenen Straße rasch voran und in zwei Stunden erreichten wir Korpikylä, ein großes, neues Gasthaus, wo wir ein ganz erträgliches Quartier fanden. Unseren Betten waren Haufen von Rennthierfellen; ein schrecklich häßliches finnisches Mädchen, die ein Paar schwedische Worte wußte, bereitete uns ein Nachtessen von zähem Fleisch, Kartoffeln und Bier. Alles war nun rein Finnisch und die erste Frage des Mädchens: „Hvarifraan kommar du?" (Woher kommst Du?) zeigte die Unbekanntschaft mit der gemeinsten schwedischen Form der Anrede. Am folgenden Morgen weckte sie uns mit einer Tasse Kaffee und besorgte für uns den Ankauf eines Rennthierfelles, das uns nicht ganz einen Dollar zu stehen kam. Der Husbonde (Hausbauer, wie man hier zu Lande den Wirth nennt) machte uns keine Berechnung für unsere Bewirthung, sondern sagte, wir möchten ihm nach unserm Belieben geben. Ich bot ihm auf gut Glück eine Summe an, die etwa einem halben Dollar gleich kam, worauf er das Mädchen zu uns schickte und uns auf das herzlichste danken ließ.

Der heutige Tag wird mir ein unvergeßlicher bleiben; eine solche Pracht der Dämmerung volle sechs Stunden lang übertraf den Reiz des Tageslichtes in irgend einer Zone bei weitem. Wir fuhren bei einer Temperatur von über 23 Grad Reaumur unter Null um sieben Uhr ab und hielten uns fortwährend an dem linken Ufer des Torneå. Die Landschaft erhob sich nun in kühne Hügel und die Scenerie wurde großartig und majestätisch. Der nördliche Himmel wurde wieder reines Violett und auf den Spitzen der mit Schnee bedeckten Hügel blieb von der Dämmerung eine blaßrothe Schattirung. Die vorherrschende Farbe des Himmels erglänzte langsam in der Farbe des spanischen Flieders, dann fleischfarbig, dann rosenroth, das sich, als die Sonne erschien, in ein glänzendes Orangegelb verwandelte. Jeder Farbenwechsel wirkte auf den Ton der Landschaft ein. Die Wälder, welche so in Schnee gehüllt waren, daß nicht eine einzige grüne Nadel zu erblicken war, nahmen wechselsweise die Farben des Himmels an und schienen den Glanz des Morgens weit eher ausströmen zu lassen als ihn wiederzuspiegeln. Der Sonnenschein ließ diese Wirkungen noch mehr erglänzen, anstatt sie zu zerstreuen. Um zwölf Uhr stand die Sonnenscheibe nur einen Grad über dem Horizonte und warf ein gleich goldenes Licht über die Hügel. Der Norden vor uns war so blau, wie das mittelländische Meer und das Himmelsgewölbe bildete einen blaßrothen Baldachin über uns. Jeder Gegenstand wurde in dem magischen Lichte verschönert und umgestaltet.

Kurz nachher kamen wir in dem Gasthause zu Malarengi an, das voller Landleute war, welche gekommen waren, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Der Wirth, ein blasser, wasseräugiger Finnländer, der einige schwedische Wörter verstand, gab uns in einem anstoßenden Hause ein Zimmer und bereitete uns ein Mittagsessen von gesottenem Fisch und Graupen, wozu wir eine Flasche „Dry Madeira" gesellten, die wir zu diesem Zwecke von Haparanda mitgebracht hatten. Braisted fand in einem Laden in der Nachbarschaft eine brauchbare Pfeife und so fehlte nichts, um unser Fest vollständig zu machen. Wir tranken auf das Wohl Aller, die uns theuer waren, in dem Wein, der uns seine Etikette nicht zu verdienen schien, weihten unsere Pfeife ein, die wir als ein Andenken an diesen Ort mit in die Heimath zu bringen gedenken und setzten in der heitersten Stimmung unsere Reise fort.

Unsere Straße führte uns nun über den Fluß und an der russischen Seite zu einem Orte, der den reizenden Namen Tora Kan Korwa führte. Die Nachmittagsdämmerung war noch wundervoller als die am Morgen. Es waren breite Streifen von Purpurroth, Karmoisinroth und Gelb, die an der Südseite in ein feuriges Orangegelb verschmolzen, während an der Nordseite ein Halbbogen von Fleischfarbe, spanischem Flieder und dem schwächsten Violett stand. Die blendenden, nordischen Hügel nahmen an diesem Farbenspiel Theil, das nicht erblich, wie im Süden, sondern fortdauerte, als ob Gott wünsche, die Gegend durch diese herrliche Dämmerung für den Verlust des Tages zu entschädigen. Weder in Italien, noch in der heißen Zone kommt irgend etwas der Pracht dieses nordischen Himmels gleich. Die Dämmerung wich dann dem Mondenlicht, das kaum weniger glänzend war. Unsere Straße war sehr schlecht und führte uns bald durch tiefen Schnee, bald über den Fluß oder durch enge, kleine Thalschluchten, die mit Kiefern eingefaßt waren, — eine feenartige nordische Einsamkeit, weiß, schweigsam und geheimnißvoll.

Wir trafen hier um sieben Uhr ein. Der Ort ist ganz finnländisch und der Wirth, der kein Wort Schwedisch versteht, gab sich Mühe, uns zu bestimmen, bis zur nächsten Station zu fahren. Wir wiesen auf die Betten und trugen ruhig unser Gepäck ins Haus. Ich gab ihm durch die gewöhnlichen Zeichen zu verstehen, daß wir essen wollten, worauf er uns sofort eine Schüssel voll saurer Milch, Brot, Butter und zwei große zinnerne Trinkhörner voll süßer Milch brachte. Die Leute scheinen sich ein wenig vor uns zu fürchten und halten sich fern von uns. Unser Postillon war ein einfältiger Mensch, der nicht verstand, ob die ihm gewordene Bezahlung richtig sei. In dem Lauf unserer stenographischen Unterhaltung lernte ich, daß „cax" im Finnischen Zwei bedeutet. Als ich ihm sein Trinkgeld gab, sagte er „kelox!" und als er zur Thür hinausging „hüweste!" und so habe ich wenigstens entdeckt, was im Finnischen „Ich danke!" und „Leben Sie wohl!" heißt. Dies reichte indessen nicht hin, um für den nächsten Morgen um sechs Uhr Postpferde zu bestellen. Wir sind in gleicher Weise in einer erfreulichen Ungewißheit in Bezug auf unsere weitere Reise, doch gerade diese Ungewißheit giebt unserer Lage einen besondern Reiz und es würde schwierig sein, zwei fröhlichere Menschen mit erfrornen Nasen aufzufinden.

Das Quecksilber ist auf 13⅓ Grad Reaumur gestiegen, der Himmel ist bedeckt, die Luft feucht und es droht Schnee. Wenn wir nur Muonioniska erreichen, ehe der Sturm sich einstellt.

Auf der ersten Station erhielten wir heiße Milch mit nicht gahr gekochtem Salm, hartem Brotschnitt und gefrorner Butter. Unsere Pferde waren gut und wir fuhren auf dem gefrornen Torneå heiter voran. Die Straßen waren mit Leuten angefüllt, die in die Kirche gingen, wahrscheinlich um irgend ein

kirchliches Fest zu feiern, denn es war Dienstag. (Unser Reisender scheint das Fest der heiligen drei Könige, das auf diesen Dienstag fiel, nicht zu kennen.) Sie hatten frische, rothe Gesichter, feste Züge, einen kräftigen Bau und eine entschlossene Haltung, doch die Meisten von ihnen waren wirklich häßlich und im Gegensatz zu den aufrichtigen Schweden war der Ausdruck ihres Gesichts verstohlen und boshaft. In der Nähe von Päckilä kamen wir vor einer schönen alten Kirche von rothen Ziegelsteinen mit einem sehr hübschen Glockenthurme vorbei. Zu Niemis wechselten wir in Zeit von zehn Minuten die Pferde und fuhren rasch auf dem gefrornen Torneå nach Malarengi hinan, wo wir den Polarkreis erreichen sollten. Die Hügel wurden höher und hatten schöne Umrisse, und der Fluß war noch immer eine halbe Meile breit, — eine Ebene von festem Schnee, in dem die Spur durch Büsche bezeichnet war. Wir sahen uns nach dem Berge Avasaxa um, der eine der Stationen des Celsius, Maupertius und der französischen Akademiker bildete, die im Jahre 1736 hierherkamen, um Beobachtungen anzustellen, nach denen sie die richtige Form der Erde bestimmen konnten. Wie man sagt, geht der Polarkreis über diesen Berg weg, obschon unsere Karten weder ausführlich, noch genau genug waren, um den eigentlichen Punkt zu bestimmen. Wir nahmen es indessen als ausgemacht an, da eine oder zwei Meilen nach der einen oder andern Seite keinen großen Unterschied machen konnten; und da Malarengi von dem Avasaxa genau westlich jenseit des Flusses liegt, so beschlossen wir, dort Halt zu machen und an dem Polarkreise unser Mittagsessen einzunehmen.

Die Zunahme von Dörfern an beiden Ufern mit dem Erscheinen einer großen Kirche, war uns ein Zeichen, daß wir uns Malarengi näherten und wir sahen sogleich, daß der hohe, hübsch abgerundete, einsam liegende Hügel auf der entgegengesetzten Seite, der jetzt im goldfarbigen Schnee erglänzte, nichts anderes als der Avasaxa sein konnte. So waren wir endlich in dem Tode des Winters in die nördlich kalte Zone eingetreten — und ein Traum hatte sich verwirklicht, der mir oft durch den Kopf gefahren war, als ich unter den Palmen der heißen Zone ruhte, so natürlich ist es, daß das eine Extrem den Gedanken auf das entgegengesetzte leitet. Während wir voranfuhren, nahm ich mit einem Compaß die Lage auf, und als der Gipfel des Avasaxa uns genau gegen Osten lag, erhoben wir Beide ein Freudengeschrei, das unseren Postillon erschreckte und den Lauf unserer Pferde bemerkbar beschleunigte. Es war uns ganz unmöglich, unsere Mützen zu schwingen, denn sie waren nicht nur auf unseren Köpfen festgebunden, sondern auch an unsere Bärte angefroren. So sind wir denn endlich in dem wahren Gebiete des Winters. Er ist für uns soweit ein milder Regent gewesen; doch ich fürchte, er wird sich als ein Despot beweisen, ehe wir uns seiner Herrschaft entzogen haben.

Zur Chronik.

Karl Grunert in Leipzig.

— Seinen sehr sparsam in Stuttgart zugemessenen Urlaub benutzt Karl Grunert seit drei Jahren regelmäßig zum Gastspiel in seiner Vaterstadt Leipzig. Eine Zeitlang ging sogar das Gerücht, Grunert würde für immer seiner Heimath zu gewinnen sein. Wir wünschten ihm in der That einen umfassendern Wirkungskreis als der Posten eines Regisseurs neben andern zuläßt. Grunert hat (wie Eduard Devrient) im höchsten Grade Befähigung und Beruf, an einem Platze, wo er freie Hand hat, eine classische Schauspielerschule zu gründen. Eine solche darf und soll nicht theoretisch abstract, sondern praktisch geführt werden, aber ein Künstler muß sie leiten, der wie Grunert Meister des rhetorischen Vortrags ist. Wenn jetzt bei den Virtuosen ersten Ranges, selbst bei der Seebach, die Mimik den rednerischen Vortrag überflügelt, so thut es hoch noth, dem Worte wieder zur Geltung zu verhelfen; denn nur in und mit dem Worte kommt die Dichtung zu Ehren. In Grunert hat zugleich die Schauspielkunst eine wissenschaftliche Basis, die sie wesentlich zur Interpretin des dichterischen Gedankens macht. Soll der Ausartung des Virtuosenthums Schranke gezogen werden, so ist es nur möglich, wenn die darstellende Kunst wieder Dienerin der Poesie wird, in ihrem Wachsthum nicht geile Nebenschößlinge treibt am Baume des poetischen Lebens. Grunerts ganze Entwickelung ging auf Interpretation der Dichtwerke; der gründlich gebildete Thomaner war seit seinem zwanzigsten Lebensjahre, wo er Schauspieler wurde, zugleich Regisseur. Zu Freiburg im Breisgau, wo er seine künstlerische Laufbahn eröffnete, war eine Gesellschaft gebildeter Männer, welche ein Actientheater unternahm, der Meinung, daß ein junger Mensch von wissenschaftlichen Vorkenntnissen selbst einem praktisch erzogenen alten Schauspieler im Amt der artistischen Bühnenleitung vorzuziehen sei. Der Senat der Freiburger Hochschule sammt großherzoglichem Cultusministerium in Baden genehmigte sogar, daß Grunert an der Universität öffentliche Vorträge über die Kunst des schönen Vortrags ankündigen durfte. Der Universitätskatalog führte diese Vorträge Grunerts auf; der Künstler blieb jedoch bei seiner Entwickelung in erster Linie, obschon ihm der Philosoph die Bahn eröffnete; ein Beruf nach Augsburg an die Bühne behinderte Grunerts wissenschaftliche Unternehmungen; aber der denkende Künstler, ein Mann, der in der künstlerischen Interpretation des Dichters seine Aufgabe sieht, reifte in ihm. Holbein erwarb ihn für Hannover, wo er im Stillen neun Jahre lang seine gediegene, von keinem Zeitungslärm posaunte Entwickelung vollendete. Erst als er aus eigenem Antrieb Hannover verließ, trat er in den Kreis allgemeiner Beachtung; er machte seine ersten Rundreisen nach Wien, München, Berlin, bis ihn Hamburg auf längere Zeit gewann. Küstner erkannte den Werth des gediegenen Schauspielers, auch Holbein suchte ihn nach Wien zu ziehen. Gleichwohl zog Grunert eine lebenslängliche Verbindung in Stuttgart vor. Land und Leute in Schwaben scheinen ihn zu fesseln. Es erwachte in Stuttgart ein Gefühl wahrer und inniger Hochachtung und Anhänglichkeit; auch die Universitätsstädte Tübingen und Heidelberg schätzen in ihm den Mann wissenschaftlicher Gediegenheit und classischer Richtung. Er hielt dort vielfach dramatische Vorlesungen und machte die Erfahrung, daß solche für die dichterische Gesammtwirkung oft mehr nützen als zerfahrene, über Hals und

Kopf betriebene, dem Unverstand und dem Unvermögen einzelner Nebenkräfte anheimgegebene Theatervorstellungen. Es war in Hamburg, wo Schreiber Dieses zum ersten Male, in einer Nebenpartie des Königs im Hamlet, den Zug von gediegener Größe, Kraft und Tiefe in diesem Darsteller auf sich wirken fühlte. Es wäre zu wünschen, daß Stuttgart, wenn es sich diesen Künstler zu erhalten gewillt ist, etwas weniger neidisch auf seinen Besitz sei, ihn dem gesammten Deutschland weniger geizig vorenthielte, daß aber diejenigen Bühnen, an denen das Virtuosenthum noch nicht auf Generationen hin die Lorbeern vorweggenommen und auf den Effect einzelner Momente und Spitzen den Geschmack gedrängt hat, für ein Gastspiel mit Grunert den Cyklus der hohen Tragödien erweiterten. Grunert bezweckte diesmal, seiner Vaterstadt eine Shakespearegallerie zu bieten, mit Macbeth, Lear, Richard III., Shylock u. s. w. Die Beurlaubung einiger tüchtigen Mitwirker unter Herrn Wirsings erneuter Bühnenleitung behinderte für dies Mal einen solchen Cyklus; aber Grunerts Vortrag der Schillerschen Glocke, dem wir beiwohnten, ließ uns sein ganzes Gewicht für die Hochtragödie empfinden, deren Machtwirkung wesentlich im Rhythmus der Rede und bei aller Individualisirung der Gestalt in der Charaktermalerei und poetischen Klangfarbe des Organs beruht. Das Wort ist der Träger des dichterischen Gedankens; Mimik und Figuration sollen und dürfen nur hülfreiche Diener sein, um das Wort der Dichtung zu seiner Geltung zu bringen! Mit diesem Satze steht und fällt die Tragödie. Vorherrschende Mimik drängt sie zum Intriguenspiel, bei dem das Portament des tragischen Pathos verlorengeht. Wenn der Realismus der Zeit in der Kunst Wahrheit will, so kann diese Wahrheit nicht in der Copie des Natürlichen bestehen. Große Ziele in Kunst und Leben drängen zum Aufschwung der höchsten Kraft und können nur die Potenzirung des Realen, mithin den Idealismus des großen Styls wollen. — Wir gestehen daß wir nicht ohne Bangigkeit ins Theater gingen, um Grunerts Vortrag der Glocke zu hören. Namentlich in Bezug auf seinen Wallenstein hatte man früher über allzu starke Tonmalerei und Retardirung des Tempo geklagt. Wir wissen nicht, ob Grunert in einer frühern Phase seiner Entwickelung solchem Vorwurf unterlag; wir müssen seinem jetzigen Vortrag der Glocke in jeder Beziehung ein vollendetes Meisterstück der Schauspielkunst nennen, ein Meisterstück, das zum Allerhöchsten in der Tragödie Beruf und Befähigung bezeugt.

Lutherdenkmäler.

— Unter den deutschen Städten welche von des großen Reformators Leben und Wirken Erinnerungsstätten aufweisen, steht natürlich Wittenberg voran, wo der Augustiner die 95 Lehrsätze wider Rom an die Schloßkirche schlug, vor dem Elsterthor die Bannbulle verbrannte. Daß die seit 1502 dort bestehende Hochschule von Preußen verlegt wurde, war eine historische Sünde; eine Universität im Sinne des gereinigten Glaubens wäre auf jener großen Stätte das beste Denkmal geblieben. Friedrich Wilhelm III. wollte dies sühnen, indem er 1821 auf dem Marktplatze das eherne Bild Luthers errichten ließ. In der Schloßkirche liegt Doctor Martin nebst seinem Gefährten Melanchthon begraben; Beider Bildnisse, von Lucas Kranach, hangen an den Wänden. Wer eine Wanderung zu den Denkstätten des Reformators unternehmen will, besuche in Erfurt das ehemalige Augustinerkloster, jetzt Waisenhaus, wo man noch Luthers Mönchszelle zeigt. In Leipzig sind die Plätze seines Auftretens der Vergessenheit preisgegeben; man weiß weder, wo Luther mit Dr. Eck und anderen Gegnern das große Colloquium auf der alten Pleißenburg gehalten, noch zeigt man seine Wohnung oder (auf dem Markt) das Giebelstübchen, wo er mit Melanchthon eine letzte Unterredung gehabt, bevor er mit der entschiedenen That, dem Lossagen von Rom, in Wittenberg auftrat. Natürlich hat Thüringen die Stätten seines Wandels getreu festgehalten. Das Haus in Eisleben, wo Luther den 10. November 1483 geboren wurde, jetzt eine Armenschule, bewahrt noch mehr Reliquien von ihm; in der dortigen Andreaskirche stehen Luthers und Melanchthons erzene Büsten. Von seiner Vaterstadt kam der Knabe bekanntlich nach Mansfeld, nach Magdeburg in die Klosterschule, nach Eisenach, wo er Currendeschüler war; dann nach Erfurt, wo er, achtzehn Jahre alt, studirte, Baccalaureus ward und ins Augustinerkloster trat. Von dort aus machte er die für ihn entscheidende Reise nach Rom in Ordensangelegenheiten. In Wittenberg wirkte er dann als Lehrer der Hochschule; von dort datirt mit dem 31. October 1517 die Reformation der Kirche Christi als historisches Ereigniß. Vier Jahre später (den 18. April 1521) stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich, um sich zu rechtfertigen. „Und wenn die Welt voll Teufel wär" — und „Ein' veste Burg ist unser Gott": diese Lieder hat er auf der Wanderschaft nach Worms gedichtet, vielleicht bei einem Humpen Liebfrauenmilch, die dorten wächst. Der alte Bischoffsitz mit dem Saale, wo die Prälaten und Herren vor Kaiser Karl das Mönchlein verhörten, ist ein Raub der Flammen geworden; die Bilder von der großen Sitzung des Reichstags in der evangelischen Stadtkirche halten einige örtliche Erinnerungen fest, sind aber neu. Franzosen schossen den Saal zusammen, und Deutsche gingen lange Zeit gleichgültig an der Stätte vorüber, wo der kühne Mann das Wort gesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Glücklicher Weise half ihm damals auch ein deutscher Fürst. Die Pfälzer aber sammeln jetzt zu einem Denkmal für Luther, und die Gaben fließen ergiebig zusammen. An einer Stelle vor dem Thore beim Luginsland, eine Stunde weit von der Stadt, haftet der Volksglaube auch noch an einer Ulme, als einem Lutherbaume. (S. Von Cöln bis Worms und Speyer, von Gustav Kühne.) Wie Martin Luther, mit Bann und Acht belegt, aber doch der alleinseligmachenden Feuertaufe entgangen war, die sie sein Vorgänger Huß in Kostnitz erhielt, da machte er an einem Kreuzwege hinter sich das Kreuz. Eine große Menge Volks hatte ihm das Geleit gegeben, aus Hochachtung und Bewunderung vor dem Manne der vor Kirche, Kaiser und Reich seinem Gott und seiner Ueberzeugung treugeblieben. Er wendete sich zur Menge und sprach noch ein Abschiedswort; sein Wort und Werk werde bestehen, sagte er, sofern es Gottes Wort und Werk, und auch die Pforten der Hölle würden es nicht überflügeln. Unter dem Volk aber waren etliche Pharisäer und Schriftgelehrte, die wollten ihn versuchen, und sprachen, sein Werk werde zerbrechen und so dürre werden wie der Stab in seiner Hand. Da habe Luther, so sagt der Volksmund, den Stecken den er sich am Wege zum Wanderstab geschnitten, mit gewaltiger Faust in den Boden gestoßen und flammenden Blicks gerufen, so wahr dieser Stecken grünen und blühen werde, so wahr werde sein Werk bestehen. Und noch im selben Frühling sei der Stab ausgeschlagen und gemach die stattliche Ulme geworden.

In Thüringen aber giebt es eine Lutherbuche. Wie Luther von Worms heimzog, über Fulda hinauf ins Thüringerland, um im Dorfe Möhra, jetzt Meiningisch, die Vettern seiner Familie zu besuchen, ließ er unfern der stattlichen Veste Altenstein, damals Sitz eines Lehnsmannes Kurfürst Friedrich des Weisen,

das Gefährt in dem er saß halten. Der Quell unter einer schattigen Buche lockte ihn, seinen Durst zu löschen, und der Schatten des Baumes lud zur kurzen Rast ein. Es war am Sonnabend nach Cantate den 4. Mai 1521, Nachmittags 4 bis 5 Uhr. Sobald er sein Wäglein wieder bestiegen, brachen aus dem Gebüsch plötzlich geharnischte Reiter hervor, um sich seiner Person zu bemächtigen und ihn nach der Wartburg bei Eisenach zu führen. Der Trupp ward befehligt von Kaspar von Berlepsch, Hauptmann der Wartburg, und Ritter Burkhard Hund, Lehnsmann des Kurfürsten auf dem Altenstein. Buche und Quell heißen seitdem Lutherbuche und Lutherbrunnen. Die Gäste des lieblichen Bades Liebenstein besuchen den Platz häufig, und auf dem Altenstein wohnt zur Sommerzeit des Landes Fürst, Herzog Bernhard von Meiningen, der Menschenfreund von aller Welt dort genannt. Vor 16 Jahren brach der Sturm den Baum zusammen bis auf den Stumpf des noch fortgrünenden Stammes. Jetzt hat Herzog Bernhard vom Steinmetz Sauer auf dem Platze ein einfaches Denkmal errichten lassen. Am 26. Juli war die Feier der Einweihung, zu welcher der Hofprediger Ackermann aus Meiningen die Rede hielt, und an welcher der Großherzog Karl Alexander und Herzog Bernhard von Weimar theilnahmen. Nachkommen der Lutherschen Familie, in Möhra, Salzungen und Umgegend wohnhaft, waren ebenfalls zugegen. — Es versteht sich daß die Wartburg, wo Luther unter seines Fürsten weiser Obhut als Ritter Jörg in der Stille lebte und die Bibel übersetzte, jetzt mit ihrer Wiederherstellung sich in den Mittelpunkt der Luthererinnerungen stellt. (Wir berichteten heuer in Nr. 13 unseres Blattes über die Arbeiten auf der Wartburg.) Schließlich sei erwähnt daß auch die Veste Koburg wesentlich in den Cyklus der Lutherdenkstätten gehört. Während 1530 zu Augsburg auf dem Reichstage das Bekenntniß der Evangelischen öffentlich abgelegt und festgestellt wurde, bezog Luther, der Augsburg wegen seiner Acht nicht betreten durfte, diese Veste, die damals, wie alles thüringische Land, zum sächsischen Kurhute gehörte. Der weise Friedrich hatte ihm diese Stätte geboten, damit der Vater der Kirchenverbesserung in der Nähe sei und Sendboten von Augsburg empfangen konnte, um das Werk der Anerkennung und Feststellung dieser Kirchenreformation zu bewachen und zu behüten. Luther hatte Humor genug, in seinem Versteck in Koburg nicht blos all die hundert Briefe an die Freunde zu schreiben, sondern auch mit dem Blick aufs nahe Thurmdach, wo Krähen und Dohlen horsteten, seine Reichsversammlung der Krähen zu schildern. Die Veste Koburg ist werth, zu den Wallfahrtsorten evangelischer Christenmenschen gezählt zu werden. Eine gereimte Chronik von Luthers Leben und Wirken erschien (Weimar bei Kuhn) in zweiter Auflage.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 34. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [22. August.

Inhalt.

Genfer Schilderungen.

1. Am Genfer See.

Wie viele Abschiedsscenen hat der Hafen von Bremen gesehen! Der von Havre wie viele! Der von Hamburg! Wie viele unserer Landsleute haben ihren letzten Gruß da vom Schiffe herübergerufen: Auf Nimmerwiedersehen! Und der Anker rasselt und die Segel schwellen, und dahin rauscht das Schiff mit der Menschenfracht: Ade, Ade, auf Nimmerwiedersehen!

Wie anders, wenn man in Lausanne sich einschifft. Freundlich lächelt der Leman, plätschernd schlagen die Wellen ans Ufer, strahlend wölbt sich der Himmel über dem Becken und spiegelt sich wieder in der durchsichtigen Fluth. Vielleicht hat man in Genf einen Bekannten, einen Freund; jedenfalls ist man in einigen Stunden hinüber, die Fahrt ein Fest. Wenn die Glocke zum letzten Male geläutet, wirft sich feurig das Boot wie ein junger Renner in die Fluth, und wie ein Schwan durchschneidet es die rauschenden Gewässer.

Lange Zeit hatte sich der Leman mit drei Dampfbooten begnügen müssen und selten las man eine Correspondenz vom Bodensee, ohne den Triumphgesang darin zu finden: Wir haben zwanzig Dampfschiffe, der Leman nur drei! Nun aber fängt auch dieser an sich zu regen und in den letzten Jahren hat er es auf mehr als ein Halbdutzend gebracht. Und haben wir nicht stets den Rousseau gehabt, den Voltaire, den Byron . . .? spricht stolz der Leman. Darauf der Bodensee: Wir aber den Napoleon, den Dritten, versteht sich! Der Yvorne wächst auf meinen Rebenhügeln! Der Mörsburger Seewein auf den meinigen! Und wo hat Julie geliebt? Der Bodensee wollte gerade den Namen Siegwart stammeln, da fällt ihm das Concil ein und der Name Huß, aber auch da ward ihm durch Servet und Genf das Spiel verdorben.

Solche und ähnliche Gedanken, vielleicht in ernsterer Form, mögen Jedem kommen, der sich vom Bodensee an den Leman versetzt sieht. Doch genug des Geredes! Schon wogt das Schiff im tiefblauen Gewässer gen Genf. Ouchy, der Hafen, schwindet, auch droben auf dem Hügel Lausanne, doch weithin noch sieht man herniederglänzend das prächtige Hotel Gibbon. Gibbon! — Man lasse mir wenigstens Zeit, meinen Hut abzuziehen. Die neue französische Kritik fängt zwar an, an ihm zu mäkeln, ihn zu meistern; Herr Guizot hat allerdings Anmerkungen zu diesem Meisterwerke geschrieben: trotzdem aber und trotz eines von Guizot selbst verfaßten Meisterwerkes: „l'histoire de la civilisation", darf man wohl zweifeln, ob es ihm gelungen wäre, es jenem großen Briten gleichzuthun. — Aber immer weiter gleitet das Boot; schon ist Morsan vorüber, da liegt Stolte, drüben am Savoyer Ufer Evian und Thonon. Siste viator! Bei Thonon auf einer Landzunge liegen die Reste der Karthäuserklause Rijaille, wo Papst Felix V., Herzog von Savoyen und Bischof von Genf, alles in einer Person, über die Richtigkeit des Irdischen nachgedacht; Voltaire meint, er habe die Schaale des Genusses bis auf die Hefe da geleert. Voltaire hat aber eine gar böse Junge, wie altkluge Leute meinen.

Ueber diesen Betrachtungen hätten wir aber beinahe vergessen, daß noch andere Leute mit uns reisen, ja sogar, alle Galanterie aus den Augen setzend, die Damen hätten wir nicht betrachtet, nicht bewundert. Das sei ferne! Sollte ein holdes Augenpaar, ein lächelnder Mund uns nicht mehr entzücken? Wenn wir auch — vielleicht nur scheinbar wichtigeren Dingen uns gewidmet, und nicht vor allem convivia und amores zu besingen uns beflissen, sondern sogar den schweren Griffel Klio's zu führen uns vermessen, so können wir uns doch nicht entschlagen, hinter dem Glanz des Auges eine schöne Seele zu suchen und auf der reinen Stirn einen hohen Gedanken.

> Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
> Gleich soll sie Eurem Aug' erscheinen.

Jedes Dampfschiff ist ein Mikrokosmus. Welches Gewühl, welch Getümmel! Welch Gewirre, welches Durcheinander! Aber Ehre, dem Ehre gebührt. Daher sing' ich zuerst die Miß, Albions rosenwangige, blauumschleierte Tochter, den Papa, die Mama, jener groß, diese dick, dann four or five little boys and some young girls, wie die Orgelpfeifen, wie man bei mir zu Hause sagt. Aber trotzdem es in jedem deutschen Reise-

buche Sitte ist, an den Engländern all seinen guten und schlechten Witz auszulassen, so ist einem andern Reisenden vielleicht auch erlaubt zu gestehen, daß er dies Volk nicht nur bewundert, sondern liebt. Und nicht nur deswegen liebt er es, weil es den Sänger des Manfred erzeugt, weil es uns den Vicar von Wakefield und das verlorene Paradies gegeben, weil es mit Shakespeare's unerreichten Schätzen uns bereichert, sondern auch, weil es dies Volk eben zu etwas gebracht hat, weil der Engländer überall frei ist auf dem Erdboden, überall geschützt, überall geachtet. Deswegen streckt der Herr Lord auch seine Beine so lang über das Verdeck, sodaß ich beinahe darüber stolpere: denn vor einer goldgelockten Miß, wer sollte da an lange Britenbeine denken? Die deutschen Landsleute sind auch stets zahlreich auf den Lemanbooten. Da herrscht die deutsche Einheit ohne Revolution, ohne Bundestag. Der norddeutsche Uhrmacher und der Schuster aus Schwaben, der Krämer aus München und der Goldschmied aus Hanau oder Pforzheim finden sich da einträchtig zusammen. Eine deutsche Musikbande, eine alte Posaune, ein zerdrücktes, verbuckeltes Waldhorn, ein ditto zweites, und eine jämmerlich schrillende Clarinette spielen: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen!" Ein Savoyarde läßt seinen Affen dazu tanzen. In der schönen Jahreszeit kommt sogar der deutsche Bürger nach Genf, führt Frau und Tochter mit sich, um ihnen eine Uhr, ein Juwel in Genf zu kaufen. Er hat seinen Hut ehrbar mitten auf dem Kopfe sitzen, während jener Franzose ihn auf dem Hinterkopfe trägt, und jener andere Herr Landsmann, officier en retraite et en congé, ein Herr von Prudel- oder Strudelwitz, den seinigen tief in die Augen gedrückt hat. Ja sogar verschiedene illustre Personnagen, man entschuldige das barbarische Gerede, kommen an die reizenden Ufer des Lemansee's — Lemanus war ein Flüchtling aus Troja — der hohe Bundestag selbst schickt manchmal einige seiner Vertreter, sodaß man unwillkürlich an das holde far niente und die süße Ferienzeit erinnert wird. Viele glauben auch manchmal, die Nation selbst sei in die Ferien gegangen, sie schwelge in den Hochgenüssen einer allzu träumerischen Villegiatur-Täuschung. Wohl träumt sie manchmal, aber ihre Träume kommen von Gott; und wenn sie erwacht, dann geht sie an die tausendjährige Arbeit, hackt, jätet, netzt den grünenden Baum ihrer unsterblichen Geschichte, der ihre Arbeit ihren spätesten Kindern überliefert. Das Wachsthum eines so mächtigen Baumes ist freilich so unmerklich, daß Viele vorübergehen und nichts sehen. Erst wenn ein Sturm kommt und den Zweig zu Boden reißt und jenen, dann sehen die Ruhseligen erschrocken in die Höhe und bemerken mit Erstaunen, daß der abgerissene Zweig nur die Harmonie gestört und daß darunter andere hervorgesprossen, die viel schöner und kräftiger sich zum Himmel heben. Als die deutschen Stämme vor zwei bis drei Jahrtausenden aus Asien hervorbrachen, da haben sie allerdings nach und nach ganz Europa überschwemmt, ja Nordafrica; aber der ausgetretene Strom ist auch wieder in sein Bett zurückgetreten, und heute geht in der Schweiz vom Leman nördlich zur Aar und zum Rhein bei Basel die Grenze zwischen Deutsch und Welsch. Daher auch diese Völkermischung auf den Lemanbooten, der deutsche Berner, Walliser, neben dem welschen Waadtländer und Genfer. Dort jene kräftigen, rothwangigen Mädchen mit dem breiten Strohhut auf dem dunkeln Haar sind die Töchter der Waadt, die beinahe das ganze nördliche Ufer des See's ihr eigen nennt. Und doch heißt der See Genfersee! Da aber erblick' ich nun die Königin des See's! Ein niedlich Kind! Schön jedenfalls, doch nicht gerade anmuthig; die Nase, das ganze Profil edel geformt, wie eine Mischung aus Griechenland und Palästina, der Mund fein und streng, die Stirn niedrig, doch darunter ein schöngeformtes, großes, kluges, aber kaltes Augenpaar. Der Herr Papa sieht drein als habe er, nebst der Erfüllung seiner politischen Pflichten, nichts gethan, als Schnupftabak abgewogen und Geld gezählt sein Leben lang. Die Frau Mama hat das Erworbene klug zusammengehalten. Das Töchterlein weiß auch schon sehr wohl, daß zweimalzwei vier ist und das Rechnen eine schöne Wissenschaft; stolz geht es auf dem Schiffe hin und her, das holde Köpfchen etwas in den Rücken zurückgeworfen, das kluge Auge über die Menge schweifen lassend, über den See, die blühenden Ufer, als ob es sagen wolle, all dies ist mein, ich bin die Königin des Leman: und in der That, es ist die Königin, eine Genferin.

Während ich das Mädchen so betrachte und meine Glossen darüber mache — es hört es ja Niemand — verläßt das Boot das weite Becken, das zwischen Morges, Nyon, Thonon und Evian sich dehnt, und fährt in jenen engern Arm des See's, der, von Nyon an bis Genf sich immer mehr verengend, die Rhone, die er in seinem Schooße mitsichführt, am Eingange der Stadt erst verläßt. Da schweift das Auge zuerst auf Nyon hinüber, Noviodunum, die Reitercolonie, die Cäsar gegen die Einbrüche der Helvetier befestigt. Hier spielen Rousseau's erste Liebesscenen. Rebgelände, Landhäuser, Dörfer, Baumgruppen schmücken die Hügel; im Hintergrunde krönt der Jura den Horizont. Aber das Boot hat schnell seine Reisegesellschaft gewechselt, wiederum wendet es und rauschend wirft es sich von neuem dem Wellenstrudel entgegen; fort geht es lustig und fröhlich, nicht einmal eines Aes simplex ist die Brust benöthigt, und das Geschlecht des Japhet denkt nicht daran, daß der Tod lauert da unten im Abgrund.

In Bazzet ist das Grab Neckers und der Frau von Staël. Der See wird enger und enger; leicht erkennt das Auge in Nord und Süd das Gestade. Da ist Pregey und Chambery auf dem Hügel, oft von Johann v. Müller besucht; einige Schritte näher der Stadt wohnte die Kaiserin Josephine und später eine andere Kaiserin: des Tanzes und der Kühnheit, Lola Montez. Tröste Dich, Chateaubriand, ob jenes reichgewordenen Commis, dessen Carrosse Dich im Vorüberfahren in den Graben drängt. Würdest Du das Bewußtsein, René und Atala gezeugt zu haben, um eine Million verkaufen? Ein glücklicher Wurf an der Börse, vielleicht ein Meineid, bringt Dir eine; willst Du das Génie du christianisme dafür geben? Jedem das Seine. Im Schlamm gefällt sich das niedere Gethier; wem aber gegeben, das Antlitz der Gottheit zu schauen, sollte der die Nahrung dem Wurm beneiden? In ewigem Kreislauf stürzen die Welten dahin, ein glänzend Riesengewimmel, und der Mensch geht auf, geht unter wie ein

Schaumbläschen auf dem Wasser. Sein Staub zerfällt. Aber der Geist ist das höchste, er strebt zur Gottheit, geht zur Gottheit.

Vom Aether, in den sich das Auge getaucht, fällt es wieder herab auf die Erde, auf den See. Das Bett desselben wird seichter. Man erkennt den Grund, man sieht den Sand, den die Welle in schönen Linien gekräuselt.

Eine Menge Alpengewässer empfängt der Genfersee in seinem weiten Becken, niemals tritt er aus seinen Ufern. Nur einmal, kurz nach dem Anfang des zweiten halben Jahrtausends unserer Zeitrechnung, sind die Wasser des Leman über seine Ufer gestiegen; dies geschah aber aus Ursachen, die mit der Ausgleichung der Wassermassen in durchaus keiner Beziehung stehen. Im Jahre 563 nämlich stürzte der Berg Tauredunum in das Lemanbecken, wahrscheinlich am oberen Ende des See's; seine Trümmer begruben mehrere Dörfer, und die Masse des Erdreichs, die einen Theil des Beckens ausgefüllt, trieb die Wasser aller Orten aus den Ufern, ja sogar in Genf noch wallten die Wogen über die Mauern der Stadt. Seit dreizehnhundert Jahren nun sind die Berg- und Wassergeister ruhig, nur hier und da, wie 1855, schütteln sie ein wenig das Gebirgsgerippe und entsetzen auf einige Tage das leichtsinnige Geschlecht des Japhet. Der See ist nicht mehr zum Schreck, sondern nur noch zum Schmucke da. Dort, links, badet der rebenumrankte Hügel von Bologny seinen Fuß im azurnen Gewässer, der Geist Byrons schwebt darüber; hinter dem Hügel erheben sich links die Voirrons, rechts der Saleve, in der Mitte die Spitze des Mole, um den sich von Chamouny her die Arve der Rhone zuschlängelt. Es schließt das Gemälde die Kette der Alpen, die die drei Gipfel des Montblanc, im Silberglanz von Azur sich erhebend, wie eine prachtvolle Krone überragt.

In diesem Anblick versunken, vergessen wir die Stadt. Da weckt uns die Glocke oder der schrille Ton der Dampfpfeife aus den herrlichen Träumen. In der That ein schöner Anblick! Die Stadt, die prachtvollen Kaien, in der Mitte der Wasser die Rousseau-Insel, das Alles von dem mächtigsten Gebirge Europa's überragt! — Der Anker fällt, wir nahen dem Ufer, das Summen der Stadt schlägt an unser Ohr, wir sind am Ziele.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

6. „Neue Liebe, neues Leben;" Lili und die Gräfin Auguste v. Stolberg.

— Wir brauchen Bürgschaften vom Menschen Goethe, um den Zauber seiner Dichtungen durch den Zauber den er persönlich übte, zu erklären. Dies ist der Zweck unserer Schilderungen. Und wenn Goethe immer nur im Duett mit einer zweiten Natur sich entwickelte, so deuten seine Dichtungen auf den Anreiz den er empfing, während Geständnisse Anderer über ihn lehrreiche Zeugnisse sind über Macht und Fülle der Wirkungen die er als Mensch und Dichter übte. Hatte Merck damals von ihm gesagt, was er lebe sei mehr werth als was er schreibe, so liegt darin genug Nöthigung, in sein persönliches Leben zu blicken.

In der Zeit wo er den Werther lebte und dichtete, traten an ihn auch Männergestalten heran, die theils vorübergehend, theils dauernd auf ihn wirkten. Wer ihm Neigung bot, hatte Einfluß auf ihn, gab ihm neuen Besitz und erweitertes Leben. Mit Lavater war brieflich ein inniger Verkehr angeknüpft, nicht blos der physiognomischen Studien, sondern wesentlich der Aussichten in die Ewigkeit und der Perspective wegen, unter welche der Prophet von Zürich seine Auffassung des creatürlichen Menschen stellte. Es war ebenfalls 1774 im Juni (im Februar und März waren Werthers Leiden geschrieben, erschienen aber erst im October), als Lavater nach Frankfurt kam. Die persönliche Begrüßung war, wie Lavater sagt, „ein unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens." Das Schauen war bei diesem Seher eine Vogelschau. „Bist's?" — „Ich bins!" waren die Ausrufe des Erkennens. Sie hatten die Fragen des Religiösen schon vielfach brieflich erörtert. Gegen den heftigen und stürmischen Werbegeist der christlichen Sectirer hatte Goethe bereits im Studium Spinoza's Gegenwehr und Halt gefunden. Es war, wie er selbst sagt, „die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtet," was ihm am Spinozismus wohlthat; auch schon der schönen Seele gegenüber hatte er in ihm „Beruhigung seiner Leidenschaften" und „den versöhnten Gott" gefunden, wenn auch auf anderem Wege. Goethe wollte und suchte nach Spinoza in der ganzen, vollen Welt den offenbarten Gott, während die specifisch Frommen diese Offenbarung auf die Fleischwerdung des einzigen Sohnes beschränken. Der Freundin Klettenberg zu Liebe sprach der Jüngling Wolf mitunter, obschon nur gebrochen, in der Grammatik der Orthodoxie; dem zudringlichen Bekehrungseifer Lavaters setzte er schon mehr Selbständigkeit entgegen. Dabei zog ihn doch die „tiefe Sanftmuth seines Blickes, die Lieblichkeit seiner Lippen, selbst sein durch das Hochdeutsch durchtönender treuherziger Schweizerdialekt" warm und innig an. Lavater seinerseits konnte „nicht satt werden, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art anzustaunen." Der Physiognomiker beschrieb folgenderweise die Goethe'schen Züge: „Bemerke die Lage und Form dieser gedankenreichen Stirn, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte Auge, die so sanft sich darüber hinschleichenden Augenbrauen, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten (sic!), von schneller Empfindung gleichsam sanftzitternden und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offen markige Ohr — wer ist der absprechen könnte diesem Gesichte Genie, ganzes, wahres Genie!"

Basedow, der damals von entgegengesetzter Seite mit seiner pädagogischen Freigeisterei Deutschland in Bewegung setzte,

*) Vergl. Nr. 27. 28. 29. 32 u. 33.

kam gleichzeitig nach Frankfurt. Sein derber Cynismus war ein starker Gegensatz zu Lavater, aber Gegensätze liebten sich damals, berührten sich nicht feindselig; mit Beiden machte Goethe die Rheinreise stromab nach Ems, Coblenz und Düsseldorf. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine schrieb Goethe in das Stammbuch von Lips, der Lavaters physiognomische Reise als Zeichner begleitete, die Verse: „Geistesgruß" (Hoch auf dem alten Thurme steht ꝛc.). Sein Gedicht: „Diner zu Coblenz" giebt uns den Moment, wo er, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte," behaglich ein Stück Lachs und einen „Hahnen" verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis, Basedow einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe erklärt. In Pempelfort machte Goethe eine neue Eroberung. Der Dichter fand im Denker Jacobi einen Geistesverwandten; das Studium Spinoza's führte sie zu einander. Goethe las seine neuesten Dichtungen vor, den „König von Thule," und den „untreuen Knaben" (Es war ein Knabe frech genung, war erst aus Frankreich kommen ꝛc.). Jacobi schrieb im August jenes Jahres an Frau von Laroche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Und an Wieland schrieb Jacobi in derselben Zeit: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, Dem, der Goethe nicht gesehen, noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt." — Fast vierzig Jahre später bricht Jacobi noch in Entzückung aus über seine damalige Begegnung mit Goethe: „Welche Stunden! Welche Tage! Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen."

Auch der Dichter des sinnlich üppigen Ardinghello, Wilhelm Heinse, mit dem Goethe in Düsseldorf zusammentraf, schrieb hingerissen vom Zauber dieser Natur: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eignem Genie gewesen wäre wie er."

Jung Stilling, damals praktischer Arzt in Elberfeld, wurde eines Morgens früh in einen Gasthof zu einem fremden Patienten gerufen. Dieser streckte, Hals und Kopf in Tücher gehüllt, ihm die Hand aus dem Bett entgegen und sagte dumpf und schwach: Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach. Jung befühlte den Puls des Fremden, fand ihn aber ganz ordentlich: da hing Goethe lachend an seinem Halse; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens seit Straßburg. Lavater und sein Zeichner fanden in Elberfeld alle Hände voll zu thun. „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellem Blick ihn daniederschoß."

Im Herbst des Jahres 1774 kam auch Klopstock nach Frankfurt; Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte den „Dichter der Religion und des Vaterlandes" nach Karlsruhe zu sich eingeladen. In Göttingen hatte der Bund der Dichterjugend ihn gefeiert; Goethe hatte mit ihm gebriefwechselt. Klopstock war persönlich zurückhaltend und erhaben steif; über das Schlittschuhlaufen ließ er sich hingebender aus, und in dieser Passion gab der Schüler dem Meister wenig nach. Goethe hat ihm einige Scenen des Faust vorgelesen. Zu diesem Münster deutscher Dichtkunst war der erste Antrieb in Straßburg empfangen, der Grundstein in Frankfurt gelegt. Allezeit damals reisig und flügge, scheint Goethe den hohen Barden bis nach Karlsruhe begleitet zu haben; auf der Rückreise dichtete er im Postwagen die Ode: „An Schwager Kronos;" im Werther der im Monat October erschien, hat er dem Sänger des Messias das schöne Denkmal der Hochachtung gesetzt.

Es geschah in Folge dieses Buches und der Wirkungen die es machte, daß im December dieses Jahres Karl Ludwig v. Knebel, der Erzieher des jüngern Sohnes der Herzogin Amalie von Weimar, mit Diesem und dessen älterm, damals siebzehnjährigem Bruder Karl August, auf einer Rheinreise in Frankfurt einkehrte, den Dichter besuchte und ihm den Wunsch der beiden Prinzen, seine Bekanntschaft zu machen, kundgab. Mösers patriotische Phantasien lagen noch ganz frisch und unaufgeschnitten auf dem Tische bei der Präsentation des Wertherdichters. Goethe, schon mit dem Inhalt vertraut, sprach klar und kräftig über die sittlichen und politischen Verhältnisse des Vaterlandes. In jenen Stunden wurden über seine Zukunft die Würfel geworfen. In Mainz mußte er den Besuch der Prinzen erwidern und fortsetzen. Karl August war auf der Brautschau begriffen, er sollte die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt kennenlernen; er gewann zugleich den großen Freund.

Von jenem Ausfluge zurückgekehrt, traf ihn die Nachricht, daß die fromme Freundin Klettenberg nach langem Leiden geendet hatte; sie starb um die Mitte jenes Monats in gläubiger Heiterkeit und Zuversicht. Ihr zarter Sinn hatte den Dichter nicht länger bedrängt, ihn freigegeben, die offene Wahrheit der Entwickelung in ihm sogar der bloßen Phrase und Terminologie der Frömmigkeit, die Lavater von ihm verlangte, vorgezogen. Wie es ihm eigen war, hatte er ihren Tod schon im voraus mit seiner Divinationsgabe geahnt und sie in seinem Herzen beigesetzt. Eine Stelle im Werther: „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war" ꝛc. spricht, auf sie deutend,

von solchem Frauenwesen voll göttlicher Duldung und geweihter Fassungskraft. Und im Gedicht zur Begleitung einer Zeichnung, die er rasch von ihr entworfen, als sie, sauber und friedfertig, vom untersinkenden Sonnenstrahl wie verklärt am Fenster im Lehnstuhl vor ihm saß, liegt all der Werth den sie für ihn hatte, ausgedrückt:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.
Schaue wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh Dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott der für Euch litt.
Fühle was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Daß er ihre Gestalt und ihr Element nicht von sich ausschied, beweist elf Jahre später seine Feier der schönen Seele in Wilhelm Meister.

Was wir den Orgelton in der Brust des Menschen nennen dürfen, das starb nie aus in Goethe's Innerem, wenn auch dieser Orgelton in ihm nicht so pfiff wie fanatische Zionswächter wollten. Freilich ward der Ton oft lange Zeit überdeckt von weltlichen Flöten und Schalmeien, denn auch in Welt und Natur hat er den großen Unbekannten erforschen, ihn nicht ausschließlich in der Darbietung und im Opfer eines eingebornen Sohnes erkennen wollen. Die ganze Weltgeschichte ist ein Suchen Gottes, und er hat ihn allerwegen in den Tiefen aufschürfen wollen, um glänzendes Metall zu Tage zu fördern und seiner Erscheinungswelt, die sein Werk ist, gerecht zu werden. Die ebenso heiße wie leichte Welle des Blutes trug ihn freilich vielfach hinweg über tiefere Aufgaben die der Weltgeist in ihm aufrief. Er war aber nie ganz taub gegen das Allerheiligste im Menschenleben, auch wenn es sich in ihm verkroch vor den lauten und lärmenden Störungen des beweglich eiteln Tages. In jenen siebziger Jahren der Frankfurter Epoche, welche die Wiege war von fast Allem was er Großes empfand, legte er Grund zu Dichtungen, die er selbst als „die kühneren Griffe in die tiefere Menschheit" bezeichnete. Freilich blieb Vieles davon nur Bruchstück oder wurde im Keime beseitigt, wie eine Tragödie Cäsar, zu welcher er nicht den Fonds eines politisch bewegten großen Volkslebens um sich her vorfand. Zu einem Mahomet schrieb er eine Hymne, die er für verloren hielt, die sich aber wieder fand und von Schöll mitgetheilt wurde. Sonne, Mond und Sterne glühen in Mahomets Herz hinein und zwingen ihn zur Anbetung des Allliebenden. Die zweite Hymne zu diesem Drama ist als „Mahomets Gesang" bekannt; der Dichter lieferte sie zum Göttinger Musenalmanach. Den Ewigen Juden entwarf er im altdeutschen Styl des Hans Sachs. Sein Ahasver ist ein origineller Schuster, halb Essener, halb Herrnhuter und Separatist. Er verlangt daß Christus sich zum Parteihaupt mache, aus seiner Beschaulichkeit heraustrete, was auch Judas mit seinem Verrathe bezweckt. Als der Plan mißlingt, überhäuft ihn Ahasver mit Vorwürfen und stößt ihn auf dem Kreuzesgange fort vor seiner Thür. Christus antwortet nicht, und in selbem Augenblicke bedeckt die liebende Veronica sein Gesicht mit dem Tuche. Wie sie es wegnimmt, erblickt Ahasver das Antlitz des Herrn darauf, aber nicht ein in der Gegenwart leidendes, sondern in alle Zukunft verklärtes. Geblendet kehrt er sein Auge ab und hört den Zuruf: Du wirst wandeln auf Erden, bis Du mich in dieser Gestalt wiedersiehst! Als der Betroffene zusichkommt, sind die Straßen Jerusalems öde, und er beginnt nun seine Wanderung. Nach dreitausend Jahren kehrt der Herr auf die Erde zurück und betritt, in der Erwartung, er werde ernten können, wo er gesät, den Berg, auf welchem ihn einst der Böse versucht. Statt eines Reichs der Liebe unter den Menschen findet er Zwietracht und verworrene Begierde:

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh, und ich seh den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel herabgesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen,
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.

Die Legende, daß Christus, als er auf die Erde zurückkehrt, Gefahr läuft zum zweiten Male gekreuzigt zu werden, hat Goethe später in Italien noch einmal zum Entwurf eines großen Gedichts angetrieben, ohne daß der Plan zur Ausführung kam. Freilich war's kein sectirerisches Christenthum in Sack und Asche, was in diesen Dichtungsplänen angestrebt wurde, sondern ein Christenthum das als Weltreligion auch einen himmelstürmenden Giganten wie Promethus zum Herold und Vorläufer brauchen konnte. Nur lyrische Bruchstücke sind auch vom Prometheus übrig, und was ein Dichter nicht fertig gebracht, kann allerdings nicht vollauf in seiner Natur schöpferisch und freiwillig gelegen haben. Faust blieb ihm einzig treu aus jener Epoche, so treu, daß er an dessen Vollendung auch noch meißelte und hämmerte, bildete und „hineingeheimnißte," als der Schöpfertrieb ausging und allerlei Allegorie das nicht mehr frei treibende Wachsthum dieser deutschen „göttlichen Komödie" ersetzen mußte. Und seltsam! Zu all diesen Dichtungsentwürfen, die Bruchstück blieben, fehlte ihm eine lebendige, eine treibende Muse in der Gestalt eines Weibes. Freilich, wird man sagen, sind nicht blos die Grazien, auch die Musen allezeit Weiber gewesen; aber die Muse die in Schillers Werken die Tuba des Weltgerichts bläst, war strengen Antlitzes, hatte Fragen frei ans Schicksal der Völker und eine Miene, vor deren Ernst Gott Rede stand und das Vaterland, ein Werk der Mannesthat, sich auferbaute. Hier, nicht im angeblichen Mangel an klösterlicher Buße, lag Goethe's Schwäche, oder daß wir's objectiver sagen, seine Eigenthümlichkeit. An eines weiblichen Auges Lächeln und Zürnen hing ihm Himmel und Hölle, ohne den Anreiz, sich geliebt zu fühlen, konnte er nicht schaffen, oder blieb kalt, wie die Natürliche Tochter und vieles was er liebeleer in späterer Zeit schuf. Darum ist er groß und tief in all den feinen und zarten Zügen des geheimnißvollen Seelenlebens und hat Saiten in der Menschenbrust angeschlagen, die bis dahin stumm gewesen. Die ganze Tonleiter der Liebe, von der Staffel, wie

seraphische Wesen ihr Gefühl in religiöser Andacht verduften, bis herab zu den Regungen des Fauns im Mephistopheles, steht in seinen Dichtungen als lebendiges Ereigniß verzeichnet.

Neue Liebe, neues Leben! Dieser Grundton seiner Dichtungen drängte sich auch in jenem Jahre 1774 hervor, das so viel Tiefes angeklungen und nicht ausgetönt. Da tritt „die Max“ an ihn heran, schon während er noch die Lotte von Wetzlar in sich bekämpfte, die doch ihrerseits erst die Friederike von Sesenheim verdrängte. Schon in Coblenz hatte auf der Fahrt von Wetzlar heim, im Hause der Frau Sophie Laroche diese Maximiliane seinem Herzen „wohlgethan.“ Zu Anfang 1774 verheirathe sich Maximiliane Laroche nach Frankfurt an einen ältern Wittwer mit fünf Kindern, Kaufmann Brentano. „Seit dem 15. Jänner — schreibt er — ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm (Cornelie zog im November 1773 mit ihrem Schlosser fort), die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen ansichzieht, und das Gefühl das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ — Die junge Frau fühlte sich unglücklich in ihrem prosaischen Eheleben; Goethe war ihr der Einzige in ihrem Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Goethe wurde im Hause sehr vertraut; beide Eheleute machten ihn zum Schiedsrichter in ihren Zwistigkeiten. Sein Verhältniß zu ihr blieb ein durchaus geschwisterliches, aber er fühlte warm und innig auch als brüderlicher Freund, und bei Frauen ist die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe eine sehr leise, fast unscheinbare. Das griff mit ein in sein Wertherleiden, wenn auch nur nebenher. Merck, der Kalte, Verständige, schüttelte auch hierbei den Kopf, wie er seine Warnung ausgesprochen über Dr. Wolfs Neigung zur Lotte von Wetzlar.

Es ist nicht das rechte Wort, spricht man bei Liebesneigungen von Krankheitsleiden, oder es müßte wahr sein, daß die Perle nur eine Krankheit der Muschel ist. In solchem Sinne war dann Goethe's ganzes Leben eine Reihe von Erkrankungen. Und selbst ein ganz leises Hautschütteln, ein Erzittern das noch lange kein Fieber war, gab ihm Anlaß, Gestalten der Wirklichkeit zu Gestalten seiner Dichtung zu machen. Noch bevor er in Frankfurt den Werther schrieb, also noch mit Lottens Bild vor der Seele und ihrem Schattenriß über dem Bette, erlebte sein Herz einen zweiten Anreiz. Er schrieb an Kestner von einem „gewissen Mädgen,“ das er von Herzen lieb habe und das er, wenn er zu heirathen hätte, gewiß vor allen wählen würde. Sie war wie Lotte am 11. Januar geboren, und man nennt Antoinette Gerock, eine Verwandte von Schlosser, von der Goethe später einige Züge in der Mignon aus der Wirklichkeit in Poesie übertragen haben soll. Sein Herz war allezeit ein Liebesgarten voller Dryaden, die ihn umspielten. Jene Mädchengestalt ist nicht weiter auszuforschen; auch war sie schnell von einer abermals andern verdrängt, die jedoch auch nur rasch und ohne tiefer zu wirken an ihm vorüberflatterte. Anna Sibylla Münch hieß dies Wesen, das mit Lottens Schwester, Lenchen, Aehnlichkeit hatte. — Es war nur eine Spielerei des Zufalls, daß sie in einem lustigen Kreise nach dem in Frankfurt eingeführten Gesetz, sich zu Mariagen zu paaren, ihm dreimal durchs Loos als weiblicher Part zuertheilt wurde. Anna Sibylla trug ihm auf, aus den Memoiren des Beaumarchais, die er aus den Zeitungen als Neuigkeit auftischte, ein Drama zu machen, weil er sich dessen als leicht gerühmt, und Goethe war galant genug, dies Werk wie zum Gesellschaftsspiel zu liefern, ohne zu beachten und zu ahnen, wie sehr zum Theil Lessingscher Styl in Composition und Ausführung ihm damals gelang. — Düntzer hat in seinen „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit“ in einer langen Untersuchung Alles zusammengetragen, was sich über Anna Sibylla Münch ermitteln läßt. Der Dichter spricht von ihr in seinem Leben als seiner lieben, heiter freundlichen, ihm vom Schicksal zuertheilten geselligen Partnerin, die ihm den Auftrag zum Clavigo gegeben, nennt aber ihren Namen nicht. In ihr allen Ernstes seine Lebensgefährtin zu sehen, ward aber fast zur Sache der Gewöhnung. Das heitere Geschöpf milderte die Herbigkeit der Schwester Cornelie; der strenge Vater erklärte sich für sie, das Mütterchen theilte schon Alles weise ein und stieg auf den Boden, die alten Wiegen des Hauses zu mustern. Das Verhältniß mit Anna Sybilla erlosch jedoch allmählich. Auch dichterisch blieb es für Goethe ohne weitere Folgen; man kennt kein auf sie gedichtetes Lied. Ihr persönliches Leben erledigte sich einfach. Das wohlhabende kaufmännische Haus ihres Vaters verfiel nach dessen Tode, und Anna Sibylla trat als Conventualin in das Lutherische Katharinenstift zu Frankfurt, wo sie 1825 starb.

Clavigo ward ebenso rasch wie Werther geschrieben; er componirte das Stück graziös und genial-leicht aus bereits zugehauenem Holz. Clavigo selbst ist ein besser empfundener und besser durchgeführter Weislingen, ein edleres Sühnopfer für Untreue am Weibe; der Carlos im Stück war in den Elementen der Merckschen Natur vorhanden; ein Beaumarchais war leicht aus dem Material des Götz genommen, die hektisch winselnde Marie, eine wohlfeile und schlechte Folie für den leichtfertigten Wankelmuth des Helden, schmeckt nach den Sentimentalitäten einer Pamela und anderer englischer Moderomane jener Zeit. Die feine Dialektik zwischen Clavigo und Carlos verrieth, wie gesagt, die Lessingsche Schule, die verlassen zu haben, statt sie weiterzubilden, mit Blut und Leben zu füllen, bei Goethe wie bei Schiller gleich sehr zu bedauern bleibt.

Wenig Monate nach dem Werther ward Clavigo geschrieben. Der Autor vermaß sich zur Behauptung, leicht ein Dutzend solcher Stücke schreiben zu können. Allein, wenn er ein Jahr darauf, von neuer Liebesqual bedrängt, die Stella schrieb, so bewies er mit dem Helden dieses „Schauspiels für Liebende,“ wie spielerisch er der tragischen Gorgo ins Angesicht blicken, und wie leichtfertig er nicht blos den moralischen Gesetzen, sondern auch dem Gesetz das ein weiblich Herz sich selbst giebt, Hohn sprechen konnte. Fernando, der in der elastischen Dehnbarkeit seiner Empfindung zu zwei Weibern gekommen ist, —

— begnügt sich damit, sie Beide zu behalten und weiter zu leben und zu lieben. Ein Serail könnte vollzählig werden, hätte dieser Weichling von einem Helden stärkere Sultansgelüste. Fernando's Weib entschließt sich, seinen Besitz mit Stella zu theilen. Er umarmt schließlich Beide und ruft: „Mein, mein!" als der Vorhang fällt. Wie beide Weiber über ihn herfallen mögen, ihre Anrechte auf ihn zu ordnen und ihrerseits dies: „Mein, mein!" zu executiren: erahnen wir nicht, da der Vorhang fällt. Wir glauben daß eine sittlich ehrenvolle Nation, wenn so zweideutig der Vorhang fiele, in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen müßte. Heutzutage würde der Witz, der freilich nichts schaffen, nur negiren kann, dies Standrecht halten. Der sarkastische Merck hätte hier weit mehr, als beim Clavigo, Recht gehabt, von „solchem Quark" zu sprechen. Das alte Mährchen von der Doppelehe des Grafen v. Gleichen ist in Goethe's Stella wider Willen ironisch carrikirt. Dieser gewann im Morgenlande das treue Herz einer Sklavin die ihn pflegte, hatte also Grund, sie seiner Gattin zuzuführen, während Fernando ohne alles Motiv, selbst ohne Abneigung, Frau und Kind verläßt, um dem launenhaften Reiz sanguinischer Buhlerei zu folgen. Lewes sagt, ein „armseligeres Werk" sei „nie von einem großen Dichter geschaffen worden." Er berichtet von einer englischen Parodie, die der Uebersetzung des Stückes in England auf dem Fuße folgte. Deutschland parodirte den Werther, der an sich selbst das Gesetz der Nemesis vollzieht, und hatte für jene Auflösung aller Charakterkraft und aller sittlichen Bande des Herzens keine entsprechende Geißel. Als Schiller später die Aufführung des Stückes betrieb, forderte er einen tragischen Schluß und Goethe ließ ihn gewähren, da „nun einmal" unsere Sitten, „ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire." Die gesammelten Werke geben das Stück nicht mit der lächerlichen Bigamie, sondern mit dem tragischen Punktum. Doppelt unfähig, Stella und sein Weib zu verlassen, weint Fernando mit Beiden und erschießt sich dann, während Stella Gift nimmt. Damit wird dann freilich der Frevel erstickt, eine Doppelehe unmöglich; die Dichtung ist nicht mehr polizeiwidrig, aber ihre Tendenz ist zerstört. Stella schrieb er just ein Jahr nach dem Werther, im Februar und März 1775, mitten in den Qualen der eifersüchtig gereizten Pein, die ihm Lili's Gefallsucht bereitete. Aus der Verworrenheit, in die er sich verstrickt sah, half ihm diesmal sein schöpferischer Genius nicht heraus.

Wir müssen jedoch seine Situation in der öffentlichen Welt begreifen, bevor wir sein persönliches Liebesleid erörtern. Seit dem October 1774 hatten Werthers Leiden ihre Erfolge gemacht. Glühende Begeisterung wechselte mit der kältesten Verspottung des wunderbaren Buches. Der profane Berliner Nicolai schrieb seine „Freuden des jungen Werther," ließ die Pistole mit Hühnerblut geladen sein und den geretteten Schwärmer durch eine Heirath mit Lotten die ganze rechtskräftige Prosa eines Ehelebens schmecken. Der Hamburger Zionswächter, den Herkules Lessing hundertmal geköpft hatte, ohne das unsterbliche Gift dieser Hyder zu tilgen, klopfte die Obrigkeit und die Nachtwächter heraus, um gegen die Werthersche Apologie des Selbstmordes mit Stangen und Haken einzugreifen. Von Lessing selbst ging ein Urtheil aus über den Werther. Er hatte den Kopf geschüttelt zu solch unwürdiger Auflösungslust einer Mannesseele; ein junger Römer hätte sich nie um ein Weib Leides angethan; er rieth „durch ein Schlußcapitel, je cynischer desto besser" die entmannenden Eindrücke des Buches aufzuheben. In Leipzig ward in der That der Verkauf des Romans untersagt; doch behinderte das nicht das Erscheinen der neuen Auflage im nächsten Jahre, freilich mit mildernden Aenderungen und den bekannten Motto's, von denen das zweite schließt: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!" Daneben gewann der Dichter für sich den stürmischen Jubel der Enthusiasten, die Begeisterung der Schwärmer, die Bewunderung und die zärtliche Freundschaft edler Frauenseelen. Zu diesen gehört die Gräfin Auguste v. Stolberg, die Schwester der Dichter, die ihm brieflich poetische Freundschaft und Liebe antrug. Solcher schwesterlichen Seele bedurfte er bald, zumal Cornelie, die Gattin Schlossers, ihm entzogen war, die Klettenberg der stille Hügel deckte. Goethe liebte diesmal ganz und voll; Lili weckte in ihm das Verlangen zum festen, dauernden Besitz.

„Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte:" — also Goethe's Wort an Eckermann über Lili. Lewes bezweifelt das; aber auch noch in Bettina's „Briefwechsel mit einem Kinde," nennt Goethe's Mutter Lili die erste Heißgeliebte ihres Sohnes. Es ist das nicht zu bezweifeln, weder nach dichterischen Zeugnissen seiner Lyrik an Lili, noch geschichtlich und psychologisch. Der Dichter des Werther war in seinem leergewordenen Herzen hülfsbedürftig. Das Buch der Leidenschaft hatte er hinter sich, aber die Schmerzen die er damit abgethan, hatten ihre Nachwehen und mitten in all dem Getändel der Frankfurter Gesellschaftsspiele sehnte sich sein Herz nach einem tieferen Trank der Seele. Er war als Dichter des Werther ein gefeierter Poet geworden, die Blicke richteten sich auf ihn. So geschah's an einem der letzten Abende des Jahres 1774, daß er im glänzenden Banquierhause der verwittweten Frau Schönemann (auf dem großen Kornmarkt an der Ecke) zum ersten Mal die mit allen Reizen der Bildungswelt umgebene Tochter am Klavier bewundern sollte. Es war die dritte Anna im Buche seines Lebens und seiner Liebe, sechzehn Jahre alt, im Knospenalter der ersten Mädchenfrische, wie die Sesenheimer Friederike, wie Lotte in Wetzlar und Anna Sibylla in Frankfurt, während zuvor der Knabe und der noch unentwickelte Jüngling im Frankfurter Gretchen und im Leipziger Anna-Käthchen älteren Gestalten gehuldigt. Anna Elisabeth Schönemann war das verwöhnte Kind eines vornehmen Comforts. Ohne väterliche Leitung unter den Genüssen und Vortheilen geselliger Weltfreuden aufgewachsen, legte sie ihm bald die reuige Beichte ab, daß sie, gewohnt, mit ihrer Anziehungskraft zu spielen, auch an ihm dies Spiel versucht habe, es nun aber in einem ernsten wahren Gefühl zu ihm büße. In diesem Geständniß lag für den Dichter ein neuer, bisher ungeahnter Reiz; er fühlte Wahrheit in dieser Beichte; es lag aber auch in ihrer Coquetterie viel Natur. Dennoch blieb sie das Kind der Gesellschaftsreize im Lustre des Kerzen-

saales. Der Dichter erlebte tief und schmerzlich die Allmacht dieser widerstreitenden Eindrücke. Der ganze Winter von 74 zu 75 war für ihn voll dieser wogenden Gefühle. Aus dem März 1775 stammt das: „An Belinde" gerichtete Gedicht mit der Frage: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich, — ach! in jene Pracht? — War ich guter Junge nicht so selig — in der öden Nacht?" und mit dem Schluß:

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst,
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?
Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur!

„Neue Liebe neues Leben" betitelt sich der verzweifelnde Durchbruch seines neuen Liederstromes mit dem Beginn: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" — und dem Schluß: „Die Verwandlung, ach, wie groß! — Liebe, Liebe, laß mich los!" Weder der Dichter selbst, noch die Herausgeber seiner Werke haben die zerstreuten Blumenspenden seiner Lyrik zu richtigen Sträußen an die betreffenden Göttinnen seines Herzens zusammengereiht. Wir müssen die Goethe'schen Lieder, die Einem Gegenstande huldigen, uns selbst zusammenstellen. Daß Belinde und Lili Dieselbe, wird nicht bezweifelt werden können. Seine „Morgenklagen" mit dem Beginn: „O Du loses, leidigliebes Mädchen" können nur Derselben gewidmet sein; auch wohl: „Der Besuch": „Meine Liebste wollt' ich heut' beschleichen." Auch: „Liebedürfniß" und: „An seine Spröde." Und in „Lili's Park" hat er die Zauberin mit der ganzen Menagerie ihrer Anbeter, sich selbst miteinbegriffen, schmerzlich schalkhaft parodirt.

In diesen Liebesängsten hatte er nun an der Gräfin Auguste Stolberg eine nie mit Augen gesehene, also unbestochene Freundin und Vertraute gewonnen. Dem Dichter des Werther hatte diese Schwester der beiden Grafen aus der Ferne, aus Kopenhagen, und anonym ihre schwärmerische Bewunderung über das Buch der „Leiden" zu erkennen gegeben. Dieser „theuern Unbekannten" schrieb er, oft stammelnd, aber glühend heiß, alle sein Herz damals durchwühlenden Gefühle. Er wußte lange nicht, was ihm von dieser heimlichen, anonymen Seite werden könne, ob eine Freundschaft, ob eine große Liebe; hingebend war sein Gefühl als Entgegnung dessen was ihm geboten wurde, und so schreibt er ihr, entzückt daß aus der Ferne eine unsichtbare Hand an sein Herz greift, fast zu allen Tagesstunden, spät in der Nacht, früh am Morgen, ohne compacte Erörterung, oft in unarticulirten Lauten, nicht selten händeringend über all das tiefe Leid und Freud' der Welt, jene reizenden kleinen Beichtzettel voll naiver lieblicher Kindlichkeit. Nach einem rauschenden Festballe, vielleicht früh am andern Tage, giebt er ihr (vom 13. Februar) eine nüchterne Schilderung von seiner Gestalt und Position. Auguste hatte ihn gefragt, ob er glücklich sei. „Wenn Sie sich, meine Liebe, lautet seine Antwort, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wand- und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachtsgoethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. — Aber nun giebts noch e i n e n, der im grauen Biberfrack mit dem blauseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnet, dem nun bald seine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Muße auszudrücken sucht, weder rechts, noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist Der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." Als er so schrieb, fühlte er sich von Lili erkältet; es dämmerte vielleicht gar die Möglichkeit herauf, ein Gefühl für die Unbekannte werde seine Neigung zu Lili überflügeln, überraschen. „Ob mir übrigens verrathen worden, wer und wo Sie sind, — so schließt jener merkwürdige Brief, — thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühl' ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! Diese Kußhand —! Leben Sie recht wohl!"

Aber der Zauber der Gegenwart in Lili's reizender Gestalt überwog an Geltung für sein Herz; er mußte allen Reiz und alle Qual erschöpfen, den Becher leeren. Er dichtete „Erwin und Elmire" und widmete dies kleine Drama tief empfundener Neigung der Geliebten. Es ist ein Gegenstück zur „Laune des Verliebten." In diesem Schäferspiele quält der Jüngling das Mädchen durch leere, falsche Eifersüchteleien. Elmire, umgekehrt, treibt den Liebenden durch anscheinende Kälte zur Verzweiflung. Auch Stella gehört jenen Tagen an, und somit begreift sich die Zerfahrenheit, die dies Stück hervorrief, aus dem wirren Zwiespalt hin- und hergelenkter Neigung. „O wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe, ich ging zu Grunde!" meldet er an „Augustgen." Er will ihr nächstens ein Drama in der Handschrift schicken, das er nicht drucken lassen will; „denn ich will, wenn Gott will, künftig meine Kinder in ein Eckelchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen." Nachts einmal um elf Uhr bricht er schriftlich in die Worte aus: „Mir ist's wieder eine Zeit her vor Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch als wär' ich im Himmel!" Auf die Mit-

theilung von Augustens Krankheit schreibt er: „Wenn Du leidest, schreib' mir, ich will Alles theilen. O dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst." Die Furcht, Lili zu verlieren, war eben so stark als die Qual der Ungewißheit, sie sein nennen zu dürfen.

Die Familien waren beiderseits gegen das Bündniß. Die Banquierstochter sollte in ein glänzendes Haus; das war das Goethesche nicht. Andererseits war der steife, stolze Herr Rath gegen eine Weltdame, gegen Eine von den vornehmen reformirten Refugiés. Aber die Hindernisse wurden gleichwohl beseitigt. Einer weiblichen Mittelsperson, einem gewissen Fräulein Delf, gelang es, Goethe wußte selbst nicht, wie; — aber eines Abends tritt sie zu beiden Liebenden und ruft in Gegenwart der Zugehörigen pathetisch gebieterisch: Gebt Euch die Hände! Der Dichter stand gegen Lili über und reichte seine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Trotzdem blieb die Spannung der Familien nach wie vor, das Gefühl der Ungleichheit der Verhältnisse verschärfte sich eher. Die Grafen Stolberg erschienen und nahmen den Dichter mit auf eine Schweizerreise. Das Bild der Geliebten verfolgte ihn zwischen den Gletschern und Seen der Alpenwelt; er sang auf einer Anhöhe im Anblick des Züricher See's:

> Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
> Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
> Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
> Wär' — was wär' mein Glück!

Nach der Heimath zurückgekehrt, fand er, daß die Brüder und Freunde des Hauses Schönemann seine Abwesenheit benutzt hatten, Unkraut zu säen; seine Abwesenheit selbst ward als Lauheit seines Gefühls bezeichnet. Lili blieb fest; sie soll sogar erklärt haben, mit ihm nach America gehen zu wollen, falls die Hindernisse in der Heimath nicht schwänden. Was aber damit Goethe's Hoffnung beleben sollte, drückte eher nieder; er konnte sein väterlich Haus und seine heimische Welt nicht aufgeben gegen eine ungewisse Ferne jenseit des Meeres. Die Verlobung ging zurück; nicht Goethe's Gefühl. Er empfand, als er frei war, das ganze Glück, das er verloren. Er streifte Nachts um das Haus der Geliebten, in seinen Mantel gehüllt, zufrieden, wenn er ihren Schatten hinter den Vorhängen schweben sah. In einer Nacht hörte er sie so am Klaviere singen. Sein Herz schlug voll Lust und Wehmuth; — es war sein eignes Lied, das sie sang: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich — Ach, in jene Pracht?" Sie ihrerseits hat nicht geahnet, wie nah er ihr innerlich blieb, nachdem das Bündniß conventionell gelöst war. Waren auch ihrerseits kühle Schatten im Gemüth wieder aufgetaucht? Es ist schmerzlich, das Gedicht „Lili's Park," wo sie den Dichter als ihren Bären närrt und mit ihm coquett tändelt, als letzten Eindruck und Abschluß, wie Lewes thut, anzunehmen. Zu den Liedern aus Lili's Zeit gehört auch das herrliche, von vier Personen, darunter der Dichter und die Geliebte, gesungene, später umgedichtete „Bundeslied": „Zu allen guten Stunden, Erhöht von Lieb' und Wein, Soll dieses Lied verbunden, Von uns gesungen sein!"

Der Besuch der Prinzen von Weimar erneuerte sich; Karl August, in Darmstadt vermählt, drang nochmals in den Dichter, auf einige Wochen zu ihm zu kommen. Der alte Herr Rath sperrte sich gegen ernstliche Anträge, in die Dienste eines Fürsten zu gehen; es sei das nicht Sache der Bürgerlichen, und ein Verhältniß wie zwischen König Friedrich und Voltaire war ihm so gut wie mit Schimpf und Schande bezeichnet. Gleichwohl war unter den obwaltenden Umständen der Drang, von Frankfurt loszukommen, allzu gebietend; Goethe verließ seine Heimath und entzog sich mit Einem Schlage den vielfachen Bedrängnissen.

Anna Elisabeth Schönemann vermählte sich 1778 in Straßburg mit einem Herrn v. Türckheim, Präsidenten des evangelischen Collegiums daselbst. Ein Jahr darauf besuchte sie Goethe, der seinen Herzog nach der Schweiz begleitete. Er fand Frau v. Türckheim noch immer „kindhaft" wie früher, mit einer Puppe von sieben Wochen spielend; er schilt sie im Bericht an Frau v. Stein einen „Grasaffen," speiste aber doch wiederholt bei ihr und ging in schönem Mondschein weg. So prosaisch, schreibt er, als ich nun diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichen Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir, wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht."

Kurz nach Lili's Vermählung war über das Haus der Mutter das schon längere Zeit gefürchtete Unglück des Bankerotts eingebrochen; die Mutter war zu ihrer Tochter nach Straßburg gezogen und Goethe fand sie dort. Später, im Sturm der wilden Zeit, wo Eulogius Schneider seine blutsüchtige Hymne sang, hatte Frau v. Türckheim Straßburg verlassen und nach Frankfurt flüchten müssen, kehrte aber wieder dorthin zurück. — In den zwanziger Jahren erschien eine Enkelin Lili's, die Tochter ihres mit einer Gräfin Cäcilie v. Waldorf vermählten Sohnes Karl, zum Besuche bei einer Tante in Weimar. Goethe, damals vom Tode der Herzogin Mutter bedrückt, sah sie nur einmal und bedauerte, die geliebten Züge ihrer Verwandten nicht öfter und ungestört in ihr aufgesucht zu haben; die Aehnlichkeit hatte ihn getroffen. Lili war 1817 gestorben. Der Dichter erklärte, mit der Veröffentlichung des Bandes von Wahrheit und Dichtung, der das Verhältniß zu ihr schildert, gezögert zu haben, weil er sich ohne ihre Zustimmung das Recht nicht zugetraut, von seiner und ihrer Neigung öffentlich zu sprechen. —

Keine von allen diesen Gestalten hat ihn fesseln können, und wie er auch das Glück, ein leichtes, ein freies Herz zu haben, schätzte: er empfand es zugleich als bedauerlich, nicht stärker gebunden zu sein. Auch klagt er daß die Liebe nicht muthig mache, sondern schwach. „Und das ist vielleicht das Meiste, sagt er, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig. Nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust

schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne da sitzt, wo sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen." — In Gefahr, sein Mädchen zu verlieren, fährt der Dichter fort, werde wohl der Liebhaber muthig, aber diesen Muth gebe nicht die Liebe ein, sondern der Neid, der die Geliebte keinem Andern überlassen wolle. „Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist! Und doch können Verliebte nicht leben ohne sich zu geniren." Soll heißen: ohne sich zu binden; denn der Schluß eines Briefes aus den siebziger Jahren lautet: „Sagen Sie meinem Fränzchen (Frln. Crespel, geb. 1752, später Frau Jacquet) daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgere mich oft daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden sein, wenn man liebt."

Erwägt man nun daß Goethe nie gebunden war, — Frau v. Stein hat ihn zehn Jahre lang beherrscht und doch nicht fesseln können, und sein Verhältniß zu „der Kleinen" die ihm hingebend Mädchen, Weib und Mutter seines Sohnes ward, erhielt erst ganz nachträglich die Form eines gesetzlichen Bündnisses: — erwägt man daß Goethe's Herz sich niemals in festen Banden und Fesseln gefühlt, so war eigentlich damit sein Ausspruch: „Man will gebunden sein, wenn man liebt!" thatsächlich paralysirt, wenn nicht verspottet. Gleichwohl wär' es gefehlt, zu meinen, die treue Tiefe der Empfindung sei in seinen Liebesgefühlen nicht zu finden. Im Gegentheil, je mehr er sie erkämpfte, ohne sie dauernd festzustellen, desto heißer und inniger hat sie bei ihm ihren Ausdruck gefunden, und diesen Ausdruck konnte sie nur finden, wenn der Gehalt dazu in ihm war. Just in jenen siebziger Jahren, wo sein Herz zu zerflattern schien, hat er in seinen Liedern auch Ewigkeitsgefühlen der Liebe Raum gegeben, so tief, so treu wie irgendwie ein Liebesdichter, so treu wie ein Dante, so von der Sehnsucht nach ewigem Besitz durchdrungen wie Petrarca. Diese Sehnsucht nach dauerndem Besitz drückt aus jener Periode sein „Wanderer" aus, der über Gräber heiliger Vergangenheit schreitend, ein einfach harmlos Weib am Wege findet und für seinen Lebensabend, heim zur Hütte kehrend, sich „solch ein Weib, den Knaben auf dem Arm" ersehnt. „An Lida" beginnt ein Gedicht aus jener Zeit:

„Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein:
Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne.

Hier, wenn irgendwo, ist Liebe mit ihrem Ewigkeitsgefühl. Und in der That: „Für ewig" heißt das jenem folgende Gedicht:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich empfunden.

Das Gedicht: „Nähe des Geliebten" breitet eine Glorie über das Allgegenwärtigkeitsgefühl der Liebe. „An den Mond" mit dem Anfange: „Füllest wieder Busch und Thal" — schließt mit der Sehnsucht nach Auflösung ins ewig treue Jenseits, vor dem das Diesseits mit all seinem Wechsel der Erscheinungen erlischt. Goethe's „König von Thule" hat nur einmal geliebt. Die Nähe des Todes fühlend, wirft er den Becher, das einzige Hab und Gut und Zeichen dieser einzigen Liebe, hinunter in die Tiefe, in die er selbst bald steigt. All diese Gedichte sind aus jener selben Zeit. Sie sind ewige Documente, daß während er Clavigo, Stella und andere fahrlässig empfundene Darstellungen treulos irrender Liebe schuf, sein ewiges Streben nach Wahrheit, Treue und Dauer im Besitz ihn wie seinen Faust rettend gen Himmel trug.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste v. Stolberg (1838 erschienen) offenbaren uns ganz den kindlich schwärmerischen Menschen, der händeringend weint und lacht und Mühe hat, all das tiefe Leid und Lust der Welt in seinem Busen zu herbergen. Diese liebenswürdige Zerstreutheit, diese naive Wollust, sich dem Strom des Lebens hinzugeben, das Drängen nach einem Herzpunkt des schwankenden schönen Daseins, sein Hangen und Bangen in schwebender Pein, wie Egmonts Clärchen es singt: all das ergießt sich hier in eine ihm persönlich unbekannte Frauenseele. Augustens Ergüsse hat der Greis Goethe wohl zurückgesendet. Seine eignen Briefe an die Gräfin kamen in die Hände der Frau v. Binzer, deren Gatte (A. T. Beer) sie veröffentlichte. Die neun ersten Briefe sind aus dem Jahre 1775. Sie verrathen zum Theil einen Uebergang des Dichters vom Werther zum Egmont. Der zweite hat ganz den Styl, in welchem dieser Liebesheld sich später seinem Clärchen schildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hörte seine Beichte nicht auf, allein sie wird spärlich. Nach dem neunzehnten Briefe (1778) beginnt das Schweigen, das die Freundin erst im Jahre 1822 wieder bricht. Im Jahre 1783 hatte sie nach dem Tode einer Schwester deren Gatten, dem Grafen Andreas Peter v. Bernstorff, dänischem Minister, die Hand gereicht. Es war im Jahre 1788, wo ihre später katholisch gewordenen Brüder zunächst für Schillers Götter Griechenlands und Goethe's Wilhelm Meister den Holzstoß anzündeten. Auch Auguste war Eine von Jenen geworden, die nur auf dem engen und ausschließlich besondern Pfade den Himmel zu erreichen denken. Sie hat den geliebten und angebeteten Freund ihrer Jugend, den sie nie leiblich gesehen,

geistig vor Augen behalten, sein Wachsthum als Dichter beobachtet, den weltweiten Geist im Stillen angestaunt, aber den Glauben an sein ewig Seelenheil verloren. Sie fühlt sich dem Tode nahe. Soll sie Den, den sie geliebt, im Lande jenseits nicht wiederfinden? Sie beschwört ihn bei den Gefühlen seiner Jugend, er möge sein Heil bedenken, sie wolle ihm beten helfen.

Darauf erfolgt dann mit Goethe's letztem Briefe an Auguste des Weltmannes ebenfalls tief religiöser Trost: „In unseres Vaters Reiche sind gar viele Provinzen! Bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!"

F. G. K.

Die Perlen.

Man sagt, daß Perlen Thränen bedeuten. Dann sollte ich wohl nicht von den Perlen sprechen, denn wer liebt die Thränen? Allein was haben denn im Grunde die Thränen mit den Perlen gemein als die runde Form und den Glanz? Die anderen Aehnlichkeiten mögen die Poeten aufsuchen, welche überhaupt gewöhnlich mehr finden, als andere Menschen. Meinem Gefühle nach sprach der Arzt, welcher fand, daß die still leidenden Armen häufig an den zu Verzehrung führenden Knötchen in der Lunge leiden, einen höchst poetischen Vergleich aus, als er meinte, diese „Tuberkeln" genannten Knötchen seien „Thränen der Armuth nach Innen geweint." Eine ähnliche krankhafte Bedeutung in der Natur haben nun auch in der That jene Poetenthränen, die Perlen. Sie sind gleichfalls „Thränen eines Proletariers nach Innen geweint."

Fragt man die Eingeborenen an der persischen Küste, wie die Perlen entstehen? so antworten sie: „Die Perlenbrut fällt vom Himmel herab, und die Bildung der Perle ist eine Krankheit." So mährchenhaft der erste Theil dieser Idee ist, so richtig ist der zweite. Die Naturforscher haben jetzt wirklich festgestellt, daß die Perle ein Krankheitserzeugniß des die Muschel bewohnenden Thieres ist, nachdem sie die Perlenzüchter bisher lediglich für das Product einer ansteckenden Krankheit angesehen hatten. Sie legten deshalb immer in ihre Perlenbänke einige perlträchtige Muscheln, oder nahmen wenigstens nicht alle perlhaltigen Muscheln aus den Perlenbänken. Ein alter chinesischer Autor spricht sich ganz deutlich dahin aus, daß die Perlen die Folge einer Verletzung in der Perlenmuschel seien.

Den Proceß der Ansteckung suchte neuerlich ein Italiener Namens Filippi weiter zu verfolgen und fand dabei, daß die Perlbildung überhaupt kleinen eindringenden Thieren zuzuschreiben ist, welche sich in den Mantel oder die Schale des harmlosen, nichts Böses ahnenden Muschelthiers einnisten. Es sind dies also Schmarotzer, deren Treiben um so abscheulicher ist, als sie sich von den Säften eines der elendesten Proletarier der Thierwelt zu nähren suchen. Den prächtigen Schmuck, mit dem die reiche Dame ihren schönen Hals behängt, verdankt sie daher allein dem feindseligen Verfahren eines räuberischen Gesellen gegen das arme Thier der Muschel. Filippi bemerkte nämlich im Mittelpunkte einer jeden Perle einen kleinen Wurm aus der Gruppe der sogenannten Trematoden. In dem Augenblicke, wo die Muschel ihre Schaale öffnet, dringt dieser Wurm in letztere ein und gelangt auf diese Weise an die innere Fläche derselben. Dann muß der hier gereizte Mantel der lebenden Schnecke ein Schutzmittel gegen den Eindringling in Form einer verklebenden von Hornschleim mit Kalk gebildeten Masse liefern.

Demnach gehören die Perlen zu jenen verschiedenartigen krankhaften Steinbildungen im thierischen Organismus, welche dem jüngst in Berlin verstorbenen Professor Meckel zur Aufstellung einer neuen Wissenschaft, der „Mikrogeologie" Veranlassung gaben. Allein bei der Bezeichnung der Perlen als krankhafte Stoffe sehe ich im Geiste manche Dame die Nase rümpfen und unwillig über meine „materialistische Anschauung" ein Büchlein in Goldschnitt bei Seite legen, ihr Lieblingsbuch und noch dazu mit „Perlschrift" gedruckt. „Ihr könntet mir die Lectüre der herrlichsten Dichtungen verleiden mit Euren Gedanken an „Krankheitsproduct" und „Steinbildung", ihr Naturforscher!" So schmollt die Schöne, und ich finde, daß auf dem Titel des niedlichen Sammelwerks steht: „Perlen deutscher Lyrik." O weh! Ich ging wohl in meiner Erklärung schon zu weit, denn wie passen die lieben Sonette mit der Kalkmasse zusammen, die man Perlen nennt, wo ist bei diesem Ergusse eines lyrisch gestimmten Herzens der Parasit, welcher im Mittelpunkte jeder Perle sitzt, und in welche Verbindung kommt der deutsche Lyriker mit dem unglücklichen perlenträchtigen Weichthiere in der Muschelschaale?

Und trotz alledem ist es so; denn eher darf der Sammler lyrischer Perlen seinen klangvollen Büchertitel aufgeben, als ich meine Thatsache der Steinbildung. Es entstehen nun einmal so jene warzigen und rundlich blasigen Wucherungen von Perlmasse auf der innern Schalenfläche, welche man jetzt Baroque-Perlen nennt, und aus denen im grünen Gewölbe zu Dresden gar zierliche Figuren zusammengesetzt sind. Vornehme Damen des alten Rom benutzten mit solchen Perlauswüchsen versehene Muschelschalen als Pomadenteller. Die echten, runden, freien Perlen haben jedoch niemals ihren Ursprung aus jenen breit aufsitzenden, halben oder nicht freien Baroque-Perlen, sondern sind mitten in den weichen organischen Theilen des Muschelthieres selbst entstanden.

Die Naturwissenschaft begnügt sich aber nicht mit der bloßen Feststellung einer Thatsache; sie wird auch dadurch zur helfenden Dienerin der Industrie, daß sie durch ihr Experiment die Bedingungen ermittelt, unter welchen künstlich oder willkürlich irgend ein Naturproduct dargestellt werden kann. Die Menschenhände und ihre physikalischen und chemischen Hülfsmittel reichen zu Erfüllung aller Bedingungen freilich nur in

einzelnen Fällen aus, namentlich dort nicht, wo der lebende Organismus Das, was wir nachahmen wollen, hervorgebracht hat. Da kann die Retorte des Chemikers, die Maschine des Physikers sich lange vergeblich bemühen. Ganz anders muß sich da der Naturforscher bei der Arbeit in der großen Werkstatt der Natur betheiligen. In solchem Falle nämlich muß der Physiolog das lebende Wesen selbst, das er bei Erzeugung seiner Producte belauschte, in Verhältnisse bringen, welche dasselbe zwingen, seine Arbeit von neuem zu beginnen. Künstliche Edelsteine, selbst den Diamanten, diesen härtesten, aus reinem Kohlenstoff bestehenden Stein, hat man jetzt künstlich hergestellt, wenn auch den letzteren nur in äußerst kleinen Proben. Allein Perlen, so einfach ihre chemische Zusammensetzung und ihre äußere Form zu sein scheint, könnten wir wohl schwerlich mit unseren noch so complicirten Apparaten zu Stande bringen, denn die von Glasmasse fabricirten Perlen bleiben weit hinter den natürlichen zurück. Wir müssen das Thier in der Muschel zwingen, dieselben zu fabriciren. Schon Linné, der große Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, suchte die künstliche Anregung zur Perlbildung in den Muscheln durch Anbohren der Schale und durch Einbringen von fremden Körpern zu geben. Doch jetzt, nachdem mehr Licht auf die Perlenerzeugung geworfen worden und bessere Erfahrungen ausgebeutet werden können, versuchte der schon erwähnte Professor Filippi, namentlich aber der Zittauer Arzt Küchenmeister, ob nicht vielleicht dadurch eine vermehrte Perlenbildung erzielt werden könne, daß gleichzeitig mit den Perlenmuscheln auch in demselben Gewässer jene parasitischen Thiere gezüchtet werden, welche in die Schale des Muschelthiers eindringen. Für Küchenmeisters Versuche interessirt sich die sächsische Regierung, da deren Ergebnisse für die Fischerei in der Elster im sächsischen Vogtlande bedeutungsvoll werden können. Die Perlenausbeute hat dort wesentlich abgenommen, und die künstliche Perlenzucht kann vielleicht einst ebenso großen, ja fast noch größern Gewinn abwerfen, als die bekanntlich schon an vielen Orten ins Werk gesetzte künstliche Fischzucht. Die Production bloßer Luxusartikel wirft ja oft weit mehr ab, als die Industrie, welche sich mit Erzeugung nützlicher Dinge beschäftigt. Für's Erste hat Küchenmeister festgestellt, daß in der sächsischen Elster nicht das Thier selbst, sondern die Larve eines Insects die Erzeugung der Perlen veranlaßt. Den Erfolg seiner Experimente müssen wir noch abwarten. Auf Befehl des Königs Max von Bayern macht auch Dr. Heßling jetzt an den Perlmuscheln des bayrischen Waldes Versuche, ob die Muschelparasiten die Perlbildung bedingen oder fördern. Vorläufig zweifelt dieser Forscher an der Möglichkeit dieser Perlenerzeugung, da sie mit physiologischen und zoologischen Grundsätzen im Widerspruch stehe. Allein Filippi und Küchenmeister werden dennoch in ihren Bestrebungen fortfahren. Man darf sich nicht zu schnell abschrecken lassen.

Das saure Geschäft der Perlenfischerei in süßem und Seewasser wird in sehr verschiedener Art betrieben; man hat eine rohe und ungeregelte, aber auch eine verfeinerte und geregelte Bewirthschaftung. Allein nur wenige Punkte giebt es, an denen jetzt die echte Perlenmuschel gefunden wird. Ungefähr nur zehn Orte auf unserem Erdball erfreuen sich dieses großen Vorzugs.

Die Fischerei der echten orientalischen Perlen wird bisher größtentheils roh betrieben. Im persischen Golf ist der Mittelpunkt der Bänke etwa Bahrein, außerdem am ganzen arabischen Gestade entlang und um die Inseln, worunter namentlich das jetzt beim englisch-persischen Zusammenstoß so oft erwähnte Karrak, Korgo und Ormus berühmt sind. Trotz des wilden Betriebs soll der Ertrag im persischen Golf nach einer Schätzung des englischen Residenten zu Abuschehr 2—2½ Millionen spanische Thaler betragen. Erwähnenswerth ist an der arabischen Küste besonders die Perlenbank Katif. Namentlich aber besitzt das von der Natur überhaupt so reich gesegnete Ceylon große Perlenbänke. Die dortige Perlenfischerei, welche die Insel durch das ganze Alter berühmt gemacht und schon der Kleopatra und den edlen Römerinnen ihren Schmuck geliefert, hat unter englischer Herrschaft gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie 28 Jahre lang gänzlich geruht, den höchsten bis jetzt erzielten Gewinn gegeben. Die britische Regierung, welche sie als eine Art von Monopol in Generalpacht austhat, erhielt dafür im Jahre 1797 eine Million und 1798, wo man die Perlenbänke aber freilich schonungslos plünderte, die ungeheure Summe von 1⅓ Millionen, auch im Jahre 1804 eine Pachtsumme von mehr als einer halben Million Thaler. Die ergiebigsten Perlenbänke sind die in der Bai von Condatschi, eine viertel bis eine halbe Meile von der Küste gelegen. Sie haben 18—50, ja auch 90 Fuß Wassertiefe, die besten Perlen sollen jedoch 1—30 Fuß tief gefunden werden.

Das Perlenfischen ist ein sehr prekäres Geschäft, ein wahres Lottospiel, recht für gewinnsüchtige Leute gemacht. Hinsichtlich des zufälligen Erhaschens eines mehr oder weniger werthvollen Fundes läßt es sich recht gut mit dem Diamantensuchen in Brasilien vergleichen. In den meisten Muscheln findet man zwar eine oder auch mehrere Perlen, hin und wieder 50—60, ja sogar 80 Stück; aber oft auch gar keine oder nur sehr kleine, sogenannten „Perlensamen" von Nadelkopfgröße und als Schmuck unbrauchbar, nur im Orient entweder gebrannt zum Betelkauen, oder mit Edelsteinen zerstoßen als Arzneimittel benutzt. In China wurden schon 22½ Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Perlen als Gegenstände des Tributs oder der Steuer erwähnt, und in einer spätern Periode in dem Url-ja, dem ältesten Wörterbuche, welches mehr als 10 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung verfaßt wurde, als werthvolle Producte des westlichen Theils des Reichs aufgeführt, besonders als Schmucksachen, Amulette gegen Feuer u. s. w.

Es ist interessant, Berichte aus alter Zeit über die Perlenfischerei im Golf von Manaar, und solche aus neuer Zeit über die Fischerei in der Bai Condatschi abzuhören.

Im Jahre 1666 wurde, wie Albrecht Heerport in seiner Reisebeschreibung erzählt, die Fischerei von Ceylon so verwaltet, daß jährlich ein Mal möglichst viele Theilnehmer von der Regierung nach dem sonst so öden Manaar zusammenberufen wurden und in einer Flotille von 400 Fahrzeugen zur großen Bank ausfuhren. Taucher, zum Theil mit fester Kopfkappe und Athmungsröhre versehen, brachen in dem klaren Wasser die Muscheln ab. Alle Muscheln wurden am Lande in der Sonnenhitze der Fäulniß überlassen, daher denn fürchterlicher

Gestank und Seuchen unter den zusammengedrängten Menschen, sodaß binnen sechs Wochen 15,000 Personen unter 20,000 starben. Nachdem die Muschelthiere verfault sind, öffnet man sie; vielleicht sind 20 Muscheln leer, dagegen auch in einer Muschel wieder 20 Perlen. Weiterhin auf dem allgemeinen Markt werden die Perlen durch graduirte Sieblöcher in eine bestimmte Anzahl verschiedener Größesorten gesondert. Die größten Perlen pflegen etwa den Umfang einer Haselnuß zu haben.

Wie in weit neuerer Zeit, nämlich im Jahre 1803, während der Monate Februar bis April die Perlenfischfangsaison in der Bai Condatschi auf Ceylon ein lebhaftes Gewimmel von Fischern, Handeltreibenden, Juwelieren aller Racen ꝛc. hervorrief, beschreibt Percival in seinem Werke über Ceylon als eines der anziehendsten Volksschauspiele. Dort besteht, so erzählt Percival, eine Art Wechselbetrieb der verschiedenen Bänke, indem etwa drei bis vier Schläge für die verschiedenen Jahrgänge abgetheilt sind, wie im Forstbetrieb. Vor dem Fange werden die einzelnen Bänke untersucht, von der Regierung dann nach Umständen für reif erklärt und meist verpachtet, selten auf eigene Kosten ausgebeutet. Jeden Tag segelt gleichzeitig nach Signalschuß die ganze Flotille zum Perlenfang aus, der Taucher läßt sich schnell in die Tiefe unter Mithülfe eines schweren Steins, zum Theil bis vier und zehn Toisen Tiefe; er hält ohne Luftwechsel bis drei Minuten, selten auch vier bis fünf Minuten aus, so daß er jedesmal gegen 100 Muscheln bringt. Manche Perle wird von den Tauchern aus dem frischen Thiere gestohlen und verschluckt; die Pächter pflegen dann bei vorhandenem Verdacht Brech- und Abführmittel anzuwenden. Die Perlmuscheln werden dann der Fäulniß überlassen und endlich die Perlen ausgesucht. Weitere Zubereitung besteht noch darin, daß man die Perlen reinigt, polirt, ihnen eine bestimmte Form giebt, endlich sie durchbohrt.

Jetzt wird die Perlenfischerei auf Ceylon von der englischen Regierung seit 1825 selbst verwaltet, aber die sämmtlichen Bänke daselbst mögen ihr in unseren Tagen kaum größeren Gewinn als 150,000 Thaler jährlich abwerfen.

In Asien finden wir noch an einem andern Platze eine Perlenfischerei, nämlich eine japanische an der Insel Hainan. Früher wurde ferner in China im Distriet Lieu-tchéou-fou im äußersten Süden des Reichs Perlenfischerei getrieben; 1403 wurde dieselbe sehr durch Haifische gestört, welche die Taucher auffraßen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Perlenfischerei jetzt noch in China existirt, wenn wir die später zu erwähnende künstliche Perlenzucht zu Hou-tchéou-fou ausnehmen. Der Mittelpunkt des Perlenhandels nach Indien, Europa ꝛc. und der Hauptsitz der Perlfischerpächter ist Madras. Die größten und kostbarsten Perlen bleiben gewöhnlich in Indien als Schmuck der Herrscher und Götzenbilder, die nächstbesten gehen als Perlenschnüre an die Höfe Europa's. Die Chinesen bezogen schon sehr früh ihre Perlen aus dem indischen Ocean; der Kaiser Wati (140—86 v. Chr.) schickte Leute zur See aus, um Perlen anzukaufen. Man findet in alten chinesischen Schriften sagenhafte Angaben über Perlen. Eine derselben soll hinreichend Licht ausgeströmt haben, um Reis zu kochen. Eine Gesandtschaft des Königs von Chinlien brachte als Geschenke Mütze, Wamms und eine Anzahl Perlen an den Hof in China. Von ähnlichen Tributlieferungen, die in Perlen bestanden, wird aus späterer Zeit berichtet.

Wir werfen einen flüchtigen Blick auf die anderen Punkte der Erde, an denen Perlenfischerei betrieben wird. In America fischt man Perlen an mehreren Stellen des Golfs von Mexico, bei den Inseln St. Martha und Margarita und Cubagua, an der Comogola und Cumana; auch in der Südsee in der Bucht von Panama und bei Californien. Anfangs waren die Fischereien des mexicanischen Meerbusens sehr einträglich, und im Jahre 1587 sollen von dorther 700 Pfund Perlen in Sevilla eingeführt worden sein; jetzt ist der Betrieb verwildert trotz einer englischen Actiengesellschaft, welche 1826 an dem Versuche fallirte, die dortige Perlenfischerei wieder in die Höhe zu bringen. In neuster Zeit verursachte große Aufregung unter den Americanern die von einem Farmer an der Küste von New-Jersey in Nordamerica gemachte Entdeckung von Perlmuschelbänken. Man will dort einzelne Perlen im Werth von 1000 Dollars und mehr gefunden haben. In Africa besteht nur eine Perlenfischerei an der Küste von Algier ohne größere Bedeutung. Die europäischen Fischereien beschränken sich nur auf Süßwasser. Von englischen Perlen wußte schon Tacitus; von 1761 bis 1764 trug der Fang zu Perth in Schottland jährlich 10,000 Pfund ein und auf der Londoner Ausstellung von 1851 waren schöne Proben aus den schottischen Flüssen Ythan, Don und Ugin und dem irischen Flusse Strule vorgelegt. In Hessen, Franken und in der Saale bei Halle finden sich gelegentlich schlechte Perlen. Bayerische Perlen werden im Jahre 1637 erwähnt und vorgeschlagen, sie statt orientalischer medicinisch anzuwenden; denn im Mittelalter galt die Perle als vorzügliches Heilmittel und es wurden die kostbarsten Arzeneien mit dem Pulver von Perlen versetzt. Die Ils bei Passau war einst berühmt, indem für deren Perlen der Jude sonst bisweilen 50 Thaler bot. Auch böhmische Perlen wurden zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts beschrieben. Seit alter Zeit waren ferner die Perlen der Gneiß bei Hirschberg in Schlesien geschätzt. Die großen Fischereien, welche früher in Liefland, Schweden und Norwegen bestanden, scheinen bald in Verfall gerathen zu sein. Die russischen Fischereien im Gouvernement Archangel, in Nowgorod ꝛc. sowie in mehreren Zuflüssen des Don sind zu wenig ergiebig, als daß die Regierung sie monopolisiren könnte.

Die bedeutendsten europäischen Fischereien bestehen seit alter Zeit zu Elster im sächsischen Vogtlande zwischen Aderf und Elsterberg; ober- und unterhalb dieses Gebietes ist das Wasser zu sehr verunreinigt, namentlich fand dies statt durch die in der Gegend von Plauen seit 1825 errichteten neuen Fabriken. Künstlich wurden auch Colonien von Perlmuscheln in benachbarten Flüßchen angelegt. Seit 1621 ist diese Fischerei ein Regal. Im Jahre 1650 gewann man 224 Stück, darunter 46 ganz helle und 16 große; im Jahre 1673 waren es 294 Stück, im Jahre 1681 nur 104, darunter 73 glänzende. Von diesen hatte eine Herzogin von Sachsen-Zeitz ein Halsband, wofür der Hofjude 40,000 Thaler bot. Nach neueren Mittheilungen des statistischen Vereins zu Dresden wurden gewonnen in den Jahren:

1719—1804	50,000	Thaler für	11,280	Stück Perlen.
1805—1825	2,150	„ „	2,560	„ „
1826—1836	890	„ „	1,550	„ „

Also Summa in 106 Jahren nach Abzug von 11 leeren Jahren 13,050 Thaler für 15,390 Perlen. Vom Ertrage der ersten Periode wurden 1805 die schönsten Perlen zu einem Halsband von 3000 Thaler Werth gesammelt, welches sich jetzt im grünen Gewölbe zu Dresden befindet.

Eine geordnete Zucht und Betriebswirthschaft der Perlenbänke hat nach den Erfahrungen im Vogtlande Eberhard angegeben. Man darf die Muschel wegen einer Perle nicht zerstören, vielmehr giebt Eberhard ein Instrument an, mit dem man die Perle aus dem Mantel ohne Schaden der Muschel herauszunehmen vermag, wonach die Muschel im Wasser neue Perlen erzeugen kann. Wo die Muscheln sich zu dicht drängen, werden die überflüssigen verpflanzt; in jeder neuen Colonien müssen gleichviel Männchen und Weibchen vorhanden sein, auch mögen einzelne Mitglieder perlhaltig sein, insofern, wie Eberhard meint, die Perlbildung durch Ansteckung befördert wird. Das Wasser muß gehörig vor mechanischen und chemischen Störungen geschützt werden, der Boden weich, mäßig feinkörnig sein, Schlamm und Sand enthalten; vom Boden ist zum Theil die Farbe der Perle abhängig. Je tiefer im Wasser und je mehr im Schatten die Muschel liegt, desto schöner wird die Perle. Diese rationelle Perlenzucht kann durch die Erfolge ihren Schlußstein erhalten, welche bei den obenerwähnten Versuchen angestrebt werden, indem man nämlich die Perlbildung dadurch zu vermehren sucht, daß das Muschelthier seinem Feinde und Verfolger, dem kleinen Parasiten, willkürlich mehr ausgesetzt wird.

Höchst interessant sind die Angaben, welche über die Anfertigung der sogenannten „Muscle Pearl," die künstliche Perlenzucht der Chinesen der britische Consul zu Ningpo, F. Hague, machte. Zu Hou-tchéou-fou, drei Tagereisen von Ningpo wird die Manufactur von künstlichen Perlen mit Hülfe der Muscheln in großer Ausdehnung betrieben. Die Thiere werden im April oder Mai gesammelt und vorzüglich von Kindern geöffnet, welche ein kleines Stück Bambus in die Oeffnung stecken. Die Erwachsenen legen alsdann hinein, was sie wollen. Die fremden Substanzen, welche man dazu anwendet, bestehen entweder aus Kupfer, Knochen, runden Kieseln oder aus Schlammerde. Diese Stoffe werden ohne besondere Auswahl ins Thier gelegt und man bedient sich keiner andern Vorrichtung, um sie an dem Orte zu halten, wohin sie gelegt wurden. Hat diese Operation mit dem Thiere stattgefunden, so bringt man drei Löffel voll von den Schuppen eines Fisches wohl gepulvert und mit Wasser vermischt, in die kleinern und fünf Löffel in die größern, dann werden die Bambusstöcke herausgezogen und die Thiere sorgfältig etliche Zoll von einander in den Teich gelegt. Einige von den Teichen mögen 5000 Thiere enthalten, größere mehr. Das Wasser in den Teichen braucht nicht tiefer als 3—5 Zoll zu sein und in der trockenen Jahreszeit wird in sie Wasser aus Canälen geleitet. Vier bis fünf Mal im Jahre düngt man die Teiche mit Koth und mindestens zehn Monate bleiben die Thiere in den Teichen, drei Jahre gelten als der längste Zeitpunkt. Mehrere Millionen dieser Muscheln werden alljährlich verkauft. Die Schale wird so nahe als möglich an der Perle mit einer feinen Säge durchschnitten, das Stückchen Muschelschale, das an der Perle geheftet bleibt, entfernt, desgleichen das Kupfer, Bein oder was darin war, an dessen Stelle weißes Wachs eingelegt und an der angesägten Seite der Perle ein Stück von der Schale angesetzt, um dieselbe so vollkommen als möglich zu machen. Bisher glaubten die Europäer, daß die perlähnlichen Gegenstände, welche die reichen Chinesen auf ihren Mützen trugen, ächte und werthvolle Kostbarkeiten seien; jetzt ist die Sache auf einmal aufgeklärt. Die Production dieser Perlen bildet eine Art Gewerbe, das einige 5000 Personen beschäftigt. Man muß erstaunen, wie es den Chinesen gelungen ist, auf so einfache Weise die Muschelthiere zu zwingen, selbst in ganz bestimmter Form und in gegebenen Umrissen Perlmuttermassen auszuschwitzen und je nach Belieben Götzenbildchen *rc.* durch Einlegen von Zinnfiguren in die Muschel zu fabriciren. Ueberall wo die Margaritana margaritifera heimisch ist, könnte diese Anfertigung von Schmucksachen nachgeahmt werden. Einen und denselben Gedanken verfolgten Linné und die Chinesen hinsichtlich der Perlenbildung; letztere brachten es praktisch weiter, als jener, und wir sehen bei dieser Gelegenheit abermals, daß wir noch so Manches von diesem industriellen Volke lernen können.

Es fragt sich nun, welche mag wohl die Königin der Perlen sein? Giebt es überhaupt eine Perle, die vor ihren Schwestern so große Triumphe feiert, wie der Kohi-Noor unter den Diamanten? Die größte aller in Europa befindlichen Perlen ist die, welche den Hut des Königs Philipp IV. von Spanien zierte; sie wurde von dem Bürger von Calais, Franz Gogibus aus Indien mitgebracht und wog 126 Karat. Am Hofe des Großmoguls hing eine Perle, einen Zoll lang und zwei Drittel Zoll breit, vom Halse eines aus Edelsteinen verfertigten Pfaues bis in dessen Magengegend herab, während der Pfau oben in der Mitte des großen Thrones hervorragte. Eine prachtvolle Perle besaß auch der Schah Sofi, welche einen Zoll im Durchmesser und einen halben Zoll Länge maß. Papst Paulus II. kaufte von einem Juwelier in Venedig eine orientalische Perle für 140,000 Ducaten; eine andere erstand Leo X. für 88,000 Thaler. Die Republik Venedig übersendete im Jahre 1537 neben vielen anderen Geschenken Soliman II. eine Perle im Preise von 100,000 Thalern. Eine zu Panama gefundene taubeneigroße Perle gelangte 1579 in den Schatz Philipps II. von Spanien und hatte einen Werth von einer Million Thaler. Die berühmteste aller Perlen mag aber wohl diejenige sein, welche die schwelgerische Kleopatra von Aegypten dem durch ihre Schönheit und buhlerischen Künste bezauberten Antonius in einer Auflösung zu trinken gab. Da die Perlen aus kohlensaurem Kalk bestehen, so lösen sie sich in Säuren auf, und Kleopatra benutzte hierzu entweder reinen Essig oder wenigstens außerordentlich sauren Wein. Es ist daher anzunehmen, daß solches Getränk, so kostbar es auch gewesen sein mag, dem Antonius gar wenig gemundet hat, — vielleicht ebenso wenig als das Perlengericht, welches ich meinen Lesern vorgesetzt habe? H. P.

Zur Chronik.

Eugen Sue †.

— Auf Béranger, den liebenswürdigen Sänger französischer Naivität und Frivolität, ist jetzt der Nachtschattenmaler der französischen Gräuel im Roman, Eugen Sue, im Tode gefolgt. Wie sehr waren Beide Franzosen, in ihren Fehlern und Vorzügen, Lastern und Tugenden! — Tugenden? Kann man von Tugenden bei Dichtern sprechen, welche die Sünden der Welt nur schildern, um in ihren Reizen zu schwelgen, obschon sie daneben den Galgen als Illustration setzen oder das Schaffott als Initiale wählen? Béranger in der Harmlosigkeit seines guten, frei fröhlichen Herzens hilft mit seinen Liedern die Könige vertreiben, läßt aber alle weitere Feststellung eines neuen politischen Moralgesetzes in Stich, entsagt aller weiteren Betheiligung an der Weltgestaltung, um daheim nach wie vor ungestört seinen alten Freund, son vieil habit, und seine alte Courtisane Lisette besingen zu können. Eugen Sue schildert die Gräuel des ehelichen Lebens, um die Prostitution an dessen Stelle zu setzen. In seiner „Mathilde" entfaltet er mit einer Kraft Rembrandtscher Pinselführung ein Gemälde der grausamsten Verfolgungen, die ein Weib, blos weil die Fessel der Ehe es bindet, zu dulden hat. Und als Gegengift hat Sue auf seiner Pallette nicht etwa arkadische Farben, nicht die Schilderung, wie Herzen rein und naturgemäß sich finden und ein Bündniß der Liebe auf ewig, gemeinhin Ehe genannt, schließen; sein Antidotum gegen die wilde Tücke und die kalte Berechnung des Egoismus, der da Ehen schließt, ist Tollkraut, Nieswurz der Verzweiflung, ist der Vorschlag, das in der Ehe gemißhandelte Weib solle und müsse gleich sehr wie der Mann das Recht freier Sittenlosigkeit fordern. Die Prostitution sacrificiren heißt in der französischen Romantik die Stimme der Natur berechtigen. Im Enfant trouvé (vom Jahre 1846), gewissermaßen den Mystères der Landbevölkerung Frankreichs, beginnt der zehnjährige Knabe Bamboche mit der achtjährigen Basquine bereits diesen Zustand der freien Natur, d. h. der entfesselten Sinnlichkeit. Fleur de Marie in den Mystères de Paris reizt uns wie eine Blume die dem Sumpfe entwächst; allein der moralische Sumpf um sie her ist mit solcher Energie der Hingebung geschildert, daß er uns als Nothwendigkeit erscheint zur Existenz dieser reinen Blume. Sue geißelt mit einer mächtigen Empörung der Seele die Ausartung der Vornehmen in Luxus, Schwelgerei und Zügellosigkeit; diese Empörung ist wahr in ihm, nicht gemacht, ohne moralischen Impetus lassen sich diese Farben Rembrandtscher Malerei zur Sittenschilderung gar nicht mischen, ohne die Lupe eines Wahrheitstriebes diese Charakterzüge in der Wirklichkeit gar nicht auffinden, noch wiedergeben. Der Dichter berechtigt das arme Volk, ein Veto einzulegen gegen die Beschlagnahme der Welt von Seite der Reichen; allein er vergißt daß die Gier nach gleichem Besitz und Genuß der Trieb der Massen ist, denen er die Berechtigung giebt zum Umsturz der socialen Welt. Das heißt mit ironischer Sophistik die Fragen des Pauperismus lösen. Ist der Genuß so sehr, wie diese Franzosen uns glauben machen, die Triebfeder der Menschheit, so wird der Teufel durch Beelzebub, den obersten der Teufel, vertrieben, wenn der Proletarier den Reichen von der Tafel des Lebens wegjagt, um sich selber daranzusetzen. Im Juif errant schildert Sue die weltweiten Umtriebe und gesellschaftlichen Eroberungsplane der Jesuiten; allein, abgesehen daß wir bewundernd vor diesem Gewebe großer Kraftentfaltung stehen, athemlos dem Gang dieser heimlichen Weltherrschaft folgen: so weiß der Dichter uns auch kein anderes Remedium aus seiner narkotischen Apotheke zu liefern als similia similibus, nur in stärkern Dosen als die Homöopathie. Und hieran leidet nicht blos der französische Roman, den ganz Europa verschlingt, um ihn — nachträglich zu verdammen; hieran leidet der gesammte französische Nationalgeist in seiner Art, Natur und Entfaltung. Der Franzose stürmt Bastillen mit wunderbarem Aufschwung des Geistes; aber aus den halb in Asche gelegten Trümmern macht er sich nur einen Nothbehelf, oder verbessert eher noch die unzulänglich befundene Fortification des alten Bauwerks der Tyrannei, welches die Freiheitslust zerbricht, um sich selber darin zu begraben. Der Franzose verjagt die Könige, dünkt sich Republikaner und huldigt dem Nothbehelf militärischer Dictatur. So recrutirt sich die französische Tyrannei selbst aus der französischen Freiheitsliebe; einem französischen Brutus bliebe nichts weiter übrig als ein neuer Cäsar zu werden. Sue schildert die Gräuel der ausgearteten Bildungswelt, nur weil den Naturburschen nicht dieselben Mittel zu derselben Ausartung zu Gebote stehen. Das nennt der Franzose seinen Socialismus, Eugen Sue seine Philosophie. In seinen Sept péchés capitaux erschien (1852) die Schlemmerei als die siebente Todsünde; der begabte Sohn des Volkes verfällt hier in seinem Kampf mit der höhern Gesellschaftswelt derselben Intrigue und Corruption, gegen die er zu Felde zog. Diese ganze Philosophie der Vorurtheile ist in der Sphäre des Gamin stecken geblieben. Nichts ist unwahrer als ein Franzose der sich einbildet Römer, Tugendheld, Republikaner sein zu wollen. Seine Anstrengungen werden mit Ironie gekrönt, und in der That, die gute Laune des lustig harmlosen enfant gaté in diesen Nachtschilderungen der französischen Gesellschaft ist noch daran die erquicklichste Seite. Wer Talent zur Revolution hat, besitzt noch nicht die Gabe zur Reform, zum wahren Socialismus der freien Entwicklung der bürgerlichen Kräfte des Lebens, die mit und neben dem Fürstenthum sich vollziehen muß.

Eugen Sue starb den 3. August als Verbannter in Annecy, einer Fabrikstadt im Lande der Savoyarden. An diesen kleinen Burschen und ihren Murmelthieren mag er sein Wohlgefallen gehabt haben, während ihn ein Herzleiden (?) quälte und ihn 53 Jahre alt wegraffte. Er war 1804 in Paris geboren; die Kaiserin Josephine und Eugen Beauharnais waren seine Taufzeugen, und es ist seltsam daß ihn ein Napoleonide in die Verbannung schicken mußte. Sein Vater machte als Militärarzt den russischen Feldzug in der Kaiserzeit mit; er selbst in gleicher Eigenschaft den spanischen Feldzug unter den Bourbons 1823. Er wohnte der Belagerung von Cadix, der Einnahme von Trocadero und Tarifa bei, ward dann Arzt bei der Marine, durchkreuzte im Seedienst wiederholt die Gewässer der Antillen und nahm 1828 auf dem Schiff Breslau an der Schlacht bei Navarin theil. Diese seine Seezüge und Reiseabenteuer verwob er zu einer Romandichtung: „Kernock der Pirat." Seitdem (1830) folgten „Plick und Plock, Attar-Gull, der Salamander" u. a. Sue ward der Gründer des französischen Seeromans. Sein bester Seeroman jedoch, sagt ein Kritiker ironisch, war seine „Geschichte der französischen Marine unter Ludwig XIV." (5 Bde.); seine Geschichte des Seewesens aller Völker war eine Ergänzung dazu. Dann folgten Sue's sogenannte Sittenromane, von denen wir die welteuropäisch gewordenen schon oben anführten. Er war ein Advocat des armen Volks und lebte wie ein Nabob.

Oswald Marbach's „Medeia."

S. Die Vorlesung von Oswald Marbachs Medeia durch Herrn Karl Grunert hatte am 7. August im Saale der Loge „Balduin zur Linde" in Leipzig ein gewähltes zahlreiches Publicum versammelt und bot demselben einen zwiefach seltenen Genuß. Was nun zunächst die Dichtung selbst anbetrifft, so sei es uns vergönnt darüber einige Worte zu citiren aus einer umfassenden tief eingehenden dramaturgischen Abhandlung, in welcher Dr. G. Zimmermann von Worms das Marbach'sche Drama analysirt und demselben den Preis einer bewunderungswürdigen Leistung auf dem Gebiete der poetischen Production der jüngsten Tage zugesprochen hat. „Die Behandlung desselben Gegenstandes durch den Euripides (sagt Z.) konnte für Marbach — da sie gerade von den großartigsten Motiven jener Sage nur einen beschränkten oder gar keinen Gebrauch machte, da ihr die bedeutungsvollsten und schwierigsten Probleme derselben entgingen und da sie namentlich den tieferen Unterschied zwischen dem griechischen und barbarischen Geiste völlig außer Acht ließ — bei der Ideenwelt, die der deutsche Dichter in die Sage hineintrug, kaum als dürftige Vorarbeit oder Anregung dienen. Vor Allem suchte Marbach, indem er eine heiligere Ansicht von der Liebe und Ehe mitbrachte, die Frage zu beantworten, wie man sich den Ursprung und Fortgang des innigsten Verhältnisses zwischen einem gesitteten, humanen und feingebildeten Griechen und einer Barbarin, die ihren eigenen Bruder umbringt und noch andere Gräuelthaten verübt, zu denken und zu veranschaulichen habe. Je mehr seiner idealisirenden Phantasie der Argonautenführer zum Repräsentanten des durchgebildeten Griechenthums wurde und die rauheren Formen des Heroenthums abstreifte, desto mehr mochte ihm die äußerste Wahrscheinlichkeit der früher oder später eintretenden Scheidung in diesem Verhältnisse einleuchten. Aber gerade weil Marbach in seinem Jason eine durch den griechischen Humanismus geläuterte und verfeinerte Persönlichkeit darstellte, konnte ihn die Auffassung des Euripides, wonach der jugendliche Held seine Gattin und Lebensretterin aus Ueberdruß, Ehrgeiz und treuloser Leidenschaft verstößt, nicht befriedigen. Er mußte nach würdigeren Beweggründen dieses Entschlusses in der Seele des Mannes forschen, und indem er den Gegensatz zwischen Griechen und Barbaren nach seinem ganzen Umfange ins Auge faßte, namentlich aber den wilden Unthaten, welche Medeia vor der Trennung verübt hatte, einen wesentlichen Einfluß auf die Sinnesänderung ihres Gatten zugestand, so gelangte er auf sehr natürlichem Wege zu der Voraussetzung, daß ein sittlicher Abscheu vor seinem Weibe den ersten Grund zur Entfremdung des Jason gelegt habe, und daß diese Entfremdung nachher durch die Neigung zu einer edlen und wohlgebildeten Griechin vollendet worden sei." — „Was nun die künstlerische Oekonomie des Werkes betrifft (fährt Z. fort), so finden wir fast Alles dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen und selbst die Ausführlichkeit einzelner Dialoge gestattet aus dem Grunde keinen Tadel, weil sie fortwährend durch das innerliche Handeln der Charaktere bedingt ist und einen fast ununterbrochenen psychologischen Proceß darstellt. Besonders ergreifend erscheinen uns die sogenannten Peripetien oder plötzliche Uebergänge des Schicksals, durch welche die furchtbare Gewalt der göttlichen Vergeltung und zugleich die ganze Schwäche des endlichen Menschen aufs Eindringlichste vergegenwärtigt wird. Der Dialog bewegt sich mit großer Natürlichkeit, Wärme und Anmuth. Die Sprache ist durchaus eigenthümlich, aus der innersten Dichterseele hervorgequollen, durch das Studium der alten Tragiker befruchtet und genährt und doch ganz unter dem Himmelsstriche romantischer Innigkeit gewachsen, im Einzelnen an Kleists mährchenartige Lieblichkeit und blumige Fülle erinnernd, bei aller Würde mit vorwaltender Anmuth, am gewaltigsten, wo jede Redeblume abgestreift ist und die Leidenschaften in ihrer nacktesten Gestalt hervortreten."

Grunerts unvergleichliche rhetorische Kunst verstand es nun, am genannten Abende hier das versammelte Publicum alle Schönheiten der Marbach'schen Dichtung in vollstem Maße genießen zu lassen. Sein nicht nur der reichsten Modulation fähiges, sondern auch ebenso mächtiges Organ verlieh, vermöge des eigenen tiefen Verständnisses, wodurch er sich das Gedicht nahe gebracht hatte, jeder der darin auftretenden Hauptpersonen die ihrem Charakter entsprechende Klangfarbe des Tones, und an denjenigen Stellen namentlich, wo im Drama der eherne Schritt der nahenden Nemesis erdröhnt, steigerte sich Grunerts Deklamation zu einer Gewalt, welche dem Donner vergleichbar den großen Raum des Auditoriums bis in seine äußersten Dimensionen ausfüllte und die Seelen der Hörer mit dem ganzen Grausen der antiken Tragik ergriff. So war denn auch der Beifall ein ungetheilter und bis zum Ende fortwährend sich steigernder.

Das Dresdener Theater in den Hundstagen.

— Während soviel Hofbühnen in der Sommerhitze ihre Häuser schließen, theils, wie das Wiener Burgtheater, um die Kräfte zu schonen, theils um nicht vor leeren Bänken spielen zu lassen, erfreut sich Dresden mitten in den Hundstagen einer ungestörten Entwickelung seiner Mittel. Dresden hat die Bevorzugung, von den großen Residenzen in Deutschland die kleinste, unter den kleinen aber die größte zu sein; es theilt mit diesen die Pflege der Kunstinteressen. Schon weil es auf den Fremdenbesuch angewiesen ist, der Kunst und Natur im Wechsel verlangt, darf es im Sommer sein Theater nicht schließen. Trotz ungebührlicher Urlaubszeit sehen wir die beiden großen Rivalen im Schauspiel, Emil Devrient und Dawison, mitunter Tag um Tag mit einander wechselnd die Bühne betreten, heute Jenen als Werner in Gutzkows Stück, Diesen als Narciß ꝛc. Freilich füllt jetzt in Dresden die Bänke fast ausschließlich der fremde Tourist; man hat durch erhöhte Preise im Sommer systematisch den heimischen Dresdener ausgeschlossen vom Besuch seiner Bühne, und es mag vor einem ganz und gar zusammengeschneiten Publicum nicht leicht sein zu spielen. Der unermüdliche Räder, der Liebling in der Posse, ist gleich sehr ein Magnet im Linkeschen Bade; er brachte kürzlich das neue Görnersche Stück: „Prinz Honigschnabel" unter großem Jubel zur Aufführung, während jene beiden Lieblinge der Kamönen dem feinern Gaumen huldigen. (Zur Statistik des Theaters gehört, daß Dawison bei seinem kürzlichen Gastspiel in Wien den Narciß nicht weniger als achtmal spielte; dem Verfasser, Brachvogel in Berlin, erwuchs daraus als Tantième eine Summe von 7—800 fl.) Auch zu Gastspielen und zum Heranziehen neuer Kräfte wird in Dresden die Sommersaison benutzt. Aus Frankfurt a. M. gastirten kürzlich mit vielem Glück im Schauspiel Herr Kökert und Fräulein Dettmer; Letztere wurde Mitglied der Dresdener Bühne; aus Weimar spielten nicht weniger als drei Gäste, von denen Herr Lemaistre (Maximilian) als jugendlicher Held gewonnen wurde.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 35. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [29. August.

Inhalt.

Preußische Seebäder.*)

Der freundliche Leser wandere noch einmal mit uns nach Nordosten hinunter zur bernsteinreichen Küste des hügel- und waldreichen Samlandes. Von Brüsterort, dem nordöstlichen Küstenpunkte des preußischen Ostseebusens, bis nach dem, am Anfange der kurischen Nehrung gelegenen Kranz, also in einer Ausdehnung von sechs Meilen, sieht man zur Sommerzeit in allen Stranddörfern Badezelte und begegnet überall Lustwandelnden, Spazierfahrenden, Reitern und Reiterinnen. Fast von Viertelmeile zu Viertelmeile sieht man am Meeresstrande Badehütten, aus Stroh errichtet, dicht zusammengestellt, die oft eine täuschende Aehnlichkeit mit einem Negerkraal haben. Jeder wohlhabende Ostpreuße, namentlich aber jeder einigermaßen bemittelte Königsberger hat hier sein Lieblingsdorf, dessen Lage, Bad oder Gesellschaft er jedem andern vorzieht.

Sobald der Juni seinem Ende naht, sieht man tagtäglich eine lange Reihe von Journalieren, Post- und Packwagen wie stattliche Equipagen von Königsberg aus dem vier Meilen weit abgelegenen Ostseestrande zueilen. Der Zug theilt sich jedoch alsbald in zwei große Heere; die eine Hälfte zieht nach Neukuren und Rauschen, die andere nach Kranz. Folgen wir dem letzteren Zuge. Eine neuangelegte Chaussee führt uns in das Eldorado der Königsberger, nach Kranz. — Noch vor dreißig Jahren lag hier an der Ecke, welche die Nordküste des Samlandes mit der kurischen Nehrung bildet, ein armseliges Fischerdorf mitten im Sande, Kranzkuren.**) Nur wenige Misanthropen aus der Residenz zogen zur Sommerzeit hinaus, um abgesondert von der Welt hier ihren Grillen nachzugehen und durch ein Seebad sich zu stärken. Allmählich aber, als man einsah, daß die Wellen der Ostsee gerade in dieser Ecke am heftigsten gegen den Strand prallen, fing man an, sich bequemer hier einzurichten, und baute sogar ein allgemeines Logirhaus, welches das Glück hatte, zur rechten Zeit abzubrennen, um einem comfortableren Gebäude Platz zu machen. Um dieses herum erhob sich alsbald eine Menge neuer Häuser, für jede Classe von Gästen berechnet und gegenwärtig von mehr als 2000 Fremden bewohnt. Die Menge der ziegelrothen Dächer, die zwischen den Bäumen der Corsoallee und des großen Gartens hervortreten, das schloßartige Logirhaus, die niedlichen Schweizerhäuser der Kirchenstraße und die Aussicht auf den weiten blauen Meeresspiegel bilden ein ansprechendes Ganzes. Wer billig wohnen will, bezieht ein strohgedecktes Bauernhaus in der Nähe der Plantage, dessen Familie dann, zu sehr auf ihren Vortheil bedacht, mit den Viehställen vorlieb nimmt. Die Badegäste von Kranz bestehen zur Zeit aus 1/12 Kranken, 4/12 polnischen Juden und 7/12 vergnügungslustigen Leuten. Glänzende Soireen und Sonnabendsbälle, gemüthliche Kinderfeste, gemeinschaftliche Spazierfahrten nach dem nahen Sarkauer Forst und den benachbarten Stranddörfern gewähren genügende Zerstreuung, sodaß wohl selten ein Badegast diesen Ort unbefriedigt verläßt.

Nächst Kranz ist Neukuren der besuchteste Badeort am samländischen Strande. Der Weg von Königsberg dorthin ist bei weitem romantischer; er führt über den, tief im Walde gelegenen Eulenkrug nach dem seiner malerischen Lage wegen berühmten Kirchdorf Pobethen, welches schon städtische Betriebsamkeit zeigt und an Sagen reich ist. In der Kirche von Pobethen nämlich wird eine Trompete und ein Degen aufbewahrt, an die sich eine mährchenhafte Erzählung knüpft. Ein Pobethener Bauerssohn diente zur Zeit des Schwedenkrieges als Trompeter unter dem großen Kurfürsten, wurde aber gefangen und nach Schweden transportirt. Hier überfiel ihn eine unüberwindliche Sehnsucht nach der fernen Heimath, die so zunahm, daß er sein Leben daran wagte. Er umgürtete sich mit seinem Schwerte, nahm die Trompete zur Hand, bestieg sein Roß und ritt an den Meeresstrand. Große Eisschollen trieben auf der Ostsee und kühnen Muthes setzte der Heimwehkranke zu Pferde auf eine der größten hinüber. Die Strömung war günstig und trieb die Scholle glücklich ans heimische Ufer. Das Lied: „Herr Jesu Christ, mein Lebenslicht!" aus der Trompete schmetternd, landete er und weihte Trompete und Degen, zum Dank für seine wunderbare Rettung, der Kirche seines Geburtsdorfes. — Eine andere Sage knüpft sich an den

*) Vergleiche Nr. 27, 28 u. 30.

**) Nach dem K. Telegraphen.

Thurm der Kirche. Eine Wöchnerin lag schwer darnieder. Ihre Anverwandten, welche Nachts bei ihr wachen sollten, waren eingeschlafen, und unbemerkt schlichen die gespenstigen Untererdchen, welche stets ein Gelüste nach Menschenkindern haben, herbei, um das neugeborne Kind zu stehlen. Aber die Mutter wehrte sie mit Gewalt ab und über dem Geschrei erwachten die Wärterinnen. Die kleinen Kinderräuber zogen unter gräulichen Verwünschungen ab, und dies mochte wohl die Ursache sein, weshalb das Kind bald nach der Taufe, in welcher es den Namen Anna Susanne erhielt, starb. Die Pobether Glocke führte denselben Namen, und als sie zum Begräbniß des Kindes geläutet werden sollte, hob sie sich mit gewaltigem Schwunge aus dem Stuhle und flog zum Schallloche hinaus in den nahen Mühlenteich, laut summend: „Anna Susanna kommt nimmer hinauf!" —

Neukuren liegt in einer überaus anmuthigen Gegend, 100 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, dicht an der See, zu welcher eine aus achtzig Stufen bestehende Treppe hinunterführt. Schöne Gartenanlagen, Villen und comfortable Gasthäuser geben ihm ein stattliches Aussehen. Die Badestelle ist gleich zur Hand und die Umgebung reich an Lustpartien, der Unterhalt billig, das gesellige Leben des ungezwungenen Tones wegen, der hier herrscht, angenehmer als sonst wo, und darum eben dieser Badeort viel beliebt und besucht. Vom Bade zurückgekehrt, wurde ich in meinem Logis von der freundlichen Wirthin mit einer trefflichen riesenhaften Steinbutte und mit der Erzählung, wie dieser Fisch gefangen wird, bewirthet. Er vergräbt sich nämlich gern im Meeressande und nur seine hellleuchtenden Augen schauen blitzend aus der Tiefe empor. Bei stiller See fahren nun die Fischer, mit langen Piken bewaffnet, umher und sobald sie in der Tiefe die glänzenden Augensterne erblicken, stechen sie darauf los und ziehen, wenn's Glück ihnen hold, den prächtigen Fisch in die Höhe. Auch Seeflundern gabs hier, wahre Prachtexemplare.

Unweit Neukuren liegt das große Stranddorf Rauschen, zwar von der See durch hohe Dünen getrennt, doch sonst reizend gelegen, indem es zu Seiten eines schmahlen Landsee's sich hinzieht, und mehrere Häuser auch aus den unterhalb bewaldeten Anhöhen hervoräugeln. Nur ist der Weg zur See hin beschwerlich, insofern man den hohen Sandberg übersteigen muß, wenngleich Bretterstelge dem Wanderer zu Hülfe kommen. Es giebt nichts Trostloseres als solchen öden Weg; eine weite Wüste liegt vor uns und es ist der Tod, welcher hinter den windbewegten Dünen heimtückisch lauert, um das blühende Leben ringsum mehr und mehr in sein großes Leichentuch einzuhüllen.

Von hier aus führt der Strandweg weiter nach dem lieblichen Gute Georgswalde, dessen freundliches Wohnhaus, theilweise mit zum Aufenthalte von Badegästen bestimmt, aus den dunkeln Laubgängen des Gartens schon von weitem hervorleuchtet, anmuthig winkend, in seiner artigen Umgebung länger zu verweilen. Ein breiter Gang durch lachendes Ackergefilde führt uns hin zu einem tiefen Thalkessel, die Wolfskaule genannt, neben welchem ein gebahnter Steg an den Strand leitet, wo die Wildniß der Schlucht einen seltsam wunderlichen Anblick gewährt. Während die Abendseite derselben mit dem üppigsten Baumwuchse geschmückt ist, steigt die gegenüberliegende Wand nackt und kahl in die Höhe.

Das Ufer bei Georgswalde ist bedeutend hoch, gegen 200 Fuß und mit Laubholz bekleidet. Unten finden sich große Steinblöcke. Dennoch überwindet die Badelust auch diese Unannehmlichkeit. Sehr anmuthig ist der Wald ringsum. Es wird Einem wohl in solcher grünen Einöde. Man lauscht mit Wohlgefallen den Axtschlägen eines fernen Holzschlägers und dem Jubiliren der munteren Vöglein. Auch trifft sichs wohl, daß ein Reh, mit klugen Augen vorsichtig umschauend, über den Weg huscht, oder ein Hirsch mit stolzem Geweih über das Dickicht ragt; ja es ereignete sich hier das merkwürdige Schauspiel, daß ein Elennthier, verfolgt von Hirschen, durchs Gehölz schoß, sodaß der Bäume Aeste knackten, seine Richtung nach dem Meeresufer nahm, den Sandberg hinabflog und sich in die Wellen stürzte. Auf diese Weise entging es zwar seinen wüthigen Verfolgern, fiel jedoch nahen Fischern in die Hände, die es dem Forstamte ablieferten.

Nahebei liegt die Gausupschlucht, welche, von einem Waldbache durchrauscht, grünend im Schmucke hoher Buchen und Eichen, zum Seegestade sich hinzieht, während Ziegen und Schafe an den schwindeligen Rändern derselben wagehalsig emporklettern.

Unstreitig der reizendste Punkt aber, nicht nur am Strande, sondern vom ganzen Samlande, ist der Badeort Warniken. Ein enges, tiefes, dichtbewaldetes Thal, die sogenannte „Wolfsschlucht", zieht sich hier, von einem kleinen, tosende Wasserfälle bildenden Bächlein durchrieselt, unmittelbar bis an die Ostsee, sodaß die äußersten Vorberge, die Jägerspitze (200 Fuß hoch) und die Fuchsspitze (178 Fuß hoch) unten von den Meereswellen bespült werden. Die Aussicht von der Jägerspitze ist wahrhaft ergreifend. Tief unten brechen sich bei stürmischem Wetter die Meereswogen an zackigen Klippen; hoch auf schlägt der weiße Gischt und spritzt weit in die Schlucht, während die zerschellte Woge zwischen mächtigen Steinblöcken sich eiligst zurückzieht, um einen neuen, ebenfalls erfolglosen Angriff zu machen. Terrassenförmig gruppirt heben sich die dichten Baummassen aus der Tiefe hervor. Hier und da überragt eine stolze Eiche gleich einem mächtigen Herrscher ihre Umgebung, und zwischen all dem Grün schimmert das Bächlein freundlich grüßend hervor. Sorglos plätschernd fließt es über Kieselgeröll dahin, ohne zu ahnen, daß sein junges Leben bald zu Ende ist und die See mit ihren Riesenarmen nach einigen Augenblicken es vernichtet. Stundenlang kann man hier oben sitzen und auf das Rollen der Wogen und das Rauschen in den mächtigen Eichengipfeln aus der Schlucht her lauschen, ohne dieser geheimnißvollen Musik müde zu werden; eine heilige Andacht erfüllt unser Herz, wie wenn man in einem gewaltigen Dome die mächtigen vollen Orgelklänge und der Gläubigen frommen Gesang vernimmt, oder es däucht uns wohl auch, Homer und Shakspeare, diese meervertrautesten Sänger, hätten hier ein Zwiegespräch mit uns abgehalten. Und auch dann, wann die See nicht ihre Riesenhäupter brüllend erhebt, sondern lammfromm an den Ufersteinen plätschert, oder wohl gar wie ein stiller

Teich daliegt und gleich einem flüssigen, hellgrünen Smaragd blitzt, ist die Aussicht von dieser Jägerspitze herrlich. — Dasselbe gilt aber auch von der nahen Fuchsspitze, einer jähen Uferwand, welche schroff hervorspringend und mit einer Brustwehr umgeben, die entzückendste Fernsicht gewährt. Rechts erreicht das Auge die Dünen der kurischen Nehrung, wie dichte Nebelwolken, und den grünen Fleck davor, streift dann längs der stufenartig sich erhebenden Küste hin bis zu diesem Standpunkte und noch weiter fort bis zur äußersten Spitze von Brüsterort, sodaß sich in der buntesten Abwechselung und Schattirung die ganze Nordküste des Samlandes darstellt. Im Anschauen versunken, blieb ich am steilen Uferrande stehen, bis die goldene Scheibe des Mondes aus der grauen Fluth des Meeres aufgetaucht war und mit ihrem milden Lichte den Silberrand der schäumenden Wellen, wie das schwankende dunkle Laub des Parkes ringsum vergoldet hatte. Die wogende See erhob sich vor mir wie ein Saatgefilde, in langen fortlaufenden Wellen, so sanft und regelmäßig wie die Athemzüge an der Brust eines schlafenden Kindes. Wundersam rauschte von oben der Wald dazu und sein Flüstern und Neigen schien mir eigentlich mit dem stillen heiligen Rauschen der See zu einem Accorde zusammenzuschmelzen. Fühlt der Tagesmüde sich schon wohler, wenn er Abends hinausgeht ins Gefild, wo das Geräusch der Stadt schweigt, so wird dieses Enthobensein über das Getümmel der Welt noch weit inniger empfunden am einsamen Gestade, wo eine mächtigere Stimme sich kund thut als die des Menschen. Schöner fast als des Südens üppige Pracht und als der kolossale Felsentempel der Alpen erscheint uns hier der nebelige sagenreiche Norden, wo das Meer seine eintönige Melodie singt, während der Geisterschein des Mondes die starren Uferfelsen beleuchtet und die Drossel im Wipfel einer versilberten Trauerbirke ihr Flötenlied klagt über den kurzen Frühling und über den langen Nebel, der kalt und gleichgültig Land und Meer einhüllt und selbst im Winter nicht ganz verschwinden mag.

Ein gewaltiger Granitblock bezeichnet die Grenze von Großkuren. Neben ihm windet ein Fußsteig vom Strande zum hohen Gestade sich empor, in dessen Schlucht das Dorf liegt, das größte unter allen Stranddörfern dieser Küste. Der Strand unten wimmelt von Fischern; — sonnegebräunte handfeste Gestalten in hohen, bis zur Hüfte hinaufreichenden Stiefeln, mit Gesichtern, die eben nicht aussahen, als ob sie vielen Spaß verständen; ihnen zur Seite Frauen und Kinder, gleichfalls mit dem Betriebe des Fischergewerbes beschäftigt. Netze wurden getrocknet und ausgebessert oder mit Angeln versehen, der Köder aufgesteckt, die Böte am Ufer hin- und hergezogen, um die kleinen Fische, Sutter genannt, zu fangen, welche zum Fischköder gebraucht werden, sodaß sich ein reges, eigenthümliches Leben vor mir entfaltete und ich hoch erfreut war, aus der Stille einer elegischen Natur mich so plötzlich in die Werkstätte menschlicher Thätigkeit versetzt zu sehen. Der wechselnden Staffage entsprach der landschaftliche Hintergrund. Hohe, steile, vielfach zerrissene Ufer starrten mich an, als ein rauhes Bild von der zerstörenden Gewalt der Elemente. Meereswogen, Stürme, Sturzbäche und Regengüsse haben das Ufer zerwühlt und zerspalten. Ein kleiner rothgefärbter Bach, der von oben sich herabgießt, dient uns beim Aufklimmen zum Führer; in vielfachen Windungen leitet er uns aufwärts. Die Schlucht ist nicht ganz kahl; kleine Viehheerden weiden darin; aber der Weg ist mühsam und das Erdreich locker. Bald aber spaltet sich die Schlucht und wird öde vor Sand. Der Fußpfad verschwindet, die Bergkuppen versperren jede Aussicht; man glaubt sich in einer Höhle eingeschlossen. Da mit einem Male schauen die Häuser des Fischerdorfes zu beiden Seiten der oberen Schlucht auf uns herab, und bald sind wir mitten in ihm. Zwei Schänken bieten dem ermatteten Wanderer zwar einen Ort zum Aufenthalte, aber wenig Bequemlichkeit. Die Haushaltung ist unsauber; außer fuseligem Branntwein und getrockneten Fischen giebt's blos schwarzes Brot und dickes Landbier. Die Leute leben fast nur von Fischen. Wer aber malt das Gefahrvolle und Unsichere ihres schweren Berufs? Um davon eine Vorstellung zu haben, muß man das sturmbewegte Meer, den gebrechlichen Kahn auf seinen Wogen tanzen, ihn gegen die schäumende Brandung ankämpfen und die gewaltsame Anstrengung der Männer gesehen haben. Und doch überwindet die Gewohnheit auch hier die Gefahr. Wie der Gemsjäger die steilsten Felsen erklimmt und die gähnende Tiefe neben seinen wankenden Füßen nicht achtet, so auch verhärtet sich der Sinn der Fischer gegen jede Gefahr auf dem Meere, die sie ja bei jedem Ruderschlage begleitet und mit der sie von Jugend auf vertraut wurden, sodaß ihnen nie wohler ist als in ihr. Dies kann man recht eigentlich von den Fischern dieses Dorfes sagen, welche nur selten durch den Besuch von städtischen Badegästen einen leichteren Lebensunterhalt gewinnen, wie Letzteres in den anderen Stranddörfern der Fall ist. Uebrigens erweist sich der Gewinn der Fischerei ihnen häufig unbelohnend. Die Netze zerreißen oft und gehen ganz verloren. Die Böte sind nur klein und von schwacher Bauart, sodaß sie nicht mehr als 4—6 Männer zur Bemannung gestatten, und dürfen sich nicht über drei Meilen in die See hinaus wagen. Oft zieht der Fisch weiter tiefer in See; dies gilt vorzüglich vom Dorsch und dem Heringe.

Ein Fußsteig führt uns nach Kleinkuren hinab, einem Dorfe, das gleichfalls nur von Fischern bewohnt ist, deren ärmliche Hütten sich zu beiden Seiten einer sandigen Doppelschlucht zum Meere hinziehen, sodaß die letzten Häuser fast von den Wellen bespült werden. Mittendurch stürzt ein Mühlbach in die See, in regnerischer Zeit brausend und tobend, sodaß des Dorfes Bewohner vollauf zu thun haben, um das kleine Ding von Gewässer in geziemenden Schranken zu halten. In den Abhängen erkennt man Schichten von Eisensand, wechselnd mit blauen Lagen von Bernsteinerde, die beim Nachgraben eine reiche Ausbeute gewähren.

Der letzte Ort an dieser Nordküste ist Brüsterort, an einer hohen, weit in das Meer laufenden Steinklippe gelegen. Steintrümmer liegen hier eine halbe Meile weit ins Meer hinein und umgeben diese Spitze mit einem so gefährlichen Kranze, daß jede Annäherung dem Schiffe Verderben bringen muß. Der Sturmwind umsauste mich, als ich weiter vorschritt. Regungslos blieb ich stehen und sah von meinem luftigen Standpunkte

aus dem tollen Spiele der Wellen zu, wie sie eine nach der andern, vom Sturme gleich schäumenden Rossen gepeitscht, dem nackten Gestade zueilten, um an den weit hingestreuten Steintrümmern zu zerschellen. Hochauf spritzte der Gischt. Von der donnernden Brandung geschlagen, erbebte die Klippe, aber kreischend streifte ein Heer leichtbeschwingter Möven über die schäumenden Wogen hin. Wahrlich, nichts auf der Welt füllt so ganz die Seele aus als das wogende Meer. Es giebt dem Menschen Flügel, die ihm die Natur versagt hat. Wer das Meer nicht kennt in seiner erhabenen Pracht und Macht, der kommt mir unter den Menschen vor wie ein Vogel der nicht fliegen kann oder seine Flügel nicht brauchen will, wie die Gans und der Strauß. Und eben deshalb vergißt denn auch der Mensch, je tiefer er in die Fluthen schaut und je länger er jene Harfenschläge anhört, welche der Sturm der bewegten Meereswildniß entlockt, sich und die Welt mit ihren Bleikammern der Noth und mit ihren halsbrechenden Strickleitern des Standes und Ranges und alle Flitterbühnen voll Puppenstaat; sein Geist wird frei und schwingt sich einem Adler gleich aus der Brandung des Lebens empor zu dem Hafen des Friedens, aus den Irrwegen der Pilgerfahrt hinauf in die Heimath.

Zur Sicherheit für die Schiffe ist auf dem nahen Wachbudenberg ein Leuchtthurm erbaut worden, da man das frühere Barakenfeuer als für unzureichend erkannt hat. Die Aussicht von ihm aus ist überaus lohnend. Nicht nur die ganze Nordküste mit ihren imposanten von wilden Schluchten zerrissenen Ufern breitet sich bis Kranz hin vor uns aus; auch die kurische Nehrung im Norden leuchtet mit einem brennenden Kreideglanze aus der Ferne zu uns herüber und von Westen her taucht hinter der Brüsterorter Spitze gleichfalls die blaue schäumende Woge der Ostsee auf. Nicht minder schön ist der Hinblick aufs Land, welches in weiter Ausdehnung vor uns liegt. Ein reicher Kranz freundlicher Dörfer zieht sich zu unseren Füßen hin. Fruchtbare Thäler breiten sich aus, und dem lachenden Landschaftsbilde zum wohlabschließenden Hintergrunde dienen die sanften Höhen des Hausenberges, über welche der Galtgarben in der Ferne noch sein belaubtes Haupt erhebt.

M. N.

Nordische Kämpeweisen.

„Des Baumes Name ist Ygdrasill,
Weit aus breiten sich seine Zweige,
Unter ihnen im Wechselspiel
Muß sich Alles, was ward, vereinen.
Keiner sah ihn der Wurzel entspringen,
Schon bei der Geburt der Zeit
Stand er grün über Urdas Quelle."

Ygdrasill ist in der nordischen Mythologie die Esche, die ihre Wurzeln weithin über die Welt verbreitet. Auf dem Wipfel horstet ein vielwissender Adler, und Schlangen nagen an den Wurzelfasern. Man deutet die Esche auf verschiedene Weise, unter anderem als Weltbaum, unter dessen Wurzeln, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ruhen. Ein Verehrer der Edda schreibt dieselbe thörichter Weise nicht den nordischen Völkern, sondern den Deutschen zu, und behauptet, die Esche Ygdrasill bedeute — die Kirche Gottes auf Erden. Die Schlangen legt er als Neid und Haß aus, welche die Kirche verfolgen, und der Urdabrunnen, welcher unter dem Baume rauscht, ist nach ihm das heilige Wort Gottes. Auf solche Weise wird leider zu oft die erhabenste Poesie in den Staub gezogen. Ein anderer Verehrer der Edda meint, daß unter der Esche der sichtbare Himmel, unter einem poetischen Bilde gemeint sei. Auf diese und ähnliche Weise sind eine Menge Ausleger beflissen gewesen Eulen nach Athen zu tragen. Wir wollen nicht das tiefe Mysterium zu erschöpfen suchen, uns soll einfach die Esche Ygdrasill der Baum der Poesie sein, welcher seine rauschenden, immergrünen Zweige über die Welt breitet. Möge der Urdabrunnen die Wurzeln dieses heiligen Baumes beständig netzen, daß seine Krone sich über den Staub der Erde emporhebe, und das unsterbliche Lied der Freiheit und Liebe in immer volleren Tönen rausche! Im Norden sproßte dieser Baum, und geweihte Hände pflegten seiner. Er sproßt noch, und treibt Zweige und Blätter; wir wollen uns in seinen Schatten legen, und sein heiliges Rauschen vernehmen.

Die Wickinger, welche England und Frankreich beunruhigten, ja sogar nach Konstantinopel, in den Kämpeweisen „Myklegaard" genannt, zogen, waren rauhe Krieger; aber heimgekehrt lauschten sie in ihren Hallen den Gesängen der Skalden, welche die Thaten der Helden verherrlichten, und Den glücklich priesen, der die Wunden auf der Stirn und der Brust trug, entweder im Kampfe fiel, das Schwert in der Faust, oder seinen Gegner bezwang. Die alten Sagen und die sogenannten Kämpeweisen haben uns neben mancher Rohheit erhabene Züge der Vaterlandsliebe, der Tapferkeit, des Edelsinns, der aufopferndsten Liebe aufbewahrt, und durch dieselben wurde es Oehlenschläger möglich die entschwundene Heldenzeit in seinen, in Deutschland wohl nicht nach Gebühr gewürdigten Dichtungen, wieder hervorzuzaubern.

Von den alten Kämpe- und Volksweisen, welche man noch zuweilen von den Bauern in Norwegen und in einigen Gegenden Dänemarks singen hört, erschien zuerst eine Sammlung, hundert an der Zahl, von A. S. Wedel im Jahre 1591; diesen fügte Peder Syv in einer Ausgabe, welche 1695 erschien, noch hundert hinzu. Die letzte Auswahl kam in fünf Bänden heraus 1812—14, und wurde von Abrahamson, Nyerup und Rahbek besorgt. Diese einfachen Volkslieder, welche so lange verkannt wurden und unbeachtet blieben, sind in neuerer Zeit von dänischen Dichtern mit Vorliebe bearbeitet worden, zum Beispiel „Agnete und der Meergott" von Baggesen, Oehlenschläger und Andersen, von Letzterem dramatisch. Der Tragödie von Henrik Hertz „Svend Dyring" liegt ebenfalls eine alte Weise zu Grunde.

Die Kämpeweisen schildern mit den lebendigsten Farben

Thaten und Begebenheiten, die der vollen Blüthezeit des mythischen Zeitraums und des Kämpenlebens angehören. Die Riesen treiben noch ihr Wesen, und um sich mit ihnen messen zu können, müssen die Helden auch keine Leute gewöhnlichen Schlages gewesen sein. Grimm sagt: „Alles Maß im Gedankengange, im Auftreten, im Aeußern, in Gestalt und in Waffen ist kolossal. Die Poesie dieser Gesänge ist roh, ohne Glimmer, aber von einer Farbe gewaltiger Art. Ohne Einleitung und Erklärung tritt die Erzählung hervor, sie springt geharnischt unter uns hin wie Pallas aus Jupiters Haupte, und meldet zuweilen sogleich in den ersten Strophen den Ausfall. Dann wird Alles einzeln und in großen Massen aufgestellt; die Helden selbst treten auf, und ihre Rede ist wie Schwertschlag, der mit starkem Arm gegeben wird, treffend und entscheidend. Die Poesie, sich ihrer Tiefe noch nicht bewußt, weiß nicht, weshalb die Dinge geschehen; aber sie weiß, wie sie geschehen. Deshalb hat sie nichts zu erklären, sie hat nichts weit und breit zu vertheidigen, indem sie nur hinzeigt, trifft sie ihr Ziel. Diese Kraft in den ältesten Dichtungen, die wie ein Gebirgsstrom sich herniederstürzt, und Felsenstücke fortreißt, läßt sich keineswegs durch die Zierlichkeit und äußere Vollkommenheit der Poesien der neueren Zeit aufwägen und ersetzen."

In dem bereits erwähnten, von Abrahamson, Nyerup und Rahbek herausgegebenen Werke enthält der erste Theil Kämpe- und Zauberweisen, der zweite historische Weisen, der dritte und vierte Romanzen und Balladen. In den Zauberweisen spiegelt sich der Aberglaube der Vorzeit mit den schärfsten Zügen. Wir finden in den Gesängen Elfen, Meermänner, Meerfrauen, Zwerge, Kobolde, Nisser und Wiedergänger, und wie alle die übernatürlichen Wesen heißen mögen, an welche die alten Nordländer glaubten, und an die noch in vielen Gegenden Skandinaviens der gemeine Mann mit Angst oder Verehrung denkt. Herder hat einige Zauberweisen in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" mitgetheilt, unter anderen „die Kämpen auf Dovrefield" unter dem Namen „Nordlandskünste" und die unübertreffliche Weise: „Elvenshöh." — Herder hat in dieser Weise den fünften Vers übersetzt:

„Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Stand still und horchte fühlend,
Die Fischlein schwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden spielend."

Im Dänischen heißt es:

„Alle smaa Fiske i floden svam,
De legde med deres Finde."

„Finde" sind jedoch Floßen, und muß es deshalb heißen:

Die Fischlein schwammen in heller Fluth
Mit ihren Floßen spielend.

Tiefergreifend ist die Zauberweise: „Aage und Else." — Aage, der Geliebte der Jungfrau Else, stirbt, und sie grämt sich so tief darüber, daß sie vor Kummer nicht schlafen kann. Da hat auch Aage keine Ruhe im Grabe; er nimmt seinen Sarg auf den Rücken und geht in die Kammer der Geliebten, und als er des Heilands Namen ausspricht, läßt sie ihn ein.

„Dann nahm sie einen Goldkamm,
Und kämmte sein Haar,
Für jedes, das sie kämmte,
Rann eine Zähre klar."

Else fragt ihn, wie es im Grabe sei, und er antwortet:

„Wenn Du im Herzen munter
Und fröhlich, jedes Mal
Ist dann mein Grab umwunden
Mit Rosen ohne Zahl.

Doch wenn Du Dich gehärmet
In trübem, bangem Muth,
Dann ist mein Sarg dort unten
Voll von geronnenem Blut.

Als der Hahn zu krähen beginnt, muß der Todte wieder fort, und Else begleitet ihn nach dem Friedhof. Da bittet er sie gen Himmel zu sehen, wo Stern an Sternlein steht, und während sie hinausschaut, versinkt der Todte in die Erde. Die Weise schließt, daß auch Else nach einem Monat im Grabe schlief.

In der Zauberweise: „Der Todten Wiederkehr" steigt die Mutter aus dem Grabe, weil sie ihre Kinder jammern hört, die von der Stiefmutter schlecht behandelt werden. Da kämmt sie die Kindlein, nimmt sie auf den Arm und herzt sie; das jüngste legt sie an die Brust als wolle sie's nähren. Darauf läßt sie ihren Gemahl rufen, und befiehlt ihm besser für die Kleinen zu sorgen, sonst würde sie wiederkehren, und ein Unglück solle ihn treffen. Kann man die Mutterliebe einfacher, rührender und schöner darstellen? Und wiegen nicht diese Weisen eine Unmasse unserer jetzigen Lieder auf, die so oft inhaltlos, und an denen der Buchbinder das Meiste thut, indem er da Gold verschwendet, wo in dem tiefen Sande der wässerigen Poesien kein Goldkörnlein ausgewaschen werden kann?

In den historischen Weisen zeigt sich eine wahre poetische Anschauung; sie lassen uns die Stimme aus altersgrauen Zeiten vernehmen. In ihnen äußert sich die Volksmeinung über öffentliche Charaktere und über den Glanz und Ruhm des Vaterlandes. Es haben die historischen Weisen dazu beigetragen manches Dunkel in der dänischen Geschichte zu erhellen; sie führen uns die Glanzperiode der Waldemare vor, sowie den Marsk Stig, der vom Könige früh in den Kampf geschickt wurde, während dessen der König Stig's Gemahlin Zwang anthat. Als der Marschall heimkehrte, gesteht ihm die Gemahlin die erlittene Schmach ein, und sagt: Als Du aus dem Lande zogst, da war ich eines Ritters Weib, jetzt bin ich Königin in Dänemark; und das kränkt mich tief! Da zieht Marsk Stig sein Schwert, und gelobt nicht eher wieder in den weißen Armen seines Weibes zu ruhen, als bis er den König erschlagen. Aus der Geschichte wissen wir, daß Marsk Stig Wort hielt; er tödtete den König, der sich auf der Jagd verirrt hatte, zu Finderup in einer Scheune. Es ist diese tragische Begebenheit in vielen Weisen besungen.

Unter den Balladen sind viele von ästhetischem Werth, von so sentimental und rührend pathetischem Inhalt, daß kein Zeitalter und kein Land trefflichere hervorgebracht hat, z. B. „Hafbur und Signe," „Stolz Signil," „Herr Peter und Christinchen," „der Roßknapp" ꝛc. In der Ballade „der Roßknapp" würfelt derselbe mit einer Jungfrau, und verliert seinen Hut, seinen Rock ꝛc.; da fordert ihn die Jungfrau auf, sein Letztes aufs Spiel zu setzen, und sagt:

„Dann setz' ich meine Ehre
Und meinen Glauben ein."

Und:

„Zum dritten Mal der Würfel
Hin auf die Tafel rann,
Schön Jungfrau sie verspielte,
Der junge Bursch gewann."

Da bittet ihn die Jungfrau von ihrem Besitz abzustehen, sie wolle ihm dann silberschaftige Messer, seidene Hemden, ein weißes Roß nebst Sattel, und zuletzt sogar ihr Schloß und ihre Festung geben; aber der Bursche bleibt dabei:

„Ich will die Jungfrau haben,
Die ich im Spiel gewann."

Als die Jungfrau nun im Saale steht, und ihr goldenes Haar flicht, da lehnt sich der Bursche im Hofe an sein Schwert und ruft: Deiner würdig, sollst Du der Hochzeit entgegenschreiten, denn ich bin kein Roßknapp, ich bin eines Königs Sohn; und die Maid erwidert:

„Dann magst Du mich behalten,
Und ewig bin ich Dein."

Das in Hasbur's und Signe's Schicksalen dargestellte Beispiel treuer Liebe, unerschütterlicher Freundschaft und unauslöschlichen Hasses gegen Feinde, sowie der Rachelust und der Todesverachtung, ist der reine Ausdruck der Denkweise und des Geistes der alten Nordländer. Eine Schilderung solcher Art ergriff so tief jedes skandinavische Gemüth, daß nicht allein alle drei nordischen Reiche, sondern sogar in jedem Reiche drei bis vier Provinzen sich die Begebenheit aneigneten.

Das Factum, welches dieser, in ganz Skandinavien so allgemein beliebten Sage zu Grunde liegt, erstreckt sich in die graue Vorzeit, wo man im Finstern schwankt, ohne mit der Fackel der Kritik die Gegenstände beleuchten zu können. In Landnama und den eddischen Gesängen, bei einem Saxo und einem Snorro, also bei Verfassern, welche im elften und dreizehnten Jahrhundert lebten, ist die Rede davon wie von einem Echo, das aus längst verflossenen und undenklichen Zeiten wiederhallt.

Hasbur läßt, um Signe zu erwerben, sein Haar wachsen und zieht Mädchenkleider an; dann reitet er nach dem Hofe Sivards, des Vaters der Signe. Dort begrüßt er die Königstochter, welche im Hochsaale sitzt und mit ihren Jungfrauen seidene Gewebe verfertigt, und die ihm verspricht, ihn die Kunst des Webens zu lehren. Jedoch eine der Zofen bemerkt:

„Nie sah so kühne Augen ich jemals bei Jungfraun,
Dagegen sind die Hände wie Eisen anzuschaun."

Gegen Abend begiebt der in Weiberkleider gehüllte Hasbur sich mit Signe in die Schlafkammer; aber da giebt sein Schwert und sein Panzer hellen Klang, und Signe bemerkt, es sei ihr von je fremd gewesen, daß schöne Jungfrauen so grobe Hemden trügen, und:

„Sie legt die Hand auf Hasburs Brust, die glänzt so roth von Gold:
„Warum wuchs Eure Brust denn nicht wie bei andern Jungfraun hold?" —
„'S ist Brauch in meines Vaters Land, daß Jungfraun reiten zum Ting,
Es wuchs darum die Brust mir nicht aus meinem Panzerring."

„So lagen da die lange Nacht der Königssohn und die Maid,
Sie schliefen wenig, sprachen viel, die Gedanken gingen so weit."

Darauf giebt der Hasbur sich zu erkennen, nachdem Signe gestanden, daß sie ihn schon lange geliebt. Draußen jedoch vor der Thür lauschte die Zofe, die Hasbur's Gegenwart dem alten Sivard verräth. Der ruft seine Kämpen herbei, um Hasbur gefangen zu nehmen. Dieser zerreißt die Eisenbande; da wurden ihm auf den Rath der Zofe die Hände mit Signilds Haar gebunden.

„Sie nahmen von Signilds Haaren zwei, und banden die Hände fein,
Aus Lieb' zu ihr zerriß er sie nicht, er wollt' sich nicht befrein."

Die Ballade endet mit dem Tode der Liebenden; Hasbur wird erhängt, Signe legt Feuer an den Hochsaal und erleidet mit ihren Jungfrauen den Flammentod.

Da sprach der König Sivard ein Wort so hehr und brav:
„Noch nie solch traurig Schicksal zwei Königskinder traf."

„Und hätte früher ich's gewußt, daß ihre Lieb' so stark,
Ich hätt' die Edlen nicht getrennt, nicht für ganz Dänemark."

Was nun das Alter dieser Gesänge betrifft, so läßt es sich nicht für jede Weise besonders bestimmen; doch kann man mit Gewißheit annehmen, daß sie im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verfaßt sind. Aber wer sammelte diese Schätze dänischer Dichtkunst? Sie wurden anfänglich gewiß nicht niedergeschrieben, sondern lebten im Munde des Volks und wanderten als heilige Hinterlassenschaften von Geschlecht zu Geschlecht. Erst in der spätern Zeit wurden sie hier und da gesammelt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir die Erhaltung vieler dieser unübertrefflichen Gesänge den Frauen verdanken, welche sie sorgfältig niederschrieben und der Vergessenheit entrissen. So erwähnt Rahbek u. a. des Liederbuchs einer Anne Krabbe, einer gelehrten und alterthumskundigen Frau, eines Folianten von Anne Urup, auf dessen Einband sich die Jahreszahl 1610 befindet, ferner eines Folianten, welcher Christentse Jul gehörte, was sie selbst mit eigner Hand im Jahre 1615 attestirt hat. Ein anderer Foliant gehörte Christianen, der Tochter Christians IV. und der Kirstine Munk, die mit eigner Hand auf die innere Seite des Einbandes schrieb: Tout le monde est une farce, et se gouverne par opinion, — und darunter: Christiana née Comtesse de Slesvig et de Holstein. Au Camp devant Copenhagen le 24. Jan. 1660.

Als Probe altdänischer Balladen möge die nachstehende hier einen Platz finden.

Klein-Karens Tod.

„Und hör' Du, kleine Karen! o höre, sei Du mein,
Und Kleider, reich an Silber, die will ich Dir verleihn."

„Die Kleider, reich an Silber, ich will sie nimmer sehn,
Gieb Du sie Deiner Königin, mich laß in Ehren gehn."

„Und hör' Du, kleine Karen, komm' und ergieb Dich mir,
Ein Schloß und eine Festung, die will ich geben Dir."

„Ein Schloß und eine Festung, ich will sie nimmer sehn,
Gieb sie der jungen Königin, mich laß in Ehren gehn."

„Und hör Du, kleine Karen! komm' und ergieb Dich mir,
Die Krone, roth von Golde, die will ich geben Dir.

„Die Krone, roth von Golde, ich will sie nimmer sehn,
Gieb sie der jungen Königin, mich laß in Ehren gehn."

Klein-Karen ging zur Königin, und als sie vor ihr stand,
Sprach sie: „Dein Herr hat mahnend sich so zu mir gewandt."

„Und bietet er Dir solches," so redete sie,
„Dann denk' an Gott im Himmel, und sag', Du kannst es nie."

„Und hör' Du, kleine Karen, willst Du nicht werden mein,
So sperr' ich in den finstern Gefangnenthurm Dich ein."

Dann brachte er Klein-Karen zum finstern Thurme arg,
Und selbst dazu die Schlüssel der König verbarg.

„Und hör' Du, kleine Karen, willst Du nicht werden mein,
So setz' ich in ein Faß Dich voll Nägel hinein."

Er brachte drauf Klein-Karen hinein in das Faß,
Und selber rollt der König es ohne Unterlaß.

Die Junge mußte schweigen, das Herz es bat und bebt:
„Gott geb', daß unser König in Ruh' und Frieden lebt."

Diese Ballade ward auch in Schweden gesungen, doch heißt es dort im vorletzten Verse: „Klein-Karen wurde in ein Faß mit Nägeln gesetzt, und des Königs Burschen rollten es umher." Der Schluß ist viel poetischer:

Es kamen drauf zwei Täubchen vom Himmel herbei,
Die nahmen dann Klein-Karen, und ihrer wurden drei.

Es kamen drauf zwei Raben von der Hölle herbei,
Sie nahmen den jungen König, und ihrer wurden drei.

H. Z.

Genfer Schilderungen.

2. Das alte und das neue Genf.

Das alte Genf! alt? was ist alt? Wenn die rosenfingerige Eos die Himmel erschließt und Phöbus in seiner anbetungswürdigen Herrlichkeit sich aus den Fluthen erhebt, dann ist jung die Ephemeride; und alt ist sie, wenn Phöbus niedersteigt. Dann wie viele Jahre hat der Prophet dem Menschen gegeben? Endlich die Menschheit ist jung, ob sie nun erst sechs Jahrtausende auf der Erde wandle, wie wir meinen, oder einige zehntausend Jahre, wie die Indier und die Chinesen glauben; und die Erde, die seit Millionen Jahren um die Sonne kreist, ist sie alt oder jung?

Dreitausendmal mag unser Planet sich um die Sonne gewälzt haben, seit die ersten Menschen, vom Stamme der Galen, sich an dem Rhoneausfluß aus dem Leman auf dem Hügel linken Ufers angesiedelt. Weithin war Urwald, der Geist Gottes rauschte in den hohen Zweigen. Der Leman wälzte einsam seine dunkeln Fluthen in dem weiten, hochgefüllten Becken. Die Ansiedler suchten die Fische zu erhaschen, sie jagten den Ur, den Bären; und auf der Spitze des Hügels, da wo nun die Peterskirche steht, brachten sie den Göttern ihre Opfer. Wie lange lebten sie so hin? Wie viele starben der Geschlechter, von denen niemals die Geschichte Zeugniß geben wird? Aber hundertundfünfzig Jahre vor Christi Geburt kamen die Römer in das Land und unterwarfen die Völker. Da blühte ein neues, wunderbares Leben auf in der Lemanstadt. Da wurden die alten Götter vertrieben und neue kamen an ihre Stelle; der ganze Olymp stieg herab, die düstern Ufer des See's mit neuen Reizen zu schmücken; Alle, Alle kamen, von Zeus an, dem Hochdonnerer, bis zur meerentstiegenen Göttin Venus mit dem hinkenden, kunstfertigen Gemahl. Der Tritt der Legionen tönte in den Gassen der Stadt, die Tribünen hallten vom Gezänk der Advokaten wieder und die kräftige Sprache der Weltbezwinger, die Sprache Virgils und Horazens milderte die rauhern Allobrogersitten. Seht Ihr dort die Thürme von Sanct Peter? Da, heißt es, da sei dem Apoll der Weihrauchsduft emporgestiegen. Hinter diesen Thürmen aber, auf den sogenannten Tranchéen, findet man heute noch Trümmer römischer Häuser. Da mag ein römischer Verbannter sich sein Tusculum errichtet haben. Dort jenes Weib, mit dem auch im Schmerz noch feurigen Auge, verzehrt sich im Heimweh nach der gelben Tiber. Die jüdische, die ägyptische Sklavin büßt die Launen der Herrin: unglücklich Beide. Die großartigste Erinnerung aus den Römerzeiten ist die Cäsars. Man weiß aus dem ersten Buche seines gallischen Kriegs, daß er auf die Nachricht vom Anzuge der Helvetier, die ihr Land verlassen, um im südlichen Gallien glücklichere Gegenden, einen mildern Himmel zu suchen, herbeieilte, die Gesandten der Helvetier, die freien Durchzug verlangten, hinzuhalten wußte, die über den Fluß Stürmenden zurücktrieb, und als sie endlich auf einem andern Wege doch in Gallien eingedrungen waren, sie verfolgte, einholte, einen großen Theil des Volks vernichtete, und dem unglücklichen Rest wieder in die alte Heimath zurückzugehen befahl.

Im Anfange des fünften Jahrhunderts besetzten die Burgunder die Stadt Genf, überhaupt das ganze Allobrogerland, d. h. Savoyen und das Delphinat. Das Christenthum war früher schon nach Genf gedrungen und gegen Ende dieses Jahrhunderts werden schon Genfer Bischöfe genannt. Wenn Ihr so glücklich seid als ich, mag es Euch vielleicht auch gelingen, den König der Burgunder, Gundebald, zu belauschen. Er hatte eine schöne Nichte, Clothilde genannt, die nachher den König der Franken heirathen und ihn zum Christenthum bekehren sollte. — Eines schönen Winterabends nun ging ich hinauf zur Treille, einem Spaziergang hinter dem Rathhaus. Es war eisig kalt, die Sterne blinkten glänzend aus der Höhe. Orion funkelte in seiner vollen Pracht und über seinem Haupte stand die bleiche Scheibe des Saturn. Alles war still, regungslos. Da plötzlich schlug eine rauschende Tanzmusik an mein Ohr. Ich nähere mich zu lauschen. In dem Hause des Herrn de la Rive, gerade da wo Gundebalds Palast gestanden, ertönte die Musik. Es war ein wild barbarisches Klingen, man hörte nicht viel mehr als den dumpfen Ton der Pauke und der Zinke Schmettern. Der ganze Palast war hell erleuchtet. Ich sah die Paare an den Fensternischen vorübergleiten. Das Gartenthor stand

*) S. Nr. 34.

offen, die Wachen ließen mich ungehindert gehen, ich trat ein. Auf der Treppe stand auf jeder Stufe rechts und links ein römischer oder gallischer Sklave, die brennende Fackel in der Faust. Doch still! Da kommt es plötzlich die Treppe herab, ein schwerer, fester Tritt und ein leichtes Rauschen. Ich ziehe mich schnell zurück. Die Beiden fühlen nicht die Kälte, im Garten gehen sie hin und her und flüstern süß: es ist Gundebald und eine Römerin. Ich hatte ihn erkannt am rothen Haar und Bart, am finstern, stolzen, funkensprühenden Blick, der aber sanft und milde wird, sobald er den feinen, edlen Zügen der Römerin begegnet. Was sie aber flüsterten, das will ich nicht verrathen. Der König ist zwar todt, er kann sich nicht mehr rächen, aber den todten Königen thue ich gern einen Freundschaftsdienst. Ich wollte mich gerade zurückziehen, da verschwand der Lichterglanz im Schlosse; nur der Orion stand noch eben im Azur wie zuvor und drüber Saturn; ein einziges Fenster war in Gundebalds Palast noch erleuchtet, da schrieb vielleicht gerade Herr Professor de la Rive an seinem traité de l'électricité.

Ostgothen, Franken stürzten das burgundische Reich; ein zweites erstand; auch dies zerfiel; endlich am 1. August 1034 ward Kaiser Rudolf der Salier von Heribert, Erzbischof von Mailand, in der Peterskirche zu Genf als König von Burgund gekrönt. Von dieser Krönung bis zum helvetischen Concert im Jahre 1856, das ebenfalls in der Peterskirche aufgeführt wurde, sind es achthundert Jahre. — Die ersten fünf Jahrhunderte, diejenigen nämlich, die der Reformation vorangingen, sind angefüllt mit den Kämpfen der Grafen und der Bischöfe von Genf. Auch die Kaiser wurden oft angerufen in diesem Streite, und so lange die Macht derselben nicht ganz darniederlag, nicht ohne auf die Entwickelung der Genfer Freiheit einen fördernden Einfluß zu üben. So hatte besonders Kaiser Friedrich Barbarossa durch die Unterstützung, die er dem Genfer Bischof Ardutius von Faucigny in seinem Kampfe gegen den Grafen Amadeus von Genf angedeihen ließ, die Liebe des Genfer Volkes sich erworben; und als der große Kaiser auf dem Kreuzzuge gestorben, ward ihm sogar eine Rente zur jährlichen Feier seines Todestags gestiftet. Die Genfer benutzten diese Kämpfe zwischen Graf und Bischof, um nach und nach ihre eigenen Zustände zu verbessern, immer mehr Gerechtsame ihrer Stadt zu erwerben, und endlich sich jedes unnützen Oberhoheitsbandes zu entledigen. Viele Arbeit, Blut und Mühe hat es gekostet, doch die Freiheit, die ja allein dem Leben seine Würde giebt, ward errungen. Man wird mir erlauben, einige Episoden aus diesen Kämpfen hier mitzutheilen.

Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich auch die Grafen von Savoyen in die Angelegenheiten der Stadt zu mischen gesucht und dem Grafen Peter, von seinen Zeitgenossen der kleine Charlemagne genannt, war es im Jahre 1250 sogar gelungen, das Genfer Grafenschloß, da wo früher Gundebald gethront, in seine Hände zu bekommen. Amadeus der Große hatte Genf so gut als unterworfen, die Kraft des Bischofs hatte er gebrochen, das Volk von Genf, durch Güte oder durch Gewalt besiegt, gehorchte ihm. Und doch, gerade in diesem Kampfe wurde der erste Grund der Genfer Freiheit gelegt. Durch die Unterstützung des Grafen kühn gemacht, benutzten die Genfer die Machtlosigkeit ihres Bischofs, um die Peterskirche zu besetzen, Syndiken und einen Rath zu erwählen, überhaupt eine freie Gemeinde zu constituiren. Zwar als Amadeus seine Zwecke erreicht hatte, kümmerte er sich nicht mehr weiter um die Angelegenheiten der Bürger, welche dann am 17. Juli 1293 zu einem Vertrage mit ihrem Bischofe genöthigt wurden, wodurch sie zwar einige ihrer usurpirten Rechte wieder aufgeben mußten, der aber dennoch ihre Gemeindeverbindung bestätigte. Dieser Vertrag zwischen den Bürgern und dem Bischof ist die erste Grundlage der Republik geworden.

Wie es aber viele Mühe und viele Wunden gekostet, die Grafen von Savoyen in Genf einzuführen, so hat es auch viele Wunden und viele Mühe gekostet, sie wieder aus der Stadt zu treiben. Der Anfang der Savoyerherrschaft ist vielleicht die unglücklichste Zeit gewesen, die je über die Lemanstadt hereingebrochen. Die Kämpfe innerhalb wie außerhalb der Mauern ruhten nie; die Saaten konnten in drei Jahren kaum zweimal unversehrt heimgebracht werden, das dritte Mal wurden sie gewiß vernichtet; die Obstbäume und Reben wurden niedergehauen oder ausgerissen, und endlich drangen die Feinde in das Innere der Stadt, beschossen dieselbe und legten einen großen Theil ihrer Vorstädte in Asche. So auch innerhalb der Mauern. Hier ein Beispiel von dem Kampfe der Parteien. „Eines Tages trafen die Leute des Bischofs den Bartholomäus Tavel, einen der eifrigsten Anhänger des Grafen von Savoyen, als er gerade von Vengeron nach Genf zurückkehrte, und griffen ihn an mit Pferden, Lanzen, Armbrüsten und anderen Waffen, aus allen Kräften ihn zu tödten versuchend. Nach hartem Kampf und tödtlichen Wunden, dem Tavel beigebracht, mußte sich Dieser dem Nyord von St. Joire, Neffen des Bischofs, ergeben, welcher ihn dann gebunden und geknebelt und enge in eine Kiste eingesperrt, in verschiedenen Gegenden des Waadtlandes herumführte und ihn, während eines Zeitraums von dreiundzwanzig Wochen und mehr in so großer Erbärmlichkeit hielt, daß er sich weder legen konnte, noch seine Beine an sich ziehen, noch kaum athmen.“ So wird aus jenen Zeiten über die Auswüchse des Parteihasses berichtet.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts endlich, nachdem das Blut der Patrioten den fruchtbaren Boden gedüngt, ging die Saat plötzlich auf. Man verband sich mit Freiburg und Bern und verjagte den Herzog, man vertrieb den Bischof und führte die Reformation ein. Kaiser Karl V. hatte umsonst zu vermitteln gesucht. Von da verfolgte Genf unbeirrt seine Geschicke.

Viele Opfer hatte die Reformation den Bürgern gekostet; um aber dieselbe zu befestigen, wurden im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nochmals aller Muth, alle Kraft der Bürger in die Schranken gerufen. Savoyen nämlich hatte den Verlust der Stadt noch nicht verschmerzen können. Der Herzog Karl Emanuel sann auf Mittel, sie seinem Scepter wieder zu unterwerfen. Da er mit Genf im Frieden lebte, so schickte er den Präsidenten des Senats von Chambery dahin, um, wie er vorgab, einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit den

Genfern zu vermitteln; zu gleicher Zeit sammelte er Truppen an den Grenzen. Die Genfer waren hocherfreut über die friedlichen Gesinnungen des Herzogs. Da, in der Nacht vom 11. auf den 12. December 1602 nähert sich der Herzog der Stadt, bei siebentausend Mann führt er gegen dieselbe. Eine finstere Nacht lag über der Stadt Calvins; überall Ruhe; kein Gerücht hatte die Bewohner von der nahenden Gefahr unterrichtet. So drangen die Savoyer bis vor die Mauern der Stadt, unbemerkt, unbehindert. Der Herzog selbst war am Fuße des Saleve, in Etrembiere, zurückgeblieben. Dreihundert Mann auserlesener Truppen, auf dem Fuße von einer größern Abtheilung gefolgt, erstiegen die Brustwehr der Corraterie, wo sie Halt machten, um den Nachrückenden Zeit zum Anschluß zu geben, vielleicht auch um ihre Helfer aus dem Innern der Stadt zu erwarten. Aber ein Soldat, der auf dem Thurm des Thores de la Monnaie Wache gestanden, hört Geräusch, macht seine Meldung; ein anderer wird abgesendet, der Ursache nachzuspüren; er ruft an und, da er keine Antwort bekommt, schreit er: aux armes! giebt Feuer und sinkt in selbem Augenblicke selbst getroffen zu Boden. Da entbrennt der Kampf. Schon ist der Wachtposten des Neuthors von den eingedrungenen Savoyern überrumpelt; doch einer der fliehenden Soldaten hatte die Geistesgegenwart gehabt, das Fallgitter niederzulassen und so dem anziehenden Heere den Einzug zu verschließen. Nachdem die Feinde diesen Wachtposten besetzt, suchen sie das Innere der Stadt zu gewinnen. Zuerst dringen sie gegen das Thor de la Monnaie; doch da zurückgewiesen, stürmt eine Schaar die Straße der Tartasse hinauf, während eine zweite Abtheilung über die Treille gegen das Stadthaus andringt. Aber überall empfängt sie ein tapferer Widerstand. Altsyndikus Johann Banal, ein Greis, Hauptmann des Quartiers der Tartasse, stirbt in der Vertheidigung seines Postens; aber der Feind wird zurückgetrieben. Während so der Kampf noch wogt und die Sturmglocke immer neue Vertheidiger in die Straßen ruft, zertrümmert ein glücklicher Kanonenschuß von der Treille die drei Leitern, welche die Savoyer angelegt. Dies entschied den Sieg. Die Eindringlinge, von aller Unterstützung abgeschnitten, wurden nun überall zurückgedrängt, und selbst der Posten des Neuthors, wo der savoyer Edelmann, Somes, der die Sturmcolonne in die Stadt geführt, sich am längsten gehalten, capitulirte endlich, nachdem der Bürger De Budé, der mit den Genfern den Posten angegriffen, den Savoyarden das Leben garantirt. Dreizehn Gefangene wurden so gemacht, vierundfünfzig der Feinde lagen todt in den Straßen oder auf den Wällen der Stadt, der ganze Verlust des Herzogs betrug bei zweihundert Mann. Die Genfer hatten siebzehn Todte, späterhin starben noch neun ihrer Verwundeten. Als der alte, taube Beza Morgens die That erfuhr, denn er hatte nichts von dem Lärm vernommen, da führte er das Volk in den Tempel, um Gott für die wunderbare Befreiung zu danken. Wenn die Genfer Prediger das kleine Völkchen manchmal als das auserlesene Volk proclamiren, mag man es ihnen verzeihen: jener Kanonenschuß von der Treille hat Genf und die Freiheit gerettet und die Reformation in den romanischen Landen. — Die dreizehn Gefangenen wurden, des Versprechens von De Budé ungeachtet, der übrigens sich alle Mühe gab sie zu retten, hingerichtet, und ihre Köpfe mit denen der vierundfünfzig im Kampfe Gefallenen auf der Brustwehr der Corraterie auf Pfähle gesteckt. Ein deutscher Gelehrter, der einige Jahre nachher in Begleitung eines Prinzen nach Genf kam und der eine Reisebeschreibung in lateinischer Sprache verfaßt hat, sah jene häßliche Trophäe noch. — Karl Emanuel schloß Frieden.

Die innere Regierung der Stadt war in den ältern Zeiten demokratisch gewesen. Indessen seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts begannen aristokratische Tendenzen sich zu regen, doch ohne daß es ihnen gelungen wäre, auf längere Zeit sich des Uebergewichts zu versichern. Erst mit der Reformation, durch den Einfluß Calvins und seiner Anhänger und durch die Kämpfe, welche die Einführung der Reformation im Gefolge hatte, gewann das aristokratische Princip festern Boden, sodaß wirklich im siebzehnten Jahrhundert die ganze oberste Gewalt der Republik in den Händen einiger Familien vereinigt erschien. Der Kampf der übrigen Classen des Volks gegen diesen Zustand der Dinge erfüllte das achtzehnte Jahrhundert. Rousseau wie Voltaire hatte eine Rolle in diesem Kampfe übernommen, der erst mit der französischen Revolution ein Ende finden sollte. Beide Parteien haben ihren Interessen, ihrer Wuth blutige Opfer gebracht. Seitdem haben sie gelernt, wenigstens das Leben und das Vermögen des Ueberwundenen zu schonen, denn wer weiß, wer morgen Sieger sein wird? Hätte man anderswo auch schon dies erreicht! Nachdem Genf siebzehn Jahre französisch gewesen, wurde es durch die Restauration einer gemäßigten Aristokratie zurückgegeben, die erst im Jahre 1847 der Regierung der Radicalen unter James Fazy's Leitung Platz machen mußte. James Fazy hat der Republik, seit 1814 Canton der Eidgenossenschaft, eine Constitution gegeben, welche, durchaus demokratisch, diesem Princip auf lange hin die Oberhand zu sichern scheint.

Gundebald hat über ungefähr dreitausend Genfer geherrscht; während der bischöflichen Regierung umschlossen die Stadtmauern zwölftausend Bewohner, deren Zahl in der Reformation auf sechsundzwanzigtausend stieg. Heute enthält die Stadt mit ihren Anhängseln vierzigtausend Seelen, die ganze Republik sechzigtausend.

Wenn wir mit der Abordnung des helvetischen Concerts und dem Banner der Gesellschaft letzten Sommer in Villeneuve abgefahren wären, so hätte uns auf dem großen Kai in Genf eine Kopf an Kopf gedrängte Menge empfangen; Kanonendonner, das Hauptvergnügen des Genfers von der Wiege an, und schmetternde Fanfaren hätten zu unseren Ehren in den Lüften sich bekämpft. Wir brauchten dann nur dem Zuge zu folgen, um dahin zu gelangen, wohin wir wollen. Doch keine Fanfaren, kein Kanonendonner empfängt uns, die Menge aber fehlt nie. Siehst Du dort jene kleine Frau? wie sie ängstlich, mit verweinten Augen, zum Schiffe hinüberblickt? Endlich verläßt ein Mann, noch jung, aber düsterer Miene, das Boot; die Frau zittert und bebt und eilt ihm mit einem Lächeln, das freilich nur noch ein Wehmuths- und Schmerzenslächeln ist, entgegen; er aber blickt sie kaum an und geht weiter, während

die Frau folgt, weit schreitend, nicht kräftig genug, gleichen Schritt mit ihm zu halten, Vorwürfe oder Bitten an ihn richtend. Verlangt sie Brot für ihre Kinder? — Ein Schleier darüber! Il y a des pauvres à Paris et ailleurs: das ist der Trost, ein Henkerstrost! Wir gehen denselben Weg wie jene Frau, durch die Rhonestraße rechts um den Genfer Thaler biegend, dann links die Straße der Vorraterie hinauf. Da stund das Thor de la Monnaie, wo die Savoyer bei der Escalade Anno 1602 zuerst einzudringen versucht. Am oberen Ende der Vorraterie erblickt man gerade gegenüber das Theater, rechts aber, dieses niedrige Gebäude in griechischem Style, das Museum der schönen Künste. Hinter dem Theater zieht sich der botanische Garten bis zum Hause des Philhellenen Eynard; zwischen diesem Garten aber und der Ebene von Plain-Palais erstreckt sich die Bastion Bourgeois, ein schöner, von mächtigen Ulmen beschatteter Spaziergang. Dort jenes einzelnstehende, lange Gebäude in Plain-Palais ist das neuerrichtete Wahlhaus — „Prügelhaus“ wie der Volkswitz es benennt, — und nicht weit davon erhebt sich das Conservatorium der Musik — damit die Harmonie die schrillen Dissonanzen des Parteigetriebes sänftige — zu welchem Gebäude Herr Bartholony, ein reicher, großmüthiger Bürger der Republik, derselbe der auch beim schweizerischen Musikfest dreitausend Gästen ein glänzendes Fest gegeben, große Summen ausgesetzt. Wir lassen aber all dies rechts liegen, um im Schatten dieser wilden Kastanien zum Rathhause hinauf zu wandern. Der Spaziergang ist die Treille. Seit Jahrhunderten sieht man da die Kindermädchen mit den einjährigen Republikanern und Republikanerinnen; ein pfiffiger Schuster aus Augsburg nannte daher den sonnigen Ort den Kinderbackofen. Am jenseitigen Ende desselben erheben sich die Thürme von Gundebalds Palaste; da war's, wo ich den König der Burgunder einst belauscht. Die schreiende, lachende, weinende, fröhliche, liebliche, häßliche, die vielversprechende, hoffnungsvolle Jugend, die hier sich tummelt, weiß aber nichts von all dem. Sie geht unwissend ihren Geschicken entgegen, niemals fragt sie in ihren kindlichen Spielen was gewesen und was werden soll. Da sind als Kinder Rousseau's Eltern spazierengegangen; „dès l'age de huit à neuf ans ils se promenoient ensemble tous les soirs sur la Treille, à dix ans, ils ne pouvaient plus se quitter.“ Doch wir verlassen das bunte Treiben, das uns zwar stets ergötzt und rührt, und kommen durch das Thor Baudet wieder in die Stadt zurück. Gerade links zieht die rue des Granges sich auf dem Hügel hin; da wohnt der alte Calvinismus der katholischen Kirche gerade gegenüber und hört so jeden Tag die Messe; dann, einige Schritte weiter, windet sich die schmahle grande rue bis zum Akademiegebäude hin, von wo aus die Citéstraße in die unteren Gassen, die längs des Wassers laufen, niedersteigt. Wir aber wenden uns rechts zwischen dem Rathhaus und der Halle mit dem Zeughaus zum Platz Bourg de Faur. Doch halt! Gerade da vor dem Rathhaus wurde Servet das Urtheil verkündet, das ihn zum Feuertod verdammte, und der Unglückliche dann gleich hinweggeschleppt. An demselben Platze wurde der „contract social“ und „Emil“ durch Henkershand verbrannt. Unglückliche! Habt Ihr es wohl gethan, damit Eure kleinen Namen mit dem großen Rousseau's zur Nachwelt übergehen sollten? Wer den de Foë an den Pranger gestellt, der steht heute daran. Doch verlassen wir den Ort und gehen wir durch die Rathhausstraße weiter; dann steigen wir, um das Haus de la Rive biegend, diese Treppen hinab, kommen am Reithaus vorüber, unter der Straße Beauregard vorbei und erreichen endlich durch eine verwahrloste Baumanlage die Bastion du Pin, wo noch die letzten Reste der Vauban'schen Festungsgräben zu sehen, über die eine Drahtbrücke auf die Tranchéen führt. Da stand vor der Reformation die St. Victorskirche, von Seideleube, der Schwester Clothildens, gestiftet und von der Kaiserin Adelheid, Otto's des Großen Gemahlin, reich ausgestattet. Da im Priorat von St. Victor hat Bonivard gehaust. Von diesem Standpunkte aus umfaßt das Auge die ganze Südspitze des Lemanbeckens: östlich bis zur beinahe senkrecht anstrebenden Mauer des Saleve, westlich bis zum Jura, und südlich bis zu den Bergen Sion und Wache. Die Arve, das eisige Kind des Montblanc, schlängelt sich vom Saleve her durch die Niederung und vereinigt sich, eine Viertelstunde unterhalb der Stadt mit der Rhone. Tief eingefressen in den weichen Boden wälzen sich dann beide vereinigt dem Fort l'Ecluse entgegen, bis sie plötzlich im Schooß der Erde verschwindet. Soweit das Auge blicken kann, sieht es Dörfer und Weiler, baumumschattet, rebenumrankt, dann Landhäuser und Villen, Wäldchen und Haine, ja einige Städtchen sogar: Carrouge, die zweite Stadt des Cantons und St. Julien, die Grenzstadt des Königreichs Sardinien. Während des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung war diese ganze, jetzt so lachende Gegend noch mit düsterm Gehölz bedeckt; keine Straße führte durch das dichte Urgestrüpp; über den Rücken des Saleve ging der Weg, stieg bei Mornez hinab und dann, den kleinen Saleve umgehend, längs der Arve zur Stadt. Die Mönche des Klosters Pommiers, das dort jenseits St. Julien an den Abhang des Saleve sich lehnt, haben den ersten Weg gehauen. Doch was ist hier am Fuße des Hügels jenes lange mächtige Gebäude? Es ist das neue Spital, das erst in diesem Jahre vollendet und im Juli bezogen worden ist. So begegnet man überall den Denkmälern, welche die Demokratie der Nachwelt hinterlassen wird, wie auch die Aristokratie in der Zeit ihres Höhepunktes, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, noch in den grauen Gebäuden des alten Spitals, der rue des Granges und anderer, sich erkennen läßt. In der Stadt zurück sehen wir vor uns zwischen zwei Straßen, Verdaine und de la Fontaine, die deutsch-lutherische Kirche, und rechts, dies große, düstere Gebäude mit der breiten Treppe und hohen Fenstern, das schönste der Stadt, das alte Spital. Vor der Reformation stand ein Frauenkloster, der heiligen Clara gewidmet, an dieser Stelle. Als aber Luthers Meinungen nach Genf gedrungen, als mächtige Lehrer des Evangeliums wie Froment, Viret, Farel anfingen zu den Genfern zu reden, als die politischen Verhältnisse sogar mahnten, den alten versunkenen Glauben zu verlassen, und als endlich das neue Bekenntniß von den Magistraten förmlich anerkannt und zur Staatsreligion erhoben worden: da hielten sich die frommen Schwestern für nicht mehr sicher in der ketzerischen Stadt und beschlossen ein anderes heiligeres Asyl sich zu suchen. Farel hatte sich zwar in

die Mitte der Schwestern begeben, um sie zu bewegen in Genf zu bleiben: „die heilige Jungfrau," sagte er zu ihnen, „ist niemals Nonne gewesen, und obgleich verheirathet, blieb sie doch stets ein vollkommenes Muster von Heiligkeit." Nur eine einzige der Schwestern ließ sich bewegen zu bleiben und verheirathete sich; die Uebrigen begaben sich nach Annecy, wo ihnen der Herzog von Savoyen eine Stätte bereitete. Fünf Tage brauchten sie nach der nur sieben Stunden entfernten neuen Heimath. Es ist eine aus ihrer Mitte, welche in einem Buche, das sie geschrieben: „Sauerteig des Calvinerthums" uns diesen Auszug beschreibt. „Es war ein erbarmungswürdiger Anblick, diese heilige Companei in solchem Zustande zu sehen, so heimgesucht von Mühe und Schmerzen, daß mehrere auf dem Wege niedersanken. Zwei sechsundsechzigjährige Nonnen, die niemals etwas gesehen von der Welt, wurden einmal ums andere ohnmächtig, konnten die freie Luft nicht ertragen, sahen Kühe für Bären an und wollige Lämmer für reißende Wölfe." In derselben Zeit, da diese Nonnen ihre alte Heimath verlassen mußten, wurden auch die Kirchen dem katholischen Klerus entrissen, doch nicht ohne Kampf und Blutvergießen; so waren besonders die Magdelenenkirche und Peterskirche oft der Schauplatz des wildesten Haders, ja des offenen Kampfes.

Unterhalb des Spitals, in der Verdainestraße liegt die Staatsbibliothek, welche Bonivard ihr Entstehen verdankt, denn dieser edle Bürger der Republik hat durch seine eigene Bibliothek, die er der Stadt zum Geschenk gemacht, den ersten Grund jener gelegt.

Da sind wir nun wieder im Thale, in der Nähe des Wassers, im Rive-Viertel, der Centralstraße welche, mit den Ufern parallel, sich durch die ganze Stadt hinzieht, und da, wo jener alte Speicher sich erhebt, stand vor der Reformation das Kloster der minderen Brüder, wo die Reformation zuerst gepredigt worden. Dies Kloster, wie alle übrigen, sowie die Kirchen der Stadt, war mit Gemälden und Statuen reich verziert; aber die Wuth der Bilderstürmer hat alles in Trümmer geschlagen. Auch das Feuer hat oft große Zerstörung in der Stadt angerichtet, so besonders in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, da der ganze Stadttheil vom Seeufer bis zur Peterskirche hinauf ein Raub der Flammen wurde. Nun scheint dieselbe aber durch die solide Bauart ihrer Häuser wie durch die Wachsamkeit der Feuermänner vor jedem allzu großen Schaden geschützt. Vor etwa zwei Jahren war in einem Hause zu Rive Feuer ausgebrochen, die Löscher waren gleich zur Stelle wie gewöhnlich, die einen an den Spritzen, auf den Leitern die anderen, einige hoch oben auf dem Dache des fünf- bis sechsstöckigen Hauses, überallhin den Wasserstrahl lenkend, helfend, rettend, wo die Noth es erheischte: da plötzlich glitt einer der Tapfern auf dem Dache, er fällt, mit halbem Leibe schwebt er über dem Abgrund, kaum noch sich haltend mit der ermattenden Hand. Die Menge unten stand erstarrt, eine entsetzliche Stille schwebte über allen Häusern. Da erscheint ein anderer Löscher auf dem Dache, er nähert sich dem Cameraden, faßt ihn mit starker Faust am Gürtel, zieht ihn herauf. Gerettet, gerettet! Ein Freudenschrei drängt sich aus jeder Brust. So der Mensch. Ein Tiger findet sich in jeder Brust, daneben ein Engel. Jener freut sich am Weh des Bruders, dieser fühlt sein Herz höher schlagen, wenn ihm Freude widerfährt. Jener drängt sich zu jeder Hinrichtung, dieser, wenn er im Leben einer guten That begegnet, wenn im Theater der Mißkannte seine Belohnung endlich findet, bricht freudig in donnernden Jubel aus.

Wir aber verlassen nun das dunkle, unschöne Häusergewimmel, dem Zuchthaus schenken wir kaum einen Blick, und frei athmend treten wir zwischen den neuen sechsstöckigen Häusern zum See hervor. Weit dehnt sich die tiefblaue Fläche gegen Norden, nur leichte Winde kräuseln da und dort den Spiegel und ziehen wirre Streifen, Wolken ähnlich, auf der Fluth. Einige Barken, die lateinischen Segel wie Flügel ausgebreitet, schwimmen langsam zu Thal; ein Schwanenpaar, die Fittige dem Wind geöffnet, treibt sich anmuthig spielend im Gewässer. — Von hier an, der neuen Anlage, dem sogenannten englischen Garten, in welchem auch das Relief des Montblanc aufgestellt, zieht sich die prächtige Häuserreihe des großen Kai bis zur Brücke des Bergues hinab. Langsam folgen wir dem Zug des Stromes, überschreiten ihn auf der Maschinenbrücke und gehen auf der Insel bis zum Schlachthaus, nicht um der Opfer willen die da dem Menschen fallen, sondern um die Adler zu sehen; wir thun dies, da wir Deutsche sind, und der Genfer Adler der Reichsadler ist.

Der Theil der Stadt, der auf dem rechten Rhoneufer liegt, St. Gervais, ist kleiner, jünger als der andere, aber seit der Reformation hat er die Rolle des Sauerteigs übernommen. Er treibt. Von Jahr zu Jahr nimmt seine Bedeutung zu. Die Straßen du Temple, Rousseau, Boutance, die gegen den Gipfel des Hügels, wo die Kirche steht, sich ziehen, sind alt, noch älter die Straße des Corps saints, die von der Kirche gegen Fornarin führt, und so die Verbindung des übrigen Stadttheils mit der Lausanner Landstraße vermittelt, sowie mit der Pariser, und in einigen Jahren mit der Eisenbahn. Parallel mit dieser Straße laufen die Kaien des Bergues und des Etüves am Wasser hin, und zwischen ihnen und dem Abhange des Hügels die Pendrier- und Etüvenstraße, die aufwärts steigenden beinahe rechtwinklig durchschneidend. Nördlich schließen sich nun an diese älteren Stadttheile einige ganz neue Viertel an, welche von der Höhe des Hügels, wo die neue katholische Kirche in gothischem Style sich erhebt, bis zur englischen Capelle sich herabziehen und zum Kai des Montblanc, dessen Winkel gegen die Stadt das Haus des Herrn James Fazy bildet, das sogar der Correspondent der Allgemeinen Zeitung nicht mehr Malepartus nennt und das Herrn Fazy's Gegenfüßler, die es früher im Zorne palais Fazy gescholten, nun mit gebührendem Respect vor einem so reichen Hause „Hotel Fazy" nennen.

Ueber die Brücke „des Bergues" kommen wir nun wieder in die eigentliche Stadt zurück. Doch da wir müde sind und einladende Accorde von der Rousseauinsel uns entgegentönen, so treten wir ein. Gerade schweigt die Musik. Die Sonne war schon unter. Die letzten, dunkelvioletten Tinten des Niedergangs schwebten über dem westlichen Horizont und schnitten die Wellenlinie des Jura scharf vom Himmel ab. Ein sonderba-

res Phänomen zeigt sich aber über der Alpenkette. Den Berg „Môle“ sieht man von Genf aus im Profil, er bildet da einen spitzen Kegel. Von dessen Spitze aus zog sich nun, mit einer der Seiten des Berges parallel, eine Feuerlinie über den Aether hin, beinahe bis zum Jura hinab, von dieser Linie abwärts bis zur Erde war Alles in rosigem Licht gebadet; ein ganz gleiches Bild bot die entgegengesetzte Seite des Berges, sodaß ein dunkles Dreieck mit seinem Scheitel auf der Spitze des Môle ruhte, zu beiden Seiten eingefaßt mit dem Feuerscheine. Nach und nach schwand das Phänomen. Zu gleicher Zeit wuchs über dem Voirrons ein anderes silberweißes Licht empor. Es wuchs und wuchs, bis plötzlich der Mond seinen ersten Strahl über den waldbedeckten Bergesrücken warf. Nicht lange und das Nachtgestirn stand da, voll, glänzend, die weißglühende Scheibe im Wasser wiederspiegelnd. Und plötzlich bebt die Welle unter seinem Kusse, Millionen Funken sprühen über'm Wasser und eine breite Garbe weißen Lichtes dehnt sich gleich einer wundervollen Zauberbrücke vom Ufer her bis zu der Insel.

Und wie der Mond so mit der Welle spielt, die Wasser murmeln, das dichte Laub der Linden leise rauscht, da mischen sich plötzlich neue, mächtige Accorde in dieses heilige Tönen der Natur: die Ouvertüre zum Freischütz hat begonnen. Es ist der alte Kampf zwischen Ormudz und Ahriman, der in den Lüften losgelassen scheint. Wie Seufzer der Liebe, unglücklicher Liebe scheint es dem Horne zu entquellen. Nicht ist's die Liebe des Weltmanns, der sie zum Schemel seines Ehrgeizes braucht, zum Schmucke seiner Eitelkeit: keine Liebe mehr; es ist vielmehr das tiefinnerste, heilige Gefühl des Sohnes der Natur, der fühlt und folgt, wohin die Stimme des Herzens treibt. Da aber kommen die finstern Mächte, die jedem Sterblichen sein Glück beneiden. Das Herz des Liebenden wird zuerst nur leicht, doch täglich wird es verletzt; nicht mehr ist er so kräftig, hoffnungsmuthig, und wenn die großen Schicksalsschläge kommen, so treffen sie ihn muthlos, ohne Kraft, treiben ihn zur Verzweiflung, zum Verbrechen. Jene dehnenden, sanften Töne des Hornes sind verhallt; andere, grell und schreiend, brechen hervor, sie scheinen zum Kampfe aufzufordern. Es ist der Kampf des Süds und des Nords, die in den Lüften sich begegnen, rasend, wuthschnaubend, eine fürchterliche Windsbraut, die überall nur Trümmer hinter sich läßt. Es ist die süße, holde, zarte, unberührte Liebe, die Liebe voll Hoffnung, Hingebung; dann wieder ist es die Liebe im Abgrund, in Verzweiflung, in starrer Hoffnungslosigkeit, die nur dem bösen Feind sich überläßt. Und diese scheint mehr und mehr die sanftern Töne jener zu übertäuben; sie übertäubt sie, noch einige schwache Accorde hört man tönen .... Die Kraft des sterblichen Menschen ist dahin, er ist verloren, zermalmt.

In der hoffnungslosen Verzweiflung sucht sich die Seele des Menschen noch tiefer herabzuwühlen: sie leugnet Gott. So hat auch der Jäger Gott geleugnet und sich den finstern Mächten überlassen. Ist er verloren, für immer verloren? Da, horch! Ein Chor — „die Stimmen der Engel im Paradies“ — gießt plötzlich durch die heiligen Klänge neue Hoffnung in die Brust. Noch sind die Melodien leise, wie verschämt, noch wagen sie nicht offen gegen das Böse anzukämpfen, doch bereits lassen sie die Hülfe in der Noth erkennen: wie auch des Frühlings erste laue Lüfte noch eine glücklichere Jahreszeit, der fröhliche Lerchenjubel den herrlichern Gesang der Nachtigall hoffen lassen. Indessen sind die bösen Mächte noch nicht besiegt, aber ihre Kraft ist tief geschwächt, der Muth des Guten ist hoch angewachsen, beinahe siegesgewiß. Und die Chöre der Engel werden mächtiger, übertönen endlich alles Andere, sodaß die letzten unmächtigen Schreie der besiegten Höllengeister ungehört verhallen; bis in die Eingeweide der Erde birgt sich Abadonna.

So wird die gehoffte Entwickelung endlich erfüllt. Noch freudenvoller erheben sich die Chöre und endlich, durch eine leichte Wendung der Tonart, aus Es in G, scheinen alle guten Geister der Erde und der Lüfte in einem Halleluja über die gerettete Seele ihren Dank zum Himmel zu senden. Die volleren, ernsteren Accorde in C schließen die Ouvertüre, — denn kann die Freude je dauern auf Erden?

Die Strahlen des Mondes wiegen sich noch immer auf den Wassern, die Welle rauscht leise hin und her, und das Laub der Linden und Pappeln vermählt sein Säuseln mit dem vertönenden Accord.

H. R—r.

Gräfin Elisa v. Ahlefeldt.

— Eine Nichte Varnhagens, Tochter jener Maria Assing, die als Erzieherin und Dichterin in Hamburgs Kreisen bekannt war, hat von der Gräfin Elisa v. Ahlefeldt ein Lebensbild geliefert (Berlin bei Franz Duncker). Ludmilla Assing hat damit den Kreis jener Gestalten bereichert, die ihr Oheim seit Rahels Tagen mit so feinem und auserlesenem Pinsel biographisch porträtirte. Die Gräfin Ahlefeldt-Laurwig war die Gattin Lützows, dessen „wilde verwegene Jagd“ Theodor Körner besang; sie war die langjährige Freundin Immermanns. Die Genossin eines kühnen Mannes vom Schwert und eines nicht minder tapfern Mannes von der Feder hat zweifelsohne Lebensinhalt genug, auch wenn Bescheidenheit sie behinderte, selber Zeugniß davon öffentlich abzulegen. Sie war 1790 auf der dänischen Insel Langeland geboren, über welche ihrem Geschlecht der Grafentitel zustand, nachdem dasselbe schon unter Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben. Wie sehr Dänemark mit Deutschland verwachsen ist, beweist abermals diese Familie und diese Frau welche ihr ganzes Leben deutschen Männern und deutscher Sache widmete. Im Jahre 1808 ging die Familie nach dem Bade Nenndorf. Es war die Zeit wo die deutsche Brust gegen den Druck der Fremdherrschaft sich aufzulehnen begann. Preußische und französische Officiere saßen zu Nenndorf an der Tafel; unter ihnen Adolph v. Lützow, der nachherige Freischaarenführer. Ein junger Franzose, Elisens Tischnachbar, erfaßte in der Lebhaftigkeit des Gesprächs ihre Hand. Die achtzehnjährige Jungfrau fühlte sich wie be-

fleckt von dieser Berührung, ergriff eine Wasserflasche, die vor ihr stand, und goß sie vor Aller Augen über ihre Hand, um sie abzuwaschen. Dies ward das Motiv ihrer Bekanntschaft und ihres Bundes mit Lützow. Er hatte, 26 Jahre alt, schon damals im Schillschen Freicorps sich ausgezeichnet; seine in Kolberg erhaltenen Wunden führten ihn nach dem Bade Nenndorf. — „Er sah, schreibt die Biographin, weder regelmäßig schön, noch geistreich und bedeutend aus, aber gutmüthig und angenehm; seine großen blauen Augen trugen den Ausdruck von Treue, Wohlwollen und Bravheit; sein rundes Gesicht war von blonden Haaren umgeben. Sein offenes, männliches Wesen durfte gefallen; ein Zug von soldatischer Munterkeit stand ihm wohl an.“ Es war aber eigentlich die große Sache der Erhebung eines gedrückten Volkes, was in Elisens Augen für ihn sprach. In Pyrmont erhielt sie von Lützow den ersten Brief; die vornehme Grafentochter aus dänischen Landen besiegte alle Hindernisse, um dem deutschen Helden die Hand reichen zu können, 1810. Als das Jahr 13 begann, des Preußenkönigs Aufruf an sein Volk erging, ward Elisa die Seele der Lützowschen Werbungen. In einer kleinen ärmlichen Schänke zu Breslau wurden viele Tapfere von ihr geworben, unter ihnen auch Theodor Körner, der von Wien herbeigeeilt war. Obschon keine romantische Amazone, folgte Elisa ihrem Gatten auf allen seinen Streifzügen und trat persönlich und brieflich mit all jenen Kämpen des Freicorps in Verkehr. Lützow, ganz nur seinem Kriegshandwerk ergeben, schien die Opfer wenig zu achten, welche eine Frau von verwöhnter Herkunft ihm und seiner Sache brachte; es wird begreiflich daß nachdem der kriegerische Rausch vorüber, auch das Band das Beide zusammenhielt, sich lockerte. Lützow hatte keinen Sinn für den Werth seiner Gattin, und in Münster, schon in Erbschaftssachen der Hülfe bedürftig, lernte sie Karl Immermann kennen, der, 1796 zu Magdeburg geboren, bei Belle-Alliance mitgefochten hatte, dann bis 1819 in Magdeburg Referendar, nach Münster als Auditeur versetzt wurde. Adolph Stahr schilderte uns den Dichter in den Vierzigen, von mittler Größe, aber stark und kräftig gebaut, eine gedrungene antike, römische Gestalt mit breiter Brust und starken Schultern, mit gehaltener Hoheit und Ruhe, Ernst und Charakterkraft in den streng geschlossenen Lippen. Als Immermann mit Elisa bekannt wurde, zählte er 23 Jahre und hatte somit den Schmelz der ersten poetischen Jugend. Er brachte dichterische Nahrung ihrem an Inhalt arm gewordenen Herzen. Des Englischen sehr mächtig, macht sie Studien mit ihm in dieser Sprache. Sie schrieb ihm Englisch und er antwortetete in deutschen Versen. Vom Todestage ihrer Mutter datirt das erste, im Buche mitgetheilte Gedicht Immermanns an die Gräfin Ahlefeldt, die nach ihrer Trennung von Lützow ihren Familiennamen wieder annahm. — Lützow hatte sich förmlich beklagt, daß man ihm ihr Vermögen vorenthielt; ein roher, materieller Zug solcher Art mußte das Herz einer Frau erkälten, das für den Mann ohnedies nur um seines patriotischen Idealismus willen gefühlt hatte. Trotzdem gab sie dem Gedanken, sich von Lützow zu trennen, erst Raum, nachdem er selbst ihr den Wunsch nach der Hand eines reichen Mädchen offen und ungenirt kundgethan. Da gab sie ihn frei, gelobte sich aber ihm Freundin zu bleiben. Ihre Großmuth beim Scheiden rührte den derben Mann, und wir finden im Buche fast zärtliche Briefe vom General Lützow an seine geschiedene Gattin. Das Verhältniß zu Immermann hatte somit seine doppelte Berechtigung; es schien auf ihren eignen Wunsch nur Freundschaft bleiben zu sollen, denn die um sechs Jahre Aeltere wies des Dichters Bewerbung um ihre Hand entschieden ab, als er 1827 nach Düsseldorf berufen wurde. Er bestürmte sie trotzdem, ihm zu folgen, und sie gaben sich gegenseitig das Gelöbniß, daß Keiner von ihnen eine Heirath eingehen wollte; auf diese Bedingung hin blieb Elisa des Dichters Gefährtin, Freundin, Muse. Wir finden im Buche eine ganze Reihe von Briefen Immermanns an Elisa; eine Stelle im dritten Bande seiner „Epigonen“ giebt aber wohl noch mehr Zeugniß von der Art wie er die Freundin auffaßte. „Es giebt nichts Erquickenderes als den Anblick einer großen, vornehmen Seele, welche das Unglück als etwas ihr Gehöriges, als das ihr von den oberen Mächten verliehene Eigenthum nimmt und hinnimmt, während kleine Gemüther sich gegen dieses Erbtheil unseres Lebens unter Winseln und Wehklagen fruchtlos sperren. Johanna war ruhig, selbst heiter. Sie verhehlte Hermann nicht, daß ihr Loos ihr für immer zerstört zu sein scheine, aber, setzte sie hinzu, wie unendlich wohler ist mir jetzt, wo ich die Brandstätte überschaue, als damals, wo ich noch mit Rauch und Flammen unselig kämpfte! — Ueber die Geheimnisse ihrer unglücklichen Ehe, über Medons Charakter und die plötzliche Wendung seines Schicksals beobachtete sie ein strenges Stillschweigen. Einmal hatte Hermann versucht, von weitem und in der bescheidensten Weise ihre Lippen über diese Dinge aufzuschließen, war aber mit den Worten, daß man von unheilbaren Schäden nicht reden müsse, zurückgewiesen worden. Alle diese sonderbaren Verwickelungen blieben ihm also tief zugehüllt, und er brachte von denselben nur in Erfahrung, was die Gerüchte aus der Hauptstadt meldeten.“

General Lützow errang die Hand der jungen reichen Dame nicht, um deren willen seine Frau von ihm zurückgetreten war. Seine Leidenschaft kühlte sich damit ab, und er beklagte doppelt den Verlust, der nur ein Mittel zu neuem Gewinn für ihn hatte sein sollen. Ihr Ablehnen eines zweiten Ehebundes blieb aber ebenso fest, und sie glaubte im Freundschaftsbunde mit einem Manne ihr volles Genüge zu finden. Das Düsseldorfer Leben war reich an Genuß und poetischen wie künstlerischen Arbeiten. Die Malerschule entfaltetete ihr eigenthümliches Leben, Felix Mendelssohn setzte in Düsseldorf den Paulus und der geliebte Freund, auf den sie Beschlag gelegt, ohne ihm ganz angehören zu wollen, leitete die Bühne. Frierich v. Uechtritz, Grabbe, Consistorialrath Moller gehörten zu den geistvoll bewegten Kreisen des dortigen Lebens; von Letzterm wie von Henriette Paalzow, der Verfasserin von Godwie Castle, enthält das Buch zahlreiche Briefe. Lützows Briefe gehen bis ins Jahr seines Todes. 1833 ward er plötzlich zur Ruhe gesetzt, und er berichtet seiner, ihm Freundin gebliebenen Frau über diese Kränkung in einem Schreiben aus Berlin, das bitter und charakteristisch genug ist. Lützow schreibt

am 28. November jenes Jahres: „Berlin ist ein fatales Officiantenloch. Alles äfft dem Hofe nach. Bildung des Verstandes will ich den Berlinern im Allgemeinen nicht absprechen; das Gemüth ist ohne Fülle, sie sind in Vielwisserei, äußern Schein und Vornehmthun versunken. Der Luxus ist groß. Ein Hausvater läßt seine Kinder nach seinem Tode lieber betteln, als seine Gäste ohne Champagner. Die Frauen bedürfen unaufhörlich neuer Lumpen, und bedenken nicht, daß ihre Kinder dereinst zerlumpt einherwandern müssen. In diesem Augenblick passiren lauter schöne Wagen und Pferde, die Livreen gleichen den Hoflivreen, denn jede arme Lieutenantsfrau glaubt ein Stück des Hofes sein zu müssen. Hinter dem Wagen steht ein Neufchateler Jäger, der nie einen Hasen geschossen, und noch überdies das Französische seiner gnädigen Frau nicht recht zu deuten versteht, so laut sie auch das ganze Publicum damit unterhält. Vor 1813 hatte das Unglück die Berliner vernünftig gemacht; seitdem die Staatscassen richtig zahlen und die Orden fliegen, sind sie die alten, und noch schlimmer wie vor 1806." Der Mann der „wilden verwegenen Jagd," der aus seiner Wohnung im Thiergarten beim Hofjäger dies schrieb, starb plötzlich, erst 52 Jahre alt, ein Jahr darauf, den 4. December 1834.

Auch Immermann sollte ihr entrissen werden. Nach dreijähriger Leitung trat er von der Düsseldorfer Bühne zurück; er hatte sie so ideal führen wollen daß sie bankerott wurde. Es folgten auf diese bittere Erfahrung Reisen der Zerstreuung. Auch sein Verhältniß zur Freundin war so ideal, daß er als realer Mann daran, wie es schien, scheiterte. In seinem Geburtsorte Magdeburg lernte er Marianne Niemeyer kennen, die Enkelin des Kanzlers in Halle. Sie war entzückt, wie er eine Dichtung vortrug, und sein Herz war für diesen neuen Reiz in der frischen Fülle des Lebens empfänglich. Immermann kehrte zur Freundin zurück und bat nochmals um ihr Hand, aber in einer stürmischen Erregtheit die sie stutzen machte. Sie wies abermals das Bündniß von sich, sie glaubte einem Manne als Freundin genug sein zu können, und in dieser Täuschung ging ihr der Freund verloren, während er seinerseits den Bruch mit ihr nicht lange überleben sollte. Wie er ihr ein Gedicht an Marianne vorlas, sprach sie ihm die Ahnung aus, diese Marianne würde sein Weib werden. Er war noch unklar und leugnete, als sie ihm andeutete, dann würde er sie verlieren müssen. Er glaubte sich die Freundin erhalten zu können, trotzdem Marianne seine Gattin wurde. Immermann verheirathete sich, und die Gräfin verließ Düsseldorf; sie ging nach Italien und Immermann war auf sich selbst und sein freilich kärgliches bürgerliches Familienglück verwiesen. Ein Jahr darauf, den 25. August 1840 starb er plötzlich an einem Lungenschlage, nachdem ihm seine Frau wenige Tage zuvor eine Tochter geboren. Man schmückte beim feierlichen Leichenbegängniß des Dichters todtes Haupt mit Blättern eines Lorbeerbaumes, den ihm Elisa gepflanzt. Für seine überlebende Familie hat sie großmüthig gesorgt. Sie zog seitdem nach Berlin, verkehrte duldsam und theilnehmend mit Allen die sich in Kunst und Litteratur regten, und starb im März 1855. — Zu bedauern ist, daß der Verfasserin des Buches von Lützows Gattin und Immermanns Freundin keine Briefe zur Mittheilung zu Gebote standen. Der Stahlstich eines Bildnisses von ihr aus dem J. 1816, im etwas verunstalteten Putz jener Zeit, ziert das Buch.

Zur Chronik.

Rumänische Volkspoesie.

— Als Oesterreich im letzten Sturm der Tage den Magyaren und ihrem Uebermuth gleichberechtigte Völkerstämme im Ungarland entgegenzusetzen bemüht war, da, sagt man, habe ein Minister das Volk der Rumänen von neuem erst wieder „erfunden." Diese Aeußerung schmeckte nach Bosheit. Allein die Rumänen waren als wirkliches und berechtigtes Volk in der That fabelhaft, wenigstens sehr unsicher geworden, wie denn „da hinten in der Türkei," auch in der Reconstruction der Moldau und Walachei, Alles sehr unsicher ist. Rumänen nennt man die Nachkommen der zuerst von Kaiser Trajan im alten Dacien ansässig gemachten römischen Colonisten. Auch Rumelien in der Türkei stammt von Rom, Rum-Ili heißt Roms Land. Bis ins 16. Jahrhundert widerstanden diese Söhne Roms mit ihren heimischen Fürsten siegreich den Einfällen der Türken, Polen, Ungarn, Russen und Tataren. Dann wurden sie der Pforte tributpflichtig und ihr Ruhm schwand mit ihrer Widerstandskraft allmählich; sie turkomanisirten sich. Erst seit 1816, seit den Bemühungen Georg Lazars, wurde zu Bukarescht das Rumänische in einer Klosterschule wieder gründlich und wissenschaftlich gelehrt; man sprach es bis dahin, konnte es aber nicht lesen und hatte keine Litteratur. (Billecocq, französischer Consul, und Neigebaur haben darüber berichtet.) Gegen den verhängnißvollen russischen Schutz ward seit 1848 die Sprache ebenfalls ein Mittel zur Erweckung des Selbständigkeitsgefühls. Im Munde des Volks aber ging und geht schon seit Jahrhunderten eine Reihe von Liedern und Balladen um, deren Dichter unbekannt sind und die sich, eben weil niemand im Lande schreiben konnte, nur mündlich fortpflanzten. Es ist begreiflich daß in diesen Sängen auch die Geschichtserinnerungen des Volkes unsicher und mythisch wurden. Stephan der Große ist der Hauptheld des moldauischen Volkes. Vierzig Jahre, sagt die Chronik, bekämpfte er die Feinde, die Tataren, Polen, Ungarn und Türken; vierzig Siege erfocht, vierzig Kirchen erbaute er. Allein schon sein Sohn, Bogdan der Einäugige, machte die Moldau der Pforte tributpflichtig, mußte jährlich 4000 Ducaten, 40 (abermals 40!) Pferde und 28 Falken zahlen. Der Falke, der nationale Lieblingsvogel, ist jetzt sehr selten im Lande geworden, lebt aber in den Liedern des Volks:

Falke, leichter Falke, du,
Kreis' empor, der Sonne zu:
Sprich, was wohl der Lärm bedeutet,
Der sich ringsumher verbreitet?
„Rings, soweit die Sonne scheint,
„Ziehet wild heran der Feind;
„Der treulose Ungar droht
„Und der Pole dir mit Tod;
„Auch Tatar und Muselmann
„Schleichen schlangengleich heran!"
Laß sie kommen, laß sie kommen,
Sind als Beute mir willkommen!

Herdenweise soll'n sie fallen —
Ihr Verhängniß hieß sie wallen.
Mancher fiel schon bei uns ein,
Wenige kehrten wieder heim.
Ein Rumäne hat vier Arme
Und Arz'neien für den Fremden:
Für Tataren — Pfeil und Bogen,
Für den Türk' — die breite Klinge,
Für den Polen — eine Keule,
Für den Ungarn — eine Schlinge!

Basil Alexandri heißt der rumänische Mann der die Geistesproducte der Natursänger seines Volks jetzt aufschrieb, und W. v. Kotzebue der Deutsche, der nach einem Aufenthalt von neun Jahren in den Donauprovinzen diese Sammlung in unserer Sprache wiedergiebt: „Rumänische Volkspoesie. Gesammelt und geordnet von B. Alexandri, deutsch von W. v. Kotzebue" (Berlin in der Deckerschen Druckerei). Welche Mühe diese noch nicht geschlossene Sammlung machte, ist für uns kaum begreiflich. Hier singt ein Bettler das Bruchstück einer Ballade, unterbricht sich aber um mit den gellenden Tönen seiner Sackpfeife die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln. Dort sitzt ein zechender Bauernkreis in einer schmutzigen Judenschenke, und mitten im Kreise steht ein zerlumpter Sänger und begleitet mit der Geige die näselnden Töne seines Gesanges. Dort spielt eine Zigeunerbande zum Tanz auf, und durch die wilde Harmonie dringen die Noten eines Liedes. Die rumänische Sprache, eine Tochter der lateinischen, ist im Laufe der Jahrhunderte mit einer großen Menge slavischer, türkischer und griechischer Wörter versetzt. Die litterarischen Patrioten von heute suchen nun alles Fremde durch Lateinisches wieder zu verdrängen, allein mit Mühe und Noth, das Fremde hat sich eingebürgert. Die meisten dieser Volksgedichte sind ohne Stropheneintheilung, aber sehr reimreich; im Original wiederholen sich die Reime oft vier- bis fünfmal, was der deutsche Uebersetzer nicht nachmachen konnte; er zog vor, lieber sachgetreu wiederzugeben und bei Vermeidung jedes fremden Gedankens und Bildes lieber in der Form sich Freiheiten zu gestatten. Ein Paar Balladen wurden in Prosa überliefert. Im Anhang stehen Proben von namhaften Dichtern der Rumänen, die etwa seit 60 Jahren auftauchten, aber sich damit begnügten, ihre Gedichte von Zigeunern unter den Fenstern der Angebeteten absingen zu lassen. Kostaki Konaki's Dichtungen sind die einzigen aus jener Zeit, die im Druck erschienen; sie sind tendenziös zur Erweckung des Patriotismus. Das merkwürdigste unter den Volksliedern hat ein Freund von W. v. Kotzebue von einem blinden Bettler gehört; doch bleibt unverständlich was darin mit der „Blume des See's" gemeint ist. Es lautet einsylbig und tiefsinnig wie es ist:

Das Leben des Menschen —
Eine Blume des Feldes;
Wieviel Blumen auf Erden blühen,
Alle gehen sie dem Grabe zu,
Nur die Blume des See's
Steht an der Pforte des Paradieses,
Prüft die Schwestern, wenn sie kommen,
Wie sie ihren Duft verwendet!

Merkwürdig ist die Feier des Räuberwesens in dieser Volkspoesie. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dort der Bauer als Leibeigner betrachtet. Fortwährend feindlichen Ueberfällen ausgesetzt, nahm ihm auch sein Gutsherr nicht selten die Frucht seines Fleißes, sodaß ihm am Ende nichts übrigblieb als auf der großen Heerstraße zu ergänzen was ihm zu Hause zur Ernährung der Familie fehlte. Auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft war der Bauer noch so wenig sicher vor Erpressungen, daß der Räuberunfug nicht nachließ; 1755 zählte man dort noch 10,000 Bauern, die den Pflug verlassen hatten, um mit dem Knüttel in der Hand ihr Brot zu suchen.

Der Autor des „Swinegels."

— Wer kennt nicht „dat Wettlopen twischen den Hasen un den Swinegel up de lütje Haide bi Buxtehude!" Tausende und Abertausende haben es gelesen, in den verschiedensten Abdrücken lief es in ganz Deutschland um; zuletzt mit Illustrationen aus der Düsseldorfer Malerschule (bei Arnz und Compagnie) in sechster Auflage. Wir lasen dies ergötzliche plattdeutsche Mährchen, wenn uns recht ist, zuerst in des Oldenburger Theodor v. Kobbe „humoristischen Blättern." Der Herloßsohnsche Komet brachte es dann, Firmenich gab es in seinen Völkerstimmen Germaniens als Sprachprobe im Herzogthum Bremen aus der Gegend von Stade. Ein Mann dieser Gegend von Stade, Dr. Wilhelm Schröder in Hannover, Redacteur des „Hannoverschen Volksblattes," enthüllt sich uns jetzt laut Erklärung in diesem seinem Blatte als einziger und ausschließlicher, mithin allen Nachdrücken gegenüber auch als rechtmäßiger Autor des kleinen liebenswürdigen und ergötzlichen Werkes. Er brachte es zuerst 1840 im ersten Jahrgang jener Zeitschrift, die außerhalb Hannovers, wie es scheint, mehr Benutzer als bloße Leser findet. Firmenich nannte den Autornamen; allein man gab wenig darauf, da der Wiederabdruck des kleinen Lieblings unter norddeutschen Mährchen ungestört ohne Rücksicht auf ein Eigenthumsrecht fortgesetzt wurde. Der Verfasser hat jetzt die Absicht, Swinegels gesammten Lebensloop und Ende herauszugeben, erklärt das bisher Bekannte nur als ein Bruchstück des Ganzen und ist entschlossen, weiterem Nachdruck gegenüber sein Autorrecht geltend zu machen. Wir stellen unsern Lesern, auf geneigte Zusage des geehrten Verfassers, in unsern Spalten vom Swinegelepos eine neue Episode in Aussicht.

Heizung und Ventilation.

p. Seitdem sich von den verschiedensten Knotenpunkten aus die Eisenschienen in immer kleinmaschiger werdendem Netze über Länder und Völker ausbreiten, nehmen in nie geahnter Proportion die vorzugsweise von den kräftig fördernden Communicationsmitteln berührten Städte an Umfang und Einwohnerzahl rasch zu. Die nächste Folge dieser Erscheinung muß nun die sein daß sich solche Städte-Parvenüs auch mit immer großartiger werdenden Einrichtungen für das öffentliche Wesen, namentlich aber mit bedeutenderen öffentlichen Gebäuden versehen müssen, die in ihrem Zuschnitt nicht blos auf das nächstfolgende Lustrum berechnet sind. So ist also jetzt die Zeit großer öffentlicher Bauten für die Städte mittleren und niederen Ranges gekommen, und die Städte ersten Ranges sehen sich nun mehr als zu irgend einer andern Epoche genöthigt, ihre Regierungs- und Gerichtsgebäude, ihre Gefängnisse, Waisen- und Findelhäuser, ihre Kranken-, Irren- und Armenhäuser nach großem Maßstabe umzubauen. Jedermann weiß, welche Mühe sich namentlich die Franzosen, dann auch die Engländer gegeben haben, bei diesen Gebäuden auch alle Bedingungen für das gesundheitliche Wohl Derer zu erfüllen, die ihren Aufenthalt in ihnen nehmen sollen. Die Versammlungssäle der Deputirten und Parlamentsmitglieder, die Krankenzimmer gut dotirter Hospitäler, die Räume und Schulen der Universitä-

ten sollten nach hygienischen Principien geheizt und ventilirt werden. Vor sechs Jahren führte der Pariser Léon Duvoir-Leblanc sein Heizsystem ein, das eine Verbindung von Heißwasserröhren (zuerst in Treibhäusern gebräuchlich) und Heißwasseröfen ist; dann folgte das einfachere System der Heißwasserheizung des Engländers Perkins, dann die mannichfachen Dampfheizsysteme, Gasheizsysteme, die combinirten Systeme, kurz es entwickelte sich eine solche Thätigkeit auf diesem Gebiete, daß es sich die französischen Hygienisten Morin, Boudin, Grassi u. A. zum Verdienst anrechnen können, zahlreiche Versuche zum Vergleiche des Werthes jener Methoden angestellt zu haben. Duvoir ist jetzt der Löwe unter den Aufstellern von Heizapparaten in Frankreich; er versieht die Gebäude in allen ihren Theilen mit einem Röhrensysteme, in welchem Wasser hin und her circulirt, wie das Blut im Organismus. Es wird in Circulation versetzt und in den Röhren bis auf den Dachboden gehoben durch die Wärme, welche man ihm in den Kellerräumen im Heizkessel giebt. Die erwärmten Wassertheile erheben sich vermöge ihres geringern specifischen Gewichts. Um den Siedepunkt des Wassers zu erhöhen, ist es mit Kochsalz versetzt. Auf dem Dachboden ist ein Reservoir, in das das heiße Wasser gelangt und von dem aus es nun alle Zimmer und Säle des Hauses in Röhren besucht; in jedem Zimmer sind geschmackvolle, mit Steinplatten ummantelte Blechcylinder angebracht, welche sich vollständig mit dem warmen Wasser füllen und als Wasseröfen ihre Wärme in den Raum ausstrahlen. Dabei wird durch diesen Circulationsproceß das Wasser wegen der fortwährenden Wärmeabgabe immer kühler, der kälter gewordene Theil desselben steigt in den Röhren zuerst wieder nach unten und gelangt so abermals zum Heizkessel zurück, der ihm die nöthige Wärme aufs Neue giebt, um zum Reservoir aufsteigen zu können. Die Apparate sind kostbar und kosten beispielsweise im Palais de Luxembourg, der ehemaligen Pairskammer 180,000 Fr., im Hospital La Riboisière 400,000 Fr., allein die Unterhaltungs- und Heizkosten sind verhältnißmäßig gering. So schlug denn auch Duvoir die z. B. von Farcot-Grouvelle angegebenen Dampfheizapparate aus dem Felde, denn in La Riboisière, wo die Heizapparate beider Männer in verschiedenen Pavillons die Erwärmung der Krankensäle besorgten, verursachte während des vorigen Jahres Duvoir nur 18,000 Fr., Farcot aber 46,500 Fr. Man kommt zu dem Resultate hinsichtlich der Anwendbarkeit eines jeden Systems, daß sich die Luftheizung nur für die Fälle eignet, wo man schnell und vorübergehend mehrere Zimmer heizen will (Gesellschafts-, Speise- und Reconvalescentenzimmer), die Wasserheizung für die Fälle einer gleichmäßigen und continuirlichen Heizung (Hospitäler), die Dampfheizung für die Fälle, wo man des Dampfes noch zu anderen Zwecken bedarf. — Auch die Zeugnisse, welche die Commissionen dem Ventilationssysteme Duvoirs geben, lauten einstimmig günstig. Die schon 1840 von Häberl in München ausgesprochene Idee, die verschlechterte Luft durch einen Saugapparat aus dem Raum fortzuführen, hat Duvoir in Anwendung gebracht und sein Heizsystem mit einem Saug- oder Ventilationssystem verbunden. Das Reservoir auf dem Dachboden umgiebt er mit einem Backsteinmantel der nur nach oben frei in die Atmosphäre mündet; zwischen Mantel und Reservoir münden die Abzugscanäle gemeinschaftlich aus und die hier einströmende verdorbene Luft erhitzt sich; da heiße Luft sich stets verdünnt und nach oben steigt, so bedingt dieses Aufsteigen und Austreten der zuerst angelangten schlechten Luft ein fortwährendes Nachströmen neuer Luft aus den Räumen des Gebäudes. Da es von Wichtigkeit ist, stets nur die abgekühltesten und verdorbensten Luftschichten abzuleiten, so sind die Mündungen stets im Niveau des Fußbodens des Saales anzubringen. Auch hier schlug Duvoir seine Concurrenten, deren Apparat darauf angelegt war, soviel Luft als nur möglich aus den Räumen fortzuschaffen oder in dieselben einzuleiten, denn die Quantität der fortgeschafften Luft ist nicht die Hauptsache, sondern die Qualität. Ein neues Ventilationssystem gab jetzt van Hecke an und die französische Hospitalverwaltung giebt ihr durch ihre Commission Grassi, Blondel und Trélat ein gutes Lob. Dieses System erneuert die Luft auf mechanischem Wege; eine kleine im Souterrain befindliche Dampfmaschine setzt zwei Ventilatoren in Bewegung, deren einer die verdorbene Luft aus den Räumen aspirirt und austreibt, deren andere die frische Luft von Außen eintreibt. Es ist dies eine Combination, welche als ein besonderer Fortschritt auf dem Gebiete der Ventilation angesehen werden darf, und uns der Auflösung des großen Hygienischen Problems näher gebracht zu haben scheint.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 36. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [5. September.

Inhalt.

Die Altenburger Bauern.

Die Bewohner des flachen Landes im frühern Gaue Plisni, später Pleißnerland, sind fast ohne Ausnahme wendischen Ursprungs. Die Wenden aber, ein slavischer Volksstamm, hatten sich getheilt; ein Theil zog nach Pommern, ein anderer in das sächsische Vogt- oder richtiger Egarland, ein dritter in das Osterland, das jetzige Herzogthum Altenburg. Wie weit sich damals dieser letzterwähnte Zweig der Wenden ausdehnte, ist nicht genau zu bestimmen; jetzt bewohnen sie den Landesstrich, welchen die Städte Gera, Ronneburg, Krimmitschau, Meerane, Penig, Lucka und Zeitz umschließen. Ich werde nur von den Bewohnern des flachen Landes, den Bauern, sprechen; die Bevölkerung der Städte hat mit diesen weder in ihrem Ursprunge, noch in ihren Sitten und Gebräuchen etwas gemein.

Auf das politische und religiöse, gesellschaftliche und Familienleben der alten Wenden, von Vielen auch als Sorbenwenden bezeichnet, einzugehen, würde zu weit führen, und will ich deswegen nur über den jetzigen Zustand der Altenburger Bauern berichten. Das Geschäft, welchem diese sich widmen, ist die Land- und Viehwirthschaft. Ein äußerst fruchtbarer Boden unterstützt sie hierbei, und nur in wenigen Gegenden wird man einen so schönen Viehstand treffen als im Altenburgischen. Nur Einzelne betreiben Handwerke, wie das der Schneider, Schuhmacher, Schmiede und Bäcker, welche letzteren in großer Menge ihr zwar schwarzes, aber äußerst kräftiges Brot in die Stadt verkaufen. Auf den Dörfern würde sie dies Geschäft nicht nähren, da jedes, selbst das kleinste Haus, seinen eigenen Backofen hat und jede, selbst die ärmste Familie, sich ihr Brot selbst bäckt.

Die Altenburger Bauern, bei denen sich das Kastenwesen so streng wie wohl bei keinem andern Stamme der deutschen Bevölkerung erhalten hat, theilen sich in Besitzer von Anspanngütern, von Handgütern, von Gärtnergütern, in Häusler und Hausgenossen. Anspanngüter sind solche, welche ihre Aecker mit Pferden, Handgüter, welche dieselben mit Kühen bestellen, weßwegen sie auch Kuhgüter genannt werden. Die Gärtnergüter unterscheiden sich von den Handgütern durch geringern Grundbesitz, während die Häusler nur Haus, Hof und ein Stückchen Garten oder Feld besitzen. Die Hausgenossen wohnen bei den Letzteren zur Miethe, haben gar keinen Grundbesitz und verrichten gleich Diesen Tagelöhnerdienste bei den reicheren Bauern.

Obgleich sich diese fünf Classen streng von einander abscheiden, so ist ihre Kleidung doch ganz dieselbe, nur daß die Vermögenderen feinere und theurere Stoffe tragen. Ich will dem Leser ein Bild von dem Anzuge eines Altenburger Bauern zu entwerfen suchen. Ein rundes, hinten und an den Seitenrändern etwas aufgekrämptes Filzhütchen, welches jedoch in der neuern Zeit von den Mützen, wie sie auch die Bürger tragen, vielfach verdrängt ist, bedeckt das schlichte, rund um den Kopf glatt verschnittene Haar. Eine grüntuchene Jacke, der „Spenzer" genannt, bekleidet den Oberkörper, während der Unterkörper in sehr weiten, schwarzledernen Pumphosen steckt, die bis an die Kniee reichen, wo sie, durch Riemen befestigt, sich genau an lange, einnähtige, gethrante Stiefeln anschließen. Nach oben sind diese Beinkleider durch glanzlederne Hosenträger befestigt, die über einen schwarztuchenen, an der linken Seite zugehefteten „Brustlatz" hinweggehen. Bei ihrer Arbeit und im Hause pflegen die Männer den Spenzer abzulegen und in Hemdärmeln von schöner, weißer Leinwand einherzugehen. Das Sonntagskleid, welches der Knecht wie der Herr, der Verheirathete wie der Unverheirathete trägt, ist die sogenannte „Schwarze," ein aus feinem, schwarzem Tuche gefertigter Rock ohne Kragen. Sie hat eine sehr kurze Taille, ist aus einem einzigen Stük Tuch, außer den Aermeln ganz ohne Nath und geht knapp um den Leib herum. Die oben weiten Aermel sind in viele kleine Fältchen gelegt und werden, jemehr sie sich dem Handgelenke nähern, immer enger. Dieser Rock, den sie bis an den Hals herauf zuhefteln, wird aber ebenso wie die fast ganz verschwundene, aus feinem, weißem Tuche gefertigte „Weiße", ein zur Sommer- und Negligéetracht benutzter Rock von demselben Schnitte, nur noch von den älteren Landleuten getragen, während die jüngere Generation sich auf den Spenzer und in der kältern Jahreszeit auf den, der bürgerlichen Kleidung entnommenen Burnus beschränkt.

Weit auffälliger als die Tracht der Männer ist die der Frauen und Mädchen. Diese haben als Kopfbedeckung ein mit Kattun oder Seide überzogenes, zusammengeklapptes, über das Hinterhaupt herabhängendes Stück Pappe, welches das ganze Haar verhüllt. Diese „Haube" läuft in ein Stück Zeug von demselben Stoffe, mit dem die Pappe überzogen ist, aus, welches ringsum mit schwarzem oder buntem Band besetzt wird. Die Hemden sind ohne Aermel und hangen nur auf den Achseln an zwei Streifen. Ueber dem Hemd tragen sie das sogenannte Aermelleibchen, welches aus weißer Leinwand gefertigt ist und an welches zwei Aermel, an Wochentagen gewöhnlich aus blaugemusterter Leinwand, an Sonn- und Festtagen aber aus feinem, möglichst buntem Zitz oder Kattun, angesetzt sind, die bis fast an den Ellnbogen reichen und sehr knapp anliegen. Ueber das Aermelleibchen kommt das „Mieder", welches je nach dem Reichthum der Person, die es trägt, und der Gelegenheit, bei welcher es getragen wird, aus Sammet, Seide oder Kattun gefertigt ist. Dieses Mieder geht über den Rücken hinweg, reicht aber nur so weit, als die Arme gehen, wenn sie schlaff am Körper herabhangen. Nach vorn zu wird es durch den „Brustlatz", ein ungefähr eine halbe Elle breites, mit Kattun überkleidetes Stück sehr steifer Pappe, ersetzt, welches in der Gegend der Herzgrube beginnt und sich über den Busen hinweg so weit herauf erstreckt, daß oft noch der unterste Theil des Kinns darin verborgen wird. Befestigt ist dieser Brustlatz dadurch, daß an den Rändern des Mieders Schnürlöcher befindlich sind, durch welche hindurch seidene oder baumwollene Schnuren kreuz und quer über die Pappe hinweggehen. Ueber das Mieder wird eine Jacke getragen, die nichts Auffälliges bietet. Der wenig über die Kniee reichende Rock läßt die von weißen Strümpfen umhüllte, bei allen Bäuerinnen sehr schön geformte Wade hervorblicken und wird vorn durch eine im Bunde in unzählige Falten gelegte Schürze bedeckt. Viele und lange Bänder und allerlei Flitter, besonders überreich mit Ringen verzierte oder vielmehr durch das Uebermaß verunzierte Finger, sind erst in unseren Tagen das Epitethon der Altenburgerinnen geworden.

Ein den Jungfrauen allein gestatteter Schmuck, welchen sie aber auch nur bei Hochzeiten, Gevatterschaften und anderen großen Festlichkeiten tragen, ist das „Hormt." Dieses hat die Gestalt einer runden Schachtel ohne Boden, ist etwa neun Zoll hoch, mit rothem Damast überzogen und in den Familien erblich. Um dasselbe herum ziehen sich zwei Reihen silberner Bleche (Schilder), und auf jedem derselben befinden sich vier erhabene Knöpfe aus Silber. Diese sind mit Henkeln versehen, an welchen rund herum zweiundfünfzig silberne, stark vergoldete, auch wohl massiv goldene Flittern hangen, welche die Gestalt und Größe von Kirschblättern haben und durch silberne Kettchen so lose befestigt sind, daß sie bei jeder Bewegung auf das hinter ihnen befindliche Blech anschlagen und ein starkes Geklimper verursachen. Hinten und vorn am Hormte werden noch handbreite Bandschleifen geknüpft, von welchen außerdem einige Ellen lange Stücke hinten und vorn herabhängen. Besonders schön und überraschend ist der Anblick dieses Kopfputzes im Sonnenscheine. Ueberhaupt hat sich der Anzug des weiblichen Geschlechts gegen den der früheren Zeiten wenig verändert.

Die Körperbildung der Altenburger Landleute ist eine untersetzte, äußerst kräftige. Besonders stark sind ihre Fäuste; diese haben schon manchen Städter, welcher in Händel mit den Bauern gerieth, zu Boden geworfen und blutig geschlagen. Die Gesichtsfarbe der Männer ist ziemlich braun, wozu das Leben in der freien Natur und daß sie allen Veränderungen des Wetters ausgesetzt sind, viel beitragen mag; unter den Frauenzimmern hingegen findet man so zarte, weiße Farben und so blühende Wangen, wie sie in der Stadt vergeblich gesucht werden. Ueberhaupt kann man den Bäuerinnen die Schönheit, welche freilich die Tracht oft in den Hintergrund treten läßt, nicht absprechen.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war die Lage dieser Bauern nichts weniger als beneidenswerth; die Frohnen lasteten schwer und hemmten überall. Jetzt ist dies anders geworden, und mancher Bauer tauscht nicht mit einem Rittergutsbesitzer, Kaufmann oder Beamten. Der Bauer will nun aber auch nicht mehr Bauer sein, ja es genügt ihm nicht einmal mehr der Titel: „Oekonom"; er nennt sich „Gutsbesitzer." Seitdem der Bauer frei und sein eigener Herr geworden ist, spukt es bei ihm zu stark im Giebel. Jeder möchte mehr sein als er ist; und weil man die Größe der Güter nach der Anzahl der zu denselben gehörigen Pferde bestimmt, so giebt es viele Bauern, welche, um als größer zu erscheinen, mehr Pferde haben als zur Bestellung der Aecker nöthig. Die Hoffarth ist unter den sonst so einfachen Landleuten eingezogen, und dieser fröhnen sie, wenn auch die Wirthschaft darunter leidet.

Groß ist die Prunksucht der Frauen, welche sich in dieser Beziehung durchaus nicht mäßigen können und ihren Anzug oft auf das lächerlichste überladen. An Putz und Tand verschwenden die Altenburger Bauern ungeheure Summen; und obgleich sie von den Händlern oft auf das unverschämteste betrogen werden, gereuen sie solche Ausgaben nie. Wenn der Altenburger Bauer etwas kaufen will und ihm eine Probe vorgelegt wird, so fragt er nicht, ob man dies noch besser, sondern ob man es noch theurer habe; dies ist charakteristisch für ihn. Bei ihm gilt nicht der Werth, sondern allein der Preis. Bei aller Verschwendung, die ihnen bei dem so bedeutenden Gewinn, welchen die Landwirthschaft abwirft, möglich ist, sind sie in anderen Fällen im höchsten Grade eigennützig und geizig. Die Knechte und Mägde, welche die Reichthümer der Gutsbesitzer durch Schweiß und Arbeit erst verdienen müssen, werden oft auf die empörendste Weise behandelt, und die Tagelöhner vermögen mit dem armseligen Lohne kaum ihr Leben zu fristen. Ueberhaupt zeigt der Bauer, ich verstehe darunter die Wohlhabenden und Reichen, nur gegen Die Mitgefühl, welche in pecuniärer Beziehung mit ihm auf gleicher Stufe stehen. Ihm Untergebene oder Aermere kümmern ihn nicht; von solchen mag er nichts wissen, eine Annäherung an Diese dünkt ihm Schande. Ob man es Mitleid nennen kann, daß z. B. die benachbarten Bauern einem vom Brandunglück heimgesuchten Stammesgenossen Geld, Getreide, Victualien und Vieh bringen, möchte ich bezweifeln; es ist dies

einmal Sitte, und von ihren alten Gebräuchen lassen die Landleute nicht leicht.

Gemüth und wahre Bildung, sowohl des Herzens als des Geistes, muß man den Altenburger Bauern absprechen; sie sind mit wenigen Ausnahmen roh. Vielleicht möchte Jemand, der Gelegenheit hatte, dieselben oberflächlich kennenzulernen, mich hierin einer Unwahrheit zeihen; denn er hat vielleicht schöne Bibliotheken, prachtvolle Forterpianos, Gesangvereine, ja sogar Liebhabertheater auf dem Lande gefunden. Ist dies jedoch ein Beweis von wahrer Bildung? Man muß da tiefer hineinschauen, man muß sehen und hören. Der Bauer will dadurch, daß er anscheinend Interesse für Kunst und Wissenschaft an den Tag legt, mit dem Städter wetteifern, nicht hinter ihm zurückbleiben. Er hat eingesehen, daß ihn Geld allein nicht erhebt, daß er sich auch um das geistige Leben kümmern muß, wenn er seinen Stolz und Hochmuth befriedigen will. Daß er aber keinen Geschmack hat, der nur durch wahre, humanistische Bildung erlangt werden kann, wird und muß Jeder, sobald er ein wenig genauer untersucht, sofort finden; das beweist seine Kleidung, seine ganze Erscheinung. In schönen Bücherschränken sind prachtvoll eingebundene Bücher aufgestellt; doch öffnet man sie, so erkennt Jeder, daß der Bauer sie nicht liest, — sie sind ihm zu langweilig. Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten haben für ihn viel mehr Interesse, und er verschlingt dieselben mit einem wahren Heißhunger.

Streng hält der Landmann noch an den sogenannten, von den Vätern geerbten Bauernregeln; nach den Fortschritten der Agricultur durch die neuen Forschungen und Entdeckungen in der Chemie fragt er wenig oder gar nicht. Der Altenburger Bauer ist ein Freund der Stabilität, Aenderungen sind ihm ein Gräuel; und da ihm der äußerst fruchtbare Boden das, was er braucht und sogar noch mehr bringt, so mag er gar nicht auf Verbesserungen sinnen. Die Altenburger Landwirthschaft wird gewöhnlich gerühmt; das liegt aber nicht an den Bauern, sondern am Acker; denn mag auch der Speculationstrieb der Landleute groß sein, ihre Trägheit ist noch größer.

Traurig sind die Familienverhältnisse dieser Bauern. Wenigstens müssen sie Denen so erscheinen, welche ihr Glück im Familien- und Gemüthsleben suchen und finden. Der Bauer, wenn er entschlossen ist, zu heirathen, fragt nicht darnach, ob das Mädchen, welche fortan mit ihm Glück und Unglück theilen, an seiner Seite leben soll, ihn liebt oder er sie. Gegenseitige Liebe und Achtung scheint ihm zur Ehe unnöthig. Wenn seine zukünftige Frau nur einer reichen und angesehenen Bauernfamilie entstammt, dann sind alle seine Ansprüche befriedigt, und hat er sich davon überzeugt, so überläßt er alles Uebrige einem zur Abschließung von derlei Pacten eigens installirten Individuum, dem Freiersmanne, gewöhnlich „Rebinzchenschneider“ titulirt. Dessen Thätigkeit ist von Bedeutung und erstreckt sich bis über die Hochzeit hinaus, welche gewöhnlich vier volle Tage dauert. Die eigenthümlichen Gebräuche, welche früher dieselbe begleiteten, sind meistentheils verschwunden; nur die Schmausereien, von denen der Altenburger ein großer Freund ist, sind geblieben. In neuerer Zeit haben sich sogar Heirathsagenten unter ihnen etablirt; sie betreiben die Heirathsvermittelung förmlich als Geschäft. Wünscht ein Bauer eine Frau, so wendet er sich an einen solchen Agenten, macht ihn mit seinen Anforderungen bekannt und verspricht ihm contractlich eine gewisse Summe, wenn er ein ihm genügendes Mädchen zu einer ehelichen Verbindung bewegt. Dieser thut sich nun nach den Töchtern des Landes um und sucht sich seines Auftrags zu entledigen. Wie schädlich ein solches Verfahren auf die moralische Entwickelung des Landvolks wirkt, ist leicht zu folgern, zumal da sich die Agenten dabei oft der gröbsten Betrügereien und Prellereien schuldig machen.

Natürlich können derartige Ehen nicht glückliche werden, und die aus denselben entspringenden Kinder müssen darunter leiden; denn diese Gleichgültigkeit der Eltern gegen einander (ich will Streit und Zank, die nicht ausbleiben können, ganz unberücksichtigt lassen) erstickt die Liebe der Kinder zu denselben, sodaß schon in der ersten Jugend die Herzensbildung vernachlässigt, ja gänzlich unterdrückt wird.

Bei den Altenburger Bauern gilt nicht, wie anderwärts, das jus primogeniturae; der jüngste Sohn ist der jedesmalige rechtmäßige Erbe des väterlichen Gutes, von welchem Rechte ihn nur der Blödsinn ausschließt. Nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Lebensjahre wird Dieser für fähig erachtet, das Gut zu übernehmen, nachdem er seinen Vater durch den sogenannten „Auszug“ für seine Lebenszeit vor Mangel sichergestellt hat. Dieser Auszug, welcher in Geld, Getreide und anderen Nahrungsmitteln besteht, giebt sehr oft zu Streitigkeiten Veranlassung; denn gewöhnlich ärgert es den Sohn, wenn er diese Abgabe längere Zeit als er gehofft und gewünscht hat, an seinen Vater entrichten muß. In solchen Fällen erkennt man recht deutlich, wie gleichgültig die Eltern den Kindern sind, und wie diese nur ungern denselben das gesetzlich Bestimmte geben; solche Fälle sind aber häufig, sehr häufig. Sollte der Sohn sein Gut zu verkaufen genöthigt oder Willens sein, so ist der Käufer verpflichtet, den Eltern des Verkäufers ihr festgesetztes Auszugsquantum bis an ihren Tod fortzugeben. Hat der Erbe ältere Brüder, so suchen diese in ein Gut „einzuheirathen“, ebenso die Schwestern; ist dies aber nicht möglich, so kaufen sie sich eigne Besitzungen. Jüngere Schwestern des rechtmäßigen Erben müssen solange von diesem mit allem Lebensbedarfe ausgerüstet werden, bis sie heirathen; doch müssen sie dafür in der Hauswirthschaft thätig sein, wenn sie nicht den Aufenthalt in einem andern Gute dem in des Bruders Hause vorziehen. Ehe ein Landwirth sein Gut an den Sohn übergiebt, hat er bereits festgestellt, wieviel dieser den übrigen Geschwistern auszahlen muß. Fehlt ein männlicher Erbe, so fällt das Gut der ältesten Tochter zu; stirbt der Vater während der Minderjährigkeit seines Erben oder seiner Erbin, so kann die Mutter das Gut zwar solange verwalten als sie will, darf aber der ältesten Tochter nur für den Fall, daß diese in ein anderes Gut einzuheirathen Gelegenheit hat, das Gut entziehen, sowie auch, falls sie selbst noch einmal heirathet, sich vorher mit ihren Kindern gerichtlich auseinandersetzen muß. Bei einer zweiten Verheirathung wird sie auch des Auszugsrechtes verlustig, wenn der Erbe es ihr nicht freiwillig zuge-

steht; doch disponirt sie, um für diesen Fall in der Zukunft nicht gefährdet zu sein, gewöhnlich nicht eher über ihr eingebrachtes Vermögen zu Gunsten ihrer Kinder, als bis sie für alle Fälle gedeckt und ihr Alter vor Nahrungssorgen gesichert ist.

Zu den Familienfesten gehört die Kindtaufe, von ihnen selbst „Kengerkermse" (Kinderkirmse) genannt. Auch die Beerdigungen könnte man hierher rechnen, die zwar mit vielen Förmlichkeiten, zugleich aber auch mit Schmausereien verbunden sind. Der Bauer hat bei solchen Unglücksfällen ein sehr glückliches Temperament; er weiß sich zu trösten, denn sein Herz fühlt nicht so tief als das der Städter. Zärtliche Liebe kennt er nicht, und deshalb bringt ihm ein Todesfall keinen schweren Verlust. Bei den Begräbnissen tritt besonders der Aberglaube hervor, welcher aus den ländlichen Wohnungen immer noch nicht weichen will. — Daß Alles, was ich bisher über Charakter und Verhältnisse der Bauern berichtete, sich nur auf die Besitzenden und Wohlhabenden beziehen kann, wird dem Leser nicht entgangen sein. Ueber das Leben und Treiben der Aermeren, welche mit Entsagung und Noth zu kämpfen haben, läßt sich nur Weniges sagen. Die unterdrückte Stellung, in der sie leben, hindert sie, einen freien Aufschwung in Handel und Wandel zu nehmen.

Die polizeilichen und amtlichen Functionen befinden sich in den Händen des Richters und des Amtsschöppen, während der Gemeindevorsteher die Interessen des Dorfes vertritt. Das Ansehen der Geistlichen, welche früher bedeutenden Einfluß auf ihre Gemeinden ausübten, ist seit dem Jahre 1848, an dessen Bestrebungen auch die Bauern eifrigen Antheil nahmen, sehr gesunken, während der Stand der Schullehrer auf dem Lande jetzt weit mehr als früher der ihm gebührenden Achtung und Liebe sich erfreut.

Obgleich der Bauer, wie ich schon oben erwähnte, auf keiner hohen Stufe der geistigen Bildung steht und auch wenig geistig Befähigte unter ihnen zu finden sind, so trifft man doch bei Allen einen trefflichen Mutterwitz, der freilich oft zu dem bittersten Sarkasmus ausartet und auf das tiefste verletzt.

Die allgemeinen Feste, welche in allen Dörfern und von Allen gefeiert werden, sind die „Oerte," das Erntefest und das Kirchweihfest (Kirmse), die von Tanz, Schmäusen und Trinkgelagen begleitet und selbst in den ärmsten Hütten nicht übergangen werden. Die Wochenmärkte in Altenburg führen die Bauern aus einem Umkreise von drei bis vier Stunden in die Hauptstadt; besonders zahlreich aber finden sie sich zu den Jahr- und Roßmärkten ein. Während der letzteren vorzüglich ist ein sehr reges Leben in den Mauern dieser Stadt; denn an diesen Tagen werden die Hazardspiele noch geduldet; die reichen Bauern verspielen oft Hunderte an den Spieltischen. Knechte und Mägde aber ergötzen sich an diesem Markte bei Tanz und Trinkgelagen. An den Jahr- und Roßmärkten kann man die Altenburger Bauern genau kennenlernen. Der wilde Taumel, das rüde Benehmen zeigt, daß ich in meiner Schilderung nicht übertrieb, wie ungünstig auch das Zeugniß lauten mag, welches ich über unsere Landleute im Allgemeinen ausgestellt habe. Der Charakter derselben stellt sich bei diesen Festen offen unseren Augen dar, der Sittlichkeit, welche dabei auf das schrecklichste verletzt wird, gar nicht zu gedenken. — — Daß das, was ich hier sage, um der Wahrheit ihr Recht zu geben, sich eben auf die große Mehrzahl bezieht, glaube ich noch erwähnen zu müssen. Es giebt unter den Altenburger Bauern einzelne in jeder Beziehung höchst achtbare, ja gebildete Leute; die große Masse jedoch ist ein Volk von so rohen Sitten, wie man sie in wenig Theilen unseres Vaterlandes finden wird. Und ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Altenburger Bauer nicht eher ein anderer Mensch wird, als bis er sich von seinen alten Trachten und Gebräuchen trennt und in den gebildeten, bürgerlichen Kreisen Aufnahme sucht. Solange sich aber Bürger und Bauer so schroff entgegenstehen wie jetzt, ist eine Aenderung der Dinge nicht zu erwarten.

Zu der Zeit, als Herzog August von Gotha-Altenburg die Regierung antrat, schien es, als ob der Bauernstand seinen alten Trachten und Sitten entsagen wollte. Als aber August zum ersten Male als Herzog Altenburg besuchte und die Landleute einen Aufzug veranstalteten, der dem neuen Landesherrn und seiner Gemahlin so gefiel, daß sie der Bauernschaft einen Pokal mit der Inschrift: „Ehre der Väter Sitte und Tracht!" schenkten, wurde dieser Plan aufgegeben. Nach einigen Wochen fuhr eine Deputation Bauern und Bäuerinnen nach Gotha und überreichte dem herzoglichen Paare einen kostbaren Bauernanzug. August, der das Absonderliche liebte, veranstaltete einen Hofball, an dem er, seine Gemahlin und die Deputation in Bauerntracht tanzten. Diese und noch mehrere Gelegenheiten, bei denen eine besondere Vorliebe des Fürstenhauses für die Bauern sichtbar wurde, haben den Stolz und Hochmuth derselben noch vermehrt.

Die alte wendische Sprache ist wohl das einzige Angeerbte, was bei den Altenburgern so verschwunden ist, daß es nur noch in einigen Dorf-, Stadt- und Personennamen, sowie in einzelnen Ausdrücken eine Spur hinterlassen hat. Daß die Wenden auch von ihrer Sprache schwer abzubringen waren, beweist das von dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange im Jahre 1327 erlassene Mandat, in welchem es ausdrücklich heißt: „Wer sich der wendischen Sprache im Umgange, vor Gericht oder bei sonstigen Gelegenheiten bedient, soll mit dem Tode bestraft werden."

Ich hoffe, daß es dem Leser nicht uninteressant ist, wenn ich ihn mit der jetzigen Bauernsprache bekanntzumachen suche, indem ich zum Schlusse das sehr charakteristische Gedicht „die Aarbarrn" mittheile. Es lautet:

„Sich a mohl, mei Aller, hie de Aarbarrn ohn!
Ich ho olle Toge marre Freede drohn.
Sich noor, wie se olle goor ze oordlich blühn!
Salomos Geschmeide, nee: 's soch nich su schün.
Die mit ruthen Blüthen sull'n meh Quarge sei.
Das salt hie sein Larchen, dos — Ruhang — enn' Reih.
Mit der letzten Surte mach' ich enn Versuch;
Kupps gruß sull'n se ware, 's Kraut drei Ellen huch.
Nu, dann gilt's om Ende, wie's heeßt, — denk on mich!
Veel Geschrei un wenig Wulle! Meenst de nich?
's warrd, wie's warrd! Ich denke: A Versuch gemocht,
Konn nischt schoode. Warrd mer o mohl ausgelocht.
Wenn se gut gerothen, sollster o Poor krei:
Gibt's was Nau's, do hältste ju o gaarn derbei.

Su schpricht Luhrzen Tuffel, 's is a trucksner Monn, —
Zu Jongsschoschersch Gargen, daar Spoos leide konn.
's sinn su a Poor Leute, sich ananner gleich
Un o gleich an Kengern, marre orm al reich.
Se nahms zomm minnanner, sinn fleißiq, furtwagk fruh.
Kunn se heute schporre, setz'n se morgen zu.
Gihts'n traurig, hiert mer keene Bärmelei;
Immer schtieth daar Eene 'n Annern freundlich bei.
Un o ehre Weiber sinn — mer glöbt's! a suh;
Salber ehre Kenger possen ganz derzu.
Doch is, wu ich schtiehe, dos derr rachte Flack?
'ch bin ju, weeß der Harre: ganz vun Tarte wagk.
Also: Luhrzen Tuffel fingk vun Aarbarrn ohn
Mit Jongsschoscherschen Gargen, seinem Nachbarsmonn.
Un Jongsschoscherschen Garge hierte lachend zu,
Schpricht: „Du bist a aller Sappermenter, Du!
Immer mußt De kneipe, läßt ehn keene Ruh.
Awwer wos ich moche? Ich loch noor derzu.
Deine Aarbarrn — sah ich, — die sinn hübsch und schün,
Gließen wie e Schpiegel, sahn mieh schworz ol grün.
Un su sinn o meine, un su sah' ich 'se gaarn;
Ich verschprach mer heuer enne tücht'ge Aarn."
Luhrzen Tuffel seete: „Jo, pur Gutt vertraut!
Jede Nuth warrd olle, mancher vorgebaut.
Gutt, der liebe Voter, meents mit uns su gut,
Gibt uns tausend Freeden, gibt uns wedder Muth.
Ha denkt fortenene o an unse Walt.
Dos beweist ju Olles, o dos Aarbarrnfald."
Jo, dos ganz besunnersch — fiel hie Garge ei, —
Waar s'ch do nich will freue, konn ke Mensche sei.
Wie nieh'rn de Kortuffeln Mensch un Vieh zegleich
Un derrfüll'n mit Freeden Jeden, Orm un Reich!
Mit uns Klenn', — wos meehnst De? Do wärsch reene aus;
Denn uns ormen Schluckern gäb nischt su enn Schmaus.
Dos is nich ihrent's Eenz'ge, doß ich mich su freu
Uwwer d'Aarbarrn, dosse lohm'n un nieh'rn zeglei;
Doß's Vieh wie de Menschen sinn su truff derpicht
Un uff tausend Dorten kunn waarn zugericht:
Ne! — o dorum Tuffel! 's is de eenz'ge Aarn
Ferr uns Häuschensleute, wenn die Aarbarrn waar'n.
Is vun dann de Rede un mer sitzt derbei,
Kunn mer o mitsprache, redt mer o mit drei.
Bauernaarn un — unse!? freilich, 's treet wos aus.
Bauern zohl'n de Ocker, mir de Schritte aus.
's intrassirt ehn awwer — schprach'n se in der Stodt —
Olls mieh, wenn mer salber o en'n Theel droon hot.
Und dos muß'ch bekenne: Su zer Aarbarrnzeit
Denk' ich mich veel größer, is mei Harz su weit.
'ch sah zu! Ich, de Kenger un de Fro derzu
Lahm nu ohne Sorgen, wie de Farschten fruh.
Kahnt' ich noor dir, Franz Droke, soge meinen Dank!
Ich vergaß dich nimmer oll mei Lebelang.
Hie woor ehr Geschpreeche nu fer dos Mol aus.
Jeder gong nu socht'gen in sei kleenes Haus.

R. G.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

7. Frau v. Stein.

— Frau v. Staël sagt, die Liebe sei im Leben des Mannes eine Episode, im Leben der Frau eine Geschichte. Wir stoßen hier aber in Goethe's Leben auf eine Episode von anhaltender Dauer; zehn, zwölf Jahre lang war ihm Charlotte v. Stein — Schwester, Freundin, Geliebte, Muse und Idol, und was — sagt er im Tasso, den er ihr gedichtet:

Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut!

Und nicht blos die Prinzessin im Tasso, auch seine Iphigenie und gleich sehr jene Natalie im Wilhelm Meister sind die Gestalten zu denen jene Frau ungesucht Modell gesessen. Sie hatte ganz Beschlag genommen von seinem Herzen und die Harmonie ihrer edel gehobenen, scheu und zart behüteten Natur rief diese vornehme Läuterung seiner Ideale in ihm auf. Goethe hat, nach seinem eignen Bekenntniß und nach der Zeugenschaft aller seiner Werke, das Ideal nie anders als in der Form des Weibes erkannt. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!" sang er zum Schluß im Faust, und nahm selbst die Mater dolorosa aus dem Christenthum des Mittelalters zu Hülfe, um seine göttlich menschliche Komödie in einem geistlichen Oratorium abzuschließen. Frau v. Stein hat ihn fertig erzogen, den Jüngling zum Mann gemacht; auch „hinan" zog sie ihn, zum Inbegriff des Höchsten was in seiner Brust ahnungsvoll schlummerte, stürmisch klopfte. Sie hat den Dämon in ihm zum Genius gewandelt. Das ist wohl ein höchster Beruf der Weiblichkeit. Aber ist sie nicht auch zugleich die Delila gewesen, die ihrem Helden das Haar nicht blos gestreichelt und geglättet, sondern kürzte? — Sein Glaubensbekenntniß: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben," datirt von jenem Bündniß, und das Drama Tasso selber, diese gefeierte Dichtung, in deren Aether alle Wucht und Macht der Wirklichkeit verduftet, ist dessen erstes Zeugniß, Zeugniß einer Stoffenthaltung, Weltentsagung und Abstraction, die später in der Natürlichen Tochter poetisch versteinerte, in den Römischen Elegien, in der Hexenküche und den mephistophelischen Fastnachtsburlesken naturgerechte Gegensätze fand. Christiane Vulpius, die „kleine" Freundin, welche die ätherische verdrängte, ward schließlich das naturgemäße Widerspiel in Goethe's Leben und Entwickelung, nachdem er im Verhältniß zu Frau v. Stein zehn Jahre lang der Mann gewesen,

Der nie beglückt ward, doch es stündlich hofft.

Aber im Zauber dieses Banns hat er jene wunderbaren Gestalten geschaffen, die ein Abdruck sind vollendeter Harmonie weiblicher Naturen, sie in Marmor hingestellt mit einem Griffel der auch die Adern des lebendigen Lebens aufdeckt, die ganze Wonne des Daseins fühlbar macht. Plötzlich jedoch erloschen die magischen Regenbogenfarben, sobald er hinter ihre natürlichen Gesetze kam; da brach die geträumte Brücke zwischen Erde und Himmel zusammen und der Mensch in ihm forderte Rechte, von deren Erfüllung die Möglichkeit seines Weiterlebens abhing. Wir wären ein schlechter Biograph, wenn wir Thatsachen eines in sich nothwendigen und geschlossenen Lebens als

*) Vergl. Nr. 27, 28, 29. 32, 33 u. 34.

bedauerliche schildern wollten; aber daß Charlotte v. Stein, seine Muse in der besten Zeit seines Schaffens, nicht zugleich sein Weib war, ist jedenfalls als das schicksalvollste Ereigniß in Goethe's Entwickelung zu bezeichnen. Er ist von ihr auf die höchste Staffel der Empfindung gehoben, nur um schließlich den Aether aus dieser Pandorabüchse von sich abzuwehren, ohne freilich daß man sagen kann, ein anderer Trank habe seinen ganzen Menschen gleich sehr beseligt.

Am 3. September 1775 ward Karl August regierender Fürst. Abermals in Frankfurt, um sein Vermählungsfest in Darmstadt zu feiern, lud er den Dichter wiederholt ein, ihm nach Weimar zu folgen. Goethe sollte abgeholt werden, gleich mit dem herzoglichen Paare die Reise antreten. Der Wagen blieb aus, und Goethe ging nach Heidelberg, um von da nach Italien zu reisen. Der Wagen kommt an, und der Dichter trifft den 7. November in Weimar ein. So drängten sich Herzog Karl August, Italien und Weimar schicksalsvoll an ihn und wurden in der sichtbaren Welt die bestimmenden Elemente seines Lebens. Auf das innere Triebwerk seiner Seele sollte von neuem eine Frau entscheidend wirken.

„Wie ein Stern ging er unter uns auf," schrieb Knebel. Der Nimbus des Ruhmes als Dichter des Werther ging ihm voraus; der Wertherfrack (mit dem leichtern Schnitt der englischen Mode) ward Hoftracht; der Herzog legte ihn an und die Cavaliere, die ihn nicht freiwillig anschafften, erhielten ihn geschenkt. Nur Wieland blieb ausgenommen vom neuen Hofgesetz. Der Alte hatte Grund, dem neuen Günstling zu zürnen, dessen Frankfurter Uebermuth ihn in Knittelversen bespöttelt. Aber er war, gleich vom ersten Tage an, vom Zauber, den Goethe persönlich übte, erfaßt. „Seit dem heutigen Morgen," schrieb er am 10. November an Jacobi, „ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne." Und nach neun Wochen an Zimmermann: „Ich lebe seit unserer Seelenvereinigung ganz in ihm. Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Möcht' ichs der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen gefühlvollen reinen Menschheit sah." Und er wird lange den Rausch nicht los, in den ihn „dieser wunderbare Knabe" versetzt. Dem achtzehnjährigen Fürsten — das war die Meinung der Herzogin-Mutter — sollte der Dichter des Götz und des Werther ein älterer Freund, ein Mentor werden. Karl August hat noch später von sich selbst geäußert: „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen." Aber der „wunderbare Knabe," obschon acht Jahre älter als sein fürstlicher Gönner, schien burschikoser Kraftmensch genug, sein sympathischer Gefährte zu sein und ein gut Theil der Sturm- und Drangperiode über den Weimarischen Hof zu bringen. Es begann eine Carnevalslust des Genielebens, und Goethe selbst schrieb an Merck, er „treibe es toll genug und mache des Teufels Zeug." Karl August war genial genug, „die spanischen Stiefeln" des Hofes vonsichzuschleudern; auch Zopf und Haarbeutel legte er seit der Schweizerreise mit Goethe, nicht blos figürlich, sondern thatsächlich ab; — um wieviel früher als in Preußen Prinz Louis Ferdinand! Goethe poetisirte die naturkraftvolle Losgebundenheit seines Herzogs; sein Sprudelgeist des Humors schuf jene derben Spottgedichte, Puppenspiele und Fastnachtspossen, zu denen Hans Sachs, dessen „Sendung" Goethe gleichzeitig allen Ernstes feierte, die Concession und die Formen gab. Die ganze Welt löste sich den Kobolden der Satyre in eitel Mummenschanz auf; und in der Satyre die sie gegen einander übten, steckte zugleich der Satyr selber, der Faun, der mit Gott Bacchus und Gott Amor Brüderschaft macht, aber Beiden wechselweis erliegt. Ob die Muse, der Dichter, allezeit obenauf geblieben? — „Das ist entweder der Teufel oder Goethe!" rief Vater Gleim erschreckt nach einer humoristischen Improvisation Goethe's im Hofcirkel. Und Einsiedel, der treffliche, mit der Maske des Momus ebenfalls begabte Mitwirker und Mitspieler der Carnevalsspäße, schrieb in der Epistel eines „Politikers an die Gesellschaft vom 6. Januar 1776," mit Hindeutung auf Goethe:

Dem Ausbund Aller dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie von Geist und Kraft:
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns Alle überseh'n,
Thäten vor ihm 'rum auf Vieren geh'n.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's sein riechen an,
Was wär' hinter jedermann" ꝛc.

Weimar hatte noch kein stehendes Theater. Goethe schuf ein Liebhabertheater, und dies ward die ästhetische Verklärung all der tollen Laune und all des wilden Dranges, mit dem er Hof und Gesellschaft erfüllte. Er selbst spielte in seinen Mitschuldigen den Alcest, Bertuch den Söller, Musäus den Wirth, Corona Schröter, die von Leipzig herübergeholt wurde und von der Oper zum Schauspiel überging, die Sophie im Stück. Dieser weibliche Proteus schien das Spiel der Musen mit dem Spiel Gott Amors zu vereinen. Der Student Goethe hatte sie in der Pleißestadt schon als Sängerin gefeiert; später gab sie die Iphigenie, als dies Stück noch in Prosa bestand, Goethe den Orest, Prinz Constantin den Pylades, Knebel den Thoas. Auch Amalie Kotzebue, die Schwester des angehenden Theaterdichters, trat in den Kreis der Liebhaber und Enthusiasten. Goethe schrieb „die Geschwister," spielte den Wilhelm im Stück, während sie die Marianne, ihr Bruder den Postillon darstellte. „Die Fischerin" ward gedichtet und ebenfalls in Tieffurt aufgeführt an der rauschenden Ilm, und in Ettersburg zeigt man noch die Stelle mit dem Ausbau im Park, wo im Freien mit natürlichen Waldwänden Komödie gespielt ward.

Der Dichter ward dem jungen Fürsten unentbehrlich; er ward zum Geheimrath, zum Präsidenten der Kammer gemacht. „Karl August," schrieb Wieland, „kann nicht mehr ohne ihn

schwimmen noch waten." Und Goethe selbst: „Den Hof habe ich probirt; nun will ich auch das Regiment probiren und so immerfort." Im Gedicht „Seefahrt" schildert er sich selbst, auf der Woge der Welt schwimmend, entschlossen, zu entdecken, zu gewinnen, zu streiten oder sich in die Luft zu sprengen, allezeit aber den Göttern vertrauend.

Und doch sang er am Hange des Ettersberges schwerbewegt sein „Wanderers Nachtlied": „Der Du von dem Himmel bist, Alle Freud' und Schmerzen stillest, Den der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest. Ach, ich bin des Treibens müde! Was soll all die Qual und Lust? Süßer Friede, Komm, ach komm' in meine Brust!" Mitten im Winter trieb es ihn fort in wilde Gegenden und zu einfachen Menschen, und im Gebirge, sich selbst überlassen, überkommt ihn altes Liebesweh, der Schmerz um die verlorene Lili:

> Holde Lili, warst solang
> All mein' Lust und all mein Sang,
> Bist, ach, nun all mein Schmerz, und doch
> All mein Sang bist Du noch.

Nicht Corona Schröter, nicht Amalie Kotzebue, nicht eine leicht zu gewinnende Gestalt: Frau v. Stein, eine im Ebenmaß vornehme Sicherheit und in der Grazie harmonisch edler Form vollendete Natur, sollte Besitz von seiner Seele nehmen. Und sie hat ihn, den stürmisch Flatternden, gefesselt wie Keine, an Dauer sowohl wie an tiefgreifender Macht und Herrschaft. Es war zum ersten Mal, daß eine in sich abgeschlossene, vollendete Frau ihm den Reiz der Anziehung bot, ihm, den bisher die werdende Mädchenseele oder schnelles Entgegenkommen gefesselt. Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt, war sieben Jahre älter als Goethe; sie zählte dreiunddreißig Jahre als der siebenundzwanzigjährige Dichter sie kennenlernte. Seit elf Jahren mit dem herzoglichen Stallmeister Baron v. Stein verbunden, dem sie sieben Kinder geboren, ohne mit ihm mehr zu theilen als das schicksalvolle Loos gebotener Zugehörigkeit, lebte sie meist von ihm getrennt auf dem Gute Kochberg oder ebenso gesondert in der Stadt, da der Dienst am Hofe ihn ganz in Beschlag nahm, bis den äußerlich eleganten Cavalier plötzlich fromme Anwandlungen überfielen, die in Geisteskrankheit auszuarten drohten. So sich selbst überlassen mitten in den feinen Formen des Gesellschaftslebens, dessen Gesetz und Sitte sie als Hofdame der Herzogin Amalie streng ehren und hüten gelernt, sich selbst überlassen wie eine Ariadne auf Naxos, aber ohne auf einen rettenden Theseus zu hoffen, hatte sie den Drang nach tieferer Erfüllung leerer Lebensformen mit der stillen Fassung einer Ruhe, die Harmonie schien, behütet und gedämpft. Ihr Bildniß zeigt uns einen feinen Kopf mit dunkel sinnendem Auge, beredsamer Lippe und all jenen Attributen einer schlanken, sich selbst gewissen, aber unerbittlichen, nicht zu erobernden blonden Natur, die mehr Grazie als Leidenschaft verräth, mehr Anziehungskraft übt als Fülle der Hingebung besitzt. „Schön kann sie nie gewesen sein," schrieb Schiller 1787 an Körner; aber davon abgesehen, daß Schiller in Sachen der Frauenschönheit wohl nicht entschieden spruchfähig war, so schrieb er dies von der sechsundvierzigjährigen Dame, während die femme de trente ans auf den Dichter Goethe ihre überlegene und sichere Anziehungskraft übte. Schönheit ist sehr relativ. Die fehlende Vollendung der ruhigen Form kann durch die Bewegung der Seele an Frauen dergestalt ersetzt werden, daß der Zauber den sie üben, dann doppelt wirksam, weil geistig, wirkt. Und Schiller hat auch noch ein Aber im Hinterhalt seiner Beobachtung. „Schön kann sie nicht gewesen sein," schrieb er, „aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." Er nennt sie „eine wahrhaftig eigene Person," von der er „begreift, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat." Und er schließt: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft gewesen." — Auch dies „Man sagt" wollen wir untersuchen, aber mit der Pietät die eine große tiefe und geheimnißvolle Liebe erfordert. Hier sind die Grenzlinien ebenso fein und relativ wie beim Begriff der Schönheit des Weibes. „Gefühl und Wahrheit" ist schon viel eingestanden vom strengen Manne des Ideals. Aber es war auch noch ein anderer Zug in diesem Weibe, der den Dichter fesselte; eine schmerzliche Ader lief heimlich durch den Marmor ihres Wesens. Sie *schien* nur im Besitz jener classischen Harmonie zu sein, die wir als ein unsterblich Erbtheil hellenischer Naturen kennen, in den Marmorbildern der Antike bewundern. Dieser Zug einer duldenden Weiblichkeit, die ihr Ideal nicht gefunden, sänftigte den leidenschaftlichen Wirrwar in seiner Seele, führte seine Wallungen, die nicht selten noch das Blut der Sturm- und Drangperiode verriethen, in ein Ebenmaß harmonischer Fügung zurück. Dieser Proceß der Verklärung in ihm, um zwischen Geist und Sinnen den Gleichtact zu finden, war unbewußt der Triumph der Weiblichkeit. Zum ersten Mal ergriff ihn der Zauber einer fertigen weiblichen Natur; zum ersten Mal liebte er nicht ein knospendes Mädchen, sondern eine entfaltete Frauenblume. Und diese vollauf erblühte Rose die sich fast schon entblättern zu wollen drohte, war keine üppige Centifolie, war eine weiße Rose die auf das Farbenspiel der Welt verzichtet. Hier war kein blos äußerer Sinnenreiz der ihn lockte, aber auch kein Muth und Muthwille der herausfordernd noch eine Zukunft verheißt. Im Zauber dieser weißen Rose war eine Vergangenheit zum Abschluß gebracht, in seine Empfindung mischte sich der Respect vor soviel Vollendung und solcher Summe der feinsten Frauenbildung. Aber die Resignation hatte hier abgeschlossen, der leise Schmerz der Verzichtung auf höheres tieferes Glück durchdrang das sorgsam behütete System fester Haltung und Ordnung. Ein geordneter Hausstand in eines Weibes Seele war ihm noch nie zur Erscheinung gekommen. Die Grazie in der Convention der höhern Gesellschaftsformen war ihm ein neues Element. Frau v. Stein war ganz am Hofe gebildet. In dieser Sphäre tritt die Seele entweder zurück vor der Form, oder sie durchhaucht das System einer gebotenen Ordnung. Karl August durchbrach diese Formen und Manieren der Hofsitte; der Fürst sprang eigenwillig hinweg über das was dem Genie Schranke und leere Schaale galt. Der Dichter fügte sich schmiegsam in diese Linien der Convention, welche den Inhalt behüten und bannen. Goethe hat Anfangs Theil gehabt an manchen burschikosen Launen des fürstlichen Gefährten, welche die Formen des Hoflebens zeit-

weise durchbrachen, ohne sie zu ändern und zu reformiren. Auf die Länge hätte er als Mensch und Dichter sich wieder abwenden müssen von dem doch schließlich wieder festgehaltenen System. In Frau v. Stein aber sah er diese Formen beseelt und belebt zu einer Harmonie schöner Vollendung. „Wollt Ihr genau erfahren was sich ziemt, so fraget nur bei edlen Frauen an!" Dies Wort der Prinzessin im Tasso sprach der neue Orakelmund. Nicht blos die Person des Fürsten, auch die Person des Weibes in ihrer Existenz will und muß geschirmt sein vom zarten Gewebe der Rücksicht und Sitte. Und Frau v. Stein war ein duldendes Weib, zart und verletzlich in äußerer Beziehung, im Innern leidend mitten im Gleichtact glänzender Formen. Dieser Schleier der Wehmuth brachte Elegie in ihr Wesen und in ihr Verhältniß zum Dichter, der es fühlte, hier sei zu trösten und eine Summe geistiger Schönheiten und seelenvoller Reize für's lebendige Leben zu retten. Er traute sich zu, dieser Retter zu sein und Sühne für Unglück durch neuen edeln Lebensreiz zu bieten. Diese Mission ward ihm heilig und mehr werth als der zerstreuende Sinnenreiz der ihn bisher als Mensch und Dichter trieb. Er schloß auf einmal sinnlich ab und concentrirte seine ganze Seele auf ein höheres Gut. Sein Herz hörte auf, sich zu zerpflücken; es zerflatterte seitdem nie wieder nach vielerlei Seiten; es begann der Mann in ihm, der ein Ziel sieht und sein Alles an dessen Erreichung setzt. Goethe in der Schule der Frauen: dies Capitel beginnt hier erst aufs tiefste sich zu erschließen, und Frau v. Stein war ihm die Frau κατ' ἐξοχήν, eine Summe edler Weiblichkeiten. Er wollte diese weltliche Heilige nicht für ihn entzünden, die Natur eines Juan lag ihm allezeit fern; er hatte eher etwas vom Beichtiger der wunderbar beredt und mit eigener Ergriffenheit seinen Trost ausdrängt. Sein Trost ging freilich nicht auf ein jenseitiges Himmelreich, sondern auf Besitz und Genuß einer reichen Fülle des von Gott und Natur hienieden erschlossenen Lebens, auf eine in der Welt der Menschen gegebene Herrlichkeit des gesammten Himmels und der Erde. Diese Lust am Glück in seiner hochbegabten Seele, dies sein weltlich Evangelium wollte er auch der Freundin verkünden, verscheuchen damit was an Gram in ihrem Gemüthe lag und sie befähigen zu neuem Muth, wo nicht zu neuem Lebenswagniß. Dies war das Feuer in ihm, das auf dem erloschenen Altar eines Vestatempels neue Flammen zünden wollte, das Feuer eines edlen schönen Lebens, — „das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht, beste Frau, auch in Dir nicht, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen." So schrieb er ihr im zweiten Jahre ihres Verhältnisses (1776). Und bald darauf: „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden!" Und es gelang ihm, diese weltlich klösterliche Vestalin neu zu erwärmen, sie fühlte wieder und fühlte für ihn; der Zauber dieses Apollo als Mensch und Poet war zu groß.

Es war in Pyrmont gewesen, wo Goethe zuerst ihr Bildniß sah und in Folge dessen, von Zimmermanns Mittheilungen über dies Weib gequält, drei Nächte lang nicht schlafen konnte. Der weise Arzt, der Mann des Buches über die Einsamkeit, schrieb ihr diese schmeichelhaften Neuigkeiten vom Dichter des Werther. Goethe schrieb unter ihr Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Ausdruck." Und diese Sanftmuth sollte ihn ein Jahrzehend lang fesseln, den Flattergeist nicht sowohl binden als concentriren, aus dem Dichter des Werther den Dichter Tasso's machen. Sinnlich und geistig reizbar wie er war, aber offen mit seinem Herzen nach allen Seiten, obschon mit dem Schmerz um Lili's Verlust im Busen, zu Tobsucht, wilder Ausgelassenheit und burleskem Humor aufgelegt: so kam er nach Weimar, um alsbald „durchs Medium der Liebe" die Welt neu zu erblicken. Sein Jünglingssturm hatte bisher gedroht sich formlos zu zertoben, seine Weichheit, Erschlossenheit nach allen Seiten in Zerflossenheit auszuarten. Jetzt begann er fest in sich, der Jüngling Mann zu werden. In seinem Bedürfniß nach Liebe zum ersten Mal dauernd concentrirt, ward sein Sturmdrang sichere Kraft. Bisher aufgelöst und hingegeben an die Windrose der Leidenschaft, fugte sich seine Natur still, tief und sicher in sich selbst. Das war ihr Werk. Sie hat ihn von all den andern Reizen gelöst, den hin und her Flatternden gebunden; vielfache Fäden zerrissen und es blieb nur der eine Faden an dem sie ihn, vielleicht lange Zeit unbewußt, hielt. Sein ganzes Wesen, von nun auf den Einen Punkt gerichtet, ward fest der Welt und dem Leben gegenüber, fühlte sich abhängig nur von dem Einen Gefühl. So unüberwindlich hatte sie seine ganze Seele, den dichterischen und den persönlichen Menschen gefangengenommen. Mit der Gestalt und dem Plan seines Egmont kam er nach Weimar, mit der Gewöhnung, der Held könne spielen mit dem Herzen des Weibes und es als Opfer glorreich hinnehmen. Das sollte sich rächen an ihm. Seine Helden wurden nun selbst, wo nicht die Opfer, doch die Geschöpfe der Frauen, wie er selbst deren Zögling war. Den Egmont hätte er vielleicht ohne die Weimarische Luft rasch abgeschlossen wie den Clavigo, die Stella. Er konnte nichts am Grundgedanken ändern, aber er vertiefte die Gestalten, das ganze Gedicht erhielt jene bewundernswürdige Feile und Ausarbeitung des Einzelnen, die sich bis auf die Charakteristik der Volksscenen erstreckt. — Ein Weib konnte ihm keinen großen mannhaften Gedanken geben, um einen Helden den Kampf für sein Volk anders einzugehen, sich nicht in der Seele eines Mädchens bespiegeln und sorglos untergeben zu lassen. Aber ein Weib konnte ihn gewöhnen, die Welt in der er sich gefangen gab, mit dem ganzen Zauber süßer Traulichkeit und all den Reizen eines schöngefugten Daseins bis zur Vollendung seltener Eigenthümlichkeit auszubilden. Iphigenie stieg vor ihm auf als Ordnerin, als Sühnerin des grausen Schicksals, das sich Männer heraufbeschworen. Tasso war schon der letzte, halb bankerotte Abschluß eines in sich gedrückten, unter Frauenhänden halb entmannten männlichen Geistes, der im Zauberkreis ätherischer seelenvoller Armiden die Aufgabe vergißt, die er seinem Geschlecht, seinem Volk und der Welt schuldet. Aber Wilhelm Meister liegt zwischen beiden Dichtungen mitten inne und spinnt sich zwei Jahrzehnde durch des Dichters Leben hin. Auch die-

ser Held des größten deutschen Romans ist ein Geschöpf der Frauen, und sie erziehen und leiten ihn bis an das Grenzgebiet, wo ihre Herrschaft aufhört. Meisterjahre sind auf Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre nicht gefolgt und konnten nicht folgen, weil der Dichter über Das was den Mann zum Bürger und Mitgestalter dieser Welt macht, über Betheiligung am großen Volksleben, mit seinen Kräften nicht gebot. Bettina das Kind war's, die ihn 1809, als auf den Bergen Tirols zuerst die Feuer der Freiheit brannten, dem Dichter die Mahnung zurief: Schicke Deinen Meister hinaus in die Berge und drück' ihm den Stutzen in die Hand! Wilhelm Meister ist der Zögling der Frauen und der gesellschaftlichen Bildungswelt, und in dieser Sphäre sind die Ideen aufs tiefste und feinste, die Gestalten vollendeter wie in irgend einer Dichtung aller Zeiten und Zonen ausgebaut und ausgebildet. „Große Welt“ und „Welt haben“: diese Begriffe, in der Sphäre der Gesellschaftsbildung herrschende, traten mit dem Meister zuerst in das Bereich der erzählenden Dichtung, und an dieser Dichtung hatte die deutsche Welt ihr Gesetzbuch und ihre Schule. Und all die Magie dieser Begriffe erfaßte den Dichter zuerst in der Umgebung jener Frau von Welt, die ihn fesselte. Seine Briefe an Charlotte v. Stein geben uns den ganzen Wandel des Dichters vom Werther zum Tasso durch den Wilhelm Meister hindurch; sie sind die Bekenntnisse und Documente seiner Erziehung vom Sturmdrang der Auflösung, Zerrüttung und Zerflossenheit bis zum Modell gesellschaftlich edler Bildung in der schönen, tief und zart behüteten Form der Harmonie, einer Harmonie an Leib und Seele, die der Dichter so vollendet in der Antike fand, daß seine deutsche Kraft sich ihr beugte, sich ihr schmiegte, bis auf die Gefahr, seinen Inhalt, den Inhalt seiner Deutschheit und seines Jahrhunderts, daran einzubüßen oder in der Form erkalten zu lassen. In seinen Briefen an Frau v. Stein meinen wir wechsel- und stufenweis die Elegie der Wertherschen Briefe, der Egmontschen Monologe und den Austausch seines Wilhelm Meister an Natalie zu hören. Zwischendurch verlieren bei der Feier der Harmonie vollendeter Frauenideale auch die lockenden Töne einer Philine, die dunkeln Schmerzensklänge einer Mignon, einer Aurelie nicht ihre Geltung, und so erscheint uns dies Werk nicht blos als die Summe der Gestaltungskraft des Dichters, sondern auch als das Buch der Bücher in der Bildungswelt der Goetheschen Epoche. Und selbst als er sich der Sphäre der Frau v. Stein entwunden, um in einem Gegenpol ihres Wesens als Mensch und Mann sein Genüge zu finden, muß er als Fortsetzung seiner Lehrjahre das Buch der Wanderjahre „die Entsagenden“ betiteln. Entsagung auf die tiefste Erfüllung seines Glücks war das Schlußwort einer langen Liebe, deren Zauber für ihn so andauernd die Verheißung seiner Vollendung als Mensch und Dichter insichtrug. Das Doppelspiel der Neigungen, die Kreuz- und Querzüge des Herzens in der Beziehung der Geschlechter, in der Goethe das ganze Centrum und die volle Summe des höchsten Menschenlebens erblickte, blieb auch in den Wahlverwandtschaften das wunderbar große, tief zarte, aber fast krankhaft gereizte und bis zur Mystik verklärte Thema seiner tiefsten Poesie. Was Männer mit Männern zu schaffen haben, um sich am Fortbau dieser Welt zu betheiligen, das blieb ihm versagt. Als dies erträumte Gebäude der großen feinen Gesellschaftsbildung zusammenbrach, die deutsche zerklüftete und getheilte Nation sich zum ersten Mal im Haß gegen den Weltbezwinger zusammenfaßte, hatte der große Weise in Weimar keinen Sinn mehr für diesen Neubeginn einer Nationalgestaltung, an deren Fortbau der gute Wille und die Verzweiflung freilich noch immer vergeblich arbeitet. Nach dem Orient flüchtete er sich, um seine tiefste Empfindung zu entfalten, und auch im Buche seines Lebens, im Faust, blieb nur der Jüngling und Greis, nicht der Mann in seiner Thatkraft für Staat und Reich, fertig und groß erledigt. Das hat Frau v. Stein an ihm — nicht verschuldet, sondern zur fertigen Vollendung gebracht; denn sie gab ihm nur was schlummernd in ihm lebte. Seine Natur war darauf gestellt, um in den Sphären die das Weib beherrscht, sein Höchstes zu entfalten.

Goethe's Briefe an Frau v. Stein sind eine Ergänzung des persönlichen Verkehrs, lassen den Austausch im Genuß des Umgangs mehr ahnen als daß sie ihn, zumal die Briefe von ihrer Seite fehlen, uns vollständig entwickelten. Was er der niegesehenen Auguste Stollberg schrieb, war und blieb ein Gemisch der sentimal-naiven Wertherstimmung. Charlotte v. Stein war leiblich und in nächster Nähe das Idol seines Denkens und Empfindens; mithin ist hier die reichste Hingebung dem Schriftausdruck entzogen und bleibt verschlungen vom Glück des persönlichen Verkehrs. Trotzdem sind die Briefe des Dichters ungesucht ein Arsenal von Zärtlichkeiten der tiefsten Seele, die reichste Sammlung aus Gott Amors Waffenkammern, ein wahres Lexicon in der süßesten Sprache der Liebe, der ars amandi, die hier reine, wahre, innige Natur ist. Er nennt sie alsbald seine „Psyche“, und damit eröffnet sich im Verhalten Beider das Problem, wie weit ein Weib dem Manne blos Psyche sein kann. „Lauteres Gold“ nennt er sie am liebsten; in seinen Versen tauft er sie „Lida.“ Sie glaubte ihm Schwester sein und bleiben zu können. Dazu war sie entweder Blondine genug oder hatte mit ihren Wünschen abgeschlossen. Aber er hatte diese weiße Rose wider Willen gezwungen, ihre Resignation aufzugeben, dem Leben sich wieder zu erschließen. Das beweist, laut Schölls Entdeckung, eine einzig erhaltene Briefstelle von ihr, die der Dichter (1776) in die „Geschwister“ hinübernahm, als er, bei Hofe und in Gegenwart Charlottens, im Stück den Wilhelm spielte. Dieser Wilhelm weist von einer dem Leben fast verlornen, aber wieder geretteten Freundin — ebenfalls Charlotte geheißen — einen Brief auf, der solches Zugeständniß bekundet. „Es war,“ sagt er im Stück, „in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. Die Welt wird mir wieder lieb, schreibt sie, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit, zu sterben, und ich bins nicht mehr.“ Diese Briefstelle soll authentisch sein alles Andere von ihrer Hand hat sie selbst vernichtet, als sie, mit dem Dichter brechend, ihre Briefe zurückgefordert. Wir können also nur ahnen, wieviel in dem Hinüber- und Herüberwegen der Gefühle, in diesem Naturspiel von Fluth und Ebbe,

auch ihrerseits Verschuldung lag, wieviel sie ungesucht geboten, um des Dichters Verlangen, sie ganz sein zu nennen, zu beflügeln. Sie suchte dann zu dämpfen, was sie, wir glauben, willenlos angeschürt. Nicht die Frau von Stande ward in ihr rege, denn vor dem Manne, mit dem der Herzog auf Du und Du stand, waren die Schranken des bürgerlichen Vorurtheils gefallen, dergestalt daß der ihm zugestandene Adelsrang ihm theils sehr natürlich, theils nebenher sehr gleichgültig blieb. Es war, was sie fesselte, der Bann, der sonst auf ihr lag als Frau, als Gattin und Mutter. Das Zeitalter dachte frei, ja frivol genug, um alle ehelichen Bande durch Neigungen kreuzen zu lassen. War es ein sittliches Erschrecken was sie trieb, den Strom seiner entfesselten Liebe in sein Bett zu drängen? Wollte die weiße Rose nicht vor sich selbst erröthen? War sie so sehr eine Noli-me-tangere-Blume? — Sie hat was sie Dämon nannte, in ihm bändigen wollen. Und dabei war in ihr selbst kein Dämon erwacht? Sie hat ihn fertig erziehen wollen. Man erzieht aber am besten, wenn und wo man liebt. Und an ein Grenzgebiet, wo Freundschaft und schwesterliche Zärtlichkeit endet und Liebe mit ihrer Leidenschaft beginnt, an solch schwankendes Grenzgebiet glauben Frauen noch weniger als Männer. Ist sie sich wie zu Anfang, so in der langen Dauer all der Traulichkeiten, die bis auf häusliche Gemeinschaft sich erstreckten, stets klar und fest geblieben, und hat sie nie auch im Genuß der Triumphe ihrer Erziehungskunst das eigene Herz überschäumen lassen im Strom der Gegenseitigkeit, von seinem Feuer erfaßt, vom Sternenglanz seines Glücks das sie schuf, zurückerleuchtet? Hat sie sich in keinem Augenblick an ihn verloren, allezeit nur berechnet wie weit sie gehen durfte, um ihn zu fesseln, ohne ganz sein zu werden? — Man sagt, edle Frauen widerständen wohl einer Liebe die sie empfinden, selten aber oder nie einer Liebe die sie einflößen. Das Gefühl des Triumphes über eine Neigung, die sie erwecken, einer Wirkung die sie am Manne üben, soll noch weit unwiderstehlicher sein als das Gefühl, das sie selber für den Mann hegen. Dem Mitleid erliegen sie dann, der Zauber den sie üben, bezwingt sie sicherer, par ricochette gleichsam wird das Feuer das gefährlichste, und auf die Benutzung eines Sieges zu verzichten, sagt man, sei selten eine Frau stark und ruhig genug. Und Frau Charlotte v. Stein war doch zehn Jahre lang die Vestalin geblieben, die das Feuer das gegen sie gerichtet war, zugleich unterhielt und behütete? Dann war sie also doch die Coquette, wie der Engländer Lewes sie dreist genug nennt, die berechnende Egoistin, wie Stahr sie auffaßt? — Coquett! Egoist! Man kann gewisse Wörter im großen Buch der Menschenseele nicht gebrauchen, ohne sie erst zu säubern, oder nach ihrer Gültigkeit zu fragen. Hat man nicht auch den Dichter einen Egoisten genannt, während uneigennützig edler, hingebend offener, hülfsbereit liebevoller Niemand war! Und wer ist **nicht** Egoist? Jeder der etwas will und strebt, concentrirt um sich die gesammten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Und die Mittel werden nie unedler sein als seine ganze Natur es ist. Welchen Zwecken er dient, ist weit mehr von Belang, und ob ein höheres Gesetz der Ehre und Menschenliebe ihn leitet. — Und **coquett**! — Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so wird man wohl auch bei Frauen dies Wort nicht ungestraft brauchen. Welche Frau fühlte nicht gern und freudig die Macht der Wirkungen die sie übt auf Herz und Sinn eines Mannes? Und welche empfände beim Gefühl ihrer eigenen Neigung nicht zugleich den noch süßern Triumph, Liebe geweckt zu haben? Und sich zu gefallen in diesem Gefühl: wie natürlich und billig! — Jedenfalls ist es unstatthaft, mit jenem plumpen Wort, dem noch dazu, wie es ausländisch ist, das Raffinement französischer Ueberwürzung anklebt, den tief liegenden, geheimen Streit über Verschuldung gegenseitig abzuschließen. Goethe selbst, als er mit ihr brach, die Fesseln zwischen Beiden sich von selbst lösten, nannte sich, wenn er abrechnen wollte, noch ihren Schuldner. Hat sie ihm nicht die Welt seines innern Lebens mit Gestalten bevölkert, die er ohne sie nicht geschaffen? Die edelsten weiblichen Geschöpfe in seinen Dichtungen sind geistige Kinder seines Bündnisses mit ihr, entsprangen wahrlich nicht wie Pallas Athene seinem Haupt, denn er war kein Dichter, wenn im Zenith über seinem Haupt nicht ein Stern der Liebe stand.

Sie hat es sich zugetraut, ihm das Höchste, und doch nicht Alles sein zu können; sie wollte ihm Muse, Freundin, Schwester sein, aber sie konnte den Bann der auf ihr lag, nicht heben und lösen, wollte nicht ihm ganz angehören. War sie zu zaghaft dazu? Und wurde sie umdeswillen unwahr gegen sich und ihn? — Er seinerseits hatte Wahrhaftigkeit genug, sie ganz zu fordern. „O meine Beste," schreibt er ihr, „wer kann der Liebe vorschreiben? Dem einfachsten und dem grilligsten Dinge in der grillenhaften Zusammensetzung die man Mensch nennt. Dem Kinde das bald mit elendem Spielzeug zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann. Dem Gestirn dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist, und das oft schlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt!" Er war, sagt man, in Gegenwart des Kindes, des Sohnes, dem sie ihm zur Erziehung anvertraut, langsamer geworden, und der Fritz, dem er in der That ein zweiter Vater ward, hatte das Zimmer verlassen müssen. Da trat ein erstes Zerwürfniß ein. Aber die Innigkeit des Verhältnisses blieb, auch als sie sein „Du" in das gebührliche „Sie" zurückgedrängt. „Ihre Weste," schreibt er, „trag' ich bei jeder Feierlichkeit. Ich möcht' ein ganz Gewand haben, das Sie gesponnen und gewirkt hätten, um mich dreinzuwickeln." Die Vertraulichkeiten zwischen Beiden umfassen den ganzen Comfort des vergnüglichen Lebens. Sie sendet ihm Frühstück hinüber in sein Gartenhaus, wo der junggesellige Geheimerath sich vor aller Welt abgeschlossen; sie streiten brieflich über ein Stück Rehbraten, das er nur annehmen will, falls er es mit ihr verspeisen darf. Der Dämon seiner Liebe war sehr naiv, trotzdem sie seinen Ausbruch behütete, ihm tausend kleine Opfer bot, um ihn zu beschwichtigen und ihm das letzte und größte vorzuenthalten. Sie hat ihm auch das Haus am Frauenplan in der Stadt, das Geschenk des Herzogs, wohnlich eingerichtet. Aber ein neuer Sturmwind fuhr in ihr fast wieder sorglos gewordenes Glück traulicher Gemeinsamkeit. Die Psyche bebte zum zweiten Mal vor seiner Berührung zurück, die Blume schloß von neuem Kelch und

Blätter, bis es seiner Elegie und Klage wieder gelang, sie zu öffnen. Kampf und Ringen, Noth und Angst vor sich selber war auf beiden Seiten. Sie erklären es sich Beide dann als Mißverständniß, halten die Nothwendigkeit des Zusammengehörens für fester als die Irrungen des Augenblicks. „Es war wie der Tod," schreibt er nach dem zweiten Zerwürfniß, „man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas." Er fühlt sich wie vom Blitz gestreift, starrt in die Leere, die ihm mit dem Verlust gedroht. „So tief Deine Liebe drang und mir wohlmachte, so tief," schreibt er, „hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht sich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Dein Schmerz ists der mich ängstigt. Wenns Dir nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb' ich auf, eine freudige Stunde zu haben." Tages darauf, nachdem sie ihn beruhigt, schreibt er von der „kleinen Lähmung" die er noch fühle, die aber bald verschwinden werde, „wenn die einzige Arznei angewendet wird." Es graust ihm noch, daran zurückzudenken; er kann nicht eher ruhig werden, als bis er für die Zukunft sicher ist. „Lebe wohl und sei versichert daß mein ganzes Wesen an Dich gebunden ist." — schließt der Brief, und zwei Tage später schreibt er: „Jeder Zweifel von Dir erregt ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefe meines Herzens;" den Tag darauf: „Umschwebe mich mit Deinen Flügeln, lieber Schutzgeist!" Und alsbald beginnt wieder der kleine Trödel harmlos vergnüglich häuslicher Gemeinsamkeit, die sich bis auf Küche und Keller erstreckt. Bald kommt auch wieder die Versicherung seinerseits: „Glaube daß mir nichts am Herzen liegt als Deiner werth zu sein."

Gleich im ersten Jahre ihres Verkehrs (1775) entschlüpfte ihm das Wort: „Wir können einander nichts sein, und sind einander zu viel." Das drückte ahnungsvoll von Anfang an den elegischen Stempel auf ihr Verhältniß. An jenen brieflichen Ausruf schlossen sich die erschütternden Verse:

„Warum gabst Du uns die tiefen Blicke,
Unsere Zukunft ahnungsvoll zu schauen" 2c.

Sie muß ihm klar und sicher die Linie angewiesen haben, die hier einzuhalten wäre. Dies bezeugt stellenweis seine Offenheit in Mittheilung anderer weiblicher Reize. 1776 ist er in Leipzig und schreibt von Corona Schröter, die dann für Weimar gewonnen ward: „Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen! Doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Damit ist es denn mit dem „In Frieden lassen" so gut wie vorbei, und die phantastische winterliche Harzreise von 1777 wird zur ersten Flucht vom Hofe und all den verschlingenden Banden. Unbekannt in der Welt herumzustreifen, ist ihm ein Hochgenuß. Und er macht damals noch voll Entzücken die Entdeckung, daß das Volk unendlich mehr werth sei als die vornehme Welt. „Wie sehr," schreibt er, „hab' ich wieder Liebe gekriegt zu der Classe von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind noch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden und Ausharren!" — Ein Weib welches das Glück, ihm anzugehören, höher als die Reize und die Prätensionen der großen Welt geschätzt, hätte ihn dem Schooß des Volkes erhalten. Die Geliebte aber vollauf sein zu nennen, blieb sein innigster Gedanke; auch als er nach Italien entflohen war, träumte er von dem Plan, sich mit ihr Weimar zu entziehen und als Schriftsteller im Bunde mit ihr frei der Welt anzugehören.

In den Gedichten „An Lida" hat Delbrück größere Zartheit als in allen übrigen Goetheschen Liebesliedern ausgespürt. Dies sagte der Dichter selbst und ließ den Ausspruch schweigend zu, seine eigene Angabe Lügen strafend, nach der Frankfurter Lili habe ihn nie wieder gleich stark eine Neigung erfüllt. Dies Verhältniß zu Lida, wie er Frau v. Stein in Versen nannte, durchdrang weit tiefer und umfassender eine ganze Epoche lang seinen ganzen Menschen, schuf ihn um, bestimmte alle seine Dichtungen dieses Zeitraums und bot ihm, als sein Idealismus zerflog, nichts als den Niederschlag eines Realismus, der nicht gleich hoch stand, selbst wenn er für den Menschen eine Rettung war. In seiner Lyrik als an Frau v. Stein gedichtet nennen wir nur: „Ferne," „Der Becher," „Zwischen beiden Welten," „Süße Sorgen," „Nachtgedanken," „Nähe," „Liebesbedürfniß," „Anliegen," „Morgenklagen. „An Lida" heißt jetzt eines der tiefsten und zartesten Gedichte, in welchem handschriftlich und ursprünglich statt Lida: Lotte zu lesen stand:

Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Vom Jahre 1780 datiren, an Charlotte v. Stein gerichtet, die Verse:

„Sag' ich euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es wie ich liebe
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter Eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte —
Dicht bei ihr genießen mag!"

Vier Jahre später (1784) schreibt er ihr von Braunschweig, wo er französisch parliren muß: Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le Poeme que je cheris tant, parceque j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule. Er meint „die Geheimnisse," für die er so manches dichtete,

das, wie die hier folgenden Verse, **nicht** in die gedruckten Bruchstücke aufgenommen wurde:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Diese Geheimnisse sollten, fast wie später der Faust, nur lyrisch, elegisch und subjectiver, eine Symbolik des gesammten Daseins werden. Er dichtete daran mehrere Jahre immer in einzelnen Feierstunden und gehobenenen Momenten. Er legte ihr jede Stanze vor, und sie hat mehrere verworfen, weil sie zuviel von ihr und ihrem Verhältniß zu ihr verriethen. So schreibt er 1775 einmal: „Zur Noth hab' ich gestern noch eine Stanze hervorgebracht und die übrigen gern Deiner Liebe aufgeopfert." Manches ging in die gedruckten Werke, unter die vermischten Gedichte über, aber es ward dann, später redigirt, aus dem Du der Anrede in die dritte Person übertragen; so das mit der Aufschrift: „Für ewig."

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In **ihr** entdeckt und es für mich empfunden.

Frau v. Stein, sagt Schöll, besaß diesen Vers auf **einem** Blatte mit der Strophe, die jetzt im Fragment „Geheimnisse" als die zweite steht („Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen —") und mit dem erst 1827 unter die „Denk- und Sendeblätter" gemischten Bruchstück: „Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet" rc. nach Form und Ton ursprünglich gleichfalls zu den „Geheimnissen" gehört.

Noch 1785 schrieb er der Geliebten: „Was ich ohne Dich habe und genieße, ist mir alles nur Verlust;" ein anderes Mal (im November): „Liebe mich, denn das ist der Grund von allem meinen Glück." Einen Tag später: „Ich gehe und mein Herz bleibt hier. O Du Gute, daß Liebe und Sehnsucht sich immer vermehren soll. Ich habe Dich unsäglich lieb und möchte nicht von Dir weichen, Dich überall wiederfinden." Noch denselben Tag: „Ich muß Dir noch, m. L., eine gute Nacht sagen und Dich versichern, daß ich Dich recht herzlich liebe. Wie schwer ward es mir, Dich zu verlassen, Du gutes, treues, einziges Herz. Ich bin bei Dir und liebe Dich über alle Worte." Seinen nächsten Geburtstag feierte er in Karlsbad. Ein Paar Briefe noch, dann war er rasch fort über München nach Italien, nur mit des Herzogs und ihrer Genehmigung. Er fühlt es instinctiv, daß sich etwas in ihm lösen müsse, um freier athmen zu können und den Früchten an seinem Baum Zeit zu geben, reif abzufallen. Was für Freiheitspläne sich mit dieser Flucht von den Weimarischen Verhältnissen verknüpften, ist nicht ganz zu enträthseln; ohne die Freundin dachte er sich noch kein Glück für möglich, und sein letztes deutsches Wort an sie aus Karlsbad, ist sibyllinisch genug: — „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Das Jahr 1787 bringt uns nur zwei Briefe Goethe's an Frau v. Stein; was er ihr aus Italien schrieb, ging in seine Schilderungen für die Oeffentlichkeit über. Nach anderthalb Jahren kehrte er zurück, ein ganz Anderer als er gekommen, insichgekehrt, zurückhaltend, wie Jemand der einen Schatz gefunden, dessen Werth den Andern unzugänglich und unverständlich. Er war reif zum Abfall von einer idealen Neigung; er hätte mit Charlotte v. Stein gebrochen, auch wenn ihr Gegenpol, Christiane Vulpius, nicht ihr Nachgefolge war. Wir wollen jenem Idealismus so wenig wie dem nachfolgenden Realismus das ausschließliche Recht geben; wir wollen vielmehr in der Durchdringung von beidem die Wahrheit sehen. Die Nothwendigkeit eines Abfalls von jenem zu diesem, selbst wenn er zu einem neuen Mißverhältniß führte, ist damit ausgesprochen.

F. G. K.

Eduard Vogels Hinrichtung zu Wara in Waday.*

Die große Zahl jener Märtyrer der Wissenschaft, welche der schwarze Erdtheil Africa bereits gefordert hat, ist schon allzulang, und soeben erfahren wir die traurige Nachricht, daß auch **Eduard Vogel** längst nicht mehr unter den Lebenden weile. Was vor Monaten aus der Oase Fezzan nach Tripolis und von da nach Malta über den Tod unseres unternehmenden Landsmanns gemeldet wurde, findet leider jetzt seine Bestätigung.

So ist denn von jenen vier Männern, welche seit 1849 vom mittelländischen Meere aus durch die Wüste bis in den centralen Sudan vordrangen, Heinrich **Barth** der Einzige, welchen ein günstiges Geschick in die Heimath zurückgeführt hat. **Richardson** hauchte seinen Geist zu Ungurutua aus, **Overwegs** irdische Ueberreste ruhen im Schatten eines Baumes bei Maduari unweit vom Tsadsee, **Vogel** mußte sein junges, thatenreiches, der Wissenschaft geweihtes Leben auf dem Blutgerüste zu Wara in Waday lassen, in einem Lande, das vor ihm noch keines Europäers Fuß betreten. Er hatte die meisten Ziele, welche er sich vorgesteckt, erreicht, dem Klima Trotz geboten und dessen bösen Einwirkungen widerstanden; er durfte hoffen, auf östlichem oder nordöstlichem Wege den indischen Ocean oder die Nilländer zu erreichen, das Glück hatte ihn bis zu Ende des Jahres 1855 in hohem Grade begünstigt. Und er mußte als Opfer eines Mißverständnisses oder der Uebereilung eines Mannes fallen, der innig mit ihm befreundet war, und ihm nach Kräften Vorschub bei seinem großen und gefahrvollen Unternehmen geleistet hatte!

Im Frühling des laufenden Jahres brachten Blätter in Berlin und Belgien die Trauerkunde, deren Wahrheit von Vielen bezweifelt wurde. Wir unsererseits hatten Ursache, an die

Richtigkeit derselben zu glauben, und die Trostgründe Heinrich Barths und Karl Ritters konnten uns nicht vom Gegentheil überzeugen. Seltsames Geschick: Barth wurde todtgesagt und Gumprecht, der nun auch nicht mehr unter den Lebenden weilt, schrieb ihm einen Nekrolog; einen Monat nachher landete der deutsche Reisende in Marseille. Derselbe africanische Wanderer bezweifelte den Tod seines Freundes, den er zum ersten und letzten Male tief im Innern des Sudan gesehen, und Vogels Tod bestätigt sich.*)

Consul Hermann in Tripolis wird untröstlich sein. Er wußte daß Vogel die Absicht hatte, die Länder des Sultans von Waday zu besuchen, und es wäre seine Aufgabe gewesen dem Reisenden soviel als thunlich alle Pfade möglichst zu ebenen. Er kannte die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landes und den gewaltthätigen Charakter des Sultans, nicht minder ist er mit africanischen Sitten und Bräuchen vertraut. Er durfte den Zorn jenes dunkeln Monarchen nicht reizen, wenn Vogels Expedition gelingen sollte. Waday liegt mitten im Sudan, zwischen Baghirmi und Kanem, die es im Westen begrenzen, und Dar-Fur, das im Osten liegt. Es war bis auf unsere Tage für Europäer völlig abgeschlossen, aber es unterhält Handelsverkehr, der von Wara aus über Kobeh in Dar-Fur nach Chartum am Zusammenflusse beider Nilarme geht, oder in nordöstlicher Richtung nach Neu-Dongola. Auch steht es nach Norden hin über Mursuk in Fezzan mit Tripolis in Verbindung. Vogel ist von Maseña in Baghirmi aus, auf der am Fittre-Sumpf gen Wara führenden Straße nach Waday gezogen, und nichts hinderte sein weiteres Vordringen auf östlichem Wege nach dem obern oder mittlern Nil, oder nach Norden hin durch die Wüste zum Mittelmeer, sobald es ihm gelang, das Wohlwollen des Sultans zu gewinnen. Die africanischen Monarchen lassen für ihre eigene Rechnung Handel treiben. England hat ein Viceconsulat zu Mursuk, wohin die für den Absatz in einem Theile des centralen Sudan bestimmten Waaren von Tripolis oder Benghasi mit den Karawanen gesandt werden, und wo man die Rechnungen nach Rückkehr der Kaufleute auszugleichen pflegt. Händler aus Waday hatten in Benghasi von englischen Kaufleuten Waaren erhandelt, waren aber im nächsten Jahre außer Stande den Betrag zu zahlen, weil ihrer Angabe zufolge der Sultan von Waday diese Güter sich eigenmächtig zu seinem Vortheil angeeignet habe. Die Kaufleute, unter anderen der aus Barths Reise bekannte Gagliuffi in Mursuk, beschwerten sich beim englischen Consul Hermann in Tripolis, der unbesonnen genug war, der Aussage jener Wadayhändler ohne Weiteres Glauben beizumessen, und vom türkischen Gouverneur Osman Pascha die Beschlagnahme aller Waaren zu verlangen, welche durch Handelsleute aus Waday auf tripolitanisches Gebiet gebracht worden waren. Der besonnene Osmane machte Vorstellungen und wandte verständige Gegengründe ein; er suchte Zeit zu gewinnen um über das eigentliche Sachverhältniß ins Klare zu kommen, aber der Consul drängte immer stärker und brachte es dahin, daß als Entschädigung für die Forderungen der englischen Kaufleute den Händlern aus Waday unter anderen Gegenständen auch Elfenbein weggenommen und verkauft wurde, obwohl die Karawanenleute aus Waday ausdrücklich geltend machten, daß jene Elfenbeinzähne ihrem Sultan gehören, der sie in Benghasi gegen andere Waaren vertauschen lassen wolle. Diese Einwendungen blieben unberücksichtigt. Die solchergestalt beraubten Kaufleute kehrten nach Wara zurück und berichteten dem Sultan was vorgegangen war. Unter solchen Umständen kam Dr. Vogel in das Gebiet des in hohem Grad gegen die Engländer aufgebrachten Monarchen, der an dem Gelehrten, welcher unter englischem Schutze reiste und als Brite betrachtet wurde, Rache nahm und ihn enthaupten ließ. Das ist die Unglücksgeschichte. Noch wissen wir nicht einmal unseres Landsmannes Todestag und haben auch keine nähere Kunde über seine Hinrichtung; wir wissen nur daß er enthauptet wurde.

Vogel ist wohl schon über Jahr und Tag nicht mehr unter den Lebenden; er mußte jung sterben, erst siebenundzwanzig Jahre alt; aber sein Ruhm wird durch alle Zeiten strahlen; er hat muthig sein Leben an die Verfolgung eines hohen Zieles gewagt und der Wissenschaft große Dienste geleistet. Mit fast sanguinischen Hoffnungen und mit jener Zuversicht, welche der Jugend eigen zu sein pflegt, trat er 1852 seine Wanderung an. Er wollte über Mursuk auf der kürzesten Straße an den Tsadsee gelangen, und kam auch glücklich nach Kukaua. Aber es ist ihm versagt geblieben, den Lieblingswunsch so mancher Reisenden erfüllt zu sehen, und „die Quellen des Nils aufzusuchen, das Mondgebirge zu erforschen, den Schneeberg zu besteigen und die Küste des indischen Oceans in Ostafrica zu erreichen.“

Am 13. Februar 1853 hatte er London verlassen, und an demselben Tage gelangte die Nachricht von Overwegs Tode nach England! An seinem vierundzwanzigsten Geburtstage, 17. März 1853, landete er zu Tripolis, trat nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Barbareskenstadt den Weg durch die Wüste an und war zu Anfang des folgenden Jahres im Sultanat Bornu. Von Kukaua aus unternahm er Ausflüge an den nahegelegenen Tsadsee, jenes gewaltige Binnenbecken, das einst einen großen Theil der centralafricanischen Alluvialebene bedeckt hat und eigentlich als Sumpfsee oder Seemorast bezeichnet werden sollte, und zahlte dem Klima schweren Tribut. Allein er genaß vom Fieber und konnte schon im März den Sultan auf einem Raubzuge ins Land der heidnischen Musgo begleiten. Er hat über die entsetzliche Grausamkeit welche bei solchen Sklavenjagden an der Tagesordnung ist, eine ergreifende Schilderung gegeben. Am 1. December traf er mit Heinrich Barth zusammen, der eben von Timbuktu und Sokotu zurückkam. Die beiden Deutschen welche einander nie zuvor gesehen, begegneten sich tief im innern Centralafrica in einem Walde bei der Stadt Bundi! Der Hamburger war auf dem Heimwege begriffen, der Leipziger rüstete sich frischen Muthes um auch seinerseits Lorbeern zu erwerben; er wollte Jakoba besuchen und bis an den Benuë vordringen. Beides gelang, obwohl unter großen Gefährlichkeiten. Der Usurpator von

*) Das Leipziger Tageblatt enthält von dem Vater Vogels folgende Anzeige: „Theilnehmenden Freunden, die mit mir und den Meinigen die bange Sorge um meinen theuren Eduard theilen, die schuldige Nachricht, daß mir selbst bis heute alle und jede authentische Nachrichten über sein Schicksal in Waday fehlen.“ D. R.

Bornu stellte aus Habsucht seinem Leben nach, und der Sultan von Mandara, der ihn länger als einen Monat gefangen hielt, drohte ihm den Kopf abzuschneiden. Diese Drohung blieb dort unerfüllt, der Kopf, in welchem soviel Großes und Edles neutrieb, sollte durch einen andern Barbaren fallen. Im Lande der Bantschi, dessen Hauptstadt Jakoba ist, wurde er wiederum vierzig Tage lang auf das Siechenlager geworfen; aber er erreichte den Benuë, und lernte südlich von Jakoba Kannibalenstämme kennen.

Die letzten Nachrichten von Vogels eigener Hand sind aus Kukaua vom 1. December 1855; erst zu Anfang des Jahres 1857 erfuhr man in London mit Bestimmtheit, daß er in Waday eingedrungen sei, bald nachher folgte die Trauerbotschaft von seinem Tode.

Wie viele vor ihm hat Africa hinweggerafft! Wir schreiben diese Zeilen unmittelbar nachdem wir uns von der erschütternden Kunde ein wenig gesammelt haben, unweit eines idyllischen Weinbergs, auf welchem der treffliche Gelehrte als Knabe so friedlich gespielt unter Baumschatten, von wo sich ein herrlicher Rundblick auf das schöne Elbthal und Dresden darbietet. Wie oft ist hier unter bangen Ahnungen in diesem heitern Sommer des kühnen Wanderers erwähnt worden. Wir ließen die Gestalten jener an uns vorübergehen, welche im Sande der africanischen Wüste oder im Marschlande der Ströme oder an der pesthauchenden Küste ihren Geist aufgaben. Wir erwähnten unseres Landsmannes Hornemann, der zuerst von den Europäern Mursuk in Fessan besuchte, dieselbe Oase, von der aus wir Kunde von Vogels Geschick erhielten. Wir gedachten Belzonis, der Timbuktu erreichen wollte, und zu Gato verendete, Donavans, der nach Sofala vorzudringen gedachte. Ledyard und Lucas, Houghton, der in Ladamar den Tod fand, Mungo Park, der am Niger seinen Geist aushauchte, und Tucker, der am Congo sein Leben ließ, sie alle gingen an uns vorüber. Peddie und Campbell, die den Rio Nuñez befahren wollten, wurden bei Kakunda hinweggerafft, Bowdich am Gambia, Oudney in Sokotu, Pierce und Morrison am Niger, Clapperton in Chungari bei Sokotu, Laing, der auf dem Wege von Tripoli nach Timbuktu erst vierundzwanzig Wunden erhielt, genaß und dann doch ermordet wurde, Richard Lander, den die Neger am Kowara erschossen, dessen Mündungen er entdeckt hatte; Ihrer aller gedachten wir und auch des jungen Schönlein, Richardsons und Overwegs.

Barth, Livingston, Anderson, Galton und manche Andere sind glücklicher gewesen. Alles ließ hoffen, daß Vogel zu ihnen gehören werde, aber der schwarze Sultan im sudanischen Reiche Waday hat es anders gewollt. Flebilis occidit. Aber seinem Namen und seinen Thaten für die Wissenschaft bleibt die Anerkennung der Gegenwart und der Nachruhm für alle Zeiten gesichert. Wir haben einen deutschen Märtyrer mehr.

25. August 1857. A—ee.

Zur Chronik.

Die Vollendung des Louvre.

Zur Vorfeier des Napoleonstages wurde in Paris (am 14. August) der im Bau vollendete Louvre feierlich eingeweiht. In fünf Jahren ist dieser Plan des jetzigen Kaisers mit 36 Millionen Frcs. ausgeführt. Im Juli 1852 wurde der erste Stein dazu gelegt, und jetzt bilden Louvre und Tuilerien nur Ein mächtiges Bauwerk. Des Baumeisters Name ist Lefuel. Mehr als 1500 Sculpturwerke zieren dies Ensemble von Gebäuden. Mehr als 3600 Arbeiter, abgesehen von den zahllosen in ihren Privatwerkstätten beschäftigten, fanden fünf Jahre lang dabei ihr Brot. Eisen und Stein daran, auch der Marmor, die Hauptbestandtheile des Neubaus, sind französischen Ursprungs. Der Kaiser wies in seiner Rede darauf hin, wie es seit Franz I. Ehrensache aller Regierungen Frankreichs gewesen und geblieben, sich am Fortbau des Louvre zu betheiligen; selbst der Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt in der großen Revolution, ebenso die Nationalversammlung des Jahres 1848 habe den Palast der alten Könige weitergeführt, der jetzt vollendet dasteht. — Der Ursprung des Namens „Louvre" (von Lupara, wie der erste Thurm hieß) ist zweifelhaft wie die Zeit der ersten Erbauung. Philipp August legte 1214 ein Fort und ein Gefängniß an; Charles V. verschönerte diesen Bau und brachte seine Schatzkammer wie seine Bibliothek dort unter. Franz I. errichtete 1528 denjenigen Theil des Schlosses, der jetzt der alte Louvre heißt. Heinrich IV. legte den Grund zu der Gallerie welche an der Südseite den Louvre mit den Tuilerien verbindet. Louis XIII. erbaute das Mittelgebäude, Louis XIV. die östliche Façade nebst der Colonnade, die noch jetzt für eines der schönsten Werke der französischen Baukunst gilt. Von demselben Louis wurde jedoch Versailles als Aufenthalt des Hofes erwählt. „Die Ehre des Louvre haben" hieß ehemals die Erlaubniß, in alle königliche Schlösser einfahren zu dürfen, Anfangs ein Vorrecht der Prinzen von Geblüt, von Heinrich IV. aber schon auf Sully, später auf hohe Kronbeamte und den Herzogsrang ausgedehnt. — Die Tuilerien, — von tuile stammend, weil vormals auf ihrem Platze Ziegelbrennereien standen, — wurden im Bau von Katharina Medici, der Gemahlin Heinrichs II., begonnen (1564). Erst Heinrich IV. setzte die Arbeiten fort in den beiden Flügeln bis zu den Pavillons de Flore und Marsan; die von ihm 1600 begonnene Gallerie zur Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre längs der Seine wurde unter Louis XIV. (1654) vollendet. Eine ihr entsprechende Gallerie, auf der Seite der Rue Rivoli und der Rue St. Honoré ebenfalls nach dem Louvre hin, wurde 1808 von Napoleon angefangen, ging aber nur bis zur Rue Rohan, wo sie abbrach. Louis Philipp ließ die prachtvolle Treppe im Pavillon de l'horloge errichten. Dem Aeußern fehlte im Ganzen die Harmonie; zu ihrer Länge von 1008 Fuß bei einer Tiefe von 108 Fuß ist die Hauptfront zu niedrig. Die Gallerie längs der Seine mißt 1332 Fuß. Der untere Raum der Hauptgallerie ist meist Gewächshaus; der obere faßt die Gemälde. Im Innern ist der Geschmack von Louis XIV. vorherrschend, obschon derselbe nur kurze Zeit dort residirte. Erst während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers wurden die Tuilerien auf sieben Jahre Residenz, blieben dann siebenundsechzig Jahre lang wieder unbewohnt, bis der 16. Ludwig 1789 genöthigt war, Versailles zu verlassen. Seitdem blieben sie der centrale Schauplatz der Ereignisse. Der Convent und das Directorium schlugen hier ihren Sitz auf. Na-

poleon wohnte hier als Consul und Kaiser; 1804 bezog Papst Pius VII. den Pavillon de Flore. Während der Restauration blieben die Tuilerien Residenz; auch Louis Philipp verließ sie nur in den Sommermonaten. Der Schloßhof, Carrouselplatz genannt nach einem Feste unter dem 14. Ludwig, kann 20,000 Mann manövriren lassen; seine Hauptzierde ist der 1806 nach dem Muster des Septimius Severus aufgeführte Triumphbogen, der eine Zeitlang die Quadriga vom Marcusplatze von Venedig trug. — Der jetzige Kaiser glaubt die Geschichte Frankreichs mit diesem Bau abgeschlossen zu haben.

Heine's Geburt, Tod und Familie.

— Ueber Heinrich Heine brachten wir 1856 in Nr. 10 unseres Blattes Glaubensbekenntniß und Lebensskizze. Jetzt erschien (in Prag und Leipzig bei Kober) von Friedrich Steinmann in Westfalen, einem Göttinger Studiengenossen des Dichters, ein Buch: „H. Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm," mit Porträt und zwei Autographen. Wir staunen gleich in der ersten Zeile des Vorwortes über die Nachlässigkeit in Angabe des Todestages; dort steht der 10. Februar 1856 als solcher verzeichnet, während Heine erst am 17. starb. Ein Biograph sollte Irrungen dieser Art im Druck verhüten. Als Geburtsjahr wird 1797 im Buche angegeben, ohne Anführung des Tages. Dann wäre Heine's eigener Witz, er sei der erste Mann des Jahrhunderts, da er in der Sylvesternacht von 1799 und 1800 geboren, ein ganz falscher und motivlos! Heine hat viel falsche Witze gemacht. Sollte auch dieser unrichtig sein? Freilich soll er selbst an den über deutsche Zustände so oft falsch soufflirten, französischen Schriftsteller St. René Taillandier von seinem Krankenlager geschrieben haben: „Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande sein sollte Noten zu dictiren. Ich beschränke mich, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt nicht genau in den Biographien angegeben ist, die Sie über mich lesen können. Diese Ungenauigkeit mag, unter uns gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion sein; man wollte mich dadurch vom Dienst Sr. Majestät des Königs von Preußen befreien. Seitdem sind nun fast alle unsere Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den 12. December 1799. Wichtig ist nur daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich schon mit sechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb." Trotzdem behauptet Friedrich Steinmann 1797 als des Dichters Geburtsjahr, angeblich nach dessen wiederholter mündlicher Angabe. Sollte Heine auch damit coquettirt haben? — Thatsächlich unbezweifelter sind folgende Angaben im Buche über Heine's Familie. Sein Vater, Kaufmann in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, kehrte von einer Geschäftsreise aus London zurück, als ihm seine Gattin, Luise van Geldern (also wohl auch nicht eigentlich von deutschem Adel?) diesen Sohn schenkte. Der Vater Samuel hatte in der Themsestadt einen Freund, Harry mit Vornamen, gefunden; nach diesem ward der Knabe genannt, der später als Autor sein anfängliches H. Heine, wenn er germanisch sein wollte, in Heinrich Heine verwandelte. Dem Erstgebornen folgten mehrere Kinder, von denen die innig von ihm geliebte Schwester, Charlotte, verehelichte Embden, noch lebt. Außer ihr noch zwei Brüder: Gustav Heine, früher in österreichischem Militärdienst, jetzt Schriftsteller in Wien, Herausgeber des „famösen" Fremdenblattes, und Maximilian Heine, der in russischem Dienst am letzten Feldzuge gegen die Türkei theilnahm und über dies Land und seine Erlebnisse: „Bilder aus der Türkei" (Petersburg 1838), sowie einige medicinische Schriften herausgab. — Salomon Heine, des Dichters Oheim, starb 1844 in Hamburg, hinterließ mehr als eine Million, obschon er bei seiner Uebersiedelung von seinem Geburtsort Hannover nach Hamburg nur eine lederne Hose und einige Groschen Geld mitbrachte. Eiserner Fleiß und unermüdliche Bestrebsamkeit machten den armen Judenjungen zum Millionär. Heine's Großvater mütterlicherseits war der Kaufmann van Geldern; sein Oheim, Mutterbruder, war Arzt in Düsseldorf. Daß dieser Ort seine Vaterstadt, mochte Heine um keinen Preis verleugnen, ausdrücklich für den Fall, daß etwa nach seinem Tode sieben Städte: Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Dülken, Bockum, Göttingen und Schöppenstädt, sich um die Ehre, ihn geboren zu haben, streiten sollten. Heine wollte durchaus nicht zur Mythe werden. Das gelehrte Göttingen aber bedankt sich doppelt für die doppelte Ehre, in dieser Reihe aufgezählt zu werden von dem losen Spötter.

Die Sage von Helgi.

— Hebbel und Geibel haben jetzt gleichzeitig Gestalten aus den Nibelungen dramatisirt, Richard Wagner geht, wie es heißt, sogar mit einer musikalischen Tetralogie aus dem Stoffe unseres alten Nationalepos schwanger. Es thut also schon deshalb gut, macht sich das Publicum auch mit dem Inhalt der altnordischen Heldensagen und Heldengedichte bekannt. Denn auch Brunhild, die Heldin des Nibelungenepos, ist eine Walkyrie, eines jener göttlichen Wesen, welche Odin auf das Schlachtfeld sendet, um seinen Lieblingen beizustehen und die Seelen der Gefallenen nach Walhalla zu geleiten; an ihre Minne ist jedoch für den Helden, der sie gewonnen hat, das Verhängniß eines frühen Verderbens geknüpft. — In Nr. 16 unseres Blattes berichteten wir über zwei neue poetische Arbeiten aus diesem Cyklus: Harald Sängerkönig und Baldurs Tod. „Die Sage von Helgi, Liederkreis nach der Edda", hat jetzt Karl v. Noorden (Bonn bei Henry und Cohen) in neuen Reimen bearbeitet. Die Sage von dem dreimal wiedergebornen Helgi, dem Hundingstödter, ist in zwei Liedern der in Island gesammelten Edda aufbewahrt. Nach Island waren bei Einführung des Christenthums in Schweden und Norwegen die edelsten Geschlechter beider Länder ausgewandert; dies jetzt so verödete Eiland blühte im 11. Jahrhundert als Sitz regen geistigen Lebens. Isländische Litteratur hat uns manche Kunde aus germanischem Alterthum bewahrt, die in den übrigen Landen der Eifer christlicher Priester zu vertilgen bemüht war. So verschweigen deutsche Denkmäler Helgi's Namen und Thaten, ob er schon zu demselben sagenberühmten Geschlecht gehört, aus dem Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, entsprang. Es hat sich mittelalterliche Romantik in das Minneverhältniß Helgi's zu seiner Geliebten gedrängt, sodaß man dies Lied, dessen Zartheit gegen die übrigen Eddalieder absticht, nach Form und Gestaltung für eines der jüngsten im alten Cyklus hält. Helgi geht als Kundschafter und Skalde verkleidet an den Hof des feindlichen Hundingur, um Sigrun zu befreien. „Die Königsmaid in der Gerstenmühle" erzählt uns, wie er als Mahlmagd den Nachstellungen des Königs entgeht. Er schlägt dann grause Schlachten, opfert die ganze Sippe Hundings, vermählt sich mit der Liebsten, erliegt aber schließlich wie alle Walkyrienfreier, bis Walhalla's Wonne ihn umfängt. Die eddischen Lieder geben meist nur Umrisse; Aufgabe eines modernen Sängers dieser Stoffe ist, Licht und Schatten besser zu vertheilen und die Linien aus-

zuführen, ohne Fremdartiges einzumischen. Der neue Bearbeiter hat sehr gut einen Romanzenton gefunden, der gleichsam eine musikalische Ausführung der Nibelungenstrophe ist:

Es saß der König Hunding
Auf seinem eisernen Thron,
Da wählte zum Kampf der Sänger
Sich seinen ältesten Sohn.

Hunding: Nicht ihn, nicht ihn, Du Kühner,
Nur Diesen erkiese nicht,
Uns trifft Dein Schwert auch sicher,
So grimmig wie Dein Gedicht! ꝛc. ꝛc.

Helgi der Skalde besteht aber auf den Kampf mit dem ältesten Hundingssohn: Vorm Thron stand der fremde Sänger

Im grauen Wolfsfellrock,
Warf zurück in die Schultern lachend
Der Haare lichtes Gelock.
Scharf schauten die Heldenaugen,
Hell blitzte des Schwertes Schwung,
Als mit dem ältesten Sohne
Kämpfte der Skalde jung.
Die Funken stoben leuchtend,
Es klang mit grellem Schall,
Wie von berstendem Eis im Meere,
Der wetternden Schwerter Hall ꝛc. ꝛc.

Bibliographischer Anzeiger.

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Jeder Band von 20—30 Bogen von dem Inhalt zweier oder dreier gewöhnlicher Octavbände in der Regel mit einem Porträt in Stahlstich kostet nur 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Jedes Werk ist einzeln zu haben.

I. Historische Hausbibliothek.

1. Geschichte Friedrichs des Großen. Von Franz Kugler.
2. Geschichte von Belgien. Von Hendrik Conscience.
3. Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach P. M. Laurent.
4. Geschichte Kaiser Joseph's II. Von A. Groß-Hoffinger.
5. Erzherzog Karl von Oesterreich. Von A. Groß-Hoffinger.
6. Nelson und die Seekriege von 1793—1813. Von J. de la Gravière.
7. Geschichte Peter's des Großen. Von E. Pelz (Treumund Welp).
8. Johann Huß und das Concil zu Costnitz. Von E. de Bonnechose.
9. Geschichte der franz. Revolution. 1789-1813. Von F. A. Mignet.
10. Geschichte der nordamerican. Freistaaten. Nach E. Willards.
11. Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit. Von F. A. Allen.
12. Geschichte der Februar-Revolution. Nach A. de Lamartine.
13. Geschichte Kaiser Maximilians I. Von Karl Haltaus.
14. Geschichte der engl. Revolution bis zum Tode Karls I. Von Guizot.
15. Geschichte der Wiener Revolution. Von F. A. Nordstein.
16. Das Leben Mohameds. Von Washington Irving.
17. Geschichte Karls des Großen. Nach J. F. Schröder.
18. Geschichte Norwegens. Von Andr. Faye.
19. Der Hansabund. Von Gustav Gallois.
20. Geschichte Spaniens. Nach Ascargorta.
21. Geschichte der Königin Maria Stuart. Von F. A. Mignet.
22. Geschichte Gustav Adolph's. Nach Andreas Fryxell.
23. Geschichte Frankreichs. Nach E. de Bonnechose.
24. Geschichte des Herzogs von Marlborough. Von A. Alison.
25. Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien. Von P. Mérimée.
26. Geschichte Franz Sforza's und der ital. Condottieri. Von F. Steger.
27. Geschichte des osmanischen Reiches. Von Baptistin Poujoulat.
28. Geschichte des Kaisers Nikolaus I. Von de Beaumont-Vassy.
29. Geschichte Kaiser Karl's V. Von Ludwig Storch.
30. Geschichte der alten und mittleren Zeit (bis 1500). Von A. Geisler.
31. Geschichte der neueren Zeit (bis 1815). Von A. Geisler.
32. Geschichte der neuesten Zeit (von 1815—1854) Von A. Geisler.
33. Geschichte der Kalifen. Von Washington Irving.
34. Geschichte Oliver Cromwell's. Von F. Guizot.
35. Das Türkische Reich in hist.-stat. Schilderungen. Von Chesney ꝛc.
36. Geschichte des Russischen Reiches. Von J. H. Schnitzler.
37. Attila und seine Zeit. Von Amedée Thierry.
38. Attila's Söhne und Nachfolger. Von Amedée Thierry.
39. Geschichte Italiens von 1789—1850. Von R. H. Wrightson.
40. Geschichte Richard Cromwell's. Von F. Guizot.
41. Leben Karl's XII. Von Andreas Fryxell.

Leben des Kaisers Taokuang. Von Karl Gützlaff.

II. Bibliothek der Gegenwart.

Aus dem Feldlager in der Krim. Von W. Russell.
Historisches Jahrbuch 1853—1854. Mit Portr. Franklin Pierce.
Historisches Jahrbuch 1854—1855. Mit Portr. Lord Palmerston.
Historisches Jahrbuch 1855—1856. Mit Portr. Oscar v. Schweden.

III. Moderne Geschichtschreiber.

1—3. Geschichte der americanischen Revolution. Von G. Bancroft.
4. Der falsche Demetrius. Von Prosper Mérimée.
5—7. Das Leben George Washington's. Von Washington Irving.

IV. Naturwissenschaftliche Hausbibliothek.

1. Der Geist in der Natur. Von H. C. Oersted.
2. Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur. Von H. C. Oersted.
3. Chemische Bilder aus dem Alltagsleben. Nach F. W. Johnston.
4. Naturschilderungen von Joakim Frederik Schouw.
5. Katechismus der Naturlehre von E. C. Brewer.
6. Die Witterungslehre von G. A. Jahn.

V. Bibliothek für Länder- und Völkerkunde.

1. Eine Weltumsegelung. Von R. J. Andersson.
2. Reise-Erinnerungen aus Sibirien. Von Prof. Ch. Hansteen.
3. Die Krim und Odessa. Reise-Erinnerungen von Prof. K. Koch.
4. Süd-Rußland und die Donauländer. Von L. Oliphant ꝛc.
5. Die Kaukasischen Länder und Armenien. Von Prof. K. Koch.
6. Die africanische Wüste. ꝛc. Vom Grafen d'Escayrac de Lauture.
7. Wanderungen durch die Mongolei ꝛc. Von Huc und Gabet.
8. Wanderungen durch das chinesische Reich. Von Huc und Gabet.
9. Central-Amerika. Nach Squier. Deutsch von K. Andree.
10. Buenos-Ayres und die Argentinischen Staaten. Von K. Andree.
11. Wanderungen durch Australien von G. Ch. Mundy.

VI. Bibliothek älterer Reisen.

1. Mungo Park's Reisen in Africa. Neu bearb. von Fr. Steger.

Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. Preis des Bändchens 10 Sgr.

Die Thüringische Eisenbahn (Leipzig-Eisenach). Von Adolf Bock.
Das hessische Land und Volk (Eisenach-Frankfurt a. M.). V. E. Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelio Buddeus.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hocker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hocker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.
Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne.
Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Von Karl Gustav von Berneck.
Harzbilder. Von Heinrich Pröhle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrußland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von Wilibald Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von Friedrich Gerstäcker.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Wir bringen in Erinnerung, daß **Michaelis** dieses Jahres der letzte Termin zur Einsendung der Preisbewerbungsgedichte ist.

Dresden, den 24. August 1857.

Der Comité der **Tiedgestiftung**.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 37. # Europa. 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [12. September.

Inhalt.

Karl August von Weimar.

— Die Festtage in Weimar zu Ehren der Heroen deutscher Dichtkunst eröffneten sich mit dem 3. September, dem hundertsten Geburtstage Karl Augusts; 1757 erblickte er an jenem Tage das Licht der Welt, und der 3. September 1775 bezeichnet zugleich seinen Regierungsantritt.

Herzogin Amalie hatte schon begonnen, Weimar zu einem deutschen Ferrara zu gestalten. Anna Amalie von Braunschweig, eine Nichte des großen Friedrich von Preußen, war seit 1756, just dem Jahre, in welchem der siebenjährige Krieg begann, die Gemahlin Ernst August Konstantins. Nach der Geburt des ersten Sohnes fühlte sie sich zum zweiten Male Mutter, als der Herzog nach zweijähriger Ehe starb. Neunzehn Jahre alt ward sie Regentin des Landes und hat diese Regentschaft unter den Stürmen und trostlosen Nachwehen jenes unseligen Krieges zum Heile Weimars thatkräftig und weise geführt. Die große Hungersnoth welche 1773 in Sachsen wüthete, ward durch ihre Sorgfalt für Weimar weniger verheerend, und als Mutter ihrer Prinzen steht sie glorreich da, indem sie nach den besten Männern für deren Leitung sich umschaute. Ihre mütterliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit liegt in den Denkwürdigkeiten des Grafen Görz zu Tage, der, später Minister in preußischen Diensten, zum Gouverneur Karl Augusts ernannt war. Knebel ward sein Begleiter und Wieland, seit 1769 Professor an der Hochschule zu Erfurt, war durch diese Fügung des Geschicks nahe genug, um auf Dalbergs Anrathen zum Lehrer der beiden Prinzen berufen zu werden. Nehmen wir Musäus, Bertuch, Einsiedel und Seckendorf dazu, so ist damit schon jene Epoche eröffnet, in welcher Weimar als die Metropole deutscher Dichtung und Geistescultur glänzen sollte. Trotz Lessing und Klopstock hatte die deutsche Muse noch kein Asyl auf unserem Boden. Jener schritt unbeachtet vom großen Preußenkönig durch sein Kriegslager und an seinem Hofe vorüber. Klopstock war ein fürstlicher Pensionär und ward gefeiert wo er auftrat; einen Wirkungskreis erhielt er nicht; selbst von Kaiser Joseph, dem er die „Hermannsschlacht" zum Aufruf germanischer Thatkraft gesungen, erfolgte nur eine goldene Dose, und im „goldnen Spiegel," den Wieland eigens für die aufsteigende Sonne Oesterreichs schrieb, mochte selbst der Edelste auf den Thronen nicht dauernd sein Abbild erblicken. Wielands Stellung an der Hochschule des katholischen Erfurt, wo Dalberg Coadjutor des Erzbischofs von Mainz war, gestaltete sich unglücklich; 1771 folgte er dem Rufe der Herzogin Amalie von Weimar; mit ihm kam vom Geist der jungen Zeit ein neuer Strom dorthin, jene Mischung von altgriechischer Bildung und neufranzösischem Geschmack, die der Heerführer dieser Richtung mit dem Wort „Urbanität" bezeichnete, ein Stichwort das mit Herder sich in „Humanität" verwandelte. Wieland war keine unbezweifelte Größe, als man ihn berief, kein unantastbarer Hort für allen Wandel in der weitern Culturentwickelung Deutschlands. Die Bardensänger der Klopstock'schen Schule mit dem Göttinger Hainbund machten ihm auf dem Parnaß den Boden streitig, dergestalt, daß Alles was Jugend hieß, schon damals gegen ihn sich waffnete, selbst Goethe mit seinem Götz dem ächt- und urdeutschen Zuge der Partei huldigte, in einer Satyre: „Götter, Helden und Wieland" eine starke Lanze gegen die französirten Grazien aus Hellas einlegte. Karl August, ein deutscher Jüngling, fühlte stark für die Partei die den weise lächelnden, schalkhaft tändelnden Aphroditenpriester überflügelte. Er lachte über die Satyre gegen Wieland, seinen Lehrer, und reichte über ihn hinweg seinem Widersacher die Hand. Durch diese kühne Wendung lenkte er den neu aufgehenden Stern über Weimar herüber. Der fürstliche Jüngling bewunderte den Götz und schwärmte für den Werther. Im October 1774 erschien dies Buch der Leiden, und am 11. December stand dessen Dichter zu Frankfurt und wiederholt einige Tage später zu Mainz vor Knebel und dem jungen Gönner, der mit seinem Bruder Konstantin zur Brautschau auszog.

Karl August war unter dem Grafen Görz in Tracht, Haltung, Benehmen wie ein Prinz am Hofe des 15. Ludwig erzogen, in Formen und Fesseln die an ein Klein-Versailles gemahnen. Herzogin Amalie, so sehr sie dem gesammten Leben

edlen geistigen Inhalt zu geben trachtete, hatte doch nicht gewagt, an den bestehenden Formen des Hoflebens Hand anzulegen. Sie hatte es nicht gewagt, aber sie hatte gehofft, der junge Geist würde sich selbst für reif erachten, hemmende Fesseln abzuschütteln, um freier die Brust athmen zu lassen; er selbst mußte dafür verantwortlich sein, und er ward es nur durch freie Selbstbestimmung.

Nach der Brautschau in Karlsruhe, wo Luise von Darmstadt zum Besuch war, gingen die Prinzen mit ihrem Hofmeister nach Paris. Kopf und Herz brachten sie gesund zurück und im nächsten Jahre erfolgte in Straßburg das zweite Zusammentreffen mit Goethe. Achtzehn Jahre alt, war Karl August Souverän, und noch im September (den 22.) geschah in Frankfurt des regierenden Fürsten Anerbieten an Goethe, ihm nach Weimar zu folgen. Am 3. October war die Vermählung, am 12. war das junge Paar wiederum in der Vaterstadt des Dichters, und am 7. November traf Goethe in Weimar ein; des Vaters Bedenken, in den Dienst eines Fürsten zu treten, waren endlich beseitigt, aus dem bezweckten Ausfluge nach Italien, der dem Wolfgang noththat, wurde ein Besuch in Weimar, der ihn für immer band.

Karl August begann erst jetzt mit seinem Selbständigkeitsgefühl seine eigentliche Entwickelung. Seine zurückgedrängte Natur streifte mit rascher, mit kühner Hand Fesseln von sich, welche den Jugendmuth lähmten, den Geist behinderten. Schon in dem vierzehnjährigen Jüngling hatte sein Großoheim, Friedrich von Preußen, einen ungewöhnlichen Kopf erkannt. 1763 hatte Dieser Weimar besucht, dann 1771 in Braunschweig den Prinzen gesprochen. Noch nie, so war sein Wort, habe er einen jungen Menschen dieses Alters zu so großen Hoffnungen berechtigen sehen. Der kluge Statthalter Dalberg nannte Karl August eine Fürstenseele, wie er sie noch nie erblickt. Es muß also schon früh geblitzt haben, und wenn der volle Durchbruch seiner Natur erst nach zugestandener Großjährigkeit sich vollzog, so geschah er wie bei aufgestaueten Wassern um so mehr mit Niederwerfung hemmender Dämme. Karl August fühlte mit der jungen Litteratur den Drang, Leben zu wecken, schlummernde Kräfte aufzurufen, eine neue Weltschöpfung für Deutschland zu beginnen. Die Ziele dämmerten von fern vor ihm auf, als er stürmisch und bacchantisch begann; die Sturm- und Drangperiode der Männer von der Feder ergriff den Jüngling mit dem herzoglichen Scepter. Das ist die Lust und die Eigenthümlichkeit in deutscher Entwickelung, daß dieser Beginn eines neuen großen Lebens so kleinem verborgenem Quellwasser angehört, der volle Strom unserer Nationalgestaltung noch immer nicht diesen Anfängen entspricht. Je enger der Raum seiner Herrschaft war, desto leichter dünkte dem jungen Fürsten die Ausführbarkeit seiner Plane. Er wollte mehr als bloßes Wohlbehagen und gemächliche Genußsucht ästhetischer Nobili, wollte mehr sein als ein Mäcen der Künste und ihrer Luxusformen; in seinen Gedankenkreis stiegen gemach, je reifer er ward, die Ideen zur gesammten Reform des deutschen Lebens, und selbst wo er damit scheiterte, hat er Anreiz gegeben zur Nachfolge, Samen gesäet, den noch die kommenden Geschlechter als Ernte begrüßen werden. Er ward ein Selbstherrscher in seinem Lande, nur um neuen Gesetzen freier Selbstentwickelung Raum zu geben, und seine ganze Natur mit dem Anfangs stürmischen Auftritt, selbst seine persönliche Erscheinung mit dem kurz gedrungenen, scharf und hartnäckig insichgefugten Körperbau entsprach der Mission die er sich stellte, dem Beruf, ein bahnbrechender Pionier zu neuer Ordnung der Dinge in Deutschland zu werden. Den eiteln Schein der Herrschaft und Herrlichkeit verschmähte er; er durchbrach mißachtend das Ceremoniell des Hofes, wo es ihn hinderte, seinem Lebenstriebe Raum zu geben; die steifen Formen der Herkömmlichkeit warf er ab, um in sich und in allen Wesen um ihn her die Natur in ihrer Kraft und Wahrheit walten, das rein Menschliche gelten zu lassen. Das volle Gefühl des quellenden Lebens, das er in sich hegte, wollte er auch den Geschöpfen um sich her einflößen; er bezeichnete mit einer Goethe'schen Wendung in einem seiner Briefe diesen Drang als einen Trieb, „sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden." Das anfänglich unklare Brausen seiner genialen Jugendfülle ward in den ersten Jahren seines Regiments zu einer Excentricität, deren Wagnisse und Uebergriffe die Welt um ihn her erschreckte. Wir haben in der Schilderung der Frau v. Stein (Nr. 36 der Europa) Goethe's Sturm- und Drangperiode in Weimar bezeichnet. Für den Dichter ward diese Frauengestalt eine ordnende, concentrirende Macht. Der Fürst, im freien Gebahren seiner souveränen Stellung, ließ sich nicht bedeuten durch Schranken, die ein Weib zu ziehen über ein Dichtergemüth Einfluß genug hatte. Karl August ließ ungehinderter die lange gebundenen Flügel um sich schlagen; mit dem Gefühl frei gewordener Schöpferkraft, mit der Lust, Geister zu wecken und Ströme neuen Lebens dem Felsen hergebrachter Etiquette zu entlocken, wechselte der Sinnengenuß in jeder Gestalt. Goethe selbst, in welchem die Herzogin Mutter einen Mentor dem Sohne zugesellt glaubte, und der sympathetisch genug in allen Gelüsten des jungen Fürsten ein Genosse und Gefährte ward, mußte alsbald, je nachdem Frau v. Stein den Zügel für ihn ergriff, staunend innehalten und für des fürstlichen Freundes Leben und Heil besorgt werden und zittern. So entfesselt waren die sprudelnden Lebensgeister in Karl August; der Fürst überflügelte im Sturm und Drang seiner „wilden Jahre" den Dichter. So werden uns die ersten Jahre der ersten Epoche bezeichnet, in welcher Fürst und Dichter, innig befreundet, sich die innere und äußere Welt zum Genuß erschlossen. Der Herzog war acht Jahre jünger als Goethe; sein Günstling hatte schon deshalb Beruf und Antrieb, ihn vor allzu freiem Drang der Naturkraft zu behüten. Lenz und Klinger erschienen als Goethesche Freunde am Hofe, und sie trieben, wie sie selbst berichteten, „des Teufels Zeug" in Wald und Flur, unter den Hofleuten und in den Kreisen von Stadt und Land. Man weiß nicht, wer den Andern überbot im Humor und in der Ausschweifung der Laune. Wagnisse auf Reisen und Jagden ließen für des Herzogs Leben ernstlich zittern; Goethe schreibt, der Herzog suche „das Natürliche noch immer im Ungeheuerlichen." Seit dem Schloßbrande ermangelte Weimar eines festen Theaters. Ein Liebhabertheater ersetzte das und ward ein Spielraum zu Improvisationen für Prinzen, Dichter und Schauspieler. Fürst

und Dichter wurden sich unentbehrlich, waren in den ersten Jahren ihrer Gemeinsamkeit unzertrennliche Gefährten. Ganze Tage verbrachten sie zusammen, schliefen des Nachts im selben Raume, saßen halbe Nächte beim Becher im Gespräch und im Entwerfen neuer Lebenspläne. Die stillen Stunden der Sammlung ward man weniger gewahr; man sah nur das Lärmende dieses wunderbaren Geisterbundes, und die Schranzen des Hofes verleumdeten die losgebundene Sitte die aller Form Hohn sprach, den freien Waldwuchs der Natur walten ließ, wo sonst die Etiquette ihre steifen Taxuswände zog. Und es ward ruchbar über Weimar hinaus, wie sie hausten und wirthschafteten; Klopstock in seiner ungelenken Orthodoxie nahm Anstoß, hielt den Grafen Stolberg, der als Weimarischer Kammerherr berufen wurde, zurück und schrieb jenen pedantischen Mahnbrief, der den Bruch mit Goethe hervorrief. Merck, der Menschenkenner, war einsichtsvoller. Ein Brief von seiner Hand aus dem Jahre 1777 spricht von des Herzogs „eisenfestem Charakter," seiner Selbständigkeit, seiner Gescheutheit. „Ich würde heißt es darin, aus Liebe zu ihm dasselbe thun was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr soviel Augen haben, zu sehen, wie die Bedienten die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menschen oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen" 2c. „Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethe's Affen." Daß Karl August eine selbständige Natur war, bewies er später, als sein politischer Horizont die politischen Begriffe seines Dichters weit überflügelte. Es ist nie eine Trennung zwischen Beide getreten, die empfindliche Spannung in Bezug auf den Hund des Aubry später ausgenommen. Aber sie entfernten sich allgemach von einander, nachdem sie Jahrzehnte lang den tiefsten Austausch genossen. Karl August schüttelte sogar über Goethe's Verhalten und Gebahren den Kopf, und schrieb: „Der Mensch wird immer feierlicher;" und fand diese Feierlichkeit in der Haltung sogar „possierlich." Aber der jugendliche Fürst hatte sich in der That nach dem Dichter gebildet und geschult; er theilte nicht blos wechselweis den Styl der Wertherschen Sentimentalität und der Götz'schen Derbheit im Holzschnitt von Hans Sachs; er legte, als Goethe bei ihm erschien, seinem Hofe den Wertherfrack sammt Weste und Beinkleidern als Kleidergesetz auf, und ließ damit nur Wieland eine Ausnahme machen. Graf Görz, in Ungnade gefallen, lästerte viel über den Umschwung der Dinge in Weimar. Goethe ward Conseilpräsident, und Herder ward berufen, zum Theil auf Goethe's Betrieb, zum Theil um der Lieblingsidee der Herzogin Mutter, der Stiftung eines Lehrerseminars, Raum zu geben.

Bei alle dem müssen die ersten Jahre der Gemeinschaft zwischen Fürst und Dichter als gefahrdrohende für den Herzog selbst bezeichnet werden. Wir wissen nicht, welche Gottheit vorzugsweise sich des jungen Gemüthes bemächtigen zu wollen schien, aber Karl August bedurfte in der That eines Rettungsactes. Nun war es Goethe selbst, der diesen Act vollzog. Eine schleunige Entfernung, eine Zerstreuung, eine neue Sammlung im freien Athem und am Busen der Natur schien nothzuthun. So erscheint uns die von Goethe mit dem Herzog fast gewaltsam und auf des Dichters Gewährschaft unternommene Schweizerreise im Jahre 1779. Dort war's, wo Geist und Sinn des jungen fürstlichen Stürmers „sich im Erhabenen der Natur badete" und Heilung fand. Man fand den Herzog nach der Rückkehr zu seinem Vortheile verändert, weniger excentrisch, weniger gewaltsam nach Wagnissen und Lustbarkeiten dürstend. Die auffallendste Neuigkeit war freilich, daß er seitdem einen Schwedenkopf trug.

Aus dem Jahre 1782 liest man in den Briefen an Frau v. Stein ein befremdendes Wort Goethe's über seinen Fürsten: „Der Herzog ist wacker und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben g e r i n n e n machte, und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte über sein Wohl und Weh gleichgültig zu werden. Es ist eine curiose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau, indeß viele Sorgliche abgehen." — Der Herzog selbst sprach ein ernst treffendes Wort über sich selbst. „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen." Resignation und Selbstbeherrschung erwuchsen in ihm langsam, aber sicher; nur daß ihm Welt und Nachwelt nicht verzeihen zu können scheint, daß er neben seinem ebenbürtigen ehelichen Verhältniß für sein Behagen noch eines zweiten bedürftig wurde, in der Schauspielerin Jagemann, spätern Frau v. Heigendorf, der leichten und laxen Sitte der Zeit Raum über sein Herz gab.

Die Herzogin Luise, „in Gestalt und Wesen eines Engels," aber nicht von gleichem Humor, um wie Herzogin Amalie mit Lust und Laune auf den Uebermuth und das verwogene Spiel des Genies einzugehen, hatte gleich zu Anfang in den Excentricitäten des Gemahls Abwege von der Bahn strenger Fürstensitte gefunden. Etwas mehr Schwung und Gleichtact in der Welle des Blutes, und sie hätte sich des Fürsten vielleicht bemächtigt für die ganze Lebensdauer. Statt dessen ward sie scheu und schüchtern; ein stiller Schmerz breitete mit aller Weihe der Hoheit die Farbe der Duldung und Entsagung über ihre Gestalt und über ihre Stimmung. Aber dieser passive Muth, der still ausharrte, ward in der Zeit der Noth rasch activ, als es, Napoleon gegenüber, galt, des Hofes und des Landes Recht und Ehre zu retten. Im Jahre 1776 hatte Goethe an Lavater geschrieben: „Wegen Karl und Luise sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind."

Es war in derselben Zeit, als Wieland schrieb, der Herzog könne ohne Goethe nicht mehr schwimmen noch waten; der Hof oder vielmehr seine „Liaison mit dem Herzog" verderbe dem Dichter viel Zeit, um die es herzlich Schade sei; und doch sei „bei diesem herrlichen Gottesmenschen nichts verloren." Einen Monat nach des Dichters Anstellung als Geheimer

Legationsrath schrieb der Alte: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art, zu sein, scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblick an, da er decidirt war, sich dem Herzoge und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt." — Und: „Er hat bei all seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Bonifaz-Schleichers und politischen Kreuzspinnen zusammengenommen in Leib und Seele. Solange Karl August lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus." Schäfer in seinem Leben Goethe's ist der Meinung, der Dichter sei ohne ein lästiger Mahner zu werden, ein einsichtsvoller Pädagog seines Fürsten gewesen, während es in den Augen der Meisten den Schein hatte, als sei er nur ein Genosse seiner Vergnügungen. Knebel schrieb an einen Freund: „Wenn sie den Herzog liebhaben müssen, so bedenken Sie daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben hat." Jedenfalls waren sie gegenseitig ihre Schuldner, und auf welcher Seite das Meiste geleistet, ist bei so zarter und tiefer Gemeinsamkeit ächter Freundschaftsbündnisse nie schließlich zu ermitteln. Selbst der Anregende hat nicht mehr Verdienst als der Zweite, dessen nachhaltige Natur das nur Angebahnte festhält und durchführt. Goethe's Entwickelung ist ohne seine Fürstenfreundschaft nicht denkbar, ebenso wenig wie die Dichtungen seines Mannesalters ohne den Einfluß der Frau v. Stein ins Leben treten konnten. Die goldenen Fäden dieses Verhältnisses zwischen Fürst und Dichter, sagte der Kanzler Müller in seiner Festrede, seien zu zart für alle Darstellung, könnten nur in den Wirkungen belauscht und betrachtet werden. „Ein freies Naturleben, heißt es in der Festrede, schien des Herzogs höchstes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hinwandte sich der prüfende, forschende Sinn, die Naturwissenschaften und was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt, in heitern Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen."

Karl August war kein blos ästhetisirender Prinz, kein blos in den Künsten dilettirendes Talent; er war ein von Gott und Natur getriebener, zu einer neuen Weltordnung berufener Fürst, der mit Friedrich dem Großen des Fürsten Werth darin fand, der Erste seiner Nation, der oberste Diener des Staates zu sein. Wie jener Preußenkönig hatten auch kleinere deutsche Regenten, wie der Herzog von Dessau, der Markgraf von Baden in Verwaltung, und Gesetzgebung aufgeräumt. Karl August war in diesem Betracht des großen Friedrich bester Nachfolger. Schon 1775, gleich im ersten Jahre seiner Regierung, wo man ihn mit den poetischen Genies im genialen Uebermuth eines fast studentischen, burschenschaftlichen Treibens fast untergehen sah, gab er seinem Lande eine neue Proceßordnung mit Abschaffung der Kirchenbuße und Verbesserung der gesammten Rechtspflege. Herder wurde um seiner theologischen Freisinnigkeit willen nach Weimar, Loder aus Göttingen für die ars obstetricia (Hebammenwissenschaft) nach Jena berufen; Döbereiner beauftragt, im Lande die Fähigkeit zur Fabrikthätigkeit zu wecken; Bergwerke und Salzwerke wurden bearbeitet, in der Oekonomie die Dreifelderwirthschaft eingeführt, Holzsaat, Waldpflege und Gartenbau aufs eifrigste betrieben. Die Wissenschaft erreichte mit Fichte, Schiller und anderen Heroen in Jena so gut wie in Weimar die schöpferische Poesie ihren Flor. Karl August war allseitig als Fürst und Landesvater. Daß er sich in diesen verschiedenen Gebieten nicht für unfehlbar hielt, bewies eben seine sorgsame Umschau nach den besten Köpfen und Kräften. Nach einem Besuche beim Fürstbischof von Würzburg sagte er: Ein Fürst kann ein herzlich guter Mensch sein und sein Land sich doch herzlich schlecht befinden. Das Murren des Weimarischen Philisters, der in den Schöpfungen der Musen Treibhaus- und Luxuspflanzen sah und sieht, war ungerecht, denn Karl August war gleich sorgsam auf allen Gebieten des socialen Lebens; er weckte mit den geistigen Kräften zugleich die materiellen des Volkes und des Landes.

Goethe's Ernennung zum Conseilpräsidenten, denn Goethe war „nichts als Dichter," wurmte am meisten die im Hof- und Actendienst ergrauten Beamten, dergestalt, daß Karl August für nöthig hielt, eine sein Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Acten zu geben.*) Dies Document edelster Fürstengesinnung, aus des Herzogs neunzehntem Lebensjahre, lautet wie folgt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen als wo er selbst seine außerordentlichen Fähigkeiten gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch seinen Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

Goethe selbst gab folgendes Zeugniß über seinen fürstlichen Freund: „Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu un-

*) Wieland schrieb 1781: „Der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geheimer Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt."

terscheiden, und Jeden an seinen Platz zu stellen. Er war beseelt von dem reinsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren. Und endlich: Er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urtheilte selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis." — „Wie belohnend war es, für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Aussichten eröffnete, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinsehend, und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Absichten gemäß gehandelt hatte."

Goethe's anderweitige Zeugnisse über seinen großen Freund, — denn der trauliche Briefwechsel zwischen Fürst und Dichter ist der Oeffentlichkeit entzogen, — stehen in seinen Gedichten. Im Gedicht „Dem Schicksal," 1776 in Ilmenau gedichtet, finden wir eine Erinnerung an die abenteuerlichen Fahrten nach Stutzerbach, einem Walddorfe das mehrfach der Schauplatz war, wo der Herzog für „die spanischen Stiefel" des Hofes Entschädigung in Naturfreuden suchte. Sein Ungestüm war eine Zeitlang unersättlich, und den Dichter wandelte fast Reue an, der Gefährte maßlosen Uebermuthes dort gewesen zu sein. Er sang in jenem Gedichte:

Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberbann mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, Du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Sieben Jahre nach jener Zeit gab der Dichter im Gedicht: „Ilmenau," einer Geburtstagsgabe zum 3. September, einen Rückblick auf die Sturm- und Drangperiode, die er an der Seite des Herzogs überstanden. Dort heißt es:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt —
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe die am Zweige kriecht
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe die am Boden liegt,
Die zarte Schaale helfen zu durchbrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmahl;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus,
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Und bei dem Hinblick auf das Ziel hoher Fürstenpflichten heißt es:

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein, streue, klug und reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Den edelsten Zug aber in einem deutschen Fürstenspiegel lieferte Karl August selbst in dem denkwürdigen Briefe, den er 1781 an Knebel schrieb, als Dieser aus seinen Diensten treten wollte. Er datirt vom 4. October jenes Jahres und habe hier seine Stelle:

„Ists möglich, daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Anderen eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen sehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen, und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben. — Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, wäre es rühmlich und besser, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Knie, und trügen Lasten, die

nur für Rücken von Saumpferden gemacht sind. Durch dieses glauben wir dann unsere Existenz zu erfüllen und unsern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm springen, statt uns selbst wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom festen Boden her, fortzuhelfen.

Keiner mag dann seine Natur richtig erkennen; der Eine zu fröhlichem Zurufen bestimmt, will in den Schlamm, und das Lastthier will auf den besten Weg, um sich zu sonnen. Ersterer, indem er tragen will, wozu seine Schultern nicht gewöhnt sind, statt sich seiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt stecken und versinkt unnütz und leidend, während das letztere den Platz des ersten erhaltend, aus lauter Wohlsein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist dem das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, das Du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als den des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

Sind wir nicht blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäthrin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen, und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Saamen zu bekommen, und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehen, oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? nimmst Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur fern befürchten zu müssen, ist's dann nicht weiser, auszuhalten, „als aufs Ungewisse, das sich nicht einmal in die Form hin" übersehen läßt, zu wagen? Wem bist Du mehr Nutzbarkeit schuldig als Denen, die Dich lieben, und wem nützest Du denn weniger, wenn Du Alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was Du für sie thatest, und Dich ihnen fremd und abgebunden machst? — Achtest Du Dich denn so gering, oder hältst Dich so für allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß' uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so r e i s e! Da Du nicht am Wege zum Steineklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des besten Schweinefleisches, oder eines schön in Essig gebeitzten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist? C. A., H. z. S."

Im Briefwechsel mit Knebel (K. L. v. Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. 3 Bde. Leipzig, 1835) finden wir 51 Briefe von Karl August, vom Jahre 1780 bis 1800. Brief 5 enthält Naturempfindungen im Wertherschen Style, während Brief 19 schon einfacher und klarer über die Naturwissenschaften sich ergeht. Der zehnte ist der von uns mit-

getheilte; der vierzehnte enthält den Ausspruch über den Fürstbischof von Würzburg. Es war Karl Augusts Eigenthümlichkeit, sich nicht über die Menschen, aber auch nicht unter die Genies zu stellen; er lebte, dachte und fühlte in tiefster Gemeinsamkeit mit ihnen, intim und anspruchslos; in seiner Einfachheit liegt die Kraft und Wahrheit seiner Genialität. Sein Humor ist ächt gesund, er giebt ihm auch kraft seiner fürstlichen Stellung, aber ungesucht eine Ueberlegenheit, in späterer Zeit selbst über Goethe. Er war geistvoll und witzig, ohne sich zu forciren. In dieser Fürstenseele fehlte alle Schönthuerei, alle Ostentation; sein Enthusiasmus war der des Kraftmenschen ohne kränklich nervöse Gelüste und Aufregung. Er war bei allem was er trieb, mit der ganzen vollen Blutwärme des Menschen, der da fühlt wie schwer die Bedingungen des Lebens, die Aufgaben des Wissens und Schaffens zu erledigen sind. Er war überall gleich ächt und wahr, sei's wenn er das Genie Bruder nannte, oder die Pedanterie ironisirte und über das Ennui der hergebrachten Phrase schalt. Diesen Eindruck geben uns des Fürsten Briefe an Knebel.

Seine Briefe an Merck (21 an der Zahl) zeugen mehr von seinen praktischen Kennerblicken, Bestrebungen und Leistungen. (Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze, herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt 1835). Im Briefe Nr. 112 aus dem Jahre 1780 schickt der Herzog einen Kammerassessor auf Reisen, um ihn was lernen lassen, ihn „wenigstens von der Secretariatsluft zu reinigen." Nr. 170 giebt eine merkwürdige Betrachtung über die Schwierigkeit, in Gemälden den Schwerpunkt zu finden; dies wird in Dresden von ihm an der Sixtina beleuchtet. In Nr. 177 will Karl August aus Gibraltar reiche Juden, die 1783 aus Mainz flüchteten, nach Thüringen ziehen. Der scharfsinnige Menschenkenner Merck ward vielfach von Karl August benutzt beim Ankauf von Bildern, um Rath gefragt über Personen und Sachen. Der Fürst überrascht uns oft durch seine Einzelkenntniß im Hausbau, seine praktischen Selbsterfahrungen auf Gebieten, wo sonst nur der Fachmann bewandert ist, während Briefe an Schiller seine Fähigkeit, Strebsamkeit und Virtuosität in der Technik der Poesie bezeugen. An Merck reizte ihn der nüchterne Scharfsinn und die unerbittliche Menschenkenntniß, — Gaben, die den darmstädtischen Kriegsrath und Zahlmeister bei Entdeckung eines Cassendeficits doch nicht vor Verzweiflung und Selbstmord schützten; er machte 1791 seinen körperlichen Leiden in einem Anfall von Schwermuth ein Ende.

Wie intim Merck mit dem Herzog gewesen, beweist vorzüglich ein Bekenntniß des Letztern in einem Briefe aus dem Jahre 1783. Die Geburt des Erbprinzen rief mit Vatergefühlen in Karl August einen entschiedenen Wendepunkt hervor, nachdem seine Ehe acht Jahre lang kinderlos geblieben war. „Sie haben Recht, schreibt er an Merck, daß Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann" ꝛc.

Daß Karl August auf politischem Boden höher stand als sein Liebling Goethe, er Diesen als Mann seines Staates und seines Volkes überflügelte, sei schließlich zur Charakteristik Beider angedeutet. Goethe war nicht blos ein Feind der großen weltumwälzenden Bewegungen, die beim Ablauf des Jahrhunderts den Wendepunkt zur neuen Zeit heraufbrachten; er haßte auch die politische Aufregung der deutschen Befreiungsjahre, in der versteiften Sorge, die „ruhig fortschreitende Bildung Deutschlands würde von neuem dadurch gestört" und zurückgeworfen werden. Napoleon war sein Mann des Jahrhunderts, und als die Deutschen anfingen, sich im Haß gegen den fremden Tyrannen als Nation zu fühlen, ging Goethe, ihr größter Dichter, Wetten darauf ein, es werde ihnen nicht gelingen, und rief, ganz betäubt von der Größe des Corsen und ungläubig gegen sein eigenes Volksthum: „Ja, rüttelt nur an Euern Ketten! Ihr werdet sie Euch nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Goethe's Größe gewann mit dieser Abkehr von Deutschlands politischer Gestaltung einen Beigeschmack von Ironie, und selbst die Versuche nach ihm, Deutschlands staatliche Formlosigkeit zu beenden, haben ihn kaum Lügen gestraft. Wäre Karl August Napoleonist wie sein Dichter gewesen: der Protector des Rheinbundes hätte ihn zum König von Thüringen gemacht, während der Herzog seine Treue an Preußen arg büßen mußte. Aber schon in jüngern Jahren erschien dem Dichter Goethe an seinem fürstlichen Freunde die politische Betheiligung und der Drang, dem Vaterlande aus seiner Noth zu helfen, bedenklich. Er zählte die kriegerischen Regungen in ihm zu den beklagenswerthen Wagnissen, die seiner Umgebung alles ruhige Behagen störten. Und mit dem in Frankreich über das Königthum herandrohenden Gewitter entwickelte sich im jungen, damals 31jährigen Fürsten entschieden ein kriegerischer Hang. König Friedrich Wilhelm von Preußen übergab dem Herzog mit dem Generalmajorsrang das vormals Röhrsche Kürassierregiment. Karl August widmete sich dem Dienste mit Eifer, war oft monatelang in Aschersleben, dem Standorte des Regiments; so 1788, wo Goethe darüber lamentirt. Schon 1785, noch bei Lebzeiten des alten Friedrich, war der Herzog mit seinem Dichter in Braunschweig gewesen, um für den deutschen Fürstenbund, Friedrichs letzte That, zu wirken. Während Goethe in Italien war, machte Karl August Reisen für diese Idee und im Interesse eines sich einigenden Deutschlands bei dem Zusammenfall des alten Reichs. Er war in Mainz beim Primas und Kurfürsten Erzkanzler, Joseph v. Erthal, beim Würzburger Fürstbischof, dessen Bruder, warb für solch Bündniß und widerlegte den aufsteigenden Argwohn, eine solche Union käme nur Preußen zugut. Gegen Friedrichs französische Tendenzen hat er sich in Briefen zu jener Zeit kräftig ausgesprochen; aber nach des großen Königs Tode machte Karl August die Idee einer Union zur Neugestaltung des wurmstichigen Reiches deutscher Nation zur seinigen. Seine Gedanken reichten so weit, daß er sich aus diesem Fürstenbunde einen Zollverein construirte, die Organisation eines solchen betrieb, der erst so lange nachher unter den deutschen Bruderstämmen Raum gewann und Thatsache wurde. In der That, Karl August von Weimar hat zuerst diesem Gedanken Worte und Ausdruck

gegeben; seine politische Union sollte auch eine commercielle, sein Fürstenbund ein deutscher Völkerbund werden. Er war zu diesem Zwecke in Berlin, ward aber mit geringschätziger Gleichgültigkeit aufgenommen und beklagte sich bitter darüber in einem Briefe an den Grafen Görz, der preußischer Minister geworden war. Er schalt über den „trägen Schlummergeist, der seit dem dreißigjährigen Kriege Deutschland befallen“, eiferte „für Wiederbelebung des Nationalgeistes in unserm Vaterlande.“ Undank und Unverstand war sein Lohn; er gehörte seitdem zu den Märtyrern deutscher Einheit und Freiheit. 1787 hatte er als Freiwilliger den Feldzug in Holland mitgemacht; 1792 wohnte er der Kanonade von Valmy bei, welche den Sieg der Revolution über die Intervention entschied. Im nächsten Jahre half er Mainz wiedererobern, nahm noch Theil an den Schlachten bei Pirmasens und Kaiserslautern, trat aber dann aus dem preußischen Kriegsdienst zurück, weil er die Thorheit einsah, durch kindische und kleinliche Ausbrüche des Zorns den Tiger erst zu reizen. Er beschloß, sich jetzt ganz nur speciell seinem Lande zu widmen. An Döbereiner giebt es einen Brief, der uns rührenden Aufschluß giebt über des alternden Herzogs steigende Neigung zur Naturkunde, namentlich zur Botanik. Er gesteht, daß er sich mit Blumen und Pflanzen, die nicht so treulos wären wie Menschen, gern beschäftige, nachdem er soviel Täuschungen erfahren von gleichberechtigten Wesen der Schöpfung. Später, als die Noth stieg, griff der Herzog abermals zum Degen und übernahm ein preußisches Commando. Es fehlte nicht viel, und Napoleon hätte die Existenz des Staates Weimar ausgelöscht; vielleicht machte ihn blos die würdevolle Haltung der Herzogin Luise darin wankend. Der Congreß zu Erfurt (1808) zwang den Herzog zum Beitritt zum Rheinbunde; aber auch nur gezwungen entließ er Fichte und schränkte die Preßfreiheit ein, die er selbst gegeben. Karl August war der erste deutsche Fürst der seinem Volke eine Verfassung mit einer Kammer für Volksvertreter gab. Dies allein schon würde seinen Werth für immer sichern, und er gab diese Verfassung einem Völkchen, das halsstarrig und befangen genug war, die ihm von seinem Fürsten empfohlene Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen zurückzuweisen. Er war in der That ein Fürst der nicht blos über seinem Volke und seiner Zeit stand, sondern nach Freimuth und Gesinnung auch Diejenigen überragte, die für die glänzenden Träger jenes Zeitalters galten.

Mit Alexander v. Humboldt hat er die letzten geistesfrischen Stunden verlebt; und der große Naturforscher hat Zeugniß abgelegt von des seltenen Mannes unersättlichem Wissensdrang. Nie gewohnt, sich zu schonen, war er 1828 einer Einladung des Berliner Hofes gefolgt, an welchen sich sein Haus seit der Vermählung zweier Töchter gebunden sieht. Er sprach mit Humboldt auch noch über die pietistischen Richtungen, die der Absolutismus auszubeuten suche. Er klagte, schrieb Humboldt, über den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolitismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. Auf der Rückreise von Berlin starb er zu Gradiz bei Torgau am 28. Juni jenes Jahres, 70 Jahre alt. — Wir haben sein Bild hier gezeichnet, wie es in einem getreuen Porträt sich uns darbietet, auf einer alten Droschke fahrend, im abgetragenen Mantel mit Soldatenmütze, eine Cigarre rauchend, behaglich, aber seiner Aufgabe als Mensch und Fürst eingedenk mit den leuchtenden Augen, die Wahrheit suchen in einfacher Form. Just in dieser Einfachheit ungeschminkter Wahrheitsliebe lag und liegt seine Größe. F. G. K.

Bayard Taylors Reise nach Lappland.*)

Muoniovara in Lappland (68 Gr. n. Br.), den 10. Jan. 1857.

Aus Mangel an einer solidern Nahrung tranken wir in Juozenvi soviel Milch, daß wir Beide, trotz des gesunden Schlafs unter unserer Decke von Schaffellen, des Morgens mit Kopfschmerzen erwachten. Der finnische Wirth gab mir, indem er seinen Zeigefinger in die Höhe hielt und das Wort „üx“ aussprach, zu verstehen, daß ich für unsere Bewirthung einen Rixdaler (ungefähr 26 Cents oder 11 Silbergroschen) zu bezahlen habe, und war vor dankbarem Erstaunen ganz außer sich, als ich ihm eine Kleinigkeit mehr gab. Wir fuhren des Morgens um sechs Uhr, wo die Nacht eben am dunkelsten war, ab, und es war beinahe unmöglich, auf dem fleckenlosen Schnee eine Spur zu erkennen. Auf unser gutes Glück, das Umwerfen zu vermeiden, vertrauend, folgten wir der Spur des Skjutsbonde, der unsern Gepäckschlitten auf einem Schlitten des Bondes befestigt hatte und auf seinem erhabenen Sitz niedergehockt, voranfuhr. Unsere Pferde waren leidlich, doch wir hatten bis Pello, die nächste Station, 18 engl. Meilen, und erreichten es erst um zehn Uhr.

Unsere Straße war meistens auf dem Flusse Torneå, doch fuhren wir bisweilen, um Krümmungen abzuschneiden, bald an dieser, bald an jener Seite eine kleine Strecke durch den Wald. Die Morgendämmerung dauerte wieder stundenlang und wir hatten von neuem Gelegenheit, die glänzenden Uebergänge der Farben zu bewundern. Die Wälder waren in ihrer Stille, Weiße und wundervollen Verschiedenheit der schneeigen Verzierungen unbeschreiblich. Die Trauerweiden hingen über die Straße herab und bildeten weiße, mit Franzen verzierte Bogen. Die Tannen trugen Mäntel von Hermelin, Manschetten und Kragen von den weichsten Schwanflaumfedern. Schnee, Wind und Frost hatten in den Formen des Waldes die wunderbarsten Umgestaltungen bewirkt. Hier waren knieende Nonnen, deren Arme sorglos an ihren Seiten herabhingen, während die weißen Kutten über ihre Gesichter fielen; dort lag der Helm eines Kriegers; von den Spitzen der kleinen gothischen Kirchthürme hingen zerrissene und zerlumpte Vorhänge von Spitzen herab; Höhlen mit einem Ueberzug von Marienglas verschlossen, silberne Palmblätter, Thüren, Schießscharten, Bogen und Arcaden waren in einer phantastischen Verwirrung unter einander geworfen und mit den entschiedeneren Formen der größern Bäume vermischt, die dennoch nur der Form nach Bäume waren, so vollständig waren sie in ihre blendende Verkleidung eingehüllt. Es war ein bezaubertes Land, in dem man kaum zu athmen wagte, damit der Athemzug den Zauber nicht zerbreche.

*) Vergl. Nr. 7, 8, 9, 15, 22, 27 u. 33.

In der Landschaft selbst war nur wenig Veränderung zu bemerken, denn diese bestand einzig und allein darin, daß sie wilder und rauher, und die Niederlassungen ärmlicher und weit seltener wurden. An jeder Seite waren niedrige Hügel, eine Wildniß von Birken und Kiefern, und über den Flüssen und Sümpfen große Schneeflächen. Als wir uns Pello näherten, erblickten wir das erste Rennthier, das neben einer Hütte stand. Es war ein großes, schönes Thier; den Herrn desselben, der in Pelz gekleidet war, nahmen wir natürlich sogleich für einen Lappländer. In dem Wirthshause brachte eine magere, alte, häßliche Person, die ein Dutzend schwedischer Wörter wußte, uns etwas Brot, Milch und rohen, gefrornen Salm, der, mit Hülfe vieler Butter, uns für ein Mahl genügte. Unsere nächste Station war das 16 englische Meilen entfernte Kardis, wohin wir in vier Stunden fuhren. Während wir auf der schwedischen Seite mitten in einem Walde waren, geriethen wir in eine Rennthierheerde, bei der sich ein halbes Dutzend Lappländer befanden. Es waren ungefähr fünfzig Rennthiere, die durch den Schnee wateten, von denen zwölf frei liefen. Die übrigen waren an Pulks — so heißen die nachenartigen Rennthierschlitten — gespannt, von denen einige mit Vorräthen und Gepäck beladen waren. Die Lappländer, gutaussehende junge Burschen von einer glänzenden, kupfer-orangegelben Gesichtsfarbe, waren keineswegs so unfreundlich, kurz und zwergartig, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Einer von ihnen war sogar mit seinen lachenden Augen, glänzenden Zähnen und einem dünnen, schwarzen Schnauzbarte wirklich hübsch.

Wir waren gezwungen, eine Viertelstunde Halt zu machen, bis die Heerde an uns vorüber war, und dann fuhren wir wieder über den Fluß. Die Wirkung des Sonnenuntergangs auf den Schnee war wundervoll, — die fleckenlosen Hügel und Ebenen nah und weit erschienen in einer milden rosenfarbigen Schattirung, bis sie zuletzt nichts mehr glichen als Hügeln von Erdbeereneis.

In Kardis schickten die Leute nach einem Dollmetscher, der ein junger, aber ganz blinder Mann war. Er verhalf uns zu Pferden, obschon wir eine Stunde aufgehalten wurden, weil auf diesen Stationen nur ein Pferd bereitgehalten wird und ein zweites in der Nachbarschaft aufgetrieben werden mußte. Ich benutzte den Aufenthalt, um einige finnische Wörter zu lernen; — mein ganzer Reisevorrath, auf den zu vertrauen ich seitdem genöthigt gewesen bin. Damit Sie sehen, wie wenig Wörter von einer fremden Sprache Sie in Stand setzen, zu reisen, und um Ihnen eine Probe des Finnischen zu geben, werde ich sogleich mein ganzes Wörterbuch folgen lassen.

eins üx
zwei eax
drei kolma
vier nelia
fünf viis
sechs oos
sieben seitima
acht kahexa
neun öhexa
zehn kiumene
ein halb puoli
Pferde hevorsie
sogleich varsin
fertig walmis
fahr zu! ayo perli!
wieviel? guinga palia?
eine Meile peligorma
Brot leba
Fleisch liha
Milch maite
Butter voy
Feuer valkär
ein Bett sängu (schwedisch).
gut hüva
schlecht paha.

Wir setzten bei dem herrlichen Nachmittagsmondlichte unsern Weg auf dem Flusse fort. Die Pferde waren langsam; ebenso waren die beiden Skjutsbonden, denen ich vergebens zurief: Ayo perli! Braisted konnte nur mit Mühe seine Neigung, sie bei den Ohren zu fassen, unterdrücken. Stunde auf Stunde verging und wir wurden immer hungriger, zorniger und ungeduldiger. Gegen acht Uhr hielten sie unterhalb eines Hauses an der russischen Grenze an, holten etwas Heu für ihre Pferde, klommen das Ufer hinan und forderten uns auf, ihnen zu folgen. Wir arbeiteten uns mit einiger Schwierigkeit durch den Schnee und traten in die Hütte, die sich als die Wohnung eines Böttchers herausstellte; wenigstens saß der Bewohner derselben, ein grober, langhaariger, schmutziger Kerl, auf dem Fußboden und machte bei dem Lichte des Feuers einen Kübel. Die Querbalken über seinem Kopfe waren mit Reifholz und Bündeln von dünnem, getrocknetem Fichtenholze, das während der langen Winternächte zu Fackeln benutzt wird, gefüllt. Es gab weder einen Tisch, noch Stühle in der Hütte, aber eine niedrige, lange Bank stand längs der Wände und in einer Ecke fand sich eine alte Bettstelle. Neben der Thür standen zwei Näpfe mit Sauermilch und einem hölzernen Löffel. Die Finnländer scheinen sich dieses Getränks anstatt des Wassers zu bedienen, um ihren Durst zu löschen. Unsere Postillone setzten sich schweigend auf die Bank und wir folgten ihrem Beispiele, zündeten unsere Pfeifen an und rauchten, während der Böttcher nach dem ersten Blick auf uns mit seiner Arbeit fortfuhr; die übrigen Mitglieder der Familie, die in einer Ecke hinter dem Ofen zusammenhockten, waren gleichfalls still. Es verging eine halbe Stunde und der Geist bewegte Niemanden, den Mund zu öffnen. Zuletzt war ich der Meinung, daß die Pferde Zeit genug zum Fressen gehabt hätten, zeigte schweigend meine Uhr den Postillonen, die wie wir aufstiegen und fortgingen, ohne ein einziges Wort gesagt zu haben.

In Haparanda hatte man uns empfohlen, in Kengis Bruck an der Verbindung des Torneå mit dem Muonio zu übernachten, wo wir, wie man uns sagte, Alles bekommen könnten was wir brauchten. Dort sei ein schönes Haus, gute Betten und Essen und Trinken im Ueberfluß. Unser blinder Dollmetscher in Kardis wiederholte diesen Rath. „Fahren Sie nicht bis Kexisvara" (die nächste Station), sagte er. „Bleiben Sie in Kengis, wo Alles gut ist!" So sehnten sich denn unsere Seelen nach Kengis, der Oase in der nordischen Wüste. Wir fuhren bis zehn Uhr bei dem glänzenden Mondschein und der milden, köstlichen Luft — die Temperatur war jetzt 3¼ Grad Reaumur über Null — voran, ehe ein Zwischenraum in den Hügeln die Verbindung der beiden Flüsse ankündigte. Auf dem Gipfel eines Hügels zu unserer Linken erblickten wir ein großes Haus und zu unserer Freude fuhren unsere Postillone auf dasselbe los. „Ist das Kengis?" fragte ich; doch ich konnte ihre Antwort nicht verstehen und sie hatten bereits die Pferde abgespannt.

In dem Hause war Licht und als wir vorfuhren, sahen wir an dem Fenster ein weibliches Gesicht; doch das Licht wurde sogleich ausgelöscht und Alles war still. Ich klopfte an die Thür, die theilweise offen stand; doch es ließ sich Niemand sehen. Ich machte nun die Thür ganz auf und ein großes

Stück Holz, das im Innern des Hauses gegen die Thür gelehnt war, fiel auf die Erde und verursachte einen Lärm, der durch das ganze Haus wiedertönte. Ich wartete eine Zeitlang und tappte dann im Dunkeln durch die Hausflur bis an die Thür des Zimmers, in dem wir Licht erblickt hatten. Ich klopfte tüchtig. Nach einer kurzen Frist wurde die Thür von einem jungen Manne geöffnet, der mich in ein warmes, freundliches Zimmer eintreten ließ und mich dann anblickte, als ob er mich fragen wolle, was ich bedürfe. — „Wir sind Reisende und Fremde," sagte ich, „und wünschen die Nacht hier zu bleiben." — „Dies ist kein Gasthaus," antwortete er; „es ist die Wohnung des Besitzers des Eisenhammers." Hier muß ich bemerken, daß es in Schweden in entfernten Bezirken allgemein Sitte ist, daß Reisende sich ohne Ceremonie an den Geistlichen, den Beamten oder einen andern hochstehenden Mann wenden und dessen Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Trotz dieses zweifelhaften Empfangs und in Erwägung, daß unsere Pferde bereits in den Stall gebracht und die Station drei bis vier Meilen weiter war, erwiederte ich: „Aber vielleicht erlaubt man uns, bis morgen hier zu bleiben?" — „Ich will fragen," antwortete er, verließ das Zimmer und kehrte bald mit einer bejahenden Antwort zurück.

Wir hatten ein großes, hübsch möblirtes Zimmer mit einem Sopha und einem Bett mit Vorhängen, in das wir taumelten, sobald das Dienstmädchen auf einen Wink von mir uns etwas Brot, Käse und Milch gebracht und wir unsern Hunger und Durst gestillt hatten. Des Morgens brachte man uns Kaffee und wir machten uns eben zur Abreise fertig, als der Hausherr erschien. Er war ein kurzer, stämmiger, kenntnißreicher Schwede, der uns höflich grüßte und nach einer kurzen Unterhaltung dringend einlud, bis nach dem Frühstück bei ihm zu bleiben. Wir waren viel zu hungrig, als daß es einer großen Ueberredung bedurft hätte, und in der That übertraf die Tafel, auf der Fjäde (eine Art Wachtel und zu dem schönsten Jagdgeflügel in der Welt gehörend), Kartoffeln, Preißelbeeren und geschlagene Sahne aufgetragen war, von ausgezeichnetem Umeåbier begleitet, — worauf Kaffee folgte, Alles, was uns seit mehreren Tagen vorgesetzt worden war. Der Hausherr gab mir wichtige Belehrungen über das Land und beruhigte die Aengstlichkeit ein wenig, die ich zu fühlen begann, indem er mich versicherte, wir würden bis Muonioniska, das noch 95 englische Meilen entfernt war, überall Postpferde finden. Er theilte uns mit, daß wir uns bereits in der Gegend befänden, wo der Tag aufgehört habe, denn die Sonne sei in Kengis nicht mehr aufgegangen. Das war aber nur in Folge eines Hügels, der südlich lag; denn wir fanden später, daß die Sonne wieder über dem Horizonte erschien.

Wir hatten uns so gesättigt, daß wir den Tag über aushalten konnten, und nahmen nun von unserm gastfreundlichen Wirthe Abschied, der uns einlud, ihn bei unserer Rückkehr wieder zu besuchen. Als wir über den Torneå gefahren waren, gelangten wir nach einer Stunde über die Hügel nach Kexisvara, wo wir uns gezwungen sahen, eine Stunde lang auf Pferde zu warten. Die Wirthin und ihre zwei Schwestern waren sehr hübsch und würden sich gern mit uns unterhalten haben, wenn wir mit ihnen hätten sprechen können. Sie spannen alle Drei Werg und ihre Räder schnurrten tüchtig. Ein Viertel nach elf Uhr erschien die Sonnenscheibe und um zwölf Uhr berührte ihr unterer Rand den Horizont. Der Himmel war glänzend safrangelb und diese Schattirung veränderte sich dann in ein brennendes Gelb.

Die Pferde, mit denen wir unsere Reise fortsetzten, boten uns wenig Aussicht auf große Schnelligkeit; die Schwierigkeit vermehrte sich noch dadurch, daß ihr Geschirr für unsere Schlitten nicht geeignet war. Anstatt eines Kummets hatten sie weite hölzerne Joche, deren Enden durch Zapfenlöcher an der Spitze der Deichsel gingen und mit Pflöcken befestigt waren, und weil sie keine Bauchgurte hatten, so gerieth der Schlitten, wenn wir abwärts fuhren, den Pferden auf die Füße. Um das zu verhüten, haben die finnischen Schlitten sehr lange Deichseln. — Unser Weg ging den ganzen Tag auf dem Flusse Muonio fort, dem wichtigsten Nebenfluß des Tornea, der oberhalb der Vereinigung der beiden Flüsse die Grenze zwischen Schweden und Rußland bildet. Während der Nacht hatte ein heftiger Wind getobt und die Spur war vollkommen ausgefüllt. Der Torneå und der Muonio sind beide sehr reißende Flüsse mit vielen gefährlichen Stromschnellen; doch jetzt sind sie auf jedem Punkte, von ihrer Quelle an bis an den bothnischen Meerbusen, so fest wie Granit. Wir fuhren Stunde nach Stunde langsam voran und mehr als die Hälfte der Zeit mußten wir uns von der einen Seite auf die andere biegen, um das Umwerfen unseres Schlittens zu verhindern, was trotzdem während des Tages wenigstens ein Dutzendmal sich ereignete. Die Scenerie war unverändert: an jeder Seite niedrige, schwarze Tannenwälder, denen der Sturm ihre herrliche Schneehülle entrissen hatte; ringsum kein Lebenszeichen, nur verödete Hütten der Holzschläger, und ebenso begegnete uns den ganzen Tag nur ein einziger Schlitten. Hier und dort sahen wir am Ufer spitzige, 20—30 Fuß lange Boote, die den Canoes der Indianer glichen und umgestürzt waren. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und so war uns der herrliche Anblick, den er uns an den vorigen Tagen gewährt hatte, entzogen. Die Sonne ging vor ein Uhr unter und die schwache Dämmerung verdichtete sich zusehends in Nacht. Nichts konnte freudloser und schrecklicher sein; wir rauchten und plauderten wechselsweise mit längeren Unterbrechungen eines gänzlichen Schweigens und ich fing an zu denken, daß noch ein solcher Tag mir die kalte Zone gänzlich verleiden würde.

Es war vier Uhr und unsere Pferde zeigten sich bereits sehr ermüdet, als wir an der russischen Seite ein kleines Dorf Namens Jokijatka erreichten. Der Postillon hielt an einem Hause, oder vielmehr einem Viereck von Hütten an, und während er mir begreiflich machte, daß es ein Gasthaus sei, fügte er hinzu, bis zu dem nächsten sei es noch 4 Polan und 3 Pelikor (eine schrecklich unverständliche Entfernung). Wir traten ein, und der dünne, blasse, weißhaarige, doch sehr dienstwillige Wirth und seine rothbackigen Kinder bestimmten uns, hier zu übernachten. Man wies uns in das Milchzimmer, das warm, mit einem Fußteppich und einem Bett versehen war.

Ich benutzte mein Wörterbuch mit gutem Erfolg, wo-

bei ich von den gescheidten Kindern sehr unterstützt wurde, und zu rechter Zeit erhielten wir ein Abendessen von gebratenem Hammelfleisch, Brot, Butter und heißer Milch. Die Kinder kamen in ganz kleinen Unterbrechungen in unser Zimmer, um uns schreiben zu sehen, was sie wahrscheinlich noch nie erblickt hatten. Zuweilen standen sie in schweigender Neugierde eine halbe Stunde bei uns und liefen dann plötzlich hinaus, um in ein lautes Gelächter und Geschrei auszubrechen. Seitdem wir Matarengi verlassen, hatte man uns auf allen Stationen mit großer Verwunderung, die zuweilen sogar mit Mißtrauen vermischt war, betrachtet. Ob das nur eine einfache Manifestation der Abneigung war, welche die Finnländer gegen die Schweden hegen, für die sie uns wahrscheinlich hielten, oder von einem andern Verdachte von ihrer Seite herrührte, konnten wir nicht entscheiden. Nach einiger Zeit wurde einer der Nachbarn, nach dem man geschickt hatte, weil er ein wenig Schwedisch verstand, in unser Zimmer gewiesen. Durch ihn bestellte ich Pferde und erfuhr von ihm, daß die nächste Station, Kihlangi, $3\frac{1}{2}$ schwedische Meilen entfernt sei; doch finde sich in der Entfernung von einer Meile auf der russischen Seite ein Ort, wo wir die Pferde wechseln könnten. Wir hatten unser Schreiben beendigt und saßen am Ofen, wo wir uns beriethen, wie wir das Bett zu ordnen hätten, um jede Berührung mit der schmutzigen Decke zu vermeiden, als der Mann zurückkam und uns sagte, daß wir in ein anderes Haus gehen müßten. Wir gingen über den Hof nach dem gegenüberstehenden Hause, wo wir zu unserm großen Erstaunen in ein warmes Zimmer geführt wurden, in dem sich zwei Betten mit reinen, obwohl groben Leintüchern, ein Tisch, Spiegel und ein Stück Teppich auf dem Fußboden befanden. Der ganze männliche Haushalt versammelte sich, um uns von unserm Zimmer Besitz nehmen zu sehen und sich zu überzeugen, ob es uns an nichts mangele. Ich schlief köstlich und erwachte erst, als unser Wirth mit Holz ins Zimmer trat, um Feuer im Ofen anzumachen. Kaum hatte er gesehen, daß meine Augen geöffnet waren, als er hurtig seine Mütze abriß, sie auf den Fußboden warf, und sich dann mit so vieler Ehrfurcht und Stille bewegte, als befinde er sich in dem Schlafzimmer eines Kaisers. Seine Tochter brachte uns bei Zeiten vortrefflichen Kaffee. Halb sieben Uhr setzten wir unsere Reise fort.

Während der Nacht hatte sich die Temperatur wieder verändert und das Quecksilber stand $26\frac{2}{3}$ Grad Reaumur unter Null; doch der Himmel war hell und der Mondschein herrlich. Wir sind jetzt soweit nördlich, daß der Mond gar nicht untergeht, sondern sich um den Himmel herumdreht, indem er zur Mittagszeit gegen acht Grad am Horizont sinkt. Unsere Straße führte uns über den Fluß, ging an der Kirche von Kolare vorbei und durch eine Strecke schwedischer Wälder wieder zurück nach dem Flusse. Zu unserm großen Erstaunen hatte der Wind hier nicht geweht, der Schnee hing noch schwer auf den Bäumen und die Straße war fest gefahren. An dem russischen Posthause fanden wir blos eine Frau mit der gewöhnlichen Kinderheerde, von denen der Aelteste, ein sechzehnjähriger Knabe, Tannenholz zerspaltete, um Fackeln davon zu machen. Ich rief „Hevorsie“ (Pferde), worauf er langsam antwortete und mit seiner Arbeit fortfuhr. Nach einer Berathung mit der alten Frau wurde ein jüngerer Knabe fortgeschickt und wir setzten uns, um den Erfolg abzuwarten. Ich bestellte Fleisch, Brot, Butter und Milch, und nach einiger Zeit brachte man uns einen Krug kalter Milch, etwas Brot, das aus gemahlenem Gerstenstroh bereitet und schrecklich hart und zähe war, und ein Stück saure gefrorne Butter. In einem hölzernen Napfe, aus dem die Familie gefrühstückt hatte, waren einige stinkende Fische, während ein großer Topf voll Sauermilch, Butter, zerschnittenem Brot und Strohmehl, der über dem Feuer hing, ihr Mittagsessen enthielt. Das war Beweis genug für die Wahrheit der Erzählungen, die wir in Stockholm in Bezug auf die in Finnland herrschende Hungersnoth vernommen hatten, und es schien nicht unwahrscheinlich, daß wir an derselben Theil nehmen würden.

Ich kaute eine Stunde lang kräftig das Nothbrot und es gelang mir, genug zu verschlucken, um meinen Magen zu füllen, doch keineswegs meinen Hunger zu stillen. Die jüngern Kinder beschäftigten sich damit, die innere weiche Rinde des Tannenholzes abzuschälen, die sie gierig aßen. Es waren hübsche Kinder mit einer schönen Haut, doch nicht so roth und schön wie die der Schweden in Norrland. Wir waren genöthigt, mehr als zwei Stunden zu warten, ehe die Pferde ankamen und so ging uns der größte Theil des Tageslichts verloren. Die Postillone befestigten unsere Schlitten hinter ihren eignen großen Schlitten mit flachen Kufen, die sich leichter durch den Schnee bewegten als die unsrigen. Wir legten uns in dem Schlitten nieder, streckten uns in unserer ganzen Länge auf einem Lager von Heu aus, bedeckten unsere Füße mit der Rennthierhaut und fuhren fort. Wir hatten ungefähr eine schwedische Meile zurückgelegt, als die Postillone vor einem Hause auf der russischen Seite Halt machten, um ihre Pferde zu füttern. Es war Niemand darin; doch einige Kohlen unter der Asche auf dem Heerde bewiesen, daß es augenscheinlich als ein Ruheplatz benutzt worden war. Ein schlanker, kräftiger Finnländer, der allein reiste, war dort und rauchte seine Pfeife Wir setzten uns Alle nieder und thaten in der leeren, dunkeln Hütte dasselbe.

So fanden sich hier drei Finnländer, die ganz in Rennthierhäute gekleidet waren und wir Beide von Kopf bis zu den Füßen so eingehüllt, daß zwischen unseren mit Eis bedeckten Pelzen und eisigen Bärten nur ein schmahler Streifen des scharlachrothen Gesichts sichtbar war. Es war ein wahres arktisches Bild, wenn man es bei dem blassen Dämmerlicht ansah, das von dem Schnee außen durch die Ritzen eindrang.

Wir hatten einen elenden Gaul, der bald Zeichen von sich gab, daß er stürzen würde, besonders als wir wieder eine Stelle erreichten, wo der Wind gestürmt hatte, die Bäume nicht mehr mit Schnee bedeckt und die Spur ausgefüllt war. Halb zwölf Uhr erblickten wir auf den Gipfeln der Hügel das Sonnenlicht und um zwölf Uhr war ungefähr die Hälfte der Sonnenscheibe sichtbar. Die Kälte war heftig; meine Hände waren so erstarrt, daß es mir große Mühe machte, sie vor dem Erfrieren zu bewahren; die Füße meines Begleiters hatten beinahe ganz das Gefühl verloren. Es war gut für uns, daß wir oft gezwungen waren zu gehen, um dem Pferde zu helfen. Die Landschaft war eine Wildniß von einer traurigen, schrecklichen Scenerie: — niedrige Hügel und Waldungen, die des Schnee's

beraubt waren, dunkle Föhren, mit floräähnlichem, schwarzem Moos bedeckt, wechselten mit Morästen ab. Unsere finnischen Postillone waren gefällige, heitere Burschen, welche darauf drangen, daß wir fahren sollten, wenn die Straße nur einigermaßen sichtbar wurde. In der Nähe einer einsamen Hütte — der einzigen auf unserer Straße — trafen wir einen Mann, der mit einem Rennthiere fuhr. Nachher verloren wir jedes Zeichen unserer Straße, ausgenommen die beinahe verlöschte Spur seines Pulk. Der Schnee war tiefer denn je, unsere Pferde drohten bei jedem Schritte zu fallen. Wir waren fünf Stunden unterwegs; unser Fuhrmann sagte, Khilangi sei noch „üx werst“ entfernt, und um drei Uhr kamen wir endlich daselbst an.

Wir würdigten das, was wir gelitten hatten, noch besser, als wir fanden daß das Quecksilber 33⅓ Grad Reaumur unter Null stand. Wir bestellten sofort Pferde und ein großer junger Mensch wurde in schlechter Laune fortgeschickt, um welche herbeizuschaffen. Wir fanden es indessen unmöglich, uns Milch oder etwas zum Essen zu verschaffen, und da die Kälte nicht anders ertragen werden konnte, so sahen wir uns gezwungen, zu einer Flasche Cognac und unserm Haparandabrote die Zuflucht zu nehmen. Die alte Frau saß bei dem Feuer und rauchte und schenkte unseren Wünschen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ich bezahlte unsere Postillone in norwegischen „Orts“, die sie auf einen Sessel legten und unter dem Beistande der ganzen Familie zählten. Nachdem sie mit dem Zählen fertig waren, fragten sie mich nach dem Werthe jedes Stücks, was zu einer zweiten allgemeinen Rechnung Veranlassung gab. Augenscheinlich war es mehr als sie erwartet hatten, denn sie richteten Beide eine förmliche Dankadresse an mich und reichten mir die Hand. Als ich bemerkte, daß ich eine gute Wirkung hervorgebracht hatte, wiederholte ich mein Verlangen nach Milch. Die alte Frau weigerte sich, doch die Männer verwendeten sich zu meinen Gunsten; sie ging hinaus und kehrte sofort mit einem Topf voll Milch zurück, die sie für uns kochte. Während der Zeit waren unsere Pferde angekommen und einer unserer neuen Postillone machte sich reisefertig, indem er sich bis an die Lenden entblößte und ein reines Hemd anzog. Er war herrlich gebaut, hatte reine, feste Muskeln, eine weiße, glänzende Haut und keinen Ueberfluß von Fleisch. Er zog dann einen Rennthier-Pösk und Stiefeln an und wir fuhren weiter.

Es war beinahe fünf Uhr und herrlicher Mondschein. Diesmal hatte man unsere Schlitten auf die Bondenschlitten gesetzt, sodaß wir viel höher als gewöhnlich saßen. Unser Weg führte auf dem Flusse Muonio hinauf; die Spur war gänzlich verschneit und wir hatten eine neue zu brechen, wobei uns die in dem Eise befestigten Tannenbäume als Wegweiser dienten. Der Schnee lag volle drei Fuß tief, und wenn der Schlitten sich ein wenig von der alten Spur entfernte, so sanken die Schlittenkufen so tief ein, daß wir uns kaum bewegen konnten. Die Milch und der Cognac hatten uns ziemlich erwärmt und wir litten nicht viel von der heftigen Kälte. Meine Nase war indessen wund gerieben worden und ich war genöthigt, ein Taschentuch um mein Gesicht zu binden, um es zu beschützen. Während wir in dieser Art voranfuhren, schlug der Schlitten plötzlich um und wir wurden mit dem Kopfe voran in den Schnee geworfen. Unsere Fuhrleute richteten ihn wieder auf, wir schüttelten den Schnee ab und setzten uns wieder ein; doch wir waren noch keine dreißig Fuß vorangefahren, als uns das Nämliche wieder begegnete. Das war in einer solchen Nacht kein Spaß, doch wir nahmen es zur Freude der Finnländer, die ausgezankt zu werden befürchteten, mit guter Laune auf. Kurz nachher wurden wir ein drittes und ein viertes Mal umgeworfen, worauf sie in unserer Nähe blieben und anhielten, wenn eine Gefahr drohte. So verging Stunde auf Stunde. Glücklicherweise hatten wir gute, kräftige Pferde, welche schnell und anhaltend liefen. Wir hatten uns schon darein ergeben, Parkajoki nicht vor Mitternacht zu erreichen, doch halb elf Uhr verließ unsere Straße den Fluß, lief das schwedische Ufer hinan und brachte uns bald an ein Viereck von Hütten, die den Anschein eines Gasthofs hatten. Ich konnte kaum meinen Augen trauen, als wir vor der Thür hielten. „Ist das Parkajoki?“ fragte ich. — „Ja,“ antwortete der Postillon. Braisted und ich sprangen sogleich aus dem Schlitten, umarmten einander vor Freude und eilten in den warmen Gasthof.

Das Thermometer zeigte noch immer 33⅓ Grad und wir waren ein wenig stolz darauf, bei solcher Kälte mit so wenig Nahrung, um unsere innere Wärme zu erhalten, 17 Stunden unterwegs gewesen zu sein. Der Wirth, ein junger Mann, mit einem struppigen Barte der seit drei Wochen gewachsen war, wies uns ins Milchzimmer, wo sich ein Bett von Rennthierfellen befand. Seine Frau brachte uns frisches Heu, eine Matratze und eine Decke von Schaffellen, und bald vergaßen wir Beide unsern Hunger und unser erstarrtes Blut in einem kräftigenden Schlaf.

Diesen Morgen wurde uns Kaffee gebracht und da nichts weiter zu haben war, so trank ein Jeder von uns vier Tassen. Der Wirth verlangte für unsere Bewirthung einen halben Rixdaler (13 Cents) und war vor Dankbarkeit außer sich, als ich ihm das Doppelte gab. Wir hatten dieselben Schlitten wie am vorigen Tage, aber neue Postillone und treffliche Pferde. Die Temperatur war bis auf 16⁴⁄₉ Grad Reaumur unter Null gestiegen, der Himmel war leicht mit Wolken bedeckt und es fiel etwas Schnee. Wir fuhren um acht Uhr ab, fanden einen theilweise unterbrochenen Weg und fuhren in einem heitern Trott den Fluß hinan, zuweilen an dem einen und dann an dem andern Ufer, bis wir, nachdem wir die Flußschnelle bei Eyanpaika zurückgelegt hatten, welche fest gefroren war, obwohl auf jeder Seite große Massen durchsichtigen Eises felsengleich aufgethürmt lagen, uns auf dem schwedischen Ufer hielten. In der Hoffnung, Muonioniska vor der Dunkelheit zu erreichen, waren wir sehr heiter gestimmt; doch der anhaltende Trott unserer Pferde brachte uns zur Mittagszeit aus dem Walde und wir sahen in der Entfernung von 1 oder 2 Meilen über dem Flusse das lange, zerstreut liegende Dorf. Zu unserer Linken stand auf einer freundlichen Anhöhe ein rothes, zweistöckiges Haus, das von Nebengebäuden und in seiner Nachbarschaft von einigen geringeren Wohnungen umgeben war. Das war Muoniovara an der schwedischen Seite, — das Ende unserer finnischen Reise und dieses langen Briefes.

Religiöse Secten in der Schweiz.

Im Allgemeinen zeigt sich nach der Aussage Kundiger das Volk der Schweiz wenig empfänglich für Sectirerei; nur hier und da finden die Spielarten religiöser Meinungen einen empfänglicheren Boden. Die im Ganzen geringe Zahl von Dissenters hat wohl vor allem gerade in der vorwiegenden Toleranz gegen dieselben ihren Grund; anderntheils ist dabei ohne Zweifel auch die schweizerische Abneigung gegen Ausländisches überhaupt im Spiele. Dagegen wird auch der erstere Umstand wenigstens zu Versuchen auffordern und uns mithin hier die eine und die andere Secte gleichfalls begegnen. Ueber die Secten bei Zürich, „dem geistigen Vororte der Schweiz", hat ein dasiger Geistlicher, Diakon Heß am Großmünster, in der vorjährigen Pastoralgesellschaft einen Vortrag gehalten, der mittlerweile auch in der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung" veröffentlicht wurde. Ihm wollen wir Einiges entnehmen. Das geistliche Mitglied der bestehenden reformirten Kirche ist nicht ganz frei von Besorgnissen, welche ihm die Sectirer erregen: jede Secte fügt der reformirten Kirche wenigstens äußerlich Schaden zu durch den Abfall mancher Glieder, und einige Secten aggressiverer Natur sind in dieser Hinsicht keineswegs geringzuschätzen. Namentlich Zürich mit seinen Umgebungen scheint von den „Sectirern" jeder Art besonders ins Auge gefaßt zu werden. Trotz jener bei einem Geistlichen der Landeskirche so natürlichen Besorgniß erscheint uns seine Behandlung dieses Gegenstandes im Allgemeinen als eine sehr unbefangene und einsichtige. — Eine ältere im Canton befindliche Gemeinschaft zu innigerm religiösen Zusammenleben bilden die Anhänger des seligen Herrn v. Compagne, eines preußischen Officiers, der nach dem russischen Feldzuge in die Schweiz gekommen, sich bei den „Ungläubigen", wie sie damals hießen, am pfäffikaner See und in den östlichen Gegenden niederließ, allmählich Leiter und Regler ihrer Privatandachten wurde und sein nicht unbedeutendes Vermögen zu religiösen Zwecken legirte. Diese Leute sind mehr stille Fromme im Lande, ohne jegliche Opposition gegen die große Landeskirche, fast durchaus achtbare, friedliche Christen, die sich sonst ungehindert der größern Gemeinschaft nähern, die Heidencommission und Bibelverbreitung namhaft unterstützen. Bei wenig Zuwachs sterben sie allmählich aus. — Aggressiver und propagandistischer sind einige alte und neue Secten in und bei Zürich; nämlich unter den ersteren die verschiedenspaltigen Neutäufer, unter den letzteren die Darbysten, die Irvingianer, in neuester Zeit auch die Mormonen.

Die Neu- oder Wiedertäufer sind dreispaltig. Eine ältere Gemeinschaft in der Stadt Zürich selbst und im ganzen Canton vereinzelt, scheint der friedliche Schößling der alten Anabaptisten, seit der Reformation hier geblieben. Sie verwerfen vor allem die Kindertaufe als schriftwidrig, meiden aber auch die Kirche. Eine jüngere, fanatischere Secte ist besonders in Zürich zu Haus, und steht unter der Leitung eines Candidaten Fröhlig, eines frommen, nicht ganz ungelehrten Mannes von Brugg im Aargau (das auch scherzweise das „Prophetenstädtchen" heißt, weil viele Geistliche und Gelehrte aus ihm hervorgegangen). Fröhlig hat früher auch die alte theologische Lehranstalt Zürichs besucht, hat jetzt seinen Hauptsitz in Straßburg und nennt sich V. D. M. Seine mit mehr als gewöhnlichem Geschick geschriebenen Schriften stehen bei den „Heiligen" im höchsten Ansehen und gelten als völlig unwiderleglich. Die dem Anschein nach große Secte hat in einer Außengemeinde Zürichs ein eigenes Versammlungshaus angekauft, das nur von Leuten ihres Bekenntnisses bewohnt wird. Regelmäßig stellen sich die Anhänger dieser Secte (das weibliche Element scheint besonders stark vertreten zu sein) selbst aus weitester Ferne zu dem Gottesdienste ein. Die Neutäufer stehen der Nationalkirche feindlich gegenüber; sie reden verächtlich von deren Pfarrern als Miethlingen, die den „Geist" nicht haben; verwerfen die Kindertaufe als vom Teufel stammend; betreten keine Kirche; gehen z. B. bei Bestattungen naher Verwandten blos bis zum Grabe, kehren aber vor der Kirche um, als würden sie von ihr verunreinigt. In den Angehörigen der Kirche sehen sie nur „Welt"; in Bezug auf Vergnügungen sind sie streng puritanisch, ebenso streng in der Kirchenzucht. Geistlicher Hochmuth ist bei ihnen durchgreifend, — was sie freilich nicht zu sehr von anderen Kirchengemeinschaften unterscheiden würde, während Viele unter ihnen insofern entschieden christlich sind, daß sie sich des Fluchens und Schwörens gänzlich enthalten Muster der Redlichkeit, Sanftmuth und Geduld sind, und ein stilles Leben der Andacht führen. Doch fehlt es auch nicht an frommen Masken unter ihnen, und einzelne eclatante Fälle betrügerischer Heuchelei werden dann wohl allzustark zu ihren Ungunsten ausgebeutet. — Eine dritte besondere Wiedertäuferpartei, gleichfalls bei Zürich, steht mit den Baptisten in näherer Verbindung. In ihrer Mitte trat der frühere Prediger der Baptistengemeinde zu Elberfeld und Barmen, F. Ribbeck, auf, dessen späterer öffentlicher Rücktritt zur reformirten Landeskirche auch in diesen Kreisen große Bestürzung hervorrief. Dem Staate gegenüber vermeiden alle diese Wiedertäufer sorgfältigst jeglichen Anstoß. Auch die Fälle verweigerten Militärdienstes werden immer seltener (Renitente werden, solange die Renitenz dauert, auch von den Wohlthaten und Rechten des Vaterlandes ausgeschlossen). Der Sittenpolizei bieten sie als solche nie Anlaß zum Einschreiten.

Zu den neuen Secten gehören dem Alter nach die Darbysten, deren Haupt, der Engländer oder Irländer Darby, meist zu Vevey am Genfersee sich aufhält. Ihr Lehrer in Zürich, Nippel, ein deutscher Candidat der Theologie, ist ein feingebildeter Mann. Der Anhang besteht meist aus weiblichen Personen, theils vornehmen Geschlechts, theils Dienstboten. Ihr bedeutendstes Mitglied ist ein Zürcherischer Patricier, Baron Sulzer in Andelfingen. Die Zahl ist nicht groß; Propaganda machen sie vorzugsweise in den höheren Ständen und in aller Stille. Es sind Pietisten, denen nur in kleinerem Kreise Gott nahe genug erscheint. — Die Progressen der Irvingianer in der Schweiz sind nicht groß. Ihr Hauptsitz daselbst ist Basel. An ihrer Spitze steht jetzt ein wirklich studirter Theolog, Gehring aus Basel, „welcher in der Erlanger Schule groß wurde." Eine Hauptthätigkeit der Irvingianer besteht im Propaganda-

machen, oder doch recht auffälligen Declarationen ihrer weltrettenden Mission. Im Jahre 1854 sandte ihr früheres Haupt, „Engel" Müller, ein Circular an sämmtliche Pfarrer, um sie auf das nahe Weltende und ihre Pflicht aufmerksam zu machen, mit ihren Gemeinden im Schooß der reinen apostolischen Kirche Rettung zu suchen. Dieser Quelle entstammet auch die abenteuerliche Druckschrift ähnlichen Inhalts: „Die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe sammt anderen Vorstehern in der Kirche Christi in allen Landen: den Kaisern, Königen, Fürsten und anderen Regenten der Nationen der Getauften." Es war ein Empfehlungsbrief der durch die Stimme des heiligen Geistes berufenen zwölf „Apostel" der Irvingianer und einer neuen Hierarchie. Sie besitzen eine sehr ausgebildete Liturgie; die verschieden gegliederten Administranten beim Gottesdienste entfalten einen reichen Wechsel farbiger Costüme, wodurch sie, wie Heß meint, „auch dem Ungebildeten in hiesigen Landen Degout gegen solches „Paradiren und Schauspielern vor Gott" einflößen müssen. Bei geringer Verbreitung ist ihre Zähigkeit um so größer, und ihre Zudringlichkeit namentlich auch gegen Kranke „besonders widerlich."

Die jüngste der in die Schweiz „importirten" Secten, die Mormonen, haben in der letzten Zeit mehr als jede andere von sich reden machen und namentlich in der niedrigsten Volksclasse eine Zahl von Anhängern gefunden. Ihr Hauptsitz in der Schweiz ist Genf, wo auch das Organ der Secte: „Der Darsteller der Heiligen der letzten Tage" von dem „Präsidenten" und Redacteur J. L. Smith erscheint. In Zürich halten die Mormonen ihre Zusammenkünfte in dem Saale eines alten Hauses „zum großen Erker." Sie versammeln sich häufiger als jede andere Secte; auch Nachts, wobei indeß die stillzusehende Polizei und Sittenbehörde noch keinen Unfug gefunden. Die Taufen der Zutretenden geschehen Nachts zwischen acht und neun Uhr in der Werd-Mühle in einem Arm der Sihl, wobei der „hier einmal absolut unumgängliche" Anstand durch einen Sack gewahrt werden soll. Ihr Vorstand, „Kirchenrath", besteht aus einem Präsidenten, einem Priester und einem Aeltesten. Ihre Prediger sind zwei junge Leute, die Brüder Bonelli aus dem Thurgau, der Eine Jaquardweber, der Andere Flachmaler. Heß glaubt, Gieselers Urtheil über die Mormonen in Europa vollkommen bestätigen zu können: „Die Meisten hoffen ihre traurige Lage zu Hause mit Ueberfluß und Glück im gelobten Lande zu vertauschen", das diesmal am Salt Lake liegt, von wo das neue Evangelium namentlich durch Versprechen von Mitteln zur Auswanderung lockt. Auch in Zürich sollen die recht irdischen Dinge mindestens in erster Linie stehen. Es fehlt daher auch nicht an viel Streit unter ihnen, nicht in der Versammlung, aber nach und neben derselben. Von dem Buch Mormon, das nach dem „Darsteller" „auch (neben der Bibel) das Wort Gottes ist", machen sie, wenigstens in Zürich, bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen nur einen sehr untergeordneten Gebrauch. Ihr Bekenntniß sagt in seinem „Anhange": „Wir glauben an eine patriarchalische Ordnung der Ehe." Allein dies wird nach zuverlässigem Vernehmen Heß' nicht einmal theoretisch vorgetragen, noch weniger praktisch gemacht. Heß zählt von den zwei Classen der Mormonen, Betrogenen und Betrügern, die meisten Festländischen zu der ersten Classe, und sieht schon von diesem Gesichtspunkte aus die Zeit nicht allzufern, daß die Staatsbehörde das immerhin proclamirte „patriarchalische Ehesystem" ernster nimmt, als die Leute selbst, um abwehrend einzuschreiten. Offenbar gegen diese in Aussicht stehende Gefahr ist bereits eine Vertheidigung der Mormonen in der (Basler) „Nationalzeitung" erschienen, welche es für „einen festen Grundsatz ihrer Kirche erklärt, daß sie sich verpflichtet halten, den Ordnungen und Gesetzen jedes Staats, auch über die Ehe, gehorsam zu sein", und auf die Freiheit und den Schutz, welchen die 40,000 Mormonen in England und Dänemark genießen, hinweist, und daß die Regierungen dieser Länder noch keinen Grund gehabt, diese Freiheit zu beschränken. Nach dieser Vertheidigung glauben die Mormonen nur, daß „die patriarchalische Ordnung der Ehe zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen eine Gott wohlgefällige Institution sein könne." Jedenfalls dürfte ein directes Einschreiten gegen die Secte auch seinen äußeren Zweck nicht erreichen. λ.

Zur Chronik.

Die periodischen Erscheinungen im Pflanzen- und Thierreich.

p. Zur Erweiterung der meteorologischen Kenntnisse und zur Bestimmung des Klima's einer Gegend dienen vorzüglich die im Pflanzen- und Thierreich zu beobachtenden periodischen Erscheinungen. Auf Anregung der Brüsseler Akademie der Wissenschaften, insbesondere des berühmten Quetelet, sind schon seit einigen Jahren von mehreren naturwissenschaftlichen Gesellschaften und Forschern, vor allen an der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien unter der Leitung des Adjuncten Fritsch in dieser Hinsicht höchst interessante Beobachtungen gesammelt worden. Bei solchen Beobachtungen aber, wenn sie ihren idealen Zweck erfüllen sollen, muß Jeder, der mit der Natur in vertraulichem Umgange lebt, Hand anlegen und Alle müssen thätig an dem gemeinschaftlichen Werke Theil nehmen, Botaniker und Zoologen nicht blos, sondern auch Forstmänner, Gärtner, Jäger. An den verschiedensten Punkten der Erde müssen nämlich nach einheitlichem Systeme der Beobachtung dieselben Thier- und Pflanzenarten in allen Epochen ihrer Entwickelung belauscht werden. Die Entwickelung der Thier- und Pflanzenwelt steht ja mit den atmosphärischen Phänomenen unserer Erde in gesetzlicher Verbindung. Während die Erde ihre Bahn um die Sonne zurücklegt, und die Reihenfolge der regelmäßig wiederkehrenden Jahreszeiten mit den mannichfaltigsten Erscheinungen auf ihrer Oberfläche und in dem sie umgebenden Luftocean veranlaßt, accommodirt sich das Leben der Thiere und Pflanzen allen diesen gewaltigen Einflüssen nach Gesetzen, durch die wir nicht nur die Gewalt der atmosphärischen Einflüsse auf die Organismen, sondern auch auf dem Wege des Vergleiches der auf verschiedenen Punkten angestellten Beobachtungen das Klima einer

Gegend oder eines Landes bestimmen können. Jetzt organisirt sich mehr und mehr das gemeinschaftliche Arbeiten auf diesem wichtigen Felde, und die unter Kreils tüchtiger Leitung stehende Centralanstalt für Meteorologie in Wien wirft jetzt ein Netz von Beobachtungsstationen über die österreichische Monarchie, wie sie schon eines für astronomische und Witterungsbeobachtungen ausgespannt hat. Wahrscheinlich schließt sich das statistische Bureau in Berlin an, welches unter Dove's ausgezeichneter Direction officiell schon in außerordentlich vielen preußischen Orten seine Beobachtungsstationen für Witterungskunde angelegt hat. Durch Aufzeichnung der periodischen Erscheinungen in der Thier- und Pflanzenwelt wächst uns die neue Wissenschaft der „Phänologie" zu, welche ebenso gut als Zweig der Botanik und Zoologie, als der Meteorologie betrachtet werden kann. Zur physikalischen Geographie steht sie im Verhältnisse wie Raum und Zeit, indem jene die Vertheilung des Thier- und Pflanzenlebens auf der Erdoberfläche, die Phänologie hingegen die Vertheilung nach seinen verschiedenen Phasen in der Zeit zum Gegenstand hat. Von den Beobachtern wird der Zeitpunkt der ersten Blüthe, der ersten Fruchtreife, der ersten Aussaat, des ersten Aufgehens, der ersten Laubentfaltung und des vollendeten Laubfalles zu notiren sein, denn es soll der durchschnittliche Zeitpunkt gefunden werden, an welchem die Pflanzenarten an jedem Orte ihre Entwickelungsphasen erreichen. In Bezug auf die Thierwelt wird von den Phänologen der Zeitpunkt des ersten Erscheinens im Frühjahr und des Verschwindens im Herbst, die Dauer des Winterschlafs u. s. w. aufgezeichnet. Gesammelt und tabellarisch geordnet, dienen dann die Aufzeichnungen als Belege für atmosphärische Vorgänge und klimatische Zustände eines mehr oder weniger großen Gebietes. Der Nutzen, welcher hieraus für praktische Oekonomie, für die Jagd, die Kultur der Wälder, Gärten u. s. w. erwachsen muß, ist unberechenbar, so daß die gesammte Staatsökonomie in letzter Instanz gar sehr bei der Sache interessirt ist. Die Zusammenstellung der gefundenen Thatsachen von phänomenologischem Charakter wird die Ausarbeitung eines besondern Kalenders und die Entwerfung von Landkarten, auf denen die geographischen Verbreitungslinien der Pflanzenarten oder Thierspecies je nach ihren Entwickelungszeiten Linie auf Linie entworfen sind, wie wir schon auf Karten die Linien gleicher mittlerer (isothermische), oder gleicher Sommer- (isotherische) und Wintertemperatur (isochimenische) verzeichnet finden. Und dem Oekonomen wäre vielleicht die Betheiligung an der organisirten Arbeit und die Benutzung ihrer Resultate fast von ähnlichem Vortheil, wie es das Einschicken der Logbücher an das Nationalobservatorium in Washington für die nordamericanischen Seecapitäne wurde, indem aus diesen Logbüchern und ihrem Vergleiche so wichtige Resultate für die Meeres- und Schiffahrtskunde heraussprangen, daß die Seecapitäne dann mit den ihnen nach Jahresfrist zugesendeten Resultaten und Karten in der Hand, die regelmäßigen Fahrten durch bessere Benutzung der Winde und Strömungen um Vieles abkürzen konnten. Die seefahrenden Nationen hielten zu Brüssel 1853 eine Conferenz ab und setzten ein gleichförmiges System von Beobachtungen zur See fest, wodurch die Logbücher, diese Quellen reichen Wissens, zu internationalem Heiligthümern wurden, indem selbst im Kriege das Logbuch eines als Prise erklärten Schiffes für unverletzlich erklärt wurde. Auch die phänologischen Beobachtungen über die periodischen Erscheinungen in der Thier- und Pflanzenwelt sollten auf internationalem Wege geregelt und die Vertheilung der Beobachtungsstationen besprochen werden, da bei dem Zickzack der politischen Grenzen der Länder für den einzelnen Staat ein weniger einheitliches Ganzes gewonnen wird, als für mehrere zusammenwirkende Nachbarstaaten.

Mäßigkeitsvereine in alter Zeit.

-s-. Die Mäßigkeitsvereine gehören ihrem Ursprunge nach nicht, wie man gewöhnlich glaubt, der neuern Zeit an. Schon im Jahre 1517 stiftete ein Sigismund von Dietrichstein eine solche Gesellschaft unter den Auspicien des „heiligen Christophorus," und einen ähnlichen Verein bildete im Jahre 1600 Moritz von Hessen, nach dessen Statuten es einem Ritter noch immer erlaubt war, zu Mittag — sieben Becher zu trinken, aber nur zwei für den übrigen Theil des Tages. Die Größe dieser Becher oder „Bocanx" wird zwar nicht erwähnt; es war aber doch ohne Zweifel ein Versuch, zur Mäßigkeit und Nüchternheit zurückzuführen. Ein anderer Mäßigkeitsverein ward unter dem Namen des „goldenen Ringes" vom Pfalzgrafen Friedrich V. gestiftet. Ob nun aber der Einfluß unserer heutigen Vereine dieser Art oder ihrer Fürsprecher es dahin bringen werde, daß, z. B. im britischen Reiche, der Verbrauch von Wein und geistigen Getränken abnehme, läßt sich schwerlich mit Bestimmtheit angeben. Bisher wenigstens ist jeder Versuch dieser Art sowohl von Privatpersonen als von Seiten der Gesetzgebung nicht allein erfolglos geblieben, sondern hat sogar das Uebel vermehrt, dem dadurch abgeholfen werden sollte. So hat die Erhebung einer Steuer von diesem Artikel blos dazu gedient, den Handel damit in die Hände gewinnsüchtiger Speculanten zu bringen und, wie M'Cullog sehr richtig bemerkt, „die nachtheiligen Folgen des Schmuggels noch dem Müssiggange und der Verschwendung des Trunkenboldes hinzuzufügen." Wir wollen nur Einiges erwähnen. Gegen Ende der Regierung Georgs I. und zu Anfang der Regierung Georgs II. nahm der Verbrauch von Gin so überhand, daß von der Kanzel herab und durch die Tagespresse dagegen geeifert ward. Zuletzt entschloß sich die Regierung, alle Kraft aufzubieten, um den Genuß geistiger Getränke, ausgenommen als Stärkungsmittel und als Medicin, zu hindern. Zu diesem Ende wurde eine Abgabe von 20sh. auf Spirituosen gelegt und außer einer schweren Schänksteuer eine Geldstrafe von 100 £. festgestellt Allein anstatt der erwarteten Wirkung brachte diese Acte gerade die entgegengesetzten Resultate hervor: alle ordentlichen Kaufleute zogen sich von einem Handel zurück, der durch die Gesetze fast verpönt war, und der Betrieb damit ward ein Gegenstand des niedrigsten Eigennutzes. Die Steuerbeamten wurden vom Volke verfolgt und wagten es nicht, das Gesetz aufrechtzuhalten, und ein Zeitgenosse sagt, daß „schon nach zwei Jahren seit Bestehen dieses Gesetzes die öffentliche Meinung sich so allgemein dagegen ausgesprochen hatte, daß Politik sowohl als Humanität es rathsam machten, die Strafbestimmungen desselben zu mildern." Innerhalb dieser beiden Jahre wurden nicht weniger als 12,000 Personen der Uebertretung dieses Gesetzes beim Verkauf von Spirituosen überführt, während keine Strafe den Speculationsgeist vom Schmuggeln abschrecken konnte und sieben Millionen Gallons, ohne einen Heller von Abgabe jährlich in London und seinen Umgebungen verbraucht wurden. Die gegenwärtige Consumtion ist noch immer enorm, im Vergleich zu früheren Zeiten, aber doch merklich geringer.

In Nr. 36 der Europa S. 1148 Z. 21 von unten lies: verlangsamer statt: langsamer.

STATUETTEN und BASRELIEFS nach THORWALDSEN

in Biscuit (unglasirtem Porzellan) ausgeführt,

modellirt nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum von Künstlern der Academie zu Kopenhagen unter der Leitung der Professoren Bissen, Christensen, Hetsch und Jensen.

Diese kleinen Kunstwerke haben überall, wo sie bekannt wurden, sich des Beifalls aller Kunstsinnigen zu erfreuen gehabt. Der marmorähnliche Biscuit (unglasirtes Porzellan) lässt sich wie jedes Porzellan abwaschen. Die Figuren leiden demnach durch die Zeit durchaus nicht.

Gruppen und Figuren.

	Thlr.	Ngr.
Christus. Stehende Figur (aus der Frauenkirche). 15 Zoll hoch	10	15
Johannes der Taufer, predigend. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Der Taufengel. Knieende Figur (aus der Frauenkirche). 9 Zoll breit, $9\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	—
Der Apostel Johannes. 14 Zoll hoch	10	15
— — Petrus 14 Zoll hoch	10	15
Thorwaldsen (an die Hoffnung gelehnt). Stehende Figur. $14\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	15
Lord Byron. Sitzende Figur. $10\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	—
König Christian IV., nach dem Standbilde in dem Roeskilder Dom. Stehende Figur. $13\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	—
Die drei Grazien mit Amor. Stehende Gruppe. 14 Z h. 10 Z br.	30	—
Venus. 13 Zoll hoch	10	—
Pysche. Stehende Figur. $13\frac{1}{2}$ Zoll hoch	8	15
Hebe. Stehende Figur. $13\frac{1}{2}$ Zoll hoch	8	15
Der siegreiche Amor. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—
Apollo. Stehende Figur. $13\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	—
Jason mit dem goldenen Vliess. Stehende Figur. $14\frac{1}{2}$ Z. hoch	10	15
Vulkan. Stehende Figur. 14. Zoll hoch	10	15
Ganymedes mit dem Adler. Gruppe. 10 Z. breit, 9 Z. hoch	12	—
— — — — (klein) 6 Z. breit, 5 Zoll hoch	4	—
Der Hirtenknabe mit dem Hunde. Sitzende Figur $11\frac{1}{2}$ Z. hoch	10	15
— — — — — (klein) 7 Zoll hoch	4	—
Mercur als Argustödter. Sitzende Figur. $11\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	—
Amor und Bacchus, Trauben stampfend. Gruppe. 8 Zoll hoch, 6 Zoll breit	8	—
Die Tänzerin. Stehende Figur. $11\frac{1}{2}$ Zoll hoch	8	—
Amor der Bogenschütze. Stehende Figur. 7 Zoll hoch	4	—
Amor mit dem Pfeile. Erste Grösse. $7\frac{1}{2}$ Z. hoch, 6 Z. breit	4	—
— — — — Zweite „ 5 Zoll hoch	2	—
— — — — Dritte „ $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch	1	—
Amor mit der Lyra. Erste Grösse. 6 Zoll hoch, 6 Zoll breit	4	—
— — — — Zweite „ $4\frac{1}{2}$ Z. hoch, 5 Zoll breit	2	15
— — — — Dritte „ 4 Zoll hoch, $4\frac{1}{2}$ Z. breit	1	20
Amor als Löwenbezwinger. $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch, 5 Zoll breit	3	—
Amor auf dem Schwane. $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch, $4\frac{1}{2}$ Zoll breit	2	20
Amor stehend mit dem Bogen. 5 Zoll hoch	1	—

Johannes in der Wüste predigend,

	Thlr.	Ngr.
Gruppe aus 16 Figuren (mit Console in Gyps von 42 Z. L. nebst Verpackung)	118	—
Aus der Gesammtgruppe sind einzelne Figuren und Gruppen besonders zu haben zu folgenden Preisen:		
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Z. hoch	10	15
Der Vater mit seinem Sohne. Stehende Gruppe. 13 Z. hoch, $8\frac{1}{2}$ Zoll breit	16	—
Ein Jäger mit seinem Hunde. Stehende Figur. $12\frac{1}{2}$ Z. hoch	10	—
Ein Pharisäer auf seinen Stab gestützt. Stehende Figur. $12\frac{1}{2}$ Zoll hoch	8	—
Ein junger Mann, die linke Hand auf das Knie gestützt. Stehende Figur. $10\frac{1}{2}$ Zoll hoch	10	—
Ein alter Schriftgelehrter. Sitzende Figur. $8\frac{1}{2}$ Zoll hoch, 7 Zoll breit	8	—
Ein Jüngling, aufmerksam zuhörend. Stehende Figur. 10 Z. hoch	6	—
Knabe und Mädchen, aufhorchend. Stehende Gruppe. $8\frac{1}{2}$ Z. hoch, 5 Zoll breit	8	—
Mutter, sitzend mit dem stehenden Kinde. $8\frac{1}{2}$ Z. hoch, 7 Z. breit	10	—
Mutter, knieend mit dem Kinde, das sich an ihre Schulter lehnt, $6\frac{1}{2}$ Z. hoch, 6 Z. breit	10	—
Ein liegender Jüngling, auf den linken Arm sich stützend. 11 Zoll breit, $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch	8	—
Ein liegender Hirte, auf dem rechten Arme ruhend. 10 Z. breit, 7 Zoll hoch	8	15

	Thlr.	Ngr.
Apollo Musagetes, } Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants	11	—
Minerva, } Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants	11	—
Walkyre. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—

Büsten.

	Thlr.	Ngr.
Oersted. 10 Zoll hoch	5	6
Thorwaldsen. 10 Zoll hoch	5	6
Apollo, } Pendants	2	—
Minerva, } Pendants	2	—

Basreliefs.

a. Viereckige.

	Thlr.	Ngr.
Tanz der Musen auf Helikon. $10\frac{1}{2}$ Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	20
Die Alter der Liebe. 13 Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	24
Taufe Christi. 5 Zoll breit, $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch	1	10
Singende Genien, Spielende Genien, } Pendants, $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch	1	24
Amor und Bacchus, Faun und Bacchantin, } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Psyche, Amor und Anakreon, } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Hymen, Amor und Ganymedes, } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Z. hoch	1	20
Amor mit dem Schwan und Knaben, Früchte pflückend (Sommer), Amor und ein kleiner Knabe, Trauben pressend (Herbst), } Pendants, $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch, 6 Z. breit	2	—
Amor mit dem Hunde, Amor Netze strickend, } Pendants, 4 Zoll hoch, $5\frac{1}{2}$ Z. breit	1	20
Amor, den Löwen zähmend, 4 Zoll hoch, $5\frac{1}{2}$ Zoll breit	—	25
Amor m. d. Rose vor Jupiter u. Juno, Amor, gebunden bei den Grazien, } Pendants, $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch, $7\frac{1}{2}$ Zoll breit	2	10

b. Runde.

	Thlr.	Ngr.
Weihnachtsfreude im Himmel. $6\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser	1	6
Drei schwebende Engel. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Genius des Jahres. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Genius der Malerkunst, — — Bildhauerkunst, — — Baukunst, — — Dichtkunst, } Pendants, 6 Z. Durchm.	3	15
Der Tag, Die Nacht, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Frühjahr, Sommer, Herbst, Winter, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	4	—
Die Hirtin mit dem Amorinenneste. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Amor und Erato. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Genien der Jagd, — des Ackerbaues, — des Handels, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
— der Musik, — der Dichtkunst, Die komische Muse, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
Die Poesie und Harmonie, Thalia und Melpomene, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—

☞ Dem Betrage von auswärtigen Bestellungen beliebe man **$1\frac{1}{2}$ Ngr. pro Thaler**, als Entschädigung für sorgfältige Emballage in Kistchen, beizufügen.

☞ Bei dringlichen Aufträgen, während der Winterzeit, würde es gerathen sein, wenn die geehrten Besteller neben den zunächst gewünschten Figuren, noch einige bezeichnen wollten, die zu senden wären für den Fall, dass die zunächst gewünschten augenblicklich nicht mehr vorräthig und nicht schnell genug zu schaffen sein sollten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 38. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [19. September.

Inhalt.

Ist Lessings Nathan ein Jude?

Kurze Zeit nach Lessings Tode († 15. Februar 1781) schrieb Moses Mendelssohn an dessen jüngern Bruder, und in diesem Briefe folgende Stelle: „Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder gerade zu rechter Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zu rechter Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zu rechter Zeit. Fontenelle sagte von Copernicus: „Er machte sein neues System bekannt und starb." — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: „Er schrieb Nathan den Weisen und starb." Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück über Alles was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun stehen wir da wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritt hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben, er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne: eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt."

So schrieb damals Moses Mendelssohn, ein Mann, welcher, seinem hauptsächlichen Gehalte nach, dem Nathan im Gedichte ziemlich parallel läuft. Kein Wunder, daß er ein Werk, welches die Sache seines Volkes vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung so scharfsinnig als beredt zu führen schien, mit enthusiastischem Beifall begrüßte. Wir sagen schien; denn wir können nicht glauben, daß Lessing in seinem Nathan eine Apologie oder vielmehr Justification des Judenthums habe geben wollen; als habe er, um uns so auszudrücken, schon damals damit für eine Judenemancipation im Sinne der Anträge in unsern Kammern operiren, als habe er, um noch deutlicher zu sein, damit sagen wollen: Es ist ganz einerlei und gleichgültig für das Heil der Welt, ob Ihr künftighin Juden, Türken oder Christen, wenn — Ihr nur gute Menschen seid. — Denn wäre dieser nackte Satz nur das eigentliche Thema seiner Predigt, so hätte fürwahr Mephisto, der Schalk, ebenso gut sein Antheil an dieser Production gehabt, als jener Geist der Wahrheit, von welchem er nur das Gegentheil bedeuten soll.

Auch dem Moses Mendelssohn mögen wir es nicht zutrauen, daß er in seiner Betrachtung auf so plumpe Weise das Lessingsche Gedicht zu einem tendenziösen stempeln gewollt. Dennoch ist es wohl nicht zu gewagt, wenn wir meinen, eben der Umstand, daß Mendelssohn ein Jude war, habe dem Ausdruck seiner Freude über den Nathan unwillkürlich ein gut Theil strahlender Farbe mehr zukommen lassen, als wenn Mendelssohn kein Jude, oder auch dieser Nathan, statt solches, ein Türke, ein Perser, ein Buddhist, ein Lamaist, ein Fetischanbeter gewesen wäre. Wenn es nämlich ganz einerlei ist, welcher positiven Religion man zugethan, so liegt auch kein Grund vor, warum z. B. ein Fetischanbeter nicht ebenso weise und ein so guter Mensch sollte sein können, als ein Jude oder Christ; daß er dabei nicht auch Nathan sollte heißen können, wird wohl Niemand bestreiten.

Die fünfzig Jahre, welche Mendelssohn der Menschheit als ungefähre Schulzeit, das Gedicht „Nathan" kauen und verdauen zu lernen, zumaß, sind nun vorüber. Wir haben unterdeß, dürfen wir sagen ohne ruhmredig zu sein, schon manche Dinge verdaut; sehr harte, compacte Speisen, welche das Schicksal unserm deutschen Straußenmagen zugemuthet, auch der Nathan liegt und drückt uns nicht mehr wie ein Bezoarstein darin; wir glauben nachgerade zu wissen, was wir daran haben. Lessing schrieb selbst um die Zeit als sein Nathan erschien, in einem Briefe: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird." — Die Zeit, wo dieses geschieht und geschehen kann, ist nun wohl so ziemlich für ganz Deutschland da; noch mehr, es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, ob jetzt eine Uebersetzung des Nathan nicht

selbst in England, Frankreich, ja sogar im katholischen Spanien zur Aufführung gelangen könne. Das Licht der Aufklärung, welches Lessing und die Gleichstrebenden seiner Zeit heraufbeschworen, hat die alte Welt bereits soweit erhellt, daß auch sein „Jude" öffentlich unter uns, ja auf unserm öffentlichsten Forum, der Bühne, sich sehen lassen kann.

Die Lehre der „allgemeinen Toleranz gegen die Bekenner anderer Religionen", welche Lessing in seinem Gedichte gepredigt hat und einzig hat predigen wollen, ist jetzt zu einer fast allgemein anerkannten, ohne Klügelei zu befolgenden geworden. Es fällt uns nicht mehr ein, Einen um seines Glaubens willen anfeinden, verfolgen, gar leiblich vernichten oder der ewigen Verdammniß überantworten zu mögen. Wir lassen einen Jeden „seines Glaubens selig werden." Diese Toleranz, welche Lessing und Mendelssohn dem großen Haufen ihrer Tage noch absprechen mußten, wohnt wenigstens dem großen Haufen unserer Tage inne; sie und ihres Gleichen haben dies vermittelt, sie waren die Vorkämpfer in den geistigen Kriegen, als deren Friedensergebniß wir den Sinn allgemeiner Duldung, welcher wie eine stillreifende Wärme unsere Tage durchzieht, zu verdanken haben. Wer aber meint, es sei in dem Nathan eine Art Indifferentismus gegen das Christenthum gelehrt, der irrt gröblich. Wäre das der Fall, so dürfte der Staat, d. h. der christliche Staat, nicht zugeben, daß dies Drama über seine Bühne ginge. Denn es ist für uns nichts Unwesentliches, Christen zu sein; hiermit ist das Grundelement unseres ganzen staatlichen, socialen, künstlerischen, wissenschaftlichen, also zeitlich menschlichen Daseins gegeben; was wir jetzt sind unserer geistigen Bedeutsamkeit nach, sind wir eben dadurch und nur dadurch geworden, daß wir von dem Geiste des Christenthums, welcher die geschichtliche Lebensatmosphäre der jetzigen Welt bildet, genährt wurden. Wollen wir die verschiedenen Religionen als soviel Sonnen ansehen, welche, vom Weltgeist in die Sphären entlassen, die Keime der Menschheit zu reifen bestimmt worden, so müssen wir, dem System der Perfectibilität gemäß, annehmen, daß der einen Sonne dies besser gelinge als der andern.

Erzielt doch die wirkliche Sonne, je nach dem Winkel, in welchem ihre Strahlen treffen, so verschiedenes Gewächs in der tropischen, gemäßigten, kalten Zone: üppige Palmen, starke Eichen, kümmerliches Islandsmoos. Nicht anders ist es mit der Sonne des Geistes; auch für sie ist das Medium, durch welches sie wirkt, nichts Gleichgültiges; und ihr Hauptmedium, ihr nächstes, ist die religiöse Form; auch für sie ist es nicht einerlei, in welchen (geschichtlichen) Winkel ihre Strahlen fallen. Nach der Philosophie der Geschichte aber gilt uns das Christenthum als der derzeitig geradeste Winkel. Lessing selbst sagt an einem andern Orte (in Anti-Goeze 4.): „daß die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit sei, sie mag herkommen, woher sie will: sondern unsere Seligkeit vermittelst unserer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist: in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht." Wenn hierin aber das Wesen des Christenthums ausgesprochen ist, wie wir durchaus der Ansicht sind, so könnte wohl weiter gesagt werden, daß die erleuchteten Juden unserer christlichen Staaten dies nicht durch das sind, was noch altjüdisch, sondern was neujüdisch, d. h. christliches Element — ohne daß sie es wollen oder wissen mögen, durch den Gang der Zeit dazu in ihnen vermittelt, — an ihnen ist; und weiter noch, daß auch aus Lessings Nathan und Saladin nicht so sehr der Jude und Türke noch sprechen, als vielmehr der Christ, freilich der Lessingsche Christ, — dem bei aller Vortrefflichkeit doch immer noch etwas Indifferentismus gegen positive Religionen überhaupt anklebt. Die Völker aber, die Menschheit, können positive Religionen nicht entbehren; der einzelne erleuchtete Kopf, so scheint es, könne dies; aber woher hat er denn seine Erleuchtung? Welches ist denn der Boden, aus welchem ihm zuerst der Born des Erkenntnisses sich ergoß? — Wenn Ihr groß geworden und der Muttermilch nicht mehr bedürft, könnt Ihr es damit ableugnen, daß Ihr hülflos und nackt einst an ihrer Brust gelegen, und daß diese heilige Quelle Euch die erste warme Nahrung geboten, ohne welche aus dem Säugling nimmer ein Mann geworden?

Wenige nur reifen zu Männern im Geist; ihnen mag das schwere Brot philosophischer Speculation die rechte Speise sein; sowie den Verstandeshänsen das Witz-Fricassé und das mock-turtle des Calculs unbeneidet verbleibe; aber das Volk, das im Kindessinn den Weg zum Himmel zu finden hat, kann die Milch der Religion nicht entbehren, sie ist und bleibt sein hauptsächlichstes Nahrungsmittel. Gönnt ihm diese Kost, verleidet sie ihm nicht; dadurch daß Ihr ihm von feineren Speisen vorschwatzt, wovon Ihr ihm doch nicht geben könnt, weil Ihr selbst kaum davon zur Genüge und im Grunde doch nur an den Feiertagen Eurer Seele aufzusetzen habt; vor Allem aber bleibt ihm mit jenen Fricassés und Ragouts vom Leibe, die eben nur mock sind!

So etwas hat auch unser Lessing mit seinem Nathan keineswegs beabsichtigt; und weil wir dieser Ueberzeugung sind, begrüßen wir sein Erscheinen auf der Bühne stets wieder mit neuer ungetrübter Freude. — Um nun aber den Vollgenuß aus der scenischen Vorführung dieses Gedichts zu haben, dazu ist vor Allem nothwendig, daß der Darsteller des Nathan die Intentionen des Dichters uns ohne alles störende, auf gewöhnlichen Effect berechnete Beiwerk zu verkörpern sich angelegen sein lasse. Gerade daß der Nathan von Lessing so einfach, fast ohne alles Colorit hingestellt ist, macht die Möglichkeit so leicht, sich in der Formirung des Charakters auf der Bühne zu vergreifen. Dieser Nathan heißt zwar ein Jude, er ist, nach Scene und Zeit, ein Orientale überhaupt; allein was ist, das er von diesen beiden, doch sonst so scharf sich markirenden Eigenthümlichkeiten zur Schau trüge? Nicht das Geringste. Zieht diesem Nathan seinen Kaftan aus, nehmt ihm den Bart und gebt ihm dafür den deutschen Magisterfrack und Filzhut, laßt dazu noch ein Paar Stellen wegfallen, wo er sich selbst einen Juden nennt: und wir wollen einmal sehen, ob er nicht vor dem schärfsten Auge als ein deutscher Gelehrter, als ein Professor der Weltweisheit oder Gottesgelahrtheit, wie wir diese Männer in ihrer stillen, anspruchslosen Erscheinungsweise die höchsten Interessen des Geistes vertreten und verfolgen

sehen, gelten kann. In diesem Nathan ist nichts von jener schreienden, zuckenden Leidenschaftlichkeit, von jenem schwarzblütigen Ingrimm, von jener Geldgier, jenem Festkrallen am Besitz, wie wir dies als nationales Gepräge z. B. am Shylock Shakespeare's hervortreten sehen. Dieser Nathan hat in seiner der allgemeinen Zeitentwickelung weit vorgeschrittenen individuellen Ausbildung alle äußere Häute der Seele, wie sie durch Klima, Zeitstellung, Religion, Nationalität, Beruf bedingt sind, längst von sich gestreift, der Turban, der Kaftan, der Bart sind nur die theatralische Maske; er ist der reine Mensch, wie dieser, nachdem er alle Entpuppungen seiner Psyche durchgemacht hat, ersteht. Alle anderen Figuren des Stücks sind mehr oder minder zeitgeschichtlichen oder nationalen Colorits; das macht, der Dichter stand bei ihrer Formirung mehr außer und neben seiner Schöpfung, sie waren ihm mehr objectiv; der Nathan dagegen ist sein innerliches Denken und Meinen selbst, und Lessing war nicht so sehr eigentlich Dichter, um seinen subjectivsten Inhalt vollkommen zu einer plastischen, objectiv wirklichen Gestalt ausprägen zu können.

Diese Bedeutung des Nathan auch für die Bühne hat nun, unserer Meinung nach, unter allen Darstellern ersten Ranges Karl Grunert vorzugsweise tief erfaßt. Daher die großartige Einfachheit seiner Darstellung in Haltung, Gebährde, Declamation. Wir sehen in Grunerts Nathan nicht sowohl den Juden vor uns, sondern Nathan den Weisen, welcher Worte ewigen Lebens und unveränderlicher Geltung spricht, einen jener Seltenen, für welche die äußerlichen Merkmale und Unterscheidungszeichen gewöhnlicher Menschen keine Bedeutung mehr haben, deren Bürgerrecht das des „Weltbürgers" ist und bei denen man nicht mehr darnach fragt, ob sie dem alten oder dem neuen Bunde angehören, weil man weiß, daß sie die Ersten sind des großen „Geisterbundes", für welche die kleine Erde mit ihren zerbrechlichen Classificationen nur als ein dunkler Durchgangspunkt zur ewigen Klarheit gilt. Karl Grunert giebt uns nicht den Nathan dieser oder jener willkürlichen Formation, sondern den Lessingschen, und wie ihm dies seinerseits, so gereicht es nicht minder dem Publicum Leipzigs zur größten Ehre, solches bei Grunerts letztem Gastspiel in dieser Rolle durch den einstimmigsten Beifall in vollem Maße anerkannt zu haben.

W. Schr.

Goethe in der Schule der Frauen.*)

(Schlußartikel.)

8. Christiane Vulpius; Ulrike v. Levezow.

— Das Geheimniß einer großen Liebe ist es wohl werth, umfassend beleuchtet zu werden. Frau v. Stein und Christiane Vulpius treten so dicht auf einander und so scharf als Endpole und äußerste Gegensätze in des Dichters Leben ein, daß der Idealismus der Liebe in der Einen vollauf erschöpft sein mußte, um dem Realismus in der Andern so jählings Raum zu geben. Italien lag zwischen Beiden mitten inne, und wir müssen des Dichters Studien im Lande der antiken und der im Volk dort noch immer lebendigen Formschönheit kennen, um die Vermittelung zu finden.

Goethe war bei seinem ersten Besuche anderthalb Jahre in Italien. Seine Natur erweiterte sich nicht blos; er fand in Rom, in Neapel, im Verkehr überall mit den Resten des classischen Alterthums nicht allein eine Bestätigung alles dessen was er in der Idee und in der Ahnung angestrebt; ihm ward nicht blos eine Vollendung in antiker Formschönheit, ihm ward auch jene Harmonie von Leib und Seele offenbar, in welcher die alte Welt, sinnlich wie geistig, im Gleichtact geathmet. Er lebte in Italien wie ein deutscher Künstler. Am Gardasee begann er seine in Prosa geschriebene Iphigenie in Versen umzuschaffen, und schrieb im ersten Anhauch des südlichen Himmels, einsam und im Gefühl der Trennung von den Geliebten daheim, jenen Monolog: — „Das Land der Griechen mit der Seele suchend." In Rom vollendete er das Gedicht, vollendete er den Egmont, schrieb als Gegensatz zum Maß classischer Rhythmen im Garten Borghese die nordisch phantastische Hexenscene zum Faust und unternahm es, auch den Tasso zu jenem Wohllaut südlicher Klänge umzuschmelzen. Der Umgang mit Moritz, dessen Krankenpfleger er ward in Rom, gab ihm Anlaß, die Gesetze der antiken Rhythmik zu studiren. Der Verkehr mit Tischbein, mit Philipp Hackert, Heinrich Meyer aus Zürich und Angelica Kaufmann förderte seinen Hang zur plastischen Zeichnenkunst. That ihm doch Ersatz noth für die halb oder ganz verlornen Genossen daheim, deren mürrische und gestaltlose Wirren wie nordische Phantome vor dem Sonnenblick heitern Glanzes wichen. Hatte er doch mit Klopstock auf dessen plumpen Schulmeisterbrief, der das Treiben in Weimar dreist und pedantisch rügte, brechen müssen. In Lavater hatte er schließlich eine starke Dosis christlicher Heuchelei entdeckt. Herder, dem er liebevoll und hingebend in Weimar die Stätte bereitet, begann schon zeitweis die morose Priestermiene auszuhängen und hatte stirnrunzelnd das erste Buch des Wilhelm Meister verdammt. Die Gefährten, die er in Italien fand, waren nur hülfreiche Naturen, ihm den Eintritt zur plastischen Kunst zu bahnen. Aber die plastischen Gestalten nahmen nicht blos seinen Formtrieb, auch den ganzen Inhalt seines poetischen Schaffens gefangen. Er entwarf eine Fortsetzung seiner Iphigenie in einer Iphigenie zu Delphi; in einem Drama Nausikaa wollte er die Gestalten der Odyssee dramatisiren, ohne zu fühlen, daß mit dem behaglich schönen Ebenmaß der Homerischen Gesänge das Drama, das die entfesselte Menschenkraft Stirn an Stirn gegenüberstellt, im Widerspruch bleibt. Er machte weitgreifende Studien in der bildenden Kunst, mit germanischer Kraft, aber ganz aufgelöst in den sanften Wellenschlag des Südens. Er studirte auch Land und Volk, ja lernte hier erst, den ihm daheim versagten Genuß kennen, sich als Mensch unter Menschen im Volk sich zu fühlen, als Theil im Ganzen aufzugehen, sich unter die Menge zu mischen und als sinnliches Geschöpf sein natürlich Genüge zu finden. Er kam als ein Anderer heim, als Dichter der „römischen Ele-

*) Vergl. Nr. 27, 28, 29. 32, 33, 34 u. 36.

gien," der im Stande war, die Rhythmen seiner Verse an den Wellenlinien der weiblichen Form zu messen. „Erst in Rom habe ich mich selbst gefunden!" rief er aus. Die übergeistige Sentimentalität war ihm im Glück des Genusses erloschen, das Hangen und Bangen in schwebender Pein, wie es noch sein Klärchen im Egmont naiv feiert, war ihm als Krankheit des nordischen Spiritualismus klar geworden, und die Frauenschöne wollte er jetzt, wo plötzlich der andere Pol der Menschheit in ihm erwacht war, wie sein Faust in einer Helena, leibhaft schauen und besitzen. — In den Briefen an Frau v. Stein steht das Wort von Goethe: „Du hast Recht, mich zum Heiligen zu machen!" Er hat also eine Epoche gehabt, wo er ganz einging auf den Verduftungsproceß dieser Liebesneigung. Aber es war verfehlt von ihm, ihr dies Recht einzuräumen; es hat sich an ihm gerächt. Eine Frau hat nicht dies Recht, weil sie nicht die Macht dazu hat, und sie hat mit ihrem Zauber der auch die Sinne erfaßt, nicht diese Macht, weil es gegen die Natur verstößt, aus Männern Heilige zu machen. Goethe wollte es sich, aus Italien zurückgekehrt, nicht sogleich eingestehen, daß seine idealistische Freundin, die sich vor jeder Berührung in geheimnißvolle Schleier zurückzog, eine krankhafte Erscheinung war, der gegenüber seine Sehnsucht nach Erfüllung trachtete, nur ein Wesen das ihm ganz gehörte, sein Bedürfniß nach Liebe sättigen konnte. Darin eben liegt der Begriff und die sacrosancte Weihe der ehelichen Geschlossenheit, daß sie Sinnlichkeit und Geist verschwistert, Leib und Seele vermählt, die Sinne vergeistigt und dem Geist den Abschluß der Befriedigung giebt. Daß Goethe eine Ahnung von diesem Gesetz und vom Zusammenschluß der ehelichen Form gehabt hat, beweist in seinen Briefen an Frau v. Stein sein Drängen nach der Form für den entfesselten Inhalt ihrer Empfindungen. Er begriff diesen Segen, wenn er schrieb: „Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut." Ist es nicht rührend, wenn wir lesen: „Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich auch sichtlich und gesetzlich Dir zu eigen machte. Wie werth sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken." Auch seine Anträge aus Italien an Charlotte v. Stein gingen wiederholt dahin, sich von den alten Banden freizumachen und selbst frei von Weimar mit ihm ehelich verbunden zu leben. Damit hätte er aufgehört, Günstling eines Hofes zu sein, hätte seinem Dasein eine neue, eine selbständige Basis gegeben, freilich den Launen der Menge und den Schwankungen des Erwerbes anheimgestellt, aber gesichert in seinem Bedürfniß nach Herzensglück und Liebesneigung. Wir wollen nicht behaupten, ob ihm diese neue bürgerliche Basis gelungen wäre. Aber den Interessen des Volkes wär' er damit gewonnen, dessen Heil und Unheil, Segen und Fluch wäre sein eigen Wohl und Weh geworden. Statt dessen ging er in Italien sublimen Studien und Reizen nach, die ihn seiner Nation zeitweis entfremdeten. Seine Natur war ächt deutsch, aber er gab ihr in der Qual seines Ringens eine antikisirte Basis, die ihn freilich befähigte, all den Wohllaut süßer Empfindung, all die Harmonie hellenischer Existenz seinen Versen, seiner Dichtung, seinem Wesen im Denken und Fühlen einzuhauchen. Wir wissen nicht was ihm auf seine Pläne von Frau v. Stein brieflich erwidert wurde. Sie blieb die Dame ihrer Sphäre, und überließ ihn der Schwebe seiner Unzulänglichkeit. Da schloß er mit ihr ab, wie er mit sich selbst abschloß und seit dem Gewinn einer neuen Weltanschauung in Italien sein Centrum lediglich in sich selber fühlte. Daß er dem Gedanken einer selbständigen bürgerlich geordneten Existenz auch noch im Süden anderweit nachgehangen, beweist die Anknüpfung mit der schönen Mailänderin, die ihn zu fesseln begann, die er sich gesetzlich zu erringen gedachte, bis er plötzlich ihren heimlichen Brautstand erfuhr und vor der Gefahr neuer Verirrung, wie er sie in Wetzlar als Wertherdichter über sich verhängte, scheu zurückwich.

Mit dem entschiedenen Gefühl der Entfremdung kam er (1788) aus dem formreichen Italien nach dem gestaltlosen Deutschland zurück. Die ganze Luft der nordischen Heimath wehte ihn kalt und feindlich an. Ein Berliner Händler (Himburg) hatte räuberisch seine Werke gesammelt und ausgebeutet; eine rechtmäßige Ausgabe (bei Göschen) fand keinen Anklang. Die Nation ließ ihn im Stich, und er sah daß mit Schillers Räubern eine wilde Gewaltsamkeit Glück machte und Beschlag auf den deutschen Geschmack legte, für dessen stetige Regelung seit Lessings Abtreten vom Schauplatz er selbst freilich ebenso wenig gethan. War er selbst doch mit Götz im Styl des Drama's, mit Werther nicht blos im Romanstyl, sondern im Bereich der Sitte und Empfindung, der Sturm- und Drangmann einer neuen Periode gewesen, die ihn überwuchs, während er vor ihren Folgerungen im Maß der Antike Halt und Zügel fand.

Mit dem Selbstgefühl zog in Goethe's Busen zugleich jener Stolz des kalten Entsagens ein, der ihn von da ab nicht selten kennzeichnet, sein Wesen durchdrang, wenigstens seine Maximen, auch wohl seine Haltung bestimmte. Seine jugendwarme Hingebungslust flüchtete sich nach innen und sparte sich auf wenige, ihm selbst nur dienende Stoffe. Sein fröhlicher, gutgemutheter Glaube, er werde der Welt des deutschen Publicums als freier Mann mit unabhängigem Schaffenstrieb etwas sein können, war arg getrübt. Er trägt das mit verheimlichtem, aber bitterm Groll; er muß sich wieder amtlich seine Stellung sichern. Glücklicherweise war sein Herr sein Freund, der großartig genug dachte, den Pegasus nicht im Joch abzunutzen und ihn doch sich selbst, dem Hofe, dem Staate zu erhalten. Das Gefühl, daß Karl August den Genius für hochberechtigt und für ebenbürtig hielt, war Goethe's einziger Rettungsact, um sein Selbstbewußtsein, und mit diesem die Kraft freier Selbstbestimmung nicht geknechtet zu sehen. Sonst war er plötzlich ganz auf sich selbst verwiesen, und so machte er sich, selbstbewußt wie er war, zum Selbstherrscher aller seiner Beziehungen. Aus dem bisherigen Apoll von Weimar ward jene Jovisgestalt, die auf ihrem oft bezweifelten und benagten, aber durch treue Dauer und Beharrlichkeit in sich selbst, immer wieder errungenen Throne sich schließlich fest fühlt. Seinen Tasso hatte er noch nicht zu Ende gedichtet und brachte ihn auch zu keinem weitern Abschluß als zu dem halben Bankerott, mit dem das Stück abbricht statt zu schließen. Im nächsten Jahre, im herzoglichen

Lustschloß Belvedere, beendete er dies Werk das er am Hof von Weimar-Ferrara und unter dem Einfluß der Frau v. Stein nicht anders gestalten konnte. Für seine Person aber wurde der Satz der Prinzessin: Erlaubt ist was sich ziemt, von dem Bekenntniß: Erlaubt ist was gefällt, verdrängt.

Es war im Herbst 1788, — im Juni war er aus Italien zurückgekehrt, — als im Park zu Weimar eine kleine, runde, vollblühende Mädchengestalt dem lustwandelnden Dichter eine Bittschrift überreichte. Es war Christiane Vulpius; die Bittschrift galt ihrem Bruder, dem spätern Verfasser des berühmten und berüchtigten Räuberromans Rinaldo Rinaldini.*) Zu Weimar geboren, hatte Vulpius in Jena studiert und lebte in bedrängten Umständen; nicht minder die Schwester die mit Mutter und Tante sich von ihrer Hände Arbeit, von Blumenmachen, nothdürftig nährte. Goethe half, wie er stets geholfen, nicht blos mit Almosen, sondern gründlich mit Reform und Erziehung im ganzen Lebenswandel, sowie er sich des hypochondrischen Sonderlings, Namens Kraft, annahm, ihn für das Ilmenauer Bergwerk erzog, für den verwaisten Schweizerknaben Peter Imbaumgarten als Wohlthäter und Pädagog zugleich sorgte, sich des düstern Plessing im Harz persönlich bemächtigte, später Eckermann an sich heranbildete. Goethe muß der verarmten Familie Vulpius wie ein Halbgott erschienen sein, und die Tochter aus dem Volk, die die Ihrigen gerettet sah, ward ganz Dankbarkeit, Hingebung und Liebe. So begann das Verhältniß menschlich edel und schön, um lange Zeit blos in den Grenzen natürlicher Berechtigung zu bleiben. Eine Tochter aus dem Volke, das war Christiane Vulpius, dieser blühende Dionysis, wie Johanna Schopenhauer sie auch noch später nannte. Ihre lachende Heiterkeit bei unbeschränkter Gutmüthigkeit des Herzens hat den Dichter gefesselt, Dankbarkeit zur Hingebung an den hohen, hülfreich edlen Retter getrieben. Sie sprach das weimarische Deutsch der untern Stände, und der Mangel an jener Salonbildung, die der Welt mehr gilt als Gaben des Herzens und der Natur, verschuldete die Heimlichkeit eines Bündnisses, zu welchem Leib und Seele sich zu Eintracht und Harmonie gefunden. Er hat sich dies Kind nicht heranziehen mögen zur Cultur des Parquetbodens; diese Natur war vielleicht zu eigenthümlich, und er scheute sich, eine Ursprünglichkeit zu trüben, diese lachende Fülle der Heiterkeit zu stören, die dem in Gedankensorgen herangereiften Dichter Erquickung und Labsal war. Hier war kein Hangen und Bangen in schwebender Pein, hier war Erfüllung und Gegenwart des ungetrübten Glückes. „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" giebt uns den ganzen Zauber im Beginn des Verhältnisses, und der Dichter der in Italien die plastische Form und die gesunde Harmonie von Leib und Seele gefunden, schuf heidnisch angehaucht vom Geist der Antike jene „römischen Elegieen." Sie hat Mutterwitz und hellen Verstand genug, aber wohl nicht Bildung genug besessen, um geistig auf ihres hohen Herrn und Meisters Naturstudien einzugehen, und die „Metamorphose der Pflanzen" als ihr gewidmet angesehen zu haben. Die unbegrenzte Gutmüthigkeit ihrer Kindernatur blieb harm- und anspruchlos. Daß sie, wie Stahr und nach ihm Lewes behaupten, das Anerbieten einer förmlichen Ehe ihrerseits abgewiesen, scheint uns nicht glaublich. Gleich nach der Geburt des Knaben August, den Goethe schon vor seiner Geburt zu legitimiren beschloß, hatte er die Geliebte nebst deren Schwester und Tante (nicht Mutter, wie der Engländer angiebt), in sein Haus aufgenommen. Es blieb beim Verhältniß der Halbehe, nach damaligen Begriffen nicht so unerhört, um der Schmähsucht Recht zu geben, über diese Mißform zu lästern. Goethe selbst sah sein Verhältniß zur „kleinen Freundin" als eine förmliche Ehe an. Dafür zeugt nicht blos seine zärtliche Fürsorge für die Mutter seines Knaben, dafür sprechen auch seine Briefe an Herder und Knebel; „heute vor sechs Jahren hab' ich mich verheirathet," heißt es in einer brieflichen Stelle, trotzdem er erst nach fünfzehn Jahren dem Verhältniß den Stempel der kirchlichen Form und Sanction gab. Es geschah auch dies nicht so romantisch, wie gemeldet worden, nicht in der Nacht beim Kanonendonner der Schlacht von Jena, wohl aber drei Tage darauf, den 17. October 1806, ohne Aufsehen, in der Jacobskirche zu Weimar. Beide begaben sich zu Fuß nach der Kirche und am folgenden Tage überraschte der Dichter seine Haus- und Geschäftsfreunde mit der Vorstellung seiner Ehehälfte, und mit dem Zusatze: „Sie war immer schon meine Frau." Daß Marschall Ney, der im Goetheschen Hause einquartirt war und dasselbe vor Plünderung geschützt hatte, auf den Entschluß des Dichters Einfluß geübt, ist ebenso sehr Fabel. In der Nacht vom 14. zum 15., die auf den Tag der Schlacht von Jena folgte, war ganz Weimar voll Unruhe und kriegerischer Bewegung gewesen. Auch Goethe's Haus sollte gebrandschatzt werden, blieb aber verschont. Der rohen Gewalt gegenüber hat Christiane einen Muth entwickelt, der dem Dichter Hab' und Gut, wo nicht sein Leben rettete. Sie hat auch später den Gatten, nachdem er kraft aller Rechtsform der Ihrige geworden, nicht anders denn als Geheimenrath begriffen und betitelt, dem sie die Sorgen des Hauswesens getreu und pflichtschuldig verwaltete. Den frechen Fremdlingen gegenüber war ihr aber schnöde Verkennung, Beleidigung und Mißachtung ihres Rechts im Hause zu Theil geworden. Da soll sie schmerzlich und bitter geweint, das Schiefe in ihrer Stellung gefühlt und den Entschluß gefaßt haben, das Haus zu verlassen. Der Dichter, in seiner epischen Ruhe nach überstandenem Jugendsturm und -drang, mochte endlich doch fühlen, er sei diesem liebevollen Geschöpf, dem er über sein Herz und sein Haus alle Macht eingeräumt, auch die gesetzliche Form der Anerkennung schuldig, um sie beim Umsturz aller Weltordnung gegen herandrängende Unbill auch durch den Buchstaben Rechtens zu schützen. Sie ihrerseits hatte bis dahin, im Bewußtsein, der Gesellschaftssphäre des Dichters und Ministers doch nicht vollauf angehören zu können, nichts vermißt in ihrem Verhältniß. Sie für diese Sphäre zu erziehen, der er nach Amt und Gewohnheit angehörte, widerstritt theils dem Charakter und der Natur dieser Frau, theils ließ Goethe, was er

*) Dieser Roman erschien erst 1799, nachdem der Verfasser Theatersecretär und Bibliothekar in Weimar geworden. Uebersetzungen französischer und italienischer Ritterbücher gingen, auch erst in den Neunzigern, seinen „Romantischen Geschichten der Vorzeit" rc. voraus.

eine „Natur" nannte, gern vollständig walten und gehen. Der wilden Romantik eines Kindes wie Bettina gegenüber, hat er sein Weib ehrenhaft geschützt; Jener ward auf eine Beleidigung hin das Haus verboten, in welchem sein wirkliches Kind als Frau und Herrscherin galt.*) Dem Biographen Schäfer räumen wir willig ein, daß diese siebzehnjährige Halbehe für den Dichter und für den Menschen auch nachträglich ein Mißverhältniß blieb. Die Welt hat diese Nichtachtung der gesellschaftlichen und gesetzlichen Form ihm nie verziehen und sich ein Recht daraus genommen, über ihn moralisch den Stab zu brechen, ihm in der Darstellung freier wie gebundener, romantischer wie ehelicher Liebe die Befähigung des rechten Urtheils abgesprochen. Der Dichter hat an den Folgen dieses formell mangelhaften Verhältnisses vielfach gelitten. Der Natur der Sache nach hat er die Geliebte, die Mutter seines Sohnes, nicht anders denn als seine berechtigte Frau erachtet.

Goethe's Gesellschaftskreis gestaltete sich natürlich mit ihr ganz anders, als er sich um Frau v. Stein gruppirt hatte. Statt des exclusiven Adels, der in der Frau des Ministers nicht eine Frau v. Goethe, sondern nur die Geheimeräthin sah und betitelte, fand sich mehr ein Kreis von Schauspielern und Künstlern im Goethe'schen Hause zusammen. Der Dichter las vor oder ließ zu Nutz und Frommen Anderer Vorträge halten. Wenn er sich zurückzog, führte gern Terpsichore ihre Reigen vor. Frohsinn und sprudelnde Heiterkeit herrschte, wo die „kleine Freundin" wie der gute Geist des Hauses mit dem Schlüsselbunde für Keller und Küche auftrat und dem Momus und Komus die Zungen öffnete. Der Dichter hat sein vollstes Behagen an dem Schalten und Walten der ewig lachenden Freundin gehabt. Und was den Werth dieser Frau betrifft, die den Menschen in ihm beglückte, so hat seine eigne Mutter, die wahr und streng, gesund und offen fühlende Frau Rath, des Sohnes Wahl vollauf gebilligt und segensvoll für den Sohn genannt.

Am wenigsten war Frau v. Stein, bei ihrer Unfähigkeit oder bei ihrem Mangel an Muth, ganz die Seine zu werden, berechtigt, des Dichters Verhältniß zu belästern. Je höher und peinlicher die Idealität ihres Wesens, desto mehr hat sie dem Realismus der sich als naturgemäßer Niederschlag und Gegensatz geltend machte, verschuldet, soll hier von Verschuldung die Rede sein. Die schwebende Aetherhöhe in der sie ihn erhalten zu können gewöhnt, muß als wider die Natur erscheinen, sobald sie Beschlag auf die ganze Existenz des Mannes zu legen bezweckte und den Dichter auf Kosten des Menschen in ihm zu jener sublimen Höhe erheben wollte, bei welcher schon seine Dichtung „Tasso" sich in eitel Abstraction und Weltentfremdung verlor. Ein Anderer war er aus Italien wiedergekommen, schon fähig zur Dichtung der römischen Elegien, von denen zwei sogar, in erster Form, der Oeffentlichkeit entzogen blieben. Sie selbst mit dem Parfüm ihrer Stimmung und dem Verdustungsproceß ihrer Blutempfindung hat den Gegenpol im Menschen aufgerufen nach so langem, treuem Noviziat. Sie hat später nicht genug schildern können, wie „steif" Goethe aus Italien zurückgekehrt sei. Schon vor allem Verhältniß zur „kleinen Freundin" war er ihr entfremdet; dies Verhältniß selbst aber erst entschied den schmerzlichen Bruch. Sie hatte an den Verkehr mit dem Dichter zu sehr ihr ganzes Selbst, wenn auch noch so behütet, drangegeben, er war zu sehr ihr Idol geblieben, als daß sie die Einbuße ohne Verzweiflung ertragen konnte. Sein Erkalten zuvor schon setzte sie in Erschrecken. Plötzlich hatte sie keinen Anstoß mehr an dem „Du" des Verhältnisses; ja sie traute sich Macht genug zu, ihn wieder ganz zu gewinnen. Er wich aus, vermied persönliche Zusammenkünfte, suchte aber aufrichtig und offen nach einem Ausgleich und nach Beseitigung jeder Unbill. Wie sie des Dichters Verhältniß zu Christiane Vulpius erfährt, erkrankt sie tief vor Schmerz und Scham. Er will sie begütigen, aber in der Art dieser Begütigung liegt eine ebenso starke Verletzung ihres für heilig gehaltenen Gefühls. Sie glaubt an eine Entartung der ganzen Natur des Dichters, den sie auf die höchste Staffel des menschlich poetischen Empfindens und zugleich damit des höchsten Glückes als Mensch und Mann gehoben zu haben und auf dieser schwankenden Höhe erhalten zu können gewähnt. Hier liegt ihr Irrthum; und hier liegt auch die Rache, falls in ihre Erziehungsmaxime sich die Coquetterie der ältern Frau mischte. Wenn die Ideale blaß werden — und die Dichtung Tasso ist das Zeugniß dieser grenzenlosen Verblassung in sublimer Abstraction, — dann färbt sich der Realismus um so siegreicher mit dem rothen Colorit des Lebens. Charlotte verließ Weimar, sie suchte Genesung in einem rheinischen Bade, Hülfe und Trost zugleich bei der Mutter des Dichters. Es war im Mai 1789. Sie hinterließ einen Brief, der es logisch beweisen sollte, wie unerträglich mit der Fortdauer ihrer Freundschaft jenes neue andere Verhältniß für ihn und sie sei. Es war also die volle Leidenschaft der Liebe die sich in der Eifersucht verrieth, nachdem sie die Leidenschaft der Hingebung in Liebe solange auf beiden Seiten behütet. Weibliche Drohungen bewirken bei starken Männern eher das Gegentheil. Aber Goethe machte Ausflüchte und es war Sophistik darin, wenn er entgegnete, sie müsse es als einen Beweis von Neigung und Freundschaft ansehen, daß er überhaupt aus Italien zurückgekehrt sei. In seinem Briefe vom 1. Juni 1789, aus Belvedere datirt, geht die Vertheidigung gezwungen zur Anklage über. Sie sei ihm kalt entgegengekommen, bevor noch von einem Verhältniß die Rede gewesen, das sie so sehr zu krän-

*) Bettina Brentano, Tochter der in die Wertherperiode Goethe's verflochtenen Maximiliane Laroche, war zuerst 1807 in Weimar, ein doch schon damals zwanzig Jahr altes Kind. Der Dichter empfing sie freundlich, und in Bezug auf ihre schwärmerische Huldigung äußerte er sich gegen Riemer über ihr „geistreiches, wenn auch barockes Wesen." Von ihrer angeblich leidenschaftlichen Liebe zu ihm nahm er, marmorruhig wie er schon damals war, keine Notiz, und als Bettina 1811 als Arnims Gattin wieder in Weimar war, und ihm von ihrer, doch nun auch schon altgewordenen Liebe zu ihm erzählte, machte er sie auf den Kometen aufmerksam, der mit seinem abenteuerlichen Wesen just am Himmel stand. Goethe's Zorn und Verbannung traf sie unwiderruflich nach ihrem Schimpfwort gegen Christiane. Die Muse jener Liebessonette, deren Namen der Dichter in das Geheimniß einer Charade hüllte, war nicht Bettina, soviel sich dieselbe auch Mühe gab sich dafür zu halten; die Sonette hatten eine andere, vorübergehende Huldin zum Gegenstand, eine sanfte, kindlich liebe Gestalt: Minna Herzlieb, Tochter eines Professors in Jena.

ken scheine. „Und welch Verhältniß ist es?" schreibt Goethe ziemlich dreist. „Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden die ich mit ihr zubringe?" Er appellirt an ihren Sohn, an Herder; sie möge Diese fragen, ob er untheilnehmender, weniger thätig für Freunde geworden, ob Diese verloren hätten. Sie habe ihm die Lippen geschlossen, wenn er aufrichtig, ihn der Kälte und Nachlässigkeit geziehen, wenn er offen und natürlich empfunden; sie habe ihn „in vorsätzlicher Laune" von sich gestoßen. Er tadelt — doch wohl etwas mephistophelisch? — ihre gewohnte Lebensweise, weist auf ihren häufigen Genuß von Kaffee, der sie hypochondrisch mache, als auf das Motiv ihrer Entrüstung hin. Damit lag der Bruch für immer zu Tage. — Ein weibliches weises Orakel flüstert uns zu, Männer, die von einem Gefühl zum andern übergehen, seien stets benommen und bethört. Das kleine plumpe Wort „dumm" sollte hier absichtlich vermieden werden; dem Sinn nach stellt es sich aber dar, und Sophistik ist in Verlegenheiten wohl nur ein Nothbehelf.

Die Art, wie Goethe sich von der so lange und so tief geliebten Frau abwendet, ihre Entrüstung parirt und zu fragen im Stande ist, was sie denn verlöre, wenn er ein anderes Geschöpf küsse: könnte beinahe schließen lassen, diese Frau habe ihm nie ein Heiligthum geopfert. Denn der Verdacht, er habe keinen Sinn dafür gehabt, daß eine Frau ihr Alles bei solchem Doppel- und Nebenbesitz verliert, kann bei einem Dichter nicht füglich aufkommen, der so tief und geheim wie sonst Keiner das Wesen der Frauen verstand. Charlotte v. Stein verlor ihr Alles in dem Manne, der in Christiane Vulpius eine Geliebte fand, die ganz die Seine ward. Liegt vielleicht sogar die Vermuthung nahe, eine Frau, deren Entrüstung soviel Eifersucht gegen die beglückte Nebenbuhlerin verrieth, sei ihm doch mehr als blos Freundin gewesen, habe ihn trotz jahrelanger Selbstbehütung doch irgendwie und irgendwann in seinem geheimsten Wunsch erhört? — Wir haben dafür aus geheimer Kunde nur ein leises Zeichen der Andeutung. Der Greis Goethe hat von den von Frau v. Stein zurückgeforderten Briefen ihrer Hand an ihn einen einzigen für sich behalten, aber diesen einzigen verbrannt, damit er kein Zeuge für fremde und profane Blicke werde. Die Asche dieses einen Briefes hat er als theures Pfand, als Erinnerungsmahl an ein süßes Glück, heilig aufbewahrt. Diese Asche des einzigen geheimnißvollen Briefes giebt einer schüchternen Ahnung Spielraum. Niemand freilich hat das Recht, im Verhältniß des Dichters zu Frau v. Stein einem Mysterium weiter nachzuforschen.

Auf jenen, aus Belvedere datirten Brief, den wir stellenweis anführten, erfolgte acht Tage später noch ein zweites Schreiben Goethe's an Frau v. Stein, sein letzter Du-Brief an sie. Charlotte v. Stein hatte vielleicht den Dichter aufgefordert, ihr ein Schlußwort zu sagen; denn er beginnt: „Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden als der letzte Brief an Dich" ꝛc. „Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern." — Und dies Wort erfüllte sich; Goethe ward seit dem Bruch mit der Freundin in vieler Beziehung ein Anderer. Er hörte auf, sich offen hinzugeben, frei und rückhaltlos sich darzuleben; er begann seitdem sich gleichsam zu objectiviren, Menschen und Sachen um sich her zu ordnen wie es ihm diente, und in sich selbst und seinem Bedürfniß das Centrum zu erblicken. Aus dem Apoll von Weimar, wie wir sagten, ward seitdem mehr seine Jupitergestalt. Es ist auch nicht beziehungslos, daß Goethe seitdem zu dictiren pflegte, Anfangs Briefe, dann auch seine Werke. Die letzteren, wenn sie tief aus seinem Innern quollen, durchlebte er nach wie vor gleich vollständig im Schacht seines Busens; wo er sie einem Zweiten in die Feder gab, mußten sie doppelt geformt fest sein im Innern, ehe er sie von sich entließ. Vielleicht aber hat manches darunter an Abkühlung gelitten, wenigstens an Wärme eingebüßt was an plastischer Vollendung im Ausdruck des Wortes gewonnen wurde. In Bezug auf seine brieflichen Mittheilungen äußerte Frau v. Stein, sie könnten nicht mehr ganz wahr sein, da er sie seinem Bedienten dictire. Goethe begann die Welt in ihrer sachlichen Breite zu nehmen; seine Prosa erhielt mitunter sogar einen amtlichen, wenn nicht kanzleigemäßen Anstrich. Seine Objectivirung aller Zustände und Personen, die er mit der Ruhe eines großen Phlegma walten ließ, hatte doch wohl mitunter etwas Gewaltsames, etwas Gezwungenes. Die Wärme seines pulsirenden Lebens ging nicht mehr direct über in sein dichterisches Thun. Er hörte ganz auf, dramatisch zu empfinden und zu gestalten; das vorherrschend tief in seiner Natur begründete Epische nahm überhand. Im Drama selbst gerieth er in seiner amtlichen Thätigkeit für das Theater auf die conventionelle Tragödie der Franzosen, die Lessing gestürzt hatte, ohne freilich verhüten zu können, daß deutsche Dramatik in der Architektur des großen Briten noch weiter ab von Aristoteles in Auswuchs gerathen könne. Auf Goethe's Tasso, diese blasse Verduftung und Verdunstung alles realen, historisch und natürlich gegebenen Stoffes, erfolgte die Natürliche Tochter, diese vollständige Versteinerung in Abstraction. Für den Roman erhielt sich Goethe die pulsirende Blutwärme seiner poetischen Ader; Zeuge dessen ist eine seiner größten Schöpfungen, der Roman der Wahlverwandtschaften; allein die Wanderjahre sind in ihrer realen Tendenz nur eine matte Profanirung der idealen Flüge und Ansätze in Meisters Lehrjahren; selbst Philine, das sogar an ihren Klappantoffeln beflügelte Kind der freien Romantik der Sinne, muß zur Schneidernadel greifen, um als Genossin eines realen Zeitalters einen Platz zu behaupten. Und wenn Goethe als Greis die wunderbar tiefe Welle seiner Lyrik strömen läßt, wie im Westöstlichen Divan, dann hat sein Herz sich von aller Gegenwart abgewendet und weit im Osten, an der Wiege der Menschheit, für eine schaal gewordene Wirklichkeit im Rausch erträumter Zustände Ersatz gefunden. Ein Bewunderer Napoleons der ein Weltreich frech auf unsere Kosten bezweckte, hatte der große Dichter Deutschlands, der eine Weltlitteratur ins Auge faßte, keinen Sinn für den volksthümlichen Aufruhr seines Vaterlandes, hielt achselzuckend kaum gegen die Sänger der jungen deutschen Freiheit sein geringschätzig Wort zurück. So rächt sich Alles! Man

kann nicht sagen, daß nach dem Bruch mit Frau v. Stein Goethe's Adlerflug erlahmt sei; aber dieser Adlerflug seiner Gedanken und Gefühle ging von da ab mehr in die Breite des thatsächlich Gegebenen als in die Höhe eines noch Unerreichten. Auf das Seiende richtete sich sein Sinn, nicht auf das Werdende. Das unterschied ihn schließlich so vollständig von Schiller. Das Seiende aber ist die Natur, das Werdende der Geist. Für Geschichte war schon früher Goethe's Sinn nur bedingungsweis erschlossen; die Naturbetrachtung nahm ihn mit der ganzen Breite ihres Gebietes, mit dem ganzen Detail ihrer Einzelerscheinungen in Beschlag; er ist im Stande gewesen bei seiner Betheiligung am Feldzuge in der Champagne, um alles Menschentreiben unbekümmert und mitten im Donner der Kanonen von Valmy, am Eimer Wasser dem Gesetz der Strahlenbrechung nachzugehen. So sehr war er mit einem Anstrich ironischer Weltbetrachtung, aller Historie des Menschenlebens und seines eignen Volkes abhold, um sich in die Ruhe des Seins und der Natur zu versenken. Das hat ihn alt werden lassen, ihm die Kraft des Ueberdauerns vieler zerbrechlicher Formen gesichert, läßt aber an ihm vermissen, was an seinem großen Genossen und Gegenpart, an Schiller, als ewige Jugend glänzt und leuchtet.

Mit Frau v. Stein stellte sich später, nachdem die Wunden der Trennung verblutet und vernarbt waren, ein freundlich höflicher Verkehr wieder her. Seit 1796 giebt es von Goethe Brieschen und Zettelchen an sie, und als ihn (1801) die schwere Krankheit befiel, der Tod ihm drohte, da war die Freundin wieder sorglich bewegt für ihn. Ihr Sohn Friedrich blieb auch noch, nachdem seine Erziehung vollendet war, ein Wärmeleiter für Beide; Goethe erhielt ihm des älteren Freundes wohlwollende Neigung. Um so verletzender erscheinen die von Kahlert in Breslau herausgegebenen Briefe der Frau v. Stein an ihren Sohn in Schlesien, wo er als Regierungsrath in preußische Dienste getreten war. Goethe war Friedrichs Erzieher gewesen, sein Freund geblieben Trotzdem giebt die Mutter, zum Beweis daß auch edle Frauen, von Eifersucht vergällt, entarten können, dem Sohne Blicke in die Goethesche Häuslichkeit, die jeder Wohlmeinende zu ihrer eignen Ehre zu unterdrücken berechtigt war. Frau v. Stein hat vom Dichter gesagt: „Es sind zwei Naturen in ihm." Sie meinte damit: eine höhere und eine, die im hochfliegenden Geist die Creatur verräth. Ihre Aeußerungen über Goethe's Familienkreis sind von der Art, daß wir diesen Ausspruch über den Dichter auf sie selbst anwenden dürfen. Wohl rächt sich Alles im Leben; auch der Abfall von der Idealität im Denken und Fühlen, selbst wenn diese Idealität nicht Macht und Recht hat, auf ein ganzes Menschenleben Beschlag zu legen, oder mit dem gewaltsamen Durchbruch des Realismus sich nicht zum Ausgleich bringt. — Nach ihres Gatten Tode machte Charlotte v. Stein, 51 Jahre alt, bei ernster Mahnung an Tod und Ewigkeit, zum Abschluß einen ruhigen Rückblick auf vergangenes Glück und Unglück; sie faßte ihre Betrachtungen sogar in poetischer Form ab. Dann folgte noch mit dem Dichter ein kleiner brieflicher Austausch über litterarische Interessen. In ihrem 85. Lebensjahre ordnete sie ihre Papiere und verbrannte ihre vom Dichter zurückgeforderten Briefe. Sie starb den 6. Januar 1827. Sie hatte verordnet, daß man ihre sterblichen Ueberreste — ihre unsterblichen hatte sie in ihren Briefen vernichtet, — nicht an Goethe's Hause vorbeitrüge, aus Besorgniß, es könne ihn angreifen. Die städtischen Leichenordner erklärten es jedoch für unzulässig, eine Frau von Stande anders als auf der Hauptstraße zum Friedhof zu führen. Auch erwies sich ihre Sorge als unnöthig; Goethe war sehr ruhig bei ihrem Tode. In der Selbstbeherrschung hatte sie ihn zum Theil selbst geübt, und die Kunst, Schmerzen wie Freuden zu überdauern, war seiner starken Seele zur andern Natur geworden.

Die Freundin des Dichters hat dessen Frau um zehn Jahre überlebt. Christiane starb bereits den 6. Juni 1816; ganz plötzlich erfaßte sie ein Schlaganfall im Wagen auf einer Spazierfahrt mit dem Gatten. Unter den Gelegenheitsgedichten finden sich die einfach wahren, rührenden Strophen, die ihren Todestag bezeichnen:

Du versuchst, o Sonne vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.
Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungstrost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön,
Lebe wohl auf Wiedersehn!*)

*) Ebenfalls eine Christiane — Christiane Neumann, geb. Becker — war jene früh vom Schauplatz des Lebens und der Bühne Abgerufene, welche Goethe in der Elegie „Euphrosyne" (1797) besang. Der Dichter hatte sie als junges Mädchen zum Theater herangebildet; in Shakspeare's König Johann hatte sie als Knabe Arthur in seinem Arm gelegen, als er den Hubert zum Einstudiren mit ihr spielte. Diesem Pflegling und Liebling hat er die schönste seiner Elegien nachgerufen. Sonst ist des Dichters Herz in all dem langen Theaterregiment das er geführt, gegen Schönheiten der Kulissenwelt allezeit verschlossen geblieben. Sie tummelten sich um ihn, sei's schalkhaft und schäkernd, sei's lernbegierig und kunstbeflissen; die olympische Ruhe und Herrschaft gab er unter ihnen nie auf, auch in den muntern Mittwochabenden nicht, wo sich Jubel und Lust um die „kleine Freundin" bacchantisch entfalten mochte. — Es giebt auch noch sonst in Goethe's Leben weibliche Gestalten, die sich in seiner Dichtung abspiegeln; die Gallerie Goethescher Frauen wächst damit fast ins Unendliche. Wir erwähnen, um Vollständigkeit zu erzielen, nur die Marquise Branconi, die zur Gräfin Leonore Sanvitale im Tasso ungesucht das Modell gab. Ebenfalls in Weimar viel verkehrende Persönlichkeiten waren Graf und Gräfin Werther zu Neunheiligen. Sie fanden ihre Abbilder in dem gräflichen Paar in Wilhelm Meister. Der Graf war vormals Gesandter in Spanien gewesen; die Gräfin gab dem Dichter den vollendetsten Begriff von dem was man „große, vornehme Welt" nennt. „Welt haben" war damals für deutsche Litteratur etwas noch Unerhörtes; Goethe's Roman lieferte dies zum ersten Male und in nie wieder erreichter Weise. — In den Angaben von Lewes über Persönlichkeiten des Weimarischen Lebens jener Zeit läuft manches Irrige zwischendurch. So z. B. nimmt er den bekannten Humoristen Grafen Einsiedel, dessen Verse über Goethe wir citirten, für einen und denselben mit dessen Bruder, mit welchem eine Frau v. Werthern, geb. v. Münchhausen, nach Algier entfloh, nachdem sie feierlich ihr fingirtes Leichenbegängniß veranstaltet hatte und damit der Welt in effigie abgestorben war um ein neues Leben an der Seite des Geliebten zu beginnen.

Im nächsten Jahre (1817) begann mit der Verheirathung des Sohnes August eine neue gesellige Gestaltung im Hause des Dichters. Wiederum war es eine Frau, die bestimmend in Goethe's Leben griff. Ottilie, geb. Freiin v. Pogwisch, aus preußischem Geschlecht, von Danzig gebürtig, kriegerischer Herkunft und patriotischen Geblütes, ergriff die Zügel des Hauses. Nicht blos deutsche Beziehungen wurden im Kreise des Dichters rege; die polyglotte Bildung Weimars machte Gestalten aus England und Irland dort heimisch, und bei den geistigen Berührungen mit Lord Byron und dichterischen Söhnen Albions wiegte sich der Greis in seinem letzten Lieblingsgedanken einer Weltlitteratur. Dem gab die Schwiegertochter des hohen Dichters in einer nur für Eingeweihte gedruckten und nur von Solchen geschriebenen Wochenschrift, „Chaos," Ausdruck, in welcher wie beim Pfingsttage aller Völker Zungen gelöst wurden und sich verlautbarten. Dieser Tochter verdankte der Greis auch alle Gefühle, die ihm, patriarchalisch wie er war, schließlich einen dauernden Familienkreis wünschenswerth machten. Das Goethesche Haus ward seitdem wieder den höhern Gesellschaftssphären geöffnet; Talent und Geburt erfreuten sich dort gleicher Anwartschaft zur Berechtigung. Und bei alldem schwang ein Geist der Romantik seine Flügel um die neue Existenz des Goetheschen Familienheerdes.

Der Geist der Romantik sollte sogar noch mit allem Aufruhr einer leidenschaftlichen Liebesflamme das Herz des greisen Dichters beschleichen. In seinem 70. Lebensalter hatte Goethe seinen Divan vollendet, und das Feuer seiner Seele war auch damit noch nicht verraucht, der Mensch in ihm hob noch einmal sein Haupt mit seinem Bedürfniß nach Frauenliebe. Es geschah wiederholt bei seinem zweiten und dritten Aufenthalt in Marienbad (1822—23) daß Goethe's Herz noch einmal den allmächtigen Flügelschlag einer Neigung erfuhr. Eine junge Dame aus Mecklenburg, Ulrike v. Levezow, ward Gegenstand seiner letzten Flamme. Sie hatte auch auf dem Boden wissenschaftlicher Studien sich dem hohen Greise zugesellt, an seiner Klimatologie, Wetter- und Wolkenkunde mit kindlicher Begierde den regsten Antheil genommen. Böhmen, so oft besucht um Heilung zu suchen, sollte noch ein letztes Erkranken an ihm verschulden, so oft besucht, um Steine zu suchen, ihm eine schwärmerische Illusion über den Fund eines doch für ihn unerreichbaren Diamanten einflößen. Der Greis dachte ernstlich an neue Vermählung mit dem geliebten Wesen, das gegen ihn ganz Hingebung war, wie harmlose Kindheit so hohem Alter sich rückhaltloser zu erschließen pflegt. Nur mit allen Schmerzen eines tiefen Aufruhrs in der Seele riß er sich vom böhmischen Zauberbanne los. Seine „Elegie," ein letztes hohes Lied von der Liebe, ist Zeuge dessen. Der Beginn des Gedichts: „Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen," ist Verzweiflung und süße Verwirrung; aber die Gestalt die diesen Wirbel in ihm aufgerufen, steht fest und hell vor ihm:

> Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
> Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
> Als glich es ihr, am blauen Aether droben
> Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor;
> So sahst Du sie in frohem Tanze walten,
> Die lieblichste der lieblichen Gestalten ꝛc.

Und es war bei diesem letzten Liebesgefühl seines großen Herzens eine religiöse Weihe über ihn gekommen, wenn er sang:

> In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
> Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
> Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.
> Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
> Vor ihrem Athem wie vor Frühlingslüften
> Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
> Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
> Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
> Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es war auf keine Gewähr so tiefer Sehnsucht mehr zu hoffen; die Symphonie der Liebe, diese „Elegie," schließt fast mit Verzweiflung:

> Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
> Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
> Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
> So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
> Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
> Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

So hauchte sein großes Dichterherz den letzten Athemzug einer Neigung aus. Es ist nicht näher bekannt, woran die Illusion des Greises, der nach Vermählung trachtete, gescheitert ist. — Fräulein Ulrike v. Levezow lebt seit längerer Zeit in Wien; die Mutter der Dame, eine Gräfin Cleversberg, ist in der Geschichte der dortigen socialen Romantik eine noch bekanntere Gestalt. — Von den Goetheschen Gedichten ist an die letzte Geliebte auch eines mit Bezug auf Wolkenbildung gerichtet.

Seine letzte naturgetreue Liebe, die Neigung eines Vaters zur Tochter, gehörte jener Ottilie, welcher die Aufgabe erwachsen war, des hohen Greises letzte Jahre zu erfüllen und zu beleben. Als der Sohn von Italien nicht zurückkehrte, an der Bildsäule des Cestus in Rom sein Grab fand, als fast alle Gestalten seines Lebens vor ihm hinsanken, da blieb die Mutter seiner Enkel als treueste Gefährtin ihm zur Seite bis zur letzten Lebensstunde, die 1832 am 22. März Mittags halb zwölf Uhr schlug. „Mehr Licht!" war sein letztes Wort. Mehr Liebe hat nie ein Menschenherz empfunden, kein Dichter gesungen. Er war wie ein Sonnenpriester der Liebe, die mit Licht und Schatten sein reiches Leben erfüllte und der beste Inhalt seiner Dichtungen blieb.

F. G. K.

Die Inselfriesen an der Westküste Schleswigs.

Mögest Du, freundlicher Leser, den kleinen Skizzen folgen, welche wir vor Deinen Blicken entrollen werden; großartige Landschaftsbilder können wir nicht vor Deine Phantasie hinzaubern, keine waldbekränzten Berge heben das schneebedeckte Haupt zu den Wolken empor, aber liebliche Hügel, bedeckt mit stattlichen Buchen, fischreiche Landseen und üppige Kornfelder dehnen sich an der Ostküste aus, deren smaragdenen Saum die majestätisch rollende Ostsee als eine dienstbeflissene

Magd küßt; Buchten und Fjorde dringen in das Land hinein, die trefflichsten Häfen bildend. In der Mitte des Landes dehnt sich ein Haiderücken aus, der, die Fortsetzung der Lüneburger Haide bildend, sich bis nach Jütlands äußerster Spitze, bis nach Skagens unwirthlichen Dünen erstreckt. Der Reisende, welcher mit der Eisenbahn von Altona nach Kiel fährt, durschneidet häufig diese Haide, und wird seine Vorstellung von dem kornreichen, gesegneten Holstenlande oft schwankend gemacht, aber selbst diese öden Flächen sind nicht ohne Poesie; wie ein wogenschlagendes Meer, das plötzlich erstarrte, liegt die Gegend vor Dir, nur hier und da erblickt Dein Auge verkrüppeltes Eichengebüsch und starre Kiefern, welche die Landschaft nicht zu beleben vermögen, aber überall, soweit Dein Auge reicht, erblickst Du Haidekraut (Erica vulgaris), das, wenn es blüht, mit seiner röthlich schimmernden Blumenkrone das Auge aufs Angenehmste fesselt; mir erscheint das Haidekraut immer als eine Palme en miniature, und die kleine, geschmeidige Eidechse, welche so flüchtig durch dasselbe hinschlüpft, wird dann zum Krokodill. Während die Haide blüht, bildet sie den schönsten Teppich, wie ihn keines Künstlers Hand zu wirken vermöchte; die geschäftigen Bienen schwärmen unaufhaltsam und heften den Staub der Blumen an ihre Füßchen, sodaß es gleichsam scheint, als ob sie dieselben in Pluderhosen gesteckt hätten; der Honig, welchen die Bienenväter von ihren getreuen, auf der Haide herumschwärmenden Unterthanen erhalten, gilt als der beste. — Zu Deinen Häupten jubilirt fast ununterbrochen die Lerche, welche in der Haide baut; die Haubenlerche mit der stattlichen Frisur fliegt Dir scheu vorbei; hier und da schreckt Dein Fuß einen Hasen empor, welcher niederduckend, sich zu verbergen suchte, und über Dir im klaren Blau wiegt sich in majestätischen Kreisen eine königliche Weihe. Die kleinen Hügel, welche Du vielleicht kaum beachtest, sind häufig sogenannte Hünengräber welche in einer Urne die Asche und den Staub unserer Vorfahren bergen; vergebens singt die Lerche ihre Auferstehungslieder, sie vermag die Hünen, welche neben ihren Waffen ruhen, nicht aus ihrem Todesschlummer zu erwecken.

An der Westküste der Herzogthümer dehnt sich die Marsch aus, und wiederum entfaltet sich vor Deinem Blick ein neues Bild; der Boden ist dem Meere abgewonnen und wird durch sogenannte Deiche, kostspielige Erdwälle, gegen den Anprall der Wogen geschützt; das Meer fordert gleichsam als einen Tribut zurück, was es in frühern Jahren an das Ufer warf, und sein gefräßiger Zahn nagt an den Deichen; brausend und zischend, einer riesigen Schlange gleich, erhebt es sein Haupt und sucht den schützenden Damm zu durchbohren, und hat es sich erst eine kleine Oeffnung gebahnt, dann wälzt sich Woge auf Woge verderbenbringend über das nicht mehr beschirmte Land.

Die Marsch ist flach, von Gräben durchschnitten, und nur Kornfelder und Weideland scheinen sich unabsehbar auszudehnen; auf den Feldern sieht man fast keinen einzigen Baum, nur zu beiden Seiten der Dämme erheben sich dann und wann Erlen und Eschen, sowie hier und da vor den Wohnungen Eschen oder Linden, und in den Gärten trefflich gehaltene Obstbäume.

Die Wohnungen der Marschbauern liegen zerstreut und nicht hart an einander, sondern die Ländereien umgeben das Wohnhaus; letzteres ist gewöhnlich einfach, aber immer freundlich, die blanken Fensterscheiben schimmern Dir traulich entgegen, und von der Sauberkeit und Reinlichkeit, welche in den Wohnungen herrscht, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. So sahen wir unter Andern in der Wilstermarsch auf der Tenne eines Marschbauern das Ackergeräth hängen, und waren die Spaten und Sensen, welche doch fast immer in Gebrauch sind, so blank wie der Gewehrlauf eines preußischen Gardesoldaten; das Brennholz, welches an der einen Stelle der Tenne aufgestappelt stand, war so regelmäßig geschichtet, daß auch nicht ein einziges Stückchen um einen halben Zoll hervorstand, sondern gleichsam eine lothrechte Mauer bildete.

Die Marschbauern mit ihren gebräunten Gesichtern sind groß und stark, sie erinnerten mich an die Dalekarlier Schwedens, und daß die Frauen dieser arbeitsamen Leute keine Zier- und Modepuppen sind, versteht sich von selbst. Die holsteinischen Marschen, sowie die Ostküste Holsteins &c. werden wir dem freundlichen Leser vielleicht in einem spätern Artikel ausführlicher vorführen; jetzt ersuchen wir Dich, uns nach der Westküste Schleswigs zu folgen, um Dich mit den biedern, kräftigen, stolzen Friesen bekanntzumachen.

Die Friesen bewohnen die ganze Westküste Schleswigs von der Eider an, und sie unterscheiden sich durch ihren Charakter, durch ihre Sitten und Gebräuche so sehr von den übrigen Bewohnern des Landes, daß sich daraus mit Gewißheit ergiebt, daß sie ein eigenes Volk sind. Ob sie Eingeborene oder Colonisten, und wenn letzteres der Fall, bei welcher Gelegenheit sie dann eingewandert sind, darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Saxo Grammaticus erwähnt zuerst die Nordfriesen in Schleswig als eines eingewanderten Volkes; doch giebt er nicht die Zeit an, in welcher die Einwanderung geschehen sein soll. Ueberhaupt ist Alles, was die verschiedenen Schriftsteller über die älteste Geschichte der Friesen mittheilen, als Hypothese anzusehen. Einige nehmen an, daß die Friesen seit undenklich langer Zeit das ganze Ufer der Nordsee von Südholland bis zur Widau bewohnten, und einen oder mehrere unter einander verbundene Staaten bildeten, die jedoch durch einen sächsischen Volksstamm, der sich in Dithmarschen und Hadeln niederließ, getrennt wurden. Auf diese Weise soll ein nördliches und südliches Friesland entstanden sein. Auch ist die Hypothese aufgestellt worden, daß die Angelsachsen, welche gegen Mitte des fünften Jahrhunderts nach Britannien zogen, nicht nur die Ost-, sondern auch die Westküste Schleswigs bewohnten, und daß bald nach ihrer Entfernung die Friesen sich ansiedelten; jedoch scheint es am wahrscheinlichsten, daß die von Karl dem Großen ungefähr um 770 besiegten Südfriesen sich an der Westküste des, von den Angelsachsen verlassenen Landes niederließen, wo sie mit den Vortheilen der Marsch bekannt, die sumpfigen Gegenden durch Canäle auszutrocknen und das Ufer gegen den Andrang der Wellen durch Dämme und Deiche zu beschützen verstanden.

Soviel über die muthmaßliche Einwanderung des kräftigen Volkes; wir aber wollen hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit

den Inselfriesen, den Bewohnern Föhrs, zuwenden. Die alten Friesen lebten in großer Einheit, die jetzigen jedoch sind nur noch als Trümmer zu betrachten, und selbst diese lassen ahnen, wie stolz, frei und kräftig ihre Vorfahren gewesen sein müssen. Der Wahlspruch aller Friesen ist: „Lewer duad üs Slaw!“ (Lieber todt als Sklave!) aber der Friese ist Sklave ohne es zu wissen, er ist ein Sklave des Meeres, denn die See ist gleichsam seine Wiege, sie ist seine Heimath und über ihm wölbt der Himmel sein azurnes Dach. Die Inselfriesen sind fromm und gottesfürchtig; das endlose Meer, auf dem sie sich fast von Kindheit an bewegen, muß ihre Seele feierlich stimmen; und wenn der Sturm die Wellen packt, daß sie sich wie eine Riesenhyder erheben und Schaum und Gischt gen Himmel schleudern, wenn sie dann das Leben der Insulaner bedrohen und seine Heimath in den Meeresschooß hinabzuziehen sich bestreben, wie sie bereits so manche Scholle seiner Väter mit Städten und Dörfern in ihre Tiefe begruben, dann muß der feste Glaube in seinem Herzen aufsteigen, daß ein Höherer seine allmächtige Hand über ihn hält.

Clement sagt in seiner Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen: „Bei allen Friesen — das fremde Gemisch ausgenommen — sind die himmelblauen Augen, das blonde Haar, die Wohlgestalt und vor allen ihre schöne Farbe charakteristisch. Sie haben im Durchschnitt einen scharfen Blick und ernste Züge. Im ganzen genommen ist etwas Edles und Reines im friesischen Angesicht. Auf den Halligen und auf Amram und Föhr ist das weibliche Geschlecht durchgängig schöner als auf den anderen Inseln. Der scharfen Luft verdanken die friesischen Insulaner starke und weithin dringende Augen, welche daran gewöhnt sind dem Wind und der Sonne, Allem ausgesetzt zu sein, und nicht geschont zu werden durch Schatten und Windstille. — Die friesische Sprache ist die wahre Familiensprache, wie die ungekünstelte Wahrheit sie spricht, die deutsche ist die Umgangssprache, wie der Herr des Hotels sie zu seinen Gästen redet, um fein und lieblich zu seinem Vortheil zu sprechen, und ist kein Erzeugniß des gesammten Volkes, darum weniger eine Volkssprache als die der anderen Völker. Im jetzigen Hochdeutsch ist ein Stück von der Volksseele verloren gegangen. Die friesische Sprache ist die des Familienvaters, welcher sein eigener Herr und Herr im Hause ist, nichts weiter — unter Druck und Elend geht Alles unter.“

Man hat Cuba die Perle der Antillen genannt, wir möchten Föhr die Perle unter den Inseln der Westküste nennen; nicht weil dort eine üppige Vegetation Dein Auge fesselt, denn die Baumcultur läßt manches zu wünschen übrig, sondern weil sie eine der reichsten ist. Föhr liegt ungefähr anderthalb Meilen von Dagebüll entfernt, es ist dies der nächstgelegene Ort des festen Landes, und von diesem aus geschieht auch die Ueberfahrt nach Föhr. An einem prachtvollen Julitage fuhr ich nach der Insel hinüber, die mir eine Heimath der Seligen, wie ein Thule erschien; ein eigenes Gefühl ergreift mich immer auf der See, mag sie blank, wie ein Spiegel, sich vor dem staunenden Blicke ausdehnen, oder, vom rasenden Sturme gepeitscht, ihre schaumgekrönten Wogen gen Himmel zu schlagen scheinen. Bevor der Sturm seine Fittige entfaltet, fliegen kreischend die Möven, gleichsam die Geister der im Meere Verunglückten, über Dich hin, und ihre schrillende Stimme warnt den Schiffer, der in seinem kleinen Fahrzeuge die Wogen durchschneidet. Aber sieh, wir nähern uns der Insel, der klare Wasserspiegel, der die Sonnenstrahlen tausendfach zurückstrahlt, läßt nicht ahnen, wie viele Leichen seine schimmernde Fläche bedeckt. Steige jetzt ans Land und laß Dir von der Insel erzählen, die einst größer und volkreicher, dem Meere ihren Tribut zahlen mußte. Gegen Süden wird sie von kleinen Inseln, den sogenannten Halligen, umringt, gegen Westen liegt, eine Meile entfernt, Amr'am und die südliche Spitze von Sylt. Chroniken und Sagen berichten, daß Föhr und Sylt einst zusammenhingen, und durch einen heftigen Sturm gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von einander getrennt wurden. Daß Föhr einst mit den Inseln Nordstrand und Sylt landfest war, berichten Dir noch alte Ueberlieferungen: es sollen nämlich im zwölften Jahrhundert auf Föhr und Nordstrand gleichzeitig zwei Kirchen erbaut worden sein, und der Baumeister ritt auf seinem Schimmel von der einen zur andern. Die Insel wird durch Deiche oder Dämme, und durch einen von Feldsteinen aufgeführten Wall gegen die Wuth des sturmgepeitschten Meeres geschützt.

Vor ungefähr sechzig Jahren befanden sich auf Föhr noch gegen 400 alte Grabhügel; doch sind sie jetzt beinahe alle der Erde gleich gemacht. In der Nähe des Dorfes Borgsum oder Borzum befindet sich eine sogenannte Burg, welche zu besuchen kein Badegast unterlassen wird; sie gehörte im vierzehnten Jahrhundert der Familie Lembeck. Die Burg bildete einen Kreis, und ward von einem achtzehn Ellen breiten Graben umringt, innerhalb desselben ist noch ein Brunnen vorhanden, der beständig schönes und kaltes Wasser enthält. Eine alte Sage berichtet: „Claus Lembeck habe die Burg aufgeworfen und in Stand gesetzt, als er dem Könige und dem Königreiche hart zuwider gewesen sei, um zur Zeit der Gefahr sich in derselben schützen zu mögen. Wie nachher der König Waldemar der Vierte gegen ihn aufgebracht worden, und seiner habhaft zu werden suchte, floh er nach Föhr und fand Schutz in seiner Burg.“ Der König belagerte ihn, aber Claus Lembeck entging glücklich in einem Boote dem Zorne Waldemars.

An der südlichen Seite der Insel liegt das früher so freundliche Städtchen Wijck, von dessen 200 einladenden strohgedeckten Häusern das Feuer am 8. Mai d. J. 96 in Asche legte, und ungefähr eine Viertelstunde weiter entfernt dehnen sich die Dörfer aus, welche gleichsam eine krumme Linie bilden; in den Dörfern sieht man vor den Häusern Eschen und Linden, und in den Gärten prangen Obstbäume, welche hier weniger den heftigen Winden ausgesetzt sind. Die Häuser sind größtentheils klein, aber gewöhnlich ansprechend und schön, denn wenn ein Seefahrer soviel erworben hat, als er zum Unterhalt seiner Familie bedarf, so unterläßt er es nicht, seine Wohnung auf das Gefälligste auszuschmücken. Unter allen Dörfern der Insel zeichnet sich Nieblum durch seine Größe und durch die einfache Schönheit seiner Häuser aus. Bei den friesischen Wohnungen befindet sich über der Hausthür immer ein Giebel; eine Diele geht durch das ganze Haus, welche dasselbe in zwei Theile theilt, an dem einen Ende

ist die Haus- und an dem andern die Gartenthür; an der Seite rechts befindet sich die Wohnung der Familie, links liegen die Ställe und die Tenne; die Wohnstube ist klein, größer dagegen der Pesel oder Piesel, welcher unserm Gesellschaftszimmer entsprechen möchte, neben diesem ist eine Kammer, unter welcher gewöhnlich ein Keller liegt. Die Häuser sind immer mit Schornsteinen versehen, wodurch sie sich von den sächsischen Bauerhäusern unterscheiden, in welchen der Rauch sich den Ausgang durch die Thür und durch die Ritzen des Daches bahnen muß.

Die Bewohner Föhrs sind, wie bereits erwähnt wurde, ein friesisches Volk, das sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast unvermischt erhalten hat; seit jener Zeit aber hat die Ausdehnung der Schiffahrt und die Zunahme der Bodenkultur viele Fremde, und namentlich Jüten hierher gezogen, welche sich theils mit den Insulanerinnen vermählten, wodurch der Verlust, welchen die Insel an verunglückten Seefahrern erlitt, hinreichend ausgeglichen ward. Auf Föhr sind zwei friesische Stämme vertreten, welche sich in Urbewohner oder Föhringer und in später von den Halligen Eingewanderte trennen lassen. Letztere kamen hauptsächlich nach der großen Fluth, welche im Jahre 1634 stattfand, nach Föhr. Die Nachkommen der Halligbewohner ließen sich in Wijck und in dem Dorfe Nieblum nieder, und unterscheiden sich in Neigungen, Sitten und hauptsächlich in der Kleidung der Frauen von den Urbewohnern. Die Männer beider Stämme jedoch widmen sich mit gleicher Vorliebe der Seefahrt. Die Föhringer sind schön gewachsen, gesund und lebhaft; in der freien Luft emporgesprossen, von schweren Arbeiten nicht gebeugt, haben sie sich eine seltene Spannkraft des Körpers und der Seele bewahrt, so daß Krankheiten ihnen fast nur dem Namen nach bekannt sind. Das weibliche Geschlecht hat eine so zarte, sammetweiche Haut, wie sich derselben selten städtische Damen rühmen können, aber sie wenden auch Alles daran, sich selbige zu erhalten, und die Frauen und Mädchen auf Föhr setzen ihren Fuß nicht aus dem Hause, ohne ihr Antlitz sorgfältig gegen die Strahlen der Sonne zu schützen. Sie schlingen zwei Tücher um den Kopf, von denen das eine den Scheitel bedeckend, unterm Kinn zusammengeknotet wird, das andere verhüllt Nase und Mund und wird auf dem Hinterkopf befestigt, das letztere bedeckt das ganze Gesicht und läßt nur einen kleinen Streifen für die schönen blauen Augen frei. Einen komischen Anblick soll es gewähren, wenn die Frauen längere Zeit im Felde gearbeitet haben, und in ihrer Wohnung die Tücher ablegen, indem sich dann durch die Einwirkung der Sonne und der Luft unterhalb der Augen ein brauner Strich gebildet hat, so daß sie fast wie tätowirt erscheinen, während der übrige Theil ihres Gesichts mit der blendenden Weiße des Schnee's zu wetteifern vermag. Das Haar kämmen sie nach beiden Seiten herunter, und schlingen es hinten in Flechten, welche sie bei der Arbeit um den Kopf wickeln; die Mädchen lassen jedoch, wenn sie in ihrer Festtagskleidung sind, die Flechten hernieder hangen, welche sie dann mit dem Gürtel verbinden.

Der sogenannte Pei ist gewöhnlich von Kirsei oder Laken und von blauer Farbe, und reicht bis auf die Waden hinab, die Brust läßt er frei und schließt unterhalb derselben; am Halse wird er durch goldene oder silberne Haken zusammengehalten, welche gewöhnlich mit Kettchen desselben Metalls verbunden sind; überhaupt scheint die Brust das Schatzkästlein der Frauen und Mädchen zu sein, auf welcher sie goldenen und silbernen Schmuck anbringen, und könnte man von dem größeren oder geringeren Vorrath an Schmucksachen auf den Reichthum der Trägerin derselben schließen. Ein Stück Kattun oder ein seidener Stoff bedeckt die Brust, der sich bis an den Hals erstreckt; um den Hals schlingen sie ein seidenes Tuch, das im Nacken zusammengeknotet, die Zipfel frei niederhangen läßt. Ueber dem Pei tragen sie den Kortel (Kjortel oder Kjole wird auch im Dänischen der Rock der Männer oder Frauen genannt), der dicht um den Leib schließend, die Brust frei läßt, und unterhalb derselben zusammengeknöpft wird; die Aermel werden an der Außenseite mit silbernen Knöpfen verziert; die Schürze ist von weißer Leinwand, die Strümpfe sind schwarz, jedoch ohne Fuß, und tragen sie dafür weiße Socken. Das friesische Frauenzimmer, welches ursprünglich von den Halligen stammt, kleidet sich noch jetzt wie ihre Schwestern auf den Halligen; die eigentliche deutsche Frauentracht ist nur wenig in Gebrauch, die Insulanerinnen hangen mit Vorliebe an ihrer Nationaltracht, aber mit Schnallen, Haken und Ketten von edlen Metallen, sowie mit seidenen Zeugen wird großer Luxus getrieben. Daß aber durch den zunehmenden Verkehr und durch die Einwanderung nicht früher oder später die schöne Nationaltracht unserer unkleidsamen wird weichen müssen, möchte außer Zweifel sein, zumal letztere sich bereits einzuschleichen beginnt. Nicht unerwähnt wollen wir es lassen, daß die Friesinnen nur den Anflug einer Taille zeigen, der Knöchel und der Fuß dagegen sind zart und wohlgestaltet, wie denn überhaupt die ganze Erscheinung etwas Imposantes hat.

Die Männer der Inseln sind fast sämmtlich Seefahrer und Lootsen, und den wettergebräunten Gesichtern und geschmeidigen Gestalten sieht man es an, daß sie nicht den Boden ackerten, sondern das stolze, unermeßliche Meer durchpflügten; im beständigen Kampf mit den wilden Elementen, mit der brausenden See und dem heulenden Sturm, ward der Körper gestählt, der Blick erweitert, der Geist in der Schule des Lebens gebildet.

Der kleine Knabe der im Sande krabbelt, der das selbst verfertigte Schiffchen auf die Wogen setzt und sich an dem Schaukeln desselben innig erfreut, der träumt schon von weiten Reisen, er durchschneidet bereits im Geiste den Ocean, und wunderbare Inseln mit üppigem Baumwuchs bekleidet, von denen ihm sein Vater berichtete, entfalten sich in seiner Phantasie; er kann die Zeit nicht erwarten, in welcher der Vater auch ihn mit auf die See nehmen wird, er könnte in seinem Sinne bereits alle Gefahren und Strapazen ertragen, und dünkt sich in solchen Augenblicken nicht schlechter als der beste Mann. Wenn ich so die Knaben am Ufer spielen sah, die bereits in ihrem ganzen Wesen den künftigen Seefahrer verriethen, so fiel mir immer W. Müllers treffliches Gedicht: „Der kleine Hydriot," ein, das mit einigen unwesentlichen Abänderungen auch „Der kleine Friese" heißen könnte:

„Und von dem kleinen Kahne gings flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut über Meer und Land,
Es schwebten Berg und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jeden Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht,
Er rief durchs Meergebrause mit fester Stimme Ton:
„Glück auf zu Deinem Maste, Du echter Friesensohn!“"

Die Friesen waren bereits im vierzehnten Jahrhundert als kühne und unerschrockene Seefahrer bekannt, und der Venetianer Marinus Sanuta urtheilt folgendermaßen über sie: „In Deutschland wohnen verschiedene Völker, die in Hinsicht unseres Seehandels nach Aegypten uns sehr nützlich sein könnten, besonders die Dithmarsen, welche am äußersten Ende des Erzbisthums Bremen am Meere, wie auch die Friesen, die weiter hinunter am Meere wohnen. Diese Völker verstehen die Schiffahrt auf dem Meere und den Flüssen vorzüglich gut. Am Besten kämen sie zu Lande nach Venedig, und könnten dann mit den Venetianer über's Meer schiffen!“

Mit dem zehnten oder zwölften Jahre gehen die Knaben schon zur See, sie suchen es gewöhnlich so einzurichten, daß sie zum Herbste wieder ihre heimathliche Insel betreten, und besuchen dann während des Winters die Schule. Sobald sie erwachsen sind, lassen sie sich in der Schiffahrtskunde unterrichten, und in jedem Dorfe findet sich fast immer Einer der in dieser Wissenschaft gründlichen Unterricht zu ertheilen vermag; im Jahre 1796 wurde auf Föhr eine Navigationsschule errichtet, deren Lehrer von der Regierung seine Bestallung hat; auch fremde Seefahrer erlernen häufig die Navigation auf Föhr. Vom Anfang des siebzehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fuhren die meisten Seefahrer Föhrs auf den Wallfischfang, es war dies eine glänzende Periode in der Geschichte der Insel, und die Einwohnerzahl sowie das Vermögen wuchs zusehends. Auch die Südseecompagnie in London sandte in den Jahren 1725, 26 und 27 fünfundzwanzig Schiffe auf den Wallfischfang aus, und die Stellen der Commandeure und Harpuniere wurden sämmtlich mit Föhringern besetzt; letztere behaupten, daß die Engländer den Walfischfang von ihnen gelernt, und nachdem sie denselben gründlich erfahren haben, ihre eigenen Seefahrer verwenden.

Die Grönlandsfahrer rüsteten sich in den ersten Monaten des Jahres zur Abreise und unter ihnen befanden sich Knaben und Greise, denen auf der Fahrt die leichteren Arbeiten oblagen, bei welchen sie noch außerdem durch Freunde und Verwandte liebevoll unterstützt wurden. Sobald der Wind günstig war, verließen sie ihre Heimathsinsel; die Frauen, Mädchen und Kinder begleiteten sie ans heimathliche Ufer und nahmen von den Gatten, Brüdern und Vätern einen rührenden Abschied, bei dem sich gewiß Mancher vorstellen mochte, daß ihn die Seinigen nie wieder in ihre Arme, sondern das rollende Meer in seinen unergründlichen Schooß aufnehmen würde. Die Zurückbleibenden verfolgten den Lauf des Schiffes mit feuchten Augen, und hier am Ufer sind gewiß heißere Gebete zu dem Lenker der Wetter und Stürme emporgestiegen, als in den meisten Kirchen. Die Höhen wurden erstiegen, und mit den Tüchern der letzte Abschiedsgruß den Liebenden zugewinkt, bis das Schiff durch die Entfernung oder durch sinkenden Nebel den Blicken entzogen ward. So traurig und herzzerreißend auch der Abschied war, die Heimkehr im Herbste gestaltete sich zu einem Volksfest, und die Langgetrennten flogen sich jauchzend in die Arme, um sich für den Winter nicht wieder zu trennen. Dieser ward im traulichen Familienkreise zugebracht, und nur dem Längerwerden der Tage sah gewiß manche Gattin mit klopfendem Herzen entgegen. Aber wie manche Frau mag vergebens die Heimkehr des Mannes, wie manche Schwester die Heimkehr des Bruders, wie manche Braut die des Bräutigams erwartet haben; ist auch die See eine liebende Mutter, welche diejenigen, die sich ihr anvertrauen, reichlich ernährt, so fordert sie auch wieder ihre Opfer, und die Zahl derjenigen, welche mit Muscheln und Tang im Haar auf kühlen Meeresboden ruhen, ist nicht gering. Auch unter den Insulanerinnen befand sich manche Leonore, die den heimkehrenden Zug musternd, ihren Geliebten vermißte, ihr Haar zerraufte und mit der Welt haderte.

Die Liebe zur See ist allen Insulanern angeboren; das majestätische Meer, das bald die rollenden Wogen gen Himmel schleudert, bald wie ein sonnebeglänzter Spiegel sich dem Auge darbietet, übt auf das menschliche Herz eine eigenthümliche Anziehungskraft aus, die Goethe so wunderbar schön in seiner lyrischen Ballade „Der Fischer“:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan“ 2c.

ausgesprochen hat.

Doch wenden wir uns den kühnen Seefahrern wieder zu, welche, nachdem die Grönlandsfahrt beinahe aufgehört hatte, auf Kauffahrteischiffen Dienste suchten, wo sie als Capitäne und Steuerleute gern gesehen, weite Reisen machten, und oft jahrelang von ihre Heimathsinsel entfernt blieben. Dadurch wurde das Familienband gelockert, und Fremde, hauptsächlich Jüten, ließen sich auf der Insel nieder, von denen sich Manche mit den Töchtern des Landes vermählten. Es arbeitet also nicht allein das Meer mit gefräßigem Zahn an dem Untergang der Trümmer friesischen Stammes, sondern auch Fremde werden im Laufe der Zeit die friesische Nationalität untergraben.

Da die Männer sich größtentheils während des Sommers auf der See befinden, so stehen die Frauen der Landwirthschaft vor; sie pflügen, säen und eggen, auch wissen sie mit der Sichel und dem Dreschflegel umzugehen, doch werden jetzt die schweren Arbeiten hauptsächlich von Jüten verrichtet. Ohne den Insulanerinnen nahe treten zu wollen, die stets als Muster des Fleißes und der Ordnungsliebe hingestellt werden, so kann der Leser sich dennoch wohl denken, daß die Landwirthschaft unter ihren Händen den Blüthepunkt noch nicht erreicht hat.

Wenn sich ein Seemann durch vieljährige Fahrten soviel erworben hat, daß er etwas Land kaufen kann, so läßt er sich

auf seiner Insel nieder, er durchfurcht dann nicht mehr die Wogen, sondern schwelgt in der Erinnerung an vergangene Tage, und läßt seine Söhne zur See fahren, wie er es auch in früheren Jahren gethan.

Seit 1819 hat Föhr ein Seebad, doch wird dasselbe bei weitem nicht so stark besucht, wie das auf Helgoland (das heilige Land). Christian der Achte verweilte gern auf Föhr, er ließ dort den sogenannten Königsgarten anlegen, eine Pflanzung von Eichen und Tannen, und stieg, um mit Heine zu reden, dessen Nordseebilder wir citiren, wie ein Gott zu den Sterblichen des Landes nieder. Andersen erwähnt in dem „Mährchen seines Lebens," seines Aufenthalts auf Föhr, und gedenkt einer Zusammenkunft mit dem Könige.

Unvergeßlich wird mir die komische Erscheinung eines Süddeutschen bleiben, der auf Föhr badete und mit einem seltenen Heroismus den Wellen entgegenging, stiegen ihm diese aber bis über das Knie, so sank der Heldenmuth bereits bedeutend, und schlug ihm eine Woge an die Brust, so konnte ich stets sicher sein, daß er „Herr Jesus, Herr Jesus!" ausrufend, gleichsam vor Schreck niederstürzte, denn die Gewalt der Welle that es nicht, und das verschluckte Seewasser spie er mit dem grimmigsten Gesichte wieder aus. Aber unverdrossen sammelte dieser Mann am Ufer Conchylien, Steine, Donnerkeile, Tang u. dgl., und bei seiner Abreise füllte er zwei Flaschen mit Seewasser, um den Seinigen das Meer en miniature zeigen zu können.

Ich gedachte soeben Helgolands, und nannte es das heil'ge Land, es sollen nämlich die alten heidnischen Friesen auf dieser Klippe, deren Umfang früher bedeutend größer war, ihren Götzendienst gehalten haben. Die Helgolander sind bekanntlich ebenfalls Friesen, welche durch orkangereitschte Sturmfluthen, die das alte Friesenland zerklüfteten, von ihren Stammbrüdern immer mehr und mehr getrennt wurden; aber an Muth, Entschlossenheit und Charakter sind sie ihnen gleich geblieben, und ihr Ruf als ausgezeichnete Lootsen ist weltbekannt.

Der Vogelfang ist auf Föhr, sowie auf einigen andern Inseln, eine nicht unwichtige Erwerbsquelle, und geschieht derselbe vermittelst Schlagnetzen oder auch in sogenannten Vogelkojen, mit welchen die Insulaner im vorigen Jahrhundert in Holland bekannt geworden sein sollen. Die Koje besteht aus einem Teich mittlerer Größe, der beinahe ein regelmäßiges Quadrat bildet, an den Ufern desselben befindet sich an jeder Seite ein Erdwall von ungefähr 12 bis 14 Fuß Höhe, der mit Bäumen: Erlen und Pappeln, bepflanzt ist. Von dem Teiche aus erstrecken sich gewöhnlich vier Gräben, die den Erdwall durchbrechen, und eine Länge von 80 Ellen haben; hart am Teiche sind sie 14 bis 15 Fuß breit, und sich krümmend, werden sie beständig schmäler und schmäler, und laufen in eine Rinne aus, vor deren Ende sich eine Reuse befindet. Diese Gräben heißen in der Kunstsprache „Pfeifen;" an der innern Seite der Krümmung derselben zieht sich ein Erdwall hin, auf welchem sich ganz kurze Pfähle erheben; diesen gegenüber sind 10 Fuß hohe breite, aus Rohr und Schilf geflochtene Schirme hingestellt, welche Coulissen heißen, und ebenso wie die eines Theaters in schräger Richtung stehen; über die Pfeife ist ein Netz gespannt, durch welche die gefangenen wilden Enten verhindert werden, sich zu erheben. Durch die Krümmung der Pfeife und durch die Stellung der Coulissen wird es verhütet, daß die Enten, welche sich in den Teich niedergelassen haben, den Fänger oder Kojemann erblicken. Auf dem Teiche befinden sich immer einige Hausenten, sowie eine Anzahl gezähmter, welchen die Flügel beschnitten sind; einer größeren Heerde jedoch, welche hier ebenfalls gezähmt, und deren Flügel gestutzt wurden, läßt man die Schwingen wieder wachsen. Sobald diese halbgezähmten Enten wieder fliegen können, entfernen sie sich, und kommen dann im Herbste mit den wilden Heerden zurück, welche sie ins Verderben und in den Tod führen. Gegen den Herbst ziehen nämlich die wilden Enten nach Süden, und diejenigen, welche früher Gefangene waren, erinnern sich des Futterplatzes, und gedenken mit Freude des Schlaraffenlebens, welches sie dort einst führten. Die wilden Enten begleiten nun ihre Führer, und lassen sich auf den stillen, einladenden Teich nieder, der von den Wohnungen der Menschen entfernt in aller Ruhe daliegt. Der Kojemann wirft, wenn sich eine Anzahl wilder Enten lärmend und schnatternd versammelt hat, von seinem Verstecke aus, Gerste in das in den Teich mündende Ende der Pfeife, die zahmen und wilden Enten folgen, und durch die Lockspeise verleitet, eilen letztere ihrem sichern Verderben entgegen. Sobald sie eine Strecke in die Pfeife hineingeschwommen sind, tritt plötzlich der Kojemann hinter ihnen hervor, und durch seinen Anblick erschreckt, stürzen sich die wilden Enten in rasender Flucht weiter in die Pfeife hinein, die zahmen jedoch, welche ihren Versorger kennen, bleiben ruhig draußen; der Fänger eilt nun von Coulisse zu Coulisse und treibt die freien Segler der Lüfte ins Netz, denen er alsdann mit einem gewandten Handgriff das Genick umdreht. Der Fänger muß immer eine solche Pfeife wählen, auf welcher der Wind steht, weil ihn sonst die Vögel wittern würden; der Fang dauert von Mitte August bis zum Eintritt des Frostes, und sind im Jahre 1841 unter andern 50,000 Enten, größtentheils die wilde, anas ferina, und die Kriechente, anas crecca, gefangen worden. Sie werden in Essig eingekocht, in kleine Fässer verpackt und versandt.

Die Kojen kommen mir wie ein Parlament vor; die zahmen Enten bilden das Centrum, die halbzahmen die Rechte, und die wilden die Linke. Das Centrum, welches nichts aufs Spiel setzt, und in seiner behaglichen Ruhe verweilt, steht sich immer am Besten und verdirbt es nicht mit dem Regenten, der hier als Kojemann residirt; die Rechte aber ist es, welche die Linke ins Verderben führt, und durch ihre zweifelhafte Stellung die Freiheit des Volkes gefährdet, wie ja denn auch die halbgezähmten Enten den Untergang der freien herbeiführen. Daß bei den Sitzungen lärmende Reden geführt werden, kann sich ein Jeder leicht vorstellen, der jemals in einem Ententeich die Redseligkeit seiner Bewohner zu beobachten Gelegenheit hatte.

H. Z.

Zur Chronik.

Die Festtage in Weimar.

— Wir haben in der vorigen Nummer unseres Blattes Karl August von Weimar zu charakterisiren gesucht. Ihm war der erste der drei Festtage in Weimar gewidmet; am 3. September vor hundert Jahren erblickte er das Licht der Welt, und sein erlauchter Enkel, Karl Alexander, legte jetzt den Grundstein zu seinem Denkmal, das die Weimarischen Lande ihm setzen wollen. Ein Geistlicher aus der Nachbarschaft und der Minister v. Watzdorf waren die Redner des Tages, den ganz Thüringen und in vielen Vertretern ganz Deutschland feierte. Auf persönliche Betheiligung deutscher Männer schien jedoch vom Festcomité wenig gezählt worden zu sein, selbst die Festtafel im Stadthause war mit specifisch localen Toasten dergestalt besetzt, daß es nur dem Durchbruch des Unwillens von Seiten eines wackern Mannes aus Schlesien gelang, einem allgemein deutschen Gefühl für Karl August Raum zu geben. Um so glorreicher und wirkungsvoller war Abends in Dingelstedts ebenso geistreichem wie glücklichem Festspiel „der Erntekranz" in Wort und Erscheinung der Jenenser Student mit der dreifarbigen Fahne, der unter dem Jubel des Hauses darauf hinwies, daß Deutschland andere Gestalt gewonnen hätte, wäre Karl Augusts Gesinnung und Geistesart die herrschende geworden in allen deutschen Gauen von den Alpen bis zum Belt. Am folgenden Festtage waren an Wielands Statue Hofrath Schöll, am Dioskurenbilde Gymnasialdirector Heiland (Saugpe's Nachfolger) die Redner. Herr Heiland gab mit Schwung und Begeisterung das Meisterstück einer akademischen Rede. Während ein zweites Festmahl im Stadthause glücklicher geleitet wurde, um allen Empfindungen von Weimars Bedeutung für das gesammte Vaterland Raum zu geben, hatte der Hof eine große Reihe von Gästen aus den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Litteratur zu Tafel gezogen. Der Schiller-Goethe-Tag wurde vom großsinnigen Fürsten auch dadurch bezeichnet, daß die Künstler der Bildsäulen, Gasser aus Wien, Rietschel aus Dresden und Miller aus München zu Rittern des Falkenordens erhoben wurden. Auch Professor Wachsmuth als Verfasser des „Weimarischen Musenhofes," Schillers Enkel, der österreichische Rittmeister, und einer der Goethe'schen Enkel, Kammerherr in Weimar, wurden decorirt. Unter den anwesenden Mitgliedern der Dichterfamilien sah man auch einen siebzigjährigen Sohn Wielands. Im Theater wetteiferten Sterne ersten Ranges vom deutschen Himmel; die Seebach, die Fuhr, Emil Devrient und Dawison gaben nebst heimischen Kräften Kernstellen aus Meisterwerken Goethe's und Schillers. Für uns war die treffliche Vorführung der „Glocke," nach Kaibels Anordnung mit Musik von Stör, von ganz neuem und besonderem Interesse. Der dritte Festtag mit der Fahrt nach der Wartburg war den Fremden gewidmet. Der Großherzog dehnte seine Gastfreiheit auf wohl 500 Anwesende aus, und es muß von ewig dauernder Wirkung gewesen sein, daß der alte Centralpunkt deutscher Interessen von neuem so mächtig seinen Zauber übte. Hier, wo dreimal unter dem Schutz des Fürstenhauses die Wiege einer großen Entwickelung gestanden, erhielt das Fest in der Stimmung der Theilnahme seinen Höhepunkt, und das Gelübde, dem politisch und religiös geschiedenen Deutschland auf dieser Stätte deutsche Centralgefühle lebendig zu erhalten, sie 1859, am hundertsten Geburtstage Schillers, zu erneuen, war ein natürliches; ein Mann Berlins, der Schriftsteller Frenzel, gab dieser Empfindung den lauten Ausdruck. War der Wandel durch die Räume der Wartburg erhebend, so war ein Vortrag des Baumeisters Hofrath v. Rittgen belehrend; derselbe erläuterte die Pläne seines fürstlichen Bauherrn, seine eigenen Studien und den Charakter mittelalterlichen Style. — Den Tag und das gesammte Fest beschloß im Theater ein Monstreconcert von Franz Lißt, meist mit eigenen Schöpfungen ausgestattet, unter denen eine Faust-Symphonie hervorragte. Der Componist sucht mit staunenswerthem Aufwand an Mitteln Faust, Gretchen und Mephistopheles musikalisch zu zeichnen. Uns aber wollte bedünken daß es hier vor lauter geistreichen Intentionen nicht zur Sache, vor lauter genialen Strichen kein Bild zu Stande kommt. Wir schließen unsererseits ungern disharmonisch, begeben uns also schon deshalb des Weitern. An Enthusiasmus und Blumen fehlte es nicht, und somit wäre denn eigentlich für Weimar diese Zukunftsmusik schon volle Gegenwart geworden. Gewisse Stimmführer der Partei haben also Unrecht, wenn sie klagen, die Gegenwart sei zu eng und zu klein für ihre Intentionen. Weimar ist groß genug, um auch für diese Richtung eine Wiege zu sein.

Die Macht des Gemüths.

p. Kant und Hufeland! Ein schönes Neben- und Miteinander. Wenn sich zwei solche Geister wie diese Beiden zu einem solchen Werke vereinigen, wenn Kant „von der Macht des Gemüths, durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" schreibt, und wenn Hufeland diese Schrift mit Anmerkungen versieht, so kann man sich nicht wundern über die nachhaltige Theilnahme, die das in 9. Auflage erschienene Werk gefunden (Leipzig, Karl Geibel). Fünfzig Jahre liegen zwischen dem Niederschreiben der Arbeit und unserer Zeit. Es hat sich seitdem viel, sehr viel in unserer ganzen Anschauungsweise geändert. Wir stehen in der Hygiene nicht mehr auf dem Standpunkte der Makrobiotik; die „Schonung der Lebenskraft" ist jetzt nicht mehr oberstes Princip, sondern gleichmäßige Uebung sämmtlicher Functionen des Körpers. Wir stehen jetzt ferner auf dem Boden einer reicher gewordenen Naturwissenschaft, deren Errungenschaften eines halben Jahrhunderts wir vor Kant und Hufeland voraus haben. Dennoch hat ihre gemeinschaftliche Arbeit einen nicht blos historischen Werth, sondern ist und bleibt anregend für alle Zeiten. Wenn uns die exacte Forschung lehrt, daß die Gicht in einer zu reichlichen Anhäufung von Harnsäure im Blute besteht, die irgendwo beim „Gichtanfall" abgesetzt werden muß, so meinen wir nicht mit Kant, daß Gicht und Podagra allein durch die Festigkeit des Vorsatzes (seine Aufmerksamkeit von einem solchen Leiden abzuwenden) abgehalten und nach und nach gehoben werden könne. Wir haben aber in den sympathetischen Kuren und namentlich in den Erfolgen der mesmeristischen Manipulationen zahlreiche Beispiele des Einflusses der bloßen Imagination; und die Imagination ist dabei selbst so gut, nicht sich selbst, sondern dem supponirten „Lebensmagnetismus" den magischen Effect zuzuschreiben. (Wir verweisen auf Carus: über Lebensmagnetismus; Leipzig bei Brockhaus 1857). Wer wollte überhaupt leugnen, daß ebenso leicht durch Gemüthsaffecte Krankheiten erzeugt, als gehoben werden können! Durch Steigerung der Phantasie steigern sich allerdings auch die Secretionen, und erhöht sich das Einsaugungsvermögen im Organismus; insofern kann man vielleicht von Fortschaffung krankhafter

Stoffe aus dem Körper reden. Gemüthsaffecte, wie Furcht, verändern durch bloße Vorstellung wirklich die Anordnung der organischen Stoffe, und wir wissen ja bestimmt, daß die Aufnahme eines Contagium in Folge dieser Veränderung erleichtert wird; bei Verwundeten geschlagener Heere werden die Wunden leichter brandig, als bei denen der siegenden Heere. Die Krämpfe sind ansteckend durch den Schreck; und neben dem Tarantulismus, jenen vielbesprochenen Tanzkrämpfen, durch Nachahmung mitgetheilt, steht das Beispiel aus neuer Zeit, daß in einem schlesischen Badeorte die Schauspielerin Viereck, als sie zufällig eine mit ihr verfeindete Dame aus den höchsten Kreisen traf, plötzlich selbst nicht blos in Krämpfe verfiel, sondern auch zuerst ihre Schwester und in Verlauf einer Viertelstunde dreißig Damen durch Mittheilung der psychischen Alteration in ähnlichen Zustand versetzte. Diesen Erscheinungen gegenüber steht aber die Heilung von Krämpfen und Verkrümmungen, wie sie Kjölstadt in Christiana in seinem heilgymnastischen Institute durch die sogenannte psychisch-mathematische Methode bewirkt. Die Quelle, aus welcher der Wahnsinn so häufig in den Pönitentiaranstalten namentlich bei Isolirung entspringt, ist eine rein gemüthliche; und die Arbeit sowohl, als auch das Vergnügen sind die besten Heilmittel in Irrenanstalten, wobei der Mittelpunkt des Hebels im Gemüthe liegt. Als die Nordpolfahrer auf dem Investigator eingefroren waren und auf Schlittenpartien die Expedition des Capitän Belcher auf den Melville-Inseln zu finden hofften, wurde ihre Erwartung getäuscht, und als Capitän M'Clure dem Schiffsvolk die betrübende Nachricht mitbrachte, stellte sich allgemeine Depression und in deren Folge der bis dahin ausgebliebene Scorbut ein; — und unter dem erhebenden Eindrucke der Einnahme von Sebastopol verbesserte sich der scorbutische Zustand unter den französischen Truppen sichtlich. Solche Fingerzeige, welche die Natur gab, könnten wir noch in Menge anführen. Die Aerzte benutzten sie reichlich; die Mesmeristen unbewußt, die rationellen Aerzte bewußt. Der Arzt Romberg in Berlin sagt: „Ich kenne kein Mittel, welches so schnell die Gähn- und andere Athemkrämpfe der hysterischen Damen verscheucht, als das laute Lesen." Und was ist in diesem Falle lautes Lesen anders, als eine wohlthätige Willensäußerung in dem Augenblicke, wo sich die Kranke willenlos ihrer Nervenaffection überlassen wollte? Die Badereisen sind in vielen Fällen auch nur gemüthlich wirkende Potenzen. Kant spricht gleichfalls „von der Hebung und Verhütung krankhafter Zufälle durch den Vorsatz im Athemziehen" in einem besondern Capitel, und er beschreibt, wie er durch eine Gemüthsoperation, nämlich die Aufmerksamkeit, seinen „Altmannshusten" linderte. Jetzt haben sogar die Physiologen erkannt, daß man im Stande sei, durch Willenseinfluß die Bewegung des Herzens zum Stillstand zu bringen; so werden die Schranken, die bisher scheinbar der Wille im Organismus fand, immer weiter hinausgerückt, und die bewußte „Macht des Gemüths" erweitert sich mehr und mehr. Ein wegen der Kühle seiner Natur berüchtigter Diplomat sagte, er habe niemals seine Leidenschaft ganz bekämpft, weil sie ihn mit kleinen Gemüthsbewegungen, unbedeutenden Neigungen und schwachen Befürchtigungen versehen habe, welche seine Verdauung unterstützt haben. Man sieht, daß es noch Virtuosen auf dem feinen Instrumente giebt, das man Gemüth nennt. Eine solche Virtuosin war einst Diana von Poitiers, welche sich die Gunst König Heinrichs II. erhalten wollte und als Recept gegen das Altern angab: „Man fühle nichts, man liebe nichts, man bemitleide nichts!" Ueber das Altwerden äußert sich freilich der alte Philosoph Kant ziemlich bitter: „Dahin führt die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, daß man endlich unter den Lebenden nur so geduldet wird, was eben nicht die ergötzlichste Lage ist." Bei dieser griesgramigen Bemerkung hält es Hufeland für nöthig, auf das Beispiel Kants selbst hinzuweisen, der den sprechenden Beweis gab, was der Mensch auch im Alter noch für Andere sein kann.

Neue französische Romane. Collections Hetzel et Meline. Preis des Bandes 15 Ngr. (Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.)

Aycard, Diamant de Famille. 4 vols.
Berthet, Les Chauffeurs. 5 vols.
Bréhat, Séraphine. 1 vol.
Champfleury, La belle Soubise. 1 vol.
— — Confessions de Sylvius. 1 vol.
— — Propos Amoureux. 1 vol.
— — Monsieur de Bois d'Hyver. 3 vols.
Collet, Un Drame Rue de Rivoli. 1 vol.
Deschanel, Histoire de la Conversation. 1 vol.
— — Le Bien qu'on a dit de l'Amour. 1 vol.
Dumas, Charles le Téméraire. 2 vols.
Féval, La Louve. 4 vols.
— — Madame Gil Blas. 13 vols.
— — Les Errants de Nuit.
— — Les Compagnons du Silence.
— — Le Bossu. 6 vols.
Gautier, Jettatura. 1 vol.
— — Avatar. 1 vol.
Gozlan, La Famille Lambert. 1 vol.
— — La Couronne de Paille. 1 vol.
— — Les Martyrs inconnus. 1 vol.
Gramont, Le Partage. 1 vol.
Kock, Les Femmes de la Bourse.
Lavergne, Cadet de Famille. 3 vols.
Maquet, Les Dettes de Coeur. 1 vol.
Monnier, Les Petites Gens. 1 vol.
— — Scènes Parisiennes. 1 vol.
Monselet, Ruines de Paris.
Paul, Nicette. 2 vols.
Reybaud, Garde de Paris. 3 vols.
Scribe, La jeune Allemagne. 4 vols.
Stahl, Esprit de Chamfort. 1 vol.
Vayssières, Voyages en Abyssinie. 2 vols.
Yvan, Un Coin du Céleste Empire. vol. 1.

Dresdner Galeriebuch. Ein berathender Führer zur Auffindung und zum Verständnisse sämmtlicher Meisterwerke der Königlichen Gemälde-Galerie zu Dresden. Nach den besten Hülfsquellen bearbeitet von M. B. Lindau. Zweite Auflage. Eleg. geb. 20 Ngr. (Verlag von Ch. G. Ernst am Ende in Dresden.)

Dieser auch in der Europa empfohlene, kunstgeschichtliche Führer durch die Dresdener Galerie enthält zugleich das neueste Nummern-Verzeichniß über sämmtliche Bilder und einen practischen Grundriß.

Harald Sängerkönig. Das ist das Lied von der Liebe Macht. Dichtung von Curt Oswalt. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Ein aus Balladendichtungen bestehendes nordisches Epos, das allen Freunden nordischer Heldensage und Mythologie zu empfehlen ist.

Byron (Lord). **Tales and Poems.** 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thr. 10 Ngr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig).

Eine neue geschmackvolle Ausgabe der kleinern poetischen Erzählungen Byron's, die den vielen Verehrern des grossen britischen Dichters eine willkommene Gabe sein wird.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 39. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [26. September.

Inhalt.

Die Litteratur der französischen Schweiz.*)

(1750—1800.)

Die französische Litteratur ist bis auf die neueste Zeit fast ausschließlich in ihrem Brennpunkte Paris betrachtet worden. Was die Provinz geleistet hat, ist unbeachtet, größtentheils auch unbekannt geblieben. Das hat sich glücklicherweise geändert, zu unserm Erstaunen haben wir öfter und öfter von selbständigen Regungen des Frankreichs, das nicht Paris ist, gehört und sogar die französische Schweiz hat die Aufmerksamkeit berühmter Litteratoren, eines Sainte Beuve und Anderer, auf sich gezogen. Gerade dieses letztere Land hat eine culturgeschichtliche Bedeutung, welche weit größer ist, als sein geographischer Umfang. Ein Grenzgebiet der französischen, der deutschen und der italienischen Marken, ein Land der Völkerberührung und des Durchgangs, ein Asyl für verfolgte Schriften und verfolgte Menschen, hat diese französische Schweiz viel beobachtet und viel gelernt, einmal als Beschützerin und ein anderes Mal selbstthätig eingreifend der großen Bewegung des vorigen Jahrhunderts Nutzen gebracht und der Republik der Gelehrten, wie der damalige Ausdruck lautete, oder der Weltlitteratur, wie wir heute lieber sagen, mit fleißigen Dolmetscherdiensten geholfen. Genf ist zumeist durch seine Lage zu einem protestantischen Rom und einem der achtbarsten Sitze der Gelehrsamkeit geworden. Die Kleinheit des Landes und die Größe der ihm anheimgefallenen Rolle haben zu allen Zeiten komische Contraste hervorgerufen, und noch heute enthalten wir uns schwer des Lachens, wenn wir Zeugen sind, daß dasselbe Ländchen, das mit stolzem Bewußtsein für eine Zukunft arbeitet, die vielleicht A. D. 2857 zur Gegenwart wird, die Frage, ob eine Eisenbahnlinie eine Stunde weiter rechts oder eine Stunde weiter links laufen soll, mit leidenschaftlicher Erbitterung und unter Drohungen mit Trennung und Bürgerkrieg erörtert, oder einen Staatsmann, der bisher in der Genfer Oberstadt gewohnt hat, geringzuschätzen beginnt, wenn er in die Unterstadt zieht.

In der französischen Litteratur der Schweiz aus dem vorigen Jahrhundert besteht zwischen dem, was blos örtlichen, und dem, was allgemein europäischen Interessen dient, kaum irgend welche Aehnlichkeit. Die Localpresse ist kleinlich und schlecht unterrichtet, und zu gleicher Zeit verbreiten Genf, Lausanne und mehrere andere Städte religiöse Wahrheiten und gelehrtes Wissen bis in die ferneren romanischen Länder und bis in den skandinavischen Norden.

Den Schweizern selbst ist diese gelehrte Propaganda nicht zum Verdienst anzurechnen. Wie ihre eigene Reformation von Farel und Calvin bis auf Anton von Chandieu und Johann von Berg durch lauter Fremde ins Werk gesetzt wurde, so waren sie auch an dem Ruf der Genfer und Lausanner Wissenschaftlichkeit unschuldig. In den Zeiten, welche als die Grundlage der Zustände von 1750 zu betrachten sind, strömten verbannte Reformirte aus Spanien, Italien und Frankreich in dem gastfreien Grenzlande zusammen und setzten den Kampf gegen ihre Dränger mit der Feder fort. Allein in den vier Monaten, welche der Bartholomäusnacht folgten, nahm Genf französische Flüchtlinge auf, und nicht lange darauf beherbergte die Stadt in ihren Mauern mehr Fremde als Einheimische. Nach der Aufhebung des Edict von Nantes nahm die Auswanderung aus Frankreich einen noch großartigeren Charakter an. An einem einzigen Tage kamen in Genf 800 Flüchtlinge an, und in fünf Wochen 8000. Der Raum der französischen Schweiz genügte für alle, welche ein Asyl suchten, nicht, und man mußte die Dörfer und Städte der deutschen Schweiz zu der Einquartierungslast mittragen lassen.

Diese französischen Flüchtlinge waren nichts weniger als

*) Wir benutzten für diesen Aufsatz die Etudes sur l'Histoire littéraire de la Suisse Française, von Gaullier (Genf 1856, in Commission bei Heinrich Hübner in Leipzig). Dieses Werk ist vom Institut Genevois gekrönt worden und verdient diese Auszeichnung, denn der Reiz der Darstellung wetteifert mit der Gediegenheit des Inhalts.

beliebt. Die strengen Calvinisten der Schweiz führten bittere Klage, daß mit ihnen fremde Sitten und Gebräuche, ein kostspieliger Luxus und verderbliche Neuerungen über die Grenze hereingebrochen seien. Man warf den Flüchtlingen fromme Heuchelei und politische Ränkesucht vor, ja man glaubte nicht einmal ihrer Versicherung, daß die Dragonaden sie vertrieben hätten. Ein schneidend scharfes Spottlied, die schweizerische Antwort auf eine etwas ruhmredige Jeremiade der Refugiés, sagt in dieser Beziehung dem geflüchteten Franzosen:

> Tu laisse en Babylon enfants, pères et femmes,
> Pour conserver tes fonds dans des autres séjours,
> Et pour être assurés de ce charnel secours,
> Vous leur souffrez que là ils negligent leurs âmes.

Die weltliche Gesinnung, welche den Fremden in diesen Versen vorgeworfen wird, ist in ihren Aeußerungen als Gewerbfleiß und kaufmännisches Geschick der eigentliche Quell des gegen sie herrschenden Grolls. In Deutschland und Holland nahm man die Refugiés wegen ihrer besseren Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten mit offenen Armen auf und lernte von ihnen eine eigene Industrie schaffen; in der französischen Schweiz dachte man kleinlich genug, blos die unbedeutende Kehrseite ihrer Thätigkeit zu sehen. Sie verdienten viel Geld und nahmen dem eingebornen Arbeiter das Brot. Am meisten Grund zu klagen hätte noch der verarmte waadtländische Adel gehabt, dessen Schlösser und Landsitze einer nach dem andern in französische Hände übergingen.

Die ausgewanderten Franzosen flutheten unaufhörlich zwischen Deutschland, Holland und der Schweiz hin und her. Sie hatten gewissermaßen ihr Vaterland verloren, und daher stammt ihr charakteristischer oder vielmehr charakterloser Styl, der style réfugié. Als Repräsentant dieser Vorzeit unserer Epoche kann Louis Bourget gelten geboren 1678 in Nimes. Der Sohn eines französischen Flüchtlings, sollte er in die sehr bedeutende Seidenhandlung des Vaters eintreten, wurde aber von einer unwiderstehlichen Neigung den Wissenschaften und der Litteratur zugeführt. Zu seinem schriftstellerischen Beruf bereitete er sich vor durch lange Reisen, namentlich in Italien, und gründete nach seiner Rückkehr die Bibliothèque Italique, die ihren Zweck, die europäischen Gelehrten mit der Halbinsel des Apennins bekannt zu machen, vortrefflich erfüllte. Nach diesem Muster entstanden in Holland eine englische und deutsche Bibliothek, die größtentheils französische Schweizer zu Redacteuren hatten. Für die Schweiz speciell machte Bourget durch seinen Mercure Suisse Epoche. Diese Zeitschrift, die bis 1784 bestanden hat, gab den Anstoß zu einer großen litterarischen Regsamkeit. Fast alle bedeutenden Gelehrten, welche unserer großen Epoche angehören, sind Mitarbeiter gewesen. Zugleich war der Mercur der Uebergang von dem strengen Calvinismus zu dem Zeitalter der Philosophie und der Aufklärung. Protestantisch in dem Sinne, den man seit Leo und Stahl nicht mehr modern nennen darf, kämpfte er für Freiheit des Gedankens und der Prüfung, für Unabhängigkeit des Geistes und für das bessere Recht des Gewissens gegenüber der Autorität.

Der halbe Abfall vom Calvinismus, der in solchen Grundsätzen lag, war der alten Schule ein Gräuel. Nicht der strengste ihrer Gläubigen, der Lyriker Jean Baptiste Rousseau, konnte einem der Mitarbeiter des Mercurs die Gefahren des neuen Systems nicht grell genug ausmalen. „Ich bekenne Ihnen," schrieb er an Herrn v. Lignon, „daß dieser Geist der Forschung, diese Gedankenfreiheit, diese Verachtung der Autorität und diese Nachsicht mit der Vernunft mir als die unerträglichsten Belege des Verderbens und des unzweideutigsten Abfalls von Gott erscheinen. Führt die Autorität uns irre, so sind wir durch unsern schuldigen Gehorsam mindestens gerechtfertigt. Aber die Vernunft wird die anmaßenden Gelehrten stets irre führen, wie sie es bis jetzt immer gethan hat. Videte, sagt St. Paulus, ne quis vos seducat per fallaciam et inanem philosophiam! Und diese Verirrung wird keine Entschuldigung finden, weil der Stolz ihre Ursache ist. Mit einem Wort, mein Herr, für mich besteht kein Zweifel, daß die Unterwürfigkeit der Triumph des Christenthums ist und daß ohne sie kein Heil gedacht werden kann. Das Königreich der Himmel ist nicht den ruhmredigen Gelehrten versprochen worden, sondern den Schwachen, worunter nicht eigentlich Dumme, sondern diejenigen verstanden werden, welche Vernunft genug haben, um die Schwäche ihrer Vernunft einzusehen. Hoc unum scio, quod nihil scio, sagte Sokrates, der doch mehr als unsere und Ihre Büchermacher verstand."

Diese halbgelehrten Frommen, die den braven Sokrates in der Zunge der Quiriten reden ließen, hatten bald alle ihre Standhaftigkeit von Nöthen, um sich gegen die Aergernisse zu wappnen, die durch das Thor, das ihnen Bourget und sein Mercur geöffnet hatten, sündfluthartig einströmten. Die Encyklopädisten und Philosophen waren im Anzuge. Sporadisch waren sie schon früher in ihrem zukünftigen Heerlager erschienen, und unter Anderen hatte Bayle, „der Glanzpunkt der Schöngeister," als Erzieher eines jungen Grafen Dohna in Schloß Coppet gewohnt.

Einer der erlauchtesten Denker des neuen Frankreichs, Montesquieu, ging dem Heerhaufen der Philosophen voran. Er kam nicht selbst, er schickte blos seinen „Geist der Gesetze" der unter der Aufsicht von Jakob Vernet gedruckt wurde. Bereits war Genf ein Freihafen für Drucksachen, und aus guten Gründen, denn alte Privilegien Heinrichs X. begünstigten seine Bücher in Frankreich, und Italien und Deutschland waren ihnen ebenfalls in Folge von Staatsverträgen geöffnet. Wie man weiß, rückte eine geschlossene Phalanx von Feinden gegen den Geist der Gesetze heran. In der Schweiz fand das Buch nichts als Freunde; Montesquieu hatte ja die Tugend die Stütze der Republiken genannt!

Derselbe Vernet, der den Druck des Geistes der Gesetze leitete, wurde die Veranlassung, daß Voltaire Beziehungen mit Genf anknüpfte. Die Bekanntschaft der beiden Gelehrten begann auf eine Weise, die uns als seltsam und zu Voltaire nicht passend erscheinen muß. Vernet arbeitete an einer Uebersetzung des Alten Testaments und wollte von Voltaire wissen, ob Gott mit Du oder mit Sie angeredet werden müsse. Voltaire entschied für Du; „denn," sagte er, „Du ist die Sprache

der Wahrheit und Sie ist Höflichkeitsform." Die Allgemeine Geschichte war das erste Buch Voltaire's, das in Genf gedruckt wurde, und Vernet las die ersten Abzüge. Nach seinem Fortgange von Colmar siedelte der französische Philosoph nach der Schweiz über und kaufte dort Monrion, die Delices, Tournay und Fernay. Er hatte nun, wie er sich ausdrückte, vier Pfoten, zwei vorn und zwei hinten.

Voltaire's Anwesenheit übte einen unermeßlichen Einfluß und rief zu gleicher Zeit Zänkereien und Fehden hervor. Es war nicht seine Art, seiner Umgebung Ruhe und Frieden zu gönnen, und mit den Calvinisten konnte ein Mann seiner Art sich nicht vertragen. Er beleidigte sie auf den Tod durch ein Capitel über Calvin und Servet in seiner Allgemeinen Geschichte, die jetzt den Titel eines Essai sur les moeurs et l'esprit des nations erhalten hatte. Schildknappen nicht gemeiner Art: d'Alembert, Marmontel, de la Port und Andere mehr, sprangen ihm zur Seite, und die Calvinisten geriethen so ins Gedränge, daß sie in Wuth kamen und unerlaubt grob wurden. Vernet, der sich bei dieser Wendung der Dinge von der Allgemeinen Geschichte lossagte, erklärte seinem alten Gönner öffentlich, daß man die Henriade auswendig wisse, bei Alzire weine, aber auf seine sämmtlichen anderen Werke — speie. Man sollte nach dieser Probe meinen, daß Vernet seinen Gegner mit Du anrede, doch nein, er braucht die Höflichkeitsform „Sie" gegen ihn. Eine Genfer Dame beurtheilte Voltaire kälter und richtiger. „Mein theurer Oheim," hatte Frau Denis gesagt, „kann Ihren Heiland nicht ausstehen." Darauf antwortete jene Genfer Dame: „Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß Herr Voltaire auf Jesus Christus eifersüchtig ist und daran verzweifelt, ein ebenso tiefes Mitgefühl hervorzubringen und seinen Einfluß ebenso weit auf Länder und Jahrhunderte auszudehnen."

Bei diesem Streite gegen Voltaire hatte die Genfer Geistlichkeit in J. J. Rousseau einen nicht sehr willkommenen und unbequemen Bundesgenossen. Jean Jacques gehörte zu einer geachteten, wahrscheinlich altadeligen französischen Familie, die, von den Religionsunruhen vertrieben, seit 1555 in Genf lebte; er war stolz auf seinen Genfer Ursprung und seine Genfer Verbindungen. Sein Bündniß mit der Geistlichkeit dauerte übrigens nicht lange. Auf ihren Betrieb wurden Emile und der Contrat social vom Henker öffentlich verbrannt, und endlich erfolgten jene von frommen Hetzereien hervorgerufenen Verfolgungsscenen rohester Art, vor denen Rousseau die Flucht ergriff. Den befruchteten Keimen, die er hinterlassen hat, werden wir später begegnen.

Die französischen Schweizer waren nicht blos fromme, sondern auch praktische Leute. Obgleich sie die Philosophen mit Haß angriffen, ließen sie sich für ihre Druckereien kein gottloses Werk entgehen, mit dem ein Geschäft zu machen war. Die Encyklopädie, die man in Genf längst, statt berühmt, berüchtigt nannte, wurde von Pellet bis 1774 dreimal aufgelegt und reißend schnell verkauft. Natürlich, denn die rechtmäßige Pariser Ausgabe kostete 1400 Francs, und der Genfer Nachdruck nur 344. Einzelne Druckereien und Buchhandlungen gaben ihren Unternehmungen eine riesige Ausdehnung. Grasset in Genf stand mit ganz Italien, Spanien, Portugal und Südamerica in Verbindung. Pott in Lausanne verkaufte nach Deutschland, Holland, Rußland, und veröffentlichte jedes Jahr einen Catalog, der ein dickes Buch war. Zuweilen war der Buchhändler nicht blos Buchdrucker, sondern er schrieb zugleich die Bücher, von deren Absatz er sich nährte. Den interessantesten Vertreter dieser Gattung müssen wir näher kennen lernen.

Bartolomeo de Felice, ein Neapolitaner der Abstammung nach, aber 1723 in Rom geboren, galt mit zwanzig Jahren für den vielseitigsten Gelehrten Italiens. In einen Mönchsorden getreten und zum Professor ernannt, schlug er ein Bisthum aus, um sich ganz den Studien widmen zu können. Dem Ehrgeiz war seine Brust verschlossen, der Liebe nicht. Er sah die schöne Gräfin Pangutti in dem Kloster, in dem ihr Gemahl sie eingesperrt hielt, verliebte sich in sie und entführte sie, die ihm willig folgte. So mangelhaft das Institut der Gendarmerie damals ausgebildet war, ergriff man die Liebenden doch und steckte sie wieder in ein Kloster, jeden einzeln. Felice entkam glücklich, erreichte nach romanhaften Abenteuern Venedig, Padua, überschritt die Alpen und ließ sich in Yverdon nieder. Dort trat er zur reformirten Kirche über, verheirathete sich, gründete eine Buchdruckerei und wurde Nachdrucker, Verleger und Schriftsteller. Seine drei litterarischen Zeitschriften: Estratto della lettetura Europea, das für Italien bestimmt war, Tableau de l'histoire littéraire du dix-huitième siècle, dessen Beiträge fast alle aus französischen Schriften stammten, und Gazette litteraire et universelle de l'Europe, ein Abklatsch der Göttinger gelehrten Anzeigen, sind bei weitem nicht so wichtig als seine Encyklopädie. An diesem großen Werke schrieben lauter Schweizer, die mit Ausnahme der beiden Euler aus Basel sämmtlich der französischen Schweiz angehörten.

Die Regierungen der Schweiz ließen dieses ganze litterarische Treiben gewähren; doch mußte es sie nicht antasten. Diese kleinen Republiken waren außerordentlich empfindlich gegen Alles, was sie selbst, ihre Verfassung, ihre Regierung, die unbedeutenden Personen an der Spitze der Geschäfte betraf, und übertrugen bei Angriffen dieser Art die Antwort gewöhnlich dem Gericht, wenn nicht dem Scharfrichter. Diese Kritik war noch nichts gegen die keiner Controle unterworfene und von keiner Widerlegung erreichbare Censur der Privatgesellschaften, des Klüngels, wie man in Cöln für Coterie sagt, der Gevatterschaften. Eine öffentliche Meinung gab es nicht; statt ihrer hatte man den Klatsch, und zu dieser Kategorie rechnete der beleidigte Eigendünkel Alles, was seinen Interessen oder Vorurtheilen nahe auf den Leib rückte. Die Frommen ihrerseits umzogen ihr bedrohtes Zion mit Wachposten, und so hatte der Schriftsteller, wenn er den Symplegaden der officiellen Censur entschlüpft war, noch eine Scylla und eine Charybdis, den Zorn der Geistlichen und der Spießbürger zu vermeiden. Eine Tragödie und Komödie, die eine an einen verschollenen Schriftsteller, die zweite an eine von der Litteratur des Tages wiedererweckte vielschreibende Dame anknüpfend, sollen uns von diesen Verhältnissen Näheres erzählen.

Ferdinand Olivier Petitpierre, ein bescheidener Pastor der Gemeinde des Ponts in Neuenburg, predigte und schrieb gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen. Einer seiner Amtsbrüder, nicht zufrieden damit, für den wahren Glauben Zeugniß abzulegen, zog ihn vor der Pastorenconferenz zur Rechenschaft. Petitpierre sah sich so entschieden in der Minderheit, daß er erschrocken widerrief. Man versetzte ihn nach Chaux-de-Fonds, und in der neuen Umgebung ließ er sich neue Zweifel an der ewigen Dauer des höllischen Reichs zu Schulden kommen. Dieses Mal war die orthodoxe Geistlichkeit unversöhnlich, und Friedrich der Große konnte mit aller seiner Macht den Unglücklichen nicht vor der Absetzung schützen. Vergebens suchte Petitpierre sich in England eine neue Existenz zu gründen. Schon hatte der Marquis v. Lindsey ihn zum Erzieher seiner Kinder ernannt, als seine Gegner auf seine Spur kamen. Da der Marquis ein vernünftiger Mann war, so richteten sie ihre Anschwärzungen an die Marquise, und mit bestem Erfolg. Als Petitpierre dieser Dame vorgestellt wurde, stieß sie bei dem Anblick eines solchen Gottlosen einen durchdringenden Schrei aus und fügte im Vertrauen auf ihren sichern Platz im Sopha das drastischere Mittel einer Ohnmacht hinzu. Sie erreichte, was sie wollte: Petitpierre sah sich ins Elend zurückgestoßen.

Nun zur Komödie. Agnes Isabelle Emilie de Tuyll van Seeroskerken war eine Penelope mit vielen Freiern und mit vielem Unglück. Ihren ersten Anbeter, einen savoyischen Marquis v. Bellegarde, konnte sie nicht heirathen, weil der Papst ihren Uebertritt zu der Kirche unter seiner Obhut forderte; der zweite, ein Lord Wemmys, wurde bei den Verhandlungen über die Mitgift andern Sinnes, und so ergaben sich auch bei den spätern Candidaten, unter denen die deutschen Fürstennamen Anhalt und Wittgenstein figuriren, Anstände, bis endlich ein waadtländischer Edelmann, Charriere v. Penthaz, die oft getäuschte Schöne von ihrem jungfräulichen Stande befreite. Das junge Paar wählte nach einem Besuche in Paris Colombier nahe bei Neufchatel zum Aufenthalt, und Frau v. Charriere wurde, durch die steife Gesellschaft gelangweilt, zur Schriftstellerin. Ihre ersten Arbeiten, Lettres écrites de Lausanne und Lettres Neuchateloises, sind Meisterstücke, die für unsere Zeit um so größeren Werth haben, als sie Sittenschilderungen aus einer im Grabe ruhenden Gesellschaft sind. Sie gefielen überall, nur in der Schweiz nicht. Wenn Schriftsteller das Leben von Paris, London, Wien und Venedig schilderten, so fand man das gern in der Ordnung; aber das Leben der Schweiz mußte ein unantastbares Heiligthum bleiben. Die Vertheidigung der Schriftstellerin gegen die Schmähschriften ihrer Feinde verschlimmerte ihre Lage. In einem liebenswürdigen Gedicht rief sie den Neuenburgern zu:

Charmant peuple Neuchatelois!
Soyez content de la nature;
Elle pouvait, sans vous faire d'injure,
Ne pas vous accorder tous les dons à la fois.

Der charmant peuple Neuchatelois sah in diesen Versen eine abermalige Beleidigung, da er alle Vortrefflichkeiten, über welche die Natur zu verfügen hat, zu besitzen glaubte.

Die Schweiz hatte 1781 einen einzigen Roman, Caroline von Lichtfield, eine vom deutschen Büchermarkt erborgte Waare. Frau v. Charriere vermehrte diesen winzigen Vorrath durch zwei Werke: Le Mari sentimental und Lettres de Mistriss Henley. Der erste dieser Romane rief die Komödie hervor, die wir zu erzählen versprachen. In der Nähe der Dichterin lebte eine Frau Caillat, geborene Chapeaurouge, deren Gatte kurz vorher freiwillig geendet hatte. Diese Dame glaubte in dem Roman die Geschichte ihres Haushaltes zu lesen. Es ist nicht zu leugnen, daß auffallende Aehnlichkeiten vorhanden waren. In dem Roman kamen verschiedene Dinge vor, welche sie ebenfalls besaß: ein Bediente, ein Pferd, ein Hund, ein Bild, Porcellansachen und alte Möbeln. Sie war also gemeint und mußte sich folglich vertheidigen. Sie rückte mit obrigkeitlichen Zeugnissen ins Feld, mit notariell beglaubigten Aussagen ihres Schwagers, ihrer sonstigen Verwandten und Dienstboten bis zur Scheuerfrau abwärts, alle des Inhalts, daß sie nie eine der Abscheulichkeiten begangen habe, die Frau v. Charriere von der Frau des Mari sentimental erzähle.

In welche schlimme Lage die Dichterin durch die gedruckte und von diesen Zeugnissen begleitete Vertheidigung der Frau Caillat, geborenen Chapeaurouge, versetzt wurde, geht aus ihrer gleichfalls veröffentlichten brieflichen Entgegnung an ihre Feindin hervor. „Ich bin in Verzweiflung," schrieb sie, „daß Sie mich so hartnäckig anklagen, die Geschichte Ihrer Ehe geschrieben zu haben. Ich schwöre hier vor Gott, daß ich nie Herrn Caillat gesehen, nie seinen Charakter habe schildern hören, daß ich nie in Aubonne, nie bei Ihnen, Madame, nie bei Ihrem Schwager gewesen bin, daß ich nie irgend welche Bekanntschaft mit Ihrem Haushalt oder dem seinigen gehabt habe. Ich versichere eidlich, daß die Anekdoten vom Bilde, vom Pferde, vom Hunde, von den Porcellansachen und vom Bedienten sämmtlich meine Erfindung sind, und daß ich sie nie von Jemand habe erzählen hören."

Frau Caillat war durch den Inhalt dieser Erklärung zufriedengestellt. An der Form hatte sie auszusetzen, daß Frau v. Charriere blos mit ihrem Anfangsbuchstaben unterzeichnet habe. Sie forderte den ganzen und vollen Namen kraft des Rechts „einer schutzlosen Wittwe, der Tochter eines geachteten Beamten, dessen lange, nützliche und mühevolle Dienste verdienen, daß man sein Gedächtniß und seine Kinder ehrt."

Frau v. Carriere hat einige andere Romane geschrieben und noch mehrere handschriftlich hinterlassen. Einen der noch bei ihren Lebzeiten erschienenen, Caliste, hat Sainte Beuve 1844 oder 1845 einer neuen Ausgabe würdig gehalten. Die französische Kritik stellt diesen Roman neben Manon Lescaut und Leone Leoni. Auch der Briefwechsel der Charriere mit Benjamin Constant ist in Paris vor einigen Jahren veröffentlicht worden. Unsere Litteratur besitzt Uebersetzungen der Charriere'schen Romane und Bücherstücke (Berlin, Vossische Buchhandlung), die von Therese Forster und ihrem Herzensfreunde und zweiten Gatten Huber herrühren. Beide wohnten in Bole, in unmittelbarer Nähe der Charriere, deren Freunde sie wurden.

Im bürgerlichen und geselligen Leben machte sich der Einfluß des alten Calvinistischen Elements und der Refugiés immer noch genug geltend. Genf erhielt erst 1782 eine Bühne, die den Uebergang zu einem stehenden Theater machte. In der Litteratur wurden die alten Tonangeber weit überflügelt. Am meisten verdient machte sich noch ihr Seminar von Lausanne, das seit 1730, von Holland und England aus unterstützt, die Geistlichen lieferte, welche Frankreich zur Erhaltung der Reste seines protestantischen Glaubens nöthig hatte. Die Werke der Calvinisten und Refugiés, die noch ans Licht traten, haben zum Theil für den Fachgelehrten großen Werth. Die Genauigkeit der Thatsachen ist ihren Verfassern Alles, die Eleganz des Styls nichts.

Die mißtrauische Stellung der Regierungen zur Politik änderte sich in diesem Zeitraume wenig. Die Berner Patricier glaubten nicht weiter gehen zu dürfen, als bis zur Gestattung landwirthschaftlicher Gesellschaften nach dem Muster der seit 1760 in der Hauptstadt bestehenden. Auch die Gründung von Bibliotheken durch diese Gesellschaften in Yverdon und Morges wurde noch gestattet; doch als diese Vereine zu Erörterungen schritten, welche am politischen Gebiet vorüberstreiften, fuhr Bern mit einem Verbot drein (1773).

Die fremden Ideen brauchten lange zur Befruchtung des spröden Bodens der französischen Schweiz, ehe er eigne Früchte trug. Außer den Schriftstellern, die wir gleich zu erwähnen haben werden, läßt sich im Grunde nur ein Eingeborener nennen, der einen europäischen Ruf erworben und behauptet hat. Es ist Vattel († 1767 in Neuenburg), der Verfasser des classischen Völkerrechts, das in alle europäischen Hauptsprachen übersetzt und stets wieder aufgelegt worden ist, und der Fragen aus dem Naturrecht. Aelter als Vattel ist Beaufort, der als Vorläufer Niebuhrs (L'incertitude des trois premiers siècles de l'histoire romaine) für uns Deutsche besonderes Interesse hat.

Die selbständige schweizerische Litteratur, auf die eben hingedeutet wurde, regte J. J. Rousseau an. Er ist der Schöpfer jener beschreibenden Poesie, welche die Naturschönheiten, die pittoresken Bilder, die Sitten der Berge und Thäler schildert. Für die eigentliche Alpenlandschaft hatte er allerdings kein Auge; aber die lieblichen Landschaften des Waadtlandes, des Genfersee's, der Jurathäler entzückten ihn. Die Lücke, welche Rousseau ließ, füllte der große Haller aus, der in keinem Jahr einen Besuch des Hochgebirgs unterließ und durch sein Gedicht: „Die Alpen" ebenso anregend wirkte wie Rousseau durch seine glühenderen Schilderungen.

Ein unermüdlicher Begleiter Haller's auf allen Wanderungen war Saussure. Nach dem Tode des großen Gelehrten setzte der Schüler seine Forschungsreisen allein fort und durchmaß die Alpen vierzehnmal bis zum Meeresufer. Von seinen berühmten Voyages dans les Alpes erschien 1779 der erste, 1786 der zweite Band, und die beiden letzten folgten 1796 nach. Welchen unermeßlichen Schatz neuerer Thatsachen dieses Werk den Naturforschern schenkte, ist ausdrücklich hervorzuheben nicht nöthig. Weniger bekannt dürfte sein, daß der zweite Band einem andern Naturforscher, dem ältesten der beiden Brüder De Luc, mit seinen eigenen Worten zu reden, „einen neuen Schauplatz eröffnete, sodaß ihm war, als zöge man plötzlich einen Gazeschleier fort, durch den er bisher die Monumente unserer Weltkugel beobachtet habe." Cuvier weist diesem ältern Luc unter den Geologen einen hervorragenden Platz an, und beide haben zur Begründung der Wissenschaft von der Entstehung und Zusammensetzung der Erdrinde redlich das Ihrige beigetragen. Gleich Saussure besuchten sie alljährlich Theile der Schweiz und Savoyens und brachten von diesen Ausflügen schöne Fossilien mit.

Genf wurde nun der Mittelpunkt einer wissenschaftlichen Bewegung, welche dieses Mal ganz von Einheimischen ausging. Das Journal de Genève, das wegen seiner meteorologischen und physikalischen Aufsätze einer ehrenvollen Erwähnung verdient, wurde von Genfern (Paul, Senetier, Saussure, Jurine, Odier und Pictet) geleitet und geschrieben. In dem Journal helvetique legte der Neuenburger Garcin, ein entschiedener Verehrer der Heilkraft des kalten Wassers, die Erfahrungen nieder, die er auf seinen Reisen in der Mongolei, Ostindien, Java und Arabien gemacht hatte.

Die poetischen Kräfte der französischen Schweiz schlummerten länger. Indessen müssen einige ihrer Dichter in Paris Beachtung gefunden haben, denn der Baron Grimm spricht von ihnen in seinem bekannten Briefwechsel. Sie alle übertrifft Philipp Bridel, der begabteste von drei Brüdern, die alle der Dichtkunst und den Wissenschaften huldigten. Wie er erzählt, führte ihn ein Aufenthalt bei einem Großvater der Poesie zu, indem er in der reizenden Einsamkeit einer Pfarre Liebe zu den Bergen und See'n seines Vaterlandes faßte. „Die gefühlvolle und ernste Stimme des Greises lehrte mich, der Natur mich nähern, und die Natur führte mich zu Gott, von dem sie erfüllt ist." Bridels Gedichte sind in seinen Poésies Helvétiennes vereinigt. Ist ihr Werth auch ungleich, so athmen sie doch alle jene ursprüngliche Einfachheit der Idylle, welche in dem abscheulich gezierten Schäfergeschmack der Zopfzeit verlorengegangen war. Bridel hat seinem Vaterlande wirklich die Poesie geschenkt, von der er in den Rêveries d'un jeune Suisse sagt: „Die Schweiz sollte eine Poesie haben, die einen vaterländischen Charakter hätte und gleich den Bächen der Alpen bald wie ein Wasserfall über steile Felsen stürzte, bald in lachenden Thälern sanft dahinflösse." Bridel hat Etrennes helvétiennes et patriotiques herausgegeben, die von 1783 an erschienen und in manchem Jahre drei und vier Auflagen erlebten.

Bridel scheint der Romanlitteratur einen neuen Aufschwung gegeben zu haben. Die französischen Schweizer erzählen mit einem gewissen Stolz, daß Bonaparte als erster Consul waadtländische Abgeordnete gefragt habe: „Schreibt man in Lausanne noch immer Romane?" Faßt man diese Litteratur näher ins Auge, so sieht man, daß Bonaparte seine Frage ironisch gemeint hat. Diese Romane waren fast ausnahmlos fabrikmäßige Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen, und August Lafontaine war der Vater der meisten. Frau v. Montolieu, die Bearbeiterin von Caroline von Lichfield, welche die Uebersetzungsfabrik leitete, verstand selbst nicht ein Wort deutsch.

Eine neue Classe französischer Gäste, nach den Hugenotten und den Philosophen die dritte, bestand aus Sturmvögeln der Revolution. Noch vor 1789 hatte Genf Gelegenheit, viele der Männer zu sehen, die sich in gutem und schlimmem Sinn bekannt machen sollten. Necker und Frau v. Staël (man kann sie zu den Männern rechnen!), Benjamin Constant, den scheußlichen Marat, Fabre d'Eglantine und Collot d'Herbois, die beiden letzten in der Eigenschaft von Theaterdirectoren! Zwei Schweizer, Mallet-Dupan und Fauche-Borel, griffen auf königlicher Seite in die französische Geschichte ein. Als die Wogen der gewaltigen Sturmfluth den Leman erreichten, dominirte die Politik ausschließlich, und es war vorbei mit der französisch-schweizerischen Litteratur. Sie hatte von französischen Impulsen sich leiten lassen, und doch eine gewisse nationale Färbung behauptet und ihre bescheidene Rolle mit Anstand und gutem Erfolge geführt.

Welch ein Gewimmel von Fremden, welch ein babylonisches Schwirren von Sprachen und Dialekten begegnet uns ein halbes Jahrhundert später am Genfersee! 1781 sprach Frau v. Charriere von diesen Fremden wie von einem Nationalunglück und klagte einer Freundin: „Wir haben hier englische große Herren, französische Damen der Finanz und deutsche Fürsten, welche unseren Gastwirthen, den Bauern der Umgend, unseren Kleinkrämern und Handwerkern und denjenigen von uns, welche in der Stadt oder auf dem Lande Häuser zu vermiethen haben, Geld zutragen und den ganzen Rest der Bevölkerung arm machen, indem sie uns durch ihr Beispiel Geschmack an einem Luxus einflößen, für den unser Vermögen und unsere Hülfsquellen nicht geschaffen sind." Der Fremdenzufluß hat sich verhundertfacht, und die französische Schweiz ist nicht verarmt; ganz im Gegentheil. Klagen könnten höchstens die Refugiés am See, deren Schlösser, die sie einst dem waadtländischen Adel genommen hatten, den reicheren Engländern, Russen und Franzosen anheimgefallen sind. Klagen könnten die Schatten der alten Calvinisten, daß ihre Partei, überall als Mommiers verhöhnt, im Waadtlande zur ecclesia pressa geworden ist, daß die Bourgeoisies von Neufchatel und Valengin in die historische Rumpelkammer geworfen worden sind und die Regierung von Genf zur Hälfte auf radicalen, zur andern Hälfte auf katholischen Schultern ruht. St.

Die Nachtseite der Natur.

Der Aberglaube hat seine Poesie und durch dieselbe gewinnt er eine ungeheure Macht selbst über solche Geister, welche sich im Allgemeinen nicht gern der Gewalt der ersten besten Erscheinung ohne genauere Prüfung unterwerfen wollen. Was man sonst Magie nannte, spukt jetzt noch immer in den Köpfen Derer, die sich mit Vorliebe den Grübeleien über naturwissenschaftliche Probleme hingeben, unter dem Namen der „Nachtseite der Natur." Mesmer, Justinus Kerner, Kieser, Freiherr v. Reichenbach sind Vorkämpfer dieser auf Irrwege führenden Richtung in den Naturwissenschaften, welche neue Recruten angeworben hat. Wer einmal angefangen, seinem poetischen Gefühle nachgebend, an eine jener tausend sogenannten „übernatürlichen Erscheinungen" zu glauben, der ist auch leicht für die anderen gewonnen, mögen sie nun Wünschelruthe, zweites Gesicht, Somnambulismus, Clairvoyance oder wie immer heißen. Und die neuen Formen, unter denen der alte Sauerteig sich stets regenerirend und fortgährend auftritt, sind außerordentlich mannichfaltig, lassen aber nicht die Berührung mit der streng untersuchenden Wissenschaft zu, ohne sogleich zusammenzufallen. Eine gewisse Gemüthsstimmung macht besonders zugänglich und hingebend. Die Brüder Pfeffel machten die Bekanntschaft mit einem Visionär und wurden gläubig; L. v. Voss schrieb an Dorow, daß er selbst an seine „unglückselige Fähigkeit" des zweiten Gesichts glaube; Jacob Böhme gerieth in Ekstase, wenn er ein glänzendes Metallstück fixirte. Neuerlich sprach man auch viel vom Priester Paramelle im Departement du Lot; er hatte eine solche Berühmtheit erlangt, die verborgensten Quellen zu entdecken, daß ihm die Municipalität seiner Gemeinde eine Pension von 2000 Francs aussetzte in Anerkennung seiner Verdienste. Der vom Physiker Ritter der Münchener Akademie vorgestellte Campetti und der durch Thouvenel bekannte Penet, welche sämmtlich eine ausgezeichnete „Fühlkraft" in die Ferne hatten, — sie alle werden als Zeugen für das Dasein „höherer psychisch-somatischer Kräfte" angeführt, ihre Angaben in innigste Verbindung mit dem ganzen mesmeristischen Wust, mit Heilungen durch Amulete, mit Wünschelruthe und Geisterklopferei gebracht. Das Meiste läßt sich jedoch auf Selbsttäuschung oder auf eine ebenso natürliche Magie reduciren, wie die Wunderwerke der Feuerköniginnen, der klugen Ponies, der Dominospielenden Hunde und der Seherinnen oder Zauberinnen in den Meßbuden. Der Abbé Paramelle z. B. hat, wie sein kürzlich erschienenes Werk: „Die Quellenkunde" lehrt, keine magnetische Fühlkraft für unterirdisches Wasser, sondern nur eine seltene Kunstfertigkeit, seine über die Bildung der Quellen gewonnenen Erfahrungen in häufiger Uebung zu Auffindung neuer Quellen rationell anzuwenden. Seine überraschende Befähigung übte nur eine magische Gewalt über die kurzsichtige Masse aus und machte ihn zum Wunderthäter. Wenn sich Leute, wie A. Clemens, der sich durch seine klimatologischen Studien einen guten Namen gemacht, neuerlich in seinem „Ferngefühl nach Zeit und Raum" (Frankfurt 1857) jenen Träumereien über die Nachtseite der Natur überlassen, so muß man es dem hohen Adel in München verzeihen, wenn er einem modernen Astrologen Glauben schenkt, und darf die Geldaristokratie in Hamburg nicht belächeln, wenn sie die theuren Eintrittspreise zu den mesmeristischen Vorlesungen des französischen Grafen Dupotet de Sennevoy bezahlt. Je nach dem Bildungsgrade der Adepten wirkt der Umgang mit den Experimenten und den Geheimnissen der Magie mehr oder weniger sinn- und geistverwirrend. Erst unlängst haben die Gerichte zu Berlin eine kleine Gesellschaft jugendlicher Geheimnißkrämer auf Veranlassung eines vom Gerichtsarzt Casper herrührenden Gutach-

tens für unzurechnungsfähig erklären müssen, indem sie durch eifrige Beschäftigung mit dem Psychographen an „ansteckendem Wahnsinn" leiden und in geisteskrankem Zustande dem Geheiße des Psychographen gemäß einen tollen Geheimbund zur Befreiung Polens gestiftet hatten. Diese kleine Gesellschaft wurde durch den blinden Aberglauben auf politischem Gebiet irregeführt, während sich die große Association der Spiritualisten in Nordamerica als religiöse Secte gerirt. Der Irrthum und der Ursprung desselben sind aber in diesen beiden Fällen ganz gleich — gewiß auch die Heilmittel. Allein ob eine Heilung durch bloße öffentliche Blame möglich ist, mag bezweifelt werden. Ein solches Experiment mit den Spiritualisten machte neulich zu Boston der Redacteur des dortigen Courier; er bot den Geisterklopfern 500 Dollars, wenn sie ihre Geister veranlassen könnten, Clavier zu spielen oder den Inhalt eines versiegelten Zettels zu lesen. Gould, Agassiz und zwei andere bedeutende Naturforscher bildeten die Jury. Die Spiritualisten nahmen die Aufforderung an, allein vermochten durch ihre Geister und „Medium" weder das Clavier spielen, noch die Geheimnisse des versiegelten Zettels enthüllen zu lassen. Werden nun die Spiritualisten von ihren Irrthümern zurückkommen? Der Wunderglaube klebt äußerst fest; und hat sich selbst bei einigen Naturkundigen die Vorliebe für das Studium der Nachtseite der Natur eingenistet, wie soll man bei der mit den Gesetzen der Natur wenig vertrauten Masse eine schnelle Umkehr erwarten?

Die neuern Physiker lehren den innigsten Zusammenhang zwischen den elektrischen, magnetischen, Licht- und Wärmeerscheinungen, führen die Kräfte und die mannichfach gestalteten Erscheinungen auf verschiedenartige Bewegungen in der Materie zurück, und es haben sich namentlich Helmholtz, Baumgartner u. A. Mühe gegeben, die Gebildeten mit dieser epochemachenden Entdeckung bekanntzumachen. Leider werden nun aber schon seit Jahren demselben Publicum vom Freiherrn v. Reichenbach und seinen Anhängern Lehren über jenen Zusammenhang aufgetischt, die dem Verständniß des sicher Erkannten sehr hinderlich sind. In demselben Blatte, welches Liebigs werthvolle chemischen Briefe brachte und bringt, erhalten wir die Irrlehre, daß es eine Dynamide, das Od, gebe, auf dessen Existenz sich alle elektrischen, magnetischen, Licht-, Wärme-, ja auch mesmerischen Erscheinungen zurückführen lassen sollen. Daß der Beweis für die Existenz eines solchen Dings nicht geliefert sei, sprachen die tüchtigsten Männer der Wissenschaft, wie Fortlage, Schleiden, Fechner, Carus u. A. unumwunden aus. Da beruft sich denn Freiherr v. Reichenbach in seinem Werke: „Odische Erwiderungen" (Wien 1856) zur Beweisführung für sein Od auf zwei Thatsachen: Erstens haben, wie er sagt, „sensitive Personen" ganz besondere Gefühle durch die Handannäherung an gewisse Stoffe, d. h. elektronegative Stoffe üben eine anziehende Einwirkung auf die Hand aus, elektropositive Stoffe aber nicht. Für Reichenbach bleibt hier nichts übrig als anzunehmen, daß hier eine besondere Dynamide obwalte, für uns aber sind die Angaben von „Sensitiven" unzuverlässig und Reichenbachs Schlüsse unzulässig. Sein Glauben an die Sensitiven ist ein Aberglaube. Ferner will Reichenbach bemerkt haben, daß Sensitive von einem Stabmagnet und einem Gypsspath an dem negativen Ende derselben einen kühlen Hauch empfinden, und im Finstern eine bläuliche Lichterscheinung haben; da der Krystall hierbei eine stärkere Wirkung äußerte als der Magnet, so meint Reichenbach als Ursache der Einwirkung ein vom Magnetismus verschiedenes Princip vor sich zu haben, und dieses vermuthete Princip muß nun wiederum das fragliche Od sein. Abgesehen von der geringen Gewähr, die die ganze Untersuchungsmethode darbietet, sind auch in diesem Falle die Schlüsse viel zu kühn, um wissenschaftlich berechtigt zu sein. Auf solche Weise lassen sich den Naturwissenschaften keine Geheimnisse abringen; ohne den Compaß eines genaueren Experiments schwimmen wir in das leere Ungefähr, in ein unabsehbares Meer von Hypothesen hinaus. Physik und Chemie verlangen vorzugsweise eine vorsichtige Behandlung.

Es ist allerdings sowohl theoretisch als praktisch die größte Errungenschaft der Neuzeit auf dem Gebiete der Physik, daß wir die Wechselwirkung zwischen jenen Naturkräften genauer erkannt haben. In einer der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien im vorigen Jahre vorgelegten Arbeit: „Das mechanische Aequivalent der Wärme", sagt Freiherr v. Baumgartner, früher Lehrer der Physik, jetzt Minister in Oesterreich: „Nimmt man die Kräfte, welche wir vom irdischen Standpunkte aus mit menschlichem Erkenntnißvermögen zu erforschen vermochten, als allgemein im Weltall herrschend an, so scheint die Behauptung gerechtfertigt, daß die Auslagen zur Erhaltung der großen Weltökonomie in dem Ertrage der chemischen Kräfte der Nahrungsmittel und Brennstoffe, der Gravitation der Materie und der natürlichen Wärme die Bedeckung finden. Alle diese Kräfte sind zu einem einheitlichen Ganzen verbunden, und scheinen nur als verschiedene Wirkungsformen einer und derselben Potenz. Was die Naturphilosophie lange gesucht, aber nicht gefunden, hat uns das Princip des Kräftewechsels nach äquivalenten Verhältnissen aufgedeckt und uns dadurch in den Bau der Welten und in den Plan der Vorsehung einen Blick zu thun gestattet, wie man seit Newtons Zeiten keinen zu thun vermochte. Er kann nicht verfehlen, den Naturwissenschaften in vieler Beziehung eine neue Gestalt zu geben." So werden denn die Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus nun als Bewegungen des überall verbreiteten Aethers angesehen. Allein man weiß trotz Freiherrn v. Reichenbachs Behauptungen, der diesen Aether mit seiner „Dynamide" identificirte, noch nichts Bestimmtes über die eigenthümliche Wechselwirkung der vorzugsweise sogenannten materiellen Molecüle und der Theilchen des vorläufig noch ziemlich allgemein als unwägbar bezeichneten Aethers. Ebenso wenig ist erforscht, welchen Antheil die Schwingungen der materiellen Molecüle an der Erzeugung aller der Erscheinungen nehmen, welche man früher gewöhnlich als ausschließliche Wirkungen der imponderabeln Stoffe angesehen hat. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Aethertheilchen, welche doch untereinander bald anziehende, bald abstoßende Kräfte zeigen, von den materiellen Molecülen auf keine Weise in ihren Bewegungen gestört werden sollten. Sollte letzteres der Fall sein, wie kaum zu bezweifeln ist, wenn man z. B. nur an die

Erregung der Lichtbewegung beim chemischen Processe, beim Glühen ꝛc. denkt, so ist der Gedanke nicht ungereimt, daß sie also auch eine Schwere haben und eine mechanische Arbeit leisten können. Dies wird wahrscheinlich durch eine Untersuchung W. Thomsons. Gestützt auf die Bestimmung Pouillets, daß in einer Secunde auf einen Quadratfuß der Erdoberfläche 0,06 Wärmeeinheiten von der Sonne ausströmen, nahm Thomson diese Wirkung als Kraftwerth an, welche die Lichtbewegung in einem prismatischen Raume äußere, welcher einen Quadratfuß Grundfläche und 42,000 Meilen Höhe hat. Nun sind aber 0,06 Wärmeeinheiten äquivalent 83 Fußpfunden, d. h. es kann die Wärme, welche 0,06 Pfund Wasser von 0 Grad auf 1 Grad C. erwärmt, in eine bewegende Kraft umgewandelt werden, welche 83 Pfund einen Fuß hoch hebt. Also müßte die Lichtbewegung in jenem Prisma, wenn man sie auf irgend eine Art zur Fortbewegung einer Last benutzen könnte, 83 Pfund einen Fuß hoch heben können. Eine Kubikmeile des bewegten Aethers wäre dann zu einer Kraftanstrengung fähig, durch welche 12,050 Pfund einen Fuß hoch gehoben würden. Diese Arbeit würde gleichkommen der einer Pferdekraft, die 20 Secunden lang wirkt. Mittels der Annahme, daß die größte Schwingungsfähigkeit eines Aethertheilchens nicht mehr als $1/_{50}$ von der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtstrahls betrage, findet Thomson einen kleinsten Werth für die Dichtigkeit des Aethers. Darnach enthält eine Kubikmeile Aether nicht weniger als $1/_{1060000000}$ Pfund Masse, jedenfalls aber mehr. Hiermit haben wir wenigstens eine Grundlage gewonnen, auf welcher der Scharfsinn der Physiker fortzubauen im Stande ist. Sie ist fester, als das naturphilosophische Thema der „Allfluth."

In ähnlichen Sprüngen, wie sie auf dem Gebiete der Physik Reichenbach u. A. machen, bewegte man sich früher in der Geologie, um durch sie die Kosmogenie und die Schöpfungsgeschichte des Erdballs aufzuhellen. Es war zuerst Lyell, der die Schöpfungsfragen links liegen und seine Geologie nur soweit gehen ließ, als sie sich auf wahres Wissen und wirkliche Erfahrung stützen konnte; seine Geologie hat die Aufgabe, alle sogenannten vorweltlichen Vorgänge und Umgestaltungen der Erdoberfläche aus den Erscheinungen der Gegenwart zu erklären. Er giebt sich nicht die vergebliche Mühe, wie jetzt Andreas Wagner (in seiner „Geschichte der Urwelt", 2. Aufl., Leipzig 1857), die mosaische Darstellung des Schöpfungsvorgangs im Ganzen und Einzelnen zu rechtfertigen und die biblischen Berichte mit den Ergebnissen der Geologie in Einklang zu bringen. Wagner hat die Widersprüche der heiligen Schrift mit der Naturforschung nicht beseitigen können, und dennoch wird sich die Geologie, welche vorzugsweise zu Widersprüchen Veranlassung gab, fort und fort der Lyellschen Forschungsgrundsätze bedienen, sich aber nimmer an die Offenbarung wenden, sobald sie gewisse Fragen noch nicht zu beantworten vermag. Alle Materie, so lehrt Lyell, mit allen ihren Kräften, Eigenschaften und Gesetzen, wozu uns die Gegenwart durch eine vernünftige Erfahrungsnaturkunde geführt hat, sind mit der Erde zugleich geschaffen und bleiben fortwährend ihr Eigenthum. Gestehen wir uns aber, daß wir durch unser heutiges Wissen Manches gar nicht aufzuhellen vermögen! Wo unser Wissen Lücken hat, fehlt auch die Erfahrung. Die jetzt wiederum so eifrig ventilirten Fragen der Schöpfungsgeschichte mußte auch der durch seine „Fauna der Vorwelt" rühmlich bekannte C. G. Giebel in seinen „Tagesfragen aus der Naturgeschichte" (Berlin 1857) beleuchten. Zur Beantwortung derselben prüfte er als die sicherste Grundlage seiner Untersuchungen die Pflanzen- und Thierwelt der einzelnen Schöpfungsepochen mit großer Genauigkeit. Dabei kommt er freilich zu ganz anderen Resultaten, als die auf frühere Anschauung gestützten sind. Er verwundert sich, wie man noch immer die bodenlose Hypothese eines diluvialen Tropenklima's in unserm Vaterlande wiederkäuen kann. Allein auch er betritt das Gebiet der Nachtseite der Natur, indem er eine fortgesetzte Urzeugung in der gegenwärtigen Zeit auch für Pflanzen und Thiere annimmt, ohne die untrüglichsten Beweise und Experimente für die elternlose Entstehung beizubringen. Er sagt selbst, daß die Urzeugung nur möglich sei, wenn die ihren Proceß leitenden Bestimmungen in der Weise vorhanden sind, wie sie es bei der ersten Erschaffung der Arten ganz unzweifelhaft waren. Der Naturforscher verlangt wenigstens den Nachweis, daß in historischer Zeit neue Arten entstanden sind, wird aber nicht mit Giebel glauben, daß die Entdeckung neuer Arten deren erst jüngst erfolgte Schöpfung beweise. Man kann ihm auch darin beistimmen, daß die Arten eine zwiefache Existenz, eine ideelle als Typus, eine materielle als Individuen haben, und daß zur Urzeugung also nicht blos die materiellen Bedingungen neuen Lebens, sondern auch die Typen oder Grundideen gehören, welche dieses neue Leben verwirklichen, verkörpern soll. Giebel steht jedoch für die Naturforscher nicht auf der Lichtseite, wenn er die Urzeugung durch folgenden Schluß zu retten sucht: „Der Naturforscher erkennt die Typen erst aus der Untersuchung der Exemplare, er kann also gar nicht wissen, ob überhaupt und welche Typen idealiter noch existiren und durch die Urzeugung früher oder später materiell zur Erscheinung gelangen werden." Das ist kein Beweis für das Vorhandensein einer Urzeugung in unserer Zeit gegenüber dem Erfahrungssatze, den der jüngere De Candolle zu Genf (Géographie botanique, Paris 1855) aufstellen durfte: „daß ohne künstliches Dazwischentreten in der Natur keine neuen Arten mehr entstehen, keine entstanden sind, soweit das Wissen der Menschen rückwärts in der Zeit reicht."

Man braucht uns deshalb noch nicht „wissenschaftliche Knownothings" nennen zu wollen, weil wir nichts von Reichenbachs Od, nichts von Wagners Schöpfungsgeschichte und von Giebels fortgesetzter Urzeugung der Organismen wissen wollen. Die Erfahrung spricht eben nicht für das Od; sie ist keine Stütze für die mosaischen Berichte und sah noch keine Zellen, aus denen sich die Organismen aufbauen, ohne mütterliche Zellen entstehen. Eher möchten wir den Metaphysiker Helfferich einen naturwissenschaftlichen Knownothing nennen, der die Möglichkeit der Goldmacherei aus dem mangelnden Beweise der Einheit und Untheilbarkeit der chemischen Elemente herleiten will. „Warum man," so sagt er in seinem Buche: „Die neuere Naturwissenschaft, ihre Ergebnisse und ihre Aussichten" (Triest 1857), „bei den chemischen Analysen immer bis zu den Ele-

menten gelangt, erklärt sich einfach daraus, daß noch keine Reactionen bekannt sind, durch welche eine materielle Veränderung dieser Stoffe sich bewerkstelligen ließe." Nun gut, soweit reicht das Licht der Erfahrung! Warum aber in die Nachtseite der Natur, in die Zauber der Adepten hineingreifen? Sind die Goldmachergeschichten, die er anführt, wirklich im Stande, Zweifel über die Vorstellungen zu wecken, welche sich die wissenschaftliche Chemie nach ihren bisherigen Erfahrungen vorläufig von dem Wesen der Materie zu machen genöthigt sieht? Er beruft sich auf den modernen Alchymisten C. Th. Tiffereau („Les metaux sont des corps composés"), welcher in den Goldfeldern von Sonora und Californien und in Mexico die Entdeckung gemacht zu haben meint, daß die Metalle gewisse Bildungsstufen durchmachen, und der dann im Mai 1848 in Frankreich mit einem künstlich gefertigten Goldbarren anlangte. Tiffereau legte denselben der Akademie zu Paris vor, hatte aber das Unglück, daß die in der Pariser Münze mit seinem mexicanischen Recept vorgenommenen Versuche gänzlich scheiterten. Eine Menge von Adeptenerzählungen fand Helfferich in L. Figuiers interessanter Geschichte der Alchymie (L'Alchimie et les alchimistes ou essai historique et critique sur la philosophie hermétique. 2 édit. Paris 1856), allein man muß über den gläubigen Ernst staunen, mit welchem er die Geschichte des zu Mainz 1760 aufgetauchten und bald aus dem Gefängnisse entflohenen Goldmachers Stahl aus Bielikheim erzählt; der sich Jedem aufdrängende Verdacht, daß dieser Mensch ein Betrüger sein mochte, liegt Helfferich merkwürdigerweise ganz fern. Sein Glaube an die Goldtinctur dieses Adepten, neben seinem Zweifel an der Haltbarkeit der jetzt in der Chemie herrschenden Ansichten, stellt ihn in unseren Augen unter Diejenigen, welche in der Nachtseite der Natur herumtappen. Das, was für den Chemiker auf der Tagseite liegt, sind die bekannten 61 Elemente und ihre Verbindungen, welche im Laufe der Zeit an Stelle der 4 Elemente des Empedokles, Feuer, Luft, Wasser und Erde traten; und da der Chemiker während der letzten 12 Jahre zwei neue Elemente entdeckte, so läßt er es dahingestellt sein, ob diese Reihe geschlossen werden darf oder nicht; konnte er übrigens noch nicht mit chemischen oder mathematischen Beweisen darthun, daß irgend ein Stoff sich in mehrere verschiedenartige Stoffe zerlegen lasse, so behandelt er ihn vorläufig als einfachen Stoff.

Was sagen aber die Philosophen vom Fach dazu? Welche Wege gehen und welche Sprache reden sie, um das nächtliche Dunkel, das noch für Viele sich rings um die Natur ausbreitet, zu zerstreuen? Wir können uns nicht enthalten, einen Vertreter der Philosophie herbeizurufen und über eine der dunkelsten Materien abzuhören, mag sich dann der Leser selbst dessen Ausspruch verdollmetschen und darüber urtheilen, ob es in der Natur durch diesen Ausspruch lichter und klarer wurde. Der zur Hegelschen Richtung gehörende Philosoph C. H. Weiße zu Leipzig stellt sich in seiner „philosophischen Dogmatik" die Schöpfung der Materie als eine Verselbständigung oder Verdichtung der Gebilde der innergöttlichen Natur vor, welche durch einen freien Willensentschluß der Gottheit, durch ein Hereintreten der Willenskraft in die raumzeitlichen Erzeugnisse der göttlichen Imagination erfolgt sei, so jedoch, daß diese Willensthat als eine That der göttlichen Selbstentäußerung oder Depotenzirung des göttlichen Willens, als das Setzen eines dem Wesen nach mit dem Ich der Gottheit schlechthin identischen, dem Dasein nach ebenso schlechthin unterschiedenen Nichtich gedacht werden müsse, oder als die Potenz, in welche der unendliche Actus der göttlichen Ichheit zum Behufe der Erzeugung eines außergöttlichen, gottähnlichen oder ebenbildlichen Daseins zurückgeht, ohne jedoch dadurch das Mindeste von der Fülle ihres innergöttlichen Lebens selbst zu verlieren. — Ich überlasse es dem Leser, sich selbst in diesen Worten zu orientiren. — Mag nun auch dem Laien die reinwissenschaftliche Sprache des Philosophen vollkommen unverständlich bleiben, so wenden wir uns an Helfferich, der sich bestrebt, in seinem Ausdrucke faßlicher zu sein. Dieser sagt in seinem Werke: „Die neuere Naturwissenschaft" von dem Schöpfungswerke: „Gott ist Schöpfer der Welt heißt: der göttliche Wille, als Realgrund aller Wirklichkeit, verwirklicht das an sich nothwendige, in Beziehung auf Gott mögliche, von ihm schlechthin abhängige, jedoch nicht in seinem eigenen Wesen enthaltene Vernunftsein. Da letzteres an sich nicht blos ohne alle Wirklichkeit, sondern auch ohne die Macht dazu ist, schafft Gott die Welt aus Nichts."

Während sich die Metaphysiker auf das lebhafteste mit Vorgang und Verhältnissen der Schaffung der Welt beschäftigen, sehen wir einen großen Theil der Naturforscher, die Astronomen, eifrig bemüht, das nächtliche Dunkel zu zerstreuen, welches gerade in letzter Zeit den Geist eines großen Theils im Volke gefangen hielt. Die Physik lehrt allerdings, daß es einmal ein Ende der Welt geben müsse, und auch über diese Frage gerieth sie in Widerstreit mit der Philosophie. Die Welt ist, wie Helmholtz gezeigt hat, die Ursache mechanischer Bewegung. Wenn nun einmal der Moment eintritt, in welchem die Temperatur aller Dinge und Weltkörper sich unter einander ausgeglichen und die Friction alle lebende Kraft vernichtet haben wird, dann muß auch das gesammte Universum stillstehen. Dieser Moment muß einst eintreten, alle Bewegung ist dann geschwunden. Die Welt ist kein Perpetuum mobile, sondern sie muß einst ein Perpetuum stabile sein. Diese Lehrsätze stellte der berühmte Königsberger Physiker Helmholtz auf, und der ebenso berühmte Königsberger Metaphysiker Rosenkranz bekämpft sie. Er beansprucht das Recht, hier als Streiter aufzutreten, weil es sich darum handele, Metaphysisches zu beleuchten, indem, wie er sagt, die von der Erfahrung ausgehenden Naturwissenschaften in ihrer weitern Entwickelung nothwendigerweise immer an eine Grenze kommen, von wo sie unwillkürlich die Metaphysik herausfordern. So streiten sich die Männer der Wissenschaft — und wie verhielt sich gerade in dieser Zeit das Volk? Fast epidemisch war die Furcht vor dem „Untergange der Welt", vor einem Zusammenstoße des erwarteten Kometen mit der Erde geworden. Auch die Schnelligkeit, mit der diese Epidemie umsichgriff, die sich schon so häufig beim Erscheinen bedeutender Meteore zeigte und die Mühe, die es den Himmelskundigen verursachte, das Gespenst des Weltuntergangs zu bannen, ist ein Zeichen der Zeit. Mahnend ruft es uns zu,

daß nur eine größere Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in der Masse der Bevölkerung im Stande ist, die noch immer so große Empfänglichkeit zum Aberglauben zu beseitigen, welche sich beim engsten Gesichtskreise begnügt mit der trivialen Meinung, es gebe doch noch Vieles, was die „Gelehrten" und die Naturwissenschaften noch nicht aufzuklären vermochten, und was sie nimmer aufklären werden: es gebe eine „Nachtseite der Natur."

B.

Die Kaffern von Natal und des Zulu-Landes.

Das Land der Kaffern, welches in letzteren Jahren die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser in Anlaß der heftigen Kämpfe auf sich zog, die England mit dieser streitbaren Völkerschaft Südafrica's zu bestehen hatte, hat für uns Deutsche noch ein besonderes Interesse gewonnen, seit mehrere Tausend unserer Brüder, nämlich der Rest der sogenannten deutschen, ursprünglich für den Krimfeldzug mit bestimmten Fremdenlegion, durch die englische Regierung nach der Capcolonie entsendet und dort seßhaft gemacht wurden, um daselbst als ein Bollwerk zu stehen gegen die der Colonie immer wieder von neuem drohenden Angriffe des kriegerischen und räuberischen Kaffernvolkes. Augenblicklich herrscht dort, einzelne kleinere Raubanfälle abgerechnet, zwar Friede zwischen diesen wilden Stämmen und der britischen Truppenmacht überhaupt, so sehr, daß in der englischen Presse sogar kürzlich der Vorschlag gemacht wurde, ein Hülfscorps von Freiwilligen des Kaffernvolkes anzuwerben, um sie gegen die rebellischen Sipoys in Ostindien zu verwenden, da die Kaffern, in Religion und Lebensgewohnheiten von den Hindu und Mahomedanern ganz verschieden, mit ihnen gewiß keine gemeinschaftliche Sache machen und andererseits, als ein viel kräftigerer und zäherer Menschenschlag wie diese Asiaten, eine sehr mit Erfolg dagegen zu verwendende Truppe abgeben würden.

Diese Voraussetzungen finden sich bestätigt durch ein neu erschienenes Werk: „The Kafirs of Natal and the Zulu Country" by the Rev. Joseph Shooter, welches eine ausführliche Schilderung des Kaffernlandes und seiner Bewohner giebt, geschöpft theils aus des Verfassers eigenen Wahrnehmungen, theils aus den neuesten Reiseberichten. Wir überzeugen uns hieraus, daß die Kaffern nicht unter den Begriff der noch ganz naturwüchsigen Wilden fallen, sondern schon auf einer höhern Stufe der Entwickelung, in Bezug auf politische Institutionen, geselliges Leben, Religion, Waffengeübtheit ꝛc. stehen. Dieses aber macht sie eben zu bedeutenderen Gegnern für die Colonisations- und Missionsbestrebungen der Engländer, sodaß dieselben jedenfalls, was sie auch zu begreifen scheinen, klüger thun, wenn sie dieses begabte Volk fortan auf dem Wege des friedfertigen Civilisationsprocesses sich zu assimiliren und ihren Welthandelszwecken dienstbar zu machen bemühen, anstatt dies Ziel durch gewaltsame Unterjochung anzustreben. Es fragt sich nur ob ein dauernder Friede mit ihnen unter die möglichen Dinge gehört.

I.

Körperbeschaffenheit der Race; Kleidung und Schmucksachen.

Obgleich die Kaffern der Negerrace angehören, so unterscheiden sich ihre Züge doch sehr von denjenigen, welche man für gewöhnlich als die charakteristischen jener Race bezeichnet; und es kommen Beispiele vor, wo man die Gesichtsbildung in Bezug auf die Farbe für die eines Europäers halten möchte. Mit Ausnahme der Stämme an der Delagoa-Bay ist die Hautfarbe nicht vorherrschend schwarz; die allgemeinste ist vielmehr eine Mischung von Schwarz und Roth, wovon die gemeinste Spielart die chocolatenfarbige ist. Auch hellere Hautfärbungen trifft man an, so z. B. eine olivenfarbige, welche nicht dunkler als der Teint eines Spaniers, und gelegentlich finden sich auch Exemplare von Kupferfarbe. Im Allgemeinen ist das Kopfhaar schwarz, während die Augen ebenfalls dunkel sind, man findet jedoch auch rothhaarige Köpfe. Selbst Albinos sind nicht unbekannt. Die dunkle Gesichtsfarbe steht als die vorherrschende natürlich auch in der vorzüglichsten Achtung. Zu Jemandem sagen, er sei hellfarbig oder fast ähnlich einem weißen Manne, würde für einen Kaffer als ein sehr schlechtes Compliment gelten. „Ich habe, erzählt Shooter, von einem unglücklichen Burschen erzählen hören, der sehr hübsch, aber dabei zu hellfarbig war, sodaß kein Mädchen ihn heirathen wollte. Ein ehrbarer Stammvater, welchen ich darüber befragte, was für eine Hautfarbe er für die am meisten geschätzte halte, antwortete mir: eben die meinige, schwarz mit ein wenig Roth untermischt." So lautet auch einer von den Titeln der Zulu-Könige: „Du, der Du schwarz bist!"

Ein neugebornes Kind ist nicht so dunkelfarbig, als wenn es einige Tage alt ist; und wenn ein Eingeborner verwundet worden, hörte ich sagen, so sei die neu sich bildende Haut Anfangs hellfarbig. Eigenthümlich ist es, daß der Hunger die Hautfarbe dieser Race dunkler macht; so wurden mir Zulu-Soldaten, welche von einer Expedition zurückkehrten, wo sie viel aus Mangel an Nahrung gelitten hatten, als ganz besonders schwarz geschildert. Dasselbe ist an den Hottentoten der Capcolonie bemerkt worden, welche, ihren Herren davongelaufen, aber nach einer Zeit des Müssiggangs und der Entbehrung dann öfters demüthig in den Dienst derselben zurückkehrend, stets von weit dunklerer Hautfarbe als vorher erscheinen. Es mag dies Factum als ein Beleg dienen zu der Stelle im Propheten Jeremiah, wo es heißt: „Unsere Haut war schwarz wie ein Ofen wegen der schrecklichen Hungersnoth."

Wenn ein Kaffer auf dem Boden hockt, wie er gewöhnlich thut während er ruht, so ist seine Erscheinung nichts weniger als imponirend; wenn er jedoch steht oder sich bewegt, so entwickelt er wirklich Grazie. Der Reisende Mr. Isaacs, einer der ersten Ansiedler von Port Natal, welcher Gelegenheit hatte dieses Volk mit anderen zu vergleichen, hielt sie für die schönste africanische Race, welche er jemals gesehen, während ein anderer Berichterstatter wahrhaft enthusiastisch wird, indem er den

Eindruck schildert, welchen diese Volksstämme auf ihn machten. „Ihre Gestalten — sagt er — sind die edelsten, welche ich jemals gesehen, ihre Bewegungen die graziösesten und ihre Stellungen die kühnsten, gleich den erzenen Bildsäulen der besten monumentalen Epochen." Sehr selten trifft der Blick auf wirkliche Mißgestalten; ich selbst erinnere mich aus der Zeit meines mehrjährigen Aufenthaltes unter diesen Stämmen nur dreier Beispiele dieser Art. Es erklärt sich dies jedoch weniger daher, als ob die Natur hier mit mehr Regelmäßigkeit denn anderswo ihre Functionen verrichtete, sondern aus der grausamen Gewohnheit des Kindermords, demgemäß man ein neugebornes erheblich mißgestaltetes Kind selten nur ausnahmsweise am Leben läßt.

Wohlbeleibtheit, obgleich höchlich bewundert, ist jedoch nicht sehr häufig. Wahrscheinlich weil man sie als einen Beweis guter Ernährung und deshalb als ein Zeugniß des Reichthums betrachtet, geschieht es, daß diese unbequeme Leibesbeschaffenheit so sehr geschätzt wird. Doch führte mir ein Kaffer noch einen andern sehr praktischen Grund hierfür an, nämlich, daß im Fall eintretender Hungersnoth eine fette Person es leichter bis zur nächsten Erntezeit auszuhalten im Stande sein würde, während ein magerer Mensch unter solchen Umständen umkommen müsse. Auch von noch anderen beiläufigen Vortheilen der Fettleibigkeit erzählte er mir. So habe z. B. einst ein sehr corpulenter Mann die Ungnade des Zulu-Königs auf sich gezogen, der ihn auf den „großen Versammlungsplatz" führen ließ, ihn dort aufs härteste schmähete und schließlich den Befehl gab, ihn in einen Abgrund zu stürzen. Das Opfer war sehr schwer von Gewicht und deshalb seine Hinabfahrt in die Tiefe eine sehr rasche, allein sein Fett beschützte seine Knochen und der Mann gelangte ohne zerbrochene Gliedmaßen auf den Boden. Seine Henker schleppten ihn nun in den Busch, um ihn dort den wilden Thieren zum Fraße preiszugeben; es gelang jedoch seinem Sohne, den Vater, bevor der Hunger ihn zu tödten vermochte, dort aufzufinden, und ihn weiter fort in Sicherheit zu bringen. Dieser Mann war jedoch ein Häuptling, und es sind überhaupt auch nur die Personen höherer Stellung, auf welche sich dieser Vorzug unverhältnißmäßiger Dickleibigkeit zu beschränken pflegt. Das gemeine Volk ist schon nothgedrungen mehr oder minder auf Mäßigkeit in Speise und Trank verwiesen, allein des Häuptlings größeres Besitzthum befähigt diesen, beim Essen und Trinken nach Gefallen das Maß zu überschreiten; und wenn ein Kaffer so situirt ist, darf man sicher annehmen, daß er auch den ausgedehntesten Gebrauch von seinem Privilegium macht. Wenn der Leser mit uns einen Blick in eine Hütte der Kraale des Zulu-Monarchen thun will, so wird er alsbald es sehr erklärlich finden, daß Leute von Rang hier so leicht fett werden. Wir sehen hier eine dicke Dame — eine der mehreren Königinnen — auf einer Matte ausgestreckt liegend, während sie ihren Kopf mit der einen Hand stützt. Ein Topf, der eine Suppe von weißer Hirse enthält, steht neben ihr; ein Gefäß mit gedörrtem Korn und Quark leistet demselben Gesellschaft, während ein drittes, nicht kleines, eine ansehnliche Quantität von dem dort einheimischen Biere enthält. Von diesen Substanzen nimmt nun die Dame des Oestern, selbst während der Intervalle des Schlafes, indem immer eine dienstthuende Weibsperson zur Hand sein muß, um Ihrer Majestät eines oder das andere hinzureichen, je nachdem dieselbe dazu Appetit verspürt. Bevor der Tag zu Ende geht, wird jedoch auch noch ein erkleckliches Stück Rindfleisch aufgetragen, welchem die Majestät niemals verfehlen wird sein volles Recht angedeihen zu lassen, wenn sie gleich klagt, sie befinde sich heute nicht recht wohl. Das Gewicht, welches reiche Personen und Häuptlinge in Folge einer solchen Lebensweise erreichen, ist denn auch häufig enorm. Der Häuptling Dingan wurde auf ein Gewicht von zwanzig Stein geschätzt, und andere sind uns als so dickleibig beschrieben worden, daß sie zuletzt gar nicht mehr im Stande waren zu gehen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Kleidung der Kaffern, so können wir sogleich im Allgemeinen davon sagen, daß dieselbe bei beiden Geschlechtern eine sehr einfache sei. Bei den Männern besteht dieselbe aus zwei Hauptstücken; das eine ist ein viereckiges Stück Thierfell, welches an der Hinterseite des Körpers herabhängt, das andere besteht aus einzelnen Streifen desselben Stoffes, welche den Vordertheil bedecken. Bei festlichen Gelegenheiten, als Hochzeiten und dergleichen, sind diese Kleidungsstücke aus einem prächtigeren Stoffe und von weiteren Dimensionen; das erstere ist dann aus Streifen von Ziegen- oder Affenfell zusammengesetzt, das letztere aus den Schwänzen eines kleinen wieselähnlichen Thieres oder aus dessen in Streifen geschnittenem Felle gemacht. Um sich gegen die Kälte zu schützen, tragen die Männer Decken, welche sie auch als Bettmatratzen während der Nacht benutzen; bevor sie Gelegenheit hatten, dieselben von den Europäern zu kaufen, machten sie sich solche ebenfalls aus Thierhäuten. Das Hauptkleidungsstück der Weiber ist noch immer aus weichgemachter Thierhaut verfertigt; es wird vom Gürtel abwärts um die Lenden geschlagen und fällt bis auf die Kniee herab, nur beim Tanze tragen sie eine weitere und längere Gewandung der Art; die Brust bleibt dabei stets unbedeckt. Junge Weiber tragen noch ein anderes Kleidungsstück, nämlich das Fell einer Antilope, wovon das Haar abgeschabt, und welches mit kupfernen Knöpfen oder Buckeln geschmückt ist; es wird unter den Armen zugebunden und hängt an dem Vordertheil des Körpers herab. Ein Gürtel ist um den Leib der verheiratheten Weiber befestigt, welche auch ein Stück blauen Calico's über ihre Schultern werfen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Unverheirathete Mädchen sind jedoch weit spärlicher gekleidet.

Ein sehr sonderbarer Kopfputz wird von den verheiratheten Männern bei den Zulus getragen. Ein Stück von einem Riemen oder anderm Zeuge wird in einen Ring geformt und mit dem Haar auf der Spitze des Kopfes verflochten; dann wird dies mit einer klebrigen Substanz, die man im Walde findet, überzogen und mit Kohle schwarz gefärbt. Hiernach wird das Haar, sowohl innerhalb als außerhalb des Ringes abrasirt, sodaß dieser nun wie eine Krone von festem Leder erscheint, welcher rings den kahlen Schädel umgiebt. Wenn nun das Haar wieder wächst, so geht der Ring mit demselben in die Höhe und verleiht dem Individuum dadurch einen noch seltsameren Anblick. Ich glaube jedoch, es ist gegen die strenge

Etiquette, daß dies geschehe, indem eigentlich der Kopf öfters rasirt werden und so auch der Ring periodisch abgenommen und wieder von neuem dicht an den Kopf befestigt werden muß. Der Barbier arbeitet bisweilen contractmäßig, indem er z. B. eine Ziege dafür bekommt, daß er während eines halben Jahres dergestalt eines reichen Mannes Kopf in Ordnung hält. Bei den Zulus zeichnen sich auch die verheiratheten Weiber durch einen geschornen Kopf aus; anstatt des Ringes aber lassen sie einen schmahlen Kreis von Haaren stehen, welche sie roth färben.

Schmucksachen werden von allen Classen getragen. Ringe für die Finger, Arme und Fußknöchel werden von Erz oder Kupfer gemacht. Perlen von demselben Metall wurden früher von den Eingebornen verfertigt; jetzt aber geben diese den Glasperlen von verschiedenen Farben und Formen, welche ihnen von den Händlern verkauft werden, den Vorzug. Mit den kleinen Perlen besetzen sie ihre Kleider; ein Schmuck von weißen und rothen Perlen hängt bisweilen vom Halse herab; ein Band von Perlen wird um den Kopf getragen; und ich habe auch verschiedene Bänder von kleinen weißen Perlen über beide Schultern geschlungen gesehen, sodaß sie nach vorne und hinten eine Art Kreuz bildeten. Große Perlen werden als Halsbänder getragen. Die Schwänze von Hornvieh, nämlich die buschigen Enden, werden von den Männern als Zierrath verwendet. Diese buschigen Enden werden nämlich aufgeschnitten, so daß sie eine Franse bilden, womit sie sich Arme, Knie und Knöchel umwinden, und oftmals werden auch mehrere derselben an einander befestigt, welche sie sich dann gleich einem Pelzkragen um die Brust gürten. Außerdem machen Federn einen Hauptbestandtheil des Zierraths der Männer aus. Diese verschiedenen Schmucksachen werden nur bei großen Anläßen zur Schau getragen, so bei Hochzeitsfesten, wo es für einen Kaffer wichtig ist, in all seiner Pracht geschmückt zu erscheinen. Für gewöhnlich wird wenig mehr als die Ringe getragen, von denen man zwei oder drei an eines jungen Mannes Finger zu sehen pflegt; ein gesetzter wohlhabender Mann pflegt jedoch im täglichen Leben nur einen oder zwei Arm- oder Fußringe zu tragen.

Außer seinen Schmucksachen giebt es jedoch noch einige andere Artikel, welche ein Kaffer bei sich zu führen pflegt und ohne eine Kenntniß derselben kann man sich keine richtige Vorstellung von seiner persönlichen Erscheinung machen. Unter diesen Dingen nun nimmt seine Schnupftabaksdose einen hervorragenden Platz ein. Sie besteht gewöhnlich aus einer kleinen ausgehöhlten Calabasse (einer Kürbisart), welche an einer Schnur befestigt vom Gürtel herabhängt. Wenn er es möglich machen kann, so führt der Besitzer außerdem noch einen kleinen elfenbeinernen Löffel bei sich, mit welchem er den Schnupftabak in seine Nasenlöcher bringt. Die Operation des Schnupfens ist nämlich für einen Kaffer eine Sache von großer Wichtigkeit.

Nachdem er sich dazu erst gemächlich auf den Boden niedergesetzt hat, schüttet er eine Quantität aus der Calabasse in seine linke Hand; hierauf einen Löffel voll des Tabaks nehmend (oder in Ermangelung des Löffels sich dazu des Daumens und Zeigefingers bedienend) zieht er ihn dann langsam in die Nasenlöcher. Nach einer Weile rollen ihm Thränen die Wangen hinab; aber bevor sie noch fließen und anscheinend um sie hervorzulocken, zieht er mit seinen Fingerspitzen von den Augen abwärts an der Wange herunter, gleich als wolle er einen Canal für dieselben machen. Das Fließen der Thränen ist nämlich ein höchst nothwendiger Bestandtheil seines Vergnügens hierbei, und so völlig ist er in diesen Genuß versunken, daß es fast unmöglich ist, ihn von der Stelle zu bewegen, bis diese Operation ganz beendigt ist. Dieser übermäßige Genuß des Schnupftabaks übt nothwendigerweise eine große Wirkung auf die Nerven aus, und dem Kaffer scheint diese Art der Erregung ebenso unentbehrlich zu sein, als dies manchen civilisirten Völkern andere Arten von Reizmitteln sind, welche man als ebenso unnöthig, ja als noch weit giftiger bezeichnen darf. Alle Classen der Kaffern und beide Geschlechter ergeben sich gleich sehr dem Gebrauche des Schnupftabaks, und es mag kaum vorkommen, daß irgend ein Individuum sich desselben ganz enthält.

Ein Kaffer trägt auch gewöhnlich etwas in seiner Hand. Wenn er weit von Hause weggeht, so trägt er seine Waffen, und vielleicht außerdem noch einen langen Stock, um sich damit beim Durchwaten der Flüsse zu stützen, es sei denn, daß er ein reicher Mann sei; dann hat er einen Diener als Waffenträger hinter sich.

Sch.

Die englischen Frauen.

Wenn man aus dem Oriente nach England zurückkehrt, wenn man statt der tiefverschleierten Türkinnen die schönen Gesichter der Engländerinnen sieht, welche nicht wie ihre türkischen Schwestern ihre Gestalt in Mäntel hüllen, die ein Erkennen der Formen unmöglich machen, welche nicht wie diese sich mit dem Gesicht nach der Wand stellen, um den fremden Mann nicht zu sehen, oder von ihm gesehen zu werden, — dann ist es wohl zu verzeihen, wenn man die Töchter Albions für die schönsten der Welt hält, ohne den Frauen anderer Länder zu nahe zu treten. — Wie falsch aber werden Englands Frauen auf dem Continente beurtheilt, wo man sie nur zu oft auf ihrer „grande tour" trifft, auf einer Reise, die ihnen mehr eine Nothwendigkeit als ein Vergnügen ist. — Sie müssen ja den Rhein und einen Theil Frankreichs bereist haben, soll ihre Erziehung für vollendet gelten! — Das ist aber nicht die Engländerin in ihrem Vaterlande, und selbst da scheint sie eine doppelte Natur zu haben, je nachdem sie auf der Straße oder zu Hause ist.

Das Köpfchen erhebend, mit ihren prachtvollen Augen jeden Mann anblickend, ohne hierin irgend die Bescheidenheit zu verletzen, ihre seidenen Kleider so in beiden Händen haltend, daß sie nicht beschmutzt oder staubig werden: so wandert sie in den Straßen der Städte, durch Massen von Männern ohne Furcht oder Géne, hier und da mit Bekannten sprechend.

Sie weiß, daß sie eine Britin ist, daß sie, so lange sie unverheirathet, ihre eigene, vom Gesetz und der Sitte beschützte Herrin ist, und stolz hierauf geht sie ihren Weg allein, wo deutsche Mädchen nur zu mehreren ausgehen, und erröthen würden, von einem Herrn angeredet zu werden. Wir sagten, sie ist durch Gesetz und Sitte beschützt, und in der That, nichts wird vom Gericht und der öffentlichen Meinung so hart beurtheilt und bestraft als Beleidigung einer Frau. Wie oft sahen wir in den Parks in London des Morgens schöne junge Damen zu Pferde, nur von einem Diener begleitet, ein Gebrauch, der schwerlich in Deutschland zur Sitte werden dürfte.

Feste Regeln, von denen nicht leicht abgewichen wird, bestimmen was zu den verschiedenen Stunden des Tages gethan wird. Im Negligé geht die junge Dame zum Frühstück im Hause ihrer Familie. Sie gehört nicht zu den Püppchen, die nur von der Luft leben; nein sie ißt wie ein Mädchen von gutem und gesundem Appetite, und freut sich dessen. Nach dem Breakfast wird etwas Musik geübt, die nöthigen Lectionen werden genommen, oder Einkäufe besorgt. Glücklich ist eine Engländerin „in Mopping“, d. h. wenn sie die verschiedenen Läden besucht, um das Neueste von Bändern, Hüten und Kleidern zu sehen, vielleicht zu kaufen. Selten oder nie hört man eine junge Dame um irgend etwas „handeln“, wie wir sagen; sie zahlt den geforderten Preis, und das Gekaufte wird ihr vom Kaufmann in ihre Wohnung geschickt. Selten sieht man eine junge Dame mit einem Packet auf der Straße gehen, während es gar nicht auffällt, Herren ihre Wirthschafteinkäufe selbst nach Hause tragen zu sehen, zum Beispiel selbst Rebhühner oder Hasen. —

Es ist einer jungen unverheiratheten Dame vollständig gestattet, den Arm eines ihrer bekannten Herren anzunehmen, ohne daß deshalb die Welt von einer liaison spricht, sowie man auf Bällen so oft als man will mit einer und derselben Dame tanzen kann, ohne Klatschschwestern zu ähnlichen Vermuthungen Veranlassung zu geben. Zwischen zwölf und ein Uhr nimmt die Familie das zweite Frühstück, lunch genannt, und nachdem dies beendet, liest die junge Dame vielleicht etwas, oder besucht Freundinnen. Nach Hause zurückgekehrt, macht sie Toilette zum Diner, das gewöhnlich zwischen sechs und sieben Uhr beginnt.

Es ist Sitte, daß die jungen Damen hierbei in ausgeschnittenen Kleidern und kurzen Aermeln erscheinen, jedenfalls so, wenn Fremde gebeten sind. Daß die Damen nach beendigtem Diner den diningroom mit dem drawingroom vertauschen, während die Herren noch dort verweilen, um einige Gläser Wein zu trinken, ist bekannt; — nie aber haben wir gesehen, daß diese Recreationen in Trinkereien ausarteten, wie sie einige ältere englische Romane beschreiben. Endlich folgen die Herren den Damen in den drawingroom; es wird Thee oder Kaffee genommen, und dann etwas musicirt oder getanzt. In einer wirklich schlimmen Lage ist der Deutsche, der kein Instrument spielt, und nicht einmal die Fähigkeit hat ein kleines Lied zu singen.

Man setzt von unserer Nation voraus, daß jedes Mitglied musikalisch ist und wir, die wir in der obengenannten Lage uns befinden, haben oft bitter bereut, nicht wenigstens eine Polka spielen zu können. — Große Musiker sind die Engländer im Allgemeinen nicht, und wir hören in Deutschland in vielen Privatcirkeln Dilettantenmusik in einer Weise ausführen, die englische Professionisten beschämen würde. Und doch haben die Engländer große Freude an der Musik, und wenn unsere Banda spielte, sammelte sich Klein und Groß, Reich und Arm, und die vornehmsten Damen der Stadt gingen auf den Casernenhof.

Einen Fehler haben die Engländerinnen mit einem großen Theile unserer Landsmänninnen gemein, und das ist die Neugier. So gleichgültig eine Engländerin erscheint, so reizt sie doch alles Neue und Fremde ungemein; sie richtet oft recht naive Fragen an den Fremden, und das englische Wort inquisitive bezeichnet dies recht genau. Auch lieben sie es sehr, gleich unseren Damen eine andere Sprache als ihre Muttersprache zu sprechen und der Deutsche, welcher französisch sprach, galt mehr als wenn er sich englisch unterhielt. — Einen großen Vorzug aber haben die deutschen Damen jedenfalls: sie sind fleißiger.

Wir sind keine Vertheidiger oder Bewunderer des ewigen Strickens oder Stickens; wir lieben es nicht, aus dem Salon eine Werkstätte für alle möglichen weiblichen Arbeiten gemacht zu sehen, hassen das Garnhalten als eine langweilige Beschäftigung, selbst wenn eine schöne junge Dame es abwickelt; — aber die ewige Unthätigkeit der Engländerinnen scheint uns gefährlich und ist es auch in Wirklichkeit. — Heirathet ein junges Mädchen und ist genöthigt, irgend etwas zu thun, so versteht sie es nicht, scheut die ungewohnte Mühe, und manche unglückliche Ehe ist die Folge jenes Mangels in der Erziehung.

Noch im Jahre 1815 coursirten eine Menge Caricaturen über die Trachten der Engländerinnen in Paris. Das hat sich sehr geändert und man darf keck behaupten, daß sie sich „so gut“ kleiden wie die Französinnen; sie tragen Hütchen die kaum den Kopf bedecken, petticoats von unendlicher Weite, Crinoline ist die Parole des Tages und es ist ebenso wenig möglich, einer Dame auf den Trottoirs in London als in Paris auszuweichen.

v. T.

Zur Chronik.

Lichtenstein der Zoolog †.

— Der Director des zoologischen Museums in Berlin, Heinrich Lichtenstein, zu Hamburg 1780 geboren, starb fast 78 Jahre alt auf der Rückreise von Copenhagen auf dem Dampfschiff von Corsoer nach Kiel am 3. September. Das Berliner Museum, das er 50 Jahre lang verwaltet, ist fast ganz seine Schöpfung, und auf dem europäischen Festlande sucht diese Sammlung ihresgleichen. Lichtenstein war so sehr Sammler und Ordner, daß seine Feder dabei feierte. Als Schriftsteller seines Faches war er meist Ornitholog. Es wäre jedoch jetzt, wo Africa unsere wissenschaftliche Aufmerksamkeit aufsichzieht, von Belang, Lichtensteins „Reisen im südlichen Africa" (2 Bde. Berlin 1810 und 11) wenigstens auszugsweise von neuem in den Buchhandel zu bringen, obschon sie sich auf das Gebiet der naturwissenschaftlichen Entdeckungen beschränken. Lichtenstein ging 1802 mit dem holländischen General Janssen als dessen Hausarzt und Lehrer seines Sohnes nach der Capcolonie. Als Chirurg und Regierungscommissär erhielt er dort 1805 eine Mission zu dem wenig bekannten Volksstamm der Bentjuanen. Seit 1806 lebte er wieder in Deutschland und erhielt 1810 den Ruf nach Berlin bei Gründung der Hochschule. Als Mensch gehörte er zu den liebenswürdigsten.

Texas.

-s-. Nach den Mittheilungen, welche Frederik Olmsted in seiner Schrift: „A Journey through Texas" giebt, scheint dies Land ein sehr entwickelungsfähiges, ungemein schönes Land zu sein, das in jeder Richtung von Bächen und schiffbaren Flüssen durchzogen wird und eine Fülle reicher Wälder und noch jungfräulichen Bodens hat. Allein der Fluch der Sklaverei ruht auf ihm. Das Buch zeigt uns die gänzliche Fehlerhaftigkeit der Sklaverei vom ökonomischen Standpunkte aus, den beklagenswerth groben und niedrigen Charakter der größten Mehrzahl der americanischen Ansiedler und die schätzbaren und liebenswürdigen Eigenschaften der deutschen Einwanderer, deren viele sich in Texas niedergelassen haben. Die erste Behauptung belegt der Verfasser fast auf jeder Seite mit Beispielen. Wo das Land nämlich von Sklaven bebaut wird, ist es schlecht und mit großen Ausgaben angebaut; wo aber die Feldarbeit ausschließlich von Weißen besorgt wird — und das Klima scheint der Verwendung von Weißen durchaus kein Hinderniß in den Weg zu legen — ist das ganze Aussehen der Dinge ein anderes geworden. Wir wählen zur Vergleichung eine Schaf-Meierei und eine Baumwollpflanzung in Texas, deren jede 1000 Acres (Morgen) groß ist und ein Capital von 9000 Dollars repräsentirt; die erstere gewährt 30 Procent, die letztere nur 8 Procent Nutzen. — Hinsichts des zweiten Punktes müssen wir gestehen, daß wir noch nie eine Schilderung irgend einer so unaussprechlich anwidernden Barbarei gelesen haben, wie diejenige, welche Olmsted von der mit eigenen Augen von ihm gesehenen americanischen Civilisation in Texas entwirft. Die gewaltthätige Rohheit, die Ruchlosigkeit, die Gemeinheit, welche dort fast alle eingebornen Americaner zur Schau trugen, übertrifft noch die unserer Hallunken und Spitzbuben, und die Trägheit, der Schmutz und das Elend sucht dort selbst unter den niedrigsten Irländern ihres Gleichen. Solange sie Neger zum Dreschen und Ueberfluß an der gröbsten Nahrung zur Füllung ihres Magen haben, scheinen diese Ansiedler sich um nichts anderes zu bekümmern. Die Arbeit eines Monats reicht auch im Jahre aus, sie mit dem Nothwendigsten zu versorgen; und nach Ueberflüssigem oder Wohlanständigem hegen sie durchaus keine Sehnsucht; daher auch die meisten in einem höchst erbärmlichen Zustande zufriedenleben. „Unser Wirth — erzählt Olmsted — war wahrscheinlich Eigenthümer vieler Hunderte von Morgen und wohl auch einer großen Heerde Viehes. Er kümmerte sich aber nicht im geringsten um seine Pflanzung; das machte ihm zuviel Mühe. Er war ein „regelmäßiger" Texaner, und wollte sich nicht selbst zum Sklaven machen, indem er nach Negern schaute. Wer sich in Texas niedergelassen habe, sagte er, könne so gut leben als er's brauche, ohne mehr als einen Monat im Jahre zu arbeiten; während der übrigen Zeit des Jahres habe er nichts zu thun. Wandelt ihn die Lust zu einer Art Geschäft an, so steige er zu Pferde, reite er umher und schaue nach seinem Vieh; allein dies sei keine Arbeit, sondern Spielerei. Er pflanze wenig Getreide; müsse er etwas kaufen, so könne er immer ein Stück abgeben, um Geld zu erhalten; er brauche nicht viel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Das lag auf der Hand. Das Zimmer war 14 Fuß breit und Leisten von gespaltenen Brettern waren über die größern Oeffnungen der Balken genagelt. Oben war es bis zum Sparrwerk offen, und an manchen Stellen konnte man zwischen den Dachschindeln hindurch den freien Himmel sehen. Ein roher Bretterverschlag, 3 Fuß breit, mit einem Gesims darin, enthielt die Töpferwaare der Niederlassung; in einem andern ähnlichen Verschlag befand sich der Vorrath an Mehl, Kaffee, Zucker und Salz; eine Blockkrippe im Pferdestall enthielt das Getreide, aus welchem täglich das Mehl gemahlen wurde und ein Block-, Rauch- und Vorrathshaus das Schweinefleisch. Ein Himmelbett füllte den vierten Theil des Zimmers aus; eine Wiege, vier mit ungegerbten Thierhäuten überzogene Stühle, ein Tisch, ein Kochtopf, eine Kaffeekanne, eine Bratpfanne und ein quer über zwei hölzerne Sprossen auf das Kamin gelegtes Gewehr vollendeten die Ausstaffirung des Zimmers. Wir setzten uns alle mit Hut und Ueberrock nieder, und die Frau kochte in Hut und Shawl." — Sobald der Verfasser die Niederlassungen der deutschen Auswanderer erreicht hatte, erhielt alles eine andere Gestalt. Diese Leute hatten es nach vielen Mühen zu sicherm Wohlstande gebracht; sie lebten in anständigen Häusern und auf anständige Weise, gaben ihren Kindern eine gute Erziehung, hatten stets ihre geistigen Interessen im Auge, sorgten für gute Nahrung, bequeme Betten und reinliche Ueberzüge, kurz sie besaßen alle wesentlichen Erfordernisse einer guten Civilisation.

Spiele und Hochzeitsgebräuche der Javanen.

-s-. Wir finden auf Java — erzählt Dr. Friedmann — noch gegenwärtig ein förmliches Turnierspiel, das die Javanen Senchu nennen und wozu alle Personen von Rang eingeladen werden; die Geladenen erscheinen zu Pferde, bewaffnet mit Lanze (sodor) und Krissen. Die Kleidung der Ritter besteht in einer mit Goldborden besetzten Mütze (kulok), einem Bauchbande (epak) und einer Art Beinkleid aus geblümtem Kattun, den die Javanen selbst verfertigen. Diese Turnierspiele finden gewöhnlich Montags statt. Morgens sieben Uhr stellen sich alle Ritter in Reih und Glied. Das Gefolge eines jeden Ritters und seine Tracht ist genau nach seinem Range bestimmt. Am stattlichsten ist der Regent (bupati) ausgerüstet. Wenn zum dritten Male auf dem Gamelan gespielt wird, beginnt der Zug. Dreimal wird

um den Festplatz unter eigenthümlichem, aber nicht unharmonischem Klange des Gamelan herumgeritten, alsdann fordert der Regent die Streiter auf, den Kampf zu beginnen. Der Zweck bei diesem Wettstreit ist, den Gegner aus dem Sattel zu heben, weshalb die Streiter mit Lanzen kämpfen, welche jedoch abgestumpft und mit Leder überzogen sind, um bedeutende Verwundungen zu verhüten. Wer dem Gegner am behendesten auszuweichen weiß, wird für den besten Turnierer gehalten. Nach Beendigung des Kampfes schaaren sich die Reiter um den Regenten und halten unter freiem Himmel ein Mahl. — Außer diesem Turnierspiele, an dem nur die vornehmen Javanen theilnehmen, giebt es auch noch Ringkämpfe für die geringere Volksclasse. Bemerkenswerth sind von ihnen der Glukan und der Djagwian; an dem ersten nehmen die Erwachsenen, an dem letzteren die Knaben Antheil. Die Dorfbewohner stellen sich in zwei gegenüberstehenden Reihen auf und aus jeder Reihe tritt ein Ringkämpfer hervor. Sobald es einem der Kämpfer gelungen, seinen Gegner zu Boden zu werfen, treten beide wieder in ihre Reihe zurück, der Sieger unter lautem Zuruf der Zuschauer. — Auch haben die Javanen nationale dramatische Spiele (wajang); es werden dabei Scenen aus der javanischen Geschichte oder Mythologie dargestellt und zwar so, daß die handelnden Personen durch zierliche Puppen repräsentirt werden, hinter denen nach Art unserer Polichinells eine unsichtbare Person die Worte spricht. — Diese Spiele sind namentlich bei Beschneidungen, Hochzeiten &c. sehr beliebt, wozu alsdann viele Freunde eingeladen werden. — Ein religiös-dramatisches Spiel ist der Tenbang oder Rabana. Beide bestehen in dem Ableiern arabischer Geschichten religiösen Inhalts unter dem Spiele des Gamelan. Arme Priester schicken bisweilen ihre Kinder in die Dörfer, um sich durch solche Vorträge Geld zu erwerben. — Die Unterhaltungsspiele der Javanen sind vielerlei Art. Obenan steht der Hahnenkampf. Zwei Hähne sind hierbei so sehr gegen einander ergrimmt, daß sie sich mit den Schnäbeln bedeutende Wunden zufügen, sodaß einer der Hähne entweder die Flucht ergreift, oder in Folge der Wunden unterliegt, wenn er nicht bei Zeiten vom Eigenthümer hinweggenommen wird.

Bei den Javanen geschieht die Ehe nicht nach freier Wahl, sondern durch die Eltern. Mit dem sechzehnten Jahre ist der Jüngling mannbar, Mädchen sind mit dem vierzehnten Jahre heirathsfähig; doch wird häufig der Heirathscontract schon im neunten Lebensjahre des Mädchens ausgefertigt. Nach gegenseitiger Uebereinkunft beider Eltern schickt der Vater des Bräutigams der Braut einige Pisange, als Zeichen der getroffenen Uebereinkunft, denen später mehrere Karabanen folgen, dern Hörner mit Gold oder Silber verziert sind. Drei Tage vor der Hochzeit werden an alle Verwandte und Freunde Süßigkeiten gesendet und sie eingeladen der Hochzeitsfeier beizuwohnen. Von nun ab wird Morgens und Abends vor den elterlichen Häusern auf dem Gamelan gespielt und bei den höheren Ständen werden selbst Kanonen abgefeuert. Diese wenige Tage dauernden Feierlichkeiten heißen Gantang. Jeder Hochzeitsgast bringt kleine Geschenke, die er aber nicht dem Brautpaare, sondern dessen Eltern überreicht. Die Trauung findet mit seltenen Ausnahmen immer im Hause des Bräutigams oder seiner Eltern statt und wird von einem Priester folgenderweise vollzogen. Nachdem der Vater der Braut in solenner Weise dem Priester das Vorhaben zur bevorstehenden Trauung mitgetheilt und der Bräutigam seiner Braut ein Geschenk an Gold oder Silber gegeben, das als Ehepfand gleich unserm Trauringe gilt, wird der Bräutigam gefragt, ob er die Ehe mit der neben ihm stehenden Braut eingehen wolle. Bejaht er dies, so antwortet er: „Ich nehme sie an. Nun verrichtet der Priester einige Gebete, der Gamelan wird tüchtig gespielt und die Trauung ist zwar vollzogen, aber das Fest keineswegs beendet, auch dem jungen Paare nicht erlaubt, zu entweichen. In einem feierlichen Zuge, den der Bräutigam im festlichen Kleide, das Haupt mit Blumen geschmückt, anführt, geht es nun nach dem Tempel und erst nach diesem Tempelgange nimmt man im Hause des Bräutigams eine Mahlzeit ein, worauf abermals ein festlicher Zug nach dem Hause der Braut stattfindet. Hier bleiben die Männer und Frauen getrennt, die ganze Nacht hindurch im fröhlichen Gespräche, beim Genuß von Süßigkeiten und unter den Metallklängen des Gamelan. Am kommenden Tage zieht das Brautpaar mit dem Gefolge nach dem Hause des Regenten, das sie dreimal umgehen, worauf sie sich in das Haus des Bräutigams begeben, wo es ebenso wie am vorhergehenden Tage bis zum kommenden Morgen hergeht, nur mit dem Unterschiede, daß man den Frauen während der Nacht einige Stunden Schlaf gönnt, wie es in der vorigen mit den Männern der Fall war. Erst nach Ablauf dieser Nacht, also der dritten nach geschehener Trauung, vereinigt sich das Brautpaar in seiner Wohnung. Diese Trauungsfeierlichkeiten sind jedoch großen Modificationen unterworfen. In der dritten Nacht nämlich findet die Vereinigung der Brautleute in Gegenwart zweier Frauen statt, welche die Braut untersuchen müssen, ob sie noch unbefleckt ist. Erst wenn dieses sich herausgestellt, finden die Glückwünschungen der Versammelten an die Eltern der Braut statt. Gegentheils schickt der Bräutigam seinen „Kris" (Degen) zurück, womit er andeutet, daß er sich von seiner Braut wieder als geschieden betrachtet. Dies findet jedoch höchst selten statt, denn die weiblichen Richter sind schonend genug, um die junge Frau nicht der öffentlichen Schande bloszustellen. Am Tage nach geschehener Vereinigung, also am vierten, statten die weiblichen Verwandten der jungen Frau einen Besuch ab, um ihr wohlriechende Blumen zu überreichen, sie mit wohlriechendem Wasser zu waschen, und dann eine kleine, aus jungen Cocusnüssen und anderen Früchten bestehende Mahlzeit zu halten. Zwei Cocosnüsse namentlich, die der jungen Frau gegenüber in einer Schüssel stehen, ziehen die besondere Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Auf denselben sind nämlich zwei menschliche Figuren eingeschnitten, eine männliche und eine weibliche. Die erste stellt den Gott „Kudu Wining Poti" (den griechischen Adonis), die andere das Bild der Göttin „Sekar Tadji" (die javanische Venus) dar, gleichsam Musterbilder der Schönheit für die Phantasie der jungen Mutter. — Wenn auch die Javanen ihre Frauen mit Achtung und Schonung behandeln, so sind sie genau genommen, doch nur Sklavinnen, und es steht dem Manne frei sich von seiner Frau scheiden zu lassen, ohne einen gewichtigen Grund zur Trennung anzugeben. Indeß muß er dies dreimal öffentlich bekanntmachen. Die Frau dagegen, welche sich von ihrem Manne trennen will, ist verpflichtet, wichtige Gründe anzugeben und der Priester entscheidet, ob diese stichhaltig sind oder nicht. Zu den genügenden Gründen gehört auch absichtliche Vernachlässigung oder Bevorzugung einer andern Frau. Die Vornehmen haben gewöhnlich vier Frauen; doch steht es ihnen frei eine fünfte oder gar sechste zu nehmen. Der niedere Javane begnügt sich mit einer. Entfernt sich ein Ehemann aus der Heimath ohne für den Unterhalt seiner Frau gesorgt zu haben, so obliegt dem Priester die Verpflichtung, diese Ehe zu trennen; ebenso kann eine Frau nach vierjähriger Abwesenheit ihres Mannes sich mit einem andern verbinden.

Bibliographischer Anzeiger.

Lorck's Eisenbahnbücher. Conversations- und Reise-Bibliothek. In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für das Bändchen 10 Ngr.

1. Aus der russischen Gefangenschaft. Von A. Royer.
2. Ein Besuch im türkischen Lager. Von H. Wachenhusen.
3. Katie Stewart. Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. Von Widdin nach Stambul. Von H. Wachenhusen.
5. Ein Sommer in Schleswig. Skizzen und Bilder von Dr. H.
6. Eine Nordfahrt. Wanderungen in Island von Pliny Miles.
7. Benjamin Franklin. Eine Biographie von F. A. Mignet.
8. Die Mormonen. Von M. Busch.
9. Kaiser Nikolaus I. Vom Grafen de Beaumont-Vassy.
10. Das neue Paris. Von H. Wachenhusen.
11. Wolfert's Rust. Von Washington Irving.
12. Skizzen und Bilder aus der Krim. Von S. Steinhard.
13. Tolla Feraldi. Von E. About.
14. Aus dem Seeleben. Von Basil Hall.
15. Finnland und seine Bewohner. Von E. Lindemann.
16. Der Löwenjäger. Von Jules Gerard.
17. Sicilianische Novellen und Skizzen. Von H. P. Holst.
18. Das Fräulein von Malepeire. Von Reybaud.
19. Eine Novelle aus Lappland. Von G. H. Mellin.
20. Leipzig. Vergangenheit und Gegenwart. Von A. Diezmann.
21. Ein indischer Königshof. Nach W. Knighton. Von L. Thiele.
22. Von Cöln bis Worms und Speyer. Von F. G. Kühne.
23. Das Klosterleben Karls V. Von W. H. Prescott.
24. Aus den Annalen der Engl. Aristokratie nach J. B. Burke.
25. Bilder aus den Alpen. Von L. Thiele.
26. Reisen in Africa von Richardson, Overweg, Barth und Vogel.
27. Im Elbthale von Meißen bis Leitmeritz. Von L. Thiele.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Von Friedrich von Raumer. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Die Verlagshandlung hat bei dieser dritten Auflage von Friedrich v. Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen“ den Preis um ein Bedeutendes gegen früher ermäßigt — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. —, in der Absicht, das berühmte, der allgemeinsten Verbreitung würdige Werk dadurch immer weitern Kreisen des deutschen Volks zugänglich zu machen und in dieser wohlfeilen Volksausgabe — die zugleich eine Ausgabe „letzter Hand“ bildet — möglichst viel in den Privatbesitz gelangen zu lassen. Diese Absicht scheint auch vollständig erreicht zu werden, indem die Ausgabe sich bereits eines bedeutenden Absatzes erfreut. Um die Anschaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, erscheint diese dritte Auflage in 12 Halbbänden zu 15 Ngr., die in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen zu erhalten und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Meyer, Dr. H. A. W., kritisch-exegetischer Kommentar über das neue Testament. VII. Abthlg. 3. verm. u. verb. Auflage. Kritisch-exeget. Handbuch über den Brief an die Galater. 8 geh. 1 Thlr.

Junghans, Dr. W., die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech, kritisch untersucht. 8. geh. 20 Sgr. (Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.)

Lorber und Myrte. Historisches Charakterbild in drei Aufzügen von Karl Gutzkow. 8. Geh. 20 Ngr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Dieses in Versen geschriebene Charakterbild, dessen historische Wahrheit auf Cardinal Richelieu's Stellung zur Litteratur seiner Zeit und vorzugsweise zu Pierre Corneille, dem Dichter des „Cid,“ begründet ist, bildet die erste Abtheilung des neunten Bandes der Dramatischen Werke Gutzkows.

Die bisher erschienen Bände enthalten:

I. Richard Savage. Werner — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. — Der Königslieutenant. — VIII Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne. IX. 1. Lorber und Myrte.

Fauna der Wirbelthiere Deutschlands und der angrenzenden Länder von Mitteleuropa. Von J. H. Blasius, Professor am Collegio Carolino in Braunschweig. Erster Band: Naturgeschichte der Säugethiere. Mit 290 Abbildungen im Texte. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.)

Wir machen auf die Erscheinung eines Werkes aufmerksam, welches der deutschen Litteratur zur wahren Zierde gereicht, welches die Wissenschaft fördert, obwohl es wesentlich dem Gebrauche der Laien bestimmt ist. Die Zoologie ist heuzutage ein schwieriges Thema wenn sie den Forderungen der strengsten wissenschaftlichen Kritik entsprechen und doch für den Laien genießbar sein soll; diese Aufgabe zu lösen hat der Verfasser nicht nur erstrebt, sondern es ist ihm auch vollständig gelungen zu erreichen, was kaum irgend einem andern deutschen Zoologen zu erreichen möglich gewesen sein möchte.

Das Buch wird drei Bände umfassen, von denen der jetzt erschienene erste Band die Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands enthält, der zweite, unter der Presse befindliche, die Vögel, und der dritte die Fische und Reptilien Deutschlands enthalten wird. Das Buch bildet demnach eine vollständige Fauna der Wirbelthiere Mitteleuropas, eine Naturgeschichte der Thierwelt (mit Ausschluß der wirbellosen Thiere, Insecten 2c.) des deutschen Vaterlandes, für Gelehrte und Ungelehrte, wie es bislang in ähnlicher Schärfe der Beobachtung und Darstellung noch keine gab. Es wird sicherlich von Gelehrten und Liebhabern der Wissenschaft sehr günstig aufgenommen werden, aber es dürfte einen viel weiteren Kreis von Käufern gewinnen, wenn es unter den Freunden der Naturgeschichte in Stadt und Land bekannt wird. Das Publicum des Buches ist, außer den Fachgelehrten, das der Gebildeten im Allgemeinen, für die es ein wahres und vortreffliches Hausbuch für viele, viele Jahre werden und bleiben wird. Den Preis haben wir so billig gestellt, als er sich bei der schönen Ausstattung irgend stellen lassen wollte.

Aufruf für die Brandverunglückten zu Trarbach und Traben an der Mosel

Von jeher vereinigten die deutschen Frauen mit häuslichen Tugenden und gründlicher Geistesbildung den Ruhm, fertige Handarbeiterinnen zu sein. Der unterzeichnete Verein richtet die Bitte an sie, Erzeugnisse ihrer kunstfertigen Hände einzusenden, für eine Lotterie zum Besten des ganz niedergebrannten Trarbachs, dessen Bewohner zum Theil obdachlos zwischen den Trümmern ihrer Häuser umherirren, zum Theil in dem gegenüberliegenden Traben Obdach fanden. Plötzlich brach auch in diesem Orte Feuer aus, welches Aufnehmende wie Aufgenommene in erhöhtes Unglück stürzte. Deßhalb wurde beschlossen, den Ertrag derselben den beiderseitigen Brandverunglückten zufließen zu lassen. Das ist es ja, was dem Unglück die Schärfe des Stachels nimmt und die Hand des Vaters darin erkennen läßt, daß die Herzen der Menschen sich nähern und das Band der Liebe fester zwischen ihnen wird.

Handarbeiten, Malereien, Haararbeiten, Galanteriewaaren u. dgl., alles wird dankbar angenommen, sei es groß oder klein, in der Hoffnung, daß der Segen auf jeder Gabe ruhen werde, da sie aus gutem, zur Hülfe bereitem Herzen gesendet wird. Ihre Majestät die Königin, unsere hohe Landesmutter, sandte schon gnädig ein Oelgemälde, 2 Vasen und 2 ausgezeichnete größere Handarbeiten. Ihre Königliche Hoheit, die Frau Prinzessin von Preußen, sagte huldvoll ihre Hülfe zu und wo so hochverehrte Namen an der Spitze stehen, wird die Nachfolge nicht fehlen, wozu der Herr seinen Segen geben wolle!

Die Zeit für die Ablieferung der Gaben ist auf den 1. December d. J. festgesetzt und die Zeit der Verloosung wird noch öffentlich näher angegeben; zugleich bittet man um baldige Bestellung von Loosen, deren Preis auf 5 Sgr. festgesetzt ist.

Trarbach und Traben, den 23. August 1857.

Der Frauenverein für Trarbach und Traben.

(gez. Meta Pfender.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 40. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [3. October.

Inhalt.

Jeremias Gotthelf, sein Leben und seine Schriften.*

— Albert Bitzius ist bekanntlich der persönliche Name des schweizerischen Mannes, dessen Schriften — kraftvolle Copien der Wirklichkeit ohne künstlerische Läuterung — so vielfach die deutsche Lesewelt erfüllt und beschäftigt. Manches in den Schilderungen dieser Naturkraft starrt uns so elementarisch an wie etwa der Stier von Uri. Aber Jeremias Gotthelf ist nicht der Einzige, dessen Schöpfungen wie Naturereignisse aufzufassen sind, und es muß im Litteraturstaate Deutschland etwas sehr „faul" gewesen sein, daß der Durchbruch der Naturburschen ein so hinreißend wirkungsvoller geworden. Neue Stoffe, neues Leben, ganz unbekannte Seiten aus einer dem Salonmenschen verschlossenen Menschenwelt wurden blosgelegt und das Volk drängte sich aus dem Hintergrunde, wo es ehedem als Chor gewirkt, als Hauptperson an die Lampen. Jeremias nannte sich der Johannes des neuen Evangeliums, denn er ist ein Klagender, ein Gedrückter, ein mühselig Ringender, ein über das Böse dieser Welt Trauernder und Zürnender. Aber Gotthelf ist der Geschlechtsname dazu, denn mit Gottes Hülfe legte er Hand an, um, ein Arnold von Winkelried, die geschlossene Mauer der geharnischten Vorurtheile niederzuwerfen. Daß in ihm selbst ein gut Theil Vorurtheile stecken blieb, macht das Pathologische in Gotthelfs Schriften aus. Sie bedürfen kaum einer kritischen Sichtung und Sonde, sie wollen als ethische und ethnographisch denkwürdige Erzeugnisse angesehen sein. Ein von Dr. C. Manuel verfaßtes Buch: „Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben und seine Schriften," (mit Gotthelfs Stahlstich und Facsimile, Berlin bei Springer) giebt uns Anlaß, alle jene Schauplätze des Mannes aufzusuchen, wo derselbe auf der Kanzel, auf seinen apostolischen Rundgängen von Haus zu Haus und von der Schulstube zum Viehstall, mit Wort und That gewirkt, und wo Wort und Einzelthat nicht ausreichen wollten, zur Feder gegriffen. Er vergriff sich freilich mitunter, nahm die Heugabel statt der Feder, schrieb aber mit dem Zweizack wie etwa Neptun mit seinem Dreizack, wäre er Novellist gewesen, geschrieben haben würde. Hier und da, wie in der „Käserei in der Vehfreude", liegt nicht blos das Metier, sondern auch die Schmiere, die es mitsichbringt, gar zu trivial am Tage.

Die Familie des Trefflichen ist ein altes Berner Geschlecht, ihr Name ursprünglich ein Taufname: Sulpicius, dessen Abkürzung „Bitzius", auch wohl „Bitzi" (wie Xandi für Alexander) schon in früheren Jahrhunderten geläufig ward. Ein Ulrich Bitzius war Vogt zu Brandis, dem einst so stolzen, jetzt auch in seinen Trümmern verschwundenen Schlosse beim Dorfe Lützelflüh, welches wir in Gotthelfs „Ritter von Brandis" und in der „Wassernoth" kennen lernen. Von diesem Ulrich stammt Albert Bitzius im sechsten Grade ab. Alberts Vater war Pfarrer zu Murten, und dort, in der Nähe jenes Schlachtfeldes, wo die Gebeine der Gefährten des verwegenen Karl von Burgund modern, erblickte der Knabe Albert den 4. October 1797 das Licht der Welt. Auf diesem Boden erwuchs der Pfarrerssohn bis zum 7. Jahre, wo der Vater nach dem Dorfe Utzenstorf, fünf Meilen von Bern, versetzt wurde. Dies fruchtbare Ackerland mit saftigen Wiesen und behaglichem Reichthum ist oft genug der Schauplatz für Gotthelfs Erzählungen; das stolze und gesegnete Bernerdorf in diesem Canton der „freiherrlichen Bauersame" ist der Typus seiner agricolen Schilderungen. Der Knabe ward umsomehr in alle ländliche Hantierung eingeweiht, als er wie sein Vater, auf Ackerbesitz angewiesen, vielfach Hand anlegen mußte. Auerbachs Schwaben sind nur halbe Schwaben gegen Gotthelfs Schweizer, die mit Haut und Haaren ganze Schweizer sind. Auerbachs Schwaben, ob sie schon wie Antäus den Boden nicht verlassen dürfen, haben trotz ihrer geschlossenen halsstarrigen Kraft doch Aufgaben für die Menschheit; der Spinocismus ihres Autors drängt sie dazu. In Gotthelfs Erzählungen ist die Welt vollständig mit Brettern vernagelt. Allein was wir hier „Bretter" nennen sind Gebirgswände, wie sie in der Schweiz nicht blos die Natur, sondern auch die Sinnesart der Menschen sich aufgeschichtet.

Im 15. Altersjahre bezog Albert die Schule zu Bern und wurde 1814 Student; sechs Jahre später erhielt er als Candidat der Theologie die Einweihung und wurde Vicar in der Pfarre seines Vaters, ging jedoch 1821 nach Göttingen, um seine Studien zu erweitern und zu vervollständigen. Göttingen zählte damals 40 Schweizer unter seinen 1200 Studirenden und ist auch heute noch die von der Schweiz bevorzugte deutsche Hochschule. Bitzius hörte Plank in der Kirchengeschichte, Heeren in der Geschichte, Bouterweck in der Aesthetik; Walter Scott begann die Lieblingslectüre der deutschen Welt zu werden. Nach einem Ausfluge durch Preußen und Sachsen kehrte Bitzius in seine Heimath zurück, die er seitdem nicht wieder verließ. Das Vicariat auf der Pfarre seines Vaters, das er bis 1824 versah, gab ihm die erste Gelegenheit, seinen ganz auf praktisches Wirken gerichteten Sinn zu bethätigen. Er war nicht blos Kanzelredner, er half auch dem Schulmeister in seinem Amt, war Seelsorger in den Familien, half überall mit Rath und That. Daher seine Menschenkenntniß; seine pädagogischen Erfahrungen gab er in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters." Herzogenbuchsee war das nächste Kirchdorf, dem er fünf Jahre lang angehörte. Nachdem er auch in der Stadt Bern vicariirt hatte, wurde er Pfarrer im Dorfe Lützelflüh, fünf Meilen von Bern entfernt, wo er den 22. October 1854 mitten in seinem Berufe und im Schooße seiner Familie starb.

Das Bernische Emmenthal ist der hauptsächlichste Schauplatz seiner Erzählungen. Dort findet man die Welt die er schildert, jene „freiherrlichen Bauern" mit der „altadeligen Ehrbarkeit," die sich lieber todtschlagen als die Enge ihrer bergumschanzten Begriffe erweitern lassen. Was dem Emmenthal, schreibt Gotthelfs Biograph, seinen Charakter giebt, sind die zahmen nur selten von Felspartieen unterbrochenen konischen Hügel der Hauptthäler mit einer Menge kleinerer Seitenthäler, der Reichthum der Vegetation und des Wassers, die sich immer weiter nach den Höhen ziehende Cultur des Landes, daher die vielen Berg-Heimathgüter mit immer neuen Aussichten, der ganz germanische oder alemannische Charakter der zerstreuten Bauernhöfe, von denen die größern mit dem Complex ihrer Gehöfte wie kleine Ortschaften aussehen, endlich der thätige aber mehr ernste und innerliche Charakter der Bewohner dieser Landschaft, deren stattliche Dörfer von regem Fleiß und glücklichem Wohlstand zeugen, sowie die schmucken Häuser mit den geordneten zierlichen Gärten jenen ächt germanischen Sinn für Nettigkeit, Reinlichkeit, häusliche Ordnung beurkunden. Einen eigenen aristokratischen Anstrich geben den größeren und bedeutenderen Emmenthalerdörfern ihre Schächen, d. h. eine Art Vorstädte, vom ärmern Volke bewohnt, oft nach verschiedenen Seiten hin das Dorf verlängernd, dessen Kern mit den reichen Wohnungen wie eine kleine City in der Mitte liegt. (Schächen bedeuten eigentlich die Thalsohlen, die Ufer eines Flusses im weiteren Sinn, bei der Emme gewöhnlich mit Wald und Gestrüpp bedeckt, auf denen die kleinen Häuschen der Armen liegen, die sich gleichsam den Augen der Menschen mit ihrem Elend entziehen.) Daher die Benennungen: Schächler und Dörfler, die in den Gemeindeangelegenheiten oft eine Rolle spielen, da sie verschiedenartige Interessen bezeichnen. Reisende, die auch England gut kannten, haben in dieser eigenthümlichen Physiognomie mancher Emmenthalischen Dörfer Aehnlichkeit mit derjenigen in einigen englischen Grafschaften finden wollen. Das Dorf Lützelflüh liegt im eigentlichen Emmenthal, auf den Höhen des rechten Flußufers, etwa anderthalb Stunden oberhalb Burgdorfs und ist eines der größern des Emmenthals. Gegen Nord und Ost ist es von grünen Hügeln umgeben, die schöne Buchenwälder bekränzen. Auf einem derselben stand das herrschaftliche Schloß Brandis, welches im Jahre 1798 bei der französischen Invasion von den Bauern zerstört wurde. Tief unten fließt die Emme, über welche die große Luzern-Bernstraße auf altersgrauer Brücke führt. Das Dorf breitet sich oben parallel mit dem Flusse aus. Stromaufwärts erblickt man, über die weitern oberemmenthalischen Höhen wegsehend, ein Paar Gletscherfirnen des Oberlandes, während dem stromabwärts gerichteten Blick zwischen den anmuthigen Haslebergen und den Hügeln des rechten Ufers ein Stück von „Jura's blauer Wand" begegnet. Die Pfarrgemeinde Lützelflüh ist weit ausgedehnt, so daß sie an nicht weniger als dreizehn andere Kirchengemeinden grenzt. Sie zählt etwa 3,600 Einwohner und so viele auswärts wohnende Bürger, daß einmal in einem Jahr 136 Taufen von Kindern solcher Absentees eingeschrieben wurden. Diese vielen auswärts wohnenden machen auch hier, wie überall im Emmenthal, eine starke Correspondenz nöthig, und die Pfarrgeschäfte sind bedeutend. Auch kann sich der Pfarrer von Lützelflüh bei der sonderbaren geographischen Lage des Sprengels, dessen einzelne Ortschaften sehr weit auseinanderliegen und durch die mannichfachsten Einschnitte anderer Gemeinden getrennt sind, hinreichende Bewegung machen, um an die verschiedenen Peripheriepunkte zu gelangen.

Im Jahre 1836, in seinem 41. Lebensjahre, trat Bitzius zuerst als Schriftsteller auf, mit seinem „Bauernspiegel". Dies erste Buch ist das Urbild und Vorbild, das Programm seiner ganzen litterarischen Thätigkeit. Seine spätern Schriften sind gleichsam schon in nuce im Bauernspiegel enthalten, dessen einzelne Capitel später zu selbständigen Büchern erwuchsen. So führen z. B. die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" das, was uns Jeremias Gotthelf im Bauernspiegel über das Schulwesen erzählt, in einem eigenen großen Gemälde aus; die „Armennoth" illustrirt das Capitel von der Verbindung armer Kinder, von den „Güterbuben" und den Mißbräuchen im Armenerziehungswesen überhaupt. Die beiden „Uli" sind ein Commentar zum Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten wie es schon im Bauernspiegel in lebhaften Zügen skizzirt ist. „Anne Bäbi Jowäger" erläutert die Capitel über Pfuscherei in der Medicin und in der Seelsorge. Der „Geltstag" führt den Unfug des Wirthshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere, davon berührte Verhältnisse aus. „Geld und Geist" zeigen die patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der „Schuldenbauer" gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühvolle und vergebliche Ringen des ärmeren ehrlichen Landbesitzers. Die „Käserei in der Vehfreude" läßt uns einen Blick in die genossenschaftlichen

und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im „Zeitgeist und Bernergeist“ sehen wir den Conflict der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stillleben der Familie. In „Käthi“ endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armuth im täglichen Kampf mit Noth und Bedrängniß, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem, bald in jenem Stück.

Im Jahre 1837 wurde das Emmenthal, besonders das obere, von jenem furchtbaren Gewitter heimgesucht, welches uns Bitzius in seiner „Wassernoth im Emmenthal“ mit der ergreifenden Naturwahrheit und zugleich mit einer Macht und einem Reichthum der Phantasie geschildert hat, die einem deutschen Gelehrten, der als großer Physiker einer der competentesten Urtheiler war, den Ausruf entlockt haben sollen: so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden! Von dieser Seite, als Beschreibung und Darstellung eines großen Naturereignisses, ist das kleine Büchlein, „die Wassernoth“, eines der merkwürdigsten Producte des Verfassers. Man kann es, sagt Dr. Manuel, nicht ohne Schauern lesen, und alle diejenigen, welche gleich nach dem Ereigniß die Hauptschauplätze der Verwüstung besucht (und deren waren Tausende), müssen über die Präcision in der Schilderung, über die locale Wahrheit erstaunen, die in Bitzius' Erzählung bis in's kleinste Detail vorwaltet. Das Büchlein hat aber noch andere bemerkenswerthe Seiten. Bitzius machte bei dieser Gelegenheit, da er auch zu den Rathenden und Helfenden gehörte, da auch die Uferbewohner seiner Gemeinde Schaden litten und er überhaupt Vieles persönlich sah oder sonst in Erfahrung brachte, was dabei vorging, Erfahrungen von mancherlei Art, aber auch sehr betrübende. Er sah die Selbstsucht, den unerhörten Eigennutz und die Herzlosigkeit der Menschen, die das Unglück Anderer ausbeuteten, eine Art Standrecht geltend machten oder habgierig bei kleinem Schaden sich an die Steuern drängten, welche vor allem dem großen Schaden, der tiefen Noth der Aermeren galten. Diese Erfahrungen wollte er nach seiner Weise, damit aus der Wahrheit Besserung komme, der Welt nicht vorenthalten. Er legte sie in seinem Büchlein nieder, und „die Wassernoth“ enthält in dieser Beziehung einen Schatz von Menschenkenntniß zur Belehrung und Rüge. Zugleich aber weht in der kleinen Schrift jener religiöse Sinn, welcher die großen Naturereignisse als providentielle Schickungen deutet, die den Menschen ernst und bescheiden machen sollen, ohne deshalb seine Kraft zu lähmen und ihn zum müßigen Fatalisten zu machen. Es wird, wie das Vorwort erinnert, jene Gottesfurcht gepredigt und an dem Ereigniß gleichsam entzündet, für welche „die ganze Natur eine Gleichnißrede ist, die der Christ zu deuten habe“, eine ungeschriebene Offenbarung, die täglich zu uns spreche „in Sonnenschein und Sturm“, und wenn wir auf sie merken, nicht minder zu Gott führe als das geschriebene Wort, die im Sichtbaren das Unsichtbare enthalte und auch im Gewohnten und Alltäglichen ein Höheres und Bedeutenderes erscheinen lasse. „Das Ereigniß,“ setzt Bitzius bescheiden hinzu, war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtniß geschrieben den Bewohnern des Emmenthals.“

Das Buch „Uli“ hat am meisten Eingang in Deutschland gefunden. „Uli der Knecht“ erschien 1841 und erhielt in „Uli dem Pächter“ seine Fortsetzung. Bitzius hätte sein Buch auch überschreiben können: „der Bernische Bauernhof“. Er wollte das Verhältniß zwischen Meister und Dienstboten, Grundbesitzer und Lohnarbeiter beleuchten und Licht und Schatten dieses Verhältnisses zeigen. Das Buch hat daher diese Doppelseite und Doppelrichtung stets im Auge. Meister und Knecht sollen in demselben die vernünftigen Grundsätze finden, durch welche sie einzig als Theile eines Ganzen wirken, und die gegenseitige Wohlfahrt erstreben und fördern können. Bitzius schreibt einem Freund darüber: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eigenes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen.“ — „Uli“ war ein fruchtbares Thema zu einer Zeit der Bewegung, die ganz besonders diese Verhältnisse aufrüttelte, hier Neid und Trotz, dort Hochmuth und Härte erzeugte und begünstigte, und der Gegenstand war höchst zeitgemäß in einem vorzugsweise agricolen Land, wo zwischen herrschenden und dienenden Elementen, zwischen Grundbesitz und Tagelöhnerthum, Grundcapital und Arbeit, die Kluft sich erweiterte und Reibung überall zu Tage trat. Uli wird aus einem faulen liederlichen Knecht ein fleißiger und arbeitsamer, er lernt aus einem gedankenlosen und rohen Zustande, dem nur die Spanne der nächsten Gegenwart etwas gilt, sich herausarbeiten zur Hoffnung auf die Zukunft, zum Glauben an sich selbst und an die Möglichkeit besserer Zustände und glücklicherer Tage. Ein langsamer Entwickelungsgang und Widerwärtigkeiten aller Art führen ihn bis zu diesem Punkt. Ein vortrefflicher Meister, der Bodenbauer Johannes, wird das erste Werkzeug seiner Umkehr, und bleibt von da an der uneigennützige Leiter und Rather seines schwankenden und unsichern Geistes. Die Operation geht langsam, aber sicher vor sich. Bitzius erspart seinem Helden nichts. Er läßt ihn scharf arbeiten und der Leser empfindet es oft mit Uli, als ob dessen Kämpfe und Anstrengungen am Ende vergeblich sein dürften. Doch „Treue siegt“; Uli arbeitet sich zu höhern Stufen empor, die zu erreichen ihm früher für Unmöglichkeit geschienen. Er ringt sich aus dem geringeren Dienstverhältniß eines Knechtes zum freieren und selbständigeren eines Pächters empor, bis seine Ausdauer, sein unverdroßner Muth und treues Streben durch die Liebe eines vortrefflichen Mädchens belohnt werden, an dessen Hand seinem Leben eine schönere und freiere Zukunft aufgeht. Das Buch hat darum einen ungemeinen sittlichen Werth, weil Bitzius in demselben wie ein Schulmeister, seinem obersten Grundsatz getreu, daß die Vorsehung unsere Kräfte erst dann steigere und vermehre, wenn wir sie zu benutzen verstehen und in eigener Bestrebung nicht lässig sind, sehr mäßig im Lohnen der Anstrengungen und Mühen des Uli verfährt. Ein vertrauter Freund von Bitzius, selbst ein Landmann und trefflicher Meister in der Art des Bodenbauers, machte ihm die

Bemerkung, er lasse seinen Uli hart schaffen und eine strenge Schule durchmachen, ehe er ihn auf einen grünen Zweig bringe. Bitzius erwiderte, dies sei allerdings richtig und er gehe absichtlich einen andern Weg als viele Schriftsteller. Er könne die „Wunschhütlein" nicht leiden, durch welche dieselben ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Er halte diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge mache. Sein Zweck sei überall, die eigene Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. — Uli's Charakter war auch zu diesem Zweck vorzüglich gut gewählt. Hätte Bitzius aus Uli einen genialen Knecht gemacht, der mit sicherem Urtheil und Energie begabt, eben so schnell aus dem Sumpfe gestiegen wäre, als er in denselben hineingerathen, so wäre aus einem solchen Lebensgange einer begünstigten Natur die große Lehre nicht zu schöpfen gewesen, daß Arbeit mit Treue im Beruf und schlichtem Gottvertrauen verbunden im Stande seien, sich ein zufriedenes und glückliches Loos zu schaffen, auch bei sehr mittelmäßigen Anlagen und einem bescheidenen Maß von Geisteseigenschaften, an welche so oft irriger Weise, als durch sie bedingt, des Lebens höchstes Gut geknüpft wird. Uli ist ein Alltagscharakter von sehr unsicherem Urtheil, und von einer Bornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue unsere Achtung, und wir müssen gestehen, daß Uli's Weg, wenn auch ziemlich sauer, noch Manchem offen steht, der ihn blos aus Trägheit versäumt, und daß dieses Buch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist, indem es Vielen, sehr Vielen durch Thatsachen, die wir täglich selbst wahrnehmen können, den natürlichen Weg zeigt, sich aus mühvollen, dienenden Zuständen zu etwas Besserem und Erfreulicherem im Leben aufzuschwingen.

Ein Product ganz eigener Art, völlig verschieden von allen bisherigen Erzeugnissen von Bitzius, war das kleine Büchlein: „Ein Sylvestertraum" erschienen ein Jahr nach „Uli dem Knecht". Wir möchten dies seltsame Büchlein, wie auch sein Titel es zugibt, eine Vision, eine Phantasie in Jean Paul's Manier nennen, etwa in der Art von des Letztern „Neujahrsnacht eines Unglücklichen". Bitzius versuchte sich hier in einem höhern, elegischen Styl, und seine Phantasie wagte den Flug in ein geheimnißvolles Gebiet. Er schrieb aus einer besondern Stimmung und für besondere, verwandte Stimmungen. Der Ton ist, wie gesagt, ganz lyrisch elegisch. Das Scheiden eines Jahres, so wie der Abschied jedes einzelnen Tages, das Untergehen der Sonne, wecken diese Stimmungen in uns durch die nahe liegende Erinnerung an den vergangenen Zeitraum, an das was er nahm und brachte. Wenn uns dann, wie der deutsche Dichter schön sagt, „was verschwand, zu Wirklichkeiten wird, und ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem stillen ernsten Geisterreich uns ergreift," so fühlen wir uns namentlich jenen Abgeschiedenen näher, die uns einst angehört haben und unter uns wandelten, und wir glauben an einen geistigen Verkehr mit ihnen. Solchen Gefühlen entsprang der Sylvestertraum. Seine Färbung ist daher eine wehmüthige und trauernde. Bitzius schreibt darüber seinem Universitätsfreunde Maurer v. Constant, „die Wehmuth, das tiefe Leid über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben, liege dem Sylvestertraum zu Grunde." Dann sagt er: „Das Bild der Landschaft, den Abend, habe ich wirklich eingesogen am Sylvesterabend 1827, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde, die meisten Bilder sind dem Leben entnommen, der Meisten Schmerz litt ich mit, und eine eigene Wehmuth, die oft gerade im Frühling über mich kommt, giebt das Ganze."

Mit seinen „Bildern und Sagen" (in 6 Bdchn.) betrat Bitzius das Gebiet der historischen Erzählung und der Volkssage. „Der Knabe des Tell" ist eine Geschichte für die Jugend. „Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein" zeigt uns Bitzius als Patrioten in Angelegenheiten des Tages. Auch „Käthi die Großmutter" wurde durch Bewegungen der Zeit hervorgerufen; in Folge eines Briefwechsels mit einem französischen Geistlichen über den Socialismus. Käthi ist das Bild rechtschaffener, neidloser und thätiger Armuth; ihr Sohn Johannes der Vertreter des selbstsüchtig neidischen Proletariats, das anspruchsvoll Communismus fordert. Bitzius entwirft ein Gemälde der in sich beglückten, weil harmlos tapfern Armuth. „Zeitgeist und Bernergeist" ist eine politische Parteischrift. Bitzius eifert gegen den Radicalismus „der Land und Volk verwüste, alle christlichen Elemente zersetze;" er nennt ihn die Schlange und die Landplage Europa's. Freilich setzt er ihm blos den Cantönligeist entgegen, der sich in sich selbst verkriecht und versteift. Hören wir, was sein Lobredner in der Biographie über Bitzius als politischen Tendenzschriftsteller sagt:

„Bitzius kann allerdings als Tendenzschriftsteller gelten, in dem Sinne wie die besten neuen und alten Schriftsteller es sind. Wenn ihm aber von Seite politischer Gegner, wenn namentlich einzelnen seiner Schriften, die, wie der „Zeitgeist," in der Periode des heftigsten Parteizwistes in seinem Canton geschrieben worden, allzugroße Heftigkeit der Polemik, zu große Zügellosigkeit und Schärfe des Styls und ein zu schroffer Parteistandpunkt vorgeworfen wurde, so konnte er mit gutem Fug und Recht auf solche Beschuldigung antworten: „Wer mag die Gracchen hören, wenn sie über Aufruhr klagen!" Fassen wir den politischen Charakter von Bitzius in seine Hauptzüge zusammen, so finden wir ihn vorerst ächt national schweizerisch und innerhalb dieser schweizerischen Gesinnung auch von ächt Bernischem Schrot und Korn. Wie er am schweizerischen Nationalgeist und Leben fest hielt, so war er auch durch und durch Republikaner. „Wir wollen keinen König," ruft er im „Wort eines Schweizers an die Schützenvereine" aus, „im Schatten einer königlichen Krone würden schweizerische Kräfte verwelken und sterben, aber eines Moses bedürfen wir allerdings, der die Seele aus dem Volke schlägt, die Quelle aus des Schweizers Brust. Einer Krone bedürfen wir, aber vom Volke selbst muß sie geflochten sein, in deren Schatten die sprudelnden Quellen lebendig bleiben, nicht versiegen, nicht zerfließen, sich sammeln zum gewaltigen Strom, der Leben hat und wiederum Leben spendet, der des Landes Mark ist." Da

Bitzius einen strengen Begriff vom Regieren hat, so setzt er Könige und Fürsten mit Volksregenten stets auf Eine Linie und fordert von Allen strenge Erfüllung ihrer Pflicht, gewissenhafte Arbeit in ihrem Beruf, der, je höher er sei, desto mehr auferlege. „Es sei ein Fluch der Könige, sagt er bedeutsam in „der Gründung Burgdorf's," daß die Schatten ihres eigenen Lebens sich ins Völkerleben hinein erstrecken, daß sündiger Könige oder Volksführer sündlich Leben zum Zeugniß werde gegen das Königthum überhaupt, als ob bei demselben nicht bestehen könne des Volkes Heil und Wohlfahrt." Ferner: „Je mehr ein König sich erlaubt glaube, weil Niemand angehe, was er treibe, desto leichter werden die Wurzeln des Thrones angefressen, da das alte Testament und die neue Geschichte lehrten, daß schlechte Bauern ihre Kinder um die Höfe bringen, und schlechte Könige die Kinder um ihre Throne." — Und trefflich kennzeichnet er wiederum den wahren Herrschercharakter mit den Worten: „Der ist ein Herr der Menschen, der diese höhern Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger sicherer Hand sie meisternd, in Thaten zu verwandeln weiß;" wie Joh. v. Müller aussprach, daß das Herz des Volkes in den Händen großer Männer sei.

Auf die Schwierigkeiten des Herrscherberufes deutend, sagt Gotthelf scherzhaft: „Bekanntlich sind überall die Kronprinzen besser daran als die Könige." Freimüthigkeit gilt ihm als erste politische Tugend und dieselbe zeichnet auch seine Schriften in hohem Grade aus. Im Vorwort zur zweiten Auflage des Schulmeisters bittet er, nie zu vergessen, daß er ein Republikaner sei, in Freiheit geboren und mit Leib und Seele ihr zugethan. Das Volk sei seine Majestät. „Majestäten, fügt er bei, heißen sie nun so oder anders, die Wahrheit zu sagen galt zu jeder Zeit als ehrenwerth und war nie ungefährlich. Schmeichelei ist allemal schlecht, gelte es, wem es wolle." Und im Vorwort zu Uli dem Pächter sagt er, „man werde ihm nie ein gedankenloses oder feiles Segeln mit herrschenden Winden nachweisen können." Humoristisch sagt er in einem Brief an seinen Freund Maurer v. Constant in München, das Volk sei ihm lieb, aber es trage zu Zeiten eine so häßliche Fratze, der er für alles in der Welt nicht: „Schatz!" sagen möchte, und sein Hoftrompeter möchte er nie sein.

Wenn Bitzius seiner Majestät, dem Volke, stets keck und unerschrocken die Wahrheit sagen darf, so fühlt er die innere Berechtigung hiezu in der Reinheit seines Willens und der Unbestochenheit seines Urtheils. Er ist sich bewußt, stets das Allgemeine, das Wohl der Gesellschaft im Auge zu haben und keine Vorliebe für irgend einen Stand, irgend eine Gesellschaftsgruppe zu hegen, so wenig als er gegen irgend einen Theil des Volkes verbittert war. Dieses Gefühl, von allen Nebenabsichten und Sonderzwecken frei zu sein, giebt ihm den Muth, Allen, dem Reichen wie dem Armen, dem Vornehmen und dem Geringen, dem Knecht wie dem Meister, dem Regierenden wie den Regierten seine Meinung herauszusagen, wo er ihre Handlungsweise zu rügen oder ihnen ihr Unrecht vorzuhalten hat. Diese Reinheit und Unabhängigkeit seines politischen Charakters giebt seinen Urtheilen erst den vollen Werth und ist um so rühmlicher, als seine Stellung als geistlicher Beamter sowie seine äußere Lage diesem Geist der Unabhängigkeit und Freiheit von ängstlichen Rücksichten wenig förderlich erschienen. Doch blieb Bitzius sich stets gleich. Er wurde nie zum Parteigänger, er verfocht seine Principien für sich, ohne einer Partei dadurch gefällig werden zu wollen oder dabei etwas für sich selbst zu suchen, woran er in seiner bescheidenen bürgerlichen Stellung nie dachte. Er schrieb daher nie für diesen oder jenen Stand, noch weniger für einzelne Personen, und wir finden in allen seinen zahlreichen Schriften keine einzige Stelle, in welcher er irgend einem Führer oder hervorragenden Mann derjenigen politischen Partei, zu welcher er sich zählte, Lob gespendet oder besondere Aufmerksamkeit und Gunst erwiesen hätte, wie er ebenfalls gegen keine Personen schrieb, wenn ihm auch oft diese oder jene Persönlichkeit als Typus einer gewissen Gesinnungs- oder Handlungsweise dienen mußte. Bitzius war hierin ganz Puritaner. Er mochte das Rühmen überhaupt nicht leiden, hielt dafür, die Leute möchten's nicht vertragen und würden durch Weihrauch nur corrumpirt, und pflegte in seiner derben Ausdrucksweise zu sagen, wenn Einer nöthig habe gerühmt zu werden und das Lob ihm Bedürfniß werde, so sei er schon auf dem Punkt eine „Dreckseele" zu werden. Wir sehen in seinen Schriften, daß er sich nicht viel aus politischen und anderen Größen macht, und er hatte nach Zeit und Umgebung, in welcher er lebte, auch wenig Gelegenheit, große Charaktere zu bewundern und an wahrhaft edlen Naturen hinaufzusehen. Er fand Alles um sich herum in engern und weitern Kreisen ganz alltäglich und von gewöhnlichem Schnitt, und da ihm Charakter mehr galt als Talent und er von Natur nicht leicht zum Bewundern hingerissen wurde, so geht durch seine Schriften eine Art puritanischer Gleichgültigkeit gegen Berühmtheiten und Götzen des Tages, welche Gleichgültigkeit oder Geringschätzung durch die plötzlichen Wechselfälle, die er an Personen und Institutionen erlebte, nur verstärkt werden mußte. Er haßte allen Schein und sein scharfer Blick ließ sich von nichts Aeußerlichem und Leerem imponiren, sondern drang sogleich durch die Umhüllung in das Innere. Sein Ideal von Größe ging, wie es einem so ernsten Sinn natürlich war, auf Tiefe und Festigkeit des Charakters, auf den Kern des Menschen. So zeichnet er in „Geld und Geist", den Mann seiner Vorliebe, den wahrhaft königlichen Mann, wie ihn Plato nennen würde, mit folgenden classischen Worten: „Wer in allen genannten Lagen der gleiche bleibt, die gleiche Ruhe, das gleiche Selbstbewußtsein bewahrt, das Herz am gleichen Flecke behält, den Kopf auf gleiche Weise, gleich hoch und doch gleich einfach trägt, den hielte ich für den besten Mann. Der wäre wohl zu groß für des bayerschen Königs Walhalla. Der gute König wüßte nicht, in was für einen Sprachknäuel er ihn einwickeln, auf was für einen unghürigen Satz er ihn abstellen sollte."

„Mit solcher Gesinnung war Bitzius wohl ein Demokrat im besten Sinne des Wortes zu nennen, im Sinne eines Franklin, der ganz wie Bitzius seinem Volke Religiösität, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Genügsamkeit predigte und diese bürgerlichen Tugenden als unerläßliche Bedingungen für die Dauer

demokratischer Ordnungen aufstellte. Bitzius sagte seinen Mitbürgern, wie der große Americaner, nicht was ihnen angenehm zu hören war und sie berauschte, sondern was ihnen nützte, und wenn längst aller ohnehin mehr und mehr schwindende Parteihaß über seinem Grabe erloschen sein mag, wird man noch den Mann bewundern, der seinen Zeitgenossen, mitten unter ihnen lebend, mit solcher Kraft, mit solch unumwundener Derbheit den Spiegel vorzuhalten und die Grundsätze ins Gedächtniß zu rufen wagte, die er für die Säulen des bürgerlichen wie des Familienlebens hielt."

Im Lausitzer Gebirge.

Einer der interessantesten Theile der langen Gebirgsmauer, welche mit geringen Unterbrechungen und in dem verschiedensten Grundgestein sich vom Isarkamme an der schlesischen Grenze bis zum Fichtelgebirge in Bayern hinzieht, ist sicherlich das Lausitzer Gebirge, das die Grenzscheide zwischen der Lausitz und dem nordöstlichen Theile Böhmens bildet. Die hervorragendsten Punkte dieses Gebirges lassen sich von Tetschen aus auf einer Fußwanderung in acht bis neun Stunden erreichen und der Weg dahin ist höchst angenehm und unterhaltend. Der freundliche Leser folge uns deshalb vom Marktplatze der Stadt aus durch eine Gasse nach den ärmlicheren Häuschen des Ortes, welche sich gleichsam beschämt hinter die stattlicheren vordern Gebäude verstecken, und zu den schönen Baumalleen der Rumburger Straße. Sie führt in sanften Windungen immer aufwärts, sodaß wir nach und nach bald an Feldern, Wiesen und Dörfern, bald an Waldrändern entlang die ganze Höhe der Gebirge hinter Tetschen ersteigen. Oft bieten sich herrliche Rückblicke nach dem Elbthale, aus welchem an mehreren Stellen der Spiegel des Flusses heraufblitzt, und in welchem uns immer die Häusergruppen von Tetschen mit dem hohen Schlosse, den Kirchen und Gartenterrassen im Gesichte bleiben, bis endlich Wald und vortretende Höhen uns die Aussicht ganz entziehen. Dafür erlangen wir auf dem höchsten Kamme der Berge bei Güntersdorf eine Doppelaussicht, wie sie wohl selten auf einem Punkte gefunden wird. Noch einmal wird uns ein Rückblick, großartig und anziehend, der aber nicht das in der Tiefe versteckte Elbthal, sondern ein weites Gebirgsbild der westlich und südwestlich liegenden Berge umfaßt, die in den verschiedensten Farben und Lufttönen von einander lostreten und in ihrer schönen Zeichnung als die beste Höhenkarte der Gegend übereinander herausragen, und bezeugen, wie hoch wir uns nun selbst befinden. Der Bergformen sind so viele und manchfaltige, daß es schwer wird, einzelne bekannte Punkte herauszufinden und nur die am leichtesten kenntlichen Gestalten des Milleschauer und des Schneeberges uns gewiß sind. Ueberraschender noch ist das Bild, welches sich nach Norden und Osten bietet und nach und nach über den Horizont aufstieg, jemehr uns die Straße ihrem höchsten Uebergangspunkte zuführte. Zunächst zur Linken zeigt sich eine Hochebene mit reicher Abwechselung an Feld und Wald, hier und da mit dem rothen Kirchthurme eines Dorfes, aus welcher der hohe rundliche Rosenberg aufsteigt und einen Theil der östlichen Höhen des Meißner Hochlandes verdeckt, welche sich in dunklem Blau mit der Unterbrechung heller Sandsteinmassen lang hinziehen. Von diesen Höhen aber beginnt in weitem Halbkreise ein hoher vielgestaltiger Gebirgszug nach Südost, welcher eine von Thalsenkungen und Hügeln durchbrochene Landschaft umschließt, die nicht malerischer gedacht werden kann und in deren Mitte das romantische am Fuße eines ruinengekrönten Hügels hingeschmiegte Städtchen Böhmisch-Kamnitz liegt. Die imposante Bergferne darüber, welche ihre verschiedenen Massen und Gestaltungen am bezauberndsten in der Abendsonne darbietet, wo sie in etwas an den ersten Anblick der Alpen erinnert, wird uns gegenüber aus den Höhen des Lausitzer Gebirges gebildet, an welches sich zur Rechten der Isarkamm mit der Tafelfichte und dem großen Rad anschließt, während noch weiter nach Osten über die einzelnen hohen böhmischen Berge hinweg der Alles dominirende Rücken des Riesengebirges sich zeigt. Dieses herrliche Bild wird uns oft durch die Senkungen des Weges entzogen, doch jedesmal, wenn es wieder vor uns aufsteigt, was auf dem Wege bis Kamnitz recht oft geschieht, sind wir von seinem Anblick entzückt.

Als mir vor mehreren Jahren dieser Anblick zum ersten Male wurde, mischte sich durch sonderbares Hinzutreten das Schauerliche zum Romantischen. Hatte sich die beschriebene Landschaft bei erstem Blick in der heiteren Beleuchtung der späten Nachmittagssonne gezeigt, so ward mit jedem neuen Auftauchen derselben die Farbe der Berge glühender, bis sie zuletzt förmlich in Feuer getaucht schienen, indeß die fernsten Höhen in Purpurduft verschwammen und sich über den Mittelgrund tiefblaue Schatten lagerten. Die Landschaft war so zauberisch, daß ich mich fast mit Gewalt losreißen und zum Vorwärtsgehen zwingen mußte, um vor völligem Dunkelwerden noch Kamnitz zu erreichen und daselbst Obdach für die Nacht zu finden. Schon vor Güntersdorf hatte ich ein Mädchen eingeholt, das denselben Weg ging, bald ein Stück zurückblieb, bald mich wieder überholte, wenn ich die Gegend betrachtend stille stand. Obgleich sie baarfuß war und ihre Schuhe in der Hand trug, bezeugte doch ihre saubere ländliche Kleidung, wie ihr hübsches Gesicht und die feinen Hände und Füße, daß sie nicht der niedrigsten Volksclasse angehöre, welche Beobachtung noch durch die Sprache bestätigt wurde, wenn es auch schwer hielt, ihr ein Paar erklärende Worte über besondere Punkte der Aussicht abzugewinnen. Vor Markersdorf, das sich aus einem Thaleinschnitt vor uns zur jenseitigen Höhe hinaufzog, bot sich wieder der kostbare Anblick der Ferne und zwar in der oben angedeuteten glühendsten Färbung. Hier blieb auch das Mädchen stehen, ob sie gleich große Eile zu haben schien. „Das ist doch wunderschön! so oft man es auch sieht," wandte sie sich zu mir und von nun an waren wir die besten Freunde, wobei sie mir die besten Aufschlüsse über die Landschaft gab, soweit sie es vermochte. Jemehr das Licht von den Bergen verschwand, hielt

sie sich dichter zu mir und fragte endlich, ob sie in meiner Gesellschaft bis Kamnitz gehen dürfe; sie sei sehr furchtsam und die Gegend nicht recht geheuer. Auf der Höhe jenseits Markersdorf, wo auf der rechten Seite der Straße der Wald beginnt, liegt ein Wirthshaus. Als wir an dasselbe herankamen, beflügelte meine Begleiterin ihre Schritte noch mehr und raunte mir halblaut die Worte zu: „Schauen Sie einmal das Haus da an und da den Brunnen rechts!" Ich betrachtete mir beides genau und fragte, was damit sei; aber erst nachdem wir das geräumige Gasthaus weit im Rücken hatten und das Städtchen nahe vor uns lag, erhielt ich eine erklärende Antwort. Mit jenem Gasthause, das früher eine frequente Einkehr gehabt, war es seit einiger Zeit nicht recht richtig gewesen; es waren Menschen verschwunden, die man hatte hineingehen sehen, Andere waren bestohlen worden und dergleichen mehr, ohne daß man aus genügenden Verdachtsgründen oder Beweisen hätte polizeilich einschreiten können. Am auffälligsten war das Verschwinden eines Tirolers, den man eines Abends mit einer Geldkatze um den Leib im Wirthshause gesehen. Endlich ward nach einem Diebstahle, den man auf einer Garnbleiche in einer benachbarten sächsischen Gegend verübt hatte und dessen Spuren sich bis hierher verfolgen ließen, im Wirthszimmer eine Sparbüchse entdeckt, die mit entwendet worden war, und man lockte bei der Verhaftung des Wirthes aus einem Kinde das Geständniß heraus, daß vor einer gewissen Zeit ein langer Mann in einer Sammetjacke sich mit dem Vater herumgebalgt habe und von diesem so geschlagen worden sei, daß er todt hingefallen, worauf man ihn in den Brunnen drüben geworfen. Der Brunnen ward untersucht und der noch kenntliche Leichnam des Tirolers herausgezogen. Das Wirthshaus war sonach eine Diebes- und Mörderhöhle gewesen, in der viel Unheimliches geschehen sein mochte. „Jetzt liegt das Haus still und verlassen, denn die ganze Sippschaft ist im Gefängnisse," fügte meine Begleiterin hinzu, welche gleichsam tief Athem holte, als wir die ersten Häuser von Kamnitz erreichten. Schließlich warnte sie mich noch, ja die Nacht über in der Stadt zu bleiben und nicht noch im Dunkeln weiter zu gehen, es seien außerdem noch Anfälle von Reisenden in der Gegend vorgekommen. Sie selbst hatte zwar auch noch eine Stunde bis nach Hause zu gehen, ward aber in der Stadt von Verwandten erwartet. Wie weit die Geschichte von dem Wirthshause eine wahre Thatsache sei, konnte ich nicht ermitteln, da alle Leute, die ich darum befragte, entweder nichts Genaues wußten, oder nicht recht mit der Sprache heraus wollten.

Die hügelige Gegend um Kamnitz verbirgt zwar die höheren fernen Gebirge, besitzt aber recht hübsche landschaftliche Einzelheiten. Romantisch-schön ist der tiefe Thalgrund, der sich östlich von der Stadt nach Hüllemühle zieht. Auf dem zweistündigen Wege nach dem Städtchen Kreibitz zeigen sich an einigen Orten wieder nackte Sandsteinfelsen durch den Wald und bisweilen wird uns eine Aussicht auf die Höhen der sächsischen Schweiz. Kreibitz selbst ist ein kleiner Ort mit ärmlichen Häusern, enthält aber manches Malerische. So rinnt über den unregelmäßigen ansteigenden Marktplatz, dessen alte Häuser mit den Giebeln nach vorn stehen, ein Bach, über den sich inmitten des Platzes eine kleine Steinbrücke wölbt, geziert von zwei großen rohen Steinbildern von Heiligen, auf hohen Postamenten, mit einer alten Linde dahinter, was mit dem dunklen Waldberge im Hintergrunde von der Thüre des einen Gasthauses ein nettes Architekturbild giebt.

Hinter Kreibitz steigt das Plateau immer mehr, das den hier beginnenden Bergen zur Basis dient, eine freiere Umschau nach der Rumburger Gegend gewährend, vorzüglich wo der Weg sich bei dem langgestreckten Dorfe Neu-Kreibitz um einen hohen bewaldeten Kegel zur Rechten wendet und die Landschaft durch einen in der Sonne blitzenden See belebt wird.

Ein wiederum sehr malerischer Punkt ist das am Abhange des Kreuzberges liegende Städtchen Georgenthal mit der über die netten Holzhäuser auf hohem Waldhügel befindlichen Georgscapelle, einem vielbesuchten Wallfahrtsorte, zu dem ein breiter Aufgang mit Heiligenbildern führt. Von hier aus gilt unser erster Besuch der alten verfallenen Veste Tollenstein, welche aus einiger Entfernung über die Dächer des Städtchens hereinschaut. Sie liegt oberhalb der durch ein buschiges Felsenthal führenden Kaiserstraße, auf einem Porphyrkegel, der nach der anderen Seite nur wenig über die angrenzende Berghöhe heraustritt, an welcher die einzelnen Häuser von Innocenzdörfel lagern. Wenn wir durch das südliche Hauptthor die alte Burg betreten, befinden wir uns innerhalb einer Ringmauer von verfallenen Thürmen und Gebäuden, welche westlich auf nacktem Fels ruhen und in einer gewissen Höhe die Spitze des Berges umgürten, auf dem sich die Trümmer des Hauptthurmes erheben. Im Mittelalter gehörte dies mächtige Felsennest, von welchem man weithin die Gegend überblickt, dem Geschlechte der Schleinitz und wurde, nachdem es bereits 1337 von den Zittauern erobert worden war, im Jahre 1475 auf Befehl des Kaisers von den Bürgern Zittaus mit Hülfe von Schlesiern abermals genommen und zerstört. Der Name des Tollensteins war einst so gefürchtet wie der des Schreckensteins; jetzt nisten Vögel in den verfallenen Gemächern und der Wind heult durch das leere hohle Gemäuer.

Die beiden bedeutendsten und hervorragendsten Punkte des Lausitzer Gebirges sind die Lausche und der Oybin. Wenn die höchst romantischen Ruinen des letzteren allein schon eine weite Reise rechtfertigen, so giebt die großartige unbeschränkte Aussicht vom Gipfel der Lausche ein besseres Gesammtbild der interessanten Bergwelt dieses Theiles von Böhmen und Sachsen, als es irgend ein anderer Ort vermöchte. Der etwa zweistündige Weg von Georgenthal nach dieser Bergspitze führt bald durch den Wald, bald über steinige Flächen stark bergauf nach dem Fuße des gewaltigen Kegels, und nach kurzem, aber steilem Aufsteigen durch Buschholz zum höchsten Punkte desselben. Nach der sächsischen Lausitz ist der Abfall des Berges viel bedeutender und gleicht fast dem des Milleschauer nach Wellemin zu. Der untere Theil der 2469 Fuß hohen Lausche, über deren Spitze die sächsisch-böhmische Grenze läuft, besteht aus Sandsteinlagern, aus welchen kuppelartig der Porphyr aufsteigt, mit Basaltgeschieben am Abhange. Als nordwestlicher Endpunkt des Gebirgszuges, der sich durch einige geringere Höhen mit

dem Tieflande verbindet, setzt sich der Hauptkamm in dem fast ebenso hohen Hochwalde fort, um sich weiterhin mit dem Isarkamme zu verbinden.

Da wir beim Ersteigen des Gipfels von böhmischer Seite durch nichts auf die unbeschränkte Aussicht vorbereitet werden, welche sich oben bietet, so überrascht dieselbe umsomehr und fesselt besonders durch die Gegensätze nach den verschiedenen Seiten. Um das wechselvolle Bild der großen Rundschau deutlicher darzustellen, wollen wir dasselbe so gut es geht im Kreise verfolgen.

Im Osten beginnend, erblicken wir uns zunächst die massigen Höhen des Hochwaldes, in der Ferne darüber links die anmuthige Form der Tafelfichte, rechts den langen blauen Rücken des Riesengebirges über mächtigen, hintereinander aufsteigenden, wellenförmigen Bergen, über welche als höchste Spitze der 3000 Fuß hohe Jeschken bei Reichenberg heraustritt. Nach Südosten theilen sich die näheren Massen auseinander, eine liebliche weithinausgehende Landschaft freigebend, aus der freundlich das Städtchen Gabel herausblickt, während über die schöngezeichnete Bergkette am Horizonte als fernster Punkt der Hengstenberg in Mähren sichtbar ist. Sogleich eröffnet aber der Linnenberg den Reigen hoher kulbiger Waldberge im Mittelgrunde, die in prächtigen Formen hinter- und nebeneinander treten, wie der Dolpberg, der Köll bei Nimms, der Calvariberg, der Bürgstein, der Urthelsberg u. a. mit den beiden Pösigen und den drei Münchhainer Bergen in der Ferne.

Ein malerischer Hintergrund mit den duftigen Höhen bei Prag und den Bergen bei Leitmeritz wird durch den in der Nähe hoch aufsteigenden dunkelbewaldeten Gleis bei Haide abgeschnitten, von welchem mehrere übereinander heraustretende Höhenzüge beginnen, über denen sich die blauen Spitzen des Mittelgebirges, des Schneeberges, des Fichtelberges und des Geising zeigen. Die gewaltigste Masse im westlichen Vordergrunde ist der Nesselberg, welcher mit dem dahinterstehenden hochgewölbten Berge bei Kreibitz nach einer Niederung abfällt, in welcher man einen See leuchten und den Flecken Schönlinde liegen sieht, darüber aber die Bergwelt des sächsischen Hochlandes erblickt mit den Elbbergen bei Dresden in duftiger Ferne. Es setzen sich zwar von den Höhen bei Sebnitz die Berge nach Norden und Osten fort, aber gleichsam nur als Begrenzung des Horizontes, eine reizende wellenförmige Fläche einschließend, in welcher tief unten die bedeutendsten Fabrikorte der Gegend, Dörfer von mehr als einstündiger Länge, sich zeigen. Da liegen auf böhmischem Gebiete das gewerbthätige Städtchen Rumburg und die Dörfer Rixdorf und Warnsdorf, mit mehr Einwohnern als manche Mittelstadt, auf der lausitzer Seite aber die bedeutenden Dörfer, welche die verschiedensten Webstoffe, namentlich Leinwand liefern, am langgestrecktesten: Großschönau mit seinen weltberühmten Damastwebereien. Fern von Nordost blickt das neben der hohen Landeskrone gelagerte Görlitz herüber, während uns näher das stattliche Zittau die Rundsicht schließt, indem dicht bei demselben die Linien des Hochwaldes aufsteigen. Frappirend ist der Gegensatz, den die letztere helle freundliche Gegend mit den zahlreichen Ortschaften gegen die Aussicht nach Südwesten bildet, wo eine dunkelbewaldete Bergmasse sich über der anderen aufthürmt, ohne ein Fleckchen des Bodens zwischen sich sehen zu lassen.

Die Restaurationsgebäude auf dem Gipfel der Lausche liegen zu beiden Seiten der mitten darüber gehenden Grenze, was dem Wirthe den großen Vortheil gewährt, die Producte beider Länder seinen Gästen gleich billig vorsetzen zu können, ohne sie nach einer Seite hin zu verzollen. Natürlich fehlen auch hier die Harfenmädchen nicht, die auf jedem bemerkenswerthen Punkte der sächsisch-böhmischen Schweiz anzutreffen sind und von denen das bedeutendste Contingent das benachbarte Rixdorf liefert.

Die Aussicht nach der gewerbthätigen Ecke der Lausitz bleibt uns noch lange im Auge, wenn wir den steilen östlichen Weg nach den einzelnen Häusern von Johnsdorf hinabsteigen. Wo sich hinter diesem Dorfe unser Fußweg durch Heidelbeergestrüpp und Sträucher zur Höhe hinaufwindet, zeigt sich uns rechts zwischen Lausche und Hochwald eine enge tiefe Felsenschlucht, die Nonnenklunsen mit abenteuerlich geformten Sandsteinsäulen, deren sonderbare Bezeichnungen durch verschiedentliche Sagen entstanden sind. Wir lassen diese Schlucht weit rechts und setzen unsern Weg über die mäßige Höhe fort, um bald in einem Einschnitte hinabzugehen, der uns zu einem weiteren Thalkessel führt. Eine eigenthümliche Ruhe und stiller Friede liegt über diesem Thalgrund ausgebreitet, obgleich zahlreiche Häuser eines Dorfes über die Wiesenfläche des Bodens entlang liegen, neben welchen da und dort Leinwand zur Bleiche ausgespannt ist als Zeichen, was die fleißigen Hände in den kleinen dunklen Stuben schaffen. Wir sind am Ziele; denn wenn im Süden des Thales weithin im Bogen die dunkle Waldmasse des Hochwaldes aufsteigt, dessen jetzt vielbesuchter Gipfel eine ähnliche Rundschau wie die Lausche bietet, so erhebt sich nördlich dicht am Dorfe der seltsam gestaltete Oybinberg mit seinen großartigen Ruinen, das Reiseziel so vieler Freunde der Natur und Romantik. Wir stehen erstaunt vor diesem letzten mächtigen Ausläufer der Sandsteinregion nach Osten, der in der Form einer riesigen Glocke oder eines Bienenkorbes in den weiten Waldkessel hineintritt und ihn in zwei Thäler scheidet. Die rundgewölbten grauen Sandsteinmassen ruhen auf einem Lager von Granit und theilen sich in hohen horizontalen Schichten, je mehr nach oben weiter zurücktretend, von Bäumen eingefaßt und auf dem 1591 Fuß über dem Meere liegenden Gipfel gekrönt. So mächtig es uns zu den Baudenkmalen auf dem Berge zieht, so verweilen wir doch gern einige Zeit zwischen den Häusern des Dorfes, an welchen ein schmahler Bach langhin fließt, und sehen dem geschäftigen Treiben der Leute zu, die hier eine Leinwand aufspannen, dort die weißen Linnen begießen. Am besten richten wir es so ein, daß wir gegen Abend ins Dorf gelangen, und bleiben dann in dem anspruchslosen aber gemüthlichen Gasthause über Nacht, um den schönen Genuß zu haben, die interessanten Reste der Vorzeit in der ersten Morgensonne zu besuchen. Bleibt uns nach der Ankunft noch einiges Tageslicht, so verwenden wir es zur Besichtigung der Dorfkirche, welche sich am Fuße des Oybin an die Felsen anschmiegt. Sie ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtet worden und zwar auf so unebenem

Boden, daß das Dach des hinteren Theiles der Kirche nur wenig über den aufwärts steigenden Weg daneben erhaben ist und die Sitze im Schiffe aus der Nähe des Altars amphitheatralisch bis unter die Decke aufsteigen. Was den kleinen inneren Raum noch enger zu machen scheint, das sind die dichtgedrängten naiven Malereien, welche Wände und Emporen bedecken.

Erwartungsvoll gehen wir am nächsten Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen über den Töpferberg herüber die gerundeten Sandsteinmassen röthen und ein helles Streiflicht über das Dorf und den Wiesenboden werfen, an der kleinen Kirche vorbei, um die in das Felsgestein gehauenen breiten Stufen nach dem Kloster hinaufzusteigen. Wo einst die Oekonomiegebäude der besitzreichen Abtei standen, befindet sich jetzt das Schulhaus für die fast 1000 Einwohner starke Dorfgemeinde. Dem Lehrer war ehemals, und ist es jedenfalls noch jetzt, die Beaufsichtigung der Merkwürdigkeiten des Berges anvertraut, und er diente als Führer; jetzt sind aber noch besondere verpflichtete Führer im Dorfe zu haben. Das Erste, was wir über die Felsenstufen erreichen, ist eine Art Grotte, die dadurch merkwürdig ist, daß hier ehemals die Mönche jeden ihrer Besucher mit einer Maß Wein und einem Weißbrote relagirend empfingen. Der Vorhof des Klosters, in dem noch Reste einer Brücke sichtbar sind, war wie alle anderen Theile desselben stark befestigt. Der einzige Zugang führt durch eine paßähnliche Schlucht. Drei Thore von denen das mittlere früher einen Wartthurm trug und das dritte durch den Felsen gebrochen ist, führen von diesem Vorhofe zu den eigentlichen Klostergebäuden, welche noch jetzt, umwuchert von Bäumen und Sträuchern, in den Trümmern imposant sind. Hier waren die Zellen der Mönche und das Refectorium, dem noch das obere Stockwerk geblieben und in dessen Nähe sich noch die wohlerhaltenen Mauern eines runden Thurmes befinden. Die Sonnenstrahlen fallen schräg in den Speisesaal und leuchten golden auf den zerbrochenen Steinen und dem Laube der Sträucher in den Fugen, während eine gelenke Eidechse durch das thaufeuchte Gras des Bodens schlüpft, auf welchem vor 320 Jahren die Mönche an den opulent besetzten Tafeln ihre Mahlzeiten hielten. Ein eigenes Gefühl der Trauer befällt den Beschauer, wenn er so des Wechsels gedenkt und dieses Gefühl steigert sich zur weichen, wehmüthigen Stimmung, wenn wir durch das Felsenthor rechts über die Treppe zu den hohen Hallen der Abteikirche aufsteigen, die leer und öde, aber großartig und fast stolz das niedrigere Trümmermeer um sich beherrschen. Die einstige Deckenwölbung ist den mehrhundertjährigen Witterungseinflüssen erlegen und nur noch ein spitzer Schwibbogen trennt das hohe Haus von dem fast ebenso hohen und breiten Chore. Wie schön aber ersetzt der jetzt darüber gespannte Himmel in jedem seiner Wechsel die Decke, und läßt bald in tiefblauem Glanze die Sonnenstrahlen auf die stillen Mauern, die verstümmelten Gewände und Fensterrosen fallen, und leichte vorüberfliehende Wölkchen hoch hineinschauen, bald färbt er mit dunkler Wolkennacht das Innere düster und melancholisch, oder besäet den Plafond mit goldenen Sternen, während die Lichter des Mondes an den Wänden zittern. Die Zierrathen sind wohl gefallen und das hehre Bauwerk arg beschädigt, der Zweck jedoch, den der Baumeister erzielte, das Erhabene, das zu Gott Erhebende ist geblieben. Wie sollte es sich nicht ebenso inbrünstig in den leeren Räumen beten lassen als damals, wo pomphafter Flitterglanz, Malereien und Weihrauchdüfte die Hallen erfüllten! Die weiche und erhobene Stimmung, in die wir trotz alles Verfalles versetzt werden, das offene Himmelsdach, das Leben und Sprossen in der üppigen Pflanzenwelt und die zu den Fenstern hereinschallenden Hymnen der Waldsänger, leiten gewiß ebenso drängend dazu hin.

Still wandeln wir durch die geheiligten Räume und betrachten das Innere der regelmäßig angelegten Kirche, die nur aus einem schmahlen Schiff und Chor besteht und in der jedes Geräusch ein langtönendes Echo erregt. Sie ist 108 Fuß lang, im Schiffe 38 und im Chore 26 Fuß breit, während die Wände bis über die noch gut erhaltenen Spitzbogen der Fenster 70 bis 80 Fuß hoch sind. An manchen Stellen sind Pfeiler und Bogen verwittert und aus den Fugen drängen sich Pflanzen; an anderen Orten ist aber der Sandstein noch so scharfkantig, als sei er eben aus den Händen des Steinmetzen gekommen. Wir treten in die schönen Bogengänge der Sakristei und gelangen dabei zur Stelle, wo sich die Grüfte der geistlichen Herren befanden. Von der großen, an die Kirche stoßenden Betcapelle führt ein dunkler Gang, dessen schmahle Fenster durch das Grün der vorstehenden Bäume gedeckt werden, unter dem Kreuzgange hinweg auf den Friedhof, dessen frische Gräber bezeugen, daß er noch jetzt die Hingeschiedenen der Dorfgemeinde aufnimmt. Kostbar ist der eigentliche Kreuzgang, der gleichsam in der Luft schwebt, sich mit einer Seite an die Kirchenmauer lehnt und durch die äußeren Spitzfenster hoch hinab auf den Friedhof sehen läßt. Eine Treppe führt von unten aus dem Gange durch ein Felsenthor zu der sogenannten Kluft, einem mehr als 100 Fuß langen und gegen 80 Fuß tiefen Felsenpasse, wie er gewiß, eigenthümlich in seiner Art, nicht so leicht wiedergefunden wird. Er entstand dadurch, daß man zur südlichen Seite der Kirche die Felsenwand benutzte; als dies aber dem Gebäude die Resonnanz nahm, brach man einen 8 Fuß breiten Gang aus dem Felsen um die Kirche herum, und versah die aus dem Urgestein bestehende Wandseite mit Fenstern. Dieser Gang endet am Jungfernsprunge, einem 3 Fuß breiten tiefen Felsspalte, in welchem Jahre 1601 ein Zittauer Mädchen beim Ueberspringen verunglückt wäre, wenn sie nicht ihr Reifrock erhalten hätte.

Ein reizender Ort ist der grüne Platz vor dem Restaurationsgebäude neben dem Kirchhofe. Er gewährt nicht nur die imponirendste Außenansicht der Abteikirche, die mit den dreifach übereinanderstehenden schlanken Fenstern des untern Ganges, des Kreuzganges und des Schiffes hoch über die umgebenden Baumgruppen herausragt, sondern bietet auch eine herrliche Aussicht nach der Gegend von Zittau und Görlitz und auf die fast senkrecht unter dem Platze liegenden Häuser des Dorfes Oybin. Neben dem Friedhofe führt eine hohe Treppe weiter den Berg hinauf zu den Trümmern des über der Abtei liegenden ehemaligen Raubschlosses, von welchem außer verschiedenem andern Gemäuer ein noch ziemlich erhaltener sechsecktiger

Thurm vorhanden ist. Diese im Jahre 1312 von den Herren von der Leippa gegründete Burg stand wenig über ein halbes Jahrhundert nach ihrer Errichtung. Da die Räubereien der von den Besitzern bestellten Vögte zu lauten Klagen von Seiten der Zittauer Bürger führten, so tauschte es König Johann von Böhmen gegen eine andere Besitzung für sich ein und verlieh sie dem Herzog von Jauer. Da aber auch die herzoglichen Vögte die Gegend unsicher machten, einer derselben die Burg für sich in Besitz nahm und die Herausgabe trotz einer Aufforderung Kaiser Karls IV. verweigerte, so zog letzterer selbst zur Eroberung des Schlosses heran und zerstörte es nach langer Belagerung. Er verlieh hierauf den Zittauern den Oybin gegen einen Erbzins, entzog ihn jedoch den Bürgern wieder, um ein großes Cölestinerkloster auf dem Berge zu stiften, das er mit Dörfern, Wäldern und Zinsen reich dotirte und dessen kostspieliger Bau im Jahre 1384 zu Stande kam. Die Güter der Cölestiner, die sich durch Sittlichkeit und einfache Lebensweise einen guten Ruf erworben und sehr reich geworden waren, wurden durch die Hussiten arg verwüstet, wodurch das Kloster verarmte. Als Kaiser Karl V. in Folge der Reformation die Besorgniß hegte, ein Anderer möchte ihm in der Aufhebung des Klosters zuvorkommen, that er es im Jahre 1544 selbst. Ein kaiserlicher Abgeordneter versiegelte die Kleinodien und die ausgewiesenen Mönche wanderten nach Zittau, von welcher Stadt sie sich zerstreuten. Der Oybin aber ward erst an die begüterte Stadt verpachtet und dann verkauft und gehört noch heutigen Tages zu ihren Besitzungen.

An den Aufenthalt Karls IV. erinnern noch das Kaiserbette, ein mit Geländer freier Platz über der Burgruine, zu dem die Haupttreppe führt, und der Kaiserstuhl, ein in den Felsen gehauener stuhlähnlicher Sitz dicht unter dem höchsten Gipfel des Berges, von welchem sich eine schöne weite Aussicht ausbreitet. — Langsam steigen wir über Moosboden und Felsentreppen hinab, oft die zahlreich in den Mauerlöchern nistenden Vögel aufscheuchend und weilen noch lange in den merkwürdigen Hallen der alten Abtei, ehe wir uns entschließen, den Berg vollends hinabzugehen und den interessanten Ort zu verlassen.

Wir können uns von hier aus, dem Laufe des Baches folgend, durch das angenehme vordere Oybinthal mit seinen Felsen und Waldungen hinaus ins Freie und in die nahe Stadt Zittau begeben, welche dem Wanderer viel des Bemerkenswerthen bietet, um dann von da aus auf der Eisenbahn bis Dresden zurückzureisen.

Ein genußreicherer Rückweg führt jedoch an der Lausche vorbei nach Georgenthal zurück, um von da aus durch Schönlinde und das wildromantische obere Kirnitzschthal die sächsische Schweiz zu betreten und über Hinterhermsdorf, am Zschand und der merkwürdigen Kuhstallhöhle vorbei, der Kirnitzsch folgend, Schandau und die Elbe zu erreichen und dann auf dem Dampfboote an den schon bewunderten Schönheiten des malerischen Elbthales nochmals vorbei stromab zu fahren. Dieser Rückweg ist darum besonders von Interesse, weil er einen der schönsten Theile des Meißner Hochlandes berührt, der im Ganzen wenig von Vergnügungsreisenden besucht wird und sich dadurch viel Ursprüngliches erhalten hat. Th.

Leben und Treiben in Texas.

Zu den interessantesten Werken welche in der letzten Zeit über Nordamerica erschienen sind, gehört ohne Zweifel Olmsted's Reise in Texas, von welcher in den nächsten Wochen eine deutsche Bearbeitung erscheint; sie bildet einen Theil der Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde (Leipzig, Carl B. Lorck). Das Buch ist reich an charakteristischen Schilderungen und gewährt namentlich einen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie kein anderes. Besonders ausführlich werden die deutschen Ansiedelungen besprochen. Wir wollen einige Notizen ausheben.

Olmsted hielt mit seinen Gefährten in einem Hause unfern von Nacogdoches Rast. „In dem Hauswirthe fanden wir einen intelligenten Mann, der auch eine Anzahl von Büchern auf dem Sims hatte. Wir sprachen darüber, welchen religiösen Secten die Neger vorzugsweise zugethan seien, und er meinte, dort in der Gegend seien sie überhaupt nicht besonders religiös, und hielten sich gewöhnlich zu derjenigen Kirche, welcher ihr Herr angehöre; oder, wenn sie überhaupt zur Kirche gingen, besuchten sie die nächstgelegene. B. erzählte von einem alten Neger bei Vittoria, der in der ganzen Umgegend der einzige Baptist war, bei jeder Gelegenheit für seinen Glauben auftrat und seinen Grund dafür beibrachte. Er fragte so: „Ihr könnt doch lesen?" — „Ja wohl." — „Nun dann habt Ihr wohl auch die Bibel gelesen; habt Ihr nicht?" — „Allerdings." — „Habt von Johannes dem Täufer gelesen, von John de Baptist, nicht?" — „Ei freilich." — „Well, aber von John de Methodist habt Ihr doch nie etwas gelesen, habt Ihr? Ihr seht, ich habe die Bibel auf meiner Seite."

Das Leben in der Hauptstadt Austin schildert Olmsted in folgender Weise.

Austin hat eine recht angenehme Lage am Ufer des Colorado, es war der hübscheste Ort, den wir bis jetzt in Texas gesehen hatten, eine Art Washington im Kleinen und durch ein umgekehrtes Glas betrachtet. Das imposante Capitol war beinahe im Bau vollendet und wurde bereits benützt; es ist aus gelblich-weißem Kalkstein aufgeführt und erhebt sich auf einem Hügel, an welchen ein beträchtlicher Theil der Stadt sich lehnt. Eine breite Straße, in welcher die meisten Läden und die besten Gebäude liegen, führt bis an den Fluß hinab; neben Häusern von Bruchsteinen standen Blockhütten, wie die ersten Ansiedler sie in der Eile gezimmert haben. Die Texaner verlegten ihre Hauptstadt in eine spärlich bewohnte Gegend nach der Grenze hin; dabei hatten sie den Hintergedanken, daß sie später schon in der Mitte des Staates liegen werde. Wir

sahen eine kleine Kirche mit einem „deutschen" (gothischen) Thurme, an einer anderen wurde gebaut; auch sollte ein Haus für den Gouverneur gebaut werden. Trink- und Spielhäuser waren in Menge vorhanden, aber nach einem Buchladen sah man sich vergebens um; doch hielt ein Specereihändler einen kleinen Vorrath von Büchern, für die er sehr hohe Preise forderte. Die Zählung ergab im Jahre 1850 nur 629 Seelen, zur Zeit unserer Anwesenheit mochten 3000 Menschen dort wohnen. Die Umgegend ist wellenförmig und malerisch, und man hat hübsche Aussichten nach entfernten Hügeln und munter glänzenden Bächen, welche von den Abhängen der Prairien sich ergießen.

Unsere Hoffnung, in der Hauptstadt eines Staates gute Speisen zu finden, wurde getäuscht. Wir waren bei Nordwind angekommen, in dem uns empfohlenen Gasthofe wies man uns in ein überaus schmuziges Gemach, in welchem wir neben einem Herrn schlafen sollten, von dem wir vernahmen, daß ein besseres Zimmer im ganzen Hause nicht zu haben sei. Die Thür hatte keine Klinke und wurde während der Nacht vom Nordwinde aufgerissen; nach einigen Versuchen, sie zu verrammeln, blieb sie dann offen stehen. Vor Tagesanbruch warf ein Bursch einen Arm voll Holz auf den Heerd und kam nach zwei Stunden wieder, um Feuer anzumachen. Als die Glocke zum Frühstück geläutet wurde, sprangen wir rasch vom Lager auf, aber unsere Stiefeln fehlten noch und Wasser zum Waschen war gleichfalls nicht da. Wir machten indessen, obwohl widerwillig, Anstalt uns anzukleiden. Da trat eine Negerin rasch ins Zimmer, ließ die Thür offen, legte ein Handtuch auf den Tisch und ging wieder fort. Wir riefen ihr nach, sie möge Wasser und Stiefeln bringen; sie meinte aber, dazu fehle es ihr an Zeit, sie müsse Feuer machen und Alles thun! — Das Frühstück bestand aus den drei bekannten unvermeidlichen Dingen (Kaffee, Maisbrot und Schweinfleisch), war aber schlechter als wir es anderswo gefunden hatten. Uns kam der Gedanke, ein anderes Gasthaus aufzusuchen; aber ein Nachbar sagte uns, er habe es mit zweien versucht, sie seien aber allzu unsauber gewesen und deshalb wohne er nun hier. Wir mietheten nach einigen Tagen eine Wohnung in einem Privathause, kauften gutes Weizenbrot bei einem deutschen Bäcker, andern Nothbedarf bei verschiedenen Krämern und bereiteten unsere Speisen selbst.

In Austin trafen wir manche gebildete, talentvolle, angenehme Leute, und unter ihnen manche, deren Ansichten über verschiedene Gegenstände von den meinigen abwichen; doch machten sie auf mich einen guten Eindruck. Die Sklaverei hielten sie, aufrichtig und in gutem Glauben, für eine wohlthätige Einrichtung; durch sie würden die Neger nach und nach civilisirt und des Christenthums theilhaftig; und dabei hätten die Capitalisten ihren Profit; die vorkommende Härte sei wenigstens bei der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft und des Eigenthums nicht zu vermeiden. Sie wünschten, daß Untercalifornien ein sklavenhaltender Staat werden möge; wenn das vortheilhaft sei, so würden die guten Folgen nicht ausbleiben, nur sei in Rücksicht auf das Geschäft zu wünschen, daß die Sache nicht zum Vorwande dienen möge, um wieder die Zwietracht zwischen Norden und Süden anzufachen; das würde kläglich und fanatisch sein. —

Manche werden das Ebengesagte für Ironie halten, aber so ist's nicht gemeint. Ich achte Leute, welche ihre Ansichten in so einfacher Weise äußern und so schlicht denken; sie haben Wohlwollen und Talent, aber ihr geistiger Strich ist eben durch die Umstände ein ganz eigenthümlicher. Es war mir angenehm, daß Männer den erwähnten Gegenstand auch von der moralischen Seite betrachten.

Wir wohnten einige Male den Sitzungen der texanischen Gesetzgebung bei, und können sagen, daß wir selten von größerer Hochachtung für demokratische Staatseinrichtungen so durchdrungen worden sind, als hier. Ich habe manche Legislaturen einzelner Staaten besucht, den Congreß und das britische Parlament während wichtiger Verhandlungen gesehen; aber von diesen allen machte keines einen so tiefen Eindruck, als die General Assembly in Texas. Es war Würde und Zuverlässigkeit darin, eine rechtschaffene Beredsamkeit, und die Geschäfte wurden rasch, dabei aber doch mit parlamentarischer Regelmäßigkeit abgethan; dabei wurde auch aller wünschenswerthe Anstand beobachtet. Allerdings wollte ein stark angetrunkenes Mitglied als Redner auftreten; man wußte es aber in aller Ruhe dahin zu bringen, daß es sich entfernte.

Das Leben in Austin war ungemein kostspielig, wie sich aus folgenden Preisangaben herausstellen wird. Die Zahlen gelten für den Verkauf in zweiter Hand. Fichtenbauholz, kam von dem dreißig Meilen entfernten Bastrop, hundert Fuß Breter kosteten vierthalb bis fünf Dollars, Ziegelsteine von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit, die in der Umgegend verfertigt werden, bezahlt man auf der Ziegelei mit zehn Dollars pro tausend Stück. Die Stadt liegt am Saum einer Formation von Kalkstein, der sehr weich ist und sich beinahe so leicht bearbeiten läßt, wie Holz; man benutzt ihn daher vielfach zum Bauen, ich weiß aber nicht, wie sich die Kosten stellen. Der Arbeitslohn für Neger steht höher, als ich anderswo gefunden habe, obwohl einige Deutsche als Mitbewerber auf dem Arbeitsmarkte vorhanden waren. Die letzteren klagten darüber, daß die Arbeiten für den Bau des Capitols an den Mindestfordernden ausgeboten worden seien, und daß man nicht die Angebote der Deutschen, sondern jene der Negerbesitzer berücksichtigt habe, welche weniger forderten. Darauf verließen die meisten deutschen Arbeiter die Stadt. Als die Negerbesitzer sich solchergestalt der Concurrenz entledigt sahen, warfen sie ihre Contracte über Bord und man mußte neue Verträge mit ihnen abschließen, welche ihnen höhere Preise sicherten. Am Capitol arbeitete eine Gruppe von Negern, unter welchen sich nur ein einziger, keineswegs sehr geschickter Arbeiter befand, und alle diese Leute waren vor kurzem per Kopf für 280 Dollars nebst Kost, Wohnung und Kleidung vermiethet worden; Feldarbeiter wurden für 190 Dollars sammt freier Station verdungen. Ein ganz armseliger schwarzer Koch in einem Gasthause wurde monatlich mit 60 Dollars bezahlt, ein anderer war für 600 Dollars jährlich gemiethet worden. Ein recht hübsches zwölfjähriges Negermädchen war mit 600 Dollars bezahlt worden;

ein tüchtiger Handwerksgesell erhielt monatlich 50 Dollars sammt Beköstigung. Auch die Miethen waren ungemein hoch; eine Schmiedewerkstelle, 30 Fuß lang und 20 Fuß tief, blos von Backstein und ohne Obergeschoß brachte monatlich 50 Dollars, eine aus Balken verfertigte sehr armselige Bude 10 Dollars; hundert Stück Zaunstangen 5 Dollars; Stangeneisen 8 Cents; Nägel 9 Cents; Schuhnägel 10 Cents; ein Hufeisen 75 Cents; Holzkohle 25 Cents der Bushel; Steinkohle war nicht zu haben; eichene Knorren zum Brennen 3 Dollars der Cord (d. h. die Klafter 8 Fuß lang, 4 Fuß hoch und 4 Fuß tief); ein Dutzend Hemden zu waschen 1 Dollar. In der Umgegend weideten zahlreiche Viehheerden, aber das Quart Milch kostete im Ganzen 12½ Cents und im Kleinverkauf 15—20 Cents; eingeschlagene Butter 40 Cents; frische 50 Cents. Mehl das Faß 15 Dollars; Brot von geringeren Mehlsorten, das deutsche Bäcker backen, 8 Cents das Pfund; der Bushel Mais 50 Cents; süße Kartoffeln 50—75; das Dutzend Eier 25 Cents; Crackers (Zwieback) 15 Cents das Pfund; Zucker 18¾ Cents; Lichtkerzen aus Neuyork 40 Cents; sehr mittelmäßige Aepfel das Dutzend 75 Cents; frisches Rindfleisch 3½; Schweinefleisch 6; Speckseite 18; Vorderschinken 20—25 Cents ꝛc. Seile von Manilahanf, halbzöllig, das Pfund 40 Cents; Schirrleder 40 Cents das Pfund, was gerade doppelt soviel ist als in Neuyork. Man schafft die Waaren von Houston und noch häufiger von Indianola her auf Karren, die von Maulthieren oder Ochsen gezogen werden.

Ueber die Verhältnisse im östlichen Texas geben folgende Mittheilungen Aufschluß.

„Wir übernachteten einst bei einem Pflanzer, der seit etwa zwanzig Jahren im Lande angesiedelt war. Der Mann hatte einige Erziehung und einen nicht gerade beschränkten Verstand; die Arbeiten seiner Sklaven brachte ihm, wie er sagte, jährlich etwa 4000 Dollars ein. Sein Haus war eines der größten, die wir in Texas noch gesehen, hatte ein Obergeschoß, zwei Flügel und eine lange Gallerie. In den Fenstern waren einmal Glasscheiben gewesen; jetzt aber fanden wir von achtzig Stück, denn so viele waren ursprünglich vorhanden, nur noch dreißig die unzerbrochen waren. Keine einzige Thür hatte jemals eine Klinke oder einen Riemen gehabt, und das Hausgeräth war plump und dürftig. Ein Mitglied der Familie hatte eben einen Blutsturz gehabt, und saß beim Abendessen zwischen dem Heerd, auf welchem ein starkes Feuer brannte und der Thür, welche nach Außen führte; auf der Seite war ein Fenster mit zerbrochenen Scheiben, nur drei waren ganz geblieben.

Der Nordwind wehte scharf ins Zimmer und draußen auf der Gallerie gefror das Wasser zu Eis: Am andern Tage konnte der Kranke nicht beim Frühstück erscheinen, weil es „schlimmer mit ihm geworden sei.“ Zu Essen gab es weiter nichts, als die unvermeidliche Dreiheit, welche der Leser kennt, Maisbrot, gebratenen Speck und Kaffee, doch war hier einmal ausnahmsweise auch Butter auf dem Tische, die freilich ganz entsetzlich übel roch. Weizenmehl hatten die Leute nicht, „es macht zuviel Umstände.“ Die Bedienung wurde von zwei Negermädchen besorgt; sie trugen kurze Baumwollenröcke die einmal weiß gewesen waren, jetzt aber aussahen als hätte der Schornsteinfeger sie im Frühjahr durch die Feueresse gezogen. Diese Mädchen waren mehr als den halben Tag damit beschäftigt, in Zubern, welche sie auf dem Kopfe trugen, Wasser aus einem Bache zu holen, der eine gute Viertelstunde weit entfernt lag. Der Hauswirth besaß zwischen dreißig und vierzig Neger und hatte zwei eheliche Söhne. Der eine war ein träger Jüngling, der andere ein Knabe von acht Jahren und in so zartem Alter schon ein hoher grober Lümmel, der fluchte und Tabak kaute was nur das Zeug halten wollte. Er peitschte einen jungen Hund und fluchte bei jedem Hiebe; Vater und Mutter standen daneben. Sein ganzer Ton war wohl eine Copie vom Benehmen des Vaters gegen die Sklaven. „Mit Dir habe ich eine Rechnung abzumachen; Du hast bei mir noch was zu Gute. Ich will Dir zeigen wer Herr ist. Nun marsch, Gott verdamm' Dich. Aber wir sind noch nicht fertig mit einander!“ — „Nun laß endlich das Fluchen bleiben,“ sagte der Vater zuletzt, „es paßt sich nicht, daß kleine Jungen fluchen.“ — „Was thut denn Ihr, wenn Ihr toll seid?“ entgegnete der Junge, „recon to cuss some, Ihr thätet besser, wenn Ihr einpacktet!“ Wir haben oft gehört, daß Männer weiße Frauen und Kinder ohne allen Anlaß in ähnlicher Weise anranzten.

Auf unserer ganzen Reise durch das östliche Texas haben wir niemals gesehen, daß ein Texaner eine Zeitung oder ein Buch gelesen hätte, obwohl wir oft Tagelang in Häusern waren, deren Bewohner ohne alle Beschäftigung am Heerde saßen. Eines Abends nahm ich im Gasthause ein Zeitungsblatt das ungeöffnet dalag, und lächelte über die Nachrichten, welche sich in die texanischen Provinzialblätter verlieren; denn ich fand Neuigkeiten, die wir schon vor unserer Abreise von Neuyork gekannt hatten. Ein Mann, der neben mir saß, fragte: „Ich meine, Sie haben wohl schon recht viel gelesen, nicht wahr?“ — „O ja; warum?“ — „Ich meine nur so.“ — „Weshalb?“ „Nun, Sie sehen aus als ob Sie gern lesen. Ist eine recht hübsche Sache; ich meine, es muß Ihnen Vergnügen machen!“ — „Das hängt davon ab was ich lese. Ich meine, daß Jedermann gern interessante Sachen liest.“ — „O nein, Manchem fällt's gar zu schwer; man muß daran gewöhnt sein. Ein gut Ding ists freilich, man kann sich die Zeit damit vertreiben.“

Eines Abends saßen wir in der Wohnung eines Pflanzers, der ins Feuer spie und über Baumwolle sprach. Die Sache war nicht gut gegangen, nur vier Ballen von jedem Arbeiter; im nächsten Jahre würde es schlecht werden: denn, bräche in Europa ein Krieg aus, so ginge das Pfund Baumwolle auf vier Cents herunter. Die verdammten Türken! Wenn er wüßte, daß ein allgemeiner Krieg ausbräche, so wollte er alle verdammten Nigger nach Neuorleans schaffen und um jeden Preis verkaufen. Nie hätten sie so hoch im Preise gestanden als gerade jetzt, und käme der Krieg so wären sie nur die Hälfte werth. Es gäbe doch immer höllisch-verdammte Schurken, die es rechtschaffenen Leuten sauer machten den Lebensunterhalt zu erwerben. Man sollte die Kerle Alle zusammen: Türken, Russen,

Dutchmen und Frenchmen in Einen Sack thun und in die Hölle schmeißen; ja, das sollte man! — Einen schroffen Gegensatz zu diesem Texaner bildete ein deutscher Baumwollpflanzer, welchen wir auf der andern Seite des Colorado trafen. Als das Gespräch auf die Preise kam, äußerte er die Besorgniß, daß ein allgemeiner Krieg nicht ausbreche, und dann den Völkern die Aussicht auf Erlangen der Freiheit in den Hintergrund trete. — Es giebt Herzen, die über dem „Preise" schwimmen; Gott segne sie.

Einst bemerkte ich im Hause einer Frau, die im Norden erzogen worden war, mehr Bequemlichkeit und Ordnung als ich seither in Texas gefunden hatte. Ich ließ darüber einige Bemerkungen fallen, auf welche entgegnet wurde: die Leute hier hätten keinen Comfort, weil sie sich hier keine Mühe gäben, und sich nicht die Umstände machen wollten, ihn zu haben. Was die Neger kochen könnten, das äßen sie; aber sie gäben sich nicht die Mühe die Schwarzen anzuweisen oder etwas kommen zu lassen, was nicht auf der Pflanzung zuwachse. Da sei ein Nachbar, der habe fünfzig Kühe, aber nur selten Milch und noch seltener Butter, blos weil seine Leute zum Melken oder Buttern zu faul seien und er selber sich keine „Umstände" machen möge. Dieselbe Frau bemerkte auch, daß Leute, welche aus den nördlichen Staaten nach Süden kommen, die Neger nicht so gut behandeln als im Süden durchschnittlich der Fall ist. Wir fragten sie, ob sie ihre Dienerschaft gemiethet oder gekauft habe? Sie sagte: „Alle sind unser Eigenthum. Als wir nach Texas kamen, mietheten wir Leute, das war aber sehr beschwerlich; sie interessirten sich für gar nichts und es war durchaus nicht mit ihnen auszukommen. Auch konnte man nicht auf sie rechnen, weil der Eigenthümer sie manchmal wegnahm (vielleicht deshalb weil sie schlecht behandelt wurden). Da kauften wir denn Neger, was freilich kostspielig war. Ein tüchtiges Negermädchen kostet 7—800 Dollars; man läuft Risico, denn ein Neger den man heute kauft, kann morgen todt sein. Die gekauften sind nicht viel besser als die gemietheten. Die Leute im Norden schwatzen viel von schlechter Behandlung der Neger; ich wollte nur, sie könnten sehen wieviel meine Mädchen arbeiten! Ich habe vier, aber sie schaffen nicht halb soviel wie eine gute deutsche Magd im Norden. O, die Neger sind die trägsten Geschöpfe in der Welt; man glaubt gar nicht wieviel Schererei allein mit der Beaufsichtigung verbunden ist. Wenn im Norden eine Magd in den Garten geht um etwas zu holen, und kommt zurück, so reinigt sie sich die Füße; aber so ein Niggermädchen trampt mit allem Schmuz ins Haus hinein und beschmuzt Alles. Und sie wissen nicht welchen Werth die Zeit hat, und es schert sie gar nicht ob sie Einem Ungelegenheiten machen. Und besser werden sie nun einmal nicht, man mag sie ausschelten oder peitschen soviel man will!"

Ich fragte wieviel ein ausgemiethеter Neger, der Hausarbeit zu thun habe, Monatslohn einbringe. Die Antwort war: sieben bis acht Dollars, manchmal auch zehn. „Meinen Mägden im Norden habe ich monatlich nur vier Dollars bezahlt, und jede arbeitete mehr als sechs Negerinnen zusammen, und ich hatte nicht halb soviel Schererei. Hier aber hat man keine andere Bedienung als Neger. Die Leute im Norden sprechen von Abschaffung der Sklaverei, aber diese wäre lächerlich, wenn man nicht auch Mittel und Wege zeige, wie wir die Neger loswerden sollen. Sie würden uns alle in unseren Betten ermorden; ja, das thäten sie. Seht nur, da drüben in Fannin war ein Negerweib, das schlug ihre Herrin und deren zwei Kinder mit der Axt todt. Da kamen denn die Leute zusammen und hingen das Weib auf dem Fleck. Sie sollten Holz ringsherum aufgescheitert und die Mörderin verbrannt haben; daraus hätten sich die Anderen eine gute Lehre ziehen können." Diese Frau aus dem Norden schalt mit einer Sklavin, die sich verantwortete, worauf jene sagte, wenn sie nicht gleich schweige, so wolle sie ihr zweihundert Hiebe aufmessen. Dann kam sie ins Zimmer und sagte: „wenn sie sich nicht ebenso angegriffen fühle, so würde sie das Mädchen geprügelt haben. Diese Neger sind so unverschämt, und man geräth in Versuchung, wenn man mit ihnen zu schaffen hat." Dienstboten sind freilich überall eine wahre Prüfung für die Herrschaft; man bemerke aber die verhängnißvolle Ursache, welche jene Frau für die Nachlässigkeit angab, die ihre Sklavinnen sich zu Schulden kommen lassen: „Die Zeit hat keinen Werth für sie."

Die Frauen im östlichen Texas scheinen uns im Allgemeinen mehr werth zu sein als die Männer. Jene haben wenigstens das sanftere Herz und feineres Gefühl, welches dem „ächten Texaner" abgeht. Uebrigens sind sie nachdem sie geheirathet haben, mit Arbeit überbürdet, und bei den Sorgen, welche auf ihnen lasten, wird ihr Antlitz hager und bleich, und der Ausdruck des Gesichts verdrießlich und sauer.

Wir blieben einmal über Nacht bei einem Manne, der schon in früher Jugend aus dem Norden nach Texas gekommen war, wo sein Vater sich bereits vor dem Unabhängigkeitskrieg angesiedelt hatte. Er war ein Handwerker, trat in die Armee, und ließ seinen Sohn aufwachsen, ohne ihn zu einer regelmäßigen Beschäftigung anzuhalten. So hatte er nichts Ordentliches gelernt, und wozu auch? Der Vater bekam für seine Kriegsdienste einige tausend Morgen Land, der Sohn verdiente als Fuhrmann Geld, kaufte Vieh, nahm ein Weib, baute ein Haus in welchem er seit nun sechs Jahren wohnte und hatte Kinder. Zu thun gab es nicht viel; er sah nach dem Vieh, ging dann und wann zur Stadt um Maismehl und Kaffee zu holen, und verkaufte einige Ochsen, wenn er Geld gebrauchte oder Rechnungen bezahlen mußte. Seine Wohnung war armseliger als neun Zehntel der Viehställe im Norden. Ein Paar Fenster waren da, theils mit Brettern zugenagelt, theils mit Holzläden, theils ganz offen. Es kostete Anstrengung eine Thür zuzumachen. Als wir im Bett lagen, konnten wir durch die Lücken im Dach die Sternlein am Himmel sehen, und durch die Wand hätten wir füglich unsern Arm stecken können, und doch fiel in jener Nacht das Quecksilber auf 25 Grad Fahrenheit. Abends und Morgens wurde uns das bekannte leidige Essen und Trinken vorgesetzt. Wir fragten, ob Wild in der Nähe sei? — O ja, sehr viel Hirsche, tagtäglich könne man dergleichen sehen. — Ob er keine schieße?

— O nein, er schieße keine, das mache zu viele Umstände. Wenn er „Frisches“ nöthig habe, sei es bequemer hinauszugehen und ein Schwein „abzustechen.“ — Er hatte gerade Mais genug für ein Futter; am Morgen war kein Korn mehr da; seine Pferde gingen auch im Winter auf die Prairie. Seine Kinder verzog er, aber gegen seine Frau, die einmal recht hübsch gewesen sein muß und die sich sehr liebevoll benahm, war er grob. Er war gedankenlos, sorgenlos, zufrieden, dachte an nichts und las nichts, nicht einmal eine Zeitung. Sein Vater hatte einen Stoß alter Bücher nachgelassen, Machwerke der Tractatengesellschaft; sie waren aber mit Staub bedeckt und wohl seit Jahren nicht angerührt worden. Der Mann war übrigens doch so gescheidt, zu begreifen, daß es wohl besser sein möchte wenn er im Norden geblieben wäre.

Im östlichen Texas fiel uns oft der eigenthümliche Ton in dem Verhältniß zwischen Herren und Sklaven auf. Anderwärts im Süden steht die Sklaverei als ein natürlicher, erblich überkommener und einmal vorhandener Zustand da; es wird nicht erörtert ob er recht oder unrecht sei. Aber in Texas ist das anders.

Ich will nicht weiter auf die moralischen und gesellschaftlichen Zustände des östlichen Texas eingehen. Alte Texaner sind mit denselben höchlich zufrieden, ja sie sprechen mit Verwunderung davon. Und sicherlich hat die Gesellschaft gegen frühere Zeiten ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Die gegenwärtige Generation leidet vorzugsweise nur an solchen Mängeln die aus Trägheit entspringen; ehemals waren die Dinge viel ärger. Als im Anfange das Land rasch besiedelt wurde, kam mancher Abenteurer über die Grenze, welcher Leben und Freiheit nach Texas rettete; in der Heimath hatte er beides verwirkt. Solche Leute gingen nicht des fruchtbaren Bodens wegen in das neue Land. Schwerlich ist jemals irgendwo eine nichtswürdigere Gaunerbande beisammengewesen als damals in einzelnen Theilen des östlichen Texas. G. T. T. (gone to Texas, nach Texas gegangen) war der landläufige Ausdruck, den man auf Alle anwandte, welche verschwunden waren, um der Strafe für begangene Niederträchtigkeiten und Verbrechen auszuweichen. Einem Jedem der überhaupt nach Texas auswanderte, wurde irgend ein verdächtiger Beweggrund untergelegt.

Ein Herr Dewees hat 1831 Briefe aus Texas geschrieben, denen ich Folgendes entlehne.

Es würde Ihnen ergötzlich vorkommen, wenn Sie hörten, in welcher Weise die Leute in diesem neuen Lande einander anreden. Es ist unter uns nicht etwa ungewöhnlich, daß wir einen Mann fragen weshalb er aus den Vereinigten Staaten geflohen sei. Nur selten fühlt man sich durch eine solche Frage beleidigt; die meisten nennen das Verbrechen, welches sie begangen haben. Wenn sie leugnen, daß sie irgend etwas verübt hätten, oder gar behaupten, sie seien nicht flüchtig geworden, dann gelten sie für verdächtig. Gegenwärtig kommen Viele ins Land, welche uns rauhen, abgerissenen alten Ansiedlern, die wir unsere Leiber im Dienste des Landes abgenützt haben, allerlei aufbinden wollen. Ihrer Behauptung zufolge haben sie in den Staaten viel Geld und Gut, das sie holen wollen, sobald sie hier den rechten Platz gefunden haben. Wir wollen aber von solchen Leuten, welche die Aristokraten spielen möchten, nichts wissen, und lassen es dann keineswegs an Spöttelei fehlen.

Einst waren mehrere Aristokraten dieses Schlages beisammen, welche sich besser dünkten als die von Mühsal und Beschwerden heimgesuchten Kämpfer. Sie saßen zu San Felipe bei Tisch in einer Schänke, die ein gewisser William Pettis oder Buck Pettis hält, und wußten viel zu erzählen von ihrem Geld, ihren Ländereien, Negern und Schiffen zur See und dergleichen mehr. Am Tische saß auch ein alter Mann Namens Macfarlane, der eine Mexicanerin geheirathet hatte und am Brazos wohnte. Der hörte solchen Aufschneidereien ein Weilchen zu, konnte dann aber nicht mehr ansichhalten. „Gut, meine Herren, ich habe auch damit angefangen, den Leuten aufzubinden, daß ich großes Grundeigenthum in den Staaten zurückgelassen hätte, und, Sie dürfen mirs glauben, meine Herren, ich erzählte die Geschichte so oft, daß ich sie am Ende selbst für wahr hielt, und mich auf den Weg machte, um meine großen Güter in Geld umzusetzen. Unterwegs fühlte ich mich unbändig glücklich über meinen Reichthum, und es dauerte bis ich an den Sabinefluß kam, der, wie Sie wissen, unser Texas von den Vereinigten Staaten trennte. Am Ufer blieb ich aber stehen und es stieg die Frage auf: „Was willst Du denn eigentlich thun und weshalb bist Du hier? Du hast ja gar keinen Grundbesitz in den Staaten und wenn Du über den Strom gehst, so riskirst Du Dein Bischen Leben. Denn, sehen Sie, meine Herren, ich war nach Texas geflohen, um daheim der lieben Justiz nicht in die Hände zu fallen. So kehrte ich dann wieder um, und lebte nach wie vor sicher. So ists, Gentlemen, und seitdem habe ich kein Wort mehr über meine großen Besitzungen in den Staaten gesprochen.“ Die Uebrigen am Tische in der Schänke des Buck Pettis wurden so wüthend über diese Erzählung, welche allerdings treffende Sticheleien enthielt, daß sie über den alten Macfarlane herfielen; doch traten dessen Freunde für ihn ein. Aber mit den Aufschneidereien war es ein für allemal vorbei.

Ein alter Ansiedler erzählte uns manches aus jenen „alten Zeiten.“ Das Leben war nur sicher, wenn man allezeit vorbereitet war, es mit Waffen zu vertheidigen. Aus Pferden und Frauen machte man sich so wenig wie anderwärts aus einem Regenschirm; jeder nahm was ihm paßte, und die Justiz verwaltete Richter Lynch; der schlief wann er schlief, aber wenn er erwachte hieb er frisch nach rechts und links hin um sich, daß es eine Freude war. Aus solchen Zuständen hat sich dann so rasch wie nur irgend zu erwarten stand und vermittelst einer sehr heftigen Gährung und allerlei Zuthaten die gegenwärtige Gesellschaft entwickelt. —ee.

Zur Chronik.

Bunsen und der evangelische Bund in Berlin.

— Der geschlossenen Phalanx der römischen Kirche gegenüber thut den protestantischen Gemeinden Eintracht und Zusammenhalt noth, nicht sowohl um jene zu bekämpfen, sondern um die eignen Mittel und Kräfte zu stärken und zu concentriren. Der Gustav-Adolfverein hat mit Erfolg diese Mission. Er ist ein Schirm und ein Hort geworden für die zerstreuten Gemeinden der evangelischen Christenheit; Priester und Laien reichen sich hier segensreich die Hände; die Noth und die hülfbereite Bruderliebe sind concentrirende Mächte. Jetzt tagte in Berlin ein evangelischer Bund, mit dem Bemühen, auch in Glaubenssachen für das evangelische Christenthum eine Concentration herbeizuführen. Wir zweifeln ob die neun Artikel die man aufstellte, zu einer Kirche führen werden. Das evangelische Christenthum kennt keine andere Kirche als die unsichtbare, die Christus meinte, hat keine andere Basis als die Lehre Christi. Nach jenen neun Artikeln ist und gilt auch Bunsen für einen Ketzer. Der ehemalige preußische Gesandte in Rom und London, Ritter Bunsen, war auf ausdrücklichen Wunsch des Königs von Preußen in Berlin erschienen, hat aber nur von der königlichen Loge aus den Sitzungen des Bundes beigewohnt. Es waren ihrer 1000 evangelische Männer aus den verschiedensten Ländern, Völkern und Zungen, welche die Majestät von Preußen zu sich nach Potsdam entbot, um sie im großen Muschelsaale des Neuen Marmorpalais zu begrüßen. Als Bunsen im Gefolge des Königs auf dem Perron erschien, trat ein würdiger Greis aus Genf, der Pastor Merle d'Aubigny, auf ihn zu und umarmte den alten Freund in stürmischer Hast und im Drange seines Herzens. Diese Umarmung und dieser Kuß hat Aergerniß im evangelischen Bunde erregt; ein jüngerer Krummacher, Licentiat in Duisburg, gab in der nächsten Sitzung diesem Aergerniß lauten Ausdruck, und der Greis Merle mußte erklären, er habe damit nicht zugleich Bunsens Irrthümer umarmen und küssen wollen. Dennoch hat er den Kämpfer für evangelische Freiheit mit seinem Liebesgruß gemeint. Ob Irrthümer in Bunsens Schriften? In welchem Menschenwerke wäre kein Irrthum! Bunsens „Zeichen der Zeit" haben gewirkt, just auf dem Boden der Orthodoxen, an deren Felsen er schlug, um ihm Wasser des Lebens zu entlocken. Ein bibelfest Gläubiger hat Christian Karl Josias Bunsen den Wahrspruch der Freiheit für die Kinder Gottes vertheidigt; sein Christenthum ist tapfer genug, selbst den kategorischen Imperativ Kants, diesen Inbegriff freier Selbstbestimmung des denkenden Menschen, mit der Offenbarung der Bibel in Eintracht zu bringen. Im Werke: „Hippolytus und seine Zeit" gab der gelehrte Forscher seine Studien über ein erstes, ächtes und reines Christenthum vor allem römischen Principat, und schilderte dies ursprüngliche Christenthum als Lehre Christi in seinen Kämpfen mit sich selbst und heidnischen Formen. Das römische Christenthum ist eine friedliche Beilegung dieser Kämpfe, aber zugleich eine Amalgamation mit den streitenden Elementen. Das evangelische Christenthum hat diesen Kampf mit der Welt und ihren hierarchisch mittelalterlichen Formen festgehalten, nimmt ihn stets wieder auf und drängt auf die reine Quelle alles mit Menschensatzung vermischten Christenthums, auf die Lehre Christi. Bunsen erhob zum dritten Male seine Tuba und schrieb in seiner pfälzischen Einsamkeit zu Charlottenberg das Werk: „Gott in der Geschichte" (ebenfalls Leipzig bei Brockhaus). Mit dem altbiblischen Schwung der Propheten legt er hier sein Bekenntniß ab über ein Gottesreich in der Weltgeschichte der Menschen und im Gange der Völkerentwickelung. Mit feuriger Rede und sieghafter Selbstgewißheit besteht er auf allgemeine Anerkennung eines Gottesreiches auf Erden und einer sittlichen Weltordnung. Daß dies Gottesreich weit und groß genug ist, um die Freiheit des menschlichen Ichs nicht auszuschließen: darin besteht Bunsens und alles wahre evangelische Christenthum. Daß der Pietismus darüber lästern kann, in Christo blos den Propheten, wenn auch den letzten und höchsten, zu sehen, und dies Judaismus schilt: das ist ein schlimmes Zeichen für das exquisite Christenthum, dessen fanatischer Bruderhaß (statt Christi Bruderliebe) schlecht von Sack und Asche verdeckt wird. In diesem umfänglichen und bedeutsamen Werke: „Gott in der Geschichte" legt Bunsen in Buch 1 alle Streitfragen seines Themas auseinander; in Buch 2 giebt er eine ebenso begeisterte wie gelehrte Schilderung des im hebräischen Volke entwickelten Gottesbewußtseins, auf Basis der historischen Gestaltung und der Propheten und Zeugen. Die vier leitenden Persönlichkeiten des israelitischen Bewußtseins, Abraham der Gottesfreund, Moses der Gesetzgeber, Elias der Seher und Volksführer im Reiche Israel, und Jeremias der Prophet des sinkenden und fallenden Reichs, sind mit besonderer Ausführlichkeit charakterisirt, neben ihnen die gesammten Wortführer des alten Bundes bis auf Daniel und die Heilsverkünder kurz vor Christo. Christus ist der Vollender und der Abschluß, seine Lehre ist die Auflösung des Judenthums, weil sie den Gottesglauben und die Kindschaft der Menschen zu Gott zur Weltreligion erhebt.

Neue Gemälde in Paris.

— Seit dem 17. August, gleich nach der Preisvertheilung, ging ein großer Theil der in Paris ausgestellten Bilder nach Brüssel; mit dem 15. September war der Pariser Salon geschlossen. Historie und Religion waren in Paris wenig vertreten, wenigstens von Seiten französischer Maler. Denn Yvons großes Bild: „Die Erstürmung des Malakoff", — groß in der Dimension der Formen und Gestalten, — scheint nichts mehr zu sein als eine Illustration der herrschenden Partei, ein politisch befohlenes Bild. Wie der „Pferdekrüger" in Berlin Paraden malte, so malt Yvon auf Bestellung Schlachtstücke; denn mehr als eine potenzirte Parade war doch wohl der ganze Krimfeldzug nicht für die französische Armee! Vernet hütete sich, solche Bilder in historischem Maßstab zu geben; er blieb damit freiwillig in der Beschränkung des Genre. Yvon wollte mehr geben und verirrte sich. Im Genre sind mehrere französische Bilder im Salon zu rühmen gewesen; neben Baudry auch Cabanel mit seiner Darstellung Othello's, wie er von seinen Schlachten erzählt, Robert Fleury mit seinem „Karl V. im Kloster", Gerome mit seinem „Duell nach dem Maskenball", und Einiges von Meissonier, dessen Pinsel im Kleinen und im Detail sehr viel Gewissenhaftigkeit verräth. — In der religiösen Malerei waren fast nur Deutsche hervorzuheben: Ittenbach mit seiner kleinen „Himmelskönigin", Deger mit einem Christkinde, Ferdinand Richter in Berlin mit seinem „Jesus erweckt Jairi Töchterlein". Auch im Genre waren Deutsche zu rühmen. Ludwig Knaus, von dem die Düsseldorfer Gallerie „die Spieler und den Morgen nach dem Tanze" besitzt, stellte in Paris zwei Bilder aus: einen „Leichenzug" und „heimkehrende Zigeuner". Henneberg, Braunschweiger, lieferte eine „wilde Jagd", Heilbuth, Hamburger, seinen „Palestrina", Albert Brendel, Berliner, arbeitete glückliche Thierstücke·

Der Schwede Marcus Larson zählt sich mit seinem „Schiffbruch“ und seinem „schwedischen Wasserfall“ zu den Düsseldorfern. Im Salon von 1855, über den Adolf Stahr in einem zweibändigen Werke: „Nach fünf Jahren“ seine Studien veröffentlichte (Oldenburg bei Schulze 1857) machte ein Deutscher, Namens August Schenk, der sich zu den Portugiesen zählt, viel Aufsehen mit seinem Genrestück aus dem Straßenleben Lissabons. Stahr schildert ausführlich die Richtungen und Leistungen der französischen Malerei bis auf Delaroche, der damals seine Bilder dem Salon entzog.

Die Baumwolle in Indien.

-s-. Nach einer Flugschrift, die im Jahre 1840 erschienen, und in mehreren tausend Abdrücken unentgeltlich unter die Manufacturisten vertheilt wurde, haben sich folgende Thatsachen herausgestellt: Die einheimischen Pflanze gedeiht nur auf dem aus Trümmern des Trappgesteins bestehenden Boden, der einen Flächenraum von circa 200,000 englischen Geviertmeilen umfaßt, wogegen die exotische Baumwolle auf diesem Boden nicht fortkommt, sondern einen aus den Trümmern der primären und secundären Formationen bestehenden Boden liebt. Man fand auch, daß die Baumwolle aus Aegypten auf den Kieselablagerungen in der Nähe der Meeresküste gedeiht und daß die Bourbon-Baumwolle auf demselben Boden gut gedeiht, vorzugsweise aber in nicht gar zu großen Entfernungen von der Küste. Es scheint sich aber noch eine andere Thatsache ergeben zu haben, die nämlich, daß jede Baumwolle eine um so reichlichere Ernte giebt, je näher sie dem Wendekreise gewachsen ist und der Ertrag an Menge abnimmt, je näher sie dem Aequator rückt. Diese Thatsachen sind von so ungemein großer Wichtigkeit, daß diejenigen, welche sich mit dem indischen Baumwollenhandel beschäftigen, sie nicht außer Acht lassen sollten. Ueberdies stellte sich in neuerer Zeit noch eine andere wichtige Thatsache fest; Herr Bright erklärte im Parlamentsausschuß, dessen Vorsitzender er war, er habe vor einigen Jahren etliche Ballen in Dharwar gewachsener exotischer Baumwolle kommen lassen, die ihm beim Verkauf in Liverpool einen Gewinn von 100 Procent abwarfen. Ein anderes Gutachten that dar, daß 500 Ballen zu Tinnivelly gewachsener exotischer Baumwolle, bei ihrer Ladung in Liverpool in demselben Jahre eine um 90 Procent höhere Einnahme gewährten, als die ursprünglichen Kosten betragen hatten. Zur Zeit des Erscheinens der oben bemerkten Flugschrift, bestanden noch viele Hindernisse für einen gewinnreichen Handel mit in Indien erzeugter exotischer Baumwolle; diese sind indeß allmählich beseitigt worden. Sie bestanden zunächst in der Unsicherheit des Grundbesitzthums, in Folge der schwankenden Grundsteuer in vielen Theilen Indiens; dann im Mangel an fahrbaren Straßen. Die Einführung einer festen Steuer in den nordwestlichen Provinzen Indiens, die ganz nahe an zwei schiffbaren Flüssen, der Dschumna und dem Ganges, liegen, sowie der Bau tüchtiger Straßen in diesem Theile Indiens, bieten dem Erfolge eines Unternehmens zur Anpflanzung der Upland- und New-Orleans-Baumwolle kein anderes Hinderniß mehr als die große Entfernung vom Hafen von Calcutta. Nach einem andern Plan eingerichtet, im Ganzen aber vortheilhafter für diejenigen, welche sich an Ort und Stelle mit dem Baumwollenhandel abgeben, sind die Steuerverhältnisse im Dekan, zu welcher Provinz Dharwar gehört, wo Tausende von zur Anpflanzung der New-Orleans-Baumwolle geeignete Morgen Landes direct von der Regierung auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren, zu einer sehr niedrigen Steuer erlangt werden können. Auch in den südlichen Theilen der Provinzen von Madras, wo die Bourbon-Baumwolle so erfolgreich angepflanzt wurde, läßt sich, ebenfalls unmittelbar von der Regierung, ziemlich viel Land zu ähnlichen Zwecken erhalten. Mehrere hundert Maschinen mit Sägblättern, die zur Reinigung der Baumwolle von Samen und trockenem Laube sehr geeignet befunden wurden, sind von der Regierung abgeschickt worden und vielfach in Gebrauch gekommen, so daß, wenn die Nothwendigkeit die Baumwollenhändler in Lancashire veranlassen sollte sich nach einem neuen Baumwollenfelde umzusehen, sie dieses in Indien finden können. Wenn die Manufacturisten indeß erwarten, die Regierung werde sie mit reiner Baumwolle versorgen, falls zeitwilliger Mangel daran auf dem americanischen Markte einträte, so werden sie sich getäuscht finden und es wäre höchst unvernünftig eine solche Zumuthung auch nur an eine Regierung stellen zu wollen. Wenn es den Baumwollenspinnern je ernst damit ist, sich einen sichern Markt zur Erlangung ihres Rohmaterials zu verschaffen, so werden sie Privatgesellschaften bilden, wie die für die Cultur des Indigos, und dann an Ort und Stelle bald lernen auf welche Weise sie sich ihren Artikel am wohlfeilsten zu beschaffen vermögen. Nach dem letzten Census von 1856 ist eine Bevölkerung von 180 Millionen Menschen vorhanden, die in Baumwolle gekleidet sein will, sodaß jedes Paar, Mann und Weib, das die gewöhnliche Landeskleidung trägt, jährlich mindestens eines 5 Pfund Baumwolle wiegenden Anzuges bedarf. Für alle zusammen wären demnach 450 Millionen Pfund allein für die Kleidung erforderlich. Wir können hiervon vielleicht ein Drittheil für Kinder und Tagelöhner abziehen, sodaß uns doch noch 300 Millionen Pfund bleiben. Rechnet man hierzu die Baumwollenmasse, welche zu all denjenigen Zwecken gebraucht wird, zu welcher man in Europa Hanf, Flachs und Wolle verwendet, so können wir den heimischen Bedarf auf nicht viel weniger als 750 Millionen Pfund anschlagen. Diese ganze Masse Bauwolle läßt sich aufarbeiten durch ein sehr unvollkommenes Reinigungsverfahren, durch die Hand-Engrenirmaschine, welche den Samen zur Seite wirft und durch den Bogen, welcher alle übrigen Unreinigkeiten entfernt. In diesem Zustande aber ist diese Baumwolle für den englischen Manufacturisten untauglich, daher ihr niedriger Preis. Bevor die Eingebornen für ihre Baumwolle, wenn sie gereinigt und ein gewisser Begehr darnach vorhanden ist, nicht einen beträchtlich höhern Preis erzielen können, dürfen wir nicht erwarten, die einheimische Baumwolle in dem Zustande zu bekommen, wie wir sie brauchen. Was die exotischen Baumwollen betrifft, so ist, abgesehen von der Schwierigkeit die Ackerbauer in der ganzen Welt zu veranlassen, neue Producte zu bauen, noch kein genügender Grund vorhanden gewesen, der die Eingeborenen zum Anbau fremder Baumwolle bewogen hätte; einmal, weil der Ertrag nicht größer ist als der der einheimischen Baumwolle auf demselben Stück Land, dann, weil die Bedürfnisse der Völker keinen längern Stapel erheischen als denjenigen, welchen sie bereits haben und endlich, weil sie keinen sichern Absatzmarkt besitzen. Wenn einmal die beim Baumwollenhandel Betheiligten in Indien, Baumwollkaufleute oder selbst Bauwollpflanzer werden, unter denselben Bedingungen wie die Indigopflanzer, so werden wir sehen, daß Indien die durch Sklavenarbeit erzeugte Baumwolle der südlichen Vereinsstaaten ebenso wirksam vom Markte verdrängt, wie die Indigopflanzer ihren Handelszweig dem übrigen Theil der Welt entrissen haben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 41. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [10. October.

Inhalt.

Das Schloß Albrechtsburg in Meißen.×

Die Kunde von einer Restauration des Stammschlosses des königlich sächsischen Regentenhauses, die sich schon seit mehreren Jahren als Gerücht verbreitet hatte, ist nun zur Freude der Archäologen und Freunde vaterländischer Geschichte zur Gewißheit geworden und wird sich wahrscheinlich in nicht zu ferner Zeit erfüllen. Rings herum in den deutschen Landen sehen wir wie die künstlerisch bemerkenswerthen und geschichtlich denkwürdigen Bauwerke einer früheren Zeit dem Verfalle entrissen und theils in ihrer ursprünglichen Anlage, theils getreu im Baustyle, aber vervollkommnet wiederhergestellt werden, und so sehr wie irgend ein anderes dieser auferstehenden Gebäude ist es die in ihrer Architektur unvergleichliche Albrechtsburg zu Meißen werth, daß sie dem frühzeitigen Untergange entrissen werde. Eine Wiederherstellung dieses Prachtschlosses ist zugleich eine dankbare Arbeit, da nicht völlig ruinirte Theile vorhanden sind, die nur nach Muthmaßungen restaurirt werden können, sondern die hauptsächlich maßgebenden Theile noch so gut erhalten sind, daß die entstellten und beschädigten leicht und treu nach der Anlage in Stand gesetzt zu werden vermögen. Eine theilweise Restauration vor einigen Jahren hat darin schon großen Vorschub geleistet und durch ihre Resultate den Wunsch nur noch kräftiger geweckt, das ganze schöne Bauwerk neuverjüngt erstehen zu sehen.

Um aber solchen Lesern, welche sich für Restauration bedeutender Baudenkmale des Mittelalters interessiren, die Albrechtsburg zu Meißen aber nicht näher kennen, einen Anhalt des Verständnisses zu geben, möge hier Einiges über die Geschichte und die Architektur des Schlosses folgen.

Der lange und breite Scheitel des Schloßberges im Nordwesten der Stadt Meißen ward zuerst im Jahre 930 vom Kaiser Heinrich dem Finkler mit Gebäuden versehen und von Mauern umgeben, um ihn zu einer Zwingburg gegen die kriegerischen Sorben-Wenden jenseit der Elbe zu machen. Schnell siedelten sich unterhalb der neuen Burg friedliche Leute an, um ihren Schutz zu genießen, so den Grund zur Stadt Meißen legend, die bald mit städtischen Rechten begabt, schnell emporblühte. Das Schloß hatten die Markgrafen inne, theilten es aber mit der Geistlichkeit, welche zugleich mit den Kriegern sich niedergelassen und schon drei Jahre nach den ersten Burganlagen die Gründung eines Domes veranlaßten, den Kaiser Heinrich inmitten des Schloßplatzes beginnen und Kaiser Otto I. vollenden ließ. Dieser Dom im romanischen Basilikenstyle ward im dreizehnten Jahrhundert durch einen Prachtbau im edelsten Spitzbogenstyl ersetzt, der noch heute durch seine großartig schönen Formen imponirend die Blicke der Kenner wie der Laien auf sich zieht, in seiner langgestreckten Lage inmitten des Schloßplatzes von den ältesten Zeiten die Grenzscheide des geistlichen und weltlichen Besitzes bildete und die bischöfliche Residenz mit den dazu gehörigen Probstei- und Dechantei-Gebäuden von den Gebäuden der Markgrafenburg schied, während der vorderste Theil des Schloßberges in einigen Häusern und Thürmen die Wohnung des Burggrafen und seiner Mannen enthielt. Die Gebäude der Markgrafenburg nahmen zwar die Hälfte der nordöstlichen und die ganze lange nordwestliche Seite des Berges ein, waren aber jedenfalls ein Gemisch verschiedenartiger Stein- und Holzbauten, wie sie während fünf Jahrhunderten durch das Bedürfniß entstanden. Daß sie sich nicht besonders vor anderen Burggebäuden auszeichneten, scheint daraus hervorzugehen, daß man nirgend etwas über ihre Architektur erwähnt findet.

Da beschlossen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die beiden Gründer der herzoglichen und königlichen Linien des Hauses Sachsen, die Brüder Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, an der Stelle der zum Theil abgebrannten Markgrafenburg ein neues kurfürstliches Schloß zu bauen, welches durch seine Größe und die Schönheit seiner äußeren und inneren Ausschmückung dem Zwecke einer Residenz der Fürsten des Meißner Landes entsprechen sollte. — Der gewaltige Bau ward im Jahre 1471 begonnen und im Jahre 1483 in den Hauptsachen vollendet. Als Baumeister nennt man einen Meister Arnold von Westfalen, der, wenn auch sein Name sonst weiter bei keinem Baue erwähnt werden sollte, sich durch die Ausführung der Schloßgebäude und der später erneuerten bischöflichen Residenz einen unsterblichen Ruhm erworben hat. Werkmeister beim Bau war ein gewisser Kilian. Nach der im

Jahre 1485 zwischen den beiden fürstlichen Brüdern vorgenommenen Ländertheilung residirte Herzog Albrecht bis zu seinem im Jahre 1500 erfolgten Tode in dem neuen Schlosse und setzte den Ausbau desselben fort. Er starb auf einem Feldzuge gegen die Friesen zu Emden in Ostfriesland, ward aber in der Fürstencapelle des Domes zu Meißen zur Seite der Tumba seines Großvaters Friedrichs des Streitbaren beerdigt, an dessen anderer Seite bereits seit dem Jahre 1486 die sterblichen Reste des Kurfürsten Ernst ruhten. Georg der Bärtige, der Sohn und Nachfolger Herzog Albrechts, verlegte zwar die Residenz nach dem aufblühenden Dresden, verfolgte aber den Ausbau des Schlosses, besonders in den Jahren 1520 bis 1524, und erweiterte es, indem er dem eigentlichen Schloßgebäude und dem westlich daranstoßenden Frauenhause das große Kornhaus anfügte. Den Namen Albrechtsburg erhielt das Schloß zu Ehren des Miterbauers und Stammvaters der Albertinischen Linie vom Kurfürsten Johann Georg II., als dieser die durch die Erstürmung der Schweden im dreißigjährigen Kriege den Gebäuden zugefügten Schäden im Jahre 1676 ausbessern ließ. Obgleich seit der Verlegung der Residenz die sächsischen Fürsten zeitweilig bis zu Anfange vorigen Jahrhunderts auf der Albrechtsburg sich aufhielten, daselbst Regierungsacte und hier und da unbedeutende Abänderungen in den großen Gebäuden vornahmen, so standen doch die hohen weiten Schloßhallen oft längere Zeit öde und leer, nur von einem Castellan behütet, was den König-Kurfürst August den Starken veranlassen mochte, die verlassenen Räume dem Porcellanerfinder Johann Friedrich Böttger zum größeren Betriebe seiner Erfindung im Jahre 1710 einzuräumen, nachdem derselbe bereits fünf Jahre früher in denselben stillen Räumen unbelauscht, aber bewacht an der Erzeugung des neuen glänzenden Geschirres gearbeitet hatte. Ehe wir nun der Beschädigungen und Entstellungen gedenken, welche in Folge der Nothwendigkeit und eines vergrößerten Betriebes der in die Schloßräume verlegten Porzellanfabrik an den Gebäuden entstanden, wollen wir die ursprüngliche Anlage der Albrechtsburg und ihre kostbare Architektur näher ins Auge fassen.

Der Haupttheil des eigentlichen Schlosses liegt auf der Nordostseite des Berges, mit der Fronte der Elbe zugekehrt, bildet am nördlichen Ende ein Knie, aus welchem ein Theil der Gebäude in reiner Nordrichtung schräg gegen die Fronte heraustritt und endet in einem kurzen Flügel nach Nordwesten, an welchen das niedrigere Frauenhaus stieß. Von außen steigt der Bau, dessen vordere Mauern über ein Dritttheil von der Höhe des Berges herabstehen, zu einer wahrhaft imponirenden Höhe auf, sechs ungemein hohe Stockwerke enthaltend, von denen fünf übereinander gewölbt sind. Nach dem Schloßhofe zeigen sich nur drei dieser Stockwerke, indem nach dieser Seite die drei anderen unter der Erde liegen und so gewaltige große Kellerwölbungen bilden, daß 1200 Stückfaß Wein bequem darin lagern können. Die Elbfronte, zwischen den Etagen durch schräg abfallende Friesbänder abgetheilt, tritt in den malerischsten Formen in den senkrechten Linien vor und zurück und wird durch einen schlanken zur Hälfte heraustretenden sechseckigen Thurm geziert. Die sehr breiten Fenster, meistens durch drei steinerne Stäbe der Länge nach getheilt und gestützt, sind oben sehr zierlich ausgeschnitten und zeigen durchgehends den nach unten gesenkten sternförmigen Bogen, während die meisten Thüren den gewöhnlichen Spitzbogen, aber in schönster Form besitzen. Aus dem Dache treten große Fenster hervor, in der oben ausgehenden Spitze theils durch steinerne Kreuzblumen, theils durch fabelhafte Thierbildungen geschmückt, wie solche auch als Ausgießer an den Vorsprüngen des Gebäudes und den Dachecken angebracht sind. Ein prächtiges Beispiel von Steinornamentik ist die kolossale, zierlich durchbrochene Kreuzblume, welche den westlichen Hauptgiebel krönt.

Die äußeren Hauptmauern der Gebäude, welche von Außen gesehen scheinbare Wandflächen bilden, bestehen, unähnlich allen anderen weltlichen Bauwerken der spätmittelalterlichen und modernen Constructionen, aus einem massigen Pfeilerbau, ähnlich der Kirchenarchitektur, dessen Pfeiler je ein Fenster zwischen sich einschließen und sechs bis zehn Ellen in das Innere der Gemächer hineintreten, wodurch sie jede nach innen durch einen Schwibbogen abgeschlossene Fensterhalle gleichsam zu einem Gemache für sich bilden. Am deutlichsten wird diese Construction aus den vorhandenen Plänen ersichtlich, wo diese gewaltigen, einzelnstehenden Pfeilermassen recht in die Augen springen, während uns bei einer Besichtigung der Zimmer mehr nur die weiten, tiefen Fensterhallen auffallen. Eigentliche Wände giebt es daher nur im Innern, um die Zimmer von einander und von den Gängen abzutheilen. Die Zimmer selbst sind ungewöhnlich groß und nehmen oftmals die ganze Tiefe der Gebäude ein, indem sie Fenster an den beiden entgegengesetzten Seiten haben. Es sind gleichsam lauter aneinanderstoßende Säle und nach unseren Behaglichkeitsbegriffen viel zu groß. Es giebt jedoch auch kleine, recht nette Gemächer, vorzüglich in dem äußeren Thurme und in dem ersten Oberstock (vom Hofe aus gerechnet), welcher letztere die eigentlichen Wohnzimmer enthalten haben mag. Dabei sind die Zimmer der oberen Etagen von einer enormen Höhe. Durchaus prachtvoll sind alle Deckenwölbungen, selbst die der schmählsten Gänge und kleinsten Cabinete. Sie zeigen in den verschiedensten Stern-, Kreuz-, Netz- und Fächerformen eine solche Verschiedenheit der combinirtesten Anwendung des Spitzbogens, daß wir von Staunen ergriffen werden und die Möglichkeit ihrer Zusammenfügung nicht begreifen können. Die von den Deckenwölbungen auslaufenden Rippen und Bogensehnen vereinigen sich in den Ecken, an den vortretenden Pfeilern und an den Wänden zu Bündeln und reichen oft weit herab. Die meisten Gemächer haben zugleich weitvortretende und ringsherum fortlaufende Steinbänke, etwa eine Elle über dem Fußboden. Unvergleichlich schön sind die inneren architektonischen Gliederungen der Fenster- und Thürgewände.

Besonders bemerkenswerth unter den vielen Gemächern waren oder sind noch folgende: Die kleine Hauscapelle im ersten Oberstock, ein interessanter sechseckiger Raum mit hoher Sternbogendecke und herrlichen Details an Pfeilern, Säulchen, Schwibbögen u. a. Sie stößt an den großen Bankett- und Tanzsaal, der von einem andern großen Saale, gewöhnlich der Thronsaal genannt, durch das erhöhte Trompeterchor getrennt

wird, von welchem die Musiker nach beiden Seiten ihre Fanfaren und Tanzweisen konnten ertönen lassen. Der 80 Ellen lange und mit den Fensternischen 36 Ellen breite Speisesaal brannte einige Jahre nach Etablirung der Porzellanfabrik im Schlosse aus, wodurch viel in seinem Innern, namentlich die schönen Fenstergewände, zerstört wurde. In der Etage darüber sind es drei Zimmer, welche uns vor Allem anziehen. Zuerst das große Mittelgemach mit je zwei breiten, großen Fenstern nach der Elbe und dem Hofe, dessen feincombinirte Deckenwölbungen durch einen Mittelpfeiler in vier Theile geschieden werden, von welchem Pfeiler ebensoviel Bogenspannungen ausgehen wie von den verschiedenen Wandseiten. Aus dieser weiten Halle führt eine kleine kunstvolle Thüre in das anstoßende Thurmgemach, unstreitig das traulichste und zierlichste des ganzen Schlosses. Die architektonische Ausschmückung ist außerordentlich schön gedacht. Von den drei schlanken Fenstern, welche von dem Sechseck nach außen gehen, ragen die befindlichen Pfeilerstellungen in das Innere über 2½ Ellen weit herein, zwischen sich und den Fensterpfeilern hohe offene Spitzbogen einschließend und sich mit der kunstreichen Sterndecke sinnreich verbindend. Ein Quergang und eine weite Vorhalle trennt die eben beschriebenen Gemächer von dem kreuzförmigen Gesandten- oder Audienzsaale, auch wohl Wappenstube genannt, der sich in dem nördlich heraustretenden Gebäudetheile befindet. Seine Kreuzform entsteht durch die vier, gegen 8 Ellen dicken Pfeiler in den vier Ecken, welche nach drei Seiten Fenster, nach der vierten die einzige Eingangsthüre einschließen. Die sternförmige Wölbung der Decke wird durch breite gegliederte Rippen abgetheilt, welche tief an den Wänden herabgehen und von denen die vier, an den gebrochenen Ecken der Pfeiler herablaufenden durch vier in Hautrelief vorstehende Brustbilder von Schildhaltern getragen werden, welche auf ihren Schildern die Wappen Sachsens, Meißens, Thüringens und Landsbergs zeigen. Der große runde Schlußstein der Wölbung besaß einen Kranz aus sämmtlichen Provinzwappen des Landes. Rechts von der Thüre befindet sich ein hoher breiter Kamin mit plumpen Renaissancedecorationen, wahrscheinlich aus den Zeiten Georgs des Bärtigen, an welchem einst die Worte standen: Es geluckt noch wohl H. E. H Z. S., unter welche mit Rothstift geschrieben war: Gnad dir der allmächtige Gott, welche Inschrift Johann Friedrich dem Mittleren zugeschrieben wurde, der als Gefangener einige Tage hier zubrachte. Man bedeckte sie, um sie vor dem Untergange zu bewahren, mit einer umrahmten Glastafel, welche jedoch nebst der Inschrift durch einen Brand zerstört ward.

Ueber den genannten sechs Stockwerken befindet sich in dem hohen Dache noch eine Dachetage, welche durch viele Fenster erleuchtet wird und eine Decke von dicken, an den Rändern gekehlten Eichbalken besitzt. Auch in dieser Flur ist noch ein hübsches Zimmer in dem über das Dach hinaussteigenden sechseckigen Thurme, einfacher wie das untere.

Von dem Schloßhofe, der südlich von der Domkirche, östlich und nordwestlich von den Schloßgebäuden umgeben ist, vermitteln zwei Thürme mit Wendeltreppen den Zugang zu den oberen Stockwerken. Der eine, hoch und schmahl, und rund aus dem Eckwinkel heraustretend, hat viele gekuppelte schräge Fenster übereinander und eine das Dach überragend feine Spitze. Seine Treppe führt zu dem Trompeterchore und zu den in der Ecke befindlichen Gängen der zwei obersten Etagen. Der Haupttreppenthurm inmitten des Gebäudes ist ein Meisterwerk gothischer Baukunst und zeichnet sich vor Allem sowohl durch seine kühne Bauart als durch Zierlichkeit und vortreffliche Construction aus. Im halben Sechseck aus der Hoffronte heraustretend, wird derselbe durch drei, auf Tragsteinen ruhende Strebepfeiler gestützt, unter dessen mittlerem sich der Eingang in die großen unterirdischen Kellerräume befindet. Vier, zusammen 49 Ellen hohe Stockwerke, von denen drei mit offenen Gallerien oder Umgängen versehen sind, steigen bis zur Höhe des Gebäudedachs auf. Früher war noch ein fünftes Stockwerk aufgesetzt, aber unvollendet trotz der Thurmspitze, und nicht mit dem untern Thurme im Einklang stehend. Baufälligkeit halber wurde dieser oberste Theil auf Wunsch des Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer im Jahre 1851 abgetragen, interimistisch überdacht und im Jahre 1854 ein neues, den unteren entsprechendes Stockwerk aufgesetzt, welches in Giebeln auslaufend, eine schöne schlanke Spitze trägt, deren starkvergoldeter Knopf mit der zierlichen Fahne sich 100 Ellen über den Schloßhof erhebt. Die Giebel, zwischen denen die Strebepfeiler in sechsseitigen Fialen endigen, sind analog den nebenstehenden Dachfenstern mit Kreuzblumen gekrönt. Dieser Restaurationsbau, welcher unter der Oberleitung des Landbaumeisters Schmidt in Oschatz von dem Bauconducteur Otto Wanckel durchgeführt wurde, welch Letzterer den Entwurf dazu gefertigt, umfaßte zugleich eine vollständige Wiederherstellung aller schadhaften Stellen des ganzen Thurmes, sodaß dieser nach Wegreißung der umgebenden Gerüste wie aus einem Gusse neu geschaffen dastand. Die neuen Steinmetzarbeiten, welche sich durch Sauberkeit der Ausführung und durch die dem Style des Schlosses entsprechenden Details auszeichnen, wurden durch den Steinmetzmeister Uhlmann in Dresden angefertigt. Was diesen Thurm so außerordentlich zierlich und leicht trotz der immensen Steinmassen erscheinen läßt, sind die hohen offenen Hallen aller Stockwerke, innerhalb welcher sich wiederum ein runder, von Fenstern durchbrochener Raum befindet, in welchem sich die breite geschweifte, 113 Stufen hohe Wendeltreppe um eine hohe Spirale dreht, welche unter der schönen Sternwölbung des vierten Stockwerks in einem merkwürdig erfundenen Knauf endigt. Außerhalb der hohen offenen Spitzbogenhallen in jeder Etage laufen die Umgänge oder Gallerien um das elegante Kunstwerk, mit hohen Spitzbogenthüren in jedem der massigen Strebepfeiler und Reliefs an den Galleriebrüstungen. Diese Reliefs, in viereckige Felder abgetheilt, sind aus verschiedenen Zeiten und daher auch in der Behandlung und den Darstellungen verschieden. Die ältesten, durch die Jahrzahl 1482 bezeichneten, datiren aus der ersten Erbauungszeit des Thurmes. Sie enthalten auf jedem Felde zwei roh und unbeholfen dargestellte menschliche Figuren, welche in den dargestellten derben kaustischen Witzen den Geschmack ihrer Entstehungsperiode charakterisiren. Die Reliefs der beiden unteren

Umgänge sind der Jahrzahl 1524 nach aus der Zeit Herzog Georgs und enthalten auf der untersten Gallerie „Exempla auß Geist- und Weltlichen geschichten praesentiret, wie Wein und Weiber die Weisen bethöret." Wir finden da die Susanna im Bade, von David belauscht, Salomo und die Königin von Saba, Simson und Delila und ähnliche Scenen. Auf der zweiten Gallerie sind die Regalien des Hauses Sachsen abgebildet. Die Darstellungen der Figuren und die beigegebenen Decorationen von Füllhörnern und dergleichen sind schwülstig und im unverstandenen Style der Renaissance gehalten und stechen eigenthümlich von der umgebenden Gothik ab. Die Brustwehr der vierten Gallerie enthält wie die darüber sich erhebenden Giebelfelder neue, sehr zierliche gothische Rosetten. An jedem Umgange, wo die Strebepfeiler nach dem oberen Theile etwas zurückgehen, springen an den vorstehenden Ecken derselben abenteuerliche Thier- und Menschenfiguren als Wasserspeier heraus, in ihrer eigenthümlichen Zusammenstellung sicher eine tiefe Symbolik bietend, die der Jetztzeit unverständlich ist.

Wenn wir es jetzt bedauern und nicht begreifen können wie man zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen solchen Prachtbau für den Betrieb einer Fabrik hergeben konnte, indem man voraussah, daß dieser Betrieb sich immer mehr vergrößern würde, und auch später, als die Manufactur alle Räume einnahm und zu ihren Zwecken umwandelte, diese Fabrik nicht wieder aus dem Schlosse verlegte, um den immer bedeutender werdenden Beschädigungen Einhalt zu thun, so müssen wir einfach die Zeiten, in denen dies geschah, bedenken. Jene Zeiten waren in gewisser Hinsicht sehr materielle. Man lebte meist im Augenblicke und für die Erscheinungen der Zeit, und wenn die Wissenschaften nach einigen Seiten Fortschritte machten, so stand im Ganzen die Kunst auf einem niedrigen Standpunkte und für Archäologie und Achtung und Schutz mittelalterlicher Bauten war gar kein Sinn vorhanden. Der geschnörkelte Rococostyl, später der sogenannte Zopfstyl, welcher Formen aus dem griechischen Alterthume entlehnte, ohne sie anzuwenden zu verstehen, waren die einzig herrschenden Bauweisen und harmonirten mit der geschnörkelten Sprache, Tracht und Lebensweise und den zopfigen Ansichten. Das Verständniß der mittelalterlichen Bauarten, welche so sinnreich und organisch geordnet, der Welt zahlreiche Prachtgebäude schenkten, in denen ein großer Gedanke von den massigen Grundpfeilern bis in die äußersten Decorationen und höchsten Spitzen erkennbar ist und das Ganze durchgeistigte: dieses Verständniß war ihnen verlorengegangen. Sie staunten wohl die alten Riesenwerke an, aber betrachteten sie mehr nur als sonderbare Ausgeburten menschlicher Phantasie, die nicht zu ihren Schönheitsbegriffen paßten und besonders in den Schlössern und Privatbauten ihrem Bequemlichkeitssinne nicht entsprachen. Was Wunder daher, wenn man ein solches großartiges Bauwerk als Local für eine Fabrik hergab, von deren Erzeugnissen man sich einen außerordentlichen Erlös versprach, die man gleichsam als Goldgrube betrachtete! — Wie es ganz natürlich war, daß die mächtigen, weiten und hohen Hallen nicht zu Fabrikzimmern paßten, so sah man sich genöthigt, hier und da Zwischenwände anzubringen und an einigen Orten durch Zwischenböden die Höhe zu theilen. Man schlug Löcher in die starken Wände, um Oefen zu setzen, brach an vielen Stellen die steinernen Sitzbänke ab oder die zu kleinen Spitzbogenthüren heraus, um sie durch weitere viereckige zu ersetzen. Daß diese Beschädigungen und Verunstaltungen immer häufiger wurden, je größer der Betrieb der Fabrik und je zahlreicher das Arbeitspersonal wurde, ist leicht begreiflich. Aber nicht allein durch diese Nöthigungen wurden Beschädigungen verursacht, sondern auch durch Zufälligkeiten und durch Unvorsichtigkeit. Mit schweren Kästen auf den Köpfen stieß man die Kanten von Decorationen, die scharfen Ecken von Gliederungen und Bögen ab und Stücken aus den Treppenrampen heraus, deren Stufen durch das täglich vier- und mehrmalige Betreten mehrerer hundert Personen in der langen Zeit tief ausgehöhlt und dem zu Folge durch Einsetzen von neuen Stücken geflickt wurden. Das ehemalige Frauenhaus hat sich nach und nach in ein nüchternes modernes Gebäude verwandelt, wie es den Zwecken der Manufactur besser entspricht, und das Kornhaus ist nur in dem Erdgeschosse, der jetzigen Porzellanniederlage, leidlich erhalten, während die oberen Etagen zu bequemen Wohnungen für die höheren Beamten der Anstalt umgestaltet wurden. Große Beschädigungen im alten Schlosse veranlaßte in demselben die Einführung der Luftheizung, da man zu nutzbarer Legung der Leitungsröhren an vielen Stellen die kunstvollen Decken durchbrechen mußte. So ward auch der große, mit Wappen gezierte Schlußstein der Wölbung im Gesandtensaale, jetzt ein Dreherzimmer, entfernt, um die aufrecht durch das schöne Gemach steigende starke Röhre oben hinaus in das darüber befindliche Zimmer zu führen. In die neueste Zeit fällt jedoch eine Veranstaltung, welche auf die Dauer die massigen Pfeiler und Wände der Albrechtsburg, welche noch vor hundertundfünfzig Jahren einem Jahrtausend zu trotzen versprachen, mit schnellem Ruine bedroht. Es ist dies die Aufstellung einer Dampfmaschine von acht Pferdekraft in dem auf der Elbseite gelegenen unterem Thurmgemache, deren Schornstein an dem schlanken Thurme hinauf bis über das Dach hinausgeführt ist. Von dieser Maschine geht das Stahlgetriebe in die großen anstoßenden Säle und wird zu den mannichfaltigsten Arbeiten verwendet, welche früher viele Menschenkräfte und bedeutende Ausgaben in Anspruch nahmen. Wenn ein Bretterhaus oder ein leichtes Backsteingebäude in seiner nachgebenden Elasticität durch das Arbeiten einer Dampfmaschine wenig oder gar nicht erschüttert wird, so ist dies etwas ganz anderes mit starken festgefugten Mauerwerken. Ist die Fabrikmaschine in vollem Gange, so läßt sich durch das ganze Gebäude ein dumpfes Rollen und ein sehr deutliches Zittern der Mauern und Pfeiler vernehmen. Hat dies bis jetzt noch keine sichtbaren Spuren der Zerstörung hinterlassen, so ist noch nicht anzunehmen, daß es auch keine Folgen in der Zukunft haben werde. Es läßt sich vielmehr behaupten, daß durch das leise Beben der Mauern sich nach und nach Risse erzeugen müssen, daß sich die festgefugten Steine von einander, namentlich die Fenster- und Thürgewände und die Bogenrippen von den Mauern loslösen werden, da noch dazu ein bedeutender Druck auf dem oberen Theile des Gebäudes lastet, indem in der Dachetage und den Bodenräumen hunderttausende schwerer

Gypsformen aufgeschichtet sind. Die Aufstellung und Anwendung der Dampfmaschine kann indeß der leitenden Behörde nicht im mindesten zum Vorwurfe gemacht werden, da sie durch Erzielung von bedeutenden Ersparnissen bei dem jetzt sehr starken Betriebe der Manufactur und durch bessere und leichtere Herstellung vieler nothwendigen Hülfsmittel vollkommen gerechtfertigt erscheint. Aber sie muß jeden Freund des imposanten Schloßgebäudes mit Besorgniß erfüllen und in ihm den Wunsch rege machen, daß ihren Erschütterungen wie dem ganzen Betriebe der Fabrik in diesen majestätischen Hallen recht bald Einhalt gethan werde, um noch zu erhalten, was an dem alten Bauwerk erhalten ist, und die Manufactur in eigends dazu errichtete und bequemer arrangirte Gebäude zu verlegen. Es würde dies besonders auch der letzteren Anstalt zum größten Vortheil gereichen. Daß daher die nun sichere Kunde von einer Verlegung der Porzellanmanufactur und einer vollständigen Restauration der Albrechtsburg eine höchst freudige für alle Freunde altdeutscher Bauwerke und unseres schönen Schlosses insbesondere war, ist sehr begreiflich, und möchten Alle, die bei dieser Umgestaltung ein Wort dreinzureden und mitzuhandeln haben, gern und willig die Hand bieten, daß es bald und auf die angemessenste Weise geschehe. Sie werden sich ebenso die Huld unserer kunstsinnigen Regentenfamilie, wie den Dank aller wahren Vaterlandsfreunde verdienen. Große Unkosten fallen leicht in die Wagschaale, wenn es gilt, Großes zu bezwecken.

Man braucht kein Enthusiast zu sein, um gleichsam von einem freudigen Rausche befallen zu werden, wenn man sich die ganze Albrechtsburg frei von allen Anhängseln und Verunstaltungen und in ihrer ursprünglichen Schönheit wiederhergestellt denkt; wenn man sie nach innen im besten Einklange mit dem daneben sich erhebenden gothischen Prachtbau des Domes, ihre Außenfronte frei und majestätisch nach dem Strome und der schönen Umgebung sich entfalten sieht und im Geiste über die prachtvolle Treppe nach den hohen Hallen und durch die Säle und Zimmer wandelt, welche nun ihre reizende Architektur unbehindert den erstaunten Blicken bieten und mit Möbeln und dem sonstigen Zubehör getreu im Decorationsstyle der Erbauungszeit ausgestattet sind, und dann einen Blick durch die hellen Fenster in die anmuthigen Landschaften wirft, welche in jeder Beleuchtung ihren Zauber auf den Beschauer ausüben.

L. Thiele

Die Kaffern von Natal und des Zulu-Landes.*)

II.

Wohnungen, Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei.

Die Kaffern leben in kleinen Ortsverbänden, welche von den Europäern mit dem allgemeinen Ausdrucke „Kraal"**) bezeichnet werden. In seiner einfachsten Form besteht ein Kraal aus einem kreisförmigen Viehstall mit Hütten, rings desselben errichtet, jedoch in waldreichen Districten wird diesem noch eine hölzerne Umzäunung hinzugefügt, um das Ganze einzuschließen. Kraals dieser letztern Art trifft man in der Nähe der Küste, und wenn sie dabei auf einem Hügel erbaut sind, so verleihen sie der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter.

Vielleicht interessirt es den Leser, sich einen genauern Begriff von einem solchen Kraal zu verschaffen und ihn sich in der Nähe zu besehen. So schließe er sich denn im Geiste uns an zu einem Spaziergang ins Thal nach jenem kleinen Waldstrome zu, der eben an der Stelle sichtbar ist, wo wir ein Kaffernweib einen Wasserkrug zu füllen beschäftigt sehen.

Ein schmahler gekrümmter Pfad führt uns zu der Furth, wo wir auf einen Augenblick Posto fassen wollen, um uns die Pflanzen anzusehen, die das Wasser hier ernährt. Weiter thalabwärts möchte es wenig mehr geben, das werth wäre unsere Blicke auf sich zu ziehen, als hohes Gras und schlankes Rohr; hier jedoch trägt die Vegetation einen interessanten Charakter. Eine wilde Dattel hebt sich hervor aus dem mannichfaltigem Gesträuch, während etwas weiter hin eine Strelizia ihre breiten Blätter unweit eines Klumpens von Wasserlilien entfaltet. Wir müssen jedoch hier nicht zu lange säumen, sondern weiter schreiten, und dabei Bedacht nehmen, den rechten Pfad zu wählen, indem mehrere derselben sich nach jener Furth hinabschlängeln. Doch da kommt ja schon der Kraal in Sicht, (kümmern wir uns nicht um die lärmenden Hunde, sondern zeigen ihnen nur unsere Stöcke,) und die äußere Umzäunung zeigt sich uns als eine wirklich furchtbare Barriere. Wir wollen uns aber jetzt nicht damit aufhalten, ihre Construction zu untersuchen, sondern sogleich den Eingang passiren, welcher hier von einer respectablen Weite sich erweist, obgleich er sonst manchmal so eng ist, daß man nicht begreift, wie sich nur das Vieh hindurchzuwinden vermag. Die Pfähle, aus denen er gemacht ist, geben ihm das Ansehen eines roh gearbeiteten, aber eben nicht schlecht aussehenden Thorweges, welcher noch vollständiger sein würde, wenn, wie es bisweilen geschieht, oben auf die beiden Seitenpfosten noch ein Balken quer über gelegt wäre. Zur Nachtzeit wird dieser Thorweg durch andere Balken und starke Stäbe verschlossen, welche jetzt seitwärts innerhalb des Kraals aufgehäuft liegen. Wir haben den Haupteingang passirt und wollen uns nun auch die Hütten selbst näher ansehen. Diese hier zunächst dem Thorwege sind für die Dienstboten; allein sie genügen für unsern Zweck so gut wie die anderen, denn sie haben alle die bienenkorbähnliche Form und sind aus demselben Material erbaut. Nach ungefährer Schätzung messen sie etwa 14 Fuß im Durchmesser und sechs bis acht Fuß in der Höhe, und bestehen aus einem Gezimmer von leichten Balken, das mit Stroh gedeckt ist. Die Thüröffnung ist halbkreisförmig, aber so klein und niedrig daß man nicht hinein gehen, sondern nur hineinkriechen kann, was zwar dem geschmeidigen Kaffer keine Mühe macht, für einen Europäer jedoch sehr beschwerlich ist. Wenn aber der

---

*) Vergl. Nr. 39.

**) Das Wort Kraal, welches man gewöhnlich für ein hottentottisches hält, wurde jedoch ursprünglich corael und crael geschrieben, und wird von dem Herausgeber der Cape-Documents für eine Corruption des spanischen Wortes corral gehalten.

Leser Lust hat, das Experiment mit uns zu versuchen und sich auch nicht zu sehr scheut vor der Bekanntschaft mit verschiedentlichen Insectenarten, von denen er wahrscheinlich einige Ausdringlinge an sich mit zurückbringen wird, so wollen wir uns kecklich in eine dieser dunklen Räumlichkeiten hineinwagen, um uns eine kurze Ansicht ihres Innern zu verschaffen. Allein, obgleich wir nun drinnen sind, so müssen wir doch eine Weile warten, bis das Auge, eben vorher noch in dem hellen Lichte draußen, sich an die Dunkelheit einer fensterlosen Hütte gewöhnt. Einige wenige Augenblicke mögen dazu hinreichen und so werden wir denn zuerst die ebene harte Tenne beachten, auf welcher wir sitzen, und welche noch dabei das Verdienst hat, ganz rein zu sein. Eine kreisförmige Einschließung, welche sich einige Zoll hoch über der Lehmdiele erhebt und sich zwischen dem Eingang und dem Mittelpunkt der Hütte befindet, enthält einen Haufen Holzasche. Wir sehen, daß dieser Platz als Heerdstelle dient, und daß der Rauch, in Ermanglung eines Schornsteins, seinen Ausweg nimmt wohin es ihm beliebt; was auch das rußgefärbte Dach hinreichend darthut. Kochtöpfe und andere irdene Geschirre sind rings an der Wand der Hütte aufgestellt; die daneben stehenden Kalabassen enthalten Milch, welche in ama-si oder Quark sich verwandeln soll, die gewöhnlichste Form, in welcher dieselbe genossen wird. Andere leere Gefäße hängen an dem Gebälk, an der Decke oder der Hüttenwand; hier steht ein großer Korb zum Aufbewahren des Korns, dort ein kleinerer, dessen Flechtwerk so dicht ist, daß man ihn als Trinknapf gebrauchen kann; jene aufgerollte Matte dient als Bett, während jenes seltsam aussehende Ding, fast einem hölzernen Schemel ähnlich, die Stelle des Kopfkissens vertritt. Der breite Stein, den wir dort in der Ecke sehen, ist die Handmühle der Hausfrau, und jenes schwere Werkzeug ist die rohe Hacke, mit welcher sie die Ackerfläche zu bearbeiten hat. Die Assagaien (Wurfspieße) des Mannes bedürfen für uns keiner Erklärung, obgleich es nicht ebenso leicht begreiflich, daß das danebenhangende Kuhhorn die landeseigenthümliche Hukah (Tabakspfeife) ist. Es gäbe wohl noch einige andere Artikel, die der Beachtung nicht unwerth sind, allein unsere Kniesehnen schmerzen uns schon von dem fortwährenden Hocken, und so wollen wir lieber wieder hinauskriechen, bei welchem Rückzuge wir noch das Gitterwerk von Korbgeflecht bemerken mögen, das dazu bestimmt ist diese niedrige Eingangspforte zu verschließen.

Nachdem wir also wieder in der freien Luft athmen, wollen wir denn zunächst in die isi-baya oder innere Umzäunung treten und von da bis zum oberen Ende des Kraals vorschreiten. Die isi-baya ist ein sehr wichtiger Theil von eines Kaffers Hauswesen. In ihr nämlich wird sein geliebtes Vieh für die Nacht in Sicherheit gebracht und seine angebeteten Kühe werden dort bei Tage gemelkt. Die Heerde ist jetzt auf der Weide und von dem lebenden Viehbestand des Kraals ist darum nichts zu sehen, außer jenem Geflügel, welches von einem diebischen Habicht aus geringer Höhe umkreist wird, der, wie es scheint, die Wurfgeschosse der Eingebornen wenig fürchtet. Die isi-baya ist auch der gewöhnliche Tummelplatz jener Tänze, welche den Haupttheil der Hochzeit-Ceremonien bilden, und von denen wir späterhin sprechen werden. Wir nähern uns jetzt der oberen Seite des Kraals und können hier die kleinere Verzäumung besichtigen, wo die größeren Kälber für die Nacht eingesperrt werden, während man die jüngeren in den Hütten behält. Nahe dabei ist ein enger Durchgang durch den Zaun, welcher uns nun wieder zwischen die eigentlichen Wohnungen führt. Wir bemerkten früher, daß diejenigen neben dem Haupteingange für die Dienstboten bestimmt sind; diese Hütte nun hier vor uns an der Spitze des Kraals, und ein wenig größer als die übrigen, ist für den Umnumzana,*) (dieses zusammengesetzte Wort bedeutet soviel als Eigenthümer eines Platzes,) während die Hütten, welche jener zunächst sich anschließen, für seine Familie bestimmt sind, indem, der allgemeinen Regel nach, jede Frau ihre besondere Hütte hat; die verheiratheten Söhne haben wieder andere für sich, und eine bleibt außerdem für die Aufnahme unverheiratheter Männer vorbehalten. Die Dimensionen eines Kraals sind deshalb abgemessen nach der Zahl von eines Mannes Familiengliedern und seiner Untergebenen. Die gewöhnliche Größe derselben beträgt jedoch etwa 80 Fuß im Durchmesser mit 14 Hütten rings innerhalb der kreisförmigen Umzäunung; es giebt aber auch kleinere.

Die Pflanzen, welche von diesem Volke angebaut werden, sind zahlreicher als man wohl glaubt. Die vorherrschenden sind Mais, Hirse und einige gurkenartige Gewächse. Zu diesen letzteren gehört auch der Kalabaß, welcher, wenn er reif, sehr leicht in eine Flasche verwandelt werden kann, ein für eine barbarische Nation deshalb doppelt werthvoller Gegenstand; ferner die Wassermelone und der Kürbis.

Eines Kaffers Garten, denn so kann man das Wort insimi (Plural ama-simi) übersetzen, ist von unregelmäßiger Form, nicht immer eingezäunt, und bisweilen so klein, daß er nur wie ein bloßer Flecken inmitten der umgebenden Wildniß natürlicher Vegetation erscheint. Ein Kaffer ist aber auch keineswegs auf einen einzigen Garten beschränkt, denn da das Gewohnheitsrecht hier kein andres Privateigenthum des Bodens anerkennt, als was man davon in wirklichem Besitz hat, so kann er jedes Stück Land, das er herrenlos findet, aufbrechen und demnach so viele amasimi anlegen, als ihm beliebt. Er kann sich deshalb ganz nach Gefallen seinen Boden zur Einsaat auswählen, und wenn die Bodenkraft eines alten Gartens erschöpft ist, so kann er sich leicht einen neuen machen: ein Umstand von besonderer Wichtigkeit für ihn, da seine Vorfahren ihn nicht gelehrt haben, den Dünger zu benutzen. Es mag deshalb geschehen, daß mehrere Gärten zu einem und demselben Kraale gehören. Der nächste zur Hand wird gewöhnlich mit süßen Kartoffeln bepflanzt; weiter unten im Thal liegt ein Garten, der mit Mais bestellt ist, mit Kürbisen zwischen den Stauden zerstreut; und auf dem Hügel gegenüber gewahrt man noch ein andres Feld mit Mais.

Wenn ein Stück Land zur Cultur ausgewählt worden, so fällt die erste Aufgabe des Klärens (clearing) den Männern zu. Ist nun der Boden sehr bewaldet, so wird dies ein hartes Stück Arbeit, denn ihre Axt ist nur sehr klein. Steht deshalb ein starker Baum im Wege, so können sie bloß die Zweige

*) von umnini, ein Eigenthümer und umzana, ein Platz.

abkappen und müssen, wenn es ihnen darauf ankommt, den ganzen Stamm zu entfernen, sich dazu der Hülfe des Feuers bedienen.

Der Leser wird sich deshalb nicht wundern, wenn wir ihm sagen, daß die Kaffern für gewöhnlich das Buschland vermeiden, obgleich sie sich der größeren Fruchtbarkeit des Bodens unter selbigem wohl bewußt sind. Der allgemeinen Regel nach nehmen die Männer dann einstweilen Theil an der Cultivirung, und da die ausgewählte Stelle selten sehr bewaldet ist, sondern häufig nur Gras trägt; so ist ihr Antheil am Werke leicht abgethan. Die Weiber sind auch hier die wirklichen Arbeiter, denn (mit Ausnahme in einigen besondern Fällen) liegt das ganze Geschäft des Grabens, Pflanzens und Gätens ihnen ob; und wenn wir den Assagai und Schild als das Symbol des Mannes betrachten, so müssen wir dagegen die Hacke als das wahre Emblem der Weiber bezeichnen. Diese Hacke nun ist ein sehr großes schweres Instrument und bildet einen auffallenden Contrast zu der leichten Axt der Männer. Der eiserne Theil unten, die eigentliche Hacke, wird zwar jetzt meistens von europäischen Händlern gekauft, sie muß jedoch stets noch nach dem alten africanischen Modell geformt sein. Ein Kaufmann, der diesen Umstand nicht beachtet hatte, mußte seine Unerfahrenheit theuer bezahlen. Er hatte eine Quantität solcher Hacken importirt, welche jedoch nach einer neuen Form gemacht waren und wirklich besser geeignet, damit in den Boden einzudringen als mit denen nach der altüberlieferten Form; allein kein Kaffer wollte von dieser Neuerung etwas wissen, und die „verbesserten“ Hacken erwiesen sich als unverkäuflich, bis sie wieder in die alte durch den Gebrauch der Vorfahren geheiligte Form umgewandelt waren. Mit diesem schweren unbehülflichen Instrument gräbt, bepflanzt und gätet nun das Kafferweib ihren Garten. Graben und Säen sind gewöhnlich eine Operation, welche folgendermaßen vollbracht wird. Der Samen wird gleich auf den Boden ausgestreut, nachdem derselbe gegraben oder mit der Hacke aufgehauen ist bis zur Tiefe von drei bis vier Zoll, wobei die größeren Wurzeln und Grasklumpen abgesammelt werden, alles Uebrige aber in oder auf dem Boden sitzen bleibt. Der Samen wird, wie man sich vorstellen kann, dergestalt nur unvollständig bedeckt, und in Folge davon (obgleich hierzu auch viel die sorglose Art des Einsäens beitragen mag) sieht man auf den Feldern oft beträchtliche Stellen ganz kahlen Bodens, wenn das Korn über der Fläche aufzusprießen beginnt. Wenn die Maispflanzen etwa einen Monat alt sind und damit schon eine bedeutende Höhe erreicht haben, so wird der Boden zwischen ihnen nochmals gehackt, und damit ist dann der ganze Proceß der Cultivirung beendigt.

Der Aberglaube macht sich bisweilen geltend, wenn die Pflanzen nicht gleich treiben wollen. Unter die dagegen anzuwendenden Mittel gehört insbesondere, daß man sogenannte „Medicin“ an einer Stelle verbrennt, nach welcher hin der Garten unter dem Winde belegen ist, indem man annimmt, daß der Rauch davon, welcher so sich über die Pflanzen verbreitet, der Ernte aufzuhelfen im Stande sei. Es wird dabei geglaubt, daß, was so eines Mannes Korn gut thue, dem eines angrenzenden Eigenthümers Schaden bringe, und man dem letztern auch zu gleicher Zeit „Medicin“ für sein Interesse abbrennen sollte. Der Gebrauch verlangt daher, daß ein Mann wenn er diese geheimnißvolle Medicin anwenden will, etwas davon an seinen Nachbar abgeben muß, sonst läuft er Gefahr für einen „Uebelthäter“ gehalten zu werden, welches Wort bei diesem Volke eine ganz besondere schlimme Bedeutung hat.

Die Ernten sind großen Verwüstungen ausgesetzt; Vierfüßler, Vögel und Insekten vereinigen sich zu ihrer Beraubung und Zerstörung. Um die Ernten gegen vierfüßige Räuber zu sichern, werden zweierlei Mittel angewendet, nämlich Zäune und Wachthäuschen. Die ersteren sind hauptsächlich zum Schutz gegen die Wildschweine bestimmt und umhegen oftmals den ganzen Garten; bisweilen aber erscheinen sie auch nur in der Form von Barrieren zwischen den cultivirten Landstrecken und einer von Schwarzwild stark bevölkerten Gegend. Wenn zwei oder drei Kraale in der Nähe eines ausgedehnten Waldes liegen, so pflegen die Eigenthümer sich zu vereinigen, um einen Zaun längs derjenigen Seite des Landes zu ziehen, von welcher die Schweine kommen, um ihnen so die unmittelbare Annäherung abzuschneiden. Diese Barrieren sind bisweilen sehr lang und werden nicht immer in einer Jahreszeit zu Ende gebracht; aber ihre Länge vergrößert sich eben durch die ungerade Richtung, die ihnen gegeben wird, denn obgleich ein Kaffer ganz vorzüglich gescheidt darin ist, einen Cirkel zu beschreiben, so ist er dennoch nicht im Stande, eine gerade Linie zu ziehen. Die Arbeit, diese Zäune zu errichten, fällt den Männern zu, welche auch die Materialien dazu abhauen; allein die Mühe, dieselben aus dem Busch herbeizuschaffen, verbleibt den Frauen. Wenn aber das „Bewachen“ der Ernten nöthig erscheint, so wird zu dem Behufe ein Gerüst auf eingerammten Pfählen hergerichtet, die oben mit einer kleinen Hütte versehen sind, worin die Wächter sich aufhalten. In einem ausgedehnten Garten sind zwei oder drei Wachthäuser nöthig, und die Weiber müssen oftmals ihren Männern in Vertheidigung der Saaten gegen die nächtlichen Räuber Beistand leisten.

Obgleich wir das Wildschwein als den hauptsächlichsten Feind der Ernten bezeichnet haben, so ist es doch keineswegs das einzige Thier, welches dieselben heimsucht. Das Stachelschwein ist auch ein sehr unangenehmer Besucher und nicht leicht fern zu halten. Antilopen ferner fressen die jungen Pflanzen ab, und Paviane, die zahlreich vorkommen, stehlen den reifen Mais. In waldigen Districten richtet der Büffel Schaden an, und wenn ein Garten in der Nähe eines Flusses liegt, welcher Flußpferde (hippopotami) beherbergt, so ist er auch deren Besuchen ausgesetzt. Von allen vierfüßigen Räubern ist jedoch der Elephant der verheerendste, nicht nur wegen der Stärke seines Appetites, sondern auch wegen seiner ungeheuren Füße und seines gewichtigen Körpers, wodurch noch mehr vernichtet wird als er verzehrt. Auch ist es nicht gerathen, solchen ungebetenen Gast bei seinem Mahle zu stören, denn er ist ein empfindliches reizbares Thier und will mit großer Vorsicht behandelt sein. Es wird von den Eingebornen behauptet, daß Kindergeschrei ihm unangenehm sei — ein ihren Sprößlingen schwerlich günstiger Umstand, da er denselben wahrscheinlich mehr Schläge einträgt als sie verdienen; so viel aber ist

gewiß, daß Geräusch ihn aufregt, und wenn ein Mann sich einfallen lassen wollte, ihn durch Geschrei aus seinem Garten zu vertreiben, dadurch das Thier nur noch wüthender gemacht werden würde. So scheint es auch, daß der Elephant, statt durch Feuer gescheucht, vielleicht dadurch angelockt wird. Zwei Männer, welche, als Wächter für einen Garten bestellt, einer solchen Gefahr mit genauer Noth entgingen, lieferten den Beweis hiezu. Es befand sich in dem Garten ein Gerüst, worauf jedoch keine Hütte war; die beiden hatten sich darauf zum Schlafe niedergelegt, vorher aber noch neben sich ein kleines Feuer angezündet, weniger wohl um sich daran zu wärmen als um dadurch die Hyänen und „Uebelthäter" zu verscheuchen. Unterdessen spaziert ein Elephant in den Garten, gewahrt die glimmenden Holzscheiter, geht gerade auf das Feuer los, und während er mit seinem Rüssel das Feuer ausschlägt, berührt er einen der Wächter. Der Mann war glücklicherweise erst halb im Schlafe und wurde deshalb nicht zu einem so plötzlichen Erwachen gebracht, wie es sonst für beide leicht hätte verderblich werden können. Seine Lage war eine bedenkliche, aber er besaß Geistesgegenwart genug, um nicht nur keinen Lärm zu machen, sondern auch seinen Gefährten behutsam aufzuwecken, während er ihm leise von der Gefahr Kunde gab. Auf diese Weise entgingen sie der Gefahr, denn der Elephant, nachdem er das Feuer ausgelöscht hatte, ohne sie zu bemerken, kehrte zu seiner Abendmahlzeit zurück und ihnen geschah weiter kein Leides. Bei einer andern Gelegenheit ging ein Elephant über oder durch den Zaun eines Kraals, angezogen durch einen Haufen Mais, welchen er drin gewittert hatte. Da jedoch sein Vergnügen an diesem Leckerbissen durch den Schein eines Feuers aus einer der Hütten gestört wurde, so rannte er auf die Stelle zu, warf das Häuschen über den Haufen und trampelte dabei eine in demselben schlafende Frau todt, während es ihrem Manne noch eben gelang, ungesehen zwischen den Beinen der Bestie durchzukriechen und das Freie zu erreichen.

Die gefiederten Feinde der Saaten sind zwar sehr schön von Ansehen, theilweise aber nichtsdestoweniger sehr schadenstiftend, und die Knaben, welchen die Mühe auferlegt ist sie fortzuscheuchen, haben nur sehr selten müßige Stunden. Oftmals, wenn die Vögel über die Maßen zudringlich sind, wird der Doctor herbeigerufen und die „Medicin" wird dann wieder in Anspruch genommen. Die Manier, wie dieselbe verwendet wird, ist seltsam. Nachdem der Doctor sich eine kleine Schildkröte hat geben lassen, schneidet er dieser den Kopf ab, stopft darauf das Thier voll Korn und „Medicin" und gräbt es ein. Ein Feuer wird nun über dem Grabe desselben angezündet, und einige von den Kornähren oder Maiskolben, von welchen die Vögel vorzugsweise gefressen haben, werden dann mit noch etwas „Medicin" in diesem Feuer verbrannt. Ein Chamäleon wird ebenfalls mit Korn und „Medicin" vollgepfropft und wenn es kaum noch fähig ist sich von der Stelle zu bewegen, in einen Baum gestellt. Am folgenden Tage wird wiederum „Medicin" im Garten verbrannt, und bis dies alles beendigt ist, bleibt das Volk des Kraals zu einem gewissen Maaß des Fastens verurtheilt. Wenn die Vögel dann noch wieder kommen, so wird kein Geräusch gemacht, obgleich man mit Steinen nach ihnen werfen darf; beharren sie aber bei ihren Besuchen noch nach Verlauf einer gewissen Zeit, so nimmt man an, die „Medicin" habe nicht geholfen und der Doctor muß dann seinen ganzen dafür erhaltenen Lohn oder doch den größten Theil desselben zurückzahlen. Belästigen Krähen den Mais, so glaubt man, daß, wenn eine der Maiskolben, von denen sie gefressen, in eines andern Mannes Korn geworfen wird, die Vögel dann dahin folgen und ihre Aufmerksamkeit fortan dem Garten zuwenden, wo jener liegt. Dieser wenig freundnachbarliche Act muß jedoch insgeheim vollbracht werden, wenn der Thäter der Strafe dafür entgehen will. Wie lästig aber und schädlich diese zahlreichen Vögelschaaren mitunter werden mögen, beweist, daß Tschakila, der mächtige Häuptling, seine Kriegerschaar nicht nur, wie erzählt wird, gegen die Bestien des Feldes ausbot, sondern oftmals sogar gegen die gefiederten Räuber zum Kampf mit Stöcken, Steinen und andern Wurfgeschossen führte.

Der wichtigste Bestandtheil von eines Kaffers Besitzthum ist sein zahmes Vieh, worunter hier vorzugsweise sein Rindvieh zu verstehen ist. Ein englischer Farmer würde dasselbe schwerlich einer solchen Bewunderung, wie ihm hier gezollt wird, werth halten, allein ein Kaffer sieht seine Heerde nicht mit den Augen eines Europäers an: für ihn hat dieselbe aus mehrfachen Gründen einen so hohen Werth. Sein Besitz an Rindvieh befähigt ihn, sich Weiber zu kaufen; die Kühe sind ihm nöthig um seine Familie zu ernähren; die Ochsen machen ihm die Opfer möglich, wodurch er sich die abgeschiedenen Geister befreundet erhält; während er zugleich, wenn er mehr Kühe hat als er zu seinem eigenen Bedürfniß gebraucht, davon welche an Andere verleihen kann und sich so eine Zahl von abhängigen Leuten verschafft, über welche er die Autorität eines kleinen Häuptlings ausübt. Für einen Kaffer ist deshalb sein Rindvieh von großer Wichtigkeit und wir dürfen uns nicht wundern, daß er dasselbe so hoch schätzt. Man muß jedoch nicht meinen, daß er dasselbe nur als Mittel zum Zwecke betrachte und seine Kühe nur wegen des Nutzens liebe, welchen sie ihm verschaffen; nein, sein Herz ist wirklich mit bei diesem Theile seines Eigenthums, er liebt seine Kühe um ihrer selbst willen, sie bilden einen Theil seiner Neigung und seines Stolzes zugleich; sie sind ihm fast wie ein Idol, das er verehrt.

Das Rindvieh der Zulus ist durchgängig nur klein und das Gewicht einer in gutem Stande sich befindenden Kuh übersteigt selten 400 Pfund. Sie geben nur wenig Milch, welche jedoch sehr fett von Gehalte ist. Milch ist eine Lieblingsnahrung des Kaffers und wird allen anderen Speisen mit Ausnahme von Fleisch vorgezogen. Für gewöhnlich wird sie jedoch nur in einem quarkartigen Zustande genossen, indem nur junge und sehr alte Leute frische Milch trinken. Ein Kaffer schlachtet nicht oft ein Stück von seinem Rindvieh, es sei denn um ein Opfer zu bringen oder wo es eine Hochzeit zu feiern gilt. Reiche Leute tödten wohl bisweilen einen Ochsen, um ein Fest zu geben, aber das gemeine Volk kann sich dergleichen nicht erlauben. Der vorherrschende Appetit für Rindfleisch ist jedoch sehr groß und eben so erstaunlich ist die Quantität, welche oftmals davon verzehrt wird. Capitän Gardiner's Dienstboten erzählten ihm, daß fünf Kaf-

fern im Stande wären, während der Dauer eines Tages einen und einen halben Ochsen zu verzehren, „und dies — setzt er selbst hinzu — glaube ich wohl, nach den Proben, welche ich von ihrer fleischvertilgenden Fähigkeit gesehen habe." — Ich habe selbst einen Kaffer sagen hören, daß er in zwei Tagen ein Schaf verzehren könne, und daß vier Männer in drei Tagen mit einer Kuh fertig würden. Bei einer so großen Vorliebe für Rindfleisch darf man sich nicht wundern die Kaffern selbst das Fleisch von durch Krankheit gefallenem Vieh essen zu sehen. Auch kümmern sie sich dabei nicht sehr darum, wie lange solches Vieh schon todt gewesen sein mag, wenn es nur noch nicht ganz in Fäulniß übergegangen ist. Der eben erwähnte Kaffer sagte mir, daß er im Begriff stehe von einer Kuh zu essen, welche schon drei Tage im Busch gelegen; er glaube jedoch nicht, daß das Fleisch am vierten noch schmackhaft sein würde. Reiche Männer sind schon wählerischer und diese verstehen sich für gewöhnlich nicht dazu, von Vieh, das eines natürlichen Todes gestorben ist, zu essen. Wenn es den Anschein hat, daß ein Stück ihres Viehes sterben will, so retten sie sich dessen Genuß dadurch, daß sie es schnell abschlachten.

Die Kaffern setzen auch eine große Wichtigkeit in das äußerliche gute Aussehen ihres Viehes und geben sich viele Mühe, dies nach ihrer Neigung zu verbessern. Aus diesem Beweggrunde schneiden sie demselben die Ohren ab, wobei sie den Rändern zugleich eine zackenförmige Gestalt geben; ferner schneiden sie ihnen einzelne Streifen aus der Kopfhaut los, sodaß dieselben noch an dem einen Ende festbleiben und mit den abgetrennten, gleich Fransen, herabhängen; ebenso machen sie es mit der Haut in den Weichen. Auch die Hörner, wenigstens bei den Ochsen, werden oft in der wunderlichsten Weise umgestaltet; so wenden sie z. B. Mittel an, das eine Horn nach auswärts wachsen zu machen, während das andere nach aufwärts gerichtet bleibt. Unter den Heerden des Zulu-Königs kann man Hörner von sehr eigenthümlichen Gestalten sehen. Bei einem Ochsen sieht man z. B. die Hörner rückwärts nach den Schultern zu gedreht, während bei einem zweiten daneben das eine Horn schneckenartig gewunden vor dem Kopfe steht, während das andere ganz gerade nach unten zu gerichtet ist. Nicht weit davon sieht man verschiedene Thiere, bei denen die Spitzen beider Hörner über dem Kopfe so einander genähert sind, daß sie einen förmlichen Bogen bilden, und bevor unser Erstaunen hierüber zu Ende gekommen, wird unsere Aufmerksamkeit schon durch das, was ein wirkliches Einhorn zu sein scheint, angezogen, denn bei diesem Thiere sind die beiden natürlichen Hörner durch irgend eine Procedur so nahe an einander auf die Spitze des Kopfes verpflanzt worden, daß sie in unmittelbarem Aneinanderhalten zusammen in die Höhe gewachsen sind. Allein dieser Monoceros (Einhorn) ist noch nicht das größte Wunder der Art, denn nahe dabei steht ein äußerst seltsames Stück Vieh, nichts Geringeres nämlich als ein dreigehörntes Monstrum!

Ein Kaffer beschränkt jedoch seine Aufmerksamkeit nicht auf die blos physische Beschaffenheit seines Viehes. Die Kühe sind die Freude seines Herzens und der Stolz seines Lebens, und so viel es ihm nur möglich, macht er sie förmlich zu seinen Lebensgefährten. Er spricht mit ihnen, er nennt sie bei ihren Namen, er lobt sie, als ob sie ihn zu verstehen im Stande wären; und ich habe wirklich einmal eine Kuh die an sie gerichteten Complimente anerkennen und gewissermaßen ihren Theil zu der Unterhaltung mit beitragen hören durch die Aeußerung jener eigenthümlichen Laute, wodurch eine Kuh ihr innerliches Behagen auszudrücken pflegt. In der That, die Geschicklichkeit, womit dieses Volk sein Rindvieh zu behandeln weiß, würde selbst den besten englischen Viehzüchter in Erstaunen setzen.

Es ist schon erwähnt worden, daß das Rindvieh während der Nachtzeit in die isi-baya oder innere Umzäunung des Kraals eingesperrt wird, während man die größeren Kälber in einem besondern Stalle unterbringt. Des Morgens wird nun die Heerde unter Aufsicht eines Knaben auf die Weide geschickt, welcher sie gegen 10 Uhr wieder heimtreibt, um welche Zeit die Kühe gemelkt werden. Die Procedur hierbei ist eine seltsame und nicht geeignet bei einer englischen Stallnymphe Beifall zu finden; sie erheischt eben so starke Lungen als kräftige Finger und ist bei alle dem noch ein rohes und barbarisches Verfahren. Der Kaffer jedoch betreibt das Geschäft des Melkens mit einem förmlichen Enthusiasmus und es scheint die einzige Arbeit zu sein, welche ihm wirklich Vergnügen macht. Das Erste, was er dabei thut, ist daß er das Kalb herbeiholt und diesem eine Weile zu saugen erlaubt; darauf hockt er sich auf seine Fersen nieder, stößt das Kalb zur Seite und beginnt, mit einem hölzernen Gefäß zwischen den Beinen, soviel Milch als er nur kann aus den Eutern zu ziehen. Unterdeß macht das Kalb gewaltsame Anstrengungen um die Beute mit ihm zu theilen und erhält dabei manchen derben Schlag zur Abwehr von einem Knaben, der daneben steht, um die kostbare Milchquelle mit Hülfe eines Stockes vor solcher Zudringlichkeit zu schützen. Dies ist jedoch nur eine unvollkommene Skizze der Scene, und der Leser muß sich noch dazu einbilden, daß er den Kaffer auch mit der Kuh sprechen und ihr in einer für uncivilisirte Ohren unverständlichen Weise zuflüstern höre, als ob sie es verlangte, dergestalt durch ohrkitzelnde Töne geschmeichelt zu werden und ohne dies nicht ihre Milch von sich geben würde. Und so ist es in der That, denn die einheimischen Kühe sind so durchgängig an diese eigenthümliche Unterhaltung mit den Wilden gewöhnt, daß es für einen weißen Mann fast unmöglich ist, selbst seine hier eingekauften Kühe zu melken. Wenn das Melken beendet ist, so läßt man mitunter die Kälber noch eine kurze Zeit bei ihren Müttern; darnach werden sie wieder von denselben abgesondert und die Kühe werden auf die Weide zurückgetrieben. Bei Sonnenuntergang wird das Vieh nach Hause gebracht und die Kühe werden dann zum zweiten Male gemolken. Hiernach wird die Heerde für die Nachtzeit im Kraal eingesperrt.

Der Kaffer hat keine Schwierigkeit, Nahrung für sein Vieh anzuschaffen, sowohl während des Winters als während des Sommers; denn er bewohnt ein von der Natur begünstigtes Land, dessen Klima ihm auch hiebei zu Gute kommt. Die einzige Mühe, welche er aufzuwenden hat um sich grünes Futter

während des ganzen Jahres für sein Vieh zu sichern, besteht darin, das alte verdorrte Gras wegzuschaffen, was er durch Abbrennen desselben bewerkstelligt. Es ist jedoch nöthig, dies mit einiger Auswahl und zwar in der Weise zu thun, daß man nicht Alles auf einmal abbrennt, sondern in Abtheilungen von Flächen in gewissen Zwischenräumen, so daß die zahlreichen Heerden immer noch Stellen, wo Ueberfluß an frischem Grase ist, behalten. Dies Abbrennen des alten Grases geschieht gewöhnlich während der Nacht und gewährt dem fremden Beschauer oftmals einen höchst imponirenden Anblick, sofern er eben einen günstigen Standpunkt dazu hat. Der Leser denke sich, er stehe auf einer Stelle, die hinlänglich erhaben ist, um von da aus die Ebene überschauen zu können, welche mit dem trockenen, zum Verbrennen bestimmten Grase bedeckt ist. Noch bevor die Sonne ganz untergegangen, sehen wir eine dunkle Gestalt sich zwischen dem vergilbten Kraute hin- und herbewegen, welche, so scheint es uns, einen Feuerbrand in der Hand trägt. Nun steht die Gestalt da und alsobald erhebt sich ein Wölkchen von Rauch, um uns zu verkünden was dort geschehen. Aber obgleich das Gras trocken und die Luft still ist, so verbreitet sich die Flamme doch Anfangs nur langsam. Bald jedoch erhebt sich ein leichter Luftzug, das Feuer flackert heller empor und beginnt sich zugleich nach beiden Seiten auszudehnen, während es nach vorne hin vorwärts schreitet. Mittlerweile ist die Sonne untergegangen und während nun auch die kurze darauffolgende Dämmerung verschwunden ist, verbreitet sich Dunkelheit über die Erde und das um sich greifende Feuer leuchtet wie ein flammender See aus der Finsterniß ringsum hervor. Im Allgemeinen verbleibt die Flamme in einer mäßigen Höhe, bisweilen jedoch, wenn sie eine üppige Nahrung in höherem Grase, im Röhricht oder in einem Gebüsch findet, wirbelt sie zu einer flackernden Lohe auf. Langsam aber sicher schreitet nun die ausgedehnte feurige Schlachtlinie vor, die flüchtige Antilope und die tückische Hyäne aufscheuchend, während die langsameren Eidechsen, Schlangen und zahlloses anderes schädliches und lästiges Gewürm von ihr versengt und getödtet werden. Das Feuer naht sich jetzt einem Morast, in welchem es wahrscheinlich verlöschen wird; doch nein! es kriecht bis an den Rand desselben, und von dort sich in das lange trockene Rohr werfend, weiß es sich selbst eine Brücke bis ans andere Ufer zu bauen. Die Frösche halten plötzlich erschreckt inne mit ihrem Gequake und statt dessen vernimmt man das Geknister des brennenden Rohrs. Jenseit des Sumpfes ist eine Reihe von Hügeln, an welchen nun das Feuer emporsteigt. Hier wird es noch mehr ersichtlich und imponirend. Seine langgeschlängelte Linie ist deutlich zu übersehen, sowie sie gegen den Gipfel der Hügel vorschreitet und dieselben bald darauf in Wolken von Rauch und Flammen hüllt, bis es, nachdem auf dem Kamm der Höhen alles Brennbare verzehrt worden, dann langsam an der andern Seite ins Thal hinabsteigt und so allmählich unseren Blicken verschwindet.

Da dies Verfahren des Grasbrennens als ein nothwendiges Erforderniß bei den Eingebornen gilt, um sich fortwährend gute Weideplätze für ihr Vieh zu sichern, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dasselbe schon seit undenklichen Zeiten bei den Hirtenvölkern Africa's in Gebrauch gewesen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es auch nichts Anderes, was die Carthaginenser so sehr erschreckte, als sie, unter Hanno's Commando an der westlichen Küste entlang segelnd, durch ein überraschendes Phänomen plötzlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen sahen. Während des Tages waren diese Landstriche in das tiefste Schweigen gehüllt und den Blicken jener Segler bot sich nichts dar als ein endlos sich ausdehnender Wald. Als aber die Nacht anbrach, bedeckte sich plötzlich die ganze Küste mit Feuer, und von allen Seiten ließ sich ein tausendstimmiges wildes Geschrei hören, untermischt mit den gellenden Tönen der Cymbeln, Trompeten und anderer musikalischer Instrumente. Die Carthaginenser, hierdurch erschreckt, suchten mit verdoppelter Segelkraft das Weite, um diesen unheimlichen Gestaden zu entweichen.

Nach dem Verbrennen des Grases bietet der Boden einen sehr traurigen Anblick dar, und wenn ein Fremder seine erste Bekanntschaft mit diesem Lande in dieser Periode machen wollte, so würde er keinen sehr günstigen Begriff von dessen Fruchtbarkeit bekommen. Allein in kurzer Zeit schon verändert sich die Scene, das junge Gras beginnt zu sprießen und bald darauf ist der Boden von lieblichem Grün bedeckt.

Wenn das Vieh krank ist, so wird oftmals folgendes Mittel dagegen angewendet. Nachdem der Doctor im Kraal angekommen (wo vorher schon das Vieh zusammengetrieben worden), zündet er ein Feuer in der isi-baya an und verbrennt Medicin über selbigem, um damit das Vieh zu räuchern. Nach diesem wird dasselbe mit einem Kräuteraufguß besprengt. Hierauf schmilzt der Doctor etwas Fett von einem gefallenen Stück Vieh, schiebt solches dann in dessen Maul, nimmt es wieder heraus und thut es auf einen Feuerbrand, welchen er dann einem der lebenden, aber für krank gehaltenen Thiere unter die Nase hält. Dieses, dadurch erschreckt, springt auf und davon; dieselbe Procedur wird nach der Reihe bei den übrigen Thieren wiederholt, wodurch dieselben natürlich in große Aufregung gerathen. Ist die Operation vollendet, dann wird der Thorweg geöffnet, aus welchem sich alsbald die ganze Heerde mit wildem Gedränge ins Freie stürzt. Doch damit ist die Verfolgung derselben noch nicht zu Ende, die ganze Bewohnerschaft des Kraals rennt hinterdrein, die Männer schlagen auf ihre Schilde, die Weiber rasseln mit den Kalabassen, und Alle miteinander schreien aus Leibeskräften, um so den „Uebelthäter" (Dämon) zu verscheuchen.

Das Rindvieh hat, wie die Saaten, seine besonderen Feinde; der verheerendste von diesen ist jedoch der Löwe. Die Manier, welche von den Eingebornen angewendet wird, um ihr Vieh vor den nächtlichen Anfällen dieses großen Räubers zu schützen, ist aber eben nicht sehr furchterregend. Ein Gerüst wird in der isi-baya errichtet, ähnlich in Construction jenes in den Gärten; auf dasselbe wird ein Wächter postirt, wenn man glaubt einen Besuch von dem König der Thiere erwarten zu müssen. Die Stimme des „Wüstenkönigs" kann nämlich schon aus weiter Ferne gehört werden, und sobald sein Gebrüll oder tiefes Knurren seine Annäherung verkündet (denn er kommt nur in finsteren Nächten), so bemüht sich der Wächter, ihn

durch Geschrei und alles mögliche andere Geräusch zurückzuscheuchen. Es ist mir erzählt worden, daß die obere Fläche des Gerüstes bisweilen mit Erde bedeckt und ein Feuer darauf angezündet werde, um dadurch noch ein Abschreckungsmittel mehr herzustellen. Kommt der Löwe nun noch näher heran, so werden Steine und andere Wurfgegenstände auf ihn losgeschleudert. Allein es ist nicht immer möglich, ihn dadurch von seinem Vorhaben abzubringen, und trotz Geschrei, Steinen und Flammen springt er oftmals mit einem kühnen Satze über die hohe Umzäunung mitten in die isi-baya und wirft sich auf sein Opfer. Ein Engländer, welcher sich in einem Kraal aufhielt, erzählte mir, daß ein Löwe einstmals, während er dort war, dergestalt eindrang, worauf die Eingebornen, zu ihren anderen Abschreckungsmitteln auch noch brennende aus Gras und Fett gemachte Fackeln anwendeten, um ihn so zu verscheuchen. Allein er fuhr fort, unbekümmert seine Mahlzeit zu halten, nur ab und an etwas brummend zu ihren harmlosen Störungsversuchen; auch ließ er sich ebensowenig durch den Knall einer Flinte, die mehrmals von dem Gerüst abgefeuert wurde, aus seiner Gemüthsruhe bringen. In einer Gegend, wo es viele Löwen giebt, ist dieses Gerüst ein ständiger Zubehör des Kraals; in anderen Districten jedoch wird es nur erbaut, wenn ein Löwe in der Nachbarschaft erscheint und nachdem er vielleicht schon zahlreiche Verwüstungen angerichtet hat. Die folgende Geschichte wird beweisen, wie schwer es mitunter gebüßt wird, wenn ein Kraal diese Vorsichtsmaßregel vernachlässigt.

Zwei Stammoberhäupter lebten in einer Entfernung von etwa einer halben Meile von einander und Jeder der Beiden war im Besitz einer ansehnlichen Rindviehheerde. In der Gegend waren viele Hyänen und andere kleinere Raubthiere, wurde jedoch nicht von dem König der Thiere bewohnt. Einstmals geschah es jedoch, daß ein Löwe auch diesem District seinen Besuch zu machen beschloß, weshalb denn der Zunächstwohnende nicht versäumte alsbald ein Gerüst herzurichten um jenen mit der üblichen Begrüßung zu empfangen. Er war kaum mit seiner Vorrichtung fertig, als auch schon der königliche Räuber sich dem Kraale näherte; das Vieh witterte seine Gegenwart und wurde unruhig. Der Mann hierdurch aufgeweckt, wenn überhaupt schon diese Nacht Schlaf in seine Augen gekommen war, sprang aus seiner Hütte mit einem flammenden Feuerbrand in den Händen, erkletterte das Gerüst wie ein Pavian, setzte sein dort voraussichtlich schon aufgehäuftes Brennmaterial in Brand und schrie dann so laut er konnte. Das Raubthier blieb stehen als es nur noch einige Ellen vor der Umzäunung des Kraals entfernt war, und ein Hagel von Wurfgeschossen aller Art, der ihm auf den Pelz geschleudert wurde, bestärkte seine Zweifel, wonach es ihm einigermaßen bedenklich erschien, einen so wohl vertheidigten Platz anzugreifen. Er brüllte höchst verdrießlich, als die Steinwürfe sein Fell trafen; allein mit Freund Falstaff diesmal „Vorsicht für den bessern Theil der Tapferkeit erachtend," kehrte er um und schlug eine andere Richtung ein. Dies gewahrend, erhob nun unser Kaffer seine Stimme von neuem und rief seinem nächsten Nachbar warnend zu, auf seiner Hut zu sein, indem der große Feind jetzt seiner Grenze nahe. Ein Dienstmann, der einzige Mann, welcher sich zufällig in dem nun bedrohten Kraale befand, kam aus seiner Hütte und fragte, laut wo denn das Raubthier sei. Nachdem ihm dies angezeigt worden, begann er auf seinen Schild zu schlagen und einen sehr unmelodischen Gebrauch von seinen Lungen zu machen. In diesem letzten Kraale befand sich nämlich kein Gerüst; allein er war faul und feige, denn er kroch bald darauf in seine Hütte zurück, und behauptete, daß er keine Spur von einem Löwen habe entdecken können. Kaum aber hatte er seine Füße nach sich in den Kraal gezogen, als auch die Bestie schon in die isi-baya sprang und das Vieh derselben nun entsetzt nach allen Seiten hin einen Ausgang zur Flucht suchte. Des Eigenthümers Weib kam eilig aus der Hütte, schrie verzweiflungsvoll nach ihrem Manne und forderte ihn auf, den schlimmen Eindringling wieder hinauszutreiben. Ihr ward jedoch allein Antwort von Seite des Löwen, welcher diese Unterbrechung nicht zu lieben schien, was er ihr durch ein nicht mißzudeutendes Gebrumme zu verstehen gab, worauf dann die Dame sich eilends in ihre Hütte zurückzog und sich dort in der Dunkelheit von nun an still verhielt. Am nächsten Morgen gab es nun ein großes Wehklagen im Kraal, die Bestie hatte sich sehr räuberisch bewiesen; im Kraal selbst lagen die Ueberreste zweier von ihm theilweise verspeisten Rinder, und während die Weiber noch über diesen Ruinen weinten, ergab es sich, daß der Löwe das Vieh auch noch draußen, nachdem es aus dem Kraal entflohen, gejagt und noch manches Stück davon todt auf das Gras niedergestreckt hatte. Da man mit Sicherheit erwarten durfte, er würde für die nächste Nacht zurückkehren, so machte man sich nun daran auch in diesem Kraal ein Gerüst zu erbauen; allein das Holz war schwer herbeizuschaffen, auch mochten wohl der Arbeiter zu wenige dabei sein, und so ward es Nacht, bevor die Baulichkeit fertig war. Richtig kam dann auch der Löwe wieder, sprang abermals in die isi-baya und richtete wie das erste Mal arge Verwüstungen an.

Nachdem diese Begebenheit dem König berichtet worden war, befahl derselbe, den Räuber zu tödten, und ein Trupp von Kriegern rückte aus um diesen Befehl zu vollziehen. Geleitet durch des Löwen Fußstapfen entdeckten sie denn auch bald sein Lager in einem Röhricht. Die Officiere und reichen Leute bestiegen einen hohen Baum, worauf das Signal gegeben ward, und man alle Mittel anwendete, das Ungeheuer aus seinem Versteck hervorzulocken, nachdem die Soldaten sich vorsichtig in einem Halbkreise aufgestellt hatten, um das Thier so nahe als möglich einzuschließen. Als der Löwe endlich aus seinem Versteck hervorgetrieben wurde, sprang er auf die Krieger ein, welche ihn mit einem Hagel von Wurfspießen empfingen. Zwei Speere trafen, machten ihn jedoch keineswegs unfähig Schaden anzurichten, denn der Löwe sprang mitten zwischen seine Angreifer und tödtete drei oder vier von diesen. Die Krieger waren bald darauf in vollem Rückzuge und es sah demnach schlimm um die Vollführung des königlichen Befehles aus. Die braven Männer auf dem Baume lärmten nun aufs heftigste und forderten die

Flüchtlinge auf, den Angriff zu erneuern; „wenn der Löwe entwischte," riefen sie diesen zu, „so würden sie niemals in ihrem Leben wieder Rindfleisch zu essen bekommen, ja noch mehr, wenn der Löwe entkäme, würde der König sie Alle tödten lassen!" Das waren freilich sehr eindringliche Bemerkungen, welche denn auch nicht verfehlten dem furchterfüllten Haufen einen Theil seines frühern Muthes zurückzugeben. Der Löwe, welcher unterdeß durch Blutverlust schon bedeutend abgemattet war, wurde mit Sturm angegriffen und endlich erlegt. Er starb jedoch wie ein Held und biß noch während des Todeskampfes einem seiner Gegner den Fuß ab. Nachdem nun so alle Gefahr vorüber war, stiegen auch die Officiere und reichen Leute wieder von ihrem Baume herunter und riefen, während sie das schon entseelte Thier mit ihren Assagaien wiederholt durchbohrten: „Wir haben ihn getödtet, wir haben ihn getödtet!" wozu die gemeinen Soldaten bejahend nickten und sagten, daß dies von den Herren sehr vortrefflich zu Ende gebracht sei.

Die Zulu-Soldaten haben ein für allemal den Befehl, ein Raubthier nicht zu tödten sondern es einzufangen. So befahl denn auch einstmals der Häuptling Tande seinen Leuten, sich eines Löwen lebendig zu bemächtigen, welcher seit lange schon die Heerden verwüstete, und dieser Befehl würde auch ohne Zweifel ausgeführt worden sein, wenn nicht ein in der Gegend wohnender Missionär die Bestie vergiftet hätte. König Dingan ertheilte einem seiner Regimenter einen gleichen Befehl; vier Mann waren bereits beim Angriffe von dem Löwen getödtet worden, als der Krieger Umpahlana des Löwen Schweif ergriff, Tapuza sich an eins seiner Hinterbeine hing, während ein Dritter das andere packte, und so der Löwe in Gegenwart des Königs wirklich lebendig eingefangen ward. (Auch von den Arabern wird erzählt, daß sie sich ebenfalls mitunter des Löwen bemächtigen, indem ein besonders kühner und starker Mann denselben am Schwanze ergreift; das edle Thier soll, über diese unwürdige Behandlungsweise gewissermaßen verblüfft, und dadurch seiner besten Kraft beraubt, dann leicht vollends zu bewältigen sein.)

Was nun die Jagd überhaupt betrifft, so hat sie eigentlich nur Bedeutung, insofern sie für diese Völkerschaften ein Mittel mehr ist, sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Als der unglückliche Reisende Green durch Natal und das Zulu-Land kam, bemerkte er daß die Eingebornen sich nicht viel aus der Jagd machten. Seitdem sind die der Colonie zunächst wohnenden Kaffern oftmals mit bei der Elephantenjagd verwendet worden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Beschäftigung mehr Lust zum Waidwerk in ihnen geweckt hat, als sonst bei ihnen vorherrschend war. Dennoch scheint das Volk dieselbe immer noch mehr als ein Vergnügen denn als ein Geschäft zu betrachten, als eine Sache, die sie mehr wie eine gelegentliche Zerstreuung ansehen denn als ein wesentliches Mittel für ihren Nahrungserwerb.

Wenn eine eigentliche Jagd stattfinden soll, so versammelt sich dazu insgemein ein zahlreicher Trupp von Jägern, und es werden möglichst viele Wurfspieße zugleich auf das gejagte Wild abgeschleudert. Kommen nun z. B. die Jäger an ein dichteres Gebüsch, in welchem ihrer Meinung nach eine kleinere Antilope oder wilde Sau sich verborgen hält, so umstellen sie es; indem sie sodann ihr Jagdgeschrei erschallen lassen, auf die Büsche schlagen und die Hunde hineinschicken, bemühen sie sich so das Thier herauszutreiben. Sobald es sich zeigt, entsenden Alle, in deren Bereich es kommt, ihre Wurfspieße gegen dasselbe. In manchen Fällen suchen sie auch (so erzählt Isaacs) das Thier in einen Engpaß zu treiben, wo vorher ein Theil der Jäger sich versteckt aufgestellt hat, die es dann, wenn es vorbeikommt, mit ihren Speeren erlegen.

Das Wildschwein macht jedoch nicht selten einen Gegenangriff auf die Jäger, welche deshalb gewöhnlich kleine Schilde mitsichführen um ihre Gliedmaßen gegen dessen furchtbare Hauer zu schützen. Ebenso wendet sich das Elennthier bisweilen gegen seine Verfolger und veranlaßt dieselben sich eiligst einen Baum als Asyl zu suchen. Das Gnu seinerseits rechtfertigt durchaus das Lob, welches ihm die Betschuanas ertheilen: „Das Gnu — sagen sie — ist ein Mann; ja es ist wie ein Mann, denn wir fechten mit ihm. Aber wir überwältigen den „Vater der Größe" zwischen den Felsen und seine Kraft unterliegt der unserigen." Ein Europäer erzählte mir, daß ein Gnu noch versucht habe, ihn anzugreifen nachdem er demselben bereits zwei Beine zerschmettert hatte. Das Zebra sogar verwundet bisweilen seine Angreifer mit dem Gebiß. Besonders gefährlich ist auch der Büffel, obgleich man ihm im Allgemeinen einen schlimmeren Charakter zuschreibt als er verdient. Bei der Elephantenjagd haben die Eingebornen es vorzugsweise darauf abgesehen, den Riesen in einen Engpaß zu treiben, wo sie ihn mit weniger Gefahr von den Gebüschen aus ringsumher angreifen und ihre Assagaien wirksam gegen ihn spielen lassen können. Dennoch entkommt der Elephant auch hier noch oftmals seinen Drängern und pflegt dann gar noch seine Wuth an ihnen auszulassen.

Auch allerhand mechanische Vorrichtungen werden zum Fang der wilden Thiere angewendet. So werden Fallgruben hauptsächlich von den Tetmas angelegt, welche dieselben gebrauchen um darin das Flußpferd und den Büffel zu fangen. Ein weißer Mann, welcher einstmals in eine solche Höhle fiel, beschreibt dieselbe als sechs Fuß tief und außerdem noch zwei Fuß unterwärts ausgehöhlt, welcher Raum mit Schlamm angefüllt war. Wenn sie beabsichtigen ein Nilpferd zu fangen, so wird die Grube mitten in dem Wege ausgegraben, welchen es gewöhnlich zum Wasser hin zu wandeln pflegt, und mitten in die Grube wird ein zugespitzter Pfahl eingepflanzt. Kommt es nun aus dem Wasser um am Ufer zu grasen, so suchen es die Eingebornen in jenen Pfad zu treiben, wo die mit Laubwerk überdeckte Grube sich befindet; es stürzt dann hinein und spießt sich auf den erwähnten Pfahl. In manchen Gegenden sind diese Fallgruben sehr zahlreich und den Reisenden droht dadurch häufig Gefahr. Wenn Fallgruben für den Fang der Büffel angelegt werden sollen, so wird ein langer Zaun gebaut mit Oeffnungen oder Durchgängen in der Mitte, und nahe vor diesen werden die Gruben angebracht. Nachdem dieselben mit Gebüsch verdeckt worden sind, suchen die Kaffern dann Büffel aufzuspüren, treiben sie gegen den Zaun hin, wo sie

natürlich durch die Oeffnung gehen und so in die verrätherischen Höhlen gerathen. Zum Einfangen der kleinen Thiere gebraucht man Schlingen von einer eigenthümlichen Construction; die Amatoga bedienen sich auch des Giftes.

Der Genuß von Fischen wird allgemein verabscheut; dieselben werden nur von ganz entarteten Stämmen genossen, wie von den ebenerwähnten Amatoga und den Amatuli. Als die letzteren noch in der Nähe von Natal ihre Wohnsitze hatten, pflegten sie an flacheren Stellen der Bai Umzäunungen von Rohr anzulegen, in welche sie eine Lockspeise stellten; sowie das Wasser stieg, wurden die Fische dorthin angezogen; war nun die Lockspeise groß genug, um die Fische solange zu beschäftigen, bis das Wasser wieder fiel bis unterhalb der Spitzen jenes Rohrgeflechtes, so konnten die Fische nicht mehr entwischen.

Wilder Honig ist in Menge vorhanden und wird auch eifrig gesucht. Die Bienen legen ihre Stöcke an in hohlen Bäumen, in Felsspalten, Erdhöhlen oder irgend einer andern ihnen passenden Stelle. Ich habe einmal einen Schwarm gefunden, welcher sich eine große Büchse, die in einem unbewohnten Hause stand, zum Wohnsitz erwählt hatte; es ist sogar schon in einem menschlichen Schädel ein Bienennest gefunden worden; und sowie Simson einst ein solches in dem Geripp eines Löwen fand, entdeckte ein Europäer, wie er mir erzählte, hier zu Lande einen Bienenstock in dem Skelett eines Elephanten. Wenn ein Kaffer ein Nest findet, so nimmt er es aus, ohne dabei irgendwelche Vorsichtsmaßregel gegen die Stiche der Insecten anzuwenden. Es mag wohl bisweilen Rauch angewendet werden um die Thierchen zu betäuben, wie es bei den Eingebornen im Innern Africa's üblich ist; allein in den beiden Fällen welche ich mit angesehen, geschah das erste Mal nichts der Art, und das andere Mal kaute der honigsuchende Kaffer nur die Wurzel einer besonderen Grasart und bestreute sich damit Brust und Schultern.

Beim Geschäft des Honigsuchens werden die Eingebornen durch einen kleinen Vogel unterstützt, welcher selbst sehr lüstern nach dieser süßen Speise ist. Ein außerordentlicher Instinct befähigt ihn, die Nester der Bienen zu entdecken; aber da er nicht im Stande ist, diese selbst zu berauben, so hilft ihm ein ganz besonderer Instinct, andere Geschöpfe zu seiner Hülfe herbeizurufen. Er sitzt gewöhnlich auf einem Baume zur Seite des Weges, und sowie ein Vorübergehender sich naht, begrüßt er ihn mit dem eigenthümlichen Geschrei: tscherr-a-tscherr, tscherr-a-tscherr! Zeigt nun der Waldbesucher irgendwie Geneigtheit, seinem Rufe zu folgen, so fliegt der Vogel vor ihm her, in kurzen Absätzen von Baum zu Baum, bis er ihn an den Platz gebracht hat, wo er ein Bienennest versteckt weiß. Er sitzt dann ruhig und schweigend, bis jener die Honigwaben herausgenommen hat, von welchen er ein Stückchen als seinen Antheil an der Beute verlangt; und die Eingebornen verfehlen auch niemals dem Vogel, dessen Führerschaft ihnen so nützlich ist, diese Portion zukommenzulassen. Der africanische Reisende Sparrmann erzählt, daß sogar der Honigdachs (Gulo Mellivorus) sich der Hülfe dieses Vogels bediene, um das Versteck jener Bienen ausfindigzumachen, welche ihre Nester in Erdvertiefungen anlegen, und daß er dann ebenfalls getreulich mit dem Vogel seinen Raub theile. Einige Hottentoten behaupten sogar, daß um Zugang zu solchen Bienennestern zu erlangen, welche in hohlen Bäumen sich befinden, der Honigvogel bisweilen den Waldspecht zu seiner Hülfe herbeirufe, einen Vogel, welcher in den Larven oder jungen Bienen einen besonderen Leckerbissen für sich findet, gleichwie der Honig ein solcher für seinen sinnreichen Helfershelfer ist. Sch.

Zur Chronik.

Die Revolution in Ostindien. X

— Es ist ein Deutscher, dessen Bericht wir hören wollen über Entstehen, Fortgang und muthmaßliche Endschaft des Militäraufstandes in Ostindien. Der preußische Major Leopold v. Orlich, längere Zeit Adjutant Charles Napiers, benutzte seine Muße am Genfer See um in einem „Sendschreiben an Lord W." (vielleicht Lord Westmoreland) seine Erinnerungen zusammenzufassen und nach Maßgabe seiner Beobachtungen, die in die vierziger Jahre hinaufreichen, den Aufstand mit all den Gräueln zu erklären, welche Alles übersteigen, was jemals religiöser Fanatismus und Rache an Scheußlichkeiten verübt. (Die Broschüre erschien soeben in Leipzig bei G. Mayer.) Herr v. Orlich klagt über den Zustand der englischen Armee im Allgemeinen, ebenso sehr über die Sorglosigkeit der Ostindischen Compagnie; noch mehr sieht er die Quelle des Uebels in der Halbheit der englischen Regierungsmaximen in Indien. Nur nothgedrungen dehnte sich die englische Colonie allmählich über ganz Indien aus, die Abscheulichkeit der fürstlichen Dynastien zwang zur Intervention, aber aus Scheu und Zaghaftigkeit entschloß man sich nicht zu Maßregeln entschiedener Gerechtigkeit. Man ging schonend gegen die indischen Höfe zu Werke, die man doch ihrer schamlosen Gräuel wegen beseitigen mußte; man nahm sie zu lange gegen die Völker in Schutz, die auf Erlösung und auf den Beginn einer neuen Entwickelung hofften. So faßt Herr v. Orlich die Sache auf. „Man hat," schreibt er, „wie am Hofe des Nizam zu Hyderabad den Abscheulichkeiten und Intriguen des Fürsten und seiner Minister nicht diejenige Gegenwirkung geleistet, welche die Principien einer freien Regierung gebieten. Im Königreiche Oude hat man einen in allen Unsittlichkeiten und Schlechtigkeiten versunkenen König und Hof gegen seine eigenen Unterthanen in Schutz genommen, wo diese ein Recht hatten, von England geschützt zu sein." Lord Ellenborough verließ Indien, weil er sich mit der feigen, zaghaften und krämerischen Politik der Compagnie nicht verständigen konnte; sein Vorschlag war schon 1843 den König von Delhi sammt Hof und Anhang nach Calcutta fortzuweisen. Dem Charles Napier hat die Compagnie die Eroberung des Scind nicht — vergeben können, weil sie, obschon sie gelang, Ausgaben verursachte die gegen den Etat des laufenden Jahres verstießen. Der englischen Civilverwaltung in Indien wirft Orlich das System der Centralisirung vor, das sich England auf seinem eignen Boden aus Scheu vor alten historischen Gerechtsamen nicht erlaubt. Während also die Directoren der Compagnie nur nothgedrungen Krieg führten, nur bei den Haaren sich herbeiziehen ließen um einen neuen Landstrich, dessen

Bevölkerung sich nach englischer Eroberung sehnte, in Besitz zu nehmen, kränkte die Civilverwaltung alles Rechtsgefühl durch Beseitigung der im Volke gültigen Gewohnheiten. Ein Land von der Größe Europa's zu centralisiren, führt zur Auflösung. Die nichtswürdigen abgesetzten Fürsten erhielten Jahrgehalte wie Souveräne und konnten ihren Intriguen vollen Spielraum geben. Hier glaubte die Compagnie Dank zu ernten und empörte die Völker wider sich. Die Soldaten hinderte sie entschieden zu erobern und die Missionäre offen das Christenthum zu verkünden, beides nur aus Furcht und Feigheit. Man wollte sparen und machte die Eingebornen zu Soldaten unter englischen Patentofficieren, ehe man jene unter europäischen Truppen schulen konnte. Der erste bedenkliche Militäraufstand geschah im September 1855; ein Oberst mit seiner Familie und seinem Stabe wurde gemeuchelt. Die Directoren der Compagnie sagten, er habe sich vom christlichen Eifer fortreißen lassen, und begnadigten die Rädelsführer. Der Anblick der Schwäche im Regiment der mercantilen Herrscher hat die Empörung so allgemein gemacht in Indien. Dies das Resultat der Schilderungen Orlichs. Wir lassen ihn jetzt selber sprechen über Gegenwart und Zukunft der Dinge in Indien.

„Die Bengal-Armee hat aufgehört zu existiren. Nicht ohne Plan haben die Meuterer den günstigsten Moment der Jahreszeit gewählt, die Zeit der heißen Winde und der des darauffolgenden Monsuns, wo der Regen oft Tage lang ununterbrochen in Strömen herabfällt. Es ist die Jahreszeit, welche besonders tödtlich in den Reihen der europäischen Truppen wüthet. Ebenso umsichtig haben sie Delhi zu ihrem Operationspunkte gewählt, wo noch der Schatten der alten Groß-Moghule residirt, und wo die größten Militärmagazine der nördlichen Provinzen sich befanden. Schon 1842 brachte Lord Ellenborough bei den Directoren diese Gefahr zur Sprache, in Delhi ein Generaldepot zu besitzen, und wollte die Citadelle von Agra dazu ausersehen. Diese Magazine waren Sepoys allein anvertraut, weil Delhi's Klima in dem Rufe steht, daß es dem Europäer nicht zusagt, und die Regierung es vermeidet, sie nahe einer so großen Stadt zu quartieren.

Wenn wir uns die augenblickliche Lage der Dinge vergegenwärtigen, so möchte nach den Nachrichten, die uns bis jetzt zugekommen sind, sich folgendes Bild entwerfen lassen. Bengalen befindet sich von Benares bis Delhi theils im Aufstande, theils in einem unsicheren Zustande; im Süden sind Lacknau, Canpoor und Allahabad die Sammelpunkte der Meuterer, im Norden bildet Delhi den Centralpunkt der ganzen Bewegung. Desgleichen ist den Truppen des Gwalior und des Rajah von Indore nicht zu trauen; ihre Fürsten zeigen sich treu!

Delhi ist nur von einer hohen Mauer umgeben, und kann ohne große Vorbereitungen gestürmt werden, der Kampf in den Straßen wird leicht zu leiten sein, weil diese breit und regelmäßig die Stadt durchschneiden. Aber hier befinden sich 180,000 bis 200,000 Einwohner, mit wenigen Ausnahmen Muselmänner, von denen kaum der dritte Theil dieser Bewegung abhold ist, die übrigen werden sich freiwillig oder unfreiwillig dem Kampfe anschließen. Der König, den man spottweise den Schattenkönig nannte, ist ein im Müssiggange und in den Freuden des Harems aufgewachsener Herr. Aber da er und seine Rathgeber die Bewegung angesponnen haben, und Alles sich um ihn geschaart hat, so muß er das Aeußerste versuchen. Es ist das letzte Aufglimmen der Mongolen.

An Einheit in der Leitung wird in Delhi nicht zu denken sein, es werden ebenso viele Befehlende als Gehorchende im Rathe und im Kampfe sich zeigen. Die Aufregung, die Schwelgereien und die Grausamkeiten, welche in diesen Mauern herrschen, werden eine um so schrecklichere Verwirrung anrichten, weil pestartige Krankheiten, Cholera und Fieber, furchtbar daselbst wüthen, und Hunderte Sterbender und Verwundeter vergeblich um Hülfe schreien, indem an ärztliche Hülfe nicht zu denken ist. Beinahe Alle haben das Gefühl, daß, wenn die Engländer es stürmen, ein Pardon nicht zu hoffen ist, und daß dann die rächende Hand ebenso schonungslos wüthen wird, ja, wir müssen leider hinzusetzen, wüthen muß, wie einst Nadir Schah Tausende auf derselben Stelle hinschlachtete. Schreibt ja ein Eingeborner aus Delhi selbst, daß sie solche Strafe verdienten, weil sie sich an ihren Wohlthätern vergangen hätten.

Ich lebte der Hoffnung, daß das unter General Anson vorrückende Corps stark genug sein würde, Delhi im ersten Anlaufe zu stürmen. Welche Ursachen dies verhindert haben, ob Mangel an Entschlossenheit, oder daß man sich nicht stark genug fühlte, oder nicht schweres Geschütz und Munition genug zur Hand hatte, werden wir einst erfahren. Dadurch sind die Engländer gezwungen, sich bis zum October auf der Defensive zu verhalten; denn erst war es die heiße Jahreszeit, und nun ist es die Regenzeit, welche alle Truppenbewegungen überaus beschwerlich machen. Auch kann man die anderen Landestheile nicht mehr von europäischen Truppen entblößen.

Die Armee kann von Bombay aus auf zwei Operationslinien Verstärkung erhalten: zu Lande über Agra, oder zu Wasser auf dem Indus; diese werden wahrscheinlich mit denen von Calcutta aus zu gleicher Zeit eintreffen. Desgleichen kann man die Truppen von Calcutta auf dem Ganges über Canpoor und Allahabad senden, oder mit der Eisenbahn bis Burdwan befördern. Es ist möglich, daß sich in Delhi eine Partei bildet, welche zum Unterhandeln bereit, sich auf Gnade oder Ungnade übergeben will; dann wird Delhi früher fallen. Diese Partei wird aus den Hindus bestehen. Wo nicht, kann der Sturm frühestens im October unternommen werden; aber die Colonnen müssen stark genug sein, weil, was mit den Waffen in der Hand oder im Act der Vertheidigung gefunden wird, über die Klinge springen muß.

Von der höchsten Wichtigkeit ist es, daß die Provinzen Madras und Bombay in Ruhe erhalten werden. Hier müssen die Behörden mit dem wachsamsten Auge auf ihrer Hut sein, ohne irgend ein Mißtrauen merken zu lassen. Wie gemessen, würdevoll, ja wie heldenmüthig steht der Generalgouverneur Lord Canning da! In der Präsidentschaft Madras ist das Reich des Nizam ein sehr gefährlicher Nachbar. Er ist Mohamedaner, sein Anhang ein wildes und verworfenes Geschlecht, und er könnte leicht 40,000 Mann ins Feld bringen. Sein erster Minister ist den Engländern ergeben, und so wollen wir hoffen, daß es gelingt, diesen im Amte und den Engländern treu zu erhalten.

Eine andere Gefahr ist, daß der Aufstand einen etwas communistischen Charakter angenommen hat. Auf dem Lande wie in den Städten werden die Besitzenden von den Besitzlosen angegriffen und ihres Lebens und ihres Eigenthums beraubt. Es haben sich wie in China Banden gebildet, die das Land verwüsten, morden und stehlen und die abscheulichsten Unsittlichkeiten begehen. Natürlich kann bei einem solchen Zustande der Dinge nur das Martialgesetz ausreichen; das Schwert und der Strick müssen die Rotten vernichten.

Wenn man bedenkt, daß Tausende von Thägs und Decoits aus den Gefängnissen befreit sind, Menschen, die aus Mord

und Todtschlag ein Gewerbe machen, so kann man nicht überrascht sein, daß sich kein Mensch seines Lebens sicher fühlt. Das Gefühl der Sepoys, daß sie ihr Leben verwirkt haben, macht, daß sie so verzweifelt kämpfen.

Der Aufstand kann kaum bis zum Frühjahr nächsten Jahres bekämpft sein. Dann aber wird die nicht minder schwierige Aufgabe kommen, Bengalen, ja Indien von Räubern und Mördern zu reinigen. Es werden einige Jahre vergehen, bis in den aufrührerischen Theilen wieder die Macht der Engländer in den Gemüthern so überzeugend geworden ist, das Gesetz wieder eine solche Kraft gewonnen hat, daß der Europäer wie bisher sorglos durch das Land reisen kann.

Der Gang der Ereignisse wird auf die Bildung der künftigen Regierung Indiens den größten Einfluß ausüben. Doch das muß allen mit der Lage der Dinge vertrauten Briten klar geworden sein, daß die Zwittergestalt einer Regierung, welche aus einem Court of Directors, einem Board of Control und einem Generalgouverneur und dessen Council besteht, nicht fortdauern kann. Was die Ostindische Compagnie und der Court of Directors Großes geleistet haben, zeigt das Buch der Geschichte. Es würde die tiefste Undankbarkeit sein, dies nicht anerkennen zu wollen. Aber seitdem dem Hofe der Directoren so die Flügel beschnitten sind, daß er zu einem Schatten geworden ist, hinter dem das Board of Control handelt, und die Verwaltungsbehörden in eine solche Stellung gebracht worden sind, daß die Eine der Andern das Uebel in die Schuhe schieben kann, und Jede wiederum das Gute für sich in Anspruch nehmen mag, ist es besser, etwas ganz Neues an seine Stelle zu setzen.

Indien muß dem großbritannischen Reiche einverleibt werden, und die Königin Beherrscherin sein! Es wird dem Wesen und der Denkweise der Indier recht eigentlich zusagen, von einem Könige oder einer Königin beherrscht zu sein. Ich weiß sehr wohl, daß mit der Einverleibung Indiens dem regierenden Ministerium Großbritanniens eine Macht in die Hand gegeben ist, wodurch einst die Verfassung des Landes in Gefahr kommen könnte. Die Vergebung soviel einträglicher Aemter kann der Unabhängigkeit des Unterhauses gefahrdrohend werden. Aber sollten sich nicht Mittel und Wege finden, diesen Gefahren zu begegnen? Nicht zu vergessen, daß die öffentliche Meinung in England eine solche Macht geworden ist, welche keine Regierung unbeachtet lassen darf, will sie sich nicht der Gefahr aussetzen, das Vertrauen der Nation zu verlieren.

Sie fragen mich, wenn Indien nun zum zweiten Male erobert sein wird, welche Reformen dann im Militär und in der Verwaltung nothwendig werden. Es ist dies eine Frage, die nur ein sehr erfahrener und mit dem Lande innigst vertrauter Staatsmann zu lösen versteht. Doch ich will versuchen, Ihnen andeutend einige Bemerkungen zur Prüfung vorzulegen.

Die europäische Armee muß die eigentliche Stütze der herrschenden Gewalt sein, und ich glaube, daß 100,000 Mann kaum genügend sein werden. Dagegen müßte die Armee der Sepoys allmählich reducirt, und nur so viele davon unter der Fahne behalten werden, als nöthig sind, den europäischen Soldaten das harte Werk abnehmen zu können. Alle reguläre Nativ-Cavallerie sollte man eingehen lassen und nur irreguläre Nativ-Cavallerie behalten. Die Artillerie dürfte man nur allein von Europäern bedienen lassen, und Schützenbataillone nur aus den Ghurkas und anderen Gebirgsbewohnern bilden. Endlich eine wohlorganisirte und gutbezahlte Polizei zu Pferde und zu Fuß, zweckmäßig bewaffnet, aus Eingebornen bestehend, im ganzen Lande einrichten; aber an die Spitze dieser Polizei nur Europäer stellen. Wenn und wie und wo dereinst eine Rekrutirung in Bengalen einzuleiten ist, müssen die Umstände ergeben.

Der Hof der Directoren widersetzte sich der Vermehrung europäischer Truppen der großen Kosten und der großen Sterblichkeit wegen, welche durch die klimatischen Verhältnisse entstehen. Was diese jedoch anbetrifft, so werden sich dieselben viel weniger gefährlich äußern, wenn auf die Bekleidung und Verpflegung des Soldaten mehr Rücksicht genommen sein wird. Sobald sich ansteckende Krankheiten in einem Orte zeigen, wird ein schneller Garnisonwechsel auf kurze Zeit oft hinreichend sein, dieselben zu heben. Dann aber sollte man alle nur mögliche Sorge darauf verwenden, den Soldaten mit den Gefahren bekanntzumachen, die sich aus einem unordentlichen Leben, dem Trinken geistiger Getränke ꝛc. ergeben. Hier kann der Officier, wenn er sich persönlich für jeden Mann in seiner Compagnie interessirt, unendlich viel Gutes wirken, wie sich dies ja recht eigentlich im Krimm-Feldzuge herausstellte, wo der Gesundheitszustand derjenigen Regimenter am günstigsten war, deren Officiere ihre Leute pflichtmäßig überwachten. Damit die Regimenter nicht durch Stabs-Anstellungen ihrer Officiere beraubt werden, sollte ein Generalstabscorps gebildet werden. Desgleichen müßte das Reich unter ein regelmäßiges Befestigungssystem gebracht werden; sowie bei Kurachy, Madras, am Hugly ꝛc. Kriegshäfen errichtet werden, damit eine Flotte von Kriegsschiffen stationirt sein kann.

Was die pensionirten eingeborenen Fürsten anbetrifft, so hat der Eroberer volles Recht, über Person und Gut derjenigen zu verfügen, welche mit den Meuterern verbunden waren. Nicht nur sollte man deren Pensionen auf das Nothwendigste reduciren, sondern dieselben und ihre Familien aus dem Lande entfernen und nach einer andern Colonie bringen.

Englands Macht hat sich zur größten und einflußreichsten auf der Erde ausgebreitet. Wenn Momente kommen, wo gewaltige Ereignisse sein Fundament zu erschüttern drohen, lassen sich auch Stimmen vernehmen, welche in solchen Bewegungen die Anzeichen seines Falles verkünden. Sittenreinheit erhält allein die Macht eines großen Volkes, und so lange in der britischen Nation jene Tugenden höher geachtet werden, welche ein wahrhaft christliches Volk auszeichnen, als die Schätze und Ehren dieser Welt, ist für England keine Gefahr. Jedes große Reich fällt durch sich selbst, es trägt den Keim seines Falles in seinem Innern; — und wenn diese innere Zerrissenheit durch die Lebensader eines Volkes fließt, dann sind es die Ereignisse von Außen, welche dessen Fall beschleunigen.

Solche Begebenheiten wie der Krieg in der Krimm und wie diese Militärrevolution in Indien geben einer großen Nation die Gelegenheit, ihre Kräfte, ihre Gebrechen und ihre Feinde kennenzulernen. Solche Leiden waren nöthig um Reformen ins Werk zu setzen, welche auf dem gewöhnlichen Wege der Dinge nicht zu erlangen gewesen wären.

Wer die Entwickelungsgeschichte der Menschheit seit den letzten drei Jahrhunderten prüfend an sich vorübergehen läßt, muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die englische und deutsche Nation die Pfeiler sind, auf denen die Civilisation und das Christenthum sicher fortschreitend aufgebaut werden soll. Die englische Nation ist vermöge ihrer Lage und ihrer merkwürdigen Verbreitung über die Erde, ihrer eigenthümlichen und freien Verfassung ganz besonders dazu berufen; aber sie wird diese Aufgabe nur durch ein enges Anschließen an Deutschland vollenden können.

Es steht nicht in der Macht der Briten, sich jeder Einmischung in das götzendienerische Wesen der Indier zu enthalten. Nein, die britische Nation ist dazu berufen, das Christenthum und jene Civilisation über Asien zu verbreiten, welche die Menschen frei, glücklich und zufrieden macht. Mit diesen Gedanken muß das neueroberte Indien in Besitz genommen werden; — denn unsere mit Dampf und Elektricität forteilende Zeit will bei den Nationen das Amt der Missionäre übernehmen."

Neue deutsche Denkmäler.

— Weimar hat jetzt seine erzenen Dichterbildsäulen und wird für seinen Karl August das Denkmal erhalten. König Ludwig von Bayern, der Gründer der deutschen Monumentalkunst, übergab am 15. September der Stadt Augsburg eine Bildsäule Hans Jakob Fuggers, von Brugger geformt, von Miller gegossen. Es geschah am ersten Tage der in der alten Augusta versammelten deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher. Das Bild steht in der Philippine Welserstraße vor dem Maximiliansmuseum. Ein Fürst Leopold v. Fugger-Babenhausen sammt anderen Mitgliedern der fürstlichen und der gräflichen Zweige des Hauses Fugger wohnten der Feierlichkeit bei. Es gab zwei Jakob Fugger; ein Johannes war Webermeister und gilt für den Ahnherrn des gesammten Hauses. Dessen zweiter Sohn, Jakob, besaß zuerst ein Haus in Augsburg und trieb schon ausgebreitete Handlung. Von seinen drei Söhnen hieß der jüngste abermals Jakob. Dieser zweite Jakob beschäftigte sich mit dem Bergwesen, pachtete Bergwerke in Tirol und erwarb sich damit großen Reichthum. Er lieh den Erzherzögen von Oesterreich Geld und erbaute das Schloß Fuggerau in Tirol. Als er 1503 zu Hall in Tirol starb, folgte Kaiser Max seiner Leiche. Die beiden Fugger unter Karl V. heißen Raimund und Anton. Es fehlt uns noch immer an Aufschluß, welchen Hans Jakob König Ludwig im Erzbilde verewigte. Bei der herrschenden Monumentomanie wird man bald nicht mehr wissen, wem Denkmäler errichtet wurden.

Berlin setzt nur Königen und Soldaten Denkbilder. Die Statue Kants in Rauchs Werkstatt ist für Königsberg bestimmt; sie wird dort mit marmornem Postament auf dem altstädtischen Kirchenplatz ihre Stelle erhalten. Die Gestalt ist eine Ausführung der Hautreliefsfigur des Philosophen am Rauchschen Friedrichsdenkmal.

Bei Burgschmied in Nürnberg ist das für Prag bestimmte Radetzky-Denkmal in Arbeit. Fernkorn in Wien arbeitet auf Bestellung des Erzherzogs Albrecht an einem kolossalen ruhenden Löwen in Sandstein für das Schlachtfeld von Aspern. — Fernkorn (aus Erfurt gebürtig) hat auch Bestellungen auf die Kaiserbilder Heinrichs III, IV. und V. sowie Rudolfs von Habsburg und Albrechts für den Dom zu Speier.

Wir haben auch zwei westfälischer Denkmäler zu gedenken für Vincke und Stein. Freiherr Ludwig v. Vincke, der Vater des preußischen Parlamentsredners, ist eine wesentlich westfälische Größe. 1774 zu Minden geboren, war er Steins Nachfolger als Präsident der Provinz, als jener größere Sohn Westfalens Minister wurde. Vincke, ein Mann des Volkes trotz seiner hohen Stellung, der mit der blauen Blouse sich unter Bauern und Bürger mischte, war der Organisator Westfalens. Er ist noch jetzt dort zu Lande sprüchwörtlich um seiner Biederkeit, seiner gemeinnützigen Wirksamkeit und seiner Hingebung für allgemeine Zwecke willen. Er starb 1844. Sein Denkmal besteht in einem Thürmchen von gothischer Structur in der Nähe der Stadt Hagen. Der Freiherr vom und zum Stein hat wirksamer allgemein preußische, ja allgemein deutsche Bedeutsamkeit gehabt; es ist aber bezeichnend daß der Mann, dem Preußen seine Städteordnung vom Jahre 1810 verdankt, nicht in Preußen seinen Denkstein erhalten soll, obschon der Aufruf zu Beiträgen dazu von Wetter aus geschah, wo Stein 1784 als Bergrath seinen Wohnsitz nahm und seine politische Wirksamkeit eröffnete. Stein war 1757 zu Nassau an der Lahn geboren, und dort soll ihm der Stein der Erinnerung gesetzt werden, ob er schon (1831) zu Kappenberg, seinem westfälischen Landsitz bei Dortmund, starb und der Monarchie Preußen sein ganzes politisches Leben angehörte. Stein war der Mann, welcher Preußen zur Selbsthülfe aus dem Schooß des Bürgerthums verhalf; er war der politische Kopf, der die militärischen Einzelversuche jener Schill und Dörnberg wider den gallischen Usurpator politisch für die ganze Monarchie organisirte, in Oesterreich dafür wirkte, als ihn Preußen auf Napoleons Geheiß fallen ließ, und endlich Rußland zur Befreiung Deutschlands von den Franzosen in Kaiser Alexander begeisterte und gewann. Was York that, indem er gegen Befehl zu den Russen sein Heer überführte, war nur halbe That; Stein hatte die gesammte Bevölkerung der Monarchie zum begeisterten Aufstand wider die Fremdherrschaft befähigt; ohne seine Städteordnung hätte der deutsche Bürger nicht in sich selbst den Trieb gefühlt, der Monarchie zu helfen, die ihr Spiel verspielt hatte. Man will dem Freiherrn Stein im Nassauer Lande ein Denkmal setzen.

Hans Jakob Fugger.

— Nachdem wir die Reden bei Enthüllung der Fuggerbildsäule in Augsburg gelesen, sind wir klar darüber, welchen Fugger König Ludwig gemeint hat. Generalmajor und Hofmarschall v. Laroche bezeichnete in seiner Standrede Hans Jakob Fugger als Herrn v. Weißenhorn, Kirchberg und Pfirt, geboren den 23. December 1516, gestorben 1575. Er habe sieben Sprachen gesprochen, eine große Bibliothek und umfassende Sammlungen besessen, sei bis 1565 zu Augsburg abwechselnd Stadtrath, Bürgermeister und Semptemvir gewesen; nachdem er in Wohlthun und Werken der Großmuth fast all sein Hab erschöpft, habe Herzog Albrecht V. von Bayern ihn für seinen Staatsdienst gewonnen und er sei als Geheimerath und Kammerpräsident gestorben. — Das ist aber nicht der Fugger, von dem die Geschichte erzählt; dieser bayerische Geheimrath hat nicht die Bedeutung wie andere Mitglieder des Hauses, am wenigstens wie der Jakob, von dem die Fuggerei datirt und noch besteht als Asyl Tausender von ehrbaren Handwerkern. Der Bürgermeister Forndran fühlte sich als zweiter Redner des Tages gedrungen, an diesen Fugger und andere Glieder des großen Hauses zu erinnern. Seit 1367 waren die Fugger in Augsburg ansässig. 1494 vereinigten sich drei Brüder Ulrich, Georg und Jakob zu einer Handelsgesellschaft. Dieser Jakob ward die Seele derselben und von ihm 1519 datirt die Fuggerei, während Derjenige, den die Bildsäule hinstellt, erst 1516 geboren ward. Jakob starb kinderlos, und Georgs Söhne, Raimund und Anton, erbten seine Güter. Anton war es, der mit Karl V. die welthistorische Begegnung hatte. Hans Jakob hat nicht halb die Bedeutsamkeit. Wir glauben, man hat nicht dem rechten Fugger das Denkmal gesetzt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 42 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [17. October.

Inhalt.

Der Riesendampfer Great Eastern, ein schwimmender Palast.

Die sieben Wunderwerke der alten Welt würden in unseren Tagen eine sehr bescheidene Rolle spielen, und sich winzig genug ausnehmen gegen die kolossalen Werke, an deren Herstellung wir uns schon so sehr gewöhnt haben, daß wir eigentlich über gar nichts mehr erstaunen und eigentlich Alles für möglich und ausführbar erachten. Wir werfen elektrische Taue in Strecken von vielen hundert Meilen auf dem Meeresboden aus, bauen Eisenbahnen durch die Lagunen, legen Schienenstränge über den Semmering, Röhrenbrücken über den Menaikanal, reisen mit Courierzügen zwischen Frühstück und Abendessen zweihundert Stunden weit und fahren in neun bis zehn Tagen von Europa nach America hinüber. Das Alles finden wir in der Ordnung, sind aber mit diesen Ergebnissen immer noch nicht zufrieden, sondern wollen mehr haben, binnen sechs Tagen die Gestade der Neuen Welt erreichen, die Dauer der Seefahrten noch um ein Drittel, wo möglich um die Hälfte abkürzen und die Erfindung eines lenkbaren Luftballes überflüssig machen.

Diesen Zeitabschnitt soll ein Riesenschiff eröffnen, das demnächst an der Themse vom Stapel laufen wird, und da es vorzugsweise für die Fahrt nach Ostindien und Australien bestimmt ist, den Namen Great Eastern erhält. Gegen diesen Leviathan erscheint die Steinmasse der Pyramide des Cheops wie ein Kinderspiel. Es ist leicht, Quadermassen aufeinanderzuhäufen und so zu legen, daß sie von einer breiten Grundlage aus zu einer Spitze sich emporthürmen; aber der Bau jenes Schiffes, zu welchem der Ingenieur Brunel den Plan entworfen hat, erforderte eine große Menge sinnreicher Combinationen, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Die Ausführung desselben war nur möglich mit Hülfe des Dampfes, der die Hauptrolle spielt. Er setzt die gewaltigen Hämmer in Bewegung, nicht minder die großen Scheeren welche dicken Eisenplatten zerschneiden als wären sie dünne Kartenblätter. Das Schiff ist von Eisen, hat eine Länge von nahe an 700 Fuß, und übertrifft also die höchsten Thürme der Erde um etwa 100 Ellen. Die Bauart weicht völlig von jener der gewöhnlichen hölzernen Seeschiffe ab, und ist derart daß bei möglichst geringer Schwere die möglichst hohe Widerstandskraft erzielt wird. Man hat das sogenannte Zellensystem in solcher Weise angewandt, daß der Great Eastern diesen Widerstand in so hohem Maße besitzt als bilde er eine einzige Masse von massivem Eisen. Zehn vollkommen wasserdichte Scheidewände, die je 60 Fuß von einander liegen und unterhalb des zweiten Decks keinerlei Verbindung mit einander haben, theilen das Schiff in der Quere, während zwei eiserne Mauern, 36 Fuß von einander entfernt, dasselbe in einer Länge von 350 Fuß durchziehen. Somit ist das Innere, gleich den Seitenwänden, in Zellen, sogenannte Compartimente, abgetheilt. Außer den eben angedeuteten befinden sich aber unter dem ersten Deck noch viele andere Gemächer, für Kessel, Maschinen, Kohlen, Güter 2c. Das obere Deck ist doppelt und hat gleichfalls ein System von Zellen; gerade durch diese ungemein große Anzahl rechtwinkeliger Abtheilungen bietet das Schiff bei der schon erwähnten, unglaublichen Widerstandskraft eine solche Leichtigkeit und Unzerstörbarkeit, daß es gewissermaßen die Eigenschaften des massiven Eisens mit der Biegsamkeit und Faserstärke eines Bambusrohres in sich vereinigt. Jeder besondere Theil hat gleichsam sein eigenes Lebensprincip, und wenn das Schiff auch in zwei oder drei Stücke zerbräche, so würde doch jedes wieder ein vollständiges Schiff bilden und seetüchtig bleiben.

Die obenerwähnten zehn großen Abtheilungen oder Gemächer bilden eine Reihe von Parallelogrammen von 60 Fuß Länge bei 36 Fuß Breite. Alle sind in der Weise von einander geschieden wie Häuser in einer Straße; jedes hat einen obern und untern Salon, Schlafgemächer, Küche und Schenkzimmer; und die Bewohner der verschiedenen Abtheilungen können mit einander nur zusammenkommen, wenn sie das obere Deck benutzen, welches die Hauptstraße auf dieser schwimmenden Stadt bildet. Der Eastern kann, abgesehen von der Schiffsbemannung, nicht weniger als viertausend Fahrgäste beherbergen, nämlich 800 erster Classe, 2000 zweiter und 1200 dritter Classe. Die Salons, und ebenso die Schlafzimmer, haben zusammen eine Länge von 350 Fuß und liegen nicht,

wie seither gewöhnlich, im Hintertheile des Schiffes sondern in der Mitte, wo also die Bewegung am schwächsten ist und die Insassen der Seekrankheit weniger ausgesetzt sind. Die Passagiere wohnen gerade über den Kesseln und Maschinen, sind aber von denselben durch ein sehr starkes eisernes Gewölbe geschieden. Zwischen diesem letztern und dem ersten Deck, das gleichfalls aus Eisen besteht, liegen die Kohlenmagazine, welche jedes Geräusch und alle Vibration auffangen und abhalten. Zwischen Maschinen- und Kesselräumen befinden sich Verschläge, gerade sowie bei den Salons, und man hat Vorkehrungen getroffen, daß die Arbeiter aus einem Raum in den andern gelangen können ohne daß ihre Undurchdringlichkeit, die Sicherheit gegen das Einströmen von Wasser, dabei litte, und doch die Dampf- und Wasserröhren das ganze Schiff durchziehen wie die große Ader den menschlichen Körper.

Der Great Eastern soll genau 692 Fuß Länge haben, also etwa eine Achtel englische Meile. Wer viermal auf Deck hin- und zurückgeht, hat einen Spaziergang von einer engl. Meile gemacht. Die Breite beträgt 83 Fuß, und mit Hinzurechnung der Gehäuse über den Schaufelrädern 114 Fuß. Das Deck ist ganz schlicht und eben. Für gute Lüftung sind alle möglichen Vorkehrungen getroffen. Das Schiff soll auf dem Meere so rasch fahren wie die Locomotive auf der Eisenbahn, und hat zu diesem Behufe dreierlei Bewegungsmittel: Schraube, Schaufelräder und Segel. Die Räder halten 56 Fuß im Durchmesser, reichlich soviel wie ein Circus in welchem Renz oder Wollschläger reiten; sie werden in Bewegung gesetzt durch vier Dampfmaschinen mit Cylindern von 6 Fuß 3 Zoll Durchmesser und einem Kolbenhub von 14 Fuß. Sie haben 1000 Pferdekraft und sind etwa 50 Fuß hoch, aber die Schraube ist noch weit kolossaler; denn während für die Maschinen, welche die Räder in Bewegung setzen, nur vier Kessel vorhanden sind, beträgt die Zahl jener für die Schraube nicht weniger als sechs, und ihre Maschinen haben 1600 Pferdekraft. Im Ganzen verfügt der Ingenieur des Eastern über 3000 Pferdekraft. Der Schraubenbaum ist 160 Fuß lang und wiegt 60 Tonnen (jede zu 20 Centnern); er theilt die Bewegung der Schraube mit, welche 24 Fuß Durchmesser und vier Flügel hat. Schraube und Schaufelräder sollen gemeinschaftlich derart arbeiten, daß das Schiff zugleich vorwärts gestoßen und gezogen wird, und in der Stunde 15 bis 16 Knoten, also ungefähr 20 englische Meilen zurücklegt. Segel wird man nur gelegentlich benutzen, wenn der Wind günstig ist und mit einer Schnelligkeit von mehr als 25 Meilen in der Stunde weht, somit den Gang des Schiffes beschleunigen kann. Zu diesem Zweck wurden sieben Masten angebracht; die Segel bieten dem Winde eine Fläche von etwa 20,000 Fuß Leinwand dar.

Das Schiff gewährt von Außen einen sehr einfachen Anblick; die gesammte Bemannung wird 400 Köpfe nicht übersteigen, weil ein großer Theil der Arbeit welche auf anderen Schiffen von Menschen verrichtet werden muß, hier dem Dampfe zufällt. Vier Hülfsmaschinen winden die Anker auf, bewegen die Pumpen, besorgen das Aufhissen der Segel ꝛc. Daß ein Fahrzeug von so kolossalen Verhältnissen nicht wie ein gewöhnliches Schiff befehligt werden kann, leuchtet ein. Für den Capitän reicht ein Sprachrohr gar nicht aus, denn es kann nicht in alle Räume dringen; der Telegraph muß ins Mittel treten. Bei Tage und bei gewöhnlichem Wetter wendet der Befehlshaber die üblichen Zeichen an, bei Nacht giebt er die Signale für den Mann am Steuer vermittelst farbiger Lichter. Auch hat er einen elektrischen Telegraphen zur Verfügung, und so ist, wenn man sich des Ausdrucks bedienen kann, das Nervensystem des Fahrzeuges völlig organisirt; der Capitän bildet das Gehirn. Die Vorkehrungen um die Magnetnadel des Kompasses, vor der Einwirkung des Eisens zu sichern, zeigen von großer Umsicht. „Der Schutzwächter der Seeleute“ steht 40 Fuß über Deck, und der Mann am Steuer kann vermittelst eines Transparentes den Kompas so genau beobachten, wie den Zeiger auf dem Zifferblatt einer Uhr. Man will aber noch eine weitere Verbesserung einführen, dergemäß der Schatten der Magnetnadel durch eine lange Röhre auf eine vor dem Mann am Steuer liegende Karte fällt, so daß er den Kompas vermittelt vor sich hat, und nicht in die Höhe zu blicken braucht. Dann kann auch der Nebel keine Störung verursachen. Die zehn Anker sammt ihren Stricken haben ein Gewicht von nicht weniger als 55 Tonnen; 800 Faden (4800 Fuß) Ankerketten wiegen 98 Tonnen, Ankerspillen und Grelingen 100 Tonnen.

Wie lang sind die Wellen im offenen Meere und wie hoch gehen sie? Darüber sind erst in der neuern Zeit genaue Beobachtungen angestellt worden. „Berghoch sich aufthürmende Wellen“ sind poetische Uebertreibungen, denn die mittlere Höhe beträgt nur etwa 20 Fuß, und es kommt nur selten vor daß sie die Höhe von 28 Fuß erreichen. Die größte Länge einer Welle übersteigt 600 Fuß nicht, bei gewöhnlichem scharfem Sturme nicht 300, bei einem frischem Winde nicht 120 Fuß. Man kann daraus abnehmen daß Schiffe von beträchtlicher Länge rascher fahren müssen als kurze; diese letzteren kommen nur vorwärts indem sie sich auf einer Wellenlinie bewegen, also vermittelst einer Reihenfolge von kleinen Krümmungen, welche zugleich ein Hinderniß bilden und den Menschen im Schiffe große Unannehmlichkeiten verursachen. Die größeren dagegen beherrschen die Welle schon deshalb weil sie sehr lang sind und fahren also viel rascher. Der Great Eastern wird bei seiner kolossalen Größe und weil er zugleich durch Schraube und Schaufelräder in Bewegung gesetzt wird, weder schlenkern noch stampfen, und schon deshalb den Reisenden angenehm sein. Er kann in einem Sturm auf dem atlantischen Ocean füglich zwei bis drei Wellen mit derselben Leichtigkeit überschreiten, wie ein Rennpferd über einen drei bis vier Ellen breiten Graben springt. Sein Gesammtgewicht beträgt reichlich 12,000 Tonnen.

Es fragte sich wie man eine so ungeheure Masse von Stapel laufen lassen und ins Wasser bringen könne, damit sie flott werde. Bekanntlich laufen die Schiffe, welche auf dem Werft gebaut werden, der Länge nach, den Stern nach vorne, vom Helgen ab; der Great Eastern wird aber der Quere nach herabgelassen.

Für weite Fahrten sind die Vorzüge großer Schiffe vor den kleinen längst allgemein anerkannt; sie gewähren in jeder

Beziehung erhebliche Vortheile, gleichviel ob Dampfer oder Segelfahrzeuge. Der erste Seedampfer welcher 1855 für die Fahrt nach Indien gebaut wurde, war die Entreprise von 122 Fuß Länge und 27 Fuß Breite; sie mußte begreiflicherweise auf den Zwischenstationen Kohlen einnehmen. Allmählich baute man die Dampfer größer, wie folgende Uebersicht zeigt:

	Fuß lang.	Fuß.	Zoll breit.
1835. Tagus, für das Mittelmeer	182	28	—
1838. Great Western, für die Fahrt nach America	236	35	6
1844. Great Britain, Schraubendampfer	322	51	—
1853. Himalaya, von Eisen, für das Mittelmeer	370	43	6
1856. Persia, eisern, fährt nach Neuyork	390	45	—
18⁵⁵⁄₅₇. Great Eastern	692	83	—

Der Dampfer von 1857 ist also sechsmal so lang als jener von 1835, und in Bezug auf den Tonnengehalt stellt sich ein noch größerer Unterschied heraus.

Solange die Dampfer nicht so groß waren, daß sie Kohlen für die ganze Reise nach Indien oder Australien an Bord nehmen konnten, mußten große Segelschiffe, namentlich die großen Clipper, in mancher Beziehung den Vorzug behaupten; denn jene hatten unterwegs anzulegen um Feuerungsstoff zu laden und konnten nicht den kürzesten Weg einschlagen; sie vergeudeten damit viel Zeit. Der Great Eastern vermeidet diese Nachtheile. Brunel sagte sich etwa: „Wozu soll ich ein halbes Dutzend Schiffe bauen oder verwenden, um Kohlen nach verschiedenen Häfen bringen zu lassen, die ohnehin abseit von der großen Fahrbahn liegen? Mein Great Eastern soll Raum genug haben, um sein eigenes Kohlenmagazin an Bord zu führen. Ich will es machen wie der Reisende, der alle Habseligkeiten, deren er unterwegs bedarf, in einem einzigen Koffer beisammen hat und dadurch ein halbes Dutzend Leute erspart." Die Kohle, welche jetzt die Schiffe auf der Fahrt nach Indien oder Australien unterwegs einladen, kostet dort im Durchschnitt vier- oder fünfmal mehr als in England; der Eastern dagegen legt hier seinen ganzen Bedarf ein, und die beste Kohle kommt ihm nicht höher zu stehen als 12 bis 14 Schillinge die Tonne. Für die Hin- und Herreise stellt sich jetzt der Kohlenbedarf auf 4000 bis 6000 Tonnen; man sieht also auf einen Blick wie viel sich bei jeder Fahrt ersparen läßt. Der Great Eastern, und jedes Schiff welches die betreffende Compagnie nach demselben System bauen und fahren läßt, enthält 800 Kajüten für Reisende erster Classe, Raum für 5000 Tonnen Waaren, für Passagiere der beiden anderen Classen und für Soldaten, während Alles viel bequemer als auf anderen Dampfern eingerichtet ist. Er wird in 30 bis 33 Tagen Indien, in höchstens 36 Tagen Australien erreichen können.

Der Weg über die Landenge von Suez würde keinerlei Vortheil darbieten, wenn auch der Canal hergestellt wäre. Die nachstehenden Zahlen zeigen die Entfernung vom Cap Landsend im westlichen England und Port Philipin Australien:

Um das Vorgebirge der Guten Hoffnung	11,819	Meilen.
Um das Cap Horn	12,700	„
Ueber Gibraltar, Malta, Suez, Aden, Punta Galle auf Ceylon und Singapore	12,034	„
Ueber Panama	12,678	„

Der Great Eastern soll hauptsächlich den Verkehr mit Australien vermitteln, mit welchem der Handel schon vor vier Jahren so bedeutend war, daß 1853 der declarirte Werth der aus England dorthin verschifften Ausfuhren über 14½ Million Pf. Sterling betrug, also mehr als 100 Millionen Thaler. Die Passagiere sollen zahlen: in der ersten Classe 65 Pf. St. in der zweiten 35, in der dritten 25 Pf. Sterling, was allerdings ein ungemein mäßiger Ansatz ist, wenn man bedenkt welche Bequemlichkeiten das Schiff bietet und wie hoch die Fahrpreise der gewöhnlichen Dampfer gestellt sind. Der Great Eastern ist in der That ein schwimmender Palast; er wird mit Gas beleuchtet, das man am Bord verfertigt. Auf dem Deck spielt täglich ein Orchester; die Spaziergänger werden nie durch Rauch und Qualm belästigt, weil man nur Anthracitkohle brennt. Auch empfinden sie wegen der Länge des Schiffes keine unangenehme Bewegung. Die Viehställe liefern während der ganzen Reise täglich frisches Fleisch und frische Milch. Der Gehalt des Schiffes beträgt 27,000 Tonnen bei 3000 Pferdekraft. Wenn der Great Eastern mit einem Linienschiffe zusammenstieße, so würde er dasselbe spalten, wie Tells Pfeil den Apfel. Aber am Mast scheint allnächtlich ein elektrisches Licht, und auch bei dunklem Wetter wird dadurch das Schiff wie bei Vollmond beleuchtet. Im Fall eines Unglückes sind Rettungsboote vorhanden, die zum Theil von Dampf getrieben werden können; man hat überhaupt Vorkehrungen getroffen, daß in einem solchen Falle tausende von Menschen in kürzester Frist sich in Sicherheit befinden.

Der Great Eastern soll womöglich noch in diesem Monate vom Starel gelassen werden, auf jeden Fall aber im April nächsten Jahres seine Fahrten beginnen. Die ersten Reisen unternimmt er dann nach Portland im Staate Maine, das mit sämmtlichen canadischen und americanischen Bahnen in Verbindung steht.

Wir ersehen aus den Zeitungen, daß mehrere Hafenstädte sich um die Gunst bewerben, Endpunkt für die americanische Fahrlinie zu werden, und daß sie hoffen, den Leviathan von der indisch-australischen Fahrt abzulenken, um ihn für ihren Verkehr zu belegen. Portland hat auf städtische Kosten im Belauf von 60,000 Dollars Werfte bauen lassen, an welchen der Great Eastern bequem anlegen kann; aus Virginien sind Bevollmächtigte nach London gereist, um die Hafenstädte Norfolk und Portsmouth dringend zu empfehlen, selbst die Weltstadt Neu-York bietet alles auf, um den Great Eastern für sich zu gewinnen. Auch die Canadier sind nicht müßig und Quebec am St. Lorenz sucht darzuthun, daß in den Sommermonaten kein anderer Platz für die Aufnahme des Riesenschiffes so geeignet sei. Es macht geltend, daß jedes Schiff, welches nicht über dreißig Fuß Tiefgang habe, mit Sicherheit einlaufen könne; sein Hafen sei neun englische Meilen lang, anderthalb Meilen breit und habe eine durchschnittliche Tiefe von zwölf bis zwanzig Faden. Für die Wintermonate sei allerdings Portland, das am Ocean liegt, der geeignetste Platz.

Auch die Speculation ist schon jetzt bemüht, die Reisen des Great Eastern für die Touristen ersprießlich zu machen. Nachdem das Schiff Anfangs April seine Probefahrten bis

Gibraltar und bis zu den Azoren gemacht hat, soll es nach Portland fahren, das nur 316 Meilen von Quebec entfernt liegt und mit demselben durch die Grand Trunkbahn in Verbindung steht. Der Tourist geht von da auf der Bahn nach Montreal, 168 Meilen, die er in 5½ Stunde zurücklegt. Dort kann er die Victoriabrücke bewundern, welche ein Deutscher baut; sie führt über den St. Lorenzstrom. Der Tourist fährt auf der Bahn weiter nach Kingston und nach Toronto am Ontariosee, der Hauptstadt von Obercanada, die jetzt mehr als 50,000 Einwohner hat, geht über Hamilton nach Detroit und ist nun in den Vereinigten Staaten, wo die Central-Michigan-Bahn beginnt. Sie führt ihn nach Chicago im Staat Illinois, dem größten Getreidemarkt in der Welt, von wo gegenwärtig 21 verschiedene Bahnen auslaufen, dann nach Dubuque, St.-Louis, Cincinnati, Cleveland und Buffalo; er macht einen Abstecher nach dem Niagara, und kann nun durch Canada oder durch den Staat Neu-York fahren, und mag Boston besuchen oder südlich bis Washington und Baltimore gehen.

Ein Fahrbillet erster Classe von London für den ganzen „Ausflug" von neuntausend Meilen wird nur 56 Pf. St. oder etwa 400 Thaler kosten, also 1½ Pence die Meile. Inbegriffen sind die Eisenbahnfahrten, und Beköstigung auf dem Schiffe von London bis Portland. Passagiere zweiter Classe zahlen 13 Pf. St. weniger. Jeder kann nach Belieben mit der zweiten oder dritten Rückreise des Great Eastern nach Europa sich wieder einschiffen und somit fünf bis neun Wochen in America verweilen. Vielleicht werden in nächsten Jahren Lustfahrten von Berlin nach St. Paul in Minnesota und St. Louis am Mississippi angekündigt! E—a.

Westfalen und seine Industrie.

Der Regierungsbezirk Arnsberg gehört zu den gewerbreichsten Gegenden des preußischen Staats. Der nördliche Theil desselben, die fruchtbare Ebene des Hellweges hat zwar vorherrschend den Charakter einer Ackerbaugegend bewahrt, selbst die Städte daselbst sind vorzugsweise Ackerstädte geblieben und erst unter dem Einfluß der Eisenbahnen hat das gewerbliche Leben begonnen, sich in diese Ebenen herabzuziehen; uralt dagegen sind die Sitze gewerblicher Betriebsamkeit in dem Süderlande und im Siegenschen, in den gebirgigen Theilen des Bezirks. Beide Theile des Bezirks, der nördliche und der südliche, ergänzen sich durch die Verschiedenheit ihrer Natur und Ergiebigkeit. Im Norden liegt die Kornkammer und zugleich das Kohlen- und Salzmagazin des Landes; hier blüht der Ackerbau und neben ihm der Kohlenbergbau. In den Gebirgen des Süder- und des Sieger-Landes dagegen arbeitet der Bergbau und blüht eine vielgestaltete Industrie. Nur das Wittgensteiner Land hat nichts als seine Armuth.

Beginnen wir unsere Schilderung des merkwürdigen Landes, dessen Kohlen- und Eisenindustrie immer mehr die Aufmerksamkeit des gesammten Deutschlands auf sich zieht, mit dem südlichsten Kreise desselben, mit dem ehemals Nassau-Oranischen Kreise Siegen. Die Landesseck, eine Fortsetzung des Rothhaargebirges, schneidet dieses fränkische Gebiet von dem sächsischen Süderlande. Die sich aufschließenden Thäler mit üppigen Wiesengründen, von sanft ansteigenden Bergrücken umgeben, lassen den Bau des Landes mit seinem Reichthum weißschimmernder Dörfer und Gehöfe und dunkler Hütten- und Hammerwerke erkennen. Eine zahlreiche, rührige Einwohnerschaft, lebhafter Verkehr, reinliche und freundliche Wohnhäuser, stattliches Rindvieh verkünden den alten Wohlstand des Kreises. Dem Ackerbau bietet der Kreis nur eine sehr geringe Grundfläche dar: denn das Klima ist rauh, meist nackt und nebelig und der Boden, aus Thonschiefer gebildet, führt nur geringe Kalktheile mit sich und ist sehr wasserreich. So wird von Getreide etwa nur ein Drittel des Bedarfs gezogen. Desto reicher fließen im Innern der Berge die Quellen edler Mineralien, außerordentlich mächtige Gänge von Eisen-, Kupfer-, Blei-, Kobalt- und Silbererzen. Diese Schätze haben bereits vor Jahrhunderten die Betriebsamkeit der Einwohner beschäftigt. Schon als 1255 die Brüder Otto und Wolfram die nassauischen Lande theilten, wählte Otto die Länder nördlich der Lahn wegen der reichen Bergwerke um Siegen. Die Belehnung des Bergwerks am Ratzenscheid, der noch jetzt blühenden Landeskrone wurde von Kaiser Adolf 1296, diejenige des berühmten Müsener Stahlberges 1313 ertheilt. Bald war das ganze Siegensche Land mit Hüttenwerken bedeckt; 1444 bestanden bereits 29 Blas- oder Eisenhütten und Hammerhütten. Von welchem großen Ansehen aber das Stahlgewerbe war, erhellt daraus, daß 1504 jeder Stahlschmied schwören mußte, nicht außer Landes Stahl zu schmieden oder einem Fremden das Handwerk zu lehren. Eine fernere großartige Entwickelung steht dem Siegener Lande bevor, wenn die im Bau begriffene Deutz-Gießener Eisenbahn dasselbe durchschneidet und ihm das Brot der modernen Industrie, die Steinkohle, aus dem Ruhr-Bezirk zuführt. Dann wird der Bergbau, welcher jetzt verhältnißmäßig nur oberflächlich betrieben wird, sich verzehnfachen und werden die Eisenhütten einen unberechenbaren Aufschwung nehmen.*)

Oestlich an den Kreis Siegen schließt sich der Kreis Wittgenstein, ein Hochland, gebildet aus den nördlichen Ausläufern des Westerwaldes und den Südspitzen des Rothhaar-Gebirges. Dichtgedrängte Gruppen steiler Hügel überragen unzählige enge Schluchten, zwischen welchen man, von den Höhen herabblickend, kaum den Lauf der Flüsse verfolgen kann. Der Boden besteht durchgängig aus Faulschiefer, welcher zwar leicht verwittert und dann in fruchtbaren Lehm sich verwandelt, indessen nur eine dünne Ackerkrume, meistens drei Viertel Fuß, zuweilen selbst nur handhoch, bildet.

In der Bevölkerung bilden ein eigenthümliches Element

*) Das Berg-, Hütten- und Gewerbewesen des Regierungsbezirkes Arnsberg. Nach amtlichen Quellen von L. H. W. Jacobi, K. Pr. Regierungsrath. Iserlohn 1857.

die drei Zigeunercolonien zu Lause, Altegraben und Saßmannshausen. Diese Zigeuner sind sämmtlich Landstreicher, arbeitsscheu und obwohl geistig und körperlich begabt, zu keinem Gewerbe tauglich. Sie wohnen in elenden Hütten und behelfen sich mit der dürftigsten Nahrung, die sie zusammenbetteln. Zu kleinen Diebereien geneigt, meiden sie größere Verbrechen, doch weniger aus Moralität als aus Feigheit. Sie bekennen sich dem Namen nach zwar zur christlichen Kirche, es fehlt ihnen jedoch jedes religiöse und sittliche Bewußtsein; daher scheußliche Sünden, wie Blutschande, bei ihnen an der Tagesordnung sind. Ihre ursprüngliche Sprache haben sie seit einem Menschenalter aufgegeben. Ihre Anzahl erreicht noch nicht hundert.

Das rauhe, waldbedeckte Gebirgsland mit unfruchtbarem Boden, ohne unterirdische Schätze, entbehrt bis jetzt einer umfänglichen und gedeihlichen Gewerbsamkeit, und noch heute finden auf diese Landschaft die Worte des alten Geographen Anwendung:

Der kleine Fürst von Berleburg
Reit' schnell sein ganzes Land hindurch,
Hat Köhler in den Wäldern
Und Hasen in den Feldern.

Es ist dies um so mehr zu bedauern, als der Wittgensteiner vor seinen westfälischen Nachbarn durch geistige Begabung sich auszeichnet, mäßig und nüchtern, kräftig und anstellig ist, als der Arbeitslohn kaum die Hälfte der in den gewerblichen Theilen des Regierungsbezirkes üblichen Sätze erreicht und als die Wälder der Gebirge schätzbare Hülfsmittel darbieten. Es fehlt jedoch an Capital, um das günstige Feld, welches hier für gewerbliche Anlagen sich eröffnet, auszubeuten. Auch die land- und forstwirthschaftliche Benutzung des Bodens steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Ein sehr bedeutender Theil des Grundbesitzes, oft mehr als die Hälfte einer Feldmark, besteht in sogenannten Außenländereien (Bergegut), welche, mit Ginster und Haidekraut überzogen, die Berge und Hochebenen einnehmen und nur alle zehn bis fünfundzwanzig Jahre zu ein- bis dreijähriger Ackernützung bebaut werden. Die beträchtlichen Waldungen gehören den beiden fürstlichen Häusern Wittgenstein und bieten den Einsassen nur durch die Köhlerei eine Erwerbsgelegenheit. Mögen die unverwertheten Arbeitskräfte, welche den Schatz dieses Landes bilden, bald zu segensreicher Wirksamkeit erweckt werden.

Nördlich von den Kreisen Siegen und Wittgenstein liegt das Herzogthum Westfalen, die Kreise Olpe, Brilon, Meschede und Arnsberg einfassend, ebenfalls ein vorherrschend rauhes, waldreiches, von vielen Thälern und schnell stürzenden Wassern durchzogenes Höhengebiet. Ackerbau und Waldwirthschaft sind die hauptsächlichste Nahrung seiner Bewohner und die Städte sind nur größeren ländlichen Gemeinwesen zu vergleichen. Bergbau, Hüttenbetrieb und Gewerbewesen sind jedoch nicht unerheblich und werden noch an Bedeutung gewinnen, sobald sie durch die großen Culturkräfte der Neuzeit, durch Capital, Eisenbahnen, mechanische Hülfsmittel und durch gewerbliche Bildung befruchtet werden. Bereits im Jahre 1804 waren bei dem Bergbau-, Hütten- und Hammerbetrieb des Herzogthums Westfalen 13 bis 1400 Menschen beschäftigt. Die Werke jener Zeit waren indessen noch von sehr mäßigem Umfange: so blies eine Eisenhütte wöchentlich 180 bis 200, höchstens bis 250 Centner, etwa die halbe Tagesproduction eines gegenwärtigen Hochofens größter Abmessung.

In dem Kreise Olpe war der gewerbreichste Ort im Mittelalter die Stadt Attendorn. Benachbarter Bergbau und eigene Metall- und Wollindustrie verschafften ihr Bedeutung: sie war Kreisstadt der Hansa, trieb ihre Handelsgeschäfte bis über das Meer nach England und soll 1100 Häuser gezählt haben. Die Wirren der Reformationszeit vertrieben die vornehmsten Gewerbetreibenden, welche Protestanten waren und sich nach der Grafschaft Mark wendeten, und mit dem dreißigjährigen Kriege gingen in Attendorn Gewerbe und Handel gänzlich zu Grunde. Gegenwärtig steht die Bürgermeisterei Olpe durch ihre Gewerbthätigkeit an der Spitze des Kreises: sie enthält die hauptsächlichsten Gerbereien und die meisten Hochöfen, Metallhütten, Puddel- und Walzwerke.

Der Kreis Brilon, der größte des Regierungsbezirkes, umfaßt den höchsten und rauhesten Theil nicht blos Westfalens, sondern des ganzen nordwestlichen Deutschlands. Wenn dieses Gebirgsland zum Ackerbau weniger geeignet ist, so besitzt es dagegen nicht geringe unterirdische Güter: Adern von Eisen-, Kupfer-, Zink- und Bleierzen, schätzbare Lager von Marmor und Dachschiefer durchziehen seinen Schooß und haben seit alter Zeit einen ergiebigen Bergbau hervorgerufen, der gegenwärtig freilich nicht diejenige Stufe einnimmt, zu welcher Unternehmungsgeist und Capital ihn emporheben könnten. Der gesunde, kräftige Baumwuchs in den ausgedehnten Waldungen der mittleren Höhen liefert übrigens den Hütten und Hämmern ein verhältnißmäßig wohlfeiles Brennmaterial. In früheren Jahrhunderten nahm auch dieser Landstrich Westfalens einen größeren Antheil an dem gewerblichen Verkehr als das jetzt der Fall ist. Marsberg, eine uralte sächsische Stadt und noch jetzt durch herrliche Kirchen ausgezeichnet, hatte sich zu einer wohlhabenden Stadt mit Stapel- und Münzrecht emporgehoben. Brilon, nächst Soest die vornehmste unter den Städten des alten Herzogthums Westfalen und ein angesehenes Glied des Hansabundes, zählte im vierzehnten Jahrhundert über 11,000 Einwohner, während die gegenwärtige Bevölkerung nur 4000 Seelen beträgt. Neckbach erstreckte seine regelmäßigen Handelsgeschäfte im 12. Jahrhundert bis nach Dänemark und Rußland, während die Einwohner selbst nur rohe Hanthirung und dürftigen Kornhandel treiben.

Auch der Kreis Meschede ist durchweg gebirgig und unergiebig. Dennoch ist es in den letzten Jahrzehnten gelungen, vermittelst der Kalkdüngung aus den Kalkadern, welche den Kreis durchziehen, die Ertragsfähigkeit bis zu dem Grade zu steigern, daß der Kreis seinen Bedarf an Brotfrucht jetzt aus seinem eigenen Schooße deckt und Hafer sogar ausführt. In den Jahren 1853 und 1854 wurden die Gruben in und um Ramsbeck an der Velme, einst von Venetianern ausgebeutet, dann sehr vernachlässigt, jedoch seit Jahren wieder durch schwunghaften Bergbau auf silberhaltige Bleierze und auf Blende zu Ansehen gelangt, der Mittelpunkt ungeheurer Geld-

verwendung eines Actienvereins und weithin schien die Gegend ein ganz industrielles Gepräge annehmen zu wollen. Jedoch hat der schnell entstandene Zauber keine bleibenden Wirkungen ausgübt und die dortige Regsamkeit ist wieder auf ein bescheidenes Maß zurückgegangen.

Der Kreis Arnsberg umfaßt eine von dem Rücken der Haar und den Hügeln des Arnsberger Waldes bis zur vollen Gebirgshöhe sich erhebende, sehr waldreiche Gegend mit durchaus waldigen, scharf, jedoch nicht sehr tief eingesenkten Thälern. In dem nördlichen Theile des Kreises ist das treffliche Gefälle der aus warmen Quellen, nicht gefrierenden Wester, von Warstein bis Beleke zu vielen Puddel- und Eisenwerken benutzt und giebt dem schönen Thale eine außerordentliche Lebendigkeit. Im südlichen Theile umfaßt das tief eingeschnittene, liebliche Thal der Hönne bei Balve eine Eisenhütte, eine chemische Fabrik und Hohlglasfabriken. In der Mitte des Kreises liegt Arnsberg mit 4612 Einwohnern, Sitz der Regierung und eines Appellationsgerichts, eine Beamtenstadt, welche außer einer schwunghaften betriebenen Papierfabrik gar keine industrielle Bedeutung hat, wenn gleich nicht mehr, wie Justus Gruner im Anfang dieses Jahrhunderts fand, der „Charakter der Armuth, Unreinlichkeit und Indolenz" überall sich ausspricht.

Von den südlichen und östlichen Gebirgsgegenden des Regierungsbezirkes wenden wir uns zu dem Hügel- und Tieflande und steigen über die Höhe des Haarstranges allmählich zur Ebene des Hellweges hinab. Hier liegt im Nordosten zunächst der Kreis Lippstadt. Der nördliche Theil desselben gehört der Lippeniederung, die am breitesten ausgedehnte Mitte der Hellwegsebene, der südliche Theil aber dem Haarstranggebirge an. So ansehnlich auch die Production dieses Kreises auf dem Gebiete der Landwirthschaft, an Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht ist, so hat er dagegen sehr wenig von höherer Gewerbthätigkeit aufzuweisen. Eine Ausnahme macht in dieser Beziehung nur der Hauptort des Kreises, die Lippstadt, die älteste Stadt der Grafschaft Lippe, welche bereits 1196 mit städtischen Rechten beliehen wurde. Sie führte auf den Lippe'schen Landtagen die erste städtische Stimme und schied, obwohl sie seit 1365 zugleich unter der Oberherrlichkeit der Grafen von der Mark stand, aus ihren staatsrechtlichen Beziehungen zum Fürstenthum Lippe erst im Jahre 1851 gänzlich aus. Neben Ackerbau und Viehzucht, welche letztere durch die trefflichen Lippe-Weiden unterstützt wird, trieb Lippstadt stets lebhaften Handel theils mit Landesproducten theils mit Colonialwaaren, einen Handel, der in neuerer Zeit durch den seit 1830 schiffbaren Lippefluß und durch die westfälische Eisenbahn sehr begünstigt wird. Schon 1710 wurde in Lippstadt eine Druckerei angelegt, aus welcher die Lippstädtische Zeitung hervorging, ein politisches Blatt, das im vorigen Jahrhundert in Westfalen wenige seines Gleichen fand und vielfach verbreitet war. Als Sitze von Innungen der Leineweber sind noch die alten Städte Geseke und Rüthen zu erwähnen. Rüthen war einst Mitglied der Hansa und Wohnort zahlreicher adeliger Familien. Feste, jetzt zerstörte Mauern mit vielen und hohen Thürmen schützten sie gegen die offene Gewalt der Feinde.

Westlich an den Kreis Lippstadt schließt sich der Kreis Soest. Hier erreicht der Ackerbau in dem Regierungsbezirke Arnsberg seinen Höhepunkt: in der Hellwegsebene des Kreises sind 85 Procent unter dem Pfluge und der Landbau nimmt die Betriebsamkeit der Einwohner ganz überwiegend in Anspruch. Der Hauptort des Kreises, Soest, war die Hauptstadt der Engern und die Wiege deutschen Bürgerlebens. Nach seinen Rechtsgewohnheiten, die in der Schraune niedergelegt sind, wurde selbst Lübeck mit Stadtrecht bewidmet. Soest gehörte zu den Städten, welche die uralte deutsche Kaufmannschaft zu Wisby auf Gothland gründeten: es war ein bevorzugtes Mitglied der Hansa, hatte seine eigene Münze und zählte einst eine rührige, kriegsmuthige und waffengeübte Bevölkerung von 30,000 Seelen, welche siegreich die Hussiten von den Mauern ihrer Stadt zurückschlug. Bei dem allgemeinen Niedergang des deutschen Städtewesens sank Soest jedoch im 16. Jahrhundert zu dem „größten Dorf Westfalens" von 3800 Einwohnern herab. Der Ackerbau trat wie zu Urzeiten an die Stelle bürgerlicher Gewerbthätigkeit und Kraut und Korn wuchs an den Stätten früheren Gewerbfleißes und rastloser Kaufmannschaft. Jetzt hat die Einwohnerzahl der Stadt sich wieder auf 9907 gehoben. Auch Werl, der erste Sitz der nachmaligen Grafen von Arnsberg, war in alten Zeiten eine ansehnliche, selbst mit eigenem Münzrecht ausgestattete Stadt und ebensowohl durch die Fruchtbarkeit seiner Umgegend als durch den Reichthum seiner noch jetzt in Betrieb befindlichen Salzquellen begünstigt. Noch heute besitzt es einen blühenden Fruchtmarkt.

Nordwestlich von dem Kreise Soest bildet der Kreis Hamm von den Höhen, welche das Ruhrthal nordwärts einschließen bis zur Lippe, eine westlich abhangende große Mulde, die über die Lippe hinausreicht und dort von einem Höhenzuge begrenzt wird. Die Landbezirke dieses Kreises haben den ausschließlich landwirthschaftlichen Charakter noch am meisten bewahrt: der Bewohner, von den industriellen Einflüssen der Zeit noch nicht ergriffen und nach den Regeln der Väter lebend, hat seinen Hof ungetheilt und nicht verschuldet auf den Erben gebracht.

Die Hauptstadt Hamm war nächst Iserlohn unter den Städten der Grafschaft Mark im vorigen Jahrhundert die gewerbfleißigste. Am bedeutendsten war das Linnengeschäft: man zählte 51 Leinewandwebermeister, und die Hammsche Leinewand wurde von Frankfurter, holländischen und Lütticher Kaufleuten bis nach America und Indien verführt. Die gewöhnliche Anwesenheit des regierenden Grafen von der Mark trug ursprünglich zur Hebung der Stadt wesentlich bei und auch später blieb sie der Sitz der höchsten Landesbehörden, einer bedeutenden Garnison und Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Grafschaft. Sie zählte im Jahre 1719 bereits 3250 Einwohner, sank aber in Folge des siebenjährigen Krieges und des Verfalles ihrer Gewerbsamkeit 1765 auf 1768 Einwohner. Gegenwärtig hat Hamm 8597 Seelen. Nächst Hamm zeichnete sich im Mittelalter Unna durch Gewerbe, Handel und Wohlstand aus. Diese Stadt wurde in den Hansabund aufgenommen und erhielt Sitz und Stimme bei den Versammlungen des westfälischen Quartiers. In der städtischen Feldmark fließen Salzquellen, deren Haltigkeit freilich mehr und mehr abnimmt. Der größte Theil derselben bildet die landesherrliche Saline Königsborn.

In den beiden westlichen Hellwegskreisen Bochum und Dortmund sind Ackerbau und Bergbau auf das glücklichste verschwistert. „Oben geht der Pflug, unter ihm fördert der Bergmann die Steinkohlen, eine Quelle des Glücks, aus und den Ländern umher mehr werth, als westlichen Reichen ihre jeden Keim des Fleißes vernichtenden Gold- und Silbergruben," — schrieb schon vor achtzig Jahren J. F. Möller. Dort entdeckt die Lampe des Bergmanns unter dem Boden des alten Westfalens ein neues und ein reicheres Land noch als die Oberfläche mit ihren Korngefilden, denn in der Tiefe sind die Ernten von Jahrtausenden aufgespeichert. Der seit alter Zeit hier blühende Bergbau hat zumal in der neuesten Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen und wird um so mehr sich ausdehnen, als die erst in den letzten Jahren gemachte Entdeckung eines durch das ganze Kohlenrevier streichenden Eisensteins auch dem Hüttenbetriebe, der soviel Steinkohlen consumirt, eine tiefere Grundlage giebt. Bereits nimmt der Bergbau von den 69,834 Einwohnern des Kreises Dortmund 4954 und von den 64,428 Einwohnern des Kreises Bochum 4359 in Anspruch. Schon jetzt erhebt sich bei Hörde eines der größten Hütten- und Puddlingswerke des Continents. Mit fieberhafter Hast wirft sich die Unternehmungslust auf Bergbau und Hüttenanlagen dieser Gegenden: der Werth der Kuxen oder Bergwerksantheile ist der Art gestiegen, daß die Kuxe, welche vor zehn Jahren einen Werth von 3000 Thalern hatte, und in diesem Preise standen nur die Antheile der vorzüglichsten Gruben, jetzt 18,000 Thaler, also das Sechsfache werth ist. Die Steinkohlenförderung im Bergamtsbezirk Bochum, welche noch 1800 nur 1,140,000 Tonnen betrug, belief sich 1855 auf 7,590,091 Tonnen. Daher fließen in diesen Gegenden Capitalien von nah und fern zusammen, und die Bevölkerung wächst in americanischen Verhältnissen.

Im Kreise Dortmund sind es besonders die beiden Städte Dortmund und Hörde, welche in gewerblicher Beziehung hervortreten. Dortmund war im Mittelalter die einzige freie Reichsstadt in Westfalen: es war mit doppelten Wällen und Gräben, mit Mauern und Thürmen stark befestigt. Hier residirten die Gaugrafen. Hier hielten häufig die sächsischen und schwäbischen Kaiser Hof und versammelten um sich die Fürsten des Reiches. Von Dortmund wurden in Verbindung mit Soest, Münster nnd Osnabrück die Handelsverhältnisse Westfalens größtentheils geleitet und selbst die politischen Verhältnisse mit bestimmt. Im 15. und 16. Jahrhundert soll Dortmund 10,000 Häuser und 50,000 Einwohner gezählt haben. Jedenfalls war die Stadt weit bebauter und volkreicher als gegenwärtig. Sie trieb große Fabrikation in Tuch und Eisen, hatte weitberühmte Bierbrauereien und war der Stapelplatz auf der großen Heerstraße zwischen dem Niederrhein und der Nordsee, wo alle durchgehenden Waaren drei Tage lang zum Verkauf aufgestellt waren. Sie war eins der wichtigsten Glieder der Hansa, von welchem Dorpat den Namen erhielt. Das Archigymnasium von Dortmund war eine der vornehmsten Bildungsanstalten von Norddeutschland und zählte in der obersten Classe oft über 100 Schüler. Die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, noch mehr die veränderten Conjuncturen des Welthandels führten den Verfall auch von Dortmund herbei. Im Jahre 1788 war die Stadt blos noch ein großes Dorf mit Mauern und zählte in seinem Stadtbezirke nur 4000, in den städtischen Dörfern 1500 Einwohner. Durch den Zusammenfluß mächtiger Eisenbahnströme und durch die in Landwirthschaft und Bergbau hochgesteigerte Wohlhabenheit der Umgegend hat Dortmund jedoch im letzten Jahrzehnt einen gewaltigen Aufschwung genommen. Während die Stadt noch im Jahre 1817 4239 Einwohner zählte, hatte sie 1855 eine Bevölkerung von 16,646 Seelen. Jemehr insbesondere Dortmund als Knotenpunkt der Cöln-Mindener, Bergisch-Märkischen und Dortmund-Soester Bahn zu einem der größten Eisenbahnhäfen heranwächst, desto stärker wird seine Anziehungskraft für die den Bedürfnissen der Eisenbahn dienenden Gewerbe. Schon besteht in Dortmund eine Werkstätte für Maschinenbau mit 300 Arbeitern und eine Fabrik von Eisenbahnwagen mit 315 Arbeitern, die beide zur Cöln-Mindener Bahn gehören. Ferner liegen von den 382 Koaksöfen des Regierungsbezirks Arnsberg mit 375 Arbeitern 257 Oefen mit 131 Arbeitern allein im Kreise Dortmund, davon 150 Oefen mit 118 Arbeitern im Stadtgebiete Dortmund. Ueber 1200 Personen befinden sich zu Dortmund als Beamte und Arbeiter im Dienst der Eisenbahnverbindungen. Und doch sehen wir jetzt nur die ersten Anfänge der gewerblichen Entwickelung dieser Stadt, welche in der fruchtbarsten Gegend, mitten in der Rüstkammer der Industrie, mitten im Kohlenreviere, am Zusammenfluß dreier Eisenbahnen gelegen, wahrscheinlich auch von großen Eisensteinschätzen umlagert, ohne Zweifel zur Hauptstadt der westfälischen Gewerbsamkeit sich emporschwingen wird. Hörde war in früherer Zeit die eigentliche Heimath der Nagelschmiede: es zählte deren im Anfang des 18. Jahrhunderts nicht weniger als 90. Gegenwärtig ist diese Beschäftigung gesunken und giebt nur noch kärglichen Verdienst. Dagegen sind in neuerer Zeit in Hörde die riesigen Anlagen der Eisenerzeugung und Verarbeitung, der Hochöfen, Puddel- und Walzwerkanlagen des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins entstanden, welche 3788 Arbeiter und 1845 Dampf-Pferdekräfte beschäftigen.

Der Kreis Bochum umfaßt die westlich absinkenden Theile der Ruhrgegend, der Hellwegsebene und der Emscher Niederung. Bis vor wenigen Jahren beschränkte sich der eigentlich gewerbliche Charakter desselben auf den kleinern südlichen Theil, wo einerseits die mindere Fruchtbarkeit des hügeligen Bodens für die Landwirthschaft weniger günstig ist, andererseits die Gefälle der Ruhr und ihrer Nebenflüsse die Anlegung von Werken, welche eine größere bewegende Kraft in Anspruch nehmen, erleichtern. Der nördliche Theil des Kreises etwa bis zur Wasserscheide der Ruhr nährte sich vorzugsweise von der Landwirthschaft. Seit den letzten zehn Jahren ist in diesen Verhältnissen jedoch ein großer Umschwung eingetreten; neben der alten Industrie und dem alten Bergbau im Süden des Reiches hebt sich immer mehr die neue Industrie und der neue Bergbau in den nördlichen Strichen. Insbesondere ist es der Grubenbau, welcher gerade im nördlichen Theil, dem mächtigen Verkehrszuge der Cöln-Mindener Eisenbahn folgend, sich immer großartiger entwickelt und eine außerordentliche An-

ziehungskraft auf den Unternehmungsgeist und die Capitalien ausübt. Die bedeutendste Stadt des Kreises ist Witten. Durch seine Ruhrbrücke und die glückliche Lage zwischen einer kornerzeugenden und kornbedürftigen Gegend hatte Witten schon im 16. Jahrhundert einen lebhaften Marktverkehr. Im Jahre 1855 kamen 35,410 Scheffel Weizen, 78,000 Scheffel Roggen, 21,000 Scheffel Gerste und 18,920 Scheffel Hafer auf den dortigen Markt und fortdauernd steigt die Zufuhr. Seit den letzten zehn Jahren aber haben in Folge der Bergisch-Märkischen Eisenbahn und der immer reicheren Aufschlüsse von ringsum lagernden Kohlenschätzen in Witten sich die blühendsten Unternehmungen mit überraschender Schnelligkeit entwickelt: zahlreiche Eisen- und Kohlenwerke, Glashütten, Fabrikanlagen für Tuchwaaren machen Witten zu einem der gewerbsamsten Orte des Regierungsbezirkes. Die Kreisstadt Bochum hat erst in dem letzten Jahrzehnt mit dem Aufblühen des Bergbaues eine überwiegend gewerbliche und commercielle Wichtigkeit erlangt. Rings um die Stadt ragen die Essen der auf den Kohlenzechen arbeitenden Dampfmaschinen; in der Stadt selbst hat die Industrie unter manchen kleineren Anlagen zwar nur ein großartiges Werk, doch dieses auch vom ersten Range, die Gußstahlfabrik, hervorgerufen, welche 348 Arbeiter beschäftigt.

Die Kreise Altena, Hagen und Iserlohn, welche das Märkische Süderland, die Grafschaft Limburg und die früher Cölnischen Gebiete von Stadt und Land Menden einfassen, bilden das eigentliche Gewerberevier des Regierungsbezirkes Arnsberg. Die zahlreichen Wasserkräfte sind dort seit alter Zeit mit seltener Betriebsamkeit benutzt worden und schon am Ende des vorigen Jahrhunderts hieß es:

„Kein Tropfen Wasser darf uns dort ungebraucht verfließen,
Treibt er den Hammer nicht, so muß er Garn begießen,
Und Jeder unter uns hat etwas Anderes vor:
Der Eine Bleicherei, der Andere Stahl und Eisen,
Der Dritte unternimmt in ferne Länder Reisen,
Der Vierte lässet Band, der Fünfte Zeuge weben,
Kurz wir bemühen uns, viel Menschen Brot zu geben."

Justus Gruner aber sagt in seiner Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens (1803) von diesen Stätten reicher Gewerbsamkeit: „Diese belebten Felsenklüfte, diese volkreichen Thäler, diese kaum sichtbaren, aber Tag und Nacht hörbaren Bergwinkel, das ewige Stampfen, Rauschen und Rasseln der Mühlen und Hämmer, der fleißverkündende Dampf, die vielfachen Abstufungen der Kraft und Arbeit, diese beispiellose Industrie durch alle Zweige und die romantischen Gegenden dieser abwechselungsvollen schönen Thäler — alles dieses macht die Grafschaft Mark zu der interessantesten Provinz, die man bereisen kann!

Die Fabrikation, welche ursprünglich auf handwerksmäßige Arbeit sich beschränkte, war hier wie überall in den Werkstätten des einzelnen Arbeiters zerstreut und hat sich auch noch im Wesentlichen so erhalten. Große geschlossene Fabriken, welche die Waaren vom Urstoff bis zum kauffertigen Erzeugniß vollenden, gehören hauptsächlich erst der neuern Zeit an. Doch auch in der Grafschaft Mark drängt der Zug der modernen Industrie die Fabrikation mehr und mehr aus den vereinzelten Werkstätten und dem noch halb handwerksmäßigen Betriebe in die großen gewerblichen Anlagen und in den geschlossenen Fabrikbetrieb hinüber. Die alte Weise des Betriebs hat freilich ihre vortrefflichen Seiten. Das Gewerbe lehnt sich an den Ackerbau an: jeder Arbeiter treibt zugleich eine kleine Landwirthschaft und gewinnt dadurch einen schätzbaren Halt für sein wirthschaftliches Bestehen. Er bleibt überdies mit seinem Hauswesen in Zusammenhang und das Familienleben, insbesondere die Erziehung der Kinder wird dadurch ungleich besser gewahrt, als wenn der Vater oder gar auch die Mutter den Tag über in der entfernten Fabrik weilt. Auch bleibt solchen Arbeitern eine größere gewerbliche Selbständigkeit, da sie weniger von einem bestimmten Arbeitgeber abhängen, als der in einer geschlossenen Fabrik gehaltene, auf eine einzige Verrichtung eingeschulte Arbeiter. Dagegen ist die geschlossene Fabrik durch die Theilung der Arbeit und das Zusammenwirken der Arbeitskräfte, durch die Hülfsmittel der höheren Mechanik und durch eine wissenschaftlich-technische Leitung zu einer weit höheren industriellen Entwickelung befähigt und daher der Uebergang von der getrennten zu der geschlossenen Fabrikation eine wirkliche Nothwendigkeit für das Bestehen des Arbeitgebers und mit ihm des Arbeiters.

Der Kreis Altena ist durch die Natur seines gebirgigen und steinigen Bodens vorzugsweise auf die Industrie hingewiesen. Eisen, Stahl-, Silber- und Neusilber-Waaren, insbesondere aber Schießpulver sind seine Haupterzeugnisse. Seine Hauptstadt Altena mit ihrem hochragenden Schlosse ist der Stammsitz der clevisch-markischen Grafen, eines hochsinnigen Fürstengeschlechts, das fast alle markischen Städte gegründet, sie mit weisen Statuten, Rechten und Freiheiten ausgestattet, das Einwandern und Ansiedeln des Kunstfleißes befördert und die Bürger und ihre Thätigkeit kräftig geschützt hat. Altena ist der Sitz einer sehr bedeutenden metallischen Fabrikation; es fertigt insbesondere Eisen- und Stahldraht, Nadeln, Messing- und Silberwaaren. Neben Altena ist Lüdenscheid durch seine auf dem Stadtmarkt geachtete Industrie von mannichfachen Artikeln aus Metallverzierungen, namentlich von vergoldeten und silberplattirten Knöpfen ausgezeichnet.

Die Gewerbthätigkeit des Kreises Iserlohn concentrirt sich in der Stadt Iserlohn. In dieser Stadt und in der Nachbarschaft derselben befinden sich die Fabriken der Messingguß-, Bronze- und Neusilberwaaren, der Nähnadeln, der Reit- und Fahrgeschirre und sonstigen Stahl- und feineren Eisenwaaren. Die Stadt beschäftigt doppelt soviel Fabrikarbeiter als der übrige Kreis und die in den übrigen Theilen belegenen Werke gehören theils Iserlohner Häusern, theils arbeiten sie für die Bedürfnisse Iserlohns.

Der älteste bedeutende Gewerbzweig von Iserlohn war die Panzerarbeit, die schon im 13. Jahrhundert durch eine Zunftverfassung geregelt war. Die Panzerzunft war die vornehmste Gilde der Stadt. Ihr Gewerbe besteht noch heute: noch bis vor kurzem tönte vom Thurme herab die sogenannte Panzerglocke, welche seit uralten Zeiten den ehrsamen Panzerschmieden das letzte Lied gesungen hat. In Folge der gänzlichen Umgestaltung des Kriegswesens wurde jedoch die Panzer-

arbeit wenig mehr verlangt und die betriebsame Bevölkerung wendete sich nun zur eigenen Gewinnung des bisher verarbeiteten Halbfabrikats, des Drahts. Die Fabrikation des feineren Drahts, namentlich des Katzendrahts, wurde nun Hauptgewerbezweig in Iserlohn. Der Große Kurfürst gab 1671 der Stadt Iserlohn das ausschließliche Recht zum Ziehen des Katzendrahts und bestimmte 1685, nur solche Katzendrahtzieher sollten auf dem Lande geduldet werden, welche in Iserlohn zehn Jahre gearbeitet hätten. Allmählich nahm Iserlohn auch den Handel mit dem markischen Draht ganz in die Hand, namentlich als Dortmund von einer Handels- zu einer Ackerstadt herabgesunken war. Die Iserlohner Werkmeister knüpften 1674 Handelsverbindungen mit Holland und den Nordseehäfen an und bereisten die Messen und das große Handlungshaus Joh. Rupe erweiterte den Drahthandel bis nach den entferntesten Gegenden Europas und legte den ersten Grund des Iserlohner Handels nach Spanien und Portugal, indem es dorthin seine eigenen Reisenden sendete. Im Jahre 1722 wurde der Draht dem Stapel unterworfen, sodaß die Fabrikanten allen Draht an die Stapelgesellschaft abliefern mußten, welche allein mit Draht handeln durfte, dagegen auch allen Draht zu vereinbarten Preisen anzunehmen hatte. Der Gewerbefleiß des Kreises Hagen theilt sich in die Eisen- und Stahlfabrikation, welche den östlichen Theil und die Mitte des Kreises beherrscht, und in die minder bedeutende, doch an und für sich nicht unbeträchtliche Gewebemanufactur, welche den Westen, die an das Bergische grenzenden Gegenden erfüllt. Schwelm ist der Mittelpunkt der Leinen-, Baumwollenzeug- und Bandfabrikation. In Schwelm, Langerfeld, Haßlinghausen und Ennepe bestehen 1381 Weberstühle, unter diesen 1067 Bandweberstühle; daneben flechten tausende von Spulen Kordeln und Litzen an den Flechtmaschinen. Ferner mehren sich an Zahl und wachsen an Umfang in neuester Zeit die Fabriken für Zwirn, insbesondere für Glanzzwirn. Bleichereien und Färbereien als die nothwendigsten Zubehöre dieser Manufacturen vervollständigen die Industrie der Gegend. Oestlich und nördlich von Schwelm erstreckt sich das Reich der Eisengewerbe bis zur Ruhr und in diesem Flußthal herab bis Wetter und Vollmarstein. Der Hammer- und Schmiedebetrieb ist meist noch in einer außerordentlichen Menge kleiner Werkstätten über Thäler und Höhen ausgestreut, theilweise jedoch schon in größeren Werken zusammengefaßt, insbesondere in und um Haspe, Hagen und Wetter. Daneben blühen Tuch- und Papierfabriken, Färberei und Druckerei, Knopf-, Tabaks- und Cigarrenfabriken. Merkwürdig ist insbesondere das schöne Thal welches von Hagen nach Gevelsberg führt und die Enneperstraße (Emper oder Emporstraße, weil sie nach Hagen aufwärts steigt) genannt wird. Diese Straße ist bis zu den höchsten Berggipfeln mit Häusern und Schmiedewerkstätten übersäet und durch Wiesen, Obst- und Baumgärten geschmückt. An der Ennepe und deren Nebengewässern läuft eine ununterbrochene Reihe von Wasserwerken als Rohstahl-, Reck-, Ambos-, Sensenhämmer, Schleifketten und Mühlen hin. Man zählt an dem Ennepefluß 245 und an dem Hasperbach 56 Räder. Daneben vollführen die Eisenzeugschmiede in hunderten von Werkstätten ihre lauttönende Arbeit. Fuhrwerk und Menschenverkehr erfüllen das Netz der Straßen. Ueberall, wohin man blickt, in Thälern und auf Höhen, ist der Boden sorfältig benutzt und die ganze Landschaft durch die weit zerstreuten Häuser anmuthig belebt. Insbesondere ist durch die Bergisch-Märkische Eisenbahn thalabwärts nach der Stadt Hagen hin die Industrie gehoben; umfangreiche Fabrikwerke sind seit 1848, wo diese Eisenbahn vollendet wurde, entstanden und die Bevölkerung des Amtes Enneperstraße, welche 1823 nur 5251 Seelen betrug, war im J. 1855 bis auf 11,171 Seelen gewachsen.

Dr.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Abenteurers.

Zweiter Artikel.

Wir haben vor einiger Zeit auf eine interessante Persönlichkeit hingewiesen, welche im indischen Archipelagus eine auffallende Rolle spielte und mit den holländischen Colonialbehörden auf Sumatra und Java in allerlei Reibungen gerieth; wir meinen den americanischen Schiffscapitän Walter Gibson (Europa Nr. 28). Jetzt eben lesen wir, daß auf Anrathen dieses Mannes die Regierung der Vereinigten Staaten ein Kriegsschiff nach jener Inselwelt schicken wird, welche wir als die malayische Haselung bezeichnen können. Diese Expedition soll die Interessen des americanischen Handels in jener Gegend wahrnehmen, und zugleich eine geeignete Oertlichkeit suchen, an welcher die Vereinigten Staaten eine Schiffsstation begründen und damit festen Fuß gewinnen können. Also bestätigt sich was wir vor einigen Monaten als Vermuthung aussprachen.

Walter Gibson ließ sich mit den Häuptlingen auf Sumatra in Verbindungen ein, welche den Holländern Verdacht einflößten und ihnen unangenehm waren. Sie bemächtigten sich des mißliebigen Fremden und behielten ihn lange Zeit zu Weltevreden unfern Batavia in Haft. Nach einem sehr schleppenden Untersuchungsverfahren und mehrmaligen Verurtheilungen und Freisprechungen, gelang es ihm endlich zu entfliehen und am Bord des americanischen Dreimasters Palmer seine Heimath zu erreichen, von welcher aus er dann gegen die holländische Regierung auf einen Schadenersatz von anderthalbhunderttausend Dollars klagte. Seit jener Zeit geht sein ganzes Sinnen und Trachten darauf hin, daß America in den hinterindischen Gewässern mächtig werde; er will den Holländern Concurrenz machen und möchte sie am liebsten ganz aus ihren Besitzungen vertreiben. Wir haben geschildert wie er nach Sumatra gelangte und dort mit einem Capitän aus Bali bekannt wurde, der ihm über Land und Leute wichtige Mittheilungen gab, und nehmen unsere Erzählung jetzt wieder auf.

Gibson ankerte mit seinem kleinen Schooner Flirt an der Küste von Sumatra in der Mündung des Flusses Sunsang, unter dem kühlen Schatten hoch emporstrebender Atap-Palmen. Das Ufer war mit dichtem Waldgestrüpp bedeckt; auf Baum-

stämmen, die sich an untiefen Stellen zusammengeschoben hatten, lagen träge Kaymans, und der Landwind fächelte balsamische Luft herüber. Der Tiger heulte im Gebüsch, die Affen schäkerten munter im Gezweig der Bäume. An einigen etwas hochliegenden Stellen waren Wohnungen; diese leichtgebauten Häuser mit Dächern von Palmblättern standen auf hohen Bambuspfählen, und somit waren die Insassen zugleich gegen Ueberschwemmungen und gegen die Angriffe wilder Thiere gesichert.

Bald nachdem die Flirt Anker geworfen hatte, stieß ein Tambangan, ein sumatranisches Boot, vom Ufer ab, und legte beim Schooner an; ein malayischer Demang, d. h. ein Häuptling oder Ortsvorsteher, kam an Bord; er war ein Bekannter des balinesischen Capitäns, welcher das Amt eines Dolmetschers übernahm. Der Malaye war erstaunt, daß der Yankee sich ohne Waffen in diese gefährlichen Gegenden wagte, wo die Orang Badschak, die Seeräuber, fast vor allen Mündungen der Flüsse bei Pulo Percha (Sumatra) den Schiffen auflauern. Noch nie sei ein Mann ohne Kris und Senapang, ohne Pulver und Kugeln dorthin gekommen; er fragte ob etwa die Leute, welche unter einer mit Sternen geschmückten Flagge fahren, einen besondern Zauber hätten, ob sie „betuah," geheiligt und geweihet, wären? Der Demang brachte Fische, Bananen, Schnepfen und Mangos, und erhielt dagegen etwas Butter und feinen türkischen Tabak. Der Balinese aber witterte in ihm einen Späher der Holländer und einen Freund und Helfershelfer der Seeräuber.

Der Yankee fuhr am andern Tage weiter aufwärts durch ein labyrinthisches Stromgeflecht und gelangte in eine Gegend welche reich mit Bäumen bestanden ist, die das Gata pertscha liefern, jenen nun für Handel und Industrie so wichtig gewordenen Stoff, den man fälschlich Gutta percha nennt. Er ist recht eigentlich ein Charakterbaum für die große Insel Sumatra, und besonders häufig an der Westküste, im Gebiete von Bencuken, wo Strecken von vielen Quadratmeilen mit diesem wichtigen Gummibaume bedeckt sind. Der Name bedeutet Band-Gummi. In der Gegend wo Gibson im Waldgestrüppe wanderte sind auch die Orang Utans häufig, die großen Affen, welche man unrichtig Orang utang nennt, denn Utang bedeutet Schuldner, Utan dagen wild. Und neben den „Waldmenschen," d. h. jenen Affen, wohnen die vielbesprochenen wilden „Menschen," die Orang Kubus oder braunen Leute, welche stark mit Haar bedeckt sind, und noch auf einer ungemein tiefen Stufe vegetiren. Bei ihnen kann nicht einmal von den ersten Uranfängen einer Gesittung die Rede sein. Ihre Heimath liegt in den dichten Wäldern nördlich von Palembang, nach dem Gebiete des Sultans von Djambi hin, an den Flüssen welche sich in den Banyu Assin ergießen. Die Malayen erzählen seltsame Dinge von diesen Orang Kubus, und Manches wurde von einem holländischen Lieutenant bestätigt, der vielfach Gelegenheit gefunden hatte sie näher zu beobachten. Sie sind, seinem Berichte zufolge, in der That in wildem Zustande, fast so wie die Thiere in deren Nähe sie leben. Ihr Körperbau ist kräftiger als bei den civilisirten Sumatranern, und sie sind im Stande unglaubliche Beschwerden zu erdulden. Einige tragen einen Streifen Baumrinde, welchen sie um Schenkel und Unterleib schlingen; beide Geschlechter überziehen den Körper mit Schlamm und Gummi, um ihn gegen Bisse und Stiche der Insecten zu schützen, aber von einer Kleidung haben sie keine Vorstellung. Die Männer haben einen langen, zottigen Bart, während bei den übrigen Sumatranern der Bartwuchs nur dünn ist; auch ist bei Weibern und Männern der Körper mit langem Haar bedeckt. Sie nähren sich von wilden Beeren und Früchten, von Fischen und Reptilien welche sie roh genießen; selbst die einfachsten Anfänge des Ackerbaues sind ihnen fremd. Aber sie halten große Hunde, welche anschlagen sobald ein Tiger oder Bär in die Nähe kommt, und zugleich durch ihr Bellen vor den Malayen warnen, wenn diese Jagd auf die Orang Kubus machen, um sie in die Sklaverei zu schleppen. Die Hunde seien, wie der holländische Lieutenant gegen Gibson äußerte, beinahe scharfsinniger und verständiger als die Orang Kubus. Viele von diesen letzteren hausen auf Bäumen oder in den ausgehöhlten Stämmen, manche wohl auch unter einem aus Rinde verfertigten Schuppendache. Sie haben keine anderen Waffen als einen zugespitzten Bambusstab, dessen sich übrigens auch der Orang Utan bedient. Bogen, Pfeile und Sampitans, d. h. Blasröhre aus welchen mit kleinen Pfeilen geschossen wird, sind bei den Dayaks, den Alfurus und manchen anderen wilden Stämmen im Archipelagus bekannt, nicht aber bei diesen behaarten Menschen auf Sumatra. Manchmal treibt Hunger oder ein wildes Thier sie in die Nähe der Wohnungen civilisirter Menschen, und der holländische Lieutenant hatte eine Orang Kubu gekannt, die mit einem Malayen lebte. Sie wollte Anfangs keine gekochte Speisen genießen, weil sie Magenschmerzen davon bekam; auch kostete es große Mühe sie dahinzubringen, daß sie ihren Leib nicht mehr mit Gummi überzog, sondern sich mit Wasser wusch.

Die größte Anzahl der Orang Kubus lebt im Lande der Batang Lekoh, und dort haben sie sich wenigstens so weit abrichten lassen, daß sie Benzoïn und Weihrauch sammeln, und dagegen allerlei Tand und Stücke gefärbten Kattuns in Tausch annehmen. Vor den Malayen sind sie aller Orten sehr auf ihrer Hut, und mögen mit denselben keinerlei Berührung haben, denn die Erfahrung lehrt, daß man viele als Sklaven fortgeschleppt hat. Wahrscheinlich wären sie ohne den Verrath welchen die civilisirteren Menschen an ihnen üben, viel weniger scheu. Die Furcht in welcher sie unablässig schweben, hat dann auch in einigen Gegenden einen sogenannten stummen Handelsverkehr ins Leben gerufen, etwa in der Weise wie ihn die Karthager, nach Herodots Schilderung, mit den wilden Negerstämmen in Africa trieben. Auch dabei vermeiden sie gern die Malayen und haben lieber mit Arabern und Chinesen zu thun. Die Kubus legen Weihrauch, Gummi und was sie sonst eingesammelt haben an einem gewissen Orte nieder, wohin die Handelsleute kommen, schlagen mit einer Keule auf einen hohlen Klotz welchen die Malayen Taboh nennen, und laufen in den Wald zurück. Dann finden sich die Handelsleute ein, nehmen das Gummi weg und legen dafür eine Quantität Waaren hin, welche der Kubu abholt. Manchmal findet dieser Verkehr auch in umgekehrter Weise statt und zwar so, daß die Handelsleute Tand und Zeugstreifen niederlegen

auf eine weithintönende Kesselpauke schlagen und sich dann entfernen; der wilde Mann findet sich ein, nimmt die Siebensachen und legt als Tauschwaaren immer in reichlicher Menge Gummi und Weihrauch nieder.

Zu Palembang, im Hause eines Panyorang, sah Walter Gibson einen Orang Kubu. Der Häuptling hatte seiner übeln Laune gegen die Holländer Luft gemacht und gesagt, sie seien so häßlich wie die Orang Kubus. Der Yankee fragte, ob er jemals solche Wesen gesehen habe. „Statt aller Antwort erhob er sich und gab mir ein Zeichen ihm zu folgen. Wir gingen über einen Hof nach dem Kandang oder Büffelstalle, wo mehrere Kulis damit beschäftigt waren Gräben zu ziehen und Löcher zu graben; andere rammten Pfähle in die Erde, denn der Stall sollte vergrößert werden. Ein Arbeiter rief aus rauher Kehle: Lakaß! worauf mit noch rauherer Stimme ein Yuh! geantwortet wurde. Das ist ein Orang Kubu, sagte der Panyorang, und ein Paar Schritte von mir stand eine dunkele braune Gestalt von Mittelgröße, mit Haar bedeckt, das weich und fließend am Körper hing; Arme, Hände, Beine und Füße waren wohlgebildet wie bei den Malayen, der Leib war schlank und über der einen Schulter trug dieser Mensch eine Stange, an welcher zwei mit allerlei Bauzubehör gefüllte Körbe hingen. Der Panyorang bestätigte mir Alles was ich am Flusse Sunsang von dem holländischen Officier gehört hatte und fügte dann einige malayische Fabeln hinzu. Sie sind, wie er sagte, Tai orang, Abschaum der Menschheit, und stammen ab von Sklaven Alexander des Großen, welche ihrem Herrn entliefen. Aber sie wissen von ihren Vorvätern nichts zu erzählen und können nur wenige Worte reden, welche sie grunzend hervorstoßen. Aus der malayischen Sprache wissen sie weiter nichts zu sagen als Nassi, das Reis bedeutet, den sie selber Naß nennen; und Yan sagen sie statt Orang, Mensch. Sie sind wie das Vieh, kennen weder Gottesverehrung noch Ehe, weder Gesetz noch Kleidung; Allah hat sie mit seinem Fluche beladen, sie sind Helfershelfer der bösen Geister, höchstens gut genug zum Lasttragen. Der Malaye macht Jagd auf sie, fängt sie in den Bäumen oder in Thierfallen, und sie müssen ihm von Rechtswegen als Sklaven dienen. — So sagte der Panyorang. Ich fand die Augen dieses Kubu klarer als jene der Malayen, die Nase voller, aber die Lippen dünner; doch war der Mund weit, die dünnen Lippen waren vorstehend und das Kinn bildete eigentlich keinen Theil des behaarten Gesichtes; dabei hatte das Antlitz nicht etwa einen unangenehmen oder widerwärtigen Ausdruck; es war mir lieber als jenes der Laskaren (Seeleute) von gemischter Race, welche ich in Minto und Palembang gesehen hatte. War das Wesen welches ich vor mir sah niedriger organisirt als wir übrigen Menschen, etwa ein Mittelding zwischen uns und den Thieren, menschlicher allerdings als der Orangutan, aber tiefer stehend als der Papu oder Hottentote? Ich überlasse die Beantwortung dieser Frage Anderen, aber soviel steht fest daß es Wesen mit menschlicher Gestalt giebt, die behaart sind, kaum eine Sprache haben, von roher, ungekochter Nahrung leben und in den Höhlen oder auf den Bäumen Sumatras wohnen. Der malayische Panyorang erzählte mir, der Sultan von Djambi besitze eine große Anzahl Kubusklaven, die er aus der an Gold sehr ergiebigen Landschaft Korinschi und den Benzoëwäldern am Balang Lekoh holen lasse.

In Palembang, dem „Venedig Sumatras," machte der Yankee bald allerlei Bekanntschaften, zunächst mit dem Hafenmeister oder Schahbandar, einem Creolen, welchen ein Engländer mit einer Malayin gezeugt, und mit dem obenerwähnten holländischen Lieutenant, welcher ihn beim Residenten de Brauw einführte. Auch den Panyorang oder Häuptling der in der Stadt ansässigen Araber lernte er kennen. Dieser Mann, Seyd Scherif Ali, besuchte ihn auf der Flirt. Er hatte in Maskat und auch auf Sumatra gehört, daß America ein mächtiges Land sei, und kam um einen Americaner zu sehen. Beide wurden gute Freunde und der Yankee stattete dem Araber in dessen Hause einen Besuch ab. Auch dessen Enkel Abdallah ben Abubekr ben Ali war dort, ein junger Mann von siebzehn Jahren, welcher den Wunsch äußerte, die westliche Erdhälfte zu besuchen. Der alte Araber hatte Sir Stamford Raffles gekannt, welcher einst als englischer Gouverneur im Archipelagus eine so vortreffliche Verwaltung geführt, und Singapore gründete. Unser Yankee läßt dem Araber sagen: „Die holländische Maatschappy will alle zu Sklaven machen, Araber, Malayen und Chinesen. Die Portugiesen sind nichts mehr, die Spanier schwach, die Engländer haben den Archipelagus vertragsmäßig aufgegeben und nun ist keine andere Macht da, welche den Alles verschlingenden Holländern Stillstand gebieten könnte als America. Werden die Americaner kommen? Ich möchte von Dir hören wann sie erscheinen?" Ob der Araber diese Worte so gesprochen hat, ist zweifelhaft, auf jeden Fall zeigen sie, was der Yankee wünschte. Er ließ sich von vorne herein tief mit mißvergnügten Eingeborenen ein, und man wird es den Holländern nicht verargen, daß sie auf ihn ein wachsames Auge hatten. Er selbst sagt von sich: „Ein unbegründeter Verdacht über den Zweck meines Besuches im Osten entstand aus Unkunde und Argwohn; er trat mir gleich an der Schwelle von Niederländisch-Indien entgegen. Ich kam nicht um Handel zu treiben und die Behörden legten mir alberner Weise eine Wichtigkeit bei. Mein bloßes Erscheinen hatte hingereicht, um mißvergnügten Soldaten Lust zum Ausreißen zu machen und Vasallen den Wunsch zum Aufstande einzuflößen. Und Argwohn, Unglaube und Verdacht sollte mich bald unter schwere Anklage stellen, die niederländische Regierung aber in eine kostspielige Verfolgung verwickeln." Der Yankee erinnerte den Araber an die Zeit, da diese unter Allahs Leitung als Eroberer nach dem Archipelagus gekommen seien; noch jetzt wohnen fünfzehntausend Araber auf Sumatra, die lebhaften Seehandel treiben. Gibson läßt dem arabischen Panyorang sagen: die niederländische Maatschappy sei neidisch auf diesen Handel und trachten dahin, ihn zu vernichten; man wünsche die Americaner herbei, welche anders verfahren würden, und hoffe von Gibson darüber bündige Zusagen. Diese konnte der Schiffscapitän freilich nicht geben, aber er erzählte viel von America, nahm den jungen Araber mit an Bord der Flirt und ertheilte ihm Unterricht in der Erdkunde; der junge Mann wollte mit ihm nach America. Aber der balinesische Capitän

erklärte die Araber auf Sumatra für böse Leute, sie seien noch ärgere Schurken als die Malayen, und man habe alle Ursache vor ihnen auf der Hut zu sein. Der alte Scherif Ali sei eine wahre Schlange, der Engländer, Holländer, Chinesen und Malayen zumal über das Ohr gehauen habe; er besitze zwölf Weiber, sei Verräther an den Engländern gewesen, und verdiene, daß die Holländer ihn aufhängen; sie schonen ihn nur, weil er Mohamedaner und Araber sei, und in der letztern Eigenschaft als Gläubiger bei den Malayen in hohem Ansehen steht.

Der holländische Resident bewies sich gegen den americanischen Abenteurer sehr freundlich und lud ihn zu Tisch ein. Aber der übermüthige Yankee benahm sich, wie aus seiner eigenen Erzählung hervorgeht, mit jener impertinenten Unverschämtheit, welche wir so oft bei Jung-America finden; er sagte den Holländern Grobheiten und machte Ausfälle auf ihre Nationalität und gegen ihre Herrschaft im Archipelagus. Es ist begreiflich, daß man ihn nun mißliebig fand und seinen Verkehr mit den Eingeborenen in einer Zeit überwachte, da ein Krieg schon im Anzuge war. Nachdem Gibson mit dem arabischen Panyorang Bekanntschaft angeknüpft, pflog er auch Verkehr mit reichen Chinesen, deren häusliches Leben er gut beobachtet und ansprechend geschildert hat. Der holländische Resident war höflich genug, den Americaner am Bord seines Schooners zu besuchen. „Seit jenem Tage kamen Leute jeden Ranges und Repräsentanten aller Districte der Palembangregion und mancher anderen Theile Sumatras auf das Schiff, und dessen Commandeur verkehrte mit Mauren aus Jambi, Siak, Indraghiri und manchen streitbaren Passumesen."

Eines Tages erhielt Gibson eine Einladung von einem malayischen Häuptlinge, welcher ihm in einer Rambayah oder langen überdeckten Barke abholen ließ; dieses Fahrzeug wurde von zwölf Männern gerudert, welche nach dem Takte sangen. Die Wasserfahrt ging an Kokospalmen, Bananen und Mangobäumen vorüber; auf einer aus Bambus verfertigten Landebrücke stand der schon bejahrte Panyorang Osma Laksana und empfing den Gast, dessen Heimath so weit entfernt lag, und dessen Flagge der Malaye aufgezogen hatte; auch ließ er kleine Kanonen abfeuern, um den Americaner zu bewillkommnen, der auch ihm, gleich dem oben erwähnten jungen Araber, eine Art geographischer Vorlesungen hielt, eine Weltkarte vorlegte und hauptsächlich bei America verweilte, dessen Macht und Größe er mit Wärme schilderte, während er andererseits zeigte, wie winzig klein auf der Karte Holland sich ausnehme. Er wurde vortrefflich bewirthet, und auch durch den Vortrag malayischer Lieder ergötzt.

„Als ich eines Tages bei meinem Gastfreund Mittagsruhe hielt und in allerlei Träumereien über das Land versunken war, in welchem ich mich nun aufhielt, drang ein leiser klagender Ton in mein Ohr, der nur aus dem Mund eines Weibes kommen konnte. Es war als erschalle eine Klage über der Leiche eines Kindes, aber bald wich der Klageton der Weise eines sanften Wiegenliedes und wurde dann lebhafter und fröhlicher. Ich nahm Platz im Schatten einer Gruppe von duftenden Burung Darah. Der balsamische Hauch der Blumen, die Melodie in jener Stimme, das Fremdartige meiner ganzen Umgebung übten auf mich eine magische Gewalt; mein Haupt sank träumerisch hinab. Plötzlich hörte ich das Wort Anak, mein Sohn; ich blickte auf und der alte majestätische Panyorang stand vor mir, und sagte: „Mein Sohn ist sehr wißbegierig, aber sein Herz ist weiß. Er ist herausgekommen um den Geruch der Taubenblume einzuhauchen, oder wollte er etwa dem Gebete meiner Weiber und Kinder horchen, welche zu Allahs Lob und Preis den Nagasar (das Nachmittagsgebet) singen? Komm, mein Sohn, nachdem Du gehört hast, sollst Du auch sehen." Das Singen dauerte fort und galt dem allbarmherzigen Gotte.

„Als die Töne verklungen waren, öffnete der Panyorang die Thür. Wir befanden uns nun in einem länglichrunden Gemache, dem aller Schmuck fehlte. Ich sah einige Lampen und Spiegel und zählte elf Matten, auf welchen Frauen von verschiedenem Alter saßen, auch einige Enkelinnen des Panyorang, reizende Geschöpfe mit herrlichen Augen von sanftem Ausdruck, und einer Hautfarbe von Goldbronce. Er hieß sie aufstehen und bat mich, Bleistift und Papier zur Hand zu nehmen. Er nannte alle bei Namen. Da war Sarina, die anmuthige, schlank wie eine Palme, mit langen Augenwimpern; Umbah, die Meereswoge, von gedrungenem Wuchs und heiterm Gesichtsausdruck; Lidah manis, die süße Lippe, ein schüchternes Kind, das sein Antlitz verhüllte, so lange ich es ansah. Dann fragte er, wo Kambing utan sei, der kleine wilde Felshirsch, und erhielt zur Antwort, sie sei entflohen, als sie die Tritte des Fremden gehört habe. Aber er rief ihr, sie soll kommen, und gleich darauf vernahm ich das leichte Schlorfen ihres Scharpu (Pantoffels), und das Rauschen ihres seidenen Gewandes. Dieses Mädchen war nicht so schön wie die drei eben erwähnten, aber unendlich lieblich. Sie trug den Kain Sarong, der mit goldenen Gürtelspangen über den Hüften befestigt war. Diese „Antilope" sei, wie der Panyorang sagte, deßhalb weniger schön als der Palmbaum, die Woge und die süße Lippe, weil sie javanisches Blut in den Adern habe. Sie war Enkelin des Häuptlings, ihr Vater hieß Wirojogo und war aus Cheribon. Es machte diesen malayischen Mädchen großes Vergnügen, englische Wörter nachzusagen."

Dergleichen anmuthiger Zeitvertreib erfuhr bald eine Unterbrechung. Gibson hatte sich tief mit verschiedenen eingeborenen Häuptlingen eingelassen und Anstalten getroffen, um einem Feinde der Holländer, dem Sultan von Djambi einen Besuch abzustatten. Der Brief, welchen er an diesen geschrieben, war malayisch abgefaßt und von einem eingeborenen Schreiber concipirt worden. Gibson mochte unter den obwaltenden Umständen schwerlich die Tragweite des Inhalts ahnen, es ist auch möglich, daß er in eine Falle gegangen war, welche die Holländer ihm gelegt; gewiß ist, daß der verdächtige Brief ihnen in die Hände fiel und Veranlassung gab, ihn zu verhaften. Der Yankee selbst gesteht zu, daß ihm daran lag, mit den Häuptlingen im Innern Verbindungen anzuknüpfen, er sagte aber nicht, zu welchem Zwecke. Der holländische Resident J. Brauw hatte ihm aber schon vorher ausdrücklich gesagt, daß die Stellung der Niederländer in jenem Theile Sumatras sehr precär sei, und wiederholte später, daß Briefe und Besuche eines Ameri-

caners nur eine nachtheilige Einwirkung üben könnten. Der Yankee wollte nicht hören, und so wurde er gefangengenommen, sein Schiff mit Beschlag belegt. Vielleicht besorgten die Holländer, daß Gibson Lust hätte, auf Sumatra eine ähnliche Rolle zu spielen wie James Brooke auf Borneo. — Wir wollen demnächst in einem folgenden Artikel die Abenteuer schildern, welche der Yanke im Gefängnisse zu Weltevreden erlebte. —ee.

Die Realphilosophie in neuer und alter Zeit.

— Das gesammte Zeitalter sucht nach dem Realen. Es irrt nur, wenn es wähnt sich damit des Idealen entschlagen zu können. Schon dies Suchen nach dem Realen ist ein ideeller Proceß, und wenn der naivste Empiriker in Folge seiner Experimente ein Gesetz findet, so hört er damit schon auf, blos für das Bereich der Erfahrung zu arbeiten; sobald er vom Einzelnen auf einen Zusammenhang schließt, ist er schon Philosoph, sobald er im Stoff eine Kraft entdeckt, steht er schon mit Einem Fuße im Bereich des Geistes, auch wenn er noch nicht nachweisen kann, daß die Kraft der treibende Geist im Stoffe ist. Es ist sehr gut, schwindet aus der Metaphysik der Deutschen aller erkünstelte Nominalismus, brechen alle Kartenhäuser der Abstraction zusammen, wird aller Dunst der Naturphilosophie verscheucht und die Anmaßung der Philophie des Geistes gestürzt. Alleim beim Abc der Einzelentdeckungen können wir doch nicht stehen bleiben, und wer dies wollte, würde sich auch schon in seinem Abc irren, denn wenn er A gesagt hat und nun zum B übergeht, hat er schon nothgedrungen eine logische Schlußfolgerung gemacht. Der Geist bleibt immer das Ziel der Natur, er mag dieser seine Entstehung verdanken oder nicht. Gott ist immer das zusammengefaßte Eins der Welt, dem Vielerlei des Universums gegenüber, wir mögen ihn mit Aristoteles als den Verstand in der Natur, als geoffenbarten Geist in der Bibel, oder als absolutes ewiges Ich im Selbstbewußtsein der Menschen fassen. Es ist gut, suchen wir in allen Dingen immerdar von frischem einen neuen Anfang, bei dem nichts gilt, als was entdeckt und als Vorfund bewiesen wird. Wir sind auch gar nicht bange, daß die gottlosen Naturforscher nicht noch Gott finden und plötzlich, wie weiland Pythagoras aus dem Bade steigend, ausrufen werden: „Ich hab's gefunden! Wenn sie nämlich im Phänomen ein Gesetz entdecken, so überschreiten sie schon die angebliche Grenze, wo nicht mehr die Natur gilt, sondern der Geist regiert. Jedes Allgemeine und allgemein Gültige ist schon Geist, dem Einzelnen gegenüber.

Wir haben eine ganze Reihe neuer Schriften anzuführen, die unbewußt die Belege zu diesen unsern Sätzen liefern. Von E. A. Roßmäßler erschien eine schon von uns früher erwähnte „Geschichte der Erde.“ Wenn die Erde wirklich eine Geschichte hat, so hat sie Zusammenhang, und ist dieser Zusammenhang nicht unsinnig, so steckt Logik darin; der Logos aber in der Geschichte der Erde ist der Geist. Wer nicht bei der Atomistik stehen bleibt, ist Philosoph, er mag in der Terminologie der alten Schulstuben oder in der natürlichen Sprache des Volks reden. Auch was Georg Hartwig, Badearzt in Ostende, in seinem Buche: „Das Leben des Meeres“ nachweist, bestätigt unsere Behauptungen, denn erst mit dem Menschen und seinen Entdeckungsreisen, also mit dem was der denkende Mensch hinzubringt, beginnt die wichtigste Epoche in der Geschichte des Meeres.

„Erde und Ewigkeit“, nennt sich von G. H. Otto Volger in Frankfurt eine umfassende Schilderung unseres Planeten, die denselben nicht blos in seiner innern Entwickelungsgeschichte, sondern auch in seinem Zusammenhang mit dem großen Mechanismus des gesammten himmlischen Universums erläutert. Die Revolutionen und Katastrophen der Geologie nennt der Verfasser naturwidrige Zwischenerscheinungen; als natürlich bezeichnet er in der Geschichte der Erde nur ihren kreisenden Entwickelungsgang. Zieht er den Begriff der „Ewigkeit“ in das Gebiet seiner Betrachtungen, so meint er damit den Kreislauf der Erscheinungen; in ihrem Wiederkehr haben diese für ihn den Stempel des Absoluten. Die göttliche Substanz in der Form des Dreiecks erkennen, ist auch schon dagewesen. Hier wird sie in der Form des Kreises auf den Altar der Naturbetrachtung gestellt. Das ist freilich nur ein sehr kleiner Anfang in der Gotteserkenntniß, aber immerhin schon etwas mehr als bloßer Fetischdienst und Atomistik.

„Natur und Geist“ betitelt Louis Büchner, der Mann von „Kraft und Stoff“, seine neueste Arbeit (Band 1: Makrokosmos. Ebenfalls wie sämmtliche obengenannte Bücher in Frankfurt a. M. bei Meidinger). Die frühere Schrift kostete dem Verfasser seinen akademischen Katheder, verschaffte ihm aber viel Publicum; „Kraft und Stoff“ erlebte 4 wirkliche Auflagen, was man beim jetzigen Buchhandel und nach dem täuschenden Vorgange von Freytags Soll und Haben ꝛc. ꝛc. ausdrücklich angeben sollte, denn es giebt der gemachten und fingirten Auflagen jetzt soviel wie etwa Geheime Räthe in Preußen, von denen 12 just auf ein Dutzend gehen, während Wirkliche Geheime Räthe sich zählen lassen. — Büchner hat die Gabe, den schreienden Widerspruch zwischen Theologie und Experimentalphysik, Aberglauben und Unglauben, den Leuten recht plausibel zu machen; — wenigstens im ersten Buche. „Natur und Geist“ — lautet des neuen Buches Titel. Damit ist die Natur als das Primäre gesetzt, und der Titel der frühern Schrift als logischer Irrthum aufgedeckt, denn Stoff und Kraft, nicht umgekehrt, wäre nach des Verfassers Gedankengang — falls bei Hrn. Büchner davon die Rede sein kann — richtiger. Wer das Absolute im Stoffe sieht und die Kraft nicht als den treibenden Geist im Stoffe erkennt, kann nicht die Kraft voransetzen, weder zeitlich noch räumlich. Das neue Buch ist in Gesprächsform abgefaßt. Beim Hin und Wider des Dialogs wird es leicht möglich, nach beiden Seiten hin einige Concessionen zu machen, das Ding selbst aber doch in der Schwebe zu lassen. Ueber die Copula „und“ kommt der Verfasser von „Natur und Geist“ nicht hinaus. Die Wahrheit und das allein

jetzt Wichtige und Wesentliche würde sein, nicht Natur und Geist, sondern in der Natur den Geist zu suchen und zu beleuchten.

„Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte" heißt ein umfangreiches Buch (Leipzig bei Brockhaus. XIV und 623 S.) von Adolf Helfferich in Berlin, das wir hier zu der neu angebahnten Realphilosophie der Gegenwart zählen, obschon es ein System der philosophischen Wissenschaften und gleichsam eine räsonnirende Encyklopädie derselben aufzustellen bestrebt ist. Ein Schüler Schleiermachers zieht hier die gesammten Studien auf allen Gebieten des Wissens und der Forschung vor das Licht der Neuzeit, welche bemüht ist, die Summe und das Product ihrer geistigen Errungenschaften aus thatsächlich gegebenen Factoren herzuleiten und festzustellen. Nicht blos der Ertrag der Naturwissenschaften, auch die Ergebnisse dessen was Staat und Kirche fordern und erstreben, wird hier ins Bereich der denkenden Erkenntniß und der akademischen Propädeutik gezogen. Namentlich machen wir auf die Benutzung der sprachlichen Studien aufmerksam, die hier zu Feststellung unserer Denkbestimmungen verwendet werden; die Philosophie der Geschichte erlebt hier, nicht neue Entdeckungen, wohl aber höchst zweckdienliche Nutzanwendungen der philologischen Forschungen in der Sprachen- und Begriffskunde aus alter und neuer Zeit.

Kuno Fischer, nach dem Verlust seiner akademischen Thätigkeit in Heidelberg seit einiger Zeit in Jena als Professor wirksam, hat in „Franz Baco von Verulam" die Realphilosophie und ihr Zeitalter entwickelt (Leipzig bei Brockhaus XX und 472 S.). Mit Baco von Verulam, dem englischen Empiristen, scheint eine neue Autorität gewonnen zu sein im Kampf des philosophischen Fortschritts wider die Ueberlieferung, im Streit des Materialismus gegen den Idealismus. Der weiland mächtige Großsiegelbewahrer, Lordkanzler und Baronet aus dem Zeitalter König Jakobs des Ersten von England ist nach vielen Seiten hin keineswegs ein ganz lauteres Zeugniß; allein sein Kampf gegen die Scholastik seiner Zeit würde schon beachtenswerth genug sein, um die Aufmerksamkeit von neuem auf ihn zu lenken, selbst wenn Kant und die Philosophie der absoluten und reinen Vernunft nicht an ihm ihren Vorkämpfer gehabt hätten. Kuno Fischer hätte gutgethan, seines Helden zeitliche und geschichtliche Stellung zu beleuchten, um zu entkräften, was der Historiker gegen die absolute Gültigkeit der Lehre des Mannes aus seiner persönlichen Stellung vorführen könnte. Im Jahre 1561 geboren, war Francis Bacon (latinisirt hieß er Baco) der Sohn eines Rechtsgelehrten, der unter der Königin Elisabeth das Amt des Großsiegelbewahrers bekleidete. Früh reif, war der Knabe Francis von der Königin gern gesehen. Schon mit dem 14. Jahre bezog er die Universität zu Cambridge und schrieb mit 16 Jahren seine erste Polemik gegen die herrschende Scholastik. Diese Scholastik glaubte sich im absoluten Besitz der Wahrheiten und hielt die gesammte Wahrheit für ein Product ihrer logischen Schlüsse. Aus festen und gegebenen Begriffsbestimmungen Schlußfolgerungen machen, hieß Philosoph sein und die Wahrheit finden. Es war ein hölzerner Kram unter fachstolzen Schulmeistern, ein spitzfindig abgefeimtes und abgekartetes Spiel des Blödsinns, — blödsinnig insofern als man die überlieferten Begriffe als absolut gültig voraussetzte und mit ihnen, ohne sie zu prüfen, operirte. Heutzutage hat man, aber fälschlich, die Hegelsche Philosophie des Scholasticismus geziehen. Die Dialektik hält Hegels Begriffe flüssig, wenn auch die sophistische Methode, sie in Gang zu setzen, in den Händen der Schüler mitunter nach Scholasticismus schmecken mochte. Der Scholastik seiner Zeit eröffnete der junge Bacon mit der Behauptung den Krieg, man könne nicht mit den bisher gültigen Ziffern rechnen, denn der Werth dieser Ziffern müsse erst untersucht und festgestellt werden; nur durch Induction, nur durch Erfahrung könne man ein Gebäude des menschlichen Wissens auferbauen. Zu einer Encyklopädie der Wissenschaften legte Bacon in seinem „Organum" den ersten Grund. Man hätte jedoch Unrecht, wollte man ihn für einen Empiriker gewöhnlichen Schlages halten; schon daß er eine Wissenschaft construirte, ein System der Philosophie bezweckte, widerstreitet der Annahme, er sei ein Alles in Detail und in Atomistik zerbröckelnder Empirist gewesen, den leichtfertig und frivol vorweg die Skepsis, es gebe kein absolutes Wissen, beherrscht, närrt und irreführt. Die Wissenschaft, sagt Baco, ist ein Bild der Wahrheit. Wahrheit des Seins und Wahrheit des Erkennens, so lautet seine Lehre, sind Eins und Dasselbe, nicht mehr von einander verschieden als der gerade Lichtstrahl von dem gebrochenen. Der Gegenstand der Philosophie ist nach Baco dreifach: Gott, Natur und Mensch. Die Natur aber berührt unsern Verstand wie der gerade Lichtstrahl; Gott berührt unsern Verstand nur gleichsam durch zurückgeworfenen Strahl. Es ist eigenthümlich, wie jung Francis Bacon den Widerstreit gegen die zu seiner Zeit herrschende Scholastik empfand. Sein frischer, naturwahrer Sinn sträubte sich dagegen, sich an Begriffe, die ihm todte Nummern dünkten, hinzugeben und mit leeren hohlen Formeln zu operiren. Er nahm jedoch erst spät den früh empfundenen Oppositionsgedanken seiner Jugend gründlich auf zu wissenschaftlicher Durchführung. Sein Leben fand zunächst in weltlichen und praktischen Beschäftigungen Nahrung und Entwickelung. Er ging im Gefolge Sir Amias Paulets nach Paris und sah dort, den hölzernen Begriffen englischer Schulweisheit gegenüber, das Leben der Menschen aus frischen, wenn auch nicht immer lautern Quellen, aus Thatsachen und Erfahrungen sich schöpfen. Daß sich das Leben aus sich selbst gebiert, weit mehr im Blut der Menschen, als in ihren abstracten Schulmaximen ihren Antrieb findet: das mochte er in Paris handgreiflicher erkennen als in Cambridge und London. Der Tod seines Vaters rief ihn nach der Heimath zurück und er ward Rath der Königin, nahm aber von neuem seine Studien wieder auf. Seine Verbindung mit dem Grafen Essex behinderte auf Robert Cecils Antrieb seine Beförderung; was aber seine Undankbarkeit gegen den Gönner, der plötzlich in Ungnade fiel, nicht entschuldigte. Von Middlesex ins Unterhaus gewählt, stand Baco eine Zeitlang auf Seiten der Volkspartei gegen das Ministerium, ließ sich aber, von Geldverlegenheiten bedrängt, für die Regierung gewinnen und stimmte für dieselbe. Unter Jakob ward er Siegelbewahrer und Lordkanzler, Ritter, Baron von Verulam und Viscount von St. Albans.

Plötzlich setzte ihn das Oberhaus in Anklage, für Geld Aemter und Privilegien unter dem Staatssiegel ertheilt zu haben, und überwiesen, ward er zu einer Buße von 40,000 Pfd., zum Tower und zum Verlust aller bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt. Es ergab sich jedoch daß nicht sowohl Habsucht und Geldgier, als Zerstreutheit, Sorglosigkeit und der Betrug seiner Untergebenen ihn zu diesem Verbrechen geführt. Seine Haft dauerte nicht lange und König Karl I. begnadigte ihn dergestalt daß er wieder ins Parlament gewählt werden konnte. Doch war seine Gesundheit erschöpft, er nahm seinen Sitz nicht wieder ein und starb 65 Jahre alt 1626. Im „Strom der Welt" hatte sich also hier nicht ein „Charakter" gebildet; wohl aber und trotzdem „ein Talent in der Stille," das Talent, einen Punkt des Archimedes auszufinden, um die Welt des Wissens und ihre herrschenden Begriffe aus den Angeln zu heben. Vielleicht verleitete ihn der unablässige Eifer, der Wissenschaft einen Dienst zu thun und seine Studien langsam, aber tief und sicher zu verfolgen, zu all jenen leichtfertigen Versäumnissen, die ihn zum Verbrecher gemacht; er opferte vielleicht alles, selbst bürgerliche Pflicht und Ehre, nur um seinem tiefern Hange obzuliegen. Denn seine Schriften erschienen mitten im Drang seiner politischen und amtlichen Wirren. Mitten unter den criminellen Anklagen die seine bürgerliche Lauterkeit in Zweifel stellten, gab er seine Sermones fideles, die man als einen Schatz moralischer Wahrheiten rühmte, heraus. Sein Werk Sylva sylvarum gab Aufschlüsse über die Naturgeschichte, seine Nova Atlantis brachte eine allegorische Deutung der Freimaurerei, in seinem Buche: De sapientia veterum erklärte er sinnreich die Fabeln der antiken Welt. Schon 1605, zwei Jahre vor dem Tode der Elisabeth, erschien seine Encyklopädie der Wissenschaften: De dignitate et argumentis scientiarum, sechs Jahre vor seinem Tode sein System der Wissenschaften, sein Novum organum, das den neuen Fundamentalsatz der Philosophie durchführte, nicht nach scholastischen Begriffen, sondern aus Induction, Erfahrung und Experimenten lasse sich die Wahrheit finden; diese müsse nicht gemacht, sondern entdeckt werden. Damit war die Schulweisheit, die Philosophie als Monopol der Scholastiker, gestürzt und der Naturforschung der Weg eröffnet zur Aufsuchung der Wahrheit. Man weiß auch von einzelnen physikalischen Experimenten Baco's, die zu wichtigen Entdeckungen führten. Mit Hülfe einer pneumatischen Maschine, die er sich construirt, kam er der Elasticität und der Schwere der Luft auf die Spur, wie sie von Galilei und Torcelli nach ihm entdeckt wurde. Auch die Anziehungskraft der Körper, Newtons spätere Lehre, war er auf dem Wege zu erkennen. Hatte Baco sein bürgerliches Leben, selbst seine Ehre verpfändet und vergeudet, um seiner wissenschaftlichen Forschung nachzuleben, so müssen wir die Unlauterkeit seines Lebens von der Lauterkeit seiner Studien scheiden, und in der That, das Opfer war stark, aber der Gewinn für solches Opfer kein geringes. Sein Charakter als Mensch und Staatsmann war draufgegangen, um seine Entdeckungen als Physiker und Philosoph zu retten. Ein Psycholog müßte uns diesen Lebenslauf, diese Wirren und diese Errungenschaften eines Naturforschers der Wahrheit erläutern. Der gefeierte Macaulay hätte mehr Psycholog sein müssen, um Baco's Stellung in seiner Zeit gründlicher zu erklären; er hätte mehr Philosoph sein müssen, um das Ideelle in Baco's realer Forschung zu begreifen. Baco stürzte die Scholastik, aber nicht die Philosophie, er vernichtete die Logik der Phrase, aber nur durch die Logik der Thatsachen. Der gefeierte Macaulay ist zu sehr Neuling im Denken um zu wissen daß auch die Entdeckung eines Naturgesetzes eine That ist, eine That der Logik und der Idealität. Nur Thatsachen haben Geltung, sagt der Engländer Macaulay, das Denken ist nichtig! Das ist ein Materialismus, zu dem sich Baco nicht bekennt. Er will die Thatsachen gelten lassen, allein er will sie kraft der menschlichen Speculation finden. Dies Thun ist ein Ideelles; wer die objective Wahrheit entdecken will, muß eine Kraft der Forschung entwickeln, die ihn zum Idealisten macht, denn ohne die höchste Anstrengung ideeller Geisteskräfte konnte Baco dem System der Wissenschaften nicht die neue Basis geben. Er fand diese Basis in der Empirie, aber nicht um die Thatsachen sich selbst zu überlassen, sondern um sie im Glauben der Menschen zur Gültigkeit zu bringen, der objectiven Wahrheit zum Sieg über die Irrthümer der Welt zu verhelfen. Die Naturforschung von heute steht mit dem englischen Historiker auf dem Boden desselben Mißverständnisses, wenn sie wähnt, sie könne, um die objective Wahrheit zu finden, aufhören zu denken. Was sie entdeckt, ist ja schon durch die Methode des Suchens ein Gedachtes, ein Erzeugniß des Denkens; eine Physik die etwas beweist, ist schon Metaphysik. Wer ein Gesetz der Natur auffindet, vollzieht eine Arbeit des Geistes, und der höchste Triumph des Geistes besteht darin, so wahr und objectiv zu sein wie die Natur. Eine Realphilosophie, sind wir zu dieser Phase der Wissenschaft gelangt, ist also die einzig richtige Philosophie, zu der wir kraft der speculativen Philosophie des Geistes gelangen können. Baco, der Gründer der Realphilosophie, ist nicht zu verwechseln mit denjenigen Empirikern, die nicht mehr denken zu müssen glauben, wenn sie experimentiren. Ebenso wenig mit den Skeptikern, welche vor aller Untersuchung schon die Ueberzeugung vom Nichts insichtragen und eigentlich nicht Materialisten, sondern Nihilisten sind. Baco so wenig wie Kant, der des Engländers Kriticismus fortsetzte, waren Skeptiker in diesem Sinne. Jener erklärte der überlieferten Satzung den Krieg, weil er aus Thatsachen, nicht aus Begriffen die Wahrheit construiren wollte. Dieser untersuchte sogar erst unsere Fähigkeiten zum Untersuchen. Bevor Kant das Ding-an-sich, das Absolute, erforschte, unterwarf er die Instrumente des Erforschens, die Kräfte des menschlichen Geistes, der Prüfung. Baco wollte mit richtigen Thatsachen beginnen, Kant mit richtigen Instrumenten operiren, um das Ewige zu erkennen. Dies macht Beide, den Engländer und den Deutschen, zu Geistesverwandten. Kant, sagt Kuno Fischer in seinem trefflichen Buche, verhielt sich zur Erfahrung und zur menschlichen Erkenntniß genau so, wie sich Baco zur Natur verhielt; er erklärte die Thatsachen der Erfahrung wie Baco die Thatsachen der Natur erklärt wissen wollte. Das macht sie Beide zu speculativen Denkern, und der Streit zwischen Realismus und Spiritualismus ist auch hier ein unnützer. F. G. K.

Zur Chronik.

Deutsche Meetings.

— Neben der Monumentomanie hat die Deutschen eine wahre Vereins- und Versammlungswuth erfaßt. Beim Mangel eines Parlaments deutscher Nation, das die Hauptinteressen Aller concentriren würde, haschen sie fast krankhaft nach Anlässen, sich auf Grund der Standesinteressen vereinzelt zu concentriren. Man kann sagen: sie concentriren sich auseinander. Nicht blos jeder Stand auch jede Richtung innerhalb eines Standes will jetzt ein Meeting halten. Es steht zu hoffen, daß der „Bund evangelischer Christen aus allen Ländern," der doch nicht wiederholt seine Sendboten aus America, Australien und Asien stellen kann, im Gustav-Adolfverein sein Ziel und seine Mündung finde. Kaum aber hat dieser Bund in Berlin getagt, so tritt in Stuttgart von neuem eine solche evangelische Versammlung ins Leben. Und kaum hat Herr v. Bethmann-Hollweg in Frankfurt beim „Internationalen Wohlthätigkeitsverein" präsidirt, so eilt er auch schon nach Stuttgart um sich dort zu betheiligen. In Regensburg tagt ein „christlicher" Künstlerverein, und die jüngere Malerwelt setzt in Stuttgart einen allgemeinen Künstlertag an. Wir erwähnten schon der Geschichts- und Alterthumsforscher die in Augsburg tagten, und neben ihnen ruft Biedermann in Weimar einen culturhistorischen Verein ins Leben. In Koburg waren die Landwirthe, in Bonn sind die Naturforscher beisammen und in Heidelberg versammeln sich die deutschen Apotheker. Man weiß nicht: wollen sich die Deutschen üben zu einem zukünftigen Parlament, oder liegt hiermit ihre vollständige Dismembrirung zu Tage? Frankfurt hatte zweimal Versammlungen dies Jahr: die Lehrer waren dort beisammen und beriethen ihr Wohl und Weh, sowie die Maximen der Erziehung die jetzt noththun. Ein Ertrag dieser Bestrebungen sind zwei (in Wien) erschienene Hefte: „Die Gegenwart der Volksschule, Kritik und Darstellung der volkspädagogischen Fortschrittsversuche," von Dr. Georgens, Director einer neuen Erziehungsanstalt in Fröbels Sinne auf Schloß Liesing bei Wien (in Verbindung mit Heinrich Deinhardt und Jeanne Marie v. Gayette). Erziehung durch Arbeit zur Arbeit: lautet die Parole dieser Pädagogik die in Arbeitsschulen das Volk erziehen will. Diese Interessen sind auch auf dem „Internationalen Wohlthätigkeitscongreß" in Frankfurt zur Sprache gekommen. Nach Bethmann-Hollwegs Abreise präsidirte demselben der greise Mittermaier. Männer wie Welker aus Heidelberg, Schubert aus Königsberg, Präsident Lette aus Berlin, Staatsrath Friedländer und Rau betheiligten sich lebhaft an der hier angeregten Propaganda zur Aufklärung der gewerbtreibenden Stände über volkswirthschaftliche Unternehmungen und Interessen. Der bekannte Pastor Böttcher aus dem Hannoverschen eiferte gegen den Genuß des Branntweins, Dr. Varrentrapp hielt einen Vortrag über das Gefängnißwesen. Vor Allen aber gedenken wir des unermüdlichen Vorkämpfers für Associationen unter den Gewerbtreibenden, H. Schulze aus Delitzsch. Am dritten Versammlungstage hielt Derselbe in einem engern Ausschuß (im Landsberg) einen Vortrag über den Fortschritt der von ihm bis nach Galizien hin verbreiteten Vorschußvereine. Zweck dieser Bemühungen ist: den kleinen und mittleren Gewerbsmann vor der Knechtschaft unter den Capitalisten zu bewahren und ihm unter Seinesgleichen durch Vergesellschaftung und Vorschüsse Mittel und Wege zu eröffnen, um seine Thätigkeit auszudehnen. Selbsthülfe der arbeitenden Classen unter einander durch Association: dies das Ziel des Internationalen Wohlthätigkeitsvereins, der einen Congreß deutscher Volkswirthe erstrebt. Dr. Böhnert, Redacteur des Bremer Handelsblattes, macht die Propaganda dieser Bestrebungen zum Thema seines Organs.

Wir gedenken noch einmal des evangelischen Vereins in Berlin. Er hat wesentlich das Verdienst, uns über den Stand der evangelischen Gemeinden außerhalb Deutschlands Kunde gebracht zu haben. Pastor Schauffler's Bericht über die Fortschritte des Christenthums in der Türkei schien wohl etwas allzu sanguinisch; allein das Thatsächliche davon ist schon ausreichend unser hohes Interesse zu erwecken. Für die Albanesen wird ein Neues Testament in deren Sprache jetzt gedruckt. England besorgt von neuem für die Türkei eine Partie von 90,000 Exemplaren der Bibel. Nach Herrn Schaufflers Angabe existiren in der Türkei 20 protestantische Kirchen mit 5000 eingestandenen und gebuchten Bekennern, mit aber weit mehr noch im Stillen. Das evangelische Missionspersonal ist dort 125 Mann stark. In neuarmenischer Sprache wurden der Versammlung Gesangbuch und Psalter neu im Druck überreicht. — Ein russischer Consistorialassessor, Herr Berkholz aus Riga, hielt Vortrag über Stand und Lage des Protestantismus in Rußland. Derselbe zählt etwa 3 Millionen Bekenner. Schon seit Peter dem Großen, schon zur Zeit als Spanien noch mit Autodafés gegen evangelische Christen wüthete, blühte der Protestantismus in Rußland und erfreute sich des Schutzes der Krone, die da wohl weiß daß Protestanten fleißige Arbeiter und gute Bürger sind. Nicht so günstig war ein Bericht von Herrn Szekvieß, Pastor in Pesth, über die 3 Millionen Protestanten in Ungarn. Sie sind theils reformirt, theils lutherisch. Sie beschlossen eine Union; allein die Krone hat diesen Entschluß nicht sanctionirt. Seit 1848 hielten sie deshalb keinen Generalconvent mehr. Da das Studium ihrer Theologen in Deutschland behindert wird, haben die protestantischen Ungarn beschlossen, in ihrem eignen Lande eine Facultät zu errichten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck in Leipzig.

№ 43 **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [24. October.

Inhalt.

Im Gebirge.

Nach Julius Thomsen.

Es ist ein schöner Sommertag; in Gesellschaft einiger guten Freunde haben wir uns im Schatten von einigen großen Tannen gelagert, um uns in Ruhe und Behaglichkeit des reichen Wechsels zu erfreuen, welchem das Auge überall in dem romantischen Alpenthal begegnet. Wir haben uns soeben in der nahe gelegenen Hütte zu der bevorstehenden Bergtour gestärkt und überlassen uns nun, während wir auf unsern Führer warten, gänzlich dem Genusse des Eindrucks, welchen die großartige Gebirgsnatur bei einem Jeden und namentlich bei Dem hervorruft, welcher den größten Theil seines Lebens auf den Ebenen zubringen muß.

Wie verschieden sind doch die Gefühle, welche die Natur in unserer Brust hervorruft! Stehen wir in der späten Abendstunde am aufgeregten Meer, wenn der Sturm gewaltsam die Wellen den Strand weit hinaufwirft, und der Schaum hoch über unserm Haupte wirbelt, — wenn kräftige Blitze die Luft durchkreuzen und uns das Wrack des Schiffes zeigen, dessen Besitzer gegen den Strand geschleudert wird — wenn der Donner mit dem Getöse der Wellen und des Sturmes kämpft, so daß wir den Laut unserer eigenen Stimme nicht hören können — wenn der Regen stromweis über die Erde und die spritzenden Wellen stürzt, so daß Himmel und Meer sich vereinigen und die Erde unter unseren Füßen wankt: dann sind wir in den allgemeinen Kampf der Elemente verwickelt, deren Toben nur in dem kurzen Augenblick, da der Blitz sein Licht über die wilde Natur wirft, zu verstummen scheint und von einer Todtenstille abgelöst wird, in welcher selbst die Welle ihrem schäumenden Kamme Stillstand gebietet, und der Regentropfen in der Luft stillsteht, um mit erneuter Kraft den heftigen Kampf fortzusetzen, sobald die Finsterniß das flüchtige Licht wieder ablöst. Mächtig ist der Eindruck, den wir in einem solchen Augenblick von der Natur empfangen; denn sie sucht unser Gemüth in derselben Weise zu stimmen, in welcher sie selbst auftritt; wir sind nicht mehr schlechthin Zuschauer, wir nehmen Theil an dem großen Schauspiel. Die Nerven werden angespannt, das Blut erhitzt sich, der Pulsschlag wird beschleunigt, kurz wir befinden uns in einem aufgeregten, fieberhaften Zustande, welcher ein schwaches Bild der cholerischen Stimmung ist, in welcher die Natur selbst auftritt.

Ruhen wir dagegen an einem klaren warmen Sommertage im Schatten einer Buche, in deren weiter Krone kein Blatt sich rührt, um einen kühlenden, erquickenden Wind zu verkünden, und lassen wir dann das Auge umher über Felder, Wiesen, See'n und Wälder gleiten, oder sich zum Himmel emporheben, so begegnet uns überall eine tiefe Stille, keine Welle kräuselt die Oberfläche des See's, hell wie ein Spiegel zeigt er uns ein Bild der Wälder an seinen Küsten; kein Wind bewegt das Korn auf der üppigen Flur, sondern der Halm beugt sich phlegmatisch unter der Last der Aehre; kein Gesang tönt uns von der Vögelschaar des Waldes entgegen, nur die Heuschrecke summt auf der Wiese, wo das Vieh gegen die brennende Sonne Schutz gesucht und sich taumelnd auf den üppigen Grasteppich gelagert hat. Selbst an dem weiten Himmelsgewölbe spüren wir kein Leben, auch da ruht die Natur scheinbar; nur in den Blättern des Waldes und in den Grashalmen des Feldes herrscht eine erhöhte Thätigkeit, aber sie ist unserm Auge verborgen, und kann zur Belebung der Natur nicht beitragen. Der Eindruck, welchen wir in einem solchen Augenblicke empfangen, entspricht der Ruhe und scheinbaren Gleichgültigkeit, in welcher die Natur sich befindet; wir fühlen uns nicht aufgefordert, der ruhenden Natur gegenüber thätig zu sein, und eine gewisse phlegmatische Stimmung bemächtigt sich unser. Hat das Auge im Spiegel des See's oder in der Bläue des Himmels einen Ausdruck für die herrschende Stimmung gefunden, so verweilt es bei diesem Gegenstande; denn jede Bewegung widerstreitet der ruhenden Natur, und selbst die Richtung des Denkens erfährt den Einfluß dieser allgemeinen Ruhe.

Nimmt dagegen der Mond die Stelle der Sonne am Himmel ein, so ist der Eindruck, den die Natur auf uns macht, höchst verschieden von jenem. Wenn wir in der frischen Abendluft im Walde wandern, durch dessen Kronen der Mond sein

schwaches Licht auf die Erde wirft, und die tiefe Stille nur von unseren eigenen Fußtritten und dem leisen Rauschen in den Blättern der Bäume unterbrochen wird; oder wenn wir am Ufer eines kleinen Baches weilen, dessen einförmiges Rieseln sich bald unserer Aufmerksamkeit entzieht, während unser Auge unwillkürlich auf den blinkenden Wellen ruht: so redet die Natur zu uns in einer Weise, welche sehr verschieden ist von der, die wir am Tage beobachten; denn der empfangene Eindruck ist melancholischer Art. Während am Tage die Sonne uns die Welt in einem klaren und bestimmten Lichte darstellt, welche uns abhält ihrer zu vergessen und dadurch unser Denken zwingt, sich an das Gebiet der Wirklichkeit zu halten, bringt dagegen das schwache Mondlicht eine ganz andere Richtung des Denkens hervor; denn es verbirgt zum Theil die Wirklichkeit vor unseren Blicken, indem es uns dieselbe in einem unbestimmten Lichte darstellt; es giebt uns blos ein flüchtiges Bild der Welt, welches durch die tiefe Stille noch mehr in den Hintergrund der Seele gedrängt wird, und nur zum Theil hat die Vernunft Gewalt über das Denken, wie das Licht über die Finsterniß.

Wandern wir endlich im Frühlinge in früher Morgenstunde umher, wenn die Sonne hinter dem Horizonte hervortritt, und die Thautropfen auf Blättern und Blumen spielen, — wenn die Vögel sich hoch in die Luft emporschwingen, um der Sonne ihren Gruß zu bringen, und ein leiser Wind mit den Kronen des Waldes und den leichten Wolken des Himmels spielt: so finden wir die Natur jugendlich, frisch, lebensfroh und thätig. Das Korn keimt auf dem Felde, die Blume schmückt die Wiese, und der Baum entschleiert ein Blatt nach dem andern unseren Blicken; der Bauer pflügt sein Feld, und der Vogel baut sein Nest; — Alle setzen ihr Vertrauen auf die Sonne, die nun mit jedem Tage in reicherem Maße ihre Alles belebenden Strahlen über die Natur sendet. Und auch wir, wenn ein empfänglicher Sinn noch in uns lebt, geben uns dem Eindruck der Natur hin. Ja, die Natur spricht zu uns in um so höherem Grade, jemehr unser Temperament mit dem allgemeinen Ausdrucke übereinstimmt, welchen sie in dem gegebenen Falle annimmt; denn je geringer der Widerstand ist, dem die Natur bei der Umstimmung unseres Innern begegnet, um so reiner wird die Harmonie mit der allgemeinen Stimmung der Natur.

Und nun zu den Bergen! Größe und Freiheit in Gedanken, Kühnheit und Schönheit in der Form, Reichthum und Fülle in den Farben, und eine Mannichfaltigkeit harmonisch geordneter Einzelheiten begegnen uns überall, wohin wir unsern Blick richten. Wir lauschen auf die verschiedenen kleinen Wasserfälle, welche der zur Seite vorübereilende Bach bildet, folgen vielleicht einmal seinem gewundenen Laufe bis zu dem fernen Strande, wo sich seine Wellen mit denen des Meeres mischen und sich an unseren Küsten brechen; aber rasch eilt dann der Gedanke wieder zurück und folgt dem Auge auf seinem Fluge durchs Thal hinauf, wo die kolossale Gebirgsmasse unsern Blick hemmt, um ihn nach dem Himmel zu führen, der im reinsten Blau sein Gewölbe über die schneebedeckten Zinnen der Berge spannt. Auch hier findet das Auge und der Gedanke nicht Ruhe; sie eilen von einer Stelle zur andern durch das ganze Thal, von Weingärten und Kornfeldern am Fuße des Berges bis zu dem ewigen Winter, der seine Wohnung auf den höchsten Gipfeln der Berge aufgeschlagen hat. Die Sprache, in welcher die gesammte Natur hier zu uns redet, ist die der Natur und Freiheit. Was Wunder, wenn da das Blut in unseren Adern jugendlich rinnt, wenn auch der Gedanke erhöhte Spannkraft bekommt, und das Wort frei aus dem Herzen strömt; denn wir sind Kinder des Augenblicks, Zukunft und Vergangenheit liegt hinter den Bergen verborgen.

Doch die Ankunft unseres Führers reißt uns aus unseren Träumereien. Den kolossalen Gebirgsstock in der Hand und ein Päckchen mit Lebensbedürfnissen auf der Schulter, brechen wir auf, um unsere Wanderung anzutreten. Eine Zeitlang folgen wir dem gewundenen Laufe des Bachs durch das Thal hin, bis wir den Fuß des Berges erreicht haben, der unser Ziel ist. Im Zickzack steigen wir dann langsam Schritt vor Schritt durch die Wälder hinauf, welche die Seiten des Berges schmücken, und mehr als einmal ruft uns der Führer sein „Langsam!" zu, wenn wir, von der lebensvollen Natur erregt, unwillkürlich unsere Schritte beschleunigen, ohne an den großen Unterschied zu denken, der zwischen dem Wandern auf ebenem Wege und dem Besteigen eines Berges stattfindet. Während wir auf ebenem Wege sozusagen dahingleiten, müssen wir beim Steigen beständig unsern Körper zu einer immer größern Höhe emporheben: jede 12—1500 Fuß, die wir den Berg hinaufsteigen, kostet uns ebensoviel Anstrengung, als wenn wir eine Meile Weges auf der flachen Erde zurücklegen. Liegt die Spitze des Berges 8000 Fuß über dem Thale, so haben wir einen Weg zurückzulegen, der wenigstens ebensoviel Anstrengung erfordert, als ein 6—7 Meilen langer Marsch auf ebener Landstraße, ohne noch dabei die außerordentlichen Anstrengungen in Betracht zu ziehen, welche einzelne Theile des Bergsteigens darbieten können. Die Ursache des großen Unterschiedes zwischen dem schlichten Gehen und dem Steigen ist leicht zu finden; beim Gehen auf ebenem Wege heben wir mit jedem Schritte das ganze Gewicht unseres Körpers nur durch eine geringe Höhe, um den Körper alsdann wieder sinken zu lassen. Wenn wir beim Gehen die beiden Füße auf die Erde stützen, so nimmt der Körper seine niedrigste Stelle ein; er wird gehoben, indem wir den hintersten Fuß vorziehen, hat seine größte Höhe, wenn die Füße bei einander vorbeikommen, und sinkt demnächst wieder zu seiner ersten Höhe, indem wir wieder den Fuß auf die Erde setzen. Für jeden einzelnen Schritt ist es nur eine geringe Größe, aber für 12—14,000 Schritte oder eine Meile wächst die Summe von all diesen kleinen Bewegungen zu der ansehnlichen Größe von ungefähr 10—1200 Fuß. Indem wir eine Meile zurücklegten, haben wir also eine ebenso große Kraft angewandt, als ob wir das Gewicht des Körpers zu einer Höhe von 10—1200 Fuß gehoben hätten. Aber diese Höhe läßt sich durch den rechten Gebrauch der Füße bedeutend vermindern, und das Geheimniß des raschen Fußgängers besteht eben in der Art und Weise, wie er seinen Körper trägt. Durch eine Biegung des Knie's und des Fußgelenkes sucht er beständig seinen Körper in derselben Höhe zu halten; er scheint gleichsam ruhig auf dem Wege hinzugleiten, während der, welcher

sich nicht in einem so ökonomischen Gebrauch der Füße geübt hat, seinen Körper für einen jeden Schritt durch eine sehr merkliche Höhe hebt und senkt; aber diese Bewegung ist eine der wesentlichsten Ursachen der Ermüdung, und jemehr der Fußgänger im Stande ist, dieser Bewegung des Körpers zu entgehen, desto länger wird er, ohne müde zu werden, gehen können.

Das beschwerliche Klettern ist auf einige Augenblicke von einem kleinen Pfade unterbrochen worden, der sich mit gleichmäßiger Steigung von der Seite des Berges hinschlängelt. Die dichten Tannenwälder gestatten uns keine Aussicht über das Thal, sie verbergen die Umgebungen unserm Blicke, um uns eine desto größere Ueberraschung zu bereiten. Beim Heraustreten aus dem Walde sehen wir uns am Abhange einer bedeutenden Schlucht; senkrechte Felswände umgeben sie zu beiden Seiten und ragen hoch über uns empor; nur eine einfache Brücke klammert sich fest an die Felswände an, und unwillkürlich greifen wir nach dem Geländer, um uns von seiner Güte zu überzeugen. Wie bedeutend auch diese Schlucht zu sein scheint, so ist sie doch im Verhältniß zur Masse der Berge nur ein kleiner Spalt, der in einer Zeit, da die Erde den Wirkungen starker vulkanischer Kräfte unterworfen war, sich in der festen Masse des Berges gebildet hat. Unser Weg führt uns durch diesen Schlund, aus welchem uns eine eisige Kälte entgegenweht. In der Tiefe der Kluft braust ein Fluß vorbei, er stürzt von einem Felsstück zum andern und bildet eine Menge Wasserfälle. Ueberall, wo das Wasser nicht durch die starke Bewegung in Tropfen aufgelöst ist, sondern eine ziemlich glatte Oberfläche zeigt, stellt es sich mit dem reinen Blau des Himmels dar, gerade als ob es dessen Farbe wäre, die sich in dem rasch vorübereilenden, mannichfach gewundenen Wasserspiegel, der, von den hohen senkrechten Felswänden eingeschlossen, nie von einem Sonnenstrahl getroffen wird, abspiegelte. Aber nicht nur in der Tiefe braust das Wasser vorbei, sondern auch die gegenüberliegende Felswand ist auf eine Strecke von mehr als hundert Fuß mit einem Schleier von fallenden Regentropfen bedeckt, denn hoch oben am Fels bricht das Wasser wie ein breiter Gürtel hervor und stürzt in den Abgrund hinab. In den ersten Augenblicken bildet das Wasser einen zusammenhangenden freischwebenden Teppich, durch welchen man die Steinmassen des Felsens sieht, aber schon in einer kurzen Entfernung vom Ursprunge des Wassers wird der klare Wasserteppich zerrissen und in einzelne Tropfen aufgelöst, die mit stets vermehrter Geschwindigkeit nach der Tiefe eilen, als ob sie fürchteten, von den nachfolgenden Tropfen eingeholt zu werden. Wir haben hier eine Quelle in großem Maßstabe; das Regenwasser, welches auf die höheren Theile des Berges gefallen ist, dringt hinab durch die leichteren Erdschichten und Felsspalten, bis es von einer Steinmasse aufgehalten wird, welche es nicht zu durchdringen vermag und es gleitet nun längs deren Oberfläche dahin, bis es einen Ausgang findet. Betrachten wir den gegenüberliegenden Fels, so werden wir sehen, daß er eine gleichartige feste Steinmasse vom Grunde an bis zu der Stelle bildet, wo das Wasser hervorbricht, und daß losere Erdschichten über dieselben gelagert sind. Auf der Grenze zwischen Stein und Erde tritt das Wasser hervor, um sich in den in der Tiefe brausenden Bach zu stürzen; doch bevor es denselben erreicht, ist das Wasser der Quelle wieder in Tropfen verwandelt gleich dem Regen, aus welchem die Quelle sowohl als der Bach seinen Ursprung hat.

Wir sind nun nicht länger in Zweifel über die Ursache der starken Kälte, die wir hier in der Kluft fanden; denn es ist das herabstürzende Wasser, welches die Luft weit unter ihren eigenen Wärmegrad abkühlt. Beim Fall durch die bedeutende Höhe ist der Wasserteppich in unzählige Tropfen aufgelöst worden, welche der Einwirkung der Luft eine große Oberfläche darbieten. Auf jeden einzelnen Wassertropfen ruft die Luft eine Verdunstung hervor und sättigt sich mit Feuchtigkeit; aber indem das Wasser verdunstet, nimmt seine Wärme bedeutend ab, und es entzieht auch der Luft einen Theil ihrer Wärme; denn jede Verdunstung ist mit einem Einsaugen von Wärme in sehr bedeutendem Grade verbunden; und ein einziges Quart Wasser würde bei vollständiger Verdunstung soviel Wärme binden können, daß dadurch 8000 Kubikfuß Luft um 10 Grad abgekühlt werden könnten. Darum ist auch Kühle die beständige Begleiterin der Feuchtigkeit, denn die Luft sucht dieselbe aufzulösen, das Wasser zu verdunsten; aber eine solche Wirkung ist mit einer Abkühlung von Luft und Wasser verbunden, und tritt in um so stärkerem Grade auf, eine je größere Oberfläche das Wasser unter übrigens gleichen Umständen darbietet. Ist das Wasser in Tropfen verwandelt, wie im Regen, im Springbrunnen und unserm kleinen Wasserfall, so ist seine Oberfläche in sehr bedeutendem Maße vergrößert; die Verdunstung des Wassers und die Abkühlung der Luft geschieht dann mit sehr großer Geschwindigkeit. Es ist also kein Wunder, daß unser Thermometer in der Schlucht nur 8 Grad Wärme zeigt, während es vor einer halben Stunde im Walde 20 Grad zeigte. Auch das Wasser des Wildbachs hat einen sehr geringen Wärmegrad, denn er hat seinen Ursprung in den Schneemassen, die in den Klüften des Gebirges ruhen.

Ehe wir diese Stelle verlassen um höher zu steigen, werfen wir einen Blick zurück, um den Eindruck dieser großartigen, wilden Natur recht in uns aufzunehmen; kalt und ernst stehen die steilen Felsen in ihren kühnen Gestalten vor uns da und bilden durch ihre nackten Wände und die eingeschlossene kalte feuchte Luft einen starken Gegensatz zu dem reinen blauen Himmel und dem fröhlichen Pflanzenwuchs, der die Gipfel der Berge schmückt; in der Tiefe braust der Fluß vorbei in keckem Lauf, stürmt wild gegen die Felsen und spritzt den Schaum hoch an ihre Wände hinauf, während die in ihrer weiten Ausdehnung majestätische Quelle unmittelbar aus dem Felsen ruhig hervorbricht und in ihrem Falle einen prächtigen Schleier über die nackte Felswand zieht, ehe sie in dem wilden Flusse wie ein Tropfen im Meere verschwindet.

Schweigend setzen wir nun unsere Wanderung den Berg hinauf fort, damit die Unterhaltung nicht die Aufmerksamkeit von unseren Füßen ablenke und unsere Schritte unsicher mache; aber da, wo die Natur besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, hemmen wir unsern Gang und lassen Wort und Gedanken freien Lauf. Von einem hervorspringenden Felsstücke, auf welches wir uns kühn hinausgewagt haben, schauen wir

gerade hinunter in den gähnenden Schlund, dessen Tiefe nach des Führers Aussage mehr als 100 Fuß beträgt. Sollen wir die Richtigkeit seiner Aussage prüfen, indem wir dem Abgrunde selbst eine Antwort abfordern? Nun gut, wir lassen einen großen Stein über den Abhang rollen und in den Abgrund hinabstürzen; wir lauschen, und nach drei Secunden schallt die Antwort aus der Tiefe, daß der Stein seinen Bestimmungsort erreicht hat. Es kommt jetzt nur darauf an, die Antwort zu verstehen, welche die Natur selbst uns gegeben hat; denn sie redet ihre eigene Sprache, welche der Uneingeweihte nur selten versteht. Aber wenn man genau die Handlungen der Natur betrachtet, wenn man sie Schritt für Schritt in ihren Einzelheiten verfolgt, wenn man die Antwort, welche die Natur auf einfache und vernünftige Fragen giebt, zu deuten versucht, so lernt man allmählich die Sprache der Natur verstehen, und die Naturlehre ist die Grammatik dieser Sprache. Bei jedem Versuch, welchen der Physiker, der Chemiker, der Physiolog, kurz jeder Naturforscher anstellt, legt er der Natur eine Frage vor, und der, welcher klar und deutlich fragt, bekommt eine entsprechende Antwort. Aber gerade in der Art zu fragen und die Antwort aufzufassen, zeigt sich das Talent des Forschers. Bald verfolgt er scharf eine bestimmte Richtung in seinen Fragen, ohne sich durch zufällig von der Natur gegebene verwickelte Antworten auf Abwege führen zu lassen; bald fängt er in diesen den verborgenen Lichtschimmer auf, versucht dadurch in ein neues Gebiet einzudringen und seinen Geistesverwandten eine neue Richtung für ihre Thätigkeit zu eröffnen. Unzählig sind die Erfahrungen, auf welchen unsere jetzige Kenntniß von den allgemeinen Gesetzen der Natur beruht, und doch wissen wir nur Wenig von dem Vielen, das noch zu erforschen übrig bleibt. Wir haben uns nur durch einige Seiten des großen Buches hindurchgearbeitet, in welchem die Erklärung jeder Linie die ganze Arbeit vieler Menschen erfordert.

Drei Secunden braucht der Stein, um von dem Rande des Felsens in die Tiefe des Schlundes hinabzufallen! lautete die Antwort auf unsere Frage nach der Tiefe des Abgrundes. Die Naturlehre erschließt uns die Bedeutung dieser Antwort; sie lehrt uns, daß jeder frei fallende Körper in der ersten Secunde eine Tiefe von 15 Fuß erreichen wird, während er in zwei Secunden eine viermal, in drei Secunden eine neunmal, in zehn Secunden eine hundertmal so lange Strecke zurücklegen wird wie in der ersten Secunde. Könnten wir also diesen Satz geradezu anwenden, so müßte die Tiefe des Abgrundes neunmal 15 Fuß oder 135 Fuß sein; denn man findet die Länge des Weges, welchen ein frei fallender Körper in einer gewissen Anzahl Secunden durchläuft, indem man die Anzahl Secunden mit sich selbst und demnächst mit 15 Fuß oder dem Raume multiplicirt, welchen der Körper in der ersten Secunde durchläuft. Aber dieser Satz gilt nur vom freien Fall, d. h. wenn nichts die freie Bewegung des fallenden Körpers hindert; wenn jedoch der Stein in der Luft fällt, so setzt diese der Bewegung des Steines einen Widerstand entgegen und vermindert seine Geschwindigkeit um so mehr, je schneller er sich bewegt. Daher ist die Tiefe, welche wir gefunden haben, nicht ganz genau; denn wegen des Widerstandes der Luft wird der Stein in der gegebenen Zeit die berechnete Tiefe nicht erreicht haben. Indessen ist der Unterschied nicht sehr groß, wenn man schwere Körper fallen läßt, oder, richtiger gesagt, Körper, welche im Verhältniß zu ihrer Größe viel wiegen. Ein Kubikzoll Blei wiegt zehneinhalbmal soviel wie ein Kubikzoll Wasser, die Dichtigkeit des Blei's ist zehneinhalbmal so groß als die des Wassers; denn mit dem Worte „Dichtigkeit" bezeichnet der Physiker grade das Verhältniß zwischen Gewicht und Rauminhalt eines Körpers. Ein je größeres Gewicht ein Körper hat im Verhältniß zu dem Raume, den er einnimmt, desto größer ist seine Dichtigkeit. Nehmen wir dagegen Körper von einer geringen Dichtigkeit, z. B. Holz oder Moos, so werden wir finden, daß die Luft sie im Fallen bedeutend verzögert. Eine Handvoll Moos würde vielleicht zwanzig Secunden brauchen, um zu der Tiefe hinabzufallen, welche der Stein in drei Secunden erreicht; so viel stärker ist der Widerstand der Luft auf den leichteren Körper. Denken wir uns die Luft einen Augenblick fort, so würden alle Körper mit gleich großer Geschwindigkeit zur Erde fallen; dann würde selbst die leichte Flaumfeder in ebenso kurzer Zeit die Tiefe erreichen, wie der schwere Bleiklotz; aber unter gewöhnlichen Verhältnissen zeigt sich ein großer Unterschied. Der Widerstand der Luft ist gleich groß für alle Körper von derselben Größe und Form, z. B. für gleichgroße Kugeln; aber je schwerer die Kugel ist, desto größer ist die Kraft, mit welcher sie fällt, und destoweniger kommt der Widerstand der Luft in Betracht. In unserer Berechnung über den Abgrund der Tiefe werden wir nicht sehr irren, wenn wir ihn einige Fuß niedriger anschlagen.

Der Stein eilt mit stets wachsender Geschwindigkeit der Tiefe entgegen; in der ersten Secunde durchläuft er nur 15 Fuß, aber in der zweiten Secunde einen dreimal, in der dritten einen fünfmal, in der vierten einen siebenmal so langen Weg wie in der ersten Secunde, und so weiter mit immer steigender Geschwindigkeit. Während also der Stein in den ersten drei Secunden zusammen einen Raum von neunmal 15 oder 135 Fuß durchläuft, so wird er allein in der vierten Secunde eine Strecke von siebenmal 15 oder 105 Fuß durchlaufen und also im Ganzen eine Tiefe von 240 Fuß erreicht haben. Je länger der Stein unterwegs ist, desto genauer muß man sein, die Secunden zu zählen und sogar nicht eine halbe Secunde überhören; denn es ist ein langer Weg, welchen der Stein in dieser kurzen Zeit durchläuft. Hätten wir bei unserm Versuch drei statt dreieinhalb Secunden gezählt, so würde der Abgrund ungefähr 50 Fuß tiefer sein, als nach unserer Berechnung.

Schleudern wir einen Stein in die Luft, anstatt ihn fallen zu lassen, so wird er mit einer gleichmäßig abnehmenden Geschwindigkeit steigen, während er beim Fallen mit jedem Augenblick eine größere Geschwindigkeit erreicht; denn die Kraft, welche in jedem Augenblicke dem Körper eine vermehrte Geschwindigkeit giebt, ist die Anziehung der Erde, welche natürlicherweise in demselben Grade die Geschwindigkeit des steigenden Körpers schwächen muß, wie sie die des fallenden vermehrt. Nach wenigen Secunden wird der geschleuderte Stein alle Bewegung verloren haben, und er kehrt dann wieder mit einer

stets wachsenden Geschwindigkeit zur Erde zurück. Der Stein braucht ebenso lange Zeit zum Steigen wie zum Fallen, und er kommt mit derselben Geschwindigkeit zur Erde zurück, wie diejenige war, mit welcher wir ihn aus unserer Hand schleuderten. Wir können also leicht prüfen, wer von uns den Stein am höchsten in die Luft zu schleudern vermag; denn je längere Zeit vergeht, ehe er wieder die Erde erreicht, desto höher ist er gestiegen, und wollen wir wissen, wie hoch er im Ganzen gekommen ist, so ist diese Frage ebenso leicht zu beantworten, wie die nach der Tiefe des Abgrundes. Wir brauchen dann nur die Secunden zu zählen, welche von dem Augenblicke an vergehen, da wir den Stein schleudern, bis zur Zeit, da er wieder die Erde erreicht. Die eine Hälfte der Zeit hat er zum Steigen, die andere zum Fallen gebraucht; ist er vier Secunden unterwegs gewesen, so hat er zwei Secunden zum Fallen gebraucht, und wir wissen nun, daß er in dieser Zeit eine Höhe von viermal 15 oder 60 Fuß durchlaufen wird. Eine Bombe, welche zehn Secunden nachdem sie abgeschossen worden, zur Erde fällt, muß fünf Secunden zum Fallen gebraucht haben und kommt also aus einer Höhe von fünfundzwanzigmal 15 oder 375 Fuß; denn daß die Kugel nicht senkrecht in die Höhe geworfen wird, hat keinen Einfluß auf die Geschwindigkeit mit welcher sie steigt und fällt. Stehen wir auf der Felsspitze am Strande, so können wir die Höhe nicht dadurch bestimmen, daß wir den Stein fallen lassen, denn er würde gegen den untersten hervorragenden Theil stoßen, aber wir können dann sicher mit all unserer Kraft den Stein über die Felsspitze hinausschleudern und die Zeit beobachten, bis er auf den Strand fällt. Der Stein wird genau in derselben Zeit diese Stelle erreichen, als ob er von einer Stelle gerade gegenüber frei herabgefallen wäre. Die Erde macht unter allen diesen Umständen ihre Anziehungskraft geltend, selbst wenn wir durch unsere eigene Kraft den Stein aus der senkrechten Linie treiben, nach welcher er sonst zur Erde streben würde.

In der stets vermehrten Geschwindigkeit, welche der fallende Körper erreicht, finden wir die Ursache eines Phänomens, das wir in der vorigen Gebirgsschlucht beobachteten, nämlich die, daß das Wasser der Quelle wie ein klarer Teppich aus dem Berge hervortrat, aber sehr schnell in einzelne Tropfen aufgelöst wurde. Eine halbe Secunde nachdem das Wasser aus dem Felsen getreten, ist es ungefähr 4 Fuß gefallen, nämlich einviertelmal 15 Fuß, von seinem Ursprunge an gerechnet, und befindet sich also in 4 Fuß Entfernung von dem Wasser, welches gerade dann aus dem Felsen kommt; aber nachdem noch eine halbe Secunde verflossen ist, wird der erste Theil des Wassers eine Tiefe von 15 Fuß erreicht haben, während der zuletzt ausgelaufene erst eine Tiefe von 4 Fuß erreicht hat; sie sind jetzt 11 Fuß von einander entfernt, also ungefähr dreimal so weit, als vor etwa einer halben Secunde. Während also das Wasser, das in einer halben Secunde aus der Quelle läuft, am Ursprunge derselben einen Teppich von 4 Fuß Tiefe bildet, muß es in der nächsten halben Secunde über 11 Fuß und in der dritten über eine Strecke von 30 Fuß ausgespannt sein; seine Dicke wird in dem letzten Augenblick bis auf ein Achtel der ursprünglichen vermindert sein; aber eine solche Spannung hält der Wasserteppich nicht aus, er zerreißt und seine einzelnen Theile bilden Tropfen.

Wir sind weit von der Stelle fortgekommen, welche durch ihren reichen Wechsel von Erscheinungen uns längere Zeit fesselte; im Zickzack sind wir beständig höher gestiegen, und nur dann und wann haben wir einige Augenblicke verweilt um das Auge von unseren Füßen wegwenden zu können, welchen es Schritt vor Schritt die Seiten des Berges hinauf gefolgt ist. Die Landschaft, die wir früh am Nachmittag verließen, liegt am Fuße des Berges; aber nur mit Mühe entdecken wir einzelne Gebäude im Thal, und die Berge, die uns durch ihre scheinbare Größe täuschten, als wir sie vom Thale aus betrachteten, liegen jetzt unter uns wie bescheidene Hügel. Die Sonne hat sich schon dem Horizont genährt, ihr Licht reicht nicht mehr bis ins Thal hinunter, aber die umliegenden Hügel glühen in den Strahlen des Abendroths. Wir sind in der Nähe der Alpenhütte, wo wir unser Nachtquartier aufschlagen wollen. Es ist zwar kein großartiges Hotel, dem wir entgegengehen, es ist nur eine schlichte Alpenhütte, in welcher ein Paar Hirtinnen sich im Sommer aufhalten, um das Vieh zu pflegen, das auf den Bergen weidet. Umgeben, theils von mehreren 1000 Fuß hohen, fast nackten Felsen, theils von einzelnen zerstreuten großen Felsblöcken und etwas Kieferngebüsch, liegt die Hütte geschützt gegen Wind und Wetter, und bietet dem müden Reisenden einen dürftigen Schutz gegen die Kälte der Nacht. Wir finden da einen Raum, der gleich sehr an einen Stall, eine Küche, einen Keller und einen Boden erinnert, denn alle diese Theile eines Gebäudes sind hier vereinigt, während die behaglicheren Räume fehlen. Nichtsdestoweniger herrscht eine große Reinlichkeit und Ordnung in dieser Miniaturwohnung, welche uns bald mit dem Gedanken vertraut macht, auf dieser Stelle die Nacht zubringen zu müssen. Nachdem wir unser geringes Gepäck abgelegt und uns durch ein Glas Milch gestärkt haben, verlassen wir wieder die Hütte, um uns bis zum Einbruch der Nacht im Freien aufzuhalten.

Auf dem Hange eines senkrechten Felsens, von welchem sich eine freie Aussicht über ein weites Thal öffnet, wo nur ein einsames Jagdschloß an lebendige Wesen erinnert, schlagen wir unser Lager auf, geschützt gegen die kalte Abendluft durch einige einzelstehende Fichten und einen mächtigen Scheiterhaufen, welchen unser Führer auf dem äußersten Punkt des Hanges angezündet hat. Die Luft ist rein und leicht, ja leicht im eigentlichen Sinne des Wortes; denn sie trägt nicht mehr den Druck der ganzen Atmosphäre. Wir sind zu einer beträchtlichen Höhe hinaufgestiegen, und ein Theil der Luft liegt jetzt unter uns. Die Dichtigkeit der Luft ist abhängig von dem Druck, welchem sie ausgesetzt ist; im Thal ist sie zusammengedrückt durch das Gewicht der ganzen Atmosphäre, aber hier auf dem Berge drückt nur der Theil derselben, welcher noch über uns ist, nicht der, welcher unter uns im Thale liegt. Da sich nun die Luft in demselben Verhältniß ausdehnt, in welchem der Druck auf dieselbe abnimmt, so wird sie auch dünner, je mehr wir den Berg hinaufsteigen. Wenn wir bis zu einer Höhe gelangen könn-

ten, in welcher das Gewicht der oberen Luft nur halb so groß wäre wie im Thale, so würde die Luft an dieser Stelle nur die halbe Dichtigkeit haben, sie würde doppelt so leicht sein wie im Thale. Ein solches Verhältniß würden wir in einer Höhe von 17,600 Fuß über dem Meere antreffen können. Steigen wir in einem Luftballon bis zu den Gipfeln der Berge empor, so zeigt sich diese Veränderung im Druck und in der Dichtigkeit der Luft auf eine sehr merkliche Weise, denn die Luft, welche der Ballon einschließt, dehnt sich aus je mehr der Ballon steigt und mithin der Druck sich vermindert, dem er bei seinem Aufsteigen von der Erde ausgesetzt war. Der Ballon bläht sich auf durch die Ausdehnung der eingeschlossenen Luft, und ist man nicht so vorsichtig gewesen, ihn nur zum Theil zu füllen, so reißt seine leichte Hülle durch den Druck der eingeschlossenen Luft. Der Druck der Luft beträgt an der Oberfläche des Meeres etwa 2156 Pfund auf jeden Quadratfuß, oder mit anderen Worten, die Luftmasse, welche über jedem Quadratfuß der Erdoberfläche ruht, hat das genannte Gewicht. Es ist so groß wie das Gewicht einer Wassermasse von 32 Fuß Höhe oder einer Quecksilbersäule von 28 Zoll bei einer Grundfläche von 1 Quadratfuß. Jeder Körper auf der Oberfläche der Erde ist dem Druck der Luft ausgesetzt, und auf jeden Quadratfuß Oberfläche unseres eignen Körpers drückt die Luft mit einem Gewicht von etwa 2156 Pfund, was für den ganzen Körper einen Druck von 275 Centner ausmacht, und doch empfinden wir diesen Druck nicht, denn er ist gleichmäßig über den ganzen Körper vertheilt und wirkt in entgegengesetzten, einander aufhebenden Richtungen.

Wir kennen ein Geräth, welches den Druck der Luft angiebt, nämlich das Barometer oder den Luftdruckmesser; es zeigt uns, wie hoch die Quecksilbersäule sein müßte, welche einen Druck so groß wie den der Luft sollte ausüben können. So einfach dies Instrument auch in seinen Grundgedanken ist, so schwierig ist doch seine Anfertigung, wenn es die strengen Forderungen der Wissenschaft befriedigen soll; aber wir wollen auf diese nicht Rücksicht nehmen, wir wollen uns nur mit jenem vertraut machen. Was ist denn das Barometer anderes, als eine an dem einen Ende zugeschmolzene Glasröhre, die, nachdem sie bis zum Rande mit Quecksilber angefüllt worden, mit dem offenen Ende in ein Gefäß mit Quecksilber gestellt wird. Hat die Röhre eine Länge von dreißig und einigen Zollen, so bleibt das Quecksilber nicht in der Röhre stehen, sondern sinkt einige Zoll von dem geschlossenen Ende herab, wodurch ein luftleerer Raum entsteht. Wir haben jetzt zwei entgegengesetzt wirkende Kräfte; in der Röhre strebt das Quecksilber darnach, zu sinken und dadurch die Oberfläche des Quecksilbers in dem offenen Gefäß zu heben, während die Luft mit ihrem ganzen Gewicht auf dieser ruht und dadurch das Steigen des Quecksilbers verhindert. Nimmt nun der Druck der Luft ab, so sinkt das Quecksilber in der Röhre, während es durch eine Vermehrung des Luftdruckes zu einer größeren Höhe emporgetrieben wird. Je höher das Quecksilber in der Röhre steht, desto größer ist der Druck der Luft, desto größer ist das Gewicht der Luftmasse, welche auf jedem Theil der Erdoberfläche ruht; denn dieses ist eben gleich dem Gewicht einer Quecksilbermasse, deren Höhe gleich ist der Quecksilbersäule des Barometers.

Nehmen wir ein Barometer mit uns auf den Berg, so werden wir das Quecksilber in der Röhre beständig sinken sehen, je höher wir steigen, je kleiner mithin der Druck der über uns ruhenden Luftmasse wird. Da nun der Druck der Luft regelmäßig mit der zunehmenden Höhe abnimmt, so können wir das Barometer dazu benutzen, um zu bestimmen, wie hoch wir über dem Thale gestiegen sind. Wenn das Barometer, als wir das Thal verließen, einen Luftdruck gleich 28 Zoll, aber hier auf dem Berge nur 23 Zoll Quecksilber zeigte, so wird die Berechnung ergeben, daß wir uns in einer Höhe von 4995 Fuß über dem Thale befinden. An der Oberfläche des Meeres ist der Luftdruck im Durchschnitt gleich 28 Zoll Quecksilberdruck; wo wir uns in diesem Augenblicke befinden, zeigt das Barometer nur 23 Zoll. Da nun das Gewicht der Luft, welche über einer Stelle ruht, sich wie die Quecksilbersäule im Barometer verhält, so ist also die über uns schwebende Luftmasse ungefähr vier Fünftel der ganzen Atmosphäre, und etwa ein Fünftel unter unseren Füßen.

Wollte man Höhen und Entfernungen durch bloße Schätzung selbst nur sehr annäherungsweise bestimmen, so ist es doch fast unmöglich, denn die kolossalen Massen wirken sehr täuschend. Ist die Luft klar und fällt das Licht der Sonne auf die Bergspitzen, sodaß sie bestimmt und deutlich gesehen werden, so treten sie hervor und scheinen uns ganz nahe zu liegen; wird dagegen die Luft nebelig und trübe, so ziehen sich die Berge scheinbar zurück, bis sie endlich ganz vor unseren Blicken verborgen sind. Es ist hier die nämliche Erscheinung wie auf dem Meere, dessen einförmige Fläche uns keinen Maßstab für die Entfernungen giebt; bei klarem Wetter beurtheilt man immer die Entfernungen zu gering, bei trübem Wetter zu groß. Und sehen wir hinaus über die uns umgebenden Berge, deren Gipfel noch im Glanze der Abendsonne strahlen, während die Finsterniß über das Thal sich lagert, so kommt es uns vor, als ob jene leuchtenden Punkte in unserer unmittelbaren Nähe lägen, und doch sind sie mehrere Meilen entfernt; ihr Licht täuscht unser Auge, das gewöhnlich die Entfernung nach der Helligkeit beurtheilt. Wenn der Maler, welcher die Natur nachbildet, seinem Gemälde eine größere Tiefe geben will, so dämpft er meistentheils das Licht des Hintergrundes oder erhöht den Glanz des Vordergrundes, denn vornämlich tritt die Tiefe des Bildes durch die verschiedene Beleuchtung hervor.

Es liegt ein Felsen uns gerade gegenüber auf der andern Seite des Thales; wie weit mag es bis hinüber sein? Sechs, sieben bis achthundert Fuß werden wir gewiß annehmen, aber laßt uns ihn fragen, laßt uns ihm zurufen, damit er uns antworten kann! Zwei Secunden vergehen, ehe das Echo eintrifft; aber damit ist die Stille des Thales nicht wieder hergestellt, denn jede Felswand, welche unsere Frage gehört hat, sendet uns ihre Antwort. Vier Secunden sind verflossen, seit wir sie ausgesprochen haben; Alles ist still, und wir fangen an, uns die verschiedenen Antworten zu deuten; da ertönt wieder eine Stimme, nicht laut und kräftig wie die früheren, sondern wie ein gedämpfter Laut, der aus der Ferne kommt. Wir haben vor

uns ein großartiges Echo, das wohl verdient öfter vernommen zu werden. Nach zwei Secunden trifft das erste Echo ein, in den zwei nächsten Secunden scheint das ganze Thal von unseren Rufen wiederzutönen und dann wird es wieder still; vier Secunden verlaufen in tiefster Ruh', bis das letzte Echo mit leiser, aber sicherer Stimme die Stille wieder unterbricht. In jugendlichem Uebermuth versucht einer unserer Freunde das Echo durch ein durchdringendes Gelächter; in vier Secunden erhebt sich ein allgemeines Gelächter im ganzen Thal, ein seltsamer Gegensatz zu dem tiefen Ernst der Berge und der darauf folgenden Stille, welche nur durch das höhnische Lachen unterbrochen wird, das nach vier Secunden Stille zu unseren Ohren dringt und uns ziemlich unangenehm berührt.

Auf die Frage nach der Entfernung bis zu der gegenüberliegenden Felswand gab uns die Natur die Antwort, daß der Schall zwei Secunden braucht, um zwischen uns und dem Felsen hin- und zurückzueilen, und wir können mithin die Entfernung berechnen, wenn wir die Geschwindigkeit des Schalles in der Luft kennen. Durch Versuche hat man sich davon überzeugt, daß der Schall in jeder Secunde eine gleichgroße Strecke durchläuft; er ist um so langsamer, je kälter die Luft ist, sodaß er nur 1027 Fuß in der Secunde zurücklegt, wenn die Wärme der Luft 0 Grad ist, dagegen fast 1100 Fuß, wenn sie 21 Grad ist, denn die Geschwindigkeit der Luft nimmt etwa 2 Fuß für jeden Grad zu, um welchen die Wärme der Luft steigt. Nehmen wir die Wärme der Luft zu 9 Grad an, so wird die Geschwindigkeit des Schalles fast 1050 Fuß in der Secunde betragen, und die Entfernung der gegenüberliegenden Felswand ebenso groß sein, denn eine Secunde hat der Schall gebraucht um den Fels zu erreichen, von welchem er zurückgeworfen wurde, um in der nächsten Secunde wieder über das Thal zu unseren Ohren zurückzueilen. Ein Theil des Schalles wird indessen nach anderen Richtungen umhergeworfen, er stößt an andere Felsen und wird von diesen wieder zu unseren Ohren zurückgeworfen; aber ein anderer Theil des Schalles ist durch das Thal gelaufen, vielleicht unmittelbar durch dessen ganze Länge, vielleicht längs der begrenzenden Bergesseiten, und wird endlich aus der Tiefe des Thales zu unseren Ohren zurückgeworfen. Acht Secunden ist dieser Theil des Schalles unterwegs gewesen, ehe er wieder zurückgelangte, er ist also in dieser Zeit über eine Drittelmeile durchlaufen. Im Freien, auf der Ebene oder dem Meere, würde es unmöglich sein ein Wort zu hören, acht Secunden nachdem es ausgesprochen worden ist, denn der Schall verbreitet sich über einen zu großen Raum. Zwischen den Bergen dagegen kann der Schall nicht so leicht entschlüpfen, er wird von Fels zu Fels zurückgeworfen, bis er sich endlich zu sehr verbreitet hat, um gehört werden zu können. Auf dem Meere wendet man das Sprachrohr an, wenn man so rufen will, daß es in großer Entfernung gehört werden soll, denn durch die kegelförmige Röhre desselben wird der Schall in einer bestimmten Richtung ausgesandt, ohne sich sogleich, wie beim Rufen aus freiem Munde, zu zerstreuen. Das Communicationsrohr giebt gleichfalls ein sehr schlagendes Beispiel davon, wie leicht sich der Schall fortpflanzt, wenn er sich nicht nach den Seiten hin verbreiten kann, denn durch dasselbe kann man selbst auf mehrere tausend Fuß Entfernung ein an dem entgegengesetzten Ende der Röhre leise gesprochenes Wort hören, sobald man das Ohr an die Mündung der Röhre legt.

Eine andere Erscheinung hat unterdeß unsere Aufmerksamkeit vom Echo abgelenkt. Die Flammen des Scheiterhaufens, welche bisher in ihren beständig wechselnden Gestalten hoch in der Luft gespielt und zuweilen die Nadeln der überhängenden Fichte berührt haben, scheinen nun nicht mehr den allgemeinen Naturgesetzen zu folgen, sondern wollen eher die Sonne zum Muster nehmen, welche sich schon längere Zeit hinter den Rücken der Berge gesenkt und dem Monde den Platz geräumt hat, denn die Flammen gleiten an der Erde hin und wälzen sich über den Abhang, von welchem sie, die rollenden Rauchwolken voran, in das Thal hinabstürzen. Sie können nämlich dem Luftstrom nicht länger widerstehen, welcher an den Seiten des Berges hinabeilt und die Flammen zwingt, mit hinab in die Tiefe zu folgen. Die Erscheinung ist in der Hauptsache nichts anderes als die, welche man, freilich in viel kleinerem Maßstabe, bei jedem Grashalm auf unseren Ebenen beobachten kann, denn die Berge bilden auf der Erde die hervorragenden Theile, wie die Blätter bei der Pflanze. In der klaren Nacht werden diese, ebenso wie jene, durch Ausstrahlung ihrer Wärme in den Weltenraum abgekühlt, und die Luft kühlt sich durch die Berührung mit den kalten Körpern ab. Da nun die Luft durch die Abkühlung schwerer wird, so sinkt sie von der Seite der kalten Körper herab, eine Bewegung, die man zwar nicht im Umkreise jedes einzelnen Blattes beobachtet, die aber nichtsdestoweniger vorhanden ist und nur durch ihre Geringfügigkeit verborgen bleibt. Anders ist es auf dem Berge. Seine große Masse macht diese Bewegung leicht merklich, und jemehr die Oberfläche des Berges durch die Wärmeausstrahlung abgekühlt wird, um so stärker wirkt sie auf die umgebende Luft, welche dann kalt und schwer ins Thal hinabstürzt, um die wärmere und leichtere Luft, welche von demselben eingeschlossen wird, zu vertreiben. Wird die Abkühlung hinreichend stark, so fällt der Thau auf den Berg wie auf die Pflanzen, und die Luft muß an die nackten Seiten des Berges einen Theil Feuchtigkeit abgeben, den sie mit Hülfe der Wärme aufgelöst enthielt, und in den Morgenstunden ist der Berg wie die Pflanze mit Thautropfen oder Reif bedeckt. Nach Sonnenuntergang stürzt also die Luft vom Berge ins Thal hinab, wie an unseren Seeküsten die Luft von Feldern und Wäldern über das Meer hinausströmt; denn jene kühlen sich dann schneller ab als dieses, und ihre abgekühlte Luft strömt dann vom Lande über das Meer hinaus. In der Morgenstunde ist dagegen das Verhältniß ein anderes. Die Sonne trifft zuerst die Spitze des Berges, erwärmt seine Seiten und die Luft, welche dieselben umgiebt, lange bevor ihre Strahlen ins Thal hinabgelangen können. Von den Seiten des Berges steigt dann die wärmere und leichtere Luft in die Höhe, die schwerere neblige Luft aus dem Thale steigt an den Seiten des Berges hinauf, erwärmt sich und löst den Nebel auf. An unseren Küsten beobachten wir in den Morgenstunden ein ähnliches Verhältniß. Das Land wird durch die Sonnenstrahlen schneller erwärmt als das

Meer, seine wärmere und leichtere Luft steigt in die Höhe, und kalte Luft strömt uns vom Meere entgegen. An unseren Küsten haben wir also, bei übrigens stillem Wetter, am Abend einen leichten Seewind und in den Morgenstunden einen Landwind, während in den Bergen am Abend die Luft vom Berge ins Thal hinabströmt, und am Morgen in umgekehrter Richtung.

Die kalte, feuchte Luft, welche beständig vom Berge herabströmt und uns der Wärme des Flammenmeeres beraubt, die eintretende Nacht und die tiefe Stille, welche in diesen unbewohnten Gegenden herrscht und nur durch das Knattern und Prasseln des Scheiterhaufens unterbrochen wird, macht uns den Aufenthalt im Freien allmählich minder angenehm. Nachdem wir noch ein Lebewohl mit dem Echo gewechselt, brechen wir deshalb von unserm Lager auf, um bei dem schwachen Licht, womit uns der eben hervortretende Mond begünstigt, die kurze Wanderung nach unserm Nachtquartier anzutreten. Bisweilen stehen wir still, um den Sternenhimmel zu betrachten, der sich in einer seltenen Tiefe zeigt und vollkommen zu der Ruhe stimmt, welche uns überall entgegentritt. Selbst die Sterne blinken nicht unruhig wie auf der Ebene, ihr Licht hat nicht zu kämpfen mit einer schweren und nebligen Luft; es scheint ruhig und klar aus der unendlichen Tiefe des Himmels auf uns herab.

(Schluß in nächster Nummer.)

Religionsverhältnisse in Indien.

Missionäre. — Kastenwesen. — Braminen und Mohamedaner. — Fakirs. — Sattis. — Phansigars.

Es wird jetzt allgemein zugestanden, daß der Bekehrungseifer christlicher Missionäre in Indien viel dazu beigetragen habe, die Stimmung der Eingebornen gegen die Engländer zu reizen. Früher ging die Regierung sehr vorsichtig zu Werke und ermuthigte diese Glaubensboten nicht, weil sie wohl sah wie viele Verlegenheiten dadurch hervorgerufen werden könnten. Seit einer Reihe von Jahren scheinen ihr aber die Bibelgesellschaften und deren Sendlinge etwas über den Kopf gewachsen zu sein; der Aufstand zeigt, was davon die Folge gewesen ist.

Aller Eifer der Missionäre hat indessen so wenig Früchte getragen, daß diese kaum der Rede werth sind, und in gar keinem Verhältnisse zu den Kosten stehen welche man auf das Bekehrungswerk verwendet. Der im Uebrigen ganz verweichlichte und apathische Hindu, welcher im gewöhnlichen Leben so habsüchtig sich benimmt und von dem man für Geld eigentlich Alles haben kann, ist unbestechlich und zeigt eine große Energie sobald es sich bei ihm um seine Religion und seine Kaste handelt. Er schickt seine Kinder nicht gern in die von Europäern gehaltenen Schulen, weil er besorgt daß sie dort christliche Ideen empfangen könnten, denn in manchen Dorfschulen ist der englische Geistliche zugleich Lehrer. In die höheren Unterrichtsanstalten läßt er die Jünglinge eher gehen, weil er weiß, daß in denselben die Proselytenmacherei grundsätzlich ausgeschlossen wird. Leute von Kaste treten in unglaublich geringer Zahl zum Christenthum über, und man kann vielleicht im Laufe dieses Jahrhunderts kaum ein Paar Dutzend Fälle anführen. Die Vorstellung des Kastenunterschiedes ist mit dem Hindu so durchaus verwachsen, daß er sich mit dem Begriff einer Gleichheit aller Menschen vor dem höchsten Wesen nicht befreunden kann. Ein Mann in Benares sagte zu einem Pastor der ihn bekehren wollte: „Wenn Dein Gott keinen Unterschied macht zwischen einem Braminen und einem unreinen Paria, dann mag ich von Deiner Religion nichts wissen." Hin und wieder lassen sich Parias bekehren, das aber ist gerade ein Grund mehr die Anderen abzuschrecken, denn ein Mann von Kaste kann und will nun einmal keinerlei Art von Gemeinschaft mit Leuten haben, die außerhalb der Kaste stehen; er mag ihr „Bruder" nicht sein.

Der durchaus orientalische, träumerische Geist der Hindu kann ohnehin dem einfachen und nüchternen Cultus der Protestanten keinen Geschmack abgewinnen; dieser ist ihm viel zu kalt und streng, das pomphafte Rituale der römischen Kirche würde ihm schon besser zusagen, und bei den vielen Hunderten von Heiligen aller Art könnte er sich leicht seine Unzahl von Göttern denken. Aber die Lehre von der unbefleckten Empfängniß einer Jüdin liegt ihm fern und er ist nicht sublim oder abstract genug, sich dabei etwas denken oder träumen zu können. Ohnehin wurde jenes Empfängnißwunder nicht an einer Person von Kaste bewirkt, und wenn ein Pater dem Hindu von der christlichen Dreieinigkeit redet, so erklärt er, daß er davon keinen Gebrauch machen könne, weil er seine Dreieinigkeit bereits von Anbeginn der Welt habe, nämlich die aus Brahma, Wischnu und Schiwa bestehende Trimurti. Auch wirft er wohl die naseweise Frage auf, weshalb die Trinität des Paters erst vor achtzehnhundert Jahren offenbar geworden sei? So kommt es daß die katholischen Missionäre ebenso wenig Erfolg haben als die protestantischen.

Auch unter den Mohamedanern, die nur von Allah und nichts von einer Dreieinigkeit wissen wollen, machen die Missionäre soviel wie gar keine Proselyten. Der Islam hat in Indien seit Anbeginn unseres Jahrtausends, seit Mahmud dem Gasneviden, festen Fuß gewonnen. Sein Auftreten wird durch Blut und Gewaltthätigkeiten aller Art bezeichnet; die Bekenner des Koran suchten vor Allem durch das Schwert ihrem Propheten Anhänger zu gewinnen. Hunderte von Städten sind durch sie eingeäschert, Millionen Menschen hingewürgt worden. Der Thron des großen Moguls zu Delhi wurde auf Trümmern errichtet, aber die Hindu leisteten in Bezug auf Religion passiven Widerstand, an welchem die Bekehrungsversuche der Mohamedaner abprallten. Die Eroberer aus dem Norden empfingen dagegen ihrerseits allmählich Einflüsse von den Besiegten, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Man findet in der Brahmareligion keine Spuren von mohamedanischen Lehren und Gebräuchen, während die Bekenner des Islam in Bengalen eine Menge von indischen Superstitionen angenommen ha-

ben. Der Islam hat in Hindustan derart von seiner Strenge verloren, daß dort drei Viertheile seiner Bekenner nicht genau wissen, ob sie zu der Secte Omars oder zu jener Ali's gehören, ob sie also Sunniten oder Schiiten sind.

Ein Europäer der nach Indien kommt, hält die Mohamedaner für viel zahlreicher als sie wirklich sind, weil er so viele Diener sieht, welche sich zur Lehre des Propheten von Mekka bekennen. Indessen sind im ganzen Lande schwerlich mehr als zwanzig Millionen vorhanden, von denen die meisten in den nordwestlichen Provinzen wohnen; doch leben auch viele in Bengalen. Die Muselmänner zerfallen in zwei große Abtheilungen, die man leicht von einander unterscheidet. Die eine besitzt vorwaltend den persischen, die andere den mongolischen Typus; beide haben sich indessen vielfach gekreuzt.

Wir gehen hier auf das Kastenwesen unter den Hindu nicht näher ein, und wollen nur bemerken daß jene Menschen, welche keiner Kaste angehören, die Parias, in Bengalen etwas besser daran sind als an der Malabarküste, wo man sie Paulias nennt. Bevor hier die Herrschaft der Europäer fest begründet war, hatte jeder Angehörige der höchsten Kaste das Recht den Paulia zu tödten, wenn derselbe, gleichviel ob mit Absicht oder von ungefähr und ohne seine Schuld, jenem begegnete, denn schon der Hauch galt für unrein. Man muß, um die Stellung der Engländer in Indien richtig würdigen zu können, nicht vergessen daß der Hindu den Muselmann und noch weit mehr den Christen als einen Paria betrachtet, denn beide gehören ja keiner Kaste an. Nur aus Furcht vor den Herrschern muß er mit seiner Abneigung zurückhaltend sein. Wenn ein Engländer von einem Bengalen ein Geschirr oder sonst ein Stück Hausrath borgt und dasselbe benützt, so wird der Eigenthümer es nachher sicherlich zerschlagen oder verbrennen, denn es ist nun für alle Zeiten unrein und folglich unbrauchbar.

Die vier großen Kasten zerfallen übrigens in mehr als hundert Unterabtheilungen, und unter diesen fehlt es nicht an Streitpunkten, die uns Europäern durchaus gleichgültig erscheinen. Zwei Secten, jene der rechten und die der linken Hand, haben lange Jahre in Bengalen blutige Fehden geführt: die eine behauptete daß man sich zu unreinen Dingen nur der linken Hand bedienen dürfe, die andere, daß man dazu die rechte Hand nehmen müsse.

Eine eigenthümliche aber sehr widerwärtige Erscheinung im Leben Indiens bilden die Fakirs. Das Wort ist arabisch und bedeutet: die Armen, es wird namentlich von Europäern und Mohamedanern viel gebraucht; wenn man aber damit solche Büßer bezeichnen will, welche dem Brahmanismus angehören, sind die Ausdrücke Saniassis und Dschoghis genauer. Ursprünglich waren die Fakirs fromme Leute, die ihr Leben mit Fasten, Beten und Ausübung allerlei religiöser Gebräuche hinschleppten, gerade wie viele wunderliche Heilige im Abendlande, die auch nicht arbeiteten. Bekanntlich hat es im Volk überall und in jeder Zeit Personen gegeben, welche den Müssiggang solcher Schwärmer dadurch unterstützten, daß sie denselben die Mühe ersparten, das Brot durch Fleiß und Thätigkeit zu erwerben, und so lassen sich auch die Fakirs in Indien von Anderen füttern; man wirft ihnen allerlei in ihren Quersack, wie in Europa den Bettelmönchen. Diese letzteren sind gewiß höchst unproductive und überaus entbehrliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, allein sie stehen doch unter einer gewissen Oberaufsicht und sollen sich nach ihrer Ordensregel richten. Aber die Saniassis und Dschoghis in Indien sind durch keine Schranken eingeengt, und zum größten Theil ganz nichtswürdige Subjecte, verbohrte Fanatiker und dabei im höchsten Grad ausschweifend und liederlich. Ihre Nichtswürdigkeit decken sie mit dem Mantel der Frömmelei zu. Für den Reisenden, der aus Europa nach Indien kommt, mag es wohl interessant sein so widerwärtige Menschen näher zu beobachten. Der eine Fakir ißt und trinkt am Tage nichts, damit er ja seine Gebete oder Ceremonien nicht zu unterbrechen habe; der andere kitzelt seine Eitelkeit durch allerlei Martern, denn im Schmerze liegt Wollust. Diese Büßer legen sich ähnliche Körperqualen auf wie im Abendlande die, welche sich geißelten. Manche haben ihr Nachtlager auf scharfen Ecken oder auf Brettern die mit Nägeln gleichsam gespickt sind; wer darauf schläft, erleidet großen Schmerz, aber die Wunden sind nicht tödtlich. Allerdings unterliegen manche dieser elenden Büßer den Martern und Qualen welche sie sich auferlegen, nachdem ihr Menschenverstand ihnen zum großen Theil abhanden gekommen ist, und das sind die ehrlichen Fakirs, deren Zahl indessen sehr gering sein soll. Diese blödsinnigen Büßer und Märtyrer verschwinden neben den übrigen Fakirs, und alle Reisenden sind darüber einig, diese als „nichtswürdige Schurken, liederliche Gesellen, und Diebe welcher aller Schandthaten fähig sind" zu bezeichnen. Die gräßliche religiöse Vereinigung der Thags oder Phansigars, der „Erdrosseler," hatte zu Spionen und Gehülfen eine große Anzahl von Fakirs; die ihnen sehr nützlich waren, weil sie in den Augen der blödsinnigen Menge für heilig gelten. Viele wohnen einsam in Wäldern oder Büschen, und sind Hehler für allerlei Verbrechen. Die frommen Fakirs zeigen sich im höchsten Grad erbittert gegen die Engländer welche ihnen wenigstens theilweise das schnöde Handwerk gelegt haben. In jener guten alten Zeit vereinigten sich die Dschoghis zu Banden von etlichen tausend Köpfen und durchzogen weit und breit das Land, für welches sie zu einer wahren Plage wurden. Wenn die frommen Horden betend im Namen der Gottheit einem Dorfe nahe kamen, entflohen die Bewohner und konnten noch von Glück sagen, wenn die heiligen Männer sich damit begnügten Alles auszuplündern und nicht noch obendrein die Auslieferung der Frauen und Mädchen verlangten. Diesem Treiben haben die Engländer gesteuert, aber die Fakirs sind und bleiben ein bemerkenswerthes Element im indischen Leben.

Die meisten tragen einen langen, mit Eisen beschlagenen Stock, fast alle sind mit Schmutz und Unreinigkeiten bedeckt und sehen eher wilden Thieren als menschlichen Geschöpfen ähnlich. Je wahnwitziger sie sind oder sich gebehrden, um so mehr werden sie verehrt; das wissen sie und lassen deshalb die Augen gräßlich rollen oder schreien ganz fürchterlich. Manche, die Anfangs sich toll stellen, werden zuletzt in der That verrückt, aber die meisten sind, wie gesagt, schlaue Gesellen und beuten

die wahngläubigen Hindu zu ihrem Vortheil aus. In manchen Theilen Indiens wo nur erst wenig oder gar keine Europäer ansässig sind, benehmen sie sich im höchsten Grad ungezwungen; sie gehen zum Beispiel in die Buden und Waarenläden und nehmen was ihnen gefällt, natürlich ohne dafür zu zahlen, lassen sich in Palankinen tragen oder auf den Flüssen rudern, geben als Entgelt einen Segenspruch und zuweilen ein Amulet. Wo Engländer wohnen, ist ihnen in dieser Hinsicht längst das Spiel verdorben.*)

Ein Reisender hatte einst ein ergötzliches Zusammentreffen mit solch einem frommen Manne. Ich ging, sagt er, in der Umgegend von Calcutta auf die Jagd, nahm ein Paar Hunde mit und war von zwei Dienern begleitet, einem Europäer und einem Hindu. Als ich nach beendigter Jagd nach meinem Tragsessel zurückgehen wollte, mußte ich über einen engen Pfad welcher durch sumpfige Reisfelder führte. Während ich mit dem Blick ein Rudel Schweine verfolgte die vor mir hergingen, drehte sich Nilu, mein indischer Diener, plötzlich um; er war erschrocken. Ich meinerseits gewahrte eine abscheuliche Gestalt mit wirrem verfilztem Haar. Ein mit Lumpen bedeckter Fakir hatte sich quer über den Weg gelegt; stand nun auf, rollte seine Augen im Kopf herum, schalt mich aus und schwang seinen eisenbeschlagenen Knüttel. Ich schlug unwillkürlich mein Gewehr an, besann mich aber im Augenblicke, und betrachtete mit aller Muße den Sanlassi, etwa so wie man sich ein wildes Thier ansieht. Der fromme Mann verlangte von mir ein Trinkgeld, er rief: „Backschisch, Sahib, Backschisch!" drehte und krümmte sich und streckte mir eine schmutzige Hand entgegen. Da ich nicht gleich gab was er wünschte, so fing er wieder an zu schimpfen und wollte mir den Weg vertreten. Dieser Fakir schien mir wirklich verrückt zu sein. Was sollte ich machen? Zur Rechten und Linken waren bewässerte Reisfelder, umkehren war nicht möglich, denn ich wollte nach Calcutta zurück, und schon der bloße Gedanke einen solchen abscheulich widerwärtigen und schmutzigen Menschen auch nur mit dem Finger zu berühren, machte mich schaudern. Ich konnte ihn mit meinem Gewehr zur Seite drängen oder die Hunde auf ihn hetzen, die schon längst knurrten und ihm die Zähne wiesen, aber das mochte ich doch auch nicht, weil ich einen Wahnsinnigen vor mir zu haben glaubte. So stand ich dem Fakir eine Weile gegenüber; er schimpfte in Einem fort und ich mußte am Ende hell auflachen. Meinem europäischen Diener wurde das Ding endlich zu lang. Er packte ein junges Schwein bei den Hinterbeinen und ging mit dieser lebendigen Keule stracks auf den Fakir los. Der heilige Mann erhielt einen Schlag gegen die Brust, während das Ferkel entsetzlich schrie und dabei von seinen Brüdern und Schwestern weidlich unterstützt wurde. Der Fakir wollte dem Diener einen Hieb über den Kopf geben, ich parirte jedoch denselben mit meiner Flinte und schlug dann an. Als er sah daß wir so gar wenig Respect vor ihm hatten, nahm er Reißaus, dabei verfolgte ihn der Diener mit dem Schweine, ein Hund riß sich los und schnappte nach den knochendürren Beinen des Sanlassi, der nun ein bewundernswürdiges Talent im Laufen entwickelte. —

*) In alle dem und den nachfolgenden Schilderungen liegt Grund genug, daß England mit der Gesittung des Christenthums und mit der Macht des Militärgesetzes in Indien vorschreite. Die Fehler Englands, namentlich der Ostindischen Compagnie werden wir nächstens beleuchten. D. Red.

Es ist bekanntlich den Engländern nur mit großer Mühe gelungen die Sattis oder Wittwenverbrennungen abzuschaffen. Diese Maßregel wird natürlich jeder Europäer billigen, aber die Brahminen fühlten sich dadurch tief verletzt; obwohl jener Flammentod in den heiligen Büchern nicht geboten wird. Auch hat es viel böses Blut erregt, daß sich Niemand mehr bei den Dschaggernath-Festen von den Rädern des großen Karrens, auf welchem ein Götzenbild umhergefahren wird, zu Tode quetschen lassen darf. Die Brahminen sehen in solcher Einmischung eine Art von Gotteslästerung, eine verruchte Anmaßung, und wir haben sogar gelesen daß ein Franzose schreibt: „Die Engländer verfahren äußerst hartherzig gegen die armen Hindu; sie nehmen ihnen das herkömmliche Recht sich zu verbrennen oder sich rädern zu lassen!" Die Selbstpeinigungen haben sie indessen immer noch nicht abschaffen können, und so kann man in Indien täglich sehen, daß Leute an eisernen spitzen Haken, die sie ins Fleisch rennen, sich in die Höhe wippen lassen und dann längere Zeit in der Luft hangen bleiben. Das gilt für fromm und der Gottheit wohlgefällig.

Der gemeine Hindu macht sich wenig aus dem Leben; der Tod ist für ihn ein Schlaf aus welchem er nicht wieder erwacht. Er ist arm und elend; was hat er also zu verlieren? Wenn der Europäer droht, er wolle einen Diener fortjagen, so fällt dieser zu Boden und ruft: „Strafe meinen Rücken, Sahib, aber verschone meinen Magen!"

Das Vorurtheil hat sich daran gewöhnt, den Hindu für einen sanften harmlosen Menschen zu halten, aber die Geschichte unserer Tage zeigt wieder einmal wie wenig eine solche Annahme sich rechtfertigt. Kein anderes Land wird so arg von Mördern und Räubern heimgesucht als gerade Indien. Noch vor wenigen Jahrzehnten lebten ganze Stämme nur von Raub. Sie hatten weit und breit Verzweigungen; viele Fakirs waren ihre Bundesgenossen, und Banden von mehr als tausend Mann zogen umher, ohne Widerstand zu finden. In den Jahren 1804 und 1806 wurden sie so keck, daß sie mit Silber beladene Boote, welche der Ostindischen Compagnie gehörten, auf dem Ganges wegnahmen und den Soldaten, welche die Bedeckung bildeten, ein Gefecht lieferten. Die Frechheit dieser Bhils und Dekoïts übersteigt allen Glauben. Nicht selten haben sie den Reisenden Nachts die Decke unter dem Leibe hinweggestohlen. Nur mit großer Anstrengung wurde die Regierung Meister dieser Banden, und erst nachdem sie tausende von Missethätern hatten hinrichten lassen.

Als aber das eine Uebel beseitigt war, ergab sich bald daß ein weit ärgeres emporwucherte. Von einem Ende Hindustans bis zum andern hörte man von Mordthaten. Die Schlachtopfer wurden erwürgt oder in der Weise erstochen, daß der geschleuderte Dolch den Kopf traf. Aber die Leichen welche man fand, standen in gar keinem Verhältnisse mit der Zahl von Menschen welche verschwunden waren, ohne daß Jemand auch nur

ahnte, wo sie geblieben seien. Hier war ein fürchterliches Geheimniß zu ergründen, aber ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen blieb lange Zeit Alles im Dunkel. Man richtete Mörder in Masse hin, aber sie hatten nichts gestanden; im Jahre 1830 wurden nicht weniger als fünfzig auf einmal gehenkt; alle waren stumm geblieben wie das Grab. Endlich gelang es, einen Mörder, Namens Feringhi, dahin zu bringen, daß er Enthüllungen machte. Sie waren fürchterlich.

Als die Dekoïts verschwanden, bildete sich eine religiöse Secte, jene der Thags (die Listigen) oder Phansigars (d. h. welche erdrosseln). Sie waren eifrige Anbeter und Verehrer der Göttin Bharawani, die eine Gemahlin ist Siwa's, des zerstörenden Gottes. Jedes Mitglied der Secte war religiös verpflichtet, zu zerstören, zu vernichten, und zwar nach Vorschrift ihrer heiligen Bräuche. Der Raub oder Diebstahl, welcher allemal mit einem Morde verbunden war, galt ihnen nur für Nebensache. Kein Phansigar fürchtete den Tod, denn er war überzeugt, daß er im Himmel der Göttin Bharawani ewig junge männliche Kraft und die schönsten Weiber finden werde. Der Thag lebte oft Monate lang in engem Verkehr mit dem Opfer welches er sich ausersehen hatte; lief dann ein Hase in einer gewissen Richtung über den Weg oder war der Flug eines Vogels günstig, dann hatte die Göttin das rechte Zeichen gegeben, und die Zeit des Opfers war gekommen. Der Phansigar trat einige Schritte zurück, warf ihm die Schlinge um den Hals und zog sie an.

Auf solche Weise wurden in wenigen Jahren viele tausend Menschen ums Leben gebracht. Oberst Sleeman, welchem Feringhi Eröffnungen machte, vernahm von diesem so entsetzliche Dinge, daß er das Meiste für Uebertreibung hielt. Aber der Gefangene sagte ihm: „Kaum eine halbe Stunde von Deinem Haus entfernt in dem Dorfe Kendaly wohnen mehr als fünfzig Phansigars. Ihre Versammlungen finden bei einem Fakir im Walde beim Dorfe Mandisur, zwischen Bopal und Sagor statt; dort kommen an einem bestimmten Tage im Jahre tausende von Thags aus allen Gegenden zusammen." Der Oberst schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und schien noch zu zweifeln. Darauf sprach Feringhi: „Du glaubst mir nicht. Nun so laß unter diesem Baume nachgraben, welcher Dein Zelt beschattet, und Du wirst dreizehn Leichen finden." Der Angeber erzählte, wann und unter welchen Umständen sie ermordet worden waren. Seine Aussage bestätigte sich; dreizehn Leichen, alle erwürgt, lagen neben einander, eine vierzehnte lag unter dem Zelte selbst! Alle Zweifel verschwanden und man traf nun nachdrückliche Maßregeln. Der Geheimbund der Phansigars hatte seine Grade, Späher, Erkennungsworte, Boten und Todtengräber; seine Verzweigungen erstreckten sich auf alle Stände; jeder unterstützte seine Brüder. Die Thags rühmten sich ihrer Gräuelthaten, weil sie im Dienst und auf Gebot der Gottheit verübt würden; sie gingen scherzend und lachend zum Tode, denn Bharawani gab ihnen im Himmel frische Manneskraft und schöne Weiber; was verloren sie denn wenn sie Abschied nahmen von dieser Erde? Viele erwürgten einander im Gefängniß. Wie viele Menschen durch sie ums Leben gekommen sind, hat sich nicht ermitteln lassen; Feringhi wies nach, daß er für seine Person mehr als sechshundert erwürgt habe; ein anderer Thag that dar, daß die Zahl seiner Opfer nicht weniger als siebenhundertundneunzehn betrug. Mehr als neunhundert von der grauenhaften Secte wurden in den Jahren 1830 bis 1838 dem Galgen überantwortet, und vierzehnhundert nach Pulo Pinang deportirt; außerdem verurtheilten die Specialcommissionen etwa vierhundert andere zu Zwangsarbeit auf Lebenszeit. Sechshundert, die Geständnisse machten, bekamen mildere Strafen, welche sie jetzt verbüßt haben. Viele von ihnen leben in Calcutta, wo sie mit großem Gleichmuth von den schönen Tagen erzählten, in denen man ihnen ihre freie Beweglichkeit noch nicht verkümmert hatte. Ein ehrwürdig aussehender Greis schämte sich ordentlich, daß er nur zweihundertundfünfundzwanzig Menschen in das Jenseits befördert habe! —ee.

Ein politisches Capitel aus der Phrenologie.

— Man hat der Wissenschaft der Engländer, namentlich und mit Recht ihrer Philosophie, vorgeworfen daß sie bei der Empirie stehen bleibe. Dagegen ist ihr praktischer Hang zur Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse zu Nutz und Frommen der gesellschaftlichen Zustände höchlichst zu rühmen. Nicht minder ihre unerschütterliche Ausdauer in Verfolgung einmal eingeschlagener Richtungen. Einen Beweis davon liefert uns die Phrenologie der Engländer, die sie mit seltener Hartnäckigkeit und Folgerichtigkeit festhalten. Seit Gall und Spurzheim haben Engländer die Phrenologie ungestört und unermüdlich gleichsam zu dem Punkt des Archimedes gemacht, um von ihm aus die Welt aus ihren Angeln zu heben, zu reformiren und neu zugestalten. Der Schotte George Combe ist ein Hauptführer in dieser Richtung. Im Jahre 1788 zu Edinburg geboren, bildete er sich zur gerichtlichen Praxis aus, der er auch in den schottischen Gerichtshöfen bis in den dreißiger Jahren angehörte. Der moralische und physische Zustand der Verbrecher diente lange Zeit nicht wenig dazu, seinen inzwischen begonnenen phrenologischen Studien praktischen Spielraum zu geben. 1816 war Dr. Spurzheim in Edinburg, und seitdem datirt Combe's Phrenologie. Seinen Essays folgte sein System dieser Wissenschaft; das wirksamste seiner Bücher wurde (seit 1828; schon 1842 in 15. Auflage erschienen) sein Werk: The constitution of man, considered in relation to external objects. Inzwischen hat er Reisen in Deutschland und Nordamerica gemacht, in beiden Ländern Vorlesungen über Phrenologie, in Heidelberg auch in deutscher Sprache, gehalten und die Früchte seiner Reisen und Studien durch den Druck veröffentlicht. Auch seine Verheirathung mit einer Tochter der berühmten Siddons gab ihm Veranlassung, seine Studien auf die Köpfe und Organe der Schauspieler auszudehnen; Verbrecher und Schauspieler, Dichter und Staatsmänner mit ihren

Schädeln wurden vorzugsweise Stoff, seine Lehre von der Erkenntniß der Geistesbeschaffenheit des Menschen nach der Formation des Gehirns bestätigt zu sehen. Jetzt erhalten wir George Combe's neuestes Werk von einem deutschen Freunde seiner Lehre, der es in dessen Hause selbst und unter des Urhebers Mitwirkung bearbeitete, nach der 4. Auflage des englischen Originals, in unserer Sprache (Leipzig bei Mayer. XXXIX. und 367 S. gr. 8.) Im Vorworte (datirt vom März 1857) giebt George Combe einen kurzen Blick auf die Entwickelung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Im Knaben und im Jüngling war die Skepsis erwacht, der Zweifel, ob wohl ein großer allmächtiger Verstand, ein gütiger Wille, den wir Gott nennen, das All regiere. Im Leben der Menschen war ihm bei der Disharmonie in allen moralischen Dingen dieser Zweifel erwachsen, und siehe: was ihm die Menschenwelt nicht gab, den Glauben an ein persönliches Gottesregiment, das gab ihm die Natur, namentlich die Astronomie. Vom Naturforscher Lalande kennt man den Ausspruch, er habe das ganze Universum durchforscht und Gott nicht finden können. Combe legt das Bekenntniß ab, die Einsicht in das System der Planetenbewegung habe ihn zuerst fromm gemacht, ihm Ehrfurcht vor einer weisen, selbstbewußten Allmacht und die Ueberzeugung von der Existenz eines Gottes eingeflößt.

Der Uebersetzer des neuesten Werkes von George Combe, „Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion" nennt sich J. v. B. Er hat die beste Einsicht, daß einem Publicum Englands manches geboten werden müsse, worüber deutsche Bildung hinaus ist. Bei alledem ist die Verknüpfung entdeckter Naturgesetze mit dem Glauben an persönliche Göttesfügung von hoher, überall neuer Gültigkeit. Hat die Naturforschung in Deutschland zwischen ihren Ergebnissen und der geoffenbarten Religion einen so starken Riß erzeugt, so liegt das zum Theil an der Frivolität ihrer Maximen und der Gesinnung ihrer Wortführer. Jedes neuentdeckte Naturgesetz ist eine Bewahrheitung des absoluten Verstandes in der Natur, mithin eines göttlichen Willens. Es bedarf der Heiligung der Natur im Herzen des Volkes, soll die Spaltung und Kluft zwischen Natur und Geist aufhören. — Wir entheben dem interessanten Werke eine Stelle, in welcher die Nutzanwendung der Phrenologie auf die Erkenntniß der Racen und auf die Art, die Völker zu regieren, auseinandergesetzt wird.

„Nach der jetzt zumeist aufgestellten Theorie entspringen die verschiedenen Charaktere der Nationen dem Boden und Klima. Doch obwohl es ganz vernunftgemäß ist, denselben einen großen Einfluß zuzuschreiben, so erklären sie doch die Erscheinung nicht völlig.

Wenn wir den Erdball überblicken, so werden wir hier und dort Menschen finden, die, obwohl sie die Vortheile eines fruchtbaren Bodens und eines gemäßigten Klimas genießen, doch auf einer niedern Stufe der Bildung stehen, während weniger begünstigte Nationen sie überflügeln. In Van Diemens Land und Neusüdwales lebten die wenigen Eingebornen im Zustande der größten Armuth, Unwissenheit und Erniedrigung, während dasselbe Land Europäer bereicherte, sobald sie den Boden der Cultur unterwarfen. Ebenso leben in America seit Jahrhunderten Europäer und Indianer unter dem Einflusse derselben physischen Ursachen und während Erstere mit den Brüdern des alten Continentes hinsichtlich des Fortschrittes gleichen Schritt hielten, verharren Letztere, wie bereits bemerkt, in Unwissenheit und Indolenz.

Diese Verschiedenheiten zwischen Nationen, welche in ähnlichen Klimaten leben, begründet man gewöhnlich durch ihre verschiedenen politischen und religiösen Institutionen. Presbyterien und Pfarrschulen gelten z. B. als der Boden, in welchem des Schotten rege Wachsamkeit für sein eigenes Interesse wurzelt, dem aber auch zu gleicher Zeit seine Vorsicht, Bedachtsamkeit und Ehrlichkeit entsprang; Papstthum und katholische Priester sollen den Irländer offen und großmüthig, sowie auf der andern Seite hastig und unüberlegt gemacht haben — ebenso bereit im Sturm der Leidenschaften seinen Freund zu opfern, wie in freundschaftlicher Gluth sich selbst aufzugeben. — Man vergißt dabei der Zeiten, wo Papst- und Priesterthum alle drei britischen Inseln beherrschte und daß schon damals Engländer, Iren und Schotten so wesentlich verschieden waren wie jetzt. Außerdem entspringen der genauern und tiefern Ansicht zufolge polititische Institutionen, vorausgesetzt, daß sie einem Volke nicht aufgezwungen wurden, den Trieben, Gefühlen und intellectuellen Fähigkeiten der Nation; und Hierarchien und Constitutionen sind nicht die Producte des Bodens, sondern des Menschengeistes.

Der Phrenologe kann sich mit diesen gewöhnlichen Theorien zur Erklärung der Nationalcharaktere nicht zufrieden geben: seiner Beobachtung nach ist eine besondere Gehirnform das unveränderliche Merkzeichen besonderer Dispositionen und Talente und diese Thatsache findet sowohl auf Einzelne wie auf Nationen ihre Anwendung. Ihr zufolge liefern die Kenntnisse von der Größe und von den verschiedenen Theilen des Gehirns den Schlüssel zur correcten Würdigung der Differenzen in den natürlichen geistigen Begabungen der Menschenstämme, auf welche äußere Umstände blos modificirend wirken. „Um den Charakter einer Nation zu begreifen und zu erkennen," sagt Dr. Gall, „ist es nothwendig, eine große Anzahl von Menschen der Prüfung zu unterwerfen — ganze Regimenter — die ganze Nation, soweit das möglich ist. Auf solchem Grunde wird es alsdann für den Organologen ein Leichtes sein, aus der Structur des Kopfes die materielle Ursache für den besondern Volkscharakter zu entdecken."

Theologische Schriftsteller haben die göttliche Vorsehung, wie sie sich in der Geschichte offenbart, lang und breit besprochen; Alle aber befanden sich in Unwissenheit über den Einfluß des Gehirns, welches den Einzelnen besondere geistige Neigungen und Fähigkeiten verleiht — und aus Einzelnen besteht doch die Nation — und folglich in Unwissenheit über die hauptsächlichsten Werkzeuge, welche die der Betrachtung unterworfenen Thatsachen vermittelten. In der Beziehung erscheint ihnen die Ordnung der Vorsehung beinahe unerklärbar. — Seit undenklichen Zeiten scheinen fruchtbare Erdstriche denselben Menschenracen zum Aufenthalte gedient zu haben, ohne daß sie selbst nur die Anfänge der Civilisation entwickelt hätten, und sie verschwanden und starben aus, um anderen, höher begabten

Stämmen das Feld zu räumen. Größe und Gestalt des Gehirns der verschiedenen Racen enthüllen uns wenigstens die Werkzeuge, welche diese Resultate bedingten. Von dem Ursprunge der niederen und höheren Geschlechter, oder angenommen, daß sie einem Urstamm entsprossen, von den Ursachen, welche diese Differenzen der Größe und Form des Gehirns hervorriefen, und nach welchen sich ihr Schicksal bestimmte, besitzen wir keine begründeten Kenntnisse; wohl aber enthüllt sich uns die große Thatsache, daß in dem Wirken der Vorsehung die Beschaffenheit des Gehirns, caeteris paribus, für die Beschaffenheit der Nationen, wie für den Einzelnen, bestimmend wird. Diese Behauptung findet sich durch unwiderlegliche Beweise unterstützt, sobald der Schädel des eingebornen Neuholländers, des nordamericanischen Indianers und anderer untergegangener, oder vor dem Fuße des Europäers zurückweichender Stämme mit dem Schädel des Einwanderers in Vergleichung gesetzt wird.

Der Kraft, welche verschiedenen Menschenracen innewohnt, sich selbst ihre politischen Verfassungen zu schaffen und sociale Resultate anzustreben, ist durch den Grad ihrer Gehirnentwickelung eine Grenze gesetzt. Inmitten dieser Schranken können durch Erziehung, Gewöhnung und politische Verfassung wichtige Verbesserungen hervorgerufen werden; doch ist es eben so nothwendig, die Eigenschaften der Menschen, mit denen wir es zu thun haben, zu entdecken, wie mit der Natur des zu cultivirenden Bodens vertraut zu sein oder mit den Pferden, welche wir zu landwirthschaftlichen Zwecken zu verwenden gedenken, bevor der Scharfsinn die geeignetsten Mittel zum Fortschritt erfinden und einführen kann. — — Wo wir der höchsten Entwickelung und Beschaffenheit des Gehirns begegnen, da ist sowohl die natürlich moralische und intellectuelle Fähigkeit für Unterricht und Erziehung am größten vorhanden, wie die eigene Producirung oder Annahme solcher moralischen und politischen Institutionen, wie sie zur Erzeugung der größten individuellen und socialen Erhebung und Gedeihens am geeignetsten sind. Die Beherrscher der Nationen und die politischen Schriftsteller im Allgemeinen befanden sich bisher über diese Thatsache in Unwissenheit. In Europa erließen sie Gesetze und schufen Verfassungen, als ob alle Nationen natürlich gleiche Anlagen und Fähigkeiten besäßen; und obgleich sie verschiedene Bildungsgrade erkannten, so übersahen sie doch die Differenzen in der Bildungsfähigkeit. Die Führer, welche nach einer jeden französischen Revolution die Zügel der Regierung ergriffen, haben stets die angebornen Fähigkeiten und die erworbenen Vorzüge des Volkes unberücksichtigt gelassen. Die ersten Revolutionäre glaubten das Vorhandensein von Moralität und Intelligenz in der ganzen Volksmasse für ausreichend, um es durch die Uebung seiner eigenen Neigungen und seines Urtheils zur Freiheit, Tugend und Wohlfahrt zu führen. Anarchie und materieller Ruin ergaben sich als die Resultate. Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. und Louis Philipp behandelten das Volk in gewisser Hinsicht als große Kinder, die unfähig wären sich selbst zu regieren; Napoleon bediente sich dazu eines eisernes Scepters, Ludwig XVIII. und Karl X. der Gewalt und des Aberglaubens und Louis Philipp der Bestechung, und Alles erwies sich als gleich unhaltbar. — Auch die Führer der Revolution von 1848 betrachteten die Massen als das beste und am weitesten fortgeschrittene Volk, und gaben mit dem allgemeinen Stimmrecht die Verfügung über Leben, Eigenthum, Religion und Freiheit der ganzen Nation in ihre Hand. Ledru Rollin empfahl sogar Unwissenheit als Qualification und hielt Mutterwitz und praktische Erfahrung für die beste Befähigung zum Gesetzgeber. Wie unzulänglich sich diese Regierungsmethode herausstellte und was derselben folgte, bedarf hier nicht der Erörterung.

England brüstet sich mit seinem praktischen Charakter; doch die Franzosen übertreffen uns darin. Sie machen praktische Experimente auf wahrhaft gigantische Art. Warum aber sind ihre Entwürfe so verschieden im Charakter, und so übereinstimmend erfolglos in ihren Resultaten? Diese Erscheinung muß sich an Ursachen knüpfen, welche die Führer des französischen Volkes entweder nie zu erforschen strebten oder über ihre Begriffe hinausreichten. Thatsache ist, daß ihr politisches Handeln rein empirischer Natur war; — empirische Praktik führt aber nur auf eine Weise zur Wahrheit — nämlich: durch Erschöpfung der Irrthümer. Da sie sich auf keine angemessene Erwägung der Ursachen basirt, so führen ihre angestrebten Resultate stets Enttäuschungen herbei. Solche Experimente mit dem Leben und Eigenthum von 35 Millionen sind aber wahrhaft entsetzlich; indessen, wir leben jetzt, besonders was moralische und politische Bewegung anbetrifft, im Zeitalter der Empirie. Forschungen über die natürlichen Eigenschaften und Anlagen der Menschen, um diese ihren Institutionen zum Grunde zu legen oder die Gesetzgebung darauf zu basiren, werden als abstract, traumhaft und excentrisch verworfen. Nichtsdestoweniger aber existiren natürliche Eigenschaften, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht; und sie sind die wirklichen Ursachen, welche die Resultate der Institutionen und Gesetzgebungen bestimmen, so fest wir auch unsere Augen ihrem Einflusse verschließen, und mit ihrer Kenntniß und Hülfe ist es allein möglich, Erfahrungen zu sammeln, welche sich für unsere künftige Führung nützlich und belehrend erweisen dürften.

Napoleon, Duclos und andere fähige Männer beschrieben und unterschieden die natürlichen Eigenschaften der Franzosen ganz genau, ohne sie auf den Charakter ihres Gehirns zu beziehen. „Charakter und Geschmack dieser Nation," sagt Napoleon, „ist provisorisch und verschwenderisch; — Alles für den Augenblick und nach Laune — Nichts für die Dauer! Dies sind die Sitten und das Motto Frankreichs. Jeder verbringt sein Leben im Vollenden und Vernichten; Nichts ist beständig!" (Las Cases — Mémoires de St. Helène). — „Der große Fehler des französischen Charakters," sagt Duclos, „ist daß er ewig jung bleibt; er ist dadurch oft liebenswürdig, doch selten beständig. Er entbehrt fast der Mannesreife, und geht von der Jugend sogleich zum Alter über. Unsere Talente jeder Art zeigen sich früh. Dem Vergnügen ergeben, vernachlässigen wir sie für lange Zeit, und bringen sie kaum zur Geltung, bevor ihre Zeit vorüber ist." Nun frage ich, befanden sich die Verfasser dieser Schilderungen, bei der Mittheilung ihrer eigenen Ueberzeugungen an weniger scharfsinnige und der tiefen geistigen Analyse weniger zugängliche Menschen, im Besitz der-

selben Mittel, welche den Phrenologen zu Gebote stehen? Augenscheinlich theilten viele der Mitglieder, oder wahrscheinlich die ganze provisorische Regierung Frankreichs die von Napoleon und Duclos über den Charakter und die Fähigkeiten der Franzosen ausgesprochenen Ansichten nicht. Sie schätzten sie bei weitem höher und handelten ihren Ueberzeugungen gemäß. Wer aber soll über diese widersprechenden Autoritäten entscheiden? Wenn Männer, wie Napoleon und Duclos, gewisse große und handgreifliche Mängel im Nationalcharakter der Franzosen erkannten und proclamirten, in Folge deren diese zur Selbstregierung unfähig erschienen, während andere talentvolle und ehrenvolle Leute, wie Lamartine, Arago und Louis Blanc entweder blind gegen diese Mängel waren oder in ihnen für ihre socialen und politischen Wiedergeburtspläne kein ernstliches Hinderniß erblickten, so ergiebt sich daraus wohl klar genug, daß diesen fundamentalen Punkten irgend ein Element des Beweises ermangelt.

Solange die Kenntniß eines Nationalcharakters rein empirischer Art bleibt, werden die Herrscher nur zu sehr geneigt sein, den Maßstab ihrer eigenen Gefühle und Wahrnehmungen bei dessen Beurtheilung anzulegen; und sind sie seicht und unwissend, so werden sie die Ursachen unberücksichtigt lassen und blind gegen die Folgen sein. Gerathen sie nicht zufällig auf den rechten Pfad, so werden sie der Staatsökonomie und Regierungsweise nur durch Erschöpfung der Irrthümer förderlich sein; stehen sie an der Spitze eines seichten, leicht erregbaren Volkes, so wird das Ganze der Zerstörung entgegengehen und inzwischen spielen sie mit Gut und Leben von Millionen und der Wohlfahrt ungeborner Generationen. — Um so mehr wage ich die Meinung zu wiederholen, daß die Frage über die geistigen Anlagen verschiedener Racen von der höchsten praktischen Bedeutung ist, und als solche die ernste Erwägung der Staatsmänner und Gesetzgeber verdient.

Wenn, wie die Phrenologen behaupten, die Größe und Proportionen der verschiedenen Gehirnregionen die fühlbaren und sichtbaren natürlichen Merkzeichen der geistigen Eigenschaften ausmachen, so wird diese Beweisfrage in praktischer Hinsicht beträchtlich vereinfacht. — Tausende von Menschen, die, obwohl nicht im Stande, intellectuelle Phänomene zu analysiren und gesunde Folgerungen daraus zu ziehen, würden hingegen leicht eine niedrige und schmahle Stirn zu unterscheiden und sie als das natürliche Merkmal geringer Vernunftkräfte zu erkennen wissen; ebenso könnten sie eine flache und schmahle mittlere Gehirnregion als das Anzeichen eines Mangels an moralischem Werth und Empfänglichkeit begreifen lernen.*) Würde der Glaube an die Wirklichkeit dieser Formen und Verhältnisse, als die natürlichen Merkmale von den Graden geistiger Eigenschaften, Wurzel fassen, so möchte diese Kenntniß auf das Betragen und die Modificirung desselben großen Einfluß ausüben. Um über die Wichtigkeit eines physischen Merkmals geistiger Eigenschaften urtheilen zu können, müssen wir für den Augenblick dessen Wirklichkeit voraussetzen. Halten wir also im Interesse des Argumentes Dr. Vimonts Beschreibungen für thatsächlich begründet, und die Organisation, die er als fühlbar und sichtbar bezeichnet, für vorhanden, so geht die Frage über die Grade, in welchen besondere geistige Eigenschaften verschiedenen Menschenracen zuzuschreiben sind, von dem bestreitbaren Boden der Psychologie zu der bestimmten Region organischer Structur über. Sobald das Zeugniß von verschiedenen Graden der Eigenschaften handgreiflich bewiesen worden ist, tritt die Lehre von selbst ins praktische Gebiet. Die Chemie schuf keine neuen Elemente der Fruchtbarkeit; sie entwickelte genaue physische Merkzeichen der Eigenschaften des Bodens, welche von Menschen durchschnittlichen Verstandes begriffen wurden, und diese sahen sich dadurch nicht allein hochbegabten Menschen, die dem alten empirischen System folgten, gleich gestellt, sondern sie fühlten sich ihnen, was praktisches Urtheil und Unterscheidungskraft anbetrifft, sogar überlegen. Außerdem entwickelte sie genauer und vollständiger, als bloße Erfahrung es je vermochte, die Beziehungen dieser Eigenschaften zu verschiedenen Düngerarten und Verfahrungsarten; und darauf, und nur erst seitdem machte der Ackerbau schnelle Fortschritte, indem er Hand in Hand mit der Wissenschaft ging.

Könnte nunmehr, wenn physische Zeichen für Grade geistiger Anlagen existiren, die Anwendung der Kenntniß derselben auf dem sittlichen und intellectuellen Gebiete nicht eine ähnliche Wirkung hervorrufen wie die Anwendung der Chemie auf die praktische Landwirthschaft? Hierdurch müßte mittelmäßigen Köpfen jene klare Einsicht und Beurtheilung natürlicher Fähigkeiten gegeben werden, die jetzt nur hochbegabten und gebildeten Leuten und zwar in unvollkommenem Grade eigen ist, und nur erst, wenn dieser Zweig der Wissenschaft eine allgemeine Verbreitung gefunden hat, wird er praktischen Nutzen gewähren.

Politische Schriftsteller haben für die eben erwähnten Phänomene in der französischen Geschichte zahlreiche temporäre und unwesentliche Umstände als Veranlassung aufgezählt; nach meiner Meinung jedoch hätten diese Verhältnisse nicht eintreten können, wenn dem französischen Volke die von Napoleon und Anderen beschriebenen geistigen Eigenschaften nicht eigen gewesen wären; und selbst wenn wir sie theilweise, als auf unerklärliche Weise entstanden, zugeben wollen, so hätten doch die allgemeinen Resultate nicht so, wie wir sie gesehen haben, daraus erwachsen können. Diese Ereignisse bilden in der europäischen Geschichte wichtige Epochen und bedingen die Wohlfahrt von Millionen; dennoch begriffen sie die Philosophen und Staatsmänner ihrer Zeit nur als Zufälligkeiten. Ganz im Gegensatz zur Wirklichkeit hält man die geistigen Kräfte der Franzosen für dieselben, welche den Deutschen, Engländern und anderen europäischen Nationen eigen sind. Obwohl indeß ihre ursprünglichen Fähigkeiten dieselben sind, so ist doch die Stärke und Kraft jeder einzelnen im Verhältniß zu den anderen verschieden in den verschiedenen Nationen; und da die geistigen Kräfte eines Volkes die fundamentalen Ursachen ihres gesellschaftlichen Handelns bilden, so kann die Wissenschaft, bevor diese verstanden und gewürdigt werden, weder diese Ereignisse erklären, noch für die Zukunft praktischen Nutzen daraus ziehen,

*) Siehe Dr. Vimonts Vergleiche zwischen dem französischen Kopfe und geistigen Charakter, sowie seine über andere Nationen angestellten Vergleiche. Traité de Phrénologie, Paris, 1831, V. II, p. 470.

und ebenso wenig vermögen religiöse Menschen die Grundsätze des göttlichen Regimentes, unter welchem sie stattfanden, zu verstehen und zu begreifen.

Das Ziel der Franzosen ferner war materielle Wohlfahrt und geistige Freiheit. Materielles Gedeihen ist aber nur zu erreichen, wenn in Uebereinstimmung gehandelt wird mit den Naturgesetzen, welche die Producirung und Vertheilung der Güter reguliren; diese sind dem Volke nie gelehrt worden, und keiner der verschiedenen Herrscher hat die Nothwendigkeit, sie zu prüfen und als vorgängige und unentbehrliche Bedingungen zur Erreichung des Zweckes zwangmäßig einzuführen, erkannt. Vertreter der Staatsökonomie, sowie praktisch philosophische Leute haben lange über die für Gesetzgeber und Volk gleich wichtige Bedeutung dieser Kenntnisse geredet — leider aber tauben Ohren gepredigt.

Endlich, was geistige Freiheit anbetrifft, so kann dieselbe nur in einer Gemeinde obwalten, in welcher die Mehrzahl der Mitglieder sowohl die natürlich moralischen Bedingungen socialer Wohlfahrt verstehen, wie dieselben zu erfüllen wissen. Diese Bedingungen erheischen die Beherrschung der thierischen, allemal egoistischen Triebe durch die moralischen Fähigkeiten, welche socialer Natur sind, und einen hellen Verstand, um beiden Classen von Kräften ihre rechtmäßige Bahn anzuweisen. Solange die Majorität einer Nation nach materiellem Wohlsein und geistiger Freiheit trachtet, während sie über die natürlichen Bedingungen zur Erreichung ihres Ziels in Unwissenheit verharrt, solange wird jede Revolution nur ein Schritt im Dunkeln sein. — Möge das Volk eine Regierungsform einsetzen wie es ihm beliebt, — so werden ununterichtete Herrscher ebenso wenig im Stande sein, das moralische und sociale Gedeihen ihrer Unterthanen herbeizuführen, wie Wasser höher fließen kann als seine Quelle liegt.

Diese Bemerkungen gelten für alle Regierungen der Welt; Form und Namen kommen dabei wenig in Betracht, denn nur im Verhältniß wie sie die für das Gedeihen nothwendigen natürlichen Bedingungen erfüllen, vermögen sie Gedeihen zu erzeugen. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, dieselben sowohl zum Nutzen der Herrscher wie des Volkes zu entwickeln und darzulegen. — Solange daher die Nationen zu ihren Gesetzgebern und Herrschern nicht Menschen wählen, welche die günstigsten Gehirnentwickelungen und ausgebildetsten Fähigkeiten besitzen, solange es diesen nicht zur Pflicht gemacht wird, die Gesetze des göttlichen Regimentes zu studiren und in Uebereinstimmung mit denselben zu handeln — und solange das Volk selbst nicht den gleichen Geist in seinem öffentlichen Betragen an den Tag legt: solange werden alle Bemühungen um öffentliches Gedeihen einen nur theilweisen, ungewissen, und bis zu gewissem Umfange ephemeren Erfolg haben. — Sogar einige britische Staatsmänner sind soweit entfernt diese Principien als weise und praktisch zu erkennen, daß Lord Stanley, jetzt Lord Derby, einmal ein öffentliches Document über Behandlung der Verbrecher einreichte, in welchem er aufs bestimmteste seine Meinung aussprach, daß es für den Menschen kein Gesetz sei, die Naturordnung zur Richtschnur seines Betragens zu nehmen. Hauptmann Maconochie hatte nämlich gegen Lord Derby bemerkt, „daß wir bei Anlegung solchen Maßstabes nicht irren könnten (nämlich die Disciplin, welcher wir nach Gottes Vorsehung alle unterworfen sind), und es uns damit am besten gelingen würde, den Charakter unserer schuldigen, aber noch viel mehr unglücklichen Nebenmenschen zu bessern und zu heben;" worauf Se. Lordschaft antwortete: „Ich verstehe nicht, wie es uns erlaubt sein kann, das göttliche Regiment, unter dem wir leben, nachahmen zu wollen; oder daß in dieser Hinsicht der Pfad unendlicher Weisheit von Geschöpfen eingeschlagen werden soll, welche so kurzsichtig und beschränkt wie wir sind." Diese Phrasen scheinen gänzlich abzuleugnen, daß die Constitution und Ordnung der Natur dem Menschen als Merkzeichen für das göttliche Regiment auf Erden und zur Richtschnur seines eigenen Verhaltens gegeben ist; und wenn auch unabsichtlich, so liegt darin doch ein praktischer Atheismus. Schiller sagt in seiner „Gesetzgebung des Lykurg und Solon": „Der Staat selbst ist niemals Zweck; er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Entwickelung und Ausbildung aller Kräfte des Menschen. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie den geistigen Fortschritt, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr dann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie." — „Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten als eine Regel aufstellen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie den geistigen Fortschritt befördern oder wenigstens nicht hemmen." — Diese Bemerkungen sind des großen Geistes würdig, als dessen Ausfluß sie dastehen; indeß muß zuvor an eine Methode gedacht werden, um die Bedingungen zur Erreichung des Zweckes allen menschlichen Daseins zu entdecken; diese Methode ist ein Desideratum, dem genügt werden muß, ehe der wissenschaftliche Fortschritt sich diesem Ziele nähern kann. Sobald die Methode entdeckt und in Anwendung gebracht sein wird, wird sich herausstellen, daß verschiedene Nationen, je nach ihrer besondern Gehirncombination, sich verschiedener politischer Institutionen als Mittel bedienen werden, um allgemeine Wohfahrt anzustreben und zu erreichen. Herrscher und Volk sind in der That einem wirklich göttlichen Regimente untergeordnet, das ihre Handlungen regelt und deren Resultate bestimmt, obwohl sie sich dessen bis jetzt nicht bewußt sind."

In seiner Constitution of Man und seiner Moral Philosophy hat George Combe geschildert, wie Herrscher und Regierungen in der Natur der Völker und deren physischen wie geistigen Bedürfnissen lediglich das Princip ihrer Staatsführung zu suchen haben, die Erkenntniß der Natur des Volkes ausschließlich Richtschnur zu dessen Leitung sein müsse. Je mehr die Wissenschaft an die Stelle des Empirismus tritt, desto besser wird die Politik der Fürsten und Staaten werden. Dies die Meinung des werthen Phrenologen in Schottland.

Zur Chronik.

Fürstliche Meetings.

— Auch die Fürsten halten jetzt vielfach Meetings; es dürfte sogar ein allgemeiner europäischer Fürstencongreß, ebenfalls zur Wahrung der Standesinteressen und zu gegenseitiger solidarischer Verpflichtung, in nächster Zeit keine Unmöglichkeit mehr sein. Frankreich und England kamen wiederholt zusammen, um sich die, Beiden nothwendige Freundschaft persönlich sicherzustellen. Frankreich braucht England, um sich einen gewissen soliden Anstrich zu geben, und England hat Ruhe vor Frankreich nöthig, schon weil es seine Militärkraft in Indien concentrirt. Hülfstruppen gegen englischen Sold nach Indien zu schicken, wagt Frankreich wohl nicht. — Wir sprechen absichtlich im Shakspeareschen Styl, wenn wir die Länder nennen und die Herrscher meinen. Auf Stuttgarts freundschaftlich verwandtem und doch neutralem Boden reichten sich Frankreich und Rußland die Hand. Württemberg ist seit langer Zeit mit Rußland verschwägert und König Wilhelms Schwester, die Gattin Jérome's und Mutter des Prinzen Napoleon, war eine Tante des Kaisers Louis Napoleon. Dieser war mit seiner Mutter Hortense Beauharnais (der Tochter Josephinens) als Knabe in Stuttgart, hat sogar in Augsburg die Schule besucht. Er ist des Deutschen fast so mächtig wie sein Vetter Prinz Napoleon, der bei seinen Besuchen in Berlin und Dresden das Deutsche geradezu seine Muttersprache nannte. Um so mehr verwundern wir uns, daß man dem Kaiser kein classisches Stück der deutschen Litteratur vorspielte; er hörte Balfe's Zigeunerin und bat sich Tags darauf den Freischütz aus. Die schwäbische Gemüthlichkeit auf dem Cannstadter Volksfest mochte ihm sehr wohlthun; der expreß nach Stuttgart gesandte Berichterstatter der Times rühmte die von Tag zu Tag steigende Heiterkeit im sonst so verschlossenen Angesicht des Herrschers aller Franzosen. Der Herrscher aller Reußen hatte gleich Anfangs die Courtoisie gehabt, dem dritten Napoleon den ersten Besuch zu machen. Damit war die Etiquettenfrage beseitigt und der bon ami des Kaisers Nicolaus zum bon frère des zweiten Alexander erhoben. Sonst ist wohl mit der Stuttgarter Zusammenkunft in der Politik nichts erledigt; auch nicht die Angelegenheit des rumänischen Gesammtreichs, für welches Rußland, wie es heißt, einen jungen Leuchtenberg in petto hat, Frankreich den jungen Murat präsentirte.

Von größerer politischer Tragweite erscheint uns die Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und Rußland in Weimar. Hier blieb es nicht beim Händedruck, hier fand eine cordiale Umarmung statt. Aus dieser persönlichen Berührung könnte leicht eine herzliche Freundschaft zwischen beiden, schon durch ihre Jugend auf einander gewiesenen Fürsten werden. Verstehen Beide ihre hohe Mission, so entlassen sie die Hälfte ihrer Armeen, da man jetzt England und Frankreich nicht zu fürchten braucht. Oesterreichs Schuldenlast und Rußlands Erschöpfung machen dies nöthig; beide Länder wollen und müssen bürgerlich aufathmen und bedürfen der Entfaltung ihrer socialen Kräfte, sollen sie Schritt halten und ihren Zielen näher rücken. Die Zusammenkunft in Weimar sei gesegnet, ist dort der Entschluß hierzu gefaßt.

Aus der Theaterwelt.

— Der alte unverwüstliche Scholz in Wien hat nun auch das Zeitliche gesegnet (5. Oct.). Er war ein Komus und Jocus, der gar keiner Mimik bedurfte, kein Glied zu rühren brauchte, schon durch sein Erscheinen ein unsterbliches Gelächter erregte; Saphir hat seine Komik die Komik der eisernen Maske genannt. Das runde behagliche Gesicht mit dem unverdrossenen Einerlei seiner unwiderstehlich komischen Züge ist nun vor dem bittern Ernst des Todes ernstlich stehen geblieben. Sein Komus und Jocus hat lange vorgehalten; Scholz hat das 72. Lebensjahr erreicht. In Wien läuft ein Epitaph auf Scholz um, angeblich von Frankl, worin es heißt, die Geister in der Unterwelt würden den nun Seligen mit der homerischen Heiterkeit willkommen heißen. Das Komischste an Scholz war seine Melancholie. Durch und durch Hypochonder, bildete er sich zeitlebens ein, er sei ein verkannter Tragiker, und nur durch Chicane der Menschen und Collegen um seinen eigentlichen Beruf betrogen. Den größten und allgemeinsten Triumph seines Spiels nahm er höchst schwermüthig auf; und wenn das ganze Haus in Heiterkeit über ihn ausbrach: er glaubte stets, man lache ihn aus, er nahm das Gelächter über seine Possierlichkeit für Spott und Hohn. — Wenzel Scholz, 1785 zu Innsbruck geboren, Sohn eines aus Preußen in Folge eines Duells geflüchteten Officiers, Namens v. Plümecke, war bis 1812 Kaufmann. Schon sein Vater ging als Scholz auf die Bretter; seine Mutter war in Klagenfurt, wo Scholz zuerst auftrat, Directrice. Dem Leopoldstädter und dem Theater an der Wien gehörte er 31 Jahre an. Sein letzter guter Witz war: wie er in Prag den Bacherl von den Brettern holte, weil dieser Sohn Tuiskons gar nicht weichen wollte und den Sturm des Hauses für Beifall nahm.

In Berlin hat der sogenannte und allerdings ehedem „junge" Gern sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Er war für Berlin, was Scholz für Wien, d. h. also weniger gemüthlich als vielmehr eine groteske Caricatur der Gemüthlichkeit. — Der alte würdige Anschütz in Wien (Sachse von Geburt) erhielt zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums an der Wiener Hofburg den Franz-Josefsorden. Laube hielt ihm eine Festrede, in welcher er nicht sowohl den Jubilar als die Anstalt beglückwünschte, ihn so lange Zeit den Ihrigen zu nennen. — Karl Grunert in Stuttgart (ebenfalls Sachse von Geburt) ist von der Tübinger Hochschule zum Doctor der Philosophie promovirt. Bei einer Ovation welche die Studenten dem gediegenen Mimen brachten, verlangten dieselben in ihrer Begeisterung vom Rector für Grunert die Doctorwürde. Worauf ihnen der Entscheid wurde, selbige werde nur gegen wissenschaftliche Leistungen verliehen. Dies war für Grunert Anreiz und Ehrenaufforderung genug, solche Leistung darzulegen; er reichte eine psychologisch ästhetische Abhandlung „über den Macbeth-Charakter" ein, worauf ihm die Facultät einstimmig das Diplom zuerkannte.

In Berlin ward der sechsundsiebzigjährigen Sophie Schröder ein Festabend bereitet; sie trug mit dem Schwung der alten Schule Klopstocks „Frühlingsfeier" und Schillers „Glocke" im Königlichen Schauspielhause war. Sophie Schröder, die Mutter der Wilhelmine Schröder-Devrient, ist 1781 in Paderborn, als Tochter eines Schauspielers Bürger, geboren. In Reval entwickelte sie zuerst ihr Talent, wo sie den Director Stollmers (Smets) heirathete. Diese Ehe wurde bald gelöst und in Hamburg, wo sie 1801 zum tragischen Fach überging, ward Sophie die Gattin eines Tenoristen, dessen Namen sie seitdem trug und später nach Auflösung ihrer dritten kurzen Ehe mit dem Schauspieler Kunst in Wien wieder annahm. Wegen ihrer, auf den Brettern geäußerten patriotischen Gesinnung wollte sie bekanntlich Davoust als Gefangene nach Frankreich fortschleppen. Von 1816—29, dann, nach einem Münchener Aufenthalt, von 1836—40 war sie Mitglied der Hofburg in Wien. Ihre zweite Tochter, längere Zeit in Manheim, die Gattin des Schriftstellers Arnold Schloenbach, ist wie Wilhelmine, die jetzige Frau v. Bock in Liefland, aus der Ehe mit Schröder. Ein Sohn erster Ehe ist der als Dichter bekannte katholische Geistliche und Kanonicus am Rhein, Wilhelm Smets.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck in Leipzig).

№ 44. Europa. 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [31. October.

Inhalt.

Die neuesten Entdeckungen in Chaldäa.

(Nach englischen Quellen.)

Es scheint nicht, als ob die neueren Endeckungen in Chaldäa sich derselben allgemeinen Theilnahme zu erfreuen hätten, als die vor einigen Jahren in Assyrien gemachten. Es giebt freilich daselbst keine kolossalen Löwen mit Menschenköpfen, geflügelte Ochsen oder halberhabene Bildwerke jeder Größe, die den Beschauer in Erstaunen versetzten. Die Städte von Babylonien und Chaldäa standen auf angeschwemmtem Boden, ihre Bewohner hatten nicht den leicht bearbeitbaren Alabaster von Ninive oder andere zu bearbeitenden Steinarten; Statuen und Bildhauerarbeiten überhaupt sind daher eine große Seltenheit. Die Geschichte des Volkes ist auf Denkmäler von anderm Charakter geschrieben; sie zeigt sich in terrassirten Bauten, welche Tempel, Paläste und verschiedene andere Gebäude tragen, — einigen derselben schreibt man astronomische Zwecke zu, — in großen weiten Todtenäckern, welche wegen ihres Umfanges das Gemüth mit Bewunderung erfüllen, in Röhren, Ziegeln mit Abdrücken, Zeichnungen auf Thonplatten und anderen Ueberresten von derselben werthlosen Masse, jedoch von bedeutender historischer Wichtigkeit.

Man wird durch die große Zahl historischer Entdeckungen, welche die Ausgrabungen in Chaldäa zu Tage förderten, weit mehr in Verwunderung versetzt, als durch die abenteuerliche Kunst der Assyrier. Dort hat man sechzehn Namen von Herrschern aufgefunden, die alle einem chaldäischen Reiche angehören, welches dem des Nebuchadnezar voranging, — einer Dynastie, welche mit der Zeit zusammenfällt, in welcher der erste große Lehrer der Einheit Gottes, Abraham, lebte, mit dem Auszuge aus Aegypten, dem Tode des Moses und der ersten Gefangenschaft der Juden, — einer Dynastie, deren erster König Urukh ungefähr 2234 Jahre vor Christi Geburt regierte, und dennoch kannte man vor wenig Jahren nicht einen einzigen dieser Namen und kein einziger ist sogar jetzt den Gelehrten des Landes bekannt. Auch die ungeheure Ausdehnung der chaldäischen Ruinen setzt uns nicht wenig in Erstaunen. Die ungeheuren Berge von Särgen in Pantoffelform aus glasirter Terra cotta, von denen hunderttausende einer über den andern gethürmt sind, die großen Säulengänge von roher und steifer Bauart, die gewölbten Todtengewölbe, die Kegel und anderen Arbeiten von Thon, die Gottheiten von Terra cotta, die Banknoten von Thon, die Täfelchen mit Gemälden, die kupfernen Geräthe und andere Ueberreste, die Privat- und öffentlichen Nachrichten und die verschiedenen anderen Nachweise über Sitten und Gebräuche einer vor so langer Zeit schon untergegangenen Nation: alles dies macht es zweifelhaft, ob sie Abkömmlinge von Ham oder Sem, ob sie africanischen oder asiatischen Ursprungs, ob sie in der That wirklich schwarz oder weiß waren.

Den beiden Männern, denen die Welt wegen der Ausgrabungen in Chaldäa soviel zu verdanken hat, sind die Engländer Loftus und Taylor. Ersterer hat ein besonderes Werk darüber herausgegeben; die Forschungen des Andern befinden sich im fünfzehnten Bande der Abhandlungen der k. asiatischen Gesellschaft. Layard, der bekannte Forscher in Assyrien, grub auch ein wenig in Niffar, und Henry Rawlinson ist der Entzifferer der Inschriften. Auf die Schriften dieser Männer gründen sich diese kurzen Mittheilungen.

Loftus ward durch die Unterstützung des türkischen Gouverneur Tahir Pascha in den Stand gesetzt, auf seinem Wege nach Chaldäa die wenig bekannte Gegend von Kufa, sowie auch Nedschef und Kerbella zu besuchen, Orte, welche den Schiiten oder Persern ebenso wichtig sind wie Mekka und Medinah den Türken. Von Kufa, berühmt durch die alten kufischen Schriftzeichen, ist, wie Loftus erzählt, dermalen nichts mehr übrig als einige niedrige Hügel und Ueberreste einer Mauer. Nedschef, auf der Stelle des alten Hira, des Sitzes der Al Mundar Dynastie, gegründet, soll in seinem Aussehen im Allgemeinen und in seiner Lage eine überraschende Aehnlichkeit mit Jerusalem haben. Es liegt auf einem Felsenrücken von rothem Sandstein und überschaut die große Ueberschwemmung, welche Bahr Nedschef oder die See von Nedschef heißt.

Sehr selten, erzählt Loftus, hat ein Christ Gelegenheit in ein zur Gottesverehrung bei den Mohamedanern bestimmtes Gebäude zu kommen, noch viel weniger in eine solche heilige

Moschee wie die des Meschid Ali. Wir waren natürlich begierig, sie zu besuchen und stießen bei unseren sunnitischen Begleitern auf nicht sehr unübersteigliche Schwierigkeiten, um uns zur Erfüllung unseres Wunsches zu verhelfen. Tahir Pascha machte es sich, wie viele Andere von seiner Secte und Abstammung, zum Vergnügen, die schiitischen Perser „Schmutz aus der Hand von Giaurs essen" zu lassen. Als Militärgouverneur des Districtes hatte er uns mit einer starken Bedeckung begleitet, theils um uns zu beschützen, theils um unserer Gesellschaft Ehren zu erweisen. Unter letzterm Vorwande wurden die Truppen aufgestellt, aber in Wahrheit nur, um uns nach der Moschee zu begleiten und für jeden Auflauf bereit zu sein, der wegen unserer Kühnheit etwa entstehen könnte. Als wir durch die Bazare ritten, erhoben sich die Einwohner und grüßten oder erwiderten die Grüße von Derwisch Pascha und Tahir Bey ganz nach orientalischer Gewohnheit; allein sie warfen einen sehr fragenden und forschenden Blick auf die große Truppe von Firenghis. Das Volk lief zusammen, als wir vorwärts marschirten, und als wir das Thor des äußern Hofes erreichten, lieferten die drohenden Blicke und geflüsterten Bemerkungen der ringsum stehenden Volksgruppen den deutlichen Beweis, daß wir nicht besonders freundlich angesehen wurden. Die Truppen stellten sich außen vor dem Thore auf und weil jedes Zaudern unsererseits ernste Folgen nach sich gezogen haben würde, so überschritten wir kühn die verbotene Schwelle.

An die Grabmäler des Ali zu Nedschef und des Hassan und Hussain zu Kerbella knüpft sich noch der alte Gebrauch, der unter den Chaldäern und Babyloniern geherrscht zu haben scheint, nämlich die Todten an Orte zu schaffen, welche als Ruhestätte großer oder heiliger Männer geheiligt worden sind; dieser Gebrauch herrscht mehr oder weniger noch durch den ganzen Islam. Die tiefe Verehrung des Ali bei seinen Anhängern verursacht, daß Nedschef der große Pilgerort für die schiitischen Mohamedaner ist; was den Hauptnahrungszweig der Stadt ausmacht. Nach einem niedrigen Ueberschlage kommen hier alljährlich 80,000 Personen zusammen, um ihre Gelübde an dem geheiligten Orte zu erfüllen und 5000 bis 8000 Leichname werden jedes Jahr von Persien und anderswoher gebracht, um auf einem Boden begraben zu werden, der durch das Blut des Märtyrer-Kalifen geheiligt wurde. Die Todten werden in Kästen transportirt, welche mit grobem Filz bedeckt und paarweise oder einzeln an die Seite eines Maulthieres aufgehangen sind, auf dessen Rücken ein zerlumpter Führer sitzt, der seine Kaliyun schmaucht und während des Einhertrabens ganz ohne Rücksicht auf seine Ladung ein lustiges Liedchen singt. Jede Karawane, die von Bagdad nach Persien zieht, führt eine Menge Särge mit sich, und es ist kein ungewöhnlicher Anblick, am Ende einer Tagereise auf dem Rastungsplatze fünfzig bis sechzig derselben auf dem Boden aufgethürmt zu sehen. Wie man sich leicht denken kann, sind sie nicht die angenehmsten Gefährten auf einer langen Reise, besonders wenn das unlenksame Maulthier, das sie trägt, zwischen die Reisenden und den Wind kommt.

Die Gebühren, welche die geistlichen Behörden an der Moschee für ein Begräbniß fordern, schwanken zwischen 10—200 Tomans (35—700 Thlrn.) und betragen bisweilen noch mehr. Sie stehen ganz in der Willkür der Mollahs und stufen sich nach dem Reichthume oder Range des Verstorbenen ab. Wenn ein Leichnam ankommt, so wird er außerhalb der Mauern gelassen, während die Verwandten oder Personen, welche für ihn zu sorgen haben (sehr oft der Maulthiertreiber der Karawane), sich bemühen wegen des letzten Ruheplatzes desselben einen billigen Handel abzuschließen. Häufig werden mehrere Tage vergeblich mit diesen Einleitungen hingebracht. Endlich giebt der eine oder der andere Theil nach, — gemeiniglich die Verwandten, weil der Leichnam nach einem Transport von vielen Tagen oder Monaten in gewaltiger Sonnenhitze Krankheit und Tod unter seinen Begleitern verbreitet, sodaß diese froh sind, seine Gesellschaft loszuwerden. Der Begräbnißplatz für die niederen Classen oder diejenigen Leichname, deren Angehörigen nicht Lust haben, ein Grabgewölbe innerhalb der geheiligten Vorhöfe der Moschee zu bezahlen, befindet sich außerhalb der Mauern auf der Nordseite der Stadt, wo die Gräber nett von Backsteinen erbaut und mit Kies oder Cement bedeckt sind, um sie vor Beschädigung zu bewahren. Wenn der Leichnam innerhalb der Mauer begraben werden soll, so wird er in die Stadt gebracht. Die mit der Beerdigung betrauten Personen finden dann gemeiniglich einen Vorwand, den schon geschlossenen Vertrag zu brechen und die unglücklichen Verwandten sind dann in die Nothwendigkeit versetzt, einen neuen und weit unvortheilhaftern Handel abzuschließen.

Wehe dem Reisenden, welcher auf die dem Winde zugewendete Seite einer dieser Leichenkarawanen geräth, wie einst dem Reisenden in der Nähe von Bagdad widerfuhr. Die mehrsten Särge werden während des Ueberganges über die Gebirge von Kurdistan beschädigt und der Anblick, welchen die eingetretene Verderbniß und Verfaulung der Leichname gewährt, ist gar nicht möglich zu beschreiben. Die fürchterliche Pest, die Bagdad im Jahre 1831 verwüstete und täglich während der Frühlingszeit 1000 bis 1200 Personen hinraffte, ward einer dieser abscheulichen Karawanen beigemessen.

Die Reisenden waren zu Kerbella im Besuch der Moschee nicht so glücklich, wie sie zu Meschid Ali gewesen waren. Aller Zutritt war ihnen daselbst durch einen Pöbelhaufen von sehr abschreckendem Aussehen, der mit Prügeln, Stöcken und Dolchen bewaffnet war, versperrt. Nedschef und Kerbella sind allerdings als der Wohnsitz von sorglosen, brutalen, streitsüchtigen Fanatikern bekannt, deren unordentliche Aufführung öfters die Einmischung der ottomanischen Regierung nothwendig gemacht hat. —

Der Weg von Babylonien nach Chaldäa geht durch eine Strecke voll tiefen, in steter Bewegung befindlichen Sandes, durch einen von jenen Uferstreifen, welchen der Reihe nach erst Lagunen, dann Seen, und jetzt Marschländereien, die in dem Delta des Euphrat aufeinanderfolgen, vom Flusse trennten. Ein Canal, früher ein Hauptarm des Flusses und nach seinem großen ägyptischen Namensbruder Nil genannt, fließt durch diesen Landstrich; er beginnt in der Nähe der Königstadt Babylon, um den großen Städten Chaldäa's Wasser zuzuführen.

An seinen Ufern liegen auch die Ueberreste einer mohamedanischen Stadt von einiger Wichtigkeit, ehedem, bevor Hillah sich auf den Ruinen von Babylon erhob, berühmt wegen seiner Indigo-Factoreien, aber jetzt halb in Sand begraben.

Die erste große Ruine, welcher man im eigentlichen Chaldäa begegnet, ist der Haufen ungebrannter Lehmziegel, genannt Zibblyya, welcher den berühmten babylonischen Ruinen von Akka Kuf bei Bagdad ganz ähnlich sieht. Weiter hin liegt die große Ruine von Niffar, noch an der nördlichen Grenze von Chaldäa und an dem Rande der großen Sümpfe, welche von den Afaij und Rechab-Arabern bewohnt werden. Diese Sümpfe sind von sehr großem Umfange und ihre Bewohner, wie man sich denken kann, eine sehr rohe und uncultivirte Nation, welche in Rohrhütten wohnt und in alten Kähnen von Rohr oder Thekaholz, die mit Harz bestrichen sind, umherfährt. Die Beni Rechab sind, wie man vermuthet, die Abkömmlinge der so streng enthaltsamen Rechabiten, von deren Geschichte das 35. Capitel des Jeremias handelt.

Das damalige Aussehen von Niffar ist das eines hohen flachen Aufwurfs von Erde und Schutt, der durch einen tiefen Canal des chaldäischen Nils in zwei fast ganz gleiche Theile getrennt ist. Diese große Ruine steht nach der Vermuthung von Rawlinson zugleich auf der Stelle der ursprünglichen Stadt Kalneh und dem wahren Standorte des babylonischen Thurmes.

Derselbe meint, daß die Namen der acht uranfänglichen Städte, welche uns im 10. Capitel des ersten Buch Mosis aufbewahrt sind, nicht Hauptstädte, die damals wirklich erbaut und benannt wurden, bedeuten, sondern nur Oertlichkeiten oder Bezirke anzeigen sollen, wo die ersten Colonien unter Benennungen gegründet wurden, welche unter der Regierung Nimrods berühmt wurden und so allein den Juden bekannt waren. Er sieht die Lage von Niffar als das uralte Kalneh, die Hauptstadt der ganzen Gegend an. Sie war dem Belus geweiht und hieß die Stadt des Bel. Daraus schließt er, daß dies die wahre Lage des Thurmes zu Babel war und daß das Babylon des Nebuchadnezar hier am Ufer des Euphrat zu Hillah seinen Ursprung hatte. Die vorhandenen Ueberreste wurden von dem allerältesten König erbaut, von dem wir noch keilförmige Inschriften, ungefähr 2300 Jahre vor Christi Geburt, besitzen, dessen Name aber nicht mit Sicherheit gelesen werden kann. Sie wurde damals Tel Anu, von dem Gott Anu oder dem biblischen Noah genannt, welcher damals unter der Gestalt des Fischgötzen Oannes angebetet wurde. Es giebt Darstellungen von ihm auf den Basreliefs von Niniveh. In der Folge ward ihr der Name Niffar gegeben. Die alten Bezeichnungen wurden beibehalten, als der Talmud abgefaßt ward. Die Verfasser desselben sagen, daß Kalneh Niffar war und nennen den Ort Ninive; aber das Niniveh der Assyrier war sicher zu Mosul, — denn „von dem Lande ist darnach gekommen der Assur und bauete Ninive.“

Die Regierungszeit des Urukh, des ältesten Königs, von welchem Keilinschriften Nachricht geben, nähert sich sicherlich gar sehr der Zeit der Sündfluth, wenn man sie nach der ältesten Berechnung, der Septuaginta, auf 3246 Jahre vor Christi Geburt oder nach der neuesten, der gemeinen jüdischen, 2104 Jahre vor Christi Geburt ansetzt.

Allein ungeachtet dieser neuen Theorie, die sich auf so schwache Data stützt, wie die Entdeckung von Urukhs Name ist, ein Name, den man auch noch auf einem babylonischen Ruinenhügel findet, und ungeachtet der ebenfalls sinnreichen Erklärung des Tempels der sieben Sphären zu Borsippr für einen und denselben mit dem „Zungen-Thurme“ (durch Dr. Oppert), bleiben wir doch bis besserer Beweis geführt worden ist, noch geneigt, den von der Sage bezeichneten Berg Babels, wo möglicherweise der älteste Tempel der babylonischen Hauptgottheit erbaut und wie zu Borsippr durch Nebuchadnezar erneuert wurde, mit dem ersten Versuch in terrassirten Bauten für eins zu halten. Auch sind wir um nichts mehr bereit, die Gleichheit Niffars mit Kalneh wegen Entdeckung des in Keilschrift geschriebenen Namens dieser uralten Gegend auf diesem Orte zuzugeben. Rawlinson giebt an, daß er vorher schon denselben Namen zu Kadwalla in der Nähe von Bagdad gefunden habe; er wird vielleicht noch anderswo gefunden werden. Aber Nipar wird auf den Inschriften wie Sipur, Borsippr und Babel als eine Stadt erwähnt, die von Sargon verschönert wurde und es ist nicht wahrscheinlich daß, wenn der Name des Ortes Kalneh oder Khalneh gewesen ist, es von dem assyrischen Könige Nipar genannt worden ist. Wir müssen im Gegentheil vermuthen, daß wie Babel, Sipur (Sifairah), Borsippr (Birs Nimrud), Erech oder Urukh (Warka) und Akkad (Akka Kuf) auch Nipar seinen alten Namen (Niffar) behalten habe.

Uebrigens liegt auf der großen Strecke sandigen Landes, worin zerstreute Sümpfe sind, die früher von dem chaldäischen Nil mit und jetzt von dem Yusufiyya-Canal und dessen Armen bewässert wurden, zwischen der Niederung von Affaij und der von Shat-el-Hei die große Masse chaldäischer Hügel bei einander zusammen.

Ich kenne, sagt unser Gewährsmann, nichts Anziehenderes als den ersten Anblick dieser großen chaldäischen Gebäude, die in einsamer Großartigkeit auf den umliegenden Ebenen und Sümpfen sichtbar werden. Tausend Gedanken und Vermuthungen über ihre ereignißvolle Entstehung und Geschichte, über ihre allmähliche Blüthe und ihren schnellen Verfall drängen sich dem Geiste des Beschauers auf. Die trübe Atmosphäre früher Morgenstunden ist für Betrachtungen und Eindrücke dieser Art besonders günstig und der graue Nebel, der zwischen dem Auge und dem Gegenstande seiner Beschauung schwebt, verleiht letzterem ein träumerisches Dasein. Dieser zauberartige Effect wird noch durch die Luftspiegelung erhöht, welche die Gestalten auf eine seltsame und phantastische Weise vergrößert, indem sie dieselben vom Boden in die Höhe hebt und in der verdünnten Luft tanzen und zittern läßt. Kein Wunder, wenn der Beschauer sich in angenehme Zweifel über die wirkliche Wahrheit der Erscheinung vor ihm verliert.

Darunter ist Bismiyya, noch undurchforscht, sowie Phara in dem Lande der Beni Rechab, wo kleine Alterthümer in Menge sind, z. B. Petschaftscylinder, rohe Bronzearbeiten, aus Stein gemeißelte Figuren rc. Loftus erlangte ein sehr inter-

essantes ägyptisches Amulet. Die Ruinen von Hammam bestehen in einer Reihe niedriger wellenförmiger Hügel um einen großen Thurm in der Mitte, dessen Grundbau eingefallen ist, was ihm das Aussehen eines riesigen Pilzes verleiht. In dessen Nähe wurden, — was eine Seltenheit in Chaldäa ist — die Bruchstücke einer Statue gefunden, deren Kopf sich vermuthlich im Besitz des Capitäns Lynch befindet. Da die Ueberreste dieser Statue jetzt in den Räumen des britischen Museums liegen, so ist es Schade, daß sie nicht mit dem Kopfe zusammengefügt werden; man hätte dann auf alle Fälle ein Probestück einer chaldäischen Gottheit, die man neben die vielen assyrischen stellen könnte.

Von Hammam aus, ungefähr zwei Stunden davon, erhebt sich ein anderes hohes und imposantes Bauwerk, Tel Ede oder Yede genannt. Es liegt in dem Lande Madan oder der Hirtenaraber. Dieser Hügel ist eine ungeheuere künstliche Masse festen Sandes, 90 Fuß hoch und 2500 Fuß im Umfange; allein man konnte aus demselben nichts erlangen.

Unter allen Ruinen in Centralchaldäa sind die ausgedehntesten und wichtigsten die von Erech oder Urukh, jetzt Warka genannt. Von den drei großen Gebäuden, welche ganz auffällig aus der Oberfläche der Ruinen in die Höhe steigen, ist dasjenige, das den Namen Buwarippa führt, das mittelste, auch das höchste und älteste. Beim ersten Anblick scheint es ein Kegel zu sein, allein weitere Untersuchung zeigt, daß es ein Thurm ist, 200 Fuß im Geviert und ganz von gedörrten Backsteinen errichtet. Bei Ausgrabungen an seinem Grunde entdeckte man auf der Mitte von jeder Seite einen massiven Strebepfeiler von ganz besonderer Bauart, der in der Absicht errichtet war, das Hauptgebäude zu stützen, das nach den Inschriften auf Backsteinen ein dem „Sin" oder den „Monde" von Urukh, dem ältesten bekannten chaldäischen Herrscher, geweihter Tempel gewesen ist.

Allein der interessanteste Bau zu Warka ist der, welcher Wuswas genannt wird. Er steht in einem geräumigen ummauerten Viereck, das einen Platz von mehr denn 7½ Acker Landes einschließt. Der wichtigste und sichtbarste Theil dieser großen Umwallung ist ein Bauwerk auf der Südwestseite von 246 Fuß Länge, 174 Fuß Breite und 80 Fuß über der Ebene emporragend. Auf drei Seiten sind Terrassen von verschiedener Höhe, allein die vierte oder südwestliche Seite zeigt eine senkrechte Fläche, die auf einer Stelle 23 Fuß hoch ist.

Diese Seitenwand gewährte, als sie von den Arbeitern des Reisenden Loftus theilweise blosgelegt worden war, die erste Anschauung babylonischer Bauweise an der Außenseite und zeigte so merkwürdige und originelle Eigenthümlichkeiten, daß sie sogleich ihr unzweifelhaftes hohes Alterthum an den Tag legte.

Nichts, sagt der Reisende, kann einfacher, roher oder in Wahrheit unscheinbarer sein, als die Ausschmückung auf dieser Seite, doch schon der Anblick allein — die Häßlichkeit selbst ist es, die für die Originalität des Styles bürgt. Man hat lange in Frage gestellt, ob von den Babyloniern die Säule als eine architektonische Verzierung angewendet wurde. Die Wandseite dieses Bauwerkes setzt diesen Punkt außer Zweifel. An dem untern Theile des Gebäudes sind Gruppen von sieben Halbsäulen, die siebenmal wiederholt sind, die rohesten vielleicht die man sehen kann, von abgeformten halbkreisförmigen Backsteinen aufgerichtet und mit der Wand verbunden. Der gänzliche Mangel von Karniеßen, Capitälern, Füßen oder Verjüngung des Säulenschaftes, bei anderen Säulen so charakteristisch, und die eigenthümliche und originelle Anordnung jeder Säulengruppe in Reihen gleich Klötzen von Palmbäumen lassen das Vorbild errathen, aus dem sie entstanden. Sie läßt sich nur mit dem Baustyle vergleichen, den Ureinwohner anderer Länder angenommen haben, und wurde augenscheinlich von der Bauart hölzerner Gebäude hergenommen. Dieselbe Zusammenstellung einförmiger Rohrstäbe oder Schafte nebeneinander kommt bei vielen ägyptischen Bauwerken vor, auch bei mexicanischen Gebäuden vor dem Einfall der Spanier. Es ist diejenige, welche bei einem rohen Volke am leichtesten ihre Entstehung findet, ehe noch Künste eingeführt sind.

Das Innere dieses Gebäudes zeigte Höfe mit Kammern an jeder Seite, deren Anordnung in merkwürdiger Weise der in den assyrischen Palästen ähnlich. Die Seitenwände waren im Verhältniß zu der Weite des Gemachs dicker oder dünner, was genau dann nothwendig sein mußte, wenn, wie Loftus glaubt, jedes Gemach mit einem Bogen von Backstein bedeckt war. Er hält dafür, daß die Restaurationen Fergussons, wie man sie im Krystallpalaste zu London sieht, die sich auf die Ansicht stützen, daß die Assyrier vorzugsweise zu Säulenbauten ihre Zuflucht genommen hätten, vollkommen unrichtig seien.

Unter anderen merkwürdigen Entdeckungen zu Warka war auch die eines Gebäudes, das sowohl einzig in seiner Bauart, als auch merkwürdig wegen des neuen Styles seiner Verzierungen war. Loftus hatte häufig eine Anzahl kleiner gelber Kegel von Terra cotta, dreiundeinhalb Zoll lang in einen Halbkreis auf der Oberfläche des Hügels geordnet wahrgenommen und mühte sich vergebens, zu ersinnen, was sie zu bedeuten hätten. Es ergab sich, daß sie zu einer Mauer gehörten, die 30 Fuß lang und ganz von solchen Kegeln erbaut war, welche in einen Kitt von Schlamm mit gehacktem Stroh vermischt eingesetzt waren. Sie lagen horizontal über einander und ihr runder Fuß war nach außen gerichtet. Einige waren roth, andere schwarz gefärbt und so gelegt, daß sie verschiedene Muster bildeten, z. B. Rauten, Dreiecke, Zickzacke und Streifen, was einen recht hübschen Eindruck auf das Auge machte.

Man weiß recht wohl, daß man im alten Aegypten ähnliche Grabmäler, aber weit größere Kegel findet, auf deren Fuß Hieroglyphen eingedrückt sind, welche den Namen des Verstorbenen angeben, denn sie zeigen den Charakter der Grabschrift. Taylor fand dergleichen auch in Menge bei den Ruinen, welche auf der Stelle lagen, die sonst der westliche Euphrat war, weit größer als die zu Warka, mit Keilschrift und bisweilen mit einem Reifen von Kupfer um den Rand; allein dies ist der einzige Fall, wo sie in ihrer Lage gefunden worden sind. Es wurden auch große Kegel von gedörrtem Lehm in Warka gefunden; sie lagen zerstreut umher und waren mit dem Namen Bel oder Belus bezeichnet und gehörten zu einer Gottheit oder einem höhern Wesen.

Warka zeigte sich als eine Fundgrube außerordentlicher und noch nicht beschriebener Arten architektonischer Verzierungen. Ein anderer Hügel war mit einem merkwürdigen Gebäude gekrönt, das einigermaßen Aehnlichkeit mit der Backsteinkegelbauart hatte. Es hing damit eine Mauer zusammen, die ganz aus ungebrannten Lehmziegeln und einer besondern Art kegelförmiger Vasen bestand, deren Bruchstücke auf der Oberfläche umherlagen. Die Vasen waren horizontal mit den Mündungen nach außen aufgeschichtet. Sie wichen von zehn zu fünfzehn Zoll in der Länge von einander ab, ihr Durchmesser an der Mündung war durchgängig vier Zoll. Der Bauch oder das Innere war blos sechs Zoll tief, das kegelförmige Ende massiv. Mit ihren kugelrunden Mündungen auswärts gekehrt, machten sie einen sehr seltsamen Eindruck, noch überraschender sogar, als der des bunten bereits beschriebenen Gebäudes von Kegeln. Es ist schwer, fügt der Auffinder Loftus hinzu, sich den Zweck auszusinnen, zu dem diese Gefäße bestimmt waren; allein wenn Taylors Ansichten von der Beschaffenheit der Kegel richtig ist, so ist es nicht zuviel, zu vermuthen, daß sie das Gegenstück von den gedachten Kegeln waren, und daß das eine Gebäude das Mausoleum von Königen und Prinzen, das andere das von Königinnen und Prinzessinnen war; oder es mögen auch Tempel gewesen sein, welche Gottheiten geweiht waren, die von den verschiedenen Geschlechtern verehrt wurden.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß während der langen Reihe von Jahren, während welcher Ausgrabungen in den Hügeln von Assyrien fortgesetzt worden sind, nicht ein einziger Fall einer unbestrittenen assyrischen Grabstätte erwähnt worden ist. Chaldäa dagegen ist voll davon und jeder Hügel von Niffar bis nach Abu Shahrein ist ein alter Begräbnißplatz. Jedermann weiß, daß als Alexander der Große in Babylon war, die Macedonier in die Sümpfe fuhren, um die Grabmäler der Könige von Assyrien zu besuchen und daß bei Gelegenheit dieses Ausflugs ihn allerlei böse Vorbedeutungen befielen. Es läßt sich recht gut annehmen, daß Chaldäa in alten Zeiten der Begräbnißplatz für Assyrien war, wohin wahrscheinlich die Leichname, hauptsächlich mittelst Kähnen auf dem Tigris und Euphrat, geschafft wurden.

Die ganze Gegend von Unterchaldäa ist in der That voller Todtenstädte von ungeheuerm Umfange. Die allerwichtigste darunter ist Warka mit der größten Anhäufung menschlicher Ueberreste. „Es fällt schwer," bemerkt Loftus, „nur einigermaßen einen richtigen Begriff von den Haufen menschlicher Ueberreste zu geben, welche dort den Beschauer in Erstaunen versetzen. Mit Ausnahme des dreieckigen Raumes zwischen den drei hauptsächlichen Ruinen ist der ganze übrige Raum der abgeplatteten Höhe, der ganze Raum zwischen den Mauern und eine unermittelte Strecke der Wüste noch darüber hinaus überall mit den Gebeinen und Grabmälern Verstorbener angefüllt. Es giebt wahrscheinlich keinen andern Ort auf der Welt, welcher sich in dieser Hinsicht mit Warka vergleichen kann; sogar die Grabmäler des alten Theben enthalten nicht eine gleiche Anhäufung von todten Körpern. Von Zeit ihrer Gründung an, 2400 Jahre hindurch, scheint Warka ein heiliger Begräbnißplatz gewesen zu sein. Wie noch heutigen Tages die Perser ihre Verstorbenen von den entferntesten Gegenden des Reiches und sogar von Indien nach den heiligen Plätzen von Kerbella und Meschid Ali schaffen, so war es auch Sitte bei den alten Völkerschaften Babyloniens, die Gebeine ihrer verstorbenen Verwandten und Freunde nach der Todtenstadt Warka und anderen Plätzen in der traurigen Einöde der chaldäischen Sümpfe zu bringen. Die beiden großen Ströme Tigris und Euphrat boten, wie der Nil in Aegypten, sich als Fahrstraße dar, die Todten aus weiter Ferne sogar von den oberen Ebenen Assyriens dahin zu schaffen.

Ebenso merkwürdig wie die Art der Beerdigung ist auch die Ausdehnung der Grabmäler. Die Erfindungskunst des Töpfers scheint angestrengt worden zu sein, um neue Formen von Särgen und Sarkophagen auszudenken. Da giebt es große topfähnliche Vasen, bekannt als babylonische Urnen; da giebt es ovale Tellerdeckel, unter denen der Körper wie Geflügel auf der Schüssel eingezwängt lag, mit Cylindern, beschriebenen Täfelchen, Körperzierrathen, Krügen und anderen Gefäßen ringsherum; da giebt es viele andere Formen, allein sie sinken alle zur Unbedeutendheit herab, wenn man sie mit den glasirten, irdnen, pantoffelförmigen Särgen vergleicht, welche allen anderen Sorten den Vorrang abgelaufen haben. Die aufeinandergethürmten Haufen dieser Särge sind Belege von den aufeinanderfolgenden Generationen. Dank dem Scharfsinn und der Ausdauer von Loftus, kann man jetzt Proben dieser charakteristischen Begräbnißweise der Chaldäer in dem britischen Museum zu London sehen.

Eine zahllose Menge von Alterthümern befindet sich noch bei diesen Särgen; sie liegen entweder im Innern derselben oder um dieselben herum in der Erde oder in Gewölben. Es sind auch Schmucksachen von Gold darunter. Die Araber brechen alljährlich hunderte von Gräbern in der Absicht auf, sie zu bestehlen. Unter diesen interessanten Gegenständen befanden sich kleine Figuren von Terra cotta, wahrscheinlich Hausgötter; Täfelchen von ungebranntem Lehm, als Circulationsmittel, als Geld gebraucht und theils vom König und von der Regierung, theils von Privatleuten ausgegeben, in der That Banknoten und Cassenbillets von Lehm, und Täfelchen mit Basreliefs, welche das öffentliche und häusliche Leben und die Sitten der Chaldäer bildlich darstellen. Täfelchen der letztern Art waren besonders häufig bei einer andern großen Ruine mit dem Namen Sin Kara, wo die Ueberreste eines Tempels der Sonne lagen, der, nach den Inschriften, von Nebuchadnezar wieder neugebaut war, nachdem dieser Herrscher unter den Trümmern des ältern Tempels vergeblich nach dem alten Götzenbilde hatte nachgraben lassen. Eine andere Ruine, Namens Tel Sifr, wo man die Namen zweier chaldäischen Könige, Khammurabi und Shamsu-Iluna zuerst auffand, war merkwürdig wegen der zahlreichen Kupfergeräthschaften, welche daselbst von den Arabern und auch von Loftus gefunden wurden, worauf auch der Name hinzielt. Darunter befanden sich große Kessel, Vasen, kleine Teller, Würfelbecher, Hämmer, Meißel und Aexte; ferner eine große Auswahl von Messern und Dolchen in verschiedener Größe und Gestalt; Ringe, Fesseln, Kettenglieder und andere Gegen-

stände, alle gut und geschickt gearbeitet. Man folgerte daraus, daß sie zu dem Waarenlager eines Kupferschmiedes gehörten; allein die Erklärung der Verbindung desselben mit einem Tempel oder öffentlichen Hause, in dessen Nähe man sie entdeckte, ist keineswegs einleuchtend und es ist wahrscheinlicher, daß an dieser Stelle eine Gottheit verehrt ward, welche man durch Darbringen von Gaben kupferner Geräthe und Gegenstände sich geneigt zu machen vermeinte, gleichwie andere Gottheiten durch Geschenke von sinnbildlichen Kegeln und Vasen versöhnt wurden.

Man muß noch bemerken, daß, während Warka seit langer Zeit für ein und dasselbe mit Erech und der große Hügel von Mukaiyir oder Muchgeyer „der Ort des Erdpechs,“ welchen Taylor aufgegraben hat, für ein und dasselbe mit dem Urchoe oder Orchoe der Griechen und Römer gehalten worden ist, Rawlinson in Warka das Ur der Chaldäer erblickte, bis er das Wort „Hur“ auf einer Inschrift von Mukaiyir fand. Loftus nimmt übrigens mit Fraser an, daß Orchoe weit wahrscheinlicher eine Veränderung des Namens Erech ist, als des Namens Ur. Wenn dies sich so verhält, so hat man außer der neuentdeckten Inschrift von Hur keine Gründe zur Annahme eines Ur in Unterchaldäa überhaupt; denn dieselbe war hauptsächlich auf die Lesart Urchoe und Orchoe gegründet. Allein sogar wenn man zugiebt, daß ein Ur in Unterchaldäa lag, so sprechen doch die Bruchstücke vorhandener Ueberlieferungen dafür, daß das Ur Abrahams im Norden lag. Wir haben in dem Urhoi der Syrier, dem heutigen Urfah, die dem Patriarchen geheiligte Moschee. Wir haben Abrahams Haus zu Harran, wo er auf seiner ersten Auswanderung verweilte. Wir haben den Ort, wo er auf seinem Wege nach Kanaan über den Fluß setzte. Eine Sage erzählt von seinem Verweilen zu Arum, Zohab oder Aleppo, als er weiter nach dem Süden zog. Allein wäre der Patriarch dem an ihn ergangenen Rufe gehorsam von Mukaiyir ausgegangen, so hätte kein Flußübergang stattfinden müssen, noch würde seine Reise nach Kanaan in südlicher Richtung gegangen sein, wie ausdrücklich in der Bibel angegeben ist.

Dies ist nur eine von den hunderten von schwierigen Fragen, welche sich beim Lesen der anregenden Reiseberichte aufdrängen; ganz besonders aber gehört dazu die Ersetzung einer ursprünglichen semitischen Race durch eine hamitischer Abkunft; die Vermuthung daß, weil in gewissen Keilschriften ein skythischer Charakter ist, dieselben africanischen Ursprungs seien, daß die westlichen Aethiopier Africa's überhaupt nur irgend etwas, ausgenommen den Namen, mit den östlichen Aethiopiern Asiens zu schaffen hatten; daß die Akkudim Neger waren; Erech, Akkad und Kalneh Bezirke, nicht Städte, und Nimrod ein Volk, aber keine Person war. Dieselben enthalten viele der interessantesten Fragen, die mit der Geschichte des Menschengeschlechtes verknüpft sind. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß seit der ersten Ausgrabung menschlicher Ueberreste in Assyrien durch Botta und Layard nichts zum Vorschein gekommen ist, was den Thatsachen gleichkommt, die sich aus den vereinigten Nachforschungen eines Loftus und Taylor sammeln lassen. Stehen die chaldäischen Bildhauerarbeiten in künstlerischer Hinsicht den assyrischen nach, so übertreffen sie diese doch an geschichtlicher Bedeutung. G—sch.

Im Gebirge.*)

Nach Julius Thomsen.

Wir sind in unsere Hütte getreten und haben uns einen Platz an dem lebhaft brennenden Feuer ausgesucht. Während wir ein kärgliches Mahl bereiten, dreht sich das Gespräch um die mannichfachen Gegenstände, die im Laufe des Nachmittags unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Bald ist es der stürmende Wildbach, welcher hurtig zwischen den Felsen hinabstürzt, um den naheliegenden Bergsee zu erreichen, bald der zierliche Wasserfall, der mit jungfräulicher Anmuth ruhig seinen Schleier vor die nackte Klippe zieht, bald ist es der beschwerliche Gang den Berg hinauf, bald das behagliche Lager an dem hochflammenden Scheiterhaufen, oder das klangreiche Echo, welches noch in unseren Ohren wiedertönt, bald die Ruhe der Nacht und die Tiefe des Himmels, welche in raschem Wechsel zu einem Gegenstande des Gesprächs werden. Und mitten in diesem reichen Stoff tritt das unerschöpfliche Thema des Alltagslebens, das Wetter, auf, denn man fühlt eine Abhängigkeit von der Gunst des Wetters nirgends stärker als in diesen Höhen, wo die Wolken unsere Nachbarn sind, und wo eine kleine Wolke, die auf der Spitze des Berges ausruht, uns den Genuß entziehen kann, auf welchen wir nach unserem beschwerlichen Marsche rechnen. Aber wie hoch sind wir denn gestiegen? Das scheint wohl schwierig zu beantworten, und doch, wenn wir nicht zu große Forderungen an Genauigkeit machen wollen, können wir es mit unseren einfachen Instrumenten bestimmen; denn eine Schaale mit kochendem Wasser und ein Thermometer ist Alles, wessen wir bedürfen. Wir erwärmen also eine kleine Portion reines Wasser und stellen das Thermometer darein; wenn das Wasser vollständig ins Kochen gebracht ist, beobachten wir das Thermometer; und dieses zeigt 94 Grad. Wir lassen das Wasser noch einige Augenblicke kochen, aber das Thermometer bleibt unverändert bei diesem Wärmegrade stehen, welcher 6 Grade niedriger ist, als der, bei welchem das Wasser in der Nähe des Meeres kocht.

Welcher Zusammenhang findet nun zwischen dem niedrigeren Kochpunkt des Wassers und der Höhe statt, zu welcher wir aufgestiegen sind? Erst durch eine Reihe von Schlüssen ist man zu der Kenntniß des Gesetzes gekommen, nach welchem der Kochpunkt des Wassers mit der größeren Höhe abnimmt. Was verhindert denn das Wasser, bei dem gewöhnlichen Wärme-

*) Vergl. Nr. 43.

grad der Luft zu kochen? Es ist der Druck, welchen die Luft auf die Oberfläche des Wassers ausübt. Betrachten wir ein Gefäß mit kochendem Wasser, so sehen wir Blasen aus dem Wasser hervortreten; es sind Wasserdämpfe, welche sich auf den Seiten des Gefäßes entwickelt haben, wo die Wärme des Feuers den Dämpfen die Kraft mittheilt, um dem Drucke der Luft und des darüber befindlichen Wassers widerstehen zu können. Je schwerer also die Luft auf dem Wasser ruht, desto größer ist der Druck, welchen die Wasserdämpfe zu überwinden haben, um durch das Wasser hindurchzudringen, und um so stärker muß dieses erwärmt werden, damit seine Dämpfe den Druck der Luft überwinden können, denn die Kraft der Wasserdämpfe steigt mit ihrem Wärmegrade. An der Oberfläche des Meeres kocht das Wasser bei 100 Graden oder demjenigen Wärmegrade, bei welchem die Wasserdämpfe dem ganzen Drucke der Athmosphäre widerstehen können; aber je höher wir steigen, desto geringer wird dieser Druck, und zwar um so viel als das Gewicht der darunter befindlichen Luft beträgt, und das Wasser wird mithin bei einem niedrigeren Wärmegrad kochen können, denn die Dämpfe haben nicht mehr den ganzen Druck der Luft zu überwinden. Wenn der Luftdruck verändert ist, so ist auch der Kochpunkt des Wassers stets derselbe. In der offenen Schaale kocht das Wasser bei 100 Graden, wenn das Barometer einen Luftdruck von etwa 28 Zoll zeigt, und erreicht keinen höheren Wärmegrad, selbst wenn man auch das Kochen lange unterhält; die zugeführte Wärme trägt nur zur Verwandlung des Wassers in Dampf bei. Der Dampf, der aus dem kochenden Wasser strömt, hat denselben Wärmegrad wie dieses, und doch wissen wir, daß ein lange anhaltendes Kochen erfordert wird, um selbst nur eine geringe Menge kochenden Wassers vollständig in Dampf zu verwandeln, so daß alles Wasser aus dem Gefäße verschwindet. In jedem Augenblick führt das Feuer der kochenden Flüssigkeit Wärme zu, und doch steigt weder der Wärmegrad der Flüssigkeit noch des Dampfes; denn die stetig zuströmende Wärme wird dazu verwendet, um das kochende Wasser in Dampf zu verwandeln, und dazu wird fünfeinhalbmal soviel Wärme erfordert, als um es bis zum Kochen zu erwärmen.

Selbst wenn das Wasser nicht kocht, entwickelt es beständig Dämpfe und verschwindet allmählich aus dem Gefäß; aber diese Entwickelung von Dämpfen findet nur auf der Oberfläche der Flüssigkeit statt, wo sie mit der Luft in Berührung ist, nicht aus der ganzen Masse des Wassers, wie in der kochenden Flüssigkeit, und darum geschieht diese Verdampfung auch viel langsamer. So trocknet die Luft die feuchte Erde aus und saugt das Wasser von der Oberfläche des Meeres. Das Wasser, welches mit der Luft in Verbindung ist, wird daher immer einen niedrigeren Wärmegrad haben, als diese, denn von seiner Oberfläche findet eine Entwickelung von Dämpfen statt, und jede Verdampfung verbraucht Wärme. Jedes Pfund eiskalten Wassers erfordert zur vollständigen Verdampfung sechseinhalbmal soviel Wärme, als nöthig sein würde, um es bis zum Kochen zu erwärmen, und es ist gleichgültig, bei welchem Wärmegrad die Verdampfung vorsichgeht. Da nun die freiwillige Verdampfung des Wassers stattfindet, ohne daß Wärme von außen her zugeführt wird, was dagegen beim Kochen der Fall ist, so nimmt das Wasser die zur Verdampfung nothwendige Wärmemenge aus sich selbst und wird dadurch natürlicherweise kälter. Wenn die Luft, welche mit dem Wasser in Berührung kommt, trocken ist, so geht die Verdampfung rascher vor sich, und der Wärmegrad des Wassers sinkt stärker, als wenn die Luft feucht ist. Gerade hierauf gründet sich ein Instrument, durch welches man den Feuchtigkeitsgrad der Luft bestimmt. Es besteht aus zwei Thermometern; die Kugel des einen wird beständig feucht erhalten und mithin durch die Verdampfung des Wassers abgekühlt. Je trockener nun die Luft ist, desto rascher verdampft das Wasser, desto tiefer sinkt der Wärmegrad des Thermometers unter den Wärmegrad der Luft, welcher an dem andern Thermometer beobachtet werden kann. Der Unterschied zwischen den Angaben der beiden Thermometer steht also in gewissem Verhältniß zum Feuchtigkeitsgrade der Luft. Auf unserer Wanderung den Berg hinauf haben wir Gelegenheit gehabt, die Abkühlung, welche von der Verdampfung erzeugt wird, nach einem großartigen Maßstabe zu beobachten; denn die Kälte in der Bergschlucht rührte von der Verdampfung an der Oberfläche der unzähligen Wassertropfen her.

Doch wir wollen, nach dieser Abschweifung, zu der Beantwortung der Frage zurückkehren, welche uns auf ein verwandtes Gebiet leitete. Wir wissen also, daß der Kochpunkt des Wassers mit der Größe des Druckes, welchen die Luft auf die Oberfläche des Wassers ausübt, steigt und fällt; wir wissen, daß der Luftdruck abnimmt, je höher man steigt, und man hat auf dem Wege der Berechnung und des Versuchs das Gesetz für die Abnahme des Luftdrucks bei größerer Höhe gefunden, so daß aus der Größe des Luftdrucks an einem gegebenen Orte die Höhe dieses Ortes berechnet werden kann. Man hat ferner durch Versuche den Kochpunkt des Wassers für jeden beliebigen Luftdruck gefunden und wir sehen also, daß man durch Verbindung dieser Ergebnisse den Kochpunkt des Wassers zur Bestimmung von Höhen benutzen kann, und dieses Mittel wird auch in der That oft angewandt. Es ist einfach und sehr zuverlässig. In unserer Hütte kocht das Wasser bei 94 Graden, also 6 Grade unter dem Kochpunkt an der Meeresfläche, und wir finden mittels einer kleinen Tabelle, daß dieser Kochpunkt einer Höhe von 5520 Fuß über dem Meere entspricht. In München, Innsbruck und Madrid kocht das Wasser ungefähr bei 98 Graden, denn diese Orte liegen 1700—1900 Fuß hoch, während es in Quito, dessen Höhe etwa 9000 Fuß über dem Meere beträgt, schon bei 90 Graden kocht, also 10 Grade unter dem Kochpunkt am Meeresstrande.

Mannichfach ist doch die Art, wie das Thermometer gebraucht werden kann! Unmittelbar zeigt es uns den Wärmegrad der Luft; befeuchten wir dagegen seine Kugel mit Wasser, so dient die neue Angabe des Thermometers dazu, um den Feuchtigkeitsgrad der Luft zu bestimmen. Tauchen wir es in eine Schaale mit kochendem Wasser, so ersetzt es uns das Barometer; es giebt uns den Druck der Luft an, es giebt uns an, wie hoch wir über die Meeresfläche gestiegen sind. Erst durch eine allseitige Betrachtung verschiedenartiger Er-

scheinungen findet man deren gegenseitige Abhängigkeit, sodaß man aus einer einzelnen Beobachtung Schlüsse nach sehr verschiedenen Richtungen ziehen kann. Will man aber sicher schließen, so muß man auf alle Umstände Rücksicht nehmen, welche einen Einfluß auf das Ergebniß der Beobachtung und auf die Art haben können, wie es benutzt werden soll; und so giebt es in unserem kleinen Beispiel, in unserer Bestimmung der Höhe durch das Thermometer, viele Rücksichten, welche der genau experimentirende Naturforscher nie versäumen darf, die wir aber von unserem Standpunkte aus übergangen haben, da es uns mehr darum zu thun war, den Grundgedanken kennen zu lernen, als ein vollkommen genaues Ergebniß zu erhalten.

In der frühen Morgenstunde treten wir wieder aus unserer Hütte. Alles ist verändert, die Erde ist feucht, die Luft kalt, der Nebel umgiebt uns von allen Seiten und beraubt uns jeder weiteren Aussicht als von der Hütte bis zur nächsten Felswand. So großartig und reich an Abwechselung die Gebirgsnatur auch ist, wenn der blaue Himmel sich über sie wölbt, so beschränkt und einförmig wird sie dann, wenn sie in einen dichten Nebel gehüllt wird. Wir verweilen dann kaum einmal bei dem Gedanken, daß es im Grunde eine Wolke ist, welche uns in sich aufgenommen hat; und doch, wer hat wohl nicht in früher Kindheit sich hinauf nach den freundlichen, zierlich geformten Wolken gewünscht, um auf ihnen über der Erde hinzuschweben, wie die Engel in den religiösen Gemälden. Jetzt sind wir in der Wolke, wir können sie mit den Händen greifen, in ihr frei umhergehen, und doch wünschen wir vor allen Dingen recht bald von diesem ungebetenen Gast befreit zu werden. Wir wünschen uns fort von der kalten feuchten Luft, wir möchten den Schleier gelüftet sehen, welcher die reiche Natur vor unseren Blicken verbirgt. Aber da wir nun einmal in eine Wolke hineingekommen sind, so wollen wir sie etwas genauer betrachten und untersuchen, was unsern Blick hindert, den Raum zu durchdringen. Wir finden da die Luft von einer unendlichen Menge sehr kleiner Wassertropfen erfüllt, welche ringsumher schweben, ohne weder sonderlich zu steigen noch zu sinken. Der Physiker lehrt uns, daß es nicht dichte Tropfen sind, sondern daß sie aus einer dünnen Wasserhaut bestehen, welche Luft und Wasserdampf einschließt; sie sind durch Abkühlung der feuchten Luft in Berührung mit dem kalten Berge entstanden. Diese sehr kleinen Wasserblasen, welche im Bau also den Seifenblasen gleichen, sind die Ursache der Undurchdringlichkeit der Luft, denn sie verhindern das Licht, sich in geraden Linien zu bewegen. Nur ein geringer Theil des Lichtes, welchen ein Gegenstand durch den Nebel sendet, erreicht unser Auge; der größte Theil wird zerstreut, indem die Lichtstrahlen, während sie diese Wasserblasen durchdringen, ihre gerade Richtung verändern, und nur einige wenige, welche durch die Mitte der Kugel dringen, können ihren Weg ungehindert fortsetzen, bis sie auf eine neue Blase stoßen, welche dann wieder einen Theil des zurückgebliebenen Lichtes zerstreut. Je weiter der Gegenstand entfernt, je stärker die Luft mit diesen Wasserblasen erfüllt ist, desto mehr Hindernisse hat das Licht zu überwinden, ehe es unser Auge erreicht, und oft wird es auf diesem Wege so vollständig zerstreut, daß wir von dem fernen Gegenstande gar keinen Eindruck erhalten. Der Nebel ruft daher sehr starke Täuschungen hervor, namentlich auf der See; man sieht durch den Nebel Alles größer und entfernter als es in der Wirklichkeit ist. Die Größe des Bildes, welches das Auge von dem Gegenstande empfängt, verändert sich zwar nicht im Nebel, aber das schwache Licht betrügt das Auge, welches den Gesammteindruck von der Größe des Gegenstandes im Verhältniß zu dem schwachen Lichte desselben so auffaßt, als ob dieses von einem weit ferner liegenden, größern Gegenstande herkäme.

Die feinen Nebelbläschen sind doch zu schwer, um zu steigen, und wiederum zu leicht, um zu fallen; daher schweben sie in der Luft umher ohne bestimmte Richtung, aber durch eine fernere Abkühlung können sie zu Tropfen verdichtet werden und fallen als Regen auf die Erde. Durch eine Erwärmung würde die Luft das leichte Wasserhäutchen derselben wieder auflösen können, der Nebel würde aus unserer Umgebung verschwinden, und eine Wolke würde für Diejenigen sich auflösen, welche den Himmel vom Fuße des Berges aus betrachten. Wir wollen diesen Augenblick nicht abwarten, sondern auf die Sonne uns verlassen, welche im Begriff ist aufzugehen, und auf den leichten Luftzug, welcher sich eben jetzt zu erkennen giebt. Wir treten also wieder unsere Wanderung an, um die Spitze des Berges bei Sonnenaufgang zu erreichen. Unser Weg ist beschwerlich und bietet nur geringe Abwechselung dar, zumal da die Wolke, welche den Berg einhüllt, uns jeder Aussicht über unsere Umgebungen beraubt, und wir werden in der That keine günstige Meinung über die Wolken mit zurückbringen. Sie gehören wie die Uebel zu den Dingen, welche sich am besten in der Ferne ausnehmen. Was die Wolke auf dem Berge, ist der Nebel auf der Erde. Betrachten wir von der Erde aus die Wolke, welche hoch über unserm Haupte schwebt, so können ihre freien Formen und hübsche Beleuchtung Interesse für uns haben; ebenso wie der Nebel, der am Abend über der Wiese ruht oder am Morgen über dem Meere schwebt, unsere Phantasie durch seinen täuschenden Schleier fesseln kann, sofern wir außerhalb stehen; aber steigen wir in die Wolke hinauf oder werden wir vom Nebel eingehüllt, so ist jede Täuschung vorbei. Unsere Aussicht ist begrenzt, und selbst unser Denken scheint von der melancholischen Umgebung, der wir überall begegnen, berührt zu sein.

Jemehr wir steigen, destomehr nimmt die Kälte zu, und der Nebel wird dann und wann von leichten Schneewolken abgelöst, welche der Wind nach den Seiten des Berges führt. Vom Sommer, der am Fuße des Berges seine Stätte gefunden, sind wir in den Winter gedrängt, der in den großen Höhen seine Heimath hat. Aber endlich sind wir durch die kleine Schneeschicht hindurchgedrungen und mit erneuter Kraft setzen wir unsere Wanderung fort. Das Licht der Sterne ist schon erblichen, der Vollmond ist im Begriff, unter den Horizont hinabzutauchen und wirft noch seine letzten Strahlen auf einzelne Berggipfel, welche über den Wolken wie Felsen im Meere thronen. Hier ist Nichts, was an Leben erinnert; kein Thier, keine Pflanze, selbst nicht einmal ein wenig Moos; in

den Schluchten liegt der Schnee vor der Wirkung der Sonne verborgen, und die losen Steine, auf welchen wir langsam, aber sicher schreiten, mit Hülfe unseres treuen Begleiters, des Gebirgsstockes, sind so scharfkantig, als ob sie sich nicht von der Stelle gerührt hätten seit dem Augenblicke, da sie von dem Felsen losgerissen wurden, oder als ob die auflösende Kraft des Wassers nie auf ihre Oberfläche gewirkt hätte. Die tiefe Stille wird nur unterbrochen, wenn dann und wann ein Stein unter unseren Füßen fortrollt und in starken Sprüngen nach der Tiefe eilt. Der scharfe Zahn der Zeit zertheilt die festen Steinmassen, aus denen der Berg besteht; Wasser, Luft, Licht und Wärme lösen die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen des Berges auf, und in unberechenbarer Zeit wird der Berg dem Thale gleichgemacht sein; denn je mehr dessen Zusammenhang geschwächt wird, umsoweniger können seine Theile der Anziehung der Erde widerstehen, welche Alles dem Meere gleichzumachen strebt. Diese Kraft zieht den Regen aus der Wolke zu sich hernieder, sie führt das Wasser der Bäche und Flüsse zum Meere, und ihrer Kraft widersteht der Berg nur solange, als er ihr mit hinreichender Festigkeit begegnet. Wird die Zusammenhangskraft des Felsens geschwächt, werden einzelne Theile von der übrigen Steinmasse gelöst, so werden diese, wenn sie nicht mehr eine hinreichende Unterstützung des Felsens finden, dem Wege folgen, welchen die Anziehung der Erde ihnen bestimmt, und so zieht diese im Laufe der Zeit den Berg Stein für Stein ins Thal hinab. Wenn anhaltende Regenschauer die loseren Erdschichten lösen, auf welchen der Berg zum Theil ruht, so stürzt dieser, der sichern Grundlage beraubt, oft plötzlich ins Thal hinab und richtet große Verheerungen an, so z. B. im Jahre 1806, als der Roßberg im Canton Schwyz zusammenstürzte und ein Dorf begrub.

Wir sind unterdessen an das Ziel unserer Wanderung gelangt. Von dem höchsten Gipfel des Berges können wir frei nach allen Richtungen umherschauen über die verschiedenen Bergketten, von welchen nur einzelne schneebedeckte Gipfel sich über den Horizont erheben. Der Wind hat die Wolken vertrieben, die Sonne ist im Begriff aufzugehen, und die Gipfel der Schneeberge glühen im prachtvollen Licht der Morgenröthe, während die Finsterniß noch über den Thälern brütet, aus welchen die niedrigeren Berge in tief violettem Ton hervortreten. Mit jeder Secunde gewinnt das Licht eine größere Ausdehnung, und neue Berggipfel tauchen aus dem Dunkel hervor; die ersten Sonnenstrahlen fallen auf die höchsten Gipfel, deren Schneedecke in dem starken Lichte blitzt, welches bald von Gipfel zu Gipfel durch die ganze Gebirgskette springt. Der Sonnenaufgang bildet den schönsten und feierlichsten Augenblick in den Bergen und läßt einen tiefen und dauernden Eindruck bei dem Beschauer zurück; aber es wäre unmöglich, in Worten vollkommen die Pracht zu beschreiben, mit welcher die immer großartige Gebirgsnatur auftritt, wenn die ersten Strahlen die Spitzen der Berge vergolden. Unwillkürlich werden wir von der Majestät der Natur ergriffen, und sollen wir uns Rechenschaft geben von unseren Empfindungen in diesem Augenblicke, so werden wir am meisten an diejenigen erinnert, die uns durchdringen, wenn wir an einem Feiertage in eine mächtige Domkirche treten, aus welcher uns die Töne der Orgel und des Gesanges entgegenbrausen.

Der höchste Berg der Erde, der Everest in der Himalayakette, erreicht eine Höhe von 27,712 Pariser Fuß über dem Meere, aber Niemand hat seinen Fuß auf die Spitze dieses Berges gesetzt, und es wird vielleicht auch nie geschehen. Auf dem Chimborazo, einem der höchsten Berge der Andeskette, sind zwei berühmte Naturforscher, Alexander von Humboldt und Boussingault, bis zu einer Höhe von 18,730 und 19,130 Fuß vorgedrungen, und dies ist die größte Höhe, bis zu welcher Menschen auf den Bergen gelangt sind. Der letzte dieser kühnen Bergsteiger war nur ungefähr 1700 Fuß von der Spitze des Berges; aber senkrechte Felswände hinderten ihn höher zu steigen. Der höchste Berg von Europa, der Montblanc, ist 14,800 Fuß hoch und wurde zum ersten Male im August 1787 von Saussure bestiegen, welcher drei Tage brauchte, um bis zum Gipfel zu kommen. In Luftballons haben sich die Menschen noch höher aufgeschwungen, und so erreichte Gay-Lussac im Jahre 1804 eine Höhe von beinahe einer Meile. Die wissenschaftliche Ausbeute, welche die Besteigung der höchsten Berge der Erde giebt, ist in der That nur gering im Verhältniß zu der außerordentlichen Anstrengung und den Gefahren, welche damit verbunden sind, zumal die Beobachtungen auf ein Paar Stunden beschränkt werden müssen, weil die Umstände nur selten einen längern Aufenthalt gestatten. Man beschränkt sich im Allgemeinen darauf, den Luftdruck, den Wärmegrad und die Feuchtigkeit der Luft zu beobachten, denn schon der Transport der für diese Beobachtungen nothwendigen Apparate verursacht große Unbequemlichkeit an Stellen, wo man oft weite Strecken auf Händen und Füßen die schneebedeckten, steilen Abhänge hinaufkriechen muß und jeder Fehltritt das Leben kosten würde. Und selbst abgesehen von den Gefahren, welche mit dem Besteigen hoher Berge verbunden sind, wird man von vielen kleinen Uebeln geplagt. Das blendende Schneelicht greift die Augen in hohem Grade an und hat Augenentzündungen zur Folge. Die Luft, welche die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel umgiebt, ist bei stillem Wetter sehr drückend und erzeugt Uebelkeit und andere kleine Leiden. Jene Naturforscher leiten diese Wirkungen von dem Einflusse her, welchen der Schnee auf die atmosphärische Luft ausübt. In großen Höhen tritt oft das Blut aus Nase, Augen und Lippen, und man empfindet einen fast unerträglichen Schmerz in der Hüfte, welcher bewirkt, daß man oft stillstehen und sich ausruhen muß. Die Ursache von den letztgenannten Erscheinungen ist die, daß der Luftdruck abnimmt, je höher man steigt. Das Bein wird nämlich nur durch den Druck der Atmosphäre getragen, und die dasselbe umgebenden Muskeln dienen blos um die Bewegung zu erzeugen. Denken wir uns den Menschen in einen luftleeren Raum gebracht, so würde das Bein aus der Pfanne, oder Vertiefung des Beckens, fallen. Wenn der Luftdruck bedeutend abnimmt, so verringert sich die Sicherheit im Gehen, man kann sich nicht mehr ganz auf seine Beine verlassen, und jeder Sprung, jede rasche Bewegung setzt den Menschen Gefahren aus. Wir sehen hier eine der vielen Arten, wie der Luftdruck von der Natur

benutzt wird. An die kegelförmige Vertiefung des Beckens schließt sich nämlich die Endfläche des Schenkelknochens luftdicht an und kann von derselben nur durch eine Kraft losgerissen werden, welche den Druck übersteigt, mit welchem die Luft diese zwei Flächen gegeneinanderdrückt, und welche weit größer ist als das Gewicht des Beins.

Der niedrigste Luftdruck, welchen die Bergsteiger beobachtet haben, entspricht einer Barometerhöhe von 14⅛ Zoll, oder ist, mit anderen Worten, etwa halb so groß wie an der Meeresfläche. Mehr als die Hälfte der atmosphärischen Luft hat also zu ihren Füßen gelegen, und sie haben nur die Hälfte des Druckes getragen, mit welchem die Luft im Allgemeinen auf den Menschen wirkt; sie haben in einer Luft gelebt, die nur halb so dicht war, wie die Luft an der Oberfläche des Meeres; denn die Dichtigkeit der Luft nimmt in demselben Grade ab, wie der Druck der über derselben liegenden Luft. Die geringe Dichtigkeit, welche der Luft auf hohen Bergen eigen ist, giebt zu anderen, höchst interessanten Erscheinungen Anlaß. Die Luft pflanzt nämlich den Schall um so schneller fort, je dichter sie ist; je dünner die Luft wird, desto schwächer wird dagegen der Schall, der unser Ohr erreicht, und kein Schall kann aus einem luftleeren Raume zu uns gelangen. Selbst eine Explosion, die den Mond in seine kleinsten Theile zersprengte, würde unserm Ohre entgehen, denn durch den luftleeren Weltenraum könnte der Schall nicht zur Erde gelangen. In den großen Höhen herrscht also eine natürliche Ruhe und Stille; denn theils fehlt hier das Getümmel des alltäglichen Lebens, theils tritt jeder Laut, selbst die menschliche Stimme, in einem gedämpften Grade auf. Auch das Athmen wird von der geringen Dichtigkeit der Luft erschwert und geschieht daher mit vermehrter Geschwindigkeit; denn, da die Luft dünn ist, führt jeder Athemzug eine geringere Menge Luft nach den Lungen. Um uns einen Begriff von den Gefahren und Beschwerden machen zu können, welche das Besteigen hoher Berge mitsichführt, wollen wir uns an das erinnern, was der französische Gelehrte Boussingault über seinen Versuch, die Spitze des Chimborazo zu erreichen, mittheilt.

„Wir schritten vorsichtig weiter fort; rechts konnten wir uns auf den Fels stützen, aber links war der Abgrund fürchterlich. Ehe wir diese gefährliche Wanderung antraten, suchten wir uns mit dem Abgrunde recht vertraut zu machen — eine Vorsichtsmaßregel, die man nie versäumen muß, wenn man im Gebirge an eine gefährliche Stelle kommt.

„Wir fingen nun an mehr als je vorher die Wirkung der dünnen Luft zu empfinden. Alle zwei bis drei Schritte mußten wir stillstehen und uns oft sogar einige Secunden setzen; aber sobald wir uns gesetzt hatten, erhoben wir uns wieder, denn unsere Leiden dauerten nur, so lange wir uns bewegten. Der Schnee nahm bald einen solchen Zustand an, daß unsere Wanderung ebenso langsam als gefahrvoll wurde; denn der Schnee war weich und bildete nur eine drei bis vier Zoll dicke Schicht über dem sehr harten und glatten Eise, sodaß wir genöthigt waren, Stufen in denselben zu hauen, um sicher weitergehen zu können. Der Neger ging voran und mußte diese Arbeit ausführen, aber er wurde bald müde; indem ich an ihm vorbeigehen wollte, um ihn abzulösen, glitt ich aus, wurde aber glücklicherweise mit Kraft von meinen beiden Begleitern zurückgehalten, und in diesem Augenblicke schwebten wir Alle in der größten Gefahr. Dieses Unglück machte uns einige Zeit unschlüssig, aber wir faßten bald wieder frischen Muth und beschlossen weiter fortzuschreiten. Der Schnee wurde besser, noch einmal strengten wir alle unsere Kräfte an, und um 3¾ Uhr (den 16. December 1831) erreichten wir den mit Sehnsucht erwarteten Bergrücken. Hier überzeugten wir uns indessen bald, daß ein weiteres Vordringen unmöglich sein würde; wir befanden uns am Fuße eines senkrechten Felsens, dessen schneebedeckte Kuppe die Spitze des Chimborazo bildete.

„Der Bergrücken, welchen wir erklommen hatten, war nur ein Paar Fuß breit; auf allen Seiten waren wir von Abgründen umgeben, und überall begegnete unser Auge den seltsamsten Umgebungen. Die dunkle Farbe des Felsens bildete den stärksten Gegensatz gegen den blendendweißen Schnee; lange Eiszapfen schienen über unseren Köpfen zu schweben, ja man konnte sich versucht fühlen zu sagen, daß ein prachtvoller Wasserfall an den Felsen festgefroren wäre. Das Wetter war schön, und im Westen zeigten sich einige kleine Wolken; die Luft war vollkommen rein und die Aussicht war unermeßlich; unsere Lage war neu und bot uns die vollkommenste Befriedigung dar. Wir befanden uns in einer Höhe von 19,130 Fuß über dem Meere; ich glaube, es ist die größte Höhe, welche ein Mensch in den Gebirgen erreicht hat.

„Nachdem wir einige Augenblicke ausgeruht, hatten wir unsere Kräfte vollkommen wiedergewonnen. Keiner von uns empfand etwas von den Leiden, über welche die Meisten, welche hohe Berge bestiegen haben, Klage führen. Drei Viertelstunden nach unserer Ankunft machte mein Puls, wie der meines Begleiters, 106 Schläge in der Minute; wir empfanden Durst und waren offenbar in einem etwas fieberhaften Zustande, welcher uns indessen nicht im geringsten beschwerlich gefallen war. Mein Freund war außer sich vor Freude; und seine Laune war unerschöpflich, während er unsere Umgebung abzeichnete. Die Stimmen meiner Begleiter waren in dem Grade verändert, daß es mir unter allen anderen Umständen unmöglich gewesen wäre, sie wiederzuerkennen. Nicht geringeres Erstaunen rief der schwache Ton hervor, den mein Hammer erzeugte, selbst wenn ich mit verstärkter Kraft gegen den Fels schlug.

„Die geringe Dichtigkeit der Luft wirkt im Allgemeinen in sehr merklicher Weise auf Personen ein, welche hohe Berge besteigen. Saussure wurde auf dem Gipfel des Montblanc von einem Uebelbefinden ergriffen, und seinen Führern, welche Bewohner des Chamouny-Thales waren, erging es nicht besser. Diese Unpäßlichkeit wurde noch vermehrt, wenn er sich bewegte, oder seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand, wie z. B. beim Gebrauch der Instrumente, richtete. Die ersten Spanier, welche in die hohen Berge America's eindrangen, wurden nach Acosta's Bericht von Unterleibsschmerzen ergriffen. Bouguer litt in den Cordilleren bei Quito, sowie Zumstein auf dem Monte Rosa, zu wiederholten Malen am Blutsturz. Ebenso empfanden Humboldt und Bonpland, bei ihrer Be-

steigung des Chimborazo am 23. Juni 1802 Uebelkeit, und das Blut drang ihnen aus den Lippen und dem Zahnfleisch. Wir hingegen empfanden zwar, solange wir stiegen, einige Beschwerde beim Athmen und eine außerordentliche Mattigkeit, aber diese Uebelstände verließen uns, sobald wir stehen blieben. Kaum hatten wir uns aber gesetzt, als wir uns wieder frei von allen Unbequemlichkeiten fühlten. Vielleicht rührt unsere Unempfindlichkeit gegen die Wirkungen der dünnen Luft von unserm längern Aufenthalt in den hochliegenden Städten der Andeskette her. Denn wenn man den Verkehr in Städten wie Bogota, Micuipampa, Potosi u. s. w., welche 8000—13,000 Fuß über dem Meere liegen, gesehen hat; wenn man ein Zeuge von der Kraft und bewundernswerthen Geschicklichkeit gewesen ist, welche die Toreadoren in dem 9000 Fuß hoch gelegenen Quito an den Tag legen; wenn man gesehen hat, wie junge, zarte Weiber die ganze Nacht hindurch an Orten tanzen können, welche fast in derselben Höhe wie der Gipfel des Montblanc liegen, wo der berühmte Saussure kaum Kraft genug hatte, um seine Instrumente zu beobachten, und wo seine kräftigen Führer in Ohnmacht fielen, als sie ein Loch in den Schnee graben sollten; wenn man bedenkt, daß die berühmte Schlacht bei Pichimba fast in gleicher Höhe mit dem Monte Rosa geliefert worden ist, so glaube ich, daß man die Möglichkeit einräumen muß, der Mensch könne sich an das Einathmen der verdünnten Luft auf den höchsten Bergen gewöhnen."

Wenn wir von einem der höchsten Punkte einer Bergkette die kolossalen Massen überschauen, welche sich hier über die Oberfläche des Meeres emporthürmen, so wird freilich der Gedanke ziemlich fern liegen, daß die ganze Gebirgskette einmal in früherer Zeit aus dem Meere emporgetaucht sein sollte, sodaß die Stelle, auf welcher wir uns befinden, vielleicht tausende von Fuß unter dem Meeresspiegel gelegen hat, und doch verhält es sich so. Die Geschichte des Berges steht auf seinen ausgedehnten Seiten geschrieben; dort kann man die Entwicklung des Berges Schritt für Schritt verfolgen, sofern man nur vollkommen die Sprache versteht, in welcher die Natur zu uns redet. Der Geolog hat aus dem Bau der Gebirge und des flachen Landes den Schluß gezogen, der seine Bestätigung auch in anderen Theilen der Naturwissenschaft findet, daß nämlich in einer außerordentlich frühen Zeit das Meer die ganze Erde bedeckt hat, so daß kein fester Punkt, kein Fels der freien Bewegung des allumfassenden Meeres eine Grenze setzte; daß aber allmählich bald dieser, bald jener Theil der Erdrinde das Joch abwarf und sich über das Meer emporhob, während andere Theile um so tiefer unter dessen Oberfläche hinabsinken mußten. Die Erde ist in den ältesten Zeiten eine geschmolzene Masse gewesen, so wie sie es zum Theil noch jetzt ist; das feste Land, auf welchem wir bauen und wohnen, ist nur eine dünne Schale um den geschmolzenen Kern der Erde, und könnten wir doppelt so tief, als der höchste Berg über den Meeresgrund emporragt, in die Erde eindringen, so würden wir einen geschmolzenen Kern, ein glühendes Meer finden, aus welchem die Vulkane ihre Feuerströme ergießen. Zu einer Zeit, da die Dicke der festen Erdrinde vielleicht nicht einmal einige tausend Fuß betrug, war dieselbe gewaltsamen Einwirkungen des geschmolzenen Kernes ausgesetzt; denn durch Abkühlung zog sich die Erdrinde allmählich zusammen, sie konnte den geschmolzenen Kern nicht mehr einschließen, sie mußte bersten, und durch ihre Spalten drangen die glühenden Massen des Innern hervor und thürmten sich allmählich zu der Höhe auf, welche die Berge jetzt haben. Die Erdrinde bekam Falten und Krümmungen und das Land trennte sich vom Meere.

Aber können wir wirklich annehmen, daß eine so ungeheure Masse, wie die Gebirgskette des Himalaya, deren höchster Punkt mehr als eine Meile über dem Meeresspiegel liegt, durch eine Kraft, welche ihren Ursprung allein in der bei einer fortdauernden Abkühlung eingetretenen Spannung an der festen Oberfläche der Erde haben sollte, über dieselbe kann hervorgehoben worden sein? Und doch schwindet jede Bedenklichkeit, wenn wir auf die unermeßliche Größe der Erde Rücksicht nehmen. Was ist eine Meile im Vergleich mit dem 1740 Meilen großen Durchmesser der Erde? Denken wir uns die Erde als eine Kugel von einer Elle Durchmesser, so werden wir auf solch einem Globus nur mit größter Mühe selbst die höchsten Berge der Erde entdecken können. Die Kugel würde uns vollkommen eben vorkommen; denn der höchste Berggipfel würde nur ⅙ Linie, etwa die Dicke eines Kartenblattes, höher liegen als die Meeresfläche, und ein Sandkörnchen würde nicht einmal vom Meere, wo es am tiefsten wäre, verborgen werden können. Die Erdrinde, welche höchstens 10 Meilen dick ist, und unter welcher sich Alles in einem geschmolzenen und glühenden Zustande befindet, würde an unserm Globus nicht die Dicke einer Linie, eines Grashalms, haben. Das wäre die ganze Tiefe, aus welcher die Vulkane ihr Feuer holen müßten. Selbst wenn unser Globus einen Durchmesser von 50 Ellen hätte, würde der größte Berg der Erde kaum einen Finger breit hoch sein. Bei einer Kugel von einer Elle Durchmesser würden wir diese kleinen Unebenheiten für ganz unwesentlich und zufällig halten, und doch sind sie im Verhältniß zu dieser kleinen Kugel ebenso bedeutend wie die Berge im Verhältniß zur Erde; aber wenn wir über die ungeheure Größe der Berge erstaunen, wenn wir an der Möglichkeit zweifeln, daß diese Massen aus dem Meere bis zu dieser Höhe emporgehoben sein können, so ist die eigentliche Ursache unseres Zweifels nur die, daß wir mit unseren geringen Begriffen uns nicht die rechte Vorstellung von der Größe der Erde machen können. Die Ausdehnung des Festlandes ist nur unbedeutend im Vergleich zu der des Meeres, ebenso wie die Höhe der größten Berge der Erde gegen die Tiefe des Meeres, welche wenigstens an einer Stelle beinahe zwei Meilen beträgt, sodaß sämmtliche Berge der Erde und all das feste Land, welches jetzt aus dem Meere hervorragt, nur einen kleinen Theil des Weltmeeres auszufüllen vermöchte.

In der Ferne zeigt sich eine Erscheinung, welche im Gebirge nicht mit günstigen Augen angesehen wird. Auf einem der höchsten, schneebedeckten Gipfel ruht eine kleine Wolke, welche der leichte Wind, der über denselben zieht, nicht loszureißen vermag. Die Wolke klammert sich fest an den Gipfel des Berges, an welchen sie durch eine unsichtbare Kraft, wie der Rauch an den Schornstein, gefesselt wird. Wir würden indessen sehr irren, wenn wir annähmen, daß diese Wolke, die

einzige, welche der Himmel für den Augenblick unseren Blicken darbietet, der Macht des Windes wirklich widerstehen und unerschütterlich an den Berg gefesselt sein könnte; denn mit jedem Augenblick reißt der Wind einen Theil derselben los, während der Berg beständig diesen Verlust zu ersetzen sucht. Es ist eine schlimme Vorbedeutung, sagt der Bergbewohner, und er hat Recht; denn sie benachrichtigt uns davon, daß ein feuchter Luftstrom über den Berg dahineilt und seinen kalten Gipfel berührt. Die Wolke, welche unerschütterlich am Berge hängt, bildet sich ununterbrochen auf's neue durch die Berührung der Luft mit der kalten Schneemasse, da ja der Wind die gebildete Wolke mit sich fortreißt und dieselbe auflöst. Es wird selten lange dauern, bis der hochschwebende, feuchte Luftstrom bei anhaltender Abkühlung sich senkt, Wolken bildet und Regen giebt. Wir sehen schon jetzt mehrere hohe Berggipfel rauchen; es ist daher an der Zeit, diesen hochgelegenen Ort zu verlassen, um nicht in diesen unwirthlichen Gegenden von Nebel und Regen überrascht zu werden. Noch einmal lassen wir den Blick das große Panorama umfassen, um den letzten allgemeinen Eindruck von der ganzen Natur zu empfangen. Wir haben vor uns eine wahre Mannichfaltigkeit und Schönheit in Form und Farbe, einen reichen Wechsel von Licht und Schatten; wir athmen die frische Luft, werden von den heiteren Sonnenstrahlen erquickt, und der reine, blaue Himmel wölbt sich über uns, während uns eine tiefe Stille das geschäftige Treiben des Alltagslebens vergessen läßt. Wir stehen auf einem steinigen Boden, auf welchen niemals ein Herrscher seinen Fuß gesetzt, wo kein lebendiges Wesen seine Wohnstätte aufgeschlagen, und wohin die Cultur ihre Herrschaft noch nicht erstreckt hat. Wir fühlen uns frei und ungebunden wie die Vögel des Himmels, die nur auf ihrer Schwingen Kraft vertrauen und nur ihren eigenen Gesang hören, der ein Widerhall der Stimme der Natur ist; wir fühlen, daß der Berg die Heimath der Freiheit, und daß der Bergbewohner zur Freiheit geschaffen ist, selbst wenn er in Knechtschaft geboren wurde.

Aber wir empfinden zugleich das Vorhandensein des Bandes, welches hier wie überall in der freien Natur alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen vereinigt; denn in all dieser Mannichfaltigkeit und Abwechselung findet sich eine Einheit im Gedanken, eine gemeinsame Nothwendigkeit, welcher sich jedes Einzelne unterordnen muß. Nicht eine zügellose Freiheit herrscht in der Natur; denn alle ihre Handlungen stehen in einem bestimmten Verhältniß zu einander; die natürliche Freiheit hat ihre Grenzen, welche von den Naturgesetzen bestimmt werden, und welche die Natur selbst mit unbeugsamer Strenge überwacht. So fällt kein Schatten und kein Licht auf die ganze Bergkette, ohne die Sonne zur letzten Ursache zu haben, und der ganze Reichthum und Wechsel, welchen Licht und Schatten hervorrufen, müssen nothwendigerweise einen harmonischen Eindruck machen, denn, uns selbst unbewußt, empfinden wir die gemeinsame Ursache.

Die Seiten des Berges bieten hinsichtlich ihrer Bekleidung einen reichen Wechsel dar; bald sind sie waldbewachsen, bald nackt und bald schneebedeckt. Uebersehen wir die Bergkette, so können wir deutlich drei Zonen unterscheiden, durch mehr oder weniger gerade Linien getrennt, welche nach der Länge der ganzen Bergkette gezeichnet sind. Der Pflanzenwuchs reicht nur bis zu einer bestimmten Höhe hinauf, er wird von den nackten Wänden abgelöst, bis diese, in noch größerer Höhe in den ewigen Schnee eingehüllt werden. Auf den Seiten des Berges haben wir ein gedrängtes Bild der Erde. In wenigen Stunden können wir im ewigen Sommer von den Polen bis zu dem Lande wandern, das am Fuße des Berges liegt, und uns mit vielen Eigenthümlichkeiten der dazwischenliegenden Länder bekanntmachen.

Lasset uns diese Wanderung antreten! Wir verlassen die Schnee- und Eisregionen der Polarländer, wandern durch die öden Länder des hohen Nordens, wo die Sonnenwärme den Schnee weggeschmolzen hat und den nackten Boden vortreten läßt. Noch ist die Natur scheinbar leblos, aber bald tritt zu unseren Füßen etwas Moos hervor und erinnert uns daran, daß wir in fruchtbarere Erdgürtel treten. Wir wandern durch die freundliche Zone der Alpenrose, und in der Ferne winken uns Norwegens Küsten mit den finstern, ernsten Nadelbäumen; lange wandern wir durch Fichten- und Tannenwälder, bis die Birke auftritt und uns an unsere naheliegende Heimath erinnert; kornreiche Felder wechseln mit Buchen und Eichen ab, wir fühlen uns wie zu Hause in dieser Umgebung, obschon diese Wälder nur ein schwaches Bild sind von denjenigen, welche unsere Ebene schmücken; rasch haben wir das kleine Dänemark durchschritten und wir betreten den deutschen Boden, wo Kastanienwälder, Obstbäume und Weingärten uns bis an den Fuß des Berges folgen.

Die Ursache des stetig wechselnden Pflanzenwuchses ist dieselbe, wie die, welche die Verschiedenheiten auf der Oberfläche der Erde hervorruft. Je höher wir den Berg hinaufsteigen oder von den Polen nach dem Aequator hin wandern, um so mehr nimmt die Wärme zu, und wie wir am Gebirge die scharfen Linien beobachten, welche die verschiedenen Vegetationsgürtel begrenzen, so verhält es sich auch auf der Erde. Auch kann man Linien auffinden, welche die Heimath der einzelnen Pflanzen begrenzen; sie laufen rings um die Erde in mehr oder weniger krummen Linien, wie die, welche die Grenzen auf den verschiedenen Seiten des Gebirges bezeichnen. Denken wir uns die Erde nach dem Aequator in zwei große Halbkugeln getheilt, so haben wir zwei kolossale Berge, jeden 860 Meilen hoch; vergleichen wir dann diese mit den Bergen der Erde unter dem Aequator, so werden wir in den letzten ein Miniaturbild der ersten haben. An ihrem Fuße wachsen Palmen, und auf ihrem Gipfel ruht der ewige Schnee, während auf den dazwischenliegenden Theilen die verschiedenen Pflanzen in derselben gesetzmäßigen Ordnung abwechseln, je höher wir steigen, und je mehr also die Wärme abnimmt.

Wir wissen, daß die Ursache von der ungleichen Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche in der Stellung der Erde zur Sonne liegt, denn je weiter wir uns von den Wendekreisen entfernen, desto niedriger ist der Kreis, den die Sonne vom Himmel beschreibt, desto schräger fallen ihre Strahlen auf die Erde, und desto schwächer wird folglich deren Erwärmung sein.

Aber auf dem Berge ist das Verhältniß zum Theil ein

anderes; hier ist es die Ausstrahlung der Wärme in den Weltenraum, welche den Berg wesentlich abkühlt, während zugleich die dünne Luft, in welche der Berg gehüllt ist, schwieriger erwärmt wird, als die dichtere, welche auf der Erdoberfläche ruht. Je höher man steigt, desto mehr gewinnen diese Umstände an Bedeutung, sodaß man endlich einen Punkt erreicht, wo aller Pflanzenwuchs aufhören muß, wo ewiger Schnee den Berg bedeckt, und selbst die Sommerwärme den weißen, blinkenden Teppich nicht zu durchdringen vermag. Die Schneegrenze liegt natürlich in sehr verschiedener Höhe, denn sie ist abhängig von der Lage des Berges. Unter dem Aequator muß man 12,200 bis 15,600 Fuß, auf den Alpen 8600 Fuß und an der Nordküste von Norwegen 2300 Fuß hoch steigen, um die Regionen des ewigen Schnee's zu erreichen. Je mehr man sich von dem Aequator der Erde entfernt, desto geringer ist die Höhe, in welcher die Schneegrenze liegt; aber auch andere Umstände können eine Veränderung in der Höhe der Schneegrenze veranlassen. Auf der Südseite des Berges liegt sie im Allgemeinen höher, als auf der Nordseite, weil die Sonne auf jener Seite eine stärkere Wirkung ausübt, doch gilt diese Regel nicht allgemein; denn in der Bergkette des Himalaya liegt die Schneegrenze auf der Südseite etwa 2000 Fuß niedriger, als auf der Nordseite der Berge, was von deren besonderer Lage herrührt.

Es ist inzwischen Abend geworden; das Ungewitter, dessen Herannahen uns die Berggipfel verkündeten, hat längst in den naheliegenden Bergen getobt, ohne daß wir selbst von demselben betroffen worden sind; nur das vom Echo mannichfach verstärkte Rollen des Donners erreichte unser Ohr. Wir sitzen jetzt außerhalb unserer Wohnung und ruhen nach den anstrengenden Genüssen des Tages aus; die Sonne ist schon aus dem Thale verschwunden, die Kirchenglocke ruft das Volk zum Gebet, und auf den Berggipfeln fängt das Abendroth an sein Licht anzuzünden. Eine feierliche Stimmung ist über die Natur ausgebreitet, aber sie ist höchst verschieden von der, welche in den ersten Augenblicken des frühen Morgens auf den Bergen herrschte, als die Sonne über den Horizont hervortrat, und die Finsterniß dem Lichte weichen mußte; denn jetzt ist es Nacht, welche den Tag ablöst. Mit jedem Augenblicke nimmt das Licht an Stärke ab, bis die Finsterniß vollständig die reiche Natur unseren Blicken verbirgt. Wir empfinden nicht die Begeisterung, welche in den ersten Stunden des Tages sich unser bemächtigte, eine wehmüthige Stimmung hat deren Stelle eingenommen; wir leben nicht länger im Augenblick, die Erinnerung tritt in um so hellerem Lichte hervor, je mehr die Umgebungen unseren Blicken entzogen werden, und ist der letzte Lichtschimmer auf den höchsten Gipfeln der Berge erloschen, so treten die leuchtenden Sterne aus der Tiefe der Erinnerung hervor!

Die Indianer Nordamerica's.

Als die ersten Europäer die Küsten im Norden des Meerbusens von Mexico betraten, fanden sie lauter kleine Volksstämme. Von den stark bevölkerten Reichen, die man in Mexico, Peru und Chile entdeckt hatte, war in diesen höheren Breiten so wenig eine Spur zu finden, wie von den merkwürdigen Monumenten Yucatans und Centralamerica's, die auf eine so vorgeschrittene Cultur schließen lassen, daß man sie oft, mit Unrecht natürlich, den Phöniciern, oder den Indern, oder den Aegyptern zugeschrieben hat. Die Monumente am Mississippi und in anderen Stromthälern der Union erinnern an die asiatischen Mohillen, von denen die Völker der Steppe sich erzählen, daß ihre Ahnen, als sie gegen Abend zu ihren großen Eroberungen ausgezogen wären, sie aufgeworfen hätten, um den Rückweg in die Heimath nicht zu verfehlen. Den Denkmälern am Nil gleichen diese Erdhügel so wenig, wie die Figuren von arabischen Hirten gezeichnet, die Niebuhr in den Seitenthälern des Sinai sah, den ägyptischen Hieroglyphen.

Den Raum von fünfzehn Breitengraden — 50 Grad bis 35 Grad nördlicher Breite — nahmen längs der atlantischen Küste die dreiunddreißig Stämme der Algonkiner ein. Alle zusammen zählten vielleicht nicht 90,000 Menschen, und noch schwächer waren die übrigen Völkergruppen. Man hat berechnet, daß im heutigen Unionsgebiet östlich vom Mississippi nicht mehr als 200,000 Indianer gewohnt hätten. Diese Angabe ist glaubhaft, denn die Eingebornen waren ohne Ausnahme Jäger, und ungeheure Landstrecken, Ohio und Theile von Indiana und Michigan, hatten als streitige Jagdgebiete gar keine ständigen Einwohner.

Alle diese Volksstämme wußten von ihrer ältesten Geschichte wenig oder nichts. Heute erzählen die Indianer Sagen von einer Abstammung aus einem fernen Welttheile und von einer Sündfluth, aber für die Ethnographie sind diese Sagen werthlos, denn sie sind den Wilden von den Christen eingeflüstert worden. Die wirklichen Erinnerungen dieser Stämme reichen, zur Mythe geworden, in der Regel nicht weiter, als bis zu der unmittelbar vor ihrer Einwanderung in ihre jetzigen Wohnsitze liegenden Zeit. So wissen die Chaktas noch, daß sie dereinst im Westen der Felsengebirge gewohnt haben. Auf den Rath eines großen Medicin-Mannes wanderten sie gegen Sonnenaufgang. Ein langer Stab, den der Zauberer in der Hand hielt, war ihr Führer, ein Hund ihr Schützer. Der Stab neigte sich immer gegen die Richtung, welche sie wählen sollten, der Hund umkreiste sie und hielt wilde Thiere fern. In Alabama verschwand der Hund plötzlich, der Stab nahm eine schnurgerade Stellung an, und die Chaktas hatten ihre neue Heimath gefunden. Die Indianer Neumexico's fangen ihre Geschichte da an, wo sie im Grunde aufhört — mit Montezuma.

Die Traditionen, welche allein weit zurückgehen, die Traditionen der Mandanen und der Osagen, haben durchaus nichts Asiatisches und Biblisches. Was die Mandanen, die das älteste Volk der Welt sein wollen, von ihrem Ursprung erzählen, klingt wie ein schlechter Witz auf alle Sagengeschichte überhaupt. Sie wohnten im Innern der Erde und trieben Weinbau. Da fügte es sich, daß eine Weinrebe eine Oeffnung fand und auf die Erdoberfläche hinauswuchs. Vier Manda-

nen, zwei Krieger und zwei Jungfrauen, kletterten an der Rebe empor und gelangten glücklich zu einer Wiese, auf der wilde Büffel weideten. Ein dickes Weib wollte ihnen nachklettern. aber unter ihrem Gewicht brach die Rebe zusammen, und so mußten die beiden Paare oben auf der Erde bleiben, und die übrigen Leute ihres Volkes konnten ihnen nicht nachfolgen. Die Osagen stammen von einem Manne ab, der aus einer Muschel am Seestrande emporwuchs. Der große Geist gab diesem Adam Feuer, Bogen und Pfeile, aber eine Eva hatte er für ihn nicht. Der erste Mensch kam einst an einen Fluß, wo es viele Biber gab. Der Aelteste der Genossenschaft fragte den Fremdling, wer er sei, und als dieser geantwortet hatte, daß er auf der Jagd gewesen sei und Durst habe, sagte der ehrwürdige Bibergreis: „Gut, ich sehe, daß Du ein ehrlicher Mann bist. Bleibe bei uns; ich habe einige mannbare Töchter, und Du sollst eine zur Frau haben.“ Der Fremde blieb und zeugte das Volk der Osagen.

Ist es richtig, daß man das Verhältniß der einzelnen Menschenracen zu einander an dem innern Gehalt ihrer Ueberlieferungen und Sagen abmessen kann, so sind die Indianer auf eine sehr niedrige Stufe, wenig höher als die Neger, zu stellen. Es giebt noch einen andern Prüfstein: — ihre Geschichte seit der ersten Berührung mit Europäern. Nicht blos gewissenlose Abenteurer, auch redliche Männer haben mit ihnen verkehrt und keine Zeit und Mühe gescheut, sie sittlicher, klüger und glücklicher zu machen. Den täuschenden Schein einer höheren Cultur mögen diese Bemühungen, insbesondere die der Glaubensboten bei den Tschirokis in Georgien, hervorgerufen haben; zu einer vollständigen Entwickelung ist keines der ausgestreuten Samenkörner gelangt. Noch heute sind die Navajos, westlich von Santa Fé, die einzigen Indianer, welche in einem nennenswerthen Umfange Ackerbau und Viehzucht treiben. Wie hätten die Rothhäute, wenn sie auf die Dauer verständigen Berechnungen zu folgen im Stande wären, die Kriege zwischen den Engländern und Franzosen, den Royalisten und Republikanern für sich ausbeuten können! Und was sind die Kämpfe ihrer drei Helden Pontiak, Logan und Tekumseh viel Anderes als wüste Metzeleien?

Will man auf einen bekannten und bis zum Ueberdruß wiederholten Ausspruch Jeffersons gestützt, den Nordamericanern ihr Benehmen gegen die Indianer zum Vorwurf machen, so ist dagegen zu erinnern, daß der Anlaß zum Blutvergießen von den rothen Menschen mindestens ebenso oft wie von den weißen gegeben worden ist. An ein ähnliches Vertilgen der Indianer des Nordens zu denken, wie die Spanier sich dessen im Süden schuldig gemacht haben, würde gegen alle geschichtliche Wahrheit verstoßen. Die größte Schuld, welche die Vereinigten Staaten auf sich geladen haben, dürfte die auf unwürdige Weise erlangte Wegführung der Indianer in das heutige, vom Arkansas durchströmte „Indianergebiet“ sein, und für diese Ungerechtigkeit hat der Seminolenkrieg sie schwer büßen lassen.

Die jetzige Kopfzahl der Indianer wird sehr verschieden angegeben. Die Annales de la Propagation de la Foi sprechen von 4,346,773, Schoolcraft in seinem amtlichen Bericht von 423,229 Indianern. Zieht man von der ersten Zahl die 2,600,000 Wilde ab, die in Texas und Mexico, und die 1,400,000, die im Norden, in den russischen und englischen Besitzungen leben sollen und die Schoolcraft blos insoweit Texas in Frage kommt berücksichtigt hat, so treten sich die beiden Schätzungen bedeutend nahe.

In dem ungeheuren Viereck, das die Vereinigten Staaten zwischen dem atlantischen Meere im Osten, dem mexicanischen Meerbusen im Süden, dem 92. Längengrade (von Greenwich) im Westen und dem 42. Breitengrade im Norden einnehmen, leben die Indianer blos noch in zerstreuten Gruppen. Das eigentliche Indianergebiet liegt zwischen dem 42. und 62. Grade der Breite und dem 92. Längengrade und dem stillen Meere. Hier lassen sich verschiedene Centralpunkte der indianischen Bevölkerung unterscheiden. Den ersten bildet das Indianergebiet im engsten Sinne, das von Texas bis zum Oberlauf des Missouri reicht. Diese „Wüste der großen Prairien,“ wie sie gewöhnlich genannt wird, erhebt sich wellenförmig ansteigend bis zu den Felsengebirgen. Bäume trifft man nur an den Flußrändern, und auch dort sind sie weniger schön, als weiter östlich. Die heftigen Winde, die über diese Ebenen brausen, und mehr noch die Gewohnheit der Indianer, in der trockenen Jahreszeit das Gras anzuzünden, erklären die Entblößung des Landes. Ohne jenes Anzünden würde es an Viehfutter fehlen, denn das magere und harte Gras bedarf der Düngung durch Asche, um zarte Keime zu treiben. Einige vulkanische Felsen, einige Salzebenen, wie der Ausdruck der Trapper lautet, und hier und da Thäler, in denen die Gebeine von Menschen und Büffeln bleichen, sind die einzigen Unterbrechungen der Monotonie dieser Einöden. Wie auf dem Meere ist der Horizont ohne Grenzen, und der Reisende befindet sich stets innerhalb eines unermeßlichen Umkreises, dessen Mittelpunkt er ist. Er sieht überall dieselben Landschaftsbilder, dieselben Gräser, dieselben Blumen, und legt er sich Abends nieder, so ist es ihm, als befände er sich auf derselben Stelle, wo er in der letzten Nacht geruht hat.

Beide Abhänge der Felsengebirge sind von Indianern bewohnt. Diese mächtige Bergkette wetteifert mit den Alpen an Schönheit und Erhabenheit. Bald steht der Reisende vor Felsen, die eine mit Rasen bekleidete und mit hundert Fuß hohen Fichten bewachsene Riesentreppe bilden, bald hat er ein Gewirr der bizarrsten Bergformen vor sich, bald glaubt er die Ruinen einer mittelalterlichen Stadt zu sehen, über deren Gräber, Zinnen und Thürme die schneebedeckten Gipfel der Kolosse der Schöpfung emporragen.

Das letzte Indianergebiet läuft vom 42. bis zu 62. Breitengrade längs der großen Seen, des Obern Mississippi und des Obern Missouri. Auch hier giebt es unermeßliche Grasebenen, aber auch schöne Wälder und die meisten der Voraussetzungen, ohne die an eine hohe Blüthe menschlicher Niederlassungen nicht zu denken ist. Am eigenthümlichsten gestaltet sich die Landschaft am Missouri durch die auf dem Uferboden stehenden Höhen, die bei den Americanern bluffs heißen. Viele dieser Hügel sind nackte Thonmassen, die das wechselnde Spiel von Frost und Regen zu sonderbaren und malerischen Formen ausgezackt hat. Eine nur etwas lebhafte Phantasie kann in

diesen bluffs leicht Werke der menschlichen Hand, Ruinen mit Thürmen und Schlössern, Domen und Terrassen, selbst mit Portiken und Obelisken sehen, und das Schauspiel wird dadurch noch täuschender, daß im Thon tausende von Gypskrystallen eingelagert sind, die das Sonnenlicht zurückstrahlen.

Der Indianer ist die passendste und natürlichste Staffage solcher Gegenden, aber der friedliche Reisende, der den Landweg nach Californien wählt, würde dieser Belebung der Landschaft gern entsagen. Nicht blos die Indianer sind zu fürchten, die wie die Kamantschen, die „Beduinen der Ebene,“ in großen Reiterschwärmen fechten und morden; auch Die sind nicht minder gefährlich, die wie die Sioux, Pahnis und Schwarzfüße sich Nachts heranschleichen und die Pferde stehlen. Der Reiter, der in diesen Einöden sein Pferd verliert, ist in den meisten Fällen zum Hungertode verdammt.

Der Charakter des Indianers hängt von der landschaftlichen Natur seiner Heimath wesentlich ab. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß die aus den Vereinigten Staaten nach dem fernen Westen geführten Indianer in geistiger und sittlicher Beziehung über den Prairie-Indianern stehen. Unter diesen letzteren giebt es wieder je nach dem größern oder geringern Reichthum des Landes mehrere Abstufungen. Am tiefsten stehen die von Wurzeln und Fischen lebenden Indianer des Oregongebietes. Von ihnen ist es sogar ungewiß, ob sie eine Vorstellung von einem höchsten Wesen haben.

Welche Zukunft der Stamm der rothen Menschen habe, ist für die meisten der nördlich vom mexicanischen Meerbusen lebenden Indianer unschwer zu bestimmen. Daß die im höchsten Norden wohnenden Stämme dem Untergange geweiht seien, ist die Meinung Aller, die mit ihnen in Berührung gekommen sind. Kein besseres Schicksal erwartet die Prairie-Indianer. Sie haben den Weißen einen Krieg auf Leben und Tod erklärt, Branntwein und Blattern räumen furchtbar unter ihnen auf, und mit der reißend schnellen Verminderung der Büffel fällt die Möglichkeit des Lebensunterhalts mehr und mehr für sie weg.

Die Stämme, die man im Indianergebiet angesiedelt hat, besitzen allein eine gewisse Aussicht, sich zu erhalten. Die Beschaffenheit ihres Landes nöthigt sie zum Ackerbau, in dem sie außerdem jede wünschenswerthe Anleitung erhalten. Man hat ihnen Land angewiesen (jedem Delawaren 2208 Acker, und in ähnlichem Verhältniß den übrigen); man zahlt ihnen als Ersatz ihrer abgetretenen Ländereien jährlich 265,565 Dollars, man sorgt für Schulen, Waisenhäuser, Armenanstalten, und vier Superintendenten; neun Agenten und eine Anzahl Unteragenten wachen darüber, daß sie unter sich Ruhe halten und von den Weißen keine Unbill erfahren. Daß sich unter diesen günstigen Umständen die interessante Erscheinung einer eigenthümlich indianischen Cultur herausstellte, ist mehr als unwahrscheinlich. Glücklichsten Falls werden die Methodisten, die zahlreich unter diesen Indianern leben, hier dasselbe Ziel äußerlicher Zucht und Ordnung erreichen, das die Jesuiten und später noch Francia in den ehemaligen spanischen Colonien mit Glück erstrebt haben. Dressirt kann der rothe Mensch werden, wirklich gebildet nicht. Leider wird es den Methodisten an Zeit fehlen, ihre Zöglinge vollständig abzurichten. Das Indianergebiet grenzt mit eben den westlichen Ansiedelungen, nach denen seit Jahren der Strom der Auswanderung zieht. Die Straßen nach Oregon, Californien, Neumexico, Utah durchschneiden dieses Gebiet, und nicht lange, so wird eine große Kunststraße, die Vorläuferin der Mammuth-Bahn von Meer zu Meer, ebenfalls hindurchgehen. Die weißen Ansiedler werden sich hinzudrängen, und der Unionsregierung wird die Macht wie der Wille fehlen, das Untergehen der Indianer in den Wellen einer fremdartigen Civilisation zu verhindern.

Ob dieses schließliche Verschwinden eines der Urtypen des menschlichen Geschlechts ein Verlust für die Cultur der Zukunft sei, wer möchte darüber entscheiden! Angenommen, daß die alten großen Indianerreiche im Süden den Beweis lieferten, daß die Indianer einst fähig gewesen seien, durch sich selbst zu höherer Cultur zu gelangen, haben sie jedenfalls unter den Weißen die Bildungsfähigkeit verloren. Wie die Sachen nun einmal, nach dreihundertjährigen Mißgriffen und Gewaltstreichen, liegen, stehen Weiße und Rothe als unvereinbare, unversöhnliche Elemente einander gegenüber, und welchem Theile wir unter diesen gegebenen Umständen den Sieg wünschen, kann kein Zweifel sein.

St.

Zur Chronik.

Die Gebrüder Einsiedel in Weimar.

— Je mehr über die Goethezeit Weimars geschrieben wird, desto mehr schleppen sich neben dem Auffund neuer Thatsachen leider auch Irrungen mit hinüber in die Nachwelt. Wir dürfen es dem Ausländer Lewes nicht übelnehmen, hat sich bei ihm in Kleinigkeiten manche Unrichtigkeit eingeschlichen. Aber statt ihn zu berichtigen, häufen deutsche Federn eher die falschen Angaben beim Zusammentragen neuen Materials. Wir rügten bereits Einiges was der Engländer über Weimarische Persönlichkeiten aus den siebziger und achtziger Jahren vorgeführt und in der deutschen Uebersetzung des Buches keine Berichtigung fand. Wir heben die Angaben über Einsiedel hervor. Lewes kennt blos einen Einsiedel, den Uebersetzer des Terenz, den Verfasser der Schwänke und Operetten für Tieffurt. Dieser Friedrich Hildebrand v. Einsiedel, 1750 im Altenburgischen geboren, war Oberhofmeister der Herzogin Amalie, als Goethe nach Weimar kam, später Präsident des Jenaischen Oberappellationsgerichts. Diezmann („Goethe und die lustige Zeit in Weimar“) giebt 1780 als Geburtsjahr an; was nur als Druckfehler zu erachten ist. Allein Diezmann giebt auch das Todesjahr des Mannes falsch an; er sei am Tage der Beerdigung Karl Augusts, am 9. Juli 1827 gestorben, während Karl August 1828 auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau starb. Jener interessante Einsiedel, immer nur Ami genannt, war der liebenswürdigste Sonderling jenes Kreises. Gutmüthig, schalkhaft, jovial, zart bis zum Extrem eines Hoffräuleins, sanfter Schwärmer bei den Frauen, inniger Vertrauter bei den Männern, war er für Alle „der Freund.“ Seine Liebe zur Musik war ebenso stark wie seine Zerstreutheit, die vielfache Anek-

doten hervorrief. Auf Befehl des Herzogs soll er eines Tages mit zur Redoute nach Gotha. Einsiedel wirft sich ins Kostüm, fällt aber, während der Wagen schon seiner harrt, noch einmal über sein geliebtes Cello her, um noch einige Passagen zu machen, vertieft sich aber dergestalt ins Spiel, daß er Reise und Redoute vergißt. Nach einer Reihe von Stunden findet man ihn im Reise- und Maskenanzug noch immer, ganz abwesenden Geistes, auf dem Instrumente herumarbeiten. Ein zerstreuter Hofmann ist gewiß an sich schon eine komische Figur; ein „Freund" Aller noch mehr. Seine Zerstreutheit ging später auch auf seine Geldverhältnisse über; er spielte stark und man spricht von einem böswilligen weiblichen Wesen, das den galanten Cavalier Jahrzehnte lang tyrannisirt und seinen Hausstand auch in Verwirrung gebracht. Wer dies Wesen war? Man stöbert jetzt alle Winkel jener Zeit aus, und will auch das wissen. Diezmann berichtet nichts davon, und Lewes nennt fälschlich Corona Schröter als die Freundin mit der er lange Zeit intim gelebt. Wir sind befugt, dies für Fabel zu erklären, wie denn auch von Goethe's Verhältniß zu Corona Schröter (seit Riemer) viel gefabelt ward. Eine alte Hofdame der Herzogin Luise, eine Frau v. Waldner (wenn doch einmal ein Name genannt werden muß) war Ami-Einsiedels Freundin. Er besuchte sie täglich und pünktlich zu einer gewissen Stunde; — hier erlaubte ihm die Galanterie nicht, zerstreut zu sein. Er liebte mit der Präcision und mit der Delicatesse des Hofmanns aus alter Zeit, immer in Gala, obwohl süß und schmachtend. (Diese Dame war eine Tante jener Cäcilie v. Waldner [nicht Walldorf], welche ein Sohn Lili's heirathete.) Dieser Einsiedel, der Uebersetzer des Terenz (1806), bearbeitete mehrere Calderonsche Stücke für die Weimarische Bühne, schrieb 1797 anonym „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" und jene Operetten für Tieffurt: „Orpheus und Eurydice," eine Farce, in welcher Wielands Alceste parodirt wurde, „Adolar und Hilaria, eine Zigeuneroperette" u. A. Im Jahre 1784 erschienen von ihm 2 Bde. „Neueste vermischte Schriften." Es wäre in der That von Belang, diesen ungewöhnlichen Mann ausführlich zu schildern. Lewes läßt ihn auch mit der sogenannten „kleinen Werther" das wunderbare Abenteuer bestehen; aber fälschlich. Mit einem seiner zwei Brüder, wo nicht mit diesen Beiden, entfloh die phantastische Dame ihrer Heimath, ihrem Gatten, ihrem Leben in Weimar, um nach fingirtem Tod und Leichenbegängniß an der Seite des einen dieser beiden Einsiedel und als dessen Gattin in der Ferne ein neues Leben zu beginnen. Sie war die Frau eines Freiherrn v. Werther, und schon als Geborne v. Münchhausen schien sie zu einer genialen Erfindung ihres Todes Beruf in sich zu fühlen. Es glückte, statt ihrer eine Puppe begraben zu lassen; allein die Flucht mißlang sonst auf die traurigste Weise. Diezmann erzählt, das fabelhafte Liebespaar sei nach Tunis entflohen, um dort Gold und Diamanten zu suchen! Sie hatten sich, wie wir erfahren, allerdings in Marseille eingeschifft, um über Meer zu gehen, wurden aber von Corsaren gefangen und nach Tunis geschleppt, wo sie in Elend und Mühsal Sklavendienste thaten. Nach langen Leiden und aller Mittel entblößt, kamen sie endlich wieder in Marseille an. Daß Freiherr Werther seiner Gattin diese Geniereise nach Africa verziehen und sie wieder zu sich genommen, wie Diezmann erzählt, ist unrichtig. Die phantastische Frau lebte nach förmlicher Scheidung vom ersten Gatten mit ihrem Einsiedel still und zurückgezogen in Jena.

In Nr. 42 der Europa findet sich in einer mit F. G. K. unterzeichneten Besprechung von Büchners Natur und Geist folgende Stelle:

„Kraft und Stoff erlebte vier wirkliche Auflagen, „was man beim jetzigen Buchhandel und nach dem täuschenden Vorgange von Freytags Soll und Haben ꝛc. „ausdrücklich angeben sollte, denn es giebt der gemachten „und fingirten Auflagen jetzt so viele" ꝛc. ꝛc.

Als Verleger von Freytags Soll und Haben habe ich gegen den verantwortlichen Redacteur Dr. F. Gustav Kühne gerichtliche Klage wegen Verläumdung angestellt.

Leipzig, den 15. October 1857.

S. Hirzel.

Erklärung an Hrn. S. Hirzel.

Der Usus, einen und denselben Druck eines Buches zu mehreren Auflagen zu benutzen, wird jetzt im deutschen Buchhandel mit einer staunenswürdigen Naivität betrieben. Der Berliner Verleger eines beliebten Lyrikers gesteht ganz offen ein, von seinem Autor gleich mehrere Auflagen zusammen zu drucken, und stellt den Abnehmern frei, welche Auflage sie beziehen wollen. Der Verleger eines Leipziger Lyrikers ließ ebenfalls gleich drei Auflagen in Eins drucken. Ein Frankfurter Buchhändler erzählte uns ganz offen, daß er von dem einen seiner Verlagsartikel wirkliche, von dem andern fingirte Auflagen mache. Wir halten das für eine ebenso große Täuschung des Publicums als wenn man ganz alte, liegengebliebene Ladenhüter mit neuem Titel versieht und für neue Waare ausgiebt. Die Gesetzgebung hat hier die Pflicht, zwischen Recht und Unrecht die Grenzlinie zu ziehen, denn das Publicum ist eine moralische Person und soll und darf nicht getäuscht werden.

In Nr. 42 unseres Blattes zogen wir Freytags „Soll und Haben," Verlag von S. Hirzel in Leipzig, als ein Beispiel an von diesem eingerissenen Usus. Die rasche Aufeinanderfolge der ersten beiden Auflagen in demselben Jahre verführte uns zu dieser Annahme. Die Bezeichnung der zweiten Auflage als „zweiter Abdruck" auf dem Umschlage, während das wirkliche Titelblatt „zweite, unveränderte Auflage" angiebt, erschien uns in dieser schwankenden Bezeichnung als eine Maskirung, wie man oft in solchem Falle auch „Ausgabe" für Auflage sagt. — Nach genauer Untersuchung des Sachverhaltes, nach vollständiger Prüfung des Druckes der beiden ersten Auflagen des gedachten Buches sind wir jedoch zu der Ueberzeugung gelangt, daß beide Auflagen verschieden gedruckt sind, unser Argwohn somit ein falscher war. Ein Angriff auf die Ehrenhaftigkeit des Hrn. Hirzel lag uns fern. Wir glauben ihm dies Eingeständniß unseres Irrthums schuldig zu sein, werden aber nicht ablassen den verwerflichen Usus des Buchhandels zu bekämpfen.

Dresden, den 21. October 1857.

Dr. F. Gustav Kühne.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck in Leipzig).

№ 45. Europa. 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [7. November.

Inhalt.

Leben und Werke des Bildhauers P. J. David.*)

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts lebte zu Angers in einem kleinen Hause in der Straße Saint Aubin eine rechtschaffene, arbeitsame Familie. Der Vater war ein geschickter Holzschneider, die Mutter eine fleißige Näherin, soweit die Aufsicht über vier kleine Kinder in der ärmlichen Wohnung dies zuließ. Die Revolution störte die Ruhe dieser unbekannten Wesen, und beim Ausbruch des Kriegs in der Vendée nahm der Vater, ein eifriger Republikaner, in einer Compagnie Freiwilliger Dienste. Eines Morgens, als die Trommel beim ersten Frühroth die Freiwilligen zusammenrief, sagte der Soldat gewordene, patriotische Arbeiter den Seinigen Lebewohl; doch er wollte nicht allein fortgehen. Sei es, daß er nicht ganz auf seinen Antheil an der Zärtlichkeit der Familie verzichten wollte, sei es, daß es ihm mehr darum zu thun war, die Lasten der armen Mutter zu vermindern: er nahm mit einem Herzen voller Aufopferung und Liebe das Söhnchen auf den Arm und führte es mit sich fort. Dieses Kind, welches in einer so seltsamen Weise ins Leben eingeführt wurde, war Pierre Jean David.

Der kleine David durchzog die ganze Vendée, oft auf den Armen seines Vaters, zuweilen an seiner Seite marschirend, zuweilen der Sorgfalt eines Kameraden anvertraut, auf einem Gepäckwagen sitzend oder auf Stroh auf einem Karren schlafend. Die blutigen Fusiladen, die nächtlichen Angriffe, das heroische Sterben machten einen tiefen Eindruck auf das Kind. Die vom Schwerte durchbohrten oder von Kugeln getroffenen Soldaten endeten unter dem Rufe „Vive la république!“ Das Kind verstand nicht die muthigen Thaten, die Opfer, die der Glaube forderte; aber eine heiße Flamme, welche nicht wieder erlöschen sollte, zündete sich an in dieser jungen Seele, die beim Anblick dieses großen Schauspiels ein Erstaunen ergriff. Es mußte eine geheimnißvolle Gottheit sein, die fähig war, eine so erhabene Aufopferungslust einzuflößen und Diejenigen mit Freude und Enthusiasmus zu erfüllen, welche starben, indem sie ihren Namen anriefen.

Nach dem Feldzuge, während dessen der Vater oft in großer Gefahr geschwebt hatte, kehrten Beide an ihren Heerd zurück. Der Vater litt noch an einer Wunde; er war Einer jener Gefangenen in Saint Florent gewesen, welche die Stimme des sterbenden Bonchamp vom Tode gerettet hatte. Der Sohn sollte eines Tages, als der schmerzliche Haß erloschen war, berufen sein, ein glänzendes Zeugniß der Dankbarkeit zu geben, indem er dem Andenken jenes großmüthigen Chefs in der Kirche zu Saint Florent eine seiner schönsten Statuen, voller Adel und von einem einfachen und rührenden Ausdrucke, errichtete. In derselben Zeit, wo er so eine geheiligte Schuld abtrug, gehorchte er noch einem andern Gefühle. Er widmete dieses Denkmal den ersten Eindrücken seiner Kindheit, jenen gewaltigen Aufregungen, von welchen die Zeit und sein Studium so sehr befruchtet worden waren. Glückliche Mission des Dichters und Künstlers! Seine Stimme erhebt sich und spricht zur ganzen Welt; er feiert die schönen Thaten, er verkündigt ihren Ruhm und er empfindet jene geheime und tiefe Freude, in der Ausführung seines Werkes jenes reine Entzücken auszusprechen, das schöne Handlungen großen Seelen einflößen.

Der arme, verwundete Soldat war also wieder an seinen Heerd zurückgekehrt und gab der Mutter das Kind zurück, das mit ihm die grausame Lehrzeit des Bürgerkriegs bestanden. Eine heitere Zeit sollte auf jene schrecklichen Prüfungen folgen, traurige Bilder verwischen und auf diese junge und schon verfinsterte Stirne doch noch den Frohsinn der Kindheit zurückrufen; der Vater eröffnete seine Werkstatt wieder, nahm seine Arbeiten von neuem auf. Er war geschickt in seiner Kunst und man betrachtet noch jetzt eine Arbeit, die er einige Jahre nach seiner Rückkehr in der Saint-Maurice-Kirche in Angers ausführte, deren großartiges Schnitzwerk in Holz gänzlich von seinen Händen ausgeführt ist.

In dieser Kirche empfing David zuerst das Licht der Kunst,

*) Nach dem in der Sitzung der Akademie der schönen Künste am 3. October gehaltenen Vortrag des Herrn F. Halévy.

die er selbst verherrlichen sollte. Auf den Steinplatten des Chors liegend, folgte er mit neugierigen und erfreuten Blicken der Arbeit seines Vaters, indem er die eigenthümlichen und verschiedenen Formen, die schlanken und festen Linien bewunderte, welche das geschmeidige Holz unter dem Meißel seines Vaters empfing. Sein Herz fühlte ein neues Leben; es schien ihm, als ob in diesem friedlichen und einsamen Raume, den für ihn zu beleben eine wundervolle Kunst genügte, eine reinere Luft wehe. Er nahm nun die Bleifeder und das Bossirbein, und als er in sich selbst Fähigkeiten entdeckte, die er gar nicht vermuthet, und mit einer unglaublichen Leichtigkeit das auszuführen vermochte, was er für so schwierig gehalten hatte, rief er mit einem naiven Enthusiasmus: „Und ich werde auch ein Bildhauer!"

Er konnte indessen seinem jugendlichen Instincte nur um den Preis eines peinlichen Kampfes gehorchen, der so häufig in der Familie vorkommt und der das erste Auftreten mehr als eines Künstlers bezeichnet. Die Laufbahn, welche der feurige junge Mann voller Vertrauen einschlagen will, erscheint ihm voller Glanz und Licht; doch der Greis, der sie bereits durchlaufen hat, findet sie schwierig, steil, voll Dunkelheit; sein Machtspruch untersagt ihm den Eintritt in dieselbe im Namen trauriger Erfahrungen, im Namen einer vorsichtigen Zärtlichkeit.

Der Streit dauerte lange Zeit, aber ein energischer Wille siegte endlich über einen lange Zeit unbeugsamen Widerstand. Als er zwölf Jahre alt und im Besitz von fünfzehn Franken war, die er sich mit großer Mühe gesammelt hatte, gelang es ihm eines Tages, dem elterlichen Hause zu entfliehen; er schlug den Weg nach Paris ein. Seine Mutter holte ihn ein, weinte und führte ihn, traurig, von den nutzlosen Anstrengungen erschöpft, seine Sache für verloren erachtend und die ihm angebotene Vergebung annehmend, nach Hause zurück. Doch während der Nacht empörte sich der Stolz in dieser jungen Seele und wie der besiegte Cato wollte er sich den Tod geben; er nahm Belladonna. Aerztliche schnelle Hülfe rettete ihm das Leben! Nach einer solchen Probe mußte der Vater nachgeben. Es wurde David erlaubt, den Cursus in der Zeichnenschule in Angers durchzumachen. Die wahren, reinen, festen Linien seines Griffels, den ein lebhaftes Gefühl für die Natur leitete, legten sehr bald Zeugniß seines wirklichen Berufes ab und bewiesen Allen, daß die Stimme, der er gefolgt war, ihn nicht irre geleitet habe.

Er fand, um die Befürchtungen seines Vaters vollends zerstören zu können, eine Stütze bei einem Manne, dessen Namen erhalten zu werden verdient, weil diese Stütze der französischen Schule einen großen Künstler mehr verschafft hat. Dieser Mann war Hr. Delusse, ein ausgezeichneter Maler und Professor an der Zeichnenschule zu Angers. Er sah Alles, was Davids Jugend für die Zukunft versprach und als er nach einigen Jahren der Studien und der Uebungen begriff, daß ihm ein anderer Unterricht nothwendig sei, lieh ihm Hr. Delusse, der selbst nicht reich war, fünfzig Franken und ließ ihn nach Paris reisen, wo er Anfangs 1808 mit neununddreißig Franken in der Tasche ankam, die ihm von den fünfzig noch übrig waren. Er kaufte sich ein Gurtbett, miethete sich ein dunkles Kämmerchen im letzten Stock eines Hauses an der Passage du Caire und suchte dann Arbeit.

Sich selbst überlassen, faßte der junge Mann sogleich einen Entschluß. Er nahm sich vor zwei ganz verschiedene Existenzen zu führen, die indessen einander ergänzen sollten. Als Arbeiter wollte er sich seinen Lebensunterhalt verdienen, als Künstler sich unterrichten. Er theilte deshalb seine Zeit in zwei Theile, doch nicht: l'une à dormir et l'autre à ne rien faire. Bei dieser Eintheilung nahm der Künstler den Löwenantheil für sich. Er brauchte Stunden für die Vorlesungen, für das Studium, für die Besuche in den Museen, die von neuen Eroberungen glänzten. Da er dem Arbeiter nur die Augenblicke lassen wollte, die für den Gewinn des unumgänglich nothwendigen Verdienstes bestimmt waren, so entwarf er seinen Etat und berechnete seine Ausgaben, die er täglich auf einen Franken bestimmte. Nach Feststellung dieses Budgets lebten der Künstler und der Arbeiter in ihm im besten Einverständnisse mit einander.

Das Kaiserthum strahlte damals in seinem schönsten Glanze. In der Hauptstadt wurden prachtvolle Monumente errichtet. Percier und Fontaine erbauten den Triumphbogen am Carrousel und beschäftigten sich mit dem Louvre. David wurde an den kleinen Verzierungen an dem Triumphbogen und an den Sparrenköpfen (modillons), an dem Karnieß des Louvre, nach der Brücke des Arts zu, verwendet. Später im vollen Glanze seiner Laufbahn führte er für einen der Giebel im Hofe des Louvre ein schönes Basrelief: la Justice protégeant l'Innocence, aus. Man kann daher David unter die Künstler zählen, die an diesem Palaste gearbeitet haben, welcher der Gegenstand der Sorglichkeit so vieler Souveräne gewesen und dessen schnelle und glänzende Vollendung erst ganz kürzlich erfolgt ist.

Der arbeitsame Künstler, den wir bei anhaltenden Studien, der fleißige Arbeiter, den wir bei bescheidenen Arbeiten verlassen haben, bereitete sich auf seine künftigen Erfolge vor. Zu gleicher Zeit Zögling des Malers Louis David und des Bildhauers Roland, zeichnete er in dem Atelier des Einen, erhielt daselbst nützlichen Unterricht im Styl, modellirte in Thon bei dem Bildhauer und setzte bei seinem Landsmanne Béclard das Studium der Anatomie fort, das er schon unter dessen Leitung in Angers begonnen hatte. „In drei Jahren werde ich den großen Preis bekommen!" hatte er zu seiner Mutter gesagt, als er sie verließ; und der heiße Wunsch, dieses heilige Versprechen zu halten, unterstützte ihn in seinen Nachtwachen und in seinen Arbeiten.

Zwei Jahre Aufenthalt in Paris waren für ihn hinreichend, um zur Preisbewerbung für einen Versuch in der Bildhauerei zugelassen zu werden. Die Werke, welchen er diesen ersten Erfolg verdankte, wurden bemerkt. Pajou, der Lehrer Rolands, interessirte sich für den Schüler seines Zöglings; er verwendete sich für ihn um eine Unterstützung von Seiten der Stadt Angers; welche auf dieses Gesuch, das auch von Roland unterzeichnet und von allen Mitgliedern der vierten Classe des „Instituts" — diesen Namen führte damals die Académie des Beaux-Arts — unterstützt war, sich beeilte, ihm eine Pension zu bewilligen.

Der dankbare David zollte seine Liebe sowohl seiner Familie, wie der Stadt, die sich seiner erinnerte. Von diesem Zeitpunkt an nannte er sich David d'Angers, indem er den Namen seiner Geburtsstadt annahm, wie ein Kind den Namen seines Adoptivvaters empfängt.

Die Bildhauerkunst ist die ruhigste, die ernsteste der Künste. Dieser Ernst stimmte mit dem gesetzten und festen Charakter des jungen Künstlers überein, der durch die Armuth am väterlichen Heerde erprobt und durch die großen Aufregungen in seiner Kindheit gebildet war. Dieses Elend, das er in der Nähe gesehen hatte, ohne es lindern zu können, die noch immer in seiner Erinnerung lebendigen Ereignisse, die er betrachtet hatte, ohne sie zu begreifen, und die ihm jetzt mit ihrem schrecklichen Gefolge von Mord und Brand erschienen, ließen in seinem Herzen einen Anflug von Bitterkeit, die nur langsam erlosch, eine Art von schmerzlichem, wildem Wesen, einer instinctartigen Traurigkeit zurück, die Diejenigen, welche gleich bei ihrem Eintritt in die Welt von dem Lächeln des Glücks begrüßt wurden, nicht zu begreifen im Stande sind. Es giebt traurig gestimmte Seelen, welche das Glück nur halb erhellt, die über die reinste Freude einen Schleier werfen, wie es hohe Alleen mit dunkelm Laubwerk giebt, durch welches die Sonnenstrahlen nicht dringen können. Die Sonne gleitet über die stolzesten Höhen, während sie die dunkle Tiefe im Schatten läßt. Der Umstand darf nicht übersehen werden, daß die ersten Gegenstände, welche David zu behandeln hatte und die er so behandelt hatte, daß er die Aufmerksamkeit der Lehrer und des Publicums erregte, mit seiner Geistesstimmung im Einklange standen und mit seinen Gefühlen übereinstimmten. Ein Schmerzenshaupt, der Spartaner Othryades, der sterbend auf sein Schild schreibt: „Die Lacedämonier haben die Argiver besiegt", der Tod des Epaminondas: das sind die Werke, durch die sich der junge Bildhauer zuerst den Preis für ein ausdruckvolles Haupt, dann den zweiten großen Preis und endlich den ersten großen Preis, den er 1811 erhielt, verdiente. Er war damals 22 Jahr alt. Sein Versprechen hatte er erfüllt, doch seine arme Mutter hatte es nicht erlebt.

Man bemerkt in diesen drei Werken, welche keine bloßen Versuche mehr sind, die gesunden und kräftigen Eigenschaften, welche später die Werke Davids auszeichneten. Das Schmerzenshaupt, das aus der Antike hervorgegangen ist, und das die Erinnerung an das Haupt Laokoons erweckt, offenbart zu derselben Zeit das Studium der Natur und bezeugt so die doppelten Anstrengungen des jungen Künstlers. Die Statue des Othryades ist ganz aus Einem Gusse, der Styl ist einfach, die Zeichnung schön. Mit der einen Hand, welche noch Festigkeit zu besitzen scheint, fertigt er die Inschrift, mit der andern drückt er die Wunde zusammen und scheint den Tod um die Frist zu bitten, die angefangene Inschrift vollenden zu können. Das Basrelief des Epaminondas endlich ist mit großer Einsicht und einem tiefen Gefühl des Gegenstandes componirt. Der Held leistet dem Tode, dessen Schatten ihn bereits umflort, keinen Widerstand mehr. Er hat seinen Sieg erfahren; er sagt: „Ich habe genug gelebt!" und stirbt in der Mitte der Soldaten, deren Schmerz und Liebe seine letzten Augenblicke umgeben, wo er sich glücklich fühlt, noch einmal seinen Schild zu sehen, den ein Kampfgenosse ihm knieend darreicht.

Diese drei Werke, sowie die ersten Werke, die er in Rom ausführte — eine Nereïde, welche den Helm des Achilles trägt, ein Basrelief, das nicht frei von etwas Gesuchtem und einiger etruskischer Affectation ist; ein Ulysseshaupt, die erste Arbeit in Marmor, die aus seinen Händen hervorgegangen ist; und die ebenfalls in Marmor ausgeführte Statue eines jungen Schäfers, eine reizende Figur, worin man das einfache und wahre Studium der Natur sofort erkennt, — befinden sich jetzt in Angers in dem Musée David. Die Dankbarkeit Davids gegen seine Geburtsstadt war nichts weniger als unfruchtbar. Sein ganzes Leben hindurch bemühte er sich, ihr davon kostbare Beweise zu geben. Er gründete daselbst ein Museum, dem seine Landsleute in gerechter Vergeltung seinen Namen gaben. Dieses Museum zählt jetzt nahe an 400 Werke, welche David geschenkt hat: — Statuen, Basreliefs, Büsten, Medaillen, Skizzen, Werke seines Talents oder Copien schöner Ueberreste des Alterthums und des Mittelalters in Marmor, Stein, Bronze, gebrannter Erde und Gyps.

Wir haben sehr interessante Notizen einsehen können, die David zu seiner eigenen Belehrung ohne irgend einen Hintergedanken an ihre Veröffentlichung niederschrieb und die eine Art von Rechnungsablage gegen sich selbst über die Stimmungen seiner Seele bilden. In jeder Linie darin offenbart sich die gefühlvolle, aber traurige, die feurige, aber besorgte Stimmung seines Geistes. Auf alle Dinge wendet er beharrlich das Gefühl an, das sich seines Geistes bemächtigt hat und ihn gänzlich beherrscht. In diesen Notizen ist ihm die Bildhauerkunst Alles und sie ganz allein ist ihm etwas; er vergißt alles Uebrige und ganz besonders sich selbst. Er kommt oft auf die Anforderungen an die Kunst in der neuen Zeit zu sprechen, die er schmerzlich mit der Größe und Einfachheit der antiken Kunst vergleicht. „Welches Unglück!" ruft er in einem Anfall von böser Laune, „sein Leben damit zuzubringen, Röcke und Stiefeln zu formen, nachdem man das Schöne studirt und sich dasselbe, soviel es nur möglich war, eingeprägt hat!" Ein gleichgültiges Ereigniß, ein zufälliges Zusammentreffen wird der Gegenstand einer merkwürdigen Bemerkung, eines lebhaft betriebenen Studiums. So sagt er: „Ich habe diesen Abend auf dem Börsenplatze ein junges Mädchen gesehen, welches die Harfe spielte. Sie hatte sich gerade mitten vor das Monument gestellt, das ihr zum Hintergrund diente. Der obere Theil der Architektur befand sich im Schatten, der untere Theil war schwach erleuchtet. Zu den Füßen des jungen Mädchens war ein Dutzend kleiner Kerzen gestellt, die von Ferne als ebensoviel Sterne erschienen. Die Zuschauer waren dunkel, undurchsichtig, während das schöne Mädchen ganz beleuchtet war. Das ist das Bild des Lebens, wo das Gemeine im Schatten bleibt. Das Genie strahlt allein durch seine moralische Schönheit."

Seine Kunst, deren Fahne er so hoch trägt, beschäftigt ihn stets und ruft ihn unaufhörlich zu sich zurück. „Der Marmor", sagt er uns, „hat durch seine Weiße etwas Reines, Himmlisches. Die Farben sind irdisch. Wir tragen in unsern Zügen die Farben der Zerstörung; die Sculptur

trägt dagegen das Gepräge der Ewigkeit. Je glänzender eine Blume ist, desto kürzer dauert sie. Die Sculptur ist die Tragödie der Künste. Ich habe stets an sie gedacht, wenn ich Hamlet auf der Bühne sah. Der Mann, der allein gegen das Unglück kämpft, ist heldenmüthig. Die Sculptur ist eine Religion. Sie soll sich nicht den Launen der Mode leihen. Sie muß ernst, keusch sein. Wenn sie sich zu der Darstellung von Familienscenen hergiebt, so kommt es mir so vor, als sähe ich einen Priester tanzen."

Trotz seiner Bewunderung für das Antike liebt er die gothische Sculptur und er sagt in seinen Mittheilungen: „Je mehr ich die gothischen Monumente ansehe, um desto mehr empfinde ich das Glück, diese schönen religiösen Seiten zu lesen, welche auf die hundertjährigen Mauern der Kirche vom Bildhauer so fromm eingegraben wurden. Sie waren die Archive für das unwissende Volk in jener Epoche. Diese Schrift mußte deshalb durch die Wahrheit der Ausdrücke so lesbar sein, daß ein Jeder sie verstehen konnte. Diese in gothischem Style gemeißelten Heiligen haben einen heitern und ruhigen Ausdruck voller Vertrauen und Glauben. Diesen Abend vergoldet in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, die untergehende Sonne noch die Façade der Kirche in Amiens; das ruhige Gesicht der Heiligen scheint zu strahlen."

David kehrte 1816 nach Paris zurück und nachdem er einige Tage seinen Pflichten gegen seine Lehrer, seiner Freundschaft für seine früheren Kameraden, den Sorgen, die er ohne Aufhören für seine Familie trug, — denn er beeilte sich, seinem Vater die Frucht seiner Arbeit und Ersparnisse zu schikken, — gewidmet hatte, reiste er nach England. Was ihn nach Enlgand zog, das waren nicht die Wunder der Industrie; was ihn nach London führte, war auch nicht London, sondern seine Liebe zur Antike. Ein durch seine ausschweifende Kunstliebe berühmter Engländer hatte das Fronton des Parthenon ins britische Museum verbannt. Er wünschte diese Ruinen zu sehen. Der berühmte Bildhauer Flaxmann lebte damals in London und David beeilte sich, sich demselben vorzustellen; Flaxmann jedoch, ein erklärter Feind der französischen Revolution, glaubte, man melde ihm den berühmten Maler Louis David, der erst kurz vorher aus Frankreich verbannt war, und verschloß ihm seine Thür. Dieser Schrecken war ansteckend. David sah sich allein, ohne Freunde, der Hülfsquellen beraubt, die er von seinen Talenten erwartet hatte, um einige Zeit in London leben zu können; er war bald ebenso arm, wie bei seiner ersten Ankunft in Paris. Plötzlich bot man ihm das Mittel an, aus dieser Verlegenheit zu kommen, indem man ihm eine große Arbeit und ein reiches Honorar antrug. Als Callot gebeten wurde, die Einnahme von Nancy in Kupfer zu stechen, antwortete der lothringische Künstler: „Eher würde ich mir den Daumen abschneiden!" Unser Bildhauer fühlte die tödtliche Beleidigung, die ihm widerfuhr, nicht weniger lebhaft; denn was man von seinem Genie, seinem loyalen Herzen, vielleicht von seinem Elend erwartete, war ein Denkmal, das zu Ehren der Niederlage der Franzosen bei Waterloo errichtet werden sollte. Sein Herz fühlte sich tief verwundet und er reiste noch denselben Tag ab. Seine Noth war so groß, daß er, um seine Reisekosten decken zu können, sich gezwungen sah, das bescheidene Gepäck, das er mit sich gebracht, zu verkaufen; so sehr lag es ihm am Herzen, die damals für den französischen Künstler so ungastliche Stadt zu fliehen, wo man ihn so falsch beurtheilte, so schlecht zu würdigen verstand.

Dieses unangenehme Ereigniß hinderte ihn nicht, später London nochmals zu besuchen; diesmal aber war sein Ruf ihm vorangeeilt. Er begab sich dahin, um sich die Züge Walter Scotts, Jeremias Benthams und anderer berühmter Männer, auch desselben John Flaxmanns, der ihm früher seine Thüre verschlossen hatte, zu verschaffen. David hatte es vergessen und Flaxmann hatte seinerseits David den Schrecken vergeben, den sein Name ihm eingeflößt hatte. David eilte auch nach der Lombardei, um Lord Byrons Bild zu erhalten, ehe der große Dichter nach Griechenland ging, wo er einen so frühen Tod fand. Von Weimar brachte er die colossale Büste mit, zu der er durch den berühmten Namen Goethe's begeistert war. Er sparte weder Zeit, noch Arbeit und Talent, um seine reiche Sammlung von Portraits zu vervollständigen, die er seinem Vaterlande vermacht hat, eine glänzende ikonegraphische Galerie von ungefähr 600 Werken, Büsten und Medaillons von Zeitgenossen. Man findet in seinen Notizen ein eigenthümliches Zeugniß für die Wichtigkeit, die er dieser Arbeit beilegte, und für die Liebe und Leidenschaft, mit der er sie pflegte; wir theilen sie hier in seiner ganzen Naivität mit.

„Ich arbeite noch immer für die Vervollständigung meiner Gallerie berühmter Zeitgenossen, trotz des Verdrusses, der damit verbunden ist. Um die Erlaubniß zu erlangen, ein Porträt zu machen, thäte es beinahe noth, daß man vor dem Manne, der vor Begierde brennt sich abgebildet zu sehen, sich auf die Kniee wirft! Ich bin ganz erstaunt, daß meine Furchtsamkeit verschwindet, wenn es sich um solche Sachen handelt. Ich sehe nichts weiter als das Werk, ich vergesse den Verfasser. Ich werde nachsichtig für dieses elende menschliche Gerippe, den Sklaven der geringsten Zufälle in der Atmosphäre oder der Launen der Civilisation. Ich sehe nur das Genie, vor dem ich mich beuge, denn dasselbe ist unsterblich; das Gerippe wird bald für immer verschwinden. — Diese Herren wollen nicht zu mir kommen; es ist mir gleichgültig, man sieht mich mit meiner kleinen Schiefertafel umherlaufen, als ob ich die Unsterblichkeit suchen und aufnotiren wollte. Ein Bildhauer ist der Protokollführer der Nachwelt. Er ist die Zukunft! — Neulich gewährte mir der Abbé de Pradt eine Sitzung in einem kleinen Sprechzimmer. Sein Bedienter frisirte ihn. Ich sah ihn nur durch eine Wolke von Puder, die mich bald erstickte. Es that nichts; mein Herz klopfte. Ich ging ganz mit Puder bedeckt von ihm fort, aber ich hatte sein Profil!"

Kaum war er von seinem ersten Londoner Ausfluge nach Paris zurückgekehrt, als das Schicksal ihm eine unverhoffte Gunst bewilligte. Die Ausführung einer monumentalen Bildsäule wurde ihm anvertraut. Es war eine der Arbeiten, welche das Herz des Künstlers mit Freude erfüllen und ihm die Zukunft eröffnen. Der große Condé, seinen Commandostab in die feindlichen Linien werfend: das war das Programm, das er ausführen sollte. Roland war mit dieser Arbeit beauftragt

worden, doch der alte Meister war gestorben und sein richtig gewürdigter Zögling empfing die kostbare Erbschaft. Er vollendete diese schöne Marmorstatue im Jahre 1820 und sie ist jetzt in dem Ehrenhof zu Versailles aufgestellt, während man sie früher längere Zeit an einem der Zugänge zur Concordiabrücke sah. Es ist eine edle Bildsäule, voller Leben und Bewegung, Kraft und Heroismus athmend. Der Erfolg war ein ungeheurer. Von da wurden ihm Aufträge und Auszeichnungen; fünf Jahre später ward er Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Akademie, Professor an der Ecole des Beaux-Arts; eine andere Belohnung erwartete ihn noch, welche zartfühlende Herzen lebhaft rührt und sie mit Freude erfüllt: die Dichter besangen ihn.

Die Werke Davids bestehen in dreiundvierzig Bildsäulen von kolossaler oder natürlicher Größe, fünfundzwanzig Statuen von einem geringeren Umfang, siebenundvierzig Basreliefs, ungefähr hundert Büsten und einer beträchtlichen Zahl Medaillons. Man begreift, daß wir so viele Werke nicht vollständig aufführen konnten. Wir nennen hier: die marmorne Bildsäule Bonchamps; in der Kathedrale zu Cambrai eine ausgezeichnete Statue Fenelons; in der Saint Maurice-Kirche zu Angers einen Calvarienberg; ein schönes Werk in seinem besten Styl, und eine heilige Cäcilie; in der Capelle zu Vincennes die zwölf Apostel; in Paris auf dem Kirchhofe des Père la Chaise die Grabdenkmäler des Generals Foy, der Marschälle Suchet, Lefèvre, Gouvion Saint Cyr, des gelehrten Alterthumsforschers Visconti; in Nancy den General Drouot, die letzte von ihm vollendete Bildsäule; in Aix den König René; in Marseille die monumentalen Sculpturen eines Triumphbogens; in Rouen den großen Corneille; in Laval Ambroise Paré, wie er die schönen Worte ausspricht: „Ich verband ihn, Gott heilte ihn!"; in Montbéliard und im Jardin des Plantes Cuvier; in Dünkirchen Jean Bart; in Paris in den Tuilerien noch eine sitzende Statue Talma's; im Panthéon die große Arbeit am Fronton; in Philadelphia Jefferson; in Missolunghi die junge Griechin am Grabe Botzaris', eine seiner Lieblingsstatuen. Die verschiedenen Verdienste so vieler Werke zu analysiren, ist uns hier nicht möglich; wir wollten blos erwähnen, daß sie ein erhabenes und reiches Genie, ein an Ideen reiches Talent, einen zugleich festen, scharfsinnigen und biegsamen Styl bekunden, obwohl sich zuweilen in einigen Theilen seiner so bedeutenden Arbeiten einige Nachlässigkeit bemerkbar macht.

Davids Sculptur *spricht*; sie ist klar, fruchtbar, voller Bilder. Er will die *moderne Schiffahrt* charakterisiren. Sie begnügt sich nicht damit, das Steuerruder, dieses Symbol alter Zeit, zu halten, sie zieht das Segel auf, unter dem die neue Welt sich versteckte. Der *Handel* ist nicht mehr dieser antike, immer junge Mercur; seine kleinen Flügel würden nicht mehr für ihn genügen; er ist ein sehr großer Gott mit großartigen Proportionen, der alle Völker des Weltalls zu sich ruft, die sich zu seinen Füßen drängen. *Cuvier* sondirt mit einem mächtigen Finger die Tiefe der Erdkugel und setzt sich in den Besitz der Geheimnisse derselben. *Gutenberg* ist strahlend und in seinem Stolze ruft er: „Es werde Licht!" So ist immer der Genius eines Dichters in der Seele dieses Künstlers.

So viele Arbeiten, von denen mehrere David erlaubt hätten wie Puget zu sagen: „Ich bin an großen Werken aufgezogen; ich schwimme, wenn ich arbeite und der Marmor zittert vor mir, wie groß auch das Stück sein mag," so viele Arbeiten führen uns bis zu dem Tage, an dem David glaubte den Traum seines ganzen Lebens erfüllt zu sehen: 1848 war gekommen. Das Forum ersetzte das Atelier. David, der von dem Departement de Maine et Loire in die constituirende Versammlung und zum Maire des Arrondissements, das er in Paris bewohnte, erwählt wurde, bediente sich seines Einflusses nur mit wohlwollenden Absichten. Er wies jede neue Auszeichnung zurück, that viel Gutes, war vielen Künstlern nützlich und unterstützte zahlreiche Unglückliche. Er liebte mit voller Ueberzeugung aufrichtig die Akademie, die Ecole des Beaux-Arts, die Ecole de Rome, weil er den Unterricht liebte, der seinem Genius und seinen Ideen, welche die jungen Künstler von ihm schöpften, angemessen war und hatte Gelegenheit, diese Institute, die er als ein dreifaches Palladium der guten Studien betrachtete, gegen die Angriffe einiger abenteuerlichen Geister zu vertheidigen.

Trotz des Glanzes seines Namens wurde David d'Angers nicht in die gesetzgebende Versammlung berufen. Als er nach dem 2. December 1851 Frankreich verließ, begleiteten ihn Kummer und Entmuthigung, die sein Herz niederbeugten und die er nur durch die wohlthätigen Aufreizungen einer anhaltenden Arbeit hätte verbannen können. Er besuchte zuerst Belgien, um sein Herz noch einmal an den Quellen des Schönen, das er immer geliebt, zu erwärmen, und reiste dann, von seiner jungen Tochter begleitet, nach Griechenland. Dort erwarteten ihn neue Täuschungen. Dieses strahlende Griechenland, das er so lange Zeit in Frankreich gesucht hatte, fand er auch nicht unter dem Himmel von Athen. In Missolunghi sah er seine ihm so theure Bildsäule, seine junge Griechin, die er sein heißgeliebtes Kind nannte, verstümmelt. Mehrere Briefe, die er von Athen aus geschrieben hat, verrathen den bittern Eindruck seiner Enttäuschungen. Er verließ Griechenland so leidend, so geschwächt, daß seine Freunde, seine Gattin, sein Sohn, die ihn in Nizza bei seiner Landung erwarteten, in einem erschöpften Reisenden, in einem von Krankheit gebeugten Greise Denjenigen nicht erkannten, den sie umarmen wollten.

Der große Dichter, den Frankreich kürzlich verloren hat, Béranger, der von diesem Leiden in Kenntniß gesetzt wurde, bat für David um einen Reisepaß, der ihm die Rückkehr nach Frankreich erlaubte, welcher ihm sofort zugesandt wurde. David sah sein Haus, sein ihm so theures Atelier wieder und begab sich dann in ein Bad in den Pyrenäen, um dort seine Gesundheit wiederzuerlangen, die er nicht wiederfinden sollte. Er besuchte seine Geburtsstadt noch einmal, sah daselbst seine in dem von ihm gegründeten Museum vereinigten Werke, und bereits zweimal von dem Tode berührt, kam er nach Paris zurück, um die Stelle einzunehmen, die ihn in der Mitte jener erlauchten Todten erwartete, deren edles und stolzes Bild er uns hinterlassen hat. Er starb in der Nacht des 6. Januar 1856 in dem Alter von siebenundsechzig Jahren. Geboren war er am 12. März 1789.

C—n.

Die Zigeuner in Jütland.*)

Seit vierhundert Jahren hat in unserm Welttheile ein Volk von geheimnißvollem Ursprung gelebt, dessen Sprache auf die fernen Gegenden des Ostens deutet, dessen Geschichte aber in ein dichtes Dunkel gehüllt ist: das Zigeunervolk. Gewiß ists, daß diese Zigeuner im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nach Europa kamen, und sich allmählich über dasselbe verbreiteten; sie sind ohne Zweifel in demselben Jahrhundert in Jütland eingedrungen. Hier wurden sie mit verschiedenen Namen benannt: Tater, d. h. Tataren, weil man glaubte, daß sie aus der Tatarei gekommen wären, Schinder, wegen ihres Gewerbes, Pferde abzuhäuten, was vor noch nicht langer Zeit vom Volke als verunreinigend und entehrend angesehen wurde. Sie selbst nennen sich nur die Reisenden, und sprechen untereinander, um nicht von Anderen verstanden zu werden, eine eigene Sprache, welche sie Rothwälsch nennen; von Anderen wird diese Sprache Zigeunerlatein genannt. Von den Wörtern dieser Sprache habe ich, Schreiber Dieses, soweit es möglich war, eine vollständige Sammlung in Druck gegeben. Es möchte wunderbar erscheinen, wie ich zu dieser Kenntniß gekommen bin. Es ging folgendermaßen zu. Als ich mich in Viborg aufhielt, bekam ich Lust, alle Erläuterungen zu sammeln, welche ich über die erwähnte Sprache erhalten könnte; ich wandte mich deshalb an den Inspector der Strafanstalt, ob er mich vielleicht an einen der dort weilenden Rothwälschen verweisen könne, der mir in dieser Sache behülflich sein würde. So kam ich an einen Mann, der während seiner ganzen Lebenszeit umhergestreift war, nicht allein in Jütland, sondern unter anderen Zigeunern in ganz Deutschland, bis an und sogar über die italienischen, französischen und holländischen Grenzen. Er hatte in dieser Zeit mehrere Male, wenn die Noth ihn dazu trieb, sich als Tambour oder einfacher Soldat bei verschiedenen Regimentern anwerben lassen, und so hatte er an mehreren Schlachten in Italien, bei Jena und bei Breslau theilgenommen, und als einen schuldigen Dank an Mutter Maria, weil er, wie er sich ausdrückte, bei diesen gräulichen Schlägereien so gut davongekommen, hatte er sich ein blutrothes Kreuz auf seinen rechten Arm eingraben lassen. Aber stets war die Lust zu dem freien und ungebundenen Leben, an das er von Kindesbeinen an gewöhnt war, mit unwiderstehlicher Stärke zurückgekehrt, und hatte ihn beständig dazu verlockt dem militärischen Zwang wiederum zu entlaufen. Er mußte die Wahrheit des gebräuchlichen Zigeunerspruchs anerkennen, „daß es schwer ist den Stab wegzulegen, wenn derselbe erst in der Hand warm geworden." Während seiner Wanderzeit war er doch mehrere Male, gleichsam wie aus einem unbewußten Trieb, in sein Geburtsland Dänemark zurückgekehrt; aber wenn er nur auf kürzere Zeit wegen Herumtreibens oder dergleichen ergriffen und bestraft worden war, oder wenn er keinen Ausweg sah auf andere Weise dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, so verließ er wieder seine Heimath und zog nach Deutschland. Endlich war er doch dieses umherstreifenden Lebens müde geworden, und kehrte nach seinem heimischen Ort im südlichen Jütland zurück, wo er durch Erbschaft ein kleines Haus mit einem dazugehörigen Stück Land als Eigenthum erhielt. Er hatte nun fest beschlossen sich hier in einem Winkel, der von dem gewöhnlichen Verkehrsweg der Zigeuner fern war, häuslich niederzulassen, und stand im Begriff sich zu verheirathen, und sich zu dem Zweck die allernothwendigsten Geräthschaften für die ersten Lebensbedürfnisse, deren Werth einige Thaler betrug, anzuschaffen. Er hatte sogar, wie es ihm schien, Alles sehr hübsch eingerichtet, und es fehlte ihm nur ein kleiner eiserner Kessel, den er sich aber aus eigenen Mitteln zu verschaffen keinen Ausweg wußte. Er nahm ihn daher aus einem naheliegenden Parcellistenhause, hatte aber bei sich selbst beschlossen, daß dies seine letzte Dieberei sein solle und daß er sogar, sobald es ihm nur möglich, dem Eigenthümer den Kessel wiederum zurückbringen wolle. Unglücklicherweise wurde er auf der That ertappt und zu fünf Jahren Zuchthaus in Viborg verurtheilt, seine Geliebte als Hehlerin zu einem Jahre. Während ich ihn in dieser Zeit über die rothwälsche Sprache ausfragte, verbarg ich ihm nicht mein Erstaunen darüber, daß er mir dies Geheimniß zu entdecken wage, da ich wisse, daß unter seinen Kameraden auf diesem Verbrechen die Todesstrafe stände. Er gestand dies ein; aber fürs Erste hoffte er, die anderen Rothwälschen würden nicht erfahren, daß er etwas entdeckt habe, und ohnedies habe er sich vorgenommen, sobald er aus dem Zuchthause käme, sich in seine Heimath zu begeben, und nie wieder Verkehr mit ihnen zu haben. Aber leider versicherte man mich, daß die schlauen Zigeuner den Verräther ihrer Sprache aufgespürt und den Armen, nachdem er einige Tage aus dem Zuchthause entlassen, auf dem Wege in der Nähe Koldings todtgeschlagen hätten, bevor er noch seine Heimath erreicht habe, wo ein Weib und ein ärmlicher, aber ruhiger Heerd seiner wartete, um ihm in den Tagen des Alters den Frieden zu schenken, welchen er bis jetzt im Leben nicht gekannt. Dieser Mann war von der ächten Zigeunerrace. Er sah aus wie ein Habicht in einem Käfig. Sein Blick war scharf, sicher und blitzend wie das Messer in der Hand des wilden Mannes. Man konnte bei seinem ersten Eintreten in ein Zimmer, in welchem er früher nicht gewesen war, deutlich sehen, daß er durch einen einzigen, gleichsam unwillkürlichen, blitzschnell forschenden Blick sich in einem Moment mit Allem in der Stube bis auf die kleinsten Gegenstände vollkommen bekanntgemacht hatte; und in Wahrheit! die Lebendigkeit seines Verstandes glich der seines Auges. Wie ein Raubvogel in einem Käfig leicht zum Zorn gereizt wird, wenn man nur, selbst in der unschuldigsten Absicht, mit dem Finger auf ihn zeigt, so auch kam oft mein Rothwälscher, wenn ich bei meinem Ausfragen die Vermuthung über einen nur scheinbaren Widerspruch oder über eine Unrichtigkeit im Vergleich mit dem was er früher vorgebracht, äußerte, augenblicklich durch das geringste Mißtrauen zu seiner Wahrheitsliebe, in die heftigste Bewegung. Das Blut stieg ihm zu Kopf und brannte auf seinen Wangen; seine Augen funkelten, bis

*) N. V. Dorph. — De jydske Zigeunere og en rotvelsk Ordbog.

ich ihn wieder durch die Angabe beruhigte, daß der Irrthum auf meiner Seite sei. Dies ist derselbe Rothwälsche, welcher unter dem Namen „Professor“ in Blichers vortrefflicher Novelle „Zigeunerleben“ geschildert ist. Aber wie erklärt man sich nun das Vorhandensein eines so lebhaften Ehrgefühls, oder wie man es nennen will, bei einem solchen Menschen? Wie oft sieht man nicht, daß dieser an und für sich selbst edle Keim, sogar bei denjenigen Menschen, welchen er bei der Geburt eingepflanzt, und später durch Erziehung, Unterricht, private und öffentliche Lebensverhältnisse, durch Verbindung mit anderen gebildeten Menschen, und dergleichen Reizmittel, gepflegt und genährt worden ist, — dennoch hinwelkt und gänzlich verschwindet; während er in all seiner Empfindlichkeit, wenn auch gerade nicht in moralischer Reinheit, — und wo findet man die? — sich unter dem gänzlichen Mangel all jener Bedingungen, nur unter Frechheit und Lastern, und mitten in der Erbärmlichkeit und Verachtung eines gänzlich verlorenen Lebens erhält?

Die von Blicher in seiner Novelle geschilderte Linka Smaelem ist ebenfalls keine bloße Dichtung. Ich erinnere mich, daß ich am 27. Mai 1823 im Hofe des Zuchthauses zu Viborg stand, als ein Frauenzimmer, wohlgewachsen und stark, von der Sonne verbrannt, mit einem determinirten Gesicht, einen Mann auf dem Rücken tragend eintrat, und ohne mich oder die sonst Anwesenden eines Blickes zu würdigen, ihren Begleiter mit fester Ruhe fragte: „Wo soll ich hin?“ Darauf schritt sie zwischen uns über den Hof nach dem ihr gezeigten Aufgang hin. Dieser Mann, mit dem sie nach der Sitte jenes Volkes in wilder Ehe gelebt und von dem sie mehrere Kinder hatte, war an Armen und Beinen gelähmt und konnte durchaus nicht gehen; sie mußte ihn also tragen. Die Tochter Karls des Großen ist besungen und berühmt geworden, weil sie ihren Geliebten auf ihren Schultern über den Hofplatz trug, um ihn vom Tode, und sich selbst vor Schande zu retten. Dieses Weib dagegen hat ohne irgend eine zwingende Nothwendigkeit ihren Gatten durchs ganze Leben getragen, und dies Leben bestand in einer ununterbrochenen Wanderung. Die Freiheit, so ungebunden wie die des Thieres auf dem Felde, eine Freiheit, welche aller bürgerlichen Verhältnisse und religiöser Anforderungen spottet, alle conventionellen Formen und Rücksichten bei Seite setzt: dies ist das Element, in welchem sie geboren und erzogen war, und welche die Bedingung für ihr ganzes Leben gewesen; und dennoch hatte sie sich selbst freiwillig diese Pflicht auferlegt, und dies Band mit einer unerschütterlichen Kraft und Treue getragen. Man könnte sagen, daß diese weibliche Hingebung eine liebliche, eine seltene Blume sei, die sich nach Jütlands öden Haiden und sandigen Wegen verirrt habe, und dies wäre vielleicht sogar recht schön gesagt; aber ich fühle, daß es damit nicht gethan ist, daß mehr, noch viel mehr in dieser einfachen Geschichte liegt; denn es kommt mir vor, daß sie eine belebende und stärkende Ueberzeugung hervorruft, daß der Gottheitsfunken in uns schwachen Menschen selbst in unserer tiefsten Erniedrigung nicht erlöschen kann und nicht erlöschen soll; daß wir daraus die Lehre ziehen können, niemals die Menschheit im Menschen, oder den Menschen im Uebertreter des Gesetzes zu vergessen oder zu verachten; und daß wir, die wir uns vielleicht wegen der Vorzüge der Erziehung, der Cultur, der gelehrten Kenntnisse, der gesetzlichen Moralität überheben, in uns gehen, uns demüthigen und den Geringsten unter uns für unseren Bruder anerkennen müssen. Jenes Weib wurde von wandernden Eltern geboren; ihren Geburtsort wußte man nicht, denn ihr ganzes Leben war eine Wanderung ohne Heimath und ohne irgend einen festen Aufenthaltsort gewesen. Sie und ihr Gatte, beide wegen Herumtreibens verurtheilt, wurden an einem und demselben Tage in der Zuchthauskirche zu Viborg confirmirt.

Die ursprünglichen, ächten Zigeuner, welche noch wie zur Auszeichnung mit dem Namen „Tater“ benannt werden z. B. Tater-Adam, Tater-Christiane u. dgl., sind wohl zum Theil vermindert, aber der Stamm ist gehörig mit des Landes eigenen Kindern gepfropft und auf diese Weise wohl erhalten. Die meisten Kinder dieser Zigeuner werden auf dem gewöhnlichen Nachtlager der Eltern, in Scheunen, Ställen, Schafhürden, in einem Graben auf dem Felde, unter einem Baum im Walde, wo zufällig die Mutter auf ihrer Wanderung nicht weiter konnte, geboren. Doch nicht einmal ein solcher Platz wird ihr zu einigen Stunden der Ruhe und Erholung gegönnt. Ein Gesetz bestimmt, daß der Geburtsort eines Kindes zugleich dessen Versorgungsstätte ist. Deshalb suchen die betreffenden Landbewohner auf jede Weise die Niederkunft der Wanderer in ihrem District, in ihrer Gemeinde zu verhindern, und sobald sie ein schwangeres Weib unter denselben entdecken, so transportiren sie es sogleich zum Nachbar. Dieser aber schleppt sie wiederum nach einem andern Grenzorte, und auf diese Weise wird die Unglückliche unaufhörlich von Ort zu Ort gejagt, und zwar mit immer größerm Eifer und unbarmherzigerer Schnelligkeit, als die Stunde der Geburt naht, sodaß sich auf einem elenden rüttelnden Leiterwagen ohne Stroh zum Lager, unter offenem Himmel die Geburt vollzieht.

Die Eltern sorgen möglich dafür, daß das Kind sogleich getauft wird, denn daß es „christlich“ wird, das ist für sie eine Gewissenssache, und sie unterlassen es niemals diese Pflicht zu erfüllen, ungeachtet sie oft die größten Schwierigkeiten und Gefahren zu bekämpfen haben um diesen Zweck zu erreichen, da gerade diese, durch die Noth herbeigeführte nähere Berührung mit den Autoritäten des Staates oft veranlaßt, daß sie angehalten und wegen Herumtreibens bestraft werden; und mit der Freiheit ist ja Alles für sie verloren. Nach dem Aufenthalt von einem oder von zwei Tagen, sobald die Mutter es ertragen kann weiter zu wandern, verläßt die Familie die Geburtsstätte des kleinen Kindes, um neue Gegenden zu besuchen. Die Mutter schleppt den Neugeborenen in einem, diesem Volke eigenthümlichen, aus der Garderobe der Mutter und des Kindes zusammengebundenen und zusammengeflochtenen Lager, oder in einer Wiege, welche die Eltern selbst aus Stäben und Weiden zusammenflicken. Hat die Familie mehrere Kinder, so müssen diese, sobald sie einigermaßen Kräfte zum Gehen haben, den Eltern zu Fuße folgen. Solch eine wandernde Familie wächst zuweilen bis auf acht oder zehn Personen an. Die Kinder werden in derselben Unwissenheit großgezogen, welche das Erbtheil der Eltern gewesen ist; und Alles was sie von diesen lernen, sind ihre wenigen Handfertigkeiten, ihre Gewohnheiten,

ihr Müßiggang, ihr Laster und ihr Verbrechen, und besonders die Pfiffigkeit, um mit dem meisten Glück dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. Polygamie, Unzucht, Blutschande, Trunkenheit, Betrügerei, Dieberei und Räuberei sind die Laster, unter welchen sie geboren und erzogen werden, welche sie täglich als etwas ganz Gewöhnliches und Zulässiges vor Augen haben, und in welchen sie zum Theil ausdrücklich unterrichtet werden. Diejenigen, welche keinen Wohnsitz haben, werden selten eher confirmirt, als bis man sie eines Verbrechens wegen in eine Strafanstalt bringt, und sie dann in der Religion unterrichtet, worauf sie einen gebührenden Preis zu setzen scheinen. In der Viborgschen Strafanstalt findet beinahe jährlich die Confirmation solcher Gefangenen statt, und es waren mehrmals gegen zwölf Confirmanden anwesend, unter ihnen Leute von mehr als fünfzig Jahren, ja, alte Ehe- oder richtiger Liebesleute, sammt ihren erwachsenen Kindern. Sobald die Geschlechter das Alter der Reife erreicht haben, verbinden sie sich, gewöhnlich ohne irgend eine Ceremonie, und bleiben beisammen solange als Neigung und Gewohnheit es gebietet. Oft trennen sie sich ebenso leicht, wie sie sich gefunden und paaren sich mit Anderen. Bei der Wahl oder beim Tausch der Lebensgefährtinnen, von denen oft zwei für geeigneter erscheinen als eine, gilt gewöhnlich das Recht des Stärkeren, und der Sieger kann sich nur durch blutige Schlägereien mit muthigen Rivalen den Besitz der Geliebten erkämpfen, diese mag frei sein oder augenblicklich einem Andern angehören; dagegen muß er vielleicht gleich das Schicksal des Ueberwundenen im Kampfe mit einem noch stärkern Nebenbuhler erdulden.

Diese Leute ernähren sich im Allgemeinen als Schornsteinfeger, Glaser, Blechschläger, Kesselflicker, Verniether, Scheerenschleifer rc.; jedoch suchen sie, wenn sie diese gewöhnlich nur schlecht gelernten Handfertigkeiten anbieten und ausüben, sowie auch durch Quacksalberei, durch den Verkauf von Kleinigkeiten, durch Wahrsagen, indem sie durch Zauberei Gestohlenes wiederschaffen, sich nur einen bequemeren Weg zum Betteln und Stehlen zu bahnen. Wenn sich eine Schaar von ihnen auf solche Weise einige Schillinge, oder etwas mehr an Nahrungsmitteln, als sie sogleich verzehren können, erworben hat, so kommen sie gewöhnlich auf einer oder der andern einsamliegenden Stelle oder in einem Parcellistenhause, wovon es in jeder Gegend einige giebt, zusammen, und verzehren in Gesellschaft mit Andern in Saus und Braus den Erwerb bis auf den letzten Bissen, und dann erst trennen sie sich. Wie sie oft in ganzen Horden verschiedene Orte heimsuchen und plagen, findet man in nachstehenden Zeilen geschildert. „Vor kurzem stattete eine schöne Gesellschaft solcher Zigeuner einen Besuch in unserm Dorfe ab, und nahm mit einer ländlichen Mahlzeit und mit etwas Reisegeld fürlieb. Anfänglich schien es, als ob sie hier nur durchziehen wollten, aber sie müssen den Aufenthalt so angenehm gefunden haben, daß sie beschlossen hier zu übernachten, und sie quartirten sich bei verschiedenen Bauern ein. Was innerhalb der verschlossenen Thüren vorsichging, weiß ich nicht genau, aber ich hörte eine lustige Violine, welche gewöhnlich auf Tanz und Zechgelage deutet. Am folgenden Tage — jedoch nicht recht zeitig — begegnete ich einer Familie dieser Ballgesellschaft. Sie bestand aus dem Manne mit seinen zwei Weibern und drei Kindern. Der wackere Familienvater trug als Zeichen seiner Würde drei Stöcke in der Hand, jedoch von ungleicher Größe, der längste und dickste war ausschließlich den beiden Frauen und dem erwachsenen Sohne, der zweite von mittlerer Größe war als Scepter für einen zwölfjährigen Knaben, und der dritte — eigentlich nur ein abgeschälter Weidenzweig — war dazu bestimmt den kleinen zweijährigen Zigeuner zu cultiviren. Ich sah alsbald auch wirklich alle drei Stöcke in Thätigkeit. Beide Zigeunerinnen sowie der älteste junge Herr nahmen die Lection mit vieler Ruhe hin, und man sah deutlich, daß dergleichen zur Tagesordnung gehörte. Ich bedauerte den kleinen Zigeuner; der arme Bursche weinte recht kläglich, aber der ernste Patriarch prügelte ihn dennoch tüchtig durch, um ihn zum Schweigen zu bringen, welche Absicht er wahrscheinlich bald und — vollkommen erreichen wird. Später kam ein Nachtrupp von sieben Personen, und ehestens können wir noch eine Bande erwarten."

Diese Menschen sterben gewöhnlich, ebenso wie sie geboren werden, wo gerade das Krankenbett während ihrer Wanderung zufälligerweise steht. Nur sehr wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter, eine natürliche Folge ihrer unordentlichen und zügellosen Lebensweise, sowie der vielen Uebel, die sie theils auf ihren Wanderungen, theils in den Gefängnissen zu erleiden haben. Es giebt viele unter ihnen, deren Geburtsort man weder weiß, noch erfragen kann, und die während ihres ganzen Lebens niemals eine Heimath kannten; sie haben nur hier und dort einige gute Freunde und gewisse „Höhlen", wo sie Zuflucht suchen und gestohlene Sachen bis zum sichern Absatz in Verwahrung bringen.

Diese Zigeuner machen ungefähr 800 Köpfe aus, welche Anzahl sich nicht allein wegen ihrer besondern Fruchtbarkeit erhält, sondern auch weil sich alles liederliche Gesindel zu ihnen schlägt und sich mit ihnen verbindet. Man kann beinahe sagen, daß jeder dieser 800 Menschen, mit Ausnahme der zarten Kinder, ein Uebertreter der Gesetze ist, sodaß man sich nicht darüber wundern wird, daß ungefähr die Hälfte der Anzahl der Gefangenen im Zuchthaus zu Viborg beinahe immer aus Zigeunern und Vagabunden besteht. Sie betrachten sich selbst als vollkommen frei und eines jeden Bandes ledig, das den übrigen Staatsbürgern obliegt; deshalb sehen sie es auch nicht als ein Unrecht an, die Einwohner des Landes zu bestehlen, da sie mit ihnen beständig in Krieg leben, und von denselben verachtet und verstoßen werden. Diese Zigeuner gewähren Anhalts- und Zufluchtsstätten nicht allein solchen Menschen, und zwar besonders aus dem Bauernstande, die durch Trägheit und Liederlichkeit ihr Vermögen zugesetzt haben, sondern auch entwichenen Verbrechern, nicht selten der gefährlichsten Gattung angehörig. Sie tragen auf diese Weise beständig zur Vermehrung und Verbreitung des Bösen bei, und bilden eine dauernde Pflanzschule für Laster und Verbrechen. Es ist eine Thatsache, wovon die Gerichte oft genug Beweise in Händen haben, daß es kaum eine Dieberei im Lande giebt, in welcher nicht einer oder mehrere dieser Leute entweder als Hauptanführer oder als Mitwisser für mitschuldig befunden werden. Sie

sind also eine wahre Landplage, ein verderblicher Auswuchs am Körper des Staates. Sie nehmen jährlich einen Werth von über 30,000 Thalern in Anspruch, da man annimmt, daß einige 40 Thaler das Minimum für die Bedürfnisse eines Menschen in Jütland sind. Dieses Capital, und noch bei weitem mehr, wird gerade den ärmsten Leuten, theils durch Betteln und Stehlen, theils durch die außerordentlichen Delinquentenunkosten und vielfachen Fuhren in Veranlassung dieser Zigeuner, entzogen, ohne der bedeutenden Kosten zu gedenken, welche der Staat für ihre Haft und Bestrafung entrichten muß.

Dazu kommt, daß wenn einige dieser Menschen den Entschluß fassen, ein stilles und thätiges Leben unter seßhaften Mitbürgern zu führen, diese Absicht unerreichbar bleibt, sobald es nämlich verrathen wird, daß sie zu den Zigeunern gehören. Ein Beispiel wird die Sache erläutern. A. B. erhielt das Versprechen, daß ihm eine Instenwohnung auf dem Gute C. überwiesen werden solle. Er zog mit gesetzlichem Paß in Begleitung seiner Familie nach diesem neuen Aufenthaltsort. Als tüchtiger Handwerker bekam er Arbeit in Ueberfluß, und da er auf diese Weise sein gutes Auskommen hatte, und bei dem Gutsherrn und allen Andern beliebt war, weil er sich in jeder Hinsicht gut aufführte, so hatte er bereits eine Zeit lang glücklich und zufrieden dort gelebt, und meldete nun auch seine Kinder zur Aufnahme in die Schule des Kirchspiels an. Als aber bei dieser Gelegenheit nach verschiedenen Attesten gefragt wurde, die er guter Gründe halber nicht herbeischaffen konnte, und es dadurch herauskam, daß er zu den Zigeunern gehört hatte, so mußte er sogleich mit seiner Familie auf Befehl der Behörden das Kirchspiel verlassen und aufs neue seine Wanderung beginnen, — mit welchem bittern Gefühle gegen die Gesellschaft, die ihn so unbarmherzig verstieß, und mit welchen feindlichen Vorsätzen gegen ihre Bürger, wird man sich vorstellen können! — Die Bessern unter diesen Menschen können mit dem besten Willen und den besten Vorsätzen durch eigene Kraft, nicht der Vortheile einer durch Gesetze geregelten bürgerlichen Gesellschaft theilhaftig werden. Es scheint also Pflicht zu sein, ihnen bei ihren Anstrengungen zur Erreichung einer bessern Existenz behülflich zu sein. Da es nämlich erwiesen ist, daß mehrere Familien dieser Taterrace ein sehr ordentliches und thätiges Leben führen und man sieht, daß der Funken der Menschlichkeit nicht gänzlich bei ihnen erloschen ist, vielleicht nur auf einen belebenden geistigen Hauch und auf eine kräftig eingreifende Hand wartet, um in höherem oder minderem Grade entwickelt zu werden, so meine ich, daß man am richtigsten diese Unglücklichen wie verirrte Kinder behandeln sollte, die durch eine besonnene Strenge, welche weder erbittert noch verhärtet, geleitet, den Umständen nach gezwungen werden müssen, denjenigen Weg zu betreten, der zu ihrem eigenen Wohle führt.

Das Schicksal dieser Menschen ist, wie Blicher sagt, nicht besser als das der wilden Thiere. Sie haben ein Vaterland, aber keine Heimath, und genießen nicht einmal des ärmlichen Trostes, am eigenen Heerde zu sterben, und die müden Glieder bei verstorbenen Freunden und Verwandten zum ewigen Schlafe niederzulegen. Sie sind fremd in ihrem eigenen Vaterlande. Der geringste Bauer flieht sie wie wilde Thiere. Das Gefäß, aus welchem er unwillig ihren Hunger stillt und ihren Durst löscht, selbst wieder zu gebrauchen, dazu wird ihn nichts vermögen; er stellt es auf die Seite der Hundeschüssel, und wird sich im Nothfall eher dieser, als jenes Gefäßes bedienen. Das Traurigste ist die Unwissenheit, in welcher sie ihr thierisches Leben hinbringen; sie wissen nicht einmal, daß es ein besseres giebt. Von einem Gott hören sie nur gelegentlich, wie von einem unbekannten Wesen, und lernen erst seine Gebote kennen, wenn sie dieselben unbewußt übertreten haben. Sie werden erst über ihre Pflichten unterrichtet, wenn man sie bestraft, weil sie selbige versäumten, und zwar oft in einem Alter, in welchem sie nach der Ordnung der Natur alsbald vor einen höhern, aber sicherlich barmherzigeren Richter treten müssen.

H. Z.

Gegen französische Ruhmredigkeit.

Wir glauben nicht daß irgend Jemand in deutschen Landen gegen Frankreich feindlich gesinnt wäre, wüßten auch Niemand der einen Krieg mit den Franzosen wünschte. Aber wir kennen auch Keinen der nicht Aergerniß nähme an dem Benehmen der Pariser Presse, welche man von der Seine her als die Stimme und den Ausdruck der öffentlichen Meinung im Lande jenseit der Vogesen verkündet. Nun gehört es freilich nicht unter die Geheimnisse, daß dort ein strenger Preßzwang herrscht und die freie Prüfung öffentlicher Angelegenheiten unter die nicht erlaubten Dinge gehört; aber gerade um desto unangenehmer berührt die Ruhmredigkeit der Zeitungen. Es ist ihnen vielfach nachgewiesen worden, daß sie aufgeschnitten und gelogen haben wie nur irgend ein Bulletin der frühern Zeit

Die Zusammenkünfte der Imperatoren sind vorüber. Amtliche und halbamtliche Blätter haben uns über die Besprechung beruhigt, welche zwischen dem Kaiser aus dem Westen und dem Czar aus dem Osten auf deutschem Boden stattgefunden. Beide haben das Wort Frieden an ihre Banner geheftet, und thun recht daran; ihre Staaten können den Krieg nicht gebrauchen, den überhaupt ganz Europa vermeiden möchte, das überhaupt auch endlich den bewaffneten Frieden beseitigt zu sehen wünscht. Die Besprechungen in Stuttgart und Weimar werden ein Segen für den ganzen Erdtheil sein, wenn eine halbe Million Soldaten der productiven und friedlichen Arbeit zurückgegeben wird. Dann erst kann die Welt ruhig aufathmen.

Die Pariser Presse hat uns versichert, daß Alles glatt und eben sei, daß man von vorne herein keine Verabredungen zu besorgen gehabt habe, durch welche Deutschland irgendwie beeinträchtigt werden könne. Daß nichtsdestoweniger jene Conferenzen eine große Spannung hervorbrachten, weiß Jedermann; aber ängstlicher Art war dieselbe nicht, und man hätte sich von der Seine her den Versuch zur Beruhigung der Ge-

müther ersparen können. Die Dinge liegen heute ganz anders als vor einem halben Jahrhundert. Stuttgart war nicht Erfurt. In der Stadt am Nesenbach dienten nicht vier Könige und vierunddreißig andere Fürsten dem Selbstherrscher aller Reußen und dem Beherrscher der Franzosen als Folie; im Theater saß kein Parterre von Kronenträgern. Auch lag ja Deutschland nicht, wie in den Tagen des kläglichen Rheinbundes vor einem Eroberer zu Boden; es hat ein wehrhaftes Volk, welches nichts so sehr haßt und dem Nichts so sehr zuwider ist als die Einmischung Fremder in unsere Angelegenheiten.

Auf die Stuttgarter Zusammenkunft folgte jene zu Weimar; vielleicht kommt noch eine dritte, welche geeignet ist alle Besorgnisse vor irgend einer Störung des Friedens vorerst völlig zu beseitigen.

Deutschland kann den Dingen ruhig zusehen. Zwischen Rußland und Frankreich liegt das germanische Europa wie ein gewaltiger Keil; Deutschland, Preußen und Oesterreich, deren Interessen, wenn richtig verstanden und unverständiger Rivalitäten entkleidet, durchaus zusammenfallen, können im Nothfall eine Million waffengeübter Krieger ins Feld stellen, und sie werden es, weil jeder Krieg in Mitteleuropa Existenzen bedroht. Welche? Das würde die Zukunft lehren. Unsere vereinigten Streitkräfte sind unter allen Umständen hinreichend, um in Achtung gebietender Weise nach allen Seiten hin Front zu machen, und die nationale Stimmung läßt ohnehin nichts zu wünschen übrig. Wir hegen weder Abneigung gegen das Ausland, noch haben wir Besorgnisse vor ihm. Wenn aber unsere Regierungen verständig genug sind, sich auf der Hut zu halten und alle Eventualitäten zu erwägen, so thun sie recht und erfüllen ihre Pflicht. Die Münchener Zeitung hat sich in dieser Beziehung sehr würdig ausgesprochen. Man hatte nicht nöthig von Paris her so großes Aufheben zu machen. Wir alle wissen, daß zwei Kaiser nicht mehr die Gewalt haben um Europa unter sich zu theilen. Zu welchem Zweck also hoben die französischen Blätter so geflissentlich die Erinnerung an die glücklichen Tage des ersten Napoleon hervor? Weshalb verherrlichten die Soldaten zu Paris und im Lager auf Attila's catalaunischen Gefilden in Kriegsliedern die Tage von Jena und Austerlitz? Wir unsererseits könnten wieder anfangen von Leipzig und Waterloo zu singen und die Octoberfeuer von neuem auf den Bergen lodern lassen. Diese Antwort wäre leicht gegeben.

Und wozu Anno 1857 die Helena-Medaille? Der Mann dessen Namen sie trägt war nicht Europa's und nicht Deutschlands Freund; er fand, verurtheilt von der Geschichte, die das Weltgericht ist, als gefallene Größe sein Ende auf einem einsamen Felseneiland im weiten Ocean. Man hätte in Paris, wo doch sonst alle Schritte wohl erwogen werden, sich sagen können, daß ein solches Denkzeichen, indem man es unglücklichen Menschen auch in Deutschland anbot, keine andere Wirkung haben konnte als zu erbittern und Entrüstung hervorzurufen. Einige Subjecte, die einst mit am Streitwagen des Eroberers ziehen mußten, haben sich um den Silberling beworben, alte Leute, die man bedauert. Das Denkstück wird sich schwerlich in einer guten Gesellschaft zeigen dürfen. Was in Deutschland an der Helenamedaille verdrießt, ist der Mangel an Tact, welcher sie auch den Ausländern zuerkennt. Wir loben an den Franzosen daß sie in Bezug auf ihre Nationalehre empfindlich sind; sie werden es erklärlich finden daß der rechtschaffene Mann in Deutschland es nicht minder ist. Wer kann das Bild des Mannes auf der Brust tragen, dessen Kugeln Männer wie Palm und Hofer zu Braunau und Mantua niederstreckten, der den Freiherrn v. Stein ächtete, hunderttausend Deutsche zu seinem Nutzen auf die Schlachtfelder von Spanien bis Rußland führte? Was für ihn und für manche seiner Franzosen Ehre und „Gloire" war, ist es nicht für uns. Nachdem das neue Kaiserreich in Frankreich als eine Epoche des Friedens proclamirt worden ist und der kriegerische Sinn in der Krim und Kabylien Befriedigung gefunden hat, braucht man nicht noch die „Gloire" aus alter Zeit wachzurufen.

Wir nehmen, bis das Gegentheil sich zeigt, gern an, daß die schwierige Aufgabe, Napoleonische Ideen auf die Dauer mit dem Frieden in Einklang zu bringen, sich lösen lasse. Der gegenwärtige Beherrscher von Frankreich hat große Erfolge gewonnen, theils durch seine seltene Persönlichkeit, theils in Folge der allgemeinen politischen Lage und vermöge der Auffassungen und Stimmungen der leitenden Persönlichkeiten im übrigen Europa. Schwerlich könnte man ein Land wie Frankreich mit einem klugen Monarchen an der Spitze, welcher aus der Revolution auftauchte und sie zum Grundstein seines Emporkommens machte, sodaß er stolz von sich sagt: Je suis parvenu! auf die Länge isoliren. Eine Persönlichkeit der Art wie Napoleon tertius konnte es nicht ernsthaft meinen als er in den Tagen der Republik erklärte, daß ihm „monarchische Hallucinationen" fremd seien, denn er transigirte damals, als berechnender Politiker, mit den Umständen. Dieser Kaiser besitzt Genie und Herrschertalent, das er geltend machen wollte, ohne sich in einem so wild unterwühlten Lande wie Frankreich durch irgend eine Schranke beengen zu lassen. Seitdem haben die europäischen Mächte diesem Selbstherrscher in den europäischen Angelegenheiten ein Arbitrium in die Hände gegeben; ob sie wohl daran gethan, können wir nicht entscheiden.

Man hat behauptet, Napoleon der Dritte sei ein bloßer Nachahmer seines Oheims, allein er ist dafür viel zu selbständig. Er fand manche Situationen vor, welche mit jenen vor sechzig Jahren Aehnlichkeit aufwiesen, und eben deshalb hält er viele Maximen seines kaiserlichen Vorfahrs für durchaus anwendbar auf die Franzosen der Gegenwart. Die Buonaparte sind **Italiener** und kennen alle Schwächen des Volkes, dessen Beherrscher sie durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände und ihre gewaltige Energie geworden sind. Sie haben keinen quecksilbernen, hin und her springenden Sinn, der sich von einem Aeußersten ins andere wirft und doch wieder keines lange verträgt, sondern sie besitzen die Energie einer ruhigen Erwägung, den Geist der Folgerichtigkeit, und zähes Festhalten an System und Maximen. Das Alles geht den Franzosen ab, welche seit drei Menschenaltern immer nur Sprünge machen.

Theodor Mommsen sagt von den alten Galliern: „Sie

haben sich unfähig erwiesen ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrhaftigkeit zu begründen, und im besten Fall es nicht weiter gebracht als bis zur Gründung eines Soldatenstaates. Die militärische Ordnung ist die einzige welche sie anerkennen." Und der alte Cato meinte: „Auf zwei Dinge legen die Gallier Werth, nämlich die Gloire und den Esprit." Die lateinischen Worte sind: Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui. Das gilt noch heute von den Franzosen.

Doch wozu beschwören wir den alten Römer herauf? — Man hat in Paris seit ein Paar Monaten soviel geschichtliche Rückblicke gegeben, daß man sich auch in Deutschland dazu aufgefordert sieht, wäre es auch nur um Lücken auszufüllen, damit die objective Wahrheit nicht zu kurz komme, mit welcher die Presse an der Seine es bekanntlich niemals genau genommen hat, am allerwenigsten während der letztverflossenen Wochen.

Der erste Napoleon sah mit italienischem Scharfblick den Franzosen, welche er sich unterworfen hatte, in Herz und Nieren, und sein Urtheil stimmt mit jenem Cato's überein. Er schonte ihre Vorurtheile und benutzte ihre Schwächen mit kluger Berechnung. Während er jenen auf alle Weise ein Genüge that, sprach er sich jedoch manchmal ganz offen aus. In einer Sitzung des Staatsrathes handelte es sich einmal um Titel und Orden, deren Einführung der erste Consul befürwortete. Auf die Einwendungen entgegnete er: „Meine Herren, Sie nennen Rangunterschied und alle dergleichen Dinge Kinderspielzeug: darin mögen Sie rechthaben; aber mit solchen Kinderklappern lenkt und leitet man die Menschen. Das würde ich allerdings nicht von der Rednerbühne herab sagen, aber in einer Versammlung von Staatsmännern darf ich es wohl aussprechen. Ich glaube gar nicht daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt; die Revolution hat seinen Charakter nicht umgeändert. Die Franzosen sind noch heute gerade wie ihre Vorfahren, die Gallier, eitel und leichtfertig; sie haben nur für Eines Verständniß: l'honneur. Man muß diesem Gefühl für Auszeichnung (Napoleon verstand also unter jenem Worte hier nicht: Ehre) Nahrung geben und deshalb Unterschiede zulassen. Sehen Sie doch nur, wie dieses Volk sich vor den Ordenszeichen der Ausländer bückt und tief verneigt! Diese sind selber erstaunt über den Eindruck welchen sie machen, und lassen sich öffentlich nie ohne dergleichen Dinge sehen. Voltaire hat gesagt, der gemeine Soldat sei ein Alexander für fünf Sous Löhnung täglich, — und er hatte recht; so ist es. Glauben Sie denn, man treibe die Menschen mit Räsonnements aufs Schlachtfeld? Ganz gewiß nicht. Man muß den Soldaten durch Ruhm, Auszeichnung und Belohnung bestechen."

Die Maximen des ersten Consuls gelten in dieser Bezeichnung auch heute noch. „Le ruban" wird in verschwenderischer Fülle ausgetheilt, und die Helenamedaille ist noch hinzugekommen zu der Ehrenlegion. In den Tuilerien gelten Napoleonische Traditionen, die man vertagen oder aufnehmen kann, je nachdem es vortheilhaft erscheint.

Wir wissen nicht in welche neue Phase die Politik der Großmächte tritt oder schon getreten ist, wünschen aber, sie möge sich durch lang andauernden Frieden und ein Wohlwollen Aller gegen Alle kennzeichnen. Ein „Erfurt" haben wir nicht gehabt. Dort verbündeten sich ein Napoleon und ein Alexander „für den Krieg und für den Frieden," wie ihre Erklärung lautete. Frankreich gab seine ausdrückliche Einwilligung, daß Finnland, die Moldau und Walachei dem russischen Reiche einverleibt werden dürften, Napoleon opferte also Schweden und die Pforte. Heute wurde die Union der Donaufürstenthümer aufs Tapet gebracht, und Jedermann weiß zu wessen Vortheil eine solche ausschlagen müßte.

Die Pariser Blätter haben bei ihren Rückblicken auf die Verbindungen zwischen Rußland und Frankreich einer wichtigen Transaction nicht erwähnt. Die älteren Bourbons hatten eine Napoleonische Tradition sich angeeignet. Das auf Antrieb Lord Palmerstons herausgegebene vielbesprochene Portfolio hat seiner Zeit die Verhandlungen zwischen Herrn v. Laferronays, dem französischen Gesandten in St. Petersburg, und dem Grafen Nesselrode bekanntgemacht. Es handelte sich um eine Theilung, diesmal nicht auf Kosten eines halbbarbarischen Landes wie Polen, sondern auf Kosten des „Staates der Intelligenz," und zwar trotz aller heiligen Allianz. Karl der Zehnte ließ sich 1829 die „Rheingrenze" zuerkennen, und billigte seinerseits dem Schwiegersohne Friedrich Wilhelms des Dritten die „Weichselgrenze mit Danzig" zu. Das war deutlich genug. Die Julirevolution kam gerade zu rechter Zeit, um das Bündniß zu sprengen und die damaligen Plane zu vernichten.

Wenn über kurz oder lang einmal eine exclusive russisch-französische Allianz geschlossen werden sollte, so würde dieselbe ganz von selbst ein natürliches und nothwendiges Gegengewicht finden. In Deutschland wenigstens hat sich eine Ueberzeugung festgestellt, welche ohnehin dem Instincte des Volkes durchaus zusagt. Man räsonnirt in folgender Weise: Die Wechselfälle der Politik lassen sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen oder berechnen, aber die Interessen Deutschlands sind klar. Wird unser westlicher Nachbar unseres östlichen Nachbars enger Freund und specieller Bundesgenosse, so liegt für uns Deutsche die Nothwendigkeit vor, nicht nur uns noch immer enger an einanderzuschließen, sondern in ein Bündniß mit jener Macht zu treten, deren Interessen in der europäischen Politik mit den unseren zusammenfallen sollten. Wir meinen mit Großbritannien, und wir hoffen daß die Idee von der Nothwendigkeit einer solchen Allianz immer mehr in Saft und Blut der Nation übergehe. Eine solche, als Gegensatz und Gegengewicht eines russisch-französischen Bündnisses, würde hinreichen, diesem jede gefährliche Spitze abzubrechen und den Krieg zu verhindern oder ihn ruhmreich auszufechten.

Radowitz schrieb kurz vor seinem Tode: „Die einzigen reellen Gefahren für Europa liegen in Frankreich und Rußland. Frankreich wird nie seine Rolle unter Napoleon vergessen. Welche Regierungsform auch dort walte, deren Inhaber werden stets danach trachten müssen, die verletzte, bis zum Wahnsinn gesteigerte Eitelkeit durch neue Eroberungskriege zu versöhnen. Das linke Rheinufer und die italienische Suprematie sind die geringsten Opfer, welche dieser gefährlichste aller Götzen

verlangt. Rußland wird durch seine welthistorische Position über seine Grenzen hinausgetrieben. Sein Verhältniß zum Orient, seine Tendenz, das Slaventhum zur Herrschaft zu bringen und Deutschland zu lenken, macht es zum natürlichen Gegner Oesterreichs und Preußens; und nur die sonderbare Constellation der letzten vierzig Jahre, die französische Revolution, Napoleon, die Julirevolution haben gehindert, daß diese Tendenzen sich nicht offen geltend gemacht." Herr v. Radowitz hatte gewiß recht, wenn er eine „innigste Vereinigung der Centralmächte mit England" verlangte.

Die Pariser Presse hat es an Lob und Preis der französischen Nation nicht fehlen lassen, und wir verargen ihr das nicht. Alles fließt über von Gloire, und die bekannte Redensart von dem „an der Spitze der Civilisation stehenden Volke," von der nation la plus civilisée de l'univers, spielt seit einiger Zeit wieder eine große Rolle. Sehen wir indessen zu, wie es sich damit verhält! Damit man nicht etwa einwende, in die Erörterung mische sich nationale Eifersucht oder irgend welche Abneigung, so möge ein Franzose dieselbe führen. Wir setzen kein Tüttelchen hinzu, glauben aber, daß das Nachfolgende geeignet sei die Ruhmredigkeit an der Seine etwas zu dämpfen, und einen Einblick in die Ziffern der französischen Demokratie und der Majorität bei den Stimmen der Bauern zu geben.

Graf A. de Gobineau, früher französischer Gesandtschaftssecretär in der Schweiz, dann in Frankfurt und in Hannover, gegenwärtig bei der Legation zu Teheran in Persien, hat ein umfangreiches Werk über die Ungleichheit der Menschenracen geschrieben (Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris, IV Vols. 1853—1855.), das einen ehrenvollen Platz in der Wissenschaft einnimmt. Im ersten Bande untersucht Hr. von Gobineau unter anderem, was man unter dem Worte „Civilisation" verstehen müsse, charakterisirt ihre verschiedenen Abstufungen und kommt endlich zu dem sehr richtigen Schlusse, daß die moderne Zeit im Wesentlichen keineswegs so gewaltige Fortschritte gemacht habe, wie man anzunehmen pflege. Er weist das namentlich an Frankreich nach, wo die überwiegende Menge der Bevölkerung noch weit zurückgeblieben ist und in tiefer Barbarei steckt. Tom. I p. 160 ff. lesen wir wörtlich: „Auch dem oberflächlichen Beobachter kann es nicht entgehen, daß in Frankreich eine ganz außerordentliche Verschiedenheit in Wesen und Manieren herrscht. Man weiß längst, daß zwischen Paris und dem übrigen Theile des Gebietes ein Abgrund liegt, und vor den Thoren der Hauptstadt eine ganz andere Nation beginnt, die von jener innerhalb der Mauern durchaus verschieden ist. Was ich hier sage, ist eine ausgemachte Wahrheit, und die Leute, welche aus der bei uns eingeführten politischen Einheit auf eine Einheit in den Ideen und eine Fusion des Blutes schließen wollten, würden sich einer argen Täuschung hingeben. Auch nicht ein einziges sociales Gesetz, nicht ein einziges schaffendes Princip der Civilisation wird in allen unseren Departements auf einerlei Weise verstanden. Es wäre überflüssig, hier auf den Mann aus der Normandie, den Bretagner, den Bewohner des Anjou, den Limousin, den Gascogner oder den Provençalen hinzuweisen, weil Jedermann weiß, wie wenig diese Völker einander gleichen und wie sehr sie in ihren Urtheilen von einander abweichen. Ich will aber auf Eins hindeuten. In China, Tibet und Indien sind die für die Aufrechterhaltung der Civilisation wesentlichen Anschauungen und Begriffe mit allen Classen verwachsen; bei uns ist das nicht der Fall. So ist z. B. die allerwichtigste und so leicht zu erwerbende Elementarkenntniß, Lesen und Schreiben, ein Geheimniß für die bei weitem überwiegende Menge unserer ländlichen Bevölkerung. Der französische Bauer kann durchgängig weder lesen noch schreiben, und er legt gar keinen Werth darauf, beides zu lernen, weil er den Nutzen davon nicht begreift und keine Anwendung dafür weiß. In diesem Betracht glaube ich sehr wenig an das was die Gesetze versprechen und an die aufgeputzten Einrichtungen; ich traue vielmehr dem was ich selber beobachtet habe, und den Thatsachen, welche festgestellt worden sind. Die Regierungen haben sich alle Mühe gegeben, die Bauern aus ihrer Unwissenheit zu ziehen. Nicht nur finden die Kinder in den Dörfern Gelegenheit zum Unterricht, sondern auch die Erwachsenen, welche mit dem zwanzigsten Jahre für das Heer conscribirt werden, können in den Regimentsschulen die unentbehrlichsten Kenntnisse erwerben. Aber trotz aller Vorkehrungen und obwohl die Behörden sich möglichst bestreben, das Compelle intrare durchzusetzen, lernen die ackerbautreibenden Classen nichts. Ich habe gesehen und wer die Provinz kennt, muß ganz dasselbe beobachtet haben, daß die Eltern nur mit dem größten Widerwillen ihre Kinder zur Schule schicken und die Zeit, welche diese mit Lernen zubringen, für verloren erachten. Sie benützen jeglichen Vorwand, um sie den Lehrstunden zu entziehen. Und ist der junge Mensch einmal fort von der Schulbank, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als das was er etwa gelernt, gleich wieder zu vergessen. Ja das gilt ihm gewissermaßen für einen Ehrenpunkt, und die verabschiedeten Soldaten machen es gerade so. In manchen Theilen Frankreichs wollen sie gar nicht einmal merken lassen, daß sie lesen und schreiben gelernt haben, noch mehr, sie geben sich alle Mühe, das Französische wieder zu vergessen (und ihr Patois zu sprechen) und nicht selten gelingt ihnen das. Ich würde mit größerer Gemüthsruhe so viele preiswürdige Anstrengungen loben, welche man vergeudet hat, um unsere Landbevölkerung heranzubilden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das, was man sie lehren will, nicht für sie paßt; und daß in dieser anscheinenden Gleichgültigkeit gegen das Höhere ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation liegt. Den Beweis dafür finde ich auch in dem passiven Widerstande, und wo man denselben unter günstigen Umständen besiegt, drängt sich mir noch ein anderer Beweis auf, der für mich noch weit überzeugender ist. Auf einigen Punkten geht es mit dem Unterrichte besser. In unseren östlichen Departements (die zum deutschen Reiche gehörten und ganz oder zum Theil deutsche Bevölkerung haben, also Elsaß, Lothringen, Burgund) geht es mit dem Unterrichte vorwärts. In den großen Fabrikstädten lernen allerdigs viele Arbeiter sehr gern lesen und schreiben, denn sie leben in einer Umgebung, welche ihnen deutlich macht

wie nützlich Beides ist. Aber was thun die meisten dieser Leute, sobald sie die Elemente des Unterrichts bis zu einem gewissen Grad inne haben? Diese geben ihnen das Mittel ab, nicht mehr instinctmäßig diese oder jene Ideen und Gesinnungen anzunehmen, sondern vorzugsweise solche, die activ gegen die gesellschaftliche Ordnung wirken. Eine Ausnahme mache ich nur für die Bevölkerung der Ackerbau- und Industriebezirke im Norden, wo die Elementarkenntnisse weit mehr verbreitet sind als anderwärts, wo man das einmal Erlernte nicht wieder vergißt, und wo es auch gute Früchte trägt. Aber man merke wohl, daß das Volk dort mehr als im übrigen Lande germanisch ist, und deshalb setzt mich auch das eben angegebene Resultat nicht in Erstaunen. Was ich von den nördlichen Departements sage, gilt zugleich von Belgien und den Niederlanden."

„Unser Volk hat demnach wenig Geschmack für unsere Civilisation, und sehen wir näher zu, wie sein Glaube und seine Meinungen beschaffen sind, so stellt sich noch deutlicher heraus, wie weit es sich von derselben entfernt. Der christlichen Religion hat man es zu verdanken, daß jener nicht noch beschränkter ist. Bischöfe und Pfarrer haben noch heute wie vor hundert, wie vor fünfhundert und vor fünfzehnhundert Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorstellungen und Vorurtheile anzukämpfen, und diese sind um so gefährlicher, da sie fast nie offen hervortreten oder eingestanden werden und deshalb nicht angepackt und besiegt werden können. Jeder umsichtige Dorfprediger weiß, mit welcher listigen Verschlagenheit selbst der andächtige Bauer manches bei sich versteckt behält, mit dem er nie herausgeht. Spricht man mit ihm davon, so leugnet er, läßt sich auf eine Erörterung nicht ein und bleibt bei seinem Wahn. Zu seinem Geistlichen hat er volles Zutrauen, nur nicht in Bezug auf das, was man als seine geheime Religion bezeichnen könnte. Deshalb ist in beinahe allen Provinzen der Bauer so schweigsam und verschlossen gegen den von ihm sogenannten Bourgeois, und deshalb ist die Scheidelinie zwischen ihm und den gebildeten Gutsbesitzern, auch solchen, die er im Uebrigen gern hat, nicht zu überschreiten. So verhält sich die Mehrheit dieses Volkes, welches angeblich der Civilisation so vorzugsweise zugethan sein soll, gegen eben diese Civilisation. Wenn man eine annähernde Statistik entwerfen wollte, so könnte man, meiner Ueberzeugung nach, sagen, daß in Frankreich etwa zehn Millionen Menschen innerhalb unseres Ideen-, Civilisations- und Gesellschaftskreises leben, daß aber sechsundzwanzig Millionen völlig außerhalb desselben sich befinden. Diese Annahme ist eher zu niedrig als zu hoch."

„Wenn unser Landvolk lediglich plump und unwissend wäre, so könnte man diese Kluft mit weniger Besorgniß betrachten, und sich bei dem vulgären Trost beruhigen, daß sich diese rohen Massen wohl allmählich der Aufklärung zugänglich machen ließen. Aber es verhält sich mit diesen Massen platterdings wie mit Wilden. Man betrachtet diese Anfangs als Unbedachtsame, als Halbthiere, weil ihr Aeußeres unterwürfig und unausgeprägt erscheint; sobald man aber in ihr eigenthümliches Wesen eindringt, findet man, daß ihre Abneigungen und Zuneigungen nicht etwa zufällig sind, sondern in einer logischen Verkettung fester Ansichten wurzeln. Man darf überzeugt sein, daß die Masse der Bevölkerung in Frankreich nur wenig gemeinsame Punkte auf ihrer Oberfläche hat. Sie ist ein Abgrund, über welchem die Civilisation in der Luft hängt, und die tiefen, stehenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schlummern, werden dermaleinst hervorbrechen und auflösend und zersetzend wirken. So viele tragische Ereignisse sind über Frankreich hingegangen, ohne daß die Bauern einen andern als einen gezwungenen Antheil daran genommen hätten; wo ihr unmittelbares und persönliches Interesse nicht betheiligt war, verhielten sie sich theilnahmlos. Der Bauer betrachtet uns Leute der Civilisation als seine Feinde, er versteht nichts von der letztern, trägt nichts zu derselben bei, und glaubt sich berechtigt, soviel als möglich Nutzen aus dem Mißgeschick zu ziehen, von welchem die Civilisation heimgesucht wird."

So Graf Gobineau. — Voilà la nation la plus civilisée de l'univers! —ee.

Zur Chronik.

Maler Dahl in Dresden †.

— Am 17. October gaben wir, im Gefolge fast sämmtlicher Genossen seiner Kunst, einem betagten und mannichfach verdienten Maler, dem aus Norwegen gebürtigen Joh. Christian Dahl, zu seiner letzten Ruhestatt in Dresden das Geleit. Seit mehreren Jahren ruhte sein Pinsel, da ihn Krankheit ans Lager fesselte. Zu Bergen 1788 geboren, studirte Dahl seit 1811 auf der Akademie zu Kopenhagen; 1819 erregte eine norwegische Felsenlandschaft mit Wasserfall zuerst die Aufmerksamkeit der Kenner in Deutschland. Nach seiner italienischen Reise ward er 1821 Professor der Akademie in Dresden, blieb aber in seinen Werken seiner nordischen Heimath treu und hat deren Natur und Geist mit ebenso viel Wahrheit und Kraft als edler Schönheit in Farben wiedergegeben. Doch kennt man von ihm auch ein Bild von Neapels Küste unweit Castellamare, das neben seiner großen Winterlandschaft auf Seeland und seinen Küstengegenden von Bergen in Abendbeleuchtung zu seinen besten Werken zählt. Im Jahre 1837 erschien in Dresden auch ein Werk seiner Feder: „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens" (Heft 1—3). An seinem Grabe ertönten, neben Chorgesang und der üblichen Pastoralrede, auch die Klänge seiner heimischen Sprache; sein Landsmann Hr. Asbjörnsen, Forstakademiker zu Tharandt, der treffliche Sammler und Erzähler norwegischer Sagen und Mährchen, die auch deutsch erschienen, sprach dem Geschiedenen das letzte Wort. Dahl hinterläßt in Dresden einen Sohn erster Ehe, den als glücklichen Thiermaler bekannten Künstler.

Frau v. Bulyovszky in Dresden.

— Zu den Gästen welche Dresden im Laufe des Octobers zählte, gehört auch die in Pest als „ungarische Ristori" gefeierte Schauspielerin Frau v. Bulyovszky. Sie machte, nachdem sie in Paris das französische Theater studiert, eine Rundreise durch Deutschland, um namentlich in Berlin und Dresden deutsche Schauspielkunst kennenzulernen. Klausenburg in Siebenbürgen, der Hauptsitz der Szekler, ist ihre Geburtsstadt; ihr Gatte ist Schriftsteller in Pest. Frau v. Bulyovszky ist auch Dichterin; man nennt sie die reichbegabteste und phantasievollste Novellistin Ungarns. Aus dem Deutschen hat sie unter anderen Dramen Schillers Jungfrau von Orleans in ihre Sprache übertragen, und zwar, da die ungarische Bühne, oder vielmehr die ungarische Schauspielkunst an keine Verse gewöhnt ist, in Prosa. Nur Johanna selbst, welche Frau v. Bulyovszky mit großem Schwung spielen soll, spricht ungarisch in Versen. Von ihrer Vortragsweise gab sie in einem Abendcirkel einige Momente von Shakspeare's Julia zur Probe, namentlich die Balconscene. Ein Anwesender legte seine Empfindung vom Eindruck dieses Vortrags in folgendem Sonett nieder:

Was groß und schön, es tönt in allen Zungen,
Die Sonne spiegelt sich in jedem Strom.
So ist ein Widerhall aus Shakspeare's Dom
Bis in die Pußten Ungarns hingedrungen.
Wenn, was einst heilig, schön und groß gewesen,
Unsterblich lebt in aller Völker Mund,
Laut widertönt im weiten Erdenrund:
Dann wird es Pfingsten sein für alle Wesen.
In Deiner Sprache fabelhafter Pracht
Voll Wetterleuchten und voll Säbelklirren
Hört' ich Dich Juliens Klagelaut ergießen.
Hätte der Brite ungarisch gedacht,
Wie rasche Pfeile durch die Lüfte schwirren:
Er würde Dich als Julia begrüßen.

Neue deutsche Gemälde.

— Die Association für historische Malerei in Deutschland, welche am 21. bis 23. September zu Nürnberg, im Hause Albrecht Dürers, ihre dritte Hauptversammlung hielt, hat bei den Mitteln, über die sie zu gebieten hat, bereits ihren Nutzen erwiesen; sie hat durch den Eifer, für geschichtliche Stoffe den Sinn zu wecken, drei Bilder ins Leben gerufen, die schon in der Wahl des Gegenstandes nicht ohne Belang sind. Vor der Hand sind nur die Skizzen zu den Bildern eingeliefert. Professor Schrader in Berlin, der Maler des preußischen Friedrich nach der Kunersdorfer Schlacht (auf dem Leipziger Museum) und des Abschieds König Franz des Ersten von Leonardo da Vinci, sandte zur Bewerbung eine Auffindung der Leiche Gustav Adolfs. Seine Sendung kam zu spät um berücksichtigt zu werden. Dagegen sind von der Gesellschaft zwei andere Bilderskizzen gekrönt, die unser Interesse beanspruchen. Schmitz in Frankfurt lieferte: „Bischof Johann v. Speyer schützt die Juden gegen den Angriff des Volkes;" Bleibtreu in Düsseldorf eine Schlacht an der Katzbach. An jener Skizze rühmt man die dramatische Auffassung; in der Ausführung, sagen die Preisrichter, sei belgische Naturwahrheit bemerklich. Eine Schlacht an der Katzbach bietet wie unsere gesammten Freiheitskriege für den historischen Maler und Dichter die Schwierigkeit, keinen genial hervorragenden Helden aufzuweisen, der das Gesammtgefühl der nationalen Begeisterung in sich potencirt, sich als der geistige Träger und Mittelpunkt ergiebt. Der Kampf an der Katzbach, fast ohne Schlachtplan geführt, war im Nebelgrau der regnichten Atmosphäre, bei der die Gewehre das Feuer versagten, ein wildes, wenn auch mächtiges Massacre mit dem Bayonnet. Der Sturm der Begeisterung entbehrt hier aller Genialität der Kriegsführung, der Heroismus liegt in den Massen und dem furchtbaren Groll der entfesselten Volkswuth. Blüchers Gestalt, für den Maler sehr günstig, aber nach seiner geistigen Bedeutung nur episodisch, ragt mit Mühe aus dem Nebel des Kampfgewühls hervor. So hat Bleibtreu die Schlacht aufgefaßt und gegeben. Es steht nun die Ausführung beider Skizzen zu gewärtigen. Der Preis von 4000 Thlrn. wurde getheilt und jeder Skizze die Hälfte zuerkannt.

Bauten und Kunstwerke in Wien.

— Für die Restauration des St. Stephan sind auf fünf Jahre hin jährlich 50,000 fl. bewilligt. Die Fresken in der Altlerchenfelder Kirche schreiten rasch vorwärts. Fernkorns kolossaler Löwe, vom Erzherzog Albrecht in Sandstein für das Schlachtfeld von Aspern gestiftet, ist im Modell fertig und steht in des Künstlers Werkstatt zur Schau; auch sein Erzherzog Karl. Die gothische Votivkirche, zu welcher im April 1856 der Grund gelegt wurde, soll in vier Jahren vollendet sein. Architekt Ferstel, nach dessen Preisentwurf gebaut wird, geht beim Werke Hand in Hand mit dem Meister der Prager Steinmetzhütte Kranner. Im Hintergrunde der Kirche wird das neue Universitätsgebäude seinen Platz finden; der Bau desselben ist ebenfalls zwei Architekten anvertraut, Van der Nüll und Siccardsburg, welche sich am kolossalen Arsenalbau bethätigten. In Anbetracht dieser Arbeiten wird ein Bau von zwei neuen Hoftheatern wohl noch in Aufschub bleiben. Die neue Bank, im Innern der Stadt, wird ein Werk Ferstels sein. Die Synagoge, nach L. Försters Entwurf, wird nicht gothisch, sondern ein Gemisch von Byzantinischem, Maurischem und Gothischem. Man spricht auch von einem Hotel für die Creditanstalt. Dem hochnothpeinlichen Bedürfniß neuer Wohnhäuser weicht endlich der alte Schlendrian und der alte Zopf des Herkommens; die Regierung wenigstens beseitigte die fortificatorischen Bedenken und die Hindernisse in der bisherigen Bauordnung. — Herr Engerth, der neue Director der Gallerie des Belvedere, hat bei der neuen Ordnung mehreren alten, werthvollen und nur in der Autorschaft zweifelhaften Bildern die Namen der zweifellosen Verfertiger gegeben. Die heilige Margarethe welche bis jetzt für einen Raffael galt, zählt nun zu den Giulio Romano's. Eine Ruhe auf der Flucht zeigt jetzt den Namen Fra Bartolomeo auf. Pordenone's Justina ist an Moretto da Brescia überwiesen; eine Taufe Christi im Jordan an Perugin.

„Ein ungarischer Nabob."

— Unter diesem Titel lesen wir Moritz Jókai's neuesten ungarischen Roman, deutsch von Adolf Dux (Pest bei Emich). Wir besprachen früher Jókai's treffliches Sittengemälde seines Landes: „Die guten alten Tablabiro," unter welcher Bezeichnung die Tafelbeisitzer der alten ungarischen Landtage gemeint sind. Der Nabob, Namens Johann v. Karpathy, der Held des neuen Romans, ist der Typus des ungarischen Adels wie er gewesen ist und jetzt ausstirbt. Der Nabob von mehr als einer Million jährlicher Einkünfte, genußsüchtig, schwelgerisch, gedankenlos, ist zugleich das Bild seelensguter Liebenswürdigkeit und eines Humors der an Ueppigkeit mit tausend tollen Streichen seinesgleichen auf dem Erdboden sucht. Sein Witz reicht just so weit, Tausende zu vergeuden um sich einen guten Tag zu machen. Er verpufft Sonne,

Mond und Sterne in die Luft, aber nicht wie Mephisto sagt, einem Liebchen, sondern einem ganzen Harem von Liebchen zum Zeitvertreib. Einmal jährlich geht er, als Protestant, in die Kirche, an seinem Geburtstage. Da findet er sich mit seinem Herrgott ab und läßt Diesen die übrigen Tage des Jahres einen guten Mann sein. Wie er denn selbst ein guter Mann ist, ein runder wohlgenährter, also, wie Cervantes sagt, ein guter Mann. Er läßt sich schändlich betrügen, findet aber für alle Schlechtigkeiten seiner Pächter und Beamten tausend Gründe, um sich selbst zu täuschen; der embarras de richesse, in dem er lebt, vollendet die liederliche Wirthschaft seines ganzen Daseins. An seinem Geburtstage kommen die Beamten und Pächter zu ihm und statten ihm Rechnung ab über die schmähliche Verwaltung seiner Güter. Seine Herzensgüte beschwichtigt jeden Schurken, selbst wenn er von seinem Acker nicht die Aussaat als Ernte heimbringt. Er ist unerschöpflich in Entschuldigungen für die an ihm verübte Untreue, nur um sich seine gute Laune nicht zu stören. Dafür ist ihm auch seinerseits Alles wieder feil, um lustig zu leben. Ergötzlich ist unter den tausend Schelmereien die er übt, besonders die Scene, wo er einen seiner Cumpane die er hänselt, für 100 fl. eine lebendige Maus zu verschlucken nöthigt, aber Höllenangst aussteht als dem armen Burschen der Witz schlecht zu bekommen scheint. Dem Manne wird unwohl, ihm treten schon die Augen aus dem Kopfe; der Alte verdoppelt ihm das Geschenk, bis er sich betrogen sieht; der Bursch hat die Maus gar nicht verschluckt, sie springt ihm unversehens wieder aus dem Aermel, in dem er sie, statt sie zu verschlucken, geschickt zu verbergen wußte. Es sind wohl hundert derartige Streiche berichtet, und das Buch ist die beste Schilderung, wie der ungarische Adel alten Schlages in Paris und daheim sich ergötzte, Leben und Güter verpraßte. Nur ein Taugenichts von Neffen vergällt dem alten Herrn das lustige Leben. Er ist der muthmaßliche Erbe des Nabobs. Beide aber spielen sich Possen und verhöhnen sich. An einem seiner Geburtstage erhält der Alte vom Neffen ein umfangreiches Geschenk; wie er die Kiste öffnet, ist es ein Sarg. Da wird der Alte ernst, geht in sich und beginnt einen neuen geordneten Lebenswandel. Er wird solid, denkt an den Tod, sinnt aber darauf, den lachenden Erben zu täuschen. Er verliebt sich noch allen Ernstes in ein einfach bürgerliches Mädchen, heirathet sie rechtmäßig und erzielt einen Sprossen. In seinem Testamente vermacht er dem Neffen nichts als täglich einen Ducaten, den sich derselbe, soll die Gabe nicht verfallen, jeden Tag in Person vom Advocaten holen muß. Dieser Neffe lebt jetzt noch, versichert Jókai; Alles ist falsch an ihm, Haar und Zähne, nur die Schilderung von ihm ist ächt. Auch sonst kommen Personen der Wirklichkeit im Buche vor, namentlich zwei Männer des ungarischen Adels, die einen Umschwung und eine neue Epoche in Ungarn datiren: Stephan Szechenyi und Nikolaus Wesselenyi; Beide sind mit Vornamen bezeichnet. — Der Roman, in 4 Bdn. und 2 Thln., gehört zu dem Lesecabinet der magyarischen Litteratur, welche die Pester Verlagshandlung „in sorgfältigen Uebersetzungen" ankündigte. Das Deutsch der Uebersetzung ist aber keineswegs sehr sorgfältig, vielmehr äußerst mangelhaft. Wir lesen: „Zwei Jäger wateten mit schmatzenden Stiefeln durch den Koth." Soll das „Schmatzen" der Stiefeln einen Naturlaut wiedergeben, um den Abgrund des Schmutzes im Lande Ungarn zu bezeichnen? — Wir lesen: „Das Haar ist ihm entzwei gescheitelt," und ähnliche Ungeschicktheiten im Ausdruck, die das ungarische Lesecabinet vermeiden sollte, wenn es, wie es verdient, in Deutschland Leser gewinnen will.

Der Walfischfang.

-s-. Systematisch und in großem Umfange haben wohl die Biscayer zuerst den Walfischfang betrieben, denn man nennt die Geräthschaften, welche zu dem besagten Fange gebraucht werden, noch ebenso, wie sie von den Biscayern im fünfzehnten Jahrhundert genannt worden sind. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden sie selbst so kühn, ihre Streifzüge bis nach Island auszudehnen, wo sie eine norwegische Colonie vorfanden, mit der sie gemeinschaftliche Sache machten, sodaß ihre Flotte bald zwischen fünfzig und sechzig Segel zählte. Eine mercantilische Bedeutung scheint die Sache jedoch erst im siebzehnten Jahrhundert erlangt zu haben. Die erste Reise der Engländer fand 1610 statt, bald aber wurden von einer holländischen Gesellschaft zahlreiche Flotten nach Spitzbergen abgeschickt und andere europäische Nationen schlossen sich ihnen an. Da aber jede von ihnen Anspruch auf die Region der Walfische machte, so wurden die Expeditionen dahin durch den Kampf um deren alleinigen Besitz oft nutzlos und verderblich. Vor allem nahmen die Engländer einen ganz seeräuberischen Charakter an und erst nach vielen Jahren hartnäckigen Haders, theilten sich Engländer, Holländer, Hamburger, Franzosen und Spanier freundschaftlich die Gewässer. Aber es war merkwürdig: während die Engländer von Jahr zu Jahr Schaden machten, kehrten die Holländer mit reichen Ladungen heim. Länger als ein Jahrhundert sandten daher erstere kaum ein einziges Schiff auf den Walfischfang aus;, die Holländer aber und die Hamburger unterhielten bis 1778 eine Flotte von 2 bis 300 Schiffen mit 80,000 Mann Bemannung. Endlich ward jedoch der Stolz der englischen Regierung angeregt und wir finden im Jahre 1788 nicht weniger als 253 englische Schiffe im Walfischfang beschäftigt, während die Walfischflotten der Holländer von dem Strudel der französischen Revolution verschlungen wurden. Durch diese lebhafte und umfassende Verfolgung sind die Seeungeheuer aus ihren alten Tummelplätzen quer über das atlantische Meer gejagt worden; scharf zwischen den griechischen Canälen verfolgt, haben sie sich in die Davidsstraße und die Baffinsbai geflüchtet, wo nun ausschließlich Jagd auf sie gemacht wird. — Vor dem Jahre 1778 sind während einer Periode von hundert Jahren von den Walfischjägern nur vier Procent gänzlich verunglückt. Der Fischfang wurde meistens in den grönländischen Gewässern und mit einer größeren Sicherheit betrieben, als es der Fall gewesen, seit sich die Jäger in die Tiefen der Baffinsbai gewagt haben. So ist in den letzten drei Jahren ein Fünftel der dahin ausgesandten Flotten nimmer wiedergekehrt. Der Walfischfang hat immer für eine gute Schule der Seeleute gegolten, weshalb auch die Regierung es jedem Schiffe, das zu diesem Zwecke auslief und auf eine Prämie Anspruch machte, vorschrieb, eine gewisse Anzahl von noch unerfahrenen Matrosen und Schiffsjungen mitzunehmen. Sie wollte, daß diese in dieser Weise an Arbeit und Gefahren gewöhnt und zu tüchtigen, aufmerksamen und entschlossenen Männern würden. Auch waren eine Menge der Helden, welche den Dreizack triumphirend durch alle Meere der Welt führten und den Seeruhm von Carthago, Venedig und Holland verdunkelten, wohlbekannt mit den Scenen und Mühseligkeiten eines Polarwinters. Wenn die längsten Reisen über den Ocean; wenn die Beschiffung eines jeden Meeres unseres Erdballs, ob ruhig oder stürmisch; wenn die strengste Mannszucht und Disciplin eine gute Schule für Seeleute bilden, so thut der Walfischfang in allen diesen Stücken die allerbesten Dienste.

Bibliographischer Anzeiger.

Lehrbuch der kosmischen Physik. Von Dr. Joh. Müller, Professor der Physik und Technologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau. Zugleich als dritter Band zu sämmtlichen Auflagen von „Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik." Mit 281 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einem Atlas, enthaltend 27 Tafeln in Stahlstich. gr. 8. Fein Velinpap. geh. Preis 3 Thlr. 20 Ngr. (Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.)

Die kosmischen Erscheinungen, bei welchen die Kräfte der Natur in großartigem Maßstabe zur Wirkung kommen und bei welchen mitten im beständigen Wechsel das Walten ewiger Gesetze so deutlich ausgesprochen ist, sind in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten in classischer Weise behandelt worden, und mit besonderer Vorliebe hat sich das gebildete Publicum gerade diesem Zweige der naturwissenschaftlichen Litteratur zugewendet, welcher in der That eine bedeutende Rolle unter den Factoren unserer modernen Bildung spielt.

Unter diesen Umständen dürfte wohl ein Werk zweckmäßig sein, in welchem die physikalischen Erscheinungen des Himmelsgewölbes und der Erdoberfläche in Form eines Lehrbuchs systematisch zusammengestellt und in allgemein verständlicher Weise behandelt sind, indem ein solches Lehrbuch dem Leser die Orientirung in dem Kreise der fraglichen Erscheinungen wesentlich erleichtert, ihn für die Lectüre anderer Schriften über diesen Gegenstand vorbereitet und das Verständniß derselben vermittelt.

Durch eine reichliche Anzahl bildlicher Darstellungen, welche den Unterricht in allen Zweigen der Naturwissenschaft so sehr erleichtern, werden die behandelten Materien allgemein verständlich veranschaulicht. Die meisten Figuren sind in den Text eingedruckte Holzschnitte, welche den ausgezeichnetsten Leistungen der Xylographie in diesem Fach beigezählt werden können. Ein Atlas von 27 Blättern in Stahlstich, welcher dem Werke beigegeben ist, enthält solche Darstellungen, die sich des Gegenstandes oder der Größe wegen nicht für Holzschnitte eigneten, wie Sternkarten, astronomische Tafeln, eine Mondkarte, Erdkarten mit Isothermen und magnetischen Curven; eine landschaftliche Darstellung des Nordlichts und der Luftspiegelung 2c.

Der Preis des Werkes mit dem Atlas ist 3 Thlr. 20 Ngr. Da wo Mehrere zum Ankaufe von Exemplaren zusammentreten, ist jede Sortimentsbuchhandlung in den Stand gesetzt, auf sechs auf einmal bezogene Exemplare ein Freiexemplar zu gewähren.

Großmann, Julie v., Freud' und Leid. Sechs einfache Geschichten. 2 Bände. 8. 1858. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Limbach, Arth., die Reise zum Oheim oder Irrthum auf allen Seiten. Eine Novelle. 8. 1858. geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Willkomm, Ernst, Meteore. Novellen-Cyclus. 2 Bände. 8. 1858. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr. (Verlag von A. Büchting in Nordhausen.)

Aus Nürnbergs Vorzeit. Ein Volksbild von Wilhelmine Lorenz. Verfasserin von: „Auf Rügen," „Eine Freundin Napoleons," „Des Stammes Letzter." 2 Thle. in 1 Bde. Preis 1 Thlr. (Verlag von Herm. Streiber in Zeitz.)

Der höchst interessante Stoff zu diesem historischen Romane ist jener denkwürdigen Zeit entlehnt, in welcher das Patricierthum der alten ehrwürdigen Reichsstadt Nürnberg mit seinen Licht- und Schattenseiten in vollster Blüthe stand, aber schon die durch Industrie und Intelligenz gehobenen Gilden und Zünfte den ersten Anlauf nahmen, dem kecken Uebermuthe jener Kaste die Spitze abzubrechen. Die hervorragendsten Geschlechter und Persönlichkeiten jener Zeit sind mit ihren Schicksalen in denselben verflochten und ist es der Verfasserin gelungen, durch genaue Geschichtskunde und glückliche Combination die einzelnen Partien zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Das alte Staatswesen und die Revolution. Von Alexis von Tocqueville. Aus dem Französischen übersetzt von A. Boscowitz. Deutsche vom Verfasser genehmigte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. (Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.)

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers ist als eine der werthvollsten Bereicherungen der historisch-politischen Litteratur allseitig anerkannt und enthält eine Fülle neuer Aufschlüsse und Berichtigungen vielfach verbreiteter Irrthümer über das vorrevolutionäre Frankreich.

Die deutsche Bearbeitung wird dazu beitragen, daß man sich auch in Deutschland mit einem Werke bekannt mache, aus dem viel politische und geschichtliche Weisheit zu lernen ist.

Venedig. Historisches, topographisches, artistisches Reisehandbuch. Herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd in Triest. Mit 12 Ansichten und 1 Stadtplan in Stahlstich. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gebunden. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr. = 2 fl. C.-M. (Verlag des Oesterreichischen Lloyd in Triest.)

Harfenklänge von Adolf Krummacher. Gr. 8. Eleg geh. 20 Sgr. (Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.)

Diese Dichtungen getragen von einer religiösen Grundstimmung und gleich ausgezeichnet durch Tiefe der Empfindung, wie durch Vollendung der Form, dürfen wir der theilnehmenden Beachtung aller gebildeten Christen empfehlen. Die äußere Ausstattung ist des Inhaltes würdig.

Das Freimaurerthum in seinen sieben Graden. Nach den Archiven der großen Loge Englands von einem Royal-Arch-Mason dargestellt. Preis 2 Thlr. (Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.)

Während die bis jetzt über die Freimaurerei erschienenen Bücher sich nur mit den bekannten drei unteren Graden dieses Ordens beschäftigen, werden hier zum ersten Male auch über die vier höheren Grade umfassende und authentische Mittheilungen gemacht; es dürfte deshalb dieses Werk ein außergewöhnliches und allgemeines Interesse erregen.

Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman von Franz Carion. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Ueber diesen historischen Roman, in dem Maria Theresia, Joseph II. und viele andere historische Persönlichkeiten auftreten, heißt es in einer Besprechung in den „Jahreszeiten" unter der Ueberschrift „Ein empfehlenswerther Roman": „Unseren gegenwärtigen staatlichen Verhältnissen und sonstigen Wirren gegenüber bietet dieser Roman ein Spiegelbild jener großen Zeit, deren Nachhall in dem Namen Maria Theresia der spätesten Nachwelt unvergeßlich bleiben wird. War die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte, Maria Theresia und ihre Zeit mit treuen Farben zu schildern, eine wahrhaft deutsche, so dürfte auch der Wunsch gerechtfertigt sein, diesen bis zum Ende spannenden, und den litterarischen Schöpfungen von Luise Mühlbach sich anreihenden Roman der deutschen Lesewelt ein liebes Buch werden zu sehen. Vorzüglich sind die mit Innigkeit und Wahrheit darin geschilderten weiblichen Charaktere ganz geeignet, Herz und Gemüth deutscher Frauen und Jungfrauen wohlthuend anzusprechen. Wie dieser Roman hoher Sittlichkeit in allen seinen Schilderungen trägt, so auch den Stempel historischer Treue und Wahrheit." —

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 46. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [14. November.

Inhalt.

Briefe aus Pesth.*

Vom August und September 1857.

Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mich ermahnst, Dir etwas über Pesth und meinen Aufenthalt in Ungarn zu schreiben, denn ohne diesen bestimmt ausgesprochenen Wunsch würde die hier herrschende Hitze mich veranlaßt haben, jede meiner Mußestunden zu einer Siesta zu verwenden. Jetzt raffe ich mich auf aus diesem träumerischen Müßiggange und sage Dir zuerst, daß der Anblick der Neustadt von Pesth auf dem einen Ufer der Donau und der von Ofen auf dem jenseitigen, nebst Kaiserburg und Citadelle, welche hoch von den Bergen herabschauen, daß dieser Anblick von meinen Fenstern aus dem Hotel de l'Europe es eben ist, der mich noch träger macht, wenn die Hitze vorüber ist und wenn endlich gegen Abend von dem alten Ister der Römer her kühle Lüfte durch die Jalousien dringen und zum Oeffnen und Hinausschauen einladen. Ich habe die Kettenbrücke mit ihren zwei Riesenpfeilern vor mir, sehe jenseits die große schwarze Oeffnung, die den Eingang in den Tunnel bildet und an deren Verschönerung noch gearbeitet wird; ich sehe die Kaiserburg mit ihren zahlreichen grünen Jalousien, an die sich die vielen, in der Befestigung mit einbegriffenen Gebäude, auch ein Theater, anschließen und die eine sehr stattliche Häuserreihe auf dem schmahlen Bergrücken bilden, dessen Eingeweide der Tunnel zerrissen hat.

Dieser ist eine große Wohlthat für beide Städte, denn er hebt das früher nöthige Umgehen des ganzen langen Ofener Bergrückens auf. Wer allerdings durch Geschäfte, oder durch die Lage seiner Wohnung in die Nothwendigkeit versetzt ist, Tunnel und Kettenbrücke oftmals, vielleicht täglich, zu passiren, der muß allmonatlich einige Gulden für diese Ausgabe zurücklegen, und selbst dann hat er den Vortheil, beide Bauwerke nur zu Fuße zu genießen, viel Staub zu schlucken und viel Zug einzuathmen. Ein Gang über die Kettenbrücke kostet einen Kreuzer, durch den Tunnel ebensoviel: macht von Pesth aus gerechnet hin und zurück vier Kreuzer. Ein Wagen mit einem Pferde zahlt zehn Kreuzer, zwei Pferde mehr. Rechne Dir nun aus, wie wenige Besuche Du Dir von Pesth aus in die Christianenstadt oder umgekehrt von der Christianenstadt aus, monatlich erlauben darfst, wenn Du mit einigen Gulden diese Spaziergänge bestreiten willst! Auch kleine Dampfschiffe fahren für zwei Kreuzer à Person zwischen beiden Städten hin und her, bilden aber eine ziemlich unregelmäßige Verbindung, denn sie fahren nicht eher ab, als bis das Schiff voll ist, alle Plätze verkauft sind. — Es ist ein schönes Bild regen Treibens und Verkehrs, welches sich hier an den Ufern der Donau entfaltet. Die beiden breiten Straßen den Quai entlang, oberhalb der Kettenbrücke die „obere Donauzeile", unterhalb derselben die „untere Donauzeile", haben zur Zeit der Revolution am meisten gelitten, weshalb hier nun die schönsten, neuesten und elegantesten Häuserreihen zu finden sind. Hotel de l'Europe, die Kornhalle, das Zollamt, das Polizeibüreau, das Hotel der Königin von England, die große neue Badeanstalt zunächst der Kettenbrücke, dazu die vielen mit Oleanderbüschen und anderen Topfgewächsen reich gezierten Plätze vor den zahlreichen Café's, diesen äußerst beliebten Aufenthaltsorten der Ungarn und Deutschen, — das Alles verleiht diesem Theile von Pesth ein ächt großstädtisches, imponirendes Aussehen und erfüllt uns mit dem Gefühle, daß wir uns hier im Mittelpunkte eines großen Reiches befinden, dessen Schlagadern kräftig pulsirend in ihm zusammentreffen.

Zu diesem Gefühle gelangte ich um so mehr, als ich gerade zu der großen Pesther Messe eintraf, wo, wie man mich versicherte, ungeheure Geschäfte gemacht werden. Es wimmelte von Armeniern, Griechen, selbst weißbeturbanten Türken, die ernst und gemessen, mit untergeschlagenen Beinen und in würdigster Haltung vor ihren gemietheten Läden kauerten und den unvermeidlichen Tschibuk rauchten. Der Lärm war ungeheuer; besonders laut machten sich die polnischen Juden, deren schwarze Kittel und lockenumrahmte Gesichter uns auf Schritt und Tritt lästiger Weise entgegenkamen. Juda hat einmal den Handel in den Händen und muß die Hand überall im Sacke haben.

Die Gasthöfe waren überfüllt, so daß ich selbst mit bescheidenen Ansprüchen unter dem Pesther Jahrmarkte leiden

mußte. Man verwies mich von einem Hotel zum andern, als ich ankam. Von dem grausamen Thiere, dem „Tiger" (so heißt einer der ersten Gasthöfe) konnte ich freilich nicht viel Angenehmes erwarten. Da ich und mein Geldbeutel nicht werth scheinen mochten, von ihm zerrissen und verzehrt zu werden, so wies er mich ab. Ebenso erging es mir an einigen anderen gastfreien Hotels, bis endlich die gottgeliebte „Europa" mich in ihr weites Herz aufnahm. Der Besitzer des Hotels hat nicht unterlassen, die zarte Anspielung auf die griechische Mythe von der Europa in einem schlechtausgehauenen Stiere und einem noch unglücklicher gerathenen Frauenzimmer oben auf seinem Hause als Zierrath anzubringen. Man brachte mich für die erste Nacht in ein Bedientenzimmer, das einzige, was noch frei war im Hause der Geliebten des Donnergottes. Die Fenster gingen auf einen Corridor; Stickluft herrschte im kleinen dunkeln Raume als ich eintrat, und gewisses schwarzes Ungeziefer fand ich bei näherer Untersuchung reichlichst vertreten. Im Uebrigen war das Zimmerchen so entlegen, daß man selbst verschmäht hatte, einen Klingelzug darin anzubringen, da es ohne einige hundert Ellen Draht nicht möglich gewesen wäre, vermittelst der Klingel eines Kellners oder sonstigen dienstbaren Geistes Ohr zu erreichen. Ein Telegraph wäre hier am Orte gewesen. So war ich denn genöthigt, bevor die Zeit herannahte, wo ich glaubte irgend etwas zu bedürfen, mich an das Fenster zu postiren und so lange zu warten, bis sich Jemand in meiner verödeten Nähe zeigen würde, Diesen, der gewöhnlich entsetzlich eilte, um wieder aus solcher Einsamkeit in bewohnte Gegenden zu kommen, mächtig anzuschreien, womöglich am Aermel zu erfassen und ihn dringend zu ersuchen, das Gewünschte im Verlauf einer Stunde zu bringen. Mir gegenüber auf dem Corridor arbeitete bis spät in die Nacht hinein in seiner Werkstatt ein Tischler; woraus hervorgeht, daß diese vergessenen Räume des großen Hotels beständige Miethbewohner hatten, weil sie ihrer Lage und Unerreichbarkeit wegen nicht geeignet waren, den guten Ruf desselben durch die etwa dorthin verbannten Gäste zu erhöhen. Diesen ehrlichen Tischler wollte ich am Abend zu einem Auftrage an den verschollenen Kellner benutzen. Ich redete ihn höflich und bittend an, aber er antwortete mir ungarisch und verstand mich nicht.

Am andern Morgen wurde ich durch einen, nicht mit Tode, aber mit vielem Gelde abgegangenen Großhändler aus der Erniedrigung gezogen, in der ich mich befand und in ein Zimmer versetzt, das der reiche Mann eben verlassen und das mir nun die köstliche Aussicht auf Buda-Pesth gewährt. Ein ehemaliger Lohndiener hat mich später versichert, daß es mir nur darum so schlecht ergangen sei, weil ich ohne alles Gepäck hingekommen, woraus, wie er bestimmt und aus Erfahrung wisse, sogleich auf die übrigen Vermögensumstände des Reisenden geschlossen und er nach dieser untrüglichen Taxe sogleich für höhere oder niedrigere Zimmernummern bestimmt werde. Ich werde mir das ad notam nehmen. Künftighin also: viel Gepäck, wenn auch nur mit Luft gefüllt!

Ein Spaziergang am Quai an der untern Donauzeile ist höchst lohnend. Das schöne Wetter, das hier in Pesth so beständig ist, wie ein Frauenherz, lockt hinaus. Jeden Morgen, wenn ich die „Jalousie" öffne, werde ich jalouse*) auf die Heiterkeit des Himmels, auf das ewige Lächeln der Sonne, und nur in meinem Waschwasser finde ich wieder Anlaß zum Trübsinn, denn es ist so trübe, als heiter der Himmel. Manchmal fand ich es sogar übelriechend, und dennoch ist es das beste zum Waschen, ein vortreffliches Donauwasser, das in großen Butten, à Butte 1 Kreuzer, täglich auf kleinen Wagen mit Pferden oder Eseln bespannt, durch die ganze Stadt gefahren und zum Verkauf ausgeschrieen wird. Das Trinkwasser hat entsetzlich viel Salztheile und schmeckt deshalb tintenartig wie ein Mineralwasser. Es hat die unangenehme Eigenschaft, mit der Zeit den Zähnen schädlich zu werden, und wer diesen edlen Theil seines Körpers liebhat, wird den Ekel überwinden, den ihm das Donauwasser einflößt und seine Zähne mit letzterem reinigen. Ich wenigstens that es auf Anrathen einer Ungarin, die sehr schöne Zähne hat und diesen Umstand nur dem Donauwasser zuschreibt.

Doch ich bin abgekommen von meinem Spaziergange am Quai, übrigens der Ort, den man vermeiden muß, wenn man noch einiges Vertrauen zu den Fluthen der Donau behalten will. Hier wimmelt es nämlich von Kähnen, worin sich Frauen förmlich angesiedelt haben, um in bequemster Art und Weise der ganzen Wäsche von Pesth ihre ursprüngliche Schneefarbe wieder zu geben. Daneben aber hält einer jener Karren mit Butten beladen, die stets von neuem im Strome gefüllt werden, um uns das erfrischende und reinigende Naß zuzuführen, nach dem wir am Morgen dürsten. Wenden wir uns weg von diesem Anblick und werfen einen Blick auf den Frucht- und Gemüsemarkt, der hier seine ganze Schönheit entfaltet. Da tönt neben dem Geschrei des zum Verkauf unter luftigen Körben in Schaaren bereitgehaltenen Federviehes aller Gattungen das Wiehern und Stampfen der Pferde, die dort in langen Reihen hinter den kleinen Korbwagen ihrer Besitzer den Quai zum Stall umformen. Die weißen ungarischen Stiere mischen sich mit Gebrüll darein und das Volk schnattert sein Ungarisch, Slowakisch und Serbisch, was einem unkundigen Ohre eine und dieselbe Sprache dünkt und doch so sehr von einander verschieden ist. Die vielen Zischlaute und deren häufig vorkommende Verbindung mit K machen den Klang dieser Sprachen nicht wohllautend. Hier am Quai kramt Ungarn seinen ganzen Reichthum an Früchten aus. Hohe Haufen von kolossalen dunkelgrünen Wassermelonen, einige davon aufgeschnitten, um durch ihren reizenden Anblick die Käufer zu locken, liegen aufgethürmt, da und für wenig mehr als einige Kreuzer kann man die größte von ihnen, an der sich eine Familie satt essen könnte, sein Eigenthum nennen. Ihr blutrothes Innere ist mit dunkelfarbigen Kernen, die endlich schwarz werden, symmetrisch bespickt. Neben den dunkelglänzenden Wassermelonen nimmt sich das Gold der Zuckermelonen sehr reizend aus. Auch sie, die man bei uns sorgfältig und zierlich in Blätter gehüllt als

*) Die Briefe sind aus der Feder einer Dame. D. R.

Leckerbissen auf den Märkten zur Schau und nur für die Wohlhabenden zum Kauf ausgestellt steht, liegen hier haufenweise auf der Erde, und ich selbst habe mehrere Male, durch ihren Duft angelockt, eine dieser sandentsprossenen und doch so saftigen Früchte für drei Kreuzer erstanden. Wo nehmen die schönen Früchte ihren lieblichen Labequell her? So muß man fragen, wenn man sie im dürrsten, sandigsten Erdreich so üppig gedeihen sieht, und hört, daß sie selten so schön, so reich, so süß gerathen sind, als gerade in diesem Jahre, wo kaum ein Regen sie während der ganzen Sommerzeit erquickt hat.

Große Kähne mit Körben voll der beliebten Paradiesäpfel, hier Paradeisäpfel genannt, die sich von Weitem in ihrem purpurnen glänzenden Gewande kenntlich machen, andere mit den schönsten blauen sammetartigen Pflaumen, rothbäckigen Aepfeln und Birnen und der göttlichen Gottesgabe, der Traube, gefüllt, landen in jedem Augenblicke und liefern ihre erquickende Beute an den Quai aus.

Außer den Wassermelonen ist unstreitig die Traube hier die beliebteste Frucht, und zugleich die billigste. Das blasse Gelbgrün, Dunkelblau und Rothbraun der großen schweren, von süßem Saft strotzenden Beeren, winkt uns an jeder Straßenecke, von jedem Schemel, aus jeder Bude. Schon in der Mitte des August, als ich nach Pesth kam, waren sie reif, vielleicht weil dieses Jahr dem Weinbau so äußerst günstig war. Aber in noch größeren Massen aufgethürmt, gleich langen Mauern und sorgfältig mit geflochtenen Binsendecken verwahrt, herrscht hier als nationaler Leckerbissen die Zwiebel, die weiße und die rothe. An ihrem Kraute in lange Zöpfe zusammengeflochten, beleidigen sie unsere norddeutschen Nasen, und werden doch in Pesth von den feinstgekleideten Damen, die mit ihren Dienerinnen auf dem Quai erscheinen, in großer Menge gekauft. Die Ungarn haben diese Liebe für die Zwiebel mit den Italienern gemein.

Die Verkäufer lagern fast sämmtlich an der Erde, auch die oft, welche Buden haben und es sich unserer Ansicht nach bequemer machen könnten. Diese Hinneigung zu unserer Mutter Erde, der wir ja doch einst wieder ganz angehören werden, so wie wir von ihr gekommen sind, geht durch das ganze Volk. Die Köchinnen und Stubenmädchen meiner Nachbarn in dem Hause, wo ich später wohnte, meine eigene Aufwartefrau, wenn sie mich erwartete, anstatt einen Stuhl zu nehmen: Alle kauerten, die Arme um die Kniee geschlungen, am Erdboden, wenn sie nicht arbeiteten. In dieser Attitüde gefallen sich auch die Verkäufer am Quai.

Am buntesten entfaltet sich Morgens und Abends das lebendige Bild an der Donau, — des Abends, besonders wenn die letzten Strahlen der blutroth untergehenden Sonne, die kleinen grauschimmernden Wellen des breiten Stromes scheidend, berühren und die grünen Weinbergshügel des „Schwabenberges" mit seinen weißen Häusern und Villen und die vielen andern im matten Grün der Rebe schimmernden Hügel, die westwärts über die Stadt hereinschauen, im letzten Sonnenglanze heiter strahlen, wenn die stolzen Donaudampfer, die vom Süden angerauscht kommen, landen und das Ufer mit den ihnen entsteigenden Passagieren bedecken und einer bereitstehenden Anzahl Arbeiter und Kärner ihr Gepäck und ihre Güter überliefern, wenn der „Pontus", ein gewaltiges Schiff mit zwei Schornsteinen, wie meist alle Dampfer, der „Magyar", die „Gyula", ihre Anker lichten und ihre gewaltigen Räder in Bewegung setzen, um nach Galatz und Konstantinopel zu eilen und ihren Kiel in den pontischen Fluthen zu baden. Dann bietet Pesth einen stolzen, königlichen, ebenso lieblichen als lebensvollen Anblick dar, der sich leicht mit dem einer Hafenstadt voll Leben und Bewegung vergleichen darf.

Ernst und geheimnißvoll ragt jenseits wie ein zweiter Hörselberg auf dem Ofener Ufer der Blocksberg oder Gerhardsberg majestätisch empor. Er trug früher nur eine Sternwarte auf seinem Plateau, ist aber seit der Revolution, wo er von den Insurgenten sehr leicht erstiegen und eingenommen wurde, befestigt und zur Citadelle umgewandelt worden. Bekanntlich war er schon zur Zeit der Türkenherrschaft Festung und man findet noch heute Mauerreste von jenen alten Gebäuden. Jetzt thront dort die weiße Mauer der neuen Citadelle auf den gewaltigen Schultern des Berges, dessen östlicher Theil merkwürdig zerklüftet ist, der aber übrigens wie mit einem graubraunen Zaubermantel dürren verbrannten Grases bedeckt erscheint, auf den die Rebe ihren göttlichen Fuß vergeblich setzen würde. Westwärts schmiegen sich die weißen kleinen Häuser der Ofener Raitzenstadt an seine Flanken.

Die Raitzenstadt, von den Ungarn verächtlich: Ratzenstadt genannt, ist nur von Griechen, vornehmlich griechischen Juden bewohnt. Die innere Einrichtung der Häuser soll eine ganz orientalische sein; sie haben alle nur ein Parterre und wenden ihre Giebel der Straße zu, in welchem sich ein einziges kleines Fenster befindet. Die Familie wohnt hinten hinaus und hält sich meist im Hofe auf, den jedes der niedlichen Gebäude aufzuweisen hat. So thürmen sie sich, weiß und freundlich wie eine Schaar weidender Lämmer sich dicht zusammenschaart, terrassenförmig am Berge auf.

Morgen schreibe ich Dir aus meinem Privatlogis, das ich mir gemiethet habe. So viel ist gewiß, in Dresden dürfte man sich mit dieser chambre garnie 3 Treppen hoch und für den Preis von zwanzig Gulden Münze pro Monat nicht sehen lassen. Dem Vermiether würde ins Gesicht gelacht.

Mein neues Logis hat mich heute schon auf den entsetzlichen Gedanken gebracht, ein Verbrechen zu begehen, um nur ein freies Quartier in den höchst wohnlichen Staatsgefängnissen des heimathlichen Hohensteins in Sachsen zu erhalten, als hier zahlen zu müssen, wo ich ungemüthlich, unreinlich, mit einem Worte, ächt ungarisch wohne. Und dennoch haben in diesem Salon nebst Antichambre zwei junge ungarische Edelleute vor mir gewohnt, die einen Bedienten hatten, was übrigens hier etwas weit Allgemeineres ist als bei uns, — haben eleganten Besuch empfangen und sind ganz vornehm in ein Bad gereist. Die Besitzerin des kolossalen Hauses, wo ich wohne, eine ächte Ungarin, behandelt mich aber keineswegs vornehm und nobel. Erstens vermiethet sie das Logis zum zweiten Male (da die jungen Edelleute nach beendigter Cur zurückkehren werden) zu dem erwähnten enormen Preise, und zweitens schickt

sie mir sogleich den Hausmeister über den Hals, und er bittet nicht, nein, fordert durch den groben Mann die Vorausbezahlung. Schließlich aber rechnet sie es nur noch als Gnade an, daß sie sich auf mein Ersuchen herbeigelassen, die Vorausbezahlung auf nur vierzehn Tage anzunehmen, da ich ihr sagen ließ und höflichst schrieb, wie wir Norddeutschen es einmal nicht lassen können: ich wisse nicht ob ich länger als vierzehn Tage ihre reizende chambre garnie durch meine Gegenwart ehren werde.

Hört, Ihr norddeutschen glücklichen Chambregarnisten, was mir hier in Ungarn für zwanzig Gulden C.-M. pro Monat im dritten Stock geboten oder nicht geboten wird! Ich bin im Besitz eines sehr harten Bettes, dessen Ueberzüge so aussehen wie die Leinwand, welche jede norddeutsche Hausfrau mit einer frischen einladenden weißen Hülle noch einmal umgiebt. Handtücher werden nicht verabreicht, denn die Frau des Hausmeisters hat deren nur sechs. Servietten und Tischtücher hält man auch für überflüssig und ich dinire und soupire auf dem blanken Holze eines halbwegs guten Sophatisches, den ich dabei nach Kräften verderbe. Er steht vor einem auf unbegreifliche Weise hier eingedrungenen Sopha von ziemlicher Elasticität. Zwei kleine, braun angestrichene Schränke, hier Kasten genannt, stehen im öden großen Raume; meine Koffer bedecken unterhalb noch etwas von den kahlen weißen Wänden, die mich trostlos und unwohnlich anstarren und die als einziges Muster auf ihren endlosen Flächen hie und da die Spuren eines Wanzenmordes in schrecklichen unheilverkündenden blutigen Lettern aufzuweisen haben. Vorhänge und Rouleaux, die man bei uns in jeder Handwerkerwohnung findet, suchst Du auch in meinem Zimmer vergebens. Die Jalousien müssen der entsetzlichen Hitze wegen immer geschlossen bleiben, was ich nicht nöthig hätte, wenn Vorhänge und Rouleaux das Oeffnen gestatteten. Hier haben übrigens, wie in Italien, schon alle Häuser Jalousien. Noch eines Tisches muß ich Erwähnung thun, der mir als Waschtisch dienen soll. Er hat obenauf eine Wachsleinwand, die aussieht, als hätte man alle Küchenmesser des Hauses auf ihr probirt. Seine urwüchsigen Formen, die an die ersten Versuche der Tischlerkunst erinnern, werden von einem Kattunvorhange in dürftigen Falten umspannt, der sorglich keusch und zart einige antike Gefäße verhüllt, die sämmtlich aussahen, als hätten sie eine Ausgrabung in Pompeji mitgemacht und dabei gelitten. Ach und dieser Vorhang selbst, der so deutlich die unzähligen Griffe in seinen Faltenwurf verräth, daß man ihm einen zweiten Vorhang oder ein Donaubad wünschen möchte! Er darf sich nicht rühmen, je von mir berührt worden zu sein. Rechne noch drei Stühle von entsetzlicher Härte, mit etwas Gurt simpel überflochen, und einen kleinen elenden Spiegel über dem Sopha hinzu, so hast Du das ganze herrliche Meublement meiner chambre garnie für zwanzig Gulden Münze den Monat.

Wenn die jungen Ungarn, die vor mir in diesem Eldorado hausten, ihre Schönheit nur nach dem eben erwähnten Spiegel beurtheilt haben, so sind sie sicher nie eitel geworden; wenn sie sich aber gar vor ihm rasirt haben, so wundere ich mich, daß sie nicht zu Selbstmördern geworden sind. Sieht man rechts in jenen Spiegel, so bläht sich der eine Backen auf, als hätte man die Folgen entsetzlichen Gesichtsreißens zu tragen; blickt man links hinein, so schwillt einem der Hals zu fürchterlicher Stärke an und das Gesicht wird so lang und schmahl, wie ich nicht fürchten will, daß das meinige in zwanzig Jahren aussehen soll.

Die Antichambre hat eine wahrhaft kerkerliche Einrichtung und ich übergehe sie daher mit Stillschweigen. Die Glasthüre, die von dort aus auf die Gallerie führt, läßt nichts zu wünschen übrig. — Meine Adresse ist übrigens: Kohlplatz Nr. 1, 3 Treppen hoch, Ecke der Raitzenstraße und Königsgasse.

Wunderbare Namen giebt es hier für Straßen und Plätze! Borstenviehhändlergasse, Borstenviehplatz, Mistgasse, Hasengasse, Herzengasse, Toleranzgasse und Karpfensteingasse. Diese Reihe von Namen mag Dir für die Sonderbarkeit der hiesigen Straßenbenennungen bürgen; dagegen giebt es aber auch eine Zrinygasse und eine Frühlings- und Herbststraße.

Die Bauart der meisten Häuser hat hier schon einen orientalischen Charakter. Sie bilden einen großen viereckigen Körper, der einen schönen regelmäßigen Hof meist mit einem Brunnen umschließt. Jedes Stockwerk hat eine offene Gallerie mit eisernem Geländer, von wo aus man in die verschiedenen Logis gelangt und welche an allen vier inwendigen Seiten des Hauses hinläuft. Auf dieser Gallerie herrscht den ganzen Tag ein buntes Leben. Dort spielen die Kinder der Miethbewohner, dort sitzen bei heiteren Tagen im Kühlen und gegen die Sonne geschützt die Frauen mit ihrer Arbeit, besuchen sich und plaudern behaglich; der Hausherr raucht seine Cigarre, die Dienstleute verrichten, besonders am Morgen, viele ihrer Geschäfte hier, und hat man nichts Besseres zu thun, so lehnt man sich selbst ein wenig über die Gallerie und schaut dem Treiben auf dem Hofe und den übrigen offenen Gängen zu. In vielen dieser meist sehr großen Höfe findet man Cafés, mit Blumen, vorzugsweise Oleanderbüschen geziert. Ein Theil ist mit einem Glasdache bedeckt, andere Tische und Stühle stehen im Freien. Abends wird hier bei Lampenschein Musik gemacht, Wein und Gefrorenes wird dazu verabreicht, an vielen dieser Orte auch warm gespeist. Die beliebten Zigeunerbanden, die alle ihre Musikstücke mit großer Präcision und auswendig vortragen, sind hier zu finden, und es hat mir großes Vergnügen gemacht, besonders die eigenthümliche ungarische Nationalmusik von ihnen spielen zu hören. Nur ihrem, an diese, ich möchte sagen: gespaltenen Harmonien von Jugend auf gewöhnten und bekanntlich äußerst musikalisch organisirten Ohre kann es möglich werden, die seltsamen Weisen, die oft tactlos erscheinen und ungeregelt wie der Sturz einer Cascade einherfluthen, bis sie sich in ruhigerem aber schwermüthigem Lauf verlieren, um bald wieder von neuem das vorige ungestüme Brausen zu beginnen, — nur diesen geborenen Musikanten der heimathlichen Horden kann es leicht werden, sich der originellen Harmonien so zu bemächtigen, wie sie es thun und verstehen. Etwas Einfacheres, aber eben auch sehr Originelles ist die Musik eines ungarischen Bauerntanzes, den die Zigeuner sehr oft in diesen „Hofconcerten“ (weil sie im Hofe abgehalten werden) vortragen. Nur Eines begreife ich dabei nicht: wie die Bauern danach

tanzen. Auf meiner Eisenbahnfahrt von Brünn hierher, welche übrigens sehr reizlos und wenig unterhaltend ist, trafen wir bei der Station Neustädtel, wo Mittag gemacht wurde, eine Bande Zigeuner, die sehr gute Musik machten und um welche sich eine Anzahl Bauern versammelt hatte, die jeden Augenblick zum Tanzen bereit zu sein schienen; wenigstens glaubte ich das an ihren vorbereitenden Gesten und Sprüngen zu sehen; allein der unbarmherzige Zug raſ'te vorbei, ehe ich mich des ersehnten Schauspiels erfreuen konnte.

Unter den Zigeuner-Musikanten, die sehr modern, bisweilen sogar elegant gekleidet sind, fand ich zu meiner Freude oft die interessanten, apparten, auch mitunter confiscirten Gesichter, die man sich so gern bei diesem muthmaßlich von den Hindu abstammenden Volke vorspiegelt. Ich fand vorzugsweise ein dunkles Auge, das lange auf das mit Liebe gespielte Instrument gerichtet, endlich träumerisch, halb vom Lide bedeckt, gedankenlos emporblickte und über die Menge schweifte, aber bei der geringsten, ihm interessanten Erscheinung ganz urplötzlich in ein Funkeln und Blitzen, in eine Ausdrucksvielfältigkeit überging, die ich vorher nimmermehr vermuthet hätte. Diese Bemerkung habe ich wiederholt gemacht und es hat mich stets gereizt, sie abermals zu machen.

Bei solchen Hofconcerten sieht man die Hausbewohner auf den Gallerien des Hauses wie in den verschiedenen Rängen des Theaters sitzen, um sich bei Mondenschein oder auch im Dunkeln an den süßen Klängen der Musik zu ergötzen. Viele der Thüren und Eingänge dort oben, sowie auch die Fenster, die in den Hof gehen, sind mit Epheu und Winden umzogen, mit Blumen und Topfgewächsen aller Art geschmückt, die hier frische Luft genießen, ohne am Tage von den Strahlen der Sonne sehr belästigt zu werden. Welchen freundlichen Anblick würde nun solch ein Hof bieten, wenn er bei einem der erwähnten Concerte so erleuchtet wäre, daß man die vier Innenwände des Hauses mit Gallerien nebst Bewohnern und blumengeschmückten Thüren und Fenstern wahrnehmen könnte!

Die Kaffee, Bier- und Weinhäuser sind übrigens kaum in Italien so besucht als hier. In Italien zu gewissen Zeiten des Tages oder Abends wimmelt es auch von Besuchern und Gästen in den Cafés, hier immer. Ein leeres Café, wie ich deren in Italien doch täglich wahrnahm, ist mir in Pesth nie vorgekommen. Auf jedem Platze, jeder Straße von ansehenlicher Breite, und deren giebt es viele hier, steht ein Kiosk, wie sie es schon ganz türkisch zu benennen belieben. Dieser Kiosk ist ein nettes Bretterhaus mit Holz- oder Glasdach, umgeben von Blumen und sehr besucht von Gästen. Ich glaube, jeder Kioskbesitzer kann hier reich werden. Da findet man den beliebten Eiskaffee, der wirklich eine Délice genannt zu werden verdient und der in Gläsern, wie aller Kaffee in Pesth, verabreicht wird. Er besteht aus einem guten Milchkaffee, in welchen eine Portion Kaffee-Eis versenkt worden ist und der mit einem Löffel geschlagener Sahne gleichsam gekrönt wird. — Der rothe Ofener Wein, der bei den Weinkennern berühmt ist, wird auch in den Kiosks sehr gut getrunken und ist nicht zu theuer; welchen letzteren Vorzug man nur von zwei Dingen in Pesth rühmen kann, von Brot und Wein. Das Brot, weißes sowohl als schwarzes, ist vortrefflich und der Wein gut und nicht theurer als das Bier; weshalb ich es vorziehe, des Abends ein Seidel weißen Wein zu trinken und zwar gemischt, wie man hier ganz nach italienischer Weise zu thun pflegt. Heute besuchte ich auch endlich ein Donaubad; aber daß ich es offen gestehe, die Fluthen der Elbe, die doch zuweilen sehr gelbschlammig und lehmig aussehen, erscheinen mir appetitlich gegen die graue Donau. Auch kann ich mich nicht einverstanden erklären mit der Einrichtung der Badehäuser. Der erste Anblick einer Donaubadeanstalt ist wohl sehr einladend und großartig; zwischen Blumenbeeten steigt man vom Quai eine Holztreppe hinab ans Ufer, wo sich alle Bäder befinden, weil der Strom in der Mitte allzu reißend ist. Zu beiden Seiten dehnt sich nun das Floß aus, das die Zellen trägt. In der Mitte findet man einen mit Glas bedeckten Gang, Ruhebänke, Blumen aller Art und in einer großen Bude verabreicht eine elegant gekleidete Dame die Billets und die nöthige Badewäsche. Die Zelle wird geöffnet, aber o Täuschung! man befindet sich in einem ziemlich dunkeln Raume, der allein durch ein Fenster oben im Dache erhellt wird, und unten zu unsern Füßen gurgelt das graue Wasser so unheimlich, daß man eher an manchen verzweifelten Sprung in die tödtenden Fluthen als an ein erfrischendes Bad erinnert wird. Zwar sind alle Toilettenutensilien hier reicher und eleganter vertreten als in den Elbbädern Dresdens, aber ich lobe mir den Blick auf den freien Himmel, der uns dort gegönnt wird und liebe den größern Wellenschlag, die lebhaftere Bewegung des Wassers in den Elbbädern, die sich in der Mitte des Stromes befinden. Die heißen türkischen Bäder in Ofen habe ich leider nicht besuchen können.

Heute machte ich einen Spaziergang nach der seit der Revolution von 1849 erbauten Riesencaserne, das Neugebäude genannt. Es umschließt einen kolossalen Hof, in welchem vielleicht die ganze sächsische Armee Platz fände. Pesth beherbergt jetzt, Ofen mit eingerechnet, gegen 30,000 Mann Truppen. Es sind zur Zeit vornehmlich böhmische und serbische Regimenter hier, nur wenige Compagnien Ungarn, die sich durch ihre enganliegenden Beinkleider und Schnürstiefeln auszeichnen. Das ist ein Rennen, ein Marschiren durch die ganze Stadt, ein Trompeten der Signalisten! Jeden Morgen ziehen sie mit klingendem Spiele bei meinem Hause vorüber, Cavallerie und Infanterie. Es wird so fleißig exercirt, weil der Erzherzog ein großes Manöver abhalten will. Mir gegenüber, dicht neben der evangelischen Kirche, ist das Invalidenpalais, auch eine großartige Caserne, woraus mir die entsetzliche Signalistenmusik in unabänderlicher Wiederholung entgegentönt. Und nun kommen sie mit derselben Weise auch noch vom Exerciren herein und hier vorbei. Die österreichischen Regimenter marschiren leicht und degagirt wie die Franzosen, nicht so ängstlich steif und parademäßig, wie man es im deutschen Norden gewöhnt ist zu sehen.

Da stehen und gaffen die slovakischen und ungarischen Bauern, in ihren großen runden schwarzen Filzhüten oder auch in spitz- oder vielmehr citronenartig zulaufenden Pelzmützen,

die viele den ganzen Sommer hindurch bei 30 Grad Hitze tragen, und worunter die langen Haare hervordringen, die wohl nie gekämmt werden. Da lehnen sie sich an ihre weißen Stiere und nehmen die beliebte Stellung ein, indem sie sich mit den Ellbogen auf die Stirn des Thieres zwischen seinen Hörnern stemmen und so dasselbe am Fortgehen hindern. Die Trachten der Frauen sind mir in nichts verschieden von den unserigen vorgekommen, aber die der Männer haben mir etwas Türkisches. Die entsetzlich weiten, gewöhnlich weiß gewesenen Beinkleider, unten herum ausgefranzt und so faltig, daß man sie für einen Frauenrock halten könnte, und der eine halbe Elle breite, vorn mit gelben Schnallen geschlossene braune Ledergürtel, worin sich alle Utensilien befinden, die bei einem Gange oder einer Fahrt des Bauern in die Stadt verlangt werden, geben seinem Anzuge einen türkischen Anstrich. Seine Gewohnheiten scheinen sehr einfach zu sein, seine Kost großentheils Mais und Wassermelonen. Die ungarischen Bauern sind übrigens sehr faul; daher befassen sie sich, gleich den Italienern, nur mit dem Anbau dessen, was fast aller Pflege und Wartung entbehren kann. Bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens wächst ihnen Alles zu, ohne daß sie die Hände sehr rühren. Possierlich anzusehen ist es, wenn sie dasitzen und aus einer halbdurchschnittenen Wassermelone ihren Frühtrunk schlürfen und dazu von einem Maiskolben von beträchtlicher Größe die Körner losbeißen; welches Manöver man hier zu Lande sehr oft wiederholen sieht. Auf allen Straßen liegen die abgegessenen Maiskolben umher. Die Ungarn ziehen das unverarbeitete Korn dem verarbeiteten vor.

Schweigend übergehe ich die politischen und socialen Verhältnisse. Es ist traurig zu sehen, wie in Pesth die Deutschen ihre Nationalität des Vortheils halber verleugnen. Niemand will deutsch sein und die aus dieser elenden Sucht entstehenden Deutsch-Ungarn, die sich, wie man es hier nennt: magyarisirt haben, sind dann weit ärgere Hasser alles Deutschen als die gebornen Ungarn selbst wie dies gewöhnlich bei aller Art Renegaten zu gehen pflegt. Der Ungar, höre ich von allen Seiten wiederholen, ist von Natur gut und hat ein edles menschenfreundliches Herz, aber die Deutschen und die Juden (leider muß ich beide in eine Rubrik bringen) sind hier das nach allen Richtungen des Vortheils hin schielende, liebäugelnde Element. Daß es hiervon (ich meine besonders unter den Deutschen) die rühmlichsten Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst; aber zu beklagen ist, daß sie bei aller Sehnsucht, bei aller Energie, diesem allgemeinen Sturze einen Damm zu bauen, nichts zu thun vermögen, weil ihrer zu Wenige sind.

Noch sei mir erlaubt über das Theater einige Worte zu sagen. Das Sichentfremden von deutscher Rede, Sitte und Kunst empfindet man dort am schmerzlichsten. Es mußte den Theaterdirectoren in Pesth leicht werden, den Geschmack des Publicums, das sie vor sich hatten und haben, so herabzustimmen, daß man jetzt nur noch an Possen oft der zotigsten Art Vergnügen findet. Kein Deutscher in Pesth erhebt sich, um ein Wort zu Gunsten der im deutschen Theater daselbst am Boden liegenden Schauspielkunst zu sprechen. Manche der Besserdenkenden sagen: „Wir gehen nicht hinein; es wird zu schlecht gespielt und die Stücke, die man giebt, können wir uns nicht ansehen!" — Nun denn, Ihr Alle, die Ihr nicht hineingeht, weil Ihr sehr richtig findet, daß Euer Theater tiefgesunken ist: warum tretet Ihr nicht zusammen und erklärt, wenn die Direction kräftig und nachdrücklich an Verbesserungen im Personal und im Repertoir ginge, dann würdet Ihr Alle das Theater wieder fleißig besuchen und nicht anstehen ihre Bemühungen thätig zu unterstützen? — So thun es die Ungarn mit ihrem Nationaltheater. Sie lassen es nicht sinken, sie geben große Zuschüsse und haben dafür eine gute Oper, ein vortreffliches Schauspiel, und während im deutschen Theater elende Possen und Vaudevilles gegeben und mit Jubel empfangen werden, labt sich das Publicum im ungarischen Theater an den unsterblichen Werken deutscher Dichter, die erst durch das Sprachrohr der Uebersetzung sein Ohr erreichen.

Allerdings trägt zu dieser Geschmackfäulniß unter den Deutschen in Pesth auch eine der entwürdigendsten und unseligsten Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts viel bei: die der Sommertheater. Und dies ist nicht allein von Pesth, sondern auch von ganz Deutschland zu sagen. Eine offene, gartenartige Arena in Pesth und eine mit Glas überdachte in Ofen, wo man bei Cigarrenrauch und Gläserklang auch nebenbei ein wenig Komödie sehen will — diese beiden Halbtheater, ich möchte sagen: Bastardtheater, überbieten sich täglich in Mißgeburten, sinn- und geschmacklosesten Rohproducten des gemeinsten Genres der modernen Bühnenlitteratur. Und wer füllt den Raum? Soldaten und Juden, Kaufleute, die nach spät eingenommener Mittagsmahlzeit und ermüdet von Geschäften, bei möglichster Anregung zum Lachen verdauen wollen. — Und was sagt man zu all' diesem schamlosen Treiben mit der Kunst? Man sagt: Der vorige Director hat auf diese Weise glänzende Geschäfte gemacht, die Actien des Theaters stehen vortrefflich bei diesem Verfahren: weshalb also einen andern Weg einschlagen, der vielleicht nicht soviel Geld einbringt? — Ja freilich, wenn das Theater ganz und gar zum Geschäft herabsinkt: wohin soll die trauernde Muse flüchten? Sie stößt am Ende überall nur noch auf ein Comptoir, auf ein Waarenlager, wo sie einen Tempel vermuthen durfte. Aber es kann nicht besser werden, solange die Deutschen in Pesth sich nicht schämen lernen, daß sie ihre Kinder, anstatt in die vorhandenen guten deutschen Schulen, in ungarische Schulen schicken, um sich vollständig zu magyarisiren und schon in die jugendlichen Gemüther die Verachtung gegen das Deutschthum zu pflanzen. Ich will damit sagen, die Besserung muß eine gründliche sein, sie muß mit der Erziehung beginnen, sonst ist keine möglich.

Einer merkwürdigen Persönlichkeit Pesths muß ich noch Erwähnung thun, der des griechischen Juden Baron Sina. Er lebt großentheils auf dem schon von Maria Theresia so sehr geliebten und gern besuchten reizenden Schloß Gödöllö, zwei Meilen von der Stadt entfernt. Zur Sommerzeit besucht er häufig Bäder, während welcher Abwesenheit von Gödöllö nichtsdestoweniger hohe Gäste sein Haus durch ihre Gegenwart ehren. Vor einigen Tagen speisten dort der Kaiser und der Erzherzog Statthalter von Ungarn, und Sina war nicht zugegen. Der Kammerrath v. Lietz ist sein intimster Freund

und Berather. Sina verschenkt nichts von seiner täglichen Einnahme von 25,000 fl. ohne Zustimmung dieses Freundes. Derselbe ist also die Schwelle, die Jeder überschreiten muß, der sich der unzugänglichen Person des Barons nähern will. Herr v. Lietz empfängt alle Bittschriften, giebt alle Audienzen. Sina, heißt es, hat ein zu weiches Herz; er würde alle Bitten erfüllen wollen, die täglich ohne Zahl an ihn gerichtet werden. Ich weiß nicht, wieviel hiervon wahr ist. Soviel ist gewiß, daß er reich und königlich giebt, wenn er einmal giebt.

Einem armen deutschen Schauspieler, der krank war und ins Bad gehen sollte, aber nicht die Mittel dazu hatte, schickte Sina erst neulich 500 fl. Einer großen Fluth Bittender hat er übrigens dadurch einen Damm gebaut, daß er erstens jährlich bestimmte Summen zu allen in Pesth bestehenden wohlthätigen Anstalten giebt, gleichviel von welcher Confession sie seien und welchen Zweck sie verfolgen mögen, und zweitens dadurch, daß er nie Geld in kleinen Posten ausleiht. Sein einfaches Haus in Pesth verräth nicht den Unterthan, dessen Einnahme die eines Erzherzogs von Oesterreich bei weitem übersteigt.

Wien im September.

Meine Rückreise ging glücklich von statten. Wir fuhren früh zehn Uhr mit dem schönen Dampfschiff Elisabeth von Pesth ab. Es war ein herrlicher Morgen, und zwischen den beiden lebensvollen, städtegekrönten Ufern und Bergen von Pesth und Ofen hindurchrauschend, fühlte ich noch einmal die ganze Schönheit des Ortes, der freilich bei näherer Kenntniß der Verhältnisse viel zu wünschen übrig läßt.

Die Ruine Vissegrad an der Donau liegt sehr schön und gewährt einen romantischen Anblick. Die Kathedrale von Gran, wo der Primas von Ungarn seinen Sitz hat, hoch auf einem ehemals befestigten Felsen dicht am Strome sich erhebend, schaut mit ihrer hohen Kuppel weit in das sonst ziemlich flache Land hinein; doch finde ich die mächtige Kuppel in keinem Verhältniß zu dem schmahlen viereckigen Unterbau, der sie trägt. Hierbei fällt mir ein, daß für diese Kirche das Bild des jetzigen Papstes in Rom gemalt wird. Ich lernte den damit beauftragten talentvollen jungen Maler, Gustav Haan, einen gebornen Ungarn, bei meinem Aufenthalte in Rom kennen und sah das begonnene Bild, das von sprechender Aehnlichkeit war.

Denke Dir, daß wir von Pesth bis Wien fünfundzwanzig Stunden brauchten und dabei nur zwei Stunden des Nachts an einer unbedeutenden Station zugebracht haben! Der Preis dieser Fahrt ist aber auch entsprechend gering, erster Platz 5½ fl. Desto mehr braucht man an Lebensmitteln, die sehr theuer sind. Ich schließe mit dem Ausrufe: Pesth ist eine schöne Stadt, wenn man sie im Rücken hat! A. L.

Die Verwaltung Ostindiens.

Seit der Schlacht von Plassey, durch die Lord Clive die englische Oberherrschaft über Bengalen entschieden hat, ist genau ein Jahrhundert verflossen. In diesem kurzen Zeitraume haben die Engländer in Ostindien ein Reich gegründet, wie die neueste Zeit kein zweites hat entstehen sehen, ein Reich, das vom Cap Comorin bis Ahasara im Norden 800 Stunden, und von Assam bis zur Grenze von Sindh ebenso weit sich hinzieht, eine Bevölkerung von 159 Millionen Menschen ernährt und von keinem andern Lande an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse übertroffen wird. Das Verdienst, dieses Reich, das Wunder des achtzehnten Jahrhunderts, geschaffen zu haben, kommt zumeist einer Gesellschaft von Kaufleuten zu. Für die Englisch-Ostindische Gesellschaft haben die Clive, Coote und Wellesley gefochten, die Warren Hasting und Bentinck regiert; vor ihr haben die Nabobs und Wesire der Großfürsten zu Delhi und diese Großfürsten selbst sich in den Staub beugen müssen.

Die gegenwärtigen Verhältnisse dieser Gesellschaft sind in Europa wenig bekannt, und selbst die Engländer scheinen über das kaufmännische Regiment der Leadenhallstraße im Unklaren zu sein, denn sonst könnte das allgemeine Zeitungsgeschrei nach Aufhebung der Regierungsbefugnisse der Ostindischen Gesellschaft nicht eine solche Stärke erlangt haben. Ihre Gewalt ist nämlich längst eine blos nominelle geworden, und was sie davon noch behalten hat, wagt sie nicht auszuüben, bevor sie der Zustimmung der Regierung gewiß ist. Sie ernennt noch heute den Generalstatthalter von Indien; aber wann hat sie eine andere Wahl getroffen, als die, welche die Minister Ihrer Majestät ihr anriethen? Sie kann noch heute diesen höchsten Würdenträger abberufen; aber wann schritt sie anders zu einer solchen Maßregel, als wenn, wie es in dem Falle mit Lord Ellenborough geschah, die Minister Ihrer Majestät die Abberufung wünschen, oder richtiger gesagt fordern? Wie diese Gesellschaft heute gestellt ist, taugt sie blos noch zum Sündenbocke, und in dieser Eigenschaft benutzt man sie in ausgiebiger Weise.

„Ostindien muß von einem Palaste mit dem Scepter eines Staatsmannes, nicht von einem Comptoir aus mit der Elle des Krämers regiert werden!" Dieser Ausspruch Lord Wellesley's ist zum Losungswort der Parteien geworden. Was sich der Ostindischen Gesellschaft, ehe man ihr die Macht entwunden hatte, mit Recht zum Vorwurf machen ließ, war dieses: daß ihren Leitern die Dividenden der Actienbesitzer über Alles gingen. Mochten außerordentliche Ereignisse außerordentliche Ausgaben verursacht, mochte ein Krieg, eine Pest, oder eine Hungersnoth, in dem dichtbevölkerten Gangesthale eine entsetzlichere Heimsuchung als irgendwo sonst gewüthet haben, gleichviel, die Theilhaber forderten die üblichen und wo möglich höhere Procente, und diesem ersten aller Bedürfnisse mußte so oder so durch erhöhten Steuerdruck, durch Beraubung einheimischer Fürsten, durch Verrath an einem ganzen Volksstamm gegen baare Bezahlung genügt werden. Dies war die tiefdunkle Schattenseite einer Verwaltung, die übrigens von sich

rühmen konnte, anderthalb hundert Millionen Menschen durch eine fabelhaft geringe Anzahl europäischer Bayonnete in Ordnung und Gehorsam zu erhalten und diese Menschenmasse weit besser und menschlicher zu regieren, als es jemals von eingeborenen Herrschern des Landes geschehen war.

Bis auf die neueste Zeit waren es politische Motive, welche die Herrschaft der Gesellschaft schützten. Die beiden großen Parteien waren in dem Punkte einig, daß es die Prärogativen der Krone bedenklich vermehren hieße, wenn man Indien unmittelbar unter die englische Souveränität stelle. Auch das übersah man nicht, daß es für Indien selbst gefährlich sei, wenn man seine Schicksale von dem Spiel der englischen Parteien, von dem Sieg und dem Sturz der Ministerien, von einer Abstimmung über die Malzsteuer, von einer Abänderung im englischen Eherecht abhängig mache. Auf die Länge ließ sich aber die Anomalie, daß eine Anzahl von Kaufleuten, deren Personen mit dem Besitz der Actien zugleich in jedem Augenblick wechselten, ein so ungeheures Reich beherrschte, nicht behaupten. Jener Ausspruch Lord Wellesley's drang mitten in den Reformstürmen durch, die den Namen Wellington aufs äußerste verhaßt machten. Der Freibrief von 1833 schritt aus den alten Rechten der Gesellschaft soviel heraus, daß dem Freibrief von 1853 wenig mehr zu thun übrig blieb. Jetzt ist die Ostindische Gesellschaft ein Gehäuse, und der Körper, der dieses Gehäuse ausfüllt, ist die englische Regierung.

Der Hof der Directoren geht aus Wahlen der Gesellschaft hervor, bei denen jeder Inhaber von 1000 Pf. in Actien eine Stimme, jeder mit 3000 Pf. zwei, mit 6000 Pf. drei und mit 10,000 Pf. vier Stimmen hat. Der Directoren, die auf Lebenszeit gewählt werden, sind zwölf, und jeder hat 500 Pf. Gehalt. Die eigentlichen Geschäfte besorgt ein geheimer Ausschuß der Directoren. Alle von ihm gefaßten Beschlüsse werden den Räthen der Krone vorgelegt die das Controlamt bilden. Ist diese Behörde anderer Ansicht, so geht die Sache an den Ausschuß zurück, dem vierzehn Tage eingeräumt sind, um Vorstellungen zu machen. Beharrt das Controlamt auf seiner Meinung, so haben die Directoren die Befehle desselben einfach nach Indien zu schicken, wo sie unweigerlich ausgeführt werden. Es kann folglich in Indien nichts geschehen, was nicht die Billigung der Regierung hätte und für was sie nicht, wie für alle ihre Maßregeln, dem Parlament verantwortlich wäre.

Bis 1853 besaßen die Directoren ein Recht, das ihnen früher bedeutende Einnahmen verschafft hatte und ihnen noch immer Einfluß gewährte. Sie hatten die Stellen im Heere und in der Verwaltung zu vergeben. Jeder einzelne der dreißig Directoren — so viele gab es bis vor Jahren — ernannte in jedem Jahr zwölf Officiere und einen Civilbeamten. Seit 1853 werden alle Stellen nach dem Ergebniß von öffentlichen Prüfungen vergeben, zu denen zugelassen zu werden jeder Engländer fordern darf.

In Indien ist der Generalstatthalter der Stellvertreter des Hofes der Directoren. Mit Beihülfe eines höchsten Rathes, der aus drei ordentlichen und zwei außerordentlichen Mitgliedern (dem Oberbefehlshaber des Heeres und einem Secretär für Sachen der Gesetzgebung) besteht, entscheidet er alle inneren und äußeren Fragen und verwaltet die noch nicht eingereihten Provinzen (non regulative provinces). Er ist bei Strafe des Hochverraths verbunden, alle aus London kommenden Befehle auszuführen. An die Meinung seiner Räthe ist er aber nicht gebunden, und diesen steht nicht einmal ein Veto mit aufschiebender Wirkung zu. Er bezieht einen Gehalt von 25,000 Pf. St., und jeder seiner Räthe hat 8000 Pf. St.

Auf den höchsten Rath folgen zunächst im Range die Obergerichte, deren jede der drei Präsidentschaften, Bengalen Bombay und Madras, eines hat. Die Richter werden von der Krone unter den englischen Rechtsgelehrten ausgewählt. Jedes Gericht besteht aus einem Oberrichter und zwei Beisitzern. Alle drei sind zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichtet. Der Oberrichter erhält 8000 Pf. jährlich, jeder der beiden Räthe 6000 Pf., und der erstere hat nach Ablauf seiner Dienstzeit auf einen Ruhegehalt von 2000 Pf., jeder der letzteren auf 1500 Pf. Anspruch. Die Competenz dieser Gerichte erstreckt sich auf alle im Lande lebenden Engländer. Da die letzteren über das ganze Land zerstreut sind und zum Theil hunderte von Stunden vom Gericht entfernt leben, so sind viele von ihnen thatsächlich keiner richterlichen Autorität unterworfen. Wie oft diese Unabhängigkeit gemißbraucht wird, kann man sich denken.

Die unteren Behörden recrutiren sich gegenwärtig aus den Candidaten, welche in England die Prüfung glücklich bestanden haben. Daß die Examinatoren zu wenig forderten, kann man durchaus nicht sagen. Die Gegenstände, in denen geprüft wird, sind nämlich englische Sprache, Geschichte und Litteratur, griechische, lateinische, deutsche, französische, italienische, arabische Sprache und Sanskrit, Mathematik, Naturwissenschaften, Moral und Philosophie. Wer besteht, hat noch zwei Jahre in der Schule von Hayleburn (in der Grafschaft Hertford, 21 englische Meilen von London) fortzustudiren und dort nach jedem halben Jahre eine neue Prüfung über sich ergehen zu lassen. Man unterrichtet sie dort in verschiedenen Fächern, die sie dereinst sehr gebrauchen können, z. B. in der Statistik und Geschichte Indiens, in der Nationalökonomie, im Persischen, Hindostani und Sanskrit, aber auch in Dingen, die keinen praktischen Nutzen für sie haben, z. B. in der Astronomie. Jeder Zögling zahlt jährlich 200 Pf.

Hat der Zögling die vierte Prüfung in Hayleburn bestanden, so erhält er den Titel eines Schreibers und wird, auf seine Kosten, nach Indien geschickt. An Ort und Stelle angelangt, tritt er in den Genuß eines Gehaltes von 300 Rupien monatlich, muß aber noch anderthalb Jahre lang bei einem eingeborenen Lehrer Stunden in den Landessprachen nehmen. Diese sind in den einzelnen Präsidentschaften sehr verschieden, denn in Bengalen spricht man Bengali, Hindostani und Urdu, in Bombay Urdu, Mahrattisch und Guzerati, in Madras Canarese, Telaya und Tamul. Nach diesen achtzehn Monaten noch vier Prüfungen, und der Schreiber wird in den Civildienst zugelassen.

Die englischen Unterbeamten, als deren Gehülfe der junge Beamte zuerst in den Dienst tritt, sind die Bezirksverwalter oder Steuereinnehmer. Das dritte der Aemter, die mit Eu-

ropäern besetzt werden, das richterliche, steht eine Stufe höher. Die ostindischen Bezirke sind sehr groß, durchschnittlich von 600,000 (Bombay), 800,000 (Madras) und 1,000,000 (Bengalen) Menschen bewohnt, und in jedem giebt es nicht mehr als einen Verwalter und einen Steuereinnehmer. Die übrigen Beamten sind theils jene jungen englischen Gehülfen, theils Eingeborene, von denen noch besonders die Rede sein wird.

Der Bezirksverwalter führt bei Verbrechen die Voruntersuchung, erkennt über die leichtesten Vergehen (über Gewaltthätigkeiten, die mit nicht mehr als zwei Wochen, über Diebstähle, die mit nicht mehr als zwei Monat Gefängniß belegt sind), ohne daß gegen seine Entscheidung Berufung eingelegt werden könnte, trifft alle Maßregeln, die zur Erhaltung der Ordnung dienen, verwaltet die Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, beaufsichtigt den Verkauf der gegohrenen Getränke und bestimmt die Abgaben, die zur Erhaltung der Ortspolizei, der Straßen, Brücken und Canäle erhoben werden sollen.

Der Steuereinnehmer erhebt alle Abgaben und führt über sie Rechnung, trägt jede Besitzveränderung in die Grundbücher ein, kann säumigen Steuerpflichtigen einen Aufschub gewähren oder sie einkerkern lassen, Steuerbefreiungen bewilligen und Landschenkungen vornehmen, ist der Vormund der Waisen, Abwesenden und Geistesschwachen, sorgt für den Unterhalt durchziehender Truppen und entscheidet in allen Streitigkeiten zwischen Eigenthümern und Pächtern, jedoch nicht in erster und letzter Instanz.

Der Richter hat die schwierigste Stellung von allen. Nicht genug, daß er das englische Recht, die verschiedenen Erlasse der Ostindischen Regierung, die Satzungen der Hindu und den Koran genau kennen muß, da bald das eine, bald das andere Recht in Frage kommt, je nachdem der Beklagte der einen oder der andern Religionsgenossenschaft angehört, steht er, und zwar mit Ausnahme der Präsidentschaft Bombay, ohne europäische Gehülfen einer Bevölkerung gegenüber, die das Lügen in einem beispiellosen Grade übt und im Meineid ein unverfängliches Rechtsmittel sieht. Jeder Hindu, der vor Gericht zu thun hat, fordert von Verwandten, Freunden und Dienern, daß sie für ihn einen Meineid schwören, und wird in dieser Erwartung nie getäuscht. Fehlen solche Zeugen, so kauft sich der Hindu welche. Der Meineid hat seinen Marktpreis, und dieser Marktpreis ist ein niedriger — ein Anna, etwa 17 Pfennige!

In welchem Umfange der Meineid im Schwange ist, mag ein Beispiel beweisen. Im Duab, zwischen Ganges und Dschumna, fiel ein Mord vor, und der Verdacht richtete sich auf einen reichen Pächter. Fünfundzwanzig Zeugen schworen, daß sie den Angeklagten die That hatten begehen sehen, dreißig schworen, daß er im Augenblicke des Verbrechens mit ihnen an einem sechs deutsche Meilen entfernten Orte gewesen sei. Die fünfundzwanzig hatten einen Meineid geschworen, und die dreißig nicht minder. Der Mann hatte die That nicht begangen — der wahre Mörder fand sich — aber er war auch nicht an jenem Orte, sondern in seiner Hütte, drei Schritte vom Schauplatze des Verbrechens entfernt, gewesen.

Der Richter bildet eine mittlere Instanz. Unter ihm stehen die eingebornen Bezirksrichter, über ihm das Obergericht für die Eingebornen, das von vier englischen Appellationsräthen gebildet wird. Der Bezirksverwalter, der Steuereinnehmer und der Richter sind die Haupträder der Verwaltungsmaschine. Außer ihnen giebt es noch besondere Beamte in den Abtheilungen für Zölle, Salz und Opium, und als höchste Spitzen die Mitglieder des Rathes jeder Präsidentschaft, die Mitglieder der Aemter für Controle, Steuern und Finanzen, die drei Secretäre jeder Präsidentschaft und die Secretäre des Generalstatthalters. Alle diese Beamten zusammengenommen umfassen eine Kopfzahl von 811 Menschen, von denen 484 auf Bengalen und die Unterpräsidentschaft der nordwestlichen Provinzen, 189 auf Madras und 138 auf Bombay kommen.

Diese Beamten gehören dem regelmäßigen Dienste an. Außer ihnen giebt es noch außerordentliche Beamte, theils Engländer, theils Indo-Briten, die man zu besonderen Functionen verwendet, und Officiere im Civildienst. Diese letzten sind immer solche, die man für geleistete Dienste belohnen oder einfach bevorzugen will. Ihr Vorrücken in der Armee nach dem Dienstalter wird dadurch nicht beeinträchtigt, und ihre große Zahl — über 200, die in den Stellen der Obersten, Majore und Hauptleute fehlen — ist keine der geringsten Ursachen des Verfalles der Manneszucht in den indischen Regimentern.

Will man die Tüchtigkeit und Sittlichkeit der indischen Beamten nicht ungerecht beurtheilen, so muß man die Anklagen der englischen Presse mit Vorwurf aufnehmen. Die alten Vorurtheile gegen die Nabobs und Begums, d. h. die Herren und Damen der indischen Beamtenwelt, die sich in der englischen Litteratur ohne Mühe verfolgen lassen, sind nicht verschwunden. Man beneidet sie wegen ihrer hohen Gehalte, ihrer hohen Pensionen, ihrer langen Urlaube (drei Jahre auf fünfundzwanzig, in jedem Jahre einen Monat und wegen geschwächter Gesundheit nach Bedürfniß), und zieht dabei nicht in Betracht, daß die hohen Gehalte eben hinreichen, die Kosten einer indischen Ehe mit der üblichen und nothwendigen Erziehung der Kinder in England zu bestreiten, und daß die hohen Pensionen meistens mit einem zerrütteten Körper erkauft worden sind. Vollkommen richtig ist, daß die drei Grundsäulen der indischen Bureaukratie, Bezirksverwalter, Steuereinnehmer und Richter, mit einer Gewalt bekleidet sind, deren Mißbrauch um so leichter und um so gefährlicher ist, als die Hindu selbst die niederträchtigsten Bedrückungen lautlos zu ertragen fähig sind, und es läßt sich annehmen, daß ein solcher Mißbrauch dieser Gewalt nicht selten vorgekommen sein wird. Der großen Masse der Beamten englischen Stammes geben aber alle unparteiischen Beobachter das Zeugniß, daß sie ihr Amt mit gewissenhafter Mäßigung und mit Menschlichkeit verwaltet haben. Nicht die englischen, sondern die eingebornen Beamten sind der Krebsschaden, der an der armen Bevölkerung gefressen hat.

Die eingebornen Beamten der Regierung sind sehr zahlreich. Um den Fortschritt in der Bildung zu beschleunigen, hat man Schulen eingerichtet und diese Beamten möglichst aus ihnen genommen. Lord Hardinge wollte diese Gewohnheit 1844 zur gesetzlichen Regel erheben, aber sein Erlaß ist ein todter Buchstabe geblieben, weil die Schulen nicht stark genug besucht werden. Die höchsten Stellen zu denen Eingeborne

zugelassen werden, sind die der Untergerichte (Sudders ameen) und die der Angestellten bei den Zöllen, beim Salz und Opium. Die Zahl dieser Beamten beträgt in Bengalen 1850. In den niederen Stellen dienen ausschließlich Eingeborne. So hat ein Bezirksverwalter einen Registrator, einen Sheriff, einen Gerichtsdiener, zehn bis zwölf Schreiber und etwa zwanzig Boten. Diese niederen Beamten erreichen in Bengalen die ansehnliche Ziffer von 45,538. Zu den höheren Stellen hat man vorzugsweise Mohamedaner genommen, also die Classe der Bevölkerung, von der man am meisten zu befürchten hatte.

Die untere Polizei, sowohl die der Bezirke als die der einzelnen Ortschaften, ist ganz in den Händen der Eingebornen. Bengalen, und so die anderen beiden Präsidentschaften, ist in 469 Thanahs oder Polizeibezirke getheilt, deren jeder einem Polizeibeamten (Darogah) mit zwei Unterbeamten und etwa fünfzehn Polizeidienern untergeben ist. Diese Leute erlauben sich regelmäßig die größten Schändlichkeiten. Ist ein Verbrechen begangen, so brechen sie wie eine Räuberbande in das Dorf ein, begehen Gewaltthätigkeiten jeder Art, greifen Schuldige und Unschuldige auf, entlassen die ersteren, wenn sie Geld haben, und martern die letzteren, bis sie gestehen. Es ist so bedenklich, dieser Polizei eine Anzeige zu machen, daß von den 60,000 Verbrechen, die in Bengalen jährlich gegen Personen und Eigenthum begangen werden, vielleicht die Hälfte nicht zur Kenntniß der Behörde kommt. Bei Civilprocessen wetteifern Kläger und Beklagter, die Polizei durch Bestechung zu gewinnen, und dies ist so nöthig, daß auch die Europäer zu dem abscheulichen Mittel greifen.

Schlimmer noch steht es um die Dorfpolizei. Sie ist ein Ueberbleibsel der Mongolenzeit, in der die großen Grundeigenthümer die Functionen, die ihnen zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Eintreibung der Steuern übertragen waren, durch Banden bewaffneter Strauchdiebe ausüben ließen. Die Semindare haben ihre Macht thatsächlich behalten, und von ihnen geht die Ernennung der Dorfpolizei aus, eines Haufens von 170,000 Menschen, die noch immer die alten Strauchdiebe sind. Bei den zahllosen Scheußlichkeiten, die daraus hervorgehen, wollen wir nicht verweilen.

Was in Indien in Beziehung auf Verfassung und Verwaltung zu bessern ist, wird aus unserer Darstellung hervorgegangen sein. Man beseitige die sogenannte Regierung des Directorenhofes, die nichts als eine hemmende Förmlichkeit mehr ist; man beaufsichtige die englischen Beamten und die zerstreut im Lande lebenden Engländer besser als vorher; man schneide endlich den Krebsschaden der eingebornen Polizei mit der Wurzel heraus. Das letzte ist übrigens leichter gesagt, als gethan. Die Indier, unter welchem Namen wir Mohamedaner und Hindu zusammenfassen, hangen zu sehr am Alten und sind zu verdorben, um sich leicht reformiren zu lassen. Wir wollen dies mit einem schlagenden Beispiel belegen. Man sollte meinen, daß die Landleute die erste Gelegenheit, die bewaffneten Banden der großen Grundeigenthümer loszuwerden, freudig benutzt haben würden. Die englische Regierung gab ihnen diese Gelegenheit, indem sie die Wahl der Dorfpolizei in ihre Hände legte; aber sie übertrugen aller Orten diese Wahl ihren Drängern und Würgern, um nach gewohnter Weise von den Strauchdieben zu Boden getreten zu werden. Ist solchen Leuten leicht zu helfen?

St.

Ein chinesisches Gastmahl.

Herr Professor Dr. Hansteen, der liebenswürdige Reisende, dessen Reise-Erinnerungen aus Sibirien mit so allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden, hat sich, auf das Bitten seiner Freunde, trotz seines hohen Alters — er hat das siebenzigste Jahr überschritten — und der mannichfachsten Geschäfte im Dienste der Wissenschaft und des Staates, bewegen gefunden, seine Reise-Erinnerungen durch neue Mittheilungen zu vervollständigen. Es galt insbesondere, die große Lücke zwischen seinem Aufenthalt in Petersburg und dem in Tobolsk auszufüllen, und der erfahrene Reisende führt uns nun nach der alten Czaren-Residenz Moskau, zeigt uns das bunte Treiben eines Markttages zu Nischnei-Nowgorod, schildert uns das Leben in Kasan, jener östlichsten Metropole gelehrter Bildung, läßt uns in den uralischen Bergwerksdistricten ebenso die Gewinnung der edeln Metalle im Hüttenbetrieb und in den Gold- und Platinawäschen, wie deren Verarbeitung in den zahlreichen privaten und kaiserlichen Savoden oder Fabriken schauen, um uns zuletzt wohlbehalten nach Tobolsk zu bringen. Aber Herr Hansteen unterläßt es auch nicht, durch mannichfache Zusätze den Werth des bereits früher Gebotenen zu erhöhen, und so wollen wir denn vorläufig einen solchen Zusatz, die Schilderung des Gastmahls bei Sargutscheï (vgl. Reise-Erinnerungen S. 65) unsern Lesern vorführen.

Den Tag nach unserer Ankunft gingen wir Abends nach Kiachta und von da weiter nach Maimatschin, welches nur 300 Schritt von Kiachta entfernt liegt, um unsere Neugier nach dem Anblick einer chinesischen Stadt zu befriedigen. Die Grenzlinie zwischen dem russischen und chinesischen Gebiet ist nur durch einige halbverfaulte spanische Reiter angedeutet. Zwar waren wir auf einen wunderlichen Anblick vorbereitet, aber wir wurden doch überrascht, als wir zum Thor der Stadt kamen und die lange schmahle Straße hinabsahen. Quer über die Straße waren von Haus zu Haus, etwa sechs Ellen über der Erde, Schnüre gezogen; an diesen hingen Fahnen, von der Größe eines kleinen Taschentuchs, und in allen Regenbogenfarben, roth, gelb, blau, grün schimmernd; und diese wechselten mit Laternen von durchsichtigem Papier, und mit den seltsamsten Figuren bemalt, ab. In der Mitte der Straße, wo dieselbe von einer andern durchschnitten wird, und wo sich ein kleiner Marktplatz befand, war ein viereckiger hölzerner Thurm mit zwei Stockwerken errichtet. Auf jeder Seite des Thurms war ein kolossales Götzenbild abgemalt, welches zwar einige Aehn-

lichkeit mit der menschlichen Gestalt hatte, aber Zorn und Raserei, kurz die häßlichsten Leidenschaften ausdrückte. Dr. Erman, welcher uns begleitete, schlug die Hände zusammen und rief: „Nein, das geht über alle Erwartung! das sieht wie eine Puppenstube für erwachsene Kinder aus." Die Straßen waren nicht gepflastert und bestanden aus unebenen Lehmhaufen; die Häuser klein, die Wände aus Lehm geknetet und nach der Straße zu ohne Fenster. Hier und da sah man einen chinesischen Kaufmann vor dem Hause sitzen in seinem mit Baumwolle dick wattirten Wammse. Sie wärmten die Hände an einem großen Kohlenbecken, das mit einem hohen Fuße versehen war; und um die Füße warm zu halten, haben ihre plumpen Schuhe eine zolldicke Sohle aus vielfachem Papier mit einer untergelegten ledernen Sohle. Dann und wann kamen Kameele aus Peking mit großen Theekisten in Quersätteln auf beiden Seiten des Rückens und wurden zu einem Kaufmann hineingeleitet.

Der russische Zolldirector in Kiachta, mit welchem wir Bekanntschaft gemacht hatten, lud uns ein, ihn den 18. nach Maimatschin zu begleiten, indem der Sargutscheï, der oberste chinesische Beamte in der Stadt, an diesem Tage, welches der erste Festtag war, stets ein großes Mittagbrot giebt, wozu der russische Zolldirector eingeladen wird, mit der Erlaubniß, seine Unterbeamten und andere Personen, die es wünschen, mitzubringen. Er bat uns aber zugleich, ein solides Frühstück bei ihm anzunehmen, ehe wir uns zu der chinesischen Mahlzeit begäben, indem er daran zweifelte, daß unsere europäischen Magen sich bei der chinesischen Küche wohl befinden würden. Als wir am Hause des Sargutscheï ankamen, vor welchem auf jeder Seite der Thür ein sehr hoher Mastbaum, vermuthlich als Zeichen seiner hohen Würde, stand, sahen wir einen langen magern Mann mit schwarzen Zahnstümpfen im Munde, in einem wattirten seidenen Wammse, langen weißen wattirten Beinkleidern und einer spitzen, mit Zobelfell verbrämten und oben mit einem gelben Stein gezierten Mütze, vor dem Eingange stehen. Es war der Sargutscheï. Der gelbe Stein bezeichnet seinen Rang, der nicht höher als der eines Lieutenants nach russischer Rangordnung sein soll. Er bekleidet das oberste weltliche und geistliche Amt in der Stadt und wird alle drei Jahre durch einen anderen aus Peking ersetzt. Er reichte uns die Hand nach europäischer Weise und bat uns einzutreten. Wir kamen in eine lange schmahle Stube, deren Fenster nach dem Hofe zu lagen. Die Fenster hatten kleine Scheiben, nur eine der Höhe und vier der Breite nach; kurz sie sahen aus wie unsere Stallfenster, oder wie eins von unseren Fenstern, das horizontal gelegt wäre. Von der Thüre bis nach der obersten Wand standen zwei lange Reihen kleiner viereckiger Tische, nicht größer als daß vier Personen an jedem Tische sitzen konnten. Am obersten Ende der Tischreihen sah man einen großen gepolsterten Sessel mit einer hohen Lehne. In diesen setzte sich der Sargutscheï, und ihm zunächst der Zolldirector an das oberste Tischchen zu seiner rechten Seite; ich, Due und Erman nebst einigen russischen Zollbeamten kamen zunächst, und eine Menge chinesischer Kaufleute nahm an den übrigen Tischen Platz. Nun begann ein Gespräch zwischen dem Sargutscheï und dem Zolldirector, welches in sehr beschwerlicher Weise geführt wurde. Die tägliche Sprache der Chinesen ist nämlich das Mongolische; die Hofsprache ist das Mandschurische, welches alle Beamten (Mandarinen) sprechen müssen. Am Stuhl des Sargutscheï stand nun ein Dollmetscher in einer hochrothen Tuchjacke und mit einem Helm auf dem Kopfe, woran eine Hahnenfeder befestigt war. Er verstand mandschurisch und mongolisch. Hinter dem Zolldirector stand ein anderer Dolmetscher, welcher mongolisch und russisch verstand. Der Sargutscheï fragte nun in der Hofsprache: „Wie befindet sich Ihre Frau?" Diese Frage wurde hierauf von seinem Dolmetscher aus dem Mandschurischen ins Mongolische übersetzt, dann wieder vom Dolmetscher des Zolldirectors aus dem Mongolischen ins Russische, worauf dieser auf Russisch antwortete: „Ich danke, recht wohl." Diese Antwort ging nun wieder zurück durch die zwei Dolmetscher und in zwei verschiedenen Sprachen zu den Ohren des Sargutscheï, worauf er einen brummenden Laut von sich gab, der vermuthlich bedeutete: „Das ist mir lieb, zu hören." Wenn einer von uns den Sargutscheï anreden wollte, mußte noch ein dritter Dolmetscher gebraucht werden. Wir richteten die Worte auf Französisch an den Zolldirector; er übersetzte sie seinem Dolmetscher ins Russische; dieser übersetzte wieder das Russische dem andern Dolmetscher ins Mongolische, welcher endlich dem Sargutscheï die Worte ins Mandschurische übertrug. Hier waren also vier Sprachen nothwendig, ehe die Anrede die betreffende Person erreichte, und die Antwort mußte wieder denselben langen Umweg nehmen. Due's Epauletten lenkten die Aufmerksamkeit des Sargutscheï auf sich, und er fragte, was das für ein Mann wäre. Die Antwort lautete, es sei ein Marine-Offizier aus Norwegen; aber dem Sargutscheï begreiflich zu machen, was Norwegen für ein Land sei, daran war nicht zu denken. Der Gouverneur Stepanow in Krasnojarsk hatte uns erzählt, daß, als er das Jahr zuvor Maimatschin besucht, der Sargutscheï ihn gefragt habe, wie weit es von Maimatschin nach Petersburg sei, worauf er, um die Größe des russischen Reichs in Vergleich mit China zu zeigen, erwidert habe: „ungefähr vier Mal so weit als von Maimatschin nach Peking." Ueber diese etwas ironische Herabsetzung der Größe des „himmlischen Reiches", im Vergleich mit der des russischen, sei aber der Sargutscheï so unwillig geworden, daß eine lange Pause in der Unterhaltung entstanden sei.

Auf jedem Tische stand eine große viereckige lakirte Schachtel oder Kiste mit abgerundeten Ecken. Als der Deckel abgenommen wurde, sah man in der Mitte eine runde Abtheilung, und von dieser gingen Scheidewände nach den Seitenwänden der Kiste aus, wie Radien in einem Kreise, wodurch das Innere derselben in acht oder neun verschiedene, mit allerhand getrockneten Früchten angefüllte Räume eingetheilt war. Zuerst wurde mit fein duftendem Blüthenthee ohne Zucker und Sahne aufgewartet, und Tabak dazu gereicht. Die Pfeife der Chinesen besteht aus einer messingenen Röhre, deren unterstes Ende aufwärts gebogen und mit einer kleinen runden messingenen Schaale, nicht ganz so groß wie eine halbe Wallnußschale, versehen ist. Diese wird in den Tabaksbeutel getaucht und da-

durch der chinesische Tabak, welcher hellbraun und so fein wie Schnupftabak ist, in die Schaale gefüllt. Oben auf die Schaale wird eine kleine Rauchspitze oder Rauchkugel aus einem wohlriechenden Stoff gesetzt und diese, wenn sie angezündet worden, brennt schnell und setzt auch den Tabak in Brand. Nachdem die Kiste mit Confecturen fortgenommen war, wurde das erste Gericht herbeigebracht. Es befand sich auf acht Porzellanschaalen, gleich unseren Thee-Untertassen, welche in Rosettenform, eine in der Mitte und die übrigen ringsherum, auf den Tisch gestellt wurden. Der Chinese gebraucht weder Gabel noch Messer; die Speise ist in kleine Würfel geschnitten, und um diese zum Munde zu bringen, bedient er sich mit großer Gewandtheit eines Paars dünner Stäbe von Elfenbein, ungefähr wie unsere gröbsten Stricknadeln. Diese hält er, den einen zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, den andern zwischen zwei anderen Fingern und gebraucht dieselben sehr gewandt wie eine Zange. Besonders komisch war es, den Sargutscheï gekochten Reis damit essen zu sehen. Er hielt die Schaale dicht an den Mund und warf mit großer Geschwindigkeit ein Stück nach dem andern in den offenen Mund. Für jeden Gast wurde ein Paar solcher elfenbeinener Stäbe gebracht; da wir aber im Gebrauche derselben nicht geübt waren, so hatte der Zolldirector Gabeln und Löffel für uns mitgenommen. Ebenso hatte er ein Paar Flaschen Portwein mitgebracht, um den Einflüssen der chinesischen Leckerbissen auf unsere Verdauungswerkzeuge entgegenzuwirken. Ich versuchte verschiedene der auf den Schaalen liegenden Dinge, welche wie dünne Fasern von gedörrten Fischen aussahen und ungefähr ähnlich schmeckten, und verschluckte namentlich einige Streifen aus einer Schaale, die mir am wenigsten widerlich vorkamen und die, wie ich später erfuhr, von einem Seethier herrührten, welches die Russen Karakátzia (Seespinne) nennen. Nach diesem Gericht wurden eine Menge anderer Schaalen aufgetragen, mit verschiedenen Fleischgerichten von Fasanen und andern Vögeln, welche in Würfel geschnitten und mit einer gräulich aussehenden Sauce von Oel, aber gänzlich ohne Salz, zubereitet waren. Diese Schaalen wurden auf die Kanten der vorigen gesetzt und bildeten eine kleinere Rosette. Vor jeden Gast wurde ein kleines Porzellangefäß, in Form eines flachen Löffels mit kurzem Stiel, hingestellt und ein schwarzbrauner Essig hineingegossen, um die Fleischwürfel hineinzutauchen. Dies ungesalzene Fleisch mit der Oelsauce war mir ziemlich ekelhaft, allein ich wurde gezwungen, etwas davon zu genießen, denn die chinesischen Kaufleute, welche an der entgegengesetzten Seite desselben Tisches saßen, riefen unaufhörlich das russische Wort: „Puscha! Puscha! (Essen Sie, essen Sie,) und der Höflichkeit wegen mußte man gehorchen. Inzwischen wurde ein messingener Kessel hereingebracht und daraus jedem Gast eine Schaale warmen Reisbranntweins eingeschenkt.

Da dieser einen ziemlich starken Fuselgeschmack hatte, so erbarmte sich unser der Zolldirector und ließ ihn uns mit einem Glase guten Portweins hinunterspülen. Endlich kamen einige kleine tiefe Schaalen auf den Tisch, welche allein der Europäer wegen bereitet waren, vermuthlich vom Koch des Zolldirectors, und diese sagten natürlich am besten unserem Geschmacke zu. In den Pausen zwischen den einzelnen Gerichten wurde Tabak gereicht, und man trat an die Fenster und sah sich einige mit Papiermasken geschmückte junge Chinesen an, welche im Hofe eine Art Tanz oder Spiel mit wunderlichen Kreuzsprüngen aufführten. In jeder Hand hatten sie einen runden Stock, deren entgegengesetzte Enden sie aneinander schlugen und damit beim Springen den Tact angaben. Nach der Mahlzeit ging der Sargutscheï mit uns in Prozession in der Stadt herum und besuchte verschiedene Kaufleute in ihren Buden. In jeder Bude stand ein Becken mit glühenden Kohlen mitten auf dem Boden; um dieses setzte man sich und jedesmal wurde Thee und Tabak gereicht. Während wir auf den Straßen gingen, wurde an jedem Hause eine Masse Schwärmer und Kanonenschläge losgebrannt.

Auf dieser Wanderung bekamen wir auch Gelegenheit, ein Beispiel von des Sargutscheï Polizeigewalt zu sehen. Ein etwas betrunkener Mongole, der uns auf der Straße begegnete, streifte nämlich beim Vorbeigehen ein wenig den Aermel seines Gewandes. Augenblicklich wurde er daher, auf des Sargutscheï Befehl, nach der Wand eines Hauses transportirt, wo in Manneshöhe eine eiserne Kette befestigt war. Diese ward ihm um den Hals gelegt und geschlossen, so daß er geraume Zeit auf den Spitzen wie am Pranger stehen mußte.

Wir schmuggelten uns auch in einen Tempel hinein, wo wir drei kolossale Götzenbilder, vermuthlich aus Holz, aber mit Farben angestrichen, und eines derselben stark vergoldet, erblickten. Sie hatten zwar menschliche Gestalt, drückten aber durch Geberden und Stellungen Zorn und die entsetzlichsten Leidenschaften aus. Die vergoldete Figur war in so unziemlicher Weise ausgestattet, daß es sich unsern Lesern nicht beschreiben läßt. Vor jeder Gottheit stand eine Reihe großer, flacher Pappkasten, angefüllt mit Conditorwaaren, auf einem langen schrägen Tisch. Einer aus dem Gefolge nahm einige Stücke, aber dieses Sacrilegium muß jedenfalls von einem Chinesen bemerkt worden sein; denn an einem andern Tage, als wir Maimatschin besuchten und uns dem Tempel näherten, wurden wir fortgewiesen.

Endlich sahen wir an demselben Tage auf unserer Wanderung durch die Stadt eine Art chinesischer Komödie, die auf einem Altan vor einem Gebäude aufgeführt wurde. Da in Maimatschin das weibliche Geschlecht nicht geduldet wird, so wurden die Rollen der Damen von verkleideten Kaufmannslehrlingen ausgeführt. Alle hatten papierne Masken vor dem Gesicht. Wir verstanden natürlich nichts davon; man sagte uns aber, daß es sich in der Farce um eine „todtgeschlagene Gans" handele.

Neue Gedichte aus Stuttgart und Lübeck.

— Wir haben uns schon oft über deutsche Lyrik ausgesprochen. Nach einer Wanderung durch ihre neuesten Kraut-, Gemüse- und Blumengärten ziehen wir vor, statt Kritik Proben zu liefern. Unser Zweck dabei ist, einige, bisher verborgen gebliebene oder übersehene Gewächse mehr ans Licht zu bringen.

In Stuttgart hat Sigmund Schott (bei Hallberger) ein bescheidenes Bändchen „Gedichte" gebracht. Wir heben zwei davon hervor, die den neuen Dichter des alten sangreichen Schwabenlandes am besten charakterisiren.

Kaiser Rothbart.

Da drinnen im Kyffhäuser haust
Der große Kaiser, frisch die Wangen,
Das Reichsschwert in der starken Faust,
Allein in tiefem Schlaf befangen,
Bis abgesprengt der Zauber liegt,
Kein Rabe mehr den Berg umfliegt.

Noch fliegt er, allem deutschen Land
Ein Herold der betrübten Kunde,
Daß noch das Heldenhaupt gebannt,
Noch nicht gekommen ist die Stunde,
Wo, eingebroch'nem Meere gleich,
Zum alten Ufer steigt das Reich.

Wir harren schon so lang, so lang,
Und Mancher glaubt es eine Sage,
Die sich gefall'ne Größe sang
Zum Trost so manchem schlimmen Tage,
Die in den unfindbaren Sarg
Des Volkes Herz, die Hoffnung, barg.

Tragt immer den Kyffhäuser ab
Und macht ihn endlich gleich der Erde:
Ihr hofft umsonst, daß aus dem Grab
Der Kaiser vor euch treten werde.
In seinen Klüften schließt der Stein
Nicht das ersehnte Wesen ein.

Doch in des Volks Gemüthe sollt
Ihr nach dem theuren Schatze fragen,
Das im Verborg'nen treu wie Gold
Durch alle Zeiten ihn getragen:
Erschließt sich dieses Felsenthor,
Dann tritt das deutsche Reich hervor.

Schwäbische Größen.

Hier also ist das Schwabenland,
Vom deutschen Genius erkoren,
Das einen Kepler hat geboren
Und wo die Schillerwiege stand!

Sieh da, noch Hegels Vaterhaus!
Dort ehrte Wieland seine Laren,
Hier lernte Schelling offenbaren,
Dort fliegen Uhlands Lerchen aus!

Ein reiches Ländchen. Aber sprecht:
Wo lebten eure Geistesstarken?
Sie ruhen meist in fremden Marken,
Wer wurde ihnen hier gerecht?

Die neben von der Mauer schaut,
Die Rebe spricht mit leisem Winken:
„Wie selten hat den Wein zu trinken
Der Winzer, der ihn doch gebaut!"

Aus Lübeck weht, wenn wir Emanuel Geibel nicht mehr zu den Lübischen Männern zählen wollen, selten ein lyrischer Hauch herauf ins deutsche Land. G. S. Stierling nennt sich jetzt ein Sänger, der dort (bei Dittmer) seine Verse zusammenstellte. Der Dichter gehört schon zu den Betagten; er überschaut ein langes Leben, er besingt unter Anderem schon das Hochzeitfest des jüngsten seiner Söhne. Die Diction ist hier und da bald etwas mit gelehrten Anklängen, bald mit Schillerschen Reminiscenzen versetzt. Die Sammlung gleicht mehr einem testamentarischen Abschluß, den ein Charakter mit sich und dem Leben macht. Wir heben zwei politische Bekenntnisse des ehrenwerthen Sängers heraus.

Toast auf Dahlmann.

(Bei einer festlichen Gelegenheit 1839.)

Dem Bürger, dem das Vaterland
Den Lorbeer um die Schläfe wand,
In Hermanns Hain geweihet;
Der g'raden Sinns und hohen Ruhms
Im Hochgefühl des Bürgerthums
An Worte — Thaten reihet!

Dem Weisen, der Minerven hold,
Der Wissenschaften ächtes Gold
Der Mit- und Nachwelt spendet;
Der treu sich hielt an Ehr' und Pflicht
Und zu der Jugend Herz das Licht
Des ew'gen Rechtes wendet!

Dem Staatsmann, der des Volkes Glück
Mit fester Hand und sicher'm Blick
Auf Menschenrechte gründet,
Und, wie der Schein der Sonne klar,
Verfassungstreu, gerecht und wahr,
Ihm das Gesetz verkündet!

Dem Helden, der Gefahr nicht scheu't,
Und ob ihm auch ein Bannstrahl dräu't,
Kühn wirkt durch That und Lehre;
Dem Märtyrer für's Vaterland,
Gefallen durch Ministerhand,
Zur Schmach für Deutschlands Ehre!

Dem Freien, der nicht wankt noch weicht,
Vor Herrscheringrimm nicht erbleicht,
Und, ledig eig'nen Tadels,
Dem Zorne trotzt des Königsknechts
Im männlichen Gefühl des Rechts
Und hohen Seelenadels!

Kommt! Zahlen wir ihm bessern Lohn,
Als der ihm ward vom Fürstenthron!
Kommt! widmen wir aufs neue,
Die noch der Willkür Joch nicht bog:
Ein weithin donnernd „Lebehoch!"
Dem Manne deutscher Treue!

An die Polen, ☧
als Hauptförderer einer slawischen Propaganda.
(1848.)

Wie, wenn der Muttersorg' entbehrend
Der Waise früh zum Tod' erbleicht,
Wo nicht, des Jammers Stimme hörend,
Barmherzigkeit ihm Milch aus eig'nen Brüsten reicht
Und an dem holden Jugendbilde
Des heitern Lenzes, zart und milde,
Sich, liebend, Jahre lang ergötzt;
Und doch des Frevlers Faust, erstarkt in spätern Tagen,
Dem Herzen, das für ihn geschlagen,
Der Brust, die ihn genährt, den Todesstoß versetzt:

So sah't auch Ihr nach flücht'gem Schimmern
Der Freiheit Nordstern untergeh'n,
Und auf der Vorzeit Riesentrümmern
Rutheniens Panier als Siegstrophäe weh'n;
Da trug ein Gott mit Euch Erbarmen:
Umschlungen von Germaniens Armen
Sah't Ihr dem Abgrund Euch entrückt!
Weh Euch, daß Ihr vergaßt, was freie Männer schändet:
Ihr habt, von List und Trug geblendet,
Den mörderischen Dolch auf Deutschlands Herz gezückt!

Zur Chronik.

General Cavaignac †.

— „Frankreich hat seinen besten Bürger verloren," sagt das Journal des Débats. Louis Eugène Cavaignac, den 19. October 1802 in Paris geboren, starb den 28. October, auf der Jagd von einem Schlagfluß getroffen, auf seinem Landgute Ourne bei Nantes. Sein Vater, Jean Baptiste, war Mitglied des Convents gewesen, gehörte in den hundert Tagen zu Denen die sich auf Napoleons Seite stellten, und starb 1829 in Brüssel im Exil. Der junge Louis Eugène besuchte seit 1820 die polytechnische Schule, welcher auch Arago und Lamoricière angehörten. Seit 1824 war er Soldat, machte 1828 den Feldzug in Morea mit und war Artilleriehauptmann beim Ausbruch der Julirevolution. Schon damals gehörte er zu Denen welche die Republik wollten, zu jener Partei welche Laffayette entkräftete, indem er den Herzog von Orleans mit den Worten: Voilà la meilleure république! dem Volke zuführte. Als Mitglied der fortdauernden republikanischen Clubs ward Cavaignac zur Disposition gestellt, dann nach Algier entfernt, wo Louis Philippe die unruhigen Köpfe zu beschäftigen, und wo nicht abzunutzen, doch unschädlich zu machen suchte. Dort entwickelte Cavaignac sein ungewöhnliches militärisches Organisationstalent. Als Ingenieur erwies er seine Tüchtigkeit bei Oran und Tlemsan, als Gouverneur von Algerien sein Talent, durch Handwerkerschulen seine Truppen zu Bürgern heranzubilden. Auch die Art, wie er in Hospitälern für die Pflege der Soldaten sorgte, erwarb ihm deren ganze Liebe, eine Liebe die er jedoch in den Schranken der Achtung erhielt, ohne sie zum Fanatismus für seine Person zu steigern. Eine Republik von Bürgern, nicht eine Republik des Proletariats war das Ziel seiner politischen Wünsche, und er hielt dies Ziel für erreichbar ohne Dictatur, hielt Frankreich für reif zu einem Freistaat von Bürgern, in welchem das Gesetz allein die Majestät ist. In Folge der Februarrevolution 1848 trat er in Paris als Kriegsminister an die Spitze der Regierung. Nach seinen Begriffen kam es darauf an, zu beweisen, daß ein Bürgerstaat existiren könne, ohne den Gelüsten der zügellosen Massen zu folgen. Cavaignac glaubte, das revolutionäre Paris werde sich so schulen lassen wie er seine Zuaven geschult. Er lieferte jene Juniusschlachten in den Straßen von Paris, die Disciplin seiner Truppen siegte über den Fanatismus des Volkes; am 26. Juni war er Gebieter von Paris, er würde vielleicht auch Gebieter von Frankreich geworden sein, wenn er den mit eiserner Stirn errungenen Sieg an seine Person gefesselt hätte. Aber er verschmähte die Dictatur, legte den absoluten Oberbefehl wieder in die Hände der Nationalversammlung; der Besitz der Gewalt verführte ihn nicht zu Uebergriffen, sei's daß sein politischer Blick nicht weiter reichte, sei's daß er die Enthaltsamkeit für die erste und oberste Bürgertugend hielt. Cavaignac hatte etwas von jenen Römern, die, nachdem sie die Schlachten für's Vaterland geschlagen, zum Pfluge zurückkehrten; er versah es nur darin, daß er die Franzosen für Römer hielt. Er begnügte sich mit dem Bewußtsein: „Ich habe nichts zu bereuen." Nach dem Staatsstreiche ward er verhaftet, aber seine Makellosigkeit stand zu fest. 1852 erwählte ihn Paris zum Deputirten, aber er verweigerte es, den Schwur zu leisten. Er ist arm gestorben, und hat auch damit seine moralische Untadelhaftigkeit bewiesen.

Litteratur aus Thüringen.

— Bis jetzt pflegte blos Schlesien seinen besondern Antheil an deutscher Litteratur zu accentuiren. Schlesien hatte als Grenzland und zur Vermittelung zwischen deutschen und slawischen Elementen seine Berechtigung dazu. Jetzt, wo sich allerwegen Specialitäten und Sonderinteressen geltend machen, thut sich auch Thüringen mit specifisch thüringischer Litteratur hervor. Thüringen ist ein Bild Deutschlands im Kleinen, nicht blos als Wiege großer Anfänge und Wendepunkte, sondern auch durch seine Trennung und Zerklüftung in allerlei Einzeltheile, die nicht für sich bestehen können und doch stolz auf Selbständigkeit, sich gegenseitig scheel ansehen. Auf den Weimarischen Festtagen zu Ehren Karl Augusts und der Dichter Deutschlands waren die Fürsten Thüringens sehr wenig, oder gar nicht vertreten. Hielt sie Eifersucht ab, sich anzuschließen und Weimar die Ehre zu geben? Und kaum hat Weimar seinem Karl August den Denkstein gegründet, so will auch Gotha seinem „frommen Ernst" ein Monument setzen. Um die Erinnerung an selbigen zu erfrischen, erschien soeben: „Herzog Ernst der Fromme, nach seinem Leben und Wirken, dargestellt in Wort und Bild," Text von Dr. Klaunig in Leipzig, Zeichnungen von Prof. Schneider in Gotha (Leipzig bei Rud. Weigel). Diese Prachtausgabe zur Illustration eines doch eigentlich sehr bescheidenen Fürsten ist dem Prinzen Albert gewidmet, dessen zweiter Sohn, Alfred, bekanntlich das Herzogthum Koburg-Gotha erbt. Herzog Ernst war ein älterer Bruder des tapfern Bernhard von Weimar. Auch er nahm noch Theil an dem unglücklichen dreißigjährigen Kriege, widmete sich aber dann ausschließlich seinem Gothaischen Erblande und baute sich den Friedenstein bei Gotha, wie er den bisherigen „Grimmenstein" umtaufte, mit Neigung und Geschmack zu seinem Fürstensitz aus. Er war ein Urenkel jenes Johann Friedrich des Großmüthigen, der um seiner Treue zum evangelischen Glauben willen nach der

Schlacht bei Mühlberg Gefangener Kaiser Karls V. wurde. Ein schöner Zug im Leben des Herzogs ist vom Künstler wie vom Textverfasser mit besonderer Vorliebe behandelt: der Moment, wo der edle Fürst bei einem Besuche des Kurfürsten von Mainz auf Friedenstein sich weigert auf des französischen Königs Gesundheit zu trinken, bevor nicht auf Deutschlands Kaiser ein Hoch ausgebracht.

„Thüringer Naturen" nennt Otto Ludwig, der Verfasser des Erbförsters und der Makkabäer, eine Reihe von „Charakter- und Sittenbildern in Erzählungen," deren erster Band (Frankfurt a. M. bei Meidinger; 520 S.) er mit seiner aus dem Feuilleton der Cölnischen Zeitung bekannten Novelle eröffnet. „Die Heitherethei und ihr Widerspiel" heißt jetzt der Titel der weiter ausgeführten Erzählung, in welcher der Dichter, laut obiger Bezeichnung, specifisch Thüringer Naturell schildern will. Otto Ludwig (aus Eisfeld) ist Thüringer von Geburt; sein Geburtsort liegt im Meiningischen und der Herzog seines speciellen Vaterlandes sandte ihn vor Zeiten nach Leipzig zu Mendelssohn in die Musikschule. Nervöse Anfälle zwangen Ludwig das Studium der Musik aufzugeben. Wir haben Erbförster und Makkabäer als bedeutsame Dichtungen ihrer Zeit begrüßt, auch beim Erscheinen der Novelle: „Zwischen Himmel und Erde" die großartige Kraft des Dichters bewundert, ob wir schon nicht umhinkonnten, seinen Beginn zu entschiedener Verirrung mit Furcht und Sorge auszusprechen. Heiterethei ist eine vollendete Carricatur in der Dorfgeschichtentendenz. Die mehr als behagliche Breite des Ganzen bei soviel gesuchtem Schwulst und ausgedüftelter Ziererei im Detail nöthigt uns zu diesem Ausspruch. Wir sind bei Jeremias Gotthelf daran gewöhnt, ein Lexikon zur Hand zu nehmen, um den Schweizer Jargon zu verstehen; der Neugewinn alter, halb verlorener Ausdrücke, Wendungen und Kernwörter ist belohnend genug. Bei Otto Ludwig müssen wir nun aber auch um ein Thüringer Lexikon bitten, um uns die Sprache verständlich zu machen; so tief sinken wir hier ganz materiell in eine specifische Provinzialität. Die Dorfgeschichte macht jetzt förmlich Jagd auf Trivialiäten im Volksausdruck. Den Titel „Heiterethei" erklärt der Erzähler selber; er bezeichnet damit seine Heldin, eine Art „Baarfüßele"; ihre stete Heiterkeit führt zu diesem Namen, dessen Klang dem ewigen Tanzen ihrer Bewegung entsprechen soll. Bei andern Ausdrücken und Wendungen sehen wir uns vergeblich nach Aufschluß um. Der Dichter führt uns auf den Markt im Dorfe. Ein ewig hustender Weber ächzt und kächzt über die Weibsleute und schreit dem „Morzenschmied" entgegen: „Ja, so stark wie die Weibsleut' sind und so klug wie die Weibsleut' sind! Und doch, wo was ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß gearbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! wenn sie den Stuben ehren ein Bißle mit dem Besen kitzeln, daß der lachen möcht', und dreimal die Bodentreppen hinauslaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meste soll in den Topf!" — Und so geht der Jargon weiter, als ob wir, um deutsche Lectüre zu treiben, erst unsere Deutschheit abstreifen und mit Haut und Haaren uns verthüringern müßten. Firmenich, der in den Stimmen der Völker Germaniens alle Ecken und Winkel deutscher Zunge durchkrochen hat, wird sich freuen über die neue Beute aus Thüringen; mancher Andere aber die Hände ringen über den Untergang deutscher Sprache in allerlei Winkelmundarten.

„Sagen und Klänge aus Thüringen" (Rudolstadt, Hofbuchdruckerei) und „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" (Rudolstadt bei Renovanz und Scheitz) nennen sich zwei Heftchen, die in allerlei ergötzlichen Sammlungen aus der Volksmundart Jedermann befriedigen werden, der den speziellen Dialekt und zugleich die eigenthümliche Geistesart des Thüringerlandes, zumal des Rudolstädter Strichs, kennenzulernen wünscht. Die Mundart ist komisch genug. Die Sage vom Ritter Toggenburg, localisirt, beginnt z. B. also: „'s ös ämal se ä verliebter Döngerich gewasen, dar hatte ä Mägen (Mädchen) höll'sch off'n Ruhre; weil se aber näächt von' n wässe wollte und fer' n (für ihn, zu ihm) sahte, ar sollte se gih laeß, ös ar (ist er) fuchswille worn un ging met'n Soldaten in de Terkei" u. s. w. — Vielleicht bequemt sich die heutige Dorfgeschichte noch ganz und gar zum Idiom des Volksmundes; dann freilich wird sie in der Schenke und im Stalle am besten verstanden und genossen werden.

Das Kloster Yuste.

— Ueber Karls V. Klosterleben in Yuste ist bekanntlich viel gefabelt worden. Robertson in seiner Geschichte des Kaisers war in seinen Schilderungen zweifelhaften spanischen Mönchschroniken gefolgt. Erst in neuerer Zeit wurde die zur Phrase gewordene Romantik von Yuste durch fleißige Forschung und durch den glücklichen Fund in mehreren europäischen Archiven aufgeklärt und berichtigt. Kaiser Karl ist nicht als Mönch ins Kloster getreten, hat nicht durch Kasteiungen und Abstinenz das Leben eines reuigen, der Welt entfremdeten Büßers geführt. Er wohnte getrennt von den Zellen der Mönche in einem eigens für ihn gebauten Palast, umgeben von seinem Hofstaat und dem Ceremoniel eines gekrönten Hauptes. Daß seine Religiosität in Bigotterie überging, dessen ist sein Testament Zeuge. Er empfahl seinem Nachfolger alle die harten Verfolgungsmaßregeln, die Philipp ausübte, sodaß Ranke's Schilderung dieser mehr als furchtsam peinlichen Bureaukratenseele gerechtfertigt erscheint. Aus alle dem sprach aber auch bei Karl mehr der ängstliche Herrscher als der fanatische Christ. Daß er bedauert, dem Ketzer Luther das freie Geleit zu Worms gegeben und sein kaiserliches Wort gehalten zu haben, wird auch glaublich. Allein die Sorge um die bedrohte Selbstherrschaft der Welt verrieth sich in dieser Reue. Daß er, krank und hinfällig, sein Gemüth an die düstern Obsequien gewöhnte, die er seinen Eltern, seiner Gemahlin, allen Verwandten seines Hauses und selbst den Mitgliedern des goldenen Vließes hielt, erklärt die Steigerung seiner Gemüthskrankheit bis zu dem Wunsche, sein eigen Leichenbegängniß zu feiern. In einen dunkeln Mantel gehüllt, eine Kerze in der Hand, wohnte Karl den Gebeten um seine Seele bei; er schloß die Ceremonie damit, daß er die Kerze dem Priester übergab, als Zeichen daß er dem Allmächtigen seine Seele überliefere. Ein Mährchen aber ist Robertsons Erzählung, wonach Karl im Todtenhemd dem Gottesdienst beigewohnt und sich dann in seinen Sarg gelegt habe. Vor diesem letzten Ereigniß aber erfüllte ihn in Yuste die ganze Sorge für die Welt, und keine Entscheidung in den großen Verwickelungen seines Reiches ward ohne seinen Rath vollzogen. Dies bezeugen die in den Archiven zu Simancas, einem Castell in Valladolid, aufgefundenen Documente, Briefe des Kaisers, seines Sohnes, seiner Tochter Joanna, seines Obersthofmeisters, seines Schreibers, seines Leibarztes und anderer Personen seiner nächsten Umgebung, die des Kaisers Verhalten bis ins Einzelnste darlegen. Sein Hang zu

düstern Todtenfeiern erklärt sich psychologisch und sogar physisch, nimmt man ihn als Familienzug; seine Mutter Joanna hatte bekanntlich an der Leiche ihres Gatten so festgehalten, daß sie dieselbe überall mitsichführte.

Der Erste welcher die richtigen Züge zu diesem Bilde zusammentrug, war ein Spanier, Don Thomas Gonzalez, der in Simancas die Quellen fand. Allein seine Arbeit blieb Handschrift, kam jedoch in der Zeit Napoleons in das französische Staatsarchiv. Dort benutzte sie der Engländer Stirling zu seinem, 1852 erschienenen „Klosterleben Karls V." Der Belgier Gachard, Archivar in Brüssel, vervollständigte diesen Gewinn aus derselben Quelle durch eine ganze Reihe bedeutender Documente in seinem Werk: „Abdankung und Tod Karls V. im Kloster Yuste." Diese neuen Aufschlüsse liegen sowohl dem Werke von Mignet, das die politische Seite des Gegenstandes hervorhebt, als der Schilderung des Americaners William H. Prescott zu Grunde, die jetzt deutsch (Leipzig in Lorcks Eisenbahnbüchern Nr. 23) erschien. Prescott hat bereits die Geschichte Ferdinands und Isabellens, die Eroberungen von Mexico und Peru, und die Geschichte Philipps II. geschrieben; Spaniens Romantik ist seit Washington Irving den nüchternen Americanern ein besonderer piquanter Reiz. — Das Kloster Yuste liegt am Fuße eines im nördlichen Estremadura sich hinziehenden Bergrückens. Dunkle Eichen- und Nußwaldungen machen es zu einer Einsamkeit; die Stadt Plazenica in der Entfernung von einigen Meilen hält es jedoch im Verkehr mit der Welt. Der Kaiser wollte sich zurückziehen, er entsagte der Herrschaft, aber die Sorgen begleiteten ihn in die Stille und er behielt moralisch das Heft in Händen. Sein Palast bei Yuste war im glänzenden Styl burgundischer Hofhaltung erbaut; nicht weniger als 250 Personen machten seinen Hofstaat in dieser „Einsiedelei." Auch über den Namen Yuste ist gefabelt worden. Seit 1404 bestand dies Hieronymitenkloster, das nicht nach St. Justus, sondern nach dem nahen Bache, der so heißt, benannt ward. 1638 ließ Philipp II. den Palast ausbessern, die Verborgenheit war später der beste Schutz des Klosters. Während des Krieges 1810 fand jedoch eine Abtheilung französischer Dragoner, die dort fouragirten, einen Cameraden unfern von den Thoren des Klosters ermordet. Im Glauben, die Mönche hätten ihn geschlachtet, stürmten sie die Mauern, verjagten die Bewohner und steckten das Gebäude in Brand. Nur die Kirche und der Palast widerstanden dem achttägigen Brande, dem niemand wehrte. Im Jahre 1820 vollendete ein Raubzug der Patrioten aus den benachbarten Dörfern das Werk der Zerstörung, schleppte das letzte Bild fort, eine Copie von Tizians jüngstem Gericht, und verwandelte die Kirche in einen Stall. Die Hieronymiten fanden sich wieder ein, mußten jedoch 1837, als das Decret über die Aufhebung der Klöster erschien, die Stätte abermals verlassen. Der Palast ist jetzt ein Speicher für Getreide und Oliven, und wo Kaiser Karl für die Welt und seine Unsterblichkeit gezittert, wird jetzt einfach nach Maß und Gewicht gehandelt. Der Werth aller Dinge ist jetzt sehr handgreiflich meßbar geworden. Nur ein großer Nußbaum vor den Mauern breitet ungestört und ungeschmählert seine weiten Aeste über den Platz hin, wo ehedem Kaiser Karl oft gesessen und gebrütet, und wo nach ihm das Volk lange Zeit seinen Geburtstag feierte.

Künstliches Eis.

-s-. Das eine jede Flüssigkeit, die schnell verdunstet, Kälte erzeugt, ist längst erwiesen und daß man mittelst flüssiger schwefeliger Säure, selbst im geheizten Ofen, Wasser zum Gefrieren bringen kann, haben die Experimente in europäischen chemischen Laboratorien zur Genüge dargethan. Aber einem praktischen Americaner war es vorbehalten, diese Erfahrungen benutzend, in Neuyork eine Fabrik zu künstlicher Erzeugung von Eis anzulegen. In dieser Fabrik wird bereits bei jeder Operation eine Tonne Eis künstlich producirt; die Kosten einer Tonne sollen sich nicht höher als auf drei Dollars erstrecken. Der Apparat besteht aus einer viereckigen Cisterne mit doppelten, einen Fuß weit von einander entfernten Wänden, deren Zwischenraum, um die äußere Wärme abzuhalten, mit Holzkohlenpulver (einem sehr schlechten Wärmeleiter) ausgefüllt ist. Im Innern dieser Cisterne befinden sich 72 gußeiserne Gefäße „freezer," in sechs Reihen aufgestellt; jedes dieser Gefäße, die 12 Zoll tief, 12 Zoll lang und 6 Zoll breit sind, faßt soviel Wasser als nöthig ist, um 30 Pfund Eis zu bereiten. Ein jedes derselben ist an den Seiten und unten von Röhren umschlossen, die sämmtlich mit einer Luftpumpe in Verbindung stehen und luftleer gemacht werden können. Die Pumpe aber wird durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Wenn man mittelst dieses Apparats das Eis machen will, so füllt man zuvörderst die Gefäße mit Wasser, verschließt dann die Cisterne, macht mittelst der Luftpumpe die Röhren luftleer und läßt dann durch dieselben Röhren einen Strom Schwefeläther so lange passiren, bis das Wasser in den Gefäßen vollständig gefroren ist. Im luftleeren Raum verdunstet der Aether außerordentlich schnell und erzeugt dadurch in weniger als einer Stunde eine künstliche Kälte von 24 Grad unter Null.

Die Erfindung der Musik.

— Die Indier behaupten, die Musik sei indischen Ursprungs. Der weise Papagei in dem von Professor Moritz Wickenhauser in Wien herausgegebenen, deutsch wiedererzählten „Papageimährchen" läßt sich also darüber vernehmen. Ein Brahman, sagt er, habe in einem Walde zwischen den Aesten eines Baumes von der Luft getrocknete Eingeweide eines Affen gefunden, der wahrscheinlich von Ast zu Ast gesprungen war und sich dabei den Bauch aufgeschlitzt hatte. Diese Eingeweide seien die ersten gespannten Saiten gewesen, die vorkamen; sie erklangen, wenn der Wind darüber strich, in lieblichen Tönen. Der Brahman, hierdurch aufmerksam gemacht, habe dann eine Art Lyra verfertigt, deren Form und Bespannung später in allen Weisen geändert und fortgebildet wurde. Die beglaubigtere Ansicht ist aber die, daß die Flöte das erste bekannte musikalische Instrument war, zu deren Erfindung der länglichte, von einer Reihe kleiner runder Löcher durchbrochene Schnabel des Vogels Phönix noch im grauen Alterthum Anlaß gegeben haben soll, da, so oft dieser Vogel ausathmete, aus seinem Schnabel verschiedene wunderbare Töne hervorklangen. — Doch lassen wir die Musik! plappert der weise Vogel. Darüber sprechen ist eine müßige Sache. Musik muß man hören oder selbst machen. Gespräche darüber liefern wenig Ergebniß. Sie sind ein Meer, aus dem man sich nicht immer gleich zum Ufer findet. — Just wie die Musik selber! möchten wir hinzusetzen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 47. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [21. November.

Inhalt.

Graf Essex.

Durch Laube's Trauerspiel ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums von neuem auf eine historische Persönlichkeit hingelenkt, welche, höchst anziehend wie sie durch ihre Lebensschicksale dasteht in der Geschichte, der dramatischen Production des Oestern sich hat zum Vorwurf hergeben müssen. Der Essex-Dramen giebt es eine so außerordentlich zahlreiche Menge, daß man billig meinen sollte, ein Gegenstand, von welchem die Poeten so ungewöhnlich Notiz genommen, sei auch sicherlich von den Historikern nicht vernachlässigt worden. Allein dem ist seltsamer Weise doch so; es existirt unseres Wissens keine von eines namhaften deutschen Historikers Feder herrührende Monographie über diesen Mann, welchen der Verfasser der nachfolgenden Skizze mit Recht „den Günstling Elisabeths und Englands zugleich, und die Bewunderung wie das Bedauern Europa's" zu seiner Zeit nennt. Daß aber auch in England, wenigstens bis zum Jahre 1835, wo der Verfasser schrieb, noch keine ausführliche, gründliche Biographie über Graf Essex zu Stande gekommen, muß in der That höchlichst befremden. Das Werk Edmund Lodge's, welchem diese Skizze entlehnt ist, nimmt als Ganzes eine so bedeutende Stelle in der englischen biographischen Litteratur ein, die Kritik selbst eines Walter Scott, dessen Brief darüber, gelegentlich der ersten Folioausgabe vom Jahre 1828, der zweiten Quartausgabe wieder vorgedruckt ist, erkennt demselben im Allgemeinen einen so ausgezeichneten Werth zu, daß wir uns auch für diese biographische Skizze über Essex einer gewissenhaften Quellenbenutzung versichert halten dürfen. Für diejenigen unserer Leser, welche das Stück von Laube kennen, möchte es noch von besonderm Interesse sein, auf Grund des hier Mitgetheilten eine Vergleichung anzustellen, inwieweit Laube bei seinem Drama die historische Wahrheit mit der poetischen Erfindung zu vereinigen gewußt hat.

„Robert Devereux (so erzählt Edmund Lodge), zweiter Earl von Essex, war der Sohn Walter Devereux', Viscount von Hereford, welchen die Königin Elisabeth 1572 zum Earl von Essex erhoben hatte; seine Mutter war Lettice, Tochter Sir Francis Knolles', eines nicht sehr entfernten Verwandten von der Königin Mutter, Anna Bullen (Anna Boleyn). Robert, der älteste ihrer beiden Söhne, war geboren auf des Earls Stammsitze Netherwood in Herefordshire am 10. November 1567. In den ersten Jahren seiner Kindheit schien er nichts von ungewöhnlichen Fähigkeiten zu versprechen; es wird sogar von Sir Henry Wotton, welchen man als vorzugsweise bewandert in der Geschichte des Hauses Essex ansehen darf, erzählt, daß Roberts Vater selbst eine sehr geringe Meinung von dessen geistigen Anlagen hatte, und deshalb bei Weitem mehr Aufmerksamkeit der Erziehung seines zweiten Sohnes Walter zuwandte. Robert hatte noch nicht sein zehntes Jahr erreicht, als er schon Erbe aller Würden und Besitzthümer der Familie wurde. Der Vater hatte ihn jedoch bereits vor seinem Tode der Obhut von Männern, gleich ausgezeichnet an Kenntnissen wie Charakter, übergeben. Burghley ward sein Vormund und der tugendhafte Sussex, dem Versprechen getreu, das er dem Earl an seinem Todtenbette gegeben, stand dessen Sohn Robert als ein zuverlässiger väterlicher Freund zur Seite. Gegen Ende des Jahres 1578 schon kam der junge Essex, Lord Burleighs Bestimmung gemäß, auf die Universität Cambridge, und trat dort als Student in das Trinity-College ein. Whitgift, später Primate, damals Vorsteher des Trinity-College, übernahm die Leitung seiner Erziehung, und hier begannen alsbald sein Charakter und seine Intelligenz sich in erfreulichster Weise zu entwickeln; Fleiß und Gehorsam unter die strengen Regeln des Unterrichts wurden nicht weniger an ihm bemerkt als sein besonderer Eifer für die schönen Wissenschaften; auch zeichnete er sich in seinen schriftlichen Arbeiten durch einen eleganten fließenden Styl aus, wie derselbe in damaliger Zeit noch zu den Seltenheiten gehörte. Dabei waren seine Manieren von der gewinnendsten Art, sein Wesen mild und fügsam, angethan mit einem graziösen Ernst, welcher fast wie ein Anhauch von Melancholie erschien, seine moralische Aufführung fleckenlos und seine äußere Haltung schon der Würde seines Standes gemäß. Er blieb auf der Universität bis zum

Jahre 1582, in welchem er sich den Grad eines Magister artium erwarb, und begab sich dann nach Südwales auf eins seiner Stammgüter, wo er, sagt Wotton, eine solche Liebe für das Landleben faßte, daß es großer Ueberredung bedurfte, ihn aus dieser Zurückgezogenheit wieder hervorzuholen.

Erst im Jahre 1584 erschien Essex bei Hofe, eingeführt daselbst und patronisirt durch seinen Schwiegervater Leicester, welcher damals im Zenith seiner Macht stand. Es ging nun aber der Zeit sehr stark das Gerücht im Schwange, als habe Leicester den Tod von Essex' Vater durch Vergiftung herbeigeführt. Er hatte die verwittwete Gräfin in der That mit einer wahrhaft unanständigen Hast geheirathet, und suchte nun vielleicht eben dadurch jenen auf ihm lastenden Verdacht abzuschwächen, daß er eine ungemeine Liebe für den Sohn zur Schau trug. Es wird gesagt, daß der junge Essex geneigt war die ihm so entgegengetragene Freundschaft zurückzuweisen, allein wir finden, daß er schon im nächstfolgenden Jahre den Grafen Leicester nach Holland begleitete, wohin derselbe von der Königin Elisabeth als Oberbefehlshaber ihrer, den Niederländern gegen Spanien zu Hülfe geschickten Truppen beordert ward. Der kaum achtzehn Jahr alte Essex erhielt dabei den Posten eines Generals der Cavalerie, zeichnete sich während dieses Feldzuges durch seine persönliche Tapferkeit aus, namentlich in dem Treffen bei Zütphen und wurde am 27. December 1587, kurz nach seiner Rückkunft in England, zu dem bedeutenden Amte eines Großstallmeisters (Master of the Horse) erhoben. Im folgenden Jahre, als Elisabeth ein Heer zusammenzog um an der Mündung der Themse dem so verhängnißvoll von Spanien her drohenden Angriffe zu begegnen, als höhere militärische Einsicht, um die Tapferkeit ihrer Truppen richtig zu leiten, vielleicht noch wichtiger war denn die Weisheit ihrer Minister, eine Krone zu stützen, welche damals schon mancher für wankend auf ihrem Haupte erachtete: da wählte sie diesen Jüngling zum Befehlshaber ihrer Cavalerie und schmückte ihn zugleich mit jenem glänzenden Ritterorden, welchen sie so häufig schon den besten und edelsten ihrer alten Diener vorenthalten hatte. Bis soweit schien für gewöhnliche Beobachter Essex nur auf den Schwingen von Leicesters Einfluß emporgekommen zu sein, oder richtiger noch, bis dahin hatte Elisabeth ihre innerliche persönliche Neigung für ihn geschickt zu verbergen gewußt, sie, welche bald darauf ganz Europa in Erstaunen setzen sollte und noch bis auf den heutigen Tag als eine der merkwürdigsten Paradoxen der englischen Geschichte dasteht.

Leicester starb im Herbste jenes Jahres (1588) und Essex stieg nun unverzüglich zu einer Staffel der königlichen Gunst, wie sie jener außerordentliche Mann, dessen Einfluß auf die Königin so allgemein beneidet worden, doch niemals besessen hatte. Diese Gunst war von ihm ungesucht, darf man sagen, sie verfolgte ihn vielmehr. Sie schien ihm sogar lästig zu sein, da sie den Lauf seiner eigenen Herzensneigungen durchkreuzte, und seinen glühenden unabhängigen Geist in Sphären von Thätigkeit zu bannen suchte, welche obgleich die verlockendsten, so ein Monarch darzubieten vermochte, dennoch zu enge waren für sein stürmisches excentrisches Temperament. So geschah es, daß er schon im Frühjahre 1589 ohne vorher eingeholte Erlaubniß sich dem Hofkreise entzog, und sich als Freiwilliger der Expedition von Norris und Drake nach Portugal anschloß, welche diese Beiden unternahmen, um Don Antonio wieder auf den Thron jenes Landes zu setzen. Der Grad von Aerger, welcher bei Elisabeth durch diesen extravaganten Schritt und durch seinen Ungehorsam gegen ihr directes vorgängiges Verbot hervorgerufen ward, mag am besten aus dem Briefe ersehen werden, in welchem sie ihm seine sofortige Rückkehr anbefahl. Sie schrieb an ihn:

„Essex! — Wie sehr Eure plötzliche und pflichtvergessene Entfernung aus meiner Gegenwart und aus Eurer Stellung bei Hofe für Uns beleidigend ist und sein muß, das müßt Ihr leichtlich selbst begreifen. Unsere großen Gunstbezeigungen, welche Wir ohne Rückhalt auf Euch gehäuft, haben Euch übermüthig gemacht, daß Ihr dergestalt Eure Pflicht vernachlässigen und vergessen konntet, denn eine andere Auslegung vermögen Wir dieser Eurer auffallenden Handlungsweise nicht zu geben. Da Wir jedoch nicht gemeint waren, solch ungebührliches Verhalten Eurerseits zu dulden, so veranlaßten Wir einige Mitglieder Unseres Geheimenraths, Euch Unseren ausdrücklichen Wunsch mitzutheilen, daß Ihr unverzüglich hierher zurückkehrtet, welchem Ihr jedoch nicht nachgekommen seid, wie dies Eure Pflicht Euch gebot, und wodurch Ihr höchlich Eure erste Beleidigung und pflichtvergessene Aufführung verschlimmert habt, dergestalt aus Unserer Nähe Euch fern haltend, wo doch so ganz besondere Obliegenheiten Eures Hofamtes Euch vielmehr an Unsere Person hätten fesseln sollen. Wir fordern Euch deshalb auf, ja befehlen Euch, alsogleich nach Empfang dieses Unseres Briefes, mit Beiseitesetzung aller Entschuldigungen und jeden Aufschubes, Euch aufzumachen und unverzüglich vor Uns zu erscheinen, um Unser ferneres Begehr zu vernehmen; und möget Ihr dem nachzukommen nicht verfehlen, wollet Ihr anders nicht Unserem Zorn Euch aussetzen und zu äußerster Gefährdung für Euch zur Verantwortung gezogen werden.

Am 15. April 1589."

Essex stellte sich denn auch endlich wieder ein und jene Drohungen waren damit vergessen. Er kehrte zurück nicht zur Untersuchung und Bestrafung, sondern zu erneuerten Gunstbezeigungen. Die Tapferkeit, mit welcher er in jeder Action während der Zeit seiner Abwesenheit gefochten hatte, wurde von Elisabeth mit in die Wagschaale seiner Verdienste geworfen und so überwog dieselbe leicht die Summe seines Ungehorsams. Elisabeth hegte wirklich Bewunderung für tapfere Männer, und um so mehr mußte eine Aeußerung, welche sie bald nachher in Bezug auf Essex that, Wunder nehmen, wenn man dieselbe eben nicht als eine nur heuchlerische deuten könnte. Essex hatte nämlich den Sir Charles Blourt, spätern Lord Montjoy, in einem Anfall von Eifersucht auf die königliche Gunst, beleidigt, weil jener sich mit einem ihm von der Königin geschenkten Juwel geschmückt öffentlich gezeigt hatte; Essex war von diesem Edelmanne zum Duell gefordert und in demselben verwundet worden. Als man der Königin die Nachricht von diesem Vorfall brachte, hatte sie mit dem Anschein des heftigsten Zornes ausgerufen: „Ehe nicht der Eine oder Andere diesen Essex von Grund aus gedemüthigt hat, wird nicht mehr mit ihm auszu-

kommen sein!" — Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß diese Worte von ihr nur gemeint waren, um darunter ihre wahre Empfindung für ihn zu verbergen. Solch ein Günstling wie Essex konnte ein Weib ihres Charakters nicht dadurch beleidigt haben, daß er für ihre Ehre auf den Kampfplatz getreten war. Seine Verheirathung jedoch, welche bald nach jenen Begebenheiten folgte, rief in der That ihr Rachegefühl im äußersten Grade wach, allein dieselbe Empfindung veranlaßt sie auch hierbei wiederum sich zu verstellen: sie schrieb ihren Verdruß vorgeblich nur dem Mißverhältniß dieser Partie zu, durch welche, wie sie behauptete, die Ehre von des Earls Familie herabgewürdigt sei, — als ob dies in der That hätte geschehen können durch seine Verheirathung mit der Tochter des Sir Francis Walsingham und der Wittwe Sir Philipp Sidney's! —

Im Jahre 1591 erhielt er das Commando eines Corps von viertausend Mann, welches von Elisabeth abgeschickt wurde um Heinrich IV. von Frankreich bei der Belagerung von Rouen beizustehen. Der Zweck dieser Expedition wurde durch die verspätete Cooperation der Franzosen gänzlich vereitelt. Essex selbst zeichnete sich jedoch durch eine ritterliche Tapferkeit in vielen Scharmützeln aus und kehrte, nach einer Abwesenheit von einigen Monaten, nach England zurück, sehr verstimmt, weil der größte Feldherr damaliger Zeit seinen Rath in Betreff einer militärischen Frage unbeachtet gelassen hatte. Er ward mit unverminderter Güte seitens der Königin empfangen, welche ihn jetzt zum Mitgliede ihres Geheimenraths ernannte; allein von diesem Zeitpunkt datirt auch, wie mehrere Historiker annehmen, der erste Anfang jener Zusammenwirkung von Umständen, welche später seinen Sturz möglich machten. Seine einnehmenden Talente, seine grenzenlose Freigebigkeit, seine Höflichkeit im Umgange, verbunden mit seinem seltenen persönlichen Muthe hatten ihn längst zum Idol aller feurigen und edelmüthigen Herzen gemacht, während die Selbstsüchtigen und Bedürftigen ihn umdrängten und mit Schmeicheleien überschütteten, in der Hoffnung, dadurch Antheil sich zu erwerben an den Früchten seines unbegrenzten Einflusses auf Elisabeth. Der jüngere Adel und das Militär schauten zu ihm auf mit aus Zuneigung und Interesse gemischten Motiven und betrachteten ihn zugleich als ihr Vorbild und ihren Patron; die Puritaner, welche allgemach zu einer furchtbaren Partei sich verstärkten, beanspruchten mit Anmaßung seine Protection als eine Pflicht, die ihm von seinem Stiefvater Leicester vererbt worden, weil dieser offenkundig ihre Doctrinen und Ansprüche begünstigt habe, und die Mißvergnügten der anderen Classen machten ihm mit unablässigem Eifer den Hof in der geheimen Absicht, eines Tages für sich selbst Nutzen zu ziehen aus jenem Zwiespalt mit der Königin oder deren ersten Dienern, zu welchem die Arglosigkeit seines Herzens und der Ungestüm seines Temperaments ihn höchst wahrscheinlich einmal verleiten würden. Diese seine enorme Popularität erregte auf die Länge sogar bei Elisabeth selbst geheime Befürchtungen und steigerte zugleich die Eifersucht, welche in den Gemüthern ihrer Minister längst durch die von ihr ihm zugewendeten Gunstbezeigungen wachgerufen war. Sie ihrerseits suchte die ihr selbst drohende Gefahr dadurch abzuwenden, daß sie seinem Thätigkeitsdrange und seiner Ruhmsucht fortwährend von jetzt an Beschäftigung verschaffte, diese dagegen suchten ihn zur Verzweiflung zu treiben durch Pläne, welche seine Unternehmungen von vornherein zu mißlungenen machen mußten.

Diese Triebfedern insgesammt begannen gegen ihn zu spielen, als er im Juni 1596 im Verein mit dem Oberadmiral Howard das Commando der Expedition gegen Cadix übernahm, welche mit der Einnahme dieses Platzes endigte. Es ist jedoch beachtenswerth, daß hierbei im Kriegsrath Essex' Meinung fast immer einstimmig verworfen wurde, mit der einzigen Ausnahme als er den rechten Augenblick für den Angriff der spanischen Flotte im Hafen selbst bezeichnete und wo er über die Billigung seines Vorschlages von Seiten des Admirals so in Freude gerieth, daß er im Ausbruch der Ekstase seinen Hut in die See schleuderte.

Die Expedition gegen die spanische Westindienflotte — the Island-voyage, wie sie von den zeitgenössischen Schriftstellern genannt zu werden pflegt — bei welcher Essex als Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht zugleich agirte, zeichnete sich in unglücklicher Weise aus durch seine Differenzen mit Sir Walter Raleigh, welcher unter ihm als Rear-Admiral befehligte; die Ursache und Umstände dieses Zwistes sind von verschiedenen Autoren in verschiedener und sogar sich widersprechender Weise erzählt worden; dennoch erheben sich aus dem Gewirr dieser widerstreitenden Meinungen Gründe, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß Raleigh nach einem vorbedachten Plane den Erfolg der Unternehmung zu vereiteln suchte. Essex war bei seiner Rückkunft von Cadix besser von der Königin als von deren Ministern empfangen worden, welche er geneigt fand, jeden Theil seines Verhaltens bei der Expedition zu tadeln. Er veröffentlichte deshalb eine Beschreibung derselben, die jedoch mehr durch Aufrichtigkeit als durch Klugheit sich bemerklich machte; er hatte nämlich in seiner Darstellung die verschiedenen bei dem Unternehmen vorgekommenen Fehlgriffe nicht nur aufgedeckt, sondern zugleich die Schuld davon lediglich anderen Männern beigemessen, „wodurch er sich, wie ein Zeitgenosse richtig bemerkt, eine Menge unversöhnlicher Feinde aber auch nicht einen Freund gemacht hatte." Zur selben Zeit sah er sich in allen seinen Versuchen, um den ihm zustehenden Einfluß zu Gunsten seiner Freunde auszubeuten, wofür er denselben, wie es scheint, fortwährend geltend zu machen suchte, aufs hartnäckigste behindert. Er fühlte sich nun tief gekränkt, und Elisabeth, welche Antheil an seiner Bekümmerniß genommen zu haben scheint, suchte ihn dadurch zu trösten, daß sie ihn zum Generalfeldzeugmeister (Master of the Ordnance) ernannte, welcher Posten ihm am 19. März 1597 übertragen wurde. Allein bald thaten sich für ihn neue Quellen des Mißvergnügens auf. Während seiner Abwesenheit bei der Expedition in den westindischen Gewässern war der Admiral Howard zum Earl von Nottingham creirt worden und in seinem Patent war die Einnahme dieses Platzes seinem Verdienste zugeschrieben. Diese Beschimpfung, wie Essex und vielleicht mit Recht es betrachtete, verbunden mit dem Aerger wegen des mittelmäßigen Erfolges der Expedition überhaupt, brachte bei

ihm eine solche Verstimmung zuwege, daß er sich aufs Land zurückzog, und nach der Manier damaliger Zeit Krankheit vorschützte, um sein Ausbleiben im Parlamente, welches damals gerade tagte, zu entschuldigen. Elisabeth aber suchte auch diesmal noch seinen Groll zu besänftigen und verlieh ihm das hohe Amt eines Großmarschalls von England.

Seine Dienste oder vielmehr seine Bestrebungen zu dienen wurden jetzt in die Sphäre des Geheimenrathscollegiums verwiesen und er erschien nun in dem Charakter des Staatsmannes, für welchen er auch jede Befähigung, mit alleiniger Ausnahme der Geduld, besaß. Hier widersetzte er sich mit eben soviel Höflichkeit als guten Argumenten denjenigen Vorschlägen, welche im Mai 1598 zur Abschließung eines Freundschaftsbündnisses mit Spanien gemacht wurden. Ueber diesen wichtigen Gegenstand gerieth er in Wortwechsel mit dem Schatzmeister Burghley, welcher zu solcher Hitze ausartete, daß Burghley an dem Sitzungstische ein Gebetbuch aus seinem Busen zog und prophetisch daraus dem Earl diese Stelle entgegendonnerte: „Die Männer von blutiger That sollen nicht die Hälfte ihres eigenen Lebens vollenden!" Es kam zum Friedensschlusse, und Essex, fürchtend, eine Mißdeutung seines Verhaltens könne seiner Popularität schaden, auf welche er zu seinem Unglück von jeher zuviel Werth gelegt hatte, veröffentlichte unmittelbar darauf seine „Apologie gegen Diejenigen, welche fälschlicher und boshafter Weise ihn als das einzige Hinderniß für den Frieden und die Ruhe des Landes gehalten haben wollten;" das Pamphlet war gewidmet seinem Freunde Anthony Bacon. Dieses ausgezeichnete Beweisstück seiner Talente wie seiner Integrität und daneben der Reinheit und Eleganz seines Styles, unendlich werthvoll zugleich, da es eine Skizze von seiner eigenen Hand ist über die Umstände seines öffentlichen Verhaltens während jener Periode, ward bald darauf, zweifelsohne unter seinem Mitwissen, gedruckt, was aber für die Königin ein großes Aergerniß sein mußte. Burghley, sein einstiger Vormund, dessen Macht bis dahin vielfach die Angriffe seiner Feinde abparirt hatte, und dessen Weisheit und wohlgemeintem Rathe sein Ungestüm oftmals sich gebeugt, starb gerade, während Essex damit umging, seine „Apologie" abzufassen, und so gerieth er dadurch in neue Irthümer und Excesse. Von diesen allen war der bedeutsamste die weltbekannte und für ihn so unheilvolle Zankscene mit Elisabeth, in Anlaß der zu treffenden Wahl eines Statthalters für Irland, wo er sich bis zu der gröbsten wirklichen Beleidigung, die je ein Unterthan gegen seinen Souverän gewagt, vergaß, und dafür von der Königin eine Ohrfeige erhielt. Er floh, seine Wuth darüber in dem entlegensten Winkel zu verbergen und war nur mit der größten Mühe zur Anerkennung seines Unrechts zu bewegen. Der weise und würdige Großsiegelbewahrer Lord Egerton, welcher einen langen Brief der mildesten Zurechtweisung an ihn richtete, bedient sich dabei folgender Ueberredungsgründe: „Wenn Ihr (schreibt er an Essex) fortwährend noch diesen Weg einhaltet, welcher sich Euch zunehmend schlimmer bewähren wird (und je länger Ihr fortschreitet, desto mehr kommt Ihr vom rechten Wege ab), so bleibt wenig Hoffnung oder Wahrscheinlichkeit, daß das Ende besser sein werde. Ihr seid jetzt noch nicht so weit gegangen, daß Ihr nicht noch umkehren könntet. Die Umkehr ist heilbringend, aber das Weitergehen ist gefährlich und verzweifelt.

Wenn Ihr irgendwie Feinde habt, so thut Ihr auf diese Weise soviel für diese, als sie nie für sich selbst zu thun vermöchten; Eure Freunde dagegen gebt Ihr dem Hohn und der Verachtung preis. Ihr verlaßt Euch selbst, werft Euer Glück über Bord und ruinirt Eure Ehre und Reputation. Ihr verschafft ferner den auswärtigen Feinden unseres Landes eine solche Unterstützung und solche Ermuthigung, wie sie solche nicht größer haben können; denn welche willkommene und angenehmere Neuigkeit kann es für diese geben als zu hören, daß Ihre Majestät und das Reich jetzt der Besten Eines beraubt sind, welcher so oft und so mannhaft jene geschreckt und gebändigt hat? — Ihr verlaßt Euer Land wo es gerade am Meisten Eures Rathes und Eurer Hülfe bedarf; und schließlich verstoßet Ihr gegen Eure unauflösliche Pflicht, welche Ihr Eurer höchst huldreichen Souveränin schuldet, eine Pflicht, die Euch auferlegt ist nicht nur durch Natur und Politik, sondern durch das religiöse und heilige Band, mit welchem die Göttliche Majestät des Allmächtigen Gottes durch das Gesetz des Christenthums Euch verpflichtet hat."

Essexs Erwiederung auf diesen Brief bildet vielleicht das treueste vorhandene Gemälde nicht nur seines natürlichen, sondern auch politischen Charakters, seiner Seelengröße und der Tyrannei seiner Leidenschaften, seiner angewöhnten Loyalität und seiner republikanischen Gesinnungen. In diesem bewunderungswürdigen Briefe finden wir folgende lebhaften Ausdrücke seines trotzigen Sinnes: „Wenn die schändlichste aller Beleidigungen mir zugefügt ist, nöthigt da die Religion mich, gar noch um Verzeihung zu flehen? Verlangt etwa Gott ein Solches? Oder ist es Gottlosigkeit, es nicht zu thun? Wie? Können nicht auch Fürsten irren? Kann nicht auch Unterthanen Unrecht geschehen? Giebt es eine irdische Macht, die ohne Grenzen? Verzeihet mir, verzeihet mir, Mylord, ich kann mich zu solchen Grundsätzen nicht bekennen. Laßt Salomons Narren lachen, wenn er geschlagen wird! Laßt Diejenigen, welche nur darnach trachten, ihren Profit von den Fürsten zu ziehen, zeigen, daß sie kein Gefühl haben für die von Fürsten zugefügten Beleidigungen! Laßt Diejenigen eine grenzenlos absolute Macht auf Erden anerkennen, welche nicht an eine grenzenlos absolute Macht im Himmel glauben! Was mich betrifft, mir ist Unrecht angethan; ich fühle es. Meine Sache ist gut; ich weiß es; und was nun auch noch kommen möge, alle Mächte der Erde können nicht mehr Kraft oder Beharrlichkeit im Unterdrücken zeigen, als ich zeigen kann im Ertragen Dessen, was nun noch mir auferlegt werden kann oder soll!" — Dennoch ließ Essex sich zuletzt zu einer Art der Unterwerfung, wie es mit der Würde vereinbar war, bewegen und ward von neuem in Elisabeths Gunst aufgenommen, welche sogar nur wenig abgeschwächt worden zu sein schien.

Die Angelegenheiten Irlands scheinen in der That zu jener Zeit Essex' politische Lieblingsstudien gewesen zu sein. Er hatte oftmals in den Debatten des Geheimenraths Klage geführt über eine unvernünftige Sparsamkeit, deren er die Minister

in der Regierung jenes Landes beschuldigte, und über die Einschränkungen, durch welche sie die Fähigkeiten der königlichen Statthalter so wesentlich gehemmt hätten. Seine Feinde beschlossen nun diesen Umstand zu benützen und ihn in Versuchung zu führen durch das Anerbieten jenes wichtigen und ehrenvollen Postens, zugleich mit einer ungewöhnlich ausgedehnten Machtbefugniß und dem Oberbefehl über ein zahlreicheres Heer, als jemals dorthin geschickt worden war. Rebellische Factionen niederzudrücken, ein zugleich barbarisches und edelmüthiges Volk zu civilisiren, strenge Gerechtigkeit zu üben durch die Mittel absoluter Gewalt: das waren würdige Ziele in den Augen eines Mannes, dessen Charakter mit einem hochfliegenden muthvollen Geiste die mildeste Humanität und die exaltirtesten moralischen Principien vereinigte. Klugheit auch, wenn je von ihm gehört, mochte ihm jetzt vielleicht sagen, daß Aerger am besten abgekühlt wird durch Entfernung, und daß begangene Fehler häufig vergessen werden in der dankbaren Anerkennung neuer Dienste. Er nahm jedoch diesen Posten nur mit Widerstreben und innerem Widerwillen an, wenn wir anders die folgende reizende kleine Epistel an Elisabeth (welche er, wie es heißt, zwischen dem Datum seiner Ernennung und Abreise soll geschrieben haben) nicht ansehen wollen als nur einen allgemeinen Appell an ihr Gefühl und eine außerordentliche Anstrengung, die Fülle ihrer Gunst wiederzugewinnen, wofür er seine Berufung nach Irland nur als Vorwand benutzt habe.

„Von einem Gemüth, das sich erfreut an Kummer; von einem Geiste, verzehrt durch Leidenschaft; von einem Herzen, in Stücke zerrissen durch Sorge, Betrübniß und Mühsal; von einem Mann, der sich selbst erkennt und alle Dinge sonst, die ihn noch am Leben erhalten: was kann Eure Majestät da erwarten, wenn irgend ein früher geleisteter Dienst nicht mehr verdient als Verbannung auf die verfluchteste aller Inseln? — So muß denn Eurer Rebellen Uebermuth und Erfolg mir die Erlaubniß verschaffen mich loszukaufen aus diesem verhaßten Gefängniß, meinem mir selbst zuwider gewordenen Leibe; und es soll, wenn dies geschieht, darum auch Eure Majestät keine Ursache haben, mit der Art meines Todes unzufrieden zu sein, da ja der Lauf meines Lebens sich niemals Euer Wohlgefallen hat verdienen können." — Der Brief schließt mit diesen zierlichen Versen:

Happy he could finish forth his fate
In some unhaunted desart, most obscure
From all society, from love and hate
Of wordly folk; then should he sleep secure
Then wake again, and gield God ever praise;
Content with hips and haws and brambleberry
In contemplation passing out his days
And change of holy thoughts, to make him merry:
Who when he dies his tomb may be a bush,
Where harmless Robin dwell's with gentle Thrash.
Your Majesty's exiled servant
Robert Essex.

Am 27. März 1599 verließ er London und machte sich auf den Weg nach Irland, zur großen Freude Derjenigen, welche sich dergestalt von seiner unwillkommenen Gegenwart befreit hatten um ihn zwischen Gefahren zu bringen, die sie nöthigenfalls wohl zu steigern verstanden. Ihre Anstrengungen hiefür erwiesen sich jedoch überflüssig. Die kurze Zeit seiner Regierung dort war ein Gewebe von Unvorsichtigkeit, Verwirrung und Mißgeschick. Er brachte die ersten beiden Monate damit zu, Beobachtungsreisen zu machen und Pläne für die demnächstigen Actionen zu entwerfen, worauf er die Früchte dieser Arbeiten der Königin in einem äußerst geschickt geschriebenen ausführlichen Memorandum mittheilte. Allein Elisabeth mißbilligte seine Ansichten und tadelte sein Verfahren bei der ersten militärischen Operation, die er unternahm. Während der durch diese Widerwärtigkeiten bei ihm hervorgerufenen Verstimmung geschah es, daß eine große Abtheilung seiner Truppen von den Irländern überwältigt ward, worauf er den Ueberrest des Corps mit einer sonst seiner Natur fremden wahrhaft entsetzlichen Härte bestrafte. Er unternahm sodann eine unglückliche Expedition, ganz gegen der Königin ausdrücklichen Befehl, mit seiner Armee in eine andere Provinz zu marschiren, und als er später diesem Befehle gehorchte, geschah es mit noch traurigerem Erfolge. Er verlangte Verstärkungen, erhielt dieselben auch, zog dann aus an der Spitze seines Haufens, um die Rebellen anzugreifen, die unter dem Commando Tir-oen's anden, und schloß, ohne auch nur einen Streich zu thun, einen ungünstigen Vertrag mit diesem Häuptling ab. Sein unablässiges Grübeln zu jener Zeit über die Pläne seiner Feinde in England scheint entweder die Folge oder Ursache eines Grades von wirklicher Verrücktheit gewesen zu sein, welche ihn von da ab nicht mehr verließ. Er faßte wirklich den ernsthaften Entschluß, mit seiner Armee nach England zurückzukehren und dieselbe zur Bekämpfung seiner Feinde daselbst zu verwenden, und nur mit der größten Schwierigkeit gelang es seinen besten Freunden, ihm diesen monströsen Anschlag auszureden. Kurz darauf, als er einen vorwurfsvollen Brief von der Königin erhielt, verließ er ganz plötzlich fast ohne alle Begleitung Irland, reiste mit der größten Hast und erschien völlig unerwartet vor der Königin zu Nonsuch am 28. September 1599, wo er sie anflehte, seine Entschuldigung anzuhören.

Elisabeth war gerührt durch die eigenthümliche Weise dieser Berufung an sie, welche noch einmal ihre alte Zärtlichkeit für ihn wieder wachrief, während sie zugleich ihrem Stolze schmeichelte. Essex, der einst heißgeliebte, dessen Ungehorsam sie mit gebührender Strafe bedroht hatte, dessen rebellische Widersetzlichkeit man sie überredet hatte schon im voraus als gewiß anzunehmen, statt in seinem Trotze zu beharren, oder aus der Ferne um Pardon zu unterhandeln, oder seine Freunde aufzubieten für ihn zu vermitteln, entfloh von einem Heere, das ihn anbetete, und durchschiffte das Meer, um sich einzig ihrer Gnade und ihrer Weisheit zu überantworten!

Sie empfing ihn mit Wohlgefallen und bewilligte ihm eine lange Conferenz, nach deren Beendigung sie ihm anbefahl, sein Zimmer bei Hofe nicht zu verlassen; bald darauf ward er einer strengen, aber ehrengemäßen Haft im Hause des Lord Großsiegelbewahrers übergeben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wären die Dinge ganz ihrer unbeeinflußten Entscheidung überlassen geblieben, er auch jetzt noch mit einer leich-

ten Buße hätte davonkommen mögen, allein eine andere mächtige Leidenschaft (die Eifersucht auf ihre Macht) war jetzt in ihrer Brust wach gerufen, und erschreckt durch die Vorstellungen, welche man ihr jeden Tag über die Gefahren machte, die sie von seiner Popularität und Heftigkeit zu befahren hätte, gab sie endlich ihre Einwilligung dazu, daß seine Sache dem Geheimenrath zur Verfolgnahme übergeben werde, wo dieselbe unmittelbar nach seiner Ankunft auch schon zur Sprache gebracht war. Er blieb nun eine lange Zeit gefangen, erhielt jedoch, mit der Königin Willen, ab und zu ermuthigende Versicherungen, welche ihn hoffen ließen, daß nicht mehr gegen ihn beabsichtigt werde als nur um seinen Trotz zu beugen, und daß er noch wieder bei ihr zu Gnaden kommen würde, bis er plötzlich, am 5. Juni 1600, öffentlich vor das Geheimenrathscollegium gestellt wurde und nach einem elfstündigen Verhöre — wo er fast während der ganzen Zeit knieend verharren mußte — sein Urtheil erfolgte, dahin lautend, daß er seines Sitzes in diesem Staatskörper wie aller seiner andern Aemter, mit Ausnahme des eines Großstallmeisters, beraubt werden, auch ein Gefangener verbleiben solle, so lange es der Königin gefiele." Er ward endlich am 27. des folgenden Monats August seiner Haft entlassen, worauf er sich auf einen seiner Landsitze zurückzog.

Der Würfel war jetzt geworfen. Essex betrachtete seine Lage als eine verzweifelte, und diese Meinung machte dieselbe am Ende wirklich dazu. Zu Anfang des Winters kehrte er nach London zurück und sein Haus ward nicht nur der Zufluchtsort, sondern förmliche Sammelplatz von Müßiggängern, Taugenichtsen und Mißvergnügten aller Classen. Cuffe, welcher in Irland sein Secretär gewesen, ein Mann von bedeutenden Talenten, die aber gleich wie bei seinem Herrn durch ein ungestümes Temperament nutzlos oder noch schlimmer geworden waren, unternahm es, Essex' Pläne, wenn dieselben so genannt zu werden verdienen, auszuführn. Essex scheint den tollen und in der That ganz unpraktischen Plan entworfen zu haben, zugleich auf die Liebe Elisabeths und auf ihre Furcht hinzuwirken. Während er in Worten die tiefste Loyalität und äußerste persönliche Verehrung für sie bekannte, bewaffnete er offenkundig seine kleine Bande, um Elisabeth zu zwingen, seinen Klagen Gehör zu geben und ihre obersten Diener zu entlassen. Erschreckt vielleicht, aber immer noch für ihn eingenommen, unterließ sie es auch jetzt noch, die großen Mittel, welche sie in ihrer Gewalt hatte, anzuwenden, um ihn sofort niederzuwerfen, und befahl ihm nur, sich vor dem Geheimenrath zu stellen; aber er gehorchte dem Befehle nicht. Am nächsten Morgen sandte sie nun den Lord Siegelbewahrer, den Lord Oberrichter und andere Mitglieder des Geheimenraths nach seinem Hause, um dort seine Klagen entgegenzunehmen, und er hatte die Verwogenheit, dieselben gefangen zu setzen. Jetzt konnte er nicht mehr zurück. So geschah es denn auch; er brach an der Spitze seines Haufens hervor und suchte in offener Rebellion sich Anhänger unter den Volkshaufen der City zu gewinnen, was ihm jedoch nicht gelang. Er sah sich deshalb genöthigt, da ihm die Passage durch die Straßen nicht mehr sicher war, in einem Boote auf der Themse den Rückweg in sein Haus zu nehmen, wo er sich dann verschanzte; und so ward er, als keine Mittel mehr übrig blieben, ihn von dem Verderben, dem er sich geweiht zu haben schien, zu retten, endlich des Hochverraths für schuldig erklärt, in seinem Hause belagert und darin gefangen genommen.

Diese außerordentlichen Dinge trugen sich zu am 7. und 8. Februar 1601, und am 19. ward er vor den Gerichtshof der Peers gestellt und zum Tode verurtheilt. Gegen das Factum seines Verbrechens konnte kein Zweifel erhoben werden, denn er hatte dasselbe begangen Angesichts von Tausenden; was jedoch seine Motive dazu betrifft, so können wir, abgesehen von den Impulsen seines stolzen und tollkühnen Geistes, uns deshalb nur an seine eigene Erklärung halten, daß der nächste Zweck seines Aufstandsversuches nur war, für sich selbst Zugang zur Person der Königin zu gewinnen und sein letzter der, dem Könige von Schottland die Nachfolge auf dem Throne zu sichern; die Anschuldigung jedoch, welche gegen ihn vorgebracht worden, als habe er die Krone selbst an sich reißen wollen in Anrecht seiner entfernten Abstammung von dem Hause York, entbehrt aller Glaubwürdigkeit.

Die Königin zeigte sich bis zum letzten Augenblick bemüht, ihm wenigstens das Leben zu retten. Die oft erzählte, aber nur schwach verbürgte Geschichte von der Gräfin Nottingham und dem Ringe möge hier unerwogen bleiben; wir haben jedoch andererseits hinreichende Beweisstücke genug, daß Elisabeth nur mit dem äußersten Widerstreben endlich dem unaufhörlichen Drängen ihrer Minister nachgab und in einem furchtbaren Conflict von Liebe, Rache und Entsetzen das Urtheil zu seiner Hinrichtung unterzeichnete. Graf Essex erlitt den Tod am sechsten Tage nach seiner Verurtheilung; er überstand die letzten schweren Augenblicke mit der Ergebung wahrer Frömmigkeit und der heroischen Ruhe einer großen Seele. —

Von allen hervorragenden historischen Charakteren ist der des Grafen Essex als einer der schwierigsten für richtige Würdigung erachtet worden. Seltsam und höchst eigenthümlich war zweifelsohne dieser Charakter, aber dennoch verbleibt es kein unerklärlicher. Die Fehler Derjenigen, welche die Guten und Großen genannt zu werden verdienen, entspringen meist nur aus einem Uebergewicht ihrer besten und schönsten Eigenschaften. Alle Irrthümer dieses außerordentlichen Mannes sind nur zu setzen auf Rechnung seines warmen Herzens, seines einfachen edlen Gemüthes, seines unbedachtsamen Muthes, seiner Aufopferungsfähigkeit für Freunde und endlich seines empfindlichen Ehrgefühls wie seiner oft zu rücksichtslosen Wahrheitsliebe. Bei solchen Tugenden, vereint mit bewunderungswürdigen Talenten, war er vielleicht der ungeeignetste Mann damaliger Zeit, welchem man die Leitung wichtiger Dinge in bürgerlichen oder militärischen Sphären anvertrauen konnte, denn seine Rechtschaffenheit machte ihn ungeeignet für das Cabinet und sein Ungestüm für das Terrain des Krieges. Er wog die Reinheit seiner Absichten gegen die Motive anderer öffentlicher Diener mit Genauigkeit und Gerechtigkeit ab, und die Verachtung, mit welcher er das Resultat veröffentlichte, machte jene zu seinen tödtlichen Feinden; zugleich aber schlug er seine geleisteten Dienste und vielleicht auch seine Macht zu

hoch an. Hieraus rühren seine öfteren Zänkereien mit Elisabeth, wobei er das unerhörte Maß ihrer Gunst und Güte niemals als für seinem Verdienst entsprechend erachtet zu haben scheint: das besondere Vorkommniß, wo er sich so gröblich gegen jene Fürstin vergaß, war demnach nur eine Aeußerung seines Stolzes und nicht seiner Undankbarkeit. Die Kundgebungen seines Grolls trugen zwar das Gepräge einer Petulanz, welche sich nicht ganz mit eigentlicher Würde verträgt, und auch seine Freundschaften waren nicht immer vorsichtig gewählt; aber er war dabei doch nicht wankelmüthig, denn seine Meinungen wie Abneigungen waren unveränderlich und er war unfähig sich in seinen Gefühlen zu verstellen; indem er dem Dictat der Einen folgt, kennt seine Freigebigkeit keine Grenzen, und wenn er andererseits seinem Hasse sich überließ, so befleckte sich seine edle Gesinnung dabei doch niemals durch einen Act von Privatrache. Sein häusliches Leben scheint ein untadelhaftes gewesen zu sein. In den Stunden seiner Zurückgezogenheit von der großen Welt ward der Ungestüm seines Temperaments gemildert durch die Betrachtungen wahrer Frömmigkeit, durch die Liebe seiner Familie wie seiner Untergebenen, welche letztere ihn vergötterten und endlich durch die Freuden philosophischer Studien und gewählter Unterhaltung. In der demüthigen Aufrichtigkeit der Beichte, welche er vor seinem letzten Gange ablegte, hatte er keine großen moralischen Sünden, sondern nur einige Liebesschwachheiten seiner Jugendzeit zu bekennen.

Sein Verstand war von der Art, welcher gewöhnlich der Begleiter lebhafter Gefühle zu sein pflegt, schnell, durchdringend und geschmeidig; bewunderungswürdig in der Conception, aber unsicher in der Ausführung, oftmals annähernd und treffend, oftmals darüber hinausreichend, niemals aber richtig verharrend bei jenem nüchternen, behutsamen Punkte des Urtheils, welchen man in weltlichen Dingen mit dem Namen richtiger Einsicht zu bezeichnen pflegt. Seine Kenntnisse waren sehr mannichfaltig und ausgedehnt. Es ergiebt sich aus der Prüfung derjenigen seiner Schriften, welche uns glücklicherweise erhalten geblieben sind, daß seine Studien sich mit allen Hauptgegenständen menschlichen Wissens beschäftigt hatten. Die Gewalt seines Ausdrucks kam dem Maß seiner Kenntnisse gleich; er war ohne Zweifel der vorzüglichste englische Prosaschriftsteller seiner Zeit und es ist auch kürzlich noch entdeckt worden, daß er in der Abfassung lateinischer Verse nur wenig hinter den classischen Mustern zurückblieb. Das gegenwärtige Zeitalter, das in solchen Nachforschungen geschäftig ist, hat eine Anzahl Gedichte unterschiedlichen Charakters von ihm ans Licht gefördert, welche seinem Genius einen neuen und überraschenden Glanz verleihen. So war dieser Mann so sehr von der Natur dazu begabt, der menschlichen Gesellschaft eine Zierde und zugleich ein Förderer zu sein, und nur sein eigener Ehrgeiz und Elisabeths Thorheit waren es, welche ihn in die unrichtige Stellung als Staatsmann, General und Höfling zugleich versetzten.

Wer über die Extravaganzen von Elisabeths persönlicher Neigung für diesen Edelmann wie über die hierbei vorwiegenden Motive Näheres zu wissen wünscht, den verweisen wir auf Lords Oxfords Werk: „Royal and Noble Authors," wo derselbe diesen Punkt vermöge seines scharfsinnigen Urtheils und seiner ausgedehnten historischen Kenntniß in ein so helles Licht stellt, daß es schwer, wo nicht unmöglich sein dürfte, in Bezug darauf noch etwas wesentlich Neues vorzubringen. Hier sei zum Schluß nur noch erwähnt, daß der Graf von Essex, wie schon erwähnt, vermählt war mit Frances, der Tochter und Erbin von Sir Francis Walsingham, Wittwe von Sir Philipp Sidney, von welcher er einen einzigen Sohn hatte, Robert, welcher der letzte Earl aus der Familie der Devereux war, und zwei Töchter, Frances, vermählt mit William Seymour, Earl von Hertford und später Herzog von Somerset, und Dorothy, vermählt in erster Ehe mit Sir Henry Shirley of Hanton-Harold in Leicestershire, Bart, in zweiter mit William Stafford of Blatherwick in der Grafschaft Northampton.

Ein getreues Porträt des Grafen Essex befindet sich als Oelgemälde von der Hand des Malers Hilliard in der Sammlung des Grafen von Verulam; das Werk: „Portraits of Illustrious Personages of Great Britain etc. by Edmund Lodge, Esq., London 1835," (welches als Quelle zu vorstehender Skizze benutzt ist,) enthält einen darnach ausgeführten trefflichen Stahlstich.

W. Schr.

Das Land der Masuren.

Je mehr uns Deutschland wieder zu einem bloßen „geographischen Begriff" geworden ist, je weniger fest das politische Deutschland steht, desto eifriger sollten wir auf die friedlichen Eroberungen achten, die der deutsche Pflugschaar, deutsche Sprache und Gesittung sich nicht entziehen lassen. Nachdem wir mit Elsaß, Lothringen und Niederland unsere Vorposten im Westen verloren, mußte und muß unsere Mission nach dem slavischen Osten wachsen. Oesterreich gab mit der deutschen Kaiserkrone sein Anrecht auf jene Länder aus der Hand; es erwuchsen ihm damit um so nachdrücklicher seine Aufgaben im slavischen Osten, Aufgaben die es in seinem embarras de richesse noch immer nicht klar und entschieden genug erkennt und handhabt. Oesterreichische Federn debattiren über die Gestaltung eines rumänischen Gesammtreichs und bleiben uns die Schilderung der Zustände dort immer noch schuldig. (Von Moritz Hartmann haben wir jetzt den Ertrag seines Aufenthaltes in den Ländern der unteren Donau zu gewärtigen.) Preußens alte Polengebiete sind uns weit mehr erschlossen. Selbst die Novellistik hat sich dort angesiedelt. Julie Burow machte das Samland und das preußische Littauen zu Schauplätzen ihrer Erzählungen, Temme (jetzt in Bern) sammelte littauische Sagen und liefert noch immer romantische Criminalgeschichten von jenen Grenzländern, wo er längere Zeit Beamter war. Ueber das Masurenland erhalten wir jetzt eine Schilderung, die wir, da Länder- und Völkerkunde dieser Art in das Bereich unserer Interessen fällt, den „Freien Gaben für Geist und Gemüth"

entlehnen, welche zum Besten der Dresdener Taubstummenanstalt vom Director Jencke herausgegeben werden. (Es ist des vierten Jahrgangs drittes Heft, Preis 1/8 Thlr., und dient unsere Mittheilung zugleich dazu, auch weitere Leserkreise auf diese verdienstlichen Hefte aufmerksam zu machen.)

Im Juni 1855 summte es in dem altehrwürdigen Königsberg, jener Vertreterin des Deutschthums im hohen Nordosten, von Vorbereitungen, damit man den sechshundertjährigen Geburtstag der stattlichen Veste und Mater Kunigsberga begehe. Die Pregelthäler, die Posener, das Land Gnesen und die Masuren beeilten sich, es einander vorzuthun in Ehrenbezeigungen und Theilnahmsbeweisen. Im Jahre 1254 war es, wo die Samländer zuletzt und entscheidend geschlagen wurden; mit stattlichen Burgen wurde das „althergehörige" und auf's neue genommene Land an der Ostsee vom deutschen Ritterthume abgemarkt und die Riesenburgen, Marienburgen, Königsburgen entstanden dazumal ebensogut, wie die Johannisburg, die noch heute die 12 Meilen lange, schaurig öde Haide zu bewachen scheint. Den größten Einfluß aber unter diesen Plätzen allen hat unstreitig Königsberg erlangt; noch heute zeigt das Stadtwappen im Hauptschilde einen König zu Rosse, umgeben von den in den anderen Schilden befindlichen Tannen, dem Eichenlaube, dem Lamme, Widder und Rosse. Zuweilen schaut Einem das alte, zerbröckelnde Wappen, in Sandstein gehauen, den aber die Zeit sehr lose gewettert hat, in der Gegend der alten Citadelle noch an, als wollte es sagen: „Kinder, feiert immerhin mein Fest von Jahrhundert zu Jahrhundert! Die alte Zeit steht euch doch aber gar fern und Ihr habt nicht eine Ahnung jener Kämpfe, die ich gesehen; kennt höchstens einige nationale Ueberbleibsel meiner alten Umwohner in dem Masurenschlage."

Lassen wir das historisch eitle Wappen und sehen wir uns nach dem eigenthümlichen Völkchen der Masuren um. Sie bringen der Stadt Königsberg eine Jubelschrift, Gruß und Dank, und jedenfalls lebensfrischer und origineller als Wolsons langweiliges Schraubengedicht „Merkur am Pregel bei der Jubelfeier", wie es bei der Feier von 1755 circulirte.

Das Masurenvölkchen ist ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag, der im altpreußischen Gaue Sudau, zwischen Goldap, Rastenburg, Olepco und Ortenburg wohnt und seine Städte und Dörfer hat. Kommt man von Marienwerder herüber, so führt der Weg nach Osterode durch die Seen, deren zahlreiche blaue Spiegel dem Reisenden von links und rechts entgegenblicken. Hinter Passenheim kommt man in's Masurenland, welches es schon verdient, daß wir es sammt seinen Bewohnern dem Leser vorführen.

Das Land ist eine weite Hochebene voller Sandfelder und Kalkblöcke. Berge giebt's nur in Miniaturausgaben, und wo sie sind, sind sie doch Wetterscheiden; der Seesker und der Goldaper Berg sind noch die bedeutendsten. Der Kalk, der den Leuten zum Ueberflusse im Wege liegt, bildet auch einen ihrer Haupthandelsartikel und man könnte ihr Land das Kalkhändlerland nennen. Fast alle Städte und Dörfer der Landschaft und ebenso die nordwärts bis zum Meere, sind mit dem masurischen Kitte erbaut. Drollig sieht's aus, wenn im Winter bei einigermaßen guter Schneebahn lange Schlittenzüge der masurischen Bauern zu den Nachbarstädten fahren und aus jedem Schlitten Kalkblöcke hervorstarren, die Masuren schnell das Geld entgegennehmen, aber meist noch schneller in flüchtiges „Wasser des Lebens" umwandeln. Oft kommen die Reihen von Kalkhändlern betrunken nach Hause, und fände der keuchende pommersche Grasbauch sein Dorf und sein Gehöfte nicht so gar gut, der Herr allein würde nicht sobald heimkehren. Im Sommer sind dieselben Wege oft kaum zu passiren; alle Verbindung zwischen einzelnen Ortschaften erscheint gehemmt. Der Winter gerade ist's, der in diese Gegenden das Leben bringt und der Kalkhandel gewinnt dann eine Ausdehnung, nicht blos bis Königsberg, sondern noch weit drüber hinaus.

Hier, hinter Passenheim, sind alle Hügel kahl; man genießt eine Fernsicht bis nach Polen. Man hat zwei Flußgebiete vor sich, das eine, nördlichere, ist das des Pregels; die südlichen Silberstreifen und Streifchen winden sich in mannichfachen Krümmungen zur Narew und mit dieser zur tückischen Weichsel. Der Goldaper Berg wird nicht nur zum „Goldaper Kalender" für die Landleute, welche von seinem reinen oder umnebelten Gipfel auf heiteres oder regnerisches Wetter schließen, nein, er wird auch ein Wasserscheider der Gegend. Weiterhin endlich ändert sich die Scene vortheilhaft.

Die Straße führt durch romantische Tiefthäler und an langgestreckten Höhenzügen hin; Granit tritt in ziemlichen Massen auf; seine Blöcke hat „der Böse ringsum ausgesät", als das Christenthum hier einzog. Nichts destoweniger lachen hinter kleinen Nadelwäldern und Laubgebüschen anmuthige Dörfer hervor; die Seespiegel, oft von Wimpeln belebt und mitunter von bedeutender Ausdehnung, werden häufiger. Wir sind in einem Lande voller Seen. Das früher so morastige Tiefland mochte allerdings den Bewohnern so manche Verstecke geboten und den Ordensbrüdern mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. Die Halbinseln, die sich oft weit in die blaue Fluth hineinziehen, die malerischen „Werder" sind waldreich; das Wild wohnt noch ziemlich zahlreich in den stillen Verstecken; am lichtblauen See trinkt es; schüchtern blickt es vom Saume des Gebüsches durch die Haide hin nach den blinkenden Häuschen. Entzückend liegt z. B. Haaßnen zwischen zwei Seen in einem Lustwäldchen; Spuren einer großen Vorzeit umgeben es und jetzt ist's so still, das ganze Leben dort eine duftige Idylle. Südlicher liegt in reizender Lage Seomanten; das ist Held Seomands Burg, die an den kühnen Verfechter der alten Umwohner gegen die deutschen Ordensbrüder mahnt. Da liegt auch noch die alte Heidenburg; hier und da Spuren von Wall und Gräben; Sagen, stolz fliegende Sagen in Menge, die eine schöne Blumenlese abgeben würden. Der Hauptschauplatz dieser, wie der alten Kämpfe überhaupt, ist das mittlere Sumpfterrain, sowie die Gegend des so fruchtbar und schön liegenden Städtchens Lyk. Mitten im Lykersee erhebt sich das alte Schloß. Der Schöpfer hat sich sichtlich darin gefallen, daß er, sowie das reizende Potsdam in die sandige Mark, hier paradiesische Fluren mit buschigen Hügeln und den jetzt so malerischen, halbverfallenen Burgen gleichsam in das triste Kalkland geworfen hat. Die vielen Seen, im Sommer der Ernteplatz thätiger Fischer und der Lustort gondelfahrender, singen-

der und spielender Städter, sind im Winter nicht minder der Tummelplatz zahlloser Schlitten- und Schlittschuhfahrer. Flügelschnell gleiten die Boten von Ort zu Ort; Besuche und Bestellungen sind schneller abgemacht als je. Eine lärmende Jugend drängt sich mitten inne. Lyk, amphitheatralisch am Berge aufgebaut, leuchtet in seinen hellen Farben wie ein kleines Neapel herüber, wenn man vom jenseitigen Ufer herüberlugt. Und dabei ruht auf den meisten dieser liebreizenden Landstädtchen eine Sabbathsruhe, die höchstens von dem Geknalle peitschender Fuhrleute und dem Geräusche gestört wird, wenn die Fischer ihre Stinte und Maränen mittelst langer „Schubstangen" auf's Dach bringen, wo man sie von der Sonne trocknen läßt. Daß es schön sei in diesem Lande, ist auch bewiesen durch die Gegenwart eines Klosters in diesem protestantischen Lande. Denn selten giebt es wohl bei sonst günstigen Bedingungen einen schönen wenigstens interessanten Winkel der Welt, wo nicht die Klause „beschaulich" lebender Brüder und Schwestern stände; ein Beweis mehr, daß das Kloster immerhin auch „noch Umschau" erlaubt. Auch das Kloster „Heilige Linde" liegt abgeschnitten von dem Treiben der Straße. In dunkler Waldruhe klingen die frommen Lieder der heiligen Beter und Büßer: dort arbeiten sie in ihrem Gemüsegarten, und um so überraschender ist dieses Kloster, als man erst von der „Hohen Ecke" aus, dicht vor dem lieblichen Waldgrunde, den stolzen zweigethürmten Dombau erblickt. Die Baukunst hat ihr Möglichstes gethan, und die Säulenordnung sowie die Ausführung des eigentlichen Mauerwerkes ist strengen Styles. Drinnen hat der geistliche Säckel, was auch zu einem frohen, freundlichen Leben gehört, des edeln Metalls und Marmors nicht geschont, und der von den gastfreundlichen Bewohnern umhergeführte Fremde hat Gelegenheit, die silberne, vielgerühmte Madonna, die Bilder und die kostbare Orgel zu bewundern.

Für Geologen ist diese Ebene nicht ohne hohe Bedeutung. Die ganze Gegend scheint des hochverdienten, verstorbenen Leopold v. Buch Erhebungstheorie des Ostseegebietes zu unterstützen. Die Seen, die durch hunderte von kleinen Flüßchen und Canälen unter einander verbunden sind, haben fast alle eine Streckung von Süd nach Nord. Parallele Beobachtungen der sandigen Höhenzüge ergeben dasselbe Resultat. Der feine Sand ist abgerundet, und scheint dem reinen Spülsande nicht so fern zu stehen, wie er auch entstehen muß, wenn ihn die Brandung der Wellen hin- und wiederwirft.

Von eben solcher Form sind viele Steine, Kalke und selbst Kiesel. Bei Lötzen ferner ist der Höhenzug, welcher das Thal der masurischen Hochebene schloß, gewaltsam durchbrochen. Kalk- und Granitmassen sind in nördlicher Richtung mit fortgeführt worden; kurz, Alles deutet auf den Durchbruch eines alten Wasserkessels nach Norden, nach dem Ostseebassin hin. Die Angerap oder der Pregel möchten noch am besten die Richtung jenes Abflusses bezeichnen. Es sind also ähnliche Beobachtungen, wie man von jener Seengruppe Finnlands gemacht hat, deren Abfluß die Newa wäre und das heraufgestiegene Land der Mitte vielleicht ehedem die alte Insel Thule; es wäre sodann die skandinavische Halbinsel, von welcher die Erhebungstheorie die meisten Beweise erhält.

Der größte See ist übrigens der Spirdeng, dessen Umfang 14 Meilen beträgt, der höchstgelegene aber der schöne Löwentinsee. Im Spirdeng liegt der „Teufelsholm", der Blocksberg jener Landschaft, auf dem es nach dem Volksmunde noch heute nicht geheuer sein soll. Oft sehe man tanzende Lichter, und Besen rauschten durch die Luft! Darum, spricht man, wäre auch die Idee des alten Fritz, hier sein Fort Lyk herzubauen, so unglückselig gewesen!

In dem Landvolk hat sich noch so recht der alte Schlag erhalten, und wie die Welt von dem „wilden Indianer" das Cigarrenrauchen und manches Andere, und vom „vernachlässigten Indier und Chinesen" mancherlei Kunstgriffe der Spinnerei und Seidenweberei angenommen hat, so hat die feine Welt Deutschlands wenigstens vom „verachteten Masuren" die Masurentänze, die flüchtigen, lieblichen Mazurkas, angenommen, die ihren slavischen Ursprung nicht verleugnen.

Der Bauer spricht noch heute meist seinen verderbten, mit vielem Deutsch vermengten polnischen Dialekt. Er ist fleißig, lustig, auch listig und nach Sklavenart gegen Fremde äußerst mißtrauisch. Wer der Leute Sprache redet und ihre Sitte ehrt, wird jedoch bald heimisch. Stehlen ist nach ihren Rechtsbegriffen keine Sünde, wenn man's nur listig anfängt. Der Wald gehört Allen; man „geht nur in den Busch, wenn man Holz stiehlt", wie es früher theilweise in Mitteldeutschland auch war. Selten wird Einer überführt, denn Pfiffigkeit sieht dem Masuren aus dem Gesichte; sie sagen auch: „Wir sind Alle klug geboren." Von Gesetzen haben sie eigne Ansichten. Sie glauben, die seien der Langenweile wegen nach Gutdünken gemacht; um aber nicht zu skandaliren, begleißen sie jeden Polizeidiener und Landgendarmen mit dem hohlsten Titel. Allerlei Litzen und Cocarden sind flugs in ihrem Munde „gnädigste, großmächtigste Herren, verehrteste Herren Executoren ꝛc." Und dabei sieht ihnen dennoch der Schalk oft aus den Augen. Ein Bürgermeister, Stadtrath, Landrath, Kreiscommissar dünkt sie fast ein höheres Blut, ein Hofrath oder Minister ist wohl gar ein Halbgott, der in „diamantner Kutsche" umhercarrossirt. Bekannt durch Zeitschriften ist ihre Meinung von einem Könige; der, meinen sie, könne nicht anders als im „wallenden Purpur" gehen, die goldene Kron' auf dem Haupte. Der fährt in goldener, blitzender Kutsche, der redet nicht so wie Andere; den kann man kaum ansehen. Und als der König einst längst der russisch-preußischen Grenze reiste und dabei Lyk und Johannisburg berührte, da glaubten die Landleute durchaus nicht, daß „der Herr im zugeknüpften Rocke, mit dem bunten Bändchen im Knopfloche und der breiten Mütze" der König gewesen sei. „Ihr denkt wohl, Ihr habt dumme Bauern vor Euch?" hieß es so lange, bis der Amtmann mit seiner Erklärung Einigen die Köpfe klärte. Das war 1844.

Ein Hauptvergnügen ist das Schlittenfahren. Jeder Bauer hat seinen Schlitten; diese sind alle offen, auch in der größten Kälte. Sehr beliebt ist ein eigner Schlag kleiner Pferde mit wolligem Haar. Diese sind flink, ziehen fast immer im Trab und bekommen nur einige Nägel auf die Hufe geschlagen; Hufeisen wären ein Luxus. Sonst sind noch Tänze in verschiedener, auch unschicklicher Façon beliebt. — Bei aller Armuth vieler

Gegenden ist das Landvolk doch ein robustes Volk; hohe Gestalten sind häufig; die bleiche Farbe ist nicht so häufig wie in fruchtbarern Gegenden mitunter. Der Ton ist frisch; die Bedürfnisse sind äußerst gering; luxuriöse Städte sind weit entfernt, Fabrikleben und sein Gefolge selten gekannt. Die Sonntagskleidung besteht in einem langen, blautuchenen „Pfützenwischer", der oft, weil er selten die Ehre des Gebrauches hat, vom Vater auf den Sohn übererbt. Das gescheitelte und hintergestrichene Haar bedeckt eine Mütze, selten ein Hut. Um den Leib wird eine wollene, am liebsten rothgefärbte Schärpe geschlungen. Um den Schuhmacher ist's dort schlecht bestellt; Stiefel sind meist „überflüssige Dinge." In der Woche geht man baarfuß. Außerdem näht man Sohlen an Strümpfe, welche Arbeit Frauen besorgen. Kinder gehen im Sommer meist nackt, selten im Hemde; die Frauen tragen im Sommer meist ein langes Hemde, worauf eine Schürze gebunden wird, selten einen Rock oder ein Halstuch. Ist ein Ball, so gehen die wohlhabendern Bauersleute wohl in Schuhen hin; an Ort und Stelle aber zieht man sie aus; „es ginge sonst über die Sohlen!"

So nett und unsern Landhäuschen entsprechend viele Wohnungen sind, so undelicat erscheint so manche Behausung auf dem Plattlande. Pisébau wird häufig gefunden. Am allerhäufigsten sind auf dem Lande die Holzhäuser. Inwendig werden die Fugen mit Moos verstopft und mit Lehm verklebt; da der Bauer mit seiner nächsten Nachbarn freundlicher Unterstützung sein Haus selbst aufbaut und Holz reichlich im Walde geholt wird, kostet meist solch' ein hölzernes Bauernhaus nicht über 40 Thaler. Es ist auch sehr bald hergestellt.

Im Gehöfte steht das Ackergeräth. Pflüge, Harke, Eggen, Pferdegezäume sind das Wichtigste. Die kleinen, rauchen Pferde laufen oft frei herum. Sie sind auch nicht theuer, 10—12 Thaler das gemeinste, und Pferdediebstahl ist eine ganz besondere Liebhaberei jener Gegenden.

Im Hause ist meist nur e i n e Stube, die von stinkendem Rauch gefüllt ist. Der Rauch des offnen Heerdes suche sich seinen Ausweg! Die hölzernen Tische und Sessel sind geschwärzt. Sonst ist noch ein Topfbrett da; selten, sehr selten ein Schrank; eher noch eine Lade für Kleider; es giebt ja deren nicht viele. Unter dem Ofen ist der Kleinviehstall; Gänse, Enten, Hühner und Ferkel schnattern, gackern und quieken lustig durcheinander. Oft umstehen Schafe und Schweine den Haustisch. Die Luft innerlich ist also schwühl; dazu kommt noch, daß oft bis Pfingsten geheizt wird. Betten sind äußerst selten, Heu- und Mooslager dafür gewöhnlicher. Spiegel fallen schon auf; Spiegelscherben und der Wasserspiegel zeigen dem Mädchen das Bild, ehe sie zum Rutscher fliegt. Die Beleuchtung giebt ein Kienspahn, den man in eine Ritze der mittlern Stubenbalken steckt und der von Zeit zu Zeit erneuert wird. Dies kann um so weniger auffallen, als im Schwarzwalde, Fichtelgebirge, Erzgebirge, ja selbst hie und da im Plattlande, wo reichliches Holz ist, mir dasselbe Verfahren vorgekommen ist. Selten sind die sogenannten „Küchenkunkeln", jene kleinen Lämpchen unsrer Küchen. Beim Scheine solchen Lichts versammeln sich nun, vorzüglich an Winterabenden, die Nachbarn und spinnen, schaben und schnitzeln, indeß man dazu erzählt oder singt. Talglichter kommen nur auf Bällen vor. Während aber die Größern so beisammen sitzen, schauen von droben, vom Olymp des Lehm- oder Kachelofens, verschmitzte Götter herab und bewerfen die Alten mit Lehm. Das sind die Kinder des Hauses, die man im Winter oft fast nackt auf den Ofen placirt, von wo aus sie ungestört die Scene beherrschen. Ist ein Kind krank, so quartiert man es ebenfalls baldmöglichst auf oder hinter dem Ofen ein, denn die „Wärme soll gut thun." Bedenkt man, daß sehr oft 33 Grad R. in solch' einer Stube herrschen, so kann man sich nicht genug wundern, wie die Leute, bei so beharrlichen Grundsätzen für den Ruin ihres Körpers, noch so viel Gesundheit besitzen. Die Kammer und die Küche jener Leute, von unseren Hausfrauen einmal visitirt, würde manche derselben zur Verzweiflung bringen. — Ist Jemand krank, so ruft man insgemein einen alten Schäfer, oder einen Juden oder überläßt im dritten Falle Alles der, freilich unverwüstlich scheinenden Natur. Selbst neuerdings, wo die Regierung für tüchtige Aerzte und deren zweckmäßige Ansiedelung im Lande Sorge trug, sucht der Dörfler ungern deren Hülfe.

Treten wir zum Tische und sehen wir, was der „Verdauungsgeschäftsträger," wie Jean Paul einmal den Magen nennt, zu thun bekommt. Die Hauptgerichte sind immer Brot, Mehlspeisen, vorzüglich Mehlsuppen und Mehlbrei, als Hauptfactor aber auch die Kartoffel und sonst noch hin und wieder Fische, frisch und getrocknet. Zu den Kartoffeln ißt man Speckschnitte, so auch meist zum Brote. Milch, Butter und derlei landwirthschaftliche Erzeugnisse schafft man meist in die Stadt. Wer es haben kann, mästet sich ein Schwein, welches ihn Winters über versorgt. Salz ist die gemeine Zuthat zu den meisten Speisen. Festtagsgerichte sind schon die sogenannte, auch bei uns hier und da beliebte, „dicke Milch," der „Kolacz" (Kuchen), wohin schon bloßer gebackener Weizenteig, Semmeln 2c. gehören, und die derbe, steife „Kapusta" (Sauerkraut), meist mit Kartoffeln zu einem schweren Brei vermengt; endlich liebt man auch Salate, z. B. angesäuerte Rüben, welche letztere jedoch auch warm genossen werden.

Die bedenklichste Leidenschaft der Masuren ist der Trunk. Ueberall ist Branntwein gesucht, Branntwein zu haben; manche Dörfer zählen kaum 40—45 Häuser und haben doch zehn Branntweinschenken. Nur neuerdings hat die Regierung durch allmähliches und doch energisches Einschreiten den Reichthum an Schenken im Lande vermindert. So hatte Nikolaiken vor drei Jahren noch bei seinen 1600 Einwohnern zwölf Branntweinbrennereien und 25 Schenken. Dafür aber hatte die Stadt keine nächtliche Beleuchtung, höchstens an manchen Stellen ein Dämmerlicht, nämlich vor den Wirthshausthüren. Daher kam zweierlei. Einmal fanden sich die Leute, die nach Hause wollten, oft kaum und nach bittern Anstrengungen und übeln Lagen nach Hause; und zum Zweiten zogen es Viele vor, ehe sie sich im Finstern verirrten oder in der miserabeln Straße fielen, in die trübe winkende Schenkenhalle einzulenken, wo das „Lämpchen noch glühte" — Ferner fehlte es der Stadt an einer Thurmuhr. Wurde nun zu Gerichtsverhandlungen eingeladen, oder ging man zur Kirche, so kamen die Leute, vorzüglich die Dörfler, weil bei ihnen an eine Uhr nicht zu denken ist, meist

falsch. Gewöhnlich kam man aus Fürsorge zu zeitig und was konnte man anders anfangen? Da die Zeit, die man eher kam, oft mehrere Stunden betrug, die Zeit aber doch verbracht werden mußte, so steuerte man in den sichern Port der Spiritushölle; denn von Stärkung war und ist meist keine Rede; der Masur trinkt aus Liebhaberei sich bis zum Völler. Dazu muß man billigen Brensel schaffen und so ist sein Leibtrank ein erbärmlicher „Kartoffelfusel" geworden, der die Kartoffel theuert und den Leuten den Appetit verleiden könnte wenn sie nur etwas empfindlich wären. Hat der Bauer einen „guten Schlag gemacht," seine Producte in der Stadt gut abgesetzt, seinen Kalk verkauft, so geht denn Mann und Weib, um sich in solcher Weise „etwas zu Gute zu thun." Dabei ist's denn oft schon vorgekommen, daß auf dem Nachhausewege die zwar auch nicht sichere Frau des Masuren doch die Zügel ergriff, ihren Mann hinten ins Schlittenstroh trieb und, zu Hause ankommen, erst bemerkte, daß sie ihren Mann aus dem Strohe verloren hatte. Es sind mehrere Fälle bekannt, daß solcherweise betrunkene und von leichtem Fuhrwerke in den Schnee herabgerutschte Masuren elendiglich in ihrer Betrunkenheit erfroren sind. — Mehrere Kannen Fusel zu trinken, ist dem Masuren, wenn er sich „ein Vergnügen machen und um seinen Verstand bringen will," oft Spaß. Selbst Frauen besitzen oft in dieser Kunst eine fabelhafte Virtuosität; Kinder bekommen bei leichten Uebeln, oft noch wenn sie die Mutterbrust säugen, Branntwein. Der „Wuttki" ist der Freudenspender, „Wuttki" verklärt Alles, „Gott Wuttki" ist's, der in eine Tabasse gebannt, und in die Brusttasche geschoben mit zur Kirche wandert.

Was man von geistiger Bildung erwarten kann, ist leicht zu errathen. Es giebt ganze Dörfer, in denen Niemand schreiben und auch der Richter seinen Namen kaum kritzeln kann. Die deutsche Bildung der Landräthe, Advocaten, Apotheker und Förster, in vielen Fällen der wenigen Lehrer läßt diese Factoren der Volksbildung meist ohne nachdrücklichen Einfluß. Doch verstehen die Geistlichen und etliche Lehrer diesen polnischen Dialekt der Masuren und in jüngster Zeit sucht man namentlich durch die Schulen einzuwirken.

Das Landvolk ist durchweg deutsch gesinnt, aber doch geht das Deutsche schwer ein. Mißverständnisse vor Gericht und ein überhaupt erschwertes Gerichtsverfahren sind solcherweise leicht erklärlich. Der Jurist muß übrigens noch außerdem den Aberglauben, die losen Finten, die Schleichwege, die eigenthümlichen Gebräuche des Volkes kennen. So feiert man z. B. alle Feiertage mit, auch die katholischen, trotzdem daß wenige Katholiken im Lande sind. Alles steckt noch voller Hexen und Teufel; Be- und Versprechungen sind allerorts zu sehen. Unglück ist's, eine Spinne Abends zu sehen, eine zu treten; Unglück, wenn ein Frosch, ein Hase über den Weg passirt; Unglück, wenn Einem früh ein altes Weib begegnet. Nie dürfen die Wagenräder, von rechts anfangend, gestrichen werden, das Vieh würde müde werden oder stürzen; die Räder muß man dabei links drehen, sonst hinkt der Teufel nach. Einige Tage vor der Hochzeit muß die Braut ins Haus des Bräutigams zur „Probe ziehen;" gefallen sie sich nicht, gehen sie wieder auseinander. Die Obrigkeit hat auf alle Mißbräuche ein strenges Augenmerk gerichtet. Die Hand von sich abgewendet, oder den Daumen eingebogen: so glaubt man, dürfe man ohne Beeinträchtigung seines Gewissens auch falsch schwören. Das Schmuggeln ist an der Tagesordnung; weder harte Strafen, noch verdoppelte Kosakenpiquets, noch Mauthhäscher können ihm steuern. Geht mit Geldbestechung kein Entschlüpfen an, wenn einmal eine Bande erwischt ist, so versucht man's mit Gewalt; ja, die Rauferei wird zur Ehrensache und die empfangene neue Wunde nur eine neue Decoration, mit welcher der Bursche im Kruge dann prahlt. Und unter solchen Umständen ist auch das Volkslied, welches fast durchweg launig ist, noch auf einer sehr niedern Stufe; gar viele derselben streifen stark in's Gebiet der Gemeinheit hinein. Wo aber ein Volk noch nicht den göttlichen Genius des reinen Liedes begrüßt, wo die Kunst in keiner Weise edel einziehen konnte, da ist es auch mit den Begriffen von Geschmack, Schönheit, Recht und Bildung eine gar arme Sache, und die durchweg deutschgebildeten Gegenden Ostpreußens zeichnen sich gar hervorstechend vor dem doppeltarmen Masurenlande aus.

H. Sthlr.

Die Sagen vom Freischütz und von Freikugeln.

— Unter dem Titel: „Jägerbrevier" erschien soeben (Dresden bei Schönfeld) ein Codex der gesammten Jägerei, namentlich in Bezug auf Alterthümer und Curiositäten wohl die erste vollständige Sammlung. Das alte Jagdceremoniell ist bisher noch nicht mit seinen Geheimnissen und Künsten im Druck mitgetheilt. Auf die alten Waldsprüche haben nach Grimm kürzlich Pröhle (in den Harzbildern) und Oscar Schade (im Weimarischen Jahrbuch) aufmerksam gemacht. Wir erhalten diese Denkwürdigkeiten im Munde des Volks und jagdgerechter Männer im „Jägerbrevier" in einer Vollständigkeit, die von des Sammlers und Herausgebers außerordentlicher Belesenheit zeugt. Die zweite Abtheilung des Buches besteht aus einem Jägerkalender, dessen lustige Reime ergötzlich genug sind. Jägerkünste und Jägeraberglauben bilden den dritten Abschnitt des Breviers; Sagen machen den Schluß, die von historischer Bedeutung sind und Land und Leute, Zeitalter und Oertlichkeiten charakterisiren. Laube's Jagdbrevier, dies artige und ergötzliche Büchlein, erlebt hiermit gleichsam seine Ergänzung aus dem Staube der frühern Jahrhunderte. Wir entheben der Sammlung, was der Herausgeber (Hofrath Gräße in Dresden) über die Sagen vom Freijäger und von Freikugeln zusammenstellt.

Die Sage von nie fehlenden Zauberpfeilen ist sehr alt, gehört schon dem orientalischen und skandinavischen Alterthum an. Ein solcher Zauberpfeil war derjenige, welcher, als der norwegische König Haquin den Prinzen Harald und sein Heer geschlagen, mitten aus der Luft geflogen kam, hin und her flog, als suche er Jemanden, und nachdem er eine Zeit lang in der Luft geschwebt und ein Jeder mit Furcht und Entsetzen

erwartet, auf wen er wohl zielen werde, plötzlich dem König, der zu seinem Schiffe zurückkehren wollte, in den Leib fuhr. Man glaubte, Harald's Mutter Gumilda, welche in Finnmarken die Zauberkünste erlernt, habe ihn aus weiter Ferne abgeschossen, um die Niederlage ihres Sohnes zu rächen. Die nordische Sage kennt noch einen älteren ähnlichen Fall. Als der Dänenkönig Hading auf seinem Kriegszuge gegen den Schwedenkönig Uffo mit seiner Familie an der Küste von Norwegen vorbeisegelte, erblickte er am Ufer einen alten Mann, der mit seinem Mantel winkte, man solle ans Land kommen. Ob nun gleich die Gefährten des Königs ihm abriethen, solches zu thun und nicht hierdurch unnütz die Zeit zu verlieren, ließ ihn derselbe doch auf sein Schiff holen und lernte von ihm, wie er seine Krieger in gehörige Schlachtordnung stellen sollte; in der Schlacht selbst aber stellte sich jener Alte, unter welchem Viele sich den Odin denken, hinter die Dänen und zog aus einem Sacke, der ihm am Halse hing, einen Bogen heraus; dieser war Anfangs sehr klein, als er aber gespannt war, erschien er viel größer und länger. Auf diese Sehne legte er zehn Pfeile, welche er auf die Feinde losschoß, und machte damit so viele Wunden, als es Pfeile waren. Aehnlich ist der Speer Odin's Gungnir, von dem in den nordischen Sagas oft die Rede ist; wenn er ihn über eine Schlacht wirft, so müssen alle die fallen, über die er hinwegfliegt. Etwas Aehnliches erzählt der französische Roman des Hüon von Bordeaux von Oberon dem Feenkönig, der sich auf der Jagd eines Pfeiles bediente, dem augenblicklich jedes Wild stand, welches er wollte. Auch in Legenden kommt öfter der Pfeilschuß ins Blaue hinein vor, der aber immer in der Ferne dahin trifft, wo ein kostbares Heilkraut wächst, wo eine Kirche gebaut werden soll ꝛc. Eine solche Sage, erzählt der bekannte Tabernämontanus in seinem Kräuterbuch (Basel 1687. fol.) unter „Weiße Eberwurz" S. 1068, es sei diese Wurzel Carlina vom Kaiser Carl genannt worden, denn zur Zeit seiner Regierung, als er „viel Christenliche Kriege geführt, sei eine grausame Pestilentz in sein Heer gekommen, davon viel tausend Menschen hinfielen," das habe den frommen Kaiser bekümmert, also daß er Gott fleißig bat und ihm im Schlaf ein Engel erschien; der habe aus einer Armbrust einen Pfeil geschossen, mit Vermahnung, er solle aufmerken, auf welches Kraut der Pfeil fallen werde, mit demselben solle er seinem Kriegsvolke „von der Pestilentz abhelfen," und solches sei geschehen.

Endlich wird berichtet, der Graf von Norwegen, Haquin, habe bei seinen Kämpfen mit den Wollinschen Seeräubern die Hexen Thorgerd, Holgabrud und deren Schwester Yrpa durch ein Opfer veranlaßt, auf seine Flotte zu kommen, und diese hätten mit so vielen Pfeilen zugleich auf die Feinde gezielt, als sie Finger an den Händen hatten, und damit so sicher getroffen, daß jeder Pfeil seinen Mann zu Boden gestreckt habe.

Im Hexenhammer wird erzählt: „Es giebt zauberische Bogenschützen, die am Charfreitag in dem Augenblick, wo die Messe celebrirt wird, das Bild des Gekreuzigten nehmen und darnach wie nach einer Scheibe schießen. Weil sie nun gewöhnlich hierbei drei oder vier Schüsse nach dem Crucifix thun, können sie auch eine gleiche Anzahl Menschen an jedem Tage tödten. Wen sie nun aber treffen wollen, der mag sich verbergen, wohin er will: er ist ihnen verfallen, ihr Geschoß erreicht ihn, auch wenn sie ihn nicht sehen. Sie können aber auch, wenn sie wollen, einem Andern einen Pfennig vom Kopf herunterschießen, ohne ihm Schaden zu thun, sei es mit einem Pfeile, sei es mit einer Kugelbüchse. Um diese Fertigkeit zu erlangen, müssen sie jedoch ein völliges Bündniß mit dem Teufel schließen.

Ein Fürst am Rhein, seines langen Bartes wegen (Eberhard) der Bärtige (Herzog von Württemberg) genannt, belagerte eines Tages das Schloß Lauterbrunnen (Leudenbrunnen), um die dort nistenden Raubritter zu vertreiben, und hatte unter seinem Gefolge einen Zauberschützen, Namens Puncker, bei sich, der die Besatzung dermaßen molestirte, daß er Alle bis auf einen mit seinen Pfeilen umbrachte. Er verfuhr dabei so, daß er Denjenigen, welchen er einmal aufs Korn genommen, wohin derselbe sich auch wenden mochte, mit seinem Pfeile tödtlich verwundete und tödtete, hatte aber an jedem Tage nur drei solcher Schüsse in seiner Gewalt, weil er auch nur drei Pfeile nach dem Bilde des Gekreuzigten geschossen hatte. Drei Schüsse aber verlangt der Teufel als Beweis der Abschwörung der H. Dreieinigkeit. Waren jene drei Schüsse gethan, so schoß er seine Pfeile wie jeder Andere nur aufs Geradewohl. Nun trug es sich zu, daß einer von der Schloßbesatzung spottweise zu ihm hinabrief: Puncker, willst Du nicht den vom Thore herabhängenden Ring unversehrt lassen? Da antwortete jener zur nächtlichen Stunde von außen: Nein, am Tage, wo das Schloß erobert werden wird, will ich ihn wegnehmen. Und er hielt, was er gesagt hatte. Denn nachdem Alle bis auf Einen gefallen waren, ward die Burg erobert, und Puncker hing den Ring an seinem Hause zu Norbach in der Wormser Gegend auf, wo man ihn noch heute sehen kann. Indessen ward er selbst nachher von Bauern, denen er sehr beschwerlich fiel, an einem Abend mit ihren Grabscheiten umgebracht und starb so in seinen Sünden dahin. Man erzählt von ihm auch, daß einer der Großen jenes Landes, der einen sicheren Beweis seiner Kunst haben wollte, ihm seinen eigenen kleinen Sohn als Zielscheibe hinstellen ließ, und auf die Mütze des Knaben einen Pfennig als Ziel legte und ihm befahl, den Pfennig, ohne die Mütze zu treffen, herabzuschießen. Obgleich nun der Bösewicht dies lieber nicht thun wollte, um nicht vom Teufel zu seinem eigenen Verderben verführt zu werden, so ließ er sich doch durch die Worte des Fürsten dazu verleiten, steckte aber einen Pfeil in seinen Gürtel und einen zweiten legte er auf die Armbrust, schoß auch mit diesem den Pfennig von der Mütze des Kindes, ohne dasselbe irgendwie zu beschädigen. Als nun jener hierauf den Bösewicht befragte, warum er den zweiten Pfeil in den Gürtel gesteckt, antwortete er: Wenn ich, vom Teufel verführt, meinen Knaben getödtet und ich dafür hätte sterben müssen, dann hätte ich sofort mit dem zweiten Pfeile Euch durchbohrt, um wenigstens so meinen Tod zu rächen! (Ganz wie Tell.)

In dem Bisthum Kostnitz in der Nähe der Burg Hohenzorn und einem Nonnenkloster ist jetzt (Ende des 15. Jahrhunderts) eine Kirche neu aufgebaut worden, in der man ein

mit einem Pfeile durchbohrtes Crucifix, als wäre Blut aus den Wunden gequollen, sehen kann. Ein gewisser Bösewicht nämlich, der vom Teufel drei oder vier sichere Armbrustschüsse erlangen wollte, schoß auf einem Kreuzwege mit einem Pfeile nach dem Bilde des gekreuzigten Heilandes und durchbohrte es auf die Weise, wie es noch jetzt sichtbar ist; als nun aber auf wunderbare Weise Blut heraustropfte, blieb der Elende auf einmal durch göttliche Kraft wie angenagelt am Boden heften. Als er nun von einem Vorübergehenden befragt wurde, warum er hier so fest stehen bliebe, schüttelte er den Kopf, indem er an Armen und Händen, mit denen er die Armbrust hielt, und am ganzen Leibe zitterte, konnte aber keine Antwort herausbringen. Wie nun der Andere sich umsah und das Crucifix und in diesem den Pfeil und das Blut erblickte, sagte er: Nichtswürdiger Bösewicht, Du hast das Bild unseres Herrn durchschossen! Hierauf rief er andere Leute herbei und sprach: Gebt Acht, daß er nicht entflieht! ob er gleich, wie bemerkt, sich nicht vom Flecke rühren konnte. Er lief hierauf zur Burg hinauf und erzählte, was geschehen war. Von dort eilten Alle schnell herab und fanden den Elenden noch an demselben Orte stehen, und nachdem er auf Befragen sein Verbrechen gestanden, konnte er, sobald die öffentliche Gerechtigkeit ihre Hände an ihn gelegt, auch von seinem Orte entfernt werden, und erhielt für sein Vergehen durch einen elenden Tod die verdiente Strafe." Uebrigens fanden sich, wie der Verfasser des Hexenhammers erzählt, zu jener Zeit fast an allen Höfen dergleichen Zauberschützen, die öffentlich mit ihrer Teufelskunst prahlten und großthaten.

Augustin Lercheimer von Steinfelden erzählt von dergleichen Zauberern, wie sie Anderen Bogen und Büchsen zu beschwören wüßten, daß sie fehlten, und die ihrigen segneten, daß sie träfen. Er sagt auch, er habe einen Büchsenmeister gekannt, der sich vermessen, er wolle Alles treffen, was ihm nur innerhalb Schusses wäre, daß er's erreichen könne, ob er's gleich nicht sehe. Dieser ließ sich brauchen in der Stadt W. in der Belagerung. Da hielt nun vor derselben in einem Wäldlein ein vornehmer Oberster und Herr, den er nicht sah; er erbot sich, er wolle ihn erschießen, aber es ward ihm verboten, er solle es nicht thun. Da schoß er aber durch den Baum, unter dem jener auf seinem Roß hielt und zu Morgen aß.

Balvassor, der Krainische Geschichtschreiber, gedenkt eines vornehmen Herrn, welcher täglich drei unfehlbare Schüsse hatte, damit konnte er, was man ihm nur nannte, sicher treffen. Ein solcher Schütz kann sich aufgeben lassen, was er schießen soll, Hirsch, Reh oder Hasen, und braucht dann nur aufs Gerathewohl die Flinte zum Fenster hinaus abzudrücken, so muß Alles Wild fallen. Ebenso versichert Eberhard Gockelius, daß es Scharfschützen gebe, die Leute durch Geschoß verletzten und beschädigten; so habe er erfahren, daß ein Mensch einen andern über sechshundert Meilen Wegs erschossen habe, wie auch einmal zu Paris geschehen sei, daß ein Ehemann über Meer wegen seines Weibes, zu der ein Anderer große Liebe getragen, ermordet worden.

Ueber Büchsenkünste siehe: J. B. Hartmann, Neue Teufelsstücklein. Nürnb. 1721. 18. S. 56.: „1. Etliche lernen, wie sie des Tags drei gewisse Schüsse thun können, wohin sie wollen, und schießen, was sie wollen, sie wissen ihre Schüsse so meisterhaft anzulegen, daß sie nicht fehlen: Etliche können das Wild bannen, daß es muß stillstehen und ihnen den Schuß aushalten. 2. Sind Andere, welche, wo sie einem andern Schützen ins Rohr sehen, soll es demselben unmöglich sein, loszubrennen und Feuer zu geben. 3. Andere können mit einem Büchsenrohr hundert, ja gar an zweihundert Schritt weit, auch wohl in einen Reichsthaler schießen, so oft sie wollen. 4. Andere unterwinden sich, Alles, was innerhalb eines Schusses sei, ob sie es gleich nicht sehen, nur aber wissen, daß es dastehe und liege, und sie vorher gesagt, daß sie es treffen wollen, gewiß und unfehlbar zu treffen. 5) Andere schießen mit einer Kugel aus einer Büchse oder mit einem Pfeil aus einer Armbrust einem Menschen einen Pfennig vom Haupt ohne alle desselben Verletzungen. 6. Andere gießen gewisse Kugeln, mit welchen sie gewissen Schuß haben, wohin sie wollen, oder solche, die da müssen falsch treffen, wo nicht Menschen, doch Hund oder anderes. — So findet sich's, daß Etliche in einen Schuß ein Körnlein Fahrsaamen unter das Pulver thun, welcher Fahrsaame mit zauberischen Worten und Ceremonien in einer gewissen Mitternacht des Jahres vom Teufel gefordert und weiß nicht wo geholet oder empfangen worden."

Mit diesem Farnsamen trieb man übrigens noch andern Aberglauben. So erzählt Panzer (Beitr. z. Deutsch. Mythologie) von Plankstetten in Ober-Franken Folgendes: In der Christnacht gehen sie auf den Kreuzweg, und man sagt dann: „In der Christnacht geht man in den Farnsamen". Da kann man sich Alles wünschen, was man will und der Teufel muß es bringen. Sonst ging Hoch und Nieder in den Farnsamen; Jäger wünschten sich den Freischuß, d. i. daß man Alles trifft, die Meisten den Wechselthaler, welcher, so oft er auch ausgegeben wurde, immer wieder in die Tasche zurückkehrte rc. In eine andere Jahreszeit setzt Prätorius diese Sitte. Er sagt, man solle in der Nacht St. Johannis Farrenkraut unterbreiten, dann falle Magsamen (Mohnsamen), der habe viele und mancherlei Tugenden an sich und werde gegen Zauberei getragen.

Eine ganz eigene Art von Zauberschützen waren die, welche aus Leim oder Wachs Menschenbilder formirten, die sie in des Beelzebub Namen tauften und mit dem Namen dessen benannten, dem sie Schaden zufügen wollten. Diese Bilder stellten sie an eine Wand und schossen darnach mit Pfeilen oder Kugeln, und wo sie hintrafen da sollte Der getroffen werden, den sie hier zu richten vermeinten. Fehlten sie aber das Bild zum dritten Mal, so traf der letzte oder dritte Schuß den Zauberer selbst. Etwas Aehnliches soll Theophrastus Paracelsus gethan haben, der überhaupt machen konnte, daß ihm das Wild im Wald nachlief; er soll nämlich seinen abwesenden Apotheker dadurch erschossen haben, daß er nur dessen Bild an die Wand malte und darnach schoß.

In Deutschland haben sich dergleichen Erzählungen bis auf den heutigen Tag erhalten; B. Baader in seinen „Volkssagen aus dem Lande Baden" erzählt Folgendes:

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war auf dem Dörr-

hof bei Rauenburg in Baden ein Jäger, der, weil er drei Freischüsse gethan, alles, was er wollte, schießen konnte. Die Freischüsse that er so, daß er auf ein Tuch kniete und das erste Mal gegen die Sonne, das zweite Mal gegen den Mond, das dritte Mal gegen Gott schoß, wobei vom Himmel drei Blutstropfen fielen. Nachdem er gestorben, ging er sogar am Tage im Walde im Dörrhof in seiner Jägerkleidung mit Gewehr, Büchsenranzen und Jagdhund um. Durch den Schinder von Laukenhof wurde er in einen Sack beschworen, in die obere Klinge zwischen Grünenwörth und Mondfeld getragen, und dort unter einen Felsen gebannt, der die Schinderskammer heißt. Seit dieser Zeit wird die Klinge vom Vieh gemieden; auch ist schon daselbst bei Nacht ein schwarzer Mann gesehen worden.

E. Meyer in seinen „Deutschen Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" schreibt:

In der Umgegend von Freudenstadt im Württembergischen erzählt man, der ewige Jäger habe in der Weihnacht oder Charfreitagsnacht gegen die Sonne geschossen, worauf Blut herabgeflossen sei. Dies Blut habe er in einem Tuche aufgefangen und Bleikugeln damit benetzt, und mit solchen Kugeln habe er Alles treffen können, was er nur habe erreichen wollen*). Seien die Kugeln verschossen gewesen, so habe er einen frischen Schuß gegen die Sonne gethan. Dafür muß er nun jagen und zieht mit Hundegebell und Jagdgetöse in der ganzen Welt umher.

Der Jäger Kuernle (Konradle), auch Junker Kunz oder Kuenz genannt, war Forstknecht auf dem Einkorn, und hatte dafür, daß er Alles treffe, was ihm vor den Schuß komme, seine Seele dem Teufel verschrieben. Dadurch ward er ein gefürchteter Jäger und kein Wilderer entging seinen Kugeln. Er hielt zugleich eine Schenke auf dem Einkorn und hatte vielen Zuspruch von den benachbarten Ortschaften, von Komburg, Steinbach, Hall u. a. So gab er eines Tages Tanz und Spiel in seinem Hause, wozu sich viele Gäste aus den benachbarten Orten eingefunden hatten. Als der Reigen nun in vollem Zuge war und die Musik lustig ertönte, ward Konradle plötzlich hinausgerufen und ihm gemeldet: es liege unter einer nahen Eiche ein prächtiger Edelhirsch dem Verenden nahe. Sogleich ging Konradle mit einigen Forstknechten hin, fand jedoch an dem bezeichneten Platze den Hirsch nicht; wohl aber war der Boden und das Gebüsch umher zerstampft und zerwühlt. Nun hieß Konradle die Anderen zurückbleiben, indem er sagte: der Hirsch müsse sich nur ins Buschwerk zurückgezogen haben, er wolle ihn jetzt wohl allein finden. Aber kaum war er eine Strecke weit in das Gebüsch vorgedrungen, als seine Begleiter plötzlich ein jammervolles Hülfsgeschrei vernahmen und nach dem Platze hineilten, von welchem der Ruf erscholl. Hier fanden sie eine große Blutlache. Von dem Jäger Konradle aber war nichts mehr zu sehen. Seine Zeit war umgewesen, der Teufel hatte ihn geholt. Seitdem jagt Kuornle oft bei Nacht durch den Wald und führt die benachbarten Jäger irre. Mit manchen Bauern soll er sich gut stehen und ihnen bisweilen die Büchsen laden und richten. In Bellberg und Stöckenburg nennt man den Konradle: Junker Kuonz und glaubt, er sei eigentlich derselbe wie der Rehberger, mit dem er das nämliche Revier hat.

*) Damit sind wohl die sogenannten Blutkugeln gemeint, von denen man sagt, daß wenn man mit ihnen in einen Wald schießt, wo nur ein einziges Stück Wild ist, man dasselbe doch trifft, wenn man auch nicht weiß, wo es steckt, wenn aber keins vorhanden und man losschießt, kommt die Kugel auf den Schützen zurück.

Mone, in der „Zeitschrift für die Deutsche Vorzeit" erzählt vom Freijäger:

In Salmbach war ein Jäger, welcher jedes Stück Wild, es mochte noch so entfernt sein, schießen konnte. Lange bat ihn ein Jägerbursch vergebens, ihn dieses zu lehren; endlich willigte er unter der Bedingung ein, daß der Bursch ja nichts davon verriethe. Er befahl nun demselben, im Advent zum Abendmahl zu gehen, aber anstatt die Hostie zu genießen, sie heimlich einzustecken und dann ihm zu übergeben. Nachdem der Bursch Alles so gethan hatte, mußte er in der Christnacht um zwölf Uhr mit seinem Herrn in den Wald gehen. Dort stellte sich derselbe, die Hostie zwischen zwei Fingern haltend, ihm gegenüber und sagte ihm, er solle auf dieselbe schießen und sich durch nichts, was er sähe, abhalten lassen, indem es ihm sonst übel erginge. Der Bursch legte an; da erblickte er in der Hostie unsern Heiland, warf das Gewehr weg, fiel aber im nächsten Augenblick todt zur Erde. Kurze Zeit nachher starb auch der Jäger, und spukte darauf so sehr im Hause, daß seine Frau einen Mann kommen ließ, der ihn herausschaffen sollte. Als derselbe den Geist beschwor, sagte dieser, daß er nicht aus dem Hause gehe, sich jedoch jeden Platz darin zum Aufenthalt gefallen lassen wolle. Der Mann bannte ihn nun in einen Schrank, welchen er nebst dem Zimmer verschloß und der Frau den Schlüssel einhändigte. Nachdem diese nun sich wieder verheirathet hatte, wurde sie öfters von ihrem Manne gefragt, was in dem immer verschlossenen Zimmer sei. Sie antwortete stets ausweichend, vergaß aber einst, als sie in die Kirche ging, die Schlüssel mitzunehmen. Ihr Mann fand dieselben und öffnete dann das Zimmer und den Schrank. Da sah er in diesem den Jäger stehen, der mit einem Gewehr nach ihm zielte. Entsetzt und von Wahnsinn ergriffen floh der Mann aus dem Hause, lief bei der strengen Winterkälte im Walde umher und wurde am folgenden Tage erfroren aufgefunden.

H. Pröhle erzählt in seinen „Harzsagen" drei Geschichten, die hierher gehören.

Der Förster von Ahrensberge in der Harzburger Gegend mußte einmal viel Wildpret nach Braunschweig abliefern, wohin damals noch die Jagd vom Ahrensberge gehörte. Er hatte aber einen alten und einen neuen Jägerburschen, und der neue schoß täglich ein Stück Wildpret. Einstmals ging ihm der alte Jägerbursche heimlich im Holze nach; da sah er, wie der andere eine große Broombüchse, wie sie auch auf den Hütten gebraucht wird, um den Gehalt des Erzes zu erkennen, herauszog. Aus der Broombüchse aber flog eine Brummes (Bremse) heraus und darauf war auch sogleich Wildpret da. Als er geschossen und getroffen hatte, kam die Brummes wieder und

flog in die Broombüchse hinein. Der alte Jägerbursche verkündigte aber dem Förster, was er gesehen hatte, und sogleich schickte der den neuen aus dem Dienste.

Bei dem Förster in Zellerfeld am Harze war ein Jägerbursche in Dienst, der konnte jede beliebige Kugel als Freikugel schießen. Der Förster hatte einen dreizehnjährigen Knaben; der wollte auch die Kunst lernen. Er quälte also den Jäger alle Tage, sie ihm beizubringen. Der Jäger sagte zu dem Knaben: wenn er confirmirt würde, sollte er den wahren Leib behalten und nach Haus bringen, das Weitere wollte er ihm dann noch sagen. Ein halbes Jahr nachher wurde der Knabe confirmirt und brachte den wahren Leib mit nach Hause. Der Jäger ging mit ihm ins Holz, spendelte das Brot an einen Baum, lud das Gewehr und gab's dem Knaben, der nun nach dem Brote schießen sollte. Dieser weigerte sich und sagte, nach der Oblate könne er unmöglich schießen. Der Jäger aber sagte, jetzt müsse er nach der Oblate dreimal schießen oder er wäre verloren. Der Knabe nahm das Gewehr, schoß nach der Oblate ungefähr hin und traf jedesmal bei alledem, daß er nicht darnach gezielt hatte. Seit dieser Zeit hat er freie Kugeln schießen können. Nachher ist er Förster geworden und hat manchmal seine Geschicklichkeiten sehen lassen des Spaßes wegen. Wenn er zuweilen an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten, Rehbraten oder einen Auerhahn. Dann habe er die Flinte genommen, blindlings zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: Geht in den Garten, oder: geht in den Hof, oder: auf die Gasse, da liegt's! Und wenn sie dahin gegangen sind, wo er gesagt hat, haben sie es gefunden. Zuweilen hat er auch gefragt, wo's liegen sollte, und jedesmal hat's auch da gelegen, wo es die Leute haben wollten. Bei seinem Tode hat ihm der Teufel den Hals umgedreht und rings um den Hals hat er einen blauen Streifen gehabt, wie ein blaues Halsband.

In Lerbach am Harze war ein Schütze; der traf so gut daß er immerfort auf den Schützenhof kam, wenn das Schießen eben vorüber war; dann that er noch seine drei Schüsse und dadurch wurde er jedesmal der Bestemann. Einstmals kam er auch so spät an und die Schützenbrüder sprachen untereinander; jetzt wird er uns abermals den Gewinn entreißen. Der gute Schütze aber lehnte sein Gewehr an den Schießstand und sagte dann: es möge ihm Niemand etwas zum Schur oder zum Tort thun, er könne sonst nicht dafür einstehen daß kein Unglück geschehe. Es standen ihm aber drei Scheiben statt einer vor Augen, das sahen die Andern nicht, und nur der Eine wußte es, der ihm das Blendwerk dort hingestellt hatte. Als die beiden falschen Scheiben nicht verschwanden, schoß er los auf die Scheiben, und da fiel der Mann, der das Blendwerk gemacht hatte, gerade hinter ihm zu Boden und war mitten ins Herz getroffen.

In Lerbach wird auch erzählt, daß in der „Wäsche" drei kreideweiße „Wolperte" (Rehe) auf hoher Klippe gefunden und sich dem Jäger gezeigt haben. Der Förster Fleischmann sah einst im Hahnenwinkel zwischen Lerbach und Osterode eine große Katze. Da lud er einen Mathier [*]), vor dem aller Spuk zunichte wird, in die Büchse, und als die Katze das sah, stand sogleich eine natürliche Frauensperson da, die er genau kannte. Da sagte er zu ihr: „Thue das nicht wieder, was Du jetzt gethan hast, sonst bist Du geliefert." Da ging das Weib beschämt von dannen. Sogar als Hasen sind den Jägern hier bereits Hexen erschienen.

[*]) Kleine niedersächsische Scheidemünze. — Was den Harz, seine Sitten und Gebräuche betrifft, so machen wir noch auf eine Reihe von Abhandlungen aufmerksam, deren Heft 1 (Aschersleben bei Bayer) soeben erschienen ist: „Beiträge zur Kenntniß des Harzes, seiner Geschichte und Litteratur." Von Gustav Heyse.

Zur Chronik.

Franz Lißt „mit Gewalt" in Dresden.

— Wir haben von einem „guten," unter Brüdern 1000 Thaler werthen Ereigniß zu melden, von dem Lißt-Concert zum Besten des Orchesterpensionsfonds. Es heißt etwas jesuitisch denken, aber wir denken in diesem Falle so: der Zweck heiligt alle Mittel, und „zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will," ist eben der wohlthätige Zweck gegeben. Ja, wir haben noch eine Zukunft, und der Theaterpensionsfonds der Wittwen und Waisen hat den Ertrag eines vollen Hauses nicht blos in unsicherer Zukunft, sondern für dies Jahr in sicherer Gegenwart vor sich. Insofern war das Ereigniß sehr gut. Es ist auch gut, daß Dresden Gelegenheit bekam, seinen auch hier von der Partei der Desperation so gewaltig gestachelten Appetit nach Zukunftsmusik zu sättigen. Bei unnatürlichem Heißhunger übernimmt man sich freilich und wird dann plötzlich satt auf lange. — Doch scherzen wir nicht mit „heiligen" Dingen! Ein Weimarischer Pastor verfaßte ganz kürzlich einen Cyklus von Gedichten, der gedruckt auch hier umläuft, natürlich für Lißt mit Gewalt. In diesen Gedichten wird Franz Lißt als Heiland geschildert, seine in der Welt wohlvertheilten Anhänger und Schüler als die zwölf Apostel. Auch am Judas fehlt es unter den Zwölfen nicht; Herr Joachim der Violinist, der etwas abschweift nach den überwundenen Standpunkten von weiland Haydn, Gluck, Mozart, Herr Joachim ist der Judas unter den Aposteln. Doch zur Sache, Franz Lißt kam, dirigirte und siegte. Aber es war ein Sieg, daß er sich wie weiland König Pyrrhus sagen muß: Noch einen solchen Sieg und ich wandere am Bettelstabe zum Lande hinaus! Er kam und brachte uns sein prometheisches Feuer, seinen entfesselten Prometheus nach Herders Text. Was wirklich Feuer, Licht und Glanz in diesem Lißtschen Prometheus ist, stammt in der That vom Himmel, ist von Haydn und Beethoven gestohlen; selbst Flotow hat herhalten müssen zum Lißtschen Pastorale, einem „Chor der Schnitter," von dem man sagen kann, er sei sauber gearbeitet, fein und discret aus freilich längst überwundenem, wenn auch thatsächlich nach vorhandenem Material zusammengesetzt. Was daran „Zukunft" sein soll, begriffen wir in unserer Befangenheit nicht, wir hörten lauter Vergangenheit und Gegenwart von anderen Componisten heraus. Daß dies Pastorale im gedankenlee-

ren Schattenreich der ganzen Lißtschen Composition der Lichtpunkt sein soll, merkten wir wohl, denn die „Wohlvertheilten," aus Weimar, Leipzig und Berlin Zusammengekommene, verlangten es da capo. Wie Bresche geschossen war, glaubten diese kühnen Zukunftsapostel weiter gehen zu dürfen, um ein nächstfolgendes Stück wiederholt zu fordern; allein Publicus merkte die Absicht, war verstimmt und zischte sein Veto. Eine große politische Zeitung hierselbst hatte sich Tages zuvor zu einer großen, sehr politischen Beilage verstanden. Die Partei suchte darin uns dummen Leuten eine Exegese zu geben, wie Lißts Prometheus der eigentliche Lichtbringer sei, wie der Componist hier den Herder'schen Text weit überflügele und zu dem entfesselten Prometheus auch den feuerbringenden und den gefesselten gesellend; eigentlich zu Aeschylos „zurückgegriffen," dergestalt daß es nur Schade ist daß kein Aeschylos vorhanden, um für Lißt Texte zu machen. Wenn es nun einmal ein überwundener alter Dichter sein soll, an den man sich anlehnt, so wäre der allerüberwundenste und älteste der beste, nachdem ja Goethe, Schiller, Byron längst als Spalier gedient, um höchst magere Musik daran in die Höhe zu ziehen, Faust sammt Gretchen und Teufel, sowie Mazeppa sammt Steppenroß hinreichend Etiquette gewesen, um musikalische Gedankenleere aufzuspreizen. Ob nun diesmal Prometheus und Dante's Fegefeuer und Hölle den Titel leihen: Fegefeuer und Hölle bleibt für uns jeder musikalische Lärm, der seine Impotenz hinter soviel Anmaßung verschanzt. Dante's Hölle trägt bekanntlich die Ueberschrift: Lasciate ogni speranza voi ch'entrate. Ueber Lißts musikalische Hölle setzen wir ruhig die Ueberschrift: Lasciate ogni musica voi ch'entrate. Vor lauter Lärm kommt es nicht zur Musik, und statt aller angekündigten Zukunft erhalten wir einige Fetzen aus der musikalischen Vergangenheit oder Gegenwart.

Der Humboldtgletscher.

-s- Die Westküste von Grönland — erzählt Dr. Kane — tritt am Refuge Harbour bis zur Rensselaer-Bucht nach Osten zurück. Auf dieser Strecke fehlen die Caps, tiefe Buchten und die zum Meere vorrückenden Gletscher. Von der Rensselaer-Bucht jedoch wendet sich die Küste gegen Nordost, und der alte Anblick tiefer Ufereinschnitte und eisiger Fjorde kommt wieder zum Vorschein. Die Klippen gewinnen mannichfaltige und malerische Formen und es bedarf wenig Nachhülfe der Einbildungskraft, dort ein Schloß mit Zinnen oder die Reste von Säulenschäften eines Tempels zu erkennen. Unter diesen architektonischen Spielen der Natur zeichnen sich drei cylindrische Klippen aus, die sich so ähnlich sind, daß man sie die drei Brüderthürme nennt. Noch weiter gegen Norden, etwa 79 Grad nördlicher Breite, wird man mitten in einer Schlucht von lothrechten Wänden einen Felsenpfeiler gewahr, der vollständig die Form eines Minarets besitzt. Auf einem Piedestal von 280 Fuß erhebt sich ein schlanker Schaft von Grünstein, 480 Fuß hoch, so regelmäßig zugespitzt, als ob er für den Vendômeplatz in Paris bestimmt gewesen wäre. Zu Ehren eines modernen Schriftstellers, der für Schilderungen der Wildnisse so begabt ist, nannte man diese Merkwürdigkeit Temigsons Monument. Die mittlere Höhe des nordwestlichen grönländischen Plateau's mag durchschnittlich auf 900 Fuß sich belaufen; der höchste Gipfel am Rande des Meeres erhebt sich bis zu 1300 Fuß, während der Hintergrund die mittlere Erhebung noch um 600 Fuß überragt. Alle diese landschaftlichen Wunder übertraf aber der große Gletscher, dem Kane den Namen Alexander von Humboldts gegeben hat. „Noch habe ich — schreibt er — ein festes Bild von diesem Gletscher im Gedächtniß. Es war ein Tag von herrlicher Reinheit, wo ich ihn zum ersten Male erblickte und ich besitze auch eine Anzahl Skizzen, die aufgenommen wurden, als wir vor seinem majestätischen Antlitz vorüberzogen. Sie befriedigen mich aber nicht und ich will nicht versuchen, durch aufregende Schilderungen daran zu bessern. Nur das Weltmeer und der Niagarafall reißt uns sonst zu Lobgesängen fort. Diese Klippenlinie erhebt sich aber, ein einziger krystallener Wall, 300 Fuß über dem Wasserspiegel und fällt abwärts in unergründliche (?) Tiefen. Ihre sanftgekrümmte Stirn, 60 englische Meilen in der Länge vom Cap Agassiz bis zum Cap Forbes, verliert sich in unbekannte Räume, nur eine Eisenbahntagereise vom Pole entfernt. Das Innere, mit dem sie in Verbindung steht und aus dem sie sich ergossen, ist ein unbetretenes Meer von Eis, ein gefrorner Ocean von grenzenloser Ausdehnung für das Auge. — Wir überschauten ihn ganz, den mächtigen Krystall, der die beiden Festlande von America und Grönland überbrückt. Ich nenne sie Festlande, denn mag auch Grönland vom Meere umgeben sein, so bleibt es doch wegen seiner Flächenmassen streng genommen ein eigener Continent. Seine geringste Achse vom Cap Lebewohl bis zu diesem Gletscher in der Nähe des achtzigsten Parallels gemessen, giebt ihm eine Länge von mehr denn 1200 englischen Meilen, also unbeträchtlich weniger als Australien von seinem nördlichen bis zu seinem südlichen Cap mißt. Man stelle sich nun den Schoß eines solchen Festlandes vor, beinahe in allen Räumen bedeckt mit einer tiefen geschlossenen See von Eis, die einen jährlichen Zuwachs von dem schmelzenden Schnee hoher Berge und allen Niederschlägen der Atmosphäre auf ihre Oberfläche erhält; man stelle sich diese Masse vor, die wie ein Eisstrom fortrückt, in jedem Fjord und jeder Thalspalte einen Abfluß sucht, um ihre Eiskatarakte nach dem atlantischen und grönländischen Meere zu stürzen, bis sie zuletzt den Nordrand des Festlandes erreicht, das sie gleichsam aufgezogen hat und nun sich in einem mächtigen gefrorenen Strom nach unbekannten arktischen Räumen hineinstreckt. So, aber nur so allein vermögen wir eine richtige Vorstellung von einer Erscheinung, wie dieser Gletscher ist, zu gewinnen. Ich hatte von solchen Schauspielen geträumt, wenn es mir jemals gelingen sollte, die Nordküste von Grönland zu erreichen. Und nun, da es vor mir lag, war es kaum faßlich. Daheim in meinem schweigsamen Studirzimmer waren mir die herrlichen Analogien klar geworden, die Forbes und Studer zwischen dem Gletscher und dem Wasserstrome nachgewiesen. Fürs erste aber konnte ich die völlige Ersetzung des Wassers durch das Eis nicht erfassen. Nur allmählich gewann ich die Ueberzeugung, daß ich das Gegenstück der großen Stromsysteme des arktischen Asiens und America's vor mir habe. Aber hier fanden sich keine Zuflüsse aus dem Süden. Jedes Atom von Feuchtigkeit hatte seinen Ursprung im Polarkreise und war zu Eis erstarkt. Da gab es keine Alluvionen, keine Wälder, keine animalischen Spuren, die flüssige Ströme herabgeschwemmt hätten; hier gab es nur eine plastische, bewegliche, halbfeste Masse, die alles Leben verwischte, Klippen und Inseln begrub und ihren Weg wie eine unwiderstehliche Pflugschar über die Fläche der umgürtenden See suchte."

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 48. Europa. 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [29. November.

Inhalt.

Ludwig Holberg.*)

Ludwig Holberg wurde im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Sein Vater, welcher von der Pike auf gedient und sich bis zum Obersten emporgearbeitet hatte, starb, als der Sohn noch an der Mutter Brust lag, und auch die Mutter folgte ihm bald nach, bevor der Knabe noch das zehnte Jahr erreicht hatte. Nach Ablauf desselben sollte er als Corporal in das upländische Regiment eintreten, das ihn einer damaligen Sitte gemäß als Officierssohn von seiner Geburt an in seinen Listen geführt hatte. Um sich die dazu nöthige kriegerische Bildung zu erwerben, wurde er von seinem Mutterbruder und Vormund nach Upland geschickt, wo sich ein anderer mütterlicher Verwandter seiner annahm und ihn an dem Unterricht seiner eigenen Kinder theilnehmen ließ. Der lernbegierige Knabe machte schnell außerordentliche Fortschritte und beschloß, sich gänzlich den Wissenschaften zu widmen. Das Schicksal kam seinen Wünschen zu Hülfe. Da nämlich der Corporalssold ausblieb, so schickte ihn sein upländischer Vetter nach Bergen zurück. Hier ließ ihn sein Vormund die öffentliche Schule besuchen, um sich auf die Universität vorzubereiten, und hier versuchte er sich auch zum ersten Male in poetischer Satyre.

Im Alter von achtzehn Jahren bezog er die Universität zu Kopenhagen, um nach dem Wunsche seines Vormunds Theologie zu studiren. Trotz mangelnder Neigung zum geistlichen Berufe lag er seinem Studium doch so eifrig ob, daß er schon nach Ablauf eines Jahres die vorschriftsmäßige Prüfung glücklich bestand, worauf er nach Bergen zurückkehrte. Hier beschäftigte er sich Anfangs hauptsächlich mit neueren Sprachen; später aber nahm er bei einem Probst in der Nähe von Bergen eine Stelle als Adjunct und Hauslehrer an. In dieser hielt er es ein Jahr aus; alsdann aber kehrte er nach Bergen zurück und bereitete sich auf das sogenannte hohe Examen vor, welches er auch mit dem besten Zeugniß glücklich in Kopenhagen bestand. Seine Armuth nöthigte ihn abermals eine Hauslehrerstelle in Bergen anzunehmen, und es schien ihm die ganze trübselige Laufbahn eines armen Candidaten der Theologie bevorzustehen. Allein der Zufall wollte, daß gerade diese neue Stellung in ganz unerwarteter Weise für sein Leben entscheidend ward. Angeregt nämlich durch die Reisetagebücher seines Principals, der die meisten Länder Europas gesehen hatte, kündigte er diesem eines schönen Morgens und beschloß frischweg in die weite Welt zu gehen.

Mit sechzig Thalern, dem Erlös von Allem, was sich nur irgend versilbern ließ, in der Tasche, schiffte er sich getrosten Muthes nach Holland ein. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Kaum vierzehn Tage in Amsterdam, saß er schon auf dem Trockenen; seine gelehrten Kenntnisse zu verwerthen fand er auch keine Gelegenheit, und so mußte er sich denn wohl oder übel zur Rückkehr in seine Heimath entschließen. Ein Abstecher ins Bad nach Aachen leerte, da der Versuch, seinem Wirthe „durchzubrennen", schmählich ablief, seinen Geldbeutel vollends bis auf die letzte Neige und zwang ihn, die Rückreise in den elendesten Umständen zu Fuß zu machen.

Scham und Aerger hielten ihn ab, seinen Wohnsitz wieder in Bergen aufzuschlagen. Er begab sich deshalb nach Christiansand an der Südspitze von Norwegen und legte sich hier wieder auf das Unterrichtgeben, namentlich im Französischen und anderen neueren Sprachen. Wiewohl sich nun in dieser Beziehung Alles zum Besten anließ, so hätte ihm doch eine sonderbare Grille den Aufenthalt in der Stadt beinahe verleidet. Er kam nämlich, durch eine kleine Schrift dazu angeregt, auf den paradoxen Einfall, Anfangs in Scherz und später in vollem Ernst zu behaupten, daß die Frauenzimmer gar nicht zum menschlichen Geschlecht gehörten, und brachte es dadurch auch glücklich so weit, daß die Mägde auf der Gasse mit Fingern auf ihn wiesen und ihm nachriefen: „Seht da, das ist der Kerl, der uns vom Paradies aussperren will!" Indeß lenkte Holberg wohlweislich noch zu rechter Zeit von diesem Pfade des Irrthums und der Verderbniß ein und ward

*) Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1857.

von den vornehmsten und gebildetsten Damen der Stadt, bei welchen ihn namentlich sein musikalisches Talent empfahl, wieder in Gnaden aufgenommen. Auch als Lehrer fand er in die ersten Familien Eintritt und Aussicht auf lohnenden Verdienst, als plötzlich in der Person eines holländischen Bankerottirers ein Concurrent auftrat, der nicht nur billigere Preise stellte, sondern auch Holbergs Französisch zu verdächtigen suchte. Um über die Ansprüche der beiden Nebenbuhler zu entscheiden, ward ein linguistischer Wettkampf zwischen ihnen verabredet. „Wir erschienen beide, wir stritten", erzählt Holberg; „aber das Glück des Tages blieb unentschieden. Ich brachte ihm norwegisch-französische Stöße bei, er parirte mit französisch-holländischen; niemals, glaube ich, ist die französische Sprache schlimmer mißhandelt worden als in diesem Streite. Nachdem wir uns aber durch diesen Kampf gegenseitig von unserer Unwissenheit überzeugt hatten, schien es uns das Rathsamste, unsern Zorn, der uns beiden gleich verderblich war, fallen zu lassen und statt dessen gute Freundschaft zu schließen. Es wurde also die Herrschaft zwischen uns beiden wie zwischen Cäsar und Pompejus getheilt und statt der bisherigen Monarchie nunmehr ein Duumvirat aufgerichtet".

War es indeß jener cäsarische Geist, der nicht einmal in Rom, geschweige denn in Christiansand, einen Mitherrscher neben sich duldet, oder war es einfache Wanderlust, genug, im nächsten Frühlinge schiffte sich Holberg, mit mehr Courage als Geld versehen, nach London ein und begab sich von da nach Oxford, wo er sich immatriculiren ließ, um die reichen Schätze der dortigen Bibliothek besser benutzen zu können. Dies that er denn auch mit dem ausdauerndsten Fleiße, während er sich durch Musik- und Sprachunterricht die Mittel zu seinem Lebensunterhalt erwarb. Nachdem er sich zwei volle Jahre hier aufgehalten und einen reichen Schatz nicht nur der mannichfaltigsten Kenntnisse, sondern auch der interessantesten Lebenserfahrungen gesammelt hatte, kehrte er über London nach Dänemark zurück und ließ sich diesmal in Kopenhagen selbst nieder. Die hier von ihm angekündigten Privatissima, worin er „einen reichen Schatz von ausländischen Seltenheiten" mitzutheilen versprach, wurden zwar zahlreich besucht, brachten aber Nichts ein, und so sah er sich denn, arg wider seinen Willen, genöthigt, abermals zur Schulmeisterei herabzusteigen, doch nur auf kurze Zeit. Der Staatsrath Winding nämlich erwählte ihn zum Reisegefährten seines Sohnes, was ihm zwar auch nur eine neue Enttäuschung verursachte, insofern der junge Herr ihn bereits in Dresden wieder entließ, aber doch zur Vermehrung seiner Welterfahrung und Menschenkenntniß neue Gelegenheit gab. Holberg ging nämlich von Dresden auf eigene Hand nach Leipzig, wo er sich längere Zeit aufhielt und manche anregende und interessante Bekanntschaft machte. Auch die Vorlesungen der dortigen Docenten besuchte er, aber weniger um sich zu belehren, als vielmehr um sich über Form und Inhalt derselben lustig zu machen, so namentlich über die eines gewissen Magister Stiffelius, der u. A. einmal im zierlichsten Latein eine Leichenrede über seine Handschuhe hielt, die ihm den Tag zuvor von seinen Zuhörern entwendet worden waren.

Nach seiner Heimkehr von dieser dritten Reise (1709) ward ihm abermals eine Hofmeisterstelle in einem sehr vornehmen Hause angetragen; da aber sein pädagogisches Talent nicht eben seine stärkste Seite gewesen zu sein scheint, so hob er diese Stellung bald wieder auf. Statt derselben erhielt er ein Plätzchen in dem Borch'schen medicinischen Collegium, eine Art Stipendienanstalt, die ihm den nothdürftigsten Unterhalt gewährte und ihn zugleich zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse sowohl veranlaßte als verpflichtete. Hier blieb er volle fünf Jahre, während deren er seine ersten (historischen) Schriften verfaßte und endlich auch, wiewohl ohne Gehalt, zum öffentlichen Lehrer an der Universität befördert ward. Da er inzwischen kurz zuvor ein neues Stipendium von hundert Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte, so benutzte er dies, um seine Stelle einstweilen zu verlassen und seine vierte und größte Reise (1714) anzutreten.

Diese ging zunächst wiederum zu Schiffe nach Amsterdam, und von da über Rotterdam und Antwerpen nach Brüssel. Wie aber mit einem schwachbestellten Geldbeutel von hieraus, wo alle billigen Fahrgelegenheiten aufhörten, nach Paris gelangen? Holberg faßte kurz und gut den für einen Dänen jener Zeit unerhörten Entschluß, zu Fuße zu gehen und führte denselben auch glücklich aus. Die ersten Monate seines Aufenthalts in der großen Weltstadt verbrachte er in äußerster Zurückgezogenheit, in seine Studien vertieft. Das Einzige, was ihn damals außerhalb seiner vier Pfähle anzog, war die Bibliothèque Mazarin, vor deren Thür sich die Pariser Studenten schon in früher Morgenstunde drängten und stritten, wer zuerst hineinkommen und das berühmte Bayle'sche Wörterbuch davontragen sollte, und der einzige Mensch, mit welchem er hin und wieder ein Wort wechselte, war sein Hauswirth in der Vorstadt St. Germain, ein Schneider und echter Pariser Spießbürger, dessen Zungenfertigkeit, Neugier und Unbekanntschaft mit allem außerhalb der guten Stadt Paris Vorgehenden ihn zu einem für den zukünftigen Lustspieldichter höchst interessanten Original machten. Mit der Zeit trat er jedoch immer mehr aus seiner Abgeschiedenheit hervor, lernte Paris und seine Umgebung, die einzelnen Züge des damaligen öffentlichen Lebens daselbst und das ganze Thun und Treiben der Bevölkerung kennen, wohnte den Verhandlungen der Gerichtshöfe mit großem, später sehr fruchtbar gewordenem, Interesse bei, und knüpfte allerhand Bekanntschaften mit Pariser Gelehrten und anderen Berühmtheiten an.

So waren anderthalb Jahre verlaufen, als er eines Tages von einem Studenten hörte, daß eine Reise nach Rom nicht mehr als zwanzig Thaler koste. Mehr bedurfte es nicht, um Holbergs Reiselust aufs neue anzufachen. Allen Bedenken zum Trotz trat er Anfang August 1716 unter dem Namen Michael Roos seine Römerfahrt an. Den Weg von Paris nach Marseille legte er theils zu Fuße, theils zu Boote zurück; in der letztgenannten Hafenstadt schiffte er sich nach Genua ein, wo er nach einer langwierigen und beschwerlichen Fahrt krank und völlig hülflos ankam. Durch die wohlwollende Fürsorge eines seiner Landsleute kaum einigermaßen wiederhergestellt, setzte er seine Reise zu Schiffe nach Civita Vecchia fort; aber Windstille, Sturm und Seeräubergefahr dehnten dieselbe über Ge-

bühr aus. Sein Fieber kehrte zurück und so kam es, daß ihm auch der größte Theil seines sechsmonatlichen Aufenthalts zu Rom durch fortwährende Kränklichkeit verdorben wurde. Je weniger er hier als Protestant die öffentlichen Bibliotheken zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen durfte, desto mehr gab er sich der Betrachtung der Kunstwerke und namentlich dem Genusse des römischen Volkslebens hin. Das letztere ward ihm um so leichter, als seine beschränkten Mittel ihn ohnehin nöthigten, mit und unter dem eigentlichen Volke zu leben und sich dessen Sitten und Einrichtungen anzubequemen. Er war, so lange er in Rom blieb, stets sein eigener Koch und Kellner, gerade so wie seine Wandnachbarn, unter denen insbesondere eine italienische Komödiantenbande, die gegen Neujahr 1716 zu ihm ins Haus zog, auf seine spätere Entwickelung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Ende Februar verließ er Rom und wanderte über Florenz, Turin und Lyon abermals nach Paris. Allein da er auch hier sein Fieber nicht los werden konnte, so kehrte er ohne weitern Aufenthalt über Amsterdam und Hamburg nach Kopenhagen zurück.

Hier beschäftigte er sich wieder, wie schon früher, hauptsächlich mit historischen und juristischen Studien; doch vergingen noch fast zwei volle Jahre, bis er endlich eine gesicherte Stellung erhielt, und zwar wunderlicher Weise die Professur der Metaphysik, zu der kaum Jemand weniger passen konnte, als der allem pedantischen Wesen und gelehrten Wuste gründlich abgeneigte Holberg, welcher deshalb auch zu seiner eigenen Ergötzlichkeit und zum großen Aerger der zahlreichen Zöpfe an der Kopenhagener Universität mit der ihm officiell angetrauten Wissenschaft auf einem ziemlich gespannten Fuße lebte, bis diese unnatürliche Ehe nach zwei Jahren (1720) getrennt ward und er die seinen Fähigkeiten entsprechendere und einträglichere Professur der Beredtsamkeit erhielt. Jetzt nahm seine amtliche Laufbahn eine Wendung, die ihn nebst dem Ertrage seiner Schriftstellerei nicht nur aller äußeren Sorge überhob, sondern auch in rascher Steigerung mit Geld und Ehrenstellen förmlich überschüttete.

Von nun an fällt die Geschichte seines Lebens so ziemlich mit der seiner schriftstellerischen Arbeiten zusammen. Im Jahre 1719 erschien sein Peter Paars und sodann in schneller Aufeinanderfolge die Satyren und der größte Theil seiner Lustspiele. Diese sowie seine wissenschaftlichen Leistungen verbreiteten seinen Ruhm so weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, daß er bei seiner neuen Reise (1725) durch Holland nach Frankreich sogar daran denken konnte, einige seiner beliebtesten Komödien in selbstgearbeiteten Uebertragungen auf die Pariser Bühne zu bringen. Dieser Plan scheiterte natürlicher Weise; sonst war aber sein diesmaliger Aufenthalt in Paris, wo er mit den größten wissenschaftlichen Berühmtheiten auf freundschaftlichem Fuße verkehrte, ebenso behaglich wie fruchtbringend. Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen (Frühjahr 1726) widmete er sich seinen litterarischen Beschäftigungen mit erneutem Eifer, doch hauptsächlich nur auf wissenschaftlichem Gebiete, da seit dem Regierungsantritte des bigotten Christian VI. (1730 bis 46), welcher unter pfäffischem Einflusse die Schaubühne mit größter Mißgunst ansah und behandelte, für die Bethädigung seines poetischen Talents kein günstiger Boden mehr vorhanden war. Mit der Thronbesteigung Friedrichs V. änderte sich dies freilich wieder ganz entschieden und Holberg namentlich erfreute sich in hohem Grade der Gunst seines Monarchen, welcher ihn 1747, allerdings auf sein eigenes Ansuchen und gegen das Versprechen, sein ganzes beträchtliches Vermögen der Akademie zu Sorõe zu schenken, in den Freiherrnstand erhob. Seine Zeitgenossen fühlten sich dadurch in einem solchen Grade verletzt, daß, wie er selbst klagt, seine Schriften nach dieser Zeit bei Weitem nicht mehr den Beifall hatten wie vorher. Dazu trugen wahrscheinlich auch die vielen ungünstigen Gerüchte bei, welche über Holbergs Lebensweise während seiner letzten Jahre im Schwange waren und ihn als einen grämlichen, ungeselligen, abstoßenden, hochmüthigen und eiteln Sonderling schilderten. Wie viel oder wie wenig hiervon wahr sein mag, läßt sich jetzt freilich schwer entscheiden. Es ist nicht nur denkbar, wie der neueste Biograph Holbergs sagt, daß der Jüngling und Mann, welcher als durch und durch brav, welterfahren und tüchtig, als ein Feind aller Vorurtheile, aller Heuchelei und alles leeren Prunkes, als unbekümmert um Lob oder Tadel der Menge, freimüthig bis zum Aeußersten und doch nicht ohne weise Vorsicht erschien, infolge seiner langjährigen Kämpfe gegen Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art, der vielen ungerechten litterarischen Angriffe, die er erfuhr, und vor Allem seiner lebenslänglichen Vereinsamung zu dem unliebenswürdigen Hagestolz werden konnte, als den ihn seine Zeitgenossen betrachteten, sondern wir glauben sogar behaupten zu können, daß schon in seinem Jugendleben fast jeder Zug ursprünglicher, echter, unwiderstehlich gewinnender Liebenswürdigkeit vermißt wird. Bei alledem läßt sich aber nicht verkennen, daß ein Theil der ihm gemachten Vorwürfe jedes thatsächlichen Grundes ermangelt oder auf Vorurtheilen beruht, ein anderer mindestens übertrieben ist. Die Mäßigkeit und Einfachheit seiner Lebensweise verdient umsomehr Anerkennung, als er damit, abgesehen von persönlichen Gründen, aus Princip den unsinnigen Anforderungen der Mode und den herrschenden Unsitten jener Zeit entgegentrat. Ob, wie Prutz sagt, die Baronie eine nothwendige Zugabe zu der von ihm beabsichtigten Stiftung gewesen sei, können wir füglich dahingestellt sein lassen. Er erfreute sich der neuen Würde nicht viel länger als sechs Jahre. Erschöpft von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er fast bis zum Tage seines Todes fortsetzte, gesättigt an Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, starb er am 28. Januar 1754. Sein Leichnam ruht in Sorõe neben der Grabstätte des berühmten Bischofs Absalon von Roeskilde.

Holberg ist der anerkannte Gründer der dänischen Litteratur und nimmt schon als solcher in der Geschichte der Weltlitteratur eine bedeutende Stelle ein. Der letzteren gehört er allerdings hauptsächlich durch seine dramatischen Dichtungen an, doch sind auch seine sonstigen dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen dabei in Anschlag zu bringen. Sein Bildungsgang ist bereits in der obigen Lebensskizze kurz angedeutet worden. Das Ziel desselben war ursprünglich wie bei den meisten strebsamen Köpfen jener Zeit die polyhistorische Gelehrsamkeit, die Aneignung massenhaften Stoffes aus allen möglichen Wissens-

pbären ohne beherrschendes Princip oder maßgebenden Zweck. Diesen Standpunkt in seinen reiferen Jahren wo nicht ganz, so doch beinahe vollständig überwunden zu haben, ist Holbergs großes Verdienst auf wissenschaftlichem Gebiete. Am glänzendsten tritt dies in seinen historischen Schriften hervor, welche sich ebenso sehr durch die zweckmäßige Wahl und Behandlung des Stoffes, wie durch die Anmuth und Leichtigkeit der Form auszeichnen. Die erste derselben erschien bereits 1711 unter dem Titel: „Einleitung in die Geschichte der europäischen Reiche" und sollte eigentlich eine „Universalgeographie" werden, blieb aber unvollendet. Schon dieses Werk fand großen Beifall und erlebte mehrfache Auflagen. Ganz von allen Anwandlungen eines vielwisserischen Pedantismus befreite sich jedoch Holberg erst, als er sich mit Bewußtsein auf das Gebiet der vaterländischen Geschichtschreibung beschränkte. Abgesehen von den blos vorbereitenden kleineren oder nicht gedruckten Arbeiten verdienen hier besonders die 1716 erschienene „Natur- und Völkerrechtskunde nach den Grundsätzen der vornehmsten Rechtsgelehrten, verdeutlicht mit Beispielen aus der nordischen Geschichte und mit den alten wie neuen Gesetzen dieser Reiche verglichen," und die elf Jahre später zuerst veröffentlichte „Beschreibung von Dänemark und Norwegen" rühmende Erwähnung. Auf so umfassende und tief eingehende Vorstudien gestützt, konnte er endlich 1732 bis 35 in drei Quartbänden die „Dänische Reichsgeschichte" an das Licht treten lassen, ohne Vergleich sein wissenschaftliches Hauptwerk, dem es gelang, alle früheren Versuche ähnlicher Art zu verdrängen und selbst zum Volksbuche zu werden und wodurch er auf die Bildung und nationale Erhebung seines Volkes einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat und wohl noch übt, da das Werk als Volksbuch keineswegs veraltet ist. Hiermit hatte er aber auch unstreitig den Höhepunkt seines Strebens auf diesem für die sittlichen Volksinteressen wirksamsten aller wissenschaftlichen Gebiete erreicht. Seinen folgenden, ebenso zahlreichen, glänzenden und für ihn einträglicheren, ebenso gewandten, fließenden und unterhaltenden historischen Werken geht der treibende sittliche Zweck, die patriotische Begeisterung und daher auch die nationale und culturgeschichtliche Bedeutung ab, welche seiner dänischen Reichsgeschichte einen ehrenvollen Platz unter den Werken der neueren prosaischen Litteratur seines Vaterlandes anweisen. In einer kurzen Charakteristik wie die gegenwärtige können wir daher ihre Titel füglich übergehen. Nichts Besseres verdiente eigentlich die ganze Masse jener halb der Wissenschaft, halb der schönen Litteratur angehörigen Unterhaltungsschriften, welche, auf den Geschmack des damaligen Publicums berechnet, trockene moralische Lehren in einem außerordentlich gelehrten, oft pedantischen, oft aber auch heiter launigen Gewande darbieten, auf uns aber im Ganzen denselben Eindruck machen wie etwa der Wust jener mit Holberg gleichzeitigen Litteratur in Deutschland, wo der Begriff des Schönen sich weder theoretisch noch praktisch zur Selbständigkeit hindurchgerungen hatte, sondern einem Nützlichkeitsprincipe der beschränktesten und geistloseste Art dienen mußte. Wir erwähnen jedoch seine „Moralischen Gedanken" (1744 in zwei Bänden) mit den sich daran schließenden lateinischen „Epigrammen" und „Moralischen Fabeln" wegen des, uns freilich ziemlich unerklärlichen Aufsehens, das sie im Publicum machten, der vielfachen Ausgaben und Uebersetzungen, die davon veranstaltet wurden, und der Polemik, die sie durch ihren Kampf gegen verschiedene landesübliche Vorurtheile und Mißbräuche hervorriefen, sowie seine „Vermischten Briefe" wegen ihres reichen Inhalts und ihrer Wichtigkeit für Holbergs schriftstellerischen und sittlichen Charakter und für seine Lebensgeschichte.

Den Reigen der poetischen Werke Holbergs, d. h. derjenigen, durch welche er sich nicht nur vorzugsweise seine Stellung auf dem dänischen Parnasse gesichert, sondern auch selbständig in die weltgeschichtliche Entwickelung der Idee des Komischen eingegriffen hat, eröffnet der bereits oben erwähnte „Peter Paars," den er wie alle seine Dichterwerke unter dem Namen „Hans Mikkelsen" veröffentlichte. Er gehört zu jener im Laufe des vorhergehenden Jahrhunderts gäng und gäbe gewordenen Gattung komischer Heldengedichte, als deren Hauptrepräsentant vielleicht der sieben Jahre früher (1712) erschienene Pope'sche „Lockenraub" betrachtet werden kann. Das Epos leidet an den Fehlern, welche man dieser Gattung überhaupt mit Recht vorwirft, steht trotz der darin beabsichtigten Polemik gegen den Pedantismus der Zopfgelehrsamkeit, oder vielmehr gerade wegen derselben, immer noch selbst zu sehr auf dem Standpunkte des der großen Masse des Volkes unverständlichen Gelehrtenthums und bekundet sich dadurch als sein Erstlingsproduct. Wenn nichtsdestoweniger das Volk, nicht nur in Dänemark, sondern auch anderwärts, den außerordentlichsten Antheil daran nahm, wenn das Gedicht sozusagen in die ganze Anschauungs- und Redeweise der Landsleute des Dichters eingedrungen ist, so hat dies seinen Grund darin, daß es trotz der gerügten Mängel mit einem reichen Schatz wahrhaften volksthümlichen Lebens und genauester Beobachtung der Wirklichkeit ausgestattet ist und diesen Inhalt in einer ebenso gefälligen wie allgemein verständlichen Form bietet. Ganz in der Art des Peter Paars gehalten, aber bei Weitem unbedeutender sind die fünf Satyren (1722), die „Verwandlungen" (1726), ein Gegenstück zu Ovids Metamorphosen, die „jütländische Fehde," gegen einen Wiborger Prediger gerichtet, der eine Holbergsche Bühnenfigur auf sich bezogen und deshalb ein großes Geschrei erhoben hatte, und das „Daphnische Blutbad" von der Gattung des Frosch- und Mäusekriegs.

Ein national dänisches Schauspiel vor Holbergs Auftreten gab es nicht. Texte und Darsteller der bei Hofe aufgeführten Festspiele und Opern waren italienisch, französisch oder deutsch, und das Volk sah sich zur Befriedigung seiner theatralischen Bedürfnisse theils an Puppentheater, theils an herumziehende deutsche Truppen verwiesen, die es mit den damals auch in Deutschland im Schwange gehenden Haupt- und Staatsactionen, Zauberkomödien, wohl auch einigen verballhornten Shakspeare'schen Stücken der niedrigsten Gattung regalirten und diese Kunstleistungen durch Hanswurstspäße und Zoten würzten. So ging es fort bis zum Jahre 1720, wo man — wer zuerst, läßt sich nicht ermitteln — auf den Gedanken kam, ein national dänisches Theater zu gründen und denselben auch mit Unterstützung König Friedrichs IV. ausführte. Um nun aber nicht mit bloßen Bearbeitungen französischer Muster vorlieb

nehmen zu müssen, wandte man sich an den gefeierten Dichter des Peter Paars, den man als einen gewandten vorurtheilsfreien und mit ausländischen Kunstanstalten wohlbekannten Mann kannte. Holberg, der schon bei seiner Beschäftigung mit der „geistlichen und weltlichen Verfassung in Dänemark und Norwegen" seiner eignen Ausdrucksweise zufolge „auf diesen Gedanken gerathen" war, ging nach einigem Widerstreben auf den Wunsch seiner Freunde ein und brachte mit einer unglaublichen Schnelligkeit noch in den zwei oder drei letzten Monaten des Jahres 1722, in welchem das neue dänische Theater eröffnet ward, seinen „Politischen Kannegießer" und noch drei Lustspiele, im Laufe des Jahres 1723 drei und in dem des darauf folgenden Jahres gar neun neue Stücke auf die Bühne. Weniger fruchtbar waren die drei nächsten Jahre, in denen nur fünf Stücke entstanden. Da die neugegründete Anstalt infolge des Zusammentreffens verschiedener ungünstiger Umstände eine Zeitlang völlig geschlossen werden mußte, und sodann ihre Existenz, namentlich während Christians VI. Regierung, nur kümmerlich fristete, so zog sich auch Holberg länger als zwanzig Jahre von der Wirksamkeit als Lustspieldichter zurück. Nach der Thronbesteigung Friedrichs V. erlebte indeß auch seine dramatische Poesie noch einen fruchtbaren Spätsommer und es gingen fast in jedem seiner letzten Lebensjahre ein oder zwei neue Stücke von ihm in Scene.

Unterstützt wurde diese außerordentliche Fruchtbarkeit Holbergs (die Zahl seiner Stücke beläuft sich je nach der verschiedenen Berechnungsweise auf 33 bis 36) durch seine Bekanntschaft mit den Meistern des Alterthums, insbesondere dem Terenz und Plautus, mit Molière und namentlich mit jenem letzten Ausläufer der altitalischen Volkskomödie, der Commedia dell' arte, in der Gestalt, welche sie in Frankreich gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch das Théâtre italien erhalten hatte. Namentlich benutzte er, wie die meisten französischen, deutschen und sogar spanischen Komödianten und Komödiendichter bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, die gleichnamige Sammlung des Gherardi, dem er nicht nur den Stoff seiner meisten Stücke und einzelne Reden und Gegenreden, sondern auch ganze ausgeführte Scenen und Situationen entnahm. An dieser Stelle ist es nun aber, wo Holberg in die Weiterentwickelung des komischen Drama selbständig eingriff, einmal indem er der bisherigen, auf die Ergänzung und Belebung durch die Improvisation der Schauspieler berechneten Gestalt desselben eine künstlerisch begrenzte, in sich abgeschlossene Form gab, und sodann indem er, mit wenigen Ausnahmen, an die Stelle der abstracten Masken der Commedia dell' arte lebendige, wirkliche Charaktere setzte, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch seine Figuren in ihrer häufigen Wiederkehr etwas, ihm selbst eigenthümliches Typisches ansichtragen, das um so mehr hervortritt, je weniger Ahnung er von einer künstlicheren Entfaltung der Charaktere hat. Und wie diese sich gleich beim ersten Auftreten vollständig darlegen, ebenso wird auch der Plan der Stücke selbst mit größter Einfachheit in der Exposition jedesmal vollständig entwickelt und die Intrigue zum Voraus angekündigt, und zwar von denselben Personen, welche sie anstiften. Wenn nun auch hierin, wenigstens im Verhältniß zu den Ansprüchen, welche wir heutzutage von Charakterentwickelung und Handlung des Lustspiels zu machen berechtigt sind, eine verhältnißmäßige Armuth an Mitteln nicht zu verkennen ist und das Ganze einzelner Stücke deshalb bei uns einen nicht ganz befriedigenden Eindruck zurückläßt, so wird man dafür durch die frische, lebensvolle Wahrheit des Einzelnen hinreichend entschädigt. In Holbergs Lustspielen macht Alles den Eindruck einer gesunden Realität, einer kräftigen Unmittelbarkeit, die freilich den vergeistigenden Anhauch poetischer Idealität nur zu oft vermissen läßt, nichtsdestoweniger aber einen gewaltigen Schritt über den von Holberg vorgefundenen Zustand der dramatischen Poesie bezeichnet, wo sich mit noch größerem Mangel echter Idealität eine ästhetisch und sittlich gleich widrige Unwahrheit paarte. Dieser glückliche, man kann wohl sagen epochemachende Wurf war aber nur dadurch möglich, daß Holberg in den Schacht des nationalen Lebens hinabstieg und den glücklichen Instinct oder vielmehr das klare Bewußtsein hatte, dasselbe in jener Richtung aufzusuchen, wo damals allein noch das gediegene Metall, wenn schon in rauher Hülle, zu Tage trat, nämlich in den Kreisen des Bürger- und Bauernstandes. Hierin findet auch die Derbheit seiner Sprache, welche uns freilich heutzutage nicht recht munden will, ihre hinreichende Rechtfertigung, obwohl sie, an den Sitten seiner Zeit gemessen, einer solchen kaum bedarf, und es auf der andern Seite rühmend anerkannt zu werden verdient, daß geschlechtliche Zweideutigkeiten und Anspielungen in keinem einzigen seiner Stücke zu finden sind. Ja, man kann gar nicht einmal in Abrede stellen, daß Holberg, den damals herrschenden Auffassungen vom Wesen und Zwecke der Poesie gemäß, überall in seinen Stücken geflissentlich moralische Tendenzen hervortreten und sich verleiten läßt mit Hintansetzung der ästhetischen Interessen einzelne Stücke mehr als psychologische Rechenexempel denn als freie poetische Schöpfungen, und gewisse stehende Charaktere als langweilige Tugendprediger aufzufassen und zu behandeln. Wie in seinen übrigen Gedichten, so ist auch hier Alles äußerst verstandesmäßig angelegt. Ueberhaupt würde man sich sehr irren, wenn man Holberg wegen seiner unverkennbaren hohen litteratur- und culturhistorischen Bedeutsamkeit eine wahrhaft geniale Begabung zuschreiben wollte. Dem widersprechen schon alle äußeren Voraussetzungen. Er erzählt selbst, daß er seit seinen Knabenjahren nie poetische Anwandlungen verspürt, ja daß er nicht einmal an dem schönsten Gedichte Vergnügen habe finden können, und wir haben weiter oben gesehen, von wie äußerlicher Art die Veranlassungen waren, aus denen er sich in einem Alter von dreißig Jahren der Poesie zukehrte und seiner Fruchtbarkeit den gerade vorhandenen günstigen oder ungünstigen Bedingungen anbequemen mußte. Und obwohl seine Reisen ihm unstreitig einen großen Schatz concreter Anschauungen und Lebenserfahrungen, die er als Dichter vortrefflich zu benutzen verstand, zuführten, so sehen wir ihn doch nirgends mit liebevollem Behagen auf die ihn umgebenden Zustände und Charaktere eingehen, und er macht eher den Charakter eines Bücherwurms als eines jungen Mannes mit offenem Auge für die gegenständliche Welt. Den künftigen Lustspieldichter hat

Niemand in ihm geahnt, nicht einmal er selbst. Was seinen Leistungen wesentlich diesen glänzenden und dauernden Erfolg sicherte, das war vor Allem ein scharfer Blick in die Bedürfnisse seiner Zeit und seines Volkes, eine seltene Freiheit von den damals innerhalb und außerhalb der Bühnenwelt herrschenden Vorurtheilen, ein rücksichtsloser Muth, ihnen entgegenzutreten, eine genaue Bekanntschaft mit dem, was vor ihm auf gleichem Gebiete geleistet worden war, und eine richtige Einsicht in die äußeren und inneren Bedingungen seiner Kunst. Er erinnert dadurch einigermaßen an den ungleich genialeren Lessing, während er zu Shakspeare, den er gar nicht kannte und, hätte er ihn gekannt, wohl kaum gewürdigt haben würde, im entschiedensten Gegensatze steht. Den historischen Maßstab, welchen die unsterbliche Reinheit und Schönheit der Shakspeare'schen Schöpfungen verschmäht, darf man bei Holberg nur selten aus der Hand legen. Dagegen konnte es für die Muse des Letzteren nur heilsam sein, daß er sich im Punkte der ästhetischen Theorie ganz auf dem Standpunkte der damaligen französischen Kritik hielt. Der Zuchtlosigkeit der deutschen Komödie gegenüber war das unverrückte Festhalten an den drei Einheiten ein gründlicher Fortschritt zum Besseren, und daß Holberg nicht in jeder Beziehung sklavisch das Muster der Franzosen nachahmte, geht schon aus seiner Abneigung gegen die Verskomödie und überhaupt gegen die Anwendung des Verses auf der Bühne zur Genüge hervor.

Auf die einzelnen Stücke einzugehen ist hier nicht der Ort. Leider giebt es keine vollständige Uebersetzung der Holbergschen Lustspiele, welche dem Originale einigermaßen gerecht würde. Doch reichen die sechs von Prutz im Anhange seines Werkes übersetzten Stücke, vielleicht an sich die vortrefflichsten und überdies mit Rücksicht auf die verschiedenen (von Prutz als Charakter-, Situations- und litterarische Lustspiele bezeichneten) Gattungen ausgewählt, nämlich der politische Kannegießer, Hans Franzen, Jeppe vom Berge, der elfte Juni, die Wochenstube und Ulysses von Ithacia, vollkommen hin, um sich über Holbergs komische Muse ein einigermaßen sicheres Urtheil zu bilden. In dem genannten Werke findet der Leser auch eine zweckmäßige Uebersicht über den Inhalt und das Schicksal sämmtlicher Komödien Holbergs.

So bleibt uns nur noch das letzte poetische Werk Holbergs zu erwähnen übrig, nämlich die zuerst 1741 in lateinischer Sprache herausgegebene und seitdem unzählige Male neu aufgelegte und übersetzte „Unterirdische Reise des Niels Klim," die verbreitetste von Holbergs Schriften, obgleich derselbe hier das Gebiet des Volksmäßigen und Natürlichen beinahe gänzlich verlassen hat. Sie erinnert an Swifts, fünfzehn Jahre vorher erschienene „Reisen des Gulliver," nur daß der Witz Holbergs viel zahmer, sein Gesichtskreis beschränkter und seine Allegorie mühsamer und schwerfälliger ist. Der ungeheure Erfolg, den das Buch erlangte, wäre gar nicht zu erklären, wenn nicht einerseits der damalige Zeitgeschmack sich mit Vorliebe dieser jetzt mit Recht verschollenen Gattung moralisch-allegorischer Romane zugewendet, und wenn nicht andererseits das Publicum darin Anfangs eine wirkliche Geheimlehre gesucht hätte. Den Inhalt giebt Prutz in Kürze folgendermaßen an: „Nicolas Klim, ein armer Candidat der Theologie in Bergen, stürzt zufällig, da er auf einem Berge in der Nähe der Stadt umherkriecht, in eine offene Höhle desselben und von da schnurstracks weiter bis in das Innere der Erde. Erst auf dem Planeten Nazar findet er wieder Grund, in dem Lande Potu, dessen Bewohner bedächtige, langsam wandelnde Bäume sind. Hier wird er als Läufer in Dienst genommen und hat als solcher Gelegenheit häufig Reisen zu machen und allerhand wunderliche Völkerschaften kennenzulernen. Aus Ehrgeiz jedoch, um zu einem bessern Amte zu gelangen, legt er sich auf die Projectmacherei. Allein Projectmacherei ist in Potu ein hart verpöntes Verbrechen; Niels Klim wird zur Verantwortung gezogen und in die Verbannung nach dem Firmament geschickt. Aber diese Strafe schlägt zu seinem Glücke aus: er kommt in das Affenland Mertinia, wo er als Perrückenmacher bald eine bedeutende Stellung erlangt, bis ein Abenteuer im Geschmack des Joseph und der Potiphar ihn von seiner Höhe herabstürzt. Er wird zur Galeere verurtheilt und macht verschiedene Seereisen, bei denen er endlich Schiffbruch leidet. Er rettet sich zu den Quamiten, einem einfach ursprünglichen Volke, bei dem er vermöge seiner überlegenen menschlichen Bildung sich bald in den Besitz der höchsten Gewalt setzt. Er wird Kaiser der Quamiten und erobert die unterirdische fünfte Weltmonarchie. Aber dies ungeheure Glück verblendet ihn; er wird grausam und tyrannisch, sodaß seine Völker in Empörung ausbrechen und ihn zur Flucht nöthigen. In Gefahr, von den Verfolgern ergriffen zu werden, stürzt er sich blindlings in einen Abgrund — und wo kommt er heraus? Dicht bei Bergen, in derselben Höhle, in die er zuerst hinabgestürzt war, worauf er in die Stadt zurückkehrt und als Küster an der Kreuzkirche zu Bergen stirbt."

Wir können von Holberg nicht scheiden, ohne ausdrücklich des großen Verdienstes zu gedenken, welches sich unser Landsmann Prutz durch sein mehr erwähntes Werk, dem wir nicht nur die im gegenwärtigen Aufsatze enthaltenen Thatumstände, sondern auch die Urtheile, soweit wir uns diese nicht selbst hinreichend zu bilden vermochten, entlehnt haben, um die allgemeine Litteraturgeschichte und speciell um die Geschichte des Lustspiels erworben hat. Es ist die Frucht einer langjährigen liebevollen Beschäftigung mit dem Gründer der dänischen Litteratur, und wenn man auch nicht allen vom Verfasser ausgesprochenen Ansichten beizustimmen vermag, vielmehr die Ueberzeugung gewinnt, daß Holberg, abgesehen von seiner culturhistorischen Stellung, schon als Mensch noch immer eine würdige und fruchtbare Charakterstudie bleibt, so ist doch nunmehr eine fühlbare Lücke ausgefüllt und das Urtheil über ihn im Wesentlichen festgestellt. Wenn aber Prutz bei der gegenwärtigen feindseligen Stellung Dänemarks zu Deutschland eine ungünstige Aufnahme seines Buches von Seiten seiner Landsleute fürchtet, so wollen wir zwar nicht in Abrede stellen, daß noch Unverstand genug in der Welt herrscht, um solche Besorgnisse zu rechtfertigen, andererseits aber auch darauf hinweisen, daß er in den Augen aller Vernünftigen sich nicht blos ein Verdienst abstracter Gerechtigkeit erworben, sondern auch den vaterländischen Interessen einen wesentlicheren Vorschub geleistet hat, als er selbst zu glauben scheint.

M. K.

Die englischen Weihnachtslieder.

Einen eigenthümlichen Theil der englischen Volkspoesie bilden die Christmas Carols, welchen Titel auch eine bekannte Erzählung des beliebten Boz-Dickens führt. Ihr Ursprung verliert sich in die ältesten Zeiten; über Entstehung und Erklärung ihrer Benennung herrschen sehr verschiedene Ansichten. Eine derselben, welche sich vielen Beifalls zu erfreuen hat, ist folgende. Nach der für die Engländer siegreichen Schlacht von Azincourt im Jahre 1415 führte der Sieger, Prinz Eduard, der „schwarze Prinz," eine nicht geringe Anzahl gefangener französischer Ritter nach England hinüber. Unter diesen befand sich auch ein Glied des königlichen Hauses von Frankreich, der junge tapfere Herzog von Orleans, Karl, welcher eine ungemeine poetische Anlage besaß, die sich bei ihm jedenfalls während einer langwierigen und langweiligen Gefangenschaft von fünfundzwanzig Jahren noch mehr entwickelte. Auf dieselbe spielt Shakspeare in seinem Heinrich V. an, wo er den Herzog zum Verfasser eines Sonetts auf sein Streitroß macht, welches mit den Worten: „Wunder der Natur" beginnt. Gewiß ist es, daß er sich während seiner Kriegsgefangenschaft die Zeit mit Versemachen vertrieb. Seinen lärmenden Ringelgedichten (rondeaux) und berühmten Tanzliedern (chansons à danser) legte man seinen Namen bei, und in der Folgezeit verstand man unter dem Namen „Caroles" jeden poetischen Ausbruch der Freude und des Jubels über frohe Ereignisse. Es wird auch berichtet, daß Herzog Carolus von Orleans die Hauptanzahl seiner Manuscripte in England zurückgelassen habe. Viele davon kamen allerdings wieder nach Frankreich zurück und werden jetzt noch in der k. Bibliothek zu Paris aufbewahrt, allein viele „Caroles" verließen England niemals. Da jetzt alte Urkunden und Staatsverhandlungen zugänglicher geworden sind, so darf man die Hoffnung hegen, daß eine ansehnliche Anzahl bisher unbekannter Caroles noch die Zahl der Lieder vermehren wird, in denen man im fünfzehnten Jahrhundert irdische wie himmlische Freude an den Tag legte. Sie werden des Sammelns werth sein; und wenn sie nur dem Liede, welches anfängt: „En songe, souhaidet penser," gleichen, wird man sie schon willkommen heißen; auch wenn sie nur halb so lieblich sind, wie das ausgezeichnete, gefühlvolle Liedchen mit der Ueberschrift: „Ich habe meiner Dame Todtenfeier angestellt."

Allein wie es Reformatoren vor der Reformation gab, so war auch das, was jetzt mit dem Ausdrucke „Carol" bezeichnet wird, schon lange vor dem königlichen und ganz besondern Caroles-Dichter vorhanden. Dieser Umstand hat Manche veranlaßt in dem Ausdrucke eine Verbindung mit dem lateinischen choreolare, — wenn man dies Wort Latein nennen darf, — was „Chor- oder Festgesänge singen" bedeuten würde zu sehen; allein die Ansprüche des fürstlichen Erfinders auf die Ertheilung des bestimmten Namens sind nur durch den Beweis zu beseitigen, daß der Name für einen Jubelgesang oder freudiges Lied schon vor der Zeit des Herzogs Karl gekannt wurde, ein Beweis, der aber noch zu führen ist.

Das älteste „Carol" ist nicht von hohem Alter, allein die Sitte, dergleichen in christlichen Familien zu singen, läßt sich, — wenn man nicht den Gesang der Engel auf dem Felde in der Christnacht als das älteste ansehen will — bis in das zweite Jahrhundert verfolgen. In diese Zeit versetzt man einen aufgefundenen Sarkophag, auf welchem eine unbestreitbar christliche Familie dargestellt ist, welche Loblieder auf die Geburt Christi singt. Die Familie ist in zwei Gruppen getheilt. Die eine davon enthält ein junges Frauenzimmer, das auf der Lyra spielt, während drei andere um sie herumstehen. Die andere Gruppe besteht aus vier jungen Leuten, die mit Papierrollen voll Noten in der Hand, zur Begleitung der Lyra singen. Wenn dies auch nicht das Alter der Carolengesänge beweist, so mag es doch wenigstens als gültiger Beweis aus einer frühen Zeit angesehen werden, daß man heilige Musik sammelte und im geselligen Kreise heilige Lieder zu singen pflegte.

Ein bis zwei Jahrhunderte lang war das Weihnachtsfest mehr ein Fest der Fröhlichkeit als der beschaulichen Andacht, was man daraus abnehmen kann, daß wiederholt verboten wurde, die heilige Zeit durch unschickliche Lieder und Schauspiele zu entweihen. Der gerügte Uebelstand dauerte jedoch so lange fort, bis Litteraten aus dem geistlichen Stande die Sache in die Hand nahmen und jene sogenannten heiligen Spiele dichteten, in denen großer Ernst herrschte, aber auch viel Possenhaftes vorkam. So hat z. B. in dem Stücke „die Sündfluth" der Patriarch Noah ein Weib, welches demselben das Leben sauer macht. Sie macht auf den guten Mann entweder mit ihrer Zunge oder ihrer Faust Angriffe und flucht mit einer Geläufigkeit, die selbst eine Marketenderin in Erstaunen setzen würde. Ohne niedrig komische Scenen in diesen Weihnachtsspielen würde das Volk die didaktischen und ernsten Stellen vielleicht nicht mitangehört haben. Die Verbindung von Fröhlichkeit mit Frömmigkeit zur Weihnachtszeit war vielleicht unter der Herrschaft der angelsächsischen Könige am lebendigsten. Scherz war damals auf angemessene Weise mit Ernst vereinigt, und sogar als der Dänenkönig Kanut auf seinem Schiffe durch die Fluthen nach Ely (Insel bei Cambridge) segelte oder in seinem Schlitten darüber hinwegglitt, um mit den ehrwürdigen Herren daselbst erst gemeinschaftlich zu singen und dann nach dem Concert zu schmausen, scheint Fröhlichkeit nicht mit den ernstern Geschäften des Orts und der Zeit unverträglich gewesen zu sein.

Im dreizehnten Jahrhundert waren die Weihnachtslieder in ihrer Lustigkeit etwas profan geworden. Das ernste Lied hatte jedoch auch sein eigenes Publicum. Der Wettstreit war zwischen beiden sehr lebhaft, wie in späterer Zeit, als ein heißer Streit über die Vorzüge der alten oder neuen Psalmenübersetzung geführt ward, und wandernde Psalmensänger in der Eigenschaft von Proselytenmachern für die eine oder andere das Land durchzogen, die an das Urtheil ihrer Zuhörer durch das Singen der alten und neuen Melodie appellirten.

Die älteste gedruckte Sammlung Weihnachtscarolen trägt

die Jahrzahl 1521. Darin befinden sich auch lustige Lieder aus viel früherer Zeit. Einige derselben mögen vielleicht in jene Weihnachtsschauspiele eingeflochten gewesen sein, gegen welche die Schüler der St. Pauls-Schule in London zu Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts eine Bittschrift einreichten, weil sie von „unerfahrenen Leuten“ zum Nachtheil der Geistlichkeit, die eben soviel Geld wie Nachdenken darauf verwende, sowohl gedichtet, als auch unbefugter Weise dargestellt seien.

In diesem Jahrhundert war die religiöse Poesie zu Ehren der Festzeit sehr trivial geworden. Eine der mittelalterlichen Festtagsscenen, deren Wiederdarstellung man wohl einmal mit ansehen möchte, lernt man aus folgenden Versen kennen:

Es wird ein Kind von Holz, in Windeln eingeschlagen,
Dann auf den Altar hingetragen,
Um welchen nun die Kinder tanzen und springen
Und zum Lobe Christi Carolen singen.

Jedoch ließ man dem jungen Völkchen nicht den ganzen Spaß allein, denn wir hören weiter:

Die Priester brüllen laut, ringsum die Eltern stehen
Den Spaß mit anzusehn und auch mit Hand und Mund
Denselben in dem Jubeln beizustehen.

Die Knaben und Mädchen der niederen Volksclassen gingen, wie es früher auch in Deutschland an einigen Orten Sitte war, im Orte umher und sammelten Gaben, bei welcher Gelegenheit sie gewohnt waren, an jeder Thür stürmisch zu pochen und zu klopfen. Sogar die alten Straßenmusikanten spielten oder sangen Lieder, die nicht immer mit ihrem eigentlichen Gewerbe harmonirten.

Weihnachten scheint in England immer mit Jubelchören gefeiert zu sein, ausgenommen 1525, als des Königs Krankheit die sogenannte „stille Weihnacht“ veranlaßte, die zu Eltham abgehalten ward, und mehr als ein Jahrhundert später als das souveräne Parlament Weihnachtsfreuden ganz untersagte, Stechpalme und Epheu für aufrührerische Abzeichen galten, die eine puritanische Regierung nicht duldete. Dies stand im schroffen Widerspruche mit dem Ereigniß bei der Belagerung von Orleans im Jahre 1428 als beide Theile nach Uebereinkunft am Weihnachtsfeste alle Feindseligkeiten auf vierundzwanzig Stunden einstellten, ihre Nationalgerichte kochten, ihre lustigsten Lieder sangen, wie Cavaliere tüchtig mit einander tranken, aber dann nach Ablauf des Waffenstillstandes einander mit einer Wuth mordeten, die durch die Ruhe nur um so heftiger geworden war.

Unter Autorität des Lordmayor von London wurden im Jahre 1562 „Crestenmas Carowles“ angekündigt, im Jahre 1630 „Psalmen als Carolen nach geistlichen Melodien eingerichtet.“ 1648 erschien ein Brief von Dr. Warmestry, in dem „Kariles“ nur unter der Bedingung, daß sie „heiligen und lautern Inhalts“ seien, erlaubt wurden. Dies läßt schließen, daß ein Gegensatz zwischen lustigen und ernsten Sündern vorhanden war. Unter ersteren finden sich stets einige von der Geistlichkeit selbst. Vielleicht die lustigsten der englischen Trinklieder und neueren Bacchanaliengesänge sind von Geistlichen gedichtet worden. An der Spitze derselben steht der unnachahmliche Walter de Mazes.*) John Stille, Bischof von Bath und Wells, schrieb das vortreffliche Lied zu Gunsten des „guten Ale,“ welches mit einem Ausdrucke beginnt, aus dem man vermuthen kann, daß der Sänger schon etwas zuviel von seinem Lieblingsgetränk zu sich genommen. „Lieber Tom, der braune Krug“ wurde von dem Pfarrer Francis Fawkes für O'Keeffs Posse: „der arme Soldat“ gedichtet, und einem Dubliner Geistlichen verdanken wir das charakteristische Lied: „Den Abend vorher als Barry ausgespannt ward.“ Alle diese sind in dem Geiste der lärmenden Tafellieder der alten Zeit abgefaßt, stechen aber nicht sehr ab von den geistlichen Gesängen, in denen der Marie, wie einer Heldin in einer possenhaften Ballade als einer Jungfrau „schön und frei“ gedacht wird. Man kann auch hinzufügen, daß das fröhliche Lied niemals aus dem Felde geschlagen wurde; noch im vorigen Jahrhundert stellte William Thackeray „zum Engel in Duck Lane“ unter den kleinen lustigen Büchelchen, die er in dieser classisch gewordenen Localität verkaufte, einen Band „Carrols“ mit zur Schau aus.

Manchmal führte ein Lied einen lächerlichen Namen, um einen leichtfertigen Leser zu ernstern Gedanken zu verleiten. Von dieser Gattung war Hoffmanns „Weihnachtsgesang auf den Pecko-Thee,“ im Jahre 1728 herausgegeben und der Königin Karoline und den übrigen Gliedern der königlichen Familie gewidmet. Das fragliche Gedicht hat mit Thee wenig zu schaffen, allein der Verfasser sagte, daß es „wie vollkommen guter und feiner Thee das ganze Jahr hindurch angenehm und nützlich sei.“ Der Verfasser brauchte den Thee auf die Weise, wie weiland Bischof Berkley „Theerwasser“ in einer Abhandlung, die gar nicht von Theerwasser, sondern von der Dreieinigkeit handelte. Der in Hoffmanns Gesange hervorstechende Gedanke wurde von Joseph Williams, seinem Zeitgenossen (bekannt unter dem Namen „des christlichen Kaufmannes“) in einem noch vorhandenen Briefe angewendet, in welchem er den Empfang eines Geschenkes an Thee bestätigt und in Betreff desselben dem Geber Folgendes schreibt: „Der Thee gelangte wohlbehalten in meine Hand; nur hatte er den vorzüglichen Geruch verloren, den er besaß, als wir zu Sherbone davon tranken, woran, wie ich vermuthe, die Versendung in Papier Schuld trägt, was, weil es sehr porös ist, leicht die aus anderen, mit verpackten Waaren strömenden Gerüche durchläßt. Von dieser Art sind die moralischen Wirkungen unter den Menschen, welche nichts verhüten kann, wofern wir nicht (wie beim Thee die Büchsen), die ganze Rüstung Gottes anlegen. Ich habe den Thee in eine Büchse gethan und man sagt mir daß er seinen ursprünglichen Geruch wiederbekommen werde, wie eine fromme Seele, die irgend welche böse Eindrücke von lasterhaftem oder eitelm Umgange empfangen hat, ihre geistige Inbrunst dadurch wiederbekommen wird, daß sie sich von der Welt zurückzieht, mit ihrem Herzen verkehrt, frommem Nachdenken und brünstigem Gebete obliegt.“

*) Hofkaplan bei Heinrich II. und Domherr zu Salisbury starb 1197. Von ihm ist das bekannte Trinklied: Mihi est propositum, was Bürger in seinem: „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben“ nachbildete.

In den alten Weihnachtsliedern findet sich oft ein sehr naiver Ton, z. B.

In der Krippe eines Esels
Lag in Schlummer eingelullt
Jesus, Strafen zu erleiden
Pro peccato hominis.

Ein anderes fängt die Erzählung von Jesu Geburt nach Art eines fahrenden Sängers an, der mit einem Gruße in eine Gesellschaft eintritt:

Gott schütze Euch, wackere Herren,
Ich bring' Euch neue Zeitung mit:
Es hat eine Jungfrau geboren ꝛc.

Noch kindischer lautet die Verkündigung durch nichtssagende einsylbige Worte:

Ha ei ei ei, ei ei ei ei
Gegrüßt ward Marie von dem Gabriel!

Der Erzengel versichert der Marie, die einigen Zweifeln Raum giebt, bei Gott sei kein Ding unmöglich.

Im Gegensatz zu schwerfälligem Ernste begegnen wir in einem andern Liede einer natürlichen Schwatzhaftigkeit, wie sie Mütter im Umgange mit Kindern häufig zeigen:

„Mein liebes Söhnchen, mein Herzenskind,
Mein Jesus, komm, küsse die Mutter geschwind
Mit lachenden Mienen!“ Maria sprach ꝛc.

In einem andern Liede verkündet der Erlöser im Himmel thronend die Geschichte der Erlösung in folgender Weise:

Mein Tanz- und Freudentag morgen soll sein,
Denn ich bin gestiegen in die Hölle hinein
Zu erlösen mein getreues Schätzchen;
Am dritten Tag stieg ich dann wieder heraus
Zu meinem Liebchen und Tanz und Schmaus.

Es ist auch eine eigenthümliche Erscheinung, daß in keinem dieser Gesänge die Jungfrau Maria, obwohl sie „sanft und mild“ genannt wird, als solche auch wirklich erscheint. Die Verfasser scheinen nicht der Aufgabe gewachsen zu sein, die Benedeite gebührend zu schildern. Gemeiniglich ist sie etwas schnippisch und gar ungläubig. Beweis davon liefert ein Lied, das mit einer nachlässigen Ankündigung des großen Geheimnisses, dessen Werkzeug sie werden soll, durch den Erzengel Gabriel beginnt. Darin heißt es:

Marie schaut ihm ins Gesicht
Und sprach: „Herr, wer seid Ihr?
Der Zeitung schenk' ich Glauben nicht,
Die Ihr gebracht habt mir.
Vermählt an einen alten Mann,
Wie mir das Loos beschieden,
Regst Du mir manch Bedenken an,
Geh fort, laß mich in Frieden.“

Die ganze Haltung des Gedichts, der Ausdruck von Bedenken und Zweifeln, verbunden mit der Aufforderung an den Engel, das Haus zu verlassen, liefert den Beweis, daß die Ansichten des Verfassers ganz unwürdig und niedrig waren und er nur wenig von den Einzelheiten der biblischen Erzählung, von der Verkündigung in ihrer ganzen einfachen und feierlichen Schönheit gewußt habe oder sie nur wenig zu würdigen verstand.

Joseph kommt noch weit schlimmer fort, ja er wird mit fast possenhafter Uebertreibung dargestellt. Er ist langsam im Begreifen, entweder ungläubig oder zornig; er weiß nie was er will oder thun soll und ist niemals völlig im Klaren über Das, was um ihn vorgeht. Bei dem Anblicke den nach diesen Dichtungen eine heilige Familie darbietet, können wir uns blos wundern, daß bei den Zuschauern oder vielmehr Zuhörern nur überhaupt irgend ein religiöses Gefühl haften blieb. Wir brauchen als Beispiel nur ein Lied anzuführen, welches also beginnt:

Der Joseph war ein alter Mann,
Ein alter Mann war Joseph,
Als er freite die Maria
In dem Lande Galiläa.

Das Lied beschreibt weiter, daß Maria und Joseph durch einen Obstgarten wandeln, der voller Kirschen und Beeren „so roth wie Blut“ ist. Wie sie nun so spazieren, Joseph in etwas verdrießlicher Stimmung, die heilige Jungfrau dagegen etwas lüstern, ersucht letztere ihn ihr doch einige Kirschen zu pflücken und giebt einen Grund dafür an, der den Ehegemahl zur Begebung einer sehr starken Unhöflichkeit und zum Ausstoßen sehr gröblicher Reden verleitet, die aber sehr natürlich als erklärbar erscheinen, weil der Dichter sich die heiligen Gestalten als ein Paar ganz gewöhnlicher Menschen vorgestellt hat. Joseph bedient sich einer so unumwundenen Sprache, wie weder ein neuerer Gassenhauer, noch der frivolste unserer Sänger von heute sich je erlaubt hat. Seine Aeußerungen dienen jedoch zum Beweise, daß es eine Zeit gab, wo Derbheit im Ausdruck kein Gewaltstreich gegen Bescheidenheit war; die Unanständigkeit der alten Zeit war naiv. Joseph im Liede ist sehr bestürzt über die Geburt eines Sohnes, dergestalt, daß er

Gedachte aus dem Hause
Die zu verstoßen gar,
Die ihm die allertreuste,
Herzallerliebste war.

Die darauffolgenden Verse zeigen ihn in einer mehr liebenswürdigen Stimmung, aber immer noch sehr bekümmert. Aus der Lebhaftigkeit der Melodie läßt sich abnehmen, daß der eine Gesang, dem dies entlehnt ist, wahrscheinlich Lieblingslied, war.

Ein anderer Liederdichter sagt einfach und ehrlich:

Wenn wir nur wahrhaft gläuben
Und thun was recht und löblich ist,
Wird uns durch das Verdienst des Christ,
Gewiß der Himmel bleiben!

Diesem Dichter gelten Werke mehr als Glaube; bei einem andern stoßen wir auf einige Zweifel:

In allen Zeiten fielen wie bekannt
Seltsame Sachen vor.

In dem ehedem beim Volke beliebten Liede, genannt „der heilige Brunnen,“ findet man das auffälligste Beispiel von der Freiheit, mit welcher man die biblische Weihnachtsgeschichte behandelte.

Einstmals, 's war in den Maientagen
An einem Sonntagsmorgen schön,
Thät Jesus seine Mutter fragen:
Ob er wohl dürfe spielen gehn.

Die Bitte wird ihm, obwohl etwas ungern, gewährt und nur noch die mütterliche Warnung beigefügt:

Laß mich nur keine Klage hören,
Wenn Abends Du nach Hause kommst.

In der Nähe eines Brunnens sind Gruppen fröhlicher Kinder versammelt, welche der Sohn der Maria zum Spielen einladet.

Sie sagen „Nein!" zu seiner Bitte,
Weil sie vornehmern Standes sind
Und er in dieser Kinder Mitte
Der niedrigste, ein Jungfernkind,
In einem Ochsenstall geboren ꝛc.

Wie unrichtig nun der Abfasser der gereimten Erzählung den Charakter der „gnadenreichen Mutter" auffaßte, läßt sich aus den Aeußerungen abnehmen, die sie bei der Beschwerde des zurückgewiesenen Kindes nach dessen Heimkehr hören läßt:

Geh' gleich hinab zur heil'gen Quelle
Hinab zur Stadt, mein Jesulein,
Und würg' die Sünder auf der Stelle
Und wirf sie in die Hölle 'nein.

Gegen diesen mütterlichen Befehl werden Vorstellungen gemacht und Gründe aufgestellt, deren Erfolg endlich ist, daß Frevler vom Knaben Jesu zu Gnaden aufgenommen werden.

Daß derartige abgeschmackte Geschichten nicht, wie man meinen sollte, von unwissenden Leuten zur Erbauung Unwissender verfaßt wurden, davon liefert das wohlbekannte Werk des Bonaventura, „das Leben Christi" einen Beweis. In diesem Werke behauptet der Verfasser ganz ernsthaft, daß Maria sich während des Aufenthaltes in Aegypten durch Schneidern ihren Unterhalt verdient habe und daß man jeden Abend ihren Sohn fertige Arbeit in die Wohnung der ägyptischen Damen habe tragen sehen, für welche seine Mutter arbeitete. Solche Legenden sind in Menge vorhanden; sie sind ebenso zahlreich wie die Bildnisse der heiligen Jungfrau, von denen einmal ein spanischer Mönch zu Valombrosa 8000 gesammelt hatte; in der Bibliothek seines Klosters waren sie zum Beschauen aufgestellt.

Während einige der alten englischen Weihnachtsliederdichter mit Vorliebe die Geschichte romantisch behandelten, faßten die französischen Liederdichter den heiligen Stoff noch läppisch auf. Sie bringen eine Musikbande zusammen, spielen auf, tanzen bis sie nicht mehr können, trinken bis ihnen die Augen trübe werden und singen dann Verse, wie die nachstehenden, von denen die letzten in einem Stadium geschrieben zu sein scheinen, wo es der unsichern Zunge schwer fällt, langsylbige Worte geläufig auszusprechen:

Guillo, nimm Dein Tambourin
Und die Flöte Du, Robin.
Sonst war's Sitte Lob zu singen
Aller Kön'ge König,
Tambourin und Flöt' erklingen
Ließ man da nicht wenig.
Turelurelu, Patapatapan.
Der vermeinte Vater Jesu,
Meines Herrn, den jetzo
Selbst der niedrigste der Hirten
Nun zu kennen ist froh.
Nahm mit höflich sanfter Miene
Die Geschenke aller
Ohne Ce Ce Ce Ce
Ohne Cere re re
Ohne Ce Ce ohne re re
Ohne Ceremonie.

Weihnachtslieder in diesem Style waren in England nicht so gewöhnlich, wie in Frankreich. Die alten englischen Dichter zogen vor, Gegenstände aus der Religionslehre zu behandeln, obwohl der Styl bacchanalischer Lieder nicht vernachlässigt wurde. Ein englischer Dichter faßt den Stoff vom calvinistischen Gesichtspunkte auf und erlöst alle unschuldigen Kindlein durch Vorherbestimmung, wenn er singt:

In den Wiegen lagen sie und lachten
Sie, die niemals Böses dachten;
Gott selbst aber hat sie ausersehen
In seinen Himmel einzugehen.

Ein Anderer stellt eine dogmatische Behauptung auf, welche mancher unserer modernen Theologen nicht unterschreiben wird:

Elf wohnen im Himmel mit Christo zusammen,
Der zwölfte brennt ewig in Höllenflammen.

Ein Dritter scheint etwas unentschieden zu sein — allein schließt endlich sein Lied mit der tröstlichen Zusicherung:

Gott hat bereitet für uns all
Einen Ruheplatz im Himmelssaal.

Ein Vierter im Gegensatz zu der Dichterschule der Turelulu und Trinklieder, klagt über herrschende Laster:

Denn Dinge giebt es, die da schänden
Die Freiheit aller Christenkind;
Speis' Hungrige, mit eignen Händen
Bekleide die bedürftig sind,
So feiern, glaubt es, Christenleut
Ein wahres Weihnacht allezeit.

Die lärmliebenden Zechbrüder ehrten insbesonders den heiligen Stephan, indem sie im Chore brüllten, wenn der wilde Schweinskopf aufgetragen wurde; denn war nicht St. Stephan „ein Schreiber in König Herodes Saale" und trug er nicht den Schweinskopf aus der königlichen Küche auf die königliche Tafel, als er den Stern von Bethlehem gewahr ward, die Schüssel fallen ließ, den Dienst des Königs verließ und einem neuen Herrn folgte? Wenn des Dichters Autorität hinsichtlich dieses Punktes nicht anerkannt wird, wer will die Behauptung eines andern dieser Weihnachtssänger bestreiten, welcher erklärt:

Ein Eber ist ein höchst vortrefflich Vieh!

Der wilde Schweinskopf war allerdings beim Weihnachtsschmaus an sich soviel wie der ganze Schmaus, wie man aus folgenden Verschen ersehen kann:

Sollt' euch ein Kopf vom wilden Schwein
Mit Senf dazu genug schon sein,
Statt Gänse- und auch Schweinebraten
Und Eierpastete und andere Zuthaten
So sind wir schönstens eingeladen.

Allein wilder Schweinskopf ward nicht auch als Ersatz des Trinkkrugs angesehen, denn ein Dichter singt:

Auf, ihr Freunde, laßt uns machen
Von dem Kuchen Freudenbissen,*)

*) So nannte man die Bissen Kuchen, welche man in den Wein tunkte.

Und nicht einer mag hier lachen,
Der nicht wird zu leeren wissen
Bis auf den Boden einen Becher voll
Auf des Königs und der Königin Wohl.

Darauf folgte die Zeit, wo es in England keine Könige gab, aber damals „weinten," wie ein Dichter singt, „die Schornsteine immerfort aus Mangel an Wärme und die Mägen der Dienerschaft knurrten und ließen sie nicht schlafen." Mit der Wiederherstellung des Königthums kam Weihnachten wieder zu seiner vollen Ehre und Liederdichter griffen in die Saiten, um zur Fröhlichkeit aufzufordern. Eine Probe von dem wieder in Freiheit gesetzten Geiste liefert ein Gedicht, worin es heißt: Sehr lange war es ganz vergessen gewesen; man hatte kaum soviel, um den Topf ans Feuer zu hängen; es hatte solch ein filziges Knausern in England geherrscht, wie die Voreltern noch niemals gesehen hatten; aber

Nun ist es wieder da im alten Glanz,
Und ihr sollt unverzüglich haben
'n Plumpudding, Kapaun und Gans,
Euch auch an Fleischpastet' und Roastbeef laben!

Das „old merry England" in den guten alten Zeiten erinnert uns an altgermanische heidnische Sitten. Das Weihnachtsfest war an die Stelle des Juelfestes der alten Germanen getreten, bei dem man ebenfalls wacker schmauste und zechte. Auch hier war der Eberkopf das Hauptgericht. Die Gebrüder Grimm mögen die weiteren Anknüpfungen zwischen Christlichem und Heidnischem hierbei nachweisen. G—sch.

Americanisches Allerlei.

1. Belleville in Illinois.

In Nordamerica giebt es einige Kernpunkte, an denen gleichsam von selbst viele Deutsche von höherer Bildung sich zusammenfinden, und wo das deutsche Leben nicht durch americanische Einwirkungen gestört wird. Zu diesen gehört Belleville, im Staat Illinois, auf der linken Seite des Missisippi, und nicht weit von dem am andern Ufer liegenden St. Louis. Zuerst gingen Flüchtlinge, welche bei dem Frankfurter Aprilattentate von 1833 betheiligt waren, dorthin, namentlich Gustav Körner aus Frankfurt, der alte Jenaische Germane, welcher später eine Zeitlang Vicegouverneur des Staates Illinois war; er ist ein sehr tüchtiger Rechtsgelehrter. Viele andere gebildete Männer folgten mit ihren Familien, und besonders seit 1848 nahm das deutsche Element dermaßen zu, daß die Americaner immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurden, nun schon längst entschieden ein deutscher Grundton im Leben vorherrscht und Belleville, neben einigen Schattenseiten, doch überwiegend die Lichtseite des deutschen geistigen Lebens zeigt. Die Stadt ist umgeben von grünen bebuschten Hügeln; die Häuser sind in solider deutscher Weise gebaut und bieten mit ihren rothen Dächern einen gar freundlichen Anblick dar. Der Platz gefällt den Europamüden wie den Americamüden gleich sehr, er ist nicht lärmend und heimelt an. Keine nordamericanische Stadt hat im Verhältniß zu ihrem Umfang ein so buntes Gemisch deutscher Verbannter auf so engem Raum aufzuweisen; vielleicht trifft man eine derartige Musterkarte nur noch in Texas wo das deutsche Leben frisch emporkeimt; Olmsted hat davon in seinem anziehenden Buche über Texas viel Interessantes erzählt. In einigen wenigen Straßen von Belleville, das den Hauptort der County St. Clair bildet, findet man gleichsam lebendige Tagebücher aller großen und kleinen Putsche und Revolutionen von 1833 bis 1849. Das Frankfurter Attentat und Mazzini's und Ramorino's abenteuerlicher Einfall in Savoyen haben ebensowohl ihre Vertreter als die „furchtbare Handwerksburschen-Verschwörung" vom Gurten bei Bern. Diese fünfunddreißig Biedermänner wollten von der Schweiz aus Deutschland erobern; seltsamerweise gelang aber das Unternehmen nicht. Männer, welche an der deutschen Revolution von 1848 und 1849 betheiligt waren, findet man in Belleville zu hunderten; glücklicherweise fehlen aber „polnische Obersten" und „ungarische Majore," mit welchen andere americanische Städte so reichlich gesegnet zu sein pflegen.

Jene Männer der Revolution liegen nun allesammt friedlichen Beschäftigungen ob; nur dann und wann taucht beim trefflichen Lagerbier eine revolutionäre Erinnerung auf, und man vernimmt den Nachhall aus sturmbewegten Zeiten. Man spricht von getäuschten Hoffnungen und zertrümmerten Idealen, und wird sich des Gegensatzes von Einst und Jetzt bewußt. Mancher spielt mit olympischer Gemüthsruhe sein Sechsundsechzig oder seinen Schlauch, wie einst in Jena in der guten alten Zeit der Burschenschaft auf dem lieben Burgkeller, wo die „Frau Vettern" den „Knotenwuchs," d. h. Wöllnitzer Bier, durch den „Jüngling" oder die „Jungfrau" verabreichen ließ, und den „Pump" an die schwarze Tafel kreidete. Der Schlauchspieler war wohl einst ein Attentäter gegen das heilige römische Reich deutscher Nation, und stand an der Spitze waghalsiger Handwerksburschen. Obersten sind bedächtige Finanzmänner geworden und führen die Rechnung in ihrem Hauptbuche. Andere haben statt des Schlägers nun eine Elle in der Hand, und langen nicht mehr das Corpus juris aus dem Repositorium hervor, sondern ein Stück Kattun. Theologen studiren nicht im alten oder neuen Testamente, sondern verkaufen Salz, Seife und andere nützliche Dinge. Und in der Umgegend wohnen die „lateinischen Bauern," die mit der „Krämerei" nichts zu thun haben wollen, sondern den Boden mit ihren Ochsen pflügen gute Bibliotheken haben und ihre Universitätsreliquien, namentlich die dreifarbigen Bänder, und die bemalten Pfeifenköpfe sorgfältig aufbewahren. Es trifft sich wohl daß der Reisende, welcher an einem schönen Abend in die Nähe von Bellevue gelangt, heimathlichen Sang vernimmt; und der volle Chor ihm entgegenbraust: „Sind wir vereint zu guter Stunde!" Diese lateinischen Farmer befinden sich fast alle in sehr günstiger Lage.

Was wäre eine deutsche Stadt ohne das Lagerbier? Der Yankee baut in einer neuen Ansiedelung zuerst eine Kirche, der Deutsche dagegen eine Brauerei. Katholiken, Lutheraner

und Reformirte bekennen sich in dieser Beziehung ganz entschieden zur Union, und wehe dem welcher eine Spaltung verursachen wollte! Doch das ist ja auch niemals einem unserer Landsleute in den Sinn gekommen, weil es platterdings unmöglich wäre. Belleville zählt achttausend Seelen und acht Brauereien; der durstige Mann hat unter einigen siebenzig Wirthschaftslocalen eine beliebige Auswahl, und der „Kneipenton" fehlt leider nicht. Aber auch der Weinbau wird gepflegt und die Rheinländer und Pfälzer erwerben sich durch denselben ein unbestreitbares Verdienst. Im Jahre 1846 wurde der erste Versuch mit dem Anbau der einheimischen Catawbarebe gemacht, und nachdem er gelang, nach und nach mancher Hügel mit derselben bepflanzt. Zwei Mißernten haben Manchen abgeschreckt. Viele sind jedoch standhaft geblieben und der Herbst von 1857 belohnte sie reichlich. Friedrich Hecker hat auf seiner Farm bei Libanon einen Weinberg, der trefflich im Stande ist. Das Gewächs heißt Heckersberger.

Die Umgebungen von Belleville sind zugleich idyllisch und romantisch. Vom schattigen Eichenhaine des Eimersberges aus überblickt man eine grüne Fläche, welche der Richlandbach bewässert, und übersieht grüne, theils mit Laubwald bedeckte Höhen, die manchmal mit freundlichen Häusern gekrönt sind. Von dem Berg aus gesehen macht die Stadt einen wohlthuenden Eindruck der Ruhe, Alles sieht behäbig aus, auch kennt Belleville nicht schroffe Gegensätze in den gesellschaftlichen Verhältnissen; kein übermäßiger Reichthum steht hülflosem Elend gegenüber. Der Ort ist nicht wie ein Pilz emporgeschossen, sondern langsam und sicher gewachsen. Den Americanern, welche bekanntlich ein ruheloses Geschlecht sind, kommt Belleville nicht schnell genug empor, sie verstehen die gediegene Gemüthlichkeit nicht und ziehen mehr und mehr weg, während diese Lücken doppelt und dreifach durch herbeiströmende Deutsche ersetzt werden. Die Stadt wird immer wohlhabend bleiben; sie steht auf einem sehr ergiebigen Lager trefflicher Steinkohlen, die jährlich einen Ertrag von einigen hunderttausend Dollars geben.

2. Was man in America Kirchenmusik nennt.

Der strenge Puritanismus der Angloamericaner duldet bekanntlich keine Sonntagsheiterkeit in unserm deutschen Sinne. Alles soll steif und kopfhängerisch sein, wo möglich am „Sabbath" dreimal in die Kirche gehen, und die Schaubühne bleibt geschlossen. Man darf in Bibel und Gebetbuch lesen, auch ist es nicht verboten sich in aller Stille durch die Riesenspalten der großen Zeitungen hindurch zu arbeiten, aber Clavierspielen gilt schon für anstößig. Mit einem so langweiligen puritanisch-presbyterianisch-espiskopalisch-methodistisch-baptistischen Sabbath haben weder die deutschen Katholiken noch die Protestanten sich zu befreunden vermocht. Sie wollen auch am Sonntag Geselligkeit und Frohsinn haben, und Musik obendrein. Allein die letztere ist verboten, sobald sie nicht sacred music ist, also das was wir Kirchenmusik nennen würden. Da indessen die Gesetze buchstäblich ausgelegt werden, so weiß man sich zu helfen. Das Gesetz verbietet das Kegelschieben mit neun Kegeln; man stellt deshalb einen zehnten als Sinecuristen in respectvolle Entfernung von den übrigen neun, und verfällt dann keiner Strafe weil das Gesetz die ten 'o pins nicht verbietet. Ebenso macht man es mit der Musik. „Sacred concerts" sind erlaubt; es ist aber nirgends ein Programm für solch eine Musik vorgeschrieben, und jeder kann in beliebiger Weise darunter verstehen was er will. Zuerst wird ein Stabat Mater oder dergleichen gespielt, und damit ist dem Begriff und dem Gesetz Genüge geleistet. Nachher folgt alles Mögliche bunt durcheinander. Wir finden zum Beispiel in dem Programm eines „Sacred Concert" das an einem Octobersonntage zu Philadelphia in einer großen Bierhalle veranstaltet wurde, Folgendes: 1) Die Ouverture zu Kreuzers Nachtlager von Granada. — 2) Anna Liesel auf der Kirchweih, von Neumann. — 3) Ein Lied von Franz Abt. — 4) Eine Cavatine aus Lucia von Lammermoor. — 5) Sommernacht in Dänemark, von Lumbye. — 6) Amboschor, aus Verdi's Trovatore. — 7) Humoristisches Lied von Labitzky. — 8) Duett aus dem Postillon von Lonjumeau. — 9) Terzett aus Mehuls Joseph in Aegypten. — 10) Räuberduett aus Stradella. — 11) Die Emancipirten von Lumbye. — 12) Zum Schluß ein Opernpotpourri von Kerßen.

Danach können wir abnehmen was dort zu Lande als Kirchenmusik ausgegeben werden muß, wenn der Deutsche sein landesübliches Sonntagsvergnügen sich nicht nehmen lassen will. Die Programme in Neuyork, Baltimore 2c. sind jenen aus der Quäkerstadt ähnlich. Beiläufig sei hier bemerkt, daß Neuyork im Laufe dieses Winters nicht weniger als drei deutsche Theater hat, nämlich ein Stadttheater, ein Volkstheater und Hartmanns Theater. Man gab dort im October: die Räuber, das Käthchen von Heilbronn, Parteiwuth, den Actienbudiker und das, wie es scheint, unvermeidliche Barfüßele. Im Theater zu Philadelphia war Schillers Tell an der Tagesordnung, und außerdem erbaute man das Publicum mit Herrn Räders „Robert und Bertram" die berüchtigten und lustigen Vagabunden." Bis zum „Honigschnabel" war man in der Stadt am Delaware noch nicht gekommen.

3. Gaunerei und Seelenverkäuferei in Brasilien.

Seitdem man keine Negersklaven mehr aus Africa nach Brasilien bringen darf und die Cholera unter den Negern so große Verheerungen angerichtet hat, ist große Noth um Arbeiter und eine sich immer mehr steigernde Frage nach Arbeitskräften. Die brasilianischen Kammern haben der Regierung sechs Millionen Thaler bewilligt, um die Einwanderung aus Europa aufzumuntern und nach Brasilien zu lenken; es wurde dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß man stark auf Zuzug aus Deutschland rechne. Einzelne Redner gestanden ehrlich ein, es sei ganz einfach darauf abgesehen, daß diese Einwanderer Ersatz für die mangelnde Sklavenarbeit bieten sollen. Mit Ausnahme einiger wenigen Punkte, sind die Unglücklichen, welche so thörig waren nach Brasilien überzusiedeln, herzlich schlecht daran. Es liegen darüber amtliche Berichte vor, an deren Zuverlässigkeit nicht gezweifelt werden kann. So macht unter andern der schweizerische Consul in Rio Janeiro auf die Speculantengesellschaft Vieiro, Pedroso und Compagnie aufmerksam,

deren eifrigster Agent ein gewisser Revillet sei. Dieser schloß mit jungen, unerfahrenen Leuten in der Schweiz, Sardinien und Frankreich Verträge ab, denen zufolge er ihnen neben Wohnung und Kost noch dreihundert Francs Jahrgehalt zusichert. Dafür müssen sie eine unbestimmte und ungemessene Menge von Arbeiten verrichten. Worauf es mit einem solchen Vertrag abgesehen ist, leuchtet Jedem ein, der die brasilianischen Verhältnisse einigermaßen kennt. Denn dort, namentlich in Rio, kann man sogar einen Schwarzen, der nur leichte häusliche Arbeit verrichten soll, nicht unter einhundert Francs monatlich miethen, und muß ihm obendrein Wohnung, Kost und Kleidung geben. Der freie europäische Einwanderer wird also um drei Viertel schlechter gestellt als der Neger, und soll mindestens zwölf Stunden täglich arbeiten! Ein Ingenieur aus Piemont, Namens Bonini hat Straßenarbeiter aus Tessin nach Brasilien verlockt und läßt sie dort in sumpfigen Niederungen Canäle graben, Dämme aufwerfen und dergleichen mehr. Begreiflicherweise erkrankten alle diese Leute am Sumpffieber.

Sehr schlecht sind auch die sogenannten Parceiros daran, d. h. jene Arbeiter welche auf den Gütern großer Grundbesitzer, namentlich auf den Kaffeepflanzungen, in der Weise arbeiten, daß ihnen die Hälfte des Reinertrages von der Ernte zu Gute kommen soll, während das Uebrige den Gutsherren gehört. Man wußte schon lange daß diese „Arbeiter auf halben Antheil“ vielfach übervortheilt wurden; die Speculanten ließen aber Briefe veröffentlichen, welche das Gegentheil darthun sollten. Am Ende wurden indessen die Klagen zu laut, und die Züricher Polizei hielt es für angemessen durch einen eigenen Bevollmächtigten, Dr. Heußer, die Sachlage erforschen zu lassen. Ein großer Theil dieser Parceiria-Arbeiter besteht nämlich aus Schweizern, von denen viele Beschwerden eingegangen waren. Heußers Bericht ist vor kurzem in Zürich von dem Polizeidirector veröffentlicht worden, und verdient allgemeine Aufmerksamkeit, weil er von einem ruhigen, besonnenen Manne herrührt. Es handelte sich hauptsächlich darum die Stellung der Arbeiter auf den Gütern des Hauses Vergueiro in der Provinz San Paulo zu untersuchen. Senator Vergueiro gilt unter den brasilianischen Gutsbesitzern noch für den am wenigsten eigennützigen, und doch befinden sich bei ihm „die Colonisten in einer Abhängigkeit, welche der Sklaverei gleichkommt.“ Kaum einer von ihnen ist der Klimakrankheit entgangen, welche in großer Müdigkeit, Abspannung und heftigem Jucken der Haut besteht; dadurch werden die weißen Ansiedler, namentlich die stärksten und kräftigsten, während des ersten Jahres unfähig zur Arbeit. Außer der Klimakrankheit sind die vielen Stechmücken, Sandflöhe, Fledermäuse und Schlangen eine wahre Plage.

Als Heußer auf den Gütern Vergueiro's ankam, war die Erbitterung unter den Ansiedlern so hoch gestiegen, daß sie fast in offene Revolution ausgebrochen wären. Der Vertrag, welchen sie unterschrieben hatten, war äußerst unbestimmt und dehnbar, und diese Unbestimmtheit wurde immer zum Nachtheil der Schweizer benutzt; manche Paragraphen sind offenbar drückend, z. B. daß die Gesellschaft Vergueiro zwar „an den von den Colonisten erzielten Nahrungsmitteln keinen Antheil habe, falls sie dieselben selbst verzehren, daß sie aber von allen solchen Nahrungsmitteln welche der Colonist verkauft die Hälfte verlange.“ Sonach gehört ihr jedes zweite Ei, jedes zweite Huhn, jedes zweite Stück Butter, jedes zweite Quart Milch, jedes zweite Pfund Fleisch rc. Das ist ganz entsetzlich! Ferner: „Alle Zweifel“ (d. h. jeder Zwiespalt zwischen den Colonisten und Vergueiro) sollte durch Schiedsrichter vor den Landesbehörden geschlichtet werden, aber „ohne weitere Förmlichkeiten und Berufung.“ Da nun die Landesbehörden aus Brasilianern zusammengesetzt sind, welche mit den Fazendeiros, eben den großen Gutsbesitzern in inniger Verbindung oder Verwandtschaft stehen, da man eine Rechtspflege in unserem deutschen Sinne nicht kennt, auch der Colonist auf keinen Fall das Portugiesische gut versteht, so ist klar, daß ein solcher Artikel des Vertrages den Ansiedler seinem Grundherrn gegenüber so gut wie rechtlos macht. Ferner hat sich die Gesellschaft Vergueiro vorbehalten, den Parceiriavertrag, sammt allen darin enthaltenen Verbindlichkeiten auf jeden beliebigen Gutsherrn zu übertragen. Der Ansiedler kann also wie eine Waare aus einer Hand in die andere gehen; denn ein Zusatz: „vorausgesetzt, daß der Colonist keine gerechte oder begründete Ursache habe, in den Dienst jenes Andern nicht einzutreten,“ erscheint doch lediglich als eine durchaus nichtssagende Redensart. Eben so schlimm ist daß jede Familie für Schulden, welche etwa ein Mitglied derselben bei Vergueiro machte, solidarisch verpflichtet ist. Dadurch sind viele Familien völlig zu Grunde gerichtet worden und in unbedingte Abhängkeit vom Grundherrn gekommen, weil sie nicht in die Lage gerathen sind, solche theilweise hoch aufgelaufenen Schulden bezahlen zu können. Heußer weist nach, daß die Ansätze bei den Rechnungen zu Ungunsten der Ansiedler herauskommen. Vergueiro hatte sich vertragsmäßig verpflichtet, gewisse Verbindlichkeiten zu übernehmen, es stand aber nicht dabei „unentgeldlich“; und deshalb läßt er sich für solche Verbindlichkeiten bezahlen. Viele Colonisten haben nicht einmal so viel verdient, daß sie im Stand gewesen wären, sich Kleider anzuschaffen; man übervortheilt sie oft beim Messen des von ihnen gepflückten Kaffee's; die Fazendeiros legen ihnen viele Verpflichtungen auf, von denen im Vertrage nichts steht. In der Provinz San Paulo sind die Lebensmittel nicht wohlfeil, alles Andere kostet aber dreimal so viel als in Europa. „Wittwen, die mit vier bis acht unerzogenen Kindern vom gestorbenen Vater Schulden von 1000 Mil Reis und darüber ererbt haben, könnte ich in Menge aufzählen“, sagt Dr. Heußer; diese Schulden erben sich fort, und die Leute kommen aus der Gebundenheit gar nicht mehr heraus. Ohnehin herrscht in der Zinsenberechnung die reine Willkür; man belastet die Colonisten, denen man versprochen hat, daß sie bei der Ankunft in Brasilien kein Kopfgeld zahlen sollen, hinterher, wenn sie da sind, mit einem sogenannten Commissionsgelde; man rechnet ihnen ferner für die Reise vom Hafen Santos bis nach den Gütern hohe Reisespesen an, von denen dem Auswanderer in Europa kein Wort gesagt wurde, und wovon er gar nichts wußte. Heußer führt an, daß einer soliden und sparsamen Familie, die aus Mann, Frau und vier Kindern, wovon drei unter acht Jahren, bestand, 330,392 Mil Reis an Reisespesen für

fünfzig Stunden Wegs berechnet wurden, also nahe an 1000 Francs; davon waren 45,000 Mil Reis für Commission und 110,000 M. R. für Beförderung der Habseligkeiten angesetzt. Vielen Colonisten, denen freie Wohnung zugesichert ist, wird Hauszins abgepreßt; viele Familien haben nicht genug Land angewiesen erhalten, um auch nur ihren nöthigen Mundbedarf bauen zu können, denn: „auch in der Vertheilung des Pflanzlandes herrscht von Seiten der Direction eine heillose Willkür."

Es herrscht ferner ein schamloser Wucher, welchem die Colonisten hülflos gegenüberstehen. Durch die Klimakrankheit waren sie im ersten Jahre an regelmäßiger Arbeit gehindert und so nahmen in den ersten zwei Jahren die Schulden der meisten in so hohem Grade zu, daß dieselben hoch aufliefen; mit dem, was sie später verdienten, sollten sie die Schulden tilgen, und waren somit für immer gebunden. Dazu kam, daß die Fazendeiros den Colonisten nur äußerst wenig baares Geld in die Hände geben, und den Geldmangel obendrein in der Weise ausbeuteten, daß der Parceiro, der unglückliche Halbpachtarbeiter, alles ihm Nothwendige zu Wucherpreisen beim Gutsherrn kaufen muß. Es ist also, neben allen jenen Schändlichkeiten, obendrein auch das sogenannte Trucksystem im Gange. Die „Wohlthäter der armen Schweizer" nehmen von diesen, welche ihnen Reis, Bohnen, Zucker ꝛc. abkaufen müssen, mindestens 100 Procent Gewinn; sie verkaufen denselben auch Kleider, Schuhe, Nägel, Werkzeuge, kurz Alles, dessen der Ansiedler bedarf; er hat kein Geld und ohnehin keine Stadt in der Nähe, wo soll er also das ihm Nothwendige kaufen? Gewiß sind unter den Eingewanderten Manche, die schon zu Hause nicht viel taugten, ebenso gewiß wurden aber auch viele durch das schnöde Verfahren demoralisirt, welches die Grundherren gegen sie befolgten.

Wie es mit der Rechtspflege steht, zeigt sich sehr deutlich auf Biry und Cubotinga, zwei Colonien des *Gerichtspräsidenten* Dr. Elias Pacheco Jordão. Dieser Biedermann ließ den Schweizern, welche sich auf dem wüst liegenden Boden Feldfrüchte gepflanzt hatten, im Februar 1857 die Ernte von seinen Negern abschneiden! Derselbe Gerichtspräsident betrügt sie mit ungeaichtem Maß; die ganze Behandlung ist brutal; er läßt die Leute prügeln; und seine Kinder sagen den „freien Schweizern": „*Ihr seid unsere weißen Sklaven*", und einem haben diese hoffnungsvollen Brasilianer ins Gesicht gespieen. — Ein anderer Grundbesitzer, Elias Velho, auf der Colonie St. Anton, zwingt seine „weißen Sklaven" zu Frohndienst beim Straßenbau; er hat schon Frauen mit Prügeln zur Arbeit getrieben, während sie von der Klimakrankheit ganz erschöpft waren. Auf der Colonie Boa vista, welche einem Herrn Leite gehört, und wo auch drei Glarner, mit Namen Nicolaus, Johann und Joachim *Stauffacher* als *weiße Sklaven* dienen, hatten die Colonisten fast gar kein Pflanzland für sich erhalten, und der Grundherr betrog sie schändlich mit ungeaichtem Maß. Die Leute waren „von der allgemeinen Wuth und Verzweiflung ergriffen"; Leite hatte ihnen gesagt: „Ich habe euch für 12,000 Mil Reis vom Hause Vergueiro *gekauft*". Er verhöhnte ihren protestantischen Glauben und wollte die Ketzer zur Taufe bewegen: er läßt ihnen keine Bretter zu Todtensärgen verabfolgen, sondern die Ketzerleichen müssen ohne Sarg im Wald oder auf der Weide begraben werden. Leute, die sich verheirathen wollen, erhalten von Leite nur dann die Erlaubniß, wenn sie sich contractlich verpflichten, ihm ihre Schulden mit zwölf Procent zu verzinsen. Heußer hebt hervor: „Ueberhaupt ist die religiöse Unduldsamkeit groß; kein Protestant wird auf einem Kirchhofe begraben, junge Ehepaare *müssen* bei der Trauung das Versprechen ablegen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. Von den protestantischen Geistlichen und Kirchen, welche den Auswanderern in Europa von den Agenten der Fazendeiros versprochen wurden, ist keine Spur vorhanden.

So viel von diesen Jammergeschichten. Nach diesen amtlichen Darstellungen ist nun klar, was man von der Sache selbst und von den Anpreisungen der Rudolstädter allgemeinen Auswanderungszeitung zu halten hat.

---

4. Die Mormonen.

Den Heiligen der letzten Tage scheint es nun an Hals und Kragen gehen zu sollen. Bekanntlich hat die Bundesregierung der Vereinigten Staaten dritthalb tausend Mann Soldaten nach dem großen Salzsee geschickt, um dort im Gebiete Utah ihre von den Mormonen vielfach beeinträchtigten Rechte geltend zu machen. Der Prophet Brigham Young und dessen Anhänger sehen begreiflicherweise eine solche Macht höchst ungern, und allem Anschein nach wollen sie sich den Bundestruppen widersetzen. Diese werden aber jedenfalls einrücken, und es kann nicht fehlen, daß alsdann eine Menge von unerbaulichen Dingen zu Tage kommen. Seit längerer Zeit treffen in Californien einerseits und am Mississippi andrerseits viele Flüchtlinge ein, welche herzlich froh sind, der Mormonensecte, welcher sie eine Zeitlang angehörten, wieder entronnen zu sein. Natürlich sind sie sehr übel auf ihre bisherigen Freunde zu sprechen. So schreibt z. B. solch ein Ausreißer, der sich nach Jowa gerettet hat, Folgendes an einen Freund:

„Willst Du wissen, was ein Mann zu thun hat, der Mormone wird? Er muß sich selbst, seine ganze Familie und all seine Habe an Brigham Young überantworten, und diesem dann noch den zehnten Theil seines Einkommens geben; er muß auch jeden zehnten Tag für ihn arbeiten und zwei bis zehn Frauen nehmen. Will er das nicht, dann thut er wohl, wenn er ausreißt, aber sobald er verdächtig wird, steht sein Leben jede Minute auf dem Spiel. Denn sie werden ihn eher tödten, als die Welt durch ihn erfahren lassen, wie die Sachen bei ihnen eigentlich beschaffen sind. Sehr viele sind bei ihren Versuchen zur Flucht erschossen worden. Ich habe gesehen, daß in den Straßen Dutzende niedergeschossen worden sind, und drei Tage bevor ich mich aus dem Staube machte, wurden einige Personen ins jenseitige Leben befördert, weil sie ausreißen wollten. Das geschah zu Springfield, als sie eben damit beschäftigt waren, ihre Koffer zu packen, an einem Sonntag Morgen um neun Uhr, kaum fünfzig Schritte vom Thore. Einem jungen Manne, Namens William Parish, jagten sie sieben Kugeln in den Leib; ein anderer Namens Poster bekam fünfzehn Kugeln. Brigham Young hat etwa vierhundert

Leute, die sich mit derlei Executionen abgeben; sie sind seine Würgengel, die berüchtigten destroying angels. Ich verließ die Stadt am großen Salzsee am 17. April in Gesellschaft zweier Walliser und eines Negers. Die Paar Mormonen, welche unsere Absicht kannten, waren der Ueberzeugung, daß wir die Staaten nicht lebendig erreichen würden. Ich blieb aber bei meinem Entschluß. Als wir etwa dreißig Meilen Wegs zurückgelegt hatten, wurden wir von mehreren Mormonen eingeholt, an deren Spitze sich Youngs Secretär, der Irländer Patrick Lynch, befand; er schoß mit seinem Revolver nach mir. Ich hatte sechs Drehpistolen und eine Büchse, also im Ganzen siebenunddreißig Schüsse. Ich feuerte, zweimal und die Kugeln trafen. Da wir so gut bewaffnet waren und uns entschlossen zur Wehr setzten, kehrten unsere Verfolger um, und wir gelangten nach dem 113 Meilen entfernten Fort Bridger, aber auch jenseit oder vielmehr diesseit desselben wurde uns noch aufgelauert, und es war ein Glück, daß wir endlich einen Wagenzug trafen, dem wir uns anschlossen. Nach einigen Tagen hatten wir alle dann ein blutiges Gefecht mit den Krähenindianern zu bestehen."

So ziemlich in derselben Weise lautet der Brief eines Mannes, der durch Utah, wo er sich einige Zeit aufhielt, nach Californien reiste. Jeder Nichtmormone, sagt er, ist von Spähern umlagert, und die Würgengel sind stets bereit, ihre Hände zu erheben. Es ist gar nicht etwa selten, ermordete Menschen in den Straßen liegen zu finden. Aber in Gegenwart der Unionsbeamten sind die Mormonen sanft wie Lämmer. Salt Lake City ist kein angenehmer Platz, Geld ist nicht viel vorhanden und die Lebensmittel sind theuer; Brigham Young hält die Heiligen stets in Athem und jetzt sind sie alle beim Tempelbau beschäftigt. Auf das, was in dem amtlichen Organe des Propheten, den Deseret News, steht, ist gar kein Verlaß; darin wird nur gedruckt, was die Außenstehenden wissen sollen; das Meiste und Wichtigste wird geheim gehalten.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Frauen mit den Zuständen im Utahgebiete sehr unzufrieden seien und die Befreiung herbeisehnen. Es mag schlimm genug dort aussehen, es ist aber auch gewiß, daß man viele Uebertreibungen zum Nachtheile der Mormonen verbreitet. Die Bücher, welche gegen die Fanatiker geschrieben werden, finden viele Leser, und eines will immer noch pikanter sein als das andere; deshalb werden Speculationsschriften verfertigt, in denen etwas Wahres mit vielen Phantasiezuthaten verbrämt ist. In diese Classe scheinen uns zu gehören: „Mormonengräuel", dargelegt in den Erlebnissen einer aus Utah entflohenen Mormonenfrau, sowie in den Enthüllungen des socialen, administrativen und religiösen Lebens dieser Secte. Aus dem Englischen von Heinrich Gauß. Weimar 1857 bei Voigt, mit vier „Illustrationen" das heißt schlechten Steindrücken, wie man sie etwa in Ritter- und Räuberromanen für die Wachtstuben anfertigt. -d-.

Zur Chronik.

Die Papageimährchen.

— Man kennt bereits deutsch ein Papageibuch, 1822 von Iken und Kosegarten herausgegeben. Es war nur die Wiedergabe der englischen Uebersetzung eines matten und unvollständigen persischen Auszugs der indischen Papageimährchen. Auch trug schon der Titel „Touti Nameh," wie ein Kenner bemerkt, gleich Fehler zur Schau, da die persische Sprache weder einen Doppelaut **ou** noch ein Dehnungs-**h** kennt. Professor Moriz Wickerhauser in Wien hat die Papageimährchen, welche aus Ostindien nach Persien kamen, durch die türkische, vor Jahren in Konstantinopel gedruckte Bearbeitung Sari Abdüllah Efendi's kennengelernt. Der Türke ist ungelehrt, giebt keine Quellen an, erzählt aber frisch und launig. Der deutsche Wiedererzähler, der lange im Orient war, hat seinem Meddah (öffentlichen Erzähler) die allzu große sinnliche Lebhaftigkeit abdämpfen, namentlich seine Cynismen fortlassen müssen, gegen welche die verfänglichsten Stellen im Decamerone „nur wie das Lallen eines unschuldigen Kindes klingen." Das neue (in Leipzig bei Fr. Fleischer erschienene) deutsche Papageibuch giebt also nur annäherungsweise die Manier eines Meddah in der „freien" Ausführung des Stoffes. Nach den Geschichten von tausend und einer Nacht und den Bidpaifabeln dürfte unter zahlreichen Schwestern diese Mährchensammlung im Orient die beliebteste sein. Es sind hier nur dreißig Nächte durch Erzählungen zu überwinden, allein der Papagei hat die Aufgabe, eine von Liebe sinnbethörte Schöne vom strafwürdigen Besuch beim Nachbar allnächtlich zurückzuhalten, bis ihr Gatte wiederkehrt von der Karawanenreise. Und siehe! es gelingt; der ebenso weise wie geschwätzige Vogel weiß der Liebessehnsüchtigen, sowie die Dunkelheit anbricht, ihr Vorhaben nicht etwa auszureden, sondern sie durch gute Lehren, mit Geschichten belegt, hinzuhalten. Allabends legt die Schöne ihren Schmuck an, macht sich fertig zum heimlichen Gang, da der Liebende nicht wagt bei ihr zu erscheinen; allein der Vogel, vom Gatten für hohen Preis gekauft, hat durch kluge Rathschläge den Reichthum des Mannes hervorgerufen und steht im Hause dergestalt in Ansehen, daß ihm die Frau ihren Entschluß mittheilt und ihn um Rath fragt, ob wohl Gefahr dabei sei oder Verrath und Strafe auf dem Fuße folgen werde. Nun räth der Vogel nicht etwa ab, er lobt sogar den Entschluß der Frau, ihrer Liebesneigung nachzugehen und sich für das lange Ausbleiben des Gatten schadlos zu halten. Allein er sagt: Mach's nur klug und weiche den Fallstricken aus, die überall auf heimlichen Pfaden lauern! Sei gescheidt und mach's nicht wie Jener, der so unvorsichtig die Beute der Nachstellung wurde! Damit ist die Neugier der Schönen gereizt und nun folgt auf ihr Dringen eine Fluth von Geschichten. Jedes Mal aber, wenn der Vogel aufhört, ist die Nacht verstrichen, und wenn er ihr schließlich räth, endlich zum Liebsten zu eilen, dann lugt das helle Auge des Morgens schon herein und lockt Scham hervor auf den Wangen der schönen Sünderin, deren Sünde auf diese Weise nur Gedankensünde bleibt. Der Papagei hält sie dreißig Nächte hin, und wie der Gatte erscheint, von dem Gelüst der Frau erfährt und auf die Ungetreue schon den Dolch zückt, mahnt der Vogel, es sei doch Unrecht, ihn für treuen Bericht vom Vorgang zum Verräther zu machen; auch sei

Gedankensünde noch keine wirkliche. Nach den persischen Versionen schließt das Papageimährchen mit der Ermordung Rachita's. Der türkische Erzähler, dem der Deutsche meistens gefolgt ist, schenkt ihr das Leben. Einige Austriacismen hätte Professor Wickerhauser sich ersparen können, als da sind: ich vergaß darauf, auch die Verwandlung des tiefen y in i: Babilon u. a.

Die americanische Krisis und der Luxus der Frauen.

x. Die Geldkrisis ist über die Vereinigten Staaten und insbesondere über Gotham-Neuyork wie eine Windsbraut hereingebrochen; binnen drei Monaten hat man mehr als tausend Bankerotte gesehen. Man hatte sich im Guten übernommen, traute zuviel auf ewigen Sonnenschein, und plötzlich kam das Gewitter aus scheinbar heiterm Himmel. Nun wird ein großer Theil der Schuld den nordamericanischen Frauen aufgebürdet, weil diese sich einem übertriebenen, ja maßlosen Luxus ergeben haben. Man hat versucht sie gegen diesen Vorwurf in Schutz zu nehmen und der Generalanwalt unter der Präsidentschaft des Herrn Pierce, Caleb Cushing hat Ende Octobers zu Boston in der Faneuilhalle einen Vortrag gehalten, in welchem er nachzuweisen sucht, daß man die Ladies gar nicht verantwortlich machen dürfe. Die Eriebahn sei nicht durch Crinoline in Verlegenheit gerathen, die Banken wären nicht durch seidene Kleider zu Grunde gerichtet worden, Glanzhandschuhe und Pariser Hüte hätten keine Firma über den Haufen gestürzt.

Die Presse aber ist über den vormaligen Minister hergefahren und eines der verbreitetsten Blätter in Neuyork, der Herald, nimmt Gelegenheit den americanischen Frauen den Text zu lesen. Er sagt unter Anderm: Wir achten das schöne Geschlecht so sehr wie nur irgend Jemand, aber wir müssen zur Steuer der Wahrheit eingestehen, daß fast alle unsere Landsmänninnen die über Geld oder Credit zu verfügen hatten, seit einigen Jahren schamlos extravagant gewesen sind. Sie fast ganz allein sind verantwortlich für die übertriebene Einfuhr von Luxusgegenständen. Diese Einfuhr hat unsere Baarvorräthe nach dem Auslande gezogen und unsere Magazine mit Waaren überfüllt. Zahlen mögen reden.

Das mit dem 30. Juni 1856 abgelaufene Finanzjahr weist eine Einfuhr von 314,639,942 Dollars auf. Von dieser Summe entfallen 43,624,558 Dollars auf Luxusartikel für Frauen. Dreiundvierzig Millionen Dollars! Das ist soviel wie der gesammte Ertrag welchen die Goldgruben Californiens im Laufe eines Jahres liefern, eine Summe, welche hingereicht haben würde, uns vor der Krisis zu bewahren. Nicht weniger als 31⅓ Millionen bezahlten wir für Seide und Seidenwaaren, 6⅓ Millionen für Spitzen und Stickereien, 2½ Millionen Shawls, fast 1½ Millionen für Glanzhandschuhe, beinahe 1 Million für Pelzwerk und 2 Millionen für Juwelierarbeiten und gemischte seidene und wollene Stoffe. Wir haben 2 Millionen Thaler mehr für Seidenwaaren als für Zucker ausgegeben, und wer weiß wieviel obendrein für künstliche Blumen, Pariser Schuhe und Stiefelchen und für tausend nichtsnutzige Dinge, welche eine Modedame einmal nicht entbehren will. Blos für parfümirte Seife wurden 42,000 Dollars bezahlt. Wir halten uns hier lediglich an den declarirten Einfuhrwerth, nun aber nimmt der Handelsmann seinen Profit. Eine Spitze, die er mit 20 Dollars bezahlt, hat er manchmal nicht unter 60 Dollars verkauft. Dazu kommt, daß in jedem Sommer 20 oder 30,000 unserer Damen nach Europa gehen und dort viel Geld verausgaben. Bei ihrer Heimkehr bringen sie eine ungeheure Menge kostbarer Kleider zollfrei ein, mindestens jährlich im Betrage von einer Million, und wir haben mit eignen Augen gesehen, daß eine solche Lady zwanzig große Koffer voll Luxussachen vom Schiff ans Land bringen ließ. Soviel hat keine europäische Prinzessin.

Das americanische Blatt fährt folgendermaßen im Texte fort:

Jeder gereiste Americaner wird bemerkt haben, welch ein auffallender Unterschied ist zwischen dem Promenadeanzuge unserer Damen und jener der Europäerinnen. Die letzteren tragen sich einfach, die ersteren schleifen die Seidenkleider durch die Gossen. Die Americanerinnen lassen sich schamlose Extravaganz zu schulden kommen und bringen ihren schlechten Geschmack zur Schau, indem sie auf der Gasse Kleider tragen, die nur für die Karosse oder das Putzzimmer passen.

Doch die Sache ist noch schlimmer. Welchen Schnitt ein Kleid und welche Größe ein Hut haben soll, oder welchen Umfang der Unterrock, darauf kommt wenig an. Wollen Frauenzimmer sich zur Zielscheibe schlechter Witze machen, so ist das nicht unsere Angelegenheit. Aber das Unglück liegt darin, daß sie glauben sie hätten eine Stellung ganz zunächst den Engeln. Sie spinnen nicht, aber die Männer müssen alle Rechnungen bezahlen; sie arbeiten nicht und fragen nicht woher das Geld kommt welches sie leichtsinnig vergeuden. Man muß die Wahrheit sagen; die Mehrheit unserer Frauen, die in guten Umständen leben, sind für die Männer nicht Gehülfinnen, sondern vielmehr eine schwere Last. Thut ja einmal ausnahmsweise eine ihre Schuldigkeit, so wird sie in den Zeitungen gerühmt als wäre sie eine Spartanerin an Tugend; man kann aber gerade daraus abnehmen wie selten dergleichen Ausnahmen sind. An und für sich sind die Frauen sehr genau, wenn es sich um ihr eigenes Geld handelt, aber in den Beutel Anderer greifen sie so tief als hätten sie die Fäuste des Herkules.

In den Jahren 1854 bis 1857 haben unsere Damen doppelt soviel Geld für überflüssige Dinge ausgegeben, als sie hätten thun sollen. Sie waren capriciös und nichts war ihnen fein, prächtig und gut genug. Am Ende fehlte das Geld zum Zahlen und die Krisis kam. Die Handelshäuser brachen zusammen und nun liegen die Stoffe auf den Brettern und in den Schränken. In der ganzen Welt tragen sich die Frauen nicht so geschmacklos und zugleich so theuer als bei uns. Wie einfach kleiden sich dagegen die Töchter englischer Edelleute, die über großen und soliden Reichthum verfügen; eine französische Gräfin wird für ihren Anzug jährlich nicht halb soviel ausgeben als die Frau eines Neuyorker Kaufmanns, der vielleicht 10,000 Dollars Einkommen hat, aber für eben soviel Schulden macht. Man blicke nur in unseren Badeplätzen Saratoga, Newport und Cape May um sich, und vergleiche die Toilette mit jener in Baden-Baden, Biarritz oder Brighton. Unsere americanischen Frauen eignen sich die Moden der Pariser Loretten aus zweiter Hand an, und dürfen sich nicht wundern, wenn ein Europäer sie für Loretten ansieht. —

In dieser Schilderung ist nichts übertrieben, aber die Lection kommt zu spät.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 49. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [5. December.

Inhalt.

Ein Rückblick auf die Kunstausstellung in Manchester.

— Am 17. October wurde die in ihrer Art einzige Zusammenstellung der großen Bilderschätze, die England sonst in den Palästen und Villen seiner Lords vergräbt, geschlossen. Man zählte 20,000 Menschen die noch am letzten Tage zu einem Abschiedsbesuch im Glaspalast zu Manchester sich einfanden, 1,335,000 Besucher im Ganzen. Von Eintrittskarten wurden 23,000 Pfd. St. gelöst; Alles zusammengerechnet wurden 100,000 Pfd. St. eingenommen. Die Gesammtausgabe belief sich auf 104,000 Pfd. St.; das Gebäude deckt nicht blos das Deficit, man denkt auch noch 10,000 Pfd. St. zu erübrigen. —

Lassen Sie mich mit Besonnenheit und Gemächlichkeit nachträglich einen Rückblick auf die Schätze in Manchester werfen! Ich denke, mein schließlicher Gesammteindruck wird ein abgeklärter sein, da viele Unbequemlichkeiten in diesem Lande des Comforts, gar harte Roastbeefs und Chops und übertheuere Rechnungen nun mehr oder weniger verschmerzt, jedenfalls verdaut sind.

Bei unserer Fahrt von London nach Manchester war ein köstlich klarer, in England wohl seltener Himmel über uns ausgebreitet. Wir sahen daher diese zwar einförmige, aber durchaus liebliche Strecke Landes im schönsten Lichte. Herrlich glänzte das frische Grün der wellenförmig aufsteigenden Wiesen, darauf zahllose Heerden weidend, oder unter dem Schatten der die Wiesen überstreuenden dichtbelaubten Bäume lagernd. Wir hatten wahrhaft idyllische Eindrücke. Wie gern gab man sich ihnen hin nach London und im Vorgefühl von Manchester, und obenein im Hochsommer dieses sonnigen und wolkenlosen Jahres. —

Die Fahrt mit dem Expreß-Train währt sechs Stunden. Ein solcher Eilzug überbietet alle deutsche und französische Eile. Er hält auf dieser Strecke höchstens dreimal und nur 2—3 Minuten lang. Wagt man es von Durst gepeinigt sein Coupé zu verlassen, so stößt man auf — Bibliotheken. Wohl geordnet, schön und glänzend eingebunden, mit den besten klingenden Namen auf dem Rücken, stehen Bücher zum Verkauf bereit. Es ist diese Sitte schön und nicht schön. Wer leiblichen Durst hat, dem ist im Augenblick mit der Sättigung seines Wissensdurstes wenig gedient.

Und so geht es Einem überhaupt oft in England. — Wir fanden Manches schön und respectabel ohne uns doch dazu bekennen zu mögen. Was übrigens die besagten reichhaltigen und nur mit guten Büchern ausgestatteten Läden anlangt, so knüpft sich an dieselben die durchaus schöne That eines Mannes, mit Namen Daniel Smith. Um die Verbreitung schlechter, die Moral gefährdender Bücher, denen die Eisenbahnbuchläden die häufigste Stätte gaben, zu verhindern, kaufte er sämmtliche Bibliotheken, pachtete das Recht, fortan der alleinige Buchhändler aller englischen Eisenbahnen zu sein, und verbrannte Alles, was er in dem Angekauften von schlechtem Vorrath vorfand. Solche Züge ächt patriotischer und aufopfernder Hingebung stehen in England nicht vereinzelt da.

In Manchester angekommen, erschien es uns alsbald verwunderlich, daß gerade hierher die große Kunstausstellung verlegt worden war. Wo soviel hundert Rauchfänge ihre schwarzen Säulen unablässig in die Luft aufsteigen lassen, wo die häßliche Einförmigkeit der Straßen auch nicht durch eine einzige, irgendwie an Kunst gemahnende Façade unterbrochen wird, da soll man sich vorbereiten für den Genuß höchster Kunstanschauung, und dahin sollen die weit verstreuten Besitzer dieser erborgten Sammlung ihre Schätze senden, solchen Umgebungen sie anvertrauen! — Sie haben es indeß gethan; Wir sind in der Fabrikstadt, und so wollen wir eilen, den etwa dreiviertel Stunden langen Weg nach der Art treasures exhibition zurückzulegen. — Beim Einsteigen in den Omnibus und ehe er sich füllt, werden Einem verschiedene Arten von kurzen räsonnirenden Katalogen an langen Stöcken befestigt, angeboten. One penny, only one penny each! ist der gewöhnliche, sie begleitende Ruf. Diese verschiedenen peeps into the Art treasures exhibition sind recht gut abgefaßt, darauf

berechnet, den flüchtig Besuchenden zurechtzuweisen und ihm zugleich manch wahrhaft belehrende Winke zum Verständniß von Kunst im Allgemeinen zu geben.

Das Klettern auf die hohe outside des Omnibus ist etwas, woran der Deutsche sich auch erst gewöhnen muß, und er wird nicht eher beruhigt auf der Decke des Wagensitzes, als bis viele höchst gentlemanlike aussehende Engländer neben ihm Platz genommen haben; denn unsere Anstandsbegriffe sind im Allgemeinen sehr verschieden von denen der Engländer. Die Kutscher in den großen Städten Englands verstehen jedoch ihr Fach gründlich: sie fahren ebenso rasch als ruhig. Ich habe nie einen lauten Ruf zwischen den sich oft neben- und hintereinander drängenden Wagen gehört. Mitten im schnellsten Lauf stehen die Pferde still, bis sich der Knäuel wieder entwirrt hat. Bei dieser Gelegenheit muß ich einer charakteristischen Eigenthümlichkeit der englischen Ausdrucksweise gedenken. Ich hörte nie, auch von Damen niemals das Wort „Furcht" aussprechen. — Wo Veranlassung ist, etwas der Art zu empfinden, nennen sie es nervousness; also sehen Sie es überall als etwas Krankhaftes an.

Jetzt ist der Omnibus am Ziel. Wir stehen vor dem Glaspalast. Er erscheint nicht so groß als er ist. Das Erste, was uns im Innern wohlthuend berührt, ist die gute Luft, die uns empfängt. Der hölzerne Fußboden ist mit Wasser besprengt, viele der großen nur an dünnen Eisenstäben befestigten Glasscheiben sind geöffnet, die schöngewölbte Glasdecke, gegen die Sonne mit einem feinen Gewebe überspannt, läßt Licht und Luft zugleich auf die gesundeste Weise einströmen. An gewöhnlichen Tagen ist der Eintrittspreis ein Shilling; dafür kann man von Morgens zehn bis Abends sechs Uhr in dem ganzen Bezirk des Glaspalastes bleiben und sich satt sehen nach Kraft und Lust. Und nicht blos für den Schauenden ist hier gesorgt. Viele verschiedene Restaurants bieten körperliche Stärkung und Ruheplätze. Auch für alle anderen Bequemlichkeiten und Lebensbedürfnisse ist hier gesorgt in erfinderischster Weise. Sogar schreiben und telegraphiren kann man vom Glaspalaste aus. Natürlich hat man nichts, gar nichts umsonst. Genug, was die Engländer das Management nennen, war hier vortrefflich ausgedacht worden.

Wir wenden uns links vom Eingang und befinden uns im Saal der Italiener. — Ich beschränke mich darauf, Einzelnes hervorzuheben, ohne es beschreiben zu wollen, was bei Gemälden ja ohnehin ein erfolgloses Bestreben ist. Denn, wenn ich auch Stoff und Gruppirung schildern kann: wo bleiben Ausdruck der Linien und die Harmonie der Farben?

Die Italiener waren alle in Manchester vertreten, von den frühesten bis zu den spätesten bedeutenden Perioden; zum Theil waren sie auch ausgezeichnet vertreten. Doch wird derjenige, welcher die Gallerien von Rom, Florenz und Dresden, von München und Paris, Wien und Venedig gesehen hat, hier nichts gefunden haben, welches die dortigen Schätze überböte. Von den Malern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts kann man sogar sagen, daß von diesen nichts in Manchester gewesen, welches den bekannten, in jenen Gallerien befindlichen Meisterwerken an die Seite gesetzt werden könnte. Dies gilt namentlich von Raffael, Tizian, Correggio, Paul Veronese und Palma. Von den angeblich 22 Raffaels waren 5—6 kaum mit Bestimmtheit ächt zu nennen, und unter diesen ächten nur 3 seiner eigentlich würdig: eine wundersam liebliche Madonna mit dem vor ihr stehenden sie umschlingenden Kinde aus der Gallerie Orleans, deren glücklicher Besitzer den höchst prosaischen Namen Makintosh führt, — die berühmten 3 Grazien, dem Lord Ward gehörig (die Skizze derselben befindet sich in Venedig) — und eine zweite Madonna mit dem Kinde, im Besitze des Earl Cowper. Unter den 28, zum großen Theile wohl echten Tizians waren nur der berühmte, dem Earl of Darnley gehörige „Raub der Europa", eine wunderbar schöne Landschaft mit üppigen Bäumen, aus dem Buckingham Palace und ein „Riposo" im brillantesten und wohlthuendsten Goldton gehalten, im Besitze von R. S. Holford, als besonders schöne Tizians hervorzuheben. — Von Correggio wies der Katalog nur 4 Nummern auf, unter denen die Wiederholung der Magdalena aus der Dresdener Gallerie, Eigenthum des Lord Ward, das hervorragendste ist. Doch möchte ich nicht für die Aechtheit dieses Bildes einstehen, da die Zeichnung, namentlich der nackten Theile, weniger schön ist, als auf dem Dresdener Original. Nicht unwahrscheinlich dürfte diese Copie von einem Niederländer herrühren.

Hr. Labouchère, der Ministersecretär der Marine, steuerte aus seinem Besitz einen wirklichen, obwohl unvollendeten Michel Angelo bei und eine heilige Familie mit vier Engeln in Jünglingsgestalt, in Composition und dem Geist, der das Ganze durchweht, unverkennbar den großen Florentiner bekundend.

Eine merkwürdig dramatische, ich möchte sagen, modern aufgefaßte Grablegung von Annibale Caracci, zeigte diesen strengen Akademiker in einem neuen Lichte und verfehlte auch seine anziehende Wirkung auf das große Publicum nicht. Zu diesem, dem Earl of Carlisle gehörigen Bilde, war zu allen Zeiten schwer zu gelangen!

Als am vollständigsten und schönsten vertreten waren unter den Italienern unstreitig die alten und älteren zu nennen: Cimabue, Giotto, Taddeo Gaddi, Simon Memmi, Fiesole, Bellini und Francia.

Ein besonderer Vorzug all dieser Gemälde liegt in dem Umstande ihrer vorzüglichen Erhaltung. Nie und nirgends habe ich die genannten Meister in so frischen Farben prangen sehen. Der Grund hiervon kann nicht allein darin zu suchen sein, daß die meisten dieser Bilder, aus den Gallerien der englischen Aristokratie beigesteuert, ihr Domicil auf deren Landsitzen haben; denn auch von der Nationalgallerie in London muß derselbe glückliche Vorzug gerühmt werden. Somit ist denn wohl anzunehmen, daß das feuchte insularische Klima ein besonders günstiges für die Farben ist.

Von den Italienern scheidend, wende ich mich zu den Spaniern, denen ein besonderer Raum, das Vestibul, gewidmet wurde. In der That hatte ich noch nie so viele und so schöne Murillos beisammen gesehen. Eine dauernde Anziehungskraft übte auf mich der „gute Hirt", im Besitze des Baron Rothschild, Christus als Kind unter Schafen stehend, ein Bild voll Zauber und Süßigkeit, dessen würdiges Seitenstück sich in der

Londoner Nationalgallerie befindet. „Maria in der Herrlichkeit", „die Anbetung der Hirten", „der heilige Thomas, Almosen vertheilend", gehören wohl überhaupt zu den schönsten existirenden Murillos.

Auch des Velasquez köstlicher Pinsel zeigte prachtvoll kräftige Männerköpfe, schöne Landschaften und ekstatische Heilige von großer Wirkung. Mit einem Worte, den Spaniern fehlt hier Nichts und gar schön ließ es sich schwelgen in der tiefen Gluth und Kraft ihrer Farben.

Rubens und Van Dyck waren in der Manchester-Ausstellung sowohl an Quantität als in Qualität die Nebenbuhler der Spanier. Von Rubens weist der Katalog 35, von Van Dyck 26 Nummern auf. Einzelne Bilder von Rubens hervorzuheben enthalte ich mich; wer kennt nicht die Vorzüge und die Mängel dieses genialen und überaus fruchtbaren großen Niederländers? Genug wenn ich sage, daß Manchester ihn in all seiner Mannichfaltigkeit darstellte. Bei Van Dyk kann ich nicht so allgemein bleiben. Denn wie sehr dieser herrliche Künstler auch verbreitet, gekannt und geschätzt ist, von seinen Bildern in Manchester können seine innigsten Verehrer daheim in Deutschland sich doch keine Vorstellung machen. Van Dyk liebte seinen Beschützer und Freund, den König Karl I.; er liebte England, das ihn ehrenvoll aufgenommen und über dessen Gährungen ihm das Herz brach. Somit ist in seinen Stuartsbildern, in der lebensgroßen Gestalt Karls I. zu Pferde, in seinem Kniestücke desselben, in zwei anderen Bildern die des Königs Familie darstellen, ein ganz wesentliches Element, das seinen übrigen Werken nicht in demselben Grade eigen ist. Das unvergleichliche, zuerst genannte Reiterbild gehört der Königin, das zweite dem Earl of Warwick. Es wären noch viele köstliche Van Dyks, englische Vornehme, Geburts- und Geistesaristokraten darstellend, zu nennen, die es bezeugen, mit welcher Kraft und Hingebung sich dieser Maler der Charakterwelt Englands widmete. — Von Niederländern, die in Manchester bedeutend vertreten waren, nenne ich Van Eyck und Hemling, van der Weyden und van der Helst, Rembrandt und Ruysdael, und auch den seltenen Hobbema, der mit Recht als ein mit Ruysdael gleich leuchtender Stern betrachtet wird. Eine der größten Landschaften Rembrandts, ganz in dem ihm eigenen tiefen, doch klaren Helldunkel gehalten, dem Lord Overstone gehörig, war mir besonders vom höchsten Interesse. Auch Sir Antonio More soll noch an dieser Stelle seine Erwähnung finden, da er, obwohl seinem Titel nach Engländer, seiner Geburt nach Niederländer ist. Dieser More erinnert in seinen Porträts an Pourbus; ja sogar an Holbein. Manchester wies 5 Porträts von ihm auf, wahre Meisterwerke in dieser Gattung. More war freilich ein Zeitgenosse Raffaels! Er arbeitete zumeist in England und Spanien. In Deutschland ist er wenig gekannt. — Von Holbein sah man 7 Nummern; zwei vorzügliche und interessante Bildnisse Heinrichs VIII. und das köstliche Bild seines Vaters hebe ich von ihm besonders heraus.

Ehe ich zu der englischen, ich muß es gestehen, mich höchlichst überraschenden und interessirenden Schule übergehe, sei eine Abschweifung auf die Hertford-Gallerie gestattet. Der glückliche und gefällige Marquis of Hertford hatte allein nicht weniger als 44 Nummern gesendet, wahre Schätze aller Schulen und Zeiten. Es war ihnen denn auch ein besonderer Saal im Glaspalast überlassen worden, welcher Umstand den großen Vortheil gewährte, daß man, während in allen anderen Räumen alle Schulen und Zeiten streng gesondert waren, in diesem einen Saale die verschiedensten Meister verschiedener Zeiten beisammen überschauen und miteinander vergleichen konnte. Die Hertford-Gallerie war im Kleinen, was die Manchester-Gallerie im Großen war. Es fehlten ihr wenige Namen am Himmel der Kunst und jedes einzelne Bild war ein Stern dieses Himmels.

Was nun die Engländer anlangt, so hat mich diese Ausstellung gelehrt, daß sie, mit Ausschluß der Historienmalerei, von Hogarth bis auf unsere Tage, Ausgezeichnetes geleistet haben, und namentlich im Porträt wahrhaft hoch stehen. Sir Joshua Reynolds, Gainsborough und Lawrence sind Künstler, die einen hohen Rang in diesem Fache einnehmen. Die wahrhaft edlen und in gutem Sinne aristokratischen Frauenbildnisse von Reynolds gewährten einen anziehenden Einblick in das vielfach geschützte, gehegte und gepflegte Leben der vornehmen Frauen Englands. Diesen zarten Händen, diesen unschuldsvollen schönen Augen ist nie eine grobe Berührung geworden: man sieht es diesen Frauen an, sie sind vielleicht in vielen Irrthümern befangen gewesen, aber ohne Kenntniß des Häßlichen über die Erde gegangen.

Noch naturwahrer und mannichfaltiger als Reynolds ist sein Zeitgenosse und Rival Gainsborogh. Landschaften mit Staffage, Porträts als Genrebilder, andere im ernsten historischen Styl aufgefaßt, legen Zeugniß ab von seiner ebenso genialen als künstlerisch ausgebildeten Kraft. Eine Anekdote erzählt, Gainsborough habe einmal beweisen wollen, daß die von Reynolds für unmöglich angesehene, vorherrschend blaue Farbe doch mit Glück anzuwenden sei. So sei „the blue boy" entstanden, jener durchweg in Blau gekleidete prächtige Page, ein Bild, das den Van Dycks an die Seite zu setzen ist. Der rothwangige, aus seinen blauen Augen keck und vergnügt herausschauende Bube weiß nichts davon, daß er soviel bewundert wurde und wird! Der Marquis of Westminster ist im Besitz dieses liebenswürdigen Bildes. Noch gar vortrefflich gemalte und interessante Köpfe von den genannten Beiden, ebenso von Lawrence ließen sich anführen. Höchst anziehend war z. B. die Sammlung fast aller bedeutenden neueren Schriftsteller und Dichter Englands bis auf unsere Tage. Und wem gehört diese Sammlung? Dem Buchhändler John Murray. Das nenne ich mir noch einen dankbaren Verleger! — Die von Gainsborough gemalten Köpfe Garricks und seiner Frau, muß ich, wie sehr es mich auch zur Kürze drängt, doch auch besonders hervorheben. In diesen Köpfen lag das ganze freie, geniale und lustige Schauspielerthum der früheren Zeit, das außerhalb und durch frohe Ungebundenheit zugleich auch über der Gesellschaft stand. Von Hogarth habe ich, obwohl ich ihn in Manchester zum ersten Male als Maler auftreten sah, keine neue Anschauung erhalten. Er ist derselbe Charakteristiker und Satyriker, wie wir ihn aus seinen Stichen kennen.

Wilkie's humoristische und tief empfundene Scenen aus

dem Volksleben finden schnell ihren Weg zum Herzen. Wilkie ist nicht blos der Landsmann, er ist auch der Geistesverwandte Sterne's. Sein berühmtes lebensvoll-heiteres „Blindekuhspiel", sein „Zahltag", seine, die traurigsten und mannichfaltigsten Lebensschicksale darstellende „Auspfändung", sein „Empfehlungsbrief" sind ebensoviele anziehend heitere oder rührende Erzählungen in Farben. Bei vielen der neueren Bilder war der dafür gezahlte Preis im Katalog hinzugefügt. Ob dies darum geschehen, weil diese Preise in der That den Forderer sowohl als den Geber ehren? — Die meisten von Wilkie's größeren Bildern beliefen sich auf 5, 6 und 700 Guineen! — In gleicher Schätzung steht der noch lebende Edwin Landseer, der berühmte Thiermaler. — Die Engländer haben manches Talent verhungern lassen, — tout comme chez nous; — da ist's billig, daß sie es an Anderen wieder gutmachen. An Ueberschätzung lassen sie es auch nicht fehlen. Die reiche Kaufmannswelt scheint sich besonders viel auf Ary Scheffer zu Gute zu thun. Ob ihr wirklich die Nichts durchbohrenden Blicke seiner wässerig und weichlich gemalten Scheingestalten sympathisch sind? — Landseer soll fürstliche Reichthümer besitzen. Seine Hunde in allen verschiedenen Phasen ihres Lebens, in allen Nuancen ihres Charakters aufgefaßt, seine lebensvollen und verendenden Hirsche sind allbekannt. Was die Engländer schon seit längerer Zeit in Wasserfarben geleistet und noch leisten, ist ebenfalls bekannt. Es ist dies ihr eigentliches Fach und ihre Liebhaberei. Auch waren den Wasserfarben allein verschiedene große Säle eingeräumt worden. — In Bezug auf das Aquarell kann man in der That sagen, daß die Engländer eine Kunst besitzen; in den anderen Fächern haben sie nur einzelne Künstler aufzuweisen.

Vielleicht gelingt es ihnen nun aus den sogenannten „Vor-Raffaelisten" eine Kunst herauszubilden. Einzelne aus dieser Schule hervorgegangene Bilder interessirten mich ungemein und lassen Gutes erwarten. Auf die in der Manchester-Ausstellung ornamental geschmackvoll aufgestellten Statuen, nur von heimischen Bildhauern, lasse ich mich nicht ein: Die Engländer haben keine Plastik. Und etwas aufführen, um es zu verneinen, ist ein trauriges Geschäft. — Auch von den sonst noch im Glaspalast aufgestellten Kunstsachen, Kupferstichen, Miniaturen, alten Waffen und Geräthschaften sage ich blos, daß sie vorhanden waren.

Wäre das um 2 Uhr regelmäßig beginnende Concert auf dem dazu erbauten großen Orchester nicht gewesen, so hätte man sich dauernd wohl in den Räumen des Glaspalastes befunden. Das Concert aber verbreitete darin ein Publicum und eine Stimmung, die sich ebensowenig mit der Beschauung eines Fiesole vertrugen, als die von dem starkbesetzten Orchester herübertönenden Meyerbeer'schen und Bellini'schen Weisen! Auch eine große Orgel war über dem Orchester angebracht und die Anschlagezettel zeugten von vorhergegangenen und noch zu erwartenden virtuosen Orgelproductionen. Zum Glück wurden diese mir wenigstens während meines Manchester-Aufenthaltes erspart. — Wie schade, daß die Geschmacklosigkeit sich so oft mit gutem Geschmack hier zu Lande paart! Welch großartiges Beispiel davon liefert nicht auch der Sydenham-Palast bei London! X.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Abenteurers.

Dritter (letzter) Artikel.

Der americanische Schiffscapitän Walter Gibson vom Schiffe Flirt, dessen Erlebnisse wir früher (Europa Nr. 28 und 42) geschildert haben, mußte volle fünf Vierteljahre unter allerlei Wechselfällen und Abenteuern in dem Gefängnisse zu Weltevreden auf Java zubringen. Einige Male ließ man ihn frei, weil das Gericht erklärte, er habe sich kein Verbrechen zu schulden kommen lassen, allein der höchsten politischen Behörde war und blieb er verdächtig; sie ließ ihn immer wieder verhaften, weil sie zwischen ihm und einigen sumatranischen Häuptlingen ein für die holländische Regierung gefahrdrohendes Einverständniß vermuthete. Gibson versichert, ein Brief welchen er an den Sultan von Djambi hatte schreiben lassen, und der als Hauptanklagepunkt gegen ihn geltend gemacht wurde, sei von dem durch die Niederländer bestochenen malayischen Schreiber verfälscht worden. Es ist schwer zu sagen wie es sich eigentlich mit dieser Angelegenheit verhält; gewiß bleibt, daß die Holländer in dem Americaner einen verdächtigen Mann und unwillkommenen Gast sahen.

Genug, sie führten ihn nach Weltevreden bei Batavia in Haft, in ein Gefängniß, in welchem auch Wahnsinnige und gemeine Verbrecher, neben einigen rechtlichen Leuten ein Unterkommen gefunden hatten. Es mag in den Zellen und Höfen dort eine wunderliche Gesellschaft beisammen gewesen sein. Das Amt eines Aufwärters im Gefängniß war einem riesenstarken Dayak übertragen worden, der als berüchtigter Seeräuber manchem Menschen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Seeraub gilt bekanntlich bei vielen Eingebornen des indischen Archipelagus nicht etwa für ein entehrendes Gewerbe; viele Malayen und Dayaks betrachten ihn als ein erlaubtes Handwerk, bei dem freilich immer ihr Kopf auf dem Spiele steht, weil die Europäer nun einmal das Piratengeschäft für unstatthaft erachten. Gibson suchte nähere Bekanntschaft mit diesem Aufwärter, dem er eine gewisse Gutmüthigkeit nachrühmt, und von dem er manche interessante Mittheilungen erhielt. Die Dayaks sind Eingeborne der großen Insel Borneo, und seit einer Reihe von Jahren ist bekanntlich Radschah Sir James Brooke darüber aus, sie insoweit zu civilisiren, als überhaupt ihr Naturell verträgt. Sie sind von Hause aus nicht eigentlich grausam, und man kann ihnen manche sanfte Züge nachrühmen, aber das Joch eines grauenvollen Aberglaubens liegt schwer auf ihnen. So herrscht zum Beispiel die Ansicht, daß es sehr ersprießlich sei, anderen Leuten den Kopf abzuschneiden. Wer das Haupt eines Andern im Verwahr hat und dann mit sich begraben läßt, kann in jener Welt über die Seele des von ihm Enthaupteten

verfügen, denn sie muß ihm bis in alle Ewigkeit Sklavendienste verrichten. Der Gefängnißwärter war in seiner Heimath gleichfalls von dieser Ueberzeugung durchdrungen gewesen. Bevor er sich ein Weib nahm, machte er mit einigen Freunden einen Streifzug, um einen Kopf zu erbeuten, den er seiner Braut feierlich überreichen könne; seitdem war er der Schönen doppelt willkommen. Nachher ging er an Bord einer Seeräuberprahu, wurde von einem holländischen Kreuzer gefangengenommen, unter die Soldaten gesteckt, entlief und ging abermals zu den Piraten. Nachdem man zum zweiten Male seiner habhaft geworden war, schaffte man ihn nach Weltevreden ins Gefängniß.

Dieser Dayak hieß Konan, und war von der Südküste Borneo's gebürtig. Den Glauben an die Sklaverei der Seelen in jener Welt hatte er aufgegeben, aber noch immer blitzte sein Auge wenn er von Seeräuberzügen erzählte oder von Abenteuern die er mit Orang utans bestanden. Während er als Soldat mit anderen Kriegsleuten und einer Anzahl Kulis von Kota Marabahan am Banjerflusse nach einem Posten am Murong unterwegs war, ereignete sich ein ergreifender Vorfall. Der holländische Lieutenant hatte seine Tochter bei sich, welche eine malayische Mutter ihm geboren hatte. Das junge Mädchen hieß Ledah und zwei Mägde waren ihre Begleiterinnen.

An einem heißen Tage ließ der Lieutenant unter schattigen Bäumen am Rande eines Baches Halt machen. Die Soldaten und Kulis aßen ihren Reis und tranken Arrak, dasselbe that Konan; dann legten sie sich nieder und schliefen. Aber die kleine Ledah blieb munter, spielte umher, und als sie Vögel im Gebüsch flattern sah, lief sie neugierig dorthin. Konan erzählte: Lieutenant schlief und Ledahs Dienerinnen schliefen auch; Ledah geht mit ihren kleinen Füßen weg. Die Waringinbäume sind hoch, die Dschengel unter ihnen ist dick und dicht, aber es sind auch lichte Stellen da, und Vögel flattern um schöne Blumen. Ledah pflückt schöne Blumen ab und hat beide Hände voll; dann setzt sie sich unter einen großen Baum und will für ihren Vater einen Kranz binden. Aber hu! Da starren große Augen Ledah an, Augen eines Waldmannes! Er kriecht näher, ganz sacht und langsam wie ein Tiger. Der wilde Mann frißt keine Malayen und Dayaks, aber er schleppt malayische und Dayakmädchen fort, wenn sie allein und weit vom Kampong (Dorf) entfernt sind. Der wilde Mann hatte hinter einem Waringinbaume gestanden; das Kind spielte mit den Blumen und dachte an den Vater. Da ruft der wilde Mann: Aaach! er packt Ledah mit seinen haarigen Armen. Aber Ledah ist ein malayisches Mädchen und schreit so laut sie kann, fürchtet sich aber nicht. Von dem Schreien erwachen die Schläfer, die am Bache ruhen, und der Vater ruft: wo ist mein Kind? Konan hörte Alles zuerst und rannte voran; die Anderen folgten und waren gleich im Walde. Da schreit etwas ganz oben in einem hohen Baume, und alle sehen wie ein häßlicher Orang utan das Kind im Arme hält und von einem Ast zum andern springt. Ah, Orang utan ist stark, er kann einen Dayakmann in einem Arme forttragen als wäre der ein kleines Mädchen, und Ledah war für ihn nicht schwer. Die Soldaten konnten ihn todtschießen, aber Ledah! Konan rannte nach dem einem Baume, die Soldaten und Kulis nach einem andern, alle schrieen, manche kletterten, und der Vater bot tausend Gulden dem Manne welcher ihm sein Kind wieder schaffe. Der Orang utan sucht allemal, wenn er verfolgt wird, das Wasser auf, und so that er auch damals. Am Bache stand ein großer Baum mit überhängenden Zweigen; dort saß er, Ledahs Arme und Beine bluteten und sie war still. Konan kletterte in den Baum, er kann ebenso behend klettern wie der wilde Mann, und ist bald höher im Baume als dieser. Da wird der wilde Mann grimmig und ruft Aaach! sieht hinunter und springt ins Wasser. Aber Konan springt ihm nach, und die Soldaten und Kulis springen auch ins Wasser. Der wilde Mann beißt um sich als Ledah ihm weggenommen wird, taucht dann unter und ist auch entkommen.

Diese Erzählung des Dayaks Konan beruht auf einer verbürgten Thatsache, die Tochter des Lieutenants lebt noch und ist auf Amboina verheirathet. Fast allabendlich verkehrte Gibson mit dem vormaligen Seeräuber, der nach und nach sehr mittheilend wurde. Zuweilen brachte er einen würdigen Spießgesellen mit, den javanischen Räuber Gedeh, der auch in hohem Grade „gutmüthig" zu sein schien.

Wir glauben es dem Americaner, daß sein Gefängniß kein angenehmer Aufenthalt war. Die große Hitze in der dumpfen Zelle wirkte erschlaffend auf seine Nerven, ihm fehlte frische, reine Luft. Allerdings durfte er täglich eine Weile im Hofraum auf- und abgehen, aber dort krochen so viele Kröten, und die Zelle wimmelte von Eidechsen. Doch das letztere mochte noch hingehen, Eidechsen sind harmlos, und man hat sie in den Häusern zu Batavia gern, weil sie unermüdlich Fliegen fangen. Doch ist es auf alle Fälle unangenehm, daß sie ins Bett kommen und den Schläfer sehr unangenehm aufwecken, wenn sie mit ihrem naßkalten Leibe über ihn hinlaufen.

Einst in der Nacht, so erzählt Gibson, erwachte ich aus einem schweren, angstvollen Traume. Ich verspürte einen widerwärtigen Geruch im Zimmer, der mich unwohl machte. In einem Käfig hielt ich mir eine kleine Taube mit karmoisinrothen Streifen, die auffallenderweise ängstlich flatterte. Das helle Mondlicht fiel in meine Zelle. Man denke sich meinen Schrecken als ich eine große Schlange am Boden kriechen sah. Wer, gleich mir, lange Zeit in dem oberen Bezirke von Südcarolina und Georgien in einer Blockhütte gelebt hat, wird nichts besonderes darin finden, wenn er eine Schlange in seinem Zimmer findet, und in Georgien pflegt man Schlangen als Hausthiere, weil sie ganz ausgezeichnet mausen. Aber diese Schlangen sind für uns harmlose Thiere, hier jedoch hatte ich es mit einer giftigen Javaschlange zu thun. Sie konnte nicht an die Taube hinankommen, hob den Kopf empor, kroch umher und schien das Zimmer auszukundschaften. Ich sah ihre blitzenden Augen; sie kam näher zu mir heran, war nur noch etwa fünf Fuß entfernt und ich mußte auf das Aeußerste gefaßt sein. Da nahm ich ein Gooling, ein dichtgestopftes Polster, das man der Kühlung wegen zwischen die Knie legt, und schleuderte dasselbe so stark ich nur konnte, dem Ungeheuer entgegen. Da zischte es und peitschte den Boden, wand sich um das Polster, und biß mehrmals wüthend hinein. Dann kroch die

Schlange fort, hinterließ aber noch einen Ekel erregenden, fast erstickenden Geruch. Am andern Morgen sagte mir der Dayak Konan, daß dergleichen Besuche in einigen anderen Theilen des Gefängnisses nicht gerade zu den Seltenheiten gehören. Bei mir war die große Ular Sawah gewesen, sie hatte sich einen Weg durch einen Canal gebahnt, welcher allerlei Unreinlichkeiten abführte. Eine Art von javanischem Maulwurf, der im Winkel meines Zimmers ein Loch gewühlt, hatte dem giftigen Thiere gewissermaßen Bahn gemacht.

Vier Nächte später, so fährt der Americaner fort, war das Wetter selbst für Java ganz entsetzlich schwühl; ich konnte nicht schlafen, ich fühlte mich zugleich beklommen und erschöpft, und vor den Augen, die ich bald öffnete, bald schloß, trieben allerlei unheimliche Gesichte ihren wüsten Spuk. Kein Luftzug war zu verspüren, wohl aber ein dumpfes Gemurmel; dann und wann rührten die großen Vampyre ihre moschusduftenden Schwingen, deren Geruch weithin verspürt wird. Da wurde das Geräusch heftiger. Es war kein Rascheln im Gezweige des Mandelbaumes, auch konnte es nicht von dem eben sich erhebenden Winde herrühren; es war ein Poltern und Rasseln, das von Osten nach Westen ging; es fing an immer lauter zu rollen, und sich gegen die Stadt hinzuwälzen. Und dann erhob sich die Erde, Mauern stürzten ein, Ziegel fielen von den Dächern, und in meiner Zelle wankte der Boden wie die Wellen auf See. Das Erdbeben jener Nacht erschütterte ganz Java und viele benachbarte Inseln. —

Die holländischen Behörden verdienen sicherlich scharfen Tadel dafür, daß sie einen Mann, der ihnen blos verdächtig war und welchen das Gericht als unschuldig in Freiheit setzte, nicht in eine anständige Untersuchungshaft brachten und ihn angemessen behandelten. Sie verfuhren gegen ihn als sei er ein überwiesener Verbrecher und sperrten ihn, wie schon bemerkt, in ein dumpfes ungesundes Gefängniß wo er Diebe und Wahnsinnige zu Nachbarn hatte. In seiner Zelle fand er eine hölzerne Pritsche, die als Speisetisch, Bett, Stuhl und Waschtisch dienen mußte; dazu hatte er einen irdenen Krug, einen Napf von Steingut, einen Hornlöffel und eine Zinnschüssel. Um sieben Uhr früh kam der Schließer, riegelte und schloß auf, und hinter ihm her kam ein hellbrauner Mensch, der ein eisernes Halsband und am Leibe weiter nichts als ein Paar kurze Hosen trug. Das war der Dayak Konan, der eine Schüssel mit Reis und Fisch, oder Bohnen und rothen Pfeffer brachte.

Der Americaner knüpfte nähere Bekanntschaft mit einem Baron v. Norden an, der als Hauptmann in der holländisch-ostindischen Armee gedient hatte und in Folge einiger Ränke seiner Gegner ins Gefängniß gekommen war. Nach etwa einem Jahre wurde dieser Mann ehrenvoll freigesprochen, und damit war anerkannt, daß er ein Opfer der Intrigue sei. Von diesem Niederländer erhielt Gibson manche werthvolle Nachweisungen. Wir glauben ihm gern, daß es im Gefängnisse zu Weltevreden nicht geheuer ist, und daß diese Kerkermauern manches gräßliche Geheimniß einschließen. Mynheer machte den Yankee mit einigen Insassen des unheimlichen Gebäudes bekannt. Gibson hatte Nachts immer ein entsetzliches Geheul und Geschrei vernommen, und wußte nicht von wem dasselbe herrührte. Der Baron gab ihm Aufschluß.

Ihr Nachbar, sagte er, ist im höchsten Grade toll; er hat seit acht Jahren seine Zelle nicht verlassen und sich darin wie ein wildes Thier vergraben. Meist liegt er völlig unbekleidet; nur dann und wann wirft er einige Lumpen über; er glaubt sich von Jedermann verfolgt, verrammelt allnächtlich seine Thür, räumt aber an jedem Morgen mit großer Regelmäßigkeit Alles wieder auf. Merkwürdig ist daß er stets sein Gesicht bedeckt hält, und ein alter Strohhut, den er vor Augen und Nase hält, ist ihm das liebste auf der Welt, und er drückt ihn mit der linken Hand auch dann vor den Kopf, wenn er mit der Rechten ißt; selbst wenn er schläft liegt der Strohhut auf dem Gesichte. Ich weiß nicht weshalb man ihn hier eingesperrt hält, und kenne auch seinen Namen nicht.

Dort im Thorwege des nächsten Häuserblocks sehen Sie einen kleinen stämmigen Mann; er ist vor kurzem zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Seine breite hohe Stirn deutet auf Verstand; in der That war er lange Zeit Privatsecretär des letzten Generalstatthalters und schon einmal oberster Beamter auf Banca. Wir nennen ihn nur den Residenten. Die Behörden fragen ihn bei vielen wichtigen Angelegenheiten um Rath, den er ihnen dann auch willig ertheilt.

Jener schlanke Mann mit dem bleichen abgehärmten Gesichte, der sich eben mit dem Residenten unterhält, ist der geschickteste Maler und Zeichner, den wir in Niederländisch-Indien haben; die Regierung hat ihn auf zehn Jahre eingesperrt weil er einige Zeichnungen, die ihr gehören, zu seinem Privatgebrauch copirte. Aber er arbeitet in seiner Zelle als wäre er noch im topographischen Bureau, und jetzt eben zeichnet er an einer neuen Karte von Japan für die Regierung, nach den Entwürfen des Deutschen Dr. Mohnicke (aus Stralsund) welcher unserer Gesandtschaft nach Jeddo beigegeben war.

Sein Zellennachbar, welchen Sie dort am Block Nr. 3 auf und abwandeln sehen, ist russischer Abkunft; er hat meine Regierung in Geldschaden gebracht und muß dafür büßen. Sie beschäftigt ihn mit schriftlichen Arbeiten.

Der da ist ein Wahnsinniger, der keinem Menschen etwas Böses thut, deshalb darf er im großen Hofraum spazieren gehen. Sehen Sie es ihm wohl an, daß er einst der am meisten gesuchte Advocat in Niederländisch-Indien war? Er hatte als Sachwalter eine Klage gegen die Regierung, bei welcher es sich um Herausgabe von etwa zwei Millionen Gulden handelte. Während des Processes bekam er einen Fieberanfall und wurde trotz des Einspruches seiner Familie und seiner Freunde als Wahnsinniger eingesperrt. Man zapfte ihm unabläßig Blut ab, und er wurde dann in der That wahnsinnig. Nun ergötzt er sich damit daß er Wortspiele macht; manchmal spricht er zusammenhängend und sehr geistreich, fällt dann aber gleich wieder in wilde Phantasien, den Schluß bildet allemal der Ausspruch: „In Indien ist weder Recht noch Gesetz!"

Neben meiner Zelle, fuhr Baron v. Norden fort, wohnt ein kleiner Schulmeister, Sohn eines Engländers aus Benkulen; er ist ein grundgelehrter Mann in Allem was Sprache, Litteratur, Sitten, Gebräuche und Alterthümer der Malayen

und Javaner betrifft; aber die Regierung legt darauf keinen Werth und hält ihn für gefährlich. Sie weiß aber sein Talent zu benutzen und er muß allerlei Correspondenz mit den Eingebornen besorgen. Nun möchten Sie aber auch wohl wissen, weshalb ich hier bin? Sie sollen es hören. Ich habe vier Jahre lang den kleinen Militärposten Lahat am Lamatangflusse, im Gebiete von Palembang befehligt, wie ich glaube ganz pflichtgemäß. Aber der Resident de Brauw, derselbe welcher auch Sie hierher gemaßregelt hat, war mir Feind und stellte mir ein Bein. Jetzt aber ist ein alter Schulfreund von mir, Duyman van Twist, Generalstatthalter, und mir ist nun nicht mehr bange, daß ich meine gerechte Sache durchfechte. Mich macht man nicht mürbe. —

Den Capitän Gibson drückte die aufgezwungene Unthätigkeit wie ein schwerer Alp, zum Glück für ihn wurde sie eigenthümlicherweise unterbrochen. Die Regierung wollte das Gefängniß zu Weltevreden vergrößern, Magazine, Casernen und Mauern bauen lassen, und bedurfte zu solchem Zwecke mehrere Millionen Backsteine. Diese gab sie einem Enkel des Marschalls Daendels in Contract, der einst Generalstatthalter von Niederländisch-Indien gewesen war. Zeither waren die Ziegelsteine von chinesischen Arbeitern verfertigt worden, und diese hatten sich zum Zerstampfen des Lehms der Büffel bedient; die Arbeit war aber dabei nur sehr langsam von statten gegangen. Jetzt wandte man sich an den americanischen Schiffscapitän mit der Anfrage, ob er nicht eine Maschine zur Backsteinfabrikation bauen könne. Der Gefangene verstand von der ganzen Sache freilich gar nichts, aber der Seltsamkeit wegen erklärte er, daß er das Gewünschte herstellen und daß seine Maschine hunderte von Arbeitern überflüssig machen werde. Dafür verlangte er eine Summe von dreitausend Dollars, die ihn auch zugesagt wurde. Man ließ ihm Papier, Bleistift und alle erforderlichen Werkzeuge zukommen, und nach Verlauf einiger Zeit hatte der sinnreiche Americaner in der That nicht nur eine Zeichnung sondern auch ein Modell geliefert, und Daendels Enkel erhielt ein Patent „voor een machine tot het verwaardigen van muursteenen en daakpannen;" nach Verlauf einiger Monate zahlte er dann auch dem Gefangenen die ausbedungene Summe. Inzwischen baute Gibson, der nie zuvor um Mechanik oder dergleichen sich bekümmert hatte, dann auch noch eine Dampfwaschmaschine, und verkaufte das Patent an zwei deutsche Juden in Batavia. Nicht selten hatte er gerichtliche Verhöre zu bestehen, deren Zahl sich auf nicht weniger als zweiundfünfzig belief. Manchmal wurde ihm Papier und Bleifeder wieder fortgenommen, und seine Haft verschärft. Die Schiffsmannschaft der Flirt, welche man gleichfalls eingesperrt hatte, wurde endlich freigelassen ohne daß man ihr eine Entschädigung zugebilligt hätte; das Schiff selbst war von den Holländern ausgeplündert worden; aber die Yankees nahmen eine empfindliche Rache. Sie verschafften sich ein americanisches Banner und zogen zum größten Erstaunen aller Mynheers an einem schönen Tage diese Flagge im Gefängnisse zu Weltevreden auf, nachdem sie die holländische vom Flaggenstock herabgenommen hatten. Niemand konnte sich erklären, wie dergleichen geschehen war ohne daß man es bemerkt hatte; Gibson erfuhr aber später, daß ein Neger, welchen er zu Rio Janeiro an Bord genommen, bei Nacht und Nebel sich eingeschlichen hatte. Sie flatterte eine ganze Stunde lang bei hellem Sonnenschein am Flaggenstabe, und der Morgenwind spielte mit den Sternen und Streifen; dann wurde sie von demselben Neger wieder herabgenommen und verschwand mit ihm.

Gibson tadelt, daß während fünfzehnmonatlichen Aufenthaltes im Gefängnisse zu Weltevreden auch nicht ein einziges Mal ein protestantischer Geistlicher sich habe blicken lassen, aber allwöchentlich kam ein katholischer Priester. Eines Tages erschien er um einen zum Galgen verurtheilten Soldaten, einen Bughi aus Celebes, den letzten Trost zu geben; Gibson durfte den würdigen Mann begleiten. Der Bughi hatte einen Mord mit Vorbedacht begangen; er verlangte den Zuspruch eines mohamedanischen Priesters, der ihm aber nicht genügte, und hatt dann um einen christlichen Geistlichen gebeten, dergleichen er früher einmal auf Amboina gesehen hatte. Es war ihm darum zu thun über die Seelenwanderung ins Klare zu kommen und zu erfahren, ob der „Prophet Jesus" ihm wohl behülflich sein werde, daß die Seele gut aus seinem Körper hinausgehe; auch möchte er um Jesu Fürsprache bitten, daß er mit der Seele eines jungen Mädchens vereinigt werde, das er einst geliebt hatte, das aber von einem Tiger zerrissen worden war. Der würdige Priester erklärte dem Bughi die Grundlehren des Christenthums, aber der Mann aus Celebes verstand davon nichts. Er meinte, wenn seine Seele sich vom Körper scheide, dann werde sie über das Meer dorthin fliegen, wo es ihr am besten gefalle, vielleicht gehe sie in einen Tiger, einen Paradiesvogel oder in ein Kind über, und könne wieder gut machen was sie einst gesündigt habe. Werde sie einem Thiere einverleibt, so sei das ein Werk der bösen Geister, und solle eine Stufe der Reinigung, ein Fegefeuer, sein. Diese möchte er umgehen um gleich mit der Seele jenes geliebten Mädchens vereinigt zu werden.

Der Mörder wurde in seiner Zelle von zwei anderen Soldaten bewacht, und Gibson durfte ihn noch einige Tage vor der Hinrichtung mehrmals besuchen. Er hieß Wongso, und erzählte ihm die Geschichte von dem Tiger und der Jungfrau. Es kommt gar nicht selten vor, daß Menschen von diesen Raubthieren erwürgt werden, und bei Palembang und auf Singapore gehört dergleichen zur Tagesordnung. Allemal zieht der Tiger einen Neger oder Malayen dem Europäer vor, und es ist seltsam, daß die Eingebornen nicht systematisch Jagd auf den Tiger machen. Aber sie haben großen Respect vor ihm, und glauben daß die Seele irgend eines Vorfahren in demselben versteckt sein könne; deshalb nennen ihn die Malayen auch Neneh oder Ahn. Gibson hatte von dem katholischen Priester ein malayisches Neues Testament erhalten; aus diesem las er dem Bughi eine Reihe von Capiteln vor. Daß Jesus für alle Sünder gestorben sei, ergriff ihn tief. Er verlangte getauft zu werden, gleich, ohne jeden Verzug, denn an solch einen Propheten glaube er. Ein wachthabender Sergeant holte Wasser herbei, goß es, selbst zu Thränen gerührt, dem braunen Manne über den Kopf und sprach die Taufformel. Von da an war Wongso ruhig und fast heiter; er wollte immer mehr

hören vom Nazarenischen Propheten und der Sergeant mußte ihm immer mehr vorlesen. Dabei weinte er und war ganz weich. Das dauerte, bis am Morgen die Trommeln gerührt wurden und die Soldaten ausmarschirten; während der Nacht war der Galgen errichtet worden, an welchem wenige Minuten später Wongso seine Seele aushauchte.

Einige Monate später entfloh Gibson, ging nach America und von dort nach dem Haag, um von der niederländischen Regierung Schadenersatz zu verlangen. Daß man ihn ungeeigneter Weise behandelt habe, unterliegt keinem Zweifel; welche Absichten er im indischen Archipelagus verfolgte, weiß er selbst am besten. —tt.

Leben, Gefühl und Seele.*)

Das Räthsel des „Lebens" hat auf die Philosophen aller Zeitalter eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt, von dem Tage an, wo man die Augen der Thatsache öffnete und zu fragen begann: Was ist denn dieses Leben, mit welchen wir alle bekannt zu sein uns einbilden? Nicht Einer ist im Stande gewesen, eine befriedigende Antwort zu geben, nicht Einer ist im Stande gewesen, die hauptsächliche und den Kern bildende Erscheinung von allen anderen mannichfaltigen Erscheinungen zu trennen, welche sie wieder in sich schließt; nicht Einer ist im Stande gewesen, den Finger auf die Hauptfeder des wundervollen Mechanismus zu legen und auszurufen: Das ist die, welche das Ganze in Bewegung setzt!

Es hat allerdings zu allen Zeiten Metaphysiker und Metaphysiologen gegeben, welche mit leichter Grazie den Knoten zerhauen haben, den zu lösen sie allzu ohnmächtig waren, wobei sie sich einbildeten, sie lösten das Problem durch Annahme einer „Lebenskraft". Unglücklicherweise ist jedoch diese Lösung leichter als genügend; sie setzt eine Redensart an die Stelle einer Erklärung, und obwohl Redensarten zum Aufbauen von Systemen beitragen, so bereichern sie doch die Kenntniß nicht. Tiefere Denker haben schon lange die Nichtigkeit der Phrase eingesehen, welche blos mit anderen Worten die unleugbare Wahrheit ausdrückt, daß Leben — Leben ist; eine allerdings unbestreitbare aber unfruchtbare Wahrheit. Wenn wir fragen, was denn Lebenskraft sei, so kann die Antwort blos ein Bekenntniß hoffnungsloser Unwissenheit sein.

Im Gegensatz zu diesen Metaphysiologen finden wir eine andere Classe von Forschern, welche sich einbilden, sie hätten eine feste Grundlage auf einer deutlichen und kurz gefaßten Formel gefunden, welche sagt: Leben ist das Ergebniß der Organisation. Um dies verständlich zu machen, verglichen sie den Organismus mit einem Uhrwerke, das sogleich aufhört, die Stunden anzuzeigen, wenn die Hauptfeder zerbrochen ist. Bei einer gründlichen Zergliederung findet man aber, daß diese Erklärung fast so weit von der Wahrheit entfernt liegt, als die mehr metaphysische Vorstellung von einer Lebenskraft. Allein, obwohl wir meinen, daß sie noch weit von einer Lösung fern sei, so halten wir sie doch für einen nach einer richtigen Methode gemachten Versuch zur Lösung; sie bringt die Thatsachen des Lebens unter einen allgemeinen Begriff; was, wenn auch zu frühzeitig und unvollständig, doch unter allen Umständen das Verdienst hat, daß sie nicht neue und nicht zu würdigende Wesenheiten, wie die Lebenskraft, aufstellt. Es ist eine bestimmte Behauptung und kann als solche bestimmt geprüft werden. Man kann mit ihren Vertheidigern auf dem sichern Boden von Thatsachen zusammentreffen und zu ihnen sagen: „Dieses Leben, das Ihr das Resultat der Organisation nennt, thut sich bei vielen Wesen kund, welche keine Organisation besitzen und bei allen lebenden Wesen in ihrer frühesten Gestaltung; Leben geht der Organisation voran." Hierauf haben sie keine Antwort, wofern sie nicht der Sprache zu nahe treten und dabei bleiben, daß eine Zelle oder eine Menge von Zellen vollständige Organe besitzt. Die Uhr geht nicht bis das ganze Triebwerk vollständig ist, also leistet sie ihren Dienst nur erst wenn die Organisation beendet ist; der thierische Mechanismus lebt aber während des ganzen Vollendungsprocesses, seine Organe erscheinen allmählich, sie bilden sich aus einem flüssigen Keime, welcher Leben in sich hat, und weit entfernt davon, daß Leben das Resultat dieses vollendeten Mechanismus sei, kann der Mechanismus blos unter Einfluß des Lebens vollendet werden und wofern der Keim nicht organisationsfähig ist, werden keine Organe entwickelt und wofern nicht Leben schon vorhanden, ist Organisation ganz unmöglich.

Auch ist es damit gar nicht abgethan. Viele lebende Wesen sind, wie schon gesagt, ohne irgend welche Organe. Alle die einzelligen Pflanzen und die vielen einzelligen Thiere gehören unter diese Gattung. Und wenn man daran zweifelt, daß es schicklich sei, zuzugeben, daß die sogenannten einzelligen Thiere wirklich einzellig oder überhaupt Zellen seien, so kann doch wenig in Frage stehen, daß sie ohne Organe sind. Allein, indem wir uns dem Streite darüber entziehen, begnügen wir uns mit der Amöba, einer mikroskopischen Gallerte, die man auf dem Grunde von Teichen findet und die, obwohl sie nichts hat, was man ein Organ nennen kann, auch keine bestimmte Gestalt besitzt, ja nicht einmal dem Anschein nach ein sie umschließendes Häutchen, dennoch ein Thier ist, das frißt, wächst, sich bewegt, fortpflanzt und stirbt. Eins von Beiden muß nun sein: entweder die Amöba hat, trotzdem was wir sehen, kein Leben, oder Leben kann nicht das Resultat von Organisation nach der gewöhnlichen Erklärung dieses Ausdrucks sein. Man ist also gezwungen, die Ansicht von einer Lebenskraft als eine metaphysiologische Phrase, die Uhr und die Hypothese von der Organisation als unhaltbar, wenn sie Thatsachen gegenübergestellt wird, wieder aufzugeben. Was bleibt aber nun übrig? Man muß in geduldiger Unwissenheit über das, was Leben ist, wenigstens für jetzt verbleiben und es dabei als eine schließliche Thatsache hinnehmen, die in ihren verschiedenen Erschei-

*) Nach einem Aufsatze in Frasers Magazine. — Es wird unseren Lesern von Interesse sein zu erfahren, wie die Engländer die bei unseren Naturforschern debattirten Streitfragen auffassen. D.Red.

nungen studirt werden muß. So sind wir z. B. äußerst unwissend über die Natur der Schwerkraft, allein wir haben gelernt einige der Gesetze ihrer Wirkung zu verstehen. Wir wissen nichts von der chemischen Kraft; allein täglich bringen wir Thatsachen von Verbindungen zu Papier. Wir sollten doch aufhören, mit lauten Fragen die nicht aus ihrer Ruhe zu bringende Verschwiegenheit der Natur zu quälen und uns damit begnügen, mit ehrfurchtsvoller Geduld ihr Verfahren zu beobachten. Anstatt das Geheimniß des Lebens zu entdecken, wollen wir lieber versuchen, die verschiedenen Erscheinungen des Lebens zu verstehen.

Kaum haben wir diesen Weg eingeschlagen, so zeigt sich die Nothwendigkeit den Bau und die Functionen der niedern Thierarten verstehen zu lernen als von erster Wichtigkeit. Das Studium der wirbellosen Thiere, das übrigens auch als Quelle eigenthümlicher Erscheinungen von Interesse ist, lernt man plötzlich mit überaus großem Interesse als Quelle von Kenntnissen schätzen, die uns allein in den Stand setzen, die Gesetze des Lebens zu erfassen. Es stellt jedes Räthsel in immer einfacher Form dar. Die Natur zeigt uns, um mit Cuvier zu reden, „in den verschiedenen Classen der Thiere fast alle nur möglichen Verbindungen von Organen, sie zeigt sie uns zu zweien, zu dreien und in allen Verhältnissen vereinigt, es giebt sozusagen deren keines, dessen sie nicht jede Classe oder jede Gattung beraubt hat, und eine gehörige Untersuchung der durch diese Verbindungen hervorgebrachten und der aus diesen Beraubungen hervorgehenden Wirkungen reicht hin, um die wahrscheinlichsten Schlußfolgerungen über die Natur und den Gebrauch eines jeden Organs, sowie jeder Gestaltung des Organs daraus abzuleiten." Durch diese ganze erstaunenswerthe Verschiedenheit nehmen wir wahr, daß gewisse allgemeine Erscheinungen unveränderlich sind. Belebte Wesen sind in jeder nur denkbaren Besonderheit der Gestalt, Größe und Bauart von einander verschieden, allein alle kommen in drei Hauptpunkten überein, die folglich, wie man sagen kann, das Leben charakterisiren: sie nähren sich, pflanzen sich fort und sterben. Darin zeigt sich das Leben, was bei jeder Abart die Haupttriebfeder ist und die belebte Natur von der leblosen Natur scheidet. Auf welche Weise auch Pflanzen und Thiere unter einander verschieden sein mögen, sie unterscheiden sich alle von Mineralien durch die dreifache Erscheinung — die Ernährung, die Fortpflanzung und den Tod. Dieselben Elemente sind dem lebenden und unbelebten Naturreiche gemein; viele Formen sind beiden gemeinsam, allein kein Mineral nährt sich, d. h. wächst, durch die Insichaufnahme fremder Bestandtheile die es in seine eigene Substanz verwandelt; kein Mineral erzeugt andere Mineralien aus seiner eigenen Substanz, kein Mineral trifft der Tod, als unvermeidliches Ende einer Reihe innerer Veränderungen.

Haben wir hier nicht etwas, was dem verlangten Unterscheidungsmerkmale ähnelt, wodurch Leben jederzeit, wenn auch nicht verstanden, doch wenigstens von allen anderen Erscheinungen gesondert werden kann? Ist nicht diese dreifache Form von Thätigkeit das einzige Merkmal, wodurch wir ein bewegliches belebtes Wesen von einem sich bewegenden leblosen Wesen unterscheiden können? Mit Hülfe eines solchen unterscheidenden Kennzeichens lassen sich unsere Untersuchungen oft zu bestimmteren Schlüssen hinführen. Mit dem Glauben, daß das Leben dauernd sei, und daß wir bei jedem belebenden Wesen, es sei Thier oder Pflanze, ganz bestimmt die dreifache Erscheinung der Ernährung, Erzeugung und des Absterbens vorfinden, können sich unsere Anstrengungen darauf richten, mit Gewißheit zu sagen, durch welche Mittel und unter welchen Bedingungen sich diese Lebenserscheinungen am vollkommensten kundgeben; — mit anderen Worten, was die Gliedmaßen oder Organe und äußeren Bedingungen sind, welche diesen Zwecken förderlich sind, und so anstatt uns fruchtlos mit dem Unternehmen zu quälen, in das Geheimniß des Lebens einzudringen, können wir uns mit Nutzen mit Entdeckung der Gesetze ihrer Kundgebung beschäftigen. Es zeigt sich dann vielleicht, daß eine gewisse dunkel ausgedrückte Wahrheit in jener Formel: Leben sei das Resultat der Organisation, lag, eine Wahrheit, die man jedoch in einer etwas veränderten Form ausdrücken muß, nämlich: die Zusammengesetztheit der Kundgebungen von Leben beruht auf der Zusammengesetztheit des Organismus. Eine Amöba nährt sich, bewegt sich, fühlt, pflanzt sich fort und stirbt; ein höchst ausgebildetes Säugethier legt dieselben allgemeinen Erscheinungen an den Tag, giebt sie aber in unendlich mehr zusammengesetzten Formen zu erkennen und diese größere Zusammengesetztheit ist die Ursache der größeren Zusammengesetztheit ihres Organismus, denn Organe sind nichts als die Werkzeuge, welche die Zwecke des Lebens fördern. Die Verschiedenheit zwischen den einfachen und allgemeinen Erscheinungen von Leben beruht auf der Verschiedenheit zwischen dem einfachen Baue der Amöba und dem zusammengesetzten des Säugethieres. Wenn sich die Amöba fortbewegt, so dehnt sie einen Theil ihres gallertartigen Körpers aus und verwandelt ihn vorübergehend in ein Bein, das wieder in die allgemeine Körpermasse zurückgezogen wird; und zu Bewegungen, die so einfach sind, wie die dieses Thieres, genügt ein solch zeitweiliges Organ völlig. Allein zu den unendlich mehr zusammengesetzten und besonderen Bewegungen des Säugethieres, was in wenig Secunden Strecken zu durchlaufen hat, welche die Amöba in einem ganzen Leben nicht zurücklegen könnte, ist ein besonderes, in seinem Baue sehr zusammengesetztes Organ erforderlich und dieser höheren Zusammengesetztheit des Baues ist es zuzuschreiben, daß eine Ueberlegenheit in der Fähigkeit erlangt wird. Obgleich wir sowohl bei der Amöba als auch bei dem Säugethiere dieselben Erscheinungen des Lebens — das unbekannte Leben — erkennen, so erkennen wir dennoch auch große Verschiedenheiten in der Zusammengesetztheit der Kundgebungen desselben, die ihren Grund in der Verschiedenheit ihrer Organisationen haben. Der Sonnenweiser und die Repetiruhr dienen beide dazu, den Stand der Sonne anzuzeigen, allein der Sonnenweiser ist zur Nachtzeit nutzlos, die Repetiruhr dagegen erfüllt unter allen Umständen ihren Zweck; sie zeigt sowohl die Minuten als die Stunden an; sie schlägt die Stunde in der Dunkelheit der Nacht, wenn unsere Augen fruchtlos auf ihrem Zifferblatt umhersuchen, und diese Ueberlegenheit über den Sonnenweiser verdankt sie der größern Zusammengesetztheit ihres Baues.

Im obigen Abschnitte kam ein Wort vor, das gewiß bei einem aufmerksamen Leser Verwunderung erregte. Wir sprachen vom Gefühl einer Amöba. Das Wort: „fühlen" ist unglücklicherweise sehr unbestimmt; höhere Classen fühlen ganz anders als niedere. Wir sagen aber auch: Ein Polyp verdaut, ohne die Absicht unter Verdauung denjenigen sorgfältigen und complicirten Proceß verstehen zu wollen, den man im Sinne hat, wenn man von einem verdauenden Säugethiere redet. Auf gleiche Weise darf man, wenn wir sagen, die Amöba fühle, das nicht so auslegen, als ob wir solchen Begriff von Fühlen damit verbänden, wie bei Säugethieren. Die besonderen Verschiedenheiten, welche aus specialisirter Zusammengesetztheit der Bauart hervorgehen, sollten eigentlich besondere Benennungen erhalten, allein zum Nachtheil für die Wissenschaft sind solche Benennungen nicht im Gebrauch und wir sind gezwungen, Ausdrücke von großer Allgemeinheit zu gebrauchen, um eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Erscheinungen damit anzudeuten. Wenn es ein Leben giebt, das allem Organismus gemeinsam ist, wenn es eine Ureigenschaft der Ernährung giebt, die bei allen erkennbar ist, obgleich sie bei jedem unter einer besondern Form sich kundgiebt, so giebt es auch gleicherweise eine gemeinsame Empfindung, welche, obschon sie sich bei jedem unter verschiedenen Erscheinungen zeigt, nichtsdestoweniger bei allen als eine und dieselbe angesehen werden muß. Dies zu leugnen, würde uns nöthigen, die Schlußfolgerung des Descartes anzunehmen, daß Thiere Maschinen seien, und da diese Schlußfolgerung schon längst aufgegeben worden ist, so führt uns die Aehnlichkeit zu dem Glauben, daß alle Thiere fühlen. Denn sehen wir nicht, daß die meisten Beweise von Fühlen geben, ähnlich denen, die wir selbst geben? Und wenn wir die Stufenleiter der Thiere herabsteigen, so bemerken wir eine Abnahme in der Zusammengesetztheit, ohne jemals ein vollständiges Aufhören der Erscheinungen wahrzunehmen. Wo könnten wir eine Grenzlinie ziehen? Der von der Aehnlichkeit entlehnte Beweisgrund ist unser einziger. Dieser enthüllt uns die Einerleiheit der thierischen Natur, die durchaus auf einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Formen beruht. Sie ist von Spallanzani mit soviel Glück dargestellt worden, daß wir uns bewogen fühlen, seine Bemerkungen mitzutheilen, zumal seine interessanten Abhandlungen über Naturgeschichte nicht häufig in Bibliotheken anzutreffen sind. Das Vorhandensein eines immateriellen und empfindenden Princips in den Thieren, sagt er, beruht auf der Aehnlichkeit zwischen ihrer Organisation und ihren Operationen im Vergleich zu der Organisation und den Operationen des Menschen. Viele, welche zu dieser Art von Aehnlichkeit ihre Zuflucht genommen haben, waren, obwohl gründliche Metaphysiker, doch nicht Naturforscher genug, um sie so zu untersuchen, wie es sich gebührte. Gewiß haben sie nicht die Stufenfolge in der Thierwelt in ihrer vollen Ausdehnung angenommen, noch sich zu einer gerechten und strengen Zergliederung herabgelassen, welche die Unwirksamkeit des analogen Urtheilens und Folgerns bei vielen Gliedern der Kette in der Thierwelt dargethan haben würde. Ohne die Absicht, ihre lobenswerthen Ansichten zu bekämpfen, wollen wir einen Blick auf sie werfen, zuerst auf die thierische Organisation. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß der mechanische Bau einer zahllosen Menge von Thieren ganz oder zum größern Theile mit dem der Menschen übereinstimmt. Dieselben Werkzeuge zum Verdauen, Athmen, Blutumlauf, Ausscheiden; dieselbe Verzweigung der Nerven von dem Rückenmark aus, die Entstehung desselben im Gehirn und die Gleichheit seiner Substanz; dasselbe Gewirr von Adern und Venen, das zahllose Flüsse und Bäche durch den ganzen Körper hervorbringt und Leben und Nahrung allenthalben hinführt. Man kann keine Verschiedenheit in der Thätigkeit der Muskeln, der Flechsen, der Hüllen, der Knorpel oder Sehnen wahrnehmen; dieselbe Mannichfaltigkeit herrscht in der Natur, in den Bewegungen und Dienstleistungen der Knochen. Einige davon sind lang, einige gebogen, einige wie ein Bogen gekrümmt. Bei einigen wetteifert die Härte derselben mit der des Steins, bei anderen ist die Biegsamkeit wie die des Knorpels. Wieder einige sind hohl und mit Mark angefüllt, andere fest und durchaus massiv. Gewisse Knochen bestehen aus einzelnen Stücken, während verschiedene mit einander verbundene Theile andere bilden. Endlich noch haben alle diese Thiere dieselbe Anzahl Sinne und deren Organe in denselben Theilen des Körpers und sind wie die unserigen gebaut. Allein der Natur hat es beliebt, die Gestalt dieser belebten Maschinen mannichfaltig zu machen; indem sie dieselben bisweilen mit Fangzähnen, Hörnern, Nägeln oder Klauen bewaffnete, bisweilen mit Schuppen bekleidete, mit Federn schmückte, oder sie mit einer harten Haut bedeckte; den vordern Theil derselben in einem spitzen Schnabel, eine schlanke Schnauze, oder einen langen und riesigen Rüssel verkleinerte oder ihn zu einem scheußlichen Kopfe vergrößerte, den man nur mit Schrecken anschauen kann oder der durch seine Aehnlichkeit mit unserem eigenen Vergnügen erregt. Die sinnreiche Schöpferin, die Natur, hat den Körper einiger so gestaltet, daß sie den Gedanken von Leichtigkeit und Anmuth in uns erregen, während andere eine träge Unthätigkeit an den Tag legen; der eine ist in sich selbst abgerundet und anscheinend nur aus einem einzigen Stücke, ein anderer über alle Maßen ausgedehnt, und ein dritter im genauesten Ebenmaße. Mit einem Worte, es giebt so viele Verschiedenheiten unter Vögeln und Vierfüßlern, wie ihre Formen von der des Menschen verschieden sind und doch herrscht bei jeder in dem wesentlichen Theile der Organisation die genaueste Aehnlichkeit.

Wenn man analoges Urtheilen und Folgern auf diese beiden Thiergattungen anwendet, so kann es nicht stärker oder überzeugender sein; allein wie vermindert es sich, wenn man auf der Stufenleiter in der Thierwelt zu Fischen, Reptilien, Insekten hinabsteigt und zuletzt geht es gänzlich verloren. Wir wollen einen Augenblick bei dem Bau der Insekten verweilen. Nicht blos Knochen, Blut, Herz und andere Eingeweide verschwinden, sondern wir können auch weder Arterien noch Adern entdecken. Man sieht ein Gefäß der Länge nach sich von dem einen Ende des Körpers bis zum andern erstrecken, in dem eine im Allgemeinen durchsichtige Flüssigkeit fließt. Obgleich das Vorhandensein eines Nervensystems behauptet wird, so ist doch kein Gehirn vorhanden, wenigstens nichts, was eigentlich so zu nennen wäre, und ihre Athmungswerkzeuge gleichen mehr denen von

Pflanzen als denen größerer Thiere. Wenn man die Stufenleiter noch tiefer hinabsteigt, so ist jede Aehnlichkeit der Organe verschwunden und der ganze Körper des Thieres beschränkt sich auf die nur denkbar einfachste Bauart. Viele Polypen sind nur ein verlängertes Säckchen, bedeckt mit Warzen; viele Wasserthiere bestehen aus nichts als einem Gewebe von Häuten oder Gefäßen; viele Meer-Zoophyten sind nur eine Art Gallert. Die Organisation dieser Thiere hat nicht die entfernteste Verwandtschaft mit der des Menschen. Pflanzen sogar, kann man sagen, gleichen ihm mehr, weil wir in ihnen Säfte, Gefäße, Schläuche und Luftröhren finden.

Auch aus ihren Operationen ist das Herabsteigen in der organischen Bauart der Thiere sichtbar. Dieselben nähern sich bei manchen Arten denen des Menschen. Von solcher Art sind die Thätigkeiten der Vierfüßler im Allgemeinen, ganz besonders aber die des Elephanten, Affen und Bibers. Die der Vögel haben ebenfalls mehr Aehnlichkeit mit der unsrigen. Ihre Geschicklichkeit im Bau der Nester, die Mannichfaltigkeit des Tones ihrer Stimme, um die verschiedenen Affekten von Haß, Furcht, Vergnügen und Schmerz kundzugeben. Der vorsichtige Scharfsinn vieler beim Verändern des Klimas in Folge des Wechsels der Jahreszeiten; die Leichtigkeit, Raubvögel zur Jagd abzurichten, alles dies sind Eigenschaften, welche beweisen, was ich aufstelle. Allein diese Aehnlichkeit ist nicht mehr vorhanden, wenn wir zu Fischen, Reptilien und Insekten kommen. Zwar giebt es unter den letzten viele, die sich durch ihre Thätigkeiten auszeichnen, sei es daß man ihre Sorge für ihr Leben in Betracht zieht, indem sie verfolgen, was ihnen zuträglich, und vermeiden, was ihnen schädlich ist, oder ihre gegenseitige Sorgfalt für Fortpflanzung ihrer Art oder ganz besondere Besorgniß für ihre Jungen, indem sie dieselben auf geeignete Orte schaffen und sie mit Nahrung versehen, bis sie des mütterlichen Beistandes nicht länger bedürfen. Uns allen ist der Scharfsinn der Bienen, der Witz der Blattwickler, der Fleiß der Ameisenlöwen und der Spinnen, die Wildheit der Hornisse, die sinnreiche Grausamkeit der Ichneumons bekannt. Allein die Thätigkeit einer zahllosen andern Menge von Thieren beschränkt sich lediglich auf Ergreifen und Verschlingen ihrer Beute, wie z. B. beim Arm-Polypen, oder auf das Oeffnen und Schließen ihrer Gehäuse, wie bei vielen Schaalthieren oder auf das Einsaugen von Nahrung durch eine zahllose Menge von Mundlöchern auf der Oberfläche des Körpers, wie bei vielen See-Thierpflanzen der Fall. Wenn man die Stufenleiter vom Menschen bis zu den Polypen hinab durchgeht, so ist es unmöglich, zu sagen, wo die Eigenschaft des Empfindens aufhört. Viele Physiologen verwirren allerdings die Frage dadurch, daß sie die bei den niedern Thieren beobachteten Gefühlserscheinungen Reizbarkeit nennen, allein ein anderes Wort verändert nicht die Thatsache und man mag die Thatsache nennen, wie man wolle, es läßt sich keine Grenzlinie ziehen, ausgenommen die vielen Linien, welche specielle Verschiedenheiten anzeigen. Schon Aristoteles erklärte nach einem Ueberblicke über den Bau der Thiere scharfsinnig, daß sie Spuren von derjenigen Seele an den Tag legen, die bei dem Menschen sichtbar wird und hervortritt; und er fügt hinzu, daß sie von dem Menschen nur im Grade, nicht in der Art verschieden sind, und darin, daß sie weniger Seele haben, nicht aber im gänzlichen Mangel an Seele. Allerdings meint Aristoteles durch „Seele“ nicht ganz dieselbe Sache, welche durch den neuern Gebrauch des Worts angezeigt wird; er wendet es mit größerer philosophischer Genauigkeit an, um das ganze Empfindungsvermögen — das gewöhnliche Substrat aller nur möglichen psychischen Erscheinungen — damit zu bezeichnen. Wenn wir von der Seele eines Polypen reden wollten, so würden wir der Sprache Gewalt anthun, weil jetzt unter „Seele“ etwas Absonderliches und Abgeschlossenes, nicht die gewöhnliche Erscheinung der Empfindungsfähigkeit verstanden wird. Wollten wir Seele in diesem engeren Sinne dem Polypen zuschreiben, so würden wir uns einer Ungereimtheit schuldig machen, allein wir werden von einer strengen Aehnlichkeit geleitet, wenn wir dem Polypen Empfindung beilegen und dürfen daher wohl sagen: der Polyp fühlt. Wenn dies aber beim Polypen der Fall ist, so fühlt auch die Amöba, das niedrigste aller uns bekannten lebenden Wesen.

Doch wir dürfen diese Abschweifung nicht weiter ausdehnen. Unser Zweck hier ist, den Vortheil des Studiums des Lebens in seinen einfachen Formen zu zeigen, wenn Leben in seinen zusammengesetzteren Formen verstanden werden soll, denn sobald man die Thatsache einsieht, daß die niedern Thierarten alle hauptsächlichen Erscheinungen des Lebens unter einfachen Formen und Bedingungen darbieten, so erkennt man auch sogleich das Studium als unerläßlich. Trotzdem ist eine solche Auffassung von ganz neuem Datum. Man hat zwar vergleichende Anatomie seit den Tagen des Aristoteles bis heute mehr oder weniger getrieben, allein sie ist entweder aus reiner Neugier oder darum getrieben, weil zu einer Zeit wo die Anatomie der menschlichen Körper untersagt war, die Anatomie der Thiere die einzig zugängliche Quelle des Wissens war. Erst in den letzten Jahren haben die niedern Thiere viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen, erst ganz kürzlich sind sie mit philosophischer Absicht studirt worden, um von ihnen Antworten auf weit schwierigere Fragen der Biologie zu erhalten. Männer wie Swammerdamm, Bonnet, Lyonnet, Reaumur, Trembley und Spallanzani widmeten Mußestunden der mühsamen Arbeit, den Bau und die Functionen der Insekten und Polypen zu studiren, aber selbst diese großen Arbeiter auf diesem Gebiete wurden mehr durch Neugierde dazu bewogen, als durch biologische Philosophie. Die Wunder der Bauart bezauberten sie. Sie sahen in diesen Wundern neue und überraschende Beweise von der Weisheit des Schöpfers und begnügten sich mit solchen Entdeckungen. Swammerdamm erklärt wirklich, daß die Organisation dieser niedern Thiere wunderbarer sei, als die des Menschen,*) — eine Uebertreibung, die man von einem Manne natürlich und verzeihlich findet, welcher seine Lebenszeit der Zergliederung derjenigen Wesen widmete, welche in jenen Zeiten unvollkommener Eintheilung „Insekten“ genannt wurden. Hay, Paley und andere Naturforscher haben auch aus diesen Wundern Beweisgründe hergeleitet; allein bei keinem dieser Schriftsteller findet

*) „Bibel der Natur.“

man nur eine leise Andeutung von der jetzt allen, mit Biologie beschäftigten Männern ganz bekannten Ansicht, daß wir in diesen einfachern Formen nach den Materialien zur wahrhaften Aufklärung der Erscheinungen des Lebens suchen müssen.

Die Geschichte dieser Ansicht wäre zwar werth, daß man sie von ihrer Entstehung an verfolgte, allein dies erfordert eine Gelehrsamkeit, deren wir uns nicht rühmen können. Diese Geschichte würde mit Aristoteles beginnen, welcher in seiner Geschichte der Thiere eine erstaunenswerthe Kenntniß von anatomischen Einzelheiten, aber auch einen vollständigen Mangel an philosophischer Methode an den Tag legt. Daß er mit dem Bau der Thiere besser bekannt war, als irgend ein Gelehrter vor Cuvier, wird jeder unparteiische Forscher finden. Viele von den Entdeckungen der neuern Zoologen sind, wie man jetzt wahrgenommen hat, ihm schon deutlich bekannt gewesen und sogar aus seinen Irrthümern geht hervor, daß die Fälle von einzelnen Bemerkungen, die er zusammengetragen hat, zum größten Theile auf seiner eigenen Beobachtung beruhten. In den ersten vier Büchern trägt er Thatsachen zusammen, die, wenn man sie ordnen wollte, einen Beitrag zur vergleichenden Anatomie bilden würden, und im fünften bis siebenten Buche stellt er die Thatsachen der Stammverwandtschaft zusammen; allein durch sein ganzes Werk vermißt man einen bestimmten Plan und Zweck außer dem, anatomische und zoologische Einzelheiten zusammenzutragen. Natürlicher Weise hatten seine Nachfolger keinen höhern Zweck vor Augen. Im Verfolg des Fortschreitens in der menschlichen Anatomie wurden oftmals Thiere zergliedert, und viele wichtige Entdeckungen verdanken solchen Sectionen ihren Ursprung, wie z. B. die Entdeckung der lymphatischen Gefäße durch Aselli in einem Hunde. Allein sogar die gesteigerte Neigung, nach Aufschlüssen in dem Baue der Thiere zu forschen, ward durch die Autorität der Ansichten des berühmten Boerhave höchlichst verleidet. Seine Gründe gegen vergleichende Anatomie stützten sich auf seine mechanische Theorie von dem thierischen Organismus, denn kaum hatte man diesen Organismus als einen Mechanismus aufgefaßt, als auch die Verschiedenheiten in Umfang, Gewicht und Lage bei den verschiedenen Organen natürlich jede Frage so sehr berührten, daß vergleichende Anatomie ganz nutzlos gemacht ward.

Es ist keine lange Zeit verstrichen, seit Lamarck den Grundstein zur philosophischen Zoologie legte, seit Geoffroy St. Hilaire die Einheit der Zusammensetzung in den thierischen Formen demonstrirte, seit Cuvier es unternahm, die umfängliche und ungleichartige Masse von Einzelheiten in Ordnung zu bringen, welche damals die Abtheilung „Würmer" im Linnäischen System bildeten und seit er seine bewundernswerthen Zeichnungen vom Tintenfisch mit derselben Tinte machte, welche ihm das Thier lieferte. Jedoch der Vergleich von Lamarcks erster Skizze und Cuviers erster Skizze mit der ausgearbeiteten und systematischen Darstellung der Thierreiche, die das neueste Werk über Zoologie liefert, ist ganz wie ein Weg von der Chemie eines Lavoisier und Black zu der eines Liebig und Graham: so gewaltig ist der Fortschritt, so gewaltig der Anwachs des Wissens gewesen. Scheint es nicht fast unglaublich, daß das Gesetz der geistigen Entwickelung, welches mit der Ausbildung des Gehirns im Verhältniß steht, nicht älter ist als Sömmering, welcher im Jahre 1830 starb? Wie war es nur möglich, daß Menschen nicht schon längst diese Beobachtung machen konnten? So ist man versucht zu fragen, bis ein wenig Nachdenken uns die Schwierigkeit kennen lehrt, die vorhanden ist, solche Beobachtungen zu machen, ehe noch den Ideen eine gewisse Richtung gegeben worden ist. Scheint es nicht auch unglaublich, daß Männer seit vielen Jahrhunderten Muscheln sammelten, über Muscheln schrieben, sich mit der Kenntniß von Conchylien brüsteten und erst im Jahr 1774 ein Naturforscher — O. F. Müller — einen kräftigen Protest gegen die Albernheit erhob, daß man soviel Aufmerksamkeit auf das Haus verwendete und darüber ganz den Bewohner des Hauses vernachlässigte, während ohne Zweifel Swammerdamms Untersuchungen über die Schnecken schon allein hätten hinreichen sollen, die Aufmerksamkeit nach dieser Richtung zu lenken? Der innere Bau der Mollusken ist seit den Zeiten Poli's und Cuvier's ein hauptsächlicher Gegenstand der Untersuchung unter den Anatomen gewesen und Dank sei es Männern, wie Della Chiaje und Richard Owen: unsere jetzige Generation hat den erhaltenen Antrieb würdig weiter verfolgt.

G—sch.

Neue Sinngedichte von Friedrich Hebbel.

— Während Hebbel an einem Drama arbeitet, das die Helden unseres Nibelungenepos vorführen will, hat er zuvor seine lyrischen Gedichte, „stark vermehrt und verbessert," zu einer Gesammtausgabe geordnet. Es ist ein starker, nicht weniger als 31 Bogen umfassender Band, den die Cotta'sche Buchhandlung brachte. Schon die Schwerfälligkeit des Umfanges wird diesem Buche den Zutritt zum Nipptisch der Damen und der Lovelaces nicht erleichtern; viel weniger sein Inhalt. Aber in den Kreisen der Künstler, der Dichter und Denker wird diese Sammlung von Versen von Hand zu Hand wandern, um einen ungewöhnlichen Geist in seinen subjectiven Gelüsten, in seinen stillen Stunden zu belauschen. Es stecken in Hebbel zwei Naturen, ein Dämon der nächtlich grauenvolle Wagnisse liebt, und ein Kind das harmlos nicht ahnt, wie er die Welt damit erschreckt. Es fehlt beiden Naturen in ihm noch immer die Gunst der glücklichen Stunde, um diese Elemente zu sühnen und zu vermitteln. Streiten wir nicht mit diesem Genius, daß er die gewohnten Bahnen verschmäht und für neue nicht das Allen bequeme Geleis bietet! Jede Natur will ihr Recht haben, und sie trägt ihren Richter in sich selbst. Von dem was Hebbel „Lieder" im Buche seiner Lyrik nennt, ist eigentlich kein einziges sangbar; es sind Epigramme und Sinngedichte in Liederform. Seine Balladen sind oft nur Anläufe dazu, halbgeborne Wesen, nicht fertig heraustretende Embryonen. Wo er umfassend schildert und einen Stoff austrägt, da faßt uns, wie in dem wunderbar gedachten: „Die heiligen

Drei," das ganze Grauen vor übernächtlichen Eingebungen, die sich in den hellen Tag der Menschen drängen wollen. Nicht selten wechseln Gluth und Eis zu grell, wie in dem tief empfundenen: „Das letzte Glas," das vollendet wäre, erkältete nicht die letzte Strophe und entkräftete damit den ganzen heißen Inhalt des Gedichtes. In anderen Gedichten tödtet die Abstraction des räsonnirenden Denkers die Wärme des dichterischen Gefühls. Ein vollendetes Gedicht unter den kleinern ist: „In das Album meiner Frau." Im Ganzen bietet Hebbels Lyrik die Annalen seines Lebens, das Tagebuch seiner Gedanken und Maximen, auch Schilderungen auf der Wanderung durch Italien und Paris, sowie durch den Markt des Lebens, der Zeitgeschichte, der Litteratur und Kunst. Die Form des Sinngedichtes und Epigramms eignet sich zumeist seinen Empfindungen und Anschauungen. Wir heben eine Anthologie davon hervor.

Ethischer Imperativ.

Deine Tugenden halte für allgemeine des Menschen.
Deine Fehler jedoch für dein besonderes Theil!

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd' euch
Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern!

Conditio sine qua non.

Götter, ich ford're nicht viel! Ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ocean rollt.

Politische Situation.

Oben brennt es im Dach und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus schlägt man sich um den Besitz.

Tiberius' Antwort.

„Großer Cäsar, du hast den Jesus Christus gekreuzigt,
Aber die Lehre, sie lebt, ja, sie verbreitet sich stark!"
Bloße Schuld des Pilatus, denn hätt' er die Zwölf, die Apostel,
Mit ihm gekreuzigt, so wär' Alles auf ewig vorbei.

Shakspeare's Testament.

Titus Andronikus war sein Anfang und Timon sein Ende,
Und ein dunkleres Wort spricht die Geschichte nicht aus.
In der Mitte zwar prangt die schönste der Welten, doch ringelt
Sich die Schlange der Nacht um sie herum, als ihr Band.

Selbstkritik meiner Dramen.

Zu moralisch sind sie! Für ihre sittliche Strenge
Steh'n wir dem Paradies leider schon lange zu fern
Und dem jüngsten Gericht mit seinen verzehrenden Flammen
Noch nicht nahe genug. Reuig bekenn' ich euch dies.

Philosophie und Kunst.

Ein System verschlingt das and're, doch neben dem Shakspeare,
Jung und frisch, wie der Mai, wandelt noch immer Homer.

Die alten Naturdichter und die neuen.

(Brockes und Geßner, Stifter, Kompert ꝛc.)

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Ein philosophischer Analytiker der Kunst.

Fangt ihm den Adler, er wird ihn zerlegen, wie Keiner, doch leider
Sieht er den hölzernen oft für den lebendigen an.

Auf die modernen Franzosen und ihre deutschen Genossen.

Eure Romane und Dramen sind Nichts, als leere Charaden,
Kennt man das Wort, das sie lös't, wirft man sie auch an die Wand.

An die Realisten.

Wahrheit wollt ihr; ich auch! Doch mir genügt es, die Thräne
Aufzufangen, indeß Boz ihr den Schnupfen gesellt.
Läugnen läßt es sich nicht, er folgt ihr im Leben beständig,
Doch ein gebildeter Sinn schaudert vor solcher Natur.

Ausgleichung.

Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
Sprach er: Was kostet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz!

Ein Reiseabenteuer in Deutschland.

Es flog in X. mein Hut mir ab,
Natürlich über die Grenze,
Und als ich, ihn wieder zu holen, lief,
Da gab's vertrackte Tänze.

Ich durfte den deutschen Nachbarstaat
Nicht ohne Paß betreten,
Und da ich blos spazieren ging,
So hatt' ich mir keinen erbeten.

Das that ich nun, auch wurde ich
In Gnaden damit versehen,
Doch war's um meinen armen Hut
Trotz alledem geschehen.

Der war schon längst im dritten Staat
Und blieb auch dort nicht liegen,
Ihn ließ der schadenfrohe Wind
Ein Dutzend noch durchfliegen.

Was half mir nun der gute Paß,
Den ich in X. genommen?
Zehn neue braucht' ich in Einem Tag,
Da war nicht nachzukommen.

Ich kaufte mir einen ander'n Hut,
Der Meister aber erwählte
Den Wiener Congreß zum Schutzpatron,
Als ich mein Schicksal erzählte.

Zur Chronik.

Alte litterarische Feldzüge.

— Der 71jährige F. W. Gubitz in Berlin hat bei der altersgrauen und ebenso papiergrauen „Tante Voß" als Theaterkritiker noch immer sein Observatorium inne. Der Mann hat viel Gestalten und Erscheinungen an sich vorübergehen sehen; eine Masse von Curiositäten haben sich auf dem Thurme seiner kritischen Warte aufgespeichert und er theilt noch immer unermüdlich dem spätgebornen Geschlecht allerlei halb- oder ganzvergessene Merkwürdigkeiten von ehedem mit. Gubitz, jetzt wohl auch vielfach von seinem Sohne als Schriftsteller und in der Leitung der von ihm 1822 gegründeten Vereinsbuchhandlung unterstützt, ist ein Leipziger von Geburt, war Anfangs Buchdrucker und Schriftgießer, widmete sich dann der Holzschneidekunst und wurde für diesen Zweig 1805 als Professor bei der Berliner Akademie angestellt. In der Franzosenzeit hatte er den Muth, eine Zeitschrift „das Vaterland" zu gründen; seit 1817 gab er den „Gesellschafter" heraus, der nach 30jährigem Bestehen den Stürmen der letzten Bewegungsjahre erlag. Nach der Sammlung seiner Theaterstücke setzte er sein „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" fort, wurde auch mit seinem Volkskalender Vorbild dieser volksthümlichen Kalendergaben. Vor einigen Jahren gab er unter dem Titel: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" in 2 Bänden den Ertrag seiner sorgfältigen Aufzeichnungen und Sammlungen heraus, theils liegengebliebene und mit Unrecht vergessene Actenstücke zur Litteratur des vorigen und des laufenden Jahrhunderts, theils Züge aus dem Leben und Treiben der Dichter und Künstler, theils Erzählung seiner eigenen Begegnungen mit Koryphäen des Tages. Eine neue Sammlung solcher Memorabilien erschien jetzt unter dem Titel: „Geistige Feldzüge" (Berlin, Vereinsbuchhandlung) mit dem Zusatz: „Bedeutsam bleibende litterargeschichtliche Kämpfe." Dazu gehört die Fehde über Oper und Schauspiel, die Adolf Müllner von Weißenfels (der Leukopeträer, Dichter der Schuld) 1817 mit Wilhelm Müller in Bezug auf das Berliner Theater unter Graf Brühl ausfocht, eine Fehde, zu welcher der musikalische Unsinn von heute noch immer wieder herausfordert. Müllner sprach bekanntlich das verwegene Wort: Was zu unsinnig sei um gesprochen zu werden, das werde in der Oper gesungen. Das kann man von der Oper der „Zukunft" nicht eigentlich mehr sagen, denn diese läßt nicht mehr singen; sie setzt die Instrumente auf die Bühne und steckt die Sänger ins Loch, wo sie denn in der That aus dem letzten Loche pfeifen. Vater Gubitz ist unerschöpflich im Zusammentreiben schlagender Ansichten von Männern alter und neuer Zeit, um das gefährdete Drama, mit dem das Theater steht und fällt, gegen die Musik zu schützen. Wir finden überraschende Aussprüche citirt, die wir von der angeführten Seite her gar nicht erwarteten; unter anderem ein Wort von Heinrich v. Gagern: „Die unbestimmteste und gedankenloseste Kunst, die Musik, ist die Kunst der Zeit; dahin flüchtet sich die Seele von den Reflexionen, da löst sie sich in vage Empfindungen auf." Gubitz meint, der überbotene Musikreiz habe gewöhnlich Frömmelei in seinem Gefolge. Er erinnert an Zelters Ausruf: „Man wird dereinst dahin kommen, die einfachen Gefühlstöne der Musik unserer Vorzeit als Rettungsruf zu betrachten!" Schon weiland Schröder erkannte das Verderbliche für's Schauspiel bei umsichgreifender Opernübermacht, und der weise bedächtige Iffland sagte: „Wir müssen uns hüten, der Oper zuviel einzuräumen; sie vertreibt sonst das Schauspiel, sodaß sich zuletzt gegen die Oper nichts mehr halten kann als die Farce!" — Gegen die vielen deutschen Shakspeareerklärer die sich gründlich überbieten und sich ebenso vollständig widerlegen und aufheben, bringt Gubitz Ludwig Tiecks eigenes Wort in Erinnerung: „Die Vertiefung in einen Autor ist eine Art Krankheit, und durch starres Hineinschauen wird das geistige Auge ebenso geblendet, wie durch irres Herumfahren von einem Gegenstande zum andern."

Zu den interessanten litterarischen Fehden, die uns die Sammlung als bleibende Zeugnisse vorführt, gehört auch ein pädagogischer Streit über Joachim Lange und seine Grammatik, aus dem Jahre 1821, Waiblingers Selbstvertheidigung in Sachen der deutschen Künstler in Rom und der Deutschen in Italien, Heine's und Börne's scharfsinniger Zank über das Christenthum (im Buche de l'Allemagne und im Bulletin scientifique du Reformateur, wo Börne bekanntlich für die christliche Religion seine in der That zweischneidige Lanze einlegte). In dies Gebiet schlägt auch: „Das Christliche in Goethe," besonders mit Bezug auf Faust, von C. J. Th. Gantzer. Ein Wort von J. Ellendorf über den Cölner Dombau und was er uns werden sollte (nämlich eine symbolische That der confessionellen Eintracht!) steht auch in merkwürdigem Widerspruch mit der Entwickelung der Gegenwart; der Artikel schließt 1842 mit der Variation des „Timeo Danaos ac dona ferentes" in: Timeo Ultramontanos et dona accipientes. — Eine Parodie der Hegelschen Aesthetiker, in einer Theaterkritik über Darius und Alexander von Uechtritz vom Jahre 1826, von Verus Momus, ist nicht so glücklich als die wahrhaft ergötzliche Humoristik in Fr. v. Schönholz' Bericht über ein Concert von Franz Lißt in Berlin, aus dem Jahre 1842.

Eisbildungen und deren Benennung.

-s-. Das Eis hat seine eigne Naturgeschichte und die arktischen Seefahrer haben für jede der verschiedenen Erscheinungen ihre technischen Ausdrücke, die man kennen muß um die Beschreibung zu verstehen. Unter Buchteis versteht man junges Eis das sich am frühesten in Buchten oder geschützten Punkten bildet, sagt Dr. Kane in seinen Entdeckungen im Smith-Sunde. Treibeis nennt man das Eis wenn es in Bewegung sich befindet. Eisfelder, eine große bewegliche Fläche von Eis; trennt sich von dem Felde ein beträchtliches Stück, so heißt es eine Bank oder Floe, ein Ausdruck den man vergebens in einem Wörterbuche suchen würde. Gletscher werden durch atmosphärische Niederschläge gebildet. Hügelkämme nennt man die Schollenfurchen, welche sich beim Zusammenstoßen von Eisfeldern bilden. Unter Eisgürtel oder unter der Eisstufe versteht man den Eisrand der unter sehr hohen Breiten regelmäßig sich an dem Ufer hinzieht und wie eine Stufe den Spiegel des Meeres überragt. Die senkrechte Wand dieses Walles, welche der See zugekehrt ist, nennt man das Antlitz. Bekannter ist der Ausdruck Eisschimmer für die eigenthümliche Physiognomie der Atmosphäre über gefrorenen Flächen, wie man umgekehrt von einem Wasserhimmel redet, wenn atmosphärische Merkmale in der Ferne eine offene See verkünden. Ein Eisberg ist eine schwimmende Masse, die sich von einem der See nahen Gletscher losgelöst hat. Ein Eisfloß heißt ein schwimmendes Stück vom Eisgürtel, von Eisfeldern oder Eisbänken, so oft es fremde Gegenstände trägt. Landeis nennt man Felder oder Bänke, die sich an der Küste oder zwischen zwei Vorgebirgen befestigen; Packeis dagegen, die größten beweglichen Flächen von Eis, die aus zusammengetriebenen Feldern bestehen.

Besonders als **Festgeschenke** empfohlen.

Leipzig bei Carl B. Lorck. (Johannesgasse 6—8.)

STATUETTEN und BASRELIEFS nach THORWALDSEN

in Biscuit (unglasirtem Porzellan) ausgeführt,

modellirt nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum von Künstlern der Academie zu Kopenhagen unter der Leitung der Professoren Bissen, Christensen, Hetsch und Jensen.

Diese kleinen Kunstwerke haben überall, wo sie bekannt wurden, sich des Beifalls aller Kunstsinnigen zu erfreuen gehabt. Der marmorähnliche Biscuit (unglasirtes Porzellan) lässt sich wie jedes Porzellan abwaschen. Die Figuren leiden demnach durch die Zeit durchaus nicht.

Gruppen und Figuren.

	Thlr.	Ngr.
Christus. Stehende Figur (aus der Frauenkirche). 15 Zoll hoch	10	15
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Der Taufengel. Knieende Figur (aus der Frauenkirche). 9 Zoll breit, 9½ Zoll hoch	10	—
Der Apostel Johannes. 14 Zoll hoch	10	15
— — Petrus 14 Zoll hoch	10	15
Thorwaldsen (an die Hoffnung gelehnt). Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Lord Byron. Sitzende Figur. 10½ Zoll hoch	10	—
König Christian IV., nach dem Standbilde in dem Roeskilder Dom. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	10	—
Die drei Grazien mit Amor. Stehende Gruppe. 14 Z. h. 10 Z. br.	30	—
Venus. 13 Zoll hoch	10	—
Adonis. 13½ Zoll hoch	10	—
Psyche. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8	15
Hebe. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8	15
Der siegreiche Amor. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—
Apollo. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10	—
Jason mit dem goldenen Vliess. Stehende Figur. 14½ Z. hoch	10	15
Vulkan. Stehende Figur. 14. Zoll hoch	10	15
Ganymedes mit dem Adler. Gruppe. 10 Z. breit, 9 Z. hoch	12	—
— — — — (klein) 6 Z. breit, 5 Zoll hoch	4	—
Der Hirtenknabe mit dem Hunde. Sitzende Figur 11½ Z. hoch	10	15
— — — — — (klein) 7 Zoll hoch	4	—
Mercur als Argustödter. Sitzende Figur. 11½ Zoll hoch	10	—
Amor und Bacchus, Trauben stampfend. Gruppe. 8 Zoll hoch, 6 Zoll breit	8	—
Die Tänzerin. Stehende Figur. 11½ Zoll hoch	8	—
Amor der Bogenschütze Stehende Figur. 7 Zoll hoch	4	—
Amor mit dem Pfeile. Erste Grösse. 7½ Z. hoch, 6 Z. breit	4	—
— — — — Zweite „ 5 Zoll hoch	2	—
— — — — Dritte „ 3½ Zoll hoch	1	—
Amor mit der Lyra. Erste Grösse. 6 Zoll hoch, 6 Zoll breit	4	—
— — — — Zweite „ 4½ Z. hoch, 5 Zoll breit	2	15
— — — — Dritte „ 4 Zoll hoch, 4½ Z. breit	1	20
Amor als Löwenbezwinger. 5½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	3	—
Amor auf dem Schwane. 4½ Zoll hoch, 4½ Zoll breit	2	20
Amor stehend mit dem Bogen. 5 Zoll hoch	1	—
Ruhender Löwe. Erste Grösse, 7½ Zoll lang, 3½ Zoll breit	2	15
— — Zweite „ 6 Zoll lang, 3 Zoll breit	1	20

Johannes in der Wüste predigend,

	Thlr.	Ngr.
Gruppe aus 16 Figuren (mit Console in Gyps von 42 Z. L. nebst Verpackung)	118	—

Aus der Gesammtgruppe sind einzelne Figuren und Gruppen besonders zu haben zu folgenden Preisen:

	Thlr.	Ngr.
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Z. hoch	10	15
Der Vater mit seinem Sohne. Stehende Gruppe. 13 Z. hoch, 8½ Zoll breit	16	—
Ein Jäger mit seinem Hunde. Stehende Figur. 12½ Z. hoch	10	—
Ein Pharisäer auf seinen Stab gestützt. Stehende Figur. 12½ Zoll hoch	8	—
Ein junger Mann, die linke Hand auf das Knie gestützt. Stehende Figur. 10½ Zoll hoch	10	—
Ein alter Schriftgelehrter. Sitzende Figur. 8½ Zoll hoch, 7 Zoll breit	8	—
Ein Jüngling, aufmerksam zuhörend. Stehende Figur. 10 Z. hoch	6	—
Knabe und Mädchen, aufhorchend. Stehende Gruppe. 8½ Z. hoch, 5 Zoll breit	8	—
Mutter, sitzend mit dem stehenden Kinde. 8½ Z. hoch, 7. Z. breit	10	—
Mutter, knieend mit dem Kinde, das sich an ihre Schulter lehnt, 6½ Z. hoch, 6 Z. breit	10	—
Ein liegender Jüngling, auf den linken Arm sich stützend, 11 Zoll breit, 6½ Zoll hoch	8	—
Ein liegender Hirte, auf dem rechten Arme ruhend. 10 Z. breit, 7 Zoll hoch,	8	15

	Thlr.	Ngr.
Apollo Musagetes, } Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants,	11	—
Minerva, } Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants,	11	—
Walkyre. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—

Büsten.

	Thlr.	Ngr.
Oersted. 10 Zoll hoch	3	6
Thorwaldsen. 10 Zoll hoch	3	6
Napoleon (Apotheose). 10 Zoll hoch	3	6

Basreliefs.

a. Viereckige.

	Thlr.	Ngr.
Tanz der Musen auf dem Helikon. 10½ Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	20
Die Alter der Liebe. 13 Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	24
Taufe Christi. 5 Zoll breit, 6½ Zoll hoch	1	10
Singende Genien, Spielende Genien, } Pendants, 5½ Zoll lang, 4½ Zoll hoch	1	24
Amor und Bacchus, Faun und Bacchantin, } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Psyche, Amor und Anakreon, } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Hymen, Amor und Ganymedes, } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Z. hoch	1	20
Amor mit dem Schwan und Knaben, Früchte pflückend (Sommer), Amor und ein kleiner Knabe, Trauben pressend (Herbst), } Pendants, 4½ Zoll hoch, 6 Z. breit	2	—
Amor mit dem Hunde, Amor, Netze strickend, } Pendants, 4 Zoll hoch, 5½ Z. breit	1	20
Amor, den Löwen zähmend, 4 Zoll hoch, 5½ Zoll breit.	—	25
Amor m. d. Rose vor Jupiter u. Juno, Amor, gebunden bei den Grazien, } Pendants, 4½ Zoll hoch, 7½ Zoll breit	2	10

b. Runde.

	Thlr.	Ngr.
Weihnachtsfreude im Himmel. 6½ Zoll Durchmesser	1	6
Drei schwebende Engel. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Genius des Jahres. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Tag, Die Nacht, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Frühjahr, Sommer, Herbst, Winter, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	4	—
Die Hirtin mit dem Amorinenneste. 6 Zoll Durchmesser.	1	—
Amor und Erato. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Genien der Jagd, — des Ackerbaues, — des Handels, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
— der Musik, — der Dichtkunst, Die komische Muse, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
Die Poesie und Harmonie, Thalia und Melpomene, } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—

☞ Dem Betrage von auswärtigen Bestellungen beliebe man **1½ Ngr. pro Thaler**, als Entschädigung für sorgfältige Emballage in Kistchen, beizufügen.

☞ Bei dringlichen Aufträgen, während der Winterzeit, würde es gerathen sein, wenn die geehrten Besteller neben den zunächst gewünschten Figuren, noch einige bezeichnen wollten, die zu senden wären für den Fall, dass die zunächst gewünschten augenblicklich nicht mehr vorräthig und nicht schnell genug zu beschaffen sein sollten.

Bibliographischer Anzeiger.

Was Ihr wollt. Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimath und Fremde. 3. Band. $9\frac{1}{2}$ Bogen, elegant broschirt 5 Sgr. (Verlag von G. H. Wigand in Göttingen.)

Inhalt: Der Gefangene, Erzählung von Ph. v. Mettingh. — Das Schauerbett. Aus dem Englischen von Wilkie Collins. — Aufenthalt und Ausflüge am Golf von Nicoya in Costa Rica. Von Carl Scherzer. — Blandine, Erzählung von Ernst Koch. — Treue Liebe und ihr Lohn. Von Feodor Wehl. — Niederland und das niederländische Leben. — Wo du bist, da will ich auch sein. — Reiseskizze von Carl Altmüller.

Von den sehr vielen günstigen Besprechungen, deren sich „Was Ihr wollt" zu erfreuen hatte, möge hier nur eine Platz finden:

„Als ein Unternehmen, das der lebhaftesten Theilnahme von Seiten des Publicums werth ist, können wir diese Miniatur-Bibliothek empfehlen. Fand schon das erste Bändchen allseitigen Beifall, so verdient das zweite denselben noch mehr. Wir finden hier drei vortreffliche Novellen, „Jack und Bill" von Friedrich Gerstäcker, „Elisabeth" von Auguste Linden, „Eine Schachpartie" aus dem Englischen; alle drei spannend und anziehend und dabei in einer edlen Sprache geschrieben. Wir wüßten wenig Novellen der neuesten Zeit, hinter welchen diese zurückblieben. Dieselben verdienen alles Lob und werden gewiß jeden Leser auf's Angenehmste unterhalten. Fast fabelhaft billig ist der Preis für jedes dieser elegant ausgestatteten Bändchen von circa 150 Druckseiten. Das Bändchen kostet nämlich nur 5 Sgr. bei dem reichen und gediegenen Inhalt, ein noch nie dagewesener billiger Preis. Wir können kaum begreifen, wie der Verleger so Viel für wenige Kreuzer zu bieten im Stande ist, und nur eine außerordentlich starke Verbreitung kann dies möglich machen. Druck und Papier sind so hübsch, der Inhalt, wie gesagt, so gediegen, daß sich diese Bibliothek von allen ähnlichen Unternehmungen dieser Art auf's Vortheilhafteste unterscheidet und Allen eine recht willkommene Erscheinung sein wird." Mittelrheinische Zeitung.

Die Papageienmährchen erzählt von Moritz Wickerhauser. Mit 8 Skizzen von F. Gauermann illustrirt. In Prachtband mit Goldschn. geb. 3 Thlr. (Verlag bei Friedrich Fleischer in Leipzig.)

Der Herausgeber, durch seine Kenntnisse und seine Stellung dazu vollkommen befähigt, liefert hier eine Reihe der anmuthigsten Mährchen des Orients, wie solche durch die öffentlichen Erzähler in den orientalischen Versammlungsorten als ein wesentlicher Theil angenehmer Unterhaltung überliefert werden. Haben sich die Mährchen von 1001 Nacht fast in allen Ländern Europa's als ein Lieblingsbuch eingebürgert, so werden es diese Mährchen gewiß nicht minder thun. Eine große Zierde des Buches sind die trefflichen Skizzen des berühmten Thiermalers Gauermann, aufs sauberste in Holz geschnitten.

Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Dieses Werk kündigt sich selbst am besten durch die Namen an, die es auf dem Titelblatte trägt: sein Gegenstand ist Ulrich von Hutten, sein Verfasser David Strauß. Es ist die erste vollständige, ihre schwierige Aufgabe meisterhaft lösende Biographie des edeln Vorkämpfers der Reformation von einem der ersten deutschen Schriftsteller der Gegenwart: dem berühmten Verfasser des „Leben Jesu" und der trefflichen Biographien von Schubart, Märklin und Frischlin. Der Verfasser hat von jener ganzen ewig denkwürdigen Zeit, die mit der unserigen so manche Vergleichungspunkte bietet, von ihren Persönlichkeiten und Bestrebungen, ein lebensvolles und farbenreiches Bild gegeben, und zwar, während er gründlich aus den Quellen schöpfte, in einer Sprache, welche jedem Gebildeten verständlich ist. So wird das Werk nicht blos in der wissenschaftlichen Welt, sondern allgemein Aufsehen erregen, und als eine wirkliche Bereicherung der deutschen Litteratur in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes Leser und Freunde finden.

Das Pianoforte. Ein Rathgeber für den Laien bei dessen Kauf und Besitz. Von J. Lendel, Instrumentmacher in Dresden. 1857. $2\frac{1}{4}$ Bogen. 8. Brosch. Preis $7\frac{1}{2}$ Ngr. (Verlag von Adler und Dietze in Dresden.

Es giebt dieses Schriftchen dem Laien die nöthige Belehrung über den Bau, die innere Einrichtung, Stimmung 2c. des Pianofortes, sowie Hinweisung auf Das, was beim Kauf und Besitz eines Instrumentes beachtet werden muß, um vor Täuschung und Nachtheil bewahrt zu bleiben.

Allen Zeitungslesern, Atlas-Besitzern, sowie überhaupt jedem Gebildeten empfehlen wir als ein anerkannt gutes und höchst practisches Buch:

Dr. F. H. Ungewitter's neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde, oder geographisch-statistisch-historisches Handbuch. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. In 2 Bänden 22—24 Liefer. in Lex.Octav. Preis à Liefer. von 4—5 Bogen 5 Ngr. (Verlag von Adler und Dietze in Dresden.)

Ungewitter's Geographie hat sich durch ihre Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit eine so rühmliche Bahn gebrochen und eine so allgemeine Verbreitung gefunden, daß bereits in wenigen Jahren drei starke Auflagen davon vergriffen worden sind. Es ist unstreitig eines unserer besten und reichhaltigsten geographischen Werke, die wir besitzen: das Register dieser neuen Auflage wird über 40,000 Ortsnamen enthalten. Ueberall geht das Geschichtliche mit dem Geographischen Hand in Hand; die Darstellung ist klar, bündig und übersichtlich, mit einem Worte: es ist ein vortrefflich gearbeitetes und wirklich sehr praktisches Buch zum Nachschlagen. Die 1.—12. Liefer. sind bereits erschienen; monatlich werden 1—2 Liefer. ausgegeben.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Erntebüchlein. Von Ferdinand Altmüller. Pfarrer. $12\frac{1}{2}$ Bogen. Broschirt. 15 Sgr. (Verlag von G. H. Wigand in Göttingen.)

Inhalt: Einleitung. Der Ackersmann und die Jahreszeiten. - Der Landmann und die Witterung.

I. Erntezeit. 1) Der Ackersmann und das Kirchenjahr. — 2) Der Sonntag des Ackersmannes. — 3) Der Gottesdienst und das Ackerwerk. — 4) Der Ackerbau und das Reich Gottes auf Erden. — 5) Das Sabbath- und das Jubeljahr oder die Ruhe des Landes. — 6) Die Ernte. Das Buch Ruth, eine Erntegeschichte.

II. Erntefrucht. 1) Der Ackerbau, der Acker, die junge Saat. — 2) Der Ackerpflug. — 3) Getreidefrucht. — 4) Das Erntegesetz. — 5) Das tägliche Brot, das Thränenbrot, die Schaubrote. — 6) Das Speisopfer. — 7) Die alttestamentlichen Erntefeste. — 8) Ein christliches Erntefest. — 9) Der Gottesacker.

Diese vortreffliche Schrift leistet viel mehr und dreht sich um etwas Höheres herum, als man nach dem bescheidenen Titel erwartet. Seine Haupttendenz geht dahin, die Geschäfte des Landmannes zu erklären und zu vergeistigen, und den Ackerbau sammt Allem, was mit demselben in Verbindung steht, in einige Beziehung zum Reich Gottes auf Erden zu setzen und in den verschiedenen Beziehungen zu demselben zu verfolgen.

Wir empfehlen dieses Büchlein allen gebildeten Landbauern, Lehrern und Geistlichen. - Möge dieses „Erntebüchlein" eine recht weite Verbreitung finden und dem Holze des Lebens Apoc. 22, 2, gleich sein, das zwölferlei Frucht trug!

Augendiätetik, oder Pflege des menschlichen Auges im gesunden und schwachen Zustande. Von Dr. med. Eduard Wengler. Mit einer Steindrucktafel und 7 Holzschnitten. 1852 9 Bogen Octav. Brosch. Preis 16 Ngr. (Verlag von Adler und Dietze in Dresden.)

Bei den in jetziger Zeit so häufig vorkommenden Augenleiden glauben wir diese Schrift empfehlen zu dürfen, indem durch dieselbe in den meisten Fällen dem Uebel vorgebeugt werden kann.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 50. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [12. December.

Inhalt.

David Livingstone's Reisen in Südafrica.

Das lange von allen Freunden der Erdkunde mit Sehnsucht erwartete Buch, welches die Reisen und Forschungen dieses Mannes im Zusammenhange darstellt, ist ganz vor kurzem bei Murray in London erschienen und bildet einen starken Band von beinahe siebenhundert Seiten großen Octavformates. Wir finden in demselbem eine Menge werthvoller geographischer Nachrichten und persönlicher Erlebnisse, welche unsere Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch nehmen; im Allgemeinen ist aber das Buch oft schwerfällig gearbeitet und nicht leicht übersichtlich, sodaß zusammengehörende Stoffe zerstreut und weit auseinanderliegen. Wir wollen indessen dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da er selbst sagt, daß die Ausarbeitung ihm äußerst schwer gefallen sei und er nun tausendmal mehr Achtung als früher vor den Autoren habe, seitdem er sich selber in die Lage versetzen mußte, ein Buch zu schreiben.

Livingstone ist ein starker und muthiger Mensch von großer Ausdauer und kann in dieser Beziehung sich würdig neben unsern Heinrich Barth stellen. Leider ist er nicht eigentlich streng wissenschaftlich gebildet, sondern oft mehr Autodidakt. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und arbeitete als Knabe in einer Baumwollenspinnerei, aber sein Wissensdrang und sein unermüdlicher Fleiß trieben ihn zu Höherem. Er begab sich ans Lernen, fand freundliche Gönner und faßte den Plan, als Missionär nach China zu gehen. Zu diesem Zwecke wendete er sich auch ärztlichen Studien zu, die ihm späterhin wohl zustatten kamen. Als die Umstände eine Wanderung nach China unräthlich erscheinen ließen, beschloß er, nach Südafrica zu gehen, um dort an der Bekehrung der Kaffern mitzuwirken. Jedenfalls hat dadurch die Wissenschaft mehr gewonnen, als wenn der unternehmende Schotte seine Zeit an den Bewohnern des Reiches der Blume der Mitte vergeudet hätte. Sein rastloser Wandertrieb führte ihn vom Caplande aus weit nach Norden recht in das Herz von Südafrica, in Gegenden, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte. Es gelang ihm ferner, nicht blos nach Osten hin zu Lande an die Mündung des Sambesi (Zambeze) bis zum Hafen Quillimane vorzudringen, sondern er hat auch die schwierige Aufgabe gelöst, den Continent in seiner ganzen Breite bis zur Westküste zu durchreisen und glücklich die portugiesische Küstenstadt San Paulo de Loanda zu erreichen. Dadurch ist ihm für alle Zeiten ein hervorragender Platz in der Reihe der Entdeckungsreisenden gesichert. Seine Wanderungen umfassen einen Flächenraum von 131,000 Geviertmeilen, und wenn er hinter Barth zurückbleibt, dessen Forschungen sich über nicht weniger als 196,000 Geviertmeilen erstrecken, so hat er doch, gleich unserem Landsmanne, die auch ihm zuerkannte Ehrendenkmünze der Londoner geographischen Gesellschaft redlich verdient.

Livingstone ist Missionär. Er hat den Eifer und die Zuversicht, welche wir bei vielen Sendboten finden, aber er theilt auch die Beschränktheit, welche dieser Classe fast durchgängig eigenthümlich ist. Ueber manche Dinge, die klar und handgreiflich vor Augen liegen, und über welche der ganz gewöhnliche gesunde Menschenverstand sehr leicht ein schlichtes Urtheil fällen kann, läßt sich mit den Missionären gar nicht streiten; sie tragen meist die Kirche um das Dorf und fahren mit der Stange im Nebel herum. Was sie an Thatsachen melden, wenn diese ehrlich und vollständig erzählt werden, ist oft gut und brauchbar, aber Ansichten und Urtheile eines Missionärs muß man, sobald religiöse Dinge in Frage kommen, stets mit großer Vorsicht prüfen. Denn da sie gewöhnlich von Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen ausgehen, an denen sie unbedingt und starr festhalten, so sind sie der Selbsttäuschung unterworfen. Wir wollen damit dem apostolischen Eifer dieser Leute nicht im Mindesten zu nahe treten, wir bewundern ihre Hingebung an eine Sache, die sie zu der ihrigen gemacht haben, wir stellen aber ihren Muth höher als ihr Urtheil und ihre Einsicht. Wir wollen ganz einfach auf ein Beispiel hinweisen, welches gerade den Missionär Livingstone näher berührt. So lange die Holländer sich im Besitze der Capcolonie befanden, wußten sie die wilden Kaffern im Zaume zu halten und die

Hottentoten, an sich ein friedlicher und unterwürfiger Stamm, arbeiteten. Als die englischen Missionäre Einfluß gewonnen und die gezwungene Dienstbarkeit der Eingebornen durch die Emancipation ein Ende erreicht hatte, wurden die Kaffern übermüthig und eine große Anzahl Hottentoten sind seitdem Landstreicher und Tagediebe. Die Kaffern begannen ihre Raubzüge in die Colonie, ein blutiger Krieg folgte dem andern, und die holländischen Bauern, die schwer beeinträchtigt wurden, während man mit den wilden Kaffern gleichsam liebäugelte, zogen aus der Colonie ab, und bildeten zwei unabhängige Republiken. Damit hatte aber die Capcolonie eine schützende Vormauer gegen die Kaffern eingebüßt, die nun ihre Verheerungen aufs neue begannen und nur mit großer Mühe und einem Kostenaufwande von vierzig Millionen Thalern zu Paaren getrieben werden konnten. Die holländischen Bauern, deren Verfahren durch Thatsachen und durch die Zeit, vollkommen gerechtfertigt worden ist, waren den Missionären ein Aergerniß. Der Boer nahm Anstoß daran, daß die Missionäre den Wilden Flinten und Pulver verkauften, mit welchen dieselben Mißbrauch trieben. Dafür wurden jene Holländer dann in den Berichten der Missionäre und in den Reden der frommen Personen in der Exeterhalle als Wütheriche und Feinde des Christenthums hingestellt. Zu den ärgsten Fanatikern dieser Gattung gehört Livingstone's Schwiegervater, der Reverend Moffat, ein Kaffernmissionär, der aus Heidenbekehrung und Flintenverkauf ein Gewerbe machte. In der Exeterhalle gab dieser Fromme seinen andächtigen Zuhörern den Rath: „unter den wahren Frommen eine hinlängliche Summe Geldes zusammenzubringen, Gewehre und Schießbedarf dafür zu kaufen und solche unter den Kaffern, Griquas und anderen Grenzvölkern in Südafrica auszutheilen. Dadurch würden sie in den Stand gesetzt, mit mehr Nachdruck den holländischen Bauern zu widerstehen und solche gleich Canaanitern ausrotten zu können!" Der fromme Missionär fügte in christlicher Milde die Versicherung hinzu: „Diese Bauern hätten durch ihre abscheulichen Sünden den guten Gott vermocht, die Quellen und Flüsse im Lande der Buschmänner, südlich vom Orangestrome, auszutrocknen und Heuschrecken regnen zu lassen, sodaß, Dank sei es dem sündhaften Benehmen der Holländer gegen die Ureinwohner, jene Gegend eine abschreckende Wüstenei geworden sei, da sie doch früher, wie Jeder wisse (was aber nicht wahr ist) mit blühenden Dörfern und Städten bedeckt gewesen sei, und von einer zahlreichen und glücklichen Bevölkerung von Buschmännern und Hottentoten gewimmelt habe."

Für das hier Gesagte verweisen wir auf einen guten Gewährsmann; nämlich auf W. v. Meyer, in dessen „Reisen in Südafrica während der Jahre 1840 und 1841" Hamburg 1843 S. 107. Der Reverend Moffat ist ein Barbar ohne Menschenverstand. Sein Rath wurde befolgt, die Kaffern erhielten Flinten, Kugeln und Pulver und wandten sich damit gegen — die Engländer. Und was die Austrocknung der Flüsse betrifft, so sagt Moffats Schwiegersohn, Livingstone, an vielen Stellen seines Buches ausdrücklich, daß dieses Dürrerwerden (Desiccation) in ganz Südafrica seit langer Zeit allgemein beobachtet werde. Es zeigt sich auch da, wo die Boers (sprich Buhrs) gar nicht hinkamen, und trifft als „Strafe des guten Gottes" die Eingebornen viel härter als die Holländer, welche Brunnen zu graben verstehen. Aber der Blödsinn ist incommensurabel.

Wir wenden uns jetzt zu Livingstone, um jene Reise zu schildern, auf welcher er den vielbesprochenen Ngamisee entdeckte.

Die Directoren der Londoner Missionsgesellschaft hatten ihm als Stationsort die Mission Kuruman oder Lattaku im Lande der Betschuanas angewiesen, von wo aus er weiter nach Norden vordringen sollte. Ein halbes Jahr lang verkehrte er ausschließlich mit Eingebornen, um die Sprache zu erlernen, machte unter denselben ausgedehnte Bekanntschaft und unternahm kleine Streifzüge. Im Jahre 1834 gründete er in dem Thale des Mabotsa (25 Grad 24 Min. südliche Breite) eine Mission in einer Gegend, in welcher man die Löwen zu hunderten zählen konnte. Dort wurde er mit den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Betschuanastämme genau bekannt und er weiß darüber viel Bemerkenswerthes zu melden. Die einzelnen Stämme werden nach verschiedenen Thieren genannt; so bedeutet der Name der Bakatla: „jene vom Affen", Bakuena: „jene vom Alligator", Batlari: „jene vom Fisch", und jede einzelne Horde hat eine abergläubige Verehrung vor dem Thiere, nach welchem sie benannt wird. Livingstone schloß sich eng an den Stamm der Bakuene an, deren Häuptling Sechele ihm standhafte Freundschaft bewies: Diese Betschuanas führen ein in vieler Beziehung ganz patriarchalisches Leben. Im Mittelpunkte eines von Hütten eingeschlossenen Kreises ist eine Stelle, welche sie Kotla nennen; dort befindet sich ein großer Heerd, und um denselben herum sitzen die Angehörigen einer Familiengruppe, arbeiten, essen und unterhalten sich mit einander. Der arme Mann schließt sich an die Kotla eines reichern an und wird gleichsam als ein Kind dieses letztern betrachtet. Jeder Unterhäuptling hat um seine Kotla herum eine Anzahl Hüttengruppen anderer Leute, und in der Mitte des Ganzen liegt dann die Kotla des Oberhäuptlings. Dadurch erhalten die Dörfer dieser Betschuanas ein eigenartiges Ansehen. Der Oberhäuptling sucht seinen Einfluß dadurch zu befestigen, daß er seine Töchter oder Schwestern an Unterhäuptlinge verheirathet.

Sechele war sehr wißbegierig und richtete an den Missionär manche verfängliche Frage, welche dieser nur nothdürftig zu beantworten vermochte. Er wollte zum Beispiel Kunde haben, ob Livingstone's Vorfahren von einem künftigen Gericht etwas gewußt hätten. Der Schotte bejate das und fing an, sich salbungsvoll über den großen weisen Thron auszulassen, und mit Worten der Apokalypse das jüngste Gericht grausenhaft auszumalen. Der schlichte Betschuana scheint den Europäer mit einiger Ironie behandelt zu haben, jedenfalls bewies er gesunden Menschenverstand, als er sagte: „Du erschreckst mich; Deine Worte machen alle meine Knochen erbeben, ich habe gar keine Kraft mehr. Aber höre. Meine Vorfahren lebten zu derselben Zeit, wie die Deinigen; wie kommt es denn nun, daß man ihnen von allen jenen schrecklichen Dingen nichts kund und zu wissen gethan hat? Wes-

halb sind sie in die Hölle gekommen, ohne zu wissen: wohin sie gingen? Der Missionär suchte sich aus der verfänglichen Klemme, in welche der Wilde ihn gebracht hatte, zu helfen, so gut er konnte. Er that es freilich nothdürftig genug. „Ich erklärte ihm die geographischen Schranken im Norden, und wie die Kunde allmählich vom Süden her sich verbreitet habe, zu welchem wir vermittelst unserer Schiffe Zugang gehabt hätten, und sprach meine Ueberzeugung aus, daß dermaleinst die ganze Welt durch das Evangelium erleuchtet werden würde." Das waren allgemeine, nichtssagende Redensarten, und der Betschuana mag seine eigenen Gedanken über eine Logik gehabt haben, welche Seligkeit oder Verdammniß mit „geographischen Schranken" in Verbindung bringt.

Wir lassen den Missionär Livingstone bei Seite, weil er als solcher nichts voraus hat vor seinen Genossen gewöhnlichen Schlages, und wenden uns dem verdienstvollen Reisenden zu. Er wußte sich zu den Bakuene in ein sehr ersprießliches Verhältniß zu bringen, das ihm und den Halbwilden alle Ehre macht. Als er ihnen ein Stück Land abkaufen wollte, um einen Garten anzulegen, waren sie darüber erstaunt, denn sie wußten überhaupt nicht, was Landverkaufen war; sie nahmen aber die Waaren, welche er ihnen als Zahlung gab. Livingstone war verständig genug, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Stammes zu mischen, er trat nicht herrschsüchtig auf, benützte aber seinen Einfluß, um den Frieden zwischen den Bakuene und ihren Nachbarn aufrechtzuerhalten. So gelang es ihm, fünfmal einen dem Ausbruche nahen Krieg zu hintertreiben.

Der Ort, an welchem Livingstone seine erste Mission anlegte, heißt Chonuane, und er hatte dort einen schweren Anfang, weil gerade eine Zeit lang anhaltende Dürre eintrat. Von einer solchen werden nicht selten nach einander alle Theile des südlichen Africa's heimgesucht. Die Betschuanas sind Viehzüchter, Wasser ist für sie und ihre Heerde eine wahre Lebensfrage, deshalb sucht man dasselbe durch Zauber herbeizuziehen. Es giebt unter allen dortigen Völkern „Regenmacher", und der von Livingstone bekehrte Häuptling Sechele war gleichfalls ein solcher Regendoctor. Er erklärte nach der Taufe, es sei ihm nichts so schwer geworden, als sich von dem Glauben an Regenzauber frei zu machen, das Volk aber glaubt steif und fest an denselben. Die Dürre hielt vier volle Jahre an und brachte große Noth, weil sie über einen ungeheuren Landstrich ausgedehnt war. Zu Kolobeng, der spätern Hauptstadt Livingstones, das fünfzig deutsche Meilen nördlich von Kuruman (Lattaku) etwa unter dem 25. Grade südlicher Breite liegt, verschwand fast alles Wasser aus dem Flusse, und auch die Brunnen, welche man in den Betten desselben grub, blieben oft trocken. Nähnadeln, welche monatelang in freier Luft liegen blieben, rosteten nicht einmal; alle Blätter an den Bäumen schrumpften zusammen, starben jedoch nicht ab, und jene der Mimosen schlossen sich am hellen Mittag. Merkwürdig war, daß bei solcher Dürre die Ameisen von ihrer gewöhnlichen Lebendigkeit nichts einbüßten. Livingstone vergrub sein Thermometer Mittags bei Sonnenschein drei Zoll tief in den Sand; als er ihn wieder herausnahm, zeigte derselbe 133 bis 134 Grad Fahrenheit. Wenn er gewisse Käfer in die freie Luft brachte, liefen sie ein Paar Secunden umher und starben dann. Aber diese glühende Hitze schien den langbeinigen schwarzen Ameisen ganz genehm zu sein, denn sie waren unermüdlich, und verloren nichts an Feuchtigkeit. Auch die weißen Ameisen bauten an ihren Erdgängen, welche Livingstone auffallend naß fand, obwohl gar kein Thau fiel. Die Eingebornen kamen am Ende zu dem Glauben, daß die weißen Fremdlinge oder doch wenigstens deren Kirchenglocken den Regen vertrieben, waren aber gutmüthig genug, keinem etwas zu Leide zu thun. Sie bereiteten unschuldige Zaubermittel; als solche galten zum Beispiel Fledermäuse, welche sie zu Asche verbrannt hatten, Schakallebern, Affen- und Löwenherzen, Schlangenhäute und verschiedene Knollengewächse.

Die praktischen Fertigkeiten, welche der Schotte sich in seinem Vaterlande erworben hatte, kamen ihm in Kolobeng trefflich zustatten. Er mußte Maurer, Zimmermann, Dachdecker, kurz Baumeister in einer Person sein; die Betschuanas halfen ihm zwar getreulich, es fiel ihnen aber schwer, irgend etwas viereckig zu machen, da diese ganze Völkerfamilie nur runde Wohnungen und Gebäude kennt. Während der dürren Zeit kam alles nöthige Getreide aus Kuruman; die Kinder des Missionärs wurden von den wohlwollenden Bakuene mit Raupen gefüttert, die auch gar nicht ungesund waren; auch der große Frosch Matlametlo (Pyxicephalus adspersus), der beinahe sechs Zoll lang ist, und überdies sechs Zoll lange Hinterbeine hat, war für die Kleinen ein Leckerbissen; er sieht wie ein kleines Küchlein aus, wenn er aus dem Kochtopfe genommen wird. Es ist seltsam, daß man diesen Frosch selbst in den dürrsten Theilen der Kalahariwüste antrifft, wo weit und breit kein Wasser zu finden ist; er hat eine ganz eigenthümliche Lebensökonomie. Die Buschmänner gaben dem Reisenden den Beweis, daß der Matlametlo sich an den Wurzeln gewisser Sträuche ein Loch macht und die Zeit der Dürre in demselben zubringt. Eine große Spinne pflegt dann ein dichtes Netz über den Eingang zu weben, und die nach Nahrung suchenden Wüstenbewohner erhalten dadurch einen Fingerzeig, wo sie ihre Beute finden. Ein anderes sehr nützliches Thier ist der sogenannte Dreckfeger. Ueberall, wo dieser Käfer sich blicken läßt, zum Beispiel in Kuruman, sind die Dörfer sauber und rein; denn wo irgend thierische Excremente sind, erscheint er sofort, ballt dieselben zu großen Kugeln zusammen, schafft sie weg und legt seine Eier hinein. Man könnte derartige Thiere den italienischen Städten wünschen.

Nachdem Livingstone sich in Land und Leuten zurecht gefunden, beschloß er, eine Reise nach Norden zu wagen, um den Ngamisee aufzusuchen. Schon seit einem halben Jahrhundert waren von Zeit zu Zeit, wenn reichlich Regen gefallen war, Bakuene bis dorthin gekommen; es war aber jetzt eine geraume Frist verstrichen, ohne daß Jemand so weit hätte vordringen können; selbst die Griquas, die doch einen Theil Buschmännerblut in den Adern haben und deshalb sehr lange Durst ertragen können, hatten in der Kalahariwüste umkehren müssen. Der Schotte aber hielt die Monate März und April, also das Ende der Regenzeit, für passend, um das große Wagstück zu unternehmen. Er hoffte dann wenigstens Wasserlachen

zu finden. Zwei seiner Landsleute, Oswell und Murray, schlossen sich ihm an.

Man bezeichnet die Landstrecke welche vom Orangeflusse, etwa unter 29 Grad südlicher Breite bis zum Ngamisee im Norden, und vom 20. Grad östlicher Länge nach Westen hin sich ausdehnte, als die Kalahari-Wüste, weil sie kein fließendes Wasser und nur wenige Brunnen enthält. Aber es fehlt ihr weder an Pflanzenwuchs noch an Einwohnern, sie hat Gräser und viele kriechende Pflanzen, und an vielen Stellen nicht nur Gesträuche sondern auch Bäume. Sie ist ganz flach, aber in manchen Gegenden gewahrt man noch die Betten von Flüssen, die früher einmal Wasser gehabt haben müssen. Ueber diese Ebenen schweifen Antilopen, welche nur sehr wenig Wasser bedürfen, in ganz ungeheurer Anzahl umher. Die Buschmänner und Bakalahari leben von diesem Wildpret und den vielen Nage- und Katzenthieren, welche den Antilopen nachstellen. Der Boden besteht aus hellfarbigem Kieselsande; nur in den alten Flußbetten ist Alluvialboden, den die Sonne so hart gebacken hat, daß Regenpfützen lange Zeit auf demselben stehen bleiben. In dieser höchst merkwürdigen Region ist der Graswuchs ganz erstaunlich, und selbst Männer die lange in Indien gewesen sind, wundern sich über denselben. Das Gras steht in Büscheln, zwischen denen sich kahle Stellen befinden, oder der Zwischenraum wird auch wohl durch Kriechpflanzen ausgefüllt, deren tiefdringende Wurzeln durch die Wirkung der brennenden Sonne nur wenig beeinträchtigt werden. Sehr viele von jenen Pflanzen haben Knollenwurzeln, und diese sind derart beschaffen, daß sie auch nach sehr langer Dürre noch Feuchtigkeit enthalten und ein werthvolles Nahrungsmittel abgeben. Für die obengenannten Bewohner dieser wasserlosen Gegend sind sie geradezu von unschätzbarem Werthe. Pflanzenarten, die anderwärts keine Knollen bilden, setzen hier dergleichen an, und etwas Aehnliches kommt in Angola bei einer beerentragenden Rebe vor, welche gleichfalls eben dadurch von großer Wichtigkeit wird. Die obenerwähnte Pflanze ist eine Cucurbitacee und trägt eine kleine scharlachrothe Gurke. Nicht minder ist die Leroschua sehr zu schätzen. Diese kleine Pflanze hat linienförmige Blätter und der Stamm ist nicht dicker als der Kiel einer Rabenfeder; gräbt man aber anderthalb Fuß tief, so findet man einen Knollen von der Größe eines Kinderkopfes, und unter der Schale liegt eine zellenförmige Masse welche eine Flüssigkeit enthält wie man sie in Rüben findet; sie hat doppelten Werth dadurch, daß sie insgemein kühl und deshalb sehr erfrischend ist. Nicht minder bemerkenswerth ist die Mokuri, eine grasartige Kriechpflanze; sie wächst gerade an den allerdürrsten Stellen, und bildet unter der Erde eine Anzahl von Knollen, die so groß werden wie ein Mannskopf. Dazu kommt dann noch die Kengwe oder Keme, Cucumis caffer, die südafricanische Wassermelone. In solchen Jahren, wo ungewöhnlich viel Regen fällt, sind ausgedehnte Landstriche in buchstäblichem Sinne mit solchen Melonen bedeckt. Dann haben Menschen und Thiere eine gute Zeit. Der Elephant kommt herbei um sich an diesem Leckerbissen zu erfreuen, auch lassen die Rhinoceronten nicht auf sich warten; sogar fleischfressende Thiere wie Löwen und Hyänen laben sich daran, der Antilopen, Schakale und Mäuse nicht zu gedenken. Auffallend bleibt, daß nicht alle diese Melonen genossen werden können; manche sind süß, andere aber bitter und schädlich, und beide wachsen an einer und derselben Pflanze.

Urbewohner dieser Wüste sind die Buschmänner, die eigentlichen Nomaden der ganzen Region, die weder Ackerbau treiben noch Vieh züchten und nur armselige Hunde halten. Aber sie kennen alle Eigenthümlichkeiten der Wüste und jene des Wildes ganz genau, folgen dem letztern auf seinen Wanderzügen, und wissen ihm sehr geschickt beizukommen. So fehlt es ihnen selten an Fleischnahrung, und obendrein sammeln ihre Frauen eßbare Wurzeln. Sie sind ein unschönes Geschlecht, aber bei weitem nicht alle so abschreckend häßlich als jene welche man in Europa zur Schau ausgestellt hat. Außer ihnen wohnen in der Wüste noch die Bakalahari, ein Betschuanastamm, welcher sich in Folge unglücklicher Kriege in diese unwirthliche Region geflüchtet hat und dort schon seit Jahrhunderten neben den Buschmännern lebt. Sie haben die Eigenthümlichkeiten ihres Volkes treu bewahrt und sind nicht blos Viehzüchter, sondern bauen auch da, wo Wasser ist, Melonen und Kürbisse. Von den übrigen Betschuanas handeln sie Speere, Messer, Tabak und Hunde ein und geben dafür die Häute der von ihnen erlegten Thiere. Sie sind ein sehr furchtsamer Menschenschlag und haben körperlich manches Uebereinstimmende mit den Eingebornen Australiens, dünne Arme und Beine und dicke Bäuche. Livingstone beobachtete ihre Kinder, sah aber diese niemals spielen.

Durch ein solches Land mußte der Reisende wandern um zum Ngami-See zu gelangen. Er verließ Kolobeng am 1. Juni 1849, nachdem Oswell und Murray bei ihm eingetroffen waren. Weiter nach Norden hin war Alles dürr; sein Führer Ramotoli konnte sich manchmal nicht zurechtfinden, und die Zugochsen mußten einmal nicht weniger als sechsundneunzig Stunden, also vier volle Tage, sich ohne Wasser behelfen. An manchen Stellen bestand die Wüste aus weichem weißem Sande, auf welchen die Sonne vom völlig unbewölkten Himmel herabbrannte. Dann und wann sahen die Wanderer einzelne Gruppen von Gebüschen und Bäumen, aber alle waren so gleichförmig, daß man sie kaum von einander zu unterscheiden vermochte; und so war es auf einer Strecke von mehr als vierzig Wegstunden. Sobald man das Gras mit den Händen anfaßte, zerkrümelte es sich zu Staub. Ehemals muß diese ganze Gegend einen andern Anblick gewährt haben, denn die jetzt trocken liegenden Betten der Flüsse, unter welchen der Mokoko der größte war, hatten einst Wasser. Hin und wieder fand Livingstone sogenannte Salzpfannen, Vertiefungen mit Salpeterausschlag, die mit Mopanebäumen (einer Art Bauhinia) eingefaßt waren. Eine dieser Pfannen hält zehn Wegstunden in Umfang und glich aus der Ferne so täuschend einem See, daß Oswell in seiner Herzensfreude den Hut in die Luft warf, weil er den Ngamisee vor sich zu sehen glaubte, der doch noch anderthalbhundert Stunden weit entfernt lag.

Wunderbar scharf trat auf diesen Salzpfannen die Luftspiegelung hervor; sie zauberte das Wasser so deutlich vor Augen, daß man hatte schwören können, ein See mit beweg-

ten Wellen liege ganz nahe. Und so täuschend war der Anblick daß selbst Pferde, Hunde und Hottentoten dem trügerischen Spukwerk entgegeneilten um sich zu laben. Eine Zebraheerde glich so genau einem Rudel Elephanten, daß Oswell ein Pferd sattelte, um die Jagd zu beginnen; aber plötzlich erhob sich ein leichter Wind und die ganze Herrlichkeit war im Nu verschwunden.

Im Anfange des Juli erreichten die Reisenden den Fluß Suga (Zouga) der nach Nordosten floß. Am Ufer lag ein Dorf der Barukutse. Nun war ein beträchtlicher Theil der Mühen überstanden, und am Strom entlang ging der Weg zum großen See. Auch am Suga wohnen überall Betschuanastämme, und der mächtigste Häuptling, der von der Absicht der weißen Männer sein Land zu besuchen, Kunde erhalten hatte, ließ einen Befehl ergehen, daß man überall die Fremden gastlich aufnehmen solle. Man ersieht daraus wie ganz anders die Zustände im Süden des Aequators sind, als nördlich von demselben im innern Sudan, wo Barth in Adamaua und Baghirmi auf Mißtrauen und Hinterlist traf, während Livingstone für sein Leben nichts zu fürchten hatte. Er fand Stämme die allem Krieg abhold und so friedlich gesinnt waren, daß sie überhaupt nicht kämpfen mochten. Er nennt die Bayeive die Quäker Südafrica's. Sie haben Flußnachen, die aus einem ausgehöhlten Baume bestehen, aber diese Kähne sind ihnen so werthvoll wie dem Araber das Kameel; denn sie wohnen in denselben, kochen darin und gehen nicht einmal Nachts ans Land. „Am Lande habt ihr Löwen, Schlangen, Hyänen und menschliche Feinde, auf dem Wasser aber von alle dem Nichts."

Bald nachher erreichte Livingstone einen großen Zufluß des Suga, den Tamunakle, welcher den Aussagen der Eingebornen zufolge aus einer Gegend kommt, die sie als sehr reich an Flüssen schilderten. Aehnliches hatte er schon von den Bakuene erfahren; nach der bezeichneten Richtung hin lag also nicht eine große sandige Hochebene, wie die Geographen seither angenommen hatten. Am 1. August 1849, also nach einer zweimonatlichen Wanderung, standen die Reisenden endlich am Ngamisee, der an jenem Tage zum ersten Male von Europäern erblickt wurde. Sie waren am nordöstlichen Ende desselben; das Wasserbecken hatte eine Richtung von Nordnordost nach Südsüdwest. In den nördlichen Theil soll sich der Teoughe ergießen, „nach Südsüdwest hin konnten wir von unserm Standpunkt aus keinen Horizont erblicken und uns auch keinen genauen Begriff über die Ausdehnung des Sees machen. Die Eingebornen sagten, sie könnten ihn in drei Tagereisen umwandern; rechnet man für den Tag fünfundzwanzig englische Meilen, so würden etwa fünfundsiebzig Meilen herauskommen. Nach Anderen betrüge der Umfang nahe an fünfzig Wegstunden. Der Ngamisee ist seicht; ich sah später, daß ein Eingeborner seinen Nachen am nordöstlichen Ende sieben bis acht Meilen weit fortschob; das Wasser wird also für Handelszwecke von keiner Bedeutung sein. In den Monaten ehe der See Zufluß an Wasser vom Norden her bekommt, ist er so seicht daß das Vieh sich nur mit Mühe einen Weg durch die schlammigen mit Binsen bestandenen Ufer bis zum Spiegel bahnt. Die Ufer sind überall niedrig, aber im Westen befindet sich eine baumlose Strecke, welche beweist, daß das Wasser sich vor nicht langer Zeit von dort zurückgezogen hat. Wir sahen dort abermals einen Beweis von der zunehmenden Trockenheit, die sich überhaupt in dieser ganzen Gegend zeigt. Die Bayeive, welche am See wohnen, sagten uns, daß bei Anbeginn der Stromschwellungen nicht blos Bäume von beträchtlicher Größe, sondern auch viele Thiere, namentlich auch Springböcke, mit herabgeschwemmt werden."

Aus diesen Mittheilungen geht hervor daß der Ngami eine Seelache, ein Sumpfsee in der Weise des Tsad ist, welchen Barth und Overweg näher erforscht haben. Der Ngami hat bei hohem Stande süßes Wasser, bei niedrigem ist es brakisch. Im Tamunakle ist es so klar, kühl und weich, daß Livingstone glaubte, es müsse von geschmolzenem Schnee sein. Die ganze Region bezeichnet er, im Hinblick auf die Gegend aus welcher er gekommen war, als ein Tiefland, dessen niedrigster Punkt der Kumadausee sei, der nicht höher als zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel liege. Bis dorthin war er von Kolobeng über zweitausend Fuß herabgestiegen.

Es war die Absicht des Missionärs gewesen, den großen Häuptling der Makololo zu besuchen. Dieser Mann, Sebituane, lebte hundert Stunden weiter nach Norden hin, aber der Häuptling Lichulatebe verweigerte die nothwendigen Führer und die Reisenden fanden es angemessen, den Rückweg anzutreten. Livingstone schildert die Gegend welche der Suga bewässert als ungemein reizend; die Ufer sind mit prächtigen Bäumen bestanden. Auch dort wächst der Affenbrotbaum, dieser riesige Baobab, der einen so ausgedehnten Verbreitungskreis hat; die Betschuanas am See nennen ihn dort, 20 Grad 20 Min. südlicher Breite Mowana, und einer welcher gemessen wurde, hielt sechsundsiebzig Fuß im Umfange. Diese riesige Adansonia digitata hat also dort denselben kolossalen Wuchs wie in Kordofan oder überhaupt im Sudan. Neben ihm trat die Palmyrapalme auf und der Moschomabaum aus dessen Stamme Nachen verfertigt werden. Es war Winterszeit und von der Flora nichts zu sehen; der wilde Indigo wächst in jener Gegend häufig und die Eingebornen benutzen ihn zum Färben; auch zwei Arten von Baumwolle kommen vor. Am südlichen Ufer trieben sich zahlreiche Elephantenheerden umher, die Nachts an den See kommen, um ihren Durst zu löschen; sie sind kleiner als die weiter südlich lebenden, die bis zwölf Fuß Höhe erreichen; noch weiter nördlich werden sie nur neun Fuß hoch. Auch das Rhinoceros mit geradem Horne (R. Oswellii) ließ sich blicken, es ist eine Abart des weißen (R. simus). Bemerkenswerth ist eine neue Art Antilope, Lechwi genannt, die sich nie weiter als eine halbe Stunde vom Wasser entfernt. An Fischen haben die obenerwähnten Flüsse großen Reichthum.

Die Reise Livingstone's zum Ngamisee erweiterte unsere Kunde vom südlichen Africa um ein Beträchtliches, aber seine späteren Wanderungen ergaben noch viel erheblichere Resultate.

—ee.

Die Erziehung zur Schönheit.

„Die Erziehung ist der eigentliche Wurzelgrund des Lebens, von welchem alle der menschlichen Einwirkung in unberechenbarem Umfange möglichen Richtungen und Gestaltungen des Einzellebens sowohl wie des Völkerlebens ausgehen, auf welchen sie sich alle mit ihren letzten Fäden zurückführen lassen. Das tief in der menschlichen Natur begründete Aufwärtsstreben auf der Entwickelungsbahn zur Schönheit (im weitesten Sinne des Worts) und Vollkommenheit führt den prüfend-fragenden Blick jedes denkenden und fühlenden Menschen immer wieder zurück auf diesen allgemeinen Ausgangspunkt aller Gestaltungen des menschlichen Lebens. Immer wieder erneuert sich das Bedürfniß, vor allem hier zunächst verbessernd und fördernd einzuwirken, wenn es gilt, das Hinstreben nach dem unendlich hohen Ziele des menschlichen Lebens, der geistigen und sittlichen Veredlung und Vervollkommnung, immer reiner und allgemeiner zu machen.“ In diesen Worten, mit welchen ein rühmlich bekannter Arzt und Diätetiker, Schreber in Leipzig, sein neuestes Werk (Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmäßige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredlung und insbesondere durch möglichste Benutzung specieller Erziehungsmittel. Leipzig. Fr. Fleischer 1858) einführt, spricht sich ein edler, vollberechtigter Idealismus aus. Ihm ist die Pflege der Gesundheit, wie sie jeder Arzt üben und lehren muß, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur körperlichen und sittlichen Veredlung; er darf und muß sich aus den engern Grenzen der Hygiene auf das Gebiet der Pädagogik begeben. Der beklagenswerthe Mangel an genügender Vorbildung für das hochwichtige Geschäft der Kindererziehung, wie man ihn bei der Mehrzahl der Eltern vorfindet, ist ebenso verderblich für das Gedeihen der heranwachsenden Generation als die häufig gerügte, aber noch immer nicht hinreichend abgestellte Einseitigkeit in der Bildungsweise der Lehrer und Erzieher, welche in ihre praktische Thätigkeit viel zu wenig Kenntnisse vom physiologischen und pathologischen Leben des sich entwickelnden Organismus mitbringen. Beiden, den Eltern sowohl, als den Lehrern, kommt daher die führende Hand des erfahrenen Arztes sehr zu statten. Viel zu früh und viel zu ausschließlich beschäftigte man sich von jeher mit der moralischen Bildung der Kinder. Schon zu Plato's Zeiten mögen sich in dieser Beziehung Uebelstände gezeigt haben, denn er mußte ausdrücklich anempfehlen, daß die Erziehung mit Spielen anfangen solle, welche die Kinder stark machen können und sie an gute, moralische und nützliche Handlungen gewöhnen. Aehnliche Grundsätze spricht der alte Arzt Galen aus: Man darf dem Kinde keine moralischen Ideen zum Nachdenken aufgeben, sondern es blos stark machen, daß ihm gute Handlungen zur Gewohnheit werden. Die Aerzte haben es sich bis in jetzige Zeit angelegen sein lassen, wiederholt auf die Vernachlässigung der gleichzeitigen Ausbildung und Entwickelung von Körper und Geist aufmerksam zu machen, sind aber selten verstanden oder gehört worden. In unsern Tagen, wo die Physiologie, d. i. die Lehre von den Vorgängen im gesunden Organismus, zur Grundlage des ganzen ärztlichen Wissens wurde, und wo sich die Wissenschaft der Gesundheitspflege von ihr die kräftigsten Beweise für die Berechtigung ihrer Forderungen holte, sieht man die Aerzte thätiger und ernster als je Hand an das Werk der Erziehung legen. Heinroth, der bekannte Anthropolog und Irrenarzt, gab in den dreißiger Jahren einen Anstoß durch seine Bücher „über die Grundfehler der Erziehung“ und über „Erziehung und Selbstbildung“. Nach ihm soll der Unmündige zur Mündigkeit oder zur „Freiheitsfähigkeit“ geleitet werden, damit er das Bürgerrecht im Reiche des Geistes erwerbe; er soll ein Freier werden. In ähnlicher Weise stellte neuerlich Professor Ideler in Berlin (in seiner „allgemeinen Diätetik für Gebildete“, 2. Aufl. Halle 1848) die „sittliche Freiheit“ als diätetisches Princip hin, weil sie dem ganzen menschlichen Leben Einheit giebt und es beherrscht. Das erinnert wiederum an Kant's berühmtes Schreiben an Hufeland über die Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner kranken Gefühle mächtig zu sein. Aber mit Bezug auf dieses bekannte Werkchen Kants sagt Professor Schultz-Schultzenstein von Berlin („die Verjüngung des menschlichen Lebens“, 2. Aufl. Berlin 1850, und vor Kurzem in einem Vortrage auf der Naturforscherversammlung zu Bonn): „man könne umgekehrt auch wohl das vegetative Leben zum Princip für die Verjüngung des Geistes machen“ und er weist hierbei auf Cabannis' rapport physique et morale hin.

Ganz gleiche Grundsätze wie jene von Ideler aufgestellten finden wir nun in Schrebers oben angeführtem Buche. Hier wird als Zielpunkt der Erziehung angegeben: die denkbar höchste allseitige Ausbildung des jungen Menschen in der Richtung nach gottähnlicher Geistesfreiheit, oder mit anderen Worten die Heranbildung desselben zum vollendeten Meister in der Kunst bestimmungsgemäß zu leben. Diese Grundsätze machen nach Schreber dem Erzieher zur Pflicht:

1) Ausbildung des Körpers im Ganzen, wie in seinen eigenen Theilen zu möglichst schöner, edler Form und zu voller, dauerhaft fester Lebenskräftigkeit;
2) Ausbildung des Gemüths zu voller edler Wärme des Gefühls und reinster Liebe (im christlichen Sinne);
3) Ausbildung der Denkkraft zu voller Klarheit, Selbstständigkeit, selbstschöpferischer Thätigkeit, möglichster Fülle von innig angeeigneten Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten der muthmaßlichen Lebensstellung;
4) Ausbildung des Charakters zu festem, edlem, selbständigem Willen;
5) Ausbildung der vollen Harmonie aller dieser einzelnen Seiten des Menschen unter einander.

Ohne Frage enthalten diese Punkte das Wesentliche der Erziehungsgrundsätze. Dennoch ist es schwer, sich auf der ganzen Länge der Erziehungsbahn innerhalb der Grenze des Zuviel oder Zuwenig zu halten, denn wo soll man nachhelfen, wo gehen lassen? Man wird wohl am wenigsten irren, wenn

man sich, insoweit als der Entwicklungsgang eines Kindes die volle bestimmungsgemäße Richtung an sich schon hat, durchaus negativ verhält, sich nur auf Abhaltung von störenden Einflüssen beschränkt und der Natürlichkeit den freien Lauf läßt; dagegen überall da eingreift und nachhilft — anregend, mäßigend, umstimmend, leitend —, wo dies der Entwicklungsgang erfordert; aber auch dann so weit als möglich nur auf dem Wege natürlicher Einfachheit.

Die Eltern, in deren Händen das Wohl des Kindes zunächst ruht, kennen oder verstehen im Allgemeinen Das, was ihnen hiermit als Aufgabe erwächst, nur äußerst selten. In gefährlicher Selbsttäuschung schieben sie die ganze Last und Verantwortlichkeit der Erziehung erst den Lehrern zu, die doch hauptsächlich für „Unterricht" zu sorgen haben, dagegen, besonders in den Schulen, die Möglichkeit der Erziehung des Körpers, des Charakters, des Gemüths in einem auch nur ausreichenden Grade gar nicht mehr in den Händen haben, obschon auch ihre unterstützende Mitwirkung zur Erziehung unentbehrlich ist. Bei unseren westlichen Nachbarn lösen sich die Familienbande mehr und mehr und die häusliche Erziehung leidet darunter in gefahrdrohender Weise. Doch auch in unserem deutschen Vaterlande droht die elterliche Erziehung aus der Mode zu kommen. Niemand hat reichlichere Gelegenheit, als der praktische Arzt, tiefe Blicke in die beginnende dem Werke der Erziehung höchst feindliche Zerfahrenheit des jetzigen Familienlebens zu thun, in welchem Schwäche, Bequemlichkeit, Vergnügungssucht, blasirte Modelaune das ganze künftige Lebensglück des Kindes hintansetzt. Der Arzt hat daher auch den meisten Beruf, über diesen wunden Fleck in unseren socialen Verhältnissen mitzusprechen, weil er nicht blos am häufigsten den bezeichneten Schattenseiten unseres Zusammenlebens begegnet, sondern weil er vermöge seiner Stellung und Bildung am befähigtsten ist, dem Uebel mit allen seinen Beziehungen bis auf den Grund nachzuspüren und aus seinen Beobachtungen treffende Resultate zu ziehen. Steigt er doch aus den prunkvollen Häusern der reichen Familie hinab in die dürftige Hütte des Proletariats; vor ihm fallen die Schranken der Etiquette, Convenienz und Zurückhaltung und er muß oft das ganze Wohl und Weh einer Familie mit durchleben, das für Andere bisweilen auf ewig ein Geheimniß bleibt. Vor ihm liegt plan und offen so manches Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre. Unter allen Erfahrungen, die er hier macht, ist diejenige die traurigste, daß die beiden ersten Erfordernisse zum Erziehungsgeschäft, Verstand und guter, ernster Wille, gar häufig fehlen. Dieser Vorwurf trifft vorzugsweise die Mütter. Allein die Hauptverantwortlichkeit für das ganze Erziehungsresultat ruht zunächst auf dem Vater, denn dieser hat vermöge seiner in der allgemeinen Weltordnung ihm angewiesenen Stellung die Macht, oder soll diese sich wenigstens verschaffen, alle die mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich einer consequenten Durchführung der Erziehungsgrundsätze in den Weg stellen, durch Festigkeit zu besiegen. Deshalb wendet sich der Arzt mit seinen Ermahnungen und Belehrungen an die Väter, und namentlich für diese, welche auf die Schwächen und den Unverstand in den engern und weitern Kreisen in der Umgebung der Kinder aufmerksam sein müssen, ist Schrebers Kallipädie geschrieben.

In diesem Buche sind nicht blos einige jetzt häufiger als je aufgeworfene Fragen über die Erziehung der Kinder, die in das Leben der Gegenwart tief eingreifen, mit großer Sachkenntniß besprochen und beantwortet worden — wir erinnern beispielsweise nur an die jetzt so nothwendig erscheinenden gymnastischen Uebungen, an die Verhütung der Verkrümmungen und des Schiefwuchses, an die Unzweckmäßigkeit der Bekleidung des Kindes in modernem Geschmack, ferner an die Erweckung einer wahren Religiosität im Kinde — sondern Schreber verbreitet sich auch über das ganze rationelle Erziehungssystem im Einzelnen. Die Litteratur ist nicht arm an solchen Lehrbüchern; allein unter denselben nimmt Schrebers Werk dadurch eine hervorragende Stelle ein, daß es, wie kein anderes vor ihm, die Unterschiede des erzieherischen Verfahrens je nach den physiologischen und psychologischen Eigenthümlichkeiten in den verschiedenen Perioden des kindlichen Alters (Säuglings-, Spiel-, Lern- und Jünglingsalters) festhält. Unlängst verbanden sich ein Mediciner, der bekannte Kinderarzt Dr. Meißner, und ein Lehrer, Opitz zu Leipzig, zur gemeinschaftlichen Herausgabe eines Buches, welches ebenfalls bei Darstellung der Erziehungsmethode gleichzeitig der körperlichen und geistigen Sphäre die nöthige Berücksichtigung widerfahren lassen will. Man kann dieser gemeinsamen Bearbeitung seinen Beifall nicht versagen. Allein die parallele Entwicklung des Körperlichen und Geistigen im Menschen und die gegenseitige Abhängigkeit dieser beiden Sphären von einander, verlangte doch zur sichern Andeutung dieser innigen Beziehungen und der erzieherischen Modificationen, die sich auf jeder Stufe des kindlichen Alters nöthig zeigen, nur Eine Hand. Der physische und moralische Theil der Erziehung soll genau im Gleichgewicht gehalten und die Erfordernisse des körperlichen und geistigen Wohls sollen von Stufe zu Stufe, von Jahr zu Jahr mit steter Berücksichtigung dieses Gleichgewichts erfüllt werden. Hierbei kommt es für den Erzieher gar nicht darauf an, daß ihm die Bedingnisse für seine pädagogische Thätigkeit aus dem innern Mechanismus des leiblichen Lebens oder aus psychologischen Systemen heraus demonstrirt werden; das würde nur zur Verwirrung, nicht zum Verständniß beitragen. Für das praktische Leben sind für dergleichen Angelegenheiten nur positive, fertige Wahrheiten nützlich, an welche sich derjenige, der für sie einen empfänglichen Sinn hat, bestimmter zu halten vermag, als an solche pädagogische Lehrsätze, die noch im Gährungsprozesse des Meinungskampfes schweben. Mit Beziehung auf diesen Punkt wendet sich Schreber im Schlußwort jenes Buchs an die Eltern: „Das Erziehungsgeschäft ist allerdings ein schwieriges und mühevolles. Soll es zu einem wahren Ziele führen, so muß es auf einer Erziehungswissenschaft fußen, wie ja alle höhern Richtungen des praktischen Lebens erst aus wissenschaftlicher Erkenntniß der wesentlichen Verhältnisse gedeihlich hervorgehen können. Damit ist aber nicht gemeint, daß jeder Vater und jede Mutter die Erziehungswissenschaft als solche studirt haben sollen. Dies wäre ein unmögliches Verlangen. Nein, nur mit den Resultaten, mit den Hauptgrundsätzen derselben sollen sie sich

tüchtig vertraut machen und diese nach Kräften in Anwendung bringen. Dazu ist aber nicht Gelehrsamkeit nöthig, sondern nur vernünftige Lebensauffassung, natürlicher Verstand und ernster Wille, ihn zu brauchen, liebende Selbstüberwindung, Unverdrossenheit und Ausdauer — lauter Forderungen, die auch an den weniger Gebildeten gethan werden können. Sind die Hauptzielpunkte und Hauptgrundsätze der Erziehung erst zu allgemeiner Erkenntniß gelangt und ins Leben gedrungen, sowie etwa die allgemeinen Staatsbürgergesetze, so werden auch die von den individuellen Verschiedenheiten abhängigen Modificationen der erzieherischen Methoden in allen einzelnen Fällen sich leichter herausfinden und wenigstens die noch immer zahlreichen groben Mißgriffe sich verhüten lassen. Die Resultate der Erziehungswissenschaft, die auf Natur und Leben fußenden Hauptgrundsätze der Erziehung, müssen daher allgemein in das Familienleben eindringen. Denn aus dem gegebenen Erziehungsbilde wird es klar hervorgehen, daß die wahren Lebenswurzeln der Erziehung nirgends anders gedeihen können, als im Boden der Familie." Von diesem Geiste geleitet wird das Buch, wie neulich ein Arzt sagte, eine Familiendiätetik und Orthobiotik im besten Sinne, die Erziehung zum Guten, Schönen, Wahren, zur ächten Gesundheit und Frische des Familienlebens behandelnd; — und sollte von jeder gebildeten Hausmutter studirt werden.

Im Schulwesen sind noch eine Menge allerwärts abstellbarer Mängel zu rügen. Die wesentlichsten derselben wurzeln gemeinschaftlich darin, daß man die Gesetze und Einrichtungen der Schule nicht durchgängig auf das Gesetzbuch der Natur gebaut, daß mithin noch weniger der einzelne Lehrer bei der speciellen Ausübung seines Amtes dasselbe als oberste Richtschnur in sich aufgenommen hat. „Die Lehrer müssen vor Allem die Einrichtung, Kräfte und Gesetze des menschlichen Organismus, den sie eben bilden wollen, gründlich kennen lernen. Sie müssen, wenigstens bis zu einem klaren Ueberblicke des Ganzen, Anatomie und Physiologie des kindlichen Organismus und auf dieser Grundlage die Psychologie des Kindes in seinen Entwicklungsstufen gründlich studiren. Nicht aus Büchern, nicht aus abstracten Philosophemen quillt diesem Studium die Nahrung, sondern aus dem Leben selbst, aus dem Buche der Natur, aus dem denkenden und vergleichenden Beobachten der Eigenthümlichkeiten des kindlichen Lebens, aus der Durchschauung ihres ursächlichen Zusammenhangs und aus den daraus abzuleitenden exacten Schlußfolgerungen. Nur hierdurch kann das Erziehungs- und Unterrichtswesen sich aus haltloser unreifer und wegen der weitgreifenden Folgen gefährlicher Empirie herausarbeiten und zu einer exacten Erziehungs**wissenschaft** erheben, die das Menschenleben fort und fort wahrhaft segensvoll gestaltet."

Um nur auf Einen der vielen Punkte aufmerksam zu machen, bei denen recht augenfällig ist, wie sehr die physiologische Vorbildung als nothwendiges Requisit des Lehramts zu betrachten ist, weisen wir beispielsweise auf die schädlichen Körperstellungen der Schüler und Schülerinnen während des Unterrichts hin. In einem lesenswerthen Aufsatze „die Schule als krankmachende Potenz" (Athenäum Band III. S. 50) rügt Dr. Neumann in Berlin, durch einen berühmten Schulmann aufgefordert, die Schulen während der Unterrichtsstunden einer Revision zu unterwerfen, um zu ermitteln, was in sanitätlicher Hinsicht in denselben der Verbesserung nöthig erscheinen möchte, die unzweckmäßige Beschaffenheit der Tische und Bänke, den beengten, zum Schiefsitzen nöthigenden Raum u. s. w. Dergleichen Uebelstände würden nie vorgekommen sein, wenn sich die Schulmänner mehr als bisher um die körperliche Entwickelung ihrer Zöglinge bekümmert hätten. Leider verschließen selbst noch in neuerer Zeit manche Schulmänner den ernstlichen Mahnungen der Aerzte die Ohren. So wurde dem ärztlichen Vereine zu Dresden auf sein freiwilliges Anerbieten einer solchen ärztlichen Enquête, wie sie dem Dr. Neumann in Berlin aufgetragen worden war, eine abschlägige Antwort mit dem Bemerken ertheilt: „eine solche Untersuchung sei nicht nöthig, die Schulen seien gesund." Und doch ist in der ärztlichen Welt bekannt, daß in Dresden vorzugsweise viele Verkrümmungen vorkommen, deren Ursprung wenigstens zum großen Theil in die Schulzeit fällt. In anderer Beziehung ist die sächsische Regierung für Verbesserung des körperlichen Befindens der künftigen Generationen gar sehr bemüht, und hat dies durch Gründung des Instituts zur Bildung von Turnlehrern in Dresden hinlänglich bewiesen. Der Director des genannten Institutes, Dr. Kloß, hat es sich angelegen sein lassen, die auch in der „Erziehung zum Schönen" vorzugsweise als Bildungsmittel dienende pädagogische und hygienische Gymnastik (welche in deutschem Sinne mit der pädagogischen und ästhetischen Gymnastik des Schweden Ling zuletzt zusammenfallen) durch populäre Belehrung namentlich beim weiblichen Geschlecht in allgemeine Aufnahme zu bringen. Auch er widmet in seiner „weiblichen Turnkunst" (die weibliche Turnkunst, ein Bildungsmittel zur Förderung der Gesundheit und Anmuth des Frauengeschlechts, Leipzig 1855, Weber) ein Capitel der Schädlichkeit des heutigen Schulwesens und giebt in seiner neuern „weiblichen Hausgymnastik" (ebendaselbst 1856), einem Buche, das mit seiner eleganten Ausstattung in jedem Boudoir der Damen erscheinen kann, eine Andeutung zu den im Zimmer ausführbaren weiblichen gymnastischen Uebungen. Durch Schrebers „Zimmergymnastik" (Leipzig, 4. Aufl. 1858), welche binnen drei Jahren drei Auflagen und fünf Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebte, wurden schon vorher dem Turnen im Haus und den Freiübungen zahlreiche Freunde gewonnen.

Wir machen bei dieser Gelegenheit auf ein anderes Werk aufmerksam, welches uns zum Verständniß eines der wichtigsten Theile der Erziehungskunst verhilft, indem es den Bau und die Thätigkeit der Sinnesorgane höchst anziehend vorführt; ist es doch die weise Benutzung dieser Pforten zum geistigen Leben, welche eine der größten Aufgaben der Erziehung zum Schönen und Guten bildet. In dem Buche „die Sinne des Menschen von Dr. Fr. Dornblüth" (mit 84 Abbildungen, Leipzig, Otto Wigand, 1857) heißt es am Schlusse: Dem Kinde verknüpft sich das Bild der Mutter und der Laut ihrer Stimme mit den Gefühlen und Vorstellungen der Lust, welche in ihren Armen und an ihrer Brust Befriedigung finden, und die hier gegründete Liebe gewinnt an Inhalt und Umfang, und breitet

sich umsomehr auf die weitere Umgebung aus, je weiter sich das Gefühl für empfangene Wohlthaten klärt und mit wachsender Erkenntniß an fester Begründung und weiterer Ausdehnung gewinnt. Dann erwachsen Neigungen und Freundschaften, im andern Geschlecht sucht jedes unbewußt, was ihm zur Ganzheit mangelt, und erreicht in der Vereinigung der Liebe die Abrundung menschlichen Wesens, sieht in den Kindern sich selbst in erneuter, verschönerter, vervollkommneter Gestalt, und die Bürgschaft seines Fortlebens. Aus den Schranken der Familie schweift schon des Kindes Sinn hinaus, um frei seine Neigung zu verschenken und Neigung zu suchen; mit wachsender Erfahrung und durch die Erziehung des Lebens weitet sich mehr und mehr der Kreis der durch Dankbarkeit oder Gemeinsamkeit des Fühlens und Strebens Verbundenen; und wie der Blick über das eigene Leben des Augenblicks hinausgreifend nicht die unmittelbare Lust, sondern das dauernd und unter allen Umständen Gute als das Höchste schätzen lernt, so breitet sich die Liebe von der Familie auf die Stammesgenossen, auf das Volk, auf die Religionsgenossen, auf die Menschheit aus, als deren Glied der Einzelne sich über die Schranken des Raumes und der Zeit hinweghebt, als Theil des großen Ganzen inbegriffen in die allgemeine Entwicklung, aus dem gemeinsamen Fühlen und Streben zur allumfassenden Menschenliebe emporsteigend.

Nie hat man mehr, als zu unserer Zeit die Beziehungen zwischen Leib und Seele in das Auge gefaßt. Gerade jetzt aber ist es dringender nöthig, als je, im Erziehungswesen sowohl zu Haus, als auch in der Schule, auf jene Beziehungen hinzuweisen. Die selbstgefällige Art, mit welcher sich viele Eltern, unerfahren wie sie sind, selbst eine eigenthümliche, nur auf eine äußerst geringe Erfahrung gestützte Erziehungsmethode construiren, wird ein tiefes Mitleiden mit den ihnen von der Natur anvertrauten Kindern einflößen. — Mahnungen sind hier meist fruchtlos; allein bei Denjenigen, welche den rechten Ernst zum Erziehungsgeschäft mitbringen, werden die von tüchtigen Schriftstellern ausgesprochenen Ideen auf keinen unfruchtbaren Boden fallen. Ihnen selbst wird das höchste Glück aus den gewonnenen Erziehungsresultaten zufließen. P.

Beiträge zur sächsischen Cultur- und Sittengeschichte.

„Aus vier Jahrhunderten" ist der Titel eines ebenso interessanten als inhaltreichen Werkes, welches der Ministerialrath Dr. Karl v. Weber mit Benutzung der Schätze des königlich sächsischen Staatsarchivs herausgegeben hat. Der Herr Verfasser bezeichnet sein Werk zwar als ein fast zufällig entstandenes, und vergleicht es gar zu bescheiden mit einem italienischen Salat; diesen Vergleich können wir aber nur insofern gelten lassen, als er die große Mannichfaltigkeit und das Piquante des gegebenen Stoffes und die geschmackvolle Verarbeitung bezeichnet, und wir sind fest überzeugt, daß der Anklang den diese Mittheilungen bereits in engeren Kreisen gefunden haben, auch bei dem größeren Publicum einen bereitwilligen Widerhall finden wird. Es sind nicht die Haupt- und Staatsactionen, die wir an der Hand des Directors des Dresdener Staatsarchivs kennen lernen, sondern einzelne Episoden der Geschichte, an denen der durch die Macht der Ereignisse gedrängte Historiker vorübereilt, obwohl ihre Einzelheiten oft ein klareres Bild bedeutsamer Persönlichkeiten oder der Zeitverhältnisse liefern, als jene mehr Lärm machenden Begebenheiten; „dann Nachrichten über merkwürdige Abenteurer, räthselhafte und sonderbare Begebenheiten und über Vorgänge, die man früher in einen Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllte, der zu lüften jetzt unbedenklich ist; endlich Beiträge zur Sitten- und Culturgeschichte vergangener Zeiten."

Der eigentlichen politischen Geschichte gehören nur die Berichte über den Fall von Sigeth und den Heldentod des Grafen Zriny, über die Verhaftung und den Tod des Don Carlos in Spanien, über die Belagerung von Tetschen und dessen Vertheidigung durch einen tapfern Sachsen in schwedischen Diensten, Johann v. Copey, und über die Schicksale des Petersberges im dreißigjährigen Kriege an. Doch ist gewissermaßen auch noch in diese Kategorie die Geschichte des diplomatischen Abenteurers von Klement zu rechnen, der erst von Rakotzy, dann von dem Prinzen Eugen und dem sächsischen Feldmarschall und Minister v. Flemming als geheimer Agent benutzt wurde, sich endlich am Berliner Hofe zu empfehlen wußte, und den König Friedrich Wilhelm das Bestehen einer Verschwörung an seinem Hofe vorspiegelte, welche zum Zweck hätte, den König zu entführen und den Kronprinzen in der katholischen Religion zu erziehen. Schließlich mußte er jedoch seine Lügen auf dem Blutgerüste büßen. In Johann Hector v. Klettenberg (hingerichtet auf dem Königstein 1720) und den Baron v. Chevremont lernen wir zwei jener vornehmen Gauner kennen, die im vorigen Jahrhundert besonders zahlreich waren, und die ihr Wesen an den fürstlichen Höfen trieben. Die Ermordung des schwedischen Majors v. Sinclair durch russische Agenten, weil man wichtige Papiere bei ihm zu finden hoffte (1739), hat noch Anfang dieses Jahrhunderts während der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland ein Seitenstück in dem räthselhaften Verschwinden des englischen Agenten Bathurst bei Perleberg gefunden. „Lieutenant Lehmann und der bucklige Graf in Polen" giebt einen Begriff von den polnischen Zuständen, wie sie unter der Regierung des ersten August waren, und „Wunnerlich im alten Schlosse zu Schlettau" zeigt, was sich im Jahre 1808 noch selbst in einem so wohlpolizirten Lande wie Sachsen Provinzialbehörden bieten ließen. Noch weisen wir auf die tragische Geschichte der Ermordung der Frau v. Camargo, auf die komische des angeblichen preußischen Gesandten in Weimar Dr. Wehse und auf Anderes hin, und heben schließlich aus den kleineren Mittheilungen einige Curiositäten heraus, wodurch wir das Buch dem Publicum auf die beste und eindringlichste Weise zu empfehlen glauben. Der Streit um die Pelzmütze der Stadtpfeiferstochter in Eibenstock, der letzte Versuch einer Anwendung der Vorschriften wegen einer Kleiderordnung, verdiente

zu einem Lustspiel verarbeitet zu werden. Wir erzählen sie, wie auch die späteren Mittheilungen, mit den Worten des Verfassers.

Die Pelzmütze der Meischnerin.

Die Tochter des Stadtpfeifers Meischner zu Eibenstock, ein hübsches frisches Mädchen, hatte sich eine mit Pelz besetzte Wintermütze machen lassen, die zu ihren blühenden Wangen vortrefflich stand. Der Stadtrichter Stölzel bemerkte, als sie damit in der Kirche erschien, das sehr wohl, seine Blicke aber entgingen der Aufmerksamkeit der Frau Stadtrichterin nicht, deren Eifersucht nicht nur die Mütze, die in der Façon, Aehnlichkeit mit einer Kopfbedeckung hatte, welche die Frau Stadtrichterin selbst trug, sondern auch deren Trägerin auf das Lebhafteste erregte. Der arme Stadtrichter mochte einen üblen Sonntag gehabt haben; des andern Tags aber erließ er, zur Genugthuung für seine Gattin, ohne Weiteres einen Befehl an den Stadtpfeifer, seiner Tochter „die fernere Tragung der Mütze, bei sonst zu gewarten habender öffentlicher Wegnahme, nicht weiter zu verstatten.“ Meischner, stolz auf seine hübsche Tochter und ihre schöne Mütze, wollte sich dabei nicht beruhigen und wendete sich an das Kreisamt Schwarzenberg, „mit der Bitte um Belehrung und Erlaubniß, daß seine Tochter die Mütze ferner tragen dürfe.“ Er übersendete zugleich die streitige Kopfbedeckung zur Einsicht. Der Amtmann besah sich die Mütze, befand sie „von keiner Beträchtlichkeit und weder mit Zobel, schwarzen Füchsen noch sonstigen kostbaren Sorten von Rauchwerk,“ deren die Kleiderordnung gedenkt, besetzt, er trug daher kein Bedenken, der Meischnerin die erbetene Erlaubniß, sich ferner damit zu schmücken, zu ertheilen und ließ dies dem Stadtrichter Stölzel mündlich durch einen Actuar, der nach Eibenstock in Geschäften ging, eröffnen. Hatte das Verbot des Stadtrichters, welches natürlich die Frau Stadtrichterin ins Publicum zu bringen nicht versäumte, Aufsehen erregt und lebhaften Widerspruch gefunden, so ward nun die Widerstandspartei durch die amtliche Resolution gekräftigt. Alle Eibenstöcker zerfielen in zwei Parteien: wie dereinst in Schweden die Parteien der Mützen und Hüte, so bekämpften sich in Eibenstock die Parteien für und wider die Pelzmütze. Auf der Seite des Stadtrichters standen alle alten und häßlichen Frauen, alle Ehemänner, welche dergleichen besaßen und ihnen zu gehorchen hatten: sie bildeten im Stadtrathe die große Majorität; für die Pelzmütze günstig, war im Stadtrath blos „der einzige Vice-Stadtrichter Michel,“ ein Biedermann (dessen Name hiermit der Nachwelt aufbewahrt werde), der wahrscheinlich nicht verheirathet war. Der Stadtrath in seiner Majorität, den Stadtrichter an deren Spitze, beschloß nun, den Kampf mit dem Amte zu beginnen: er respectirte die mündliche Anordnung nicht, sondern ließ Meischnern bedeuten, es bleibe bei dem Verbote. Abermals wendete sich Meischner an das Kreisamt und von diesem erging nun an den Rath zu Eibenstock eine schriftliche Verordnung, durch welche demselben bei fünf Thalern Strafe „alles weitere ungebührliche Verfahren wider die Meischnerin“ untersagt, und die Bezahlung der entstandenen Kosten aufgegeben ward. Dessenungeachtet blieb der Rath bei seinem gefaßten Entschlusse, die Mütze müsse der Meischnerschen Tochter abgenommen werden, gab solches dem Kreisamt in einem Schreiben zu erkennen, ja „der Stadtrichter Stölzel und übrige Rathsassessores, den einzigen Vice-Stadtrichter Michel ausgenommen, waren,“ wie der Bericht des Amts vom 24. April 1786 sagt, „zu sehr von ihren Leidenschaften verblendet, als daß sie an Pflicht und Gehorsam hätten denken sollen, sie opferten solche ihrer Animosität auf und ließen der Meischnerschen Tochter, Sonntags den 19. Februar nach der Kirche, vor der ganzen Kirchfahrt auf öffentlicher Straße die Mütze durch den Rathsdiener öffentlich ab- und vom Haupte nehmen.“ Der Stadtrath versichert jedoch ausdrücklich, der Rathsdiener, welcher der Meischnerin aufzupassen angewiesen worden war, habe die Mütze „behutsam“ abgenommen: wollen wir auch glauben, daß er diese Rücksicht mindestens der Pelzmütze, die er vielleicht als confiscirtes Gut sich vindiciren zu können hoffte, habe angedeihen lassen, so minderte dies wenigstens die Erbitterung der Eigenthümerin der schönen Mütze und der gesammten Pelzmützen-Partei nicht. Es kam dieser vor allen Dingen darauf an, der Stadtrichterin, denn man wußte recht wohl, daß sie die Anstifterin der Fehde sei, ein Paroli zu biegen. Während die gefangene Pelzmütze auf das Rathhaus in gerichtliche Verwahrung gebracht ward, waren schon der Bergmeister Gläßer und der Zehntner Böhmer, die Chefs der Mützenpartei, auf Ersatz des Verlustes bedacht: sie eilten zu einem Kaufmann, der auch einen Vorrath von Putzwaaren hatte, kauften hier die schönste Mütze, die er hatte, viel schöner als die schönste der Frau Stadtrichterin, und überreichten der erstaunten Stadtpfeiferstochter das kostbare Geschenk. Schnell trockneten ihre Thränen und stolz ging sie, geziert mit diesem Prachtstück, des Nachmittags wieder in die Kirche, und kam auch, da kein Mitglied des Stadtrathes in derselben sich befand, ungefährdet wieder damit heim. Der Stadtrath versicherte aber, als er dieses Attentat erfuhr, „er würde, wenn er zeitig genug Wissenschaft davon erhalten hätte, auch diese geschenkte Mütze haben wegnehmen lassen.“ Diese Differenz gelangte mit der Pelzmütze selbst endlich bis an die Landesregierung, welche dem Amte Recht gab, die Mütze mit der Anordnung, sie der Meischnerin wieder auszuhändigen, zurücksendete, den Rath zwar mit der angedrohten Geldstrafe verschonte, aber ihm die Abstattung der Kosten aufgab. Hierbei verblieb es auch, obschon der Stadtpfeifer sich nicht beruhigen wollte und die Bestrafung der Rathsglieder und des Rathsdieners verlangte. Wie stolz mag die Meischnerin das nächste Mal mit ihrer Mütze in die Kirche gegangen sein!“

Einem noch mehr in Vergessenheit gerathenen Culturzustand gehören die folgenden beiden Geschichten an, von denen allerdings die erste zu der Bemerkung veranlaßt, daß Herr v. Flemming, der Hauptheld derselben, der sich als der „letzte Ritter“ betrachten mochte, auch für seine Person fast schon zwei Jahrhunderte zu spät geboren war.

Die Belagerung des Dorfes Weißag 1705.

Hans Friedrich v. Flemming besaß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Rittergut Weißag in der Niederlausitz, wohin er sich, nachdem er einige Zeit in Militärdiensten gestanden, zurückgezogen hatte. Ein störriger, leidenschaftlicher

Mann, war er mit seinem Nachbar, dem reichen und mächtigen Grafen von Promnitz auf Sorau, Triebel, Pförten ꝛc., in Streitigkeiten gerathen, die er, da ihm der Weg Rechtens zu langsam dünkte, und er überhaupt mit den Herren von der Feder nichts zu thun haben wollte, gern mit dem Degen ausgefochten hätte. Am Liebsten hätte er dem Grafen einen Fehdebrief gesendet, wäre aufgesessen und hätte des Grafen Schlösser berannt. Allein der Graf von Promnitz hielt sich eine ganze, 122 Mann starke Compagnie Soldaten, hatte sogar ein Paar Kanonen vor seinem Schlosse stehen; Flemmings Kriegsmacht bestand dagegen blos in drei Jägerburschen, einigen Dienern und Knechten, mit denen er doch einen Angriff sich nicht getraute. Er beschloß daher zunächst eine angemessene Kriegsmacht zu bilden: zu diesem Behufe nahm er einen Deserteur, der sich Ende des Jahres 1704 in sein Dorf geflüchtet, in seinen Schutz, ließ durch ihn alle waffenfähigen Männer des Ortes — wahrscheinlich nicht zu ihrem Ergötzen — einexerciren, versah sie mit Schießgewehr und es gelang ihm ein Corps von 48 Mann zusammenzubringen, mit dem er nun seine Kriegspläne zu Angriff und Vertheidigung durchzuführen gedachte. Der erste Versuch gelang; zur Arretirung des Deserteurs, dessen Aufenthalt in Weißag, wie Flemming meinte, von dem Gräflichen Promnitzischen Pachter und Amtmann Kotte verrathen war, erschien eine kleine bewaffnete Macht, ein Corporal und zwei Musquetiere. Als Flemming von ihrer Ankunft benachrichtigt ward, ließ er in seinem Dorfe Allarm schlagen, seine Mannschaften eilten herbei, zeigten sich, als sie sahen, daß das feindliche Corps nur aus drei Mann bestehe, courageux und todesmuthig und der Feind ward ohne Blutvergießen zurückgeschlagen. Einige Tage später war Kirchrechnung in Weißag; dazu fand sich der Amtmann Kotte ein indem er Namens des Grafen v. Promnitz das Recht der Concurrenz dabei auszuüben gemeint war, das aber, von Flemming bestritten, einen der Differenzpunkte bildete. Flemming, noch trunken von dem kürzlich errungenen Siege und gegen Kotte ohnehin erbittert, beschloß an dem armen Ammtmann ein Exempel zu statuiren. Er hatte, anstatt des Galgens, den man sonst an manchen Orten als Zeichen der obersten Gerichtsbarkeit erblickte, in seinem Dorfe einen hölzernen Esel aufstellen lassen: ihn sollte der Amtmann einweihen. Flemming, an der Spitze von zwanzig Bewaffneten, bemächtigte sich Kotte's und unter Puffen und Stößen ward er, trotz alles Protestirens und Appellirens, aller Drohungen und Bitten, auf den Esel gesetzt und mußte auf dem beschwerlichen Sitze einige Stunden unter Spott und Hohn ausharren. Flemming sah nun wohl vorher, daß diese Execution nicht ohne lästige Folgen für ihn bleiben werde; er schaffte daher Pulver und Blei an, ließ das Dorf mit Pallisaden umgeben und die Eingänge mit spanischen Reitern verwahren, kurz, er bereitete sich auf eine Belagerung und kräftigen Widerstand vor. Mit der eigentlichen Militärmacht, die er durch Vorenthaltung des Deserteurs gekränkt, suchte er aber dadurch Frieden zu schließen, „daß er den Werbern, denen der Deserteur durchgegangen war, einige Kerls, die er als Bedienten zu sich genommen, zu Soldaten für vierzig Thaler per Kopf" anbieten ließ, ein Handel, auf den die Werber aber nicht eingingen. Der Deserteur, um den es sich handelte, war aber so unvorsichtig einmal den Kreis der Pallisaden zu überschreiten und in ein benachbartes Dorf zu gehen: hier erkannt, ward er festgenommen und nach Lübben transportirt: während der Pfingstfeiertage 1705 war aber der Büttel des Gefängnisses, in welchem man ihn gesetzt, seinem Vergnügen nachgegangen, und es gelang dem Deserteur, aus dem Gefängnisse zu entkommen; er stieß die Frau des Büttels, die sich ihm entgegenstellte, bei Seite und entsprang. Muthig setzte sie aber dem Flüchtigen nach und verfolgte ihn, da er seinen Weg nach Weißag nahm, bis dahin: hier wendete sich aber das Blättchen, der Deserteur, nachdem er bis dahin retirirt, ging nun zum Angriff über, packte seine Verfolgerin, ließ sie vom Richter in Ketten legen und brachte sie im Triumph aufs Schloß. Flemming, sehr erfreut über diese Heldenthat, ließ die arme Frau an einen Block schließen, an dem sie sechs Tage sitzen mußte, bis es ihr gelang, die Hände aus den Schellen zu bringen und von einer mitleidigen Magd unterstützt, zu entkommen. In einem benachbarten Dorfe fand sie, erschöpft wie sie war, Pflege und Kräftigung. Flemming, der dies erfuhr, citirte hierauf den Richter dieses Orts vor sein Tribunal, und als dieser der Ladung Folge zu geben Bedenken trug, ließ er einen Bewohner jenes Dorfes, Klinkmüller, der nach Weißag kam, aufgreifen und von vier Uhr Nachmittag bis Abends halbzehn Uhr unter Bewachung von drei Mann mit Flinten und Degen, auf dem hölzernen Esel reiten. Klinkmüller mußte außerdem noch einen Thaler als Miethe für den Esel bezahlen! Inmittelst waren denn nun lebhafte Beschwerden gegen Flemming bei der Oberamtsregierung zu Lübben eingegangen, in deren Folge diese den Frevler zur Verantwortung vorlud. Er erschien aber nicht, sondern sendete blos ein Schreiben ein, worin er sein Verfahren gegen den Amtmann Kotte mit „jählingem Zorn" entschuldigte. Das genügte der Oberamtsregierung natürlich nicht und da man von den Vertheidigungsanstalten Flemmings Kenntniß erlangt hatte, ward eine militärische Expedition beschlossen: allein Militär stand in ausreichender Zahl nicht zu Gebote, man bot daher die bewaffnete Bürgerschaft in Luckau auf. Sechzig Mann zogen aus, wohlbewehrt mit Flinten, Spießen und Stangen: Belagerungsgeschütz führten sie nicht bei sich, offener Kampf, ein muthiger Sturm auf die Pallisaden, schien den wackern Leuten auch nicht unbedenklich, man beschloß daher, die Festung womöglich durch Ueberrumpelung zu erobern. Einige Mann wurden ohne Waffen auf Recognition gesendet; sie bemerkten weder Schildwachen, noch sonstige besondere Vorsichts- oder Vertheidigungsmaßregeln in Weißag und als sie in der Nacht bis an die Pallisaden und spanischen Reiter unbemerkt gelangt waren, eilten sie zu dem Hauptcorps zurück, das während dem im Hinterhalt gelegen hatte. Im Sturmschritt ging es nun auf Weißag los, wohl schlug, als man dem Dorfe nahe kam, manches Herz in banger Sorge, ob nicht eine Kriegslist dem anscheinenden Mangel von Vorsicht zu Grunde liege, ob man nicht beim Einrücken ins Dorf sicherem Verderben entgegengehe — leise näherte sich die Colonne den spanischen Reitern, so geräuschlos als möglich versuchte man dieselben zu

entfernen, kein Widerstand zeigte sich, da — schlugen die Hunde im Dorfe an, es entstand Lärm, allein die braven Luckauer drangen vor, und ehe die achtundvierzig Weißager Helden erwacht und sich gesammelt, war das Dorf nebst dem hölzernen Esel in der Gewalt der Sieger. Noch trotzte aber das Schloß und man besorgte, Flemming könne wohl gar mit seinen Jägerburschen, Dienern und Knechten einen Ausfall und den Sieg streitig machen. Nachdem man den Dorfbewohnern die Waffen, die sie bereitwillig darboten, abgenommen, näherte sich die Luckauer Macht vorsichtig dem Schlosse, allein obwohl inmittelst der Tag vollständig angebrochen und es kaum denkbar war, daß der Lärm, der die Eroberung des Dorfes begleitet, unbemerkt geblieben, war doch kein Zeichen des beabsichtigten Widerstands sichtbar; das offenstehende Thor lud sogar sichtlich zum Eintreten ein. Die Muthigsten wagten endlich den Schloßhof zu betreten und fanden — das Nest leer. Flemming war mit dem Deserteur entflohen. Man begnügte sich daher mit der Festnehmung der drei Jägerburschen, die sich bei den frühern Vorfällen durch Brutalität ausgezeichnet hatten. Die wackern Luckauer erquickten sich an den Vorräthen, die sich im Schlosse fanden, und zogen dann wieder in ihre Heimath. Gegen Flemming aber ward die Untersuchung eingeleitet; er erlangte während derselben sicheres Geleit und kehrte demnach nach Weißag zurück, dessen Befestigungen von den Dorfbewohnern selbst wieder abgetragen worden waren. Das nach beendigter Untersuchung eingeholte Urtheil des Schöppenstuhls zu Leipzig verurtheilte Flemming „zu Abhauung der Faust, welcher er am besten entrathen könne, und ewiger Landesverweisung.“ Er meinte aber, eine Hand wäre ihm so lieb wie die andere und bat um Begnadigung. Sie ward ihm aus dem Grunde bewilligt, „weil er nicht ganz sanae mentis gewesen.“ Die Strafe ward in eine Geldstrafe von fünfhundert Thalern verwandelt, außerdem mußte er noch hundert Thaler Strafe, die ihm schon früher wegen Exceßen auferlegt worden, bezahlen. Dieser Aderlaß seines Geldbeutels scheint heilsam auf ihn gewirkt zu haben, denn wir finden nicht, daß er später ähnliche mittelalterlich ritterliche Ideen zur Ausführung gebracht habe.

Die Entführung des Rectors Ulrici in Guben. 1735.

Ein gelehrter Herr war der Rector Ulrici in Guben, das mußte der Neid ihm lassen, und ein stattlicher dazu. Wenn seine hohe Gestalt durch die Straßen in Guben schritt, blickte manches Mädchenauge ihm nach und manches schöne Kind seufzte verstohlen, ach schöner Rector! Mit jenen glänzenden Gaben vereinigte er eine Eigenschaft, die ihm bei dem weiblichen Geschlechte doppelten Werth verlieh — er war nicht verheirathet. Es schien auch nicht, daß er Lust habe, sich von Hymen in Fesseln schlagen zu lassen, denn obwohl galant gegen alle Gubener Fräuleins, gelang es doch keiner, sein Herz zu gewinnen, und so unverblümt auch manche sorgsame Mutter, manch würdiger Gubener Hausvater es ihm zu verstehen gab, daß er keine Zurückweisung bei etwaigem Wunsche, Schwiegersohn zu werden, zu besorgen habe, so wußte er immer jeder Schlinge zu entgehen. Der Bürgermeister Richter in Guben war ein reicher Mann, Bürgermeisters Malchen das reichste und wie sie meinte, das schönste Mädchen der Stadt. Mit dem Bürgermeister durfte der Rector es nicht verderben: er nahm denn auch wiederholte Einladungen, die er in das gastliche Haus erhielt, an, hörte mit Staunen und Erbauung der Frau Bürgermeisterin zu, wenn sie ihre und ihres Malchens hauswirthschaftliche Tugenden rühmte, klagte mit ihr über die Schlechtigkeit der Dienstboten, lobte den von Malchens geschickten Händen gebackenen Kuchen, kurz, er geberdete sich so anmuthig als möglich und wie es ihm durch die Stellung des gefürchteten Bürgermeisters geboten schien. Allein Malchen kam durch alles das ihren Wünschen um keinen Schritt näher. Am Ende ward dem Bürgermeister, dem Frau und Tochter ihr Leid, daß der Rector immer noch nicht als entschiedener Bewerber auftrete, klagten, die Sache langweilig und er beschloß, in der Ueberzeugung, nur Bescheidenheit halte den Rector ab, sich Malchens Hand zu erbitten, den Knoten mit dem Schwerte zu lösen. Eines Tages, als der Rector bei ihm nach einem guten Mittagessen sein Pfeifchen rauchte, rückte er ihm näher, gab ihm die allerdeutlichsten Winke, und als der Rector sie nicht zu verstehen schien, bot er ihm geradezu Malchen zur Frau an. Ueber den weitern Verlauf des Gesprächs in seinen, jedenfalls für beide Theile nicht sehr angenehmen Details schweigen unsere Urkunden, sie besagen nur, daß der Rector, nachdem er sich mehr oder minder deutlich im Sinne des Goethe'schen

> Heirathen, Engel, ein wunderlich Wort,
> Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort,

ausgesprochen, das Haus schneller verließ, als er es betreten, und daß die guten Bürger der Stadt Guben mehrere Tage sich den Kopf zerbrachen, was wohl dem Bürgermeister zugestoßen sein müsse, der noch nie so grimmig und bärbeißig gewesen war, als er nach jenem Ereigniß ward. Rache ist aber auch in Guben süß, und Rache hatte der erbitterte Bürgermeister dem schönen Rector geschworen. Ein erbitterter Bürgermeister bleibt aber immer ein gefährlicher Gegenstand, das sollte der Rector Ulrici erfahren. In Budissin stand damals der Oberst v. Schmiskall, der mit mehreren Potentaten die Passion für lange Soldaten theilte, außer den größten Gardisten aber auch die größten Schulden hatte. Zu seinen Gläubigern gehörte wahrscheinlich auch unser Bürgermeister, jedenfalls war er sich bewußt, daß er den Obersten zum Werkzeug seiner Rache machen könne. Er vermied es aber, sich persönlich mit ihm in Vernehmung zu setzen, und betrieb überhaupt seine Rachepläne so schlau, daß auch bei der spätern Untersuchung eben nur Verdacht gegen ihn entstand, kein Beweis gegen ihn beigebracht werden konnte. Ein gewisser Packusch, ein verkommenes Subject aus Guben, erschien im Juni 1735 bei dem Major v. Dieden, der vom Obersten v. Schmiskall mit dem Werbegeschäft beauftragt war, und deutete dem Major an, er könne ihm einen Mann von seltener Größe und Schönheit zuweisen, wenn er ihm einige Mann zu dessen Ueberbringung mitgeben wolle. Man war damals bekanntlich bezüglich der Mittel bei Anwerbung solcher Individuen nicht sehr schwierig, der Major aber stutzte doch, als ihm bei näherer

Befragung Packusch den Rector in Guben als Rekruten bezeichnete. Obwohl Packusch versicherte, „es werde dem Magistrat sehr lieb sein, wenn Ulrici weggenommen werde," wollte Dieden doch auf diese Bürgschaft allein hin nicht zu Maßregeln verschreiten, deren Bedenkliches ihm denn auch wohl einleuchtete. Er lehnte demnach Packuschens Anträge ab, allein bald darauf erhielt der Major von seinem Obersten den Befehl, Ulrici ohne Weiteres arretiren zu lassen: auf des Erstern Einwendungen ging der Oberst nicht ein, es blieb also nichts übrig, als zu gehorchen. Ulrici hatte den Abend des 8. Juni 1735 in der Gesellschaft einiger Freunde verbracht, kehrte um zehn Uhr nach Hause zurück; als er aber eben im Begriff war, die Hausthüre zu öffnen, traten ein Unterofficier und zwei Mann von der Leibgarde, die ihm aufgepaßt hatten, an ihn heran, erklärten ihn für ihren Arrestanten und brachten den Bestürzten, trotz seines Protestirens, auf die Hauptwache: vergeblich waren auch hier seine Bitten um Erklärung, seine Betheuerungen, daß er sich keines Verbrechens bewußt sei. Man erwiderte ihm blos, es sei königlicher Befehl da, ihn festzunehmen, und wie er war, mußte er sich Nachts zwölf Uhr in einen offnen Wagen setzen, den mit ihm ein Lieutenant und einige Soldaten bestiegen. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, so brach ein furchtbares Gewitter los, wobei es Ulrici ein schlechter Trost war, daß das Unwetter auch den Lieutenant und seine Begleiter mit traf. Völlig durchnäßt kam der arme Rector, der sich vergeblich den Kopf über das unerhörte Verfahren zerbrach, in Spremberg an, wo ihn seine Begleitung verließ und ihn einem dort auf ihn wartenden Fähndrich übergab, welcher ihn, der nun ernstlich Miene machte, sich einem weitern Transport zu widersetzen und um Hülfe zu rufen, durch die Versicherung zu beruhigen suchte, in Bautzen, wohin er ihn bringen solle, werde er jede Aufklärung erhalten, und der Oberst v. Schmiskall werde ihm zur baldigen Wiedererlangung seiner Freiheit, „nöthigenfalls durch eine Recommandation nach Dresden" behülflich sein. Ulrici ließ sich endlich bereden, mit nach Bautzen zu fahren und den Obersten, auf den er seine Hoffnung setzte, aufzusuchen. Allein der Empfang bei diesem war ganz anders, als er gehofft hatte; der Oberst erwiderte seine Klagen mit der Beschuldigung, er habe „in polnischen Affairen räsonnirt," drohte, er werde ihn auf die Festung Königstein bringen lassen und schloß mit dem, den armen Rector gänzlich aus der Fassung bringenden Ansinnen — Kriegsdienste zu nehmen. Ulrici's Berufungen auf seinen Stand, seine Erklärung, daß er gänzlich friedliebenden Gemüthes sei und gar keinen Beruf fühle, in den Kriegerstand zu treten, hatten blos das Resultat, daß der Oberst ihn dem Lieutenant v. Plötz übergab, auf dessen Stube er in Arrest verblieb. In Guben waren noch in der Nacht, ob durch das Militär oder den Magistrat, lassen unsere Nachrichten im Dunkel, Ulrici's Sachen, besonders seine Papiere durchsucht, dann versiegelt worden, wobei eine silberne Dose mit abhanden gekommen ist. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht von Ulrici's Arretirung schnell in der Stadt. Einige Freunde des Rectors suchten vergeblich Auskunft und Hülfe bei dem Magistrate: sie ließen sich durch des Bürgermeisters Achselzucken und dunkle Andeutungen über Ulrici's geheime Verbrechen nicht abhalten, seine Spur zu verfolgen, und nachdem sie durch den Kutscher, der ihn nach Spremberg gefahren, Auskunft erlangt, eilten sie ihm nach Spremberg und von da nach Bautzen nach und erfuhren, daß er noch am letztern Orte sei. Sie suchten und fanden Gelegenheit, sich mit Ulrici zu verständigen, begaben sich zum Obersten v. Schmiskall und ihre Drohung, daß sie sofort nach Dresden reisen und die Sache Allerhöchsten Ortes beschwerend anbringen würden, bewegen diesen, der wahrscheinlich gehofft, er werde den Schulmeister durch Drohungen bald zur Raison bringen, endlich andere Saiten aufzuziehen: er erklärte, es walte ein Mißverständniß ob, und Ulrici ward seiner Haft entlassen. Im Triumph brachten ihn seine Freunde nach Guben zurück. Dort in Sicherheit, führte er nun Beschwerde über die erlittene Unbill, worin denn insbesondere die abhanden gekommene silberne Dose, die ihm sehr am Herzen gelegen zu haben scheint, eine bedeutende Rolle spielt. Es ward auch eine Untersuchung eingeleitet, die aber — der Einfluß des Bürgermeisters scheint sich hier noch geltend gemacht zu haben — mit keinem großen Eifer geführt ward und ganz einschlief, als der Oberst v. Schmiskall, der noch wegen anderer Ungebührnisse zur Untersuchung gezogen war, sich nach dem bekanntlich durch Brühl herbeigeführten Sturz seines Protectors, des Ministers Fürsten Sulkowski, am 25. September 1738 in Bautzen in seinem Schlafcabinet erschoß. Ob der lange Rector nachträglich noch Malchen oder ein anderes schönes Kind mit seiner Hand beglückt hat, haben wir nicht ausmitteln können.

Seitdem liegen fast hundertundzwanzig Jahre hinter uns. Aber selbst von dem Anfang dieses Jahrhunderts trennt uns schon eine weite Kluft. Wie seltsam müssen uns, die wir uns kaum eine Stunde weit vom Hause entfernen ohne uns vom Dampf schleppen zu lassen, folgende Bedenken der Behörde gegen die Errichtung einer Dampfschiffahrt auf der Elbe vorkommen. Sie bilden den Schluß eines Vortrags der Landesregierung über eine Petition um ein Privilegium für ein Dampfboot, das von Hamburg nach Dresden als Frachtschiff fahren sollte, und datiren vom 17. August 1824.

„Hierzu kommt noch, daß N. seinen neuerlichen Vorstellungen zufolge entschlossen ist, ein Dampfboot zu errichten, welches der fraglichen Jacht als Schleppschiff dienen soll. Eine solche schwimmende Dampfmaschine dürfte aber sowohl für die auf der Jacht selbst und auf den in deren Nähe kommenden Fahrzeugen befindlichen Menschen, als auch für die Bewohner der Elbufer und die an den letztern liegenden Schiffmühlen mit einer nicht zu übersehenden Gefahr verbunden und daher deren Gebrauch jedenfalls nicht zu gestatten sein, solange nicht das Resultat der von Sachverständigen darüber anzustellenden gründlichen Untersuchung, eine genügliche Beruhigung deshalb gewähren wird." Die geäußerten Besorgnisse wurden auch bei der höhern Behörde lebhaft getheilt und der Petent ward abgewiesen.

Originell war auch das Verfahren der Gerichte zu Wilthen gegen Peter Jokuff: er war verurtheilt, den Gerichten wegen gegen sie ausgestoßener Injurien Abbitte zu thun; dessen weigerte

er sich hartnäckig; ein Gefängniß, in dessen Stille er hätte andern Sinnes werden können, existirte nicht. Die Gerichte setzten Jokuff also in Arrest, in das einzige öffentliche Lokal, das zu Gebote stand, in die — Schenkstube, wo er mit einem Beine an den Schenktisch angeschlossen ward. Die Bauern, welche die Schenke besuchten, ließen Jokuff, dessen Trotz vielleicht ihren Beifall fand, tüchtig einschenken, tractirten ihn, er hatte den ganzen Tag die beste Unterhaltung, kurz, bis auf die etwas unbequeme Stellung, befand er sich ganz vortrefflich. An den Schenktisch gefesselt, saß er so vom 2. September 1750 bis 15. Februar 1751. Da der Gerichtshalter sah, daß er offenbar so nicht zum Ziele komme, ward in der Schenkstube ein besonderer Verschlag von Brettern, eine Art großer Käfig, errichtet und derselbe Jokuff zur Residenz angewiesen, auch das Verabreichen von Getränken und Lebensmitteln Seiten der Gäste an ihn untersagt und er auf die magere Diät von Wasser und Brot gesetzt. Der Gerichtshalter wollte Jokuff auch beide Füße in den Stock setzen, fand aber bei der Ausführung so entschiedenen Widerstand bei Jokuff, daß er davon absah und sich begnügte, ihm einen Fuß in den Stock zu legen. So saß Jokuff in seinem Käfig in der Schenkstube noch am 15. August 1751, an welchem Tage die Gerichte Bericht erstatteten, mit dem Antrage, ihn doch lieber ins Zuchthaus nach Waldheim zu schicken, was denn auch angeordnet ward.

Zum Schluß möge noch folgende Urtheilsformel aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges hier stehen: „Es solle des Delinquenten Leib mit den Schwert in zwei Stücke geschlagen werden, also daß der Kopf das kleinste, der Körper aber das größte verblieb, ihm zur wohlverdienten Strafe und anderen zum schrecklichen Exempel."

Zur Chronik.

Evangelische Gemeinde in Triest.

-n. In Triest besteht eine schweizerische reformirte Gemeinde, welche am 1. November dieses Jahres ihr fünfundsiebzigjähriges Bestehen gottesdienstlich feierte. Am 21. October 1782 wurde nämlich der erste öffentliche Gottesdienst nach reformirtem Ritus abgehalten. Die Entwickelung dieser kleinen Gemeinde, die nach der letzten Zählung aus 777 Seelen besteht, ist nicht ohne Interesse, da sie mit dem progressiven Aufblühen Triests selbst als Handelsstadt zusammenhängt. Die Freihafenrechte dieser Stadt hatten nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Bewohner Graubündens (namentlich aus den Thälern des Engadin und der Bregaglia) zur Gründung einer Schweizercolonie dahin gelockt. Die ersten Ansiedelungen, denen bald andere folgten, fallen in das Jahr 1751 und bestanden aus zwei Familien. Als kirchliche Gemeinde konnte sich die kleine Colonie constituiren in Folge des berühmten Toleranzedicts Kaiser Josephs II. Dies geschah 1782, nachdem die Colonie die Sylvesterkirche eigens dazu gekauft und hatte herrichten lassen. Ein eigenthümliches Zusammentreffen findet sich noch bei den Geistlichen der Gemeinde. Ihr erster Pfarrer stammte nämlich aus Vicosoprano im Bregagliathal, wohin einst der Protestantismus durch Peter Paul Vergerius verpflanzt worden war, der bis 1535 Bischof von Triest und Capo d'Istria gewesen, von Papst Paul III. als Legat zur Bekehrung Luthers nach Deutschland gesandt worden war, aber dann mit seinem Bruder Johann Baptist Vergerius, Bischof von Pola selbst zur neuen Lehre übertrat und in Folge dessen 1547 aus seinem Bisthum vertrieben wurde. Pierpaolo Vergerio war ein unruhiger Mann, aber sehr thätig in Ausbreitung der neuen Lehre. Die nach Sprache und Physiognomie italienische Bevölkerung des Bregell, der obersten Stufe des Mairathals, ist heute noch protestantisch. An der Kirche des Hauptortes Vicosoprano verrichtete der frühere päpstliche Nuntius Predigerdienste, später auch noch ein anderer berühmter Graubündner, Johann von Travers, Staats- und Kriegsmann, der noch als Greis zur Beförderung der Glaubensbesserung das Predigtamt übernahm (er hatte in seiner Jugend dreizehn Jahre lang in verschiedenen Ländern die Schulen besucht) und zur Einführung der Reformation im Engadin viel beitrug.

Neue Stiche Rahns.

λ. Die Verehrer Winkelmanns werden bald in den Besitz eines getreuen und des großen Kunstlehrers würdigen Porträts gelangen. Bekanntlich befindet sich das berühmte Gemälde der Angelika Kaufmann in den Händen der Züricher Künstlergesellschaft, und nach diesem hat der in weiteren Kreisen namentlich als Leiter und Mitarbeiter des „Reineke Fuchs" und anderer Illustrationen nach W. Kaulbach rühmlich bekannte Kupferstecher H. R. Rahn von Zürich seinen Stich begonnen und schon ziemlich weit gefördert. Von Rahn wird gegenwärtig auch eine größere vieljährige Arbeit veröffentlicht, ein schöner Kupferstich der Madonna mit dem Christuskinde nach Julius Schnorr in Dresden. Das Original befindet sich als Rundbild al fresco an einem Privathause in München und zeigt ganz besonders die ernste tiefsinnige Auffassungsweise Schnorr's. Zu Rahns Stiche hat Schnorr eine besondere Zeichnung angefertigt und einen sinnigen Rahmen um das Bild hinzugefügt, welchen das Frescogemälde nicht hat. Der Arbeit Rahns hat auch Schnorr seine volle Anerkennung angedeihen lassen. Der Stich wird als einfach, kräftig und von großer Wirkung gerühmt, ohne daß die einzelnen Partien der Zartheit und Schärfe entbehrten. Rahn scheint sich hauptsächlich die einfache, klare Behandlung Desnoyers und der älteren Hauptmeister der französischen Schule zum Muster genommen zu haben. Wir erwähnen dieses neuen gediegenen Werkes des wackern Künstlers, um einstweilen die Freunde Winkelmanns zu benachrichtigen, was sie von des letztern Porträt zu erwarten haben dürften.

Neubauten in Cöln.

— In Cöln, ehedem „dat groote hillige," jetzt mit mehr Recht das große mächtige und reiche genannt, steigen riesenhafte Bauten auf, die davon zeugen, daß die Bürgerstadt, die bereits 10,000 fleißige Protestanten zählt, einer der bedeutendsten Verkehrsplätze auf dem Festlande geworden ist. Daß man diesen Aufschwung an die Wiedervereinigung mit dem deutschen Leben knüpft, verdient patriotischen Dank, und führt zu dem Denkmal für den dritten Friedrich Wilhelm, der 1815, halb nothgedrungen, das rheinische Unterland mit Preußen vereinigte und damit, laut seiner Proclamation von damals, ein Wagniß zu un-

ternehmen glaubte. Die Stadt Cöln hat 60,000 Thlr. gezeichnet; mehrere Posten einzelner Bürger lauten auf 1000 Thlr. Man trägt damit vielleicht indirect einen Dank der dem vierten Friedrich Wilhelm gebührt, an den Vater ab. Die 90,000 Thlr. welche seit 1842 zum Dombau jährlich verwendet werden, sind doch ohne die religiös romantische Idee zum Ausbau des großen Fragments nicht denkbar. Das Nordportal geht wie das Südportal seiner Vollendung entgegen. Erst dann kann mit Hülfe der nöthigen Strebepfeiler das Schiff der Kirche sein Gewölbe von Stein erhalten. Der nordwestliche Thurm soll zur Höhe des südwestlichen aufgeführt werden; dies zusammen erfordert, falls die jährliche Beisteuer bleibt, noch fünf Jahre. Vom Luxus einer Vollendung der Thürme hat man jetzt abgesehen. Die massive Rheinbrücke, das Werk der neuen Eisenbahngesellschaft, führt gerade auf das Chor des Doms; ihre Pfeiler, jeder von 150,000 Thlr. Kostenbetrag, ragen bereits über den Wasserspiegel hervor, in einer Höhe, die den Dom fast drücken wird, da er tiefer als die Rheinbrücke stehen wird. Auch andere Kirchen Cölns erneuern sich schön von innen heraus. So strahlt die Minoritenkirche, von außen so unscheinbar, wie die Apostelkirche, jene gothisch, diese byzantinisch, innerlich in aller Pracht des ersten ursprünglichen Bauplans. Dicht daran stößt das in Grundmauern und erstem Stock schon aufgeführte große Museum, die Stiftung des Bürgers Richartz, der seine Dotation von 100,000 Thlrn. noch um 50,000 vermehrte. Der nächste große Bau Cölns wird der Freihafen sein. Für die riesenhafte Zuckerfabrik, ursprünglich für Colonialzucker bestimmt, wird jetzt der Bauer im Cölnischen Lande zum Rübenanbau gewonnen werden müssen. Nichts fehlt für Cöln dann noch als ein entsprechendes Theater. Die reiche Stadt nimmt noch immer 10 Procent von der Bruttoeinnahme, und der ungemüthliche „Klüngel" sieht noch scheel, wenn es einem sparsamen und fleißig redlichen Pächter gelingt, trotzdem noch zu gewinnen. Cöln braucht für Oper und Sonntagsspectakel ein großes Theater; das jetzige Gebäude genügt für's Schauspiel, falls die Idee einer Actienbetheiligung wie in Frankfurt ins Leben tritt. Die nöthigen 30,000 Thlr. mit denen man beginnen will, würden schon gezeichnet sein, wenn die americanische Geldkrisis die Sache nicht vertagen hieße.

Peter der Große in Riga vor Gericht.

— Aus den „Rigaischen Stadtblättern" entnehmen wir eine Anekdote aus dem Leben Peters des Großen. — Nach der Eroberung Riga's belehnte der Kaiser den Grafen Scheremetew und den Fürsten Mentschikow mit einer nicht unbedeutenden Anzahl „Haken" Landes, von denen einer einem Rigaischen Bürger gehörte. Dieser, keines Vergehens sich bewußt weswegen ihm sein Besitzthum genommen und dem Fürsten Mentschikow zugetheilt worden, wagte vor dem neuen Herrscher seine Schuldlosigkeit zu betheuern und das Unrecht, das ihm geschehen, auseinanderzusetzen. Der Monarch hörte ihn ruhig an, und wies ihn an die Behörde, wo er selbst erscheinen würde, wenn die Angelegenheit ihn beträfe. Der Bürger reichte nun bei dem Rathe der Stadt eine Klage gegen den Fürsten Mentschikow ein, als den unrechtmäßigen Besitzergreifer seines Erbes, wurde aber von den Richtern abgewiesen. Denn da das Landstück auf allerhöchsten Befehl dem Fürsten verliehen worden, so richte sich die Klage gegen den Kaiser, und diesen könnten sie nicht richten. Da indessen der Bürger erklärte, daß der Kaiser selbst ihm befohlen habe, die Klage anzustellen, so wurde sie nach manchen Berathungen endlich entgegengenommen, und ein Mitglied des Raths zum Fürsten entsandt mit der Anzeige von der Klage und daß seine Durchlaucht sich auf das Rathhaus zu begeben habe, um den Entscheid zu erwarten. Der Fürst entgegnete indeß, daß er nicht eigenmächtig sich in den Besitz des Landstückes gesetzt, sondern dasselbe von dem Kaiser erhalten habe. Der Abgesandte unterbreitete diese Antwort dem Monarchen, der sie als begründet erachtete und nach den Gesetzen zu verfahren befahl. Als nun die Aeußerung ausgesprochen wurde, daß in diesem Falle Seine Majestät selbst auf dem Rathhause zu erscheinen hätte, sagte der Kaiser sein Erscheinen zu. — Die Angelegenheit wurde nun nochmals durchgesehen, und die Forderung des früheren Besitzers anerkannt. Der Kaiser, hiervon in Kenntniß gesetzt, begab sich alsbald auf das Rathhaus, befahl die Sitzung zu eröffnen, hörte den Vortrag der Sache und das Urtheil, das gegen ihn ausfiel. Er bezeigte sich mit demselben zufrieden, dankte den Mitgliedern der Behörde für die Unparteilichkeit der Entscheidung, küßte jeden auf die Stirn und befahl die Rückgabe des Landstückes an den Kläger.

Die Polarreisen Dr. Kane's auf dem Theater.

x. Der muthige Reisende, welcher zweimal allem Eise und den Stürmen des hohen Nordens Trotz bot, ist bekanntlich im Laufe dieses Jahres gestorben, und es war ihm nicht vergönnt, eine dritte Wanderung anzutreten, auf welcher er den Pol zu erreichen gedachte. Diese Hoffnung, welche wahrscheinlich eine eitle war, ist nun mit ihm begraben. Viele unserer Leser kennen ohne Zweifel die deutsche Bearbeitung seiner Fahrten. (Zwei Nordpolarreisen, zur Aufsuchung Sir John Franklins, von Elisha Kent Kane, deutsch bearbeitet von Julius Seybt. Leipzig 1857. Lorck.) Wie groß das Interesse des Publicums an diesem Manne und den von ihm bestandenen Abenteuern ist, zeigt sich namentlich in Neuyork, wo man über Kane die große Geldklemme vergißt, wenigstens täglich auf ein Paar Stunden. In der Empire Halle des Broadwaytheaters machen Kane's Reisen an jeden Abend ein volles Haus. Sobald der Vorhang aufgeht, giebt ein Herr Gaylor eine kurze Uebersicht aller Reisen nach dem hohen Norden und erzählt insbesondere die Erlebnisse Kane's und seiner Gefährten sehr ausführlich. Dazwischen werden zur Erläuterung vierunddreißig Bilder vorgeführt, welche die am meisten anziehenden oder gefahrvollen Auftritte der Reise schildern. Ein besonderes Interesse gewinnen diese Schaustellungen dadurch, daß zwei von Kane's Gefährten, als Eskimos gekleidet, auf der Bühne anwesend sind, nämlich der Schiffslieutenant Brooks und Morton, der Entdecker des vermeintlichen offenen Polarmeeres, an dessen „Offenheit" wir, beiläufig bemerkt, nicht recht glauben. Sie haben auch Kane's Eskimohund Itah bei sich; er ist der einzige welcher von seinen Paar hundert Gefährten am Leben blieb; ein Engländer hat viel Geld für diesen geboten, allein die Americaner wollen ihn behalten, weil sie ihn als eine Nationaltrophäe betrachten.

Deutsche Häuslichkeit im fernen Westen.

s. Herr Olmsted weiß in seinen „Wanderungen in Texas" viel Gutes von den dort angesiedelten Deutschen zu erzählen, in denen er ein sehr wichtiges Element der Civilisation erkennt. Er schätzt sich glücklich, wie er aus den eigentlich americanischen in die deutschen Striche kommt. Er lobt höchlichst den Fleiß und die Wirthschaftlichkeit der neuen Ansiedler, die Sauberkeit und

Comfort ihrer häuslichen Einrichtung, das Interesse an geistiger Bildung das sich bei ihnen überall zeigt, das anstandsvolle und ruhige Benehmen im Gegensatz zu der Rohheit und dem lärmenden Wesen der Americaner. Bei Braunfels stieg er im Hause eines deutschen Schuhmachers ab, der mit seiner Frau und seinem Bruder die Wirthschaft führte. Alle waren wohl gekleidet, und die Frau ein wahres Muster von Sauberkeit. Als sie uns das Abendessen bereitete, erschien sie uns wie ein Prachtmodell für eine Hausfrau; sie hatte ein hübsches, gesundes deutsches Gesicht mit freundlichem Ausdruck, und war so zuthunlich, so sehr bemüht uns alles bequem zu machen, daß wir von ihr wie von einer Freundin schieden. Das Haus war reichlich meublirt, Bettstellen, Koffer, Anrichte, Simse, Küchengeräth, alles in bester Ordnung. Abends hatten wir Weitzen- und Maisbrot, Buttermilch und Eier; dasselbe erhielten wir zum Frühstück und dazu Pfannkuchen mit selber raffinirtem Zucker. Dazu prächtige gelbe Butter. „Wie können Sie so gute Butter bereiten?" fragte ich erstaunt. — „O, recht gut; die americanischen Frauen sind nur zu träg und wirken ihre Butter nicht tüchtig durch. In San Antonio bekommen wir einen halben Dollar für das Pfund, ja wohl 15 Cents, aber wir wollen auch gute Butter essen." Und so war es. Ich war früher im Hause eines americanischen Viehzüchters im östlichen Texas; der Mann besaß gewiß hundert Stück Kühe, hatte aber weder Milch noch Butter im Hause, denn „es machte zuviel Umstände." Einer meiner Freunde ist vierzehn Tage im Hause eines Americaners gewesen, der mindestens fünfhundert Kühe besitzt, und hat in der ganzen Zeit weder Milch noch Butter gesehen. Die Familie wußte beide guten Sachen recht wohl zu schätzen, „aber es macht zuviel Umstände." Hier trieb der Deutsche früh Morgens eine Kuh in die Verzäunung und die Frau melkte.

Ein andermal besuchte er bei Sisterdale einen Richter, in dem manche unserer Leser einen alten Bekannten entdecken werden. Das Haus des Richters war eine doppelte Blockhütte und stand auf einem romantisch gelegenen Felsenvorsprung über dem Guadalupe. Er trat heraus, um uns zu begrüßen, wandelte rasch sein Speisezimmer in einen Gerichtssaal um, nahm dann seine lange Tabakspfeife zur Hand und führte uns in sein Zimmer, wo er eben meteorologische Tabellen verfaßt hatte. Die Gerichtssitzung war nur kurz. Es handelte sich darum, den Schadenersatz für einen erschossenen Hund auszumitteln und die Parteien auszusöhnen. Der Richter genoß weit und breit so großes Ansehen, daß ihm das Friedenstiften durchgängig gelang. Sein Haar war theilweise kahl, aber sein Antlitz frisch; es strahlte wie von ewiger Jugend, und man sah ihm den hochgebildeten Mann auf den ersten Blick an. Er war daheim mit Humboldt und Goethe's Bettina befreundet gewesen und ein eifriger Naturfreund. Romane und wissenschaftliche Bücher lagen haufenweis im Zimmer, und sein Haus in den Hinterwäldern war ein Tempel der Wissenschaft. An der Wand hingen neben einer Copie von Murillo's Madonna ein Dutzend Flinten und Büchsen; auf den Betten lagen Hirschfelle, die Kleider hingen an Hirsch- und Rehgeweihen, an den Bettpfosten waren Schlangenhäute zum Trocknen ausgebreitet, da und dort hingen Barometer, auf einem Tische lagen und standen Spiritusflaschen, Pulverhorn und Proben von sächsischer Electoralwolle. Zum Mittagessen setzte er uns Maisbrot und Bohnen vor; der Kaffee wurde in Zinngeschirr aufgetragen, aber das Salz der Unterhaltung war attisch und goldener Pokale würdig. Otto v. Behr, denn er war der Richter, lebt nicht mehr. Er ging im folgenden Jahre auf Besuch nach Deutschland, wurde während der Rückreise unwohl und starb nachdem das Schiff in den Mississippi eingelaufen war. Sein Verlust ist für die Ansiedelung unersetzlich; die San Antonio Zeitung vom März 1855 hat ihm einen rührenden Nekrolog nachgerufen. Wir verlebten bei ihm einen herrlichen genußreichen Tag. Er zeigte uns seine Maisfelder und seine Schafheerde. Diese letztere stammte aus Sachsen wo er die beste Auswahl getroffen hatte, war glücklich angekommen, blieb aber seit ein Paar Jahren sich so ziemlich selbst überlassen; sie kam trotzdem gut fort, nur ging viel durch Panther und Indianer verloren. Die letzten hatten bald nach Beginn der Ansiedelung den deutschen Hirtin erschossen, und die Heerde hatte seitdem nicht ganz gut abgewartet werden können. Sie rentirte aber gut, weil viel Nachfrage nach jungen Stähren war.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Als **Festgeschenke** empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sind folgende Bücher, die sich sowohl durch ihren allgemein nützlichen und unterhaltenden Inhalt als auch durch ihren wohlfeilen Preis zur allgemeinen Verbreitung eignen, zu den beigesetzten Preisen zu beziehen.

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Jeder Band von 20—30 Bogen von dem Inhalt zweier oder dreier gewöhnlichen Octavbände in der Regel mit einem Portrait in Stahlstich kostet nur 1 Thlr. Eleg. gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Jedes Werk ist einzeln zu haben.

I. Historische Hausbibliothek.

№ 1. **Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
№ 2. **Geschichte von Belgien.** Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy.
№ 3. **Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
№ 4. **Geschichte Kaisers Joseph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's.
№ 5. **Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
№ 6. **Nelson und die Seekriege von** 1793—1813. Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
№ 7. **Geschichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
№ 8. **Johann Huß und das Concil zu Costnitz.** Von E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Johann Huß'.
№ 9. **Geschichte der französischen Revolution.** 1789—1813. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Raffet.
№ 10. **Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.** Nach E. Willards. Mit dem Portrait Washington's nach Longhi.
№ 11. **Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit.** Von F. A. Allen. Mit dem Portrait Christian's IV. Nach Karl v. Mandern.
№ 12. **Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
№ 13. **Geschichte Kaiser Maximilian's I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.
№ 14. **Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
№ 15. **Geschichte der Wiener Revolution.** Von F. A. Nordstein. Mit dem Portrait des Erzherzogs Johann.
№ 16. **Das Leben Mohamed's.** Von Washington Irving. Mit dem Portrait Mohamed's.
№ 17. **Geschichte Karl's des Großen.** Nach Joh. Friedr. Schröder. Mit dem Portrait Karl's d. Gr. nach Albrecht Dürer.
№ 18. **Geschichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner.
№ 19. **Der Hansabund.** Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's von Milde.
№ 20. **Geschichte Spaniens.** Nach Astargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.
№ 21. **Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zuchari.
№ 22. **Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andreas Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Ant. van Dyk.
№ 23. **Geschichte Frankreichs** von den ältesten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
№ 24. **Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.
№ 25. **Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Prosper Mérimée. Mit dem Portrait Peter's nach A. Carnicero.
№ 26. **Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri.** Von Dr. Friedr. Steger. Mit dem Portrait Franz Sforza's.
№ 27. **Geschichte des osmanischen Reiches** von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Sultan Abdul Medschid nach Duffault.
№ 28. **Geschichte des Kaisers Nikolaus I.** und der Entwickelung Rußlands seit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vassy. Mit dem Portrait des Kaisers Nikolaus, gest. v. Weger.
№ 29. **Geschichte Kaiser Karl's V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
№ 30. **Geschichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographischer Form bearb. von Dr. Adolf Geisler.
№ 31. **Geschichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographischer Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
№ 32. **Geschichte der neuesten Zeit** (von 1815—1854). Von Dr. A. Geisler.
№ 33. **Geschichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving.
№ 34. **Geschichte Oliver Cromwell's und der englischen Republik.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's.
№ 35. **Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen.**

Inhalt: I. Die Türken in Europa bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Von Prof. Chr. Molbech. II. Die Russisch-Türkischen Feldzüge des Jahres 1828—1829. Vom Obersten F. R. Chesney. III. Die Reformperiode der Türkei; Geschichte der letzten zwanzig Jahre von Dr. Edward H. Michelsen. IV. Zur Statistik des Türkischen Reiches von Dr. Edward H. Michelsen.

№ 36. **Geschichte des Russischen Reiches** von der ältesten Zeit bis zum Tode Kaiser Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
№ 37. **Attila.** Schilderungen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts. Von Amedee Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
№ 38. **Attila's Söhne und Nachfolger.** Von Amedée Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
№ 39. **Geschichte Italiens.** Von der ersten französ. Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Englischen des R. H. Wrightson. Deutsch von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Papstes Pius IX.
№ 40 **Geschichte Richard Cromwell's und der Wiederherstellung des Königthums in England.** Von Fr. Guizot. Deutsch von Seybt. Mit d. Portr. General Monk's.
№ 41. **Leben Karl's XII.** Von Andreas Fryxell. Deutsch bearbeitet von Anton v. Etzel. Mit dem Portrait Karl's XII.
Leben des Kaisers Taokuang. Geschichte China's während der letzten fünfzig Jahre. Von Karl Gützlaff. Aus dem Englischen von Jul. Seybt.

II. Bibliothek der Gegenwart.

Aus dem Feldlager in der Krim. Briefe des Timescorrespondenten W. Russell. Deutsch bearbeitet von Jul. Seybt.
Historisches Jahrbuch 1853—1854. Mit dem Portrait des Präsidenten Franklin Pierce.
Historisches Jahrbuch 1854—1855. Mit dem Portrait des Lord Palmerston.
Historisches Jahrbuch 1855—1856. Mit dem Portrait des Königs Oscar von Schweden.

III. Moderne Geschichtschreiber.

№ 1–3. Geschichte der amerikanischen Revolution. Von G. Bancroft. Mit d. Plane der Belagerung von Quebek.

№ 4. Der falsche Demetrius. Von Prosper Mérimée. Eine Episode aus der Geschichte Rußlands.

№ 5–8. Das Leben George Washington's. Von Washington Irving. I–IV. (Bd IV erscheint in Kupfern.) Das Werk erscheint in etwa 6 Bdn.

№ 9. u. 10. Geschichte von Indien. Von Thomas Keightley Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt. 2 Bände.

Diese Sammlung ist zunächst für umfangreichere Erscheinungen der geschichtlichen Literatur des Auslandes bestimmt, die auf allgemeinere Theilnahme Anspruch haben, die aber den streng begrenzten Umfang der Bestandtheile der Historischen Hausbibliothek übersteigen.

Wenn die „Historische Hausbibliothek" wesentlich nur auf das Bedürfniß des größeren Publicums berechnet ist, so wird die neue Sammlung auch die wissenschaftlichen Interessen engerer Kreise berücksichtigen können. Sie wird zu einer Ergänzung der Historischen Hausbibliothek dienen; nicht daß sie Partien der Geschichte behandelte, welche dort gänzlich unberücksichtigt blieben, sondern indem sie ausführlich schildert, was dort nur in kurzen Grundzügen dargestellt werden konnte. So hoffen wir, sollen beide Unternehmungen rüstig nebeneinander fortschreiten, sich gegenseitig unterstützen und der neuen Sammlung dieselbe Theilnahme zur Seite stehen, die der ältern in so reichem Maße gewährt worden ist.

IV. Naturwissenschaftliche Hausbibliothek.

№ 1. Der Geist in der Natur. Von H. C. Oersted. Deutsch von Dr. K. L. Kannegießer. Mit d. Portr. des Verfassers.

№ 2. Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur. Von H. C. Oersted. Deutsch von Dr. K. L. Kannegießer.

№ 3. Chemische Bilder aus dem Alltagsleben. Nach dem Englischen des James F. W. Johnston.

№ 4. Naturschilderungen von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit Biographie und Portrait des Verfassers. 2te Aufl.

№ 5. Katechismus der Naturlehre von Dr. E. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des englischen Originals und der 2. Aufl. der vom Verfasser besorgten französischen Ausgabe.

№ 6. Die Witterungslehre auf ihrem neuesten Standpunkte dargestellt zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände von Dr. G. A. Jahn.

V. Bibliothek für Länder und Völkerkunde.

№ 1. Eine Weltumsegelung mit der schwedischen Kriegsfregatte „Eugenie" 1851–1853. Von N. J. Andersson. Deutsch von Professor Dr. Kannegießer.

№ 2. Reise-Erinnerungen aus Sibirien von Prof. Christoph Hansteen. Deutsch von Dr. H. Sebald.

№ 3. Die Krim und Odessa. Reise-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch.

№ 4. Süd-Rußland und die Donauländer. In Schilderungen von L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien und W. Smyth.

№ 5. Die Kaukasischen Länder und Armenien. In Schilderungen von O. Spencer, K. Koch, A. Curzon, R. Wilbraham und F. Macintosh. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Koch.

№ 6. Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Nach dem Französischen des Grafen d'Escayrac de Lauture.

№ 7. Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet zur Hauptstadt des Tale Lama von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.

№ 8. Wanderungen durch das chinesische Reich von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.

№ 9. Central-Amerika insbesondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree.

№ 10. Buenos-Ayres und die Argentinischen Staaten. Nach den neuesten Quellen. Herausgegeben von Karl Andree.

№ 11. Wanderungen durch Australien von Oberstlieutenant Godfroy Charles Mundy. Deutsch bearbeitet von Friedrich Gerstäcker.

№ 12. Reisen im Nordpolmeere von F. Elisha Kent Kane. Deutsch von J. Seybt.

№ 13. Wanderungen durch Texas und im mexikanischen Grenzlande. Aus dem Englischen des F. L. Olmsted.

VI. Bibliothek älterer Reisen.

№ 1. Mungo Park's Reisen in Africa von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger. 22 Bogen. 8.

Ohne daß wir den Plan der Sammlung als ein vollständiges abgeschlossenes Ganzes oder die Reihenfolge als eine streng einzuhaltende bezeichnen wollen, können wir als Hauptinhalt angeben:

Cook, Australien, Neuseeland, Tahiti. — La Perouse, japanische Inseln, Küste der Tatarei u. s. w. — Bruce, Nubien, Abissinien. — Levaillant, Südafrica. — Benjowski, Kamtschatka Madagaskar. — Columbus, Westindien und Küste des Festlandes. — Cortez und Pizarro, Mexico, Peru, Chile. — Chardin, Persien, Ostindien. — Niebuhr, Arabien. — Barros, die Entdeckung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung.

VII. Culturgeschichtliche Hausbibliothek.

№ 1. Westslawischer Märchenschatz. Deutsch bearbeitet von Jos. Wenzig.

Lorck's historische Hausbibliothek gehört mit zu den rühmlichsten Unternehmungen des deutschen Buchhandels. Schon ein Blick auf das Verzeichniß lehrt die umsichtige Leitung der Auswahl. Auch die Ausstattung bildet eine anerkennenswerthe Ausnahme von der beliebten Aschgrauigkeit der deutschen populairen Buchhändler-Unternehmungen. (Köln. Zeitung.)

Die Verbreitung billiger und dabei doch gediegener Bücher nimmt auch in Deutschland auf höchst erfreuliche Weise zu. Besondere Auszeichnung in dieser Hinsicht verdient neben anderen die Buchhandlung von Carl B. Lorck. Nachdem dieselbe schon seit Jahren unter dem Titel: „Histor. Hausb." eine Sammlung historischer Monographien hat erscheinen lassen, die sich zum großen Theil eben so sehr durch ihren trefflichen Inhalt, wie durch gute Ausstattung und mäßigen Preis empfiehlt, kündigt sie als willkommenes Seitenstück dazu, jetzt auch eine naturwissenschaftliche Hausbibl., sowie eine Hausbibl. für Länder- und Völkerkunde an. Auch die modernen Geschichtschreiber verdienen die lebhafteste Empfehlung. (Prutz. Deutsches Museum.)

Es ist kein geringes Verdienst der histor. Hausbibl. durch Uebersetzung guter Geschichtswerke des Auslandes und gediegene, mit unbeirrtem Blick erfaßte und geschmackvoll geschriebene Bearbeitungen dem geschichtlichen Bedürfniß gerecht zu werden und damit eine gründlichere, des Muthes nicht entbehrende politische Bildung zu verbreiten. (Allg. Militair-Zeitung.)

Man muß es der Verlagshandlung einräumen, daß sie unermüdlich dafür sorgt, ihre Hausbibliothek mit den besten Erzeugnissen der fremden Literatur zu bereichern. Die ökonomische, aber dennoch treffliche und zweckmäßige typographische Einrichtung macht es möglich, einen reichhaltigen Stoff in einem Bande zu liefern. (Lit. Bl. d. Börsenhalle.)

Daß die geographische Hausbibliothek, ebenso wie die histor. und die naturwissenschaftliche nur Gediegenes, Tüchtiges, den Bedürfnissen des größeren gebildeten Publicums Entsprechendes bieten wird, dafür giebt der vorliegende erste Band eine gute Bürgschaft. Wir können nicht umhin, die ganze Hausbibliothek allen Denen, welche die Neigung und die Mittel haben, sich einen werthvollen Vorrath gesunder Geistesnahrung zu sammeln, auf's Angelegentlichste zu empfehlen. Der Preis ist in Rücksicht auf den gediegenen Inhalt und in Erwägung des Umstandes, daß jeder Band auch einzeln zu haben ist, sehr niedrig.

(Mag. für Literatur des Auslandes.)

Das Bedürfniß ist glücklich herausgefühlt, die geistigen Kräfte sind gewonnen worden und das Unternehmen darf, wie der Erfolg bereits gelehrt hat, als ein gelungenes angesehen werden.

(Brockh. Lit. Bl.)

Die Hausbibliothek bemüht sich auf das Ernstlichste, die Gunst des Publicums, die ihr in so reichem Maaße zu Theil geworden ist, auch durch den innern Werth ihrer Leistungen zu verdienen. In neuester Zeit hat sie fast das Ansehen einer encyklopädischen Darstellung alles Wissenswerthen aus dem Gebiete der neuern Geschichte, der Länder- und der Völkerkunde und der Naturwissenschaften angenommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie ausführlicher und vollständiger sein kann. (Grenzboten.)

Druck der Ries'schen Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 51. 1857.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig.] Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. [19. December.

Inhalt.

Oberst Charras über den Feldzug von 1815.

Die Neubegründung der Napoleonischen Dynastie durch den gegenwärtigen Kaiser von Frankreich hat unter anderen eine Folge gehabt, die man schwerlich erwartet hat, und die sichtlich nicht ohne tiefgreifende Nachwirkungen bleiben wird; sie hat eine Opposition gegen den Napoleonsenthusiasmus geweckt, der unter der Restauration und unter dem Julikönigthum zum Glaubensbekenntniß des französischen Liberalismus gehörte, und indirect nicht wenig zum Sturze beider beigetragen hat. Die glänzende Heroenzeit der Napoleonischen Kriege, während deren die französischen Fahnen siegreich in allen Hauptstädten des europäischen Continents geweht hatten, stach freilich sehr ab gegen die nachfolgenden Jahre, wo Frankreich theils vom Auslande abhängig war, theils sich mit der Rolle eines gleichberechtigten Mitgliedes des europäischen Staatencomplexes begnügen mußte, nie im Stande, als alleingebietend aufzutreten, und oft genöthigt, seinen Einzelwillen vor der ihm gegenüberstehenden Majorität zu beugen; der Vergleich zwischen beiden Epochen konnte bei den ehrgeizigen Franzosen nur zum Nachtheil der letzteren ausfallen. Daß eine solche Militärherrschaft, wie Napoleon sie über halb Europa ausübte, nur durch die Unterdrückung aller bürgerlichen Freiheit, nicht nur in den eroberten Ländern, sondern auch in Frankreich selbst, bestehen konnte, sahen nur Wenige ein, und diese Wenigen schwiegen, wenn sie nicht aus Oppositionsgeist das allgemeine Mißbehagen über die bescheidene Rolle, welche Frankreich im Reiche der Völker spielte, nährten, und die friedliche Politik der Restauration und des Julikönigthums, die dem Volke doch wenigstens ein ziemliches Maß Freiheit ließ, geringschätzig mit den glanzvollen Thaten Napoleons verglichen. Was sie damals gesäet, haben sie jetzt geerntet, aber die Ernte ist ganz anders ausgefallen als sie erwarteten. Die liberale Opposition und die offenen und verkappten Republikaner, welche vor 1848 die Napoleonische Herrlichkeit als Oppositionsmittel gegen die Regierung benutzten, ahnten freilich nicht, daß sie damit in der Masse des französischen Volkes, auf das der Glanz der Tyrannei allerdings stets mehr Eindruck macht als die stillen Segnungen der Freiheit, langsam den Grund zum Wiederemporkommen einer Herrschaft legen würden, die ihnen die Freiheit genommen hat, ohne ihnen bis jetzt eine besonders reiche Ernte des Ruhmes einzubringen.

Einer der beredtesten und wirksamsten Prediger des Napoleonsenthusiasmus, Thiers, hat auch zuerst mit der Umkehr begonnen. Er hat auch besonders dazu Anlaß gehabt, denn die Waffe die er vor 1848 so tapfer als Oppositionsmann geschwungen, hat sich nach 1848 gegen ihn gekehrt, und als Führer der parlamentarischen Partei hat er die vollständige Niederlage derselben durch einen Napoleon mit erleben müssen. Jedoch kann er seine Jugendliebe noch nicht ganz vergessen, und so verschieden die Auffassung Napoleons in der vor 1848 geschriebenen Hälfte von Thiers' Geschichte des Kaiserreichs von den in der später verfaßten Fortsetzung ausgesprochenen Ansichten ist, so oft wir hier ernsten Tadel und Bedenken anstatt des früher unbedingten und bewundernden Lobes finden, so ist es doch nur eine halbe Umkehr. Daß Napoleon der ganzen Welt seinen Willen als Gesetz aufzwingen, daß er fremde Nationalität unterdrücken, und sie sich und Frankreich dienstbar machen wollte, erscheint Thiers nicht an und für sich verwerflich und unpolitisch; er tadelt dies Verfahren nur, wo es einen Widerstand hervorrief, der sich selbst von Napoleons Genie und Kraft nicht bewältigen ließ. Nicht das Princip der Napoleonischen Politik findet er verwerflich, sondern nur ihre Anwendung unter Verhältnissen, die einen Rückschlag unvermeidlich machten. So erfährt z. B. die Unredlichkeit und Hinterlist, mit denen der französische Kaiser gegen Spanien verfuhr, nur geringen Tadel; und viel mehr als das Unsittliche wird das Unpolitische des Angriffs gerügt, weil Napoleon durch sein Unternehmen gegen Spanien seine Kräfte zersplitterte und sich zuletzt außer Stand gesetzt fand, seinen Hauptgegnern in Rußland und Deutschland mit ausreichender Truppenmacht entgegenzutreten. Für die Schwere der Sünden, die Frankreich damals an den europäischen Nationen begangen, für die Gerechtigkeit des Zornes, mit dem sie sich dann erhoben,

hat er keinen Sinn. Selbst wo er es über das Herz bringt, Ausstellungen an der Politik Napoleons zu machen, und sie übermüthig und tyrannisch zu finden, kann er doch wenigstens ihren Gegnern keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sieht in ihnen nur von engherzigen Vorurtheilen und politischen Chimären Befangene, Verblendete welche die Großsinnigkeit der Politik des Kaisers nicht begreifen können.

Einen ganz anderen Ton schlägt ein Artikel in der Revue des deux Mondes an, der, vorigen Januar begonnen, in der nächsten Nummer eine Fortsetzung fand, aber dann abbrach und seitdem nicht fortgesetzt worden ist. Es ist eine Darstellung der politischen und militärischen Ereignisse in Deutschland seit der Katastrophe von 1812 bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (nach der Schlacht bei Bautzen). Wäre der Artikel nicht von einem Franzosen und stände er nicht in einer Pariser hochgeachteten Revue, so würden wir nichts Besonderes an ihm hervorzuheben haben, da er — abgesehen von der eleganten und classischen Form, welche unseren Nachbarn jenseit des Rheines, und vor allem dem erwähnten Journal, so geläufig ist, — doch nur den Ansprüchen nachkommt, die man an jede historische Arbeit zu machen berechtigt ist. Der Verfasser hat nämlich nicht blos französische Quellen studirt, sondern sich auch in der betreffenden deutschen Litteratur gehörig umgesehen, und von dem Geleruten einen unparteiischen Gebrauch gemacht. Es ist schon nichts Geringes, daß eine französische Feder die gegen Napoleon gerichtete deutsche Nationalbewegung in ihrer Bedeutung und ihrer Berechtigung darstellt, ein noch größerer Fortschritt aber ist es, daß sie Thaten wie die Yorks, und Charaktere wie Stein, in ihrem wahren patriotischen Lichte zeigt. Wir weisen nicht etwa darauf hin, weil wir meinen den großen Charakteren des Befreiungskrieges könnte durch französische Anerkennung oder Lob etwas an ihrer Größe zugesetzt werden; sie bedürfen dessen nicht; sondern als auf den Beweis eines Umschwunges in den politischen Anschauungen eines Theils der französischen Nation, die solange gewohnt gewesen ist, sich als die alleinberechtigte auf dem Continent zu betrachten, und deshalb auch in stete Händel mit ihren Nachbarn kommen mußte, die aber jetzt am Anfang des Weges zu stehen scheint, falsche Ideale zu vergessen, und nicht in dem Unterjochen fremder Völker, sondern in dem friedlichen Zusammenwirken mit gleichberechtigten Nachbarn ihr Ziel zu suchen.

Auch das in der Ueberschrift genannte Buch ist ein Product des eben charakterisirten Umschwunges in der Stimmung der Franzosen. Wer in der deutschen Litteratur über den Feldzug von 1815 wohlbewandert ist, wird zwar nicht viel Neues in der Darstellung des Obersten Charras finden, dennoch aber glauben wir, daß das Buch für Deutschland so nützlich wie für Frankreich sein wird. Nicht blos für den napoleonsseligen Philister, der noch hier und da in den ehemaligen Rheinbundstaaten zu finden ist, sind die auf Helena dictirten Denkwürdigkeiten Napoleons und Gourgauds Schriften, sowie die lediglich aus diesen geschöpften Werke eines Norvins, Baudoncourt &c. immer noch die einzigen Quellen seiner Geschichtskenntniß, und erst in der neuern Zeit sind unparteiische Darstellungen der Katastrophe von deutscher Seite dem großen Publicum zugänglich geworden. Aber jene französischen Berichte sind viel zu lange unkritisirt verbreitet geblieben, um nicht die Geschichte der großen Katastrophe von 1815 — wie keine andere von Napoleon selbst verfälscht — in einem ganz unrichtigen Lichte erscheinen zu lassen, und es dürfte besonders wirksam sein, wenn ein französischer Officier als Berichtiger auftritt. Allerdings würde Oberst Charras das Buch schwerlich geschrieben haben, wenn der Neffe des großen Kaisers nicht die politischen Ideale seiner Partei vernichtet, und ihn und seine republikanischen Gesinnungsgenossen in die Verbannung geschickt hätte; aber es gehört auch die ganze Gewalt politischer Leidenschaften dazu, um die so innig mit der französischen Nationaleitelkeit verbundene Vorstellung von Napoleon als unbedingt vollkommenen Feldherrn, Staatsmann und Menschen zu durchbrechen, und bis zu der Wahrheit durchzudringen, gegen welche sich sogar noch Manche verschließen, die sich Deutsche nennen. Und wenn politische Tendenz auch den Obersten veranlaßt hat, sein Buch zu schreiben, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine historische Darstellung immer unparteiisch bleibt.

Nach den am meisten verbreiteten Darstellungen des Feldzuges von 1815 stehen sich bekanntlich in demselben zwei Mächte gegenüber; die blinde Laune des Zufalls und das größte militärische Geschick, und in dem Kampfe giebt erstere, unterstützt von Verrath, der militärischen Beschränktheit und vollkommensten Unfähigkeit den Sieg über die tiefst angelegten Pläne, die unfehlbar den Gegner hätten vernichten müssen, wenn ein neidisches Geschick nicht rettend dazwischengetreten wäre. Die englisch-preußische Armee wäre in ihren Standquartieren überfallen und vereinzelt geschlagen worden, wenn nicht Bourmont zum Verräther geworden wäre; der trotzdem überfallene Wellington wäre über den Haufen gerannt worden, wenn nicht Ney bei Quatrebras mit dem Angriff saumselig gezögert hätte; Blücher wäre bei Ligny nicht blos geschlagen, sondern vernichtet worden, wenn Ney nicht verblendeterweise unterlassen hätte, seinem Herrn zu Hülfe zu kommen; Wellington hätte bei Waterloo nicht von der Niederlage durch die Preußen gerettet werden können, wenn Grouchy — auch ein Verräther oder ein Verblendeter — nicht unbegreiflicherweise von dem Kampfe fern geblieben wäre! Und es hätte nur dieses einzigen Sieges der französischen Waffen bedurft, um die von der heiligen Allianz unterjochten Völker Napoleon als Befreier zujauchzen zu lassen. Das sind nur ein Paar von den Unwahrheiten die bisher in Frankreich und auch zum Theil in Deutschland als Geschichte gegolten haben. Auch Oberst Charras glaubte daran; auch er war seit lange von der vollkommenen Wahrheit dessen was Napoleon geschrieben überzeugt. Aber als er, nach Belgien verbannt, an Ort und Stelle den letzten Kampf des großen Soldatenkaisers studirte, erkannte er bald die Unmöglichkeit, die Darstellung mit den Ereignissen in Einklang zu bringen. „Ich erkannte die Kunstgriffe dieser raschen, bezaubernden Erzählung, welche mit der Zeit und den Erscheinungen spielt, die Thatsachen versetzt, verändert und versteckt, nöthigenfalls sogar neue erfindet, und nur dazu dienen soll ihren Verfasser reinzuwaschen." Dies veranlaßte den Obersten den Feldzug

von 1815 nach den Quellen zu studiren, und das Resultat dieser Studien ist das Buch, das, wie er überzeugt ist, „den Thatsachen ihre Wahrheit, den Mithandelnden ihren Charakter zurückgiebt, und nicht nach der Farbe der Fahne sieht, um Lob oder Tadel auszusprechen."

Die Nachricht von der Flucht Napoleons von Elba fand die Souveräne noch in Wien vereinigt, und man kam um so schneller über gemeinsame Maßregeln im großartigsten Maßstabe gegen ihn überein, von denen sich nur Schweden und Portugal, das eine aus Mißvergnügen, das andere aus Erschöpfung ausschlossen. Die öffentliche Meinung eilte dem was die Fürsten thaten, fast voraus. In England gab es allerdings vereinzelte Stimmen, die an die Möglichkeit, den Frieden zu erhalten, glaubten, welche hofften, in dem aus der Verbannung zurückgekehrten Napoleon einen vom Unglück zur Mäßigung Bekehrten zu finden; aber die Stimme dieser, sich einer gutmüthigen Täuschung Hingebenden blieb zum Glück ungehört in der allgemeinen Aufregung. Deutschland, das neben England unter den Gegnern Napoleons in erster Reihe stand, war von derselben Begeisterung und demselben Zorn ergriffen, wie 1813. „Die Kanzel und der Lehrstuhl wurden abermals zu Rednerbühnen, von denen der Ruf zu den Waffen, um das Vaterland zu retten, erscholl. Die Professoren vertauschten wieder den Talar mit der Uniform. Die Studenten griffen von neuem nach der Flinte. Die Lieder Arndts und Körners, dieser Tyrtäen des deutschen Volkes, erschallten überall in Städten und Dörfern. Zeitungen, Flugschriften und Proclamationen folgten sich ohne Unterlaß, frischten die Erinnerung auf an die erlittene Schmach, an das vergossene Blut, an die zu Grunde gerichteten Familien, und schleuderten Drohungen und Beleidigungen nicht blos gegen Napoleon, sondern leider auch gegen Frankreich.

„Die Erpressungen von Berlin und Hamburg, die unaufhörlichen und übermüthigen Requisitionen, die vom Krieg verschlungenen Contingente; das große Verbrechen der aufgezwungenen Continentalsperre, die Napoleon im Auslande aufrechterhielt und zu seinem Nutzen an den Grenzen des Reichs selbst verletzte; die Einverleibung Roms, Hollands, Oldenburgs, der Hansestädte ꝛc. mitten im Frieden und im Widerspruch mit den Verträgen; die Verletzung der Neutralitäten, der Meuchelmord von Vincennes, der Hinterhalt von Bayonne, der Einbruch in Spanien, das Verschenken von Völkern als Ausstattung für Brüder, Schwestern und Feldherrn Napoleons; endlich die von jedem Krieg unzertrennlichen Leiden dienten dazu, die Nationen gegen Denjenigen aufzurufen, der nach der Herrschaft über Europa gestrebt hatte, und noch strebte. . . . Napoleon hatte seine Herrschaft so vollkommen mit dem Krieg, der Eroberung und der Tyrannei identificirt, daß Völker und Fürsten ihre Wiederherstellung nicht ohne die mehr oder minder nahe Wiederkehr dieser Geißeln begreifen konnten. Sie beeilten den Angriff, um den Feind zu erdrücken, ehe er vollständig bewaffnet war." —

Die Stimmung in Frankreich war Napoleon nach seiner Rückkehr im Anfang günstig, aber nicht eben activ für ihn. Man hing an den Errungenschaften der Revolution, der bürgerlichen Gleichheit und sah sie von der Bourbonischen Regierung bedroht; das wahnwitzige Geschrei der Emigrirten ließ sogar die Wiederherstellung der verhaßten Feudalrechte, der Zehnten ꝛc. fürchten, und die zahlreichen Käufer von Nationalgütern fühlten sich gefährdet in ihrem Besitz. Diesen Besorgnissen machte die Rückkehr Napoleons nach den Tuilerien ein Ende. Vor allem aber wollte Frankreich den Frieden, und als sich daher der Kaiser nach seiner Landung als einen durch das Unglück und durch die Verbannung weise Gewordenen darstellte, als seine Proclamationen und Anreden nichts als Liebe zum Frieden, Achtung vor der Demokratie und der Freiheit aussprachen, ließen sich die Massen leicht von ihm fortreißen. Kaum hatte aber Napoleon auf dem Throne der Bourbonen Platz genommen, so stellte er den Pomp, das Ceremoniell, die Etiquette der Monarchie wieder her; er wählte dieselben Creaturen, die fünfzehn Jahre lang die Werkzeuge seines Despotismus gewesen waren, zu seiner Umgebung, und die Freiheit fand nur als leeres Wort eine Stelle in den Reden. Damit schwanden bald die demokratischen Illusionen, und „es war in seiner ganzen Blöße dieser halb militärische und halb bürgerliche Aufstand dargestellt, der demjenigen die oberste Gewalt verlieh, der schon einmal den unversöhnlichen Haß der Völker und Fürsten geweckt, dessen Name schon eine Drohung gegen Europa war, der endlich die perfideste und entschiedenste Personification der Contrerevolution war." Die Friedensillusionen hielten nicht viel länger Stand, so sehr sich auch Napoleon Mühe gab, die nahe drohende und unvermeidliche Kriegsgefahr zu verhüllen, und zwar in dem Maße, daß dieses Bemühen Schuld war an vielen Zögerungen, Schwankungen und Halbheiten in seinen kriegerischen Maßregeln, die ihm später verhängnißvoll wurden. Vor allem aber zwang ihn die unsichere Begründung seiner neuerlangten Macht, und der geringe Enthusiasmus der für ihn noch herrschte, seine militärischen Operationen in einer Weise einzurichten, die den Erfolg sehr ungewiß machten . . . Im Innern mußte er die Friedensliebe der Masse der Bevölkerung durch rasch erlangte und entscheidende Resultate mit dem Kriege versöhnen, und die schon rege werdende Unzufriedenheit durch glänzende Siege zum Schweigen bringen; und da die Möglichkeit des Sieges mit jedem verlornen Tage für ihn unwahrscheinlicher wurde, mußte er den Krieg beginnen, ehe seine Hülfsmittel vollständig entwickelt waren. Im Juni 1815 hatte er den 220,000 Mann der Preußen und Engländer 130,000 Mann gegenüberzustellen; schon ein schlimmes Mißverhältniß, aber noch nicht so schlimm, als zwei Monate später, wo 775,000 Mann, hinter denen Reserven von 300,000 Mann nachrückten, bereit standen, die französische Grenze zu überschreiten, denen er lange nicht die Hälfte gegenüberzustellen hatte, wenn er nicht zum Aufgebot in Masse schreiten wollte, was die Stimmung des Volkes ganz und gar verbot. Durch künstliches Manövriren die Uebermacht seiner Gegner zu zerstreuen und einzeln zu schlagen, erlaubte ihm der Mangel an Zeit nicht; er mußte alles auf einen Wurf setzen, und wie der Hazardspieler vom Glück erwarten, was ihm selbst sein gewaltiges Kriegsgenie nicht mehr geben konnte; denn selbst ein Napoleon kann nicht gegen die erdrückende Gewalt

der Thatsachen unermeßlicher Uebermacht und ungünstiger politischer Verhältnisse kämpfen. Er tröstete sich freilich mit dem Glauben, daß ein französischer Soldat soviel werth sei, wie zwei preußische, belgische oder holländische, und er mag seinen Irrthum wohl erst nach Waterloo erkannt haben.

Charras charakterisirt eingehend und unparteiisch die Truppen und die Führer, die sich in dem Feldzuge von 1815 auf dem Schlachtfeld gegenüberstanden. Die Engländer als alte Soldaten, fast alle in den anstrengenden spanischen Feldzügen geprüft, mit Recht stolz darauf, Spanien von der kaiserlichen Herrschaft befreit und binnen sechs Kriegsjahren das Banner Englands von der Mündung des Tajo bis zur Garonne getragen zu haben; voll Vertrauen in sich und in ihre Führer, überzeugt von der Ueberlegenheit ihrer Generäle über die französischen, und Wellingtons über Napoleon; durchdrungen von dem unerschütterlichen Pflichtgefühl, welches einen Charakterzug der in Wellingtons strenger Schule gebildeten Armee ausmachte; die deutsche Legion ganz von demselben Geiste belebt und von derselben Tüchtigkeit; die hannöverschen Truppen und die Landwehr, die aus ungeübten Leuten bestand, war schwächer, die holländisch-belgische Armee in der Linie ausreichend, in der Miliz schlecht; Nassauer und Braunschweiger jung, aber voll Begeisterung und gut geführt; die preußische Armee endlich selbst in der Landwehr kriegsgeübt, in der Linie mit wenigen Ausnahmen alte Truppen. Diese Armee, in welcher alle Classen der preußischen Nation kraftvoll vertreten waren, war bis zum Fanatismus von Vaterlandsliebe und Eifer für die Nationalunabhängigkeit belebt. In jedem Franzosen sah sie einen Todfeind. Traurige Folge des Napoleonischen Ehrgeizes! Das waren nicht mehr die Soldaten von Valmy und Jena, ohne Enthusiasmus, ohne Theilnahme für die Sache ihres Königs leicht zu schlagen und nur zu bereit sich aufzulösen. Der Haß gegen den Eroberer, die Leiden des Vaterlandes hatten ihnen Tapferkeit eingeflößt. Oft genug jenseit und diesseit des Rheins geschlagen, hatten sie in ihren Niederlagen stets neue Kraft gefunden. Zwei Namen, zwei Tage überstrahlen alle anderen in ihrer Erinnerung: Leipzig und Paris. Ihre Führer theilten ihre Leidenschaften und ihre Begeisterung und besaßen ihr ganzes Vertrauen.

„Napoleon hätte die Bedeutung Blüchers, der ihn oft und mit schweren Schlägen getroffen, genau kennen sollen. Dennoch achtete er ihn gering. Das war ein Irrthum. Ein wenig gebildeter Geist, eine rohe Natur, für das Vergnügen ebenso leidenschaftlich entbrannt wie für den Krieg, gehörte Blücher nicht der ersten Classe der Feldherrn an; aber ein unerschütterlicher Charakter, ein glühender Patriotismus, eine merkwürdige Raschheit des Blicks und des Entschlusses, eine außerordentliche Thätigkeit trotz seines hohen Alters, eine Ausdauer, die nichts ermüden konnte, eine große Kühnheit und Vertrautheit mit der Taktik Napoleons, machten ihn zu einem Gegner von Bedeutung. Seine Soldaten nannten ihn Marschall Vorwärts, obgleich er oft mit ihnen hatte zurückweichen müssen. Aber schließlich hatte er sie doch von der Oder bis zum Rhein, und vom Rhein bis nach Paris geführt.

„Wellington hatte Napoleon noch nicht gegenübergestanden. Aber an der Kraft der Schläge, mit denen er in Portugal, in Spanien und Frankreich die kaiserlichen Waffen getroffen, ließ sich leicht erkennen, daß er der erste, und um Vieles der erste unter den feindlichen Generälen war. Dennoch gestand ihm Napoleon nicht die einem Oberbefehlshaber nöthigen Eigenschaften zu... Allerdings war der Unterschied zwischen ihm und dem englischen General groß. Aber er war viel geringer als Napoleon sich einbildete, und als man lange Zeit in unserem durch Unwahrheiten getäuschten Lande geglaubt hat.

„Der Eine war ein Feldherrngenie der gewaltigsten Art; aber die wahnwitzige Politik des Kaisers verrückte und störte die wunderbaren Conceptionen der Strategie; und die Energie und Thätigkeit des Körpers genügten häufig nicht mehr den gebieterischen Anforderungen, den harten Anstrengungen der Feldzüge.

„Der Andere war nur ein Feldherr von Talent, aber von einem so vollständigen, auf so starke Begabung gepfropften Talent, daß es fast das Genie erreichte. Begabt mit ausnehmendem Bonsens; ein tiefer Politiker; ein gewissenhafter Beobachter der Gesetze seines Landes; ein vortrefflicher Menschenkenner; gründlich unterrichtet in Allem was zur Kriegswissenschaft und zum Waffenhandwerk gehört; manchmal Fehler begehend, aber stets klug genug, nicht bei ihnen zu beharren, sobald er sie erkannt hatte; sorgsam für das Wohlbefinden seiner Soldaten, sparsam mit ihrem Blute; streng gegen Unordnung; unerbittlich gegen Plünderer; geschickt im Entwerfen und im Ausführen; vorsichtig oder kühn, zuwartend oder thätig, wie es die Umstände erforderten; unerschütterlich im Unglück, unzugänglich dem Rausch des Erfolges; ein eiserner Geist in einem eisernen Körper, hatte Wellington mit einer kleinen Armee große Dinge ausgerichtet; und diese Armee war seine Schöpfung. Er sollte und wird immer eine der großen militärischen Gestalten des Jahrhunderts bleiben. In bessere Hände als in die dieser beiden Generäle konnten die verbündeten Monarchen nicht den Befehl über die beiden Heere legen, welche dem ersten Angriff Napoleons begegnen sollten.

„Napoleon war vor der Zeit alt geworden. Die lange Ausübung unumschränkter Gewalt, die andauernden Anstrengungen eines grenzenlosen Ehrgeizes, die übermäßige Arbeit im Cabinet und im Felde, die Erschütterungen und Sorgen dreier Jahre voll unerhörter Unglücksfälle, der plötzliche Zusammensturz des Reiches, das er für die Ewigkeit begründet zu haben glaubte, die gezwungene Unthätigkeit der Verbannung, eine zweifache Krankheit, deren Krisen immer häufiger und schwerer wurden, hatten seine kräftige Organisation tief erschüttert.

„Sein Auge leuchtete noch von demselben Glanze; sein Blick hatte dieselbe Gewalt; aber sein schwerer, fast dick gewordener Körper, seine aufgedunsenen und hängenden Backen verriethen das Eintreten des Lebensabschnittes, wo der physische Verfall des Menschen begonnen hat.

„Er konnte sich jetzt der Nothwendigkeit des Schlafes, den er sonst ohne Beschwerde und nach Bedürfniß entbehrte, nicht mehr entziehen. Ganze Tage im Sattel zu bleiben, und schnelles Reiten war ihm unerträglich geworden.

„Er besaß noch die alte Leichtigkeit, den alten Reichthum,

die alte Kraft der Conception; aber er hatte die Ausdauer in der Ausarbeitung des Gedankens verloren, und was noch schlimmer war, die Raschheit und Festigkeit des Entschlusses. Wie manche Leute, deren Lebenskraft schon im Abnehmen ist, ließ er sich gern auf lange Gespräche ein, und verlor kostbare Stunden mit leeren Worten. Er zögerte lange, ehe er einen Entschluß faßte; wenn er ihn gefaßt hatte, zögerte er, zu handeln, selbst während des Handelns zögerte er noch. Von seiner frühern Zähigkeit war ihm blos die so häufige und ihm schon so oft verhängnißvolle Starrköpfigkeit geblieben, welche die Thatsachen nicht sehen will wie sie sind, sondern wie sie dem eigenen Interesse am meisten entsprechen.

„Die wiederholten schweren Niederlagen hatten seinen Charakter gebrochen. Er besaß kein Selbstvertrauen mehr, dieses fast unentbehrliche Element des Gelingens in großen Unternehmungen; er mißtraute jetzt dem Glück, das fünfzehn Jahre dem General, dem Consul, dem Kaiser so verschwenderisch seine Gunst zugewendet hatte. Er gesteht selbst ein, daß er Niedergeschlagenheit des Geistes fühlte; er hatte die Ahnung eines unglücklichen Ausganges".

Die Armee war vortrefflich; zusammengesetzt aus erfahrenen Offizieren und Soldaten in der besten Kraft ihres Alters, zwar noch jung, aber in den letzten Feldzügen kriegegeübt, voller Begeisterung und erfüllt von brennendem Verlangen dem Feind entgegenzutreten. Sie litt aber an dem einen Fehler, daß in Folge der wiederholten Reorganisationen Führer, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten noch nicht genügend miteinander hatten bekannt werden können, daß daher dem trefflichen Material bis zu einem gewissen Grade die Cohäsionskraft mangelte. Schlimmer stand es mit den höhern Führern. Bereichert und systematisch verdorben durch die verschwenderische Freigebigkeit des Kaisers; entnervt durch Luxus und Genuß; ermüdet von zwanzig Kriegsjahren, hätten mehrere unter den Generälen den ruhigen Aufenthalt in ihren Palästen und Schlössern den Mühseligkeiten der Märsche und der Bivouacs vorgezogen. Sie hatten ein Jahr lang den Frieden gekostet; sie sehnten sich nach ihm zurück. Einige hatten in selbständigen Stellungen schwere Niederlagen erlitten, und zehrten noch an dem Gedächtniß derselben. Andere, erschüttert von den traurigen Erinnerungen von 1813 und 1814, verzweifelten bei dem Anblick der Heeresmassen der Coalition und der Schwäche der Vertheidigungsmittel an einem glücklichen Ausgang des Krieges. Alle besaßen noch ihre alte Tapferkeit und Unerschrockenheit, aber nicht alle hatten die Thätigkeit, die Entschlossenheit, die Kühnheit ihrer früheren Zeit behalten. Manche gab es unter ihnen, deren moralische Kraft nicht mehr stark genug war, um sie vor dem Zusammenbrechen unter Unglücksschlägen zu bewahren.

So waren die Führer und die Heere beschaffen, die zum zweiten Mal um den Fortbestand der Napoleonischen Alleinherrschaft kämpfen sollten. Die Wendungen des Kampfes selbst verfolgt Oberst Charras mit derselben Unparteilichkeit, mit welcher er seine Elemente geschildert hat, wie obige, ihm theils wörtlich, theils inhaltlich entnommene Darstellung zeigt. Seine Beleuchtung der kriegerischen Ereignisse von 1815 wird uns Stoff zu einem zweiten Artikel geben. J—t.

Die englischen Blaustrümpfe.

Unseren Lesern ist diese Benennung für Frauen, welche auf dem Felde der Litteratur zu Hause sind, bekannt, allein wir wollen des scherzhaften Umstandes gedenken, der die Veranlassung dazu gab.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Bath, dem damaligen Sitze der englischen Modewelt, eine Mistreß Vesey, deren Haus ein Hauptsammelplatz der eleganten Gesellschaft war. Eines Morgens suchte sie früh schon ein Herr Stillingfleet auf, der auf seiner Durchreise nur einen Tag verweilte, und Mistreß Vesey forderte ihn auf, sich auf den Abend zu ihrer Reunion einzufinden. Dieser jedoch lehnte die Einladung dankend ab, sich damit entschuldigend, daß er keine Toilette bei sich führe, die einem so eleganten Damenkreise angemessen sei. Mistreß Vesey aber wollte von keiner Entschuldigung hören und erwiderte ihm scherzend, daß er selbst in seinen blauen Strümpfen ihr noch willkommen sei.

Der Abend kam und mit ihm die Elite der Damenwelt von Bath. Da öffnet sich die Thüre, und, von reich galonnirten Dienern angemeldet, erschien ein Herr der blaue Strümpfe trug. Artig verneigte er sich vor dem versammelten Kreise der Damen und entschuldigte seine Kleidung mit dem Befehle der Wirthin, die ihn geheißen auf diese Weise vor ihr zu erscheinen.

Alle lachten, man scherzte hin und her über die Sache, und am folgenden Tage hieß es in ganz Bath, daß Mistreß Vesey in ihren Gesellschaften am liebsten solche Personen sähe, welche blaue Strümpfe trügen. — Ihr Kreis erhielt darauf den Namen der Blue stockings, den er auch später, als sie nach London übersiedelte, beibehielt.

England war und ist reich an schriftstellernden Frauen; denn es ist zum Theil das Paradies der Frauen. In England findet man kein Vorurtheil, daß sorgfältige Ausbildung der Mädchen diese weniger befähige, Gattinnen und Mütter zu sein, und ebenso wenig findet die unverheirathete Frau ihre Stellung in der Gesellschaft durch ihre Wahl des ehelosen Standes beeinträchtigt. Die Frau ist dort ein Individuum, ein selbständiges Wesen; sie hat ihre Berechtigungen. Ueberall wird sie von den Männern mit Achtung behandelt, und die Formen des Lebens, die vor den Augen der Welt gangbar sind, wird der Gatte nie im häuslichen Kreise bei Seite setzen. Sie sinkt daher nie in die Stellung einer bevorzugten Dienerin herab, Kinder und Gesinde blicken mit Achtung zu ihr hinauf, die die legislative Gewalt im häuslichen Staate bildet.

Die unverheirathete Frau in England, sobald sie die Jahre der Jugend hinter sich hat, nimmt eine selbständige Stellung

ein; sie empfängt bei sich und besucht die Gesellschaft, in der sie den Vorrang vor jüngeren Frauen hat. Es ist dort weder eine Ehre noch eine Schande, verheirathet zu sein, und nur wie man sich in der einen oder der andern Stellung mit größerem Vortheil behauptet, macht den ganzen Unterschied aus.

Die Bildung der Frauen ist in England im Allgemeinen sehr weit vorgeschritten, und das besonders im Mittelstande, wo auch das Familienleben, in seiner Bedeutung, am meisten hervortritt. Wir begegnen hier überall einer wohlgeordneten Häuslichkeit, in welcher der Mann das Nützliche, die Frau das Schöne herstellt, und Beide vereint ein angenehmes Ganze ausmachen. Beide Gatten theilen hier Alles miteinander, und sind häuslich oder gesellig, wie es Zufall oder Umstände wollen. Die Frau ist hier die Freundin und Gefährtin des Mannes. Der Abend findet Beide im gemeinschaftlichen Wohnzimmer, wo Jedes an des Andern Beschäftigung oder Lection theilnimmt. Die Gattin, welche selbst die Erziehung ihrer Kinder leitet, häufig sogar selbst den Unterricht ihrer Töchter übernimmt, darf hier nicht stille stehen; sie muß, indem sie lehrt, lernen, muß die Talente selbst üben, die sie ihren Kindern wünschenswerth und lieb machen will. Vorzüglich aber ist es die Religion, deren Samen sie in die jungen Herzen zu streuen berufen ist, und kein Mann wird sich ohne Rührung der Zeit erinnern, wo er, auf dem Schooße seiner Mutter sitzend, sein erstes Abendgebet beten lernte. Wie schön, wie hochbedeutend ist der Beruf einer Mutter in dem Sinne!

In England tritt ein Mädchen nicht vor dem achtzehnten Jahre in die Welt; es bleibt ihm daher die Zeit, nach beendigtem Schulunterrichte noch den Schmuck mancher Talente ihrer Ausbildung hinzuzufügen. Selbst später hört sie nicht auf, das einmal Erlernte fortzuüben, und so gestaltet es sich denn, daß manches Mädchen, das sich nicht ganz jung oder auch gar nicht verheirathet, auf irgend einem Felde des Wissens ausgezeichnet ist. Auf diese Art hat England die große Zahl bedeutender Schriftstellerinnen gewonnen.

Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts treten die Frauen in der Gesellschaft hervor. Von Lady Mary Wortley Montague an bis zu Miß Porter können wir ihrer sechsundzwanzig aufzählen, die alle einen Namen führen, der in der Litteratur einen guten Klang hat, und den allgemeinen Fortschritt in der Bildung der Frauen darnach beurtheilen. Lady Mary Wortley Montague eröffnet hier den Reigen ohne eigentlich selbst geschrieben zu haben; denn die Briefe, welche wir von ihr besitzen, wurden erst nach ihrem Tode herausgegeben, und waren in ihrer Entstehung nicht für den Druck bestimmt. Der Ruhm, den sie ihrem Namen erworben, lag auch nicht eigentlich in deren schriftstellerischem Werth, sondern darin, daß sie die Wohlthat, welche das Einimpfen der Blattern für die Menschen gebracht, zu einem Gemeingut machte. Sie hatte bei ihrem Aufenthalte in Belgrad diese Operation zuerst an ihrem Sohne vornehmen lassen, und theilte nun die hierdurch gemachte Erfahrung Anderen mit.

Lady Mary Wortley Montague ist im Jahre 1690 geboren, sie gehört daher dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an und darf nicht mit ihrer Namensschwester, Mistreß Montague, welche dreißig Jahre später eine glänzende Rolle in der englischen Gesellschaft spielte, verwechselt werden. Lady Mary Wortley Montague war eine begabte, aber höchst unglückliche Frau. Sie war vermählt; doch führte diese Verbindung, obwohl aus Neigung geschlossen, zu keinem Glücke, denn wir erblicken sie während der letzten zwanzig Jahre ihres Lebens getrennt von ihrer Familie, in einer Art freiwilliger Verbannung auf einem Schlosse unweit Venedig, wo ihr die Zeit unter Lecture und Gartenbau verstrich, dann und wann durch den Besuch ihrer Nachbarn unterbrochen, welche, nach der Sitte jener Zeit, in ganzen Caravanen anlangten, und sich ungefragt gleich auf die Nacht einrichteten. Sie war in der ganzen Umgegend beliebt, denn sie erwies sich Allen nützlich und gefällig, und verbreitete unter anderen die Kunst, einen Plumpudding zu machen, wofür man ihr später ein Denkmal errichten wollte.

Ihrer Tochter, Lady Bute, ertheilt Lady Montague wiederholt in ihren Briefen den Rath, nie eine berühmte Frau sein zu wollen; was ihre Eitelkeit dabei gewinne, werde ihr durch das Mißwollen ihrer Mitschwestern entzogen, welche nie mit gutem Herzen eine Bevorzugung der Art gestatteten. Sie selbst habe darum nie die Feder ergriffen, wie oft auch dazu versucht, weil sie sich stets bewußt gewesen, um welchen Preis sie den Ruhm, eine Schriftstellerin zu sein, erkaufen müsse.

Lady Mary entsagte aus Furcht vor ihrem eigenen Geschlechte einer geistigen Beschäftigung, welche eine große Lücke ihres einsamen Lebens ausgefüllt hatte. Thomas Carlyle sagt: There is an irrepressible tendency in every man, to develop himself according to the magnitude, which nature has made him of, to speak out, to act out, what nature has laid into him. Obwohl nun der berühmte Schotte im Allgemeinen die Frauen ein wenig in Platos Sinne behandelt, so darf man doch wohl annehmen, daß er ihnen dessenungeachtet ein Bedürfniß der Entwickelung zugestehe, und sie somit in seinen Ausspruch eingeschlossen habe.

Als Beispiel dieses Naturbedürfnisses wollen wir Elisabeth Carter anführen, welche 1717 geboren bis in das folgende Jahrhundert lebte, während sie bereits als Zeitgenossin von Lady Mary glänzte. Sie war die Tochter eines unbedeutenden Landgeistlichen, und erhielt mit mehreren Geschwistern zusammen eine einfache, aber gründliche Ausbildung, wobei sie sich stets als das langsamste und am wenigsten befähigte Kind erwies, sodaß ihr Vater oft die Geduld mit ihr verlor. Ihre Ausdauer ersetzte jedoch den Mangel an schneller Auffassungsgabe, wozu sich noch ein unbiegsamer Wissenstrieb gesellte, der alles wieder einbrachte. Das heranwachsende Mädchen war daher nicht allein in den alten Sprachen zu Hause; sondern auch in jedem andern Zweige männlichen Wissens.

Zu diesen Kenntnissen gesellte sich dann noch die Gabe der Dichtkunst, und dienstfertige Freunde beeilten sich ihr Talent öffentlich zur Geltung zu bringen, wodurch die jugendliche Dichterin ermuthigt wurde auf einer Bahn fortzuschreiten, welche ihr Ehre, angenehme Bekanntschaften und pecuniäre Vortheile sicherte, die in ihrer Lage von Wichtigkeit waren.

Eine Uebersetzung des Epictet brachte ihr allein schon tausend Pf. Sterl. ein, für die damalige Zeit eine große Ein-

nahme; Elisabeth Carter blieb unverheirathet, nicht aus Grundsatz, sondern aus Schicksalsfügung. Sie widmete sich der Pflege ihres Vaters, dessen Alter sie durch den Ertrag ihrer Arbeiten mit manchen Bequemlichkeiten schmückte. Alle äußeren Vortheile ihrer Lage waren ihr Werk; sie arbeitete mit den ihr verliehenen Kräften, und war dankbar für den Erfolg. Das Gute, das sie wirkte, ihre edle Pflichterfüllung als Tochter, Schwester und Freundin, müßten ihren Namen ehren, auch wenn die Schriftstellerin ihn nicht berühmt gemacht. Außer ihren Gedichten und Uebersetzungen besitzen wir von ihr die Aufsätze im Rambler Nr. 44 und 100 und eine bedeutende Anzahl von Briefen an ihre bedeutenden Zeitgenossen.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir zwei Damen als besonders geistreich in der englischen Gesellschaft hervortreten, Mistreß Montague und Mistreß Vesey. Schönheit, Rang und Reichthum waren ihre Begleiter, und die größten Geister ihrer Zeit ihr Umgang. Der Ersten dieser Damen haben wir schon bei Gelegenheit der Erörterung der Benennung der Bluestocking Erwähnung gethan; die Letztere, im Jahre 1720 geboren, war schon nicht mehr jung, als sie, von 1770 bis 1785, Theilnehmerin der berühmten Bluestocking-Coterie wurde.

Der Gatte der Frau Montague war Parlamentsmitglied und Gutsbesitzer; wie natürlich stand ihr daher die beste Gesellschaft offen! Nie nach ihr hat es in England einen litterarischen Kreis gegeben, der dem ihrigen zu vergleichen wäre; ja vielleicht hat die Welt nie das Gleiche gesehen. Sie selbst hatte damals noch nichts verfaßt. Es genügte ihr die Leistungen Anderer zu beurtheilen und im Verkehr mit bedeutenden Männern sich zu entwickeln. Die „Dialoge der Todten" schrieb sie später gemeinschaftlich mit Lord Lyttelton in ihrem dreiundvierzigsten Jahre, und man kann wohl annehmen, daß ihm dabei der größere Theil der Arbeit zufiel. Neunundfünfzig Jahre alt, ließ sie eine Denkschrift drucken, „Shakspeare's Schriften" betitelt, welche der Angriff Voltaire's auf diesen großen Dichter hervorrief. Ihr Briefwechsel mit ihren Zeitgenossen und Freunden erschien erst nach ihrem Tode, und ist an Witz und Lebendigkeit des Styles unvergleichlich zu nennen. Dr. Johnson, der eine besondere Freude an ihrem Umgang fand, pflegte von ihr zu sagen: She never opens her mouth, but to say something. Hätte ihre Lage sie genöthigt sich Anerkennung und die Mittel zu ihrem Unterhalte zu verschaffen, so wäre sie eine bedeutende Schriftstellerin geworden; so aber, im Schooße des Reichthums, genoß sie nur und scheute die Anstrengung, selbst etwas zu leisten. Dafür aber bot sie jedem Talente hülfreich die Hand und suchte es zu fördern; sie war den Armen ein Stütze, war geliebt als Gattin und Freundin, und allgemein bewundert und geschätzt. Man konnte ihr Loos daher ein vielfach glückliches nennen und sie unter die Bevorzugten unseres Geschlechtes zählen.

Ihre Zeitgenossin war die Dichterin Hannah Moore, deren Wiege leider keine goldenen Träume umgaukelten; anders fielen daher die Würfel ihres Lebens im Verlauf der Jahre. Kaum in das Mädchenalter getreten, forderte die Pflicht bereits die größten Opfer von ihr; sie war genöthigt einer Schule als Lehrerin beizutreten, die ihre älteren Schwestern in Bristol anlegten, weil ihr Vater, ein armer Landprediger, seine zahlreiche Familie nicht zu erhalten vermochte. Nach schwer vollbrachtem Tagewerk zog sie sich dann in ihr einsames Stübchen zurück, und widmete die späten Abendstunden fleißigen Studien, wobei ihre Gedanken manchmal forteilten zu ihren geistreichen Zeitgenossen, Horace Walpole, Burke, Johnson und Sir Joshua Reynolds, die zur selben Stunde in dem Salon von Mistreß Montague versammelt waren, und die jemals kennenzulernen der armen kleinen Dichterin damals eine unerreichbare Hoffnung erschien. Von theilnehmenden Freunden ermuntert wagte Hannah Moore es endlich einige Gedichte zu veröffentlichen.

Ihre erste Arbeit, „Search after happiness," fand Beifall; man suchte sie nun auf, und bald fand sich, durch Vermittelung wohlwollender Bekannten, auch die Möglichkeit zu einer kleinen Reise nach London. Dort war sie so glücklich Garrick kennenzulernen, bei dem sich viele bedeutende Männer versammelten, und auf diese Weise kam sie mit einigen der ausgezeichnetsten Personen des Jahrhunderts in Verbindung.

Hannah Moore erreichte ein hohes Alter, sie zählte siebenundachtzig Jahre und konnte sich rühmen ihren Nebenmenschen viel geleistet zu haben. Sie war unausgesetzt thätig, kannte bis an das Ende ihres Lebens keine müßige Stunde, und unterstützte Andere von dem, was sie durch eignen Fleiß erwarb.

Ein solches Leben ist die schönste Heiligsprechung und bedarf des Denkmals kaum, das ihr die Schriftstellerin erwarb. Aber auch als solche ist sie nicht vergessen, ihre Gedichte sind in jedes Kindes Munde, und ihre Schriften für die Jugend erfahren stets neue Auflagen. Glücklich für sie, daß sie schreiben durfte, wie es ihr inneres Gefühl heischte und dabei Anerkennung fand. Der Vorzug ist beneidenswerth!

Betrachten wir jetzt die bedeutendsten englischen Schriftstellerinnen des folgenden Jahrhunderts. Hier stoßen wir gleich zuerst auf Elisabeth Inchbald, eine höchst unglückliche Frau, die ihr ganzes Leben in Arbeit und Verlassenheit hinbrachte, trotzdem daß sie von der Natur hochbegabt war. Sie wohnte in London in einem kleinen möblirten Quartier, und beschäftigte sich unausgesetzt mit Arbeiten und Bearbeitungen für die Bühne. Von ihr besitzen wir unter dem Titel: „British Theater fünfundzwanzig Bände mit Lustspielen, die theilweise vortrefflich sind. Dann eine Sammlung von „Farces," einen Aufsatz über das „moderne Theater," und einen anderen „Natur und Kunst" betitelt, außer manchen kleinen Erzählungen und Beiträgen. Sie besaß ein höchst fruchtbares Talent, dem die Nothwendigkeit noch einen Sporn gab; sie beschränkte sich aber gänzlich auf Bühnenarbeiten, und leistete sehr viel in diesem Fache.

Als ihre Zeitgenossin begrüßen wir demnächst Frau Anna Redcliffe, welche den Reigen der romantischen Schule eröffnet. Die „Mysteries of Udolpho" und „Romances of the Forest" waren Romane, die eine reißende Wirkung hervorbrachten, und in denen es von Geistern, Fallthüren und unheimlichen Gästen aller Art dermaßen wimmelte, daß man mit

verhaltenem Athem las. Noch jetzt, wo doch diese romantische Schule überall in den Hintergrund getreten ist, prangen die Romane von Frau Redcliffe in allen Privatbibliotheken, und der Mann erinnert sich mit Vergnügen der Zeit, wo dem Knaben gestattet wurde den ersten Blick in die Welt ihrer Wunder zu werfen.

Miß Mary Edgeworth, eine Irländerin, welche fast nie ihr Vaterland verließ, betrat eine ganz andere Bahn. Auf dem Lande geboren und erzogen, ohne Sorge für ihren Unterhalt, sehnte sie sich nie hinaus in eine Welt, die ihr fremd war. Der Kreis ihrer Ideen erweiterte sich daher nicht, und die ganze Aufgabe ihres Lebens lag zwischen Böse und Gut. Sie erreichte ein Alter von einundsiebzig Jahren, starb unlängst betrauert von ihren Zeitgenossen, die bei der Nachricht ihres Todes verwundert zu sein schienen, daß sie noch lebte. Man hatte sie lange schon vergessen! Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Und so nichtig ist das Gespenst des Ruhmes!

Miß Edgeworth ist eine Lehrerin der Moral, sie gehört zu einer in England reich vertretenen Classe. Die schönsten ihrer Erzählungen sind „Helen" und dann „Belinda"; außer diesen noch eine kleine Sammlung „Moral tales", alle eine vortreffliche Lectüre für junge Mädchen — und ein anderes Publicum begehrte sie nicht. —

Gleich ihr schrieb Miß Austen, deren „Mansfield Park" und „Pride and Prejudice" noch in jedem Bücherschranke der Jugend anzutreffen sind. Man darf diese Miß Austen aber nicht mit ihrer Namensschwester Frau Sarah Austin verwechseln, die so manches schöne Werk aus dem Deutschen übertragen hat.

Nennen wir nun zunächst Miß Jane Porter, eine Schriftstellerin, die bereits ein hohes Alter erreicht hat, und in ihrer Jugendzeit durch den historischen Roman berühmt ward. Sie schrieb zuerst „Thaddeus of Warsaw", worin sie die Geschichte Polens berührte. Dies Buch fand ungetheilten Beifall und erlebte sogar vor zwei Jahren eine zweite Auflage; ein seltener Fall für einen Roman, der nahe daran ist sein Jubiläum zu feiern. Dann schrieb sie „Duke Christian of Luneburg". Außer diesen beiden großen Romanen hat sie wenig geleistet. Sie war kein fruchtbares Talent, was sie aber schrieb, fand Beifall und wurde zu einer populären Lectüre.

Jetzt kommen wir zu einer Dichterin, Frau Hemans, deren schöne Verse von Alt und Jung gekannt sind. Leider unternahm sie nie eine größere poetische Arbeit, obwohl ihr Talent sie vollkommen dazu befähigte. Sie fand nie Zeit und Muße dazu. Was wir von ihr besitzen, sind meistens kleine Gedichte, Idyllen und Romanzen. Frau Hemans war eine sehr liebenswürdige Person, ein feines, zartfühlendes Wesen. Sie wurde jung Wittwe, und machte ihr Talent dann zum Vortheile ihrer Kinder geltend, denen sie dadurch eine bessere Erziehung zu geben vermochte, als ihre Mittel sonst erlaubt hätten. Ihr Wohnort war Bristol und dessen Nachbarschaft. Ueber ihre Kindheit berichtet man, daß Shakspeare das einzige Buch gewesen, welches man ihr in die Hand gegeben, und daß sie bei dieser Lectüre geistig und moralisch gedieh.

Dann müssen wir Miß Milford nennen. Diese Schriftstellerin starb vor ungefähr zwei Jahren, gehört also mit ihrer Blüthezeit dem Beginn dieses Jahrhunderts an. Der Examiner zeigte kürzlich an: „Miss Milfords recollections of her literary life", ein Zeichen ihrer fortgesetzten Wirksamkeit. Diese Dame war auf einem Dorfe geboren, und hat nie verlangt, aus dieser engen Welt zu treten. Ihr erstes Buch hieß: „Village tales" und steht somit an der Spitze aller Dorfgeschichten, deren Gründerin also sie und nicht Auerbach ist. Die Bilder, welche sie zeichnet, sind vortrefflich und haben ihr mit Recht einen dauernden Namen erworben. Sie malt mit den Farben eines Carlo Dolce. Das Lyrisch-Poetische ihres Talentes ließ es indessen nicht zu einem fruchtbaren werden. Sie konnte nur Erlebtes und Empfundenes darstellen und war nicht im Stande, sich einen Stoff zu wählen und ihn objectiv zu behandeln. Ihr Styl ist anmuthig und einfach schön. Junge Damen, welche die englische Sprache lernen, können keine bessere Lectüre wählen, als Miß Milfords „Village tales."

Wir rücken jetzt in dem Jahrhundert fort und kommen schon zu Miß Harriet Martineau. Diese Dame ist bereits unsere Zeitgenossin, und eine sehr merkwürdige Person. Sie geht vielleicht mit dem Jahrhundert. Dem bemittelten Bürgerstande angehörend, erhielt sie eine praktisch verständige Erziehung, bei der die Religion keine Hauptrolle spielte. Ihre Familie bekannte sich zu der Secte der Unitarier, unserer Rationalisten, denen das Zergliedern Hauptsache ist. Ihr logisches Denkvermögen wurde daher früh wach. Sie hatte vielleicht noch kaum die Bahn einer Schriftstellerin betreten, als Lord Melbourne, auf sie aufmerksam gemacht, ihr den Vorschlag that, populäre Erzählungen zu schreiben, welche die verschiedenen Zweige der Staatsindustrie zum Vorwurf hätten. Sie unterzog sich dieser Arbeit. So entstanden ihre „Political tales", welche in einfach logischer Weise, an kleine Begebenheiten geknüpft, die Volksinteressen behandeln. Einmal auf diesem Felde, das ihr zusagte, schritt nun ihr Wissen mit ihrem Wollen vorwärts. Sie ist kein schöpferisches Talent; aber sie hat den Fleiß einer Biene. Mit unermüdlichem Eifer fortstrebend, hat sie uns bereits zwanzig Werke geliefert. Im Anfange finden wir noch den Kirchenglauben bei ihr, und Sammlungen von Gebeten und Hymnen. Später schlägt sie eine didaktische Richtung ein, beleuchtet das Schulwesen, den Unterricht, das Lehren der Frauen und deren Stellung zur Gesellschaft. In diese Periode fällt ihr Roman Deerbrook, dessen Heldin eine Lehrerin auf dem Lande ist. Als geschichtlichen Roman hat sie „Toussaint" geschrieben. Eine Reise nach America gab ihr Gelegenheit, über das Land zu schreiben, und eine darauffolgende nach Aegypten regte sie zu weiteren Reiseskizzen an.

Miß Martineau ist eine Individualität, eine Frau von höchst eigenthümlichem Charakter. Ihre Leidenschaft, mit Fourrier zu reden, ist vielleicht die Eitelkeit und das ist eine harmlose, für welche sie mannichfache Befriedigung findet, wodurch sie beglückt wird. Da sie nun über diesen Punkt nicht klar sieht, so ist sie der Meinung, daß ihr Wille allein ihre

Zufriedenheit hervorrufe, und daß es Jedem möglich sei, das Gleiche zu erreichen. Die Welt könnte dann freilich ein Tempel lachender Gesichter sein. In diesem Sinne hat sie manche kleine Aufsätze geschrieben, die ihren theuersten Freunden weidliches Aergerniß erregten, weil die Forderung: „Ich thue es, folglich könnt Ihr es auch thun!“ dem Selbstgefühl der Andern empfindlich entgegentritt. Ueberhaupt ist es mit solchem Ich eine gewagte Sache. Das genügende Beispiel, wie schwach der Mensch im moralischen Nachahmen sei, hat uns achtzehnhundert Jahre lang die christliche Welt bewiesen.

Miß Martineau bekam eine gefährliche Krankheit, die für unheilbar galt und durch Magnetismus endlich beseitigt wurde. Wenigstens behauptete sie es. Andere meinten freilich, Leberthran oder Jod habe es bewirkt. Seitdem sollten nun, nach ihrer Meinung, alle Krankheiten durch Magnetismus gehoben werden. Reichenbachs Buch erschien gerade damals, und sogleich befahl sie, ihr Bett so zu stellen, daß der richtige Strom von Nord nach Süd darüber hinginge. Die Zeitungen berichteten diese Vorkehrung, sowie sie überhaupt alles, was sie that, als maßgebend für die Nation, der Oeffentlichkeit preisgab.

Sie bezog nun ein Landhaus an einem der Seen des nördlichen Englands, von ihren Freunden für sie erbaut. Sie glaubte damals, nicht mehr schreiben zu können; der Staat hatte ihr eine Pension angetragen, die sie ausgeschlagen, weil sie ihn nicht für ermächtigt hielt, das Geld des Volkes zu verschenken. Die Nation, für die sie gelebt und gedacht, sollte durch freiwillige Beiträge ihren Unterhalt bestreiten. Das geschah denn auch.

Zu ihrem Landhause gehörte ein Stück Acker, das sie bebauete, und eine Kuh. Diese Kuh war sehr störrisch; es blieb Miß Martineau, um sie zu bezähmen, kein anderes Mittel übrig, als auf das Feld hinauszuschreiten und sie zu magnetisiren. Augenblicklich wurde das Thier sanft. In der Times machte sie der Welt diese Thatsache bekannt, und rieth Allen eine ähnliche Methode an. Die englischen Pächter verstanden aber das Magnetisiren nicht.

Miß Martineau hatte, wie bemerkt, einen Acker Landes, auf dem sie den Bedarf für ihren Haushalt baute. Jetzt trat jene Krisis mit dem Freihandel ein, und die daraus entspringende Verlegenheit der Pächter. Sogleich beschloß sie ein gutes Beispiel zu geben und durch geschickte Behandlung den Ertrag ihres Grundstücks zu vermehren.

Schon im folgenden Jahre war ihre Ernte eine doppelte, und die Times brachte den Bericht, zur Belehrung aller englischen Landwirthe.

Ihr letzter Act der Aufopferung hat die am wenigsten günstige Aufnahme gefunden. Miß Martineau war im Verlauf ihrer naturwissenschaftlichen Studien allem traditionellen und offenbarten Glauben entfremdet, und zu einem positiven Materialismus übergegangen, welcher die Menschen zu bloßen Pflanzen macht. Sie hielt es nun für Pflicht, auch dies Resultat ihrem Volke zu Theil werden zu lassen, und gab zu diesem Zwecke einen Briefwechsel mit einem Herrn Atkinson heraus, der dies Thema behandelte. Dies Buch erregte allgemeinen Schrecken, und selbst ihre größten Bewunderer zitterten vor solcher neuen Wahrheit.

Welche neuen Ueberzeugungen sich ihr noch aufdringen werden, ist nicht vorherzusagen; sicher aber wird es daran nicht fehlen, denn das Schiff des Lebens steht nie still für den, der die Wahrheit sucht.

Miß Martineau ist im Umgange sehr liebenswürdig, ist lebhaft, freundlich, unterhaltend; nur leider! sehr taub. Sie ist schlank und zierlich gebaut, und hat ein geistreiches, angenehmes, ja hübsches Gesicht. Ihr Ruf ist tadellos. Sie ist sehr praktisch und eine treffliche Wirthin; trotz ihrer vielen geistigen Arbeiten ordnet sie die Details ihres Haushaltes stets selbst. Die Meinung der Welt achtet sie wenig, sobald sie ihrem eigenen Gutachten entgegentritt. Sie wandert oft acht Tage lang auf den Bergen umher, mit einem kleinen Ranzen auf dem Rücken, der ihre Wäsche enthält, und kehrt ein, wo ihr ermüdeter Fuß anhält. Ist sie zu Hause, so bestellt sie ihren Garten, hackt und gräbt, oder beschäftigt sich mit den Armen, denen sie eine Rathgeberin und mütterliche Fürsorgerin ist.

Als Zeitgenossin folgt ihr Anna Jameson, die sie zugleich ihre persönliche Freundin nennt; doch ist die Thätigkeit Beider sehr verschieden. Das Gebiet der Letzteren ist die Kunst, die sie zu studiren und zu beurtheilen weiß, wobei sie denn freilich manch schönes Körnchen für andere Lebensstoffe auflieſt.

Frau Anna Jameson gehört zu den Frauen, an deren Wiege keine holde Fee ihre Gaben gespendet. Sie ist die Tochter eines Bildhauers und irischen Ursprungs. Ihre Familie war nicht begütert und sie mußte daher als Erzieherin ihr Fortkommen suchen, bis sie die Gattin des Herrn Jameson wurde, der Advocat in Edinburgh war. Mit diesem Herrn war sie lange verlobt, und seine Liebe war schon fast erkaltet, als ihr erstes Werk, „Diary of an Ennuyée“ erschien. Dies Buch erregte großes Aufsehen. Die Heldin, am Schlusse auf dem Kirchhof in Montpellier beerdigt, spricht tiefe Trauer über den abwesenden Geliebten aus, und rührt damit alle Herzen. Alle Welt wünschte die Verfasserin zu kennen. Wie sich erwarten läßt, blieb dieser Wunsch nicht unbefriedigt und die „Ennuyée“ trat an das Licht. Es mochte Herrn Jamesons Eitelkeit geschmeichelt haben, für Den erkannt zu sein, dem diese Klagen galten. Die Verbindung wurde geschlossen; aber leider nur um bald wieder getrennt zu werden.

Unter ihren Werken müssen wir zunächst nennen: „Characteristics of women“, eine Beurtheilung aller Frauen in den Stücken Shakspeare's Dies Buch ist mit Stahlstichen geziert, die sie selbst gestochen. Nun folgte „Home and Abroad“, worin auch von Deutschland die Rede. Dann kommt Geschichtliches: „Beauties of the Court of Charles II. Und nun erst fing sie an, sich mit der Kunst zu beschäftigen. Hier finden wir erstlich Biographien der italienischen Maler, die in kleinen billigen Bändchen für das Volk erschienen. Dann Kataloge für die Gemäldegallerien Englands, und endlich ging sie zu der Kunst des Mittelalters über, und schrieb ein Werk der Darstellung der Legenden durch die Kunst. Dies treffliche Buch ist sehr günstig beurtheilt worden.

Frau Jameson liefert den Beweis, welcher ernsten Studien und welcher Ausdauer die Frauen fähig sind, trotz allen Einwürfen der Männerwelt. Und sie steht nicht allein da. Wir kennen Miß Strickland als Geschichtschreiberin. Sie hat Biographien aller Königinnen Englands geschrieben, und ihr Werk ist noch nicht beendigt, zu dem sie fortwährend im britischen Museum Studien macht.

Ferner ist Frau Sommerville zu nennen, die, um einen großen Schmerz, den Verlust ihres Gatten, zu bekämpfen, Mathematik zu treiben begann, und im Verfolge dieser Wissenschaft soviel Freude daran fand, daß sie populäre Werke über physische Geographie und Geometrie herausgab, die sehr geschätzt werden. Sie hat es verstanden, diese Wissenschaften in eine Sprache zu kleiden, die sie auch dem Laien verständlich machen, was die gelehrten Männer nicht zu thun vermochten. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London hat sie dafür zum Mitgliede ernannt, und ihre Büste in ihren Räumen aufgestellt.

Frau Sommerville lebt jetzt meistens in Rom, sowie auch Frau Jameson. Ueberall, wo sie sich zeigt, folgt ihr die Achtung und Anerkennung, die sie verdient, und welche ihr nicht allein von den Söhnen ihres Heimathlandes, sondern von allen civilisirten Völkern der Erde gezollt wird. — Diese allgemeine Verehrung geht jedoch an ihr spurlos vorüber. Sie hat entweder kein Auge dafür, oder sie will es nicht haben, und bleibt von einer so anspruchlosen, liebenswürdigen Einfachheit des Wesens, daß, wer es nicht wüßte, nie errathen würde, er befinde sich in Gegenwart einer berühmten Frau. Ihrer eigenen Ueberzeugung nach verdient sie auch keinen solchen Namen. Sie weiß zu viel, um nicht zu wissen, wie wenig sie weiß, und dadurch die rechte Bescheidenheit zu kennen. Wie Pope sagt:

A little learning is a dangerous thing,
Drink deep or taste not the Pieria Spring.
A little learning intoxicates the brain,
But drinking deeply sobers it again.

A. B.

Der Ganges und Bengalen.

War die Religion der Hindu ursprünglich eine Naturreligion, so mußte der segenspendende Strom Bengalens, der bis zum Meer ein Gebiet von mehr als fünfhundert deutschen Meilen Länge durchströmt, göttlicher Ehren theilhaftig werden. In der That ist der Ganges der heilige Strom der Brahma-Verehrer, dessen Wasser den Lebenden entsündigt und den Todten in den Himmel hebt. Einige Orte der Gangesufer gelten für besonders heilig. Zu ihnen gehört Benares, die auf dem Dreizack Shivas ruhende Stadt, und Hardwar, wo Wischnu den linken Fuß aufsetzte, als er mit einem einzigen Schritt von den Vorbergen des Himalaya zur Insel Ceylon hinüberging. Heilig ist auch die Quelle des Ganges, „das Kuhmaul", eine Höhle unten an einem Gletscher, aus der der Strom von einer Höhe von dreihundert Fuß sich herabstürzt.

Um die besondere Heiligkeit dieses Ursprungs aus dem Maule des verehrtesten Thieres nicht einzubüßen, beharrt der Hindu trotz aller Einsprachen der Wissenschaft dabei, in dem Bhagirathi den Quellfluß des Ganges zu erkennen. Im Grunde ist es der Alaknanda, der einen längeren Lauf und eine größere Wassermasse hat. Bei Deoprag, acht deutsche Meilen oberhalb Hardwar, vereinigen sich die beiden Flüsse, bei Hardwar treten sie in die große hindostanische Ebene hinaus. Von hier bis zum Meere hat der Ganges nur noch einen Fall von 1000 Fuß. Sein bedeutendster Zufluß ist der Dschumna, aber auch dem Brahmaputra entzieht er durch vier große Nebencanäle eine Menge Wasser. Seine Breite kommt einer deutschen Meile ziemlich nahe, und an seinen tiefsten Stellen bildet er in der nassen Jahreszeit eine Wassersäule von sechzig Fuß Höhe. Von seinen acht Mündungen ist nur die des Hugly armes für beladene Schiffe fahrbar und für solche, die mehr als fünfzehn Fuß Tiefgang haben, nicht ohne Gefahr.

Etwa fünfzig Meilen vom Meere entfernt beginnt das Gangesdelta, das noch einmal so groß als das Nildelta ist. Sein flacher Alluvialboden geht an der Küste in Schlammbänke über, die in beständiger Bewegung sind. Hat ein Schiff diese Grenze glücklich überwunden, so befindet es sich in einem furchtbar ungesunden Labyrinth von Salzseen, Flüssen, Buchten, Schlammbänken, Sandinseln, Sumpfdickichten (Dschungeln) und Baumwildnissen, den sogenannten Sunderbunds, die so nach dem Sundrybaume, der auf ihnen am verbreitetsten ist, genannt werden. Von den Moskiten und dem Skorpion bis zur Brillenschlange (Cobra di Capello), zum Krokodil und Tiger hausen hier alle möglichen Arten gefährlicher und lästiger Thiere, und ihnen hat der Mensch diese von Miasmen geschwängerten Wildnisse fast ganz überlassen. In der Zeit des hohen Wassers sind die Sunderbunds ein endlos überschwemmtes, von Fischen wimmelndes Land. Den Fischen folgen die Krokodile, die man zuweilen zu Hunderten in den Buchten und auf den Sandbänken wahrnimmt. Der Ganges beherbergt drei oder vier Arten dieser gepanzerten Eidechsen, unter ihnen den Gavial, der sich durch seine lange, schmahle, fast cylindrische Schnauze von den anderen wesentlich und auffallend unterscheidet.

Die periodische Ueberschwemmung des Ganges, die gegen Ende April oder zu Anfang Mai's beginnt, wird von den tropischen Regen bedingt, welche in dieser Zeit fallen. Im Anfang ist das Anschwellen ein langsames und beträgt in den ersten zwei Wochen nicht mehr als einen Zoll. Sind die Regen in allen den Ländern, durch die der Strom seine Fluthen wälzt, allgemein geworden, so steigt das Wasser täglich um drei, vier und zuletzt fünf Zoll. Am Beginn des Delta's erreicht der Ganges dann eine Höhe von zweiunddreißig Fuß über dem mittleren Wasserstande, weiter gegen das Meer hin nimmt das Anschwellen bis auf vierzehn, höchstens sechzehn Fuß ab. In den letzten Tagen des Juli steht die ganze bengalische Ebene, die an den Ganges und Brahmaputra angrenzt, in einer Breite von fünfundzwanzig deutschen Meilen unter Wasser

und blos die Spitzen der Bäume und Dörfer, die auf künstlichen Erhöhungen erbaut sind, ragen über die Ueberschwemmung hervor. In der zweiten Hälfte des Augusts beginnt das Wasser zu fallen, bis zum November drei bis vier, von da bis zum April einen halben Zoll täglich. Die Wassermasse, die der Ganges in der Hochwasserzeit dem Meere zuführt, wird auf eine halbe Million Kubikfuß in der Secunde berechnet, während der übrigen Monate beträgt sie 100,000 Kubikfuß. Nicht weniger als 235,521,500 Kubikellen Schlamm sollen die Fluthen im Jahre mitsichführen, und das Meer wird davon bis auf fünfzehn deutsche Meilen von der Küste gefärbt.

Eine eigenthümliche Erscheinung des Ganges ist der Bore, eine plötzlich eintretende Fluthwelle mit raschester Bewegung, die sich senkrecht wie eine Mauer erhebt und im Ganges (auch im Brahmaputra) einen wahrhaft furchtbaren Anblick gewährt. Im Hughly bewegt sich der Bore unter betäubendem Geräusch mit der Schnelligkeit von siebenzehn bis achtzehn englischen Meilen vorwärts und ruft noch in Calcutta ein plötzliches Anschwellen des Wassers um fünf Fuß hervor.

Pittoresk sind die Ufer des Ganges bis Hardwar nicht. An wenigen Stellen zeigen sich Felsen, und die schönsten dieser Punkte sind zwei Inseln, der Fakirsfelsen bei Sultangunge und der Colgangfelsen in der Nähe des Punktes, wo sich der Ganges der Bucht von Bengalen zuwendet. In der Zeit des niedrigen Wassers benehmen die hohen Ufer gewöhnlich alle Aussicht auf das umliegende Land. Daß man sich an dem schönen Flusse selbst erfreue, verbieten die vielen Leichen, die man deshalb in den Strom wirft, damit sie von seinen heiligen Fluthen unmittelbar in den Himmel getragen werden. Die Raubvögel, die auf diesen treibenden Leichen sitzen, die Krokodile, die nach ihnen schnappen, zwingen den Reisenden alle Augenblicke, sich abzuwenden. „Sehr häufig", sagt Colebrooke, „war ich Zeuge des schrecklichen Schauspiels, daß ein Krokodil einen schwimmenden Leichnam ergriff und in seiner Gier mit der Beute im Maule halb aus dem Wasser hervorsprang."

Dieser um seiner Heiligkeit willen so sehr verunstaltete Fluß war die große Heerstraße, auf der die Engländer vordrangen, als sie Indien eroberten. Er erleichtert ihnen außerordentlich, zu behaupten, was sie sich genommen haben, denn er ist für große Boote fast 370 deutsche Meilen von seiner Mündung aufwärts schiffbar, und seine Nebenflüsse verdoppeln die Strecke Landes, die zu Schiff erreichbar ist. Für den Handel und den ganzen Binnenverkehr ist er natürlich nicht minder wichtig, und der dereinstige Ausbau der indischen Eisenbahnen wird ihm seine Bedeutung in dieser Beziehung nie ganz nehmen können. Die Regierung ließ ihn mit eisernen Dampfschiffen befahren, die Eingeborenen sind ihren Fahrzeugen rohester Art treu geblieben. Ein einfacher Schiffskörper mit einem Rost, auf dem die Ruderer sechs bis acht Fuß über dem Wasser sitzen, ein langer roher Bambusschaft, mit einem viereckigen Segel daran, als Mast, Bambusstangen mit runden Brettern am Ende als Ruder, eine längere Bambusstange als Steuer — das ist der Apparat, mit dessen Hülfe sie die Sandbänke und Strömungen, die dichten Nebel und die wechselnden Winde ihres heiligen Stromes bekämpfen.

Der Ganges ist der Segen und in gewissem Sinne zugleich der Fluch Bengalens. Seine befruchtenden Gewässer rufen eine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses hervor, die kaum in einem andern Theile der Welt ihres Gleichen hat; aber auf der andern Seite überheben sie den Ackerbauer einer Menge von Arbeiten, machen ihn träg und hindern ihn an Verbesserungen und Fortschritten. Der bengalische Pflug ist der erbärmlichste, der sich denken läßt, die Sichel nur sechs Zoll lang und gezähnt wie eine Säge, der Dengki, mit dem man die Hülse vom Kern trennt, so schlecht eingerichtet, daß der fünfte Theil des Mehls verloren geht. Der Fruchtwechsel ist unbekannt, allein es giebt auch keine Brache, sodaß die Felder trotz der Schlammablagerungen des Ganges sich erschöpfen; das geschnittene Korn bleibt am Boden liegend dem Wetter ausgesetzt, und die Körner werden nicht ausgedroschen, sondern von Ochsen ausgetreten. Dagegen giebt man sich mit der Bewässerung der Reisfelder viele Mühe und hat, durch die Noth dazu gezwungen, die sinnreichsten Einrichtungen getroffen, um des Hauptnahrungsmittels nicht durch Dürre verlustig zu gehen.

Die Provinz Bengalen — und nur mit dieser, nicht mit der Präsidentschaft gleichen Namens, beschäftigen wir uns hier — ist der eigentliche Sitz der englisch-ostindischen Herrschaft. 5638,91 Geviertmeilen groß, ernährt sie 36,848,981 Menschen oder auf der Geviertmeile 6536, fast genau soviel wie der sächsische Kreis Bautzen (6540). Fast ringsum von Gebirgen umzogen, im Norden vom Himalaya, im Osten von der Garoskette, im Westen von Ausläufern des großen Windhyagebirgs, das in der altindischen Geschichte eine so große Rolle spielt, ist sie selbst durchgängig flach. Im Süden und Osten ist fast alles angeschwemmter Boden, und dieser Theil kann, um von Herodot einen Ausdruck zu borgen, ein Geschenk des Ganges und des Brahmaputra genannt werden; im Norden stößt man auf Tertiärformationen, im Westen streichen Uebergangsgesteine. Wohin die Ueberschwemmungen der beiden großen Ströme nicht reichen, da ist die Fruchtkrume dünn, höchstens einige Zoll tief.

Der Wechsel der Jahreszeiten ist in Bengalen ein regelmäßigerer als im ganzen übrigen Indien. Dennoch macht die große Hitze in Verbindung mit der Feuchtigkeit des Bodens und dem starken Thaufall das Klima für Europäer ungesund. Auch das Vorherrschen heißer Winde, die in der Regel Staubtheilchen mitsichführen, trägt dazu bei. Man unterscheidet eine heiße, kalte und Regenzeit. Die heiße Jahreszeit dauert von Anfang März bis Ende Mai, und in dieser Periode steigt das Fahrenheit'sche Thermometer zuweilen auf 100 Grad, ja auf 110 Grad. Auch der Monat September ist in einzelnen Jahren unerträglich heiß, und wenn dies der Fall ist, dann ist diese Periode wegen der Ausdünstungen des stehenden Wassers, das die Ueberschwemmung zurückgelassen hat, und wegen der vielen faulenden Pflanzenstoffe sowohl für Eingeborene als für Europäer die ungesundeste des ganzen Jahres. Die Regenzeit beginnt im Juni und dauert bis zum October. Während der ersten beiden Monate dieser Periode treten so heftige Regengüsse ein, daß hin und wieder in einem einzigen Tage fünf Zoll Regen fällt (im jährlichen Durchschnitt siebenzig bis achtzig

Zoll). Dies ist die Zeit der hohen Fluth und der Ueberschwemmungen des Ganges. Die kalte Jahreszeit, die vier Monate von November bis Ende Februar dauert, bringt bei heiterem Himmel Nordwinde und ist für Europäer die angenehmste und gesundeste.

Nach dem Reis, der in zahllosen Unterarten vorkommt, ist Hirse die verbreitetste Nahrungspflanze, im Westen auch Mais. Baumwolle, Indigo, Tabak, das Zuckerrohr und der Mohn (zur Opiumbereitung) folgen als nützlichste Pflanzen im Range zunächst. Ananas, Citronen und Limonen, verschiedene Orangen, Trauben, Mandeln, Tamarinden und Plantanen sind die gewöhnlichsten Obstarten. Baumgärten von Mangobäumen findet man fast überall, denn die Frucht derselben wird, besonders in der heißen Jahreszeit, sehr geschätzt. Die meisten unserer europäischen Gemüse werden, wenn sie überhaupt fortkommen, fade und geschmacklos. Zahlreiche schöne blühende Bäume und Gebüsche finden sich in wildem Zustande. Die merkwürdigste Pflanze ist der hundertfältig beschriebene Bananenbaum, der mit einem einzigen Stamme, Wurzeln von den Zweigen niedersendend, einen ganzen Wald bildet. Die Hindu verehren ihn als heilig und pflanzen ihn vor ihre Tempel. Nutzen bringt er wenig. An schönen Nutzhölzern hat Bengalen einen Ueberfluß wie wenige andere Länder.

Das furchtbarste der wilden Thiere Bengalens ist der Königstiger. Man sagt von ihm, daß er mit einem einzigen Sprunge hundert Fuß zurücklegen könne, und daß er einen starken Büffel mit größter Leichtigkeit im Maule davonträgt, ist erwiesen. Die Dschungeln der Provinz sind seine Heimath und kein Jahr vergeht, ohne daß Eingeborne ihm zum Opfer fallen. Aber so furchtbar er ist, bietet eine Jagd auf ihn mit Elephanten wenig oder gar keine Gefahr, vorausgesetzt, daß der Elephant des Jägers ein muthiges Thier ist. Wendet dieser sich erschreckt zur Flucht, dann steht die Sache für den Jäger allerdings sehr schlimm, denn auf einem durchgehenden Elephanten zu sitzen oder mit einem losgerissenen Eisenbahnwagen einen Abhang hinunterzurollen ist so ziemlich dasselbe. Die Hausthiere sind magere, häßliche Pferde, die zur Arbeit nicht viel taugen, Büffel und Rinder, Schweine, Ziegen und kleine Schafe mit einer ganz haarähnlichen Wolle, die aber, wenn man sie gut füttert, ein vortreffliches Fleisch geben. Die Schildkröten, die man in Calcutta ißt, werden meistens von der Insel Cheduba in der Bai von Bengalen bezogen. Von den außerordentlich zahlreichen Fischen schätzen die Europäer den Mango — einen Seefisch, der zu der Zeit, wenn die ebensogenannten Früchte am häufigsten sind, den Ganges hinaufschwimmt — und den Bickten am meisten. Geflügel, insbesondere vortreffliche Enten verschiedener Art, giebt es in Menge.

Der bengalische Hindu ist gewöhnlich hübsch, namentlich in der Jugend, wenn auch schmächtig und klein von Gestalt. Seine Farbe wechselt zwischen hellem Olivenbraun und Dunkelbraun, sein Gesicht ist oval, das Haar und das Auge in der Regel schwarz. Er ist lebhaft, in seinem Benehmen sanft und höflich, besitzt aber zahlreiche häßliche Eigenschaften, kennt weder Wahrheit, noch Ehrlichkeit, noch Treue, und ist ein unverbesserlicher Dieb und Betrüger. Der Meineid ist mit den Sitten und Gewohnheiten geradezu verwachsen. Auch grausam ist der Bengale, und nicht blos gegen seine Diener, sondern auch gegen seine Kinder. Einem Sohne, der ein Versehen begangen hat, rothen Pfeffer in die Augen zu werfen, widerstreitet seinem Gefühl nicht im mindesten. Die unteren Classen leben in einem beständigen Kriege mit einander, und es giebt wenige Familien ohne innere Streitigkeiten, die von den heftigsten und anhaltendsten Feindseligkeiten begleitet werden. Dem Feinde in offenem Kampfe entgegenzutreten oder einen gefährlichen Diebstahl zu begehen, dazu fehlt es dem Bengalen an Muth; allein zu morden und zu rauben, wenn eine dunkle Nacht oder andere Umstände die Entdeckung erschweren, macht er sich wenig Bedenken.

Alle Angaben der englischen Schriftsteller stimmen darin überein, daß Bengalen kein wohlfeiles Land ist. Masters berechnet, daß ein vornehmer Hindu, der acht Diener hat, für den Tisch allein, und zwar die Ausgaben für sich und seine Frau nicht mitgerechnet, jährlich 167 Pf. St. braucht. Ein gewöhnlicher Arbeiter erhält sich, seine Frau und zwei Kinder nicht unter 12 Pf. St., und in den zwischen diesen beiden Extremen liegenden Classen steigen die Ausgaben für die bloße Nahrung auf 15, 33 und 87 Pf. St. Dabei lebt der Arbeiter ausschließlich von Reis der schlechtesten Art, und die auf ihn folgenden Classen genießen außerdem blos noch Mehl, Butter, Gemüse und Fische mit verschiedenen Würzen.

Die Armuth der unteren Classen macht selbst den Besuch der pathsals oder kleinen Schulen, in denen die Kinder gegen eine unbedeutende Vergütung im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden, zu einem geringen. Für den gemeinen bengalischen Dialekt giebt es weder eine Sprachlehre noch ein Wörterbuch, und auch im Prakrit, der Sprache der gebildeten Stände, werden in der Regel blos Gedichte und Hymnen gedruckt.

Die Baumwollengewebe, insbesondere die Musseline, waren lange der Ruhm Bengalens. Die hyperbolische, aber poetische Sprache des Morgenlandes bezeichnete die bengalischen Musseline als „aus Wind gewoben." Europäische Reisende kommen mit ihren Ausdrücken diesem Lobe so ziemlich nahe. „Einige dieser Gewebe," sagt Tavernier, „sind so fein, daß man sie kaum in der Hand fühlt, und wenn der Faden gesponnen wird, muß man die Augen anstrengen, um ihn zu sehen." Ward in seiner Geschichte der Hindu erklärt: „Wenn dieser Musselin auf das Gras gelegt wird, und es thaut, so sieht man ihn nicht." Daß die Hindu trotz ihrer erbärmlichen Werkzeuge aus einem schlecht zubereiteten Rohstoff solche beispiellos feine und schöne Gewebe fertigen konnten, schreibt man ihrem merkwürdig zarten Gefühlssinn zu, ihrer Geduld und der beständigen Vererbung desselben Gewerbszweigs in denselben Familien durch viele Generationen hindurch. Diese feinen Musseline existiren nicht mehr, und die ganze Baumwollenweberei Bengalens ist nur noch in einigen Trümmern vorhanden. Die Mitbewerbung der ungleich wohlfeileren englischen Fabrikate hat sie zu Grunde gerichtet. In dieser Beziehung, und in vielen anderen mehr, huldigen die Engländer noch immer der alten Colonialpolitik, die sie, wenn

sie von anderen Völkern geübt wird, mit einem wunderbaren Aufwand von menschenfreundlichen und nationalökonomischen Phrasen bekämpfen. Ostindien soll die Rohstoffe liefern, England will ihm dafür fertige Fabrikate liefern. Der Zweck ist erreicht worden, aber auf Kosten Bengalens und mit der schreienden Ungerechtigkeit, daß englische Gewebe in Bengalen gar keinen und bengalische Gewebe in England einen sehr hohen Zoll bezahlen. Die Bitte einer großen Anzahl geachteter Eingebornen, Gleichheit eintreten zu lassen, ist abgewiesen worden. Das Resultat zeigt folgende kleine Tabelle der europäischen Einfuhren und Ausfuhren von Bengalen im Jahre 1849 und 50:

	Einfuhr.	Ausfuhr.	
England . . .	4,057,275 .	4,768,074	Pf. St.
Frankreich . . .	123,380 .	629,021	" "
Hamburg . . .	13,227 .	13,551	" "
Uebriges Europa .	12,763 .	9,272	" "

Ein Land mit einer zahlreichen einheimisch-weißen Bevölkerung, wie die ehemaligen spanischen Colonien sie in ihren Creolen besaßen, würde bei einer solchen Politik nicht lange in Treue zu erhalten sein. Die Anglo-Indier sind schwach an Zahl, und die Eingebornen haben bis auf die neueste Zeit Alles über sich ergehen lassen. Größere Sorge als bisher wird England für Bengalen tragen müssen. Mit der Eisenbahn und dem Bau von Canälen, der übrigens nicht im eigentlichen Bengalen, sondern im Stromland zwischen Dschumna und Ganges mit der größten Energie betrieben wurde, ist nicht genug gethan, und die Beförderung des Anbaues von Son, die bereits ältern Datums ist, und von Baumwolle, die jetzt in den Vordergrund treten soll, genügt nicht. Die Aufgabe ist vorwiegend eine social-politische, und die Manchester-Schule wird ihren nationalökonomischen Studien eine bedeutende Ausdehnung und einen weit tieferen Inhalt geben müssen, wenn sie den Forderungen Bengalens gerecht werden will. St.

Zur Chronik.

Christian Rauch †. x

— Der preußische Phidias ruht auf dem Friedhofe zu Berlin vor dem Oranienburger Thore. Er starb in Dresden am 3. December, nach einem Monate hätte er, am 2. Januar 1777 geboren, sein 81. Lebensjahr erreicht. Eine Steinbeschwerde trieb ihn nach der Elbstadt, um sich dort unter der Hand eines mit diesen Leiden vertrauten Arztes einer Operation zu unterziehen, zu der man bei dem hohen Alter des Mannes nicht mehr schreiten wollte. Seine Töchter, von Berlin ihm nachgeeilt, umgaben ihn noch in seinen letzten schmerzlichen Stunden, Frau Agnes d'Alton lebte seit dem Tode ihres Gatten schon längere Zeit wieder im Hause des Vaters. Er selbst war voll Muth und voll Hoffnung auf längere Lebensdauer nach Dresden gekommen, bedauerte nichts als Zeitverlust, und empfing noch die freudige Kunde von der Ankunft des großen carrarischen Marmorblocks, aus welchem er seine Mosesgruppe gestalten sollte. Moses kniet auf dem Berge, betet zu Jehovah um Sieg für sein Volk und gelobt solange die Hände hoch auszustrecken bis dieser Sieg entschieden; und siehe, wie dem Greise die Kraft entweicht, die Arme sinken wollen, da kommen zwei Engel und stützen ihn bis die Stunde der Prüfung und des Gelübdes vorüber ist. Man rühmte dies letzte Werk Rauchs als sein bedeutsamstes; dessen Ausführung in Marmor bleibt nun seinen Jüngern überlassen. Eine seltsame Schickung war es daß Dresden dem Jüngling im Mengs'schen Museum der Gypsabgüsse die ersten großen Eindrücke als Künstler gab, die neue Aufstellung der Schätze dieses Kabinetts ihm auch die letzten künstlerischen Genüsse gewährte. Man sah den hohen stattlichen Greis mit dem wallenden Silberhaar — seit Goethe zählte die deutsche Künstlerwelt keinen gleich schönen Mann — noch vor vier Wochen in unseren Gallerien vor den Meisterschöpfungen alter und neuer Zeit und eine Schaar von Künstlern gesellte sich um ihn, über die Frische und die Begeisterung des edlen Meisters staunend, der die deutsche Welt mit seinen Werken erfüllte, namentlich dem preußischen Staate seine kriegerischen Helden in Marmor und zum Erzguß überlieferte und von der höchsten nationalen Aufgabe, Schiller und Goethe als verbrüderte Apostel darzustellen, nur zurücktrat, weil seiner Auffassung der Gruppe lediglich eine ideale Gewandung zu entsprechen schien, König Ludwig aber auf das deutsche Zeitcostüm bestand und es als Bedingung stellte. Den Uebergang von idealer Allegorie zu historischem Realismus hat Rauch sonst nicht gescheut; die Reliefs zu Scharnhorst und Bülow waren noch in jenem, die zu Blüchers Standbild in Berlin schon in diesem Styl, und Goethe selbst seiner Zeit hat diesen Uebergang Rauchs als einen Fortschritt unserer plastischen Kunst gerühmt. Auch seinen Kant für Königsberg, seinen Thaer für Berlin mußte er ja in der modernen Tracht gestalten. Im Ganzen aber hat er sich nur zögernd und mit großer Vorsicht dazu verstehen können und bürgerliche Helden vielleicht umdeswillen nicht mit Vorliebe gemeißelt oder modellirt. Am großen Friedrichsbilde in Berlin hat man sogar die Zurückdrängung geistig und bürgerlich bedeutsamer Gestalten vor Soldatenröcken rügen müssen. Für seinen Luther in Wittenberg und seinen Franke im Waisenhause zu Halle hatte Rauch das lange Theologenkleid, für seine sämmtlichen kriegerischen Heroen aber den faltenreichen Mantel, in dessen Wurf er den ganzen Stolz kraftvoller Auffassung an den Tag legte; für Albrecht Dürer in Nürnberg, vielleicht eine seiner besten Gestalten, that die kleidsame Tracht des Mittelalters dem Schönheitsbegriff Rauchs keinen Eintrag.

Das kleine Waldecker Land, daß auch Kaulbachs und Drake's Wiege trug, hat Rauch zur Welt gebracht; Arolsen war seine Geburtsstadt. Seine Herkunft war ärmlich, aber der Drang zum bildnerischen Schaffen regte sich schon früh im Knaben Christian. Nach einer kurzen, künstlerisch unbedeutenden Schulübung in Kassel rief in der Tod eines Bruders der im königlichen Schlosse Diener war, nach Berlin. Christian Rauch, noch unfähig, sich von seiner Kunst zu ernähren, trat sogar in des Bruders dienstliche Stelle, und ein lachender Hofcavalier der alten Zeit hat sich noch lange mit Behagen erinnert, den großen Bildhauer zu Anfang des Jahrhunderts in Livree gesehen zu haben. Der Dienerrock hinderte nicht, das Talent im Stillen zu pflegen. Meister Schadow erhielt dazumal die Aufgabe, die Königin Luise in Marmor zu porträtiren. Davon erzählte sich in Berlin alle Welt. Der Diener Rauch, der im Schloß Gelegenheit hatte, die schöne

Frau oft zu sehen, versuchte seinerseits ganz für sich, ihr Bild in Gyps zu formen. Die Königin nahm dies wahr und so entschied ein Spiel und ein Zufall die Wendung seines Lebens; sie sorgte dafür daß der junge Mann Schadows Unterricht genoß und die Akademie besuchte, ohne zu ahnen daß der dankbare Günstling dereinst nach ihrem Tode für das Charlottenburger Mausoleum ihre im Sarge schlummernde Gestalt in Marmor meißeln und ein Werk liefern sollte, das ihre beste Glorie ist und Rauchs Künstlerruf zuerst feststellte. Lieblich und anmuthsvoll, wie sie ihre begeistertsten Bewunderer im Leben gesehen, liegt die Königin, etwas mehr als lebensgroß, die Arme unter der Brust übereinandergelegt, in Marmor da und schläft einen Schlaf, als stände nur auf Momente der Puls ihres Lebens still. Nicht blos Leben und Wahrheit: eine unsterbliche Psyche hat hier im Werk des Künstlers der kalte Stein geliefert. 1804 war Rauch in Begleitung eines schlesischen Grafen nach Italien gegangen, wo er in Wilhelm v. Humboldt einen Gönner, in Thorwaldsen und Canova Freunde gewann. Man kann nicht sagen daß er Schüler von Beiden wurde, aber von Jenem hat er die Kraft und den stolzen Schwung, von Diesem vielleicht die Anmuth im Einzelnen, ohne seine gesuchte Zierlichkeit zu theilen. Rauch machte in Rom und in Carrara mehrere antike Reliefs: Hippolyt und Phädra, Mars und Venus, von Diomed verwundet, die kolossale Büste des dritten Friedrich Wilhelm (im Weißen Saale), eine Büste Raffael Mengs' für König Ludwig, die Statue der elfjährigen Tochter Wilhelm v. Humboldts, auch bereits eine Büste der Königin Luise, zu deren Denkmal er jedoch erst 1811 nach Berlin zurückgerufen wurde. Sein Entwurf wurde genehmigt, und er ging nochmals nach Carrara und Rom, wo er sein Werk arbeitete, um es 1814 in Charlottenburg aufzustellen. Drei Jahre nach Friedrich Wilhelm des Dritten Tode lieferte er (1843) das Seitenstück dazu, den König selbst in Generalsuniform und Mantel. Sein schlafendes Luisenbild wiederholte er; dies zweite Werk ist in Potsdam. Er mußte es später (1842) auch noch für Herrenhausen bei Hannover nachahmen, auf Bestellung des Königs Ernst für seine todte Gattin, die allerdings eine leibliche Schwester der unsterblichen Luise war. In der Epoche der jubelnden Siegeslust nach den Franzosenkriegen ward Rauch der Schöpfer jener preußischen Helden, die in Marmor und Erz den Opernplatz in Berlin zu einem der schönsten in Europa machen. Auf Scharnhorst und Bülow, in Carrara gearbeitet und 1822 aufgestellt, folgte 1826 der Marschall Vorwärts in Erz, dessen Bildsäule Rauch auch für Breslau lieferte. Für München arbeitete er (1835) König Maximilian in sitzender Gestalt, für die Walhalla sechs kolossale Victorien in Marmor, für den Dom in Posen (1840) im Auftrag des Grafen Raczynski zwei Polenkönige, für den Berliner Belle-Allianceplatz die Friedensgöttin, für Schwerin den Großherzog Paul Friedrich (1849). Unter den Linden gesellten sich Gneisenau und York in Erz zu den Kriegsmännern Preußens; von 1840 bis 1851 hat Rauch an seinem Friedrichsdenkmal gearbeitet. Seine Mosesgruppe beweist welches Schwunges der hohe Meister noch in seinem 80. Lebensjahre fähig war.

Ein preußisches Bild von E. Leutze.

— Die immerwährende Ausstellung des Herrn Schulte in Düsseldorf erfreut sich einer Bereicherung in dem Bilde von Leutze: Prinz Friedrich, aus der Gefangenschaft in Cüstrin zurückgekehrt, wird auf einem Balle im Berliner Schlosse, vom Könige begnadigt, seiner Familie, namentlich seiner königlichen Mutter wiedergegeben. Die Königin hat sich vom Spieltisch erhoben und empfängt den vor ihr knieenden Sohn, während dessen Schwestern auf ihn zueilen, die tanzenden Gruppen in der Bildergallerie des Schlosses, die sich vor uns eröffnet, mitten im Tempo einhalten und sich gespannt auf die Scene in der Vorhalle wenden. Eine zweite Gruppe zur Seite hat sich ebenfalls vom Spieltische erhoben, ein königlicher Minister und der Gesandte Oesterreichs sind theilnehmend hervorgetreten; der königliche Vater aber, in der Mitte hervorragend, gleichsam als der Schöpfer des Versöhnungsactes, faltet die Hände und überblickt mit Genugthuung sein Werk. Somit hat das trefflich componirte und auf das feinste ausgeführte Bild zwei Mittelpunkte, materiell im Könige, der das Ganze veranlaßt und commandirt hat, und in dem Prinzen, der geistig das Centrum der Theilnahme, der Augpunkt aller Gruppen ist. Der jugendliche Fritz, im schwarzen Anzuge, der ihn als Regierungsreferendar auf der Festung kleidete, ist meisterhaft gegeben, sowohl was seine augenblickliche Situation als was seine Porträttreue betrifft; der alte Löwe ist trefflich im Jüngling angedeutet. Mit Auffassung und Haltung des Königs können wir uns nicht gleich sehr einverstanden erklären. Sein weingeröthetes Gesicht drückt mit dem Händefalten gemüthliche Befriedigung und ein Behagen aus, das sich die Scene gefallen läßt. Der königliche Haustyrann hat aber die Scene herbeigeführt, könnte also den Prinzen, den er der Familie wiedergiebt, namentlich der Mutter präsentiren, darauf hindeutend daß dies im Namen Gottes und des Gesetzes geschieht, wie er selbst es ausgelegt wissen wollte. Wir erinnern uns daß Adolf Menzel, der Friedrichsmaler (dessen Besuch Kaiser Josefs beim alten Fritz jetzt in Dresden zur Schau stand), in seinen Illustrationen der Kuglerschen Geschichte des großen Königs den Versöhnungsact schärfer mit diesem Accent der königlichen und bürgerlich väterlichen Haustyrannei darstellte. Alles Uebrige in Leutze's Bilde ist meisterhaft in der Composition, und in der Ausführung der Einzelheit mit einer pointirten Sauberkeit, die fast an die Manier à la Denner streift. Bei dieser minutiösen Emsigkeit seines Pinsels ist die rasche Arbeitskraft des Malers zu bewundern. Er hat erst unlängst seine große Begegnung Karls I. mit Cromwell vollendet, und darin, wie in seinen zwei Washingtonbildern auch in Betreff der größeren Linien, Formen und Farben im historischen Styl Proben seines ungewöhnlichen Talentes abgelegt. Emanuel Leutze, von württembergischer Abkunft, ist in Nordamerica erzogen, lebt aber seit lange in Düsseldorf; um so erfreulicher ist, wie er die Frische kräftiger Weltauffassung, die er sich wie Henry Ritter, der Düsseldorfer Genremaler, jenseit des Oceans aneignete, mit soviel Innigkeit auf einen häuslichen Act der preußischen Königsgeschichte verwendete. Maß und Umfang zum neuen Bilde wurden ihm im Styl des Genres geboten, sein Werk zählt zur Reihe der 25 Nationalbilder aus der preußischen Geschichte, welche Arnz und Compagnie als Originale ausschreiben, um sie in radirten Blättern zu vervielfältigen. Eines dieser 25 Blätter, deren Gesammtpreis auf 25 Thlr. gestellt ist, liegt schon vor: Blücher, als jugendlicher Held, mit seinen Husaren bei Kaiserslautern im Gefecht gegen die Soldaten der Republik Frankreich. An Schlachtbildern in der Reihe der 25 Blätter wird es nicht fehlen. Zur Wahl und Feststellung dieser 25 großen Momente aus der Geschichte Preußens sollte aber ein Ausschuß zusammentreten, in dem auch die Stimme des Historikers Geltung hätte, der die bürgerlichen, die civilpolitischen und geistigen Hochpunkte in der Entwickelung Preußens zu würdigen wüßte, nicht blos die kleinen rührenden

Familienmomente im königlichen Hause neben lauter Schlachtscenen. Friedrich in der entschiedensten Glorie als kriegerischer Siegesheld muß auch noch erst ausgefunden werden bei all den jetzt florirenden Friedrichsbildern. Friedrich mit Voltaire wird nicht fehlen. Den Tilsiter Frieden kann man nicht wählen; wohl aber Königin Luise vor Napoleon. Stein darf unter den bürgerlichen Helden Preußens nicht fehlen, will man nicht blos, wie am Rauchschen Friedrichsdenkmal zu Berlin, abermals blos Soldaten die Ehre geben und den historischen Irrthum begeben, daß nur militärische Befähigung den preußischen Staat geschaffen. Die Erhebung des Volkes rettete den gesunkenen Staat Friedrichs des Großen, die Hoffnung auf seine bürgerliche Neugestaltung wurde freilich lange genug getäuscht.

Die Hochländer vor Laknoh.

s. Ein Privatbrief der Gattin eines englischen Offiziers berichtet folgenden rührenden Auftritt bei dem Entsatz von Laknoh:

Keine menschliche Macht konnte uns vom Tode erretten, der uns von allen Seiten umgab. Wir sahen den Augenblick herannahen, wo wir von der Erde Abschied nehmen sollten, indeß ohne das Entsetzen, welches sich der unglücklichen Opfer von Cawnpur unzweifelhaft bemeistert hatte. Wir waren entschlossen, lieber zu sterben, als uns zu ergeben, und wußten, daß in 24 Stunden alles vorbei sein würde. Die Genieofficiere hatten es gesagt, und während wir Frauen uns gegenseitig Muth zusprachen, ließen die Männer uns leichte Arbeiten verrichten, von einer Batterie zur anderen Befehle und Proviant tragen, besonders Tassen Kaffee, den wir Tag und Nacht bereiteten. So ging ich mit meiner Gefährtin, Jessie Brown, Frau eines Corporals vom Regimente meines Mannes, aus, um mich nützlich zu machen. Die arme Jessie hatte während der ganzen Belagerung keine Ruhe genossen, und in den letzten Tagen zehrte sie auf erschreckende Weise ab; in fortwährendem Fieberzustande phantasirte sie von Zeit zu Zeit, namentlich heute, wo das Andenken an die Heimath bei ihren Reden eine herzzerreißende Rolle spielte. Von Müdigkeit überwältigt, legte sie sich, in ihren Plaid gehüllt, auf die Erde nieder; ich setzte mich neben sie, um sie aufzuwecken, wenn die Reihe wieder an sie kommen würde. Sie schlief endlich ein, ihren Kopf auf meine Knie gestützt, tief und fest, ohne Bewegung, ohne Athem. Auch ich konnte dem Schlafe nicht widerstehen, trotz des unaufhörlichen Kanonendonners. Plötzlich wurde ich durch einen gellenden, übernatürlich klingenden Schrei dicht vor meinem Ohre aufgeweckt. Meine Gefährtin stand neben mir, die Hand nach dem Horizont ausgestreckt, und neigte sich in horchender Stellung nach vorn. Ein Lächeln der Freude verklärte ihr Gesicht, sie faßte meine Hand, zog mich zu sich hin und rief: „Hört Ihr ihn, hört Ihr ihn endlich? O nein, es ist kein Traum, er ist es, der Slogan der Hochländer; wir sind gerettet, wir sind gerettet!" Nach diesen Worten stürzte sie auf die Knie nieder und dankte Gott mit inbrünstigem Gebete, während ich verwirrt dastand. Meine englischen Ohren hörten nur den Kanonendonner und ich glaubte meine arme Jessie phantasire noch immer. Aber sie flog nach den Batterien hin und ich hörte sie beständig rufen: „Muth, Muth! Hört Ihr den Slogan, den Mac Gregor, den schönsten von allen? Wir bekommen endlich Hülfe!" Es wäre unmöglich, die Wirkung dieser Worte auf unsere Soldaten zu beschreiben. Einen Augenblick hörte das Feuern auf und Jeder horchte aufmerksam. Allein ein Gemurmel der Enttäuschung bewies bald, daß man nichts hörte, und die Klagen und das Geschrei der in Masse herbeigestürzten Frauen verdoppelten sich nur, als der Oberst den Kopf schüttelte. Unsere schlaffen, in der Ebene groß gezogenen Ohren hörten nur das Knattern des Gewehrfeuers. — Noch einige Minuten dieser tödtlichen Erwartung dieser Hoffnung, welche tödtet — und Jessie, welche beschämt und erschöpft auf der Erde lag, sprang von Neuem auf wie ein wildes Thier und schrie mit einer so hellen schrillenden Stimme, daß man es auf der ganzen Linie hörte: „Wollt Ihr auch jetzt noch leugnen? Der Slogan schweigt freilich: aber hört Ihr! Die Campbells kommen!" (Der berühmte Pibroch oder Dudelsackmarsch des Clans Mac Gregor: The Campbells are coming.) Und in demselben Augenblicke schien es uns, als spräche die Stimme Gottes aus der Ferne, und daß der „Pibroch" der Hochländer, uns die Gnadenbotschaft brächte; denn es war kein Zweifel mehr — dieses durchdringende, unaufhörliche, kreischende Geräusch, das aus weiter Ferne ertönte, konnte weder von dem Marsche der Belagerer, noch von den Arbeiten der Sappeurs, noch von dem Wirbeln der Trommeln herrühren; es war da etwas, das Alles übertönte — der Klang der schottischen Sackpfeife, zuerst schneidend, mißtönend, eintönig die Rache an den Feinden ankündigend, dann sanfter, um Freunden in der Noth Hülfe und Trost zu bringen. — Niemals auf der Erde sah man gewiß eine solche Scene. Im Fort von Laknoh gab es nicht ein einziges Herz, das in diesem Augenblicke nicht ganz Gott angehörte. Alle warfen sich gleichzeitig auf die Knie, und man hörte nur das Schluchzen der Frauen und das Gemurmel ihrer betenden Lippen. Als diese erste Bewegung vorüber war, erhob sich ein tausendstimmiges Freudengeschrei, das weithin schallte und diesen gesegneten „Pibrochs" neuen Muth eingab, welche auf unseren begeisterten Ruf: „Es lebe die Königin!" sofort mit der alten Volksmelodie antworteten, die jeden Schotten bis zu Thränen rührt: „Sollte alte Freundschaft vergessen werden?" — Von nun an machte nichts mehr Eindruck auf mich, und alles, was nachher geschah, schien mir ziemlich gleichgültig. Jessie wurde dem General vorgestellt, als er einzog und bei der Officierstafel trank man auf ihre Gesundheit, während die Pfeifer mit der obengenannten Melodie (Should auld acquaintance be forgot) um den Tisch zogen.

Illustrirte Weihnachtsgaben.

d. Bereits in 3. Auflage erscheint das „Album für Deutschlands Töchter", ein sinnig zusammengestellter Kranz von Dichtungen der besten deutschen Schriftsteller. Da die Namen derselben schon lange anerkannte sind, so dürfte nur über die schöne Ausstattung des Buches, welche dasselbe recht eigentlich zu einem Weihnachtsgeschenke stempelt, etwas zu sagen sein. Das Buch ist sehr geschmackvoll gedruckt, und dieser Umstand hebt die reichlich darin verstreuten vorzüglichen Holzschnittillustrationen, für welche die tüchtigen Zeichner E. Götze, W. Georgy und R. Kretschmer ihre Beiträge geliefert haben, erst in das richtige Licht. Besonders zu loben sind die oft köstlich gedachten Initialen und Arabesken, zu denen der Stoff meist dem Pflanzenreiche entnommen ist, und wenn auch die größeren figürlichen Compositionen zuweilen ein über die Kräfte des Zeichners hinausgehendes Streben verrathen, so sind dafür die einfachen Zeichnungen der großen Mehrzahl nach um so besser gelungen. Als Ganzes betrachtet erfüllt das Buch alle Anforderungen, die man an ein geschmackvolles Weihnachtsgeschenk stellen kann und ist mit voller Ueberzeugung zu empfehlen.

„Argo. Album für Kunst und Dichtung." — Ein modernes Product im besten Sinne des Worts — moderne Dichter —

moderne Zeichner — moderne Kunstmittel, vereint mit moderner, eleganter buchdruckerischer Ausstattung. Poesie und bildende Kunst, vom beflügelten Genius geleitet, führen uns ein in einen Saal voll köstlicher Bilder neuerer Künstler. Daß Leute wie Hosemann, Hgunet, Löffler, Menzel, Steffeck 2c. vortreffliche Zeichnungen liefern, ist nicht mehr als ihre Schuldigkeit, denn sie haben ein Renommé zu behaupten; daß aber die Lithographen diese so prächtig wiedergegeben, verdient nicht blos Lob, sondern auch aufrichtige Anerkennung für die neueren Fortschritte dieser Kunst, welche wahrlich nicht mehr ein undankbares Feld für den wahren Künstler genannt zu werden verdient. Diese achtzehn Bilder sind wahre Meisterstücke. Unter der Fluth hübscher Weihnachtsgeschenke ragt das vorliegende Werk über die meisten hervor, und dürfte für kunstsinnige Frauen ein sehr willkommenes genannt werden.

Bibliographischer Anzeiger.

Jahrbuch der Literatur und Kunst. Herausgeber und verantwortliche Redactöre Dr. Oswald Marbach, Königl. Sächs. Hofrath und Professor an der Universität zu Leipzig, und Dr. Gottwerth Schmiedt, früher Professor am Gymnasium zu Kloster-Roßleben.

Unser Jahrbuch soll bedeutende Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst dem Publicum in einer Wiise vorführen durch welche dasselbe angeregt und in Stand gesetzt wird sich selbst ein Urtheil zu bilden, seine Lecture zu wählen und den Entwickelungsgang den das geistige Leben der Gegenwart nimmt zu verfolgen. Zu diesem Zwecke werden wir soviel als thunlich die vorzuführenden Werke in ihren Umrissen darlegen und bedeutsame und charakteristische Bruchstücke aus denselben mittheilen. Zugleich werden wir unsere Leser auf den Standpunkt zu stellen suchen von welchem sich jene Werke in ihrer ganzen Bedeutsamkeit übersehen lassen und auf deren Vorzüge wie auf deren Mängel aufmerksam machen. In ungesuchter Weise werden sich hieran Besprechungen der Kunstinteressen sowie der wichtigsten Fragen welche die geistige Bewegung der Gegenwart aufwirft anknüpfen.

Wir werden durch Klarheit des Gedankens und Correctheit des Ausdruckes nach Verständlichkeit streben nicht aber nach jener Art von Popularität welche die geistigen Interessen herabzieht und im Grunde eine Beleidigung gegen den Leser ist. Denn wir wollen nicht durch Herablassung zum Standpunkte der Unmündigkeit uns ein breites Publicum suchen, sondern wir setzen Leser voraus die im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit mit uns gemeinsam zu dem höchsten Standpunkte der Bildung emporstreben.

Zu der Litteratur welcher wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen rechnen wir alles was die Beachtung jedes wahrhaft Gebildeten in der Gegenwart in Anspruch nimmt, also auch solche wissenschaftliche Werke welche sich über die engen Grenzen der Fachgenossenschaft durch Inhalt und Form erheben.

In der Unmasse der jährlich erscheinenden und zum großen Theil nur durch Speculation auf die momentane Gunst des Publicums hervorgerufenen Bücher geht manches Werk spurlos verloren welches wohl Beachtung verdient hätte; es wird uns zu besonderer Freude gereichen auf solche von Talent und geistiger Reife zeugende Schriften aufmerksam zu machen.

Andererseits werden wir sich hervordrängenden litterarischen Erscheinungen welche einer verderblichen Richtung angehören oder auf Täuschung und Irreführung des Publicums berechnet sind mit größter Entschiedenheit und unter offener Darlegung ihrer litterarischen Nichtigkeit oder Unwürdigkeit entgegentreten.

Auch ältere Meisterwerke zu besprechen und das Andenken an dieselben aufzufrischen werden wir uns erlauben, wenn wir uns davon einen fördernden Einfluß auf die Production der Neuzeit oder auf den Geschmack des lesenden Publicums versprechen.

Ferner werden wir noch bestrebt seine Werke welche uns von deren Urhebern in Manuscript mitgetheilt werden durch Darlegung ihres Inhaltes und Mittheilung von Bruchstücken dem Publicum zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen, wenn sie solche unserer Ueberzeugung nach verdienen,

Endlich werden wir gelegentlich nicht auf „tiefgefühlte Bedürfnisse des Publicums“ im Sinne der Buchhändler-Speculation, sondern auf wahre Geistesbedürfnisse der Nation aufmerksam machen, indem wir unsere Ansicht aussprechen wie solchen Bedürfnissen in lebenfördernder Weise durch litterarische Production entsprochen werden könne.

Unter „Kunst“ verstehen wir zunächst die Kunst der Künste, die Poesie; aber auch Werke der bildenden Künste und der Musik, sowie außergewöhnliche Leistungen der Schauspielkunst sollen von uns nicht unbeachtet bleiben, wenn wir Manifestationen des fortschreitenden Menschengeistes in ihnen erkennen oder wenn ihre Beachtung zu förderlichen Bemerkungen Gelegenheit giebt.

Immer werden wir als unsere Hauptaufgabe erkennen den geistigen Entwickelungsgang der Nation und der Menschheit, wie er sich in Litteratur und Kunst offenbart, zu beobachten und Zeugniß von demselben abzulegen. Gelingt uns die Erfüllung dieser schwierigen Aufgabe auch nur annäherungsweise und soweit dem Einzelnen seiner Gegenwart gegenüber möglich ist, so wird unser Jahrbuch seinen allerdings stolzen Titel wohl verdienen.

Das geistige Leben entwickelt sich durch Parteikämpfe, aber nicht so daß die eine der streitenden Parteien einfach den Sieg davonträgt über die andere, sondern indem alle Parteien ohne es zu wollen und zu wissen gemeinsam das Resultat der Zukunft hervorbringen. Die Wissenschaft muß einen Standpunkt außerhalb der Parteien und über denselben behaupten, denn sie soll das Experiment des Parteikampfes beobachten und durch Vermittelung und Verständigung unter den Parteien das Resultat des Kampfes zu zeitigen suchen. Unserm Zwecke gemäß werden wir uns daher der Parteiergreifung wie der Parteimacherei zu enthalten haben. Wir werden die Thörichten aller Parteien gegen uns, aber hoffentlich auch die Besonnenen aller Parteien für uns haben, denn indem wir den Extravaganzen der Parteien entgegentreten, wollen wir den vernünftigen Willen soweit er den Parteibestrebungen zu Grunde liegt ins Bewußtsein bringen.

Vor nichts werden wir uns mehr hüten als vor litterarischem Cliquenthum und vor dem Einflusse buchhändlerischer Interessen. Die Einflüsse haben die Kritik ohne welche doch ein wahres Geistleben nicht bestehen kann in Mißachtung gebracht. Es soll unser eifrigstes Bestreben sein die Kritik durch Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit und Selbständigkeit eines auf wissenschaftliche Ueberzeugung sich gründenden Urtheiles wieder zu Ehren zu bringen. Damit werden wir allen talentvollen Schriftstellern und allen ehrenwerthen Buchhändlern nur nützen, denn es wird uns nach und nach gelingen ihre Bestrebungen vor der Ueberwucherung durch litterarische Schmarotzerpflanzen zu schützen und gedeihlich zu fördern. Wir glauben daher auf ihre Unterstützung rechnen zu können.

Zum Schlusse noch die Versicherung daß wir unendlich weit entfernt sind von jener Blasirtheit des Geistes, welche seit fast einem Menschenalter die vielversprechendsten Blüthen der Litteratur wie das Oidium die Weinreben befallen und die Ausbildung reifer Früchte der Litteratur in Deutschland und anderwärts verhindert hat. Wie uns selbst und unser Streben betrachten wir die geistigen Thaten auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst mit heiligem Ernst und sittlicher Würde. Darum erwarten wir aber auch vertrauensvoll daß wir bei denen die noch reiner Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne fähig sind und die an die Ewigkeit desselben glauben wohlwollende Betheiligung an unserm Unternehmen finden werden. Die Herausgeber.

Subscriptionsbedingungen.

Das Jahrbuch der Litteratur und Kunst wird in Monatheften erscheinen, von denen jedes mindestens vier Bogen Royal-Octav enthalten soll. Sämmtliche Lieferungen eines Jahres bilden einen Band und werden zu solchem durch Titel und Inhaltsverzeichniß zusammengefaßt.

Der Pränumerationspreis für einen Jahrgang von 12 Heften beträgt 5 Thlr. 10 Ngr

Einzelne Hefte werden so weit es der Vorrath erlaubt zu dem Preise von 15 Ngr. abgegeben.

Das erste Heft wird Mitte December dieses Jahres ausgegeben.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie alle Postämter nehmen Bestellungen an.

Zusendungen erbitten wir unter der Adresse: „Expedition des Jahrbuches der Litteratur und Kunst in Leipzig.“

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 52. **Europa.** 1857.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig. Wöchentlich eine Nummer. — Preis 1 Thaler vierteljährlich. 26. December.

Inhalt.

Oberst Charras: Ligny, Quatrebras, Waterloo.

Wir sahen bereits in einem früheren Artikel *) wie schwer es bei der großen Zahlenüberlegenheit der preußisch-englischen Armee für Napoleon sein mußte, den Feldzug 1815 mit Glück zu Ende zu führen. Aber, hebt Charras hervor, der Sieg allein konnte ihm nicht genügen, er brauchte einen vollständigen und raschen, sozusagen augenblicklichen Sieg. Denn auf die erste Nachricht von dem Ausbruch der Feindseligkeiten setzten sich die Russen, Oesterreicher u. s. w. in Marsch und drangen von der Ostgrenze Frankreichs her gegen Paris vor. Um dieser gewaltigen Invasion einen Damm entgegenzusetzen, mußte erst der Feind in Belgien kampfunfähig gemacht werden. Daher waren rasche, große, zerschmetternde Siege über die englisch-holländische und preußische Armee die erste und unbedingte Kriegsnothwendigkeit in dem von Napoleon angenommenen Plane.

Um ein solches Resultat zu erreichen, zeigten sich ihm nicht viel Wege offen. Die verbündete Armee stand in etwas zu weitläuftigen Cantonnirungen (die Hauptquartiere Blüchers und Wellingtons, Namur und Brüssel, lagen sechzehn Stunden von einander) von Audenarde an der Schelde bis Lüttich, die Vorposten waren bis an die französische Grenze vorgeschoben. Politische, nicht militärische Rücksichten, schrieben den beiden Generälen vor, nicht in Frankreich einzurücken; sie sollten den Angriff Napoleons abwarten. Dieser konnte nicht gegen die Linke Blüchers oder gegen die Rechte Wellingtons sich richten, denn dann hätte Napoleon die beiden Armeen gegeneinander gedrängt, und ihre Vereinigung selbst nach einer Niederlage beschleunigt, was er gerade vermeiden wollte. Brach er von Valenciennes aus gegen das Centrum Wellingtons vor, so ließ er den unternehmenden Blücher ganz unbeschäftigt, und hatte nicht einmal die Gewißheit, dem englischen Feldherrn das Anschließen an seinen preußischen Verbündeten zu verwehren. Der letzte noch übrige Weg versprach die größten Resultate. Agirte Napoleon zugleich gegen den linken englischen und den rechten preußischen Flügel, so konnte er die eine Armee durch einen Scheinangriff beschäftigen, und die andere unterdessen schlagen; gelang ihm dies, so konnte er sich der Verbindungslinie zwischen denselben, der Chaussee von Namur nach Nivelles, bemächtigen, und die nun getrennte Armee vermögen, sich auf ihre Operationsbasis, die eine nach Antwerpen, die andere nach Cöln und dem Rhein, zurückzuziehen. Waren beide soweit auseinandergedrängt, so ward es viel leichter, die vereinzelte Armee vollständig zu schlagen, vielleicht die Einen zum Einschiffen nach England, die Andern zum Rückzuge nach dem rechten Rheinufer zu bewegen.

Ein solches Resultat allein konnte Napoleon retten, und da es nur durch dieses letzte Verfahren zu erreichen war, so war es immer das Beste, was er wählen konnte, so große Gefahren auch damit verbunden waren. Denn er mußte die eine Armee fast im Angesicht der andern schlagen, und da er bei seiner großen Mindermacht dieser letztern nur einen schwachen Heerestheil zum Demonstriren entgegenstellen konnte, so lag stets die Möglichkeit sehr nahe, daß dieser über den Haufen geworfen, und er selbst zwischen zwei Feuer gerathen würde. So ist es schließlich auch geworden. Lediglich durch die äußerste Energie in dem Verfolgen der einmal erlangten Vortheile ließ sich diesem Nachtheil abhelfen, und daran hat es Napoleon wenigstens im entscheidendsten Moment, nach der Schlacht von Ligny, fehlen lassen. Daran war theils der Umstand schuld, daß, wie schon hervorgehoben, sein körperlicher Zustand nicht mehr den äußersten Anstrengungen des Krieges gewachsen, die Energie seines Charakters erlahmt war; theils aber auch die hochmüthige Geringschätzung, mit der er auf alle seine Gegner herabsah. Von Vielen derselben war er es freilich gewohnt, daß sie schon zurückwichen, wenn er nur den Arm zum Schlage hob, und da noch im vorigen Feldzug Schwarzenberg sich durch seine bloßen Finten hatte bewegen lassen, nach dem Rhein Kehrt zu machen, und den vereinzelten Blücher seinem Schicksal zu überlassen, so glaubte Napoleon wahrscheinlich dieses Manöver wiederholen zu können. Er hatte aber nicht auf Wellingtons Zähigkeit und Blüchers unermüdliche Energie und Unverzagtheit gerechnet.

General Bourmont, der nach den Memoiren von St. Helena

*) Europa Nr. 51.

den Operationsplan Napoleons den Verbündeten verrathen haben soll, desertirte am 15. früh und kam um acht Uhr in Charleroi an. Zu Blücher nach Sombreffe gebracht, fand er bei Diesem eben keinen schmeichelhaften Empfang. Die Umgebung des Feldmarschalls fand sich veranlaßt, diesen darauf aufmerksam zu machen, daß der General eine weiße Cocarde trage. Blücher aber rief laut und voller Verachtung aus: „Einerlei, was das Volk für ein Zeichen aufsteckt! Hundsfott bleibt Hundsfott!" Ob sich nach einer so unfreundlichen Begrüßung der Ueberläufer noch veranlaßt fand, Enthüllungen zu machen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls kam er damit viel zu spät, und hatte auf die Operationen der preußischen Armee nicht den mindesten Einfluß. Bereits seit mehreren Stunden waren die verschiedenen Corps in Marsch, und schon um Mitternacht waren die betreffenden Befehle im Hauptquartiere ausgefertigt worden. Diese Bewegung war schon längst zwischen Wellington und Blücher verabredet und vorbereitet, und nicht nur das Schlachtfeld von Ligny und Quatrebras, sondern auch das von Waterloo vor dem Walde von Soignies war vorher ausgesucht worden. Von einem Ueberfall konnte umsoweniger die Rede sein, als General Ziethen, der mit dem ersten preußischen Armeecorps die Avantgarde bildete, stark genug war, um dem vordringenden Feinde einen Tag lang Widerstand zu leisten, und dadurch den übrigen Heerestheilen Zeit zu geben, sich weiter rückwärts zu sammeln. Fechtend wich er langsam bis Fleurus zurück, und nahm dort am späten Abend Stellung. Ohne das Mißgeschick, daß der Befehl an Bülow in Hannut liegen blieb, ohne die allzugroße Vorsicht Wellingtons, der beständig einen Angriff in seiner rechten Flanke fürchtete, und deshalb die Befehle zur Concentration seiner Truppen sehr spät abschickte, hätte Napoleon schon am 16. Juni die ganze Uebermacht seiner Gegner vor sich gehabt. Der Zufall war also hier dem französischen Feldherrn, nicht den Verbündeten günstig.

Wie aus der von Charras mitgetheilten Depesche Napoleons an Ney vom 16. hervorgeht, rechnete Napoleon gar nicht darauf, vor Brüssel noch auf erheblichen Widerstand zu stoßen, und dachte für seine Person den folgenden Tag in der Hauptstadt einzutreffen. Selbst auf dem Schlachtfeld von Fleurus, zwei Uhr Nachmittags, glaubte er blos ein Armeecorps vor sich zu haben, das er mit zwei Corps über den Haufen zu werfen gedachte. Es stand ihm aber die ganze preußische Armee mit Ausnahme des nicht eintreffenden Bülow'schen Corps gegenüber, und während er Wellington in Brüssel, Blücher vielleicht in Namur glaubte, verabredeten beide Feldherrn vor ihm bei der Windmühle von Bussy ihre Pläne für den Tag. Der preußische Feldherr versprach Stand zu halten, der englische seine Armee bei Quatrebras zu sammeln, und Blüchern mit starker Macht zu Hülfe zu eilen. Er konnte sein Versprechen nicht halten, und es rächte sich jetzt die übertriebene Vorsicht, die ihn abgehalten hatte, Befehl zum Concentriren seiner Truppen zu ertheilen, bevor er Nachricht hatte, daß sein rechter Flügel nicht gefährdet sei. Erst am Abend gewannen seine vereinzelt bei Quatrebras eintreffenden Truppencorps das Uebergewicht über den stürmisch angreifenden Ney, und nun war es zu spät, dem Verbündeten Beistand zu leisten.

Blücher hatte 87,000 Mann in einer starken Stellung hinter dem mit Dörfern eingefaßten Lignybache gegen 78,000 Mann Franzosen. Aber die numerische Ueberlegenheit wurde aufgehoben durch die Meisterschaft, mit der Napoleon seine Truppen verwendete. Zwei von den drei Armeecorps Blüchers verzehrten sich im blutigen Dorfgefecht, und im entscheidenden Augenblick, als Napoleon bei Ligny durchstieß, hatte er noch über 24,000 Mann frische Truppen, fast das Drittel seiner Armee, zu verfügen, während von dem preußischen Heere bereits fünf Sechstel im Feuer gewesen waren. Drei schwache Divisionen waren zwar wieder in die Reserve gerückt, sie hatten aber bereits den ganzen Tag gekämpft und waren „zu Schlacken ausgebrannt", wie sich Clausewitz ausdrückt. Auf beiden Seiten wurde mit der äußersten Erbitterung gekämpft. Während des kurzen Halts vor dem letzten Angriff auf Ligny ließ General Roguet, zweiter Oberst der Grenadiere zu Fuß, die Officiere und Unterofficiere vortreten, und sagte zu ihnen: „Sagt den Grenadieren, daß der Erste, der einen preußischen Gefangenen bringt, erschossen wird!" Dieselbe Erbitterung zeigte sich auf der andern Seite. Im Dorfe Ligny kam es zum wüthendsten Handgemenge. Man gab sich den Todesstoß und nahm ihn hin, ohne daß Jemand daran dachte, um Pardon zu bitten. Die Officiere selbst griffen zur Muskete. Es war kein Gefecht mehr, sondern tausend Einzelkämpfe. Jede Straße, jedes Haus, jede Hecke wurde mit Wuth angegriffen und vertheidigt. Kugeln, Bayonnet und Flintenkolben verrichteten ihre Vernichtungsarbeit auf Treppen, in Stuben und in Ställen; bis in die Flammen hinein, die bald hier, bald dort ausbrachen, verfolgte man sich, mordete man. Die Tapferkeit war zur Wuth, zur Mordgier geworden. Man kämpfte mit dem Ingrimm persönlichen Hasses. Es war als ob Jeder in seinem Gegner einem Todfeinde begegnete, und sich freute, daß der Augenblick der Rache gekommen war.

Nach dem vergeblichen Reiterangriff, der dem mit dem Pferde stürzenden Blücher beinahe die Freiheit gekostet hätte, wich das preußische Centrum in Unordnung zurück, und die Franzosen bemächtigten sich des Plateaus von Bussy. Die Sieger hatten mehr als 11,000 Mann verloren, den Verlust der Geschlagenen giebt Charras auf 18,000 Mann und 25 bis 30 Geschütze an, letztere zu hoch, denn nur 16 Geschütze fielen dem Feinde in die Hand. Sie kamen auch bald wieder in Besitz der Preußen. Denn als Diese nach der Schlacht von Waterloo die Franzosen verfolgten, standen die verlorenen Geschütze noch auf der Wahlstatt von Ligny, und wurden sofort wieder bespannt. Auf dem Rückzug verliefen sich noch 8000 Mann aus den neuerworbenen Landestheilen auf dem linken Rheinufer, eine Zahl, die Charras ebenfalls zu hoch auf 10—12,000 anschlägt. Sie waren noch zu jung unter den preußischen Fahnen, um von demselben Geiste wie ihre Kampfgenossen aus den alten Provinzen erfüllt zu sein; was Charras ebenfalls hätte angeben sollen, da sonst eine so große Zahl Ausreißer schlecht zu dem Lobe stimmt, das er der Begeisterung der preußischen Armee mit Recht zollt.

Große Resultate, aber viel zu geringe für Napoleon! Trotz ihres großen Verlustes wichen die Preußen, sozusagen, nur um die Breite eines Schlachtfeldes zurück. Ihre Vorposten waren

nur einen Flintenschuß von den französischen entfernt; sie hielten noch Bry und Sombreffe besetzt, und die französische Garde sah sich dadurch veranlaßt, in Bataillonsquarrés, ein Glied unter dem Gewehr, zu bivouakiren. Das war nicht die Haltung einer vollständig geschlagenen Armee, die man ihrem Schicksal überlassen kann, um sich auf einen neuen Gegner zu werfen. Das Eintreffen des am nächsten Morgen zu erwartenden Bülow'schen Corps versprach außerdem den bei Ligny erlittenen Verlust mehr als gut zu machen, und mit ihm zählte die preußische Armee wieder 90,000 Mann und 270 Stück Geschütze. Ebensowenig war ihr die Vereinigung mit Wellington unmöglich gemacht, oder nur erschwert, und damit war ein Hauptzweck der Napoleonischen Operation unerreicht geblieben.

Bekanntlich hat Napoleon die verhältnißmäßig geringen Erfolge der Schlacht von Ligny dem Marschall Ney Schuld gegeben, der nicht, wie ihm befohlen worden, von Quatrebras aus Blüchern in Flanke und Rücken gefallen. Gewünscht hat Napoleon diese Bewegung allerdings, aber zu einer Zeit, wo es Ney ganz unmöglich war, sie auszuführen. Die Streitkräfte Napoleons langten eben zu den vernichtenden Schlägen, die er führen *mußte*, nirgends aus, und nur ganz schlaffen und unfähigen Gegnern gegenüber hätte er siegen können, wie die Verhältnisse einmal lagen. Ney hatte circa 45,000 Mann zu seiner Verfügung; mit diesen sollte er die englisch-holländische Armee über den Haufen werfen, die ihm 70,000 Mann entgegenstellen konnte. Er verließ am 16. früh Napoleon in Charleroi, mit dem Befehle, weitere Ordre zu erwarten. Diese erhielt er um halb elf Uhr, und sie lautete dahin, mit sechs Divisionen Quatrebras zu besetzen, eine Division zwei Stunden vorzuschieben, *wenn es ginge*, eine andere auf Marbais zu senden, Kellermanns Kürassiere in Reserve zu lassen, da Napoleon selbst nöthigenfalls darüber verfügen wollte. Von einem Manöver gegen die Preußen war damals noch nicht die Rede, wie Napoleons eigener Befehl beweist. Es war halb Zwei, als die ersten französischen Truppen, die Divisionen Foy und Bachelu, 9000 Mann mit 22 Geschützen, Frasnes erreichten, und den Angriff auf Quatrebras begannen, wo der Prinz von Oranien mit 7000 Mann und 16 Geschützen stand. Seine Lage wurde bald sehr kritisch, denn die Division Guilleminot (fast 8000 Mann) war mittlerweile eingetroffen; aber sie war kaum in die Linie gerückt, als englischerseits (um halb Drei) Picton mit 7700 Mann und van Merlen mit 1100 Reitern eintrafen, gleichzeitig mit Wellington. Von da an neigte sich die Wage immer mehr zu Gunsten der Angegriffenen. 4000 Braunschweiger folgten Picton auf dem Fuße, dann die Nassauer, dann Alten, und um halb Sechs standen englischerseits 30,000 Mann und 46 Geschütze in Linie, während Ney nur 20,000 Mann und 38 Geschütze hatte. Erlon mit dem ersten Corps ist noch weit zurück, die Division Girard hat Napoleon nach St. Amand gezogen, und die einzige Reserve, die Ney hat, zwei Divisionen Reiterei, soll er nicht engagiren, sondern zur Verfügung Napoleons halten: so lautet dessen ausdrücklicher Befehl.

Um sechs Uhr trifft die ein Viertel auf vier Uhr von Fleurus abgegangene Depesche ein, welche Ney sofort auf das Schlachtfeld von Ligny ruft, und ihm sagt, daß „das Loos Frankreichs in seinen Händen sei." Natürlich muß er erst mit dem Feinde fertig werden, den er vor sich hat; er soll mit 20,000 Mann 30,000 über den Haufen werfen, und dann noch Blücher in den Rücken fallen! Dennoch unternimmt er das unmöglich Scheinende; er läßt Kellermanns gepanzerte Schwadronen wie einen Sturm gegen Wellingtons Mitte vorbrechen, die Reiter Pirés folgen ihnen, und die Franzosen gewinnen in der That Terrain. Aber an Quatrebras scheitert der Angriff. Dort empfängt die Reiter lebhaftes Kleingewehrfeuer und ein Kartätschenhagel; Kellermann wird das Pferd unter dem Leibe erschossen; seine Kürassiere stutzen, machen Kehrt und sind bald in voller Flucht. Er selbst rettet sich nur mit Mühe aus dem Gewühl; zu Fuß, baarhäuptig, ohne Degen, mit jeder Hand sich an dem Pferd eines Kürassiers festhaltend, die bei dem Marschall ausgeharrt haben, kehrt er zurück.

Damit war die Vorwärtsbewegung in Stocken gerathen; doch giebt Ney noch nicht die Hoffnung auf, wenn er nur bis Erlons Ankunft sich halten kann. Mittlerweile sind auch die englischen Garden und die drei letzten Bataillone Braunschweiger auf dem Schlachtfeld eingetroffen; Wellington hat 77,000 Mann und 70 Geschütze gegen 21,000 Mann mit 38 Kanonen. Jetzt ist Ney's Artillerie viel zu schwach; ein neuer Angriff Pirés auf dem Plateau schlägt fehl; Guilleminot muß vor der englischen Garde zurückweichen; und, als ob sich Alles gegen den unerschrockenen Marschall vereinigen wollte, erfährt er jetzt, daß er nicht länger auf Erlon rechnen darf. Mitten im Kreuzfeuer der englischen Batterien, unter den ringsum einschlagenden Kugeln ruft er voll Verzweiflung aus: „Seht diese Kugeln! Ich wollte, sie führen mir in den Leib!"

Die Uebermacht war zu groß; der Rückzug mußte angetreten werden. Er ging in bester Ordnung und Schritt für Schritt, eine halbe Stunde Wegs in zwei Stunden, von statten. Um neun Uhr hörte das Feuern auf; die Schlacht hatte Ney 4000, Wellington 5000 Mann gekostet.

Erlons Corps, dessen Eintreffen Ney vielleicht noch hätte den Sieg verschaffen können, zog zwischen den beiden Schlachtfeldern von Quatrebras und Ligny hin und her, ohne verwendet zu werden. Daß Ney es nicht ansichgezogen, bildet einen Hauptvorwurf Napoleons gegen den Marschall, aber er ist unbegründet. Erlon hatte schon um zwölf Uhr den Befehl, nach Frasnes und Quatrebras zu marschiren; während er aber weggeritten war, hatte General Labedoyère die Ordre überbracht, sich auf Ligny zu wenden. Von Napoleon ist jedoch der Befehl nicht ausgegangen, sondern es scheint der mißverstandene Eifer eines Ordonnanzofficiers daran schuld gewesen zu sein. Warum aber verwendete Napoleon, als er sich überzeugte, daß Ney die ihm vorgeschriebene Bewegung in den Rücken der Preußen nicht ausführen konnte, zu diesem Zwecke nicht Erlon, der ihm durch einen glücklichen Zufall zur Hand kam, und zwar schon um fünf Uhr? Das ist nicht aufgeklärt worden, und Charras rechnet diese Versäumniß dem Kaiser besonders hoch an, sowie auch, daß er Lobaus Corps, das halb sieben Uhr bei Fleurus ankam, nicht gegen Ligny rücken ließ. Das Resultat seiner ausführlichen Darlegung ist, daß nicht Ney, sondern Napoleon selbst schuld an den geringen Resultaten des 16. Juni ist.

Sein Endurtheil über Ney lautet: „Der Mitwirkung Erlons und Gerards beraubt, leistete Ney einen außerordentlichen Dienst, dessen vielleicht er allein mit seiner wunderbaren Energie fähig war; er verhinderte Wellington auf dem Schlachtfeld von Ligny zu erscheinen; er machte die Erfüllung des Versprechens unmöglich, das der englische Feldherr dem preußischen gegeben, und welches letzteren bestimmt hatte, sich allein dem Angriffe Napoleons auszusetzen."

Wie nach den von Napoleon auf St. Helena verfaßten Schriften Ney der Sündenbock für alles am 16. Versäumte ist, so muß Grouchy für alles Mißgeschick des 17. und 18. einstehen. Hätte er die bei Ligny geschlagene Armee, wie er sollte, kräftig verfolgt, so hätte Blücher sich nicht mit Wellington vereinigen können; wäre er auf das Schlachtfeld von Waterloo marschirt, so hätte Napoleon den Sieg davongetragen: so behauptet der kaiserliche Schriftsteller; aber wenn man die Ereignisse unparteiisch betrachtet, so findet sich unzweifelhaft, daß Napoleon selbst, und nicht seinen Unterbefehlshabern die Schuld der Versäumnisse beizumessen ist.

Lange nach Sonnenaufgang am 17. Juni befand sich die bei Ligny siegreiche Armee noch in ihren Bivouaks. Napoleon hatte keine Verfolgung während der Nacht gewagt, da die Haltung des Feindes zu fest war; und noch kein Befehl ordnete eine Verfolgung bei Tage an. Nur Pajol war mit Reiterei und Infanterie zur Recognoscirung auf der Straße nach Namur vorgegangen. Die Generale murrten über das unerklärliche Zögern, das die an Napoleonische Taktik gewohnten Legionen früher nie gekannt hatten. „Das ist nicht mehr der Napoleon den wir früher kannten," sagte Vandamme; „unser gestriger Sieg wird ohne Resultat bleiben!" Gegen acht Uhr endlich kamen Befehle, aber nicht zum Abmarsch, sondern zu einer Revue, die Napoleon gegen zehn Uhr abnahm. Als sie beendigt war, stieg er vom Pferde und unterhielt sich lange mit General Gerard und Marschall Grouchy „über die Stimmung in Paris, über den gesetzgebenden Körper, die Jakobiner und verschiedene andere Zustände, die gar nichts mit denjenigen zu thun hatten, die seine Aufmerksamkeit hätten ausschließlich in Anspruch nehmen sollen." Ueber den Ausgang der Schlacht von Quatrebras wußte er merkwürdigerweise noch nichts, und erst gegen zwölf Uhr erfuhr er, daß die Engländer diesen Straßenknoten noch besetzt hätten. So war bereits der halbe Tag in Unthätigkeit verstrichen, und erst jetzt begannen die Anordnungen, um Wellington von neuem anzugreifen, und Blücher zu verfolgen. Ersteres übernahm Napoleon selbst; letzteres sollte Grouchy thun. Er erhielt dazu 33,000 Mann, und folgende Instruction: „Sie brechen zur Verfolgung der Preußen auf, vervollständigen ihre Niederlage, indem Sie sie angreifen, wo sie auf sie stoßen, und sie nie aus dem Gesicht verlieren! Ich vereinige mich mit dem Corps des Marschalls Ney, marschire gegen die Engländer, und greife sie an, wenn sie diesseit des Soignewaldes Stellung nehmen." Der Auftrag war schwer genug zu erfüllen. Er sollte „die Preußen nicht aus dem Gesicht verlieren," und sie hatten einen Vorsprung von vierzehn Stunden; er sollte „sie angreifen und ihre Niederlage vollständig machen" mit 33,000 Mann, soviel wie ein einziges der vier preußischen Armeecorps, das Bülowsche, das noch gar nicht im Gefecht gewesen war! Er machte Vorstellungen, aber vergeblich; nur erhielt er genauere Instructionen, die ihn anwiesen, die Straßen nach Namur und Mastricht aufzuklären; von einer Möglichkeit, daß Blücher sich mit Wellington vereinigen könnte, war allerdings in der Instruction die Rede, Recognoscirungen in der Richtung auf Wavre waren aber nicht angeordnet. Wenn es ein Fehler von Grouchy war, daß er nicht aus eignem Antrieb diese Lücken in seiner Instruction ausfüllte, so war es jedenfalls eine viel größere von seinem Oberbefehlshaber, diese Lücke zu lassen.

Erst um zwei Uhr konnte Vandamme, dessen Corps die Spitze von Grouchys Armeetheil bildete, sich in Bewegung setzen. Es regnete unaufhörlich und in Strömen, was die Wege in dem fetten brabantischen Boden unergründlich machte. Vandamme fehlte es gewiß nicht an Energie, aber er kam erst um neun Uhr nach Gembloux, und hatte zu drei und einer halben Wegstunde sieben Stunden Zeit gebraucht. Gerard kam mit seinem Corps um zehn Uhr nach, Excelman mit der Reiterei rückte eine Stunde weiter nach Sauvenière. Thielmann war bis zwei Uhr Mittag in Gembloux gewesen; wohin er marschirt war wußte man nicht. Weit entfernt, die Preußen nicht aus den Augen zu verlieren, hatte Grouchy sie noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Daran trug er aber nicht allein Schuld, denn Napoleon selbst hatte ihn bis Nachmittag bei Ligny festgehalten, und ihm seine Marschroute vorgeschrieben.

Die Preußen benutzten ihre Zeit besser. Mit Tagesanbruch hatten sie sich in Bewegung gesetzt, und die zwei Corps Ziethen und Pirch I. hatten schon um und nach zehn Uhr Wavre und dessen Umgebung erreicht, als Napoleon noch Revue über seine Truppen hielt. Nachmittags kam auch Thielmann, und Abends erschien Bülow, sodaß die ganze preußische Armee, 90,000 Mann mit 270 Geschützen, bei Wavre vereinigt war, bereit, mit dem frühesten Morgen nach dem nur drei Stunden entfernten Schlachtfeld aufzubrechen, wo sich Engländer und Preußen vereint Napoleon entgegenstellen wollten.

Während Blücher unverfolgt nach Wavre gelangte, hatte Wellington ein Arrieregardengefecht mit Napoleon zu bestehen. Gedrängt wurde er nicht, und erst nach zwei Uhr trat er mit seinen Reitern den Rückzug an. Auch hier soll Ney wieder die Schuld tragen. Die Memoiren behaupten, daß Ney Befehl erhalten habe, mit Tagesanbruch die englische Nachhut anzugreifen, und daß Wellington sich schon in der Nacht mit seiner Hauptmacht zurückgezogen habe. Das ist aber ebenso unwahr wie vieles, was auf St. Helena geschrieben ist, denn der große Kaiser war klein genug, die Wahrheit auf das ärgste zu verfälschen, um seine Fehler zu entschuldigen, oder Anderen zur Last zu legen. Seine Depeschen widerlegen ihn; um zehn Uhr schrieb er an Ney, „anzugreifen, wenn er blos eine Arrieregarde vor sich habe, sonst aber seine Ankunft abzuwarten." Er hatte um zehn Uhr keine Arrieregarde, sondern Wellingtons halbe Armee vor sich, die stehen bleiben sollte, damit Napoleon sie mit Uebermacht in Flanke und Rücken fassen konnte. Daher unterließ Ney den Angriff bis Napoleon selbst erschien, was erst Nachmittags geschah. Wellington saß schon mit Tages-

anbruch zu Pferde, und schickte, da er keine Nachricht von Blücher hatte, eine Reiterpatrouille gegen Bry, um sich über dessen Schicksal zu vergewissern. Sie fand die Preußen bei Tilly, mit der Nachricht, daß die geschlagene Armee nach Wavre marschire; durch Lieutenant Massow, der mittlerweile bei Wellington eintraf, ließ der Feldmarschall Diesem melden, daß er zum Schlagen bereit sei, sowie er unter seine Truppen Lebensmittel und Munition ausgetheilt. Der englische Feldherr benachrichtigte darauf seinen Waffengefährten, daß er die früher gewählte Position bei Mont St. Jean beziehen, und dort Napoleons Angriff abwarten würde, wenn Blücher ihn mit zwei Armeecorps unterstützen könnte. Die Antwort war des unerschrockenen Greises würdig: „Ich komme nicht mit zwei Armeecorps, sondern mit meinem ganzen Heere; und wenn der Feind Sie nicht am 18. angreift, greifen wir ihn zusammen am 19. an.“ „Welches Vertrauen nach einer Niederlage!“ ruft Charras aus. „Welche Energie in einem fast siebzigjährigen Greise, noch leidend und wund von einem Unfall der ihm fast das Leben gekostet hätte! Durch solche außerordentliche Kraftanstrengungen des Körpers und des Geistes, durch so kühne Entschlossenheit führt man den Sieg zu den Fahnen zurück, die er verlassen hat!“ Einmal auf St. Helena hatte sogar Napoleon, so bereit, seine Gegner zu tadeln, zumal seine glücklichen, ein Wort der Anerkennung für Blücher, indem er äußerte: „Sein Marsch auf Wavre war einer der Genieblitze, die nur bei großen Feldherrn vorkommen.“

Am Morgen des 18. standen sich Wellington und Napoleon schlachtbereit gegenüber, Ersterer 70,000 Mann mit 139 Geschützen, Letzterer 72,000 Mann mit 240 Kanonen, sodaß eine kleine Uebermacht von Truppen, eine sehr bedeutende an Artillerie auf französischer Seite war. Die englische Stellung lehnte sich mit dem Rücken an den Wald von Soignies, der durchaus kein leicht zu verstopfendes Defilé war, wie es Napoleon nachträglich darstellt, sondern ein von einer gepflasterten Chaussee und drei breiten Landstraßen in der Rückzugsrichtung durchzogener Wald, der anstatt einer Retirade ungünstig zu sein, besonders geeignet war sie zu decken. Der linke Flügel Wellingtons stand in der Luft, denn dort sollten sich die Preußen anschließen, die Napoleon freilich fern, schon bei Namur und Lüttich, glaubte, die aber nur eine halbe Stunde vom Schlachtfeld waren. Daß er über ihr Verbleiben nicht besser unterrichtet war, war seine eigene Schuld; er klammerte sich mit Leidenschaft an der Vorstellung fest, daß die preußische Armee nach dem Tage von Ligny nichts mehr unternehmen könnte, und daß Grouchy mit seinen 33,000 Mann genüge, 90,000 festzuhalten.

Napoleon zögerte auch heute wieder mit dem Angriff bis gegen Mittag, angeblich weil der Boden zu naß war, um der Artillerie zu erlauben mit Leichtigkeit zu manövriren. Wellington hatte aber schon am Morgen, wo der Boden noch unwegsamer war, mit Artillerie manövrirt, als er seine Stellung bezog, und jedenfalls, da es auf dem ganzen Schlachtfeld geregnet hatte, traf ihn der Nachtheil des schwierigen Manövrirens während der Schlacht ebenso sehr wie Napoleon. Das Zaudern desselben bleibt daher ebenso unerklärlich und unerklärt wie am 17. früh. War es Mangel an physischer Energie, oder lähmte das Bewußtsein, selbst wenn er den unmittelbar ihm gegenüberstehenden Feind schlüge, sein Heer immer noch gegen die nachrückende Uebermacht nöthig zu haben, seine sonst so kühne Entschlossenheit? Fing er, der sonst kaum an die Möglichkeit einer Niederlage dachte, seine Schlachten jetzt so spät an, damit die Entscheidung mit dem späten Abend erst einträte, und bei nachtheiliger Wendung die Nacht ein Abbrechen des Kampfes begünstigte?

Halb zwölf Uhr begann endlich der Angriff gegen den schwächsten Theil der feindlichen Stellung, den linken Flügel; gleichzeitig begann eine Diversion gegen das Schloß Goumont, eine starke Stellung auf dem rechten Flügel der Engländer. Bereits um ein Uhr zeigte sich in der Ferne bei Chateau St. Lambert ein Truppencorps. Es war Bülows; Napoleon will es für Grouchys Corps gehalten haben, was aber nicht gut möglich ist, denn es befand sich in seiner Hand eine Meldung von Grouchy, wonach Dieser sich noch um zwei Uhr in Gembloux befand, und nach Sart le Walhain aufbrechen wollte; von Gembloux über letztgenannten Ort nach Chateau St. Lambert sind aber fast acht Lieus auf damals grundlosen Nebenwegen, und Grouchy konnte keinesfalls um ein Uhr bei St. Lambert sein. Die Ungewißheit bestand auch nicht lange; man brachte einen preußischen Husaren gefangen zu Napoleon, den Träger eines Briefes von Bülow an Wellington mit der Meldung seiner Ankunft und der Bitte um weitere Befehle. Außerdem erfuhr man von dem Husaren, daß die gesammte preußische Armee bereits die Nacht vorher bei Wavre versammelt gewesen sei. 30,000 Mann frische Feinde ständen daher zum unmittelbaren Eingreifen bereit, 60,000 andere waren nur drei Stunden entfernt! Napoleon konnte nur noch auf Grouchy rechnen, der jetzt, um ein Uhr, Befehl erhielt, von Sart le Walhain nach dem rechten Flügel Napoleons aufzubrechen, und Bülow „zu ecrasiren.“ Ob er im Stande war, den Befehl auszuführen, werden wir später sehen.

Lobau wurde Bülow entgegengeschickt, während ein fürchterliches Artilleriefeuer den Angriff Erlons auf Wellingtons Linie vorbereitete. Er mißlang aber trotz der Tapferkeit der Angreifenden, und sie mußten sich mit einem Verlust von 5000 Mann zurückziehen. Der Sturm auf La Haye Sainte und Goumont war ebenfalls fruchtlos geblieben. Nun änderte Napoleon seinen Angriffspunkt und wendete sich gegen die feindliche Mitte, und es begannen jetzt die fürchterlichen Reiterangriffe, welche die englische Linie so erschütterten daß Wellington alle seine Reserven außer der Division Chassée in dieselbe vorrücken lassen mußte. Aber noch mehr waren die Kräfte Napoleons erschöpft. Als Ney durch seinen Adjutanten Infanterie verlangt, da er mit seiner Reiterei die Linie Wellingtons erschüttern, aber nicht durchbrechen kann, erhält er zur Antwort: „Infanterie? Wo soll ich sie hernehmen? Soll ich welche machen?“ — Bülow hat eine wichtige Diversion gemacht. Er ist schon früh aufgebrochen, aber eine in Wavre ausbrechende Feuersbrunst hatte die Hälfte seines Corps hinter diesem Orte festgehalten, und die grundlosen Wege gestatteten dem Reste kaum fortzukommen. Zuerst hatte er den Rest seiner Truppen

abwarten wollen, aber als Blücher die wüthenden Angriffe Neys und die Noth der Engländer sieht, läßt er ihn mit dem was er hat gegen Belleallianice rechtwinkelig auf die rechte Flanke der Franzosen vorrücken. Nur 9—10,000 Mann stehen ihm gegenüber. Noch vor sechs Uhr hat Bülow 29,000 Mann, die junge Garde muß gegen ihn abrücken, und schon wird um Planchenoit, fast im Rücken der französischen Stellung, gekämpft. Um sieben Uhr war es wieder im Besitz der Franzosen, aber Napoleon hat nun blos noch 5000 Mann Garde in Reserve, und zwei Divisionen Pirchs I. und das ganze Ziethensche Corps sind schon im Anzug. Grouchy hat Wavre angegriffen, aber der kühne Blücher läßt ihm nur Thielmann gegenüber, um sich seiner so gut zu erwehren als es geht. Er kennt nur ein Ziel: Waterloo.

Unterdessen versucht Napoleon noch einen entscheidenden, aber verzweifelten Stoß. Noch hat er zehn Bataillone Garden. Vier bleiben noch in Reserve; sechs stürmen vor gegen die englische Mitte, und was Ney noch von Reilles Corps und Quiots und Donzelots Divisionen kampffähig findet, greift den rechten Flügel des Feindes an. Die Braunschweiger weichen der Uebermacht; die Nassauer halten die Garde nicht auf, aber die englischen Garden, in einer Terrainfalte lagernd, um gegen das Kanonenfeuer geschützt zu sein, springen auf den Ruf Wellingtons: „Up, Guards, and at them!“ (Auf, Garden, und darauf!) auf und begrüßen die Vorrückenden mit einem verheerenden Feuer, auf das ein Bayonnetangriff folgt. Bis auf 1600 Mann vermindert, weichen die Franzosen kämpfend auf La Haie Sainte zurück. Die letzten vier Bataillone sind unterdeß ebenfalls verwendet; Ziethen ist in die Linie eingerückt, und treibt die Truppen Marcognets und Duruttes vor sich her, welche die Garden aufnehmen sollen. Nun befiehlt auch Wellington seinen Truppen, die solange tapfer ausgeharrt haben, anzugreifen. Die Fluth der Schlacht wogt über die Franzosen zusammen. Ihre Mitte und ihr linker Flügel weichen; Quiots und Donzelots Truppen beschleunigen ihre Flucht; La Haye Sainte wird aufgegeben; ganze Bataillone lösen sich auf; Alles geräth in Verwirrung. Ney bildet zwei Quarrés aus der noch übrigen Garde. Mit flammendem Auge, schäumendem Mund, die Kleider von Kugeln durchbohrt und mit Blut und Koth bedeckt, fordert er immer noch zum Widerstand auf. „Hier ist der Schlüssel der Nationalunabhängigkeit!“ ruft er. „Wir müssen bis auf den letzten Mann aushalten.“ Und dann zu Erlon, der sich ebenfalls bemüht, die Wankenden zum Stehen zu bringen und zu sammeln: „Du und ich, wenn die englischen Kartätschen uns verschonen, können über unser Schicksal nicht in Zweifel sein: wir werden gehenkt!“ Aber Alles umsonst. Die Angriffe der englischen und der Ziethenschen Reiterei werfen Alles vor sich nieder, auch Planchenoit geht verloren, und die französische Armee löst sich in wilder Flucht auf.

Das lange Zaudern mit dem Beginn der Schlacht von Waterloo machte den Sieg für Napoleon unwahrscheinlich; das Eintreffen der Preußen machte ihn unmöglich. Die Schuld des erstern fällt ausschließlich auf Napoleon; für letzteres hat er Grouchy verantwortlich gemacht. Auch hier stehen die Memoiren von St. Helena mit der Wahrheit im schneidendsten Widerspruch. Sie erzählen, schon um zehn Uhr Abends am 17. hätte Napoleon an Grouchy, den man in Wavre vermuthete, Befehl geschickt, Chapelle St. Lambert zu besetzen und sich mit der Hauptarmee in Verbindung zu setzen. Das ist ganz und gar erfunden. Grouchy hat keinen solchen Befehl erhalten, und die Depesche von zehn Uhr früh, die Grouchy wirklich zur Hand kam, erwähnt auch einen solchen Befehl gar nicht, sondern steht damit im Widerspruch. Sie schreibt Grouchy vor, schleunigst gegen Wavre vorzurücken, und das dort etwa befindliche preußische Corps zu drängen. Von St. Lambert ist mit keinem Wort die Rede. Dieser Ort wird erst in der um ein Uhr von Napoleon abgeschickten Depesche erwähnt, als Bülow bereits in Sicht war. Jetzt erst taucht der Gedanke auf, Grouchy gegen Bülow zu verwenden; er soll ihn „ecrasiren.“ Als er aber diesen Befehl erhielt, — es war um sieben Uhr und er befand sich schon im Gefecht mit Thielmann, — griff Bülow bereits Planchenoit an, und Grouchy war vier Stunden vom Schlachtfeld. Ein Mitwirken war gar nicht mehr möglich.

Was Napoleon anzuordnen versäumte, hätte aber Grouchy auf eignen Antrieb thun sollen, und dabei wird es Letzterm schwer angerechnet, daß er Gerards Rath nicht befolgt, dem von Waterloo herüberschallenden Kanonendonner zu folgen. Dieser Rath wurde in Sart le Walhain ertheilt, und zwar um zwölf Uhr, oder etwas später, als 78 Geschütze Erlons Angriff bei Waterloo vorarbeiteten. Befolgte er ihn, so konnten sich doch die Truppen, denen erst die nöthigen Befehle zugehen mußten, kaum vor ein Uhr in Marsch setzen. Vandamme, der am weitesten vorstand, befand sich in Nil St. Vincent, sechs und eine halbe Lieues von Mont St. Jean, Gerard eine Stunde weiter zurück. Der dazwischenliegende Landstrich ist uneben und voller Defiléen, nur zwei schmahle Brücken führten über die Dyle, und dann war auch noch die Lasne zu passiren. Die Wege waren ebenso grundlos wie den Tag vorher, wo Gerard zu drei Lieues sechs Stunden gebraucht hatte, und vor zehn Uhr Abends konnte Vandamme nicht bei Mont St. Jean eintreffen. Um diese Zeit war es aber schon viel zu spät!

Aber auch wenn Grouchy marschirt wäre, was wäre dann, abgesehen von der Bedenklichkeit, fast Angesichts eines dreifach überlegenen Feindes einen Flankenmarsch durch gefährliche Difiléen zu wagen, erreicht worden? Grouchy griff, wie ihm vorgeschrieben worden, mit seiner ganzen Macht die Preußen an; er hielt dadurch ihren Marsch eine Zeit lang auf, und hielt 14,000 Mann unter Thielmann bei Wavre fest, die ihn abwehren sollten. Hätte er gar nicht angegriffen, so wären die Preußen rascher Wellington zu Hülfe gekommen, und auch Thielmann wäre nachgerückt. Bei der ungeheuren Ueberlegenheit, die das Eintreffen der Preußen den Verbündeten gab, würden die 16,000 Mann, die Grouchy mehr als Thielmann hatte, den Ausschlag nicht gegeben haben. Sonach gehört auch die Behauptung, daß das Ausbleiben Grouchys den Verlust der Schlacht von Waterloo verschuldet, in das Gebiet der Mährchen.

S—t.

Die Verdienste der Engländer um Ostindien.

Wenn ein Aufstand ausbricht und sich mit Schnelligkeit über ein Land ausdehnt, dann liegt der Schluß sehr nahe, daß die Regierung, gegen welche die Bevölkerung oder doch ganze Classen derselben sich wenden, eine schlechte gewesen sein müsse. In der That wird dieser Schluß bei dem jetzigen indischen Aufstande häufig gezogen, und in unseren Zeitungen erscheinen die „Ursachen der Empörung," in denen man die Erklärung der gewissermaßen räthselhaften Ereignisse sucht, in der Regel als Anklagen gegen die Engländer. Man macht sich den Tadel leicht, indem man Mißgriffe, Unterlassungssünden und angebliche positive Verbrechen nebeneinanderstellt, ohne die Verhältnisse, zwischen welche die Engländer gestellt sind, zu berücksichtigen und ohne zu fragen, ob das englische Regiment in Indien am Ende nicht doch das mildeste und wohlthätigste sei, dessen ein asiatisches Volk jemals sich zu erfreuen gehabt hat.

Zuerst ein Wort von den Verhältnissen. Die indische Bevölkerung, sowohl die mohamedanische, die sich besonders im Nordwesten zu zahlreichen Gruppen verdichtet hat, als die brahmanische, von der die Mitte des Landes ihren persischen Namen Hindostan oder Land der Hindu herleitet, als die tamulische, die in zersprengten Fragmenten über den Süden, das heiße Dekhan, sich verbreitet, ist in alte Formen hineingerostet. Hinter uns Europäern um viele Bildungsstufen zurückstehend, hegen diese Millionen indischer Menschen gegen die Engländer den Haß, mit dem die Rohheit im instinctartigen Gefühl ihrer Schwäche die Cultur betrachtet. Die achtundvierziger Zeit hat uns von diesem Haß Proben in Fülle gegeben, und noch schroffer äußert er sich bei unseren ausgewanderten Handwerkern und Bauern in America gegen die Studirten, am widerlichsten aber in den Demüthigungen, mit denen der englische Goldgräber niedern Standes die in die australischen Felder verschlagenen Gentlemen verfolgt. Bei den Indern gesellt sich zu diesem Haß noch der Religionsfanatismus, es gesellt sich zu ihm die natürliche Abneigung gegen jede Fremdherrschaft, und alle drei Gefühle im Verein sind stark genug, um selbst dann zur Empörung zu reizen, wenn die englische Regierung dem Montesquieuschen Ideal von Regententugend bis auf Fingerslänge nahe käme.

Bei dem zweiten Punkte, den unsere Kritiker der englisch-ostindischen Verwaltung gewöhnlich übersehen, wollen wir nicht so unredlich verfahren, die alten portugiesischen und spanischen Gräuel als Folie der englischen Thaten von heute zu benutzen. Die holländische Herrschaft im Archipel zum Vergleich herbeizuziehen wird wohl erlaubt sein. Bei dieser sehen wir zweierlei: sie versteckt ihre Herrschaft hinter Adel und Priesterstand, wodurch sie die Eingebornen in ihrer Erniedrigung erhält, und sie hat durch das Cultursystem des Grafen von dem Bosch eine versteckte Art von Zwangsarbeiten eingeführt, denen 3,740,000 Menschen unterworfen werden, um dem Staate und der Handelsgesellschaft ein jährliches Einkommen von 15⅓ Millionen Thalern zu liefern.

Im hellsten Lichte erscheinen die Engländer, wenn man sie mit den einheimischen Regierungen vergleicht, an deren Stelle sie getreten sind. Der Name Anarchie ist für den Zustand Indiens nach Aurengzeb's Tode viel zu schwach. Es war ein Krieg aller Starken gegen einander auf den Leibern der Schwachen, ein immerwährendes Plündern, Rauben, Sengen und Morden. Mohamedanische Dragonnaden gegen Tausende von Hindu kamen noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts in Masse vor, die Steuererhebungen waren Razzias im Großen, Vermögenseinziehungen, Vergiftungen, heimliche Hinrichtungen zählten zu den kleinen Mitteln der Politik. Dieser ehrlose Mißbrauch der Macht erklärt und entschuldigt, daß die Hindu in Masse Wucherer, Fälscher, Betrüger und Meineidige geworden sind. In unserem Mittelalter erlaubte sich der Schwache ebenfalls Heimtücken aller Art; aber die schlimmsten Zeiten unseres Mittelalters reichen nicht an diese hindostanischen Verhältnisse.

Die erste und wichtigste aller Regentenpflichten, Ruhe und Ordnung herrschend zu machen, haben die Engländer vollständig erfüllt. Person und Eigenthum sind, soweit die Eingebornen nicht selbst im Wege stehen, in Indien so sicher wie in Deutschland. Der Hindu wie der Mohamedaner wird von seines Gleichen gerichtet und kann in den Zeitungen ohne alle Beschränkung Beschwerdepunkte aufstellen und Anklagen erheben. Die letztere Freiheit ist durch den Kriegszustand blos unterbrochen, nicht aufgehoben worden. Daß die Eingebornen die Art von Polizei, mit der sie am häufigsten in Berührung kommen, selbst wählen, wurde in einem früheren Artikel bereits erwähnt. Durch die Einräumung dieser drei Rechte hat der Grundsatz der Selbstregierung die Ausdehnung erhalten, deren er in einem asiatischen Reiche überhaupt fähig ist.

Es gab in Indien eine Mörderbande, die zugleich Religionssekte war. Die Thags wanderten als harmlose Reisende verkappt im Lande umher, schlossen sich einer andern Gesellschaft an und würgten ihre betrogenen Gefährten mit Schlingen. Sie hatten ihr geistliches Oberhaupt, ihre Priester, ihre Kasten der Aufspürer, Mörder und Todtengräber. Erst die Engländer haben diese Pest der Gesellschaft energisch verfolgt und nahezu ausgerottet. Auch die Giftmörder, die ihr Verbrechen im Umherreisen ausübten, sind jetzt so gut wie verschwunden, und den Unthaten der Dakoits (Räuber) hat die wachsame europäische Gewalt engere Grenzen denn je gesteckt. In sieben Jahren hat die Gerechtigkeit 3266 Thags, in vier Jahren 14,168 Dakoits erreicht. In dem Strafgefängnisse von Agra befanden sich im Jahre 1855:

Thags	97
Dakoits	342
Straßenräuber . .	166
Mörder	622
Diebe	532

Man sieht aus diesen Zahlen, wie thätig die englische Criminaljustiz ist, und mit welchen Leuten sie es zu thun hat.

Nicht nur einige der roheren Tamulenstämme, sondern auch

Hindu brachten Menschenopfer dar. Das hat in allen den Gebieten, wohin englische Bayonnete reichen, aufgehört, wogegen das ganz allgemeine Verbrechen des Kindesmordes in Folge der Unantastbarkeit, welche Harem wie Zenanah als ihr Privilegium beanspruchen, nicht ganz zu vertilgen ist. Es sind immer Kinder weiblichen Geschlechtes, die man beseitigt, weil die Väter, und die vornehmsten am meisten, mehrere Töchter für eine Last halten. Insofern wenigstens sind die Frauen jetzt geschützt, daß sie dem todten Gatten nicht mehr auf den Scheiterhaufen zu folgen brauchen. Seit Lord William Bentinck wird Jeder, der sich, wenn auch nur durch seinen Rath, bei einer Wittwenverbrennung betheiligt, wie der Gehülfe bei einem Morde bestraft. In neuester Zeit ist man noch einen Schritt weiter gegangen und hat der Hindu-Wittwe die Wiederverheirathung gestattet.

Die Sklaverei, die in Indien bestand, war im Süden Ackerbausklaverei der härtesten Art. Wie der Schwarze auf Cuba, wurde der arme Tamule der westlichen Küste des Dekhan schlecht genährt und mit der Peitsche zu den Arbeiten gezwungen, mit denen man ihn überlud. Seit 1843 ist er ein freier Arbeiter, denn kein indisches Gericht nimmt mehr eine Klage an, deren sachlicher Gegenstand ein Mensch ist. Dieser große und schöne Fortschritt ist von keinen materiellen Rückschritten und Zerrüttungen begleitet gewesen. Der ehemalige indische Sklave hat als Kuli auf Mauritius und den westindischen Inseln den Beweis geliefert, daß er tüchtig arbeitet, wenn man ihn auch nicht an der Kette auf das Zuckerfeld schleppt.

Den sittlichen Zustand des Volkes durch Vermehrung seines Wissens zu heben, ist die englische Regierung von allem Anfang an bemüht gewesen. Daß der Aufschwung der orientalischen Studien in Europa mit diesen Bemühungen wesentlich zusammenhängt, ist bekannt. Das Schulsystem, das Lord William Bentinck mit Macaulay's Hülfe eingeführt hat, umfaßt drei Arten von Schulen: Lehranstalten für die rein orientalischen Wissenschaften, höhere Schulen und Elementarschulen. In den höheren Schulen, deren Bestimmung in der Verbreitung europäischen Wissens besteht, lehrt man außer der Grammatik der Landessprache, die in dem Bezirk der Schule vorherrscht, englische Sprache und Litteratur, Geographie, Geschichte, Arithmetik, Algebra, Integral- und Differentialrechnung, Trigonometrie, Optik, Nationalökonomie u. a. m. Die medicinische Schule von Calcutta, um deren Erhaltung gegen Vorurtheile und Religionshaß Dr. Mowat sich die größten Verdienste erworben hat, ist die erste, welche in diesen fernen Gegenden europäische Kenntnisse in der Medicin und Chirurgie verbreitet hat. Etwa die Hälfte aller indischen Schüler wird unentgeltlich unterrichtet. Die Kosten der Lehranstalten betragen alljährlich 9 Lak Rupien.

Diese Dienste, welche die Engländer dem Familienleben, der ganzen staatlichen und sittlichen Ordnung Indiens geleistet haben, wiegen in ihrer Wagschaale schwer. Man nenne uns irgend einen einheimischen Herrscher, irgend ein anderes colonisirendes Volk Europa's, von dem jenseit des Vorgebirges der guten Hoffnung halb soviel geleistet worden wäre. Noch viel mehr zu thun, wurden die englischen Regenten Indiens allein durch die dortigen Verhältnisse gehindert, durch religiöse Anschauungen und Gefühle, die sie mit schonender Hand berühren mußten, durch sociale Mißbräuche, die in ihrer Verzweigung über das ganze Land und durch alle Volksschichten den festesten Halt hatten. Auch in ihren Maßregeln für das materielle Wohl des Landes sind die Engländer auf ähnliche Schranken gestoßen. Daß sie in dieser Beziehung, in den Reminiscenzen der Colonialpolitik befangen, zu langsam vorangegangen sind, soll darum nicht geleugnet werden.

Den Ruhm dürfen die Engländer beanspruchen, dem Handel und den Gewerken durch die Beseitigung des Raubgesindels auf dem Lande und die energische Verfolgung der Seeräuber, die in den indischen Meeren ihr Unwesen trieben, eine nie gekannte Sicherheit verschafft zu haben. Auch die Aufhebung der Binnenzölle war eine Maßregel wohlthätigster Art. Verschiedene große Culturen, der Baumwolle, des Indigos, des Zuckers, des Thees, des Mohns haben erfolgreiche Aufmunterung gefunden. Für die Verbindungsmittel hat das Jahr 1825 eine neue Epoche eröffnet. Bis zu jenem Jahre besaß Indien so gut wie keine fahrbaren Straßen, und gegenwärtig hat es außer dem großen Wege von Calcutta bis Peschawr auch vortreffliche Verbindungen in den Präsidentschaften Madras und Bombay, deren Beendigung der Aufstand freilich hinausgeschoben hat. Mit der Schiffbarmachung des Godavery und des Kistna ist begonnen worden, von den projectirten Canälen ist der wichtigste, der Ganges-Dschumna-Canal, der zwischen Hurdwar und Delhi für acht Millionen Menschen neue Bedingungen des Wohlstandes schafft, fertig oder der Vollendung ganz nahe. Fügen wir hinzu, daß ein in alle Hauptpunkte des Handels und der Industrie eingreifendes Netz von Eisenbahnen projectirt ist, daß der Hindu nicht blos wohlfeiler Posten und Portosätze, sondern auch gleicher Münze, gleichen Maßes und Gewichts, lauter Wohlthaten, die uns Deutschen ein Vierteljahrhundert nach dem Entstehen des Zollvereins noch nicht zu Theil geworden sind — sich erfreut, so glauben wir bewiesen zu haben, daß von einer unsichtigen Begünstigung der materiellen Interessen Indiens durch die Engländer zu reden, keine einseitige Parteilichkeit ist.

Das ist ungefähr, was die Engländer für Indien gethan. Inwieweit werden nun ihre Bemühungen durch die Eingebornen unterstützt? Gar nicht. Zehn große Familien ehemaliger Regenten und einige kleinere erhalten jährlich Pensionen im Gesammtbetrage von 1,394,140 Pf. St. ausbezahlt. Es ist sehr zu befürchten, daß nicht ein Pfennig dieser bedeutenden Summe zum wahren Besten des Landes verwendet wird. Die wenigen Reformatoren, die sich aus dem Volke selbst erhoben haben, sind verketzert worden. So ist es Romahun Roy, so Dwakarnath Tagor ergangen. Der jetzige Aufstand hat nicht darin seinen Grund, daß England zu wenig für Indien gethan hätte, sondern darin, daß das, was es gethan hat, der Unwissenheit und dem Fanatismus bereits viel zuviel ist.

R.

Peer Gynt's Jagdthaten.

Es ist bereits in Nr. 47 unseres Blattes auf das kürzlich in Dresden erschienene „Jägerbrevier" aufmerksam gemacht worden. Das Büchlein giebt eine ebenso unterhaltende wie vollständige wissenschaftliche Darstellung deutscher Jagdalterthümer. Eine Menge von seltenen, nur für den gelehrten Sammler zugänglichen Quellenschriften sind hier mit umfassenden Kenntnissen und großem Fleiße zu Rathe gezogen und benutzt, sodaß man wohl mit Recht sagen darf, daß diese Sammlung die erste und einzige ihrer Art in Europa ist. Für alle Freunde der edlen Jägerei, wie für Jeden, der sich für Sittengeschichte und Sagenkunde interessirt, ist sie eine ebenso willkommene wie erwünschte Erscheinung. Wenn die erste Abtheilung des Buches den eigenthümlichen Jägerritus umfaßt, so bildet die zweite einen Schatz volksthümlicher und jägerlicher Weisthümer, Wetterregeln, Lebensprincipien, Kalendersprüche in lustigen Reimen, „die zum größten Theil dem Verfasser des neuesten Werkes über diesen Gegenstand unbekannt geblieben sind,*) und ganz abgesehen von ihrem nützlichen Kern, ihrer harmlosen, heitern Fassung wegen wohl Niemand unbefriedigt lassen werden." Es wäre allerdings interessant und lohnend, liegt aber nicht im Plane des Buches, die Kalendersprüche mit ähnlichen der skandinavischen Völker, bei denen sie auch reichlich fließen und zum Theil noch gänge und gebe sind, zu vergleichen. Die dritte Abtheilung enthält die Jägerkünste und den Jägeraberglauben in einer Vollständigkeit, wie dieser Gegenstand wohl noch niemals behandelt worden ist. Einzelne von diesen hier gegebenen Regeln kennen und empfehlen zum Theil noch die Bauernjäger in Norwegen, z. B. Nr. 73. S. 113; doch heißt es da, daß das Wasser gegen Norden fließen und die Blindschleiche in das geladene Rohr, den Kopf nach unten hineingebracht, lebendig ausgeschossen werden muß.**)

Ein anderes Mittel im Norden wird auch da so angegeben: „Man nehme Rinde von einem Vogelbeerbaum,***) der als Schmarozer auf einem andern Baume wächst, und lege sie unter die Schwanzschraube, dann schabe man drei Spähne von einem vererbten Silbergroschen; — er muß aber von dem alten guten Gelde sein, das mit im Kriege gewesen ist; — dann nehme man drei Abschnitzel vom Nagel am kleinen Finger der linken Hand, und drei Gerstenkörner; hat man diese nicht, drei Brotkrümchen, und dieses lege man hinter Schrot oder Kugel: „dann bleibt Alles todt, und schössest du auf den Teufel selbst."

Als unfehlbar tödtend sowohl für verzauberte oder festgemachte Thiere und Menschen wird im Norden wie im Süden das Silber und zwar geerbtes Silber angesehen. So wird im Norden z. B. in vielen Sagen von Karl dem Zwölften und Gustav Adolf erzählt, daß sie an heißen Schlachttagen zuweilen ihre Stiefeln auszogen, um die abgeprallten und in die Stiefelschäfte hinuntergefallenen Bleikugeln auszuleeren; zuletzt fielen aber Beide, wie auch der schottische Oberst Sinclair, durch einen geerbten Silberknopf oder zusammengebogenen Erbthaler. Unter den Mauren in Marocco herrscht, nach Drummond Hay: „Western Barbary" etc. noch heute derselbe Aberglaube.

Den Schluß des Buches, oder den letzten, vom Verfasser mit größtem Fleiß und Selbständigkeit ausgearbeiteten Theil, bilden Jagd und Jäger betreffende Sagen. Da der eine Theil des hierher gehörigen Materials, die Mythe vom wilden Jäger, bereits so vollständig behandelt worden ist, daß für Deutschland nur wenig Neues beizubringen war und eine vollständige Zusammenstellung der über diesen Gegenstand gewonnenen Resultate auch den hierzu noch übrigen kleinen Raum hätte übersteigen müssen, so hat es dem Herrn Verfasser hier richtiger geschienen, einen anderen, und zwar für den eigentlichen Jäger weit interessanteren Punkt zu beleuchten, nämlich die Sage von den Freikugeln und dem Freijäger, insofern dieselbe auch in vieler Hinsicht mit den vorhergehenden Abtheilungen von den Jägerkünsten zusammenhängt. Dieser Gegenstand ist nun auch in einer Vollständigkeit behandelt worden, wie dies nur jahrelange Forschungen möglich machten, und aus demselben Grunde ist am Schlusse auch die damit zusammenhängende Sage von sogenannten hieb- und schußfesten Personen, soweit sich dieselbe verfolgen ließ, mit beleuchtet worden.

Das hohe Alter der Sage von nie fehlenden Zauberpfeilen hat der Verfasser dargethan; weniger hat er das Glauben an festgemachte oder verzauberte, gefeite, Thiere beachtet. Dieser Aberglaube scheint sich aber ebenfalls in das graueste Alterthum zu verlieren, wie es so vielfach in den nordischen Eddaliedern und Sagenbüchern vorkommt. Mythische Sagen derartigen Inhalts sind auch noch heutzutage in Norwegen gänge und gebe. Eine solche, die sich einer sehr weiten Ausbreitung erfreuet, was seine Erklärung im Inhalt dieser Sage findet, die nichts geringeres behandelt als die, zwar travestirten, doch großartigen und leicht kenntlichen Hauptzüge von Gott „Thors Reisen nach Jotunheim und die Hochzeit sammt Gastmahl bei Thrym", theilen wir hier unseren Lesern deutsch mit. Ueberall wo der Thorcultus ausgebreitet gewesen, scheinen die letzten Züge dieser Sage sich wiederzufinden. In der ersten Abtheilung derselben zeigt es sich aber auch, wie selbst die hohen Götter von den Trollen geneckt und gefoppt wurden. Interessant wäre es deshalb gewesen, wenn in dem Jägerbrevier auch etwas über derartige Gespensterthiere, verzauberte oder gefeite Thiere, die in so vielfachen Beziehungen zur Jagd und zu den Jägern, zur Mythologie und Sage stehen, und wohl eigentlich als Besitzthum der Alfen, Feen, Unterirdischen, Trollen oder Riesen

*) Die Haus- und Feldwirthschaft des Landwirths. Die Kalendernamen, Bauernregeln, Sprüchwörter u. s. w. in landwirthschaftlicher Beziehung. Bearbeitet von Th. Boebel. Berlin 1855. 12.

**) Vergl. Norwegische Waldfeenmährchen und Volkssagen (Norske Huldreeventyr og Folkesagn) von P. Ch. Asbjörnsen.

***) Der Vogelbeerbaum ist Thor geweiht; und ward Thors Rettung, als die Riesentochter Gjalp sich bemühte, ihn in dem Flusse Wimur, „aller Flüsse größtem", zu ertränken. Der Gott ergriff, dem Ufer nahe, einen Vogelbeerstrauch und stieg aus dem Flusse.

(ursprünglich aber als heilige, den Göttern zugehörende oder geweihte Thiere) angesehen wurden, mitgetheilt worden wäre. Wir hoffen, daß, wenn das Buch eine neue Auflage erleben sollte, der gelehrte Herr Verfasser diesen Theil nach allen Seiten hin mit dem erweitern werde, was das classische Alterthum, der Orient, die nordisch-germanische und keltische, wie die slavische, magyarische und finnische Mythologie von denselben wissen. Die Quellen darüber fließen jetzt reichlich und eine Zusammenstellung derartiger Namen findet sich schon in der Vorrede zu Dr. Gräße's „Beiträgen zur mittelalterlichen Litteratur und Sage."

Peer Gynt's Jagdfahrten.*)

In alten Tagen lebte zu Qvam in Gudbrandsthal ein Bauernjäger, Namens Peer Gynt. Er lag immer in den wüsten Hochgebirgen (Fjeldet) und schoß Bären und Elennthiere, denn damals waren viele weitausgedehnte Wälder im Gebirge, und in diesen hielten sich solche Ungethüme auf. Einmal im Spätherbste, lange Zeit nachdem die Sennerinnen gewöhnlich wieder von den Sennen und Almen herunterzuziehen pflegen, ging Peer ins Gebirg; es waren ihrer noch drei oben. Als er hinauf nach Hövringen kam, wo in einem Kreise etwa dreißig Sennereien liegen, ein Paar Stunden von den Hochalpen Rondene entfernt, und in einer solchen Sennenhütte übernachten wollte, war es so finster, daß er nicht handbreit vor sich sehen konnte, und jetzt fingen auch seine Hunde an so ängstlich zu bellen, daß es ganz grausig war. Plötzlich stieß er an etwas, und als er es betastete, war es eine kalte, schleimige Masse, wie wenn er eine Schlangenhaut berührte. Nun dünkte es ihm doch nicht, daß er vom Wege abgekommen sei, sodaß er gar nicht begreifen konnte, was es war. Unheimlich war es allerdings.

„Was ist das?" fragte Peer, indem er fühlte, daß es sich regte.

„O, es ist der Böig!" antwortete es. Damit war Peer nun ebenso klug wie vorher; er ging aber doch dem unheimlichen Ding entlang; „denn auf einer Stelle muß ich wohl doch durchkommen können!" dachte er. Er stieß aber wieder an etwas, und als er hingriff, war es wieder sowohl kalt als schleimig und groß.

„Was ist das?" schrie Peer.

„O, es ist der Böig!" antwortete es wieder.

„Ja, magst Du nun grade oder gebogen sein, Du mußt mich durchlassen!" sagte Peer, denn er begriff, daß er im Kreise ging und daß der Böig um die Sennenhütte sich geringelt hatte. Es rückte dann ein Bischen, sodaß Peer zur Sennenhütte hineinkam. Da war es aber auch nicht heller als draußen, und er tastete und suchte an den Wänden, um Büchse und Quersack abzulegen; plötzlich griff er wieder an etwas und fühlte dasselbe Kalte, Schleimige und Große.

„Was ist das?" schrie Peer.

„O, es ist der große Böig!" antwortete es nochmals, und wohin er zu gehen oder zu greifen versuchte, da stieß er an oder berührte einen Bogen von dem Böig.

*) Aus den „Huldreeventyr" des Herrn Chr. Asbjörnsen, dem wir diesen Artikel verdanken. D. R.

Hier ist nicht gut sein! dachte Peer; denn dieser Böig, der ist sowohl außen als innen; ich werde aber versuchen dieses Krummholz gerade zu machen. Er nahm also seinen Stutzen und suchte und fühlte, bis er den Kopf fand.

„Was bist Du für Einer?" fragte Peer.

„O, ich bin der große Böig aus Etenthale!" antwortete das Ungethüm.

Dann machte Peer schnell und schoß ihm drei Schüsse in den Kopf.

„Schieße noch einmal!" sagte der Böig. Peer aber wußte es besser, denn hätte er noch einmal geschossen, so wäre der Schuß auf ihn selbst zurückgegangen. Als das abgemacht war, faßte Peer mit seinen Hunden das Ungethüm an, und zog es heraus, sodaß Platz in der Sennenhütte wurde; in allen Bergen ringsumher lachte und rauschte es aber: „Peer Gynt zog Viel, aber seine Hunde zogen doch noch mehr."

In der frühen Morgenstunde wollte Peer Gynt auf die Pirsch gehen. Als er in die Gebirgswüste hineinkam, sah er ein Weibsbild, das Vieh über Tverhö (Querhöhe, ein Gebirg) trieb und dabei jodelte. Als er hinaufkam, war die Sennerin sowohl als das Vieh verschwunden, es ging aber ein großes Rudel Bären des Weges.

„Hab' ich doch niemals Bären in Rudeln gesehen!" dachte Peer; als er aber näher kam, waren die anderen fort, und es ging nur noch einer da. Aber im Berg ganz nahe jodelte es:

Nimm Dein Schwein
Gut in Acht!
Mit dem Kuhfuß (dem Stutzen)
Ist Peer Gynt
Auf der Jagd.

„O das ist Pech für Peer, aber nicht für mein Schwein, denn er hat sich heute nicht gewaschen!" antwortete es in einem andern Berg. Peer aber wusch seine Hände mit einem gar sonderbaren Wasser und schoß den Bären. Dann lachte es laut auf. „Nun kannst Du Acht auf Dein Schwein geben!"

„Ich habe mich nicht darauf besonnen, daß er sein Waschbecken bei sich hat!" antwortete es von der andern Seite.

Als Peer dem Bär das Fell abgezogen hatte, scharrte er Fleisch und Speck unter die Steine und Felsentrümmer an einer Schneefirn ein, damit es nicht von dem Vielfraß aufgefressen werde, und um es später gelegentlich abzuholen; Schädel, Fell und einen von den Schinken nahm er aber mit. Auf dem Rückweg zur Alpenhütte begegnete er einem Blaufuchs.

„Schau mal, mein Lämmchen, wie feist es dahingeht!" scholl es aus dem Gebirge.

„Schau mal, wie hoch Peer Gynt seinen Kuhfuß erhoben hat!" antwortete es in einem andern Berge, als Peer seinen Stutzen anschlug und schoß.

Er zog nun auch dem Fuchse das Fell ab und nahm ihn mit, und als er nach der Alpenhütte kam, nagelte er die zwei Schädel mit aufgesperrtem Rachen an die Wand. Dann machte er Feuer an und setzte einen Topf darüber um Suppe vom Bärenfleisch zu kochen; es machte aber einen solchen Qualm, daß er kaum die Augen offen halten konnte, darum mußte er eine Luke aufmachen. Es dauerte nicht lange so kam ein Troll

(hier Gebirgsriesin) und steckte seine Nase bis in den Schornstein hinunter.

„Schau, hier werde ich Dir ein Löschhorn*) zeigen," sagte das Trollweib.

„Schau, dafür würdest Du eine Bärensuppe kosten!" sagte Peer, und goß ihm die glühheiße Suppe über die Nase.

Das Trollweibchen fuhr wie besessen ab, heulte und jammerte, aber in allen Bergen lachte es hoch auf und rief:

„Gyri**) Suppenschnabel, Gyri Suppenschnabel!"

Nun war es eine Weile ruhig, es dauerte aber nicht lange, so wurde wieder Scandal da draußen. Peer guckte hinaus, und dann sah er einen Wagen mit einem Gespann von Bären; der große Böig aus Etenthal wurde auf den Wagen in Ringeln gehoben und in den Berg hineingefahren. Plötzlich wurde ein Eimer Wasser durch den Schornstein ins Feuer hinuntergegossen, sodaß es ausging und Peer im Düstern saß. Da lachte es wieder und knisterte in allen Ecken, und dann sagte es: „Jetzt soll es Peer nicht besser gehen als den Sennerinnen in Wala-Almen!"

Peer machte aber wieder Feuer an, nahm seine Hunde mit, verschloß die Thüre und zog den Wala-Almen zu. Als er ein Stück nordwärts gekommen war, sah er einen Brand, wie wenn die Wala-Sennenhütten in hellen Flammen ständen. Jetzt traf er ein Rudel Wölfe; einige von diesen schoß er, andere schlug er todt. Als er nach den Sennhütten kam, war es stockfinster und gar kein Feuer; wohl aber waren vier fremde Männer da, die die Almerinnen umreißen wollten; es waren vier Gebirgstrollen, die hießen Gust i Wäre***), Thron Walfjeldet, Kjöstul Aabakken und Rolf Eldförpungen.†)

„Gust i Wäre" stand vor der Thüre als Wache, während die übrigen den Sennerinnen den Hof machten. Peer schoß nach ihm, traf ihn aber nicht und so machte Gust i Wäre sich davon. Als der Jäger herankam, balgten die Trollen sich arg mit den Mädchen herum, von denen zwei sich über alle Maßen fürchteten und Gott baten sie zu behüten; die dritte aber, Gailn-Kari (die tolle Kari) genannt, sagte, sie möchten nur kommen, es mache ihr Spaß, einmal so einen Schatz zu haben.

Als die Trollen aber Peer sahen, fingen sie sogleich zu jammern an, und zwei von ihnen hießen Rolf Eldförpungen Feuer anmachen. Als es aufloderte, packten die Hunde Kjöstul Aabakken an, und warfen ihn auf den Heerd nieder, sodaß Asche und glühende Kohlen um ihn heraufstoben.

„Hast Du meine Schlangen — so nannte er die Wölfe — gesehen, Peer?" fragte Thron Walfjeldet.

„Jetzt sollst Du denselben Weg wie Deine Schlangen fahren!" sagte Peer Gynt und schlug ihn mit dem Büchsenkolben todt; der Eldförpung war aber durch den Schornstein hinausgefahren. Als Peer Gynt das vollbracht hatte, begleitete er die Almerinnen vom Gebirge in die bewohnten Thäler; denn sie wagten nicht länger da droben zu bleiben.

Als sich Weihnachten näherte, war Peer Gynt wieder auf Abenteuer gezogen. Er hatte von einem Hof auf Dovre gehört; jeden Weihnachtsabend kämen dort so viele Trollen an, daß die Leute ausziehen und nach anderen Höfen fahren müßten; dahin beschloß er zu gehen, denn er fühlte ein Gelüste, sich mit den Trollen herumzubalgen. Er zog sich furchtbar an, und nahm einen zahmen Bär, einen Schusterpfriemen, Pech und Draht mit sich. Als er dahinkam, ging er in die Stube und bat, daß sie ihm Quartier geben möchten.

„Gott stehe uns bei!" sagte der Mann, „wir können Dich nicht aufnehmen; wir müssen selbst Haus und Wohnung verlassen, denn jeden Weihnachtsabend hausen die Trollen hier!"

Peer Gynt meinte, er möchte das mit anschauen, und glaubte, daß er wohl die Trollen austreiben könne. So wurde es ihm denn gestattet, zu bleiben, und er bekam obendrein eine Schweinshaut. Der Bär legte sich zur Ruhe hinter den Schornstein; Peer nahm seine Schustergeräthschaften hervor und machte einen großen Schuh aus der ganzen Schweinshaut, steckte aber eine starke Leine ein als Schnürband, sodaß er den ganzen Schuh rings umher zusammenziehen konnte; ein Paar Hebebäume hielt er auch noch bereit. Nach einer Weile kamen die Trollen auch mit Fiedel*) und Fiedlern. Einige tanzten; andere aßen von dem Weihnachtsmahle, das von den fortgezogenen Bewohnern des Hofes auf den Tisch gestellt war. Einige rösteten Speck, andere brieten Kröten, Frösche und derlei unappetitliche Sachen, die sie selbst zum Weihnachtsessen mitgebracht hatten. Mittlerweile guckten sie den Schuh an und sagten: „Der muß einen großen Fuß haben, dem dieser Schuh gehört!" Sie wollten den Schuh versuchen, und als Jeder einen Fuß hineingesteckt hatte, zog Peer das Schnürband zu, steckte den einen Hebel hinein und zerrte und drehte das Schnürband so fest zu, daß sie alle mit einem Bein in dem Schuhe feststeckten. Der Bär regte sich auch und roch nach dem Braten.

„Willst Du Wurst, Weiß-Miezchen?" sagte einer von den Trollen und warf ihm einen glühheißen Frosch ins Maul.

Der Bär brummte bitter und böse, und Peer sagte: „Leg' mal los, Petz, pack' an!"

Petz ließ sich so etwas nicht zweimal sagen, kratzte und schlug mit seinen Tatzen um sich herum, und Peer hieb mit dem andern Hebebaum in den Knäul hinein, wie wenn er den Trollen die Schädel einschlagen wollte. Da mußten die Trollen fortziehen. Peer ruhte dann aus und ließ sich die Weihnachtskost gut schmecken. — Viele Jahre ließen sich die Trollen weder sehen noch hören. Der Bauer im Hof hatte aber eine falbe Stute. Peer rieth ihm, von dieser Stute Füllen zu ziehen, und diese spielten später wie die Kälber auf allen Bergen um den Hof. So war es wieder einmal gegen Weih-

*) In der deutschen Gaunersprache: lange Nase.

**) Gyri: norwegischer Frauenname und auch eine Riesin.

***) Wind oder Windzug im Wetter, Luft.

†) Die Zunamen von den drei letzten sind Bergen, in welchen diese Trollen wohnten, und die die genannten Almen umgeben, entnommen. Eldförpung heißt der Berg wegen seiner Formähnlichkeit mit einer Feuerzeugtasche.

*) Die norwegische Fiedel, sogenannte Hardangerfiedel, hat vier gewöhnliche Darmsaiten, aber unter diesen drei metallene Resonanzsaiten.

nachten. Der Mann war im Walde, um Holz zum Feste zu holen. Da kam ein Troll zu ihm und fragte: „Du, hast Du noch Deine große weiße Katze?"

„Ja", antwortete der Bauer, „sie liegt zu Hause hinter dem Ofen, und hat sieben Junge gekriegt, die noch viel größer und schlimmer sind als sie selbst."

„So werden wir Dich nie wieder besuchen!" sagte der Troll.

Das hohe Alter und der heidnische Ursprung dieser Sage sind nicht zu verkennen. Peer Gynt vertritt hier Thor, dessen Cultus in Norwegen immer vorherrschend war; gerade auf Hundorp im Gudbrandsthal stand einer seiner berühmten Tempel. Wie der alte Gott als Beschützer des Ackerbaues, als milder, menschenfreundlicher Gott, der die Bestellung der Felder und das Gedeihen der Früchte gegen schädliche Naturkräfte schützt, so lebt auch Peer Gynt stets im Kampf und freut sich am Kampfe mit den Trollen der schauderhaften Gebirgswüsten im gudbrandsthalischen Hochgebirge, das einen angemessenen Schauplatz und gleichsam einen Rahmen für diese Elementarkämpfe und Jagdthaten bildet. Wie Thor mit seinem Hammer die Riesen zerschmettert, so tödtet und zerprügelt Peer Gynt auch die Trollen, die zerstörenden wie neckenden Naturgeister, damit sie das Menschengeschlecht nicht bedrängen.

Die nordischen Quellen haben uns eine Reihe von solchen Kämpfen Thors aufbewahrt, welche Uhland in dem Mythus von Thor geistreich erklärt hat. Von den sowohl in diesen wie in mehreren andern, zum Theil noch nicht gedruckten, norwegischen Sagen enthaltenen mythischen Fragmenten und Andeutungen wäre es nicht schwierig, bedeutende Trümmer von mehreren dieser Großthaten Thors in noch lebenden Erzählungen des Volkes nachzuweisen. In dem hier Mitgetheilten erkennt man an dem „großen Böig aus Etenthal" leicht die Midgardsschlange und Thors Kämpfe mit derselben. Die vier beim Namen genannten Trollen stellen, ganz wie Hrugnir, Skrymer, Hymir und Thrymer in der Edda, feindselige Naturkräfte der Winternächte und der hochgelegenen rauhen Gebirgsebenen dar, wo ein wahres Polarklima herrscht, ja sogar die Namen „Gust i Wäre," „Rabakken" (der Flußberg) und noch mehr das Auftreten derselben zeigen die Verhältnisse dieser Trollen zum Sturm, Feuer und Wasser an. Die Zudringlichkeit der Trollen in den Almen und gegen die Almerinnen erinnert gewissermaßen an des Stirnriesen Hrugnirs Eindringen zu den Gelagen der Asen, wo er in Trunkenheit droht, die Göttinnen Freya und Sif mitsichzunehmen, und dann von Thor, der, als die Götter seinen Namen nennen, erscheint, überwältigt wird.

Eine kleine hierher gehörende Localsage, wobei die Entstehung zweier großer Binnenwasser mythisch erklärt wird, von dem „Mjösweib" (Mjöskjarringa), die ich sowohl von dem „Mjösen-Wasser" im Bezirk Valders als von dem großen Binnensee Mjösen, der im mittlern Theil von Christiania-Stift liegt und seine Hauptquellen zwischen einigen von den wildesten und großartigsten Gletschern und Alpenbildungen Norwegens auf den das Gudbrandsthal umgebenden Hochgebirgsebenen hat, enthält die Geschichte von Thors Zusammentreffen mit Geirröds Töchtern Gjalp und Greip, von denen Gjalp quer über dem Strom stand, durch welchen der Gott watete, und dessen Wachsen so steigerte, daß das Wasser ihm bis an die Schultern stieg. Auch in dieser Sage zeigt Thor seine Kraft gegen die schädlichen, verheerenden Wasserfluthen und die wilden Bergströme, indem er wie beim Snorre*) sagt: „Bei der Quelle muß man den Strom stauen", und dann mit einem Steinwurf die Ursache der Ueberschwemmung und die Riesin zugleich beseitigen.

Die letzte von Peer Gynts Thaten, die Schlägerei mit den Trollen und das Vertreiben derselben von Dovre mit dem wilden Losschlagen auf das ganze Trollengesindel erinnert gewissermaßen an die Hochzeit und das Gastmahl beim Thrym, wo Thor als Freya verkleidet seinen gestohlenen Hammer wieder bekommt und damit Thrym tödtet und die übrigen Trollen und Riesen schlimm zurichtet. Wie schon oben in der Anzeige von dem „Jägerbrevier" angedeutet, ist dies eine von den allgemeinsten in vielen norwegischen Gebirgsthälern vorkommenden Sagen. Eine Variante davon, die sich auch auf Island erhalten hat, bestätigt noch mehr, was oben angeführt ist, indem Thryms Name sich auch darin erhalten hat. In einer Erzählung dieser Sage, die im Bezirk Valders im Volksmund lebt, führen die Trollen, als sie zum Weihnachtsabend auf ähnliche Weise wie oben einkehren, mit sich einen sehr großen Mann, den sie Thronn (Thrym) nennen, dem sie Ehre bezeigen, Opfer bringen und Geschenke hinlegen, indem sie sagen: „Das opfere ich Thronn!" Wenn sie alle geopfert haben, schießt der Jäger ihn mit einem Silberknopf herunter, indem er sagt: „Dies opfere ich Thronn!" Unter Heulen wird die Leiche von den Trollen fortgetragen, indem der Bär und der Schütze sie zerkratzen und zerprügeln.

Bei dieser Sage ist zu bemerken, daß von den nicht opfergerechten Thieren der Bär dem Gotte heilig war, da er selbst den Beinamen Björn (d. h. Bär) führt. Dieses Thier schien als Symbol der Stärke dem Gotte geweiht zu sein. Nach Saxo macht der Genuß des Bärenblutes den Menschen stark, und nach norwegischem Aberglauben trinken die Bärenjäger noch heutzutage das warme Blut des frischerlegten Thieres, um die Furcht, die oft selbst den Kühnsten beim Erscheinen des nordischen Waldkönigs befällt, zu verscheuchen.

Damit steht freilich der deutsche und nordische Glaube im innigsten Zusammenhang, daß dieses Thier die Kraft hat, Zaubereien unwirksam zu machen**), und, wie Thor selbst, siegreich gegen böse Geister kämpft. Chr. A.

---

*) Edda 112—15.

**) Soll die Hexe über das Vieh keine Macht haben, so sperrt man einer Nacht hindurch einen Bären in den Stall; dieser kratzt das Versteckte, worin der Zauber liegt, heraus, und sobald er aus dem Stall geschafft wird, hat das Vieh keine Anfechtung weiter.

Der blinde Bildhauer Kleinhanns.

Durch die Reisebeschreibung eines Franzosen, deren Titel ich leider vergessen, wurde ich zu Gastein vor einigen Jahren zuerst aufmerksam auf den überaus merkwürdigen blinden Bildhauer Kleinhanns. Ich las von ihm, daß er in frühester Jugend erblindet sei, daß er dennoch durch das bloße Gefühl, durch den Tastsinn, sich zum Bildhauer ausgebildet und daß er noch zu Innsbruck lebe. Alles, was der Franzose über den armen Deutschen mitgetheilt, weckte mein nicht geringes Interesse. Ich nahm mir sofort vor, falls ich nach Innsbruck käme, den wackern Mann aufzusuchen.

Als es mir demnächst gelang, die herrliche Hauptstadt Tirols wirklich zu sehen und mich an ihrer wundervollen Lage zu erfreuen, vergaß ich des braven Kleinhanns nicht, aber im Gasthof zur Sonne, wo ich wohnte, wußte man Nichts von ihm. Da kam ich nach dem „Ferdinandeum", dieser schönen Sammlung von Alterthümern aus dem Lande Tirol. Neben vielen Reliquien von Andreas Hofer, unfern von einem Bilde Luthers, mit der in Innsbruck doppelt merkwürdigen Umschrift: „Doctor Martin Luther, der die reine Lehr' uns gegeben hat. Nach Gottes weisem Rath anno 1527," — auch nicht weit von einem Bilde der schönen Philippine Welser, entdeckte ich plötzlich das Bildniß des blinden Künstlers Kleinhanns. Der Castellan bestätigte, daß derselbe im fünften Jahre durch die Pocken des Augenlichts gänzlich beraubt worden, daß er von da ab lediglich nach dem Tastsinn gearbeitet und viele Crucifixe von Holz geschnitzt habe. Ich sah von ihm auf dem Ferdinandeum eine treffliche Mater dolorosa, gleichfalls aus Holz gearbeitet, mit allem Ausdruck des Schmerzes, und eine wohlgetroffene Büste des Kaisers Franz. Der Aufseher des Ferdinandeums erzählte mir, was ich schon von Anderen gehört, daß der hochbetagte blinde Künstler öfter ganz allein Reisen gemacht, eine namentlich nach Wien, und zwar ohne Führer und daß er dabei nur einmal in einen Graben gefallen sei. Was ich im Ferdinandeum von den Arbeiten des armen Kleinhanns gesehen, hatte mein Interesse für denselben dergestalt gesteigert, daß ich keine Mühe scheute, um ihn zu ermitteln. Endlich erforschte ich die Gegend, wo er wohnen sollte; doch sagten mir gleich einige Personen, daß er dem Verlauten nach nicht mehr in Innsbruck sei. Mit vieler Mühe gelang es demnächst, das Haus am Innrain zu erforschen, wo ich hoffen durfte, nähere Auskunft zu erhalten, weil man versicherte, daß er dort wenigstens zuletzt gewohnt habe. Es war ein kleines Haus dicht neben dem Kloster der Ursulinerinnen. Dort wies man mich hinten eine Stiege hinauf zu dem sogenannten Privaten Bräuer. Ich traf daselbst dessen sechzehnjährige freundliche Tochter Nanny, von welcher ich erfuhr, daß der alte blinde Kleinhanns dort wirklich gewohnt habe, jedoch vor einigen Wochen nach Nauders, seinem hinter Meran gelegenen Geburtsort, gereist sei, um daselbst sein Leben bei seinem Bruder in Ruhe zu beschließen. Das junge Mädchen erzählte mir viel von dem wackern Greise, an dem sie mit vieler Theilnahme hing. Sie rühmte sein heiteres gemüthliches Wesen und konnte um so mehr über ihn Auskunft geben, als sie mehrere Jahre ihm zur Führerin und Gefährtin gedient hatte. Sie bestätigte, daß nach seiner eignen und seiner Angehörigen Erzählung er das Gesicht schon als fünfjähriges Kind durch die Blattern verloren. Demnächst habe er lediglich durch seinen stets geübten Tastsinn, vermöge seines ganz überaus feinen Gefühls, sich ohne fremde Hülfe durch sich selbst im Schnitzen ausgebildet. Sein unablässiger Fleiß habe allmählich sein angebornes Talent zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt. Aber neben der Bildnerei habe er auch die Musik und den Gesang, ja in gewisser Weise die Dichtkunst gepflegt. Sie theilte mir ein rührendes Liedchen mit, das er verfaßt. Seine unendliche Geduld und Thätigkeit konnte sie nicht genug rühmen. Oft habe er Tag und Nacht gearbeitet. Ob Licht gewesen, oder die Fenster geschlossen worden und tiefes Dunkel geherrscht, habe ihm natürlich gleich gegolten. Auch das Clavierspiel und den Gesang habe er durch sich selbst gelernt. Sie zeigte mir zur Bekräftigung seiner Thätigkeit noch einige begonnene Arbeiten des wackern Mannes, namentlich einen Christus, der seinen Jüngern den Kelch reicht, in erhabener Arbeit, mit vortrefflichem Ausdruck in den Gesichtern. Vorzugsweise hat er zahlreiche Heiligenbilder und Crucifixe geschnitzt.

Vorzüglich merkwürdig war mir ein Kopf, den er gleichfalls aus Holz gearbeitet hatte. Derselbe stellte die vor einigen Jahren verstorbene Mutter seiner freundlichen Führerin, der gemüthlichen Nanny dar. Diese versicherte die große Aehnlichkeit. Und doch hatte der blinde Künstler diesen Kopf in ihrer Gegenwart lediglich vermöge seines überaus feinen Tastsinnes nach der Todtenmaske gearbeitet. Sein Werk war gleichsam eine hölzerne Todtenmaske. Aehnlich hatte er den Kopf des Kaisers Franz, wie mir das junge Mädchen erzählte, nach einer Büste desselben in Holz ausgeschnitzt.

Ich äußerte mein lebhaftes Bedauern, daß ich den braven Künstler nicht mehr träfe und nicht mehr von Angesicht und Person kennen lernen, auch keines seiner Werke erlangen könnte. Da schickte das junge Mädchen bereitwillig zu einem Verwandten, wo nach ihrer Versicherung noch einige Sachen des Kleinhanns aufbewahrt seien, um von dort mir vielleicht zu einem Erwerbe zu verhelfen. Da die Botin lange ausblieb, suchte sie inzwischen, um zu sehen, ob sie selbst von den ihr geschenkten Sachen Nichts fände, was sie allenfalls weggeben könne. Bald holte sie wirklich ein hübsch gearbeitetes Crucifix hervor, das er ihr einst, wie sie versicherte, zum Dank für ihre oftmalige treue Führung geschenkt. Ich merkte ihr wohl an, wie werth sie dieses Stück hielt. Dennoch drang sie in mich, dasselbe zum Andenken mitzunehmen, weil sie vorher mein lebhaftes Bedauern gehört, nichts mehr von ihrem alten Freunde erlangen zu können. Ich lehnte ihr so freundliches Erbieten wiederholt entschieden ab, allein sie ließ nicht eher nach, als bis ich das Crucifix nahm. Nun wollte ich dafür einen Preis zahlen oder ihr doch ein Gegengeschenk machen, aber sie wies dies Alles lebhaft zurück. Nur mit Mühe erforschte ich später

von einer Verwandten einen Gegenstand, der ihr als Gegengabe und Andenken Vergnügen machen sollte, aber kaum vermochte ich sie zur Annahme zu bewegen.

Sie und ihr Vater bestätigten übrigens später, was allerdings fast unglaublich klingt, daß der blinde Kleinhanns mehrmals größere Reisen gemacht und oft ganz ohne Führer. So sei er auch nach Wien zu einem Verwandten ganz allein gereist, wie mir dies in der That schon der Aufseher im Ferdinandeum erzählt hatte, dort aber nicht lange geblieben, weil sein Vetter ihm nicht gottesfürchtig genug gewesen.

Die von mir erworbenen Sachen sind allerdings nur roh gearbeitet, aber die Züge des Kaisers Franz sind den Büsten, welche man von ihm besitzt, vollkommen ähnlich. Unter diesen Schnitzwerken ist ein amtliches Siegel zur Bestätigung der Aechtheit. Außerdem bürgt dafür die Quelle, aus welcher ich sie erworben. Es kommt aber auch noch ein anderer eigenthümlicher Umstand hinzu, um außer Zweifel zu setzen, daß diese Bilder von einem Blinden geschnitzt sind. Das ist die Art der Auffassung, welche so eigenthümlich ist, daß mir Maler und Bildhauer die Versicherung geben, man sehe aus derselben, daß nur ein Blinder diese Bilder geschnitzt haben könne.

Seit jener Zeit habe ich von dem blinden Künstler nichts wieder vernommen. Gehörte ich zu den reichen Geldmächten der Erde, so würde ich es mir zur angenehmen Pflicht gemacht haben, dem schon so früh Geprüften den Abend seines Lebens recht heiter zu gestalten. Jetzt wird er wahrscheinlich längst in die himmlische Heimath zurückgekehrt sein, nach welcher er sich so oft gesehnt haben soll.

Aus einem rührenden Gesange, den der blinde Greis gedichtet, mögen hier noch einige Verse mitgetheilt werden. Dieselben lauten:

„Ich will ihn loben froh und gern
Den Schöpfer, meines Lebens Herrn,
Wenn er auch blind mich hat gemacht,
Verhüllet mir der Erde Pracht.
Ich bin doch seiner Huld gewiß,
Senkt' er mich auch in Finsterniß;
Er gab in seiner Güte mild,
Mir doch die Macht, zu schaffen noch sein Bild!"

Aehnlich ergreifend sind die anderen Strophen. —ß.

Zur Chronik.

Das Franzosenthum auf den deutschen Brettern. — Die dramatische Grisetten- und Lorettenlitteratur haben die deutschen Bühnen ersten Ranges Anstand genommen unserer Nation vorzuführen, zum großen Bedauern Derer die in der französischen „Mache" für das deutsche Drama die einzige Rettung sehen, und um die fremde Virtuosität im Genre zu erreichen sich nicht scheuen fremde Sitte oder Unsitte als bei uns heimisch vorauszusetzen. Nicht in der Vorführung unsittlicher Conflicte, in der Voraussetzung ihrer landläufigen Bedingungen liegt das Verwerfliche in der Richtung unserer Gallomanen. Mißgestaltete Ehen z. B., die der Mammon unter dem Verzicht auf alle Stimme des Herzens und der Natur schließt, werden jederzeit Inhalt des Romans und des Schauspiels sein, denn der Widerstreit zwischen äußeren und inneren Bedingungen bei Schließung eines Bündnisses ist allgemein menschlich. Allein annehmen daß die Ehe nur ein commercieller Contract sei, ist speciell französisch; diese Annahme als allgemein gültig deutschen Zuständen ganz naiv unterzuschieben, ist das Verwerfliche. Georges Sand suchte zu beweisen, die Ehe sei une institution sans rime et sans raison, sie gab sich Mühe, an großen Ausnahmefällen diesen Beweis zu führen, bot Himmel und Hölle auf, um die geknechtete weibliche Seele an den Mißformen der Welt zu rächen. Sie war bei weitem nicht so unsittlich als ihre Nachfolger, die jenen Beweis erst gar nicht führen, seine Richtigkeit voraussetzen und auf der Basis, gleichviel mit wieviel Glanz und Geschick, einen Conflict entwickeln, der sich schließlich eben auch nur in einem ganz äußerlichen Arrangement löst und beendigt. Daß eine Tochter aus dem Volk, in Folge bitterer Täuschungen, dahin gelangt ihre Reize käuflich zu machen, kann z. B. für den Fall daß sie damit die Ehre ihrer Familie rettet, von psychologischem Interesse sein. Ein satyrischer Humorist kann sich das Thema stellen, das gefallene Mädchen über die besser dotirte Sünde der hergebrachten und nicht gestörten Situationen der bürgerlichen Gesellschaft triumphiren zu lassen. Eine Dichtung die dies schildert, ist um deswillen noch nicht unsittlich. Sie wird erst verwerflich, wenn sie beweisen will, die Lorette sei die einzig wahre Natur mitten in der Corruption der ehelichen Zustände eines Zeitalters und Volkes. Nimmt ein Dichter dies gar als ausgemachte Thatsache der modernen Bildungsphase, so hilft er am Ruin der gesammten Gesellschaftswelt. Wie die Franzosen an diesem Ruin arbeiten, wie sie diese Auflösung aller moralischen Bande vollenden, um eine tabula rasa zur Neugestalt einer natürlicheren Weltordnung zu finden; das könnte uns als eine Merkwürdigkeit, als ein Problem das sich diese Volksthümlichkeit stellt, interessiren. Allein unsere Francomanen beneiden die uns fremde Nationalität so sehr um die virtuose Grazie ihrer Formen, daß sie uns auch deren Inhalt unterschieben, nur auf Kosten der eignen Lebensaufgaben die fremde Formvollendung anstreben. Hierin liegt eine naiv oder heimlich betriebene Corruption, gegen die öffentlich Protest zu erheben ist. Francomanie beherrscht noch immer ungestört die deutsche Bühne, wenn auch nicht mehr ganz ohne Scheu. Man giebt sich die Miene, „die Dame mit den Camellien," die „Delila," die chevaliers en brouillard als unmoralisch zu verwerfen. Die Prostitution der Frauenehre ist hier zu nackt und dürfte polizeiliche Einsprache gewärtigen. Dagegen kann die Prostitution aller Ehre in Handel und Wandel in Les faux bonshommes (Biedermann und Consorten) ungescheut vorgeführt werden, schon weil sich hier die Satyre in einer Caricatur unserer Börsenschwindler gefällt. Wir sahen dies Stück zufällig in Cöln, zufällig bei leerem Hause, können also nicht beurtheilen, wie diese Trivialität in Wien und in Berlin mit der Komik eines Laroche und eines Döring wirksam sein kann. Die Trivialität liegt nicht in der fehlenden vis comica; diese ist im Conflict des Stückes, von der Mitte bis zum Ende, sogar eine ungewöhnliche; die Trivialität liegt in der naiven Annahme der Gaunerei als landesüblicher Sitte, gar nicht mehr zu beanstan-

dender Gewohnheiten und Concessionen. Die ersten Acte mit der ganzen Anlage des Stückes lassen uns diese von Frankreich herübergenommene Zumuthung auf das empörendste und grellste empfinden, davon abgesehen daß sie auch vor der ästhetischen Kritik nicht bestehen.

Das neueste Werk des mit einer neuen Nuancirung auf die deutschen Bretter herübergeschmuggelten Franzosenthums heißt: La Fiammina. Außer Herrn v. Küstner haben noch zwei andere Federn es eiligst verdeutscht, um der heruntergekommenen deutschen Bühne damit aufzuhelfen, d. h. das Franzosenthum als wieder sittlich geworden vor unserer Leichtgläubigkeit glänzen zu lassen. Fiammina ist allerdings keine Lorette, noch weniger Grisette. Sie ist eine italienische Sängerin, war die Gattin eines französischen Malers und als solche Mutter eines Sohnes, der im Stücke als zwanzigjähriger Jüngling auftritt. Fiammina hat nämlich Mann und Kind seit lange verlassen und lebt mit Lord Dugley in wilder Ehe. Wir geben dies im ungeschminkten deutschen Ausdruck, so zart und delicat auch der Lord sich bei seinem Kunstenthusiasmus gebährdet. Das Verhältniß ist anständig, beruht aber auf der Lüge, daß Fiammina nicht als Frau eines Andern eingeständig ist. Ihr künstlerischer Ruf führt sie mit dem Lord nach Paris. Lambert, ihr Gatte, soll sie malen, weigert sich aber. Die Kunde von seinem ehelichen Bündniß mit der Freundin des Lords verbreitet sich und Henri der Sohn erlebt im Theater, wo seine Mutter die Bewunderung der Welt ist, bedauerliche Anspielungen und beleidigende Herausforderungen, auf die er als braver Junge, der Ehre im Leibe und Haare auf den Zähnen hat, feurig eingeht. „Ehre im Leibe" und „Haare auf den Zähnen" ist auch sehr deutsch und sehr plump ausgedrückt, und doch liegt für uns in diesem Sohn Henri, der von Duell zu Duell schreitet, das einzig allgemein gültige und menschliche Interesse des Stückes, wenigstens nach der französischen Darstellung, die wir davon zufällig in Brüssel (im Theater St. Hubert) erlebten. Daß der gute Junge sich für die Ehre seiner allerdings in ihrer Ehrenhaftigkeit zweifelhaften Mutter schlagen muß, ist freilich eine Bravour die nach unseren Begriffen fast ins Komische überstreift; allein wir sahen das Stück französisch und wissen nicht wie dieser ganz französisch gedachte bon enfant mit deutschem Ehrgefühl sich aus diesem Widerstreit der Empfindungen herausfinden und hindurchwinden kann. Nur französisch gespielt hat das Stück seinen Sinn und seine Berechtigung; deutsch gespielt streift es namentlich auch in der mißlichen Stellung der Heldin ans Widersinnige. Fiammina sieht nämlich den Sohn, ist entzückt von ihm und empfindet plötzlich das von ihr als Maitresse des Lords verscherzte, sittliche Frauen- und Mutterglück. Der Sohn schlägt sich für ihre Ehre, fordert selbst vom Lord Genugthuung, und bekämpft ihr gegenüber doch jede Herzensregung, denn sie hat seinen Vater gekränkt, ihn selbst als Kind preisgegeben und verleugnet. Dieser Sohn und sein Verhalten im Kampf zwischen Moral und Ehrgefühl ruft in Fiammina selber Moral und Ehrgefühl auf. Wir wissen jedoch nicht recht: sind die reuigen Magdalenenthränen, die sie plötzlich weint, sittlich und ehrenhaft genug, uns zu rühren und unsere Empfindung für sie zu berechtigen. Wir sahen in Brüssel bei gedrängt vollem Hause viel nasse Augen, viel Schnupftücher in Bewegung, als Fiammina dem Lord und dem Leben in Glanz und Freude, selbst der Kunst Adieu sagt, um — in Ermangelung eines Klosters vielleicht — ganz still und privatim ihre Irrungen und Fehler zu bereuen. Diese selbstauferlegte Buße wirkt überwältigend auf den Sohn Henri; er stürzt zu ihr und versagt ihr nicht länger den Namen Mutter. Danach hat sie, zur Strafe, vergeblich gelechzt. Inzwischen wäre es doch allzu genant für Lambert père, auf die gewesene Maitresse des Lords wieder Gattenansprüche geltend zu machen; auch von Lambert fils weiß man nicht recht, ob sein Ehrgefühl von neuem in Kampf geräth, um die Rechte seiner Mutter als Gattin seines Vaters bei Diesem zu vertreten. Es gäbe das ein neues Stück, sowie etwa „Menschenhaß und Reue" eine Fortsetzung fand in einer „Eulalia." Daß ein Sohn seinen Vater zwingt, seine ehrlos gewordene Mutter wieder als ehrlich an- und aufzunehmen, würde eine noch nicht dagewesene Komödie sein, französisch gedacht: leicht möglich, deutsch: vielleicht sehr lächerlich. In dem was für lächerlich gilt und gelten muß, scheiden sich beide Nationalitäten weit mehr noch als im Ehrbegriff. Vor der Hand müssen wir aber erst erleben, was eine deutsche Fiammina auf unseren Brettern für — Geschäfte macht, und ob deutsche Thränensäcke sich ergiebig erweisen beim Unglück einer Sünderin, die beim Anblick ihres zwanzig Jahre lang verleugneten Sohnes wieder gern tugendhaft sein möchte.

Erklärung in Sachen des Herrn S. Hirzel.

— In Nr. 42 unseres Blattes, bei einer Rüge gegen den jetzt im deutschen Buchhandel so vielbeliebten und naiv betriebenen Brauch, mit einem und demselben Buchdruck gleich mehrere Auflagen auszustatten, zogen wir Gustav Freytags Roman „Soll und Haben" ganz gelegentlich als Beispiel heran. Der Verleger des Buches klagte gegen uns auf Verläumdung, und das Königliche Gerichtsamt zu Dresden erkannte unter dem 3. December 1857 gegen uns wie folgt:

„Auf eine, von Herrn Salomon Hirzel zu Leipzig hier wider Sie eingereichte, und nebst einem nachträglich anher gelangten Schreiben in Abschrift anliegende Rüge ist wegen derjenigen Ehrverletzung, deren Sie sich durch Insertion des in Nr. 42 Seite 1346 der von Ihnen redigirten Zeitschrift „Europa" Jahrgang 1857 zu lesenden Artikels über die im Verlage des Denunciantens erschienenen Auflagen des Romans „Soll und Haben" wider denselben als Verleger gedachten Romans sich schuldig gemacht haben, in Gemäßheit von Art. 239 des Strafgesetzbuches und von Art. 368 der Strafproceßordnung eine Geldstrafe von Zehn Thalern und Veröffentlichung des Strafbescheides durch Ihre Zeitschrift festgesetzt worden, und Sie erhalten daher hiermit Bedeutung, die Strafe sowohl als die Kosten ꝛc. binnen 14 Tagen ꝛc. bei Vermeidung executorischer Zwangsmaßregeln anher zu berichtigen." —

Wir haben gegen diese Entscheidung des Königlichen Gerichtsamtes um so weniger etwas einzuwenden als wir bereits in Nr. 44 unserer Zeitschrift freiwillig die Erklärung abgaben, subjectiv, und in Bezug auf die ersten beiden Auflagen des obgedachten Buches sogar objectiv, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß unser Argwohn ein nicht gerechtfertigter gewesen. Herrn S. Hirzels gekränktes Ehrgefühl, das auch auf eidliche Vernehmung des Druckers drang, ist uns ein willkommenes Zeugniß. Ein Ehrenmann unter Buchhändlern erklärt in seiner Eingabe bei Gericht die in Rede stehende Manipulation vieler seiner Genossen, die wir als eine Täuschung des Publicums bezeichneten, geradezu für „Betrug." Der Königliche Gerichtshof zu Dresden bestätigt diese Annahme durch seine Entscheidung. Hierauf fußend, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß unsere Rüge gegen den obgedachten Usus des deutschen Buchhandels sich mit Erfolg wird fortsetzen lassen.

Dresden, den 12. December 1857.

Die Redaction der Europa.
Dr. F. Gustav Kühne.

Europa. Chronik der gebildeten Welt.

Die „Europa" hat sich die Aufgabe gestellt, eine Chronik der gebildeten Welt zu sein; sie will die wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Epoche der allgemeinen Bildung zuführen und erläutern, die öffentlichen Thatsachen, die Weltbestrebungen und die Völkerinteressen beleuchten, die Naturwissenschaften und die jetzt vorzugsweise so wichtige Länder- und Völkerkunde in lebendigen Darstellungen in ihr Gebiet ziehen, die bedeutenden Erscheinungen der Litteratur des In- und Auslandes charakterisiren und der Kenntniß des Lesers näher bringen, indem sie das Neue und Interessante was sie bringen, in Kürze mittheilt, oder nach dem Inhalt derselben ausführlichere Schilderungen entwirft. Auch Theater, bildende Kunst und Musik werden die ihnen gebührende Berücksichtigung finden.

Außerdem wird die Europa in dem Jahre 1858 eine fortlaufende Reihenfolge von biographischen Skizzen noch lebender und wirkender Persönlichkeiten unter dem Titel:

Männer der Zeit

geben. Diese Schilderungen fürstlicher Personen, Staatsmänner und Militärs, Männer der Wissenschaft, der Litteratur und der Kunst, der Industrie und des Handels, kurz jeder Richtung öffentlicher Thätigkeit werden sowohl in einer gedrängten und kurzen Charakteristik die Stellung der Betreffenden zu unserer Zeit und zu ihrer Umgebung zu beleuchten versuchen, wie auch alle auf sie bezüglichen biographischen Einzelheiten und Daten aus den zuverlässigsten Quellen zusammentragen und mittheilen, sodaß unsere „Männer der Zeit," gesammelt, durch Supplemente vervollständigt, und durch alphabetische Register für den Gebrauch bequem gemacht, ein zuverlässiges Repertorium über alle hervorragende Persönlichkeiten der Gegenwart für Jeden, der an den Bestrebungen der Neuzeit in irgend welcher Richtung Antheil nimmt, bilden werden.

Die Europa erscheint in zwei Ausgaben:

I. Die **Wochenausgabe** erscheint jeden Sonnabend in Nummern von 16 Seiten in 4. Der vierteljährliche Pränumerationspreis beträgt 1 Thlr. Diese Ausgabe ist hauptsächlich für Journalcirkel und für diejenigen Abonnenten bestimmt, denen an schnellem Empfang durch die Post oder durch den Buchhandel gelegen ist.

II. Die **Monatsausgabe** umfaßt den Inhalt der 4 oder 5 Wochennummern eines Monats, geordnet in zwei Abtheilungen: I. größere Aufsätze, II. Chronik, von denen jede besonders paginirt ist und zum Schluß des Jahres mit Titel und Inhalt versehen wird. Der Preis ist ebenfalls 1 Thlr. quartaliter, doch können die Hefte auch einzeln beim Empfang mit 10 Ngr. bezahlt werden, und dürfte sich diese Ausgabe ganz besonders für Haus- und Familienbibliotheken, sowie auch für Abnehmer im fernen Auslande eignen.

Durch einen Blick auf den Inhalt wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß wenige Zeitschriften, — namentlich zu einem so billigen Preise, — einen solchen Reichthum von unterhaltender und belehrender Lecture gewähren, sodaß dieses Blatt sich nicht allein zur Aufnahme selbst in die kleinsten Journalcirkel eignet, sondern sich auch zur Anschaffung für das Haus empfiehlt.

Leipzig, den 26. December 1857. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.